Peter Rosegger

Jugendbildnis

aus der Zeit als der Waldschulmeister entstand.

Gesammelte Werke von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Erster Band

Lebensgeschichte des Verfassers

Die Schriften des Waldschulmeisters

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Die Schriften des Waldschulmeisters

Herausgegeben von
Peter Rosegger

Mit der Lebensbeschreibung
des Verfassers

1913
Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort des Verfassers

zu den „Gesammelten Werken".

Es hat sich die Notwendigkeit eines völligen Neudruckes meiner Schriften herausgestellt. Diese Gelegenheit nehme ich wahr, um eine längst gehegte Absicht zu verwirklichen: Teilweise Neubearbeitung meiner Werke.

Aber ich will nicht in den Fehler der Alten fallen, die Jugend verbessern zu wollen. Die Jugend ist gut genug. Ich will sie, was Gehalt, Empfindung und Gesinnung betrifft, nicht anrühren; das soll stehen bleiben wie es steht, mit aller Unbefangenheit, mit allem Übermut, mit all seinen rührenden Unzulänglichkeiten.

Und doch werde ich manches streichen mit derselben Lust, mit der es einst geschrieben worden. So sollen nach Möglichkeit beseitigt werden Längen, Wiederholungen, Irrtümer, Polemiken, Sentimentalitäten und was sonst etwa von dem reiferen Überschauer seiner Vergangenheit als geschmacklos empfunden wird. Es werden der bewußten und unbewußten Gebrechen noch genug stehen bleiben, die zu schlichten nicht in meiner Macht liegt. Im Ganzen wird mit einzelnen neuen Zutaten und Stücken, die der neuen Ausgabe einverleibt werden, manches neue Licht und mancher neue Schatten in das Gesamtbild kommen.

Bei diesen beträchtlichen Umformungen ist es unvermeidlich, daß einige Bändetitel geändert oder ver-

schoben werden, damit das ungefähr Gleichartige, wie es im Lauf der Jahre entstand, unter passendes Schild gestellt werden kann. Die Schriften werden auf vierzig Bände zusammengezogen; die genügen reichlich, um meine menschliche wie literarische Wesenheit in allen ihren Teilen und Winkeln, Arten und Unarten aufzuzeigen.

Der Leser wird sich in der neuen Ordnung um so leichter zurechtfinden, als den „Gesammelten Werken" ein alphabetisches Gesamtverzeichnis aller Titel und Inhaltsüberschriften beigegeben werden soll.

Und so habe ich in meinem vorgeschrittenen Alter die große Durchschau unternommen, mit jugendlicher Freude fast; denn ich sehe in ihr ein Recht, eine Pflicht und eine Gnade. Ist das nicht eine Gnade, die fünfzigjährige Lebensarbeit so vor sich liegen zu haben mit der Möglichkeit, Fehler gut zu machen? Der Wille dazu ist stark; möge mir auch die richtige Einsicht und ein letztes Können nicht versagt sein.

Krieglach, im Herbst 1912.

Lebensbeschreibung des Verfassers,
von ihm selbst.

Einer, der vom Geschicke so hinausgestellt worden ist, daß voraussichtlich, ja schon bei seinen Lebzeiten, mythisch gestimmte Leute seine Lebensgeschichte nachdichten und weiter erzählen, ein solcher tut gut, wenn er ihnen zuvorkommt. Am Ende weiß doch jeder selbst am besten, was es mit ihm ist. Nur aufrichtig muß er sein. Bei einem Poeten tut sich das selten ganz leicht, weil die Erinnerung gerne ein wenig umgebogen wird durch eine zudringliche Phantasie.

In dem Berichte, der hier folgt, wird das nicht so sein. Knapp und der Wirklichkeit gemäß soll da mein unbedeutendes, aber nicht armes Menschenleben aufgeschrieben werden. —

Als ich mich auf dieser Erde fand, war ich ein Knabe auf einem schönen Berge, wo es grüne Matten gab und viele Wälder, und wo, so weit das Auge trug, andere Berge standen, die ich damals aber noch kaum angeschaut haben werde. Ich lebte mit Vater und Mutter und etlichen Knechten und Mägden in einem alten, hölzernen Hause, und es gab in Hof und Stall, auf Feld und Wiese und im Walde immer alle Hände voll zu tun, und das Arbeiten vom frühen Morgen bis in die späte Nacht war etwas ganz Selbstverständliches, sogar schon

bei mir; und wenn ich auf dem Anger mit Steinchen, Erde, Holzstückchen usw. spielte, so hatte ich immer Angst, des Vaters Stimme würde mich jetzt und jetzt zu einer Arbeit rufen. Ich habe das Spiel mit Hast getrieben, um es noch vor der Arbeit zu Rande zu bringen, und ich habe die Arbeit mit Hast vollbracht, um wieder zum Spiele zu kommen. Und so hat sich eine gewisse Eilfertigkeit in mein Wesen eingewachsen, der — war es im Studium oder im Schaffen — die Geduld und Bedächtigkeit nicht immer die rechte Wage hielt.

Mein Geburtsjahr ist 1843. Den Geburtstag — 31. Juli — habe ich mir erst später aus dem Pfarrbuche zu Krieglach heraussuchen lassen, denn bei uns daheim wurde nur mein Namenstag, Petri Kettenfeier, am 1. August, und zwar allemal dadurch gefeiert, daß mir meine Mutter an diesem Tage einen Eierkuchen buk.

Unsere kleine Gemeinde, die aus etwa vierundzwanzig auf Höhen und in Engtälern zerstreuten Bauernhäusern bestand, hieß Alpel, oder wie wir sagten: die Alm; sie war von großen Wäldern umgeben und durch solche stundenlange Wälder auch getrennt von unserem Pfarrdorfe Krieglach, wo die Kirche und der Friedhof standen. Mitten in diesen schwarzen Fichtenwäldern, unweit von anderen kleinen Gehöften, die zerstreut lagen, und in denen es genau so zuging wie bei uns, lag denn meine Heimat mit den Hochmatten, Wiesen und Feldlehnen, auf denen das Wenige kümmerlich wuchs, was wir zum Leben brauchten.

Krieglach liegt im Mürztale, an der Südbahn, die damals schon eröffnet war. Wir waren nur drei Stunden von dieser Hauptverkehrsstraße entfernt, trotzdem aber

durch die schlechten Wege, und besonders durch unsere Unbeweglichkeit, fast ganz von der Welt abgeschlossen.

Mein Heimatshaus hieß: beim Klupenegger. Mein Vater war auch in demselben geboren, ebenso sein Vater, Groß- und Urgroßvater; dann verliert sich der Stammbaum. Die Geschwister meines Vaters waren als Hausbesitzer oder Dienstboten in der Gegend zerstreut. Meine Mutter war die Tochter eines Kohlenbrenners, dieser konnte den Bücherdruck lesen, was in Alpel zu jener Zeit etwas Außerordentliches war. Er erteilte neben seinem Gewerbe auch Unterricht im Lesen, aber es sollen wenig Lernbegierige zu seiner Hütte gekommen sein. Seine Tochter — die nachmals meine Mutter geworden — hatte die Kunst in unser Haus mitgebracht. Die Geschwister meiner Mutter lebten als Holzleute und Köhler in den Wäldern.

Ich mochte fünf Jahre alt gewesen sein, als in Alpel die Mär ging, man höre auf unseren hohen Bergen die Kanonenschüsse der Revolution in Wien. Das war nun wohl nicht möglich, doch aber ein Beweis, wie die Beunruhigung auch in unsere stille Gegend gedrungen war. Was die Befreiung von Zehent und Abgaben, von Robot und Untertänigkeit bei meinen Landsleuten für einen Eindruck gemacht hat, weiß ich nicht; wahrscheinlich nicht den besten, denn sie waren sehr vom Althergebrachten befangen. Mir kleinem Jungen aber hatte die Revolution etwas Gutes gebracht.

In einer Nachbarspfarre jenseits der nahen oberländischen Grenze gerieten der Pfarrer und der Schulmeister in Zwiespalt, der Neuerungen wegen. Der Schulmeister hielt es so ein wenig mit der neuen Zeit. Als aber das

Jahr 1849 kam, war der Pfarrer auf einmal wieder obenauf und verjagte den Schullehrer mit Verweigerung eines entsprechenden Zeugnisses. Nun war der Schulmann ein Bettelmann und kam als solcher auch in unsere Gemeinde Alpel. In dieser befanden sich ein paar Bauern, die dem streitbaren Pfarrer nicht grün waren und den Schulmeister aufnahmen. Der Schulmeister — sein Name war Michel Patterer — ging umher und lehrte den Kindern das Lesen, Schreiben und Rechnen. Er bekam dafür das Essen und Tabaksgeld. Die Kinder folgten ihm von Haus zu Haus, und unter ihnen war auch ich. Endlich wurde ihm ein bestimmtes Wohnhäuschen angewiesen, wo er im Jahre 1857 gestorben ist.

Mein Schulbesuch war aber ein sehr mangelhafter; da war's die größere Entfernung, oder ich wurde zu häuslichen Arbeiten — besonders zum Schafe- und Rinderhüten, oder als Botengeher, oder zum Futterschütten in der Mahdzeit, oder zum Garbentragen im Schnitt, oder zum Ochsenführen bei Fuhrwerken, oder zum Furchenaushauen beim Ackern — verwendet; dann wieder war's der ungestüme Winter, oder meine körperliche Schwächlichkeit und Kränklichkeit, die mich am Schulgehen hinderten. Ich als der Älteste unter meinen Geschwistern — wovon unser nach und nach sieben kamen — war das Muttersöhnchen, und bei meiner Mutter fand ich bisweilen sogar ein wenig Schutz, wenn ich mich der Schule entschlagen wollte; denn die Schule war mir im Grunde recht zuwider, weil ich erstens das viele Rechnen haßte und zweitens die Buben, die mich gern hänselten, da ich meine besonderen Wege ging und mich zu ihnen nicht schicken wollte. Indes, einen oder zwei Kameraden hatte

ich immer, an denen ich hing und mit denen ich auch die Knabenwildheit redlich durchgemacht habe.

Noch bei Lebzeiten des alten Schulmeisters war die Rede gewesen, ich „täte leicht lernen", hätte den Kopf voll von allerlei Dingen, ich sollte studieren. Unter Studieren verstand man gar nichts anderes, als nach Graz ins Seminar und später ins Priesterhaus gehen. Und es war richtig, ich war der eifrigste Kirchengeher und aufmerksamste Predigthörer, als welcher ich das erste Hochdeutsch vernahm; denn wir sprachen alle miteinander das „Bäurische", nämlich die sehr altertümliche Mundart der Vorfahren, die vor Jahrhunderten aus Schwaben oder Oberbayern in unsere Gegend eingewandert sein sollen. Das Hochdeutsch des Predigers — so schlicht es von heimischen Landeskindern auch vorgetragen wurde — war wohl von den Wenigsten verstanden; für mich hingegen hatten die Kanzelreden einen großen Reiz, ich ahmte sie nach. Ich hielt, wo ich allein ging und stand, laute Predigten aus dem Stegreif, ich ging auf Suche nach geistlichen Büchern, schleppte sie — wenn ich dazu die Erlaubnis hatte — in mein Vaterhaus zusammen, las dort die halben Nächte lang laut im Predigerton, auch wenn mir kein Mensch zuhörte, und trieb allerhand mystische Phantastereien.

Also führte mich meine Mutter zu Geistlichen umher und bat um Rat, wie ich denn in die „Studie" zu bringen wäre, „daß es nichts tät' kosten." Denn durch Unglücksfälle, Wetterschäden, Feuer, Krankheiten waren wir verarmt. Aber die geistlichen Herren sagten, wenn kein Vermögen da wäre, so könnten sie keinen Rat geben. Nur einer war, der Dechant von Birkfeld, welcher sich erbötig

machte, mich selbst im Latein zu unterrichten und später für mein Fortkommen was tun zu wollen. Ich wurde also nach Birkfeld zu einem Bauer Waxhofer gebracht, wo ich Pflege genießen und von da aus die vierklassige Marktschule, sowie den zugesagten Lateinunterricht des Dechants besuchen sollte. Allein einerseits die kecken Jungen meines Wohnungsgebers, andererseits das Heimweh nach Vater und Mutter setzten mir so sehr zu, daß ich schon nach drei Tagen bei Nacht und Nebel ausbrach und den fünf Stunden langen Berg- und Waldweg bis zu meinem Vaterhause zurücklegte. In jenen Tagen ist mein Heimweh geboren worden, das mich seither nicht verließ, auf kleineren Touren wie auf größeren Reisen in Stadt und Land mein beständiger Begleiter war und eine Quelle meiner Leiden geworden ist. Es war dasselbe Gefühl, das mich später zu Weib und Kind zog und immer wieder zurück nach den heimatlichen Bergen, als ihre steilen Hänge, ihre herbe Luft meiner schwachen Gesundheit längst schädlich und gefährlich zu werden begannen.

Nun, von Birkfeld zurückgekehrt, war ich entschlossen, mich dem Stande meiner Väter zu widmen. Indes aber steigerte sich meine Neigung zum Schrifttum. In Krieglach lebte eine alte Frau, welche die Hoffnung auf mein Weiterkommen nicht aufgab und mir ihre Bücherschränke zur Verfügung stellte. Da fand ich Gedichte, Jugendschriften, Reisebeschreibungen, Zeitschriften, Kalender. Besonders die illustrierten Volkskalender regten mich an. In einem solchen fand ich eine Dorfgeschichte von August Silberstein, deren frischer, mir damals ganz neuer Ton, und deren mir näher liegende Gegenstand mich zur Nachahmung reizte. Ich war damals etwa fünfzehn Jahre

alt. Ich versuchte nun auch, Dorfgeschichten zu schreiben, doch fiel es mir nicht ein, meine Motive aus dem Leben zu nehmen, sondern ich holte die Stoffe aus den Büchern. Ich schrieb nun selbst Kalender, die ich auch eigenhändig illustrierte, Gedichte, Dramen, Reisebeschreibungen aus Ländern, in denen ich nie war, alles nach alten Mustern. Erst sehr spät kam ich darauf, daß man aus dem uns zunächst umgebenden Leben die besten Stoffe holt.

Wir hatten uns noch einmal angestrengt, daß ich in eine geistliche Anstalt käme, aber vergebens. Von jenen Herren, die später wiederholt das Bedauern ausdrückten, daß ich keiner der Ihren wäre, hat mir die Hand nicht einer gereicht. Und ich glaube, es ist gut so. Denn schon meine Weltanschauung von damals hätte im Grunde nicht mit der ihren harmoniert. Ich war mit ganzer Seele Christ. Vor mir stand der katholische Kultus groß und schön; aber meine Ideale gingen andere Wege, als die politischen der Kirche.

Durch das Wanken und Wähnen, was ich denn werden solle, war mir endlich alle Lust zum Bauernstande abhanden gekommen. Meine Körperbeschaffenheit war auch nicht dazu geeignet, und so trat ich im Sommer 1860 bei dem Schneidermeister Ignaz Orthofer zu Kathrein am Hauenstein in die Lehre. Bei demselben verblieb ich fast fünf Jahre und wanderte mit ihm von Haus zu Haus, um den Bauern die Kleider zu machen. Ich habe in verschiedenen Gegenden im kultivierteren Mürztale wie im verlassenen Fischbacher Walde und im sogenannten „Jackelland" in mehr als 60 Häusern gearbeitet, und diese Zeit und Gelegenheit war meine Hochschule, in der ich das Bauernvolk so recht kennen lernen konnte.

Nicht unerwähnt mag ich das Verhältnis lassen, in welchem ich damals zur Familie Haselgraber in Kathrein am Hauenstein stand. Der alte Haselgraber betrieb nebst einer kleinen Bauernwirtschaft und verschiedenen Gewerben auch eine Krämerei und stand also im Verkehr mit der Welt. In seinem Hause, in welchem ich wie daheim war, fand ich Bücher und Zeitungen, vor allem aber an Haselgrabers Söhnen und Töchtern gute Freunde, die wie ich ein Interesse an Büchern und geistiger Anregung hatten, denen ich auch meine Dichtungen zu lesen gab, teilweise sie ihnen widmete, und mit denen ich in langjährigem freundschaftlichsten Verkehr stand.

Die Erinnerung an diese Menschen, die heute größtenteils begraben, teils in der weiten Welt zerstreut sind, weckt jetzt noch das Gefühl der Dankbarkeit und Wehmut in mir.

Ich hatte in meiner Jugend das Glück, meist mit guten Menschen zusammenzusein; darunter vor allen zu nennen meine Mutter, meinen Vater und meinen Lehrmeister. Meine Mutter war die Güte, die Aufrichtigkeit, die Wohltätigkeit, die Arbeitsamkeit selbst. Mein Vater voll herzlicher Einfalt, Redlichkeit, Duldung und echter Religiosität. Mein Lehrmeister war ein fleißiger Handwerker, der auf sein Gewerbe was hielt und mich mit milder Hand zur Arbeitsamkeit leitete. Für sein Leben gern wollte er einen tüchtigen Schneidermeister aus mir machen, aber er mag wohl früh geahnt haben, daß seiner Liebe Müh' umsonst sein werde. Trotzdem hat er mit herzlicher Neigung zu mir gehalten, bis ich ihm davonging.

Ich hatte nie das Bestreben, von meinem Handwerke fortzugehen, obwohl ich mit meinen Leistungen nicht recht

zufrieden sein konnte. Mich hat nämlich schon seit meiner Kindheit her eine wunderliche Idee geleitet, oder mißleitet. Sie entsprang wohl aus meiner Kränklichkeit und war geeignet, einerseits mich zu verkümmern, anderseits mich zu erhalten. Mir war nämlich in allen meinen Zeiten zumute, daß mein Leben nur noch ein kurzes sein werde, und daher das Streben nach einer besseren Stellung zwecklos. So habe ich stets in einer gewissen, traumhaften Leichtsinnigkeit hingelebt, mit jedem nächsten Jahre den Tod, ja, mit jedem sich anmeldenden Unwohlsein resigniert das Ende erwartend. Der Weg, den ich machte, war demnach weniger ein Werk der Absicht, als des Zufalls — ich sage lieber der Vorsehung.

Auch während meiner Schneiderzeit hatte ich allerlei gedichtet und geschrieben, und durch Lobsprüche und Ratschläge veranlaßt, schickte ich eines Tages eine Auswahl von Gedichten nach Graz an das Journal: „Die Tagespost". Ich war lüstern, einmal zu sehen, wie sich meine Poesien gedruckt ausnähmen. Der mir ganz fremde Redakteur des Blattes, Dr. Svoboda, veröffentlichte richtig einiges, war übrigens aber der Ansicht, daß mir das Lernen wohltätiger wäre, als das Gedrucktwerden. Er suchte mir durch einen warm und klug geschriebenen Aufsatz Gönner, welche mich vom Gebirge ziehen und mir Gelegenheit zur weiteren Ausbildung bieten möchten. Da war es vor allem der Großindustrielle Peter Reininghaus in Graz, der mir allsogleich Bücher schickte und mich materiell unterstützte, dann der Buchhändler Giontini in Laibach, welcher sich bereit erklärte, mich in sein Geschäft zu nehmen. Nun verließ ich völlig planlos, nur vom Drange beseelt, die Welt zu sehen, mein Handwerk

und meine Heimat, fuhr nach Laibach, wo ich einige Tage deutsche, slowenische und italienische Bücher hin und her schob, dann aber, von Heimweh erfaßt, fast fluchtartig nach Steiermark zurückkehrte.

Ich habe mir den Vorwurf zu machen, Wohltätern gegenüber meine Dankbarkeit — trotzdem ich sie tief empfand — nicht immer genügend zum Ausdruck gebracht zu haben; so war's auch bei Giontini; das plötzliche Verlassen meiner neuen Stellung sah nichts weniger als dankbar aus. Trotzdem hat Herr Giontini mir das Ding nicht übelgenommen, sondern seine Wohlgesinnung mir in manchem Schreiben bewiesen und bis zu seinem Tode erhalten.

Meine Absicht war, nun nach Alpel zurückzukehren, dort wieder Bücher zu lesen und zu schreiben und die weite Welt — Welt sein zu lassen. Allein in Graz, das ich auf der Rückfahrt berührte, ließ mich Dr. Svoboda nicht mehr fort. Nun begann dieser Mann, dem ich meine Lebenswende verdanke, neuerdings tatkräftig in mein Leben einzugreifen. Er suchte mir Freunde, Lehrer und eine Anstalt, an der ich mich ausbilden sollte. Die Landesinstitute — aus denen später mancher Tadel laut wurde, daß es mir an klassischer, an akademischer Bildung fehle — diese Institute blieben vornehm verschlossen! Eine Privatanstalt war es, und zwar die Akademie für Handel und Industrie in Graz, die mich aufnahm, deren tüchtige Leiter und Lehrer den zweiundzwanzigjährigen Bauernburschen in Arbeit und geistige Pflege nahmen.

Schon in den ersten Tagen meines Grazer Lebens bot mir der pensionierte Finanzrat Frühauf in seiner Wohnung Unterstand und Pflege gegen ein lächerlich

billiges Entgeld. Reininghaus ist nicht müde geworden, mit Rat und Tat mir beizustehen. In seinem Hause erlebte ich manche Freude, und an seiner Familie sah ich ein Vorbild deutscher Häuslichkeit. Später nahm mich der Direktor der Akademie für Handel und Industrie, Herr Franz Dawidowsky, in sein Erziehungsinstitut für Studierende der Handelsakademie, wo ich unter dem Deckmantel eines Haussekretärs ein frohes Heim genoß. Drei Jahre war ich im Hause dieses vortrefflichen Mannes, den ich wie einen Vater liebte und dessen nobler Charakter günstig auf meine etwas bäuerliche Engherzigkeit wirkte. Gleichzeitig lernte ich an den Institutszöglingen, es waren Deutsche, Italiener, Engländer, Serben, Ungarn, Polen usw. — verschiedenerlei Menschen kennen, und so ging der Erfahrungszuwachs gleichen Schrittes mit den theoretischen Studien vorwärts.

Meine weit jüngeren Studienkollegen waren zumeist rücksichtsvoll gegen mich, doch, wie ich früher das Gefühl gehabt, daß ich nicht recht zu den Bauernjungen passe, so war es mir jetzt, daß ich auch nicht zu den Söhnen der Kaufleute, Bankiers und Fabrikanten gehöre. Indes schloß ich Freundschaft mit einem Realschüler, später Bergakademiker, mit einem oberländischen Bergsohn, namens August Brunlechner. Wir verstanden uns, oder strebten wenigstens, uns zu verstehen; beide Idealisten, beide ein wenig sentimental, uns gegenseitig zu Vertrauten zarter Jugendabenteuer machend und dann wieder uns zu ernster Arbeit ermunternd, uns darin unterstützend — so hielten wir zusammen, und die alte Freundschaft währt heute noch fort.

Ferner finde ich in der Liste meiner damaligen

Freunde und Gönner die Namen Falb (des bekannten Gelehrten und Reisenden, damaligen Religionsprofessors an der Handelsakademie, der mir die Aufnahme an dieser Anstalt vermittelt hat), ferner v. Rebenburg, Reicher, Oberanzmayr, Kleinoscheg, Födransperg, Grein, Friedrich, Steiner, Meyer usw. Die damaligen Theaterdirektoren Kreibig und Czernitz gaben mir freien Eintritt in ihre Kunstanstalten; freundlich zog man mich zu öffentlichen Vorlesungen, und so gedachte man meiner bei verschiedenen Gelegenheiten. Mir kann also nichts gefehlt haben.

Ich hatte aber noch gar nichts geleistet. Dr. Svoboda hat es eben verstanden, durch wiederholte warme Notizen, durch Veröffentlichung manches meiner Gedichte das Interesse des Publikums für mich warm zu erhalten.

Das Studieren kam mir nicht leicht an, ich hatte ein ungeübtes Gedächtnis und für kaufmännische Gegenstände eine Begriffsstützigkeit, wie man sie bei einem Poeten nicht besser verlangen kann. Doch arbeitete ich mit Fleiß und gelassener Ausdauer und nebenbei sehnte ich mich — nach Alpel. Die Südbahn schickte mir manche Freikarte, um mehrmals des Jahres dieses Alpel besuchen zu können.

Bemerken möchte ich den Umstand, daß ich trotz meines oft krampfhaften Anschmiegens an die engste Heimat doch stets, und wohl ganz unbewußt, von einem kosmopolitischen Geiste beseelt war, der aber allemal in die Brüche ging, so oft ich in Kriegszeiten die Volkshymne klingen hörte und die schwarzgelbe Fahne flattern sah. Die ganze Welt, alle Völker, alle Menschen liebte ich, sofern sie meinem Vaterlande nicht feindlich waren.

Andere Dinge gab es, an denen ich nicht so klar unterscheiden konnte, was das Richtige war.

So zum Beispiel in Sachen der Rückhaltslosigkeit und Offenheit. Als Knabe hatte ich selbstverständlich gar keine Meinung, lächelte jeden zustimmend an, der eine Meinung dartat und konnte mich des Tages von mehreren, die verschiedene Ansichten vertraten, überzeugen lassen. Diese Unselbständigkeit dauerte ziemlich lange. Und später, als ich zu einer persönlichen und festen Überzeugung gekommen war, hatte ich lange nicht immer den Mut, dieselbe zu vertreten. Leuten, die oft ganz das Gegenteil von meiner Ansicht behaupteten, konnte ich in mir nicht zu nahe gehenden Dingen gleichgültig beistimmen, erstens um nicht unhöflich zu sein, zweitens um mich nicht Rohheiten auszusetzen, mit denen der Brutale den weicher gearteten Gegner in jedem Falle schlägt.

Von diesem Fehler ging ich allmählich zu einer Tugend über, die aber auch mitunter wieder in einen Fehler auszuarten drohte. Ich wurde bei mir nahestehenden Personen und in mir naheliegenden Sachen die Rückhaltslosigkeit und Offenheit selbst. Ich war nicht mehr imstande, anders zu reden, als was in mir lebte. So wurde ich oft rücksichtslos selbst gegen meine Freunde; es schmerzte mich oft, wenn ich merkte, daß ich ihnen weh getan, aber angeregt oder gereizt, mußte meine Meinung unverblümt über die Zunge. Auch gegen meine öffentlichen Widersacher hätte ich rücksichtsvoller sein dürfen, insofern sie es mit ihrer Sache redlich gemeint haben. Daß ich die Tückischen und Falschen zornig bekämpft, ja manchmal empfindlich verwundet habe, das tut mir nicht leid.

So bin ich zu jenem Freimute gelangt, der dem Literaten wohl anstehen mag, dem Menschen im Verkehr mit Menschen aber nicht immer zur Zierde und zum Vorteile gereicht.

Ich bin schon frühe in den unverdienten Ruf eines liebenswürdigen Burschen gekommen; selbstverständlich hat sich von nun an dieser Ruf nicht mehr gesteigert, wodurch meine innere Festigung, Selbständigkeit und geistige Spannkraft allerdings nur gewonnen hat.

Indes behaupte ich nicht, daß ich an einer einmal gefaßten Ansicht nun immer unumstößlich festgehalten hätte. Obschon meine Weltanschauung im Ganzen gleich geblieben ist, so habe ich mich einer wirklich überzeugenden Macht niemals verschlossen, habe mich im Laufe meiner Jahre, meiner Erfahrungen und Studien verbessert und mich im Leben, in der Geschichte und Philosophie soviel umgesehen, daß ich nun von einem unumstößlich fest überzeugt bin, nämlich von der Fehlbarkeit aller menschlichen Erkenntnis.

* * *

Also verrannen die Studienjahre und ich wußte nicht, was aus mir werden sollte. Im günstigsten Falle konnte mich ein Grazer Kaufmann in sein Kontor nehmen, und für diesen Fall kam mir der Gedanke, daß ich ohnehin nicht mehr lange leben werde, wirklich recht bequem.

Auf meinen Landausflügen war mir das Auge aufgegangen für etwas, was ich früher immer gesehen, aber niemals geschaut hatte, für die ländliche Natur und für die Landleute. Ich hatte allerdings schon als Kind — und zwar ganz unbewußt — ein Auge für die Landschaft. Wenn ich mich an die ersten Wanderungen mit

Vater und Mutter zurückerinnere, so weiß ich nicht mehr, weshalb wir die Gänge machten, oder was dabei vorfiel oder gesprochen wurde, aber ich sehe noch den Felsen und den Bach und den Baumschlag und weiß, ob es Morgens war, oder Nachmittags. In dieser Zeit nun gegen Ende der Studien in der Handelsakademie — kam mir Adalbert Stifter zur Hand. Ich nahm die Werke dieses Poeten in mein Blut auf und sah die Natur im Stifterschen Geiste. Es ist mir später schwer geworden, Nachahmung meines Lieblingsdichters zu vermeiden und dürften Spuren davon in den älteren meiner Schriften wohl zu finden sein.

Den Landleuten gegenüber regte sich nun in mir ein lebhafter Drang, sie zu beobachten, und sie wurden der Gegenstand meiner Dialektgedichte.

Zahlreiche Proben davon brachte ich meinem Dr. Svoboda. Seine Beurteilung war nicht ohne Strenge; doch verstand er es, meinen oft herabgedrückten Mut allemal wieder zu wecken, was sehr not tat. Er verwies mich auf große Vorbilder; jedoch solche machten mich stets mutlos, während Leichteres, weniger Gelungenes — wenn es überhaupt in meiner Richtung lag — mich reizte und belebte, Besseres zu schaffen. Der Einfluß Dr. Svobodas auf meine geistige Entwickelung ist ein großer, obgleich mir sein hoher ästhetischer Standpunkt lange Zeit unverständlich und kaum zu erreichen schien. Als er mir einst sagte, ich müsse ein in ganz Deutschland gelesener Schriftsteller werden, lachte ich ihm dreist ins Gesicht, aber er lehrte mich die Selbstzucht und die Selbstschätzung, den Ehrgeiz — damit hat er manches erreicht.

Um jene Zeit suchte ich in Graz einen Verleger für ein Bändchen Gedichte in steierischer Mundart. Ich fand einen einzigen, der sich bereit erklärte, das Büchlein herauszugeben, wenn mir Robert Hamerling dazu ein Vorwort schriebe. Schon einige Monate früher hatte ich die Kühnheit gehabt, mich selbst bei Hamerling vorzustellen. Sein mildes Wesen und das Interesse, das er für mich zeigte, ermutigten mich, ihm die Gedichte vorzulegen und dafür um ein Vorwort zu bitten. Und Robert Hamerling hat meinem „Zither und Hackbrett", wie wir das Büchlein nannten, einen Begleitbrief mitgegeben, der mir fürs Erste bei dem Verleger, Herrn Josef Pock in Graz, ein ganz anständiges Honorar eintrug. Diesem Vorworte ist es zu verdanken, daß die Kritik dem Büchlein ihre Aufmerksamkeit zuwandte, und „Zither und Hackbrett" hatte einen schönen Erfolg.

Robert Hamerling war mir seit dieser ersten Tat ein treuer Freund geblieben. Sein schlichtes Wesen, seine gütige bescheidene Art, zu leiten und zu raten, seine liebreichen Gesinnungen, seine von jeder Überschwenglichkeit freie, ich möchte sagen, klassisch reine Weltanschauung war für meine Schriften, aber noch mehr für die Ausbildung meiner Denkungsart von wesentlichen Folgen. Dieser stets anregende, schöpferische Geist, dieser beruhigende versöhnende Charakter, dieses stille, aber entschiedene Hinstreben nach dem Schönen und Guten ist für mich in meinen verschiedenen Lebenslagen von unschätzbarem Werte geworden.

Ein freundlicher Zufall wollte es, daß „Zither und Hackbrett" gerade in den Tagen erschien (Juli 1869), als ich nach beendigten Studien die Handelsakademie

verließ, um nun eine Stelle zu suchen. Dr. Svoboda jedoch sagte: „Jetzt suchen Sie keine Stelle, jetzt mieten Sie sich ein lichtes Zimmer und studieren und dichten, auch machen Sie Reisen, schauen die Welt an und schreiben darüber. Sie haben einen glücklichen Stil, werden Ihre Schriften in den Zeitungen abdrucken lassen, und dann als Bücher herausgeben. Das Land Steiermark wird Ihnen ein Stipendium verleihen, und Sie werden Schriftsteller sein."

So ist es auch geworden. Schon für die nächsten Monate zog ich mich in meine Waldheimat zurück und schrieb ein neues Buch in steirischer Mundart: „Tannenharz und Fichtennadeln"; später das Buch „Stoansteirisch". (Die Dialektwerke sind bei Leykam in Graz verlegt.) Diesem folgte bald das beschreibende Werkchen: „Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande", später erweitert unter dem Titel „Volksleben in Steiermark". Die Winterszeit verlebte ich in Graz, wieder bei meinem alten Finanzrat Frühauf, besuchte Vorlesungen an der Universtiät und trieb fleißig Privatstudien. Im Sommer reiste ich. Ich bereiste Steiermark, besonders das Oberland, Oberösterreich, Salzburg, Kärnten und Tirol.

Im Jahre 1870 machte ich eine Reise durch Mähren, Böhmen, Sachsen, Preußen bis auf die Insel Rügen. Ging dann nach Hamburg, zur See nach den Niederlanden und fuhr rheinaufwärts bis in die Schweiz. Ich hatte vor, die Schweiz genau zu studieren, doch zog es mich mit solcher Macht nach der Steiermark zurück, daß mir der ausbrechende deutsch-französische Krieg eine willkommene Veranlassung war, den unter meinen Füßen brennend gewordenen Boden eiligst zu verlassen.

Zwei Jahre später bereiste ich Italien. Ich wollte auch nach Sizilien, doch hat mich in Neapel das Heimweh derart übermannt, daß ich umkehrte und bei Tag- und Nachtfahrten den kürzesten Weg nach Hause suchte. In den heimatlichen Tälern lag der frostige Herbstnebel, aber ich stieg auf die Berge, in den Sonnenschein hinauf und war glücklich. Die Alpenhöhen waren meine Lust. Ich ging stets allein, und diesen Wanderungen verdanke ich hohe Genüsse.

Im Jahre 1870 von meiner Reise durch Deutschland heimgekehrt, fand ich auf meinem Tische eine Aufforderung des Pester Verlagsbuchhändlers Gustav Heckenast (mit welchem ich schon früher in bezug auf seinen Freund Adalbert Stifter in Briefwechsel gestanden), für seinen Verlag ein Buch zu schreiben. Das Buch war aber schon fertig und hieß: „Geschichten aus Steiermark". Heckenast ließ es sogleich drucken und ermunterte mich zu neuen literarischen Arbeiten. Ein Jahr später besuchte ich den fein gebildeten Weltmann auf seinem Landgut in Maróth. Er schloß sich freundlich an mich, ich mich innig an ihn, es entwickelte sich zwischen dem vornehm denkenden Kunstmäcen, dem verdienstvollen Begründer der deutsch-ungarischen Literatur und dem noch etwas unsicher tappenden steirischen Poeten ein freundschaftliches Verhältnis, das bis zu Heckenasts Tode (1878) währte und, nebst vielfachen moralischen Vorteilen für mich, meine materielle Existenz als Schriftsteller begründet hat. Ich ließ bei Heckenast innerhalb 8 Jahren nicht weniger als 14 Bände erscheinen, außerdem noch 6 Jahrgänge eines Volkskalenders: „Das neue Jahr", dessen Plan und Redaktion er mir übertragen hatte. Zwei weitere Jahr-

gänge dieses Kalenders gab ich nach Heckenasts Tod beim Hofbuchhändler Hermann Manz in Wien heraus. Heckenast war es auch, der mir den Rat Dr. Svobodas, alle meine Bücher früher in Zeitschriften zu veröffentlichen, wiederholte. Mir war das häufige Auftauchen meines gedruckten Namens fast peinlich, aber da ich sah, daß es auch bei anderen der Fall war, die vielleicht nicht so sehr auf den Ertrag der Ware angewiesen sein mochten, beruhigte ich mich und gewöhnte mich daran, wie sich das nachsichtsvolle Publikum daran gewöhnt hat.

In jenen Jahren kam mir gar nichts leichter an, als literarisches Schaffen, ja es war mir ein Bedürfnis geworden, alles was ich dachte und fühlte, niederzuschreiben. Jedem kleinen Erlebnisse entkeimte ein Gedicht, jeder bedeutendere Vorfall drängte sich mir zu einer Novelle auf und ließ mir keine Ruhe, bis die Novelle geschrieben war. Selbst in nächtlichen Träumen webten sich mir Erzählungsstoffe. Es war wohl auch einmal eine Zeit, da ich auf Jagd nach Gedanken für Gedichte, oder nach Stoffen für Novelletten ausging; aber das war immer das Unersprießlichste. So auch taugten mir die Stoffe nicht, die ich in Büchern las oder erzählen hörte. Nur unmittelbar Erlebtes, oder was mir plötzlich blitzartig durch den Kopf ging, das zündete und entwickelte sich.

Häufig ist mir der Rat erteilt worden, Wald und Dorf zu verlassen, meine Stoffe aus der großen Welt zu holen und durch philosophische Studien zu vertiefen. Ich habe das versucht, habe aus den Studien schöne Vorteile für meine Person gezogen, doch in meinen Bauerngeschichten haben sich die Spuren von Bücherstudien niemals gut ausgenommen. Nur der Geist der

Toleranz und Resignation, den man aus der Geschichte der Menschen und ihrer Philosophie ziehen kann, mag meinen Büchern zu statten kommen. Weiteres fand ich nicht anwendbar, ja, es irrte und verwirrte mich und verflachte mich, wo es andere vertieft. Jedem ist es nicht gegeben. Mir ist es auch nicht gelungen, der sogenannten Welt genug Verständnis und Geschmack abzugewinnen; vieles, worin die „gute Gesellschaft" lebt und webt, kam mir flach, leer, ja geradezu abgeschmackt vor. Und aus den gelehrten Büchern schreckte mich nur allzu oft der Dünkel und die Menschlosigkeit zurück. Aus der Philosophie der modernen Naturgeschichte, so anregend dieselbe sonst auch wirken mag, ist für Poeten nicht viel zu holen, und wo ich mich mit meinen ländlichen Stoffen einmal dem Zeitgeist anbequemen wollte, da kamen jene Produkte zustande, von denen mein literarisches Gewissen behauptet, sie wären besser ungeschrieben geblieben. Andere haben gerade auf diesem Felde Bedeutendes geleistet, aber ich, dessen Weltanschauung wenigstens in Grundstrichen schon gezogen war, als ich aus meinen bäuerlichen Kreisen trat, vermochte in der tausendstimmigen Klaviatur des Weltlebens den rechten Ton nicht mehr zu finden.

Es war mir auf solchen Wegen nicht wohl zu Mute, ein tiefes Unbefriedigtsein begann ich zu fühlen, auch hier kam etwas wie Heimweh über mich, und so habe ich zu mir gesagt: Du kehrst zurück in jene große kleine Welt, aus der so Wenige zu berichten wissen, du erzählst nicht, was du studierst, sondern was du erfahren hast, du erzählst es nicht in ängstlicher Anlehnung an ästhetische Regeln, erzähle es einfach, frei und treu. Und

diesen Charakter, meine ich, soll nun die Mehrzahl meiner Schriften tragen. Bei vielen habe ich scheinbar meine Person zum Mittelpunkt gemacht, eine Form, von der sich freilich manche Beurteiler täuschen ließen, wonach sie vielleicht die starke Selbstgefälligkeit eines Autors betonten, der immer nur von sich selbst zu sprechen liebt.

Ich hatte darauf gebaut, daß die Leser in meinen betreffenden Erzählungen meine Person für den Stab am Weinstock halten würden. Was sich dran und drum rankt, das ist die Sache. Ich erzähle von Menschen, die ich kannte, von Verhältnissen, die zufällig auch die meinen waren, von Erfahrungen, die vor meinen Augen gemacht worden sind und deren Wert an ihnen selbst liegen muß. Meine Person darin läßt sich, wenn man will, in den meisten Fällen durch eine andere ersetzen. Ich selbst hätte vielleicht eine fremde Figur als Träger hingestellt, wenn ich Raffinement genug besäße, etwas, was ich persönlich erfahren oder was in mir geistig entstanden, einem anderen anzudichten. Die Unmittelbarkeit und Wahrheit hätte dadurch nicht gewonnen.

Wer sich nach einer Richtung hin verkernt, der wird stets einer gewissen Einseitigkeit in Stoff und Stil verfallen, und allmählich wird man ihm „Manierirtheit" zum Vorwurfe machen. Die Gefahr, manierirt zu werden, ist gerade bei solchen Autoren, die man Originale nennt, vorhanden; ich suchte mich vor ihr zu hüten, indem ich sie mir stets vor Augen hielt. Man nebelt wohl lange zwischen Extremen herum, bis man zur Einsicht kommt, daß das Natürlichste das Beste ist.

Ich bin von der Kritik viel belobt worden. Besondere Anerkennung hat aber meine große Fruchtbar-

keit gefunden; wo noch ein Weiteres getan wurde, da stand gerne von „Ursprünglichkeit“ und „Waldfrische“ zu lesen. Glimpflicher ist wohl kaum einer weggekommen, als ich, so daß mir nach Heckenasts Tode einer meiner Verleger ganz unwirsch schrieb: „Machen Sie doch, daß Sie endlich einmal ein Buch fertig bringen, welches ordentlich verrissen wird, sonst müßte ich für die Zukunft Ihre Manuskripte ablehnen.“ Und der Mann hat, als das nächste Buch die Rezensenten auch wieder „so walddustig und taufrisch anmutete“, wirklich abgelehnt.

Allerdings haben kirchliche Fachblätter daran Ärgernis genommen, daß ich in meinen Schriften das allgemein Menschliche und Gute befürwortete, daß ich die Gebote Gottes höher stellte als die der Kirche, aber sie haben das genommene Ärgernis auch redlich wieder gegeben, und zwar durch die niedrige Art und Weise ihrer Angriffe. Auch andere Kreise und Stände haben sich zeitweilig von meiner rücksichtslosen Meinungsäußerung hart verletzt gefühlt. So mitunter Advokaten, Ärzte, Jäger, Lehrer, Studenten und Professoren, auch Journalisten, Gewerbsleute und Geldmänner — alle habe ich schon beleidigt, doch viele haben mir der ehrlichen Absicht willen nicht bloß die Irrtümer, sondern auch die Wahrheiten wieder verziehen. Wer aber nicht verträglich sein kann, wer keinen anderen Standpunkt, als den eigenen gelten lassen will, das sind die theoriestarren Parteifanatiker, die deshalb für den Dichter auch gar nicht vorhanden sein sollen.

Nach dem Eintritt in die städtischen Kreise, in die Welt, ist eine bemerkenswerte Wandlung in mir vorgegangen. Ich war nämlich enttäuscht. Ich hatte

dort eine durchschnittlich bessere Art von Menschen zu finden gehofft als im Bauerntume, stieß aber überall auf dieselben Schwächen, Zerfahrenheiten, Armseligkeiten, aber auf viel mehr Dünkel und falschen Schein. Und diesen geschulten und raffinierten Leuten konnte ich die Niedertracht viel weniger verzeihen als dem Bauer. Es begann in mir eine Art von Mißtrauen gegen die so laut gepriesene Bildung und Hochkultur aufzukommen. Ich wendete mich schon darum mit Vorliebe den Naturmenschen zu. Selbstverständlich bin ich der Roheit auch im Bauerntume ausgewichen so gut es anging, und habe an ihm nur das Menschliche und Seelische in meinen Schriften zu fixieren gesucht. Das Elend, dem nicht zu helfen ist, kann kaum Gegenstand eines poetischen Werkes sein. Meine Schilderungen und meine Novellen aus dem Volksleben mögen sich hier und da scheinbar widersprechen; der Grund liegt darin, daß ich als Schilderer meine Stoffe aus der Regel, als Novellist meine Stoffe aus den Ausnahmen gezogen habe. Im Ganzen glaube ich die Ausdehnung und Bedeutung meines Gebietes erfaßt zu haben und die enge Beschränkung meines Talentes zu erkennen. Jenen, die mich darum etwa bedauern, sei bemerkt, daß ich mich in dieser Beschränkung niemals beengt, sondern stets frei, reich und zufrieden gefühlt habe.

Was ich jedoch fortwährend vermißte, das ist die Schulung, den gründlichen und systematischen Unterricht in der Jugend. Das läßt sich nicht mehr nachholen. In den Lehrbüchern unbewandert, hat man oft das Einfachste und Wichtigste für den Augenblick des Bedarfes nicht zur Stelle. Ein Beispiel aus der Gram-

matik: Ich kann über keine Deklination und Konjugation, über keine Wortbezeichnung und über keinen Satzbau wissenschaftlich Rechenschaft geben. Ich habe z. B. das Wort Anekdote wohl schon dreihundertmal geschrieben und weiß es heute noch nicht auf den ersten Moment, ob man Anektode oder Anekdote schreibt. So fehlte mir auch jene gewisse, für schriftstellerische Arbeiten so vorteilhafte Gewandtheit, die aus allen Werken und Schriften rasch das Fördernde und Passende herauszufinden und zu verwerten weiß; das Studium ging, ohne mir seine Form als Handhabe zu überlassen, allerdings sachte in mein Blut über, so daß mitunter manches, was ich aus mir selbst zu schöpfen glaubte, fremden Ursprungs sein mag, während ich nicht leugnen will, daß anderes, was ich aus irgendwelchen Gründen mit fremdem Siegel versah, aus mir selbst gekommen ist.

In der ersten Zeit meiner schriftstellerischen Tätigkeit hat mich wohl auch die Eitelkeit ein bißchen geplagt. Die Rezensionen über meine Arbeiten fochten mich nur wenig an. Waren sie schmeichelhaft, so hielt ich's für selbstverständlich, daß man mit mir Rücksicht habe, daß man mein Wollen anerkenne und ermuntere. Waren die Rezensionen absprechend, so konnte es mich auch nicht wundern, daß man meine vielleicht schülerhaften, jedenfalls noch unreifen Erzeugnisse bemängelte. Ich hatte über mich keine Meinung, und so sehr mich meine Dichtungen während ihres Entstehens begeisterten, so gleichgültig waren sie mir, nachdem ich sie vom Halse hatte.

Als aber später verschiedenerlei Auszeichnungen kamen, Lobpreisungen vom Publikum, schmeichelhafte Zu-

schriften und Ehren von bedeutenden Persönlichkeiten, Huldigungen von Korporationen, Gemeinden usw., da drohte mich einmal der Wirbel zu überkommen. Aber nur vorübergehend. Im Hinblick auf die Geschichte wirklich hervorragender Männer, die man nicht gefeiert, sondern gelästert hat, in Anbetracht der verschiedenen Ursachen, der Höflichkeitssitten, des Lokalpatriotismus oder etwa eines versteckten Eigennutzes, wurde mir die Inhaltslosigkeit eines solchen Gefeiertwerdens bald klar. Und wenn ich den Tag erlebe, da jene, die den „steirischen Dichter" einst vergötterten, ihn vergessen oder mißachten werden, so kann mich das nicht mehr treffen. Liegt in meinen Schriften Wert, so werden sie sich durchschlagen; liegt keiner drin, so ist das rasche Vergessenwerden der natürliche und beste Verlauf.

Selbstverständlich freue ich mich offenmütiger Bezeugungen von Wohlwollen und Ehren, solche sind mir stets eine Bestätigung des wohltuenden Eindruckes, den ich durch meine Schriften auf die Mitmenschen gemacht. Ich gestehe allerdings, daß meine schriftstellerische Tätigkeit längst nicht mehr ohne Absicht ist; ich will mitarbeiten an der sittlichen Klärung unserer Zeit. Habe ich Beifall, so wird er mich der Sache wegen freuen, wird mich der Freunde und Stütze berechtigen, deren ich bedarf.

* * *

Im Januar 1872 starb meine Mutter. Sie hatte noch Freude gehabt an meiner neuen Lebensbahn, die sie aber nicht begriff. Das Heimatshaus war den Gläubigern verfallen, sie starb nach jahrelangem Siechtum in einem Ausgedinghäuschen, das einsam zwischen Wäldern stand. Mein Vater zog später ins Mürztal, wo

ihm nach mancherlei neuerlichen Drangsalen ein freundlicheres Daheim gegeben wurde.

Einige Zeit nach dem Tode der Mutter hatte es den Anschein, als wenn ich das Siechtum von ihr geerbt hätte. Ich kränkelte, konnte auf keine hohen Berge steigen und war schwerfällig in meinen Studien und Arbeiten. Heckenast lud mich auf sein Landgut zur Erholung. Aber dort wurde mir trotz der allerbesten Pflege und liebevollsten Behandlung noch übler, und schon nach wenigen Tagen mußte ich meinem Freunde gestehen, daß ich Tag und Nacht keinen Frieden hätte, daß ich heim müsse ins Waldhaus. Da fuhr Heckenast selbst mit in die Steiermark herein und reiste, um mich zu zerstreuen, mit mir in Kreuz und Quer durch das schöne Land.

In demselben Sommer war es, als mir auf dem Waldwege nach meiner Heimat Alpel etwas Außerordentliches begegnete. Nämlich ein zwanzigjähriges Mädchen aus Graz, das mit seiner Freundin eine Bergpartie nach Alpel machte, um das Geburtshaus des Lieblingspoeten zu sehen. Sie glaubte mich auf einer Reise in weiten Landen und hatte mich vorher auch nicht persönlich gekannt. Die Liebe hat mich in meiner Jugend oft geneckt, und ich sie, wie es in meinen Schriften sattsam zu sehen. Aber als sie plötzlich da war, wirklich erschien — da war sie mir unerhört neu und gewaltig. — Die Folge jener Begegnung auf dem Waldwege ist, daß ein Jahr später (1873) im Waldkirchlein Mariagrün bei Graz Anna Pichler und ich uns fürs Leben die Hände reichen.

Nun kam für mich eine glückliche Zeit. Ich war wieder gesund. Wir führten ein ideal schönes häus-

liches Leben in Graz. Anna war die echte Weiblichkeit und Sanftmut, und ihre weiche heitere Seele regte mich zu den besten poetischen Schöpfungen an, deren mein begrenztes Talent überhaupt fähig war. In jenen zwei Jahren sind auch „Die Schriften des Waldschulmeisters“ entstanden. Nach einem Jahre wurde uns ein Söhnchen geboren, in welchem sich unser Glück zur denkbarsten Höhe steigerte. Im zweiten Jahre kam ein Töchterlein, und zwölf Tage später ist mir mein Weib gestorben.

* * *

Ich begann wieder zu reisen, aber allemal schon nach kurzer Zeit zog's mich zu den Kindern zurück. Ich begann wieder zu kränkeln; zu größeren Arbeiten fehlte mir die Stimmung, und doch mußte ich nach einer strengeren, zerstreuenden Tätigkeit suchen. Nun fiel mir damals ein alter Lieblingsplan ein, eine Monatsschrift für das Volk herauszugeben, mit der Tendenz, den Sinn für Häuslichkeit, die Liebe zur Natur, das Interesse an dem Ursprünglichen und Volkstümlichen wieder zu wecken. Ich begründete 1876 die Monatsschrift „Heimgarten“ und fand an der altrenommierten Firma Leykam in Graz einen tüchtigen Verleger. Mir gelang es, die meisten meiner literarischen Bekannten und Freunde, als Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber, Eduard Bauernfeld, Alfred Meißner, Rudolf Baumbach, August Silberstein, Friedrich Schlögl, ja die besten Autoren der Zeit überhaupt zu Mitarbeitern des neuen Blattes zu gewinnen, das heute noch besteht, geleitet von meinem Sohne Hans.

Zu einer weiteren Tätigkeit veranlaßten mich verschiedene Körperschaften des In- und Auslandes, die mich einluden, in ihren Kreisen Vorlesungen aus meinen

Werken in steirischer Mundart zu halten, womit ich schmeichelhafte Erfolge erzielte. Das wirkte ermunternd auf meinen Gemütszustand. (An dreißig Jahre lang hielt ich nachher solche Vorlesungen, die endlich wegen sich steigernder Kränklichkeit aufgegeben werden mußten.)

Trotz der unterschiedlichen Obliegenheiten und Aufgaben war ich unstet und haltlos. Die Freude an meinen wohlgearteten, gedeihenden Kindern hatte zu viel Schmerz in sich. Den kleinen Haushalt führte mir eine meiner Schwestern. Vielen Dank schulde ich den Eltern meiner verstorbenen Gattin, welche mir in dieser harten Zeit liebevoll beigestanden sind. Auf tatkräftiges Anraten Heckenasts entschloß ich mich 1877, unweit von dem mehr und mehr in Wald versinkenden Alpel mir und den Kindern ein neues Heim zu schaffen. Ich baute in Krieglach ein kleines Wohnhaus, wo ich die Sommermonate zuzubringen pflege, während ich die Winter stets in Graz verlebe.

Die Sorgen und das Vergnügen, sowie die kleinen körperlichen Arbeiten, welche das neue Häuschen verursachte, taten mir wohl. Im Jahre 1878 erfolgte der Tod meines Freundes Gustav Heckenast, nach welchem ich meine Vereinsamung neuerdings hart empfand. Ich hatte ihn jährlich mehrmals in Preßburg besucht, wohin er übersiedelt war; er kam zu mir nach Steiermark, oder wir gaben uns in Wien ein Stelldichein. Auch standen wir in lebhaftem Briefwechsel, und seine Briefe enthalten Schätze von Herzlichkeit und Weisheit. In meiner Betrübnis über den neuen Verlust mied ich die Menschen und strebte am liebsten den finsteren Wäldern zu und schaute andererseits doch wieder nach Genossen

und Freunden aus. In der Haltlosigkeit eines unsteten Gemütes war mein Tun und Lassen nicht immer zielbewußt, woraus mir manches Leid entstand — mir und anderen. — Da nahm es eine neue Wendung.

In Krieglach lebte den Sommer über die Familie Knaur aus Wien, die mir mit großer Freundlichkeit entgegenkam und der ich gerne nahte. Die Anmut, sowie die Vorzüge des Geistes und des Herzens der Tochter Anna veranlaßten in mir neuerdings die Sehnsucht nach einem verlorenen Glücke. Anna wurde (1879) mein Weib, und so hat sich der Kreis der Familie wieder geschlossen, dessen Wärme und Frieden für meine Existenz, sowie für meine geistige Tätigkeit das erste Bedürfnis ist.

Das Bild eines neuen, freundlichen Lebens breitete sich vor meinen Augen aus; ein zweites Söhnlein und unlang hernach zwei Töchterlein kamen, und sie erfüllten mich mit neuen Zukunftsträumen.

Im Jahre 1880 bewarb sich die bekannte Firma Hartleben in Wien um den Verlag meiner Werke, die dann nach meinem Rückkauf der Heckenastschen Rechte ihr übertragen wurden. Die in den ersten Jahren sich freundlich gestaltete Verbindung mit Hartleben mußte wegen Differenzen geschäftlicher und autorrechtlicher Natur 1893 gelöst werden. In diesem Jahre schloß ich einen Vertrag mit dem Hause L. Staackmann in Leipzig, das später auch meine Bücher aus dem Hartleben-Verlage erworben hat. So war ich auf ein ruhiges, sorgloses Geleise gekommen, und in dem wahrhaft freundschaftlichen Verhältnisse, das zwischen Staackmann und mir sich herausgebildet hat und das in den zwanzig Jahren durch keinen Hauch getrübt worden ist, habe ich

meine Arbeitsfreudigkeit wieder gewonnen und meine reiferen Bücher geschrieben.

In meinem äußeren Leben hat sich nicht mehr viel Neues zugetragen. Den Frieden eines behaglichen Heims wahren mir Frau und Kinder, und beleben mir zeitweilig vier muntere Enkel.

Also ist aus dem Waldbauernbübel der Gucktinsleben, aus diesem der Schneiderbub, aus diesem der Student, aus diesem der Schriftsteller, und aus diesem endlich der Großvater geworden. Innerlich aber ist mir beinahe ganz so wie in den fernen Jugendtagen. — —

So weit ist meine Lebensgeschichte vor Jahren aufgeschrieben worden. Seither haben sie viele andere nacherzählt, und wohl oft mit unbefangenerem Blick und größerem Geschick als ich tun konnte. Ich selbst habe noch das Buch „Mein Weltleben", ersten und nun auch zweiten Band, geschrieben, in dem an die Jugend anknüpfend tiefer gründende Abschnitte meines seitherigen Lebens dargestellt werden.

Immer von neuem drängt mich meine Seele zur Arbeit, und immer von neuem mahnt mich mein erschöpfter Körper zur Rast. Es ist aber schwer zu ruhen, wenn man als Mensch noch so vieles zu tun, als Schriftsteller noch so Manches zu sagen hätte!

Ich ging als Schriftsteller einen Weg, der, wie sich's zeigte, nicht viel betreten war; ich fühlte mich auf demselben oft vereinsamt, aber ich bin nicht umgekehrt.

Mir scheint nicht alles was wahr ist wert, vom Poeten aufgeschrieben zu werden; aber alles, was er aufschreibt, soll wahr und wahrhaftig sein. Und dann soll er noch etwas dazugeben, was versöhnt und erhebt;

denn wenn die Kunst nicht schöner ist als das Leben, so hat sie keinen Zweck. Furchen ziehen durch die Äcker der Herzen, daß Erdgeruch aufsteige, dann aber Samen hineinlegen, daß es wieder grüne und fruchtbar werde — so wollt ich's halten.

Ich habe es mit meinen Mitmenschen ja gut gemeint. Allerdings, sie haben mich oft verdrossen. Obgleich ich das Glück hatte, zumeist mit vortrefflichen Charakteren umzugehen, so habe ich doch auch die Niederträchtigkeit kennen gelernt und gesehen, mit welcher Wollust die Menschen imstande sind, sich gegenseitig zu peinigen — Schändlichkeiten und Übeltaten stets unter einem schönen, wenn nicht gar geheiligten Deckmantel verhüllend. Ich habe Zeiten durchlebt, da ich es für die größte Narrheit hielt, den Leuten Gutes tun zu wollen. Aber, wenn ich ihr Elend sah und das Übermaß ihrer Leiden, da dauerten sie mich. Ich bin ja einer von ihnen. Ich sehe den Jammer einer jahrtausendelangen Geschichte, den sie sich selbst im blinden Ringen nach glücklicheren Zeiten gemacht haben. Aber ich sehe auch, daß wir heute lange nicht auf dem rechten Fleck stehen. Lieber nach vorwärts und ins Ungewisse hineinstürmen, als hier stehen bleiben! Aber wenn ich sehe, wie im rasenden Flug, oder sagen wir, in der rasenden Flucht nach „vorwärts" das Gemüt zu Schaden kommt, dieses unser größtes Gut, und ich keinen Ersatz dafür zu ahnen vermag, so blase ich zur Rückkehr in die Wildnisse der Natur, zu jenen kleinen, patriarchalischen Verhältnissen, in welchen die Menschheit noch am natürlichsten gelebt hat. Und wenn das auch nicht geht, weil's nicht gehen kann, dann . . . .!

Nein doch, ich vertraue der Zukunft. Es werden

Stürme kommen, wie sie die Welt noch nicht gesehen; aber wenn wir die großen Anbilder und Tugenden der Besten unserer Vorfahren und der Wenigen von heute, die Schlichtheit, die Opferwilligkeit, den Familiensinn, den Frohsinn, die Liebe, die Treue, die Zuversicht in die Zukunft hinüberzutragen vermögen, um sie neu zu beleben und zu verbreiten, dann wird es gut werden.

Ich habe mein schwaches Talent nicht vergraben. Ich habe mich nicht betören lassen von jener Lehre, daß der Poet neben dem Schönheitsprinzipe keine Absicht haben solle, und auch nicht von jener, die im Dichterwerk nur Zweck will, sei es nach dem Moralischen oder dem Materiellen hin. Ich habe die Gestalt genommen, wie sie das Leben gab, aber sie nach eigenem Ermessen beleuchtet. Ich habe die hellsten Lichtpunkte dorthin fallen lassen, wo ich glaube, daß das Schöne und Gute steht, damit entschwindende Güter wieder ins Auge und Herz der Menschen dringen möchten. Des Niedrigen habe ich gespottet, das Verderbliche bekämpft, das Vornehme geehrt, das Heitere geliebt und das Versöhnende gesucht. Mehr kann ich nicht tun.

Soll es nun heute sein, oder in noch späteren Tagen, willig mag ich meinen morschen Wanderstab zur Erde legen, willig meinen Namen verhallen lassen, wie des heimkehrenden Älplers Juchschrei verhallt im Herbstwind. Aber ich — ich selbst möchte mich an dich, du liebe, arme, unsterbliche Menschheit klammern und mit dir sein, durch der Jahrhunderte Dämmerung hin — und Weg suchen helfen — den Weg zu jener Glückseligkeit, die das menschliche Gemüt zu allen Zeiten geahnt und gehofft hat.

Peter Rosegger.

Weg nach Winkelsteg."

Diese Worte standen am Holzarm. Aber der Regen hatte die altförmigen Buchstaben schier verwaschen und der Balken selbst wackelte im Wind.

Ringsum ist struppiger Tannenwald; über demselben stehen ein paar uralte Lärchen empor, deren kahles Geäste weit hineinragt in den Himmel. In der Tiefe einer felsigen Schlucht braust Gewässer. Unzähligemale hat die alte Bergstraße mittels schiefer, halb eingesunkener Holzbrücken über diesen Alpenbach geführt, bis da herein, wo der Bergwald rechts sich lichtet und zwischen den Wipfeln zum erstenmale die Gletscher niederleuchten auf den Wanderer, der aus bevölkerten Gegenden kommt.

Der Wildbach gießt von den Gletschern her. Die Straße aber wendet sich links, milderen Waldgeländen zu, um nach Öden und Wildnissen endlich wieder in belebte Ortschaften einzuziehen. Dem Flußgebiet entlang zieht nur ein verschwemmter steiniger Hohlweg, über welchen der Sturm Fichtenstämme geworfen hatte, die nun seit Jahrzehnten lehnen und dorren.

Hier am Scheidewege auf dem Felsen stand ein hohes hölzernes Kreuz mit drei Querbalken und den bildlich dargestellten Marterwerkzeugen, der heiligen Leidensgeschichte, als: Speer, Schwammstab, Zange, Hammer und den drei Nägeln. Das Holz war wettergrau

und bemoost. Eng daneben stand der Balken mit dem Arme und der Inschrift: „Weg nach Winkelsteg".

Dieses Zeichen wies den verwahrlosten steinigen Weg mit dem Gefälle — gegen das enge Hochtal, in dessen Hintergrunde die Schneefelder liegen. In fernster Höhe, über den licht sich hinziehenden Schneetüchern ragt ein grauer Kegel auf, an dessen Spitze Nebelflocken hängen.

Ich saß auf einem Felsblock neben dem Kreuze und blickte zu jener grauen Spitze empor. Das war der weit und breit berühmte und berüchtigte graue Zahn — das Ziel meiner Gebirgsreise.

Als ich so dasaß, hauchte jenes Gefühl durch meine Seele, von dem kein Mensch zu sagen weiß, wie es entsteht, was es bedeutet und warum es so sehr das Herz beklemmt, gleichsam mit einem Panzer der Ergebung umgürtet, auf daß es gerüstet sei gegen Etwas, das kommen muß. Ahnung nennen wir den wundersamen Hauch.

Ich hätte vielleicht noch länger geruht auf dem Steine und dem Tosen des Wildwassers gelauscht; allein mir schien, als strecke sich der Holzarm immer länger und länger aus, und zum Mahnrufe wurden mir die Worte: „Weg nach Winkelsteg".

Und wahrhaftig, als ich mich erhob, da sah ich, daß mein Schatten schon ein gut Stück länger war, als ich selbst. Und wer weiß, wie weit ab es noch lag, das letzte und kleinste Dorf Winkelsteg.

Ich ging rasch und sah nicht viel um. Ich merkte nur, daß die Wildnis immer größer wurde. Rehe hörte ich röhren im Wald, Geier hörte ich pfeifen in der Luft. Es begann zu dunkeln, und es war noch nicht Zeit zum Nachten. Über dem Gebirge lag ein Gewitter. Ein halb

erstické Murren war zu hören, und nicht lange, so erhob sich ein Grollen und Rollen, als ob all die Felsen und Eiswuchten des Hochgebirges tausend- und tausendfach aneinander prallten. Die Bäume über mir bogen sich mächtig hin und her und in den breiten Blättern eines Ahorn rauschten schon die großen eiskalten Tropfen.

Das Gewitter ging bis auf diese wenigen Tropfen vorüber. Weiter drin aber mußte es ärger gewesen sein, denn bald brauste mir im Hohlweg ein wilder Gießbach mit Erde, Steinen, Eis- und Holzstücken entgegen. Ich rettete mich an die Lehne hinan und kam mit großer Mühe vorwärts.

Über der Gegend lag nun Nebel und an den Ästen der Tannen stieg er nieder bis zu dem feuchten Heidekraut des Bodens.

Als es gegen die Abenddämmerung ging und als die Waldschlucht sich ein wenig weitete, kam ich in ein schmales Wiesental, dessen Länge ich des Nebel wegen nicht ermessen konnte. Die Matten waren bedeckt mit Eiskörnern; der Bach hatte sein Bett überschritten und hatte die Brücke fortgerissen, die mich hätte hinübertragen sollen auf das jenseitige Ufer, von wo mir durch das Nebelgrauen ein weißes Kirchlein und die Bretterdächer einiger Häuser zuschimmerten.

Es war frostig kalt. Ich rief hinüber zu den Leuten, die am Wasser arbeiteten, Holzblöcke auffingen und den Fluß zu regeln suchten. Sie schrien mir die Antwort zurück, sie könnten mir nicht helfen, ich müsse warten, bis das Wasser abgelaufen sei.

Bis so ein Gießwasser abläuft, das kann die ganze Nacht währen. Ich wage es und will durch den Fluß

waten. Aber als sie drüben diese meine Absicht bemerken, winken sie mir warnend ab. Und bald stemmt ein großer, hagerer, schwarzbärtiger Mann eine Stange an und schwingt sich mittels derselben zu mir herüber. Dann häuft er hart am Ufer einige Steine übereinander und legt auf dieselben das Brett, welches die anderen über die Fluten herüberschieben. — Dann nahm er mich an der Hand und sagte: „Nur fest anhalten!“ und führte mich über das schaukelnde Brett an das andere Ufer.

Während wir über dem Wasser schwebten, hub das Aveglöcklein an zu klingen und die Leute zogen ihre Hüte ab.

Der große schwarze Mann geleitete mich über die knisternden Eiskörner zum Dörfchen hinan. „So ist es,“ brummte er unterwegs, „läßt der Herrgott was aufwachsen, haut's der Teufel wieder in die Erden hinein. Die Kohlpflanzen sind hin bis auf das letzte Stammel; und das letzte Stammel auch. Der Hafer liegt auf dem Hintern und reckt seine Knie gegen den Himmel hinauf.“

„Das Wetter hat so viel Schaden getan?“ sagte ich.

„Das seht Ihr,“ versetzte er.

„Und weiter draußen, da hat's kaum getropft.“

„Das glaube ich. 's ist allemal nur uns Winkelstegern vermeint. Vom heutigen Tag an darf sich eins den ganzen Sommer über wieder nicht satt essen, wollen wir für den Winter den Magen nicht in den Rauchfang hängen.“ So antwortete er.

Das Dorf bestand aus drei oder vier größeren hölzernen Häusern, einigen Hütten, rauchenden Kohlstätten und dem Kirchlein.

Vor einem der größeren Häuser, an dessen Tür ein

breiter, von vielen Tritten zerschleifter Antrittstein lag, blieb mein Begleiter stehen und sagte: „Kehrt der Herr bei mir ein? Ich bin der Winkelwirt.“ Er deutete bei diesen Worten auf das Haus, als ob das sein Ichselbst wäre.

Bald hernach war ich in der Stube. Die Wirtin nahm mir gar behende die Reisetasche und den feuchten Überrock ab und brachte mir ein paar Strohschuhe herbei. „Nur gleich das nasse Leder aus und die Schliefschuhe anstecken; nur fein gleich, fein gleich, ein nasser Schuh auf dem Fuß läuft zum Bader!“ Nicht lange, so saß ich trocken und bequem an dem großen Tische unter dem Hausaltar und unter Wandleisten, auf welchen der Reihe hin buntbemaltes Ton- und Porzellangeschirr lehnte. Auf dem Gläsergestelle war eine Unzahl von Kelchfläschchen umgestülpt und der Wirt fragte mich gleich, ob ich Branntwein begehre. Ich verlangte Wein.

„Ist wohl kein Tröpfel im Keller gewesen, so lang' das Haus steht,“ sagte der Wirt unmutig, „aber Holzapfelmost hätt' ich einen rechtschaffenen guten.“

Das war mir schon recht; doch als er in den Keller gehen wollte, trippelte sein Weib herbei, nahm ihm hastig den Schlüssel aus der Hand: „Geh, Lazarus, schneuz' dem Herrn das Licht; fein geschwind, Lazarus, wirst schon dein Tröpfel noch kriegen.“

Ein wenig brummend kam er zum Tisch zurück, reinigte den Docht der Unschlittkerze, sah mich eine Weile so an und fragte endlich: „Der Herr ist zuletzt gar unser neuer Schulmeister? — Nicht? So, auf den grauen Zahn hinauf geht die Wander? Wird morgen wohl nicht gehen. Ist auch diesen Sommer noch kein Mensch hinaufgestiegen.

Das muß einer im Frühherbst tun; zur andern Zeit ist kein Verlaß auf das Wetter. — Nu, wie man halt schon so nachgrübelt; ich hab' gemeint, der Herr dürft' der neue Schulmeister sein. Es versteigt sich sonst wunderselten einer da herein, der nicht herein gehört. Auf den neuen Schulmeister warten wir schon alle Tag. Der alte ist uns durchgegangen; — hat der Herr nichts gehört?"

„So, Lazarus, tu schön fein plaudern mit dem Herrn," sagte die Wirtin im zärtlichen Tone zu ihrem Manne, als sie mir den Most und zugleich auch die Abendsuppe vorsetzte.

Das Weib war nicht mehr zu jung, aber es war das, was die Wäldler „kugelrund" nennen. Sie hatte ein zweifaches Kinn und unter demselben, um den vollen Hals, eine Silberkette. Ihre Äuglein guckten klug und mild hervor, wenn sie sprach, und wenn sie, mit jedem Winkel und Nagel des ganzen Hauses bekannt und verwachsen, lustig in allen Ecken und Enden herumregierte. Wie im Scherze regelte sie alles und redete mit dem Gast und lachte mit dem Gesinde in der Küche und im Vorhause. Daß jetzt der Schauer wieder alles zerschlagen, sei freilich nicht gar lustig, meinte sie, aber besser sei es allerwege, das Eis falle vom Himmel auf die Erde, als wenn es von der Erde auf den Himmel fiele und da oben auch noch alles in Scherben schlüge. Da hätt' eins schon gar nichts mehr zu hoffen. Und wie sie so die Sache auslegte, sprudelte die Fröhlichkeit ordentlich aus ihr hervor, und der ganze Kreis um sie war heiter; und jedes schien sich so gehen zu lassen in dem, was es tat, empfand und sagte; aber es ging doch alles nach der Schnur.

„Ihr habt eine treffliche Wirtin,“ sagte ich zum Wirt.

„Das wohl, das wohl,“ bestätigte er leise und lebhaft, „brav ist sie, meine Juliana, aber halt — aber halt —“ Das Wort blieb ihm im Halse stecken, oder vielmehr, er zerbiß es, drückte und preßte es hinab; auf sprang er und die Hände am Rücken geballt schritt er über die Stube und wieder zurück und goß sich ein Glas Wasser in die Gurgel.

Dann setzte er sich auf die Bank und war ruhig. Aber es war noch nicht ganz gut, er hatte die Fäuste geschlossen und starrte auf den Tisch. — Ich habe einmal auf einem Jahrmarkt einen Araber gesehen, eine mächtig hohe Gestalt, knochig, hager, rauh und lederbraun, schwarz und vollbärtig, glutäugig, mit langer, scharf gebogener Nase, schneeweißen Zähnen, mit dichten Brauen und einem weichen, wollartigen Haarfilze — völlig so sah der Mann aus, der jetzt schier unheimlich vor mir brütete.

„'s gibt kein Weibel mehr, so herzensgut und getreu,“ murmelte er plötzlich; weitere Worte zermalmte er zwischen den Zähnen.

Ich sah, der Mann war in einer peinlichen Stimmung; ich suchte ihn aus derselben zu erlösen.

„Also durchgegangen, sagt Ihr, ist der alte Schulmeister?“

Da hob der Wirt seinen Kopf: „Man kann just nicht sagen, daß er durchgegangen ist; es hat ihm nichts weh getan bei uns. Ich denk', wer fünfzig Jahr in Winkelsteg Schullehrer, oder was weiß ich, alles ist, der läuft im einundfünfzigsten nicht davon wie ein Roßdieb.“

„Fünfzig Jahre dahier Schullehrer!“ rief ich.

„Schullehrer und Arzt und Amtmann und eine Weil' auch Pfarrer ist er gewesen.“

„Und ein Halbnarr ist er auch gewesen!“ schrie einer vom Nebentische her, wo sich mehrere schwarze Gesellen, etwa Holzer und Kohlenbrenner, bei Schnapsgläsern niedergelassen hatten. „Ja freilich,“ rief die Stimme, „da draußen bei der Wacholderstauden ist er die längste Zeit gehockt und hat mit dem Wisch geschwätzt, und ich vermein', den Gimpeln hat er das Singen lehren wollen nach Noten. Hat er wo einen scheckigen Falter erspäht, so ist er ihm nachgeholpert den ganzen halben Tag; — ein Halterbübl könnt' nicht kindischer sein. Hat ihn 'leicht gar so ein Tier fortgelockt, hat der Alte nimmer heimgefunden, ist liegen blieben im Wald.“

„Zur Weihnachtszeit fliegen keine Falter herum, Josel,“ sagte der Wirt halb berichtigend, halb verweisend, „und daß er in der Christnacht ist in Verlust geraten, das wirst wissen.“

„Der Teufel hat ihn geholt, den alten Sakermenter!“ gröhlte eine andere Stimme in dem finsteren Winkel der Stube am großen Kachelofen. Als ich hinblickte, sah ich in der Dunkelheit die Funken eines Feuersteines sprühen.

„Mußt nit, Schorschl, mußt nit so reden!“ sagte einer der Köhler, „mußt bedenken, der alte Mann hat schneeweißes Haar gehabt!“

„Ja, und Hörner unter demselben,“ rief's vom Ofen her, „'leicht hat ihn keiner so gekannt, den alten Schleicher, wie der Schorschl! Meint Ihr, er hätt's nit abgemacht gehabt mit den großen Herren, daß wir keiner was

haben gewonnen beim Lotterg'spiel (Lotterie)! Weswegen hat denn der Kranabetsepp gleich in der zweiten Woch', da der Schulmeister ist weggewesen, einen Terno gemacht? Der bucklig' Duckmauser selber hat freilich Geld gehabt; hat's vergraben, auf daß, was er selber nit braucht, die armen Leut' auch nit brauchen sollen. O — 'leicht könnt' einer noch andere Geschichten erzählen, wären nicht so gewisse Leut' in der Stuben."

Die Stimme schwieg; man hörte nur das Pauffen der rauchsaugenden Lippen und das Zuklappen eines Pfeifendeckels.

Der Wirt stand auf, warf seinen Lodenwams weg und ging in flatternden Hemdsärmeln einige Schritte gegen den Ofen. Mitten in der Stube stand er still. „So, gewisse Leut' sind in der Stuben," sagte er gedämpft, „Schorschl, dasselb' deucht mich selber; aber nit beim redlichen Tisch sitzen sie vor aller Leut' Augen; im stockfinsteren Winkel ducken sie sich, wie nichtsnutzige Schelm', —" Er brach ab, man merkte es, wie er sich Gewalt antat, gelassen zu bleiben; er zog sich schier krampfhaft zusammen, aber er blieb stehen mitten in der Stube.

„Freilich, freilich, die Branntweinbrenner haben den Alten nicht leiden mögen," sagte einer der Köhler. Dann zu mir gewendet: „Bester Herr, der hat's gut gemeint! Gott tröst' seine arme Seel'! — Hat noch die Orgel gespielt in der heiligen Nacht, aber in der Christtagsfrüh ist kein Gebetläuten gewesen. Den Reiter Peter — das ist halt unser Musikant — hatt' er in der Nacht noch angeredet, daß der sollt' die Musik für den Christtag übernehmen; das ist sein letztes Wort gewesen, und weg ist

der Schulmeister. — Du heiliger Antoni, was haben wir den Mann nicht gesucht! Spüren hat man ihn nicht können, der Schnee ist weit und breit, und gar im Wald drin, steinhart gewesen; hat jeden tragen, so weit er hat wollen gehen. Ganz Winkelsteg ist auf gewesen, ist alle Wälder abgegangen und alle Straßen draußen im Land."

Der Mann schwieg; ein Achselzucken und eine Handbewegung deuteten an, sie hätten den Schulmeister nicht gefunden.

„Und so haben wir Winkelsteger keinen Schulmeister," sagte der Wirt. „Ich für mich brauch' keinen; ich hab' nichts gelernt und werd' nichts mehr lernen — ich leb' so. Aber einsehen tu' ich's wohl, ein Schulmeister muß sein. Und so sind wir Gemeindebauern und Holzleute halt zusammengestanden, daß wir einen neuen —"

Ich hatte in diesem Augenblick das Mostglas an den Mund gesetzt, um den Rest des frischenden Trankes zu schlürfen. Und das war, als hätte es dem Manne die Sprache verschlagen. Er starrte nun auf das leere Glas, wollte dann sein Gespräch wieder fortsetzen, schien aber kaum mehr zu wissen, wovon geredet.

„Ich denk' mir meinen Teil," versetzte einer der Kohlenbrenner, „und ich sag' dasselb', just und gerade dasselb', was der Wurzentoni sagt. Der alte Schulmeister, sagt er, hat ein Stückel mehr verstanden, als Birnsieden, ein gut Stückel mehr. Der Wurzentoni — nicht einmal, zehn- und hundertmal hat er den Schulmeister gesehen aus einem kleinwinzigen Büchlein beten, und sind alles so Sprüchel drin gewesen und Zauber- und Hexenzeichen, lauter Hexenzeichen. Wär' der Schulmeister im Wald wo gestorben, sagt der Wurzentoni, so hätt' man den

Toten finden müssen, und hätt' ihn der Teufel geholt, so wär' das Gewand zurückgeblieben, denn das Gewand, sagt der Wurzentoni, ist unschuldig, über das hat der Teufel keine Gewalt, hat keine! — Ganz was anders ist geschehen, meine Leut'! Der Schulmeister — verzaubert hat er sich, und so steigt er unsichtbar Tag und Nacht in Winkelsteg herum — Tag und Nacht, zu jeder Stund'. Das ist, weil er will wissen, was die Leut', in der Heimlichkeit tun und über ihn reden, und weil — —. Ich sag' nichts Schlechtes über den Schulmeister, ich nicht. Wüßt auch nicht was, bei meiner Treu, wüßt nicht was!"

„Ei, tät der Teufel nicht mehr wissen, wie der schwarz' Kohlenbrenner," hüstelte die Stimme hinter dem Ofen, „noch heut' tät der alt' Grauschädel die Winkelsteger bei der Nasen herumführen!"

Ein gereizter Löwe könnte nicht wütender aufspringen, als es jetzt der derbe, finstere Wirt tat. Ordentlich stöhnend vor Begier, stürzte er hin in den Ofenwinkel, und dort war ein angstvolles Aufkreischen.

Da eilte die Wirtin herbei: „Geh, Lazarus, wirst dich scheren mit diesem dummen Schorschel da! Ist nicht der Müh' wert, daß du desweg einen Finger krumm tust. Geh, sei fein gescheit, Lazarus; schau, jetzt hab' ich dir dort dein Tröpfel hingestellt."

Lazarus ließ nach; der Schorschl huschte wie ein Pudel zur Tür hinaus.

Lazarus hatte Haarlocken in der Faust. Knurrend schritt er gegen den Kasten, auf welchem ihm sein Weib ein Glas Apfelmost gestellt hatte. Fast lechzend, zitternd griff er nach dem Glase, führte es zum Mund und tat

einen langen Zug. Dann hielt er starren Auges ein wenig inne, dann setze er wieder an und leerte das Glas bis auf den letzten Tropfen. Das mußte ein fürchterlicher Durst gewesen sein. Langsam sank die Hand mit dem leeren Gefäß nieder; tief aufatmend glotzte der Wirt vor sich hin.

So verging die Zeit, bis die Wirtin zu mir kam und sagte: „Wir haben ein gutes Bett, da oben auf dem Boden; aber sag's dem Herrn fein g'rad heraus, der Wind hat heut' ein paar Dachschindeln davongetragen und da tut's ein klein wenig durchtröpfeln. Im Schulhaus oben wär' wohl ein rechtschaffen bequemes Stübel, weil es für den neuen Lehrer schon eingerichtet ist; und fein zum Heizen wär's auch, und wir haben den Schlüssel, weil mein Alter Richter ist und auf das Schulhaus zu schauen hat. Jetzt, wenn sonst der Herr nicht gerade ungern im Schulhaus schläft, so tät ich schon dazu raten. Ei beileib', es ist nicht unheimlich, gar nicht; es ist fein still und fein sauber. Mich däucht, das ganze Jahr wollt' ich darin wohnen."

So zog ich das Schulhaus dem Dachboden vor. Und nicht lange nachher geleitete mich ein Küchenmädchen mit der Laterne hinaus in die stockfinstere, regnerische Nacht, den Hütten entlang, an der Kirche hin über den Friedhof, an dessen Rande das Schulhaus stand. Das Rasseln des Schlüssels an der Tür widerhallte im Innern. Im Vorhause war es öde und die Schatten der Laternsäulchen zuckten wie gehetzt an den Wänden hin und her.

Da traten wir in ein kleines Zimmer, in dessen Tonofen helle Glut knisterte. Meine Begleiterin stellte ein Licht auf den Tisch, schlug die braune Decke des Bettes

über und zog aus dem Wandkasten eine Lade hervor, damit ich meine Sachen dort unterbringe. Da rief sie auf einmal: „Nein, das ist richtig, daß wir uns alle miteinander schämen müssen, jetzt liegen diese Fetzen noch da herum!" Sofort faßte sie einen Armvoll Papierblätter, wie sie in der Lade wirr herumlagen: Will euch gleich helfen, ihr verzwickelten Wische, in den Ofen steck' ich euch!"

„Mußt nicht, mußt nicht," kam ich dazwischen, „vielleicht sind Dinge dabei, die der neue Lehrer noch brauchen kann."

Verdrießlich warf sie die Blätter wieder in die Lade. Es wäre ihr in ihrer Aufräumungswut sicher eine große Lust gewesen, sie zu verbrennen, wie ja unwissende Leute häufig das Verlangen haben, alles, was ihnen nutzlos dünkt, sogleich zu vernichten.

„Der Herr kann des alten Schulmeisters Schlafhauben aufsetzen," sagte das Mädchen hernach etwas schelmisch und legte eine blaugestreifte Zipfelmütze auf das Kopfkissen des Bettes. Dann gab es mir noch einige Ratschläge wegen der Türschlüssel, sagte: „So, in Gottesnamen, jetzt geh' ich!" — und sie ging.

Die äußere Tür sperrte sie ab, an der inneren drehte ich den Schlüssel um, und nun war ich allein in der Wohnung des in Verlust geratenen Schulmeisters.

Was war das für ein sonderbares Geschick mit diesem Manne, und was waren das für sonderbare Nachreden der Leute? Und wie verschieden waren diese Nachreden! Ein guter, vortrefflicher Mann, ein Narr, und gar einer, den zuletzt der Teufel holt! —

Ich sah mich in der Stube um. Da war ein wurmstichiger Tisch und ein brauner Kasten. Da hing eine

alte, schwarze Pendeluhr mit völlig erblindetem Zifferblatte, vor welchem der kurze Pendel so emsig hin und her hüpfte, als wollte er nur hastig, hastig aus banger Zeit in eine bessere Zukunft eilen. — Und meint ihr, ich hätte von draußen herein nicht auch die Unruh der Kirchturmuhr gehört?

Neben der Uhr hingen einige aus Wacholder geschnittene Tabakspfeifen mit übermäßig langen Rohren; ferner eine Geige und eine alte Zither mit drei Saiten. Sonst war überall das gewöhnliche Hausgeräte, vom Stiefelzieher unter der Bettstatt bis zu dem Kalender an der Wand. Der Kalender war von vorhergegangenem Jahre. Die Fenster waren bedeutend größer, als sie sonst bei hölzernen Häusern zu sein pflegen, und mit geflochtenen Gittern versehen. In diesen Gittern steckten verdorrte Birkenzweige.

Da ich einen der blauen Vorhänge beiseite geschoben hatte, blickte ich hinaus ins Freie. Es war finster, nur von einer Ecke des Kirchhofes her schimmerte es wie ein verlorener Strahl des Mondes. Das war wohl das Moderleuchten eines zusammengebrochenen Grabkreuzes oder eines Sargrestes. Der Regen rieselte; es zog ein frostiger Windhauch durch die Luft wie gewöhnlich nach Hagelgewittern.

Ich hatte die Alpenfahrt für den nächsten Tag aufgegeben. Ich beschloß, entweder in Winkelsteg schön Wetter abzuwarten, oder mittels eines Kohlenwagens wieder davonzufahren. Brauen im Gebirge selbst zur Sommerszeit ja doch oft wochenlang die feuchten Nebel, während draußen im Vorlande der helle Sonnenschein liegt.

Ehe ich mich ins Bett legte, wühlte ich noch ein

wenig in den alten Papieren der Schublade herum. Da waren Musiknoten, Schreibübungen, Aufmerkblätter und allerhand so Geschreibe auf grobem, grauem Papier. Es war teils mit Bleistift, teils mit gelblichblasser Tinte, bald flüchtig, bald mit Fleiß geschrieben. Und da lagen zwischen Blättern gepreßte Pflanzen, entstaubte Schmetterlinge und eine Menge Tier- und Landschaftszeichnungen, auch eine Karte von Winkelsteg, zumeist gar recht unbeholfen gemacht. Aber ein Bild fiel mir doch auf, ein mit bunten Farben bemaltes, komisches Bild. Es stellte einen alten Mann dar. Der kauerte auf einem Baumstrunk und schmauchte eine langberohrte Pfeife. Auf dem Haupte, dessen Haare nach rückwärts gekämmt waren, hatte er eine plattgedrückte, schwarze Kappe mit einem breiten, wagrecht hinausstehenden Schilde. Aber ein Künstler war es doch, der das Bild gemacht; im Ausdruck des Angesichts war er zu spüren. Aus dem einen Auge, das ganz offen stand, blickte eine ernste und doch milde Seele heraus; aus dem andern, das halb geschlossen nur so blinzelte, sah ein wenig Schalkheit hervor. In einem Hause, aus dessen Fenstern solche Gäste lugen, ist's nicht gar sonderlich arm und öde. Über den, vom wohlwollenden Künstler vielleicht doch zu rosig gehaltenen Wangen war es aber fast, als ob seinerzeit Wildbäche Furchen gerissen hätten. Völlig spaßhaft hingegen nahm sich auf dem sonst glattrasierten Gesichte der lange weiße Spitzbart aus; er war unter dem vorgebeugten Kopfe wie ein vom Kinne niederhängender Eiszapfen. Um den Hals war ein hellrotes Tuch mehrfach geschlungen und vorne mehrfach zusammengeknüpft. Dann kam der Wall des Rockkragens und der blaue Tuchrock selbst, ein Frack

mit niederstrebenden Taschen, aus deren einer der launige Künstler gar ein Zipfelchen hervorlugen ließ. Der Rock war eng zugeknöpft bis hinauf unter dem Eiszapfen. Die Hose war grau, eng und sehr kurz; die Stiefel waren auch grau, aber weit und sehr lang. — So kauerte das Männchen da und hielt mit beiden Händen genußselig das lange Pfeifenrohr, und schmauchte. Leichte Ringelchen und Herzchen bildete der Rauch ....

Der das Bild gemacht, ist ein großer Kauz gewesen; nach dem es gemacht, der ist noch ein größerer gewesen. Einer oder der andere war sicher der alte Schulmeister, der auf unerklärliche Weise verschwunden, nachdem er fünfzig Jahre im Orte Lehrer gewesen. — „Und unsichtbar steigt er in Winkelsteg herum, Tag und Nacht — zu jeder Stund'!"

Ich stieg ins Bett und lag und sann. Ich ahnte freilich nicht, wer es gewesen war, der das Haus gebaut und vor mir auf dieser Stätte geruht.

Die Glut im Ofen knisterte matt und matter und war im Absterben. Draußen rieselte der Regen, und doch lag eine Stille über allem, so daß mir war, als hörte ich das Atemholen der Nacht. — Ich war im Einschlummern; da erhob sich plötzlich ganz nahe über mir ein lebhaftes Schallen, und mehrmals hintereinander laut und lustig klang der Wachtelschlag. Ganz täuschend ähnlich waren die Laute dem lieblichen Rufe des Vogels im Kornfelde. Die alte Uhr war es gewesen, die mir so seltsam die elfte Stunde verkündet hatte.

Und der süße Wachtelschlag hatte mein Sinnen und Träumen entführt hinaus auf das lichte sonnige Kornfeld zu den wiegenden Halmen, zu den blau leuchtenden

Blumenaugen, zu den gaukelnden Schmetterlingen — und so war ich eingeschlafen an demselben Abende, im geheimnisvollen Schulhause zu Winkelsteg.

Wie mich der Wachtelschlag eingelullt hatte, so weckte mich der Wachtelschlag wieder auf. Es war des Morgens zur sechsten Stunde.

Im Stübchen atmete noch die weiche Wärme des Ofens; an den Wänden und auf der Decke lag es blaß wie Mondlicht. Und es mußte die Sonne schon am Himmel stehen; es war im Juli. Ich erhob mich und zog einen der blauen Fenstervorhänge zurück. Die großen Scheiben waren grau angelaufen; nur hie und da löste sich eine Tropfenperle und rollte hin und her zuckend nieder durch die unzähligen Bläschen und Tröpfchen, hinter sich einen schmalen Pfad ziehend, durch welchen das Dunkel des braunen Kirchendaches hereinblickte.

Ich öffnete das Fenster; frostige Luft ergoß sich in das Zimmer. Der Regen hatte aufgehört; an der Friedhofsmauer lag ein Wall zusammengeschwemmter Eiskörner, mit niedergeschlagenen Baumrinden und gebrochenen Reisigwipfeln gemischt. An der Kirchenwand lagen Schindelsplitter des Daches; die Fenster der Kirche waren mit Brettern geschützt. Einige Eschen standen am Platze, da tropfte es nieder von den wenigen Blättern, die der Hagel verschont hatte. Noch ragte dort das verschwommene Bild eines Rauchfanges; was weiter hin war, das deckte der Nebel.

Ich hatte den Gedanken an die Alpenwanderung heute gar nicht mehr hervorgeholt. Langsam zog ich mich an und betrachtete das Triebwerk der alten Schwarz-

wälderuhr, welches durch zwei aneinanderschlagende Holzplättchen den schmetternden Schlag der Wachtel so täuschend gab. Hernach wühlte ich, da es mir zum Frühstück noch zu zeitig war, eine Weile in den Papieren der Lade herum. Ich bemerkte, daß außer den Zeichnungen, Rechnungen und jenen Bogen, die zu Pflanzenmappen dienten, alle beschriebenen Blätter eine gleiche Größe hatten und mit roten Seitenzahlen versehen waren. Ich versuchte die Blätter zu ordnen und warf zuweilen einen Blick auf deren Inhalt. Es waren tagebuchartige Aufzeichnungen, die sich auf Winkelsteg bezogen. Die Schriften waren aber so voll von eigenartigen Ausdrücken und regellos geformten Sätzen, daß Studium und eine Art Übersetzung nötig schien, um sie der Verständlichkeit zuzuführen.

Die Mühe däuchte mir gleich anfangs nicht abschreckend, denn ich hoffte hier Urkunden des so entlegenen Alpendörfchens und vielleicht gar aus dem Leben des verschwundenen Schulmeisters zu finden. Indem ich emsig weiter ordnete und mit dieser Arbeit schon völlig zur Rüste kam, entdeckte ich plötzlich ein dickes graues Blatt, auf welchem mit großen roten Buchstaben geschrieben stand: Die Schriften des Waldschulmeisters.

So hatte ich nun gewissermaßen ein Buch zusammengestellt; und das Blatt mit den roten Lettern legte ich aufs Geratewohl obenan, als des Buches Überschrift.

Mittlerweile hatte meine Wachtel die achte Stunde verkündet und auf dem Kirchturme läuteten zwei helle Glöcklein zur Messe. Der Pfarrer, ein schlanker Mann mit blassem Angesichte, schritt von seinem Hause die kleine Steintreppe heran zur Kirche. Einige Männer und

Weiber zogen ihm nach, entblößten noch weit vor der Tür ihr Haupt, oder zerrten die Rosenkranzschnur hervor und besprengten sich andächtig am Weihwasserkessel des Einganges.

Ich ging zur Tür hinaus und über den hügeligen Sandboden hin. Und ich ging, weil die Orgel gar so freundlich klang, zur Kirche hinein. Da war es auf den ersten Blick, wie es in jeder Dorfkirche ist — und doch ganz anders.

Je ärmer sonst so ein Kirchlein ist, je mehr Silber und Gold sieht man an ihm funkeln; alle Leuchter und Gefäße sind von Silber, alle Verzierungen und Heiligenröcke und Engelsflügel und gar die Wolken des Himmels sind von Gold. Aber es ist nur Schein. Ich kann jenem Bauersmann nicht Unrecht geben, der, als er in der Kirche einmal Meßnerdienste verrichten mußte und dabei in nähere Bekanntschaft mit den Bildnissen und Altären gekommen, ausrief: „Wie unsere Heiligen von weitem funkeln und vornehm sind, so meint man, was der tausend wir für Himmelsmänner haben, und wenn man sie in der Nähe anschaut, ist alles Holz.“

In der Kirche zu Winkelsteg fand ich das anders. Freilich war auch da alles aus Holz und größtenteils aus ganz gewöhnlichem Fichtenholz, aber es war nicht geschminkt mit Goldglanz, schreienden Farben, Geflunker und Gebänder und was sonst solchen Zierat gibt; es war, wie es war, und wollte nicht anders sein.

Die Kirchenwände standen in mattem Grau und waren fast leer. In einer Ecke des Schiffes klebten ein paar Schwalbennester, deren Bewohner heute auch bei dem Gottesdienste bleiben und dem Herrn nach ihrer Art das „Sanctus“ sangen. Den Chorboden da oben und

den Beichtstuhl und die Kanzel und die Betstühle — man sah es wohl — hatten heimische Zimmerleute ausgeführt. Der Taufstein hatte auch sein Lebtag keinen Steinmetz und der Hochaltar keinen Bildhauer gesehen. Aber es war Geschmack und Zweckmäßigkeit in allem. Der Altar war ein würdevoll dastehender Tisch, zu welchem drei breite Stufen emporführten. Er war bedeckt mit einfachen weißen Linnen, und in einem Gezelte aus weißer Seide, zwischen sechs schlanken, aus Lindenholz geschnitzten Leuchtern stand das Heiligtum. Was mir aber am meisten auffiel, was mich rührte, fast erschreckte, das war ein nacktes großes Kreuz aus Holz, welches über dem Zelte ragte. Dieses Kreuz mochte nicht immer da oben gestanden haben; es war wettergrau, der Regen hatte die Fasern hervorgewaschen, die Sonne hatte Spalten gezogen. — Das war der Winkelsteger Altarbild. Ich habe nie einen Prediger ernster und eindringlicher sprechen gehört, als es dieses stille Kreuz tat auf dem Altare.

Dann fiel mir noch ein Zweites auf, was fast abstach von der Armut und Einfachheit, so in diesem Gotteshause herrschte, was aber die Stimmung und Ruhe nur noch erhöhte. An beiden Seiten des Altares waren zwei schmale hohe Fenster mit Glasmalereien. Sie tauten ein rosiges Dämmerlicht über den Altar.

Der Priester verrichtete die Handlung; die wenigen Anwesenden knieten in den Stühlen und beteten still; und die mild tönende, wie in Ehrfurcht leise zitternde Orgel betete mit, war wie eine flehende Fürsprache vor Gott für die arme Gemeinde, die seit gestern, da das Ungewitter die Feldfrucht vernichtet, neuen Kummer trug.

Als die Messe zu Ende war und die Leute sich erhoben, bekreuzten, die Kniebeugung machten und davongingen, stieg ein hübscher junger Mann die Chorstiege herab. Ich fragte ihn vor der Kirchtür, ob er es sei, der die Orgel gespielt habe. Er neigte den Kopf. Er schritt gegen das Dörfchen hinab; ich ging mit ihm und suchte ein Gespräch anzufangen. Er sah mir mehrmals treuherzig ins Gesicht, aber er sagte kein Wort; und er wendete sich bald und schritt abseits gegen den Bach. Nachher habe ich erfahren, daß er stumm ist.

Und endlich saß ich im Wirtshause bei meinem Frühstück. Es bestand aus einer Schale Milch mit gebranntem Kornmehl gewürzt. Das ist der Winkelsteger Kaffee.

Und nun — was gedachte ich zu tun?

Ich teilte der heiteren Wirtin meine Absicht und meinen Wunsch mit: das ungünstige Wetter in Winkelsteg abzuwarten, im Stübchen des Schulhauses zu wohnen und die Schriften des Schulmeisters zu lesen — „wenn ich dazu Erlaubnis hätte".

„O mein Gott, ja, von Herzen gern!" rief sie, „wen wird der Herr denn irren, da oben! Und das alte Papierwerk schaut sonst auch kein Mensch an — wüßt' nicht, wer! Davon kann sich der Herr aussuchen, was er will. Der neue Schulmeister wird schon selber so Sachen mitbringen. Glaub's aber dieweil noch gar nicht, daß einer kommt. Ja freilich mag der Herr oben bleiben und ich laß ihm fein warm heizen."

So ging ich wieder hinauf zum Schulhause. Nun sah ich es von außen an. Es war recht bequem und zweckmäßig gebaut, es hatte ein flaches, weit vorspringendes Schindeldach, und es hatte in diesem Vorsprunge

und in seinen hellen Fenstern eine Art Verwandtschaft mit dem gutmütig schalkhaften schildkäppchenbedeckten Antlitze jenes Alten auf dem Bilde.

Dann trat ich in das Stübchen. Es war bereits aufgeräumt und im Ofen knisterte frisches Feuer. Durch die hellen Fenster starrte zwar der düstere Tag mit dem tief auf die Bergwälder hängenden Nebel herein, aber das machte das Stübchen nur noch traulicher und heimlicher.

Die Blätter, die ich am Morgen in Ordnung gebracht hatte, die rauh und grau vergilbt waren und eng beschrieben, Zeile an Zeile, die nahm ich nun aus der Schublade und setzte mich damit zum rein gescheuerten Tisch am Fenster, so daß das Tageslicht freundlich auf ihnen ruhen konnte.

Und was hier ein seltsamer Mann niedergeschrieben hatte, das begann ich nun zu lesen.

Was ich las, das gebe ich hier, besonders dem Inhalte nach, schlecht und recht wieder.

Doch mußte an der Urschrift in der Form manches geändert und geglättet, es mußte gestrichen, ja beigefügt werden, wie es zum Verständnisse nötig, und so weit es mir nach Durchforschung der Zustände erlaubt und möglich war. Ferner mußten die absonderlichen Ausdrücke in Klarheit, die regellos hingeworfenen Sätze in Regeln und Zusammenhang gebracht werden. Indes sei bemerkt, daß ältere Sprachformen und Wendungen, die in den Blättern sich vorfanden, tunlichst beibelassen wurden, um der Schrift von ihrer Eigenart zu wahren.

— — — Das erste Blatt sagt nichts und alles; es enthält vier Worte:

Die Schriften des Waldschulmeisters.

(Erster Teil.)

„Lieber Gott!

Ich grüße Dich und schreibe Dir eine Neuigkeit. Heute ist mein Vater gestorben. Er ist schon zwei Jahre krank gewesen. Die Leut' sagen, es ist ein rechtes Glück. Die Muhme-Lies sagt es auch. Jetzt haben sie den Vater schon fortgetragen. Der Leib kommt in die Totenkammer, die Seel' geht durch das Fegfeuer in den Himmel hinauf. Lieber Gott, und da hätt' ich jetzt recht eine schöne Bitt'. Schick meinem Vater einen Engel entgegen, der ihn weist. Für den Engel leg ich mein Patengeld bei; es sind drei Groschen. Mein Vater wird recht eine Freud' haben im Himmel, und führ' ihn gleich zu meiner Mutter. — Ich grüße Dich tausendmal, lieber Gott, den Vater und meine Mutter.

Andreas Erdmann.

Salzburg, im 1797-ger Jahr, am Apostel Simonitag."

Dieser Brief ist zufällig erhalten geblieben, mit ihm hebe ich an. Ich weiß noch den Tag. Ich habe in meiner sehr großen Einfalt die drei Groschen wollen in das Papier legen. Kommt selbunter die Muhme-Lies herbei, liest mit ihrem Glasauge die Schrift und schlägt die Hände zusammen. „Du bist ein dummer Junge!" ruft sie aus, „ein sehr dummer Junge!" Eilends nimmt

sie mein Patengeld, läuft davon und erzählt meine Sach' im ganzen Hause, vom Torwartgelaß an bis hinauf zum dritten Stock, wo ein alter Schirmmacher wohnt. Jetzt kommen die Leut' alle miteinander zusammen in unser Zimmer herein, zu sehen, wie ein sehr dummer Junge denn ausschaut.

Gelacht haben sie, und so lang' haben sie gelacht, bis ich anfang' zu weinen. Jetzund haben sie noch ärger gelacht. Der alte Schirmmacher mit seinem himmelblauen Schurz ist auch da; der hebt die Hand auf und sagt: „Ihr Herrschaften, das ist ein närrisches Lachen; etwan ist er gescheiter, wie ihr alle miteinand. Geh her zu mir, Büblein; heute ist dein guter Vater gestorben; deine Muhme ist viel zu gescheit und ihr Haus zu klein für dich, du kleinwinziger Bub'. Geh mit mir, ich lehre dich das Regenschirmmachen."

Was hat jetzo die Muhme gegreint überlaut! Aber das kann ich mir denken: insgeheim ist es ihr recht gewesen, da ich mit dem Alten die zwei Treppen hinaufgestiegen bin.

Selbunter, wie mir mein Vater gestorben, werd' ich im siebenten Jahr gewesen sein. Ich weiß nur, daß meine Eltern mit mir bis zu meinem fünften Jahr im Waldland gelebt haben. Im Waldland am See. Felsberge, Wald und Wasser haben die Ortschaft eingefriedet, in der mein Vater Salzwerksbeamter gewesen. Wie die Mutter gestorben, hebt mein Vater an zu kränkeln; hat seine Stelle aufgeben müssen, ist mit mir zu seiner wohlhabenden Schwester in die Stadt gezogen. In einem leichteren Amt hat er wieder arbeiten wollen, um seiner Schwester, die sich stets der Tugend der Sparsamkeit be-

fliſſen, Dach und Nahrung redlich erſtatten zu können. Aber in der Stadt iſt er krank Jahr und Tag; nur daß er mir zur Not das Leſen und Schreiben lehrt, ſonſt hat er gar nichts getan. Und es iſt gekommen, wie ich es im frühern Blatt aufgeſchrieben habe.

Bei dem alten Mann im dritten Stock bin ich mehrere Jahre geweſen. Wie er, ſo habe auch ich einen himmelblauen Bruſtſchurz getragen. Man erſpart dadurch an Gewand. In der erſteren Zeit bin ich mehrmals zur Muhme hinabgegangen auf Beſuch; aber ſie hat mich fortweg und ſolange einen ſehr dummen Jungen geheißen, bis ich nicht mehr hinabgegangen bin. Selbunter hat mein Meiſter einmal das Wort geſagt: „Gib acht, Andreas, daß du nicht ſo geſcheit wirſt wie deine Frau Muhme!“

Wir haben lauter blaue und rote Regenſchirme gemacht, haben ſie dann in großen Bünden auf Jahrmärkte getragen und verkauft. Einen breiten Schirm haben wir über unſere Ware geſpannt, und die Marktbude iſt fertig geweſen. Und wenn das Geſchäft ſo gut iſt gegangen, daß wir letztlich auch die Bude verkauft, ſo ſind wir allbeide in ein Wirtshaus gegangen und haben uns was gut ſein laſſen. Anſonſten aber haben wir die Ware in Bünden wieder nach Hauſe getragen und daheim eine warme Suppe genoſſen.

Wie mein Meiſter über die ſiebzig Jahre alt iſt, wird ihm die Welt nicht mehr recht; hat müſſen eine andere haben — iſt mir geſtorben. Geſtorben wie mein Vater.

Ich bin der Erbe geweſen. Zweithalb Dutzend Schirme ſind da; die pack' ich eines Tages auf und

trag sie dem Markte zu. Auf demselbigen Markt hab' ich Glück gehabt. Er ist in einem Tal nicht gar weit von der Stadt; Menschen in Überfluß, aber die wenigsten werden sich zur Morgenfrühe gedacht haben, sie gehen auf den Markt, daß sie Regenschirme kauften.

Kommt zur Mittagszeit jählings ein Wetterregen; wie weggeschwemmt sind die Leute vom Platz, und mit ihnen meine Schirme. Ein alleinziger ist mir noch geblieben für mich selber, daß ich trocken bliebe mitsamt meinem gelösten Geld. Was läuft doch über den Platz ein Mann daher, daß alle Lachen spritzen! Meinen Regenschirm will er kaufen.

„Hätt' ich selber keinen!" sage ich.

„Hab' schon manchen Schuster barfuß laufen sehen," lachte der Mann, „aber hörst, Junge, wir richten uns die Sach' schlau ein. Bist du aus der Stadt?"

„Ja," sag ich, „aber kein Schuster."

„Das macht nichts. Ein Wagen ist dahier nicht zu haben; so gehen wir zusammen, Bursche, und benützen den Schirm gemeinsam; letzlich magst ihn behalten oder das Geld dafür haben."

Gottesschad' wär's um den feinen Rock, den er anhat, denk ich, und sag: „So ist es mir recht."

Arm in Arm bin ich, der Schirmmacherbursch mit dem vornehmen Herrn in die Stadt gegangen. Wir haben unterwegs miteinander geplaudert. Er hat es so zu fügen gewußt, daß ich ihm nach und nach all meine Umstände und meine ganze Lebensgeschichte erzählt hab.

Der Regen hörte auf; die Sonne scheint, ich trage den Schirm noch offen über der Achsel, daß er trocknen

mag. Wir kommen zur Stadt, da will ich zurückbleiben — es ist nicht schicksam, daß ich mit einem so feinen Herrn durch die Stadt gehe. Er hat mich aber freundlich eingeladen, nur mit ihm zu kommen. Er hat mich zuletzt mit in sein Haus geführt, hat mir Speise und Trank vorsetzen lassen, hat mich endlich gar gefragt, ob ich nicht bei ihm bleiben wolle, er stehe einer Bücherei vor und benötige in ihr einen Handlanger.

Was weiß ich unfertiger Mensch mit der Schirmmacherei anzufangen? Ich werde Handlanger in der Bücherei.

Damalen hab' ich's gut gehabt. Mit meinem Herrn bin ich zufrieden gewesen; der hat mir das Regenschirmdach reichlich erstattet; kein Lüftlein hat mich beleidigt unter seinem Dach. Aber die Handlangerarbeit hat mir nicht von statten gehen wollen. Der helle Fürwitz ist's gewesen; mit jedem Buch, das ich zur Hand bekommen, hätt' ich auch gleich Bekanntschaft machen mögen. Allerweile hab ich's mit den Aufschriftblättern und Inhaltsverzeichnissen zu tun gehabt, und ich hab das, was mir insonderheit erfahrungswert geschienen, gar zu lesen angefangen. Auf das Zurechtstellen und Ordnen der Bücher hab ich vergessen.

Was sagt mein Herr eines Tages zu mir? — Bursche, für das Auswendige der Bücher bist du nicht zu brauchen, du mußt in das Inwendige hinein. Mir dünkt es gut, daß ich dich in einer Lehranstalt unterbringe.

„Ja freilich, ja freilich — das ist mein heimlich Verlangen.“

„Es wird gelingen, dich in die dasige Gelehrten-

schule*) zu stellen, du wirst rechtschaffen und fleißig sein, wirst Unterstützung finden; es geht rasch aufwärts und kehr' die Hand, wird's heißen: Herr Doktor Erdmann!

Ganz heiß wird mir bei diesen Worten. Nicht gar lange nachher und mir ist noch heißer geworden. Mein Brotherr hat es durchgesetzt; ich bin in die Gelehrtenschule gekommen und schnurgerade mitten hinein in das Innere der Bücher. Aber in der Schule, da werden einem trutz die allerlangweiligsten Bücher in die Hand gegeben; die kurzweiligen sind allesamt verboten. Dinge, die mich auswendig und einwendig gar nichts angegangen, hab ich müssen in meinen Kopf hineinpressen. Das ist eine Pein gewesen; denn damalen haben mir meine Jahre und Lebensumstände den Kopf schon hübsch vollgepfropft gehabt mit anderen Dingen.

Eine siebenfältige Speiskarte ist mein Wochenkalender gewesen. Mein Mittagstisch ist gestanden: Am Montag bei einem Lehrer; am Dienstag bei einem Freiherrn; am Mittwoch bei einem Kaufmann; am Donnerstag bei einem Schulgenossen, der ein reicher Tuchmacherssohn gewesen und mich zu sich in einen Gasthof geladen hat. Am Freitag hab ich bei einem alten Obersten gegessen; am Samstag bei sehr armen Leuten in einer Dachstube, denen ich dafür die Kinder im Rechnen unterrichtet; und am Sonntag bin ich bei meinem Schutzherrn gewesen, dem Vorsteher der Bücherei. Auch habe ich von all diesen Menschen Kleider an meinem Leibe getragen.

---

*) Hier scheint ein Irrtum obzuwalten; unseres Wissens hat zu jener Zeit in Salzburg keine Gelehrtenschule bestanden. Vielleicht ist der wahre Name der Anstalt absichtlich verhüllt worden.
Der Herausgeber.

So ist es jahrelang gewesen. Da hat mich mein Dienstag-Tischherr für sein Söhnlein zum Hauslehrer bestellt. Jetzo ist's schon besser gegangen. Zuerst habe ich den armen Leuten in der Dachstube das Mittagsmahl nachgelassen, aber die Pflicht empfunden, den Unterricht ihrer Kinder doch fortzusetzen. Ein weiteres ist gewesen, daß ich einmal meinen Frack anziehe — der ist sehr fein und vornehm, ist auch für mich nicht gemacht worden — und meine Muhme besuche. Meine Muhme macht zierliche Bücklinge und nennt mich ihren lieben, sehr lieben Herrn Vetter.

Wie freudig ich auch anfangs d'rein gegangen bin in meinem Lernen, es ist mir gar bald verleidet worden. Da habe ich vormalen immer gemeint, in einer Gelehrtenschule würde man Himmel und Erde erfassen, und alles was darin ist, im schönen Zusammenhange erkennen lernen; sie tun ja so, als ob sie das alles inne hätten, die Herren Gelehrten, wenn sie in hoher Würde über die Gasse gehen. Das hat mich sauber betrogen. Für einen, der nur studiert, um ein lustiger Student sein zu können; für einen, der nur lernt, um dereinstmalen als „Gelehrter“ zu prangen oder als solcher sein Brot zu erwerben — für so einen mag diese Gelehrtenschule taugen. Für einen nach wahrem Wissen und Erkennen Strebenden aber ist sie ein erbärmlich Ding. Ein sehr erbärmlich Ding.

Schöne Gegenstände sind auf dem Lehrplan gestanden. Schon in den unteren Abteilungen haben wir Erdbeschreibung, Geschichte, Meß- und Größenlehre, Sprachlehre usw. gehabt. Die verkehrte Welt ist's gewesen. In der Erdbeschreibung haben wir statt Länder-

und Völkerkunde nur die Größe der Fürstentümer und ihrer Städte vor Augen gehabt. In der Geschichte haben wir, anstatt der naturgemäßen Entwicklung der Menschheit nachzuspüren, spitzfindige Staatenklügelei getrieben; der Lehrer hat allfort nur von hohen Fürstenhäusern und ihren Stammbäumen, Umtrieben und Schlachten geschwätzt; sonst hat der Wicht nichts gewußt. In der Meßlehre haben wir uns mit Beispielen abgeplagt, die weder der Lehrer noch der Schüler verstanden und im Leben selten vorkommen. Die Sprachlehre ist schon gar ein Elend gewesen. Ach, die schöne arme deutsche Sprache ist zugerichtet, daß einem das Herz möcht' brechen. Seit vielen Jahren ist sie von der welschen belagert, ja hochnotpeinlich auf die Folter gespannt. Und wollt's ein deutscher Bursche einmal versuchen, seine reinen Mutterlaute wieder zu Ehren zu bringen, allsogleich taten die hochgelahrten Herren herbeistürzen mit ihrem Griechisch und Latein, um mit dem toten Buchstaben der toten Sprachen auch den deutschen Laut zu töten. Ich weiß recht gut, welchen Segen die Sprache des Homer und Virgil in sich trägt; davon zeugt unser Klopstock und Schiller. Aber die gelehrten Pharisäer, von denen ich rede, gehen auf den Buchstaben und nicht auf den Geist. Mit überflüssigen Dingen pferchen sie uns den Kopf voll. Die unsinnigsten Lehrsätze, vor Jahrhunderten von verkehrten Köpfen erfunden, müssen wir auswendig lernen; . . . . ja, wenn ich all das Erbärmliche wollte beschreiben! — Und wer das dürre Zeug nicht mag und kann, der wird von den Lehrern mißhandelt. Wir sind schutzlos; sie haben uns in ihrer Gewalt. Beliebt es ihnen, Späße zu machen, so müssen die uns ergötzlich sein.

Haben sie Zahnschmerz, so müssen wir es entgelten. Ach, das ist ein böses Gehetze und Geplage; für unbemittelte Bursche schon gar ein Elend!

Während ich in der Anstalt gewesen, haben sich zwei Schüler ums Leben gebracht. — Auch gut, hat der Leiter der Schule gesagt, was sich nicht biegt, das muß brechen. Und das ist die Grabrede gewesen.

Da ist am ersten Tage nach einem solchen Selbstmord, daß ich daran komme, in der lateinischen Sprache über das Wesen der römischen Könige vor meinen Lehrern und Lerngenossen eine Rede zu halten. Ich komme geradewegs von der Bahre meines unglücklichen Kameraden und hocherregten Gemütes besteige ich den Redestuhl. „Ich will vergleichen zwischen den Römern und den Deutschen," rufe ich, „die alten Tyrannen haben den Körper geknechtet, die neuen knechten den Geist. Da draußen in der finsteren Kammer, verlassen und aller Ehre beraubt, liegt einer, zu Tode gehetzt . . . ."

Ich mag noch einige Worte gesagt haben; dann aber nahen sie und führen mich lächelnd vom Redestuhl herab. „Der Erdmann ist verwirrt," sagte einer der Lehrer, „nicht deutsch, sondern lateinisch soll er sprechen. Demnächst wird er's besser machen."

Bin nach Hause getaumelt wie ein Narr. Heinrich, der Tuchmacherssohn, mein Tisch- und Schulgenosse, eilt mir nach: „Andreas, was hast du getan? was hast du geredet?"

„Zu wenig, zu wenig," sage ich.

„Das wird dich verderben, Andreas; kehre sogleich um und leiste den Herren Abbitte."

Da lache ich dem Freunde in das Gesicht. Er faßt

mich jedoch bewegt an der Hand und sagt: „Wahr ist es, bei Gott, es ist wahr, was du gesprochen. Wir empfinden es alle, aber just deswegen werden dir die Herren das Wort nimmer verzeihen."

„Das sollen sie auch nicht," entgegne ich in meinem Trotze.

Heinrich schweigt eine Weile und geht neben mir her. Endlich sagt er: „Ein wenig klüger mußt du werden, Andreas; und jetzt geh' und fasse dich."

Meine Hand zittert, da sie das schreibt; es ist aber alles schon vorbei.

Ein Jahr vor dieser obigen Begebenheit hat mir mein Freund Heinrich die Unterrichtsstelle vermittelt, und zwar in dem vornehmen Hause des Freiherrn von Schrankenheim. Meine Aufgabe ist nicht groß, einen Knaben habe ich zu unterrichten und für die Lehrgegenstände der Hochschule vorzubereiten. In diesem Hause ist es mir gut ergangen und ich habe nicht mehr nötig gehabt, mein Mittagsbrot an verschiedenen Tischen zu erbetteln. Mein Schüler Hermann, ein prächtiger, lernbegieriger Jüngling hat mich lieb gehabt. So auch seine Schwester, ein außerordentlich schönes Mädchen — ich bin von Herzen ihr Freund gewesen.

Aber, wie die Zeit so hingeht, da wird mir zuweilen kindisch zumute, wird mir fortweg schwüler und unbehaglicher in dem reichen Hause. Ein wenig ungeschickt und linkisch bin ich immer gewesen — jetzund wird's noch ärger. Ich habe keinen festen Boden unter den Füßen und zuweilen kein rechtes Vertrauen zu mir selber. Die Leute im Hause wissen es alle, daß ich ein blutarmer Junge bin, und sie vergessen es keinen Augen-

blick; sie zeigen sich gar mitleidig und selbst die Dienerschaft will mir oftmals Geschenke zustecken.

Gerade mein Zögling hat Feingefühl, ist lustig und zutraulich zu mir; und das Mädchen — o Gott, o mein Gott, das ist ein schönes, schönes Kind gewesen.

Wenn ich des Abends gewandelt bin außer der Stadt und über entlegene Wiesen, oder an buschigen Lehnen hin, und es hat mir ein Blütenblatt um das Haupt getanzt, oder es ist mir eine Heuschrecke über den Fuß gehüpft, da hab' ich oftmals bei mir gedacht, was es doch eine Glückseligkeit wäre, schön und reich zu sein. Die Zwerge von dem nahen Untersberg und den Kaiser Karl habe ich angerufen in meiner Einfalt. Heiß ist mir geworden in der Brust; geschwärmt habe ich von „Blumen und Sternen und ihren Augen". — Von wessen Augen? Da schrecke ich auf — Jesus, was ist das? Andreas, Andreas, was soll daraus werden? —

Dazumal bin ich achtzehn Jahre alt gewesen. Aus Rand und Band bin ich eines Tages zu meinem Freunde Heinrich gelaufen — hab' ihm alles anvertraut. Heinrich hat mich sonst am besten verstanden von allen Menschen. Aber diesmal hat er mir den Rat gegeben, ich möge mich bezwingen; es ginge fast allen jungen Leuten so wie mir, aber es ginge vorüber. — Kaum um fünf Jahre älter als ich, hat er so gesprochen.

So bin ich ganz allein. Da denke ich bei mir: Gleichwohl jung an Jahren, kann ich die Sache doch auch ruhig überlegen — trutz altkluger Leute. Daß ich arm bin, das verspürt keiner so, als ich selber; daß ich bescheidener Herkunft bin, das treibt mich, aus mir selber etwas zu machen. Recht hat er, ich werde mich be-

zwingen; aber nur, wenn ich vor meinen Lehrern stehe. Ich werde meine eigenmächtig strebenden Neigungen der Weile bezähmen und mich mit Fleiß und Ausdauer der Anstalt unterwerfen. Trotz all des Unsinnes und der Ungerechtigkeit, so durchlaufen werden muß, ist man in ein paar Jahren Doktor, hochweiser Magister.

Und hochweise Magister dürfen um Freiherrntöchter freien. Ein Mann, werde ich hintreten und um sie werben. —

Noch habe ich meine Absicht in mir verschlossen; habe mich aber mit festem Willen meinem Studium ergeben, bin unter meinen Genossen einer der ersten gewesen. Prächtig ist es vorwärts gegangen und meinem Ziele näher und näher. Schon sehe ich den Tag, an welchem ich, ein Mann von Stand und Würde, die Jungfrau freien werde. Im Hause haben sie mich alle lieb; der Freiherr ist nicht adelsstolz und mag vielleicht gerne einen Gelehrten zum Tochtermann haben. Bin wohl in Freude und Glück gewesen. Da haben mich meine Lehrer bei der Hauptprüfung — niedergeworfen.

Schnurgerade bin ich nach Hause gegangen an demselbigen Tag, bin hingetreten vor den Vater meines Zöglings: „Herr, ich habe großen Dank für Ihre Güte zu mir. Länger kann ich in Ihrem Hause nicht bleiben."

Er sieht mich sehr verwundert an und entgegnet nach einer Weile: „Was wollen Sie denn beginnen?"

„Ich muß fortgehen von dieser Stadt."

„Und wo werden Sie hingehen?"

„Das weiß ich nicht."

Der gute Mann hat mir mit ruhigen Worten gesagt, daß ich überspannt und wohl krank sein müsse.

Was mir geschehen, könne auch anderen geschehen; er wolle mich pflegen lassen, und im Frieden seines Hauses würde ich mich wieder erholen und übers Jahr die Prüfung gewiß mit Glück bestehen.

Hierauf habe ich meine Absicht, fortzugehen, noch bestimmter dargetan; ich habe es wohl gewußt, die Ursache meines Falles ist die deutsche Rede über die lateinischen Könige gewesen, und in solchen Verhältnissen würde ich eine Hauptprüfung nimmer bestehen. Heinrich hat recht gehabt.

„Gut, mein eigensinniger Herr," ist der Bescheid des Edelmannes, „ich entlasse Sie."

Bei wem soll ich mich verabschieden? Bei meinem jungen Zögling? Bei der Jungfrau? Herrgott, führe mich nicht in Versuchung! Sie ist noch gar so jung. Sie hat mich freundlich und heiter entlassen. Ein Schlucker geht davon, ein gemachter Mann kehrt wieder zurück. Mehr Trotz als Mut ist in mir gewesen.

Meine alte Muhme habe ich noch besucht. Jetzund, wie ich nicht mehr im feinen Frack, sondern in einem groben Zwilchrock vor ihr stehe und ihr meinen Entschluß sage, daß ich fort ginge, fort, vielleicht zur Rechten, vielleicht zur Linken hin — — da hat nicht viel gefehlt, daß ich wieder die ausdrucksvolle Bezeichnung bekomme. „Nein," ruft sie, „nein, aber du bist ein — ein — recht absonderlicher Mensch! Da ist er schier ein braver, rechtschaffener Mann gewesen, und jetzt — ach, geh' mir weiter!"

Sie ist meine einzige Verwandte auf der Welt.

Zu Heinrich bin ich endlich gegangen: „Ich danke dir zu tausendmal für deine Lieb', du getreuer Freund,

3*

wie tut es mir weh, daß ich sie dir nicht lohnen kann. Du weißt, was geschehen ist. Wie du mich hier siehst, so gehe ich davon. Habe ich etwas Bedeutendes vollbracht, so werde ich wiederkehren und dir vergelten."

Es ist mir nicht mehr erinnerlich, ob ich ihm von ihr auch noch was gesagt habe. Jung, sehr jung bin ich freilich gewesen, als ich meinen Fuß hab' in die weite Welt gesetzt.

Heinrich hat mich eine weite Strecke begleitet. Am Scheidewege hat er mich gezwungen, seine Barschaft anzunehmen. Brust an Brust haben wir uns ewige Treue gelobt, dann sind wir geschieden.

O, Heinrich! du goldgetreues Herz, du hast es gut mit mir gehalten. Und wie habe ich es dir gelohnt, mein Heinrich, mein Heinrich! . . . .

* *
*

Die Sonne geht von Morgen gegen Abend; sie hat mir meinen Weg gewiesen. „Ade, Welt, ich gehe nach Tirol!" hab ich gesagt; im Tirolerland tun sich jetzund die Leut' zusammen gegen den Feind. Der Höllenmensch Bonaparte führt die Franzosen ein, will uns das Vaterland zertreten ganz und gar.

Nach etlichen Tagen steig' ich zu Innsbruck die Burgtreppen hinan. „Mit dem Andreas Hofer will ich reden!" sag' ich zum Torwart.

„Wer wehrt dir's denn!" sagt der und stößt seinen Spieß auf den Marmelstein, daß es gerade klingt. Ich geh' durch der Zimmer dreie oder vier, eines vornehmer wie das andere; große Spiegel an den Wänden, güldene

Kronleuchter an den Decken, und gar der Fußboden glänzt, wo nicht bunte Webematten gebreitet sind, wie Glas und Edelholz. Bauernbursche gehen aus und ein, singen, pfeifen, poltern, rauchen Tabak und sind in Alpentracht von den derben Nägelschuhen bis hinauf zu dem spitzen Hahnenfederhut. Letztlich stehe ich in einer großen Stube; sitzen ein paar bäuerliche Männer am Schreibtisch, ein paar andere stehen daneben, laden ihre großen Pfeifen mit Tabak, halten bayerische Geldnoten über eine brennende Kerze und zünden sich damit das Rauchzeug an.

„Will mit dem Andreas Hofer sprechen," sage ich. Sollt' warten, heißt's, er tät gerad' regieren. Ich stelle mich an. Allerhand Leute gehen aus und ein. Ein junges Menschenpaar ist mir noch im Kopf, das ist arg verzagt, wie es eintreten soll. „Daß sie uns gerad erwischt haben müssen!" knirscht der Bursche der Maid zu, „desweg sag' ich ja allemal: nur in keiner Hütten nit!" „Ach, leider Gottes!" sagt sie, „und jetzt setzen sie uns den Strohkranz auf oder tun uns was anderes an, daß wir uns nimmer haben können. Der Sandwirt ist so viel gestreng."

Sie werden vorgerufen. Da höre ich drinnen aufbegehren: „Luderei leid' ich keine! Wer seid's denn?" — Der und die. — „Seid's nit etwan blutsverwandt?" — „Ah, das nit." — Habt's euch wirklich gern?" „Freilich wohl." — „Auf der Stell' z'sammheiraten!"

Ich habe meiner Tage nicht so viel lustige Gesichter gesehen, als die gewesen, womit das junge Menschenpaar jetzund ist heraus und davongelaufen. Die sind arm allzwei, und dennoch geht's so leicht. Nun komme ich daran.

Da steht ein Mann in Hemdärmeln mit einem großmächtigen Vollbart auf: „Was willst denn?"

„Ich will zur Wehr gehen!"

Der bärtige Mann — es ist der Hofer über und über — schaut mich an und nicht allzu laut sagt er: „Bist gleichwohl noch recht jung. Hast Vater und Mutter?"

„Nimmermehr."

„Bist vom Land Tirol?"

„Nicht, aber gleich von der Nachbarschaft her."

„Wohl ein Studiosus? Willst Geistlich werden?"

„Zur Wehr möcht' ich gehen und fürs Vaterland streiten."

Nun greift er in den Ledergurt, zieht Silbergeld heraus, legt's auf den Tisch: Da, Bursche, Gott gesegne's; magst nach Wien gehen und dich beim Karl werben lassen. Bist ein unerfahrener Mensch. Bist auch unser Landsmann nicht."

Ich mach' meine Begrüßung und will mich kehren.

„He, da!" ruft er mir nach, schiebt mir das Silbergeld vor.

„Ich sage meinen Dank. Das Geld brauch' ich nicht."

Jetzund, wie ich gesagt, hebt dem Mann das Aug' an zu glühen: „Das ist wacker, das ist brav," ruft er, „Kannst schreiben? Brauch' einen Schreiber, der eine gute Schrift und ein gutes Gewissen hat."

„Mein Gewissen ist auch für einen Soldaten gut genug," sage ich finster.

„He, Seppli!" ruft drauf der Hofer, „weis' dem Mann Messer und Stutzen bei! — Schau, das ist brav!" er preßt mir die Hand, „Arbeit werden wir schon kriegen, selbander."

Ich bin Kriegsmann, Tirolerschütz'. Arbeit hat es bald gegeben.

Die Franzosen und die Bayern und etwan auch die Österreicher hinten haben es nicht gelitten, daß in der Burg zu Innsbruck ein Bauer sollt' König sein. Mit Haufen ist der früher von den Tirolern dreimal geschlagene Feind eingebrochen ins Land. Der Stutzen ist mir besser in die Hand gegangen, als ich vermeint. All Vergangenes hab ich vergessen, nur meinen Freund Heinrich hätt' ich an der Seit' mögen haben gegen den Feind. Eine welsche Fahne hab' ich genommen, und wie ich die zweit' will holen, haben sie mich ertappt. Drei bärtige Franzosen haben mir wütenden Knaben lachend das Wehrzeug abgenommen .... Gefangen haben sie mich dann davongeschleppt, durch das Bayern- und Schwabenland hinein in das Frankenreich.

Ich mag die Zeit nicht wieder beschreiben. Eine Hundenot ist es gewesen. Eine Hundenot, nicht weil ich drei Jahr' lang gelegen bin in der Gefangenschaft eines fremden Landes; sondern weil ich ein Empörer gegen mein eigen Land. Gegen unseres Kaisers Willen — hat es geheißen — hätten sich die Tiroler erhoben, denn von seiner Hand seien sie den Bayern zugeteilt gewesen. Deutsche Landsleute selber haben es gesagt, und so ist mein Herzensunglück angegangen. — Anstatt ein Heldenwerk hast du eine böse Tat vollführen helfen, Andreas; als Empörer liegst du in Ketten.

Von einem großen Feldzug nach Rußland und ins Morgenland hinein wird gesprochen. Selbunter werde ich, wie viele andere meiner Landsleute, frei. Viele andere haben der Heimat zugestrebt. Ich weiß von einer Hei-

mat nichts; darf nichts wissen. Blutarme Narren, wie ich einer bin, sind in der Heimat übler daran als anderswo. Und als Empörer, der ich nun bin, kehre ich schon gar nicht heim. Ich will das arge Fehl sühnen, daß ich gegen den großen Feldherrn rechtlos die Waffen geführt, ich will mit seinen Scharen ziehen, um die Völker des Morgenlandes befreien und der Hut des Abendlandes unterordnen zu helfen. — Ein großes Ziel, Andreas, aber ein weiter Weg! Die Deutschen haben uns den Weg schwer gemacht, aber der Feldherr ist wie ein Blitz hingefahren in die zerrissenen Völkerfetzen, die keinen großen Gedanken gehabt und keine große Tat. Und das Heer der Russen haben wir vor uns hingeschoben über die wilden Steppen und endlosen Schneeheiden, viele Wochen lang. Aber zu Moskau hat der Russe den Feuerbrand geschleudert zwischen sich und uns, mitten in seine eigene Hauptstadt hinein. — Jetzund stehen wir tief im Lande des ewigen Winters, und sind ohne Halt und Stätte und Mittel. Mensch und Schöpfung allmitsamt ist unser Feind gewesen. Da hat's der Feldherr gesehen, es geht bös' in die Brüch', und wir haben uns zur Umkehr gewendet. — Ach großer Gott! Die weiten Sturmwüsten, die hundert Eisströme, die unendlichen Schneefelder, die gewesen sind zwischen uns und dem Vaterland! — Wer marschieren kann und seine erstarrten Beine mag abschleifen bis auf die Knie; wer dem sterbenden Gefährten den letzten Fetzen vom Leib mag reißen, um sich selber zu decken; wer das warme Blut will saugen aus seinen eigenen Adern und das Fleisch von gefallenen Rossen und getöteten Wölfen will verzehren; wer mit den Decken des Schnees sich kann

erwärmen und mit den Wellen des Wassers und mit den Schollen des Eises versteht zu ringen, und obendrein den Schreck und den Gram und die Verzweiflung weiß zu besiegen — vielleicht, daß er seine Heimat sieht.

Erstarrt wie mein Leib ist meine Seel' und mein Gedanken — in einer Wildnis, unter den schneebelasteten Ästen einer Tanne bin ich liegen geblieben . . . .

Ein räucherig Holzgelaß, und ein lebendig Feuer, und ein langbärtiger Mann und ein braunfärbig Mädchen haben mich umgeben, als ich erwacht bin auf einem Lager von Moos. Eine Pelzhaut ist auf meinem Körper gelegen. Draußen hat es getost wie ein Wasser oder wie ein Sturm. — Das sind gute, freundliche Augen gewesen, die aus den zwei Menschen mich angeschaut haben. Der Mann hat des Feuers gepflegt; das Mädchen hat mir Milch in den Mund geflößt. In ihrer rauhen Sprache haben sie Worte gewechselt; ich hab' kein einziges verstanden. An Heinrich habe ich gedacht, an den lieben Laut seiner Worte . . . . Mein Leib hat mich geschmerzt; der Mann hat ihn in ein nasses Tuch geschlagen. Das Mädchen hat mir ein kleines Kreuz mit zwei Gegenbalken vor die Augen gehalten und dabei etwas gemurmelt wie ein Gebet. — Sie betet den Sterbesegen, Andreas!

Du liebes Freundeshaus in Feindesland, was in dir weiter mit mir gewesen ist, das weiß ich nicht mehr zu denken. Das braune Mädchen hat seine Hand oftmals an meine Stirne gelegt. Wär's dazumal dazu gekommen, es wär' ein schönes Sterben gewesen. Es hat sich anders zugetragen. Noch heute hör' ich den Schlag, der die Hüttentür hat zertrümmert. Kriegsgefährten sind eingedrungen, haben den alten Mann mißhandelt und das

braunfärbige Mädchen von meinem Lager gestoßen. Mich haben sie davongetragen, hin durch den Sturm und hin durch die Wildnisse — dem Heere nach.

Mir aber ist gewesen, als täten sie mich schleppen aus der Heimat fort .... Gottes ist die Welt überall. Aber die Gefährten haben mich nicht zurückgelassen; das hat mich doch wieder im Herzen gefreut. Fest und treu will ich sein, will zu ihnen halten und meinem großen Feldherrn dienen.

Am Rhein bin ich genesen. Und zur neuen Frühjahrszeit ein neues Leben hab' ich in mir empfunden. Ein Bursch, der dreiundzwanzig Jahre zählt, hab' ich geglüht für das Hohe und Rechte, für das Gemeinsame, für die Menschenbrüder aller Himmelsstriche; hab' in Begeisterung mit meinen Scharen ausgerufen: „Ein Gott im Himmel und ein Herr auf Erden!" Er ist der Befreier, der Fürstenhader muß enden. Die Stämme müssen ein großes einiges Volk werden! — Solche Gedanken haben mich begeistert. Des Feldherrn finsteres Aug', wie ein Blitz in der Nacht, hat uns alle entflammt. Gegen das Sachsenland sind wir gezogen, um dort den Streit für unseren Herrn auszukämpfen, und das schöne deutsche Land unter seinen Schutz zu stellen.

Bei Lützen hab' ich einem welschen Feldherrn das Leben geschützt; vor Dresden hab' ich dem Blücher das Roß niedergeschossen; bei Leipzig hab' ich meinen Heinrich erschossen .... — — — — — — — — —

„Andreas!" das ist sein Todesschrei gewesen. An dem hab' ich ihn erkannt. Mitten aus der Brust ist der Blutquell gesprungen. — —

Jetzt kommt mir die Besinnung. Mein Gewehr hab'

ich um einen Stein geschlagen, daß es zerschmettert; waffenlos bin ich in die Schlacht gerast; mit seinem eigenen Schwert hab' ich einem Franzosenführer den Schädel gespalten.

Was hat's genützt? Ich hab' doch gegen mein Vaterland gestritten, gegen die Brüder, die meine Sprache reden, während ich meine welschen Gefährten kaum verstanden. Und ich hab' meinen Heinrich erschossen. Ach, wie spät gehen mir die Augen auf!

— Bist ein unerfahrener Mensch. Geh' nach Wien zum Karl! — Du getreuer Hofer, hätt' ich deinen Wink befolgt! — Deine Fahne ist gut gewesen, und herrlicher, als alle anderen im weiten Land. Von der Stund' an, da mir der Glauben an sie aus dem Herzen gerissen worden, ist mein Unglück angegangen. Die Lieb' zur freien Welt hat mich in die Gefangenschaft gebracht; mein freiwillig Büßen hat mich in Schuld gestürzt; die Treue zu meinem Feldherrn und die Sehnsucht nach einem Großen und Gemeinsamen hat mich zum Verräter meines Vaterlandes, zum Mörder meines Freundes gemacht. — Andreas, wenn schon die Tugend dich dahin geführt, wohin erst hätte dich böse Absicht gestürzt? — Den treuen Führer hast du stolz abgelehnt, da hat dir Erfahrung und Führung gemangelt. — Andreas! du hast dich dem Handwerk und der Wissenschaft und dem Soldatenleben zugewendet; Elend, Wirrnis und Reue hast du geerntet. Fremde Menschen haben dich gehegt und gepflegt wie einen Sohn und Bruder; sie sind dafür mißhandelt worden. Du bringst der Welt und den Menschen nichts Gutes; Andreas, du mußt in die tiefste Wildnis gehen und ein Einsiedler sein! —

Im Sachsenlande, unter dem Balken einer Windmühle hab' ich mir diese Wahrheiten gesagt. Und danach bin ich davon, bin geflohen durch das Böhmen- und Österreicherland, bin nach vielen Tagen in die Stadt Salzburg gekommen. Daß in dieser Stadt mich armen, kranken, herabgekommenen Gesellen noch wer erkennen sollt' hab' ich nicht gefürchtet. Im Peters-Friedhofe liegt mein Vater begraben, den Hügel hab' ich sehen wollen, ehe ich mir die Höhle suche in einer verlassenen Waldschlucht der Heimat. Und wie ich so auf der kalten gefrorenen Erden liege und weinen kann aus dem Herzen, über mein noch so blutjunges und so unglückseliges Leben, da kommt ein Herr zwischen den Gräbern gegangen, frägt nach meiner Kümmernis und schlägt die Hände zusammen. „Erdmann," ruft er aus, „Sie hier? Und wie sehen Sie aus! Kaum vier Jahre davon und kaum mehr zu erkennen!"

Herr von Schrankenheim steht vor mir, der Vater meines einstigen Zöglings.

Ich bin mit ihm zwischen den Hügeln auf und ab gegangen, hab' ihm alles erzählt. Mit fast hartem Ernst drückt mir der Mann Geld in die Hand: „Da, schaffen Sie sich Kleider und kommen Sie dann in mein Haus. — Einsiedler werden, pah, das ist kein Gedanke für einen jungen, braven Burschen. Ihre Kleinmut müssen Sie überwinden, ein weiteres wird sich geben."

Mit großer Angst bin ich in sein Haus gegangen; denn die eine Narrheit hab' ich noch nicht überwunden gehabt.

Der Herr von Schrankenheim hat mich seinem Sohne vorgestellt. Das ist schon ein recht hochgewachsener, zier-

licher Herr geworden. Die Hände am Rücken, hat er eine stille Verbeugung vor mir gemacht und nach kurzer Weile noch eine, und ist abgetreten. Hierauf hat mich der Vater in sein Arbeitsgemach geführt, hat mich auf den weichsten Sessel niedersitzen geheißen.

„Erdmann," hebt er nachher an zu reden, „ist es Ihr wahrhaftiger Ernst, daß Sie in die Wildnis gehen und Einsiedler werden wollen?"

„Das ist für mich das Beste," antworte ich, „ich tauge nicht unter die Menschen, die in Lust und Freuden leben; mich haben die wenigen Jahre meiner Jugend herumgeworfen in Irren und Wirren, von einem Land in das andere, und in der Völker Not. Herr, ich kenne die Welt und bin ihrer satt."

„Sie sind kaum an die vierundzwanzig Jahre und noch nicht auf der Höhe ihrer Kraft; und Sie wollen verzichten auf die Dienste, die Sie den Mitmenschen würden leisten können?"

Da horche ich auf; das Wort faßt mich an.

„Wenn Sie meinen, Sie haben bislang nur Übles gestiftet, warum wollen Sie sich aus dem Staube machen, ohne der Welt, dem Gemeinsamen auch das Gute zu geben, das gewiß in reichem Maße in Ihnen schlummert?"

Da erhebe ich mich von meinem Sitze: „Herr, so weisen Sie mir die Wege dazu!"

„Wohlan," sagt der Herr von Schrankenheim, „vielleicht kann ich es, wenn Sie wieder Platz nehmen und mich anhören wollen. — Erdmann, ich wüßte eine tiefe und wahrhaftige Einsiedelei, in welcher man den Menschen dienen und vielleicht Großes für das Gemeinsame wirken könnte. Weit von hier, tief drinnen in den

Alpen, dehnen sich zwischen Felsgebirgen große Waldungen, in welchen Hirten, Schützen, Holzschläger, Kohlenbrenner beschäftigt sind, in welchen auch andere Menschen wohnen, wie sie sich etwa redlich zurückgezogen, oder unredlich geflüchtet haben, und die nun durch erlaubten oder unerlaubten Erwerb ihr Leben fristen. Wohl wahr, es sind finstere Menschen, in deren Herzen das Unglück oder noch was Ärgeres nagt. Sie haben weder einen Priester, noch einen Arzt, noch einen Schullehrer in ihrer Nähe; sie sind ganz verlassen und abgesondert, und nur auf ihre Unbeholfenheit und auf ihr eigenes ungezügeltes Wesen angewiesen. — Ich bin der Eigentümer der Waldungen. Ich habe seit längerer Zeit schon die Absicht, einen Mann in diese Gegend zu senden, der die Bewohner derselben ein wenig leite, ihnen mit redlichem Rate beistehe und die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichte. Der Mann könnte sich gar sehr verdient machen. Es findet sich wahrhaftig so leicht keiner dafür; es wäre denn einer, der weltsatt in der Einsamkeit leben und doch für die Menschen wirken wolle. — Erdmann, was meinen Sie dazu?"

Nach diesen Worten ist mir jählings gewesen, als ob ich sogleich meine Hand hinhalten und sagen müßte: Ich bin der Mann dazu. Mit den Zuständen dieser alten Welt zerfallen, will ich in der Wildnis eine neue gründen. Eine neue Schule, eine neue Gemeine — ein neues Leben. Lasset mich heute noch hinziehen! — So ist das Feuer doch nicht ganz tot; es sind aus der Asche Funken gestoben.

„Wir haben den Winter vor der Tür," redet der Herr weiter, „Sie bleiben den Winter über in meinem

Hause und pflegen reiflicher Überlegung, und wenn wieder der Sommer kommt, und es gefällt Ihnen mein Antrag noch, so gehen Sie in die Wälder."

So oft ich im Vorzimmer ein Kleid hab' rauschen gehört, bin ich erschrocken, und letztlich hab' ich den Herrn gebeten, er möge mich über den Winter ziehen lassen; mit den Schwalben würde ich wieder kommen und seinen Vorschlag annehmen.

Er hat sich's nicht nehmen lassen, mir die „Mittel" für den Winter zu spenden; dann aber bin ich geflohen. Im Vorsaale ist eine Frauengestalt gestanden, an der bin ich vorübergehuscht wie ein Wicht.

Einen Tag bin ich gewandert, bis ans Waldland an den See, wo meine Kindheit und meine Mutter begraben liegt. Und hier im Ort hab' ich mir für den Winter ein Stübchen gemietet. Oftmals steige ich die Schneelehnen hinan und stehe unter bemoosten Bäumen, wo es mir ist, als sei ich einmal mit meiner Mutter, mit meinem Vater gestanden; oftmals gehe ich über den gefrorenen See und denke an die Tage, in welchen ich im Kahn bei Vater und Mutter über die weichen Wellen gefahren bin. Das Abendrot ist auf den Bergen gestanden, der Sangschall einer Almerin hat an die Wände geschlagen. Mein Vater und meine Mutter haben auch gesungen. Das ist voreh gewesen; voreh ....

Ich bin in Frankreich auf der Festung gelegen; ich bin krank und sterbend in den Wüsten Rußlands geirrt, und nun leb' ich in dir, du stilles, trautes Stübchen am See. — Es wär' ja alles gut, die Zeit der Not versinkt wie ein Traumbild; — nur du solltest nimmer aufgegangen sein, du unglückseliger Tag im Sachsenland, du

wirst mich ewig brennen. — Heinrich, ich fürchte mich nicht vor deiner Grabgestalt; nur ein einzigmal tritt zu mir; daß ich dir sag': es ist in Blindheit geschehen, ich kann nicht mehr anders — mit meinem Leben will ich's löschen. . . .

Nun ist es gut. Ich habe mich seit vielen Tagen geprüft; habe mein Vorleben erforscht und es in kurzen Worten hier aufgeschrieben, auf daß es mir stets um so klarer vor Augen liege, wenn neue Wirrnis und Trübsal über mich kommen wird. Ich denke wohl, daß ich die Schule des Lebens vielleicht um ein Weniges besser bestehen mag, als die Schule der Bücher und toten Lehrsätze. Ich bin zur Erkenntnis gekommen und mein Gemüt ist ruhig geworden. Wie ich meine Erlebnisse und Verhältnisse, meine Eigenschaften und Neigungen genau überdacht habe, so glaube ich, es ist keine Vermessenheit, den Vorschlag des Freiherrn von Schrankenheim anzunehmen.

Bin ich von außen gleichwohl noch recht jung, von innen bin ich hochbetagt. Von einem alten Mann ein guter Rat darf wohl den Waldleuten willkommen sein.

Salzburg.

Am Tage des heiligen Antoni von Padua 1814.

Es ist richtig, ich gehe in den Wald. Ich bin ausgerüstet und mit allem fertig. Der Freiherr hat mir in allem seinen Beistand zugesagt. Sein Sohn Hermann hat mich wieder mit einer freundlichen Verbeugung begrüßt. Der junge Herr ist ein wenig blaß; er wird viel lernen. Seine Schwester . . . . (Hier waren in der Ur-

schrift zwei Zeilen so vielfach durchstrichen, daß sie vollständig unlesbar geworden sind.)

Meiner Muhme soll es wohl gehen. Ich habe ihr nicht das Leid antun mögen, das sie bei meinem Aussehen und Vorhaben empfunden hätte; habe sie nicht mehr besucht. Nun bläst das Posthorn. Lebe wohl, du schöne Stadt.

Schon drei Tage auf der Reise. Das ist doch ein freundlicheres Wandern, wie jenes auf den Wintersteppen.

Vorgestern hat grünes Hügelland mit malerischen Gebirgsgegenden gewechselt. Gestern sind wir in ein breites Tal gekommen. Heute geht es fort Berg auf und ab, durch Wälder und Schluchten und an Felswänden hin. Jetzt wird die Straße allweg schmaler und holperiger; zuweilen müssen wir aus dem Wagen steigen und niedergebrochene Steinblöcke beseitigen, daß wir weiter fahren können. Gemsen und Rehe sehen wir mehr, als Menschen. Die heutige Nachtherberge habe ich schuldig bleiben müssen. Die Geldnote, die ich bei mir habe, können die Leute dieser Gegend nicht wechseln. Ich hätte dem Wirt ein Pfand gelassen, aber er hat gemeint, wenn es sei, wie ich sage, daß ich in die Wälder der Winkelwässer gehe und alldorten verbleibe, so würde sich wohl einmal eine Gelegenheit bieten, ihm den geringen Betrag zuzuschicken. Es käme zuzeiten ein Bote aus jenen Waldungen gegangen, der dies gerne besorge. — Die Geldnoten muß ich dem Herrn zurückschicken und um kleine Münzen bitten.

An diesem vierten Tage bin ich ausgesetzt worden.

Die Postkutsche ist ihren Weg weiter gerollt; ich habe noch eine Weile das helle Horn klingen gehört im Walde, darauf ist alles still gewesen und ich sitze da bei meinem Bündel, mitten in der Wildnis.

Durch die Waldschlucht rauscht ein Bach heraus, der die Winkel heißen soll, und dem entlang ein Fußsteig geht. Er geht über Gestein und Wurzeln, ist mit dürren Fichtennadeln vergangener Jahre besät und sieht aus wie von wilden Tieren getreten. Diesen Weg muß ich wandeln.

Dort, durch die Wipfel sehe ich eine weiße Tafel blinken, das ist ein Schneefeld. — Und da drin sollen noch Menschen wohnen? — — —

So weit hatte ich in den Schriften gelesen, da läutete es auf dem Turme zum Zeichen der zwölften Stunde. Gleich darauf klopfte es ans Fenster: Die Wirtin schicke mir einen Regenschirm, wenn ich zum Essen gehen wolle. — Es strömte der Regen und in grauen Strähnen rieselte es vom Dache.

Nach Tische las ich weiter.

Im Winkel.

So will ich alles aufschreiben. Für wen, das weiß ich nicht; etwan für den lieben Gott, wie vormaleinst das Brieflein, als mein Vater gestorben. All das Seltsame und Bewegende, das ich erlebe, müßt' mir das Herz zersprengen, dürft' ich es nicht ausplaudern. Ich erzähle es dem Blatt Papier. Vielleicht findet sich dereinst ein

Mensch, dem ich's mag vertrauen, und sollt' er mich auch nur zum halben Teil erkennen. Ihr stillen weißen Blätter wollt jetzund meine Freunde sein und teilnehmen an den Tagen, die mir nun kommen mögen. Ich trag' heute noch ein dunkles Haar, und ihr seid grau zumal; etwan überlebt ihr mich weit und seid mein zukünftig Geschlecht.

Ein Blättchen Papier kann älter werden,
Wie das frischeste Maiblatt auf Gottes Erden,
Wie das flinkeste Gemslein am Felsenwall,
Wie das lockige Kind im lieblichen Tal
Ein Blättchen Papier weiß und mild
Ist oft das treueste einzige Bild,
Das der Mensch zurückläßt künftigen Zeiten,
Da über seinen Staub die Urenkel schreiten.
Das Gebein ist zerstreut, der Grabstein verwittert,
Das Haus zerfallen, die Werke zersplittert;
Wer weist in der ewigen, großen Natur,
In der wir gewaltet, unsere Spur?
Neue Menschen ringen mit neuem Geschick,
Keiner denkt an die alten zurück.
Da ist ein Blatt mit seinen bleichen
Tintenstrichen oft das einzige Zeichen,
Von dem Wesen, das einst gelebt und gelitten,
Gelacht, geweint, genossen, gestritten;
Und der Gedanke, dem Herzen entsprossen
In Schmerz oder Lust und tollen Possen,
Sinkt hier nieder, und der Ewigkeit Kuß
Verhärtet ihn zu einem ehernen Guß.
O, möge er geläutert in fernen Zeiten
Wieder in die Herzen der Menschen gleiten!

Meine Ankunft hier ist an einem Samstag gewesen. Als ich am Winkelbach hereingestolpert bin, ist mir schon hie und da so ein Waldteufel begegnet, wie sie braun

und bärtig, voll Moos und Harz in ihren Lodenkitteln hier herumgehen. Sie sind wie heimlose dürrästige Baumstrünke, die nach einem frischen Erdboden suchen, auf dem sie wieder wachsen und gedeihen mögen. Da sind sie gerne vor mir stehen geblieben, haben mit Schwamm und Stein Tabakfeuer geschlagen und mich finster oder verwundert angeschaut. Mancher Augen haben so Funken geworfen, wie ihre Feuersteine. Andere sind wieder treuherzig und weisen mir den Weg. Ein sehr derber und sehr stämmiger Bursche, der eine Rückentrage mit Säge, Axt, Mehlkübel und anderen Dingen getragen hat, ist, als er mich des Weges schreiten sieht, mißtrauisch beiseite gestanden und hat gemurmelt: „Gelobt sei Jesu Christ!"

„In Ewigkeit, Amen!" ist meine Antwort, und als er diese hört, wird er zutraulich und geht eine Strecke mit mir.

Endlich öffnet sich ein wenig das Tal. Es ist ein kleiner Kessel, in welchen aus verschiedenen Schluchten, und über das Gewände hernieder, das sich zu meiner linken Hand erhebt, Wässer zusammenfließen. Diese bilden die Winkel. Hier ist ein sehr dicker, oberseitig plattgehackter Baumstamm über den Bach gelegt, auf welchem der Fußsteig hinüberführt zu einem hölzernen Hause, das am Waldhange steht. Das ist die Försterschaft, das einzige größere Haus in diesen Wäldern. Weiterhin in den Gräben und Hochtälern sind Hirten- oder Holzschlägerwohnungen, und jenseits der bewaldeten Bergrücken, wo schon große Blößen geschlagen sind und ein Kohlenweg angelegt ist, stehen Dörfer von Köhlerhütten.

Dieses kleine Tal heißen sie „im Winkel". Es ist noch fast in der Urtümlichkeit, nur daß das stattliche

Haus mit seiner kleinen, häuslichen Umgebung darin steht und der Fußpfad und der Steg dahin führt.

Das Försterhaus nennen sie auch das Winkelhüterhaus. Ich bin in dasselbe gegangen, habe in dem Flur mein Bündel auf eine Truhe gestellt und mich selbst daneben hingesetzt.

Der Förster ist just mit Arbeitsleuten beschäftigt, die ihre Rait, das heißt, ihren vierwöchentlichen Arbeitslohn einheben, wie es bei den Holzleuten so Herkommen ist.

Der Förster, ein sehr herrischer und ein sehr rotbärtiger Mann, hat die Leute rauh und kurz abgefertigt; und die Leute haben sich die Rauheit sehr gerne gefallen lassen und gar artig schweigsam ihr Geld eingestrichen.

Nachdem das Geschäft geschlichtet worden, steht der Förster auf und reckt seine stämmigen Glieder, die in echter und rechter Jägertracht stecken. So trete ich jetzund zu ihm und überreiche ihm ein Schreiben, das ich von dem Eigentümer der Wälder mitgebracht habe.

In diesem Schreiben wird alles Wesentliche gestanden sein. Es ist mir eine gut eingerichtete Stube angewiesen worden. Eine kernige Frau, die da ist und umsichtig alles ordnet, wie es ihr scheint, daß es nötig und gut, ist mit in die Seiten gestemmten Armen jählings vor meiner offen Tür stehen geblieben und hat laut und hell gerufen: „Jerum, jerum, so schaut ein Schulmeister aus?!"

Sie hat in ihrem Leben noch keinen Schulmeister gesehen.

Ich bin bald eingerichtet, habe meine mitgebrachten Habseligkeiten in Ordnung. Da tritt der Förster in meine

Stube. Er hat schier höflich angeklopft. Er besieht meine Wohnung und frägt: „Ist sie Euch gut genug?“

„Sie ist gut und wohnlich.“

„Seid Ihr zufrieden?“

„Ich hoffe, daß ich es sein werde.“

„So wird es recht sein.“

Darauf geht er mehrmals über die Dielen auf und ab und die beiden Hände in die Hosentaschen gesteckt, bleibt er letztlich vor mir stehen:

„Und nun seht zu, wie Ihr anheben und fortkommen mögt. Ich gehe morgen davon und komm nur jeden Samstag in das Winkel herein. Die übrigen Tage habe ich in anderen Gegenden zu schaffen, meine Wohnung ist in Holdenschlag, vier Wegstunden von hier. — Gleich eine Schule aufrichten, lieber Mann, das schlagt Euch wohl aus dem Kopfe. Erst müssen wir mit den Alten fertig werden. Ihr, ich sag's, das sind Steinschädel! Und daß Ihr's nur gleich wißt, wir haben allerhand Leut' in unseren Wäldern. Nachweisen läßt sich keiner was Arges, aber sie sind hergezogen von Aufgang und Niedergang — weswegen, das weiß der Herrgott. Zumeist sind es wohl Bauersleut' von den vorderen Gegenden herein, die sich in die Wälder geflüchtet haben, um der Wehrpflicht zu entrinnen. Gibt auch Gesellen unter ihnen, denen man in der dunklen Nacht nicht gerne begegnet. Wildschützen sind sie alle. Solange sie nur auf das Tier des Waldes schießen, lassen wir sie frei herumgehen; das ist nicht zu ändern und man braucht ihrer Hände Arbeit. Wenn sie aber auch einmal einen Jäger niederbrennen, dann lassen wir sie aus dem Wald führen. Beweibet sind die meisten, aber jeder hat die

Seine nicht vom Traualtar geholt. Werdet Leute antreffen, die in diesem Jahrhundert noch keine Kirchenglocke gehört und keinen Chorrock gesehen haben. Werdet bald merken, was das bei den Leuten für Folgen hat. — Tut es, auf welche Weise Ihr glaubt, aber Ihr müßt vorerst die Leute kennen lernen. Und wenn Ihr dann meint, Ihr würdet auf sie einzuwirken vermögen, dann werden wir Euch darin unterstützen. Ihr seid noch recht jung, mein Freund, gebt acht und seid gescheit! — Wenn Ihr wollt, so nehmt Euch die erste Zeit einen Buben, der Euch mit der Gegend bekannt macht. Und wenn Ihr was benötigt, so wendet Euch an mich. Gehabt Euch wohl!"

Nach diesen Worten ist er davongegangen. Das scheint es, ist nun mein Herr; möge er auch mein Schützer sein!

Schon in der ersten Nacht habe ich in dem Strohbette sehr gut geschlafen. Das Rauschen, das vom Bach heraufkommt, tut mir wohl. — Es ist der Brachmonat, aber die Sonne kommt spät über den Waldberg herauf, daß sie freundlich in meine Stube luget.

Ich bin des Morgens hinaus in das Freie gegangen. Wie ist es da frisch und grün und tauschimmernd, und an den Waldbergen, so weit sie von dem engen Tal aus zu sehen, spinnt sich das bläuliche Sonnentuch über die Lehnen. Gegen die Abendseite hin streben die Vesten der Felsen auf und oben am Rande stehen wie Schildwachen verwitterte Fichtenzwerge in die Bläue des Himmels hinein. Der Rand da oben soll aber noch lange die höchste Zinne nicht sein. Darüber kämen erst die Matten der Almen, wo jetzt in Sträuchen die roten

Rosen blühen sollen; hernach kämen wieder Felswände, an denen das milde Edelweiß prangt und die roten Tropfen der Kohlröschen zittern, wie ich das als Studiosus auf Ausflügen mehrmals gefunden habe. Über diesen Felsen legt es sich wohl hin in weiten unwirtlichen Feldern des Schnees und des Eises, wie ich sie gestern als eine weiße Tafel schimmern hab' gesehen.

Wenn ich in meinen Aufgaben hier unten glücklich bin, so will ich einmal emporsteigen zu den Gletschern.

Und über den Gletschern ragt letzlich der graue Zahn, von dessen Spitze aus, wie mir meine Wirtin hat gesagt, in weitesten Weiten das große Wasser soll zu sehen sein. Bin ich glücklich hierunten, so gönne ich mir, daß ich von dem hohen Berge aus einmal das Meer anschaue.

Ich bin in Krieg und Sturm durch die halbe Welt gerast und hab' nichts gesehen, als Staub und Stein; und jetzt im Frieden der Einsamkeit geht mir ein Auge auf für die Schöpfung.

Aber — Wildschützen, Soldatenflüchtlinge, Gesellen, denen man zur Nacht nicht gerne begegnet! — Andreas, das wird ein heißes Tagwerk geben!

Urwaldfrieden.

Mir ist es schon recht im Walde. Die wenigen Leute, die mich in den Wald gehen sehen, lugen mir nach und können es nicht verstehen, daß ich, ein junger Bursche, so in der Einschicht herumsteige. Ei ja freilich, ich werde von Tag zu Tag jünger und hebe an zu blühen. Ich genese. Das macht die urtümliche Schöpfung, die mich umwebt.

Gefühlsschwärmerei treibe ich nicht. Wie er einzieht durch die Augen und Ohren und all die Sinne, der liebe, der schöne Wald, so mag ich ihn genießen. Nur der Einsame findet den Wald; wo ihn mehrere suchen, da flieht er, und nur die Bäume bleiben zurück.

Sie sehen den Wald vor Bäumen nicht. Ja, noch mehr, oder zwar noch weniger, sie sehen auch die Bäume nicht. Sie sehen nur das Holz, das zum Zimmern oder Verkohlen, das Reisig, das zum Besen dient. Oder sie machen die grauen Augen der Gelehrtheit auf und sagen: Der da gehört in diese Klasse, oder in diese — als wie wenn die hundertjährigen Tannen und Eichen lauter Schulbuben wären.

Mir ist schon recht im Walde. Ich will, solange ich ihn genieße, von seinem Zwecke, wie diesen Zweck die Gewinnsucht der Menschen versteht, kein Wort noch gehört haben; ich will so kindlich unwissend sein, als wär ich erst heute vom Himmel gefallen auf das weiche, kühle Moos im Schatten.

Ein Netz von Wurzeln umgibt mich, teils saugt es aus der Erde seinen Bäumen die Muttermilch, teils sucht es den Moosboden und den Andreas Erdmann darauf mit sich zu verflechten. Ich ruhe sanft auf den Armen des Netzes — auf Mutterarmen.

Gerade empor ragt der braune Stamm der Fichte und reckt einen Kranz von knorrigen Ästen nach allen Seiten. Die Äste haben lange graue Bärte — so hängen die filzigen Flechtenfahnen nieder von Zweig zu Zweig. Wohl geglättet und balsamtriefend ist die silberig schimmernde Tanne. In den rauhen, furchigen, verschnörkelten Rinden der Lärchen aber ist mit den geheimnisvollen

Zeichen der Schrammen die ganze Weltlegende eingegraben, von dem Tage an, als der verbannte Brudermörder Kain zum ersten Male unter dem wilden Astgeflechte der Libanonlärche geruht hat, bis zur Stunde, wo ein anderer, auch ein Heimatloser, den Wohlduft der weichen, hellgrünen Nadeln friedlich trinkt.

Dunkel ist's wie in einem gotischen Tempel; der Nadelwald baut den Spitzbogenstil. Obenhin ragen die hunderttausend Türmchen der Wipfel; dazwischen nieder auf den schattigen Grund leuchtet, wie in kleinen Täfelchen zerschnitten, die tiefe Himmelsbläue. Oder es segeln hoch oben weiße Wölklein hin und suchen mich zu erspähen, mich, den Käfer im Waldfilz, und wehen mir einen Gruß zu — von .... Nein, sie ist geborgen unter stolzem Dach von Menschenhand; ihr Wolken habt sie nicht gesehen, oder habt ihr sie? — Ach, sie wehen von fernen Öden und Meeren.

Da flüstert es, da säuselt es; es sprechen miteinander die Bäume. Es träumt der Wald.

Eine schneeweiße, große Blüte weht heran; blühen die Nadelwälder denn nicht in den Blutstropfen ihrer purpurnen Zäpfchen? Woher die weiße Blüte? Es ist ein Schmetterling, der sich verirrt von seiner sonnigen Wiese und nun im Dunkel des Waldes angstvoll gaukelt.

Wer bricht aber in den verwachsenen Kronen die Äste entzwei, daß sie krachen und prasseln und in dürren Zweigen niedertänzeln? Ein Habicht braust dahin mit einem grellen Pfiff und ein armes Waldhuhn muß sein Leben enden. Alle Wildtauben sind auf und girren ihr Sterbegebet — da knallt es, und nieder inmitten des schimmernden, wogenden Kranzes der Tauben stürzt der

getroffene Raubvogel. Unterwegs zum Grab will seine Klaue noch ein Opfer haschen und in dem brechenden Auge funkelt lange noch die Raubgier.

All mein Lebtag hab' ich keine so merkwürdige Webematte gesehen, als dieses bunte, wunderbare Flechtwerk des Moosbodens. Das ist ein Wald im Kleinen und in dem Schoße seines Schattens ruhen vielleicht wieder Wesen, die wie ich das ewige Gewebe der Schöpfung betrachten. Hei, wie die Ameisen eilen und rennen, wie sie mit ihren haardicken Armen der kleinen Dinge kleinste umklammern, mit ihrem ätzenden Saft alles Feindliche zu vergiften meinen; sie wollen gewiß auch noch die Welt gewinnen vor dem Jüngsten Tag.

Ein glänzender Käfer hat ihnen lange zugesehen, er denkt verächtlich über die mühsam Kriechenden, denn er selbst hat Flügel. Jetzt flattert er übermütig empor und funkelnd kreist er hin, und plötzlich ist er umgarnt und gefesselt in Stricken. Die Spinne hat an diesem Dinge schon lange still und emsig gearbeitet; ein Schleier, wie zarter keiner geflochten wird auf Erden, ist des strahlenden Käfers Leichenkleid geworden.

Die Vöglein im Geäste wollen auch ihr Kunstwerk stellen, sie flechten, wo das Reisig am dichtesten ist, aus Halmen und Zweigen ein Wiegenkörbchen für ihre liebe Jugend. Und wenn ihnen die Sonne just recht am Himmel steht, so singen und jauchzen sie bei ihrer Arbeit, daß es in allen Nadeln und Bäumen wiederklingt, sonst aber hocken sie im Nest und schnäbeln und legen die zarten, buntstreifigen Eier.

Ob es denn wahr ist, daß sich derselbe eine rote Faden fortspinnt durch alle Geschlechter des Menschen

und Tierreiches bis hinab zum allerkleinsten Wesen? Ob denn alles nach dem einen und selben Gesetze geht, was der König Salomon getan auf seinem goldenen Throne, und was die träge sich wälzende Raupe tut unter dem Stein? Das möcht' ich wohl wissen.

Husch, dort hüpft ein Hase, bricht sich der gekrönte Hirsch Bahn durch das Gestrüppe. Jeglicher Strauch tut auch so geheimnisvoll, als ob er hundert Leben und Waldgeister in sich verberge. Jetzund höre ich das Läuten der Hummel. Wenn in diesen Wäldern einmal eine Kirche gebaut würde und eine Glocke auf den Turm käme — so müßte sie klingen. — Auf dem Erdgrunde liegen die scharf geschnittenen Schattengestalten und darüber hin spinnen sich die Saiten des Lichtes. Und die Finger des Waldhauches spielen in diesen Saiten.

Ich trete hinaus in die Lichtung. Ein zitternder Lufthauch rieselt mir entgegen, schmeichelt mit den Locken, küßt die Wangen, daß sie röten. Hellgrünes Haidegebüsch mit den roten Blütenglöckchen der Beeren hier, und dunkelglänzendes Preiselbeerkraut, der immergrüne Lorbeer unserer Alpen für den würdigen Dichter des Waldes, so einer zur Welt geboren wird. Die Waldbiene surrt herum auf den Sträuchern und jedes Blatt ist für sie ein gedeckter Tisch.

Und über dieser dämmernden, duftenden Flur erhebt sich ein schwarzer Strunk, mit dem gehobenen Arm seines kahlen Astes trotzig dem Himmel drohend, weil dieser durch einen nächtlichen Blitzstrahl ihm das Haupt gespalten. Und es erhebt sich dort graues, zerklüftetes Gestein, in dessen Spalten sich behendig die Eidechse birgt, und die schimmernde Natter, und an dessen Fuße die

zierlich durchbrochenen Blätter der Farnkräuter, und die blauen, allfort grußschwankenden Hütchen der Enziane wuchern. Weiterhin, wo sich die Quelle befreit und aus ihrem dunkelschattigen Grunde schimmert, wachsen an ihrem Ufer die tausend Herzen des Sauerklees und der heilsamen Wildkresse, die der Hirsch so gerne pflückt und das Reh, auf daß sie ihre Lunge nicht verlasse zur Stunde der Flucht.

An der Lehne neben Dornstrauch und wilden Rosen liegt vom Sturme hingeworfen seit vielen Jahren das Gerippe einer Fichte, schier weiß, wie Elfenbein. Hoch ragen ihre Wurzeln auf, wie einst ihr Wipfel, und eine Schnecke hat sich verirrt in einen starren Zweig der Wurzel hinaus und kann ihren Weg zum Erdreich kaum finden.

Wo kein Weg geht, dort geht der meine — wo es am steilsten ist, wo das Gestrüppe der Erlenbüsche und Dornsträucher am dichtesten ist, wo die Hundsbeere wächst, wo die Natter raschelt im gelben Buchenlaub des vergangenen Jahres. Wildhühner erschrecken vor mir und ich vor ihnen, und meine Füße sind das Elementarunglück der Ameisen, und mein vordringender Körper ist die Geißel Gottes den Spinnen, deren Bau zugrunde geht an diesem Sommertage.

Es ist eine Lust, so in die Wildnis zu dringen, ins Dämmerige und Ungewisse hinein; was ich ahne, reizt mich mehr, als das, was ich weiß; was ich hoffe, ist mir lieber, als das, was ich habe. Vielleicht geht es anderen auch so.

Ich stehe am Rand einer Wiese, die von jungem Fichtenwalde umfriedet ist. In meiner nächsten Nähe,

aus dem Dickicht, ist ein Tier aufgefahren, welches in Sprüngen über die Wiese hinsetzt und am jenseitigen Rande stehen bleibt. Es ist ein Reh. Dort steht es nun, hält hoch seinen Kopf und lauert. Ich halte mich wie ein Baumstrunk. Ich dürste sonst nicht nach Blut, es wäre denn bisweilen nach dem der Trauben — aber jetzt folge ich einer angeborenen Neigung des Menschen, hebe meinen Wacholderstock, lege ihn an die Wange, wie ein Gewehr, und ziele gegen die Brust des Wildes. Das steht dort, etwa hundertundzwanzig Schritte von mir entfernt, und blickt zu mir herüber. Es weiß recht gut, daß ein Wacholderner nicht losgeht. Endlich hebt es zu grasen an. Ich setze den Stock wieder zur Erde und trete weiter auf die Wiese hinaus. Das Reh hebt rasch sein Haupt und ich meine, jetzt und jetzt werde es davonstieben. Aber es eilt nicht, es leckt an seinem Hinterkörper, und mit seinem Fuße kraut es sich hinter den Ohren — dann sieht es mich wieder an und beginnt zu grasen.

„Rehlein,“ sage ich, „du vergissest den schuldigen Respekt gegen den Menschen! Hältst du mich nicht für fähig, dir gefährlich zu werden? Mich wundert's, hierzulande streifen Jäger und Wildschützen. Du scheinst sonst kein heuriger Hase zu sein, stellst dich aber sehr unerfahren. Unter uns Leuten würde man ein solches Betragen Dummheit nennen.“

Das Tier grast ganz allmählich gegen mich heran, hält nicht selten ein, um mich anzuschauen, wirft aber stets erschrocken den Kopf in die Höhe, so oft es von irgendeiner andern Seite ein Geräusch hört, und bereitet sich zum Sprunge. Es muß was wittern, denn einmal macht es ein paar große Sprünge, wodurch es mir aber

noch um mehrere Schritte näher kommt. Dann beruhigt es sich wieder und grast mit Hast und Lust. Die Ohren sind immer gespitzt und das ganze Wesen ist ein Bild ängstlicher Wachsamkeit und Fluchtbereitschaft.

„Du weißt es doch," sage ich — „daß du in Feindesland bist? Keine Minute sicher vor dem Schuß — das muß wohl recht bange machen."

Ich rücke ihm allmählich näher; das Reh beachtet es nicht und grast mir entgegen. Oft hält es ein und sieht mich an mit Ruhe und Vertrauen, während es jeder anderen Richtung mit ängstlichem Mißtrauen zu begegnen scheint.

„Mich freut es ungemein," sage ich, „daß du mir nicht abgeneigt bist. Es läßt sich nicht leugnen, daß ich zu jenen Ungeheuern gehöre, die auf zwei Beinen gehen. Aber alle Zweibeinigen sind nicht gefährlich. Ich schon gar nicht, ich habe vorhin ein oder zwei Verslein gedichtet, wenn ich sie dir vorsagen darf . . ."

Da machte das Tier im Schreck einen weiten Sprung abseits.

„Es wäre nicht lang gewesen," sage ich bedauernd, daß ich das Reh verscheucht, aber es kommt mir grasend bald wieder näher.

„Es ist nicht schlau von dir, daß du mich kränkest. Das Lied ist für meinen Schatz gemacht. Es lebt irgendwo eine, die ich im Grunde des Herzens lieb habe, aber kein Mensch ahnt es, und sie selber auch nicht. Da habe ich ihr denn diese Verse gedichtet. Sie müssen aber wieder vergessen werden. — Wie hältst du's in solchen Sachen? —

Das Tier tritt mir wieder um zwei Schritte näher

und hebt zu schnuppern an. Da wird mir ganz vorwitzig zumute.

„Liebes Reh!“ sage ich und halte ihm die Arme entgegen. „Ich kann nicht sagen, wie du mich anmutest. Hätte ich was bei mir, ich schösse dich nieder. — Nein, von mir fürchte nichts. Ich schieße nimmer. Du atmest dieselbe Luft, wie ich, dein kleines Auge sieht denselben Sonnenschein, wie ich — dein Blut ist so warm wie das meine — warum soll ich dich umbringen? — Einmal habe ich zwar zu mir gesagt: Bist ein niederträchtiger Bursch'! — 's ist schon lange vorbei und seither manches geschehen, was dafür, und manches, was dawider spricht. Aber aus Passion bringe ich nichts um. In der Notwehr ist's was anderes, da achte ich kein Leben, außer das meine; und wenn ich Hunger habe und eine Büchse, so schieße ich dich doch nieder, da hilft dir alles nichts.“

Trotz alledem kommt das Rehlein immer näher auf mich zu. Ich stehe wie eine Säule da und zehn Schritte vor mir das Tier und sieht mich an. Es ist mir schier unheimlich. Das muß kein rechter Mensch sein, zu dem das Wild sich gesellt ....

„Du bist neugierig,“ sage ich, „wie sich so einer von der Nähe anschaut. Nun, betrachte mich nur recht. Aber diese Lappen aus Leinwand und Wollenzeug gehören nicht dazu. In Wahrheit sehen wir anders aus. Und wenn du uns sähest so nackt und bloß, wie du selber bist, alle Angst und Furcht müßest du vor uns verlieren. Von Haus aus können wir nicht schießen, können nicht so laufen wie du, können uns nicht nähren von diesem Kraute, können nicht wohnen im Dickicht. So armselig sind wir. Wir — so heißt es — hätten es wohl

einmal gekonnt, aber in dem Maße, als unsere Vernunft gewachsen, sei unser Körper abhängig geworden, sei fein und empfindlich und verweichlicht und schwächlich geworden. Und wenn es so fortgeht, löst sich der ganze Mensch in Geist auf; dieser wieder muß vergehen, wie die Flamme stirbt, wenn Docht und Öl verzehrt ist. — Dann sind wir fertig und ihr kommt an unsere Stelle."

Der ganze, aschgraue Leib des Tieres ist schön, kräftig und geschmeidig; wenn es den Kopf recht hoch erhebt, ist es fast stolz und seine Augen sehen so klug und gutmütig auf mich her.

„Ich weiß nicht," sage ich, „ob denn du auch immer suchest, ohne zu wissen, was; ob du dich abmühest Tag und Nacht, um ein Gut zu erreichen, das dich dann, wenn du es besitzest, doch nicht befriedigt. Ich weiß nicht, ob der Haß es ist, der dich belebt, der Ehrgeiz, der dich peitscht, die Liebe, die dich unglücklich macht, die Lust, die dich tötet. Bei uns ist es so. — Nun stehen wir beide uns gegenüber und blicken uns an. Bedauere ich dich, oder bedauerst du mich? Du hast und genießest voll, was du haben und genießen kannst; uns werden die süßen Freuden des Herzens von der Erbarmungslosigkeit des Verstandes und auch der Vorurteile vergällt. Unser Fühlen artet in Denken aus, und das ist unser Unglück. Wollen wir noch was Gutes haben, so müssen wir uns euch nähern. — Was? Du schüttelst das Haupt, du verneinst es, Reh? Du möchtest am Ende gar auch ein Mensch sein? Nein, so weit bist du noch nicht vorgeschritten, daß du unzufrieden wärest. Deine Not ist der Jäger, so wie die unsere — der Mensch. Uns drohen die größten Gefahren von unseresgleichen. Ist dir das neueste

Wochenblatt schon zu Gesichte gekommen? Ei so, du liesest keine Blätter, du frissest sie. Ist auch gesünder, nur vor Druckblättern hüte dich, die sind giftig. Sie wären es nicht, aber sie saugen das Gift aus dem Boden, auf dem sie stehen, aus der Luft, die sie umweht, aus der Zeit, der sie dienen. — Gottlob, daß sie in den Winkelwäldern nicht wachsen. Da wächst der Sauerklee, und das ist was für dich, und der Pilzling, das ist was für mich. Übrigens, mein liebes Ricklein, wie lange werden wir denn hier stehen bleiben? Wie steht's mit dem Ausderhandfressen?"

Ich reiße Gras aus dem Boden, ein Geschäft, das mein Reh mit Kennerauge verfolgt.

— Knallt ein Schuß. Ein kurzes Pfeifen ist durch die Luft gegangen, das Reh hat einen Sprung gemacht — und läuft nachher mit vollster Entfaltung seiner Schnellkraft über die Wiese und schnurgerade ins Dickicht hinein.

Im nahen Gestämme verzieht sich langsam der schwefelige Rauch. Ich eile, den Wildschützen zu suchen, um ihn dem Gericht zu überliefern, weil er geschossen, und um ihn freizubitten, weil er nicht getroffen. — Ich sehe weder den Schützen noch das Reh, und ich bin rasend in dem Gedanken, das Reh könne mich für den Mitschuldigen, für den Verräter oder gar für den Meuchelmörder halten, und ich will in seinen Augen weder ein schlechter Freund, noch ein schlechter Schütze sein.

— Was nützt all das? Der Schwärmer hält nicht vor; im Spätherbste, wenn mir, wie ich es verhoffe, der Rehbraten auf den Tisch kommt, werden die freundschaftlichen Gefühle sicherlich wieder erwachen, aber nicht aus dem Herzen werden sie kommen, sondern aus dem Magen. —

Der Mensch kann ein Schelm werden, und das ist bisweilen gut. Es hat ja nicht gar lange angehalten. Bald ist wieder was anderes da.

Das jauchzende Brüllen eines Stieres hallt heran, oder das Schellen und Meckern einer Ziege. Der Hirtenjunge hüpft herbei. Mit den Wacholdersträuchern mag er nichts zu schaffen haben, die Nadeln stechen, die blauen Beeren sind bitter. Aber Erdbeeren pflückt er in die Haube, oder was ihm lieber ist, in den Mund. Dann pflückt er das schmale, spitzige Blatt vom Bocksbartkraut, führt es zur Lippe und bringt durch dasselbe einen Pfiff hervor, der weithin hallt in den Hängen und den in der Ferne andere Hirtenjungen wieder zurückgeben. Das ist dem Völklein des Waldes das Zeichen seiner Brüderlichkeit.

Durch das Himbeergestrüppe windet sich ein Waldrauchsammler, der aus dem Ameisenhaufen die Harzkörner hervorschafft. Aus diesen Harzkörnern bereitet er den Weihrauch, das wundersame Korn, dessen Wolkenschleier der Sterblichen Augen bezaubert, daß sie hinsinken vor das Opferbrot und den Herrn sehen.

Am Rain bei purpurnen Eriken, unter Brombeerlaub wuchert die Süßwurzel; das ist des Hirtenknaben leckeres Gewürze, und auch die Sennin nascht gerne davon, auf daß sie eine klingende Stimme kriege zum Jodeln auf der Alm. Der Sennin — merk' ich — geht es oft sonderbar, wohl hat sie viele, gar rechtschaffen viele Worte auf der Zunge, aber das rechte für ihre Herzenslust ist nicht dabei, und so drückt sie sich denn anders aus und singt ein Lied ohne Worte, daß sie hier, so weit es klingt, den Jodler heißen.

Ich ziehe durch einen von Wildwässern des Kares

ausgerissenen Hohlweg abwärts. Bäume und Sträucher wölben ihn zu einer Laube. Ein kühler Lufthauch fächelt, da stehe ich am Ufer eines Waldsees. Finstere Gewände und schlanke braune Stämme des Urwaldes schließen ihn ein. O, so still — so still ist's über dem See. Das verlorene Blatt einer Buche oder Eiche raschelt heran, ich höre jenes ewige Klingen der tiefsten Lautlosigkeit.

Es ist wo ein Glöcklein im Weltenraum, wir wissen nicht im Erdengrund hienieden, oder im Sternenkranze — das ruft uns allerwege. Und zur geruhsamen Stund' erfaßt unsere Seele den traulichen Klang und sehnt sich .... und sehnt sich — — — — — — — — —

Urwaldfrieden, du stille, du heilige Zuflucht der Verwaisten, Verlassenen, Verfolgten — Weltmüden; du einziges Eden, das dem Glücklosen noch geblieben! —

Horch, Andreas! Hörst du noch das Klingen und Hallen des wortlosen Liedes? Das ist das Jauchzen der Hirten in ihrem Paradiese. — Hörst du auch das ferne Pochen und Schallen? Das ist der Holzhauer mit der Axt — der Engel mit dem Schwerte.

Bei den Hirten.

Das Hirtenvolk ist das erste gewesen. Die Hirten sind von den Menschen, denen man in diesen Waldbergen begegnen kann, die harmlosesten. So habe ich mit dem Hirtenvolke angefangen.

Hab' jetzund auch schon ein gut Stück Schäferleben ausgekundschaftet. Bis auf die zweie oben in der Miesenbachhütte sind sie aber nicht allhier daheim; die Hirten sind nirgends recht daheim, sind Wandersleute. Zur

Winterszeit leben sie draußen in den vorderen Gegenden, hausen in Bauernhöfen, denen sie angehören. Sie leben zwar dort bei den Menschen, schlafen aber bei den Rindern und Ziegen. Dann kommt das Frühjahr; die Ähren auf dem Felde gucken schon ein wenig aus den grünen Hülsen hervor und gen Himmel auf, zu sehen, ob nicht die Schwalben schon da sind. Die Frühlingsgießbäche schwinden und trocknen. — Jetzt tun sie ihren Viehstand aus dem Stall und ziehen selbander den Almen zu. Die Kühe tragen schellende Blechglocken, die Kalben und Stiere tragen grünende Kränze, wie am Gottsleichnamstag die Menschenkinder.

Bei dem Auftriebe zur Alm, wenn junge Leute und Rinder mitsammen wandern, geht das Bekränzen ohn' Ärgernis ab; wenn aber nach vielen Flitterwochen auf lichten Höhen die Rinder zum Spätherbst wieder mit frischen Kränzen zurück ins Tal kommen, so trägt nicht immer auch die Sennin den grünen Zweig noch im Haar. Auf der Alm gibt es viel Sonne und wenig Schatten, und das frische Wasser muß der Almbub' weiten Weges herbeischleppen — da verdorrt bigott nichts leichter als so ein zart Sträußlein im Lockenhaar.

Zur lieben Sommerszeit ist es da oben gut sein. So sind sie denn gut und froh, und ich — wahrhaftig und bei meiner Treu, ich bin's mit ihnen. Gram und Herzweh sind wie Glashauspflanzen, die wollen in der frischen Alpenluft nicht gedeihen. Gar der Alte, der sonst brumbeißige Ochsenhalter, der seine schwerfällige Schar auf den Almen weidet, hat ein hölzern Pfeiflein bei sich, das trotz der heisergewordenen Lunge des Alten noch rechtschaffen hell mag jauchzen. Allerweil singen und blasen,

sonst wird er mager, der arme, einsame Narr, und das Öchslein nicht fett.

Und in der Sennerei, da ist's gut bestellt; da ist hübsch alles beisammen. An dem Herd mit der Flamme und den rußigen Töpfen sitzt die Häuslichkeit. Vor dem wackelnden Tisch an dem kindisch aufgeputzten Hausaltar kniet die Religion. Und wo die Bettstatt steht, da hätte Gott nichts Besseres mehr hinzustellen vermögen. Aus rauhen Brettern ist das Bett gezimmert, mit Moos und Binsen gefüttert — weiter geht's mich nichts an. In der Nebenkammer stehen Kübel und Töpfe; da ist das Milch- und Buttergeschäft, dessen Erträgnis dem Eigentümer der Sennerei redlich zugeliefert wird.

Die ganze Wirtschaft schließen vier Holzwände ein, in denen die Almerin nächtlicherweile das Goldmännlein klöpfeln hört; dieses Klöpfeln bedeutet ihr die Erfüllung des Herzenswunsches. — Ich habe der gläubigen Aga nicht sagen mögen, daß ich meine, das klöpfelnde Goldmännlein dürft' ein fleißiger Holzwurm sein. Was der tausend gingen auch den Holzwurm ihre Herzenswünsche an! Diese werden aber doch erfüllt; die einfältigen Leute da herum haben lauter Wünsche, die erfüllbar sind. Und wie die Maid in der Hütte, so schlummert im Stall der Hirtenbursche. Sein Wunsch ist: ausschlafen!

Am Morgen, da schreit die helle Sonne zum Fenster herein. Sie schreit, es sei Zeit! Da will die Sennin mit dem Kübel in den Stall, wo unter vier Füßen die weißen Milch- und Butterbrünnlein fließen. Auf die Milch wartet schon die Flamme des Herdes und auf die Suppe der Hirtenbursche. Er jodelt und jauchzt, da vergeht die Zeit.

Das Einfachste aber ist schon, wie's der Berthold macht: er legt sich unter die Bäuche der Kühe und trinkt das Frühstück gleich aus dem Euter heraus.

Just bei dem Berthold und der Aga in der Miesenbachhütte hab' ich meine Erfahrungen gemacht. — Nimmt nach der Morgensuppe die Aga den Korb auf den Rücken und steigt hinab gegen die Futterwiese der Talmulde, auf daß sie als sorgsame Hausfrau ihrem vierfüßigen Gesinde den Tisch bereite, bei dem es sich melken läßt. Mahl hält die Herde den ganzen Tag; schon zur Morgenfrühe leitet sie der Berthold auf die taufrische Weide.

Ich habe zu solcher Stunde einmal der Aga zugehört. Sie trillert und singt und ich schreibe mir so Sachen gerne auf:

„Wan da Winkelboch va Milch wa,
Und da Hochkogl va Butta,
Und is Winkeltol vul Sterz dazua,
Däs war a Fressn, mei Bua!"

Der Berthold hört's, besinnt sich nicht lange; auf ein so sachlich Lied gehört ein noch sachlicheres. Er steht auf der Wand und singt dem Mädchen zu:

„Wan bei rot's Hor va Guld wa,
Und bei Kröpfl vul Tola,
Und bei Miada vul Edlstoan,
Däs wa ma recht, däs kunt's toan!"

Und drauf sie:

„Die Tola tatn dih juckn,
Die Edlstoan tatn dih druckn,
A guldanas Hor war olls z'viel zort
Fü dein borstadn Bort."

Sie bleiben einander nichts schuldig im Schnaderhüpfelgefecht.

Wie es aber nur kommen mag, daß im Waldland für Lieb' und Zärtlichkeit nicht so viele Worte wachsen wollen, als für Spott und Posse? Ist schon die Lieb' da unten nicht gar geschwätzig, so ist sie hier oben bei den Legföhren und Kohlröschen stumm wie der Fisch im Wasser. Der Kuß wird hier auch nicht so abgeschäckert, wie anderswo. Es ist, möchte ich sagen, als wie wenn sich das warme Blut nicht Zeit nehme, bis an die Lippen heraufzusteigen zu einer Weile, wo es anderwärtig so viel zu tun gibt. In die Arme fährt alles hinaus und weiß sich so ein verliebter Bursche mit seiner Empfindung nicht anders zu helfen, so faßt er sein Mädchen, wie der Müller den Kornsack, und schwingt es hoch in die Luft und tut ein Jauchzen dabei, daß schier die Wolken auseinanderfahren, wenn ihrer am Himmel stehen.

Der Berthold macht es um kein Tüpfelchen anders. — Es sind zwei junge, blutarme Leute, auf der einsamen Alpenhöh' sich selbst überlassen. Was ist da zu beginnen? Je nun, je nun, ich denk', für mich dieweilen noch gar nichts.

Bei den Waldteufeln.

In dieser Wildnis gibt es Gewerbe, von denen ich keine Ahnung gehabt habe. Buchstäblich von der Erde, von dem Gestein heraus graben die Leute ihr Brot. Und von den Bäumen schaben sie es herab, und aus dem alllebendigen Ameishaufen wühlen sie es hervor, und aus ungenießbaren Früchten zwingen sie es durch die hundertfältigen Mittel ihrer Schlauheit. Daß der Mensch doch so alles zu finden und zu nützen weiß! Hat er aber

schon alles gefunden und genützt? Und die Bedürfnisse, sind sie schon dagewesen, ehe die Mittel gefunden worden, oder sind sie die Folgen der errungenen Dinge? — Wäre das letztere der Fall, ich hielte die tausenderlei Errungenschaften für keinen Gewinn.

Die verkommenen oder verwegenen „Waldteufel" stehen mit den Menschenscharen draußen in engerer Verbindung, als man meint, und als sie es vielleicht selbst ahnen mögen. Na doch, sie wissen es gar wohl. Da ist gleich der Wurzner. Seine Lodenkutte geht ihm schier bis zu den Waden hinab; sein Hut ist ein wahres Familiendach, das aber stellenweise schon durchlöchert ist und bricht. Schon von weitem kennt man ihn. Da oben im Gestein klettert er herum und wühlt mit seinem krummen Stecheisen die Speikwurzel hervor. Dabei brummt er denn gar zuweilen sein schlecht Liedel:

„Wan ih speikgrobn tua
Auf der Olm, do herobn,
Do denk ih gern auf d'Weibaleut.
Daroth's es, wo da Speik hinkimmt?
In's Türknlond für d'Weibaleut,
Damit s' an bessern Gruchn kriagn,
Im Türknlond, de Weibaleut!"

Ich weiß es noch nicht, ob es wahr ist, daß Speik von hier in die Türkei wandert. Aber sie glauben es und so ist es ihnen so viel als wahr. Dieses stolze Bewußtsein des Wurzners, daß er die Frauenwelt des Morgenlandes in einen besseren Geruch bringe, wird angefochten.

Dort auf der Felswand steht ein alter Gefährte, der hört das Lied; er häkelt die Messinghäftchen seines Wamses auf und öffnet seinen Mund:

„Wanst ollaweil auf die türkischn
Weibaleut denkst,
Du Loter, do hot's an Fodn.
Geh gwürz dih liaba selba
Mit Speik auf der Olm,
Kon da nit schodn."

So necken sie sich, und das ist ihre harmlose Seite. Aber der Waldteufel hat seinen Pferdefuß. Der rechte Waldmensch hat einen doppelläufigen Kugelstutzen; der eine Lauf heißt „Gemsennot", der andere „Jägertod". Könnt' er schreiben, mit seinem krummen Messer hätte er diese Namen in den Stahl gegraben; aber, er merkt sich's im Kopf, das von Gemsennot und Jägertod.

Längst hätt' er das Graben aufgegeben und wollt' ganz dem Wildern leben, aber er vermeint, unter den Steinen und Wurzeln einmal einen vergrabenen Schatz zu finden. Schatzgraben, Gold und Edelstein unter der Erde, das hat er im Märchen gehört und kann es nimmermehr vergessen.

Gold und Edelstein unter der Erde! Schatzgraben! — Das Märchen hat recht; der Wurzelgräber hat recht; der Ackersmann hat recht; der Bergknappe hat recht. Aber der Schatzgräber hat nicht recht.

Meine Wirtschafterin sagt, das traurigste Schatzgraben sei ihr gewesen, als sie vorzeit ihren Schatz begraben.

Das acht ich, daß ich den Wurzner, oder den Pechschaber, oder den Ameisenwühler nicht beleidige. So Leute heben gar mit dem Wettermachen an, daß all des Teufels ist. Blitz und Hagel kann die Wälder vernichten weit und breit. Darum in den Alpengegenden die vielen

schweren Gewitter, weil dahier die Wettermacher daheim. Wie sie es aber anfangen, daß die Nebel aufsteigen aus den Schründen und Wetterlöchern, daß die Taustäubchen zu Wasser verdichten, daß die Tropfen zu Eiskörnern erstarren, daß die Eiskörner zu Schloßen sich kochen, daß aus den Wolken das Feuer sprüht, daß die flammenden Wurfspieße der Blitze hinsausen durch die Nacht und daß die ungeheuren Rollen der Donner sich wälzen, bis endlich alles niederbricht zu den zitternden Menschen und Tieren der Erde — wie sie das anfangen, das soll ein tiefes Geheimnis der wilden Gesellen sein; ich habe es bislang nicht zu erfahren vermögen.

Eines ist gewiß. Der Bauer der vorderen Gegenden hat eine Art Ehrfurcht vor den Wildlingen im Gebirge und liefert ihnen oft Lebensmittel gegen geringes Entgelt; es ist doch allfort besser, im Beutel kein Gewinn, als auf dem Felde Schaden.

Wahrhaftig, das ist ein verhängnisvoller Wahn dieser Menschen, daß sie durch eigenes Wollen und eigne Kraft Dinge zu wirken vermeinen, von denen die Schöpfung den menschlichen Witz ausgeschlossen hat; und daß sie dagegen Dinge verabsäumen, in denen sie durch eigenes Wollen und eigene Kraft Großes hervorzubringen vermöchten. — Es ist jedoch draußen, wo die Macht- und Geistesstolzen wohnen, auch nicht besser, nur daß dort andere und schädlichere Irrtümer sind, denn sie werden mit bedeutenderen Mitteln und in größerem Maße begangen als hier. — Glorreich, o Menschheit, sind deine Fortschritte, aber in deinen ungeheuerlichen Vorurteilen bist du noch immer ein sehr erbärmlich Ding.

Da oben hinter dem Bergrücken ist eine umwaldete

Talmulde, die sie die Wolfsgrube nennen. Vor kurzem bin ich in dieser Wolfsgrube gewesen. Ich komme eben zurecht, wie sie einen Mann begraben, der weder Wurzner, noch Ameiswühler, noch Pechschaber, noch Branntweinbrenner, noch ein Wilderer gewesen war. Aber der allermerkwürdigste Waldteufel. Die Sache hab' ich teils selbst erfahren, teils ist sie mir erzählt und verbürgt worden.

Gearbeitet hat er gar nichts. Das ist einer gewesen, der sich durch Essen sein Brot erworben hat. Sie haben ihn allerwärts den „Fresser" genannt; einen anderen Namen, halt ich, hat er gar nicht gehabt. Das soll ein ganz verkommener Mensch gewesen sein, aber gewaltig stark am Leibe. Sein Haupthaar ist durch Schweiß und Harz zu einem unlöslichen Filz verworren gewesen; da hat er keines Hutes bedurft. Sein Bart ist gewesen wie aus verdorrten Fichtennadeln so stachelig; seine mächtigbreite Brust wie übersponnen mit zehnfachem Spinnenweb; da hat er den Brustlatz erspart. An seinen wuchtigen Füßen hat sich eine völlige Hornhaut gebildet; da ist ihm das Schuhwerk überflüssig gewesen. Eine wüste Erscheinung! Ich hab' ihm noch vor einigen Tagen im Winkel begegnet. Hebt, wie er mich sieht, eine Handvoll Sand vom Boden auf und will den Sand verschlingen, wenn ich ihm eine kleine Gabe dafür wollt' reichen. — Oft ist er hinaus auf die umliegenden Dörfer auf Kirchtage gegangen, hat den Leuten was vorgefressen. Nicht Werg und Bänder und derlei Dinge, wie es sonst Taschenspieler tun, hat er verschlungen, sondern Tuchstücke, Leder und Glasscherben. Selbst Schuhnägel, und sie mögen noch so rostig gewesen sein, hat er verzehrt. Gerne hat

er einen alten Stiefel oder Filzhut zerissen, die Fetzen mit Essig und Öl bereitet und gegessen. Das hat ihm Geld eingebracht und sein Beutel wie sein Magen haben wohl verdaut. Unsereinem tät so ein Essen nicht taugen, hat der Rüpel gesagt, freilich wohl, ein Schnäpslein muß dazu sein, das beißt im Magen auch die Kieselsteine klein. — Jahr und Tag hat er's getrieben, aber ein End' nimmt's mit allem, und der Ostersonntag hat nicht viel größere Läng', wie der Charfreitag. Just beim Schnäpslein ist er gesessen in Kranabethannes Hütte, und hat in seinem Übermut gesagt: „Kiesel (kaue) dein Schwarzbrot nur selber, Hannes, ich trink' den Branntwein und beiß' das Gläselein dazu." — Ist jetzund vom finsteren Herdwinkel ein alter Wurzner hervorgekrochen: „'s schwarz' Brot willst verachten? du!" Darauf der Fresser: „Geh her, Wurzner, dich freß' ich mitsamt deiner Krax (Rücktrage)!" Hat der Alte ein Würzlein hervorgezogen: „Da tät ich wohl was haben, großer Herr, das ist noch ein wenig stärker, wie du!" — „Her damit!" schreit der Fresser, errafft das Würzlein und steckt es in seinen Schlund. — „Bist hin!" hat der Alte gekichert, ist davon in den Wald. — Steht nicht lang an, springt der Fresser auf und hinaus auf den Anger. Dort stürzt er nieder und ist tot über und über. Da haben wir's wohl gewußt, was das Ding bedeutet. Den alten Wurzner hat kein Mensch gekannt — der Teufel ist's gewesen.

Halb Tat, halb Mär, so hat es der Leute Aberglauben aufgefaßt und mir erzählt. Sie haben den Mann auch nicht hinausgetragen auf den Holdenschlager Kirchhof. Im Moorboden der Wolfsgrube, wo nur die Binsengarbe wuchert und ihre Glockenfähnlein wiegt, haben sie

eine Grube gemacht. In dichtes Fichtengeäste haben sie den Mann geschlungen, mit einer Stange haben sie ihn an das Grab gewälzt, bis er hinabgekollert.

Zur selbigen Stund' ist eine kleine Schar von Betern über die Moorheide und durch die Wolfsgrube gezogen. Sie waren in einem Kare des Hochgebirgsstockes gewesen, wo ein Kreuz stehen soll im Gestein. Diese kleine Schar ist an der Grube stehen geblieben und hat laut für den Toten ein Vaterunser gesprochen. Da hat jählings eine braune Kohlenbrennerin das Wort ergriffen und in ihrer Art ausgerufen: „Ihr Hascher, dem hilft euer fromm Gebet just so viel, wie dem Fisch im Wasser ein trocken Pfaidlein tät nutzen. Der ist schon dort, wo die Hühner hin pissen, das ist ja der Glasscherbenfresser!"

„Nachher gilt das heilig Vaterunser für unsern Viehstand daheim!" sagen die Beter und gehen davon.

Ein einziger Mann, ein blasser, schwarzlockiger, niedergebeugter und seltsam hastender Mann ist noch stehen geblieben an der Grube, hat hinabgestarrt, hat eine Scholle auf den Leichnam im Reiserkleide geworfen, hat in der Runde umhergeblickt und die Worte gesagt: „Mit Erden werden sie ihn doch bedecken. Seines guten Magens wegen wird ihn der Teufel nicht geholt haben; und etwan ist sein Herz nicht schlechter gewesen, als sein Magen."

So die Grabrede. Und hierauf kommen ein paar Männer und scharren Erdreich in die Grube.

Ich bin später mit dem gebeugten, blassen Mann, den sie den Einspanig nennen, wieder zusammengekommen. Da habe ich an ihn die Frage getan: „Was ist das mit dem Glasscherbenfresser? Das ist doch eine märchenhafte Geschichte."

„Märchenhaft ist das ganze Waldland," spricht der blasse Mann. „Und der Aberglauben ist dieser Leute geistiges Leben."

Nach diesen Worten hat er sich gewendet und ist emsig von hinnen geholpert.

Wie, Alter, bist nicht auch du selber ein Sohn des Waldlandes? Bist wahrhaftig seltsam und märchenhaft genug. — Den Einspanig, den Einsamen nennen sie ihn, sonst wissen sie schier nichts von ihm zu sagen. —

Auch mit den Pechern hab' ich schon Bekanntschaft gemacht. Der Pecher, das ist schon auch ein wunderlicher Geselle. Man riecht ihn schon von weitem und man sieht ihn glitzern durch das Dickicht. Die Hacke glitzert, mit der er das Harz von den Bäumen schabt; die Steigeisen glitzern, mit welchen er an den glatten Stämmen emporklettert, wie eine Waldkatze, um den Baum auch an seiner Höhe abzuernten, oder wenn keine Ernte ist, zu verwunden, auf das für künftig das Harz hervorquelle. Und die Lederhose glitzert, und der mit Pech völlig überzogene Lodenspenser glitzert, und die Scheide des langen Messers an den Lenden glitzert, und letztlich das Glutauge. Wenn eine Blüte oder eine niederfallende Tannennadel ihn streift, so bleibt sie kleben an seinem Arm, an seinen Haaren, an seinem Bart. Wenn eine Fliege herumtanzt oder ein Falter, oder eine Spinne — das Tierchen bleibt kleben an dem Manne; und bunt besetzt ist sein Kleid mit kleinen Wesen aus dem Pflanzen- und Tierreiche, wenn er in Wald- und Abenddunkel heim in seine Klause kehrt. Der Pecher verwundet die Bäume arg und bringt sie zuletzt um's Leben. Der Urwald ist dem Untergang verfallen. Die alten Tannen und Fichten sind durch den Pecher

zu Krüppeln geworden; jetzt strecken sie ihre langen Arme nach ihm aus, möchten den Todfeind am liebsten erschlagen.

Aus dem Harze bereitet der Pecher durch das Verfahren des Abdunstens das Terpentin und andere Öle, wie sie in den Waldgegenden gegen allerhand Krankheiten und Gebrechen in großen Mengen verwendet werden. Ich habe schon mehrmals zugesehen auf so einer Brennstelle, wie die schwarze Masse kocht und brodelt, bis sie in geschlossene Tonbehälter kommt, aus welchen ihr zu gewinnender Gehalt durch Röhren in die Zuber und Flaschen übergezogen wird. Mit diesen Zubern und Flaschen in einem großen Korbe geht nun der Mann hausieren. Der Holzschläger kauft Pechöl gegen jegliche Verletzung, die er sich in seinen Kämpfen mit dem Walde zuzieht. Der Kohlenbrenner kauft Pechöl gegen Brandwunden; der Kohlenführer für sein Roß; der Branntweinbrenner für sein Fäßlein. Der Wurzner kauft gegen Verrenkungen und gegen Bauchgrimmen, das er sich durch seine meist ungekochte Nahrung zuzieht. Das Kleinbäuerlein weiter draußen kauft Pechöl für sein ganzes Haus und Vieh, gegen alle bösen Zustände.

Du Pechölmann! Mir nagt seit lang schon im Herzen ein kleinwinzig Käferlein — wär's nicht zu tilgen mit deinem gallbitteren Öl? —

In des Pechers Klause darf man sich nicht niedersetzen, man bliebe kleben. Und gleich kämen die kleinen, ungewaschenen und zerzausten Rangen heran und krabbelten empor und ritten gar auf den Nacken und man käme ihrer nicht mehr los. — Das sind die lebendigen Sünden der Alten, sagt meine Haushälterin. — Besser lebendige, als wie tote, sage ich.

Des Pechers Wohnung ist einfach genug. Unterhalb der nackte Erdboden, oberhalb das schieferige Baumrindendach, seithalb die Wand aus rohen Stämmen gezimmert und mit Moos verstopft. Der holperige Steinherd ist gleich als Tisch eingerichtet. Unter der Bettstatt ist die Vorratskammer für Erdäpfel, Schwämme und Holzbirnen. Der wurmstichige Kleiderschrank ist das allerheiligste des Hauses, er bewahrt die geweihten Andenken der Voreltern, das Taufangebinde der Kinder und den Wettermantel des Pechers, wenn er nicht am Leibe ist. Die Fenster haben kaum so viel Glas, daß, wie die Leut' sagen, der „Fresser" sich daran hätte satt essen können. „Lappen und Strohpapier sind auch so gut wie Spiegelscheiben, wenn einer kein sauberes Gesicht durchgucken lassen kann," meint der Pecher. Wohl, der weiß von Spiegelscheiben was, der ist nicht allfort im Wald gewesen. Gar weit, weit in der Wienerstadt etwan ist er wachgestanden vor Spiegelscheiben — hat ihm nicht gefallen, ist durchgegangen, ist eingefangen worden, ist spießrutengelaufen, ist wieder durchgegangen und in die Wildnis herein, — läßt sich nicht mehr fangen.

Hinter dem Schrank hängt das Schießgewehr. Tritt einmal der herrschaftliche Jäger ins Haus und sieht er's, so ist's gut — eine Waffe muß sein, im Wald gibt es Wölfe.

Sieht er's nicht, so ist's besser.

Bei des Pechers Hauswirtin ist's auch so; sieht man sie, so muß man bedenken, daß im vierzigsten Jahr bei niemandem ein neuer Frühling mehr anbricht, daß, wie das Sprichwort sagt, am Halse ein Kropf besser ist als ein Loch, das einäugig und nicht blind, und daß ein wenig

säbelbeinig weder Schande noch Prahlerei ist. Sieht man sie nicht, so ist's besser.

Wie ich aber schon wahrgenommen hab', bleibt an manchem Pecher zuweilen auch ein junges Weib kleben. Viele Landmädchen sind um ein gut Teil anders, wie die Stadtfräulein.

Die Stadtfräulein haben es zumeist nicht ungern, wenn ihre Liebhaber recht schön weiß und zart und schlank und gefügig sind, und zärtlich wie Tauben. Die Landdirnen wieder mögen einen, der recht derb und rauh und struppig und eckig und wild ist. Wenn eine die Wahl hat zwischen einem, der ihr schäkernd die Strümpferln stopfet, und einem andern, der sie anwettert mit jedem Wort — so nimmt sie den Wetterer.

Sie hat ihn ja doch im Sack. Wie geht das Lied, das der Pecher gern singt?

„Fürs Pech hon ih mei Hackel,
Fürs Haserl mei Bix;
Für'n Jager a por dicke Fäust,
Fürs Mensch hon ih nix.
Nix is ollszweng, hot s' gsogt,
Hot mih ba da Tür ausgjogt;
Hiazt geh ih, und prügl an Jager o,
Daß ih an Unterholtin ho."

Mag sein, daß nicht viel Schönes dran ist, indes wer einmal so ein Lied singt, der tut dem Jäger nichts. Wer mit finsteren Gedanken umgeht, der singt kein heiter Lied.

Unter den Waldteufeln der Gehobeltste, der Geschmeidigste und meines Ermessens der Gefährlichste ist der Branntweiner. Er trägt ein feineres Tuch wie die andern und schneidet allwöchentlich seinen Bart. Er trägt

allerwege so ein Fläschlein mit sich herum, mit dem er vertraulich jedem aufwartet, der ihm in den Weg kommt. „Du," sagt er zum Wurzner, zum Pecher, wenn es heißer Sommer ist, „du, ein kühl, frisch Tröpfel hätt' ich da!" Und wenn es kalter Winter ist: „Du, los (horch) auf, das höllisch Feuer hätt' ich da!"

Wer trinkt, der ist ihm verfallen, der kommt ihm in die Schenke.

Der Branntweiner erntet zweimal. Fürs erste von den Ebereschen die roten Beeren, von den Hagebutten, Wacholdersträuchern, vom Heidekraut, von allem, was hier Früchte hervorbringt. Der Branntweiner glaubt an den Geist der Natur, der in allen Geschöpfen lebt, und beschwört ihn hervor aus den Früchten des Waldes, und — wie jener Zauberer im Märchen — hinein in die Flasche; — flugs den Stöpsel darauf, daß er gefangen ist. Seine Brennerei ist ein förmlicher Zauberkreis unter dem hohen, finsteren Tann, ein Kreis, wie ihn auch die Spinne zieht und einwebt. Bald sind ein paar Fliegen da und zappeln im Netze. Die Waldleute, wie sie herum- und ihren Geschäften nachgehen, zuletzt aber kleben bleiben in der Schenke — das sind der zweibeinigen Spinne die Fliegen, an denen der Branntweiner nun seine zweite Ernte hält.

Jedes Weib rät dem Mann, er möge nicht den Weg über den Tann nehmen, der sei so finster und uneben, er sei auch weiter als jeder andere. Der Mann sieht's ein, hat auch gar nichts auf dem Tann zu tun, aber — 's ist eben ein wandelbar Ding, die Gesundheit — wie er so hinschreitet, da empfindet er jählings ein Drücken in der Gurgel, ein Grimmen im Bauch — ein schlimmes

Grimmen, schier wie die Magengicht. Pechöl hat er keines bei sich, da weiß er nur noch ein Mittel und — er nimmt den Weg über den Tann. — „Das erste Gläschen — sagt der Rüpel — lindert den Schmerz; das zweite macht warm ums Herz, das dritte macht noch wärmer; das vierte macht den Beutel nicht mehr ärmer; das fünfte tut erst die Glieder spannen; bei dem sechsten wackeln schon die Tannen; bei dem siebenten geht es glühheiß durch den Leib; bei dem achten verlangt sich's nach dem Weib."

Heimwärts wankend aber flucht der gute Mann über das „schlechte" Weib, daß es ihm in diesem schaudervollen Nebel mit keinem Licht entgegenkommt; und wenn er endlich den Hut tief und schief in die Stirne gedrückt, zur Hütte hereintorkelt, so weiß das Weib schon, was es geschlagen hat und was es noch schlagen könnte, wenn es sich nicht beeilte, sofort auf den Dachboden oder anderswohin zu entkommen.

Mich närrischen Jungen stimmen meine Entdeckungsreisen heiterer, als ich's je vermeint hätte. Es liegt ein traurig Geschick über diesem Völklein, aber dieses Geschick macht zuweilen ein unsäglich spaßhaftes Gesicht. Ich halte diese Waldleute auch nicht für so verdorben. Verwahrlost und ungeschlacht sind sie. Es ließe sich vielleicht was aus ihnen machen; — nur Sauerteig muß dazu kommen, daß sie aus ihrer Versunkenheit einmal auflockern.

Aussterben wird das Geschlecht nicht so leicht. Gerade in dem feuchten, dunkeln Waldboden gedeihen die kleinen Rangen wie die Pilze. Die Jungen gehen den Weg der Alten und tragen die Wurzelkrampe, oder den Hirtenstab, oder die Pechhacke, oder die Holzaxt.

Beim Pfarrer draußen in Holdenschlag ist bekannt, daß die Waldkinder lauter Mädchen sind. Die Knaben werden zumeist getauft mit dem Wasser des Waldes; sie sind in kein Pfarrbuch geschrieben, auf daß sie vergessen bleiben draußen im Kreisamte und im Verzeichnisse der Wehrpflichtigen. Die Männer hier sagen, die Landesregierung und was dazu gehöre, koste ihnen mehr, als sie ihnen wert wäre, und sie verzichten darauf. Das lasse ich gelten, aber die Regierung verzichtet nicht auf die gesunden Winkelstegerleute.

Die Mädchen, werden sie ein wenig flügge, gehen bald auch ins Ameisen- und Wurzelgraben, ins Kräutersammeln und sie wissen für alles Absatz, und sie pflücken die Erdbeeren und die Hagebutten- und die Wacholderfrüchte für den Branntweiner. Und die Jungen, denen noch das Höschen nicht trocken wird den ganzen Tag, helfen schon auch den Branntwein trinken.

Vor einiger Zeit habe ich einer Kinderschar zugesehen. Sie spielen unter Lärchenbäumen. Die niedergefallenen Lärchzapfen sind ihre Hirsche und Rehe, denen sie grünes Reisig vorlegen zum Fressen. Andere laufen umher und spielen hinter Gebüsch „Verstecken“, „Salzhalten“, „Geier austreiben“, „Himmel- und Höllfahren“, und wie sie die Schalkheiten und Leibesbewegungen alle heißen. — Man sieht ihnen gerne zu; sie sind zwar alle halbnackt, haben wohlgebildete und gesunde Glieder, und ihre Spiele sind so kindlich heiter, wie ich anderwärts noch nie Kinder spielen gesehen habe. — Hier ist die verwundbare Stelle des „Waldteufels“, der am Ende ein gehörnter Siegfried ist!

Ich habe den Kleinen unter den Lärchen fortwegs

zugelächelt, aber sie haben mich kaum angeblickt; nur daß sich die Jüngsten vor mir gefürchtet. Nach einer Weile hab' ich es versucht, mich in ihre Spiele zu mengen; wie sich da die meisten gleich verblüfft zurückgezogen haben! Nur wenige geben sich mit mir ab; wie ich aber von diesen wenigen im Wettlaufen und Haschen einige Male überlistet werde, da kommen auch die anderen wieder herbei. Und bald bin ich in dem tollschwirrenden Kreise dieser jungen Menschen ein guter und gern gesehener Bekannter. Ich schwätz' ihnen manches vor, noch öfter aber lasse ich mir von ihnen erzählen. Ich gehe zu den Kindern in die Schule, um die Schulmeisterei zu lernen.

Von oben durch einen Strick zur Höhe ziehen lassen sich die Waldleute nicht; wer sie für die Höhe gewinnen will, der muß ganz zu ihnen niedersteigen, muß sie Arm in Arm und wohl auf weiten Umwegen emporführen.

Im Felsentale.

An den Lehnen der Voralpe und an den Hängen des Hochzahn und seiner Gletscherketten ziehen sich fort und fort die Waldberge hin in der Richtung gegen Abend. Von oben gesehen, liegen sie da in der Bläue, wie ich mir das Meer denke, bergend in ihren Gründen die ewigen Schatten und die seltsamen Menschen.

Eine Tagreise vom Tale der Winkel gegen Abend hin, fernab von der letzten Klause, ist jene Stelle, von der die Waldleute sagen, da sei die Welt mit Brettern verschlagen.

Mit Steinen vermauert, wäre besser gesagt. Senkrecht aufsteigende, tiefklüftige Wände schließen hier das

Waldland ab. Es beginnt der Urstock der Alpen, in welchem die Felsschichten nicht mehr liegen noch lehnen, sondern fallrecht gegen Himmel ragen. Ein Meer von Schnee und Eis mit Klippen, an denen ewige Nebel hängen, soll unabsehbar hingebreitet sein über die Riesenburgen, die da oben ragen und vormaleinst ein Eden gewahrt haben, das heute versteinert und in Starrnis versunken ist. So die Sage. Daß doch dieser wundersame Traum von einer einstigen verlorenen Glückseligkeit die Herzen aller Völker und Volksschichten durchdämmert!

Daß jenseits des Alpenstockes wieder menschenbewohnte Gegenden beginnen, das wollen mir viele Leute hier gar nicht glauben. Nur ein alter, schlau blinzelnder Kohlenbrenner sagt, sein Großvater hätte wohl einmal erzählt, es seien da hinten drüben Menschenwesen, die so hohe und spitze Hüte trügen, daß, wenn sie des Nachts auf den Bergen herumgingen, sie nicht selten damit einen Stern vom Himmel stechen täten. Und der Herrgott müßt des Abends jedmal sorgsam die Wolken vorschieben, sonst hätt' er längst mehr kein einzig Sternlein an seinem Himmel.

Der Schalk hat die Spitzhüte der Tiroler gemeint.

Wo nun dieses Waldland von dem Felsgebirge begrenzt wird, sind verrufene Stellen. Dort hat man schon manchen toten Gemsjäger gefunden, dem ein Körnlein Blei durch die Brust gegangen. Auch bricht, sagen die Leute, aus einer der zahlreichen Felsenhöhlungen zuweilen ein Ungeheuer hervor, das alles verschlingt, das aber im Gebirge einen unermeßlichen Schatz von Edelgestein bewacht. Wenn das Waldland noch eine Weile besteht, so muß ein heldenhafter Mann kommen, der das Ungeheuer

besiegt und die Schätze hebt. Bislang ist noch kein solcher dagewesen.

Ich meine, ich wollte es erkennen und nennen, das Ungeheuer . . . .

Den finsteren Sagen angepaßt ist jene Gegend. Sie ist ein totes Tal, in welchem kein Finklein will singen, keine Wildtaube will glucken, kein Specht will hacken, in welchem die Einsamkeit selbst ist eingeschlummert. Auf dem grauen Sandmoosboden liegen zerstreut Felsblöcke umher, wie sie von dem hohen Gewände niedergebrochen sind. Dort und da ist ein vorwitziges Fichtenbäumchen hinangeklettert auf einen solchen wettergrauen Klotz und blickt stolz um sich, und meint, es sei nun besser, als die anderen, halb verkommenen Gewächse unten auf dem Sandboden. — Wird nicht lange dauern, so wirst du verhungern und verdursten auf dem dürren Felsboden und herniederfallen. Hierum kann der Wald nicht gedeihen, und steigt doch wo eine schlanke, kerzengerade Fichte empor, so sind ihre Tage gezählt. Jählings kommt ein Sturmwind niedergefahren von den Felsmulden und legt den schönen jungen Stamm mitsamt der losgelösten Wurzel fast sanft hin über den Boden. Und da tut er jetzund, als wollte er eine kleine Weile sich nur ausrasten und bald wieder aufstehen mit seinen grünen Zweigen und weiter wachsen; und indessen fallen ihm schon die Nadeln ab und es schrumpft und springt die Rinde, und die Käfer lösen sie los, und nach einer Zeit liegt das nackte, bleiche Gerippe da, das immer mehr und mehr in die Erde hinein versinkt, aus der das Bäumchen einst hervorgewachsen war.

Und doch muß eine Zeit gewesen sein, in welcher der Wald hier glücklicher gediehen ist; es ragt ja noch

hier und da der graue, gespaltene Rest eines gewaltigen Tannenbaumes empor, oder eines uralten Ahornes, in dessen Höhlen das Wiesel wohnt, oder durch die der Fuchs den Eingang hat zu seiner unterirdischen Behausung.

Die Kiefer allein ist noch kampfesmutig, sie will die steilen Lehnen hinanklettern zwischen den Wänden, will wissen, wie es da oben aussieht bei dem Edelweiß, bei den Alpenrosen, bei den Gemsen, und wie weit es noch hinauf ist bis zum Schnee. Aber die gute Kiefer ist doch keine Tochter der Alpen, balde faßt sie der Schwindel und sie bückt sich angstvoll zusammen und kriecht mühsam auf den Knien hinan, mit ihren geschlungenen, verkrüppelten Armen immer weiter vorgreifend und rankend, die Zapfenköpfchen neugierig emporreckend, bis sie letztlich in den feuchten Schleier des Nebels kommt und in demselben planlos umherirrt zwischen dem Gestein.

Auf einem der niedergestürzten Felsblöcke dieses letzten Tales des Waldlandes steht ein Kreuz. Es ist unbeholfen aus zwei rohen Holzstücken gezimmert; es hängt stellenweise noch die Rinde daran. Still steht es da in der verlorenen Öde; es ist, wie die erste Kunde von dem Welterlöser, welche der heilige Bonifaz vormaleinst in den deutschen Wildnissen aufgepflanzt hat. Die Eidechse schlüpft auf dem Felsengrunde dahin; ein Reh trippelt heran mit seinen schlanken Füßen und blickt mit hochgehobenem Kopf und klugen Augen zu dem Kreuzbilde empor. Es will ihm schier bedünken, das Ding sei nicht so geradewegs gewachsen auf dem Stein; es hebt ängstlich an, hin und her zu lugen, es schwant ihm von jenem schrecklichen Wesen, das schlank wie ein Baum auf zwei Beinen einherzieht und den knallenden Blitzstrahl schleu-

dert nach ihm, dem armen, harm- und wehrlosen Tiere. Des Entsetzens voll schlägt es seine Beine aus und eilt von dannen.

Ich habe schon mehrmals nach der Bedeutung jenes Kreuzes gefragt. Seit Gedenken steht es auf dem Stein, kein Mensch kann sagen, wer es aufgestellt. Der Sage nach sei es gar nicht aufgestellt worden. Alle tausend Jahre flög ein Vöglein in den Wald und das brächte ein Samenkorn mit aus unbekannten Landen. Alle anderen Körner seien bislang verloren gegangen, oder man wisse nicht, sei die Giftpflanze mit der blauen Beere, oder der Dornstrauch mit der weißen Rose oder ein anderes Schlimmes oder Gutes daraus entwachsen. Das letzte Korn aber habe jenes Vöglein auf den Klotz im Felsentale gelegt, und daraus sei das Kreuz entsprossen. Man gehe zuweilen hin, um davor zu beten; manchmal habe das Gebet daselbst schon Segen gebracht, manchmal aber sei auch ein Unglück darauf gekommen. Man wisse also auch vom Kreuze nicht, ob es zum Heile oder zum Unheile sei. Den Einspanig sehe man noch am öftesten im Felsentale und er verrichte seine Andacht vor dem Bilde; aber man wisse auch vom Einspanig nicht, ob er Gutes oder Schlimmes bedeute.

Nach mehreren Tagen der Wanderung bin ich wieder einmal zurückgekehrt in mein Haus an der Winkel. Mehrmals über das Kreuz im Felsentale und den Einspanig nachdenkend, hab' ich im Winkel ein weniges erfahren.

Erstlich, wie ich eintrete in das Haus, wundere ich mich baß, daß meine sonst recht gutmütige Hauswirtin heute gar aufgebracht ist. Die Sache soll so gewesen sein: am Försterhause geht der Einspanig vorüber. Die Haus-

hälterin schaut just zur Tür hinaus und denkt: Ei, wenn sich nur mit diesem seltsamen Menschen einmal ein kleines Plaudern anheben ließ, daß eins doch ein bißchen was von ihm erfahren könnt'. Und kaum er so zufällig sein Haupt gegen die Tür wendet, lädt sie ihn artig ein, an der Bank ein wenig abzurasten. Er tut's, sie bringt ihm eilig Milch und Brot herbei und frägt ihn in ihrer Weise: „Ihr guter Mann Gottes, wo kommt Ihr denn her?"

„Von dem Felsentale hernieder," ist die Antwort.

„Ihr Närrchen!" ruft das Weib aus, „das soll ja so viel eine böse Gegend sein. Da oben im Felsental ist die Welt mit Brettern verschlagen."

Darauf der Einspanig: „Wo ist die Welt mit Brettern verschlagen? Gar auf keinem Fleck. Die Berge gehen weit, weit zurück hinter den Hochzahn, dann kommen die Hügelländer, dann kommen die Ebenen, dann kommt das Wasser. Viele tausend Stunden breitet sich das Wasser, dann kommt wieder Land mit Berg und Tal und Hügeln, und wieder Wasser, und wieder Land und Wasser und Land und Land —"

Hat ihn die Haushälterin unterbrochen: „Jesus, Einspanig, wie weit denn noch?!"

„Bis heim, bis in unser Land, in unseren Wald, in das Winkel, in das Felsental. — Ehrsame Frau, gibt Euch Gott Flügel und Ihr fliegt fort gegen Sonnenuntergang, und fort und immerfort, der Nase und der Sonne nach, so kommt Ihr eines Tages von Sonnenaufgang her geflogen gegen Euer friedsam Haus."

Darauf die Hauswirtin: „O du Fabelhans, fable wen andern an, ich bin die Winkelhüterin. Die Milch schenk' ich Euch und redlicher alter Leut' Wort dazu: es

ist ein Fleck, da ist die Welt mit Brettern verschlagen. So ist der alte Glauben und in dem will ich leben und sterben."

Der Mann soll darauf gesagt haben: „Weib, Eueren alten Glauben hoch in Ehren! Aber ich bin den Weg schon gegangen, gegen Niedergang hin und von Anfang her."

Und dieses Wort hätte das Weib vollends erbittert; „Du bist eine Lugentafel!" soll sie gerufen haben, „auf dich hat der Teufel seinen Heimatschein geschrieben!"

Und hierauf sei der Mann kopfschüttelnd davongezogen.

Das gute Weib muß schon schwer auf mich gewartet haben, um sich weiters Luft zu machen. Als ich nach Hause komme, ruft sie mir über den Gadern (Bretterzaun) her entgegen: „Mein Eid, mein Eid! Was es doch auf der lieben Erde Gottes für Leute gibt! Jetzund glauben sie gar nimmer ans End' der Welt! Ich aber sag: unser Herrgott hat's recht gemacht, und ich bleib' bei meinem alten Glauben, und die Welt ist mit Brettern verschlagen!"

„Freilich, freilich, Winkelhüterin!" gebe ich bei und steige über die Bretter des Hausgaderns: „Wohl richtig — mit Brettern verschlagen!"

Und so bleiben wir beim alten Glauben!

Bei den Holzern.

Daß doch der Wald, wie er sich so hinbreitet über Höhen und Täler — unabsehbar, wie er daliegt, grün und dunkel und weiterhin duftig blauend am sonnigen Sehkreis — der stille, unendliche Wald — daß er doch auch seine Feinde hat!

Wie ist das eine schöne, säuselnde, rauschende, brau-

sende allebendige Ringmauer, schützend vor dem wüsten Unfrieden draußen! Aber — Waldfried ist gestorben.

Im Forste braust der Sturmwind, schlägt manchem jungen Tannling den lustig winkenden Arm weg, bricht manchem trotzigen Recken das Genick. Und in der Tiefe rauscht und schäumt in weißen Gischten und Flocken — wie ein brandender Wolkenstrom — der Wildbach, und wühlt und gräbt und nagt das Erdreich von den Wurzeln, immer weiter und weiter hinein, daß der wuchtige Baum zuletzt schier in der Luft dasteht und sich oben mit starken Armen nur noch an den Nachbarn hält, um nicht zusammenzubrechen, endlich aber doch niederstürzt in das Grab, das ihm jenes Wasser heimtückisch gegraben hat. Jenes Wasser, welches er durch seinen Nebeltau gestärkt, durch seine dichte Krone vor dem Lechzen des Windes geschützt, durch seine Schatten vor dem zehrenden Kusse der Sonne bewahrt hat. — Und auf den luftigen Wipfeln hackt der Specht, und unter den Rinden frißt die Borke, und das Sägerad der Zeit geht allerwege, und die Späne fliegen — im Frühlinge als Blüten, im Herbste als gedörrte Nadeln und Blätter.

Es geht ewig zu Ende und im Ende keimt ewig der Anfang.

Da naht nun erst der Mensch mit seiner Zerstörungsgier. Da schallt das Schlagen und Pochen, da surrt die Säge, da klingt das Beil auf das Stemmeisen im dunkeln Grunde; — wenn du oben hinblickst über das stille Meer der Wipfel, so ahnst du es nicht, welchen es angeht.

Aber das Stemmeisen und der Keil dringen tiefer und tiefer; da schüttelt einer der Hundertjährigen sein hohes Haupt, er weiß doch gar nicht, was die Mensch-

lein wollen da unten, die kleinen, possierlichen Wesen — er kann nicht begreifen und schüttelt wieder das Haupt. Da geht ihm der Stoß ins Herz; — unten knistert es, schnalzt es, und nun wankt der Riese, knickt ein, rauschend und pfeifend in einem weiten Bogen kreist er hin, mit wildem Krachen stürzt er zu Boden. Leer ist es in der Luft, eine Lücke hat der Wald. Hundert Frühlinge haben ihn emporgehoben mit ihrer Liebe und Strenge; jetzt ist er tot, und die Welt ist und bleibt ganz auch ohne ihn — den lebendigen Baum.

Still stehen die zwei, drei Menschlein, sie stützen sich auf den Beilstiel und blicken auf ihr Opfer. Sie klagen nicht, sie jauchzen nicht, eine grausame Kaltblütigkeit liegt auf ihren rauhen, sonnverbrannten Zügen; ihr Gesicht und ihre Hände sehen auch aus wie von Fichtenrinden. Sie stopfen sich ein Pfeiflein, schärfen die Hacken und gehen wieder an die Arbeit. Sie hauen die Äste von dem hingestreckten Stamme, sie schürfen ihm mit einem breiten Messer die Rinde ab, sie schneiden ihn vielleicht gar in klafterlange Stücke; — und nun liegt der stolze Baum in nackten Klötzen.

Der Holzhauer denkt nicht daran, kann nicht daran denken, nur daß er sich, wenn der „Meisterknecht" nicht zugegen, ein wenig auf den weißen Stock mit den Jahresringen setzt und wieder ein Pfeifchen stopft, oder — wie das bei den Waldleuten schon eine absonderliche Gewohnheit ist — sich gar einen Ballen Tabak in den Mund steckt, um einen halben Tag an ihm zu kauen. Das Tabakkauen ist dem Holzschläger ein eigener Genuß, es ist ihm, wie er sagt, das halbe Essen und dreiviertel Arzenei.

Die Baumstämme werden in diesen Gegenden zu-

meist zu Kohlen verwandelt und zu diesem Zwecke zu Scheitern oder längeren Stücken, den „Dreilingen" (drei hackenstiellangen Strünken) zerkleinert. Die Kohlen werden entweder zu Wagen, oder wo der Weg zu elend ist, auf den Rücken der Pferde oder Halbpferde hinausbefördert zu den Hammerwerken der Vorgegenden. Nur die schönsten Stämme werden als Bauholz verwendet. Die Buchen und Ahorne und andere Laubhölzer, wie sie hier wachsen, werden am wenigsten benützt, nur daß sie ihr Laub für Streu und Lagerstätten liefern; sonst bleiben sie sich selbst überlassen, bis sie inwendig verfault, ausgehöhlt, nach und nach absterben und zusammenbrechen. Dann entstehen schwammartige Auswüchse auf den vermodernden Strünken, und es kommt der Pecher oder der Wurzner, schlägt die Auswüchse los, mörsert sie platt, beizt sie ein und bereitet so den Feuerschwamm.

Der Holzhauer weiß freilich nichts von der Schönheit der Wildnis. Dem Holzhauer ist der Wald nichts anderes als dem Bauer das Feld, auf dem er erntet. Aber er erntet für andere. Wie ist das ein langes Tagwerk von der Morgenfrühe bis zur Abenddämmer, eine einzige Ruhestunde nur zu Mittag. Während der Waldteufel sein eigener Herr, ist der Holzhauer der Herren Knecht. — Was die Nahrung anbelangt, so ist der Holzschläger ein Geschöpf, das sich von Pflanzen nährt; außer er wäre ein tüchtiger Wilderer und ließe sich nicht erwischen. Doch schwelgt er in der Einbildung und nennt seine Mehlnocken gerne nach den Tieren des Waldes. So genießt er zum Frühstück, zum Mittagsmahle, zum Abendbrot nichts als Hirschen, Füchse, Spatzen, und wie er seine Mehlnudeln schon tauft. — Mich hat ein junger Mann eines

Freitags zu einem „Hirschen“ eingeladen. Ei, denke ich, der hält den Fasttag nicht, das ist sicher der Evangelischen einer, die von den Bauernkriegen her in den Alpen zurückgeblieben sein sollen. Aber jene „Hirschen“ sind harmlose Mehlküchlein gewesen.

Achtzehn Groschen Arbeitslohn des Tages, das ist schon eine gute Zeit; mancher Wäldler hat sich davon ein Häuschen, Weib und Kind und eine Ziege angeschafft. Das ist dann ein eigener Herd, da kommt zu dem Mehlgerichte noch eine fette Ziegenmilchsuppe, und zu der Suppe ein Häuflein schreiender Rangen — da geht's schon hoch her!

Indes ist der Aufwand in der Waldhütte nicht übertrieben. Es wird zum Glücke von braven Familienvätern nicht viel verlangt.

„Jo, won ma's holt hot,
Kon ma lebn noch sein G'schmock,
Für die Kinder a Brot
Und für mih an Tabok!“

heißt ein Lied des Waldhäuslers.

Andere freilich, und wohl die meisten, ertränken ihr Erworbenes und ihre anspruchslose Zufriedenheit im Branntwein. Solche Junggesellen wohnen zusammen zu Dutzenden in einer einzigen Hütte, kochen ihr Mahl an einem gemeinsamen Herd, der in der Mitte der Klause steht. An den Wänden ringsum sind die Strohlager aufgestellt.

In jeder Hütte haben sie einen „Goggen“ und einen „Thomerl“; der Gogg ist ein Holz- und Eisengestell auf dem Herde, welches die Kochpfannen über dem Feuer hält — es sind deren oft ein Halbdutzend um die Flammen

aufgerichtet. Der Thomerl ist ein Mensch, der aber auch Hansl oder Lippl, oder wie er will, heißen kann, aber gewöhnlich einen großmächtigen Kopf, hohe Achseln und kurze Füße hat, der die Hände gerne bis zu den Knien hinabhängen läßt und allweg grinst und lächelt, ohne daß er selbst weiß, warum. Er ist das Stubenmädchen, der Küchenjunge, der Holz- und Wasserträger, allfällig der Ziegenhirt, die Zielscheibe für ledige Späße und — die Hausehre. Jede ordentliche Holzknechthütte muß einen Thomerl haben.

Ferner sind in der Holzknechthütte in irgendeinem Winkel, unter irgendeiner Diele stets geladene Kugelstutzen verborgen.

Der Werktagsanzug der Holzschläger hat keinen ausgeprägten Grundzug; er ist zum Teile ein zerfasertes Lodengewebe, zum Teile ein mattfarbiges Strickwollenzeug, zum Teile eine hornähnliche Lederrinde, alles mehr oder minder mit Harz überklebt, ausgiebig den inneren Menschen verdeckend. Das Wahrzeichen aber ist der hohe, gelblich grüne Hut mit dem Federbusche. Der Federbusch muß wohl in Ordnung sein, daran hängt, weiß Gott, eine Wilderer- oder Liebesgeschichte oder ein „saggerisch Raufen".

Aber wenn einmal die Kirchweih kommt! — Die Kirchweih muß es sein, denn Sonntage gibt's hier nicht, fehlt ja doch des Sonntags Herz — die Kirche.

Zur Kirchweih ziehen sie hinaus zu den ferneren Orten, und da sind sie angetan, diese rauhen Waldmenschen, mit Frack und „Zylinder"; — 's ist kaum zu glauben. Aber der Frack ist ja aus grobem Loden, mit grünem Tuche verbrämt; ganze Bäumchen aus grünem

Tuche geschnitten, prangen am Rücken über den Schößen und an den Ärmeln, und große Messingknöpfe leuchten in die Ferne, und ein mächtig hoher Stehkragen bildet die Feste um den Kopf, auf welchem nun der ebenfalls aus groben Haaren, aber mit einem breiten grünen Bande und funkelnder Messingschnalle, breitkrempige, oben weit ausgeschweifte Zylinder sitzt.

Bis in die Alpenwildnis herein also die welsche Mode gedrungen!

Zum größten Teile sind es gutmütige Menschen; gereizt aber können sie unglaublich wild werden. Da hebt ihr Blut an zu brausen, wie ein Sturmwind im Forst, und der kleinste Funken leidenschaftlicher Erregung wird zu einem Waldbrande. Die Augen dieser Waldmenschen, so tief sie stecken mögen hinter den Brauen, sind klar und glühend. Deutlich ist die Gutherzigkeit darin zu lesen und der Jähzorn.

Aber fromm sind sie, schier verdächtig fromm. Jeder hat sein Weihwasserfläschel und sein christlich Anhängsel an der Brust; jeder betet seinen Rosenkranz, mit Einschließung „aller armen Seelen im Fegfeuer, und zur Erlangung von Geld und Gut, so nutzlos vergraben ist in der Erden". Und jeder hat in seinem Leben zum mindesten ein Gespenst gesehen.

Wie ich diese Leute bis jetzt kennen gelernt habe, ist ihnen ein blutiger Raufhandel etwas Gewöhnliches, schier Selbstverständliches, ein Totschlag nichts so Seltenes. Hingegen Diebstähle kommen nicht vor.

So sind sie in den Hochwäldern. Der Holzbauer wird geboren unter dem Baume, sein Vater gibt ihm — möcht' ich schier sagen — fast eher den Axtstiel in die

Hand, als den Löffel, und anstatt nach dem Zulp greift der Kleine nach der Tabakspfeife. Wer Tabak nicht zu kaufen vermag, der macht sich ihn aus Buchenblättern.

Just sonderliche Armut ist ihnen nicht angeboren. Die stille Freude kennen sie kaum; sie fahnden nach gellender Lust. Selbst der Schmerz greift nicht recht an. Wenn einer sich mit dem scharfen Beil in das Bein fährt, so sagt er, es tät ein bißchen „kitzeln". In wenigen Tagen ist alles wieder heil. Haut sich einer unversehens einen Finger weg, so ist das zuwider, des — Tabakfeuerschlagens wegen.

Tannenharz und Pechöl, und ein alter Beinbrucharzt und Zahnbrecher sind in dieser waldschattigen Welt die ganze medizinische Fakultät.

Heimweh ist, wenn sie hinauskommen, ihr Seelenleid. Heimweh die Heimatlosen? — Das Leid heißt Sehnsucht nach den Waldbergen, in welchen sie einmal den Jahreslauf durchlebt.

Der schwarze Mathes.

Im Hinterwinkel steht die unheimliche Hütte. Ich bin vor kurzem in ihr gewesen und hab' den Raufbold Mathes, den Menschen mit der herben Schale gesehen. Es ist ein kleines, hageres Männchen, liegt hingestreckt auf einem Mooslager und hat Arm und Kopf in Fetzen gewunden. Er ist arg verletzt.

Die Fenster der Klause sind mit Lappen verdeckt; der Mann kann das Licht nicht vertragen. Sein Weib, jung und anmutig, aber abgehärmt zum Erbarmen, kniet neben ihm und netzt ihm mit Holzapfelessig die Stirn.

Sein Auge starrt sie fast leblos an, aber sein Mund mit den weißen Zähnen ist, als wollte er lächeln. Der Mann riecht stark nach Pechöl.

Als ich eintrete, hocken ein blasser, schwarzlockiger Knabe und ein helläugiges Mädchen zu seinen Füßen und diese Kinder spielen mit Moosflocken.

„Das wird ein Gärtelein," sagt das Mädchen „und da baue ich weiße Rosen an!"

Der Knabe bildet aus Hölzlein ein Kreuz und ruft: „Vater, jetzt weiß ich es: ich mache den Holdenschlager Freithof!"

Die Mutter erschrickt und verweist den Kleinen das gellende Geschrei; der Mathes aber sagt: „Je, schreien magst sie schon lassen; den Freithof wird auch noch einer brauchen. Aber, eines, Weib, laß dem Lazarus seinen Jähzorn nicht gelten. Um des Herrgotts Willen, nur das nicht! Du schweigst? Du willst mein Wort nicht halten? Meinst etwan, du verstündest es besser, als ich? du! ich sag' dir's, Weib mach' mich nit wild!"

Die Lappen reißt er von den Armen und will sich aufrichten. Das Weib sagt ihm liebreiche Worte und schiebt ihn sanft zurück. Mehr noch aber schiebt die Schwäche und er sinkt auf das Lager.

Die Kinder sind aus der Hütte gewiesen worden, und auf dem sonnigen Wiesenplane bin ich eine Weile bei ihnen gewesen und habe mich mit ihnen unter Spielen und Märchenerzählen ergötzt.

Ein paar Tage später komme ich wieder hinauf. Da geht es dem Kranken ein gut Teil schlechter. Er kann sich nicht mehr aufrichten, wenn die Wut kommt.

Was ihm denn eigentlich fehle?

„So viel geschlagen ist er worden,“ hat mir das betrübte Weib mitgeteilt.

Ich bin anfangs durch die Kinder eingeführt worden und genieße im Hause des Mathes einiges Vertrauen. Ich gehe öfters hinauf; ich will allzumal auch das Elend im Walde kennen lernen.

Einmal, als der Mathes in einem ruhigen Schlummer liegt und ich neben dem Lager sitze, atmet das Weib schwer auf, als trüge sie eine Last. Dann sagt sie die Worte: „Ich getrau' mir's wohl zu sagen, auf der Welt gibt es keine bessere Seel', als der Mathes ist. Aber wenn ein Mensch einmal so gepeinigt worden von den Leuten, und so niedergedrückt und so schwarz gemacht, wie er, so müßt' er kein frisch' Tröpfel Blut im Leib haben, wollt' er nicht wild werden.“

Und ein wenig später fährt sie fort: „Ich wüßt' zu reden, ich hab' ihn von Kindeszeit auf gekannt.“

„So redet,“ habe ich entgegnet, „in mir habt ihr einen Menschen vor Euch.“

„Lustig ist er gewesen, wie ein Vöglein in den Lüften; hell zuckt hat alles an ihm vor lauter Freud' und Lebendigkeit. Und er hat's damalen noch gar nicht gewußt, daß er zwei großmächtige Meierhöf' erben sollt'; hätt's auch nicht geachtet; am liebsten ist ihm die Erden Gottes gewesen, wie sie daliegt im Sonnenschein. — Wartet nur, 's ist nicht allerweg' so fortgegangen.“

Und nach einer weiteren Weile fährt das Weib fort: „In seinem zwanzigsten Jahr herum mag's gewesen sein, da ist er einmal mit einer Kornfuhr in die Kreisstadt gefahren. Das Fuhrwerk hat ein Überreiter (Gen-

darm) zurückgebracht; der Mathes ist nicht mehr heimgekommen.

„Oho! Heimgekommen schon!“ unterbricht sie der Kranke, und will sich heben. — „Es ist nichts Unrechtes, das du erzählst, Weib, aber wissen wirst es nicht recht, bist ja nicht dabeigewesen, Adelheid, wie sie mich erwischt haben. Ich erzähl's selber. Wie ich in der Stadt mein Geschäft fertig hab', geh' ich ins Wirtshaus, daß ich mir ein wenig die Zunge netz'. Auf dem Kornmarkt, müßt' Ihr denken, wird das Red'werk trocken, bis der letzte Sack vom Wagen geschwätzt ist. — Wie ich in die Wirtsstuben tret', sitzen ihrer drei, vier Herren bei einem Tisch, laden mich ein, daß ich mich zu ihnen setz' und mit ihnen Wein trink'. — Freundlich sind die Herren gewesen, eingeschenkt haben sie mir.“

Der Mann unterbricht sich, um Atem zu schöpfen; sein Weib bittet ihn, daß er sich schone. Der Kranke hört es nicht und fährt fort: „Von den Welschen haben sie erzählt, die in Ewigkeit keine Ruh' geben wollen, und von den Kriegszeiten und dem lustigen Soldatenleben; und gleich darauf fragen sie wieder, wie das Korn geraten, was der Scheffel koste. Ich bin lustig worden, hab' meine Freud' gehabt, daß sich mit weltfremden Leuten so schön über allerhand plaudern läßt. Da hebt einer das Glas: unser König soll leben! — Wir stoßen an, daß schier die Gläser springen; ich schrei dreimal lauter als die andern: der König soll leben!“ — Der Kranke bricht ab, es zittern ihm die Lippen. Nach einer Weile murmelt er: „Mit diesem Ruf ist mein Unglück angegangen. — Wie ich wieder fort will, springen sie auf, halten mich fest: oho, Bursch, du bist unser! — Unter die Werber bin

ich geraten. Fortgeführt haben sie den jungen, noch gar nicht ausgewachsenen Menschen; — unter die Soldaten haben sie mich gesteckt und verkauft bin ich gewesen."

Mit den knochigen Fingern zerballt der Mathes eine Moosflocke.

„Gräm' dich nicht, Weib," stößt er hervor, „bin schon besser. Mit meinen letzten Worten will ich das Gezücht' noch niederschlagen. Das kann ich wohl sagen: auf weitem breiten Feld bin ich nicht so wild gewesen, wie dazumal. — Heim hätt' ich mögen, heim hat's mich zogen mit schweren guldenen Ketten. Und einmal, mitten in der stürmischen Winternacht bin ich fort und heimzu geflohen. Im Rainhäusel hab' ich mich aufgehalten bei meiner alten Base. Und jetzt haben mich meine eigenen Landsleute verraten. Auf einmal sind die Überreiter da, daß sie mich fangen. Just, daß ich noch aus dem Häusel und in den Wald hinaufhusch' und denk', wenn sie mich überlistet haben, so überlist' ich sie wieder. Zwei große Fanghünde haben umhergeschnuppert, aber ich bin durch den Bach gelaufen und in demselben eine gut Läng' hinan, daß die Äser meine Spur haben verloren. Und die Überreiter im Häusel haben alles durchstöbert; ins Bettstroh und ins Heu haben sie gestochen mit ihren Messern, die Höllteufel, und die ganze Hütte hätten sie schier umgestürzt. Wie sie mich aber nicht haben gefunden, hat einer sein Brennscheit meiner alten Base auf die Brust gesetzt: auf der Stell' sag', wo er ist, oder ich schieß dich nieder wie einen Hund! — Ja, da ist er gewesen, und wo er jetzt ist, das kann ich nicht sagen. — Vor die Tür hinaus haben sie drauf das Weibel geschleppt, drei Gewehrläuf' sind auf ihre Brust gerichtet und insgeheim

haben sie ihr zugemunkelt: aber gleich schrei, so laut du kannst: geh nur her, Hiesel, die Überreiter sind lang' schon wieder davon! Willst es nicht tun, wirst morgen begraben. Von all dem hab' ich im selbigen Augenblick nichts gewußt, wie ich so im Dickicht versteckt bin. Hab' aber lang gelauert und gemeint, es wäre hell erlogen, daß sie mich fangen. Da hör' ich die Base rufen: geh her, Hiesel, die Überreiter sind lang' schon davon! — Ich spring' auf und der Hütte zu, da seh' ich das Weibel die Händ' über den Kopf zusammenschlagen, da hör' ich schon das Lachen und ich steh' mitten drin unter den Überreitern. Herrgotts Kreuz! da bin ich wohl nach meinem Taschenfeitel gefahren! Hat mir aber einer den Kolben an den Arm geschlagen. — Und ein paar Tag darauf geht's über mich los. — Die fünfzig Rutenstreiche damalen haben den Teufel in mich hineingeschlagen. — Mein zerfetzter Rücken ist mit Essig und Salz eingewürzt worden, der Heilung wegen. Es hat Eil' gehabt. Der Welsche ist ins Land gefahren, wie der bös' Feind. Da bin ich freilich auch in die Hitz' gekommen und hab' drein gefeuert. Ein' einzige Pulverladung hab' ich noch gehabt, wie der Feind ist zurückgeworfen; für dieselbig' Kugel hätt' ich noch wen andern gewußt; bei uns herüben auf hohem Roß. Aber das nicht, das nicht! hab' ich mir gedacht, Aug' in Aug' ist gescheiter. Und nachher bin ich wieder durchgegangen in die Heimat."

„Und wenn Ihr Eure Heimat so geliebt, warum habt Ihr nicht für sie streiten wollen?" unterbreche ich ihn, „warum seid Ihr davongegangen?"

„Mag sein, daß es eine Schurkerei gewesen," sagt der Mathes, „mag sein. Oder 'leicht — mag's auch nicht sein."

„Mag das sein, wie es will," ist meine Antwort, „ich kenne einen Mann, der hat nicht nur nicht für sein Land gestritten, sondern gegen."

„Ich bin in meiner Heimat nicht verblieben," fährt der Mathes fort, „mein Eigentum hab' ich im Stich gelassen und hab' mich, daß sie mich nimmermehr finden, in diese hinterste Wildnis verkrochen. — Gehetzt, gehetzt, Herr Jesus! Und dahier bin ich erst das wilde Tier worden. Mein Weib, du weißt es."

Ein stöhnender Aufschrei war es gewesen; aber die Worte sind wie im Entschlummern gelallt. Er schweigt und schließt die Augen. Wie ein letztes Auflodern und ein Verlöschen.

„Für einen Hascher haben ihn die Leut' gehalten, da er ist zurückgekommen," setzt das Weib fort, „Groschen und Pfennige haben sie zusammengeworfen in einen Hut und ihn denselbigen Hut wollen schenken. Dafür hätt' der Mathes bald ein paar totgeschlagen; er will nichts geschenkt haben. Wie ihn darauf die Leut' zu Dutzenden verfolgt, ist er auf einen Lärchenbaum geklettert, hat sich von einem Wipfel auf den andern geschwungen wie eine Waldkatz; und da haben die Leut' gesehen, daß er doch wer ist. Aber das Hieselein haben sie ihn spottweise geheißen. — Nachher — ja freilich wohl — hat er sich ein Mädel ausgesucht —"

„Das allerschönste im Wald!" unterbricht sie der Kranke wieder, „und ein solcher Hoffartsteufel ist in ihm gewesen, daß er — der Halbkrüppel — demselbigen Mädchen die Treu' nur versprochen, im Fall er kein schöneres mehr sollt' finden. Heiliges Kreuz, was ist da nicht gerauft worden! Andere haben das Mädel auch haben

wollen. Dem Vornehmsten und Saubersten hab' ich die Adelheid an der Nase vorbei heimgeführt, und eine Bravere hätt' ich nimmer finden mögen."

Wieder schweigt er und überläßt sich dem Halbschlummer.

„Fürchterliche Schläg' hat er oftmalen bekommen," sagt das Weib, „aber auf den Füßen ist er geblieben, und da hat ihn einer herumschleudern mögen, wie der Will'. Zu jedem Samstagabend hat er sein Messer geschärft für das Erlholzschneiden; aber oftmalen hab' ich gebeten: lieber Mann, um Christi willen, laß das Messerschärfen sein! — Allerweg hat's mir geschwant, einmal werden sie ihn bringen auf der Tragbahr. — Und sonst, wenn er nüchtern gewesen, da hat's gar keinen besseren, fleißigeren und hilfreicheren Menschen gegeben im ganzen Waldland, als den Mathes. Da hat er lustig sein und wie ein Kind lachen können. Freilich ist ihm, weil er Soldatenflüchtling, sein Heimatsgut draußen im Land verfallen gewesen; aber mit bluteigenen Händen hat er die Kinder ernährt, und gar für andere Leut', die sich nichts mehr erwerben mögen, hat's noch gelangt. Wegen seiner Redlichkeit und Verläßlichkeit haben sie ihn im Holzschlag zum Meisterknecht gemacht. Und dennoch hat zum Sonntag der Wirt die Händ' über den Kopf zusammengeschlagen, ist das Hieselein gekommen, das sie nun schon allfort das schwarze Hieselein geheißen haben. Ist es auch voll Gemütlichkeit zur Tür hereingegangen, so ist doch darauf zu schwören gewesen, daß es ohne Raufen nicht abgeht. Er hat's nicht lassen mögen. Dasselb' ist aber wahr, nüchtern geworden, hat er jedem alles wieder abgebeten. — Zuletzt aber, du meine heilige Mutter Gottes, da ist

das Abbitten nicht mehr angegangen. — Die Holzschläger sind all' zusamm' gekommen, daß sie dem Raufer, gleichwohl er ihr Meisterknecht, im Wirtshaus den Herrn einmal zeigen. Erstlich, wie sie sehen, daß er Branntwein trinkt, ein Glas ums andere, haben sie angefangen, ihn zu necken und zu höhnen, bis er wild wird und drein fährt. Sie sind all' über ihn her. Und zur selbigen Stund' hat ihn der Schutzengel verlassen; eine Hand frei, fährt er nach dem Messer, stößt es dem Köhler Bastian in die Brust. — Jetzt haben sie den Mathes geschlagen, daß er liegen geblieben auf der Erden. Zwei Wurzner haben ihn heimgetragen."

Drauf spricht er: „Das aber sag' ich, daß ich so nicht versterben mag. Aufsteh' ich und geh' zum Gericht, und klag' andere an, daß ich den Bastian hab' erstochen. Von den hinterlistigen Werbern an, die mich aus meinem Jugendfrieden in die blutige Welt geliefert haben, wo ich geschändet worden — — bis auf den Köhler Bastian, der mir mit Hohn und Spott selber noch das Messer aus der Scheiden hat gelockt — — alle ruf' ich vor den Richterstuhl, alle müssen dabei sein, wenn mir der Henker den Hals bricht."

Das Weib kreischt auf; der Mann sinkt röchelnd auf das Moos zurück.

Da hüpfen und jauchzen die Kinder zur Tür herein. Sie zerren ein weißes Kaninchen bei den Ohren mit sich, lassen es in der Stube frei und der Knabe verfolgt es. Das bedrängte Tier hüpft zum Mooslager und dem Kranken über die Beine. Im Winkel bleibt es sitzen und schnuppert und sieht mit seinen großen Augen angstvoll hervor. Der Knabe schleicht ihm bei und erwischt es bei

den Beinen. Da winselt es und beißt den Verfolger in den Finger. — „Wart du! wart du, Rabenvieh!“ wütet der Knabe und wird glührot im Gesicht, und seine Finger graben sich krampfig in den Hals des Tieres — und ehe noch Mutter und Schwester dazwischen kommen — ist das Kaninchen tot.

Der Mathes schlägt sich die Hände in das Gesicht und ruft: „Jetzt lebt der Zornteufel auch in meinen Kindern fort, das muß ich noch erfahren!“

Wenige Minuten hernach bricht der Mann in Tobsucht aus. Noch an demselben Abend ist er gestorben.

Den schwarzen Mathes haben sie im Wald eingescharrt. Das Weib hat unsäglich geweint auf dem Hügel, und als sie endlich von dannen geführt ist worden, da ist der Einspanig gekommen und hat auf das Grab ein Tannenbäumlein gepflanzt.

Am Tage der Geburt Mariens 1814.

Und so bin ich in den Winkelwäldern herumgegangen. Ich bin im Hinterwinkel gewesen und in den Miesenbachschluchten, und in den Karwäldern und in den Lautergräben und in der Wolfsgrube und im Felsentale und auf den Triften der Almen, und drüben in der Senke, wo der schöne See liegt. Ich habe diese wundersame Alpengegend kennen gelernt und zum großen Teile auch die Menschen, die in ihr wohnen. Ich habe mich bei den Alten eingeführt und mit den Jungen bekannt gemacht. Es kostet Mühe und es gibt Mißverständnisse. Die besten dieser Leute sind nicht so gut und die schlechtesten nicht so schlecht, als ich mir vorzeiten gedacht

habe. Ein paar Ausnahmen aber — deucht mir schier — gibt es doch.

Ich muß sogar ein wenig unredlich sein; sie dürfen es nicht wissen, weshalb ich da bin. Viele halten mich für einen Flüchtling und sind mir deshalb gewogen. Ein Mensch, den diese Wäldler gern haben mögen, muß von der Welt verachtet und verbannt sein, muß schier so wild und glück- und sorglos sein, wie sie selbst. Ich habe mich denn auch um eine Arbeit umsehen müssen. Ich flechte Körbe aus Rispenstroh und Weiden, ich sammle und bereite Zunder, ich schnitze aus Buchenholz Spielsachen für Kinder. Ich habe mich schon so sehr in dem Zutrauen der Leute befestigt, daß sie mich das Schärfen der Arbeitswerkzeuge lehren, so daß ich den Holzschlägern die Beile und Sägen scharf zu machen verstehe. Das bringt mir manchen Groschen ein und ich nehme ihn an — muß ja angewiesen sein auf meiner Hände Arbeit, wie alle hier. In meiner Stube sieht es bunt aus. Und da sitze ich, wenn draußen schlecht Wetter oder der lange Herbstabend ist, zwischen den Weidenbüscheln und Holzstücken und den verschiedenen Werkzeugen, und schaffe. Selten bin ich allein dabei; es plaudert mir meine Hauswirtin vor, oder es sitzt ein Pecher oder Wurzner, oder Kohlenbrenner neben mir und schmaucht sein Pfeifchen und sieht mir schmunzelnd zu, wie ich das alles anfange und zu Ende bringe, und greift letztlich wohl gar selber an. Oder es sind Kinder um mich, denen ich Märchen erzähle, oder die mit den Schnittspänen spielen, bis auch das Spielzeug in meiner Hand fertig ist. An Sonntagen sitzt gar der Förster stundenlang bei mir und hört meine Erfahrungen und Pläne wegen der Winkelwaldleute. Wir

besprechen allerlei, und zuweilen schreibe ich einen langen Brief an den Herrn des Waldes.

Die Holzschläger, die früher drüben in den Lautergräben gerodet haben, ziehen sich immer mehr gegen das Winkel herüber, und schon einige Male hab' ich durch den stillen Wald das Donnern eines fallenden Baumes vernommen. Von der Lauterkuppe schaut seit einigen Tagen eine blaßrote Tafel herab, die sich von Tag zu Tag ausdehnt und in der Morgensonne fremd zwischen dem dunkeln Grüne des Waldes niederleuchtet.

In den Schluchten der Winkel gegen die Straße hinaus arbeiten Steinbrecher und Teichgräber; es wird ein Fahrweg angelegt, daß die Kohlen und Holzstämme besser hinausbefördert werden können.

Ich gehe gern zu den Arbeitern herum und sehe ihnen zu, und spreche mit ihnen, auf daß ich mir in den Dingen einige Erfahrungen sammle.

Zuweilen aber sind die Leute doch ein wenig mißtrauisch gegen mich und begegnen mir mit ihren Vorurteilen. Ich trage gern ein Büchel von Wolfgang Goethe mit mir herum, und wo so ein schönes lauschiges Plätzel ist, da setze ich mich auf einen Rasen oder auf einen Stein und lese in dem Buche. Dabei bin ich schon mehrmalen aus dem Hinterhalte beobachtet worden. Und da schleicht im Walde das Gerücht herum, ich sei ein Zauberer und hätte ein Büchlein mit lauter Zaubersprüchen.

Ich habe nachgedacht, ob mir dieser seltsame Nimbus für meine Pläne anfangs nicht einigen Vorteil brächte. Gewiß sind die Eltern leicht zu bewegen, ihre Kinder von mir das Lesen lernen zu lassen, wenn ich ihnen sage: versteht einer nur erst die Zaubersprüche in dem Büchlein,

so kann er teufelbeschwören, schatzgraben, wettermachen, oder je nach Bedarf die Wettermacher unschädlich halten nach Belieben. Ich denke, daß selbst Erwachsene und gar Grauköpfe ihre Arbeitswerkzeuge fallen lassen und zu mir in die Schule gehen würden. — Von mir aber wäre es schändlich und ich täte dadurch nur das Verkehrte erreichen von dem, was ich will. Nicht, daß die Leute lesen und schreiben lernen ist die Hauptsache, sondern, daß sie von den schädlichen Vorurteilen befreit werden und ein reines Herz haben. Freilich könnte ich ihnen später Bücher der Sittenlehre unterschieben und sagen: da drin stehen die echten Zaubersprüche, aber die Getäuschten hätten kein Vertrauen mehr zu mir, und das Übel wäre größer, anstatt kleiner.

Nicht auf Umwegen wollen wir schleichen; eine gerade Straße hauen wir durch das Urgestämme.

Ich habe aus dem Buche den Leuten einige Male Lieder vorgelesen; den Mädchen das „Heideröslein" und den Burschen das „Christel" gelehrt. Gleich haben sie — ich weiß gar nicht, woher — eine Weise dazu, und jetzt werden die Lieder im Walde schon gesungen.

Und so ist nun der Herbst gekommen. Der Himmel ist, wenn die Morgennebel in den Tälern sich lösen, hell und rein und alle Wolken sind aufgesogen. Die Nadelwälder sind dunkelbraun, die Laubhölzer sind gelb oder rot, und auf der Talwiese grünt es frisch, oder es liegt auf derselben das Silber des Reifes. In diesen Wäldern ist der Herbst buntfarbiger und fast lieblicher, als der Lenz. Der Frühling ist ein übermütiges Glitzern und Schillern, Singen und Jauchzen allerwege; der Nach-

sommer hingegen ist, wie ein stiller, feierlicher Sonntag. Da horcht und gehorcht nichts mehr der Erde; da lauscht alles ahnungsvoll dem Himmel und der Atem Gottes säuselt stimmungsvolle Lieder durch die goldenen Saiten der milden Sonne.

Der Himmel ist ja so redlich geworden, er hält tagsüber mehr, als er des Morgens mit seinen nebeltrüben Augen verspricht. Man schaut in sein blaues, stilles Aug' . . . .

Dort sitzt an einem Waldfeuer der Hirtenknabe. Er tut runde Dingelchen aus dem Sack und schiebt sie in die Glut.

„Sage mir, Junge, woher hast du die Erdäpfel?"

Er wird rot und sagt: „Die Erdäpfel, die — die hab' ich gefunden."

„Gesegne dir sie Gott, aber ein andermal finde sie nicht mehr, sondern gehe die Winkelhüterin an, wenn du Hunger hast; sie schenkt sie dir." — Geschenkte schmecken nicht, gefundene tun's besser, ist auch das Salz schon dabei, gelt?

Dort steht ein Strauch, der hat sich gestern abends mit einem Kettlein von Tauperlen geschmückt; heute ist der Tau erstarrt und brennt der Pflanze schier das Herze ab.

Ich habe an einem solchen Nachsommertage einmal eine sehr alte Frau im Walde sitzen gesehen. Diese Frau hat einst ein Kind gehabt. Das ist in die neue Welt gegangen, ins heiße Brasilien, um das Gold zu suchen. Der herbstliche Gesichtskreis ist so grenzenlos klar, daß die Mutter in die ferne Vergangenheit vermag zu schauen, wo der liebe Knabe steht. Sie schaut ihn an, sie lächelt ihm zu, sie schlummert ein. Am andern Morgen sitzt sie

noch auf dem Stein und hat einen weißen Mantel um. Der Schnee ist da, der Nachsommer ist vorbei. Und über das Wasser schifft ein Blatt Papier, das zieht gegen die heißen Zonen Südamerikas. Einem sonnenverbrannten Mann gibt es Nachricht vom fernen Daheim: Mutter im Walde gestorben. — Ein kleines Tränlein windet sich mühsam zwischen den Wimpern hervor, die Sonne saugt es rasch auf und nach wie vor heißt die Losung: Gold! Gold!

Käme noch ein einziger Brief zurück ins alte Mutterland, er müßte erzählen: der Sohn im Golde erdrückt. —

Was träume ich hier? Es ist der Weltlauf, der mich nichts angeht. Ich will Frieden haben mitten im stillen Herbsten dieses Waldes.

Dort oben in der Buchenkrone löset sich ein müdes Blättchen los, sinkt von Ast zu Ast und tänzelt an unendlich zarten schillernden Spinnfäden vorüber und hernieder zu mir auf den kühlen Grund. — Die Menschen in der Ferne, mit denen ich vormaleinst gelebt, was werden sie treiben? Das außerordentliche Mädchen blüht immer — immer — auch im Herbst; — im Sachsenland werden die dürren Blätter wehen über Gräbern ....

Einsamkeit kann einsam Leid nicht bannen. — — Ich muß mich nach Dingen umsehen, die mich zerstreuen und erheben und die mich nicht einseitig werden lassen in meiner Umgebung.

Ich habe begonnen, Pflanzenkunde zu treiben; ich habe mit meinen Augen aus Büchern herausgelesen, wie die Eriken leben und die Heiderosen und andere; und ich habe mit meinen Augen dieselben Pflanzen betrachtet,

stunden- und stundenlang. Und ich habe keine Beziehung gefunden zwischen dem toten Blatt im Buche und dem lebendigen im Walde. Da sagt das Buch von der Genziane, diese Pflanze gehöre in die fünfte Klasse, unter dieser in die erste Ordnung, komme in den Alpen vor, sei blaublütig, diene zur Medizin. Es spricht von einer Anzahl Staubgefäßen, von Stempel und Fruchtknoten usw. Und das ist der armen Genziane Tauf- und Familienschein. O, wenn so eine Pflanze ihre eigene, mit eitel Ziffern gezeichnete Beschreibung selbst lesen könnte, sie müßte auf der Stelle erfrieren! Das ist ja frostiger, wie der Reif des Herbstes.

Das wissen die Waldleute besser. Die Blume lebt und liebt und redet eine wunderbare Sprache. Was wissen die nicht von der Schlüsselblume, vom Frauenschühlein, vom Muttergotteshäuberl, vom Schneeglöckel, vom Vergißmeinnicht für schöne Geschichten! So gaukeln die kleinen Blumenseelen im Gemüte des Alplers umher. — Aber ahnungsvoll zittert die Genziane, naht ihr ein Mensch; und mehr bangt sie vor dessen leidenschaftglühendem Hauche, als vor dem todeskalten Kusse des ersten Schnees.

So bin ich der nicht Verstehende und Unverstandene. Sinnlos und planlos wirble ich in dem ungeheuren lebendigen Rade der Schöpfung.

Verstünde ich mich nur erst selbst. Kaum nach dem Fieber der Welt zur Ruhe gekommen und mich des Waldfriedens freuend, drängt es schon wieder, einen Blick in die Ferne zu tun, so weit des Menschen Auge kann reichen. — Dort auf der blauen Waldesschneide möcht' ich stehen und weit hinaus ins Land zu anderen Menschen

sehen. Sie sind nicht besser wie die Wäldler und wissen auch kaum mehr; jedoch sie sterben und ahnen und suchen dich, o Herr! ....

Auf der Himmelsleiter.

Eines schönen Herbstmorgens habe ich mich aufgemacht, daß ich den hohen Berg besteige, dessen höchste Spitze der graue Zahn genannt ist. — Bei uns im Winkel herunten ist doch allzu viel Schatten, und da oben steht man im Lichtrunde der weiten Welt. Es ist kein Weg, man muß gerade aus, durch Gestrüppe und Gesträuche und Gerölle und Zirmgefilze.

Nach Stunden bin ich zu der Miesenbachhütte gekommen. Das junge heitere Paar ist schon davon. Die lebendige Sommerszeit ist vorbei; die Hütte steht in herbstlicher Verlassenheit. Die Fenster, aus der sonst die Aga nach dem Burschen geguckt, sind mit Balken verlehnt; der Brunnen davon ist verwahrlost und sickert nur mehr, und das Eiszäpfchen am Ende der Rinne wächst der Erde zu. Die Glocke einer Herbstzeitlose wiegt daneben, die läutet der versterbenden Quelle zu ihren letzten Zügen.

Das Gartenbeet, das die Sennin im Sommer so sorgsam gepflegt hat, auf welchem lieblich die hellen Blüten haben geflammt, wuchert jetzt wild, halbverdorrt, zernichtet. O, wie sehnsuchtsvoll wartet im jungen Frühling unser Auge auf die ersten Blumen des Gartens! Mit all unseren Mitteln stehen wir dem Beete bei in seinem Keimen; wie schützen wir es in seinem Grünen und Blüten, und mit welch' stolzer Freude bewundern wir sein hochzeitliches Prangen! — Nun aber beginnt unsere

Liebe für den Garten mählich zu erkühlen, wir reichen ihm nicht mehr unsere Hände. Allein prangt er weiter und wird eine wuchernde Wildnis von unsäglicher Schönheit. Aber umsonst — des Menschen Gemüt ist satt geworden und der Garten wuchert und verwuchert und verblaßt — unverstanden und unbeklagt.

In meinem Gärtlein wachsen brennende Nesseln und Hummeln summen darin. Ich sollt' wohl irgendwen haben, der es bestellt! .... Geht hinweg, ihr bösen Geschichten! Ein Narr könnt' einer werden, wollt' man dran denken ....

Ich habe mich auf den Kopf des Wassertroges gesetzt und mein Frühstück verzehrt. Das ist ein Stück Brotes aus Roggen- und Hafermehl gewesen, wie es hier allerwärts genossen wird. Das ist ein Essen, wie es — buchstäblich — den Gaumen kitzelt, recht grabkörnig und voll Kleiensplitter. Draußen im Land, wo Weizen wächst, tät' so ein Backwerk nicht schmecken; hier ist es ganz der Gegenstand der Bitte: gib uns heut' unser täglich Brot! — Gibt aber auch Zeiten in dieser Gegend, in welcher der Herrgott selbst mit dem Haferbrote kargt; da kommt gedörrtes Stroh und Moos unter den Mühlstein. — Mir gesegne Gott das Stück Brot und den Schluck Wasser dazu! Mit dieser Zubereitung ihr Herrenköche, schmeckt alles gut.

Nachher heb' ich an, weiter zu steigen. Zuerst bin ich über das Kar hingegangen, aus dessen Mulden überall verwaschene Steine hervorquellen. Dazwischen stehen falbe Fedorgrasschöpfe und Flechtengefilze. Einige zarte, schneeweiße Blümlein wiegen sich auch und blicken ängstlich um sich, als hätten sie sich gar sehr verirrt in die Felsenöde herauf und möchten gerne wieder zurück. Von

dem einst so schönen roten Meere der Alpenrosen stehen die spießigen Struppen des Strauches. Ich steige weiter, umgehe einige Felswände und die Kuppe des Kleinzahn, dann schreite ich einer Kante entlang, die sich gegen den Hauptgebirgsstock hinzieht. Da habe ich die augenblendenden Felder der Gletscher vor mir, glatt, leuchtend wie Elfenbein, sich hinlegend in weiten, sanften Lehnen und Mulden oder in schründigen, vielgestaltigen Eishängen von Höhe zu Höhe. Dazwischen ragen starre Felstürme auf, und dort in luftiger Ferne über die lichten Gletscher erhebt sich ein dunkelgrauer, scharfzackiger Kegel, weit emporragend über die höchsten Gipfel des Gebirges. Das ist mein Ziel, der graue Zahn.

Ein scharfkalter Luftstrom hat gerieselt von den Gletschern her und das ganze unmeßbare Himmelsrund ist fast finsterblau gewesen, daß ich über den grauen Zahn herüber jenen Stern hab' erblickt, den wir zur ersten Morgen- oder Nachtstunde so wundersam leuchten sehen und den sie die Venus heißen. Es ist aber doch die Sonne gestanden hoch in dem Gezelt. Die fernen Schneeberge und Felshäupter sind so klar und niedlich gewesen, daß ich schier vermeint, sie lägen wenige Büchsenschußweiten vor mir und wären aus gleißendem Zucker geformt.

Gegen Morgen hin fällt die Gegend ab in den welligen Grund des Waldes. Und die sonst so hochragenden Almweiden liegen tief wie in einem Abgrunde, und dort und da liegt das graue Würfelchen einer Almhütte. Von der Mitternachtsseite heran gähnen die schauerlichen Tiefen des Gesenkes, in deren Schatten das glanzlose Auge des Sees starrt.

Nun bin ich ein paar Stunden den beschwerlichen

und gefährlichen Weg der Kante entlang gegangen bis zu den Gletschern. Hier habe ich meine Steigeisen an die Füße gebunden, das Ränzlein enger geschnallt und den Bergstock fester in die Hand genommen. Der Bergstock ist ein Erbstück von dem schwarzen Mathes. Es ist in diesem Stocke eine Unzahl kleiner Einschnitte, die aber nicht andeuten, wie oft etwan sein früherer Eigner den Zahn oder einen anderen Berg bestiegen, sondern wie viele Leute er im Raufen mit diesem Knittel zu Boden geschlagen hat. Ein unheimlicher Geselle! — und mir hat er emporhelfen müssen über die weite, glatte Schneelehne, hinweg über die wilden Eisschründe und letztlich hinan den letzten steilen Hang auf die Spitze des Zahn. Hat's getreulich getan. Und wie gerne hätte ich von diesem hohen Berge aus dem Mathes nachgerufen in die Ewigkeit: Freund, das ist ein guter Stock, wärst hoch mit ihm gekommen, hättest ihn verstanden! —

Stehe ich jetzt oben? Geht's nicht mehr weiter?

Wenn ich so ein Wesen tät' sein, das sich an den Sonnenfäden könnt' emporspinnen in das Reich Gottes...

Unter einem Steinvorsprung auf verwitterten Boden hab' ich mich hingesetzt, hab' die Dinge betrachtet. Hart um mich sind die feinen zerbröckelten Zacken der senkrecht liegenden Schiefertafeln gewesen. Über mir wogt vielleicht ein scharfer Luftstrom hin; ich höre und fühle ihn nicht; mich schützt der Felsvorsprung, die höchste Spitze des Zahn. Auf meine Glieder legt sich die freundliche Wärme des Sonnensternes. Die Ruhe und die Himmelsnähe tut wohl. Ich sinne, wie das wäre in der ewigen Ruh.... Und selig sein! — ewig zufrieden und schmerzlos leben; nichts wünschen, nichts verlangen, nichts fürchten und

hoffen durch alle Zeiten hin . . . Ob das nicht doch ein wenig langweilig wird? Ob ich mir nicht etwan doch einmal Urlaub nehmen möcht', daß ich hier unten wieder könnt' die Welt anschauen. Mein Gutsein dahier geht leichtlich in eine Nußschale hinein. Aber ich meine, wenn ich einmal oben wär': herunten wollt' ich wieder sein. 's ist ein Eigenes um irdisch Freud' und Schmerz!

Nur eines wollt' ich mir bedenken; ginge ich auf Urlaub zurück. Ein gutes Engelein müßte mir seine Flügel mitleihen; wie wollt' ich fliegen über die weißen Höhen und sonnigen Gipfel und Kanten, bis in die Ferne dort, wo die Säge der Gebirgskette den lichten Himmel durchschneidet; und auf jenem letzten weißen Zähnchen wollt' ich ruhen und hinblicken in die Weiten des Flachlandes und zu den Türmen der Stadt. Vielleicht könnte ich den Giebel des Hauses erblicken, oder gar das Gefunkel des Fensters, an dem sie steht . . . .

Und tät ich das Gefunkel desselbigen Fensters erblicken, dann wollt' ich gern umkehren und zurück in den Himmel.

Ob es wohl wahr ist, daß man von dieser Spitze aus das Meer kann sehen? — Meine Augen sind nicht klar, und dort in Mittag zittert das Graue der Erde mit dem Grauen des Himmels ineinander. — Den festen Boden kenne ich; was Moder ist, nennen sie fruchtbare Erde. Könntest du, mein Augenblick, nur ein einzigmal das weite Meer erreichen! — —

Als endlich die Sonne sich so hat gewendet, daß der blaue Schatten ist erschienen auf meiner steinigen Ruhestatt, da habe ich mich erhoben und bin emporgestiegen auf den allerhöchsten Punkt. Ich habe den Rundblick getan in die ungeheuere Zackenkrone der Alpen.

Und danach bin ich niedergestiegen an den Felshängen, den Gletscherschründen, den Schneefeldern; bin hingegangen auf dem langen Grat, bin endlich wieder herabgekommen auf die weichen Matten. Da sind vor mir wieder die Waldberge gewesen; aus den Tälern ist die Dämmerung gestiegen. Diese hat mir fast wohlgetan; vor meinem überreizten Auge hat es noch lange geflimmert und gefunkelt. Eine Weile habe ich die Hand davorgehalten. Und als ich meinen Blick wieder vermocht zu heben, da hat auf den Höhen das Gold der untergehenden Sonne geleuchtet.

Wie ich zu der Miesenbachhütte komme, vor der ich des Morgens eine Weile gesessen bin, veranstaltet der schalkhafte Zufall eine Begebenheit.

Ich denke, da ich so vorübergehen will, just darüber nach, wie freundlich und heimatlich ein bewohntes Menschenhaus dem Wanderer entgegengrüßt, hingegen aber, wie so eine leere verlassene Stätte gespensterhaft dasteht, schier wie ein hochragender Sarg. Da höre ich von der Hütte her plötzlich ein Gestöhne.

Meine Füße, sonst recht müde schon, sind auf einmal federleicht geworden, haben davonlaufen wollen, aber der Kopf hat sie nicht fortgelassen, und die Ohren haben angestrengt gelauscht, und die Augen haben gelugt. Unter einem Winkel des Dachvorsprunges ist ein Pfauchen und Schnaufen, und da sehe ich gar was recht Sonderbares. Aus der braunen Holzwand ist ein Menschenhaupt mit Brust, zwei Achseln und einer Hand herausgewachsen, und allsamt ist es lebendig und zappelt, und von innen höre ich, wie die Füße poltern.

Aha, denke ich, ein Dieb, der sich da drin vielleicht

die Taschen ein wenig zu voll angestopft hat und beim Herauskriechen unselig stecken geblieben ist. — Es ist ein junger Kopf mit krausem Haar, aufgestrichenem Schnurrbärtl, weißem Hemdkragen und rotseidenem Halstuche, wie man das sonst in den Wäldern selten findet.

Wie er mich gewahr wird, schreit er hell: „Du heiliges Kreuz, aber das ist ein Glück, daß da einer kommt. Erweiset mir die Guttat und helfet mir ein wenig nach, es braucht ja nur ein klein Ruckel. Das ist schon ein verflixt Fenster das!"

„Ja, Freund," sage ich, „da muß ich dich früher wohl ein wenig ausfragen. Wissen tät ich's, wer dich am leichtesten könnt' herauskriegen; der Gevattersmann mit der roten Pfaid, der tät' dir schön sachte das Stricklein an den Hals legen, ein wenig anziehen — gleich wärst in der freien Luft."

„Dummheiten," entgegnet er, „als ob der ehrlich Christenmensch nicht kunnt stecken bleiben, ist das Loch zu eng. Ich bin der Holzmeistersohn von den Lautergräben und geh' heut über die Alm in den Winkelegger Wald hinab. Wie ich da an der Hütten vorbeigeh', seh' ich die Tür angelweit offen, daß sie der Wind allfort hin- und herschlägt. 's ist nichts drin, denk' ich bei mir selber, gar nichts drin, was der Müh' wert wäre, daß sie's forttrügen, aber eine offene Tür in einem stockleeren Haus mag eins nicht leiden; über den ganzen Winter hindurch der Schnee hereinfliegen, das ist keine gute Sach'. Die Sennin muß es eilig gehabt haben, wie sie ab ins Tal getrieben hat — das ist schon die Rechte, die alles offen läßt. — Nu, ich geh' darauf hinein, mach' die Tür zu und weil gar kein Schloß ist, rammle ich von innen ein

paar Holzstücke vor, steig' nachher auf die Bank, will durchs Rauchfenster hinaus und verklemm mich da, daß schon des Teufels ist.

Ich hab' dem Burschen aber noch nicht getraut und guck' ihm eine Weile zu, wie er zappelt.

„Und stecken bleiben, meinst, wolltest nicht da unter dem Dach, bis morgen ein paar Leut' kommen und dich kennen täten?“

Da knirscht er mit seinen Zähnen und macht die heftigsten Anstrengungen, aus seiner bösen Lage zu entkommen.

„Muß morgen in aller Früh zu Holdenschlag sein,“ murmelt er.

„Was willst denn zu Holdenschlag?“ sage ich.

„Nu, mein Gott, weil eine Hochzeit ist!“ brummt er unwirsch.

„Und mußt 'leicht wohl dabei sein?“

Er will nicht mehr antworten. „Jessas und Anna, weil ich dazu gehör'!“ stößt er endlich heraus.

„Nachher freilich, nachher müssen wir schon trachten, daß wir dich loskriegen,“ sage ich, klettere an der Wand ein wenig empor und heb' an dem Burschen zu zerren an, bis wir die zweite Hand heraus haben; dann geht's schon leichter. Nicht lange darauf, so steht er am Boden, sucht seinen davongerollten Spitzhut auf, schlingt sich die steif gewordenen Arme und Beine ein, blickt mit hochrotem Gesicht nochmals empor zu dem Rauchfensterlein und ruft: „Du Höllsaggra, da hat's mich derwischt gehabt!“

Dann sind wir in der Dämmerung zusammen hinabgestiegen gegen den Winkelegger Wald. Der Bursche hat nicht recht mit mir reden wollen. Ich habe versucht, meine

Bosheit gut zu machen, habe ihm versichert, daß ich's ja gleich erkannt, er sei kein Dieb.

„Und morgen wirst also zu Holdenschlag bei der Hochzeit sein? Bist zuletzt gar der Brautführer, he?"

„Der Brautführer, nein, derselb' bin ich nicht."

„'leicht hätten sie's zu Holdenschlag auch allein gemacht, wärst da oben stecken geblieben."

Er zieht den Hut über die Augen und blickt auf die Baumwurzeln, über die wir nun hinabsteigen.

„Allein," meint er endlich, „nein, dasselb' glaub' ich nicht. Wisset, die Sach' geht halt so zu, allein machen sie es schon deswegen nicht, weil — weil's völlig so ausschaut, wie wenn ich der Bräutigam wär'."

Dieses Wort gehört, bin ich stillgestanden, hab' den Burschen eine Weile angestarrt und gedacht, wie das böse wäre, wenn unten die Braut und die ganze Hochzeit harren und harren täten und der Bräutigam steckt oben im Rauchfenster der Sennhütte. Der junge Mann hat mich hierauf höflich zu seinem Ehrentag eingeladen. Er hat mich geführt; wir sind hinabgestiegen durch den finsteren Wald bis zum engen Tal des Winkelegg.

Ein Berg von ausgeschälten Holzblöcken liegt da; das ist der Winkelegger Wald, der auf einer langen Riese Stamm an Stamm herangerutscht gekommen ist. Neben dem Holzhaufen stehen die drei schwarzen, großmächtigen Betten der Meiler, über denen langsam und still milchweißer Rauch emporqualmt zu den Kronen der Schirmtannen.

Der Holzmeistersohn von den Lautergräben hat mich genötigt, mit ihm in die Klause zu treten, die unter den Schirmtannen steht.

In der Klause sind drei Menschen, zwei Hühner, eine Katze und die Herdflamme. Sonst habe ich kein lebendiges Wesen gesehen.

Ein junges Weib steht am Herd und legt Lärchengeäste kreuzweise über das Feuer. Mein Begleiter sagt mir, dieses junge Weib sei seine Braut.

Hinter dem breiten Kachelofen, der schier bis zur rußigen Decke der Stube emporgeht, und der mich, den fremden Eindringling, mit sehr großen, grünen Augen anglotzt, sitzt ein Mütterlein und zieht mit unsicheren Fingern die Bundriemen durch ein neues Paar Schuhe, wobei es sich allfort die Augen wischt, die schon recht abgestanden sein mögen, wie ein altes Fensterglas, das viele Jahre lang im Rauche der Köhlerhütte gestanden. Mein Begleiter sagt mir, dieses Weib sei die Mutter seiner Braut, welche von den Leuten allerwege die Rußkathel geheißen wird.

Weiter hin, im dunkelsten Winkel, sehe ich eine derbe, männliche Gestalt mit entblößtem Oberkörper, die sich aus einem breiten Holzbecken mit solcher Gewalt wäscht und abreibt, daß sie schnauft wie ein Lasttier.

„Das ist meiner Braut der Bruder," erklärt mir mein Begleiter, „er ist der Köhler dahier und sie heißen ihn den Ruß-Bartelmei."

Dann tritt der Holzmeistersohn zu seiner Braut und sagt ihr, daß er da sei und daß er an mir jenen Menschen mitgebracht habe, der allweg in den Wäldern herumgehe und die hohe Gelehrsamkeit habe und der ihnen zum Hochzeitstag die Ehre erweisen werde.

Das junge Weib wendet sich ein wenig gegen mich und sagt: „Schauet, daß Ihr wo niedersitzen mögt, 's

geht halt so viel zerrissen zu, bei uns; wir haben nicht einmal einen ordentlichen Sitzstuhl."

Hierauf spricht der junge Mann eine Weile leise mit seiner Braut. Ich halte, er hat ihr die Geschichte von der Sennhütte erzählt, weil sie auf einmal ausgerufen: „Aber na, du bist doch ein rechter Närrisch! Mußt denn überall hineingucken, oder bist es von eher so gewohnt worden, da oben bei der Sennhütten?"

Der Bursche wendet sich zu seiner Schwiegermutter: „Gebt her die Schuh', Ihr laßt ja doch die Löcher zur Hälfte aus; für so feine Arbeit mögt Ihr nimmer lugen."

„Ja, du Paul, dasselb' ist wohl wahr auch," keifelt die Alte gemütlich aus ihrem zahnlosen Munde, „aber hörst, Paul, mein Ahndl hat meiner Mutter die Brautschuh eingeriemt, meine Mutter hat's mir getan; und ich, für was wär' ich altes Krückel denn auf der Welt, wollt' ich für meine Annamirl nicht auch einriemen."

„'leicht kriegt Ihr bald andere Arbeit, Mutterle, beim Heideln (Wiegen) braucht Ihr nicht zu lugen," versetzt der Paul schalkhaft.

Da hebt die Annamirl den Finger: „Du!"

Und im dunkeln Winkel ist das vorige Plätschern und Schnaufen. Ein Mensch, der einmal so angeschwärzt ist, wie der Ruß-Bartelmei, der vermag sich nicht mehr so leicht weiß zu waschen vor der Welt, und sollte seine Schwester gar den Holzmeistersohn von den Lautergräben heiraten.

Und mein Holzmeistersohn zieht die Riemen in die Schuhe seiner Braut. Die Alte, einmal zu den ersten Worten veranlaßt, kommt ins Schwätzen: „Und vergiß

mir's ja nicht, Annamirl," sagt sie, „mußt es auch probieren. Einmal wird's doch anschlagen."

„Daß ich den Patengroschen*) sollt' anbauen, Mutterle?"

„Dasselb', ja. Und unter einer Zwieseltann' mußt du in der Hochzeitsnacht den Groschen vergraben. Das ist der Geldsamen, und wirst sehen, in drei Tagen wird er blühen, und in drei Monaten kann er gleichwohl schon zeitig sein. Die Vorfahren haben es auch so gemacht, aber allen ist's nicht gelungen. Gewesen ist's so: mein Ahndl hat die Zeit versäumt, meine Mutter hat die Zwieseltann' nicht mehr gefunden und ich hab' einen unrechten Groschen in die Erden tan. Deswegen, meine Tochter, merk' dir die Stund' und die Zwieseltann', und der Groschen wird aufgehen und Geld genug wirst haben dein Lebtag lang."

Die Annamirl öffnet eine alte Truhe und beginnt in den Kleidungsstücken und anderen Geräten herumzukramen. Ich glaube, sie hat den Patengroschen gesucht.

Der Köhler im Winkel wäscht und reibt sich. Mehrmals wechselt er das Wasser, und immer wird es schier schwarz wie Tinte. Endlich aber bleibt es nur grau, da läßt der Ruß-Bartelmei ab und trocknet sich; dann kleidet er sich an, setzt sich auf die Türschwelle, und aufatmend sagt er: „Ja, Leut', die eine Haut hätt' ich jetzt herunter und die andere ist noch ein wenig oben." Dieselbe aber, die noch ein wenig oben, ist sehr rot geworden, ist stellenweise gar noch ein bißchen braun, und es soll doch immer noch der Ruß-Bartelmei sein, der morgen seiner Schwester zur Hochzeit geht.

*) Taufmünze, so die Braut einst von ihrem Paten erhalten.

Ich werde eingeladen, daß ich über die Nacht in der Hütte bleibe und die Braut setzt mir gastlich eine Eierspeise vor, weil ich der „gelehrte Mann", der, käme die Zeit und hätten die Kinder einen guten Kopf, leicht zu brauchen wäre.

Der Rauch hat die Hühner aus ihrer Abendruh' aufgetrieben; da kommen sie nun zu mir auf das Tischchen und machen, zuckend, hohe Krägen über den Topfrand in meinen Kuchen hinein. Wollen sie zuletzt gar ihre Eier wieder zurückhaben?

Auch die Alte kommt mir immer näher, tut zweimal den Mund auf und unverrichteter Sache wieder zu, und murmelt dann in ihr blaues Halstuch hinein: „Ich red's doch nicht — 's wird gescheiter sein."

Ich bin ihrer Furchtsamkeit zu Hilfe gekommen: „Allfort wohlauf, Mutterle?"

„Dank Euch Gott die Frag'," entgegnete sie sogleich und rückt mir noch näher, „diemal ja, — unberufen. Was noch kommen wird, weiß unsereins nicht. Und daß ich's nur daher red', wie ich's versteh': er ist ein gelehrsamer Mann, sagen die Leut', nachher wird er das Wahrsagen wohl auch kennen? — Gar nicht? — Aber das, hätt' ich gemeint, sollt' so ein Mensch wohl lernen. Und von wegen dem Lotterg'spiel, weil wir schon so weit bekannt sind: weiß er keine Nummern?"

„Jestl und Josef," schreit jetzt das junge Weib plötzlich auf, „eilet, eilet, Mutterle, mir deucht, das Kätzl ist ins Wasserschaff gekugelt!"

Da wackelt die Alte gegen den Winkel hin, in welchem früher der Bartelmei gewesen; aber das Kätzlein ist schon fort, ist vielleicht gar nie im Wasser gewesen. Die

Annamirl wird sich der kindischen Fragen ihrer Mutter schämen, und hat ihnen durch obige List ein Ende gemacht.

Am andern Tag, als die Morgenröte durch den weißen Kohlenrauch hat geglüht, sind von allen Seiten des Waldes her Leute gekommen. Schmuck und geschmeidig sind alle gewesen, wie ich sie hier noch nie so gesehen. Sie bringen Hochzeitsgaben mit. Der Pecher kommt mit dem glänzenden schwarzen Pechöltopf: Und er meint es wohl so: Für die Brautleut' zur Gesundheit. Was will das Pechöl sagen? Habt Ihr im Leben auch Pech zu tragen, müßt Ihr ihm gleich das Öl der Geduld zuteilen. Das will das Pechöl sagen. Wurzner kommen mit Gesäme und duftenden Kräuterbüscheln; die Ameisgräber kommen mit „Waldrauch"; Kinder bringen Wildobst in Fichtenrindenkörbchen; Holzhauer tragen Hausgeräte herbei. Der Schwamelfuchs, ein altes, verhöckertes und verknorpeltes Männlein, schleppt eine großmächtige Tonschüssel heran, einen rechten Familientopf, wohl für ein ganzes Dutzend Esser. Andere bringen hölzerne Löffel dazu; wieder andere kramen Mehl- und Schmalzkübel aus und ein Kohlenbrennerweib kommt ganz verlegen hereingetorkelt und steckt der Braut ein sorgsam umwickeltes Päckchen zu. Als diese, mit unbehilflichen Worten die Spenderin lobend, es öffnet, kommen zwei wackergestopfte Kapauner zum Vorschein. Das erspäht die alte Rußkathl, die, bereits auch festlich angezogen, erwartungsvoll an den Wänden herumschleicht, und sie flüstert zu ihrer Tochter: „Weißt wohl, Annamirl, wo die best' Brautgab' hinkommen muß? Ja wohl in den kühlen Erdboden hinein. Nachher kommt eine schöne Frau in guldenem Wagen gefahren, und an den guldenen Wagen sind zwei Kätzlein

gespannt, die graben mit ihren Pfoten die Brautgabe aus, und die Frau nimmt die Gab' in ihre schneeweißen Händ' und fährt dreimal um die Hütten herum; nachher kann kein Elend kommen in eueren heiligen Eh'stand." — So klingt das Märchen von der Freya noch fort im deutschen Walde.

Die Annamirl schweigt eine Weile und dreht die schweren, säuberlich gerupften und gefüllten Geflügel in der Hand um und um, als wären sie schon am Bratspieß, dann versetzt sie: „Ich halt', Mutter, in der Erden kunnten sie verfaulen, oder es fräßen sie die Kätzlein, und deswegen ist es, daß ich sag': wir essen sie selber."

Zuletzt naht gar der feine Branntweiner mit seinem großen vollbauchigen Plutzer, der gleich einen weingeistigen Geruch verbreitet in der ganzen Hütte. Das riecht der Ruß-Bartelmei, der sofort herbeieilt, um zu sehen, wie so ein Tonplunzer eigentlich gemacht und zugestopft ist.

Aber da kommt die Annamirl dazwischen: „Dank dir zu tausendmal Gott, Branntweinhannes, das ist schon gar zu viel, das können wir nicht abstatten. Das ist 'leicht das best' Brautgeschenk, und so tu' ich damit den alten Brauch."

Behendig zieht sie den Stöpsel aus dem Plutzer, gießt den funkelnden, rauchenden Branntwein bis auf den letzten Tropfen auf den Erdboden.

Die Alte kichert und keift: „Du Närrisch du, allbeid' Kätzlein werden dir rauschig; wird aber das ein Gehetz sein!"

Als alle beisammen sind, hat schon die Sonne zur Tür hereingeleuchtet. In der Nacht ist ein Mahl gekocht worden, das die Leute nun mit gutem Appetit und lusti-

gen Worten verzehren. Ich habe ebenfalls davon genossen und habe mich unter die Kinder gemacht, die da gewesen und denen ich von den Speisen in ihre hölzernen Schüsselchen gefaßt, auf daß sie auch etwas bekommen.

Darauf sind wir alle davongegangen. Bei den Kohlenmeilern bleibt ein einziger alter Mann zurück, der mit seinem Eisenhaken lange vor der Tür steht, ein kurzes, hochtürmiges Pfeiflein schmaucht und uns nachblickt, bis wir in dem waldschattigen Hohlweg ihm verschwunden. Dann liegt nur noch die stille Morgensonne auf den Schirmtannen.

Viele Männer des Hochzeitszuges haben sogar Schußgewehre bei sich getragen; aber nicht nach den Tieren zielen sie heute, in die freie Luft schießen sie hinein, und sie halten es für eine große Feierlichkeit und Pracht, wenn es recht knallt und hallt.

Gesungen und gejauchzt wird, daß der Sommertag zittert. Herzensfreudige Lieder habe ich da gehört; Schalkheiten werden getan, althergebrachte Spiele unterwegs gehalten, und es ist schon Mittag, als wir zur Pfarrkirche von Holdenschlag gelangen. Fünf Männer kommen uns entgegen mit Trompeten, Pfeifen und einer gewaltig großen Trommel. Mit einer wahren Festfreudenwut haut der Trommelschläger drein; und das ist ein Gehetz und mächtiges Gelächter, als der Schlägel plötzlich das so sehr gemarterte Fell durchbricht und in den Bauch hineinschießt, um seinem Takte auf dem andern Felle noch rechtzeitig nachzukommen. Ein Bursche schleicht lauernd um den Zug und will uns nach alter Sitte die Braut entführen, allein der Brauthüter wacht. Er wacht eigentlich mehr über seinen Geldbeutel als über die Braut; denn

wäre ihm diese abhanden gekommen, der Entführer hätte sie in ein entlegenes Gasthaus geschleppt und der Brauthüter hätte müssen die Zeche zahlen.

Der Bräutigam geht neben der ersten Kranzjungfrau; erst nach der Trauung gesellt er sich als Ehemann zu seiner Gattin, und nun geht der frühere Brauthüter mit der Kranzjungfrau, auf daß gleich der Keim zu einer neuen Hochzeit gelegt ist. Der Brauthüter ist mir wohl bekannt, er heißt Berthold, die Kranzjungfrau heißt Aga.

In der Kirche wird Wein getrunken und der Herr Pfarrer hält eine sehr erbauliche Rede von dem Ehesakramente und den Absichten Gottes. Der gute alte Herr hat sehr schön gesprochen, aber die Leute aus dem Walde verstehen sein Hochdeutsch nicht recht. Erst im Wirtshause, als wir schon alle gegessen, getrunken und Schabernack getrieben haben, ist für die Leutchen die rechte Predigt. Da erhebt der alte, bärtige Rüpel sein Weinglas und hebt an zu reden:

„Ich bin kein gelehrter Mann, hab' keinen Dokternzipf auf und keine Kutten an. Tät' ich mein Weinglas nit haben zur Hand, bei meiner Treu', Leut' ich brächt' kein gescheit Wörtl zustand. Daß die Zung' mir wird gelöst, wie es bei Moses ist gewest, deswegʼ trink ich den Wein; fällt mir auch leichter ein schicksam Wörtl ein. — Ich bin als der alte Bibelreiter bekannt; wär' ich ein Rittersmann, ich ritt auf einem Schimmel durchs Land. Und in der Bibel, da hab' ich einmal ein Sprüchel erfragt, der Herrgott, das Kreuzköpfel, hat's selber gesagt: ist der Mensch allein, sagt er, so tut er kein gut; aber sind ihrer viel, so tun sie auch kein gut; so probier ich's halt justament zu zwein und zwein, und sperr' sie paar-

weis' in die Hütten ein. Aber schaut's, da wird gleich die Hütten zu klein. Sie brauchen ein großmächtiges Haus; zuletzt ists heilig Paradeis zu eng, sie müssen in die weit' Welt hinaus. Müssen hinaus in den wilden Wald und auf stockfremde Heiden, müssen leiden und meiden und zuletzt wieder scheiden. Da hat der lieb' Herrgott seinen Sohn geschickt, daß er sollt die Schäflein weiden. Ich hör' auf das Kreuz wohl drei Hammerschläg' klingen, zur Rechten, zur Linken, zu Füßen — da möcht' einem das Herz zerspringen. Darauf ist geronnen das rosenfarbne Blut, das tut uns den Himmel erwerben. Dir bring' ich das Glas, o Gotteslamm, für dein heiliges Leiden und Sterben!"

Da ist es still gewesen in der ganzen, weiten Stube, und der alte Mann hat das Glas ausgetrunken.

Bald aber füllt er es zum zweitenmal und spricht: „Ihm sei die Ehr', aber es soll der Herr nun in Freuden auch bei uns sein, und darum laden wir zu diesem Ehrentag auch den Herrn Jesus ein, wie auf der Hochzeit zu Kana in Galilä, auf daß er uns mache das Wasser zu Wein, den ganzen Winkelbach, heut' und alle Tag'. Und der Wein ist hell und rein, weiß und rot zusammengossen, wie die zwei jungen Herzen sein zusammengeschlossen in Lieb' und Ehr', und sonst keiner mehr. Der Wein wird gewachsen sein bei Sonn- und Mondenschein zwischen Himmel und Erden, so wie unsere Seel' von oben ist, und der Leib von der Erden. Und der süße, guldene Wein soll Braut und Bräutigam zur Gesundheit sein."

Das ist jetzt eine Lust und ein Geschrei, und die Pfeifen und Geigen klingen drein, und der Braut gießen sie Wein auf ihren grünen Kranz.

Jeder hebt nun sein Glas und bringt seinen Hochzeitsspruch, sein Brautlied aus dem Stegreif dar. Zuletzt torkelt die alte Ruß-Kath empor und mit unglaublich heller Stimme singt sie:

„Schneid Birnbam,
Schneid Buxbam,
Schneid birn-buxbam'ni Ladn,
Mei Schatz will a buxbamas Bettstadl habn!"

Das ist ihr Trinklied und Hochzeitsspruch gewesen. Wie's jetzt angegangen, da hab' ich gemeint, der Hall und Schall drücke alle vier Wände hinaus in den ruhsamen Abend.

Nach und nach ist es wohl wieder stiller geworden und die Leute haben ihre Augen auf mich gelenkt, ob ich, der gelehrte Mann, denn keinen Brautspruch wisse.

So bin ich denn aufgestanden: „Glück und Segen dem Brautpaar! Und wenn nach fünfundzwanzig Jahren seine Nachkommen in den Ehestand treten, so wird es in der Pfarrkirche am Stege der Winkel sein. Das möge kommen! Ich leere den Becher!"

So hat mein Brautspruch gelautet.

Darauf ist ein Gemurmel und Geflüster gewesen und einer der Ältesten ist an meinen Platz getreten und hat mich höflich gefragt, wie die Rede gemeint. —

Die ganze Nacht hin hat in dem Wirtshause zu Holdenschlag die Musik geklungen, haben die Hochzeiter getanzt und gesungen.

Am anderen Morgen haben wir das Ehepaar aus seiner Kammer hervorgeholt. Dann ist eine lange Weile der Brauthüter gesucht und nicht gefunden worden. Wir

hätten den Berthold zu einem uralten Hochzeitsspiele, dem Wiegenholzführen, benötigt.

Wer hätte gedacht, daß der wildlustige Bursche in des Pfarrers Stube steht, eine ganze Alpenglut auf seinen Wangen trägt und mit beiden Händen die Krempen seines Hutes zerpreßt.

Der Pfarrer zu Holdenschlag — das muß ein scharfer Mann sein — geht würdigen Schrittes in der Stube auf und ab und sagt mit väterlicher Stimme die Worte: „Zähme dich, mein Sohn und bete, verlängere dein Abendgebet dreimal oder siebenmal, wenn es nötig ist. Die Versuchung wird weichen. — Heiraten! Ein Habenichts, wozu denn? Hast du Haus und Hof, hast du Gesinde, Kinder, daß du ein Weib brauchst? — Nun also! — Auf den Bettelstab heiraten, die Narrheit geht nicht an. Wie alt bist du denn?"

Auf diese Frage errötet der Bursche noch mehr. Es ist eine schauderhafte Blödheit, wenn einer sein Alter nicht weiß. Und er weiß es nicht. Um zehn Jahre wird er nicht fehlen, wenn er auf geradewohl zwanzig sagt.

„Werde dreißig, erwerbe dir Haus und Hof, und dann komme wieder!" ist des Pfarres Bescheid. Darauf geht er in die Nebenstube, und der Berthold bleibt stehen und ihm ist, als müsse er noch was sagen — ein gewichtig Wort, das alle Einwände zu Boden wirft und der Herr beigeben muß: ei, das ist ganz was anders, dann heiratet in Gottesnamen.

Aber der Bursche weiß kein Wort, das es vermöchte zu deuten und hell zu künden, warum er eins — ewig eins sein will mit Aga, dem armen Almmädchen.

Da der Herr Pfarrer nicht mehr zurückkehrt aus der

Nebenstube, sondern in derselben sein Frühstück verzehrt, wendet sich der Bursche endlich traurig der Tür zu und steigt die Treppe nieder, auf der er vorher, wie auf einer Himmelsleiter mit voller Zuversicht emporgestiegen war.

Aber auf der grünen Erde angelangt, ist er ein anderer. Und es ist ein Arg' gewesen, wie der Bursche sich an diesem zweiten Hochzeitstage übermütig toll gebärdet hat.

Am Nachmittage hat sich gepaart Mann und Weib, Bursch und Magd; der Andreas Erdmann hat sich zum alten, bärtigen Rüpel gesellt, und so sind wir alle wieder zurückgegangen in die Wälder der Winkel.

Die Schriften des Waldschulmeisters.

(Zweiter Teil.)

1815.

Vor mehreren Jahrhunderten sollen in der Gegend der Winkelwässer Menschen gewohnt haben, die sich von Getreidebau, Viehzucht und Jagd ernährt. — Die Winkel ist vorsorglich eingedämmt, an ihren Ufern hin grünen gepflegte Wiesen und ein Fahrweg führt hinaus zu den vorderen Gegenden. An den Bergen grünen Felder. — So soll es gewesen sein. Unweit von dem Platze, wo jetzt das Holzmeisterhaus steht, zeigt ein Mauerrest die Stätte, wo eine Kirche gestanden haben soll. Zwar geht die Meinung, es sei keine Kirche gewesen, sondern ein Götzentempel, in welchem sie noch den Wuotan Met zugetrunken und Tiere geopfert, so oft der Vollmondschein durch die Blätter der Linden gerieselt. Zur selben alten Zeit sei jedes Jahr ein schneeweißer Rabe niedergeflogen von den Alpenwüsten, und diesem habe man Korn auf die Steine gestreut, der Vogel habe das Korn aufgepickt und hierauf sei er wieder von dannen geflogen. Einmal aber habe man dem weißen Raben keine Körner gestreut, weil ein Mißjahr gewesen, und weil ein Mann die Sache für etwas Albernes ausgelegt habe. Darauf sei der Rabe nicht mehr gekommen. — Aber kaum der Winter vorüber, da seien von Sonnenaufgang her wilde Völkerscharen

herangeströmt mit häßlichen braunen Gesichtern, blutroten Hauben und Roßschweifen, auf wunderlichen Tieren reitend, seltsame Waffen schleppend — und gar in die Winkelwälder hereingezogen. Diese Rotten haben geplündert und die Bewohner zu Hunderten davongeschleppt, so daß die Gegend menschenleer geworden.

Dann sind die Häuser und der Tempel verfallen, das Wasser hat die Dämme und Wege zerstört und die Wiesen mit Schutt oder Gestein übergossen. Die Obstbäume sind verwildert; auf den Feldern sind Lärchenwälder gewachsen, die Lärchen aber durch Tannen und Fichten verdrängt worden. Und es sind die finsteren, hundertjährigen Hochwälder entstanden.

Es ist nicht zu bestimmen, ob der Kern der heutigen Waldleute von jenen vor Jahrhunderten abstammt. Ich glaube vielmehr, so wie die alten Bewohner durch eine an die Alpen brandende Welle wilder Zeiten fortgeschwemmt worden sind, so sind nach vielen Jahren in den Stürmen der Zeit Splitter anderer Stämme in diese Wälder verschlagen worden. Man sieht es den Leuten ja an, daß sie nicht auf sicherem Boden der Heimat fußen, daß sie aber gleichwohl den Drang haben, sich in den Waldboden einzuwurzeln und den Nachkommen ein gesichertes und geregeltes Heim zu bereiten.

Dennoch aber dämmert auch in diesen Menschen die Waldesgöttermär der alten Deutschen fort. Sie lassen im Herbste die letzten wilden Früchte auf den Bäumen, oder behängen mit denselben ihre Kreuze und Hausaltäre, um für ein nächstes Jahr Fruchtbarkeit zu erlangen. Sie werfen Brot in das Wasser, wenn eine Überschwemmung droht; sie streuen Mehl in den Wind, um dräuende

Stürme zu sättigen — so wie die Alten den Göttern haben geopfert. Sie hören zur heiligen Zeit der Zwölfen die wilde Jagd, so wie die Alten schaudernd Vater Wuotans Tosen haben vernommen. Sie erinnern sich an Hochzeitsfesten der schönen Frau mit den zwei Katzen, so wie die Alten die Freya haben gesehen. Und wenn die Winkelwäldler draußen in Holdenschlag einen begraben, so leeren sie den Becher Metes auf sein Andenken. Überall klingt und schimmert sie durch, die alte germanische Sage und Sitte. Im Vordergrund aber tönt und webt als Herrschendes das hohe Lied vom Kreuze.

Wohl die meisten der Winkelwäldler müssen es empfinden, was hier fehlt; nur die Wenigsten wissen es zu nennen. Aber jener Speiker hat es getroffen, als er vor einem Jahre bei der Köhlerhochzeit die Worte gesagt: „Um uns schiert sich kein Pfarrer und kein Herrgott. Dem Elend und dem Teufel sind wir verschrieben. Für uns ist auch ein Hundeleben gut genug; wir sind ja die Winkler!"

Aber der Speiker kann's noch erleben und mein Trinkspruch wird in Erfüllung gehen. Ich bin seit der Hochzeit wieder um ein Jahr jünger geworden. Die Winkelwäldler werden eine Kirche bekommen.

Will ein Volk aus wilder Ursprünglichkeit sich aufbauen zu einer schönen, ebenmäßigen Höhe, so muß der Gottestempel zu dem Baue das Erste sein.

Darum beginne ich in den Winkelwäldern mit der Kirche.

Ich habe drängen und dringen müssen. Der Herr von Schrankenheim hat seinen Palast mitten in der Stadt; da schallt zu jedem Fenster eine andere Kirchenglocke herein, und zwischen den Fenstern auf zierlichen Gestellen

prangen hundert Bücher für Herz und Geist. Wer ahnt es da, was in den fernen Wäldern so ein Klang und ein Predigtstuhl bedeutet! Endlich aber hat es der Gutsherr doch eingesehen, und heute sind schon Männer da, um die Baustelle zu prüfen.

Da drüben neben dem Winkelhüterhaus, schnurgerade vom Steg herauf, der über die Winkel führt, ist ein erhöhter Felsgrund, sicher vor Gesenken, Lahnen und Wildwasser. Er liegt zwischen dem Hinter- und Vorderwinkel, und von den Lautergräben, dem Miesenbachtale und dem Karwasserschlag ist völlig die gleiche Weite bis hierher zu dem erhöhten Felsgrund. Das ist der rechte Platz für das Gotteshaus. Ich habe einen Plan eingereicht, wie ich mir denke, daß so ein Waldkirchlein sein soll.

Das Kirchlein sei nicht gar zu klein, damit alle darin Platz haben, die kummervollen und bedürftigen Herzens sind, wie es deren im Waldlande viele gibt und fürder geben wird. Es sei nicht gar zu niedrig, denn der hohe Wald und die Felswände haben den Sinn verwöhnt und geweitet; und ist es auch, daß die Menschenwohnungen hier sehr gedrückt sind, so wird es dem Blicke doppelt wohl tun, wenn er sich in der Wohnung Gottes erheben kann. In den Kirchen der Städte sollte stets ernste Dämmerung herrschen, damit sie dem licht- und genußvollen Leben der Reichen und Großen einen Gegensatz darbieten; in dem Gotteshause des Waldes aber muß lichte und milde Freundlichkeit lächeln, denn ernst und dämmerig ist der Wald und des Wäldlers Haus und Herz. So soll die Art der Gottesverehrung das Leben ausgleichen und ergänzen; und was der Werktag und das Haus verweigert, das soll der Sonntag und die Kirche bieten. Der

Tempel soll die Schutzstätte in den Stürmen dieser Welt und er soll der Vorhof der Ewigkeit sein.

Der Turm des Waldkirchleins sei schlank und luftig, wie ein aufwärts weisender Finger, mahnend, drohend oder verheißend. Drei Glöcklein mögen die Dreizahl in der Einheit Gottes verkünden und das dreitönige Lied singen von Glaube, Hoffnung und Liebe. Einen recht guten Platz möchte ich der Orgel bestimmen, denn der Orgelton muß den Armen im Geiste, so die Predigt nicht verstehen, das Wort Gottes sein.

Vergoldete Bilder und prunkende Zieraten in der Kirche sind verwerflich; die Gottesehre soll nicht liebäugeln mit Schätzen dieser Erde. Mit dem Einfachen und durch das Einheitliche kann man am beredtsten und würdigsten den Gott- und Ewigkeitgedanken versinnlichen.

Es muß aber noch des weiteren das Zweckmäßige bedacht werden. So habe ich für die Mauern der Trockenheit wegen Backsteine vorgeschlagen. Die Bänke und Stühle müssen zum Ausruhen eingerichtet sein, denn der Sonntag ist ein Ruhetag. Wenn während des Orgelklingens auch einmal einer einnickt, was weiter? Er träumt in den Himmel hinüber. — Für den Fußboden sind die Steinplatten zu feucht und zu kalt, dicke Lärchenbretter sind dazu geeignet. Für das Dach sind des häufigen Hagelschlages wegen weder Ziegeln, noch größere Bretterlatten anwendbar; dazu sind kleine Lärchenschindeln am besten.

Mein Plan ist angenommen worden.

Es werden bereits Wege ausgeschlagen und Baustoffe herbeigeschafft. Im lehmigen Binstal wird eine Ziegelei errichtet; an der Breitwand ist ein Steinbruch angelegt worden.

Die Waldleute stehen da und sehen den fremden Arbeitern zu. Sie haben auch ihre Gedanken dabei.

„Eine Kirche wollen sie uns bauen," sagt einer, „gescheiter, sie täten das Geld den Armen teilen. Der Herrgott soll sich nur selber ein Haus bauen, wenn er nicht unter freiem Himmel bleiben und im Winkelwald wohnen will."

„Was sie uns nur für einen Kirchenheiligen einlegen werden?"

„Den Huberti, denk' ich."

„Den Huberti? Je, der ist Weidmann gewesen, der hält's nicht mit uns Arbeitsleuten, der mag nur die Jäger leiden. Ich sag', für uns wären die vierzehn Nothelfer recht."

„Geh', die täten uns zu viel kosten. Und der große Christof ist auch dabei; für den wäre ja gar keine Kirchtür weit genug."

„Wer verlorne Sachen finden will: Sankt Antoni tut Wunder viel!" sagt Rüpel, der alte Borstenbart, bei dem sich jedes Wort im Gleichklang zum andern fügt, er mag die Zunge wenden, wie er will.

Andere wünschen zum Kirchenheiligen den Florian, der gegen das Feuer ist; aber die am Wasser wohnen, möchten den Sebastian haben.

Ein Weiblein hat gar nicht uneben bemerkt, in den ganzen Winkelwäldern sei kein Mensch, der die Orgel spielen könne, da wisse man doch, daß als Pfarrheilige nur Cäcilia die rechte.

Darauf entgegnet ein alter Hirt: „So eine Red' ist keine Sach'. Die Leut' können sich selbander helfen; aber auf das arme Vieh müßt ihr denken! Der heilige Er-

hart (das ist ein Viehpatron) geht uns schon herein in das Winkel."

Danach ein anderer: „Mit dem Vieh halt ich's nicht. Wir brauchen die Kirche für die Leut'. Und weil sich einer schon was kosten läßt, so muß was Rechtes werden. Ich bin kein Heid' und ich geh' in die Kirche und ich bin für ein sauberes Weibsbild."

„Versteht sich, alter Loter!" schreit sein Weib, „daß du nur alleweil fürs schlechte Beispiel bist!"

„Hast recht, Alte, für euch muß eine sein, die mit gutem Beispiel vorangeht."

So rechten sie, halb im Spaß und halb im Ernst. Den ganzen Himmel haben sie durchstöbert, und keinen Heiligen gefunden, der allen recht gewesen wäre.

Und es muß doch eines kommen, das allen recht ist. Ich habe darüber schon meine Gedanken.

Die Waldberge lichten sich immer mehr und mehr, wie wenn es Tag würde aus der Dämmerung. Die Höhenschneiden werden schartig und es dehnt sich der Himmel. Mancher Marder kommt um seinen hohlen Baum, mancher Fuchs um seine Höhle. Unschuldige Vöglein und raubgierige Geier werden heimatlos, da Wipfel um Wipfel hinstürzt auf den feuchten Moosboden, den endlich wieder einmal die Sonne bescheint. Winter und Sommer hindurch sind die Holzschläger tätig gewesen. Draußen im Lande haben Holz und Kohlen in gutem Begehr gestanden.

In diesem Sommer habe ich nicht mehr viele freie Zeit.

Draußen ist Krieg, der, Gott weiß es, nicht mehr enden will. Zu Holdenschlag sind schon wieder die Hämmer geschlossen worden und es kommt kein Kohlenwagen in den Wald. Die Holzarbeit ist eingestellt; die kräftigsten Männer streichen müßig umher. Da drüben in den Lautergräben sollen vor kurz zwei Holzschläger eines Beutels Tabak wegen bös gerungen haben.

Ich habe den Männern den Rat gegeben, zu den Vaterlandsverteidigern zu gehen. Davon wollen sie nichts hören. Sie haben keine Heimat, sie wissen von keinem Vaterlande. Willkommen sind ihnen die Welschen, wenn sie Geld mitbringen und eine bessere Zeit.

Gott gebe die bessere Zeit und halte die Welschen fern!

Für mich ist es ein Glück, daß ich kühlen Blutes bin. Das wilde Jahr hat die Sprossen meiner Leidenschaft getötet. Nun darf ich mein ganzes Streben auf das eine Ziel lenken: aus diesen zerstreuten, zerfahrenen Menschen ein Gemeinsames, ein Ganzes zu bilden. Ist dieses gelungen, so haben wir alle einen Halt. — Ich werde ihnen und mir eine Heimat gründen. Vor allem kömmt es darauf an, den Freiherrn zu stimmen, sonach muß auf die Waldleute eingewirkt werden.

Eine übermäßige Kraft scheint mir dazu nicht nötig zu sein, wohl aber ein zähes Bemühen. Diese Menschen sind wie Lehmkugeln; ein Anstoß, und sie rollen eine Weile fort. Weiter kommen sie selbst, nur geleitet müssen sie werden, daß sie einem und demselben Ziele zustreben. Glieder sind genug, aber spröde und unschmiegsam selbander. Wenn nur erst die Kirche fertig ist, daß die Ge-

meinde ein Herz hat; dann machen wir uns an den Kopf und bauen das Schulhaus.

Im Herbste 1816.

In einer der letzten Wochen bin ich mit einem Papierbogen zu allen Hütten des Waldes herumgegangen. Da habe ich die Hausväter nach dem Stande ihrer Wirtschaft, nach der Zahl ihrer Familie, nach den Geburtsjahren und Namen der Leute gefragt. Das Geburtsjahr kann zumeist nur nach Geschehnissen und Zeitumständen angegeben werden. — Der ist geboren im Sommer, in welchem das große Wasser gewesen; die ist zur Welt gekommen in demselbigen Winter, als man Strohbrot hat essen müssen. Solche Ereignisse sind ragende Marksteine.

Das Namensverzeichnis wird nicht gar zu mannigfaltig. Die Bewohner männlicher Art heißen Hannes oder Sepp, oder Berthold, oder Toni, oder Mathes; die Leute weiblicher Gattung sind Kathrein benamset, oder Maria, welcher Name in Mini, Mirzel, Mirl, Mili, Mirz, Marz umgewandelt und ausgesprochen wird. Ähnlich geht es mit anderen Namen; und kommt einer von draußen, so muß er sich eine Umwandlung nach den Zungen der Hiesigen sogleich gefallen lassen. Mich haben sie einige Zeit den Andredl geheißen; aber das ist ihnen ein zu großer Name für einen so kleinen Menschen, und heute bin ich nur mehr der Redl.

Von Geschlechtsnamen wissen schon gar die wenigsten was. Viele mögen den ihren wohl verloren, vergessen, andere einen solchen nie gehabt haben. Die Leute gebrauchen eine eigene Form, ihre Abstammung und Zugehörigkeit zu bestimmen. Beim Hansl-Toni-Sepp! Das

ist ein Hausname, und es ist damit angezeigt, daß der Besitzer des Hauses Sepp heißt, dessen Vater aber Toni und dessen Großvater Hansel genannt worden ist. — Die Kathi-Hani-Waba-Mirz-Margaret! Da ist die Kathi die Urgroßmutter der Margaret. — Der Stamm mag doch schon lange in der Waldeinsamkeit stehen.

Und so wird eine Person oft durch ein halbes Dutzend Namen bezeichnet und jeder schleppt die rostige Kette seiner Vorfahren hinter sich her. Es ist das einzige Erbe und Denkmal.

Das Wirrsal darf aber nicht so bleiben. Die Namen müssen für das Pfarrbuch vorbereitet werden. Zu den Taufnamen müssen Zunamen erfunden werden. Das wird nicht schwer gehen, wenn man der Sache am Kern bleibt. Man benenne die Leute nach ihren Eigenschaften, oder Beschäftigungen oder Stellungen; das läßt sich leicht merken und für die Zukunft beibehalten. Ich nenne den Holzarbeiter Paul, der die Annamirl geheiratet, nicht mehr den Hiesel-Franzel-Paul, sondern kurzweg den Paul Holzer, weil er die Holzstrünke auf den Riesen zu den Kohlstätten befördert und die Leute diese Arbeit „holzen" heißen. Der Schwammschlager Sepp, der seines Vaters Namen vergessen, soll auch nicht mehr anders heißen als der Schwammschlager, und er und seine Nachkommen mögen angehen, was sie wollen, sie bleiben die Schwammschlager. Eine Hütte in den Lautergräben nenne ich die Brunnhütte, weil vor derselben eine große Quelle fließt. Wozu den Besitzer der Hütte Hiesel-Michel-Hiesel-Hannes heißen? Er ist der Brunnhütter und sein Weib ist die Brunnhütter, und wenn sein Sohn einmal in die Welt hinausfährt, Soldat wird oder Fuhrmann oder was

immer, er bleibt der Brunnhütter allerwegen. So haben wir nun auch einen Sturmhanns; der hat oben auf der stürmischen Wolfsgrubenhöhe sein Haus.

Einen alten, sehr dickhalsigen Zwerg, den Kohlenführer Sepp, heißen sie seit lange schon den Kropfjodel. Da habe ich letztlich das Männlein gefragt, ob es zufrieden sei, wenn ich es unter dem Namen Josef Kropfjodel in meinen Bogen einschreibe. Er ist gerne dazu bereit. Ich habe ihm noch vorgestellt, daß aber auch seine Kinder und Kindeskinder Kropfjodel heißen würden. Da grinst er und gurgelt: „Zehnmal soll er Kropfjodel heißen, mein Bub!“ Und ein wenig später setzt der Schelm bei: „Den Namen, gottdank, den hätten wir! — Ei, hätten wir den Buben auch!“

Drüben im Karwasserschlag stehen drei buschige Tannen, die der Holzschläger-Meisterknecht, der Josel-Hansel-Anton zu Schutz für Mensch und Tier hat stehen gelassen. Zu Lohn heißt der Mann Anton Schirmtanner für ewige Zeiten.

Die neuen Namen finden Gefallen, und jeder, der einen solchen trägt, hebt seinen Kopf höher und ist zuversichtlicher, selbstbewußter, als er sonst gewesen. Nun weiß er, wer er ist. Jetzund kommt es darauf an, dem neuen Namen einen guten Klang zu erwerben und ihm Ehre zu geben.

Schauderlich erschreckt hat mich nur der Almbursche Berthold. „Einen Namen,“ ruft er, „für mich? ich brauch' keinen Namen, ich bin ja niemand. Zu einem Weib hat mich Gott nicht gemacht, und ein Mann sein, das erlaubt der Pfarrer nicht. Die Ehe ist mir verwehrt, weil ich bettelarm bin. Heißet mich den Berthold Elend! Ich

brech' die Satzung und mein Fleisch und Blut verrat ich nicht!"

Nach diesen Worten ist er wie ein Wütender davon geeilt. Der einst so lustige Bursche ist kaum mehr zu erkennen. Ich habe in den Bogen den Namen Berthold geschrieben und ein Kreuz dazu gemacht.

Auch noch ein anderer streicht in den Winkelwäldern herum, von dem ich nicht weiß, ob und welchen Namen er trägt. Wenn doch, so kann's ein böser sein. Der Mann weicht am liebsten den Leuten aus, vergräbt sich oft für lange Zeit, und man weiß nicht wo, taucht zu seltsamen Stunden wieder auf, und man weiß nicht, warum. Es ist der Einspanig.

Im Mai 1817.

In diesem Winter habe ich eine schwere Krankheit zu bestehen gehabt. Die Ursache derselben ist das Unglück des Markus Jäger, den ein Wildschütze angeschossen hat. Der Jäger ist drüben in einer Hütte der Lautergräben gelegen. Ich gehe mehrmals zu ihm hinüber, weil der Brand in die Wunde zu kommen droht, und weil sonst niemand ist, der den Kranken pflegen will und kann. Anstatt daß die Leute hier eine Wunde mit lauem Wasser und gezupften Linnen rein halten täten, kleben sie allerlei Schmieren und Salben hinein. Das muß schon eine kräftige Natur sein, die sich trotz solcher Hemmnisse aufrafft. Ich habe recht zu tun gehabt, daß mir der Jäger nicht unterlegen ist.

Als ich das letztemal bei ihm bin, ist ein stürmischer Märztag. Auf dem Rückwege sind die Pfade schauderhaft verschneit und verweht. Stellenweise ist mir der

Schnee bis zur Brust emporgegangen. Viele Stunden habe ich mich so fortgekämpft, aber es bricht die Nacht herein und ich habe das Winkeltal noch lange nicht erreicht. Eine unsägliche Ermüdung kommt über mich, der ich zwar lange widerstehe, die endlich aber nicht mehr zu überwinden ist. Da habe ich schon gar nichts anders mehr gemeint, als daß ich so mitten im Schnee würde umkommen müssen, und daß sie mich im Frühjahr finden und an der neuen Kirche im Winkel vorüber nach Holdenschlag tragen würden. — Dahier im Waldesfriedhof möcht ich liegen. Aber noch lieber darauf stehen.

Erst nach Wochen habe ich es erfahren, daß ich nicht erfroren bin, daß mir an demselbigen Abende zwei Holzhauer auf Schneeleitern entgegengekommen sind, mich bewußtlos gefunden und ins Winkelhüterhaus getragen haben. Als ich nachher viele Tage lang in der schweren Krankheit gelegen, sollen sie sogar einmal den Bader von Holdenschlag zu mir gerufen haben. Und der Bote, der den Arzt geholt, hätte, wie er mir seither selbst erzählt, den Auftrag gehabt, gleich auch mit dem Totengräber zu reden. Der Totengräber hätte gesagt: „Wenn mir der Mann nur das nicht antäte, daß er jetzt stürbe; 's ist ja kein Loch zu machen in dieser steinhart gefrornen Erden!"

Es freut mich recht, daß ich dem guten Mann die Mühe hab' ersparen mögen.

Als die Gefahr der Krankheit vorbei, hat mich erst ein recht hartnäckiges Augenleiden verfolgt, das noch nicht ganz gehoben ist. Ich muß noch eine lange Zeit in der Stube verbleiben, wohl so lange, bis draußen das Tauen eingetreten und das Wildwasser vorbei. Mir ist gar nicht einsam. Ich schnitze in Holz, ich will mir eine Zither

zusammenleimen oder so etwas, daß ich mich in der Tonkunst übe, bis in der Kirche die Orgel fertig sein wird.

Es sind oft Leute gekommen, die sich neben mir auf die Bank gesetzt und gefragt haben, ob ich schon recht gesund sei. Die Ruß-Annamirl, die jetzund mit den Ihren in das Holzmeisterhaus der Lautergräben gezogen ist und nach der neuen Ordnung Anna Maria Ruß heißt, hat mir in der vorigen Woche drei große Krapfen herübergeschickt. Dieselben sind von denen, die zur Festfreude gebacken worden, da ein kleinwinziger Ruß angekommen ist. Sie haben den Kleinen mit Krapfen getauft.

Auch die Witwe des schwarzen Mathes ist einmal zu mir gekommen. Sie hat mich in großem Kummer gefragt, was mit ihrem Buben, dem Lazarus zu machen, der habe die wilde Wut. Die wilde Wut, das sei, wenn einer über den geringsten Anlaß in Zorn ausbreche und alles bedrohe. Der Lazarus sei so; er habe das in noch höherem Grade, als es sein Vater gehabt; Schwester und Mutter seien in Gefahr, wenn der Knabe nur erst kräftiger würde. Ob es gegen ein solches Elend denn gar kein Mittel gäbe. Was kann ich der bedrängten Frau raten? Eine stete, gleichmäßige Beschäftigung und eine liebreiche, aber ernsthafte Behandlung sei dem Knaben angedeihen zu lassen, habe ich vorgeschlagen.

Unter allen Menschen der Winkelwälder dauert mich dieses Weib am meisten. Ihr Mann ist nach einem unglückseligen Leben gewaltsam erschlagen und ehrlos begraben worden. Dem Kinde steht nichts Besseres bevor. Und das Weib, vormaleinst an bessere Tage gewöhnt, ist so weichherzig und milde.

Ehgestern kommt ein Knabe zu mir, der einen Vogel-

käfig mit sich schleppt. Der Junge ist so klein, daß er mit seinem Händchen gar die Türklinke nicht erreichen kann und eine Weile zaghaft klöpfelt, bis ich ihm öffne. Er steht noch in der Tür, als er anhebt: „Ich bin der Bub' vom Markus Jäger, und mein Vater schickt mich her — der Vater schickt mich her . . . ."

Der Schlingel hat die Ansprache auswendig gelernt und bleibt stecken und wird rot und will sich wieder von dannen wenden. Ich habe Mühe, bis ich es erfahre, daß sein Vater mir sagen lasse, er sei völlig geheilt und mir wünsche er dasselbe, und er komme demnächst zu mir, um sich zu bedanken, und er schicke zwei übermütige Schopfmeisen, und er möchte mir, da ich, wie er wisse, noch nicht in das Freie gehen könne, das ganze Frühjahr in die Stube senden.

Was fange ich mit den kleinen Tieren an? sie flattern, wenn man ihnen nahe kommt, wirr im Käfig umher und zerstoßen sich vor Angst die Köpfchen an den Spangen. Ich lasse sie in unseres Herrgotts Vogelkäfig, in den Mai hinausfliegen.

Und als endlich die Zeit erfüllt, da bin ich eines frühen Morgens auch selber hinausgetreten in den freien Mai. — Der Haushahn kräht, der Morgenstern guckt helläugig über den dunkeln Waldberg. Der Morgenstern ist ein guter Geselle; der leuchtet getreulich, so lange es noch dunkel ist, und tritt bescheiden in den Hintergrund, sobald die Sonne kommt.

Leise schleiche ich durch das Haustor, daß ich die Leute nicht wecke, die haben sich nicht wochenlang so ausgerastet, wie ich; denen liegt noch der gestrige Tag auf den Augenlidern, die der heutige schon wieder wach begehrt.

Im Walde ist bereits das zitternde, rieselnde Erlösen aus tiefer Ruhe. Wie ist eines Genesenen erster Ausgang so eigen! Man meint, der ganze Erdboden schaukelt mit einem — schaukelt sein wiedergeborenes Kind in den Armen. O du heiliger Maimorgen, gebadet in Tau und Wohlduft, durchzittert und durchklungen von ewigen Gottesgedanken! — Wie gedenke ich dein und deines Märchenzaubers, der sich zu dieser Stunde von der Glocke des Himmels und von den Kronen des Waldes niedergesenkt hat in meine Seele!

Und dennoch habe ich zur selbigen Stunde ein seltsam Weh empfunden. — Mir ist die Jugend gegeben und ich lebe sie nicht. Was ist mein Zweck? Was bedeute ich? — Kurz vor diesen Tagen bin ich seit Ewigkeit her ein Nichts gewesen; kurz nach diesen Tagen werde ich ein Nichts sein in Ewigkeit hin. Was soll ich tun? Warum bin ich an dieser kleinen Stelle und zu dieser kurzen Zeit mir meiner bewußt worden? Warum bin ich erwacht? Was muß ich tun? —

Da habe ich mir's von neuem gelobt, zu arbeiten nach allen meinen Kräften, und auch zu beten, daß mir so schwere, herzverbrennende Gedanken nicht mehr kommen möchten.

Als die Sonne aufgeht, stehe ich noch am Waldessaume. Unten rauscht das Wasser der Winkel und aus dem Rauchfange des Hauses steigt ein bläulich Schleierband auf und im Kirchenbaue hämmern die Maurer.

Meine Hauswirtin hat es gleich wahrgenommen, daß ich des Morgens nicht in der Stube, und hat gezetert über meinen Leichtsinn. Und als sie erst gar erfährt, daß ich in der kühlen Frühe auf feuchtem Moosboden geruht,

da fragt sie mich ganz ernsthaft, ob es mir denn zu schlecht sei in ihrem Hause, oder ob ich sonst was auf dem Herzen hätte, daß ich mir so ans Leben wolle; ja, und ob ich nicht wisse, daß der, welcher sich so auf den Tauboden des Frühjahrs hinlege, dem Totengräber das Maß gebe! —

Sonnenwende 1817.

Das ist ein seltsamer Waldgang gewesen, und ich ahne, er läßt sich nicht verantworten im Himmel und auf Erden. Wo in den schattigen Felsschluchten des Winkelegger Waldes das Wässerlein rieselt, da bleibe ich stehen. — Hier auf diesen Wellen lasse deine Gedanken schaukeln ohne Zweck und Ziel. Du kennst die Mär vom Lethestrom der Griechen. Das ist ein eigen Wasser gewesen, wer davon getrunken, hat der Vergangenheit vergessen; die Wellen des Waldbächleins sind ein noch eigeneres Wasser, wessen Seele auf denselben schaukelt, und trüge er auch den Winter im Haar, der findet wieder die längst vergangene Zeit seiner Kindheit und Jugend. — Sollte nicht der Lethe für mich besser taugen?

Ich gehe tiefer hinein in die Wildnis und ruhe im Moose und lausche der immerdar klingenden Ruhe. Manches erst aufgeblühte Blümlein wiegt nah' an meiner Brust und will leise anklopfen an der Pforte meines Herzens. Und mancher Käfer krabbelt ängstlich heran, er hat im Dickicht der Gräser und der Moose etwan den Weg verloren zu seinem Liebchen. Jetzund hebt er seinen Kopf empor und frägt nach dem rechten Pfad. Weiß ich ihn selber? — Sag' du uns an, wo wird die Sehnsucht gestillt, die mit uns ist auf allen Wegen? — Eine Spinne läßt sich nieder vom Geäste; sie hat sich emporgerungen

zur Höhe, und nun sie oben ist, will sie wieder unten sein auf der Erden. Sie spinnt Fäden, ich spinne Gedanken. Wer ist der Weber, der aus losen Gedankenfäden ein schönes Kleid weiß zu weben? —

Wie ich noch so träume, rauscht es im Dickicht. Es ist kein Hirsch, es ist kein Reh; es ist ein Menschenkind, ein junges, glühendes Weib, erregt und angstvoll, wie ein verfolgtes Wild. Es ist Aga, das Almmädchen. Sie eilt auf mich zu, erhascht meine Hände und ruft: „Weil Ihr's nur seid, weil ich Euch nur finde!" Dann schaut sie mich an, und es stockt ihr der Atem, und sie vermag den Aufruhr in ihr nicht niederzudämpfen. „Es hat einen bösen Schick!" schreit sie wieder, „aber ein ander Mittel weiß ich nimmer. Der bös' Feind stellt mir nach, mir und ihm gleichwohl auch. Wir fürchten die Leut' jetzund, aber Euch bin ich zugelaufen; Ihr seid fromm und hochgelehrt! Ihr helft uns, daß wir nicht versinken allbeid', ich und der Berthold! Wir wollen in Ehren und Sitten leben, gebt uns den Eh'spruch!"

Ich weiß anfangs nicht, was das bedeutet, und als sie es klar tut, sage ich: „Habt Ihr den treuen Willen, so wird Euch der Ehesegen von der Kirche nicht vorenthalten werden."

„Mein Gott im Himmel!" schreit das Mädchen, „mit der Kirche heben wir nichts mehr an, die versagt uns die Ehe, weil wir nichts haben. Aber wenn der Herrgott bös' auf uns tät' werden, das wäre arg! — Das Gewissen läßt mir keine Ruh', und zu tausendmal bitt' ich Euch, schenket uns den Segen, den jeder Mensch kann schenken. Ihr seid wohl selber noch jung, und habt Ihr ein Lieb, so werdet Ihr's wissen, es gibt kein Lösen und Lassen.

Wir leben in der Wildheit zusammen, weil wir uns nicht lassen mögen; wir haben keine Seel', die unser Freund wollt' sein und uns das Glück wollt' wünschen von Herzen. Ein gutes Wort möchten wir hören, und wenn nur einer tät' kommen und sagen: wollet mit Gottes Willen und Segen einander verbleiben bis zum Tod! So ein einzig Wort und wir wären erlöst von der Sünd' und ein Eh'-paar vor Gott im Himmel!"

Diese Sehnsucht nach Befreiung von der Sünde, dieses Ringen nach dem Rechten, nach der menschlichen Teilnahme, nach dem Frieden des Herzens — wen hätte das nicht zu rühren vermögen!

„Ihr herzgetreuen Leut'!" rufe ich aus, und reck' die Arme: „der Herrgott mög' mit Euch sein, ich wünsche es Euch!"

Da ist schon auch der Bursche neben dem Mädchen gekniet. Und so habe ich mit meinen Worten etwas getan, was von mir gar nicht zu verantworten ist im Himmel und auf Erden. Ich habe eine Trauung vollzogen mitten im grünen Wald.

Am Peter- und Paulitag 1817.

Doch seltsam, was in diesem Jungen steckt, in des schwarzen Mathes Sohn. Er hat das Herz seiner Mutter und das Blut seines Vaters. Nein, er hat ein noch größeres Herz als seine Mutter und ein dreimal wilderes Blut, als sein Vater. Dieser Knabe wird ein Heiland oder ein Mörder.

Die alte Ruß-Kath siecht seit Monaten. Die Leute sagen, es fehle ihr an gesundem Blut. Das hat auch der kleine Lazarus gehört, und gestern ist er zu mir gekommen

mit einem hölzernen Töpfel und dem großen Seitenmesser seines Vaters und hat mich aufgefordert, ich möge aus seiner Hand Blut ablassen und es der Ruß-Kath schicken.

Er glüht im Gesicht, ist aber sonst ruhig. Ich verweise ihm sein Ansinnen. Er schießt davon. Und bald danach hat er im Hofe des Winkelhüterhauses eine Taube erwürgt — aus Zorn, aus Liebe — ich mag es nicht entscheiden.

Ich trete hinaus zu dem toten Tiere. „Lazarus," sage ich, „jetzt hast du eine Mutter umgebracht. Siehst du die armen, hilflosen Jungen dort? Hörst du, wie sie weinen?"

Bebend steht der Knabe da, blaß wie Stein, und ringt nach Luft und zerbeißt sich die Unterlippe. Ich drehe ihm den eingezogenen Daumen aus und gieße Wasser auf seine Stirn.

Ich führe ihn in seine Hütte zurück. Dort fällt er erschöpft auf das Moos und sinkt in einen tiefen Schlaf.

Es muß was geschehen, um das Kind zu retten. Wie, wenn ich es zu mir nähme, sein Vater und sein Bruder wäre, es zähmte und leitete nach meinen Kräften, es unterrichtete und zur Arbeit anhielte und in aller Weise seine Leidenschaft zu töten suchte?

Etwan hat der Knabe doch zu viel Blut .... meinen die Leute.

Hundstage 1817.

Der Sturmhanns hat ein Hündlein, ein gar possierlich Tier, weiß recht klug dreinzuschauen und freundliche Augen zu machen und anhänglich schweifzuwedeln, daß man meint, man müsse es frei liebhaben, wie ein Men-

schenkind. Und da ich ihm in die Nähe gekommen bin — schwapp! hab' ich eins in den Waden. — Wie dieser Hund, so sind auch die Hundstage. Das ist ein Glitzern und Sonnenleuchten des Morgens und ein Vogelzwitschern und alle Blumen heben ihre Köpfeln zur Höhe und grüßen und lachen dich an. Und die Sonne streichelt dich und küßt dich und die Sonne umarmt die Welt mit glühender Lieb' — wer wollte da nicht hinausstreichen in den wohligen Schatten der Wälder? Du wandelst frei dahin und schauest zur grünen Erde und denkst: du lieber, du holder Tag! — Da sind auf einmal die finsteren Wolken über dir und der Sturm reißt dir den Hut vom Haupt und der Regen schlägt dir rasend ins Gesicht — birg dich rasch — es kommt auch Eis gesaust.

Die Hundstage. Kann denn auch die Natur untreu sein? Der Mensch ist's, der ihr Böses zeiht, weil sein Denken unvernünftig und seine Weisheit mangelhaft ist. Es gibt nichts Böses und nichts Gutes, außer in dem Herzen des einen Wesens, dem der freie Wille gegeben ist.

Wenn wir uns den freien Willen abstreiten könnten, dann wären wir alles Gewissens los. Im Walde gibt es manchen, dem das recht wäre.

Am Jakobitag 1817.

Heute bin ich wieder im Hinterwinkel, im Hause des Mathes gewesen. Das Weib ist trostlos. Seit zwei Tagen ist der Knabe Lazarus verschwunden.

Das Schreckliche ist geschehen. In seinem Jähzorn hat er einen Stein nach der Mutter geschleudert. Als das geschehen, hat er einen grausen Schrei getan und ist davongegangen.

Auf der Grabstätte des Mathes hat man gestern frische Spuren zweier Knie entdeckt.

Wir haben Leute aufgeboten, daß sie den Knaben suchen. In einer der Hütten ist er nicht. Es wird auch an den Abgründen und Bächen nachgespürt.

„Er hat mich nicht treffen wollen!“ jammert die Mutter, „und das ist ein kleiner Stein gewesen, aber auf dem Herzen liegt mir ein großer. Einen größeren hätt' er nimmer nach mir schleudern mögen, als daß er davon ist.“

Drei Tage später.

Keine Spur von dem Knaben. Wohl eine andere Spur haben die Leute gefunden: große Pfoten mit vier und fünf Zehen. Wölfe und Bären gibt es in der Gegend.

Es geht das Gerücht, drüben in den Lautergräben habe ein Holzhauer gestern die halbe Nacht mit einem Bären gerungen, bis es dem Manne endlich gelungen sei, seinen Arm dem Tiere in den Rachen zu stoßen, daß es daran erstickt. Ich bin heute in den Lautergräben gewesen, dort wissen sie nichts von der Mär.

Dagegen hat mich einer von dort gefragt, ob es wohl wahr, daß im Winkel drüben, ganz nahe am Hause ein Rudel Wölfe den Erdmann gefressen hätte.

Das sei nicht wahr, habe ich geantwortet.

Aber der Mann behauptet, er wisse das zwar ganz bestimmt. Die Leute täten es allerwärts erzählen, und hundert Schritte vom Kirchenbaue hintan sehe man das Blut auf dem Sandboden und Fetzen von der Bekleidung.

Ich entgegne, daß ich das Blut auch gesehen habe, daß dasselbe aber von einem Lämmlein herrühre, welches

die Winkelhüterin gestern abends eben für den Erdmann ausgeweidet habe; daß den Erdmann also nicht die Wölfe aufgefressen hätten, sondern daß der Erdmann das Lämmlein aufgegessen habe, und daß besagter Erdmann ich selber sei.

Der Mann ist darauf recht verlegen und meint, er habe mich nicht erkannt, sonst hätte er das Gerücht nicht nacherzählt, ich möge ihm nur verzeihen, daß die Sache nicht wahr ist.

Am Petri-Kettenfeiertag 1817.

Das ist wie ein knatterndes Lauffeuer durch den Wald gegangen. Im Karwasserschlag wissen sie es, in Miesenbach wissen sie es, in den Lautergräben wissen sie es; und ich im Winkel weiß es, daß es die bereits alle wissen, was doch erst heute morgens geschehen ist.

Das Töchterlein des Mathes besucht zuweilen die Grabesstätte des Vaters und bepflanzt sie mit Hagebuttensträuchern. Heute zur Frühe, wie es wieder hinkommt, leuchtet ihm etwas entgegen. Auf dem Hügel ragt ein Stab und daran flattert ein Papier. Das Mädchen läuft heim zur Mutter, diese läuft zu mir in das Winkelhüterhaus, daß ich kommen und sehen möge, was das sei.

Es ist sehr merkwürdig. Eine Nachricht ist es von dem Knaben. Auf dem Papier stehen in fremden Zügen die Worte:

„Meine Mutter und meine Schwester! Habt keinen Groll und keine Sorge. Ich bin in der Schule des Kreuzes. Lazarus.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Leute richten ihre Blicke auf mich. Der Knabe

kann nicht lesen und nicht schreiben, fast niemand kann es im Walde. Die Leute meinen, ich sei hochgelehrt, ich müsse von allem wissen.

Ich weiß von nichts.

Allerseelen 1817.

Das ist ein lautloses Auf- und Niedergehen der Menschen.

Ein Tröpflein sammelt sich am hohen Zweig des Baumes, sickert hinaus auf die letzte Nadel, wiegt sich und glitzert und funkelt, oft grau, wie Blei, oft rot, wie Karfunkel. Kaum noch hat es die Farbenpracht des Waldes und des Himmels in sich gespiegelt, so zieht ein Lufthauch und das Tröpflein löst sich von dem wiegenden Tannenzweig und fällt nieder auf den Erdengrund. Und der Erdboden saugt es ein und keine Spur ist mehr von dem funkelnden Sternchen.

So auch lebt des Waldes Kind und so vergeht es.

Draußen ist es anders. Draußen erstarren die Tropfen in dem frostigen Hauch der Sitte, und die Eiszapfen klingeln aneinander und im Niederfallen klingeln sie und ruhen, eine Weile noch der Welt Herrlichkeit in sich spiegelnd, auf dem Erdboden, bis sie zerfließen und vertauen, wie der Gedanke an einen lieben Toten.

Draußen sind ja die Friedhöfe nicht für die Toten, sondern für die Lebendigen. Der Lebende feiert dort das Andenken an seine Vorfahren und er feiert seine künftige Friedhofsruhe. Für den Lebenden ist das Rosenbeet und die Inschrift. Der Lebende empfindet in seinem Gemüte die Ruhe, wenn er an den Schläfer denkt, der von Drangsal erlöst ist. Der Lebende fühlt das Hinabsinken

des Toten und hofft für jenen die Urständ. — Niemand geht unbelohnt über Friedhofserde; diese Schollen kühlen die Leidenschaften und erwärmen die Herzen, und nicht allein des Todes Frieden steht auf den Blumenhügeln geschrieben, sondern auch des Lebens Wert.

Der Wald legt Ruhe, wohin Ruhe gehört. Dort hat der tote Schläfer kein Nachtlicht, wie der lebendige keines gehabt. „Das ewige Licht leuchte ihnen!" ist das einzige Begehren. Die Spätherbstsonne lächelt matt und verspricht ihren ewigen Glanz, und der nächste Frühling sorgt für Blumen und Kränze.

Nicht der toten Leiber wird im Walde gedacht, sondern ihrer lebenden Seelen Wehe, wenn diese sündig verstorben im Fegefeuer schmachten!

Als der hungernde Hans seinem hungernden Nachbar auf der Au das Stück Brot hat gestohlen und darauf war verstorben, da war der Urwald noch nicht gestanden. Der Leib war verwesen, der Hans vergessen, die Seel' ist im Fegfeuer gelegen. Die Au ist zum Walde, der Wald ist zur Wildnis geworden; die Wölfe heulen und kein Mensch ist weit und breit; an den Hängen des Gebirges wogen Sommerlüfte und Winterstürme, und mit jeder Minute ein Körnlein Sand; und mit jedem Jahrhundert eine Bergeswucht rollt in die Tiefe der Schluchten. Und die arme Seele liegt im Feuer. Wieder kommen Menschen in die Einöden und die Hochwälder fallen, und Hütten und Häuser erstehen und eine Gemeinde wird gebildet — die Seele aus alten, längst untergegangenen Sonnen liegt in den Gluten des Fegfeuers und ist verlassen und vergessen.

Aber ein Tag geht auf im Jahre, solch' vergessenen Seelen zum Troste.

Als Christus der Herr am Kreuz ist gestorben und nur noch der letzte Tropfen Blut in seinem Herzen ist gewesen, da hat ihn sein himmlischer Vater gefragt: „Mein lieber Sohn, die Menschheit ist erlöst; wem willst du den letzten Tropfen deines rosenfarbenen Blutes zukommen lassen?" — Da hat Christus der Herr geantwortet: „Meiner lieben Mutter, die am Kreuze steht; auf daß ihre Schmerzen sollen gelindert sein." — „O nein, mein Kind Jesus," hat darauf die Mutter Maria geantwortet, „wenn du den bitteren Tod willst leiden für die Menschenseelen, so mag ich die Mutterpein auch noch ertragen, ist sie gleichwohl so groß, daß sie nicht das Meer kann löschen, und wär' die ganze Erden ein Grab, sie nicht kunnt begraben. Ich schenke den letzten Tropfen deines Blutes den vergessenen Seelen im Fegfeuer, auf daß sie einen Tag haben im Jahr, an dem sie von dem Feuer befreit sind."

Und so sei — nach der Sage Deutung — der Allerseelentag entstanden. An diesem Tage sind auch die verlassensten und vergessensten Seelen von ihrer Pein befreit und stehen im Vorhofe des Himmels, bis der letzte Stundenschlag des Tages sie wieder in die Flammen ruft.

Das ist im Walde der Sinn und Gedanke des Festes Allerseelen, und manche gute Tat wird geübt auf die Meinung, den abgeschiedenen Seelen die Feuerspein zu lindern.

Über den einsamen Gräbern aber brauen die Spätherbstnebel, und junger Schnee verbirgt des Hügels letzten Rest, und darauf haben etwa die Klauen eines Hähers ein Kettchen gezogen — als einziges Zeichen des Lebens, das hier oben noch waltet — des unauflöslichen Bandes

Deutung: um Leben und Tod ist eine ewige Kette gewunden.

Heute muß ich oft an den Lucas denken. Ein Brenner, der in den Lautergräben begraben liegt. Dem Holzmeister Luzer ist in einer Nacht ein Ziegenbock gestohlen worden, unweit von der Lucas-Hütte haben sie hernach vom Tiere Haut und Eingeweide gefunden. Da ist's offenbar: der Lucas ist der Dieb. Und wie im Walde schon überall die Lässigkeit herrscht, so klagen sie den Brenner nicht an und so kann er sich nicht rechtfertigen. Gleichwohl hat er gemerkt, wie er bei den Leuten im Arg steht. Und einmal hat er ausgerufen: „Hättet ihr mir meine Hände abgehauen, hättet ihr mir das Augenlicht genommen, ich wollte zufrieden sein. Aber ihr habt mir meine Ehre weggenommen — jetzt ist's vorbei." Die Leute haben gesagt: „Mag er sich winden und wenden wie er will, den Ziegenbock hat er doch gestohlen. Ist der Lucas darüber närrisch geworden. „Diebe muß man hängen," soll er gesagt haben — und hat man ihn nachher an dem Aste einer Föhre gefunden. Von jeher haben sich Selbstmörder ihren Grabplatz selber gewählt; so haben sie den Lucas zwischen den roten Wurzeln der Föhre verscharrt.

Erst vor wenigen Wochen hat es sich ereignet, daß ein arbeitsloser Holzmann auf dem Totenbett das Geständnis abgelegt, er wäre es, der dem Luzer den Bock davongetrieben hatte. — Ich werde heute doch noch zum Grabe des Lucas in die Lautergräben gehen. —

Dann gibt es in den Winkelwäldern noch ein Grab, das die Leute wissen und verachten. Und dennoch ist es an diesem Tage des Gedächtnisses nicht einsam gewesen.

Das Töchterlein des schwarzen Mathes hat am Grabe des Vaters wieder ein Blatt gefunden.

„Mir geht es wohl. Ich denke an meine Mutter, an meine Schwester und an meinen Vater. Lazarus."

Das ist die Botschaft. Die einzige Botschaft von dem verschwundenen Knaben seit vielen Tagen. Die Schriftzüge sind dieselben, wie auf dem ersten Blatte.

Keine Menschenspur geht außer der des Mädchens zum Grabe hin, keine davon. Pfade von Füchsen und Rehen und anderen Tieren ziehen in Zick und Zack durch den winterlichen Wald.

Am Katharinentag 1817.

Es ist ein Brief geschrieben worden, daß der Knabe um Gottes und der Mutter willen zurückkehren möge in die Hütte. Der Brief ist gut verwahrt über dem Grabe an dem Kreuzlein befestigt worden. Bis zum heutigen Tage ist er noch dort, niemand hat ihn erbrochen.

Weihnacht 1817.

Heute habe ich Heimweh nach den Glockenklängen, nach in Wehmut erlösenden Orgeltönen. Ich sitze in meiner Stube und spiele Krippenlieder auf der Zither. Meine Zither hat nur drei Saiten; eine vollkommenere habe ich mir nicht zu schaffen gewußt.

Die drei Saiten sind mir genug; die eine ist meine Mutter, die andere mein Weib, die dritte mein Kind. Stets in seiner Familie begeht man die Weihnacht.

Nur wenige der Waldleute gehen mit Spanlunten hinaus nach Holdenschlag zur nächtlichen Feier. Es ist auch gar zu weit. Die übrigen bleiben in ihren Hütten;

aber schlafen wollen sie doch nicht. Sie sitzen beisammen und erzählen sich Märchen. Sie haben heute einen sonderartigen Drang, aus ihrer Alltägigkeit herauszutreten und sich eine eigene Welt zu schaffen. Mancher übt alte, heidnische Sitten aus und vermeint durch dieselben einem unsäglichen Gefühle des Herzens zu genügen. Mancher strengt seine Augen an und blickt hin über die nächtigen Wälder und meint, er müsse irgendwo ein helles Lichtlein sehen. Er horcht nach Feierglockenklingen und lieblichen Engelsstimmen. Aber nur die Sterne leuchten über den Waldbergen, heute wie gestern und immer. Ein kalter Lufthauch weht über den Wipfeln; Eisflämmchen flimmern nieder von den Kronen und zuweilen schüttelt ein Geäste seine Schneelast ab.

Aber anders berührt in dieser Nacht das Flimmern und das Fallen des Schnees, und die Menschengemüter zittern in sehnsuchtsvoller Erwartung des Erlösers.

Ich habe ein einfältig Christbäumlein, wie man sie in nordischen Ländern haben soll, zusammengerichtet und dasselbe der Anna Maria Ruß in die Lautergräben geschickt. Ich denke, die Kerzenflammen müssen freundlich spiegeln in den Äuglein ihres Kleinen. Vielleicht, daß gar ein Funke ins junge Herz hineinzuckt und dort nimmer verlischt.

In der Hütte der Witwe kann kein Christbaum sein. Auf dem Grabe des Mathes liegt sehr viel Schnee; das Briefgehäuse aus Reisig hat eine hohe Haube. Der flehende Brief der Mutter an das Kind muß verderben, ohne erbrochen und gelesen worden zu sein.

März 1818.

In einem Winkel der Karwässer drüben hat sich der Berthold eine Klause erworben. Er ist zu den Holzleuten gegangen.

Die Aga hat gestern ein Kindlein geboren. Es ist ein Mädchen. Sie haben es nicht nach Holdenschlag getragen. Ich bin geholt worden, daß ich es taufe. Ich bin kein Priester und darf dem Kirchenkalender keinen Namen stehlen. Waldlilie habe ich das Mädchen geheißen und mit dem Wasser des Waldes habe ich es getauft.

Ostern 1818.

Wann wird der Engel kommen, der den Stein hinwegwälzt?

„Jerum, jerum, unser Herrgott ist gestorben! Aber wie ich schon sag', es erfährt ein's halt nichts in dieses Hinterland herein. Schau, schau, ist eh' nimmer jung gewesen, hab' schon mein Lebtag von ihm gehört. Hat halt doch auch einmal fort müssen. Uh, wem bleibt's aus!" — Das hat der alte Schwammelfuchs gesagt, als er erfahren, daß zu Holdenschlag am Charfreitag von der Kanzel verkündet worden, unser Herrgott sei gestorben zu Jerusalem.

In ernster und in höchster Verwunderung meint es der Alte, der doch zu jedem Abendgebete die Worte sagt: „Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuziget, gestorben."

Es ist Zungengebet. Das wahre Gebet betet nur das Herz in seiner Not, in seiner Freude, aber die Leute werden sich desselben nicht bewußt. In Untiefen begraben liegt noch das Ding, das wir wahre Gottesehre oder Frömmigkeit heißen.

Die Leute eilen in der Osternacht oder am Morgen in den freien Wald hinaus, zünden Feuer an, lassen Schießpulver knallen und spähen in der Luft nach dem päpstlichen Segen, der am Ostermorgen von der Zinne der Peterskirche zu Rom ausgestreut werde nach allen vier Winden.

Es ist immer das unbewußte Sehnen und Ringen. Man merkt, es liegt etwas begraben in den Herzen, was nicht tot ist. Wann aber wird der Engel kommen, der den Stein hinwegwälzt?

Am Sankt-Markustag 1818.

Der Schnee ist geschmolzen. Drüben im Gesenke donnern noch die Lahnen. Vor einem Jahre haben wir einige Obstbäume gepflanzt; diese grünen jetzt ganz frisch und der Edelkirschbaum treibt fünf schneeweiße Blüten.

Der Kirchenbau hat wieder begonnen. Die Maurer haben sich auch schon an den Pfarrhof gemacht. Der wird ein stattliches Haus nach dem Plane des Waldherrn. Warum muß der Pfarrhof denn größer sein als etwan das Schulhaus? Das Schulhaus soll ja für eine ganze Familie und für eine Schar junger Gäste eingerichtet sein; der Pfarrhof herbergt nur einen oder ein paar einzelne Menschen, deren Welt sich nicht nach außen breitet, sondern im Innern vertieft.

Aber der Pfarrhof soll das Heim und die Zuflucht sein für alle Rat- und Hilfebedürftigen; eine Freistatt für Verfolgte und Schutzlose — und auch der Mittelpunkt der Gemeinde.

Als Neues in der Jahreszeit kehrt stets das Alte wieder, die Leute leben in ihrer gewohnten Beschäftigung und unbewußten Armut fort.

Ich kann nicht mehr so im Walde herumgehen, um mit den Leuten zu verkehren, von ihnen zu lernen und ihnen dafür anderweitig zu nützen. Ich kann nicht mehr flechten und schnitzen, nicht mehr so in der Schöpfung leben und Baum- und Blumenkunde treiben und das Erdreich ausspähen, was etwan aus demselben für uns zu holen wäre. Ich muß stetig bei dem Baue sein; die Arbeiter und Vorarbeiter gehen auf meinen Rat. Ich muß viel nachdenken und Bücher und fremde Erfahrungen zu Hilfe ziehen, daß wir nicht auf Irrwege geraten.

Mir behagt aber die Sache bei all der Anstrengung und ich werde jünger und kräftiger.

Gestern ist der Dachstuhl aufgesetzt worden. Viele Menschen sind dabei anwesend gewesen; jeder will zur Kirche sein Scherflein beitragen. Die Witwe des Mathes und ihre Tochter arbeiten auch im Bau. Sie sprechen kein Wort mehr von dem Knaben. Aber letzthin hat das Weib ein Steinchen mit aus ihrer Hütte gebracht und die Worte gesagt: „Ich möchte gern, daß dieses Sandkorn unter dem Altar liege.“

Es ist der Stein, den der Knabe nach der Mutter geworfen.

Pfingsten 1818.

Das erste Fest der neuen Kirche. Aber nicht in derselben, sondern vor derselben. Gestern ist das Turmkreuz aufgerichtet worden. Es ist von Stahl und vergoldet — ein Geschenk des Freiherrn.

Eine große Menge Leute hat sich versammelt; es gibt doch viele Bewohner in den Wäldern.

Von Holdenschlag aber soll kein Mensch dagewesen

sein, nicht einmal der Pfarrer. Letztlich gönnen sie uns etwan gar die neue Kirche nicht? — Wohl aber ist jenseits des Winkelbaches der Einspanig gesehen worden. Er schleicht und lauert, zerrt sein aschenfarbig Lodentuch über das bewüstete Haupt; hastet am Bache hin und wieder und endlich hinein in das Dickicht. — Das ist ein seltsamer Mensch; mehr und mehr zieht er sich zurück von den Leuten und nur an bedeutsamen Tagen wird er gesehen. Niemand weiß, wer er ist, von wannen er kommt und was er webt, das weiß kein Weber.

Auch der Holzmeister nimmt an dem Feste teil, ist ganz außerordentlich aufgeziert und hat gar seinen roten Vollbart gekämmt. In der Hand hat er einen beknopften Stock getragen, da merke ich gleich, es geht nicht gewöhnlich. Und richtig, er hält eine Rede, in welcher er sagt, daß er heute im Namen des Waldherrn der neuen Gemeinde die neue Kirche übergebe.

Das Kreuz trägt ein kräftiger Mann an den Arm gebunden hinauf. Es ist Paul, der junge Meisterknecht aus den Lautergräben. Von dem Turmfenster, durch das er heraussteigt, ist ein sehr einfaches Gerüste an dem beinahe senkrechten Schindeldach empor bis zur Spitze. Gelassen klettert der Träger an den Balken hinan. Zur Spitze angekommen, steht er frei aufrecht und löst sich das Kreuz vom linken Arm. — In der Menschenmasse ist es still, und ringsum kein Laut, als ob noch die Urwildnis wäre an den Ufern der Winkel. Jeder hält den Atem an, als wäre ein unbewachter Hauch imstande, dem Manne auf schwindelnder Höhe das Gleichgewicht zu stören.

Der Paul hütet seinen Blick und seine Bewegungen sind langsam und regelmäßig. Ich vermeine schon ein

Zucken und Wenden zu bemerken, das nicht zur Sache gehört, schon faßt mich der Schreck — da senkt sich das Kreuz in seinen Grund und steht fest. In demselben Augenblick strauchelt der Mann — da schallt herunten in meiner Nähe ein Schrei. Aber Paul steht oben.

Der Schrei ist aus dem Munde der Anna Maria gekommen. Sie ist blaß und ohne noch einen Laut zu tun, setzt sie sich auf einen Stein.

Und jetzund wird's erst lustig. Der Paul zieht ein Glas hervor, hebt es, leert es und schleudert es nieder auf den Boden. Es zerspringt in tausend Scherben und die Leute ringen untereinander um diese Scherben, um solche für ihre Enkel zu erhaschen und dereinst sagen zu können: sehet, das ist ein Teil des Glases, aus dem bei der Aufrichtung unseres Kirchturmkreuzes getrunken worden.

Noch steht der Paul auf hoher Spitze, Arm in Arm mit dem Kreuze; da kommt im Turmfenster der graubärtige Kopf unseres Fabelhans-Rüpel zum Vorscheine. Der zwinkert so gewaltig mit den weißen Augenbüschen, daß man es gar herunten bemerken kann, und hebt so an zu reden:

„Weil ich mich nicht auf die Spitz' getrau, so ich zu diesem Fenster herausschau. Auf der Spitz' steht ein junger Mann, dem steht das Trinken an; das Reden aber mir Alten. Will euch doch keine Predigt halten; dafür wird unten die Kanzel gebaut und dieselb' einem rechtschaffenen Pfarrer vertraut. Neben der Kanzel werdet ihr einen Taufstein erblicken; dem hab' ich nichts mehr zu schicken; aber es gibt Leut' in der Pfarr', die brauchen so ein Waschtrog alle Jahr'; der Taufbrunn' darf nicht

zu klein, im Holzhauerland muß das ein starker Brunnen sein. Aber gleich daneben tut der Beichtstuhl steh'n, da tragen sie alle Sünden hinein, sind sie groß oder klein. Gott wird sie verzeih'n; der Beichtvater aber soll die Ohren verschließen, der kann die Sünden von sich selber wissen. Dann ist der Hochaltar, da schüttet man seinen Kummer aus und geht wieder frisch und jung nach Haus. Und der liebe Gott wird zwölf Engel senden, die werden die Gemeinde bewachen an allen Enden. Da hör' ich, was auf dem Turm das Glöcklein spricht, und seh' leuchten das heilige Kreuz im Sonnenlicht, wie ein Wegweiser, ein göttliches Zeichen, daß wir allzusamm' mit Gottes Gnad' den Himmel erreichen. — Und weil ich heut' auf diesem Turm schon die Glocken muß sein, so ruf' ich es weit ins Land hinein, daß es hallt und schallt über Berg und Wald, bis hin in die schöne Stadt, wo unser braver Herr seinen Wohnsitz hat. Ich und wir all' und die ganze Gemein' bedanken uns wohl von Herzen fein für's Gotteshaus zur schönen Zier! und der Engel soll uns leiten all' zur himmlischen Tür. — Das ist mein armer Gruß; und noch tät' ich meinen zum Schluß: eh'vor wir selbander im Himmel uns freu'n, wollen wir auf Erden noch lustig sein!"

In den Herzen haben die Worte gezündet, und ich hätte gleich meinen eigenen Schutzengel mögen schicken, daß er dem Herrn in der Stadt den lieblichen Dankesgruß gebracht.

Als hierauf der Paul glücklich vom Turme zurückkommt auf den festen Erdengrund, hat ihn sein Weib mit beiden Armen empfangen: „Gott gibt dich mir mit eigenen Händen zurück!"

Darauf gehen sie dem Hause zu, das heute eine laute Schenke geworden ist. Und siehe die Fügung, da ist der Paul nach wenigen Stunden auf dem breiten, ebenen und grundfesten Boden des Wirtshauses nicht mehr so sicher gestanden, wie oben auf der Spitze.

Das erhöhte Kreuz aber hat seinen Arm huldreich ausgebreitet über die Kirche und über das Wirtshaus.

Einige Tage später.

Es wird aber nicht wahr sein, was man über den Sohn unseres Waldherrn redet. Der junge Herr soll es toll treiben. Es haben auch der Reichtümer allzuviel auf ihn gewartet, als er in dieser Welt ist angekommen. Ei freilich läßt sich mit klingendem Namen und klingender Münze im Leben etwas machen!

Aber ich habe dem guten Hermann ja gesagt, woher das Brot kommt und was Arbeit heißt. Freilich, das eine hat mir nicht gefallen wollen, daß er niemals auf die Arbeiter des Feldes und auch niemals auf die Blumen des Frühlings und auf die Blätter des Herbstes hat geachtet.

Doch nein, Hermann, du kannst so sehr nicht irren. An deiner Seite steht ja der heiligste, treueste Schutzgeist, den die Erde und der Himmel geboren hat. —

Komme doch einmal herein in unseren schönen, stillen Wald!

Morgenrot und Edelweiß.

Im Sommer 1818.

Zuweilen ist mir im Winkel hier doch gar recht einsam zu Herzen. Ich weiß nun aber ein Mittel dagegen;

ich gehe zu solchen Stunden hinaus in die noch größere Einsamkeit des Waldes; und ich bin in derselben sogar schon nächtlicher Weile gewesen und habe die schlummernde Schöpfung betrachtet und Ruhe empfunden.

Nacht liegt über dem Waldlande. Der letzte Atemzug des vergangenen Tages ist verweht. Die Vöglein ruhen und träumen und dichten künftige Lieder. Aber die Käuze krächzen und Äste seufzen in ihren Stämmen. Die Welt hat ihr Auge geschlossen, aber ihr Ohr tut sie auf, der ewigen Klage der Menschen. Wozu? Ihr Herz ist Felsgestein und nimmer zu wärmen. Nein, sie wärmt ja mit ihrer Ruhe und mit ihrem Blick. — Oben drängt sich Gestirn an Gestirne, es tanzt seinen Reigen und freut sich des ewigen Tages. — Auch dem Walde naht der Morgen wieder, schon winken ihm die Zweige.

Es naht der junge König auf Wolkenrossen vom Aufgang her geritten und bohrt seine glutlodernden Lanzen in das Herz der Nacht, und diese stürzt nieder in dämmernde Schluchten, und von felsiger Zinne rieselt das Blut.

Alpenglühen nennen es die Leute, und wenn ich ein Dichter wäre, ich wollte es besingen.

Zu dieser Jahreszeit wäre es auf dem grauen Zahn gut sein. Zur Nachtszeit, während unten in den Tälern die Menschen ausruhen von Mühsal, und träumen von Mühsal, und sich stärken zu neuer Mühsal — stehen da oben die ewigen Tafeln in stiller Glut, und um Mitternacht reicht über dem Zahn ein Tag dem andern die Hand.

„O, das ist ein schönes Licht!" hat der alte Rüpel einmal ausgerufen, „das leuchtet hinaus in die weite Fern', das leuchtet mir hinein in mein tiefes Herz, das leuchtet mir hinauf zu Gott dem Herrn!"

In meiner Seele ist zuweilen eine so seltsame Empfindung; Sehnsucht nach dem Weiten, nach dem Unbegrenzten ist nicht ganz der rechte Name dafür; Durst nach dem Lichte möchte ich sie heißen. — Mein armes Auge, du vermagst der dürstenden Seele nicht genug zu tun; du wirst in dem Meere des Lichtes noch ertrinken und sie wird nicht gesättigt sein.

Ich bin dieser Tage wieder auf dem Zahn gewesen. Bald werde ich ja an den Glockenstrick geknüpft sein, wenn andere Leute Feiertag haben. Es sei, der Glockenstrick ist ein langer Atem, der sagt mit jedem Zug den Menschen was Gutes und lobet Gott.

Ich habe von dem hohen Berge aus nach den Niederungen geschaut, aber das Meer hab' ich nicht gesehen. Ich habe gegen Mitternacht geschaut bis zu den fernsten Kanten hin, von da aus man vielleicht das Flachland könnt' sehen, und die Stadt und den Giebel des Hauses, und das Gefunkel der Fenster . . . .

Und wie lang' müßtest du fliegen, du Blick meines Auges, bis hin ins Sachsenland zum Grabe! . . . .

Der scharfe Wind hat meine Gedanken abgeschnitten. Da bin ich wieder niederwärts gestiegen.

An einem Überhang des Grates habe ich etwas Freundliches gefunden.

Das habe ich am Gestade des fernen Sees von meiner Ahne schon gehört, und das habe ich von den Menschen dieses Waldlandes wiederholt vernommen, daß in der Sonne d'rin die heilige Jungfrau Maria am Spinnrade sitzt. Sie spinnt Wolle von schneeweißen Lämmlein, wie sie im Paradiese weiden. Da ist ihr einmal, als sie bei dem Spinnen eingeschlummert und vom Menschen-

geschlechte hat geträumt, ein Flöcklein der Wolle auf die Erde gefallen, ist hängen geblieben an einem hohen Felsen, und die Leute haben es gefunden und Edelweiß geheißen.

Zwei Sternchen davon hab' ich abgepflückt und sie an meine Brust getan. Das eine, das ein wenig rötlich leuchtet, sei Heinrichrot genannt, das andere, schneeweiße, das . . . . lasse ich bei seinem alten Namen.

Als ich gegen Abend zu den Wäldern und Geschlägen niederkomme, stößt mir was unsäglich Liebliches zu. Da sehe ich unweit meines Fußsteiges eine Schichte frischgrünen Grases; es duftet mir einladend entgegen, und so denke ich, daß ich hinschreite dazu und meine ermüdeten Glieder darauf ein wenig rasten lasse. Und wie ich nun zur Grasschichte komme, sehe ich darin ein Kindlein schlafen. Ein blütenzartes, herziges Kindlein, in Linnen gewickelt. Ich bleibe stehen und wahre meinen Atem, daß er nicht in Verwunderung ausbreche und so das Wesen wecke. Ich vermag kaum zu denken, wie es komme, daß dieses hilflose, blutjunge Menschenkind zu dieser Stunde an dieser entlegenen Stelle sei. Da klärt es sich schon auf. Von der Talmulde wankt eine Grasladung heran und unter derselben schnauft die Aga, die für ihre Ziegen Futter sammelt, und das Kind ist ihr Töchterlein — meine Waldlilie.

Das Weib ladet hierauf den Grasvorrat auf ihren Rücken und das Kind auf ihre Brust, und wir gehen zusammen dem Tale zu.

Ich bin an demselben Abende in ihre Klause eingekehrt und hab' Ziegenmilch getrunken. Der Berthold ist spät vom Holzschlage heimgekommen. Die Leutchen

führen ein kümmerliches Leben; aber sie sind guten Mutes, und die junge Waldlilie ist ihre Glückseligkeit.

Als der Berthold an meiner Brust das Edelweiß sieht, sagt er, mit dem Finger drohend: „Ihr, gebt acht, das ist ein gefährlich Kraut!“

Ich verstehe ihn nicht, da setzt er bei: „Das Edelweiß hätt' schier meinen Vater getötet und das Edelweiß will mir die Lieb' zu meiner schon verstorbenen Mutter vergiften.“

„Wie so, wie so, Berthold?“ frage ich.

Da erzählt er mir folgende Geschichte: Auf der andern Seite des Zahn, vom Gesenke hinaus, ist ein Forstjunge gewesen, der hat ein Sennmädchen lieb gehabt. Aber das ist gottlos stolz gewesen und hat eines Tages zum Forstjungen gesagt: „Bist mir ja recht und ich mag dein werden, aber eine Gewährschaft mußt du mir geben von deiner treuen Lieb'. Bist ein flinker Bursch; schlagst mir's ab, wenn ich ein Edelweiß verlang' von der hohen Wand herab?“

„Mein Leben, ein Edelweiß sollst du haben!“ jauchzt der Bursch, denkt aber nicht daran, daß sie die hohe Wand die Teufelsburg heißen, weil sie unbesteigbar ist, weil an ihrem Fuß Martertafeln stehen, von Wurznern und Gemsjägern zeugend, die herabgestürzt. Und die Sennin bedenkt es nicht, das sie eine neue Martertafel begehrt.

Aber dasselb' ist wohl wahr, daß einem die Lieb' toll den Kopf verrückt. Der Forstjunge hat sich aufgemacht noch an demselbigen Tag.

Er besteigt das niedrigere Gewände, über welches der Holzhauer mit seiner Kraxa noch wandeln muß; er erklettert Hänge, an denen der Wurzner seinen Speik aus-

sticht; er schwingt sich über Schründe und Klippen, denen kaum mehr der Gemsjäger traut. Und er erreicht endlich jene schaudervollen Stellen an der Teufelsburg, die unter sich den zerrissenen Abgrund, über sich das senkrecht aufsteigende Getürme haben.

Auf einem nächsten Felsvorsprung ist ein Gemslein gestanden, das hat lustig sein Haupt erhoben und spottend auf den Burschen herübergeschaut. Es ist nicht geflohen, da oben ist das Wild der Jäger und der Mensch das hilflose Wild. Das Gemslein scharrt mit dem Vorderfuß, da fliegen weiße Flaumschüppchen auf. — Edelweiß.

Der Bursche weiß wohl, er hat sein Auge zu wahren, daß das Rad in dem Haupte nicht anhebt zu kreisen. Er weiß wohl: blickt er empor am Gewände, so ist es der Abschied vom Himmelslicht, und senkt er sein Auge niederwärts, so schaut er in sein Grab.

Nicht die Gemse, der Boden, auf dem sie steht, ist heute sein Ziel. Einstemmt er den Alpenstock und windet sich und schwingt sich. Blau und grau wird es um sein Auge. Funken tauchen auf und kreisen und vergehen. Nichts sieht er mehr als das Lächeln der Sennin, da schleudert er den Stock von sich, da hebt er an und hüpft und springt in weiten Sätzen. Und die Gemse macht sich auf und setzt wild über sein Haupt, und der Forstjunge sinkt hin auf das weiße Bett ins Edelweiß.

Am zweiten Tage nachher hat der Oberförster bei den Leuten nachfragen lassen, ob der Forstjunge nicht gesehen worden sei. Am dritten Tage haben sie das Sennmädchen gesehen im Walde laufen mit gelösten Haaren. Und an dem Abende desselben Tages ist der Forstjunge auf einen Stock gestützt durch das Tal geschritten.

Wie er herabgekommen von der Teufelsburg, das hat er keinem Menschen erzählt, noch vielleicht erzählen können. Edelweiß hat er bei sich getragen — einen Strauß an der Brust — einen Kranz auf dem Haupte; schneeweiß, edelweiß sind seine Haare gewesen.

Und das Sennmädchen, das sich in seinem Übermut an dem braunen Lockenkopf versündigt, hat jetzund das Weißhaupt geliebt und gepflegt, bis es selbst ein solches geworden in späten Jahren. —

Fast schön hat der Berthold diese Geschichte erzählt und letztlich beigesetzt, daß er von dem Forstjungen und der Sennin das Kind sei.

Im Herbst 1818.

Wenn ich in den Wäldern herumgehe zu großen und kleinen Leuten, und von den ersteren lerne und die letzteren lehre, so sehne ich mich oftmals zurück zum Steg der Winkel. Da haben die letzten Jahre her die Leute um das Winkelhüterhaus mit Axt und Hammer so herumgearbeitet und ich habe selber zuweilen ein wenig meine Hand daran gelegt. Und nun ich die Augen einmal aufmache und die Dinge betrachte, sehe ich, daß wir ein Dorf haben.

Neben dem Hause sind ein paar Hütten aufgerichtet worden, anfangs nur für die Bauarbeiter, und nun werden sie zu ständigen Häusern eingerichtet. Und da ist der Martin Grassteiger, ein Kohlenbrenner, aus den Lantergräben herübergekommen und hat zwei solche Hütten um eine ganz erkleckliche Summe erkauft und zur Verwunderung der Leute gleich bar ausbezahlt. Aus den pechschwarzen Kohlen werden funkelnde Taler gemacht, hat

die alte Ruß-Kath einmal gesagt. Und mit blanken Talern hat der Grassteiger die Hütten bezahlt, und nun ist er ein ansehnlicher Mann.

Der Pfarrhof ist der Vollendung nahe und die Kirche ebenfalls, und danach kommt das Schulhaus dran; — o Gott, ich erlebe eine sehr große Freude in diesen Wäldern.

Gestern zur Abendstunde haben wir die Kirche zum erstenmal zugesperrt. Es ist der Baumeister, der Tischler aus Holdenschlag, der Holzmeister dabei gewesen, aber ich weiß nicht, wie es gekommen, daß, wie wir auseinander gegangen, der Schlüssel mir in den Händen ist verblieben. Ja so — ich bin der Schulmeister. Ich weiß es selber kaum, daß ich es bin, und da schreibt mir letztlich der Waldherr, er sei mit meinem schulmeisterlichen Wirken im Walde recht zufrieden. Was tue ich denn? Geschichten erzähle ich den Kindern, und weise ihnen mancherlei Kleinigkeiten des Waldes, die sonst zeitlebens kein Mensch hier noch beachtet hat, mit denen aber die Kinder tolles Wesen treiben und ihre Freude haben.

Die vordersten Fenster in der Kirche, zwischen welchen der Altar kommt, sind mir nicht ganz recht. Die Scheiben sind so hell, und das tut mir zuweilen im Auge weh. Und es schaut die Waldlehne und der Holzschlag herein. Ei, das wäre was rechtes für den Sonntagsbeter, da tät' er im Gedanken allfort Holz hacken, statt seine arme Seele demütig dem lieben Gott vorzuführen, und er tät die geschlagenen Stämme zählen und die Stöcke und die Reisighaufen und solche Dinge, um deren Anzahl er sich sonst die ganze Woche nicht kümmert. Da muß das Gebet schon wie ein Blutquell aus dem Herzen

strömen, wenn der Gedanke dabei nicht durchzugehen trachtet, und weil das nicht immer ist, so muß man die Kirche wie eine Burg bewahren, daß der Sonntag nicht hinaus und der Werktag nicht herein kann.

Die beiden Fenster müssen mit Glasmalereien versehen werden, und das will ich besorgen. Ich habe mir rotes, gelbes, blaues und grünes Papier kommen lassen und arbeite nun schon seit Tagen als Bildschnitzer bei verschlossenen Türen.

Über den Kirchenheiligen sind die Leute noch nicht einig geworden. Aber ich habe darüber meine Gedanken. Stellen wir gar keinen auf. „Leute," habe ich gesagt, „stellen wir gar keinen auf. Jeder soll sich den seinen denken nach Belieben. Die Heiligen sind unsichtbar und im Himmel; wir können sie nur aus schlechtem Holz nachmachen, und das täte sie leicht verdrießen."

„'s mag wohl richtig sein," haben einige auf diesen Vorschlag geantwortet, „und wir ersparen die Unkosten."

Den Altartisch hat ein Vorhacker vom Karwasserschlag gezimmert. Der Vorhacker ist ein armer Mann mit reichem Kindersegen; er hat aber für die Kirchenarbeit kein Entgelt genommen. — „Auf eine gute Meinung tu' ich's", hat er gesagt, „für die Meinigen tu' ich's, auf daß mir keines stirbt und keines mehr dazukommt."

Der liebe Gott muß nicht recht verstanden haben; kaum ist der Altartisch fertig, rückt dem Vorhacker der neunte Bub auf die Welt.

Um zu zeigen, daß es eine Ehre ist für den Wald, wenn so ein armer Mann ein gemeinnütziges Werk vollbringt, so nennen wir den Vorhacker, weil er auch einer

ist, der seinen Namen nicht weiß, — den Ehrenwald. — Der Name reicht für seine neun Buben und für weiteres.

Der Franz Ehrenwald ist ein geschickter und strebsamer Kopf. Weil ihm der Altartisch gelungen ist, so will er sich nun ganz auf das Zimmer- und Tischlerhandwerk verlegen. Er hat sich schon eine Unzahl Werkzeuge gesammelt und zwei Körbe voll von Hobeln, Reifmessern, Bohrern, Sägen, Beilen, Stemmeisen und Dingen verschafft, die er gar nicht anzufassen weiß und sein Lebtag nicht brauchen wird. Aber die Werkzeugkörbe sind sein Stolz, und seine Buben können ihm keinen größeren Ärger verursachen, als wenn sie in ihren eigenmächtigen Tischlerarbeiten ihm etwan einen Bohrer verschleppen oder ein Messer schartig machen. Sie mögen nur brav das Handwerk lernen, die zwei Körbe werden ja einmal ihre Erbschaft sein.

Ich habe mehrere Pläne für Wohnhäuser gezeichnet, wie sie gebaut werden sollen, daß sie dauerhaft, licht, luftig, leicht heizbar, für die Lebensweise der Leute geeignet und geschmackvoll sind. Nach solchen Plänen hat der Franz Ehrenwald bereits mehrere Häuser begonnen. Eines davon gehört dem Meisterknecht Paul in den Lautergräben. Die Bauten sind nicht kostspielig, da der Waldherr das Holz dazu umsonst gibt; auch sollen sie, sagt man, steuerfrei bleiben.

So fängt das Geschäft des Meisters Ehrenwald gut an; er muß sich Gehilfen nehmen und seine Buben werden ihm bald zu wenig sein. Auch geht er bereits mit einem Plan für sein eigenes Haus um. Letztlich, als ich einmal unten am Bache stehe und Forellen fische, kommt er sachte, ich weiß gar nicht von woher, auf mich zu

und lispelt mir geheimnisvoll ins Ohr: „Glaubt mir, mein neues Haus wird saggrisch toll, saggrisch toll wird's!" Kein Mensch sonst ist in der Nähe gewesen und die Fische sind auch in der Winkel taub. Aber saggrisch toll — flüstert er leise — wunderprächtig wird sein Haus! Der Mann ist schier kindisch vor Stolz; er ist auf seinem Fahrwasser; früher ist es gar keinem eingefallen, daß man auch in den Winkelwäldern stattliche Wohnungen bauen könne.

Auf dem Kreuzwege.

Im Herbst 1818.

Oben, in der Öde des Felsentales steht ein hölzernes Kreuz. Es ist dasselbe, welches emporgewachsen sein soll aus dem Samenkorne des Vögleins, das alle tausend Jahre in den Wald fliegt.

Ich bespreche mich mit dem Förster und einigen der Ältesten. Hernach frage ich den alten Bartkopf und Fabelhans Rüpel, der sonst auch just kein wichtig Geschäft hat, ob er mit mir gehen wolle hinauf in die Karwässer und in das Felsental, und ob er mir das bemooste Kreuz wolle herabtragen helfen in das Winkel.

Und so gehen wir an einem hellen Herbstmorgen davon.

Beiden ist uns unsäglich wohl gewesen. Dem schattendunkeln Winkelbach haben wir Dank gesagt für sein Schäumen und Rauschen. Dem Wiesengrün haben wir Dank gesagt, daß es Wiesengrün ist, dem Taue und den Vöglein und dem Reh und dem ganzen Wald haben wir Dank gesagt. — Wir steigen über glatten Waldboden, wir steigen über verwittertes Gefälle und bemoostes Ge-

stein. Die Bäume sind alt und tragen lange Bärte, mit jedem steht der Fabelhans auf brüderlichem Fuße. Auf den Weben der Moose begegnen uns Käfer, Ameisen, Eidechsen; wir grüßen sie alle, und lustflunkernde Schmetterlinge laden wir ein, daß sie mit uns kommen sollten zum Kreuze. Die kleine bunte Welt hat davon nichts wissen wollen.

Mein Gefährte ist ein sehr seltsamer Kauz. Wer ihn nicht kennt, der kann ihn nicht glauben. Aber unter den Waldmenschen gibt es einmal die wunderlichsten Leute. Draußen in der durchgebildeten und abgeschliffenen Welt nennt man solche Erscheinungen Dichter; hier heißen sie Halbnarren.

Der Rüpel ist so ein Halbnarr. Sie heißen ihn auch den Fabelhans, weil er allfort was zu fabeln weiß; und sie heißen ihn den Reim-Rüpel, weil er — und das ist die Merkwürdigkeit — nicht zehn Worte sprechen kann, ohne zu reimen. Es ist eine tollwitzige Gewohnheit. Seine ganze Lebensgeschichte hat er mir unterwegs in Reimen erzählt. Die Reime haben zwar gottslästerlich geholpert; aber wer soll auf so steinigem Waldboden nicht holpern und stolpern? — Ich will es doch versuchen, mir seine Geschichte einzuprägen.

„Ein Küsterbüblein bin ich gewesen," hebt er an, „draußen in Holdenschlag steht's noch zu lesen. Wenn ich den Strick hab' geschwungen und die Glocken haben geklungen, hab' ich den Takt gesungen und den Schwenkel nachgeahmt mit meiner Zungen. Beim Ministrieren hab' ich dem Pfarrer Wein in den Kelch gegossen; aber unter dem Wasserkrüglein hat er gleich gezuckt; kaum ein Tröpflein, ist er schon davongeruckt. Wasser und Wein als

Fleisch und Blut, das ist unser höchstes Gut, aber wer in den Kelch zu viel Wasser tut, der verdirbt das rosenfarben' Christiblut. — Als ich von der Kirchen bin fortgekommen, hat mich ein Schmied in die Lehr' genommen. Der Blas'balg hat mit Gleichmaß angefangen und der Hammer ist taktfest mitgegangen, und der Amboß hat geklungen, sind die Funken gesprungen, und alles hat sich gefügt und gereimt, als wär' es gehobelt gewesen und geleimt. Gerade meinem Meister hat's nicht angepaßt, da hat er mich nach dem Takt beim Schopf gefaßt. Und schaut, bei diesen taktfesten Dingen, Klingen, Singen und Springen, hab' ich zum stillen Feierabendfrieden baß angefangen, Reime zu schmieden. Aber, wie auch geschmiedete Reime geraten, es sind keine Hufeisen, sind keine Spaten, und der Eisenschmied hat den Reimschmied bald verjagt hinaus in den Wald. — Im Wald hab' ich Moos gezupft und Wurzeln und Kräuter gerupft, bin federleicht geworden und mit dem Reh gesprungen, bin lustig geblieben, hab' mit den Vöglein gesungen. Der Förster, ein Vetter von mir, hat gedacht, ich kunnt bei dem Lungern gar leicht verhungern, und hat mich zum Jäger gemacht. — Wie ich die erste Büchs hab' umgehangen, haben die Tier' im Wald ein Freudenfest begangen. Ich hab' nach dem Wild geschossen und die blaue Luft getroffen, da bin ich dem Reh auf Versfüßen nachgeloffen. Das ist gar stehen geblieben: ich kunnt nach Belieben mich setzen auf seinen Rücken; auf so ungleichem Bein', das sehe es ein, könne das Gehen nicht glücken. — Das tat sich dem Förster nicht schicken, und von meinem Jagen und schießen will er gar nichts mehr wissen. — Bin eine Weil' in der Welt herumgegangen, hab' allerlei angefangen; mit aller-

hand Herren tät ich verkehren; teils haben sie mir gutherzig den Dienst aufgesagt, teils haben sie mich davongejagt. — Und schaut, so schleift es fort und so werd' ich alt, und so holper' ich wieder zurück in den Wald; und das ist mein Aufenthalt. Und wenn ich wo Leute find', die gutherzig und lustig sind, so mach' ich mich bescheiden und mit Freuden daran, und singe sie an; und singe zur Tauf' und Hochzeit und anderer Lustbarkeit um ein Stücklein Brot; ist's auch schwarz und trocken, gesegne mir's Gott! Bin ich gesund und wird mir die Zungen nicht lahm im Mund, so leid' ich keine Not. Und ist es Zeit, so kommt der Herr Tod, ich bin bereit und gehe heim, und das ist der allerbeste Reim. Und hör' ich singen und posaunenklingen, so steh' ich wieder auf. Und das ist des Reim-Rüpels Lebenslauf."

Ich möchte den Mann die wilde Harfe oder den Waldsänger heißen, oder den evangelischen Sperling; er säet nicht und erntet nicht und bettelt nicht, und die braven Winkelwälder ernähren ihn dennoch, während draußen im weiten Land die Sänger hungern.

Nach vielen Stunden sind wir endlich hinaufgekommen in das Felsental. Als wir am zerrissenen Gewände hingehen, in deren Klüften das Grauen schlummert, und als wir mitten in den niedergebrochenen Klötzen das Kreuz ragen sehen, teilt mir mein Begleiter mit, es tät' ihm scheinen, als huschе dort eine Menschengestalt zwischen den Steinen. Ich aber habe außer uns zweien niemanden bemerkt.

Vor dem Kreuze stehen wir still. Auf dem Felsklotz ragt es, wie es vor Jahren geragt, wie es nach der Menschen Sagen seit unerdenklichen Zeiten gestanden. Wetter-

stürme sind über ihn hingezogen und haben die Rinde gelöst von dem Holze; sie sind dem Kreuzbilde nicht weiter gefährlich worden. Aber die milden Sonnentage haben Spalten gesprengt an den Balken. — Das Himmelsauge wölbt sich in lichter Bläue über den verlorenen Weltwinkel. Die niedergehende Sonne blitzt schräge hinter dem Gefelse hervor und spinnt in den uralten, kahlästigen Baumrunen und bescheint den rechten Arm des Kreuzes. Ein braunes Würmchen kriecht über den Balken dem sonnigen Arme zu, doch kaum es den Arm erreicht, ist die Glut erloschen. — Ein Kieferschabkäfer läuft an dem Stamme empor und eilt unter das letzte Rindenschüppchen, um etwan die Puppe einer Ameise zu erhaschen. — Dem ist das bestrahlte Kreuz ein Gottesreich; dem ist es ein Tummelplatz seines Strebens und Genießens.

Unserer Gemeinde möge es das erstere sein!

Es ist gut, daß kein Mensch weiß, wer den Pfahl im Felsentale gezimmert und aufgestellt hat. Denn niemals sollen sich unter den Anbetenden jene Hände falten, die das Bild der Gottheit geschnitzt haben. Von dem Berge Sinai herab hat Moses die Gesetztafeln geholt, dem Volke als wahres Bild Gottes. Erst als die Israeliten aus ihrem eigenen Geschmeide und mit eigenen Händen ein Bild geformt, ist ein Götzenbild daraus geworden.

Als wir auf den Fels gestiegen, um den Kreuzpfahl abzulösen, hat der Rüpel sein Gesicht bedeckt mit beiden Händen. „Wir brechen den Altar im Felsenkar!“ ruft er in Erregung, „bei wem soll nun im Sturme beten der Baum und das verfolgte Reh am Waldsaum?“

Mir selbst haben die Hände gezittert, als wir das Kreuz ausheben und auf unsere Schultern nehmen. Ich

habe es so getragen, daß der Querbalken an meinem Nacken gelegen, wie ein Joch; der Rüpel hat den Stamm nachgeschleppt.

Und so gehen wir mit der Last hin zwischen den Klötzen und zwischen den Baumrunen. Als wir zu dem Hange kommen, da bricht die Abenddämmer an.

Die ganze Nacht sind wir mit dem Kreuze gegangen her durch die Waldungen. In den Schluchten und Engpässen ist es ganz grauenhaft finster gewesen und an manch alten Stamm hat unser Pfahl gestoßen. Wo der Weg über Höhen geht, da rieselt durch das Geäste das Mondlicht, und wir schreiten hin über die weißen Tafeln und Herzen, die auf dem Boden liegen.

Mehrmals haben wir das Kreuz auf die Erde gestellt und uns den Schweiß getrocknet; gar wenig haben wir mitsammen gesprochen. Nur einmal hat der Rüpel den Mund aufgetan und folgende Worte gesagt: „Das Kreuz ist schwer und herb; mag's nur tragen, bis ich sterb'. Aber tun sie mich begraben, möcht ich ein grünes Bäumlein haben, das nicht zusammenbricht auf mein Gebein, das aufwächst gegen Himmel im Sonnenschein!"

Da ist es bei so einem Ablasten, daß neben uns eine dunkle Gestalt über den Weg huscht. Sie streckt eine Hand aus, deutet auf einen breiten Stein und dann ist sie verschwunden. Wir haben beide diese Erscheinung bemerkt, aber wir haben kein Wort gesagt, und erst, als wir auf der Wiese der Karwässer das Kreuz wieder aufrecht auf die Erde stellen, so daß dessen scharfer Schatten ruhesam über dem tauigen Grasgrunde liegt, sagt der Alte: „Wie in den bitteren Leidenstagen der Herr das Kreuz auf den Berg hat getragen, und wie er mit seinen

schweren Lasten auf einem Stein hat wollen rasten, da tritt aus dem Haus ein Jud' heraus, und sagt: der Stein gehört mein. Und der Herr schwankt weiter in seiner Pein. — Und selbiger Jud' kann nicht sterben und ruhen, muß heut' noch wandern von Landen zu Landen, von einem Jahrtausend zum andern, in glühenden Schuhen." — Dann nach einer kleinen Weile fährt der Rüpel fort: „Und weil in der heutigen Nacht wir mit dem Kreuze gehen, so haben wir gar den ewigen Juden gesehen. Er hat uns geladen ein zur Ruh' auf den Stein, das wäre gewesen nicht unsere Rast, aber die Ruhe sein."

In der Kohlstatt der hinteren Lautergräben haben uns vier Männer aus dem Winkeltale erwartet. Diese nehmen uns das Kreuz ab, legen es auf eine grünsprossige Bahre und tragen es davon.

Wie wir herauskommen zu unserem Tale, da bricht der Tag an. Und es klingt und zittert ein Ton durch die Luft, der nicht vergleichbar ist mit Menschengesang und Saitenspiel und aller Musik auf Erden. Schon jahrelang habe ich diesen Ton nicht gehört, weiß ihn kaum mehr zu deuten. Wir alle stehen still und horchen; es ist die Glocke von unserer neuen Kirche.

Während wir im Felsentale gewesen, sind die Glocken angekommen und erhöht worden.

Wie ich an diesem Morgen das Glöcklein gehört, da hab' ich es nicht lassen mögen, habe laut gerufen: „Leute, jetzt sind wir nimmer allein! Alle Gemeinden draußen läuten zu dieser Stunde; wir haben mit ihnen den gleichen Morgengruß, den gleichen Gedanken. Wir sind nicht mehr stumm, wir haben unsere gemeinsame Zunge auf dem Turm, die in Freude und in Trübsal spricht, was wir

empfinden, aber nicht vermögen zu sagen. Und der ewige Gottesgedanke, der überall weht und webt, aber nirgends faßbar und in keinem Bilde und durch kein Wort voll und ganz ausgedrückt werden kann, im klingenden Reife der Glocke allein nimmt er Gestalt an für unsere Sinne und wird faßbar unserem Herzen. Und so bringst du uns, du süßer Glockenklang, trostreiche Botschaft von außen und von innen und von oben!"

Die Männer haben mich angestaunt, daß ich rede, und was es denn viel zu reden gäbe, wenn Kirchenglocken läuten; das höre man draußen zu Holdenschlag doch alle Tage. Nur der gute Rüpel ist beiseite geeilt und hinter die Erlenbüsche hinauf, auf daß er unbeschadet von meiner heiseren Rede den reinen Glockenton hat hören können.

Vor der Kirche sind sehr viele Menschen versammelt, um die Glocken zu vernehmen und das Kreuz zu sehen. Jenes Kreuz, das entsprossen ist aus dem Samenkorne, so das Vöglein hat gebracht, welches alle tausend Jahre einmal durch den Wald fliegt.

Kirchweih 1818.

Sonntag ist!

Der erste Sonntag in den Winkelwäldern. Die Glocken haben es schon im Morgenrot verkündet, und da sind die Leute herbeigekommen aus dem Hinterwinkel, aus dem Miesenbacheck, von den Lautergräben, von den Karwassern und aus allen Klausen und Höhlen der weiten Wälder. Heute sind sie nicht Holzer oder Kohlenbrenner, oder was sie eben sonst sein mögen, heute zum erstenmal schmelzen sie zusammen in eins, in einen Körper und heißen: die Gemeinde.

Die Kirche ist fertig. Über dem Altartische ragt das Kreuz aus dem Felsentale; es steht hierorts so anspruchslos und schier so stimmungsvoll, wie es dort in der Einsamkeit gestanden. Unter den Leuten werden Äußerungen gehört, das sei das wahrhaftige Kreuz des Heilandes. Wenn sie Trost und Erhebung in diesem Gedanken finden, dann ist es, wie sie sagen.

Das Gezelt des Heiligsten ist ein Geschenk des Freiherrn; die Kerzenleuchter und das Speisegitter hat der Ehrenwald geschnitzt. Wer doch die zwei schönen Altarfenster mit den Glasmalereien gespendet hat? werde ich gefragt. Es ist gut, daß die Fenster so hoch sind, sonst müßte man es wohl merken, daß über den Glastafeln nur buntes Papier klebt. Die beiden Fenster stellen in einem grünen Dornenkranze mit roten und weißen Rosen die zwei Gesetztafeln Moses vor. Über dem Altare und dem Kreuze ist ein Rundfenster mit dem Auge Gottes und den Worten: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich befreit aus der Knechtschaft. Mache dir kein geschnitztes Bild, um es anzubeten."

Der Pfarrer von Holdenschlag, der hier gewesen, um die Weihe und den Gottesdienst zu vollziehen, hat mir bedeutet, die obigen Worte paßten nicht. „Du sollst allein an einen Gott glauben!" müsse es heißen. Ich antwortete, daß ich die angewendeten Worte in einer sehr alten Bibel gelesen hätte.

Der Schulmeister von Holdenschlag hat die Orgel gespielt, die einen sehr reinen, ich möchte sagen, innigen Klang hat. „Die Freuden und Schmerzen, die der Mund nicht kann sagen, sie sprudeln aus Musik, wie ein Bronnen in der Sonnen!" sagt der alte Waldsänger.

Wie ich mich auf der Zither geübt habe, so übe ich mich nunmehr auf der Orgel. Jeder liebliche Ton ist ein Eimer, der niedersteigt in das Herz des Andächtigen und die Seele emporhebt zum Altare Gottes.

Der Pfarrer von Holdenschlag hat eine Predigt gehalten über die Bedeutsamkeit der Kirchweih und der Pfarrkirche und über das Leben des Menschen vom Taufstein bis zum Grabe. Da fällt mir ein, daß wir noch keinen Friedhof haben. Kein Mensch hat daran gedacht oder denken wollen, so oft auch die Rede vom Taufstein gewesen. — Meine ganze Andacht ist weg, und während hernach bei der Messe der Schleier des Weihrauches aufsteigt, habe ich immer daran denken müssen, wohin wir doch den Friedhof legen werden. Und nach dem Hochamte, da alles herausströmt auf den Platz zu den Verkaufsbuden der Hausierer, um die Schätze und Künste zu betrachten, die nun die Welt der neuen Gemeinde im Winkel hereinzusenden beginnt, steige ich den Hang hinan bis zur sanften Hebung, über die sich der finstere Hochwald hinzieht gegen das Gewände. Dort lege ich mich auf die abgefallenen Fichtennadeln des Bodens. Ich bin schier abgespannt von den ungewohnten Erregungen des Ereignisses und versuche des Friedhofes wegen, wie sich's hier oben ruhen läßt.

Vom Platze herauf höre ich das Geschrei der Marktleute und das Gesurre der Menge.

Vielen ist aber die Kirche nicht recht, weil noch kein ordentliches Wirtshaus dabei steht. Ei, der Branntweiner Hannes ist ja doch da, der hat sich unter Eschen ein Tischchen aufgeschlagen und große Flaschen und kleine Kelchgläser darauf gestellt. „Was wär' das für eine stein-

trockene Kirchweih, wenn wir nicht trinken täten!" sagen die Leute, und der Bursche will auch seiner Maid ein Gläschen zahlen. Und der Teufel ist ein frommer Mann, der will jede neue Kirche nachmachen, aber es wird halt immer ein Wirtshaus daraus. Der Schenktisch ist sein Hochaltar, die lose Wirtin sein Priester, das Gläserklingen sein Glocken- und Orgelspiel, des Wirts Säckel sein Opferstock, die Spielkarten sind sein Gebetbuch, und wenn einer im Rausch und Zank niedergeschlagen wird, so ist das sein Opferlamm.

Das ist der Schatten von der Kirche. Und der Arbeiter legt sich nach der heißen Woche nur zu gerne in den Schatten.

Bei dem Mittagsmahle, das wir selbander im Winkelhüterhause eingenommen, hat es der Holzmeister schon erzählt, der Grassteiger will um Erlaubnis einkommen, daß er eine Schnapsschenke errichten dürfe.

Den Wirt hätten wir schon, aber wo steckt unser Pfarrer?

„'s wird auch keiner hereinwollen in diesen mit Brettern verschlagenen Weltwinkel," meint der Holdenschlager.

„Gelt, Hochwürden!" schreit die Winkelhüterin ins Gespräch hinein, „wahrhaftig, das sag' ich hundertmal. Fort möcht' ich von dieser Einöden, heut' lieber wie morgen. Es ist nichts anzuheben in diesem Winkel. Wie wär' es unsereinem so handsam gewesen, daß ein's an Sonntagen ein wenig Branntwein ausgeschenkt hätt', aber halt ja, der Grassteiger ist der Hahn im Korb!"

„He," lacht der Pfarrer, „Wirtshäuser! Wird noch ein belebter Ort werden, dieses Winkel — Winkel — ei, die Gemeinde hat ja noch gar keinen Namen?!"

über den Namen der Gemeinde ist nicht bloß nachgedacht, es ist ein solcher sogar schon bestimmt worden. Wie soll die Waldpfarr' heißen? Den Leuten wäre die Erörterung dieser Frage eine willkommene Veranlassung gewesen, bei dem neuen Wirt zusammenzukommen und die Gemeinde mit Schnaps zu taufen. Aber wir taufen mit Wasser. Unser Wasser heißt die Winkel; über die Winkel führt dahier seit unvordenklichen Tagen ein Steg; wenn ihn das Wasser fortgerissen, haben ihn die Leute wieder aufgebaut, weil er hier, am Kreuzpunkte der Talschluchten und der Waldpfade unentbehrlich ist. Den Platz um das Winkelhüterhaus nennen sie kurzweg „am Steg".

Am Steg, am Winkelsteg, steht die neue Kirche. Und Winkelsteg, so heißt sie, und so heißt die Gemeinde. Unser Waldherr Schrankenheim hat's unterschrieben.

Wie unsere Kirchweih eingeläutet worden, so wird sie ausgeläutet. Da hat sich an diesem Tage noch etwas sehr Erregendes zugetragen. Die Holdenschlager Herren und der Förster sind fortgewesen; am Winkelsteg ist es wieder still. Es dunkelt schon früh und im Hochgebirge liegt der Nebel. Es ist bereits finster, da ich zu meinen Glocken gehe. Heute zum ersten Male brennt das rote Ämplein am Altare, das nun fortan das ewige Licht geheißen werden wird, und nimmer verlöschen soll, so lange das Gotteshaus steht. Das ist die Wacht vor dem Herrn.

Wie ich in die Kirche trete, sehe ich in dem matten Schein am Speisegitter eine Gestalt. Da kniet noch ein Mensch und betet. Wenn einer so lange leben muß in dem Elende des Tages, so wird hernach völlig der Sonntag zu kurz, da man bei dem lieben Gott eingekehrt ist, oder bei sich selber. — So denke ich und stehe eine Weile

still und trete endlich vor, daß ich den Beter aufmerksam mache auf das Absperren der Kirche. Wie mich aber die Gestalt bemerkt, rafft sie sich auf und will fliehen. — Zuletzt ist es gar kein Beter, sage ich, und fasse den Davoneilenden und sehe ihm ins Gesicht. Ein junger Bursche ist's.

„Was wirst du rot, Schelm!" rufe ich.

„Ich bin kein Schelm," antwortet er, „und Ihr seid auch rot; das ist von der Ampel." Da sehe ich ihn recht an. Wer wird es gewesen sein? Der Lazarus ist's gewesen, der verschollene Sohn der Adelheid.

Ich habe die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und ein Geschrei erhoben mitten in der Kirche.

„Junge, was ist das mit dir um Gottes willen, wo bist du gewesen? Wir haben dich gesucht, deine Mutter hat dich ausgraben wollen aus dem Gestein der Alpen. Und wie bist du heute da, Lazarus! Ja, das ist schon gar aus aller Weis'!"

Der Knabe ist dagestanden und hat auf meine Worte gar nichts geantwortet — nicht ein Wörtlein.

Darauf habe ich geläutet. Lazarus ist neben mir gestanden; seine Bekleidung ist eine Wollendecke, seine Haare gehen ihm über die Achseln hinab, sein Antlitz ist blaß. Er sieht mir zu, er hat noch keine Glocke läuten gesehen. Und was ich empfinde! Jetzt hab' ich eine hellklingende Zunge, jetzt kann ich das Ereignis ja verkünden hin in die Berge.

Endlich kommt meine Haushälterin: was denn das Läuten bedeute, ein halbdutzendmal habe sie schon den „englischen Gruß" gebetet und ich höre noch nicht auf!

Da lasse ich den Glockenstrick wohl fahren und deute auf den Jungen: „Seht, endlich ist er da. Habt Ihr das Läuten denn nicht verstanden? Der Lazarus ist gefunden."

Besser als jegliche Glocke weiß solche Mär ein Weib zu verkünden. Kaum eilt die Winkelhüterin rufend davon, sind ich und der Lazarus schon von Menschen umringt. Ich weiß kaum, wie ich die Sache erzählen soll, und der Junge murmelt ein- um das andere Mal: „Paulus," und sonst sagt er kein Wort.

Wir fragen ihn, wer Paulus sei? Statt auf die Frage zu antworten, versetzt er mit seltsam scheuem Blick: „Er hat mich hergeführt zum Kreuz." Und laut und angstvoll ruft er: „Paulus!" Seine Zunge ist unbeholfen, seine Stimme fremdartig.

Wir führen ihn ins Haus; die Hauswirtin stellt ihm zu essen vor. Traurig blickt er auf den Eierkuchen, wendet den Kopf nach allen Seiten und immer wieder zurück auf den Kuchen und rührt keinen Bissen an.

Allmiteinander reden wir ihm zu, daß er essen möge. Seine mageren Hände strecken sich aus dem Lodenüberwurf hervor und nach der Speise aus, aber sie zucken wieder zurück und der Junge zittert und hebt endlich an zu schluchzen. Später bittet er um ein Stück Brot, das er mit Heißhunger verschlingt. Dabei fallen ihm die schwarzen Locken über die Augen herab, er streicht sie nicht zur Seite. Zuletzt taucht er das Brot in den Wasserkrug und ißt mit gesteigerter Gier und trinkt das Wasser bis auf den letzten Tropfen.

Wir stehen herum und wir sehen ihm zu und wir schütteln unsere weisen Häupter und wollen fragen und fragen; und der Junge hört nichts und starrt in die

Spanlunte, die an der Wand leuchtet, oder zum Fenster hinaus in die Dunkelheit.

Noch in derselben Nacht haben ich und der Grassteiger den Knaben hinaufgeführt in den Hinterwald zu seiner Mutter Hütte. Ein paarmal hat er uns davon und die Lehnen hinanklettern wollen in den Wald. Stumm wie ein Maulwurf und scheu wie ein Reh ist er gewesen.

Wir kommen zu des schwarzen Mathes Haus, die schwarze Hütte genannt. Da liegt alles in tiefer Ruh. Das Brünnlein flüstert vor der Tür; das Geäste der Tannen ächzt über dem Dache. In der Nacht hört man auf solche Dinge; am Tage ist, wenn einer so sagen dürfte, das stete Tönen des Lichtes, da wird dergleichen selten beachtet.

Der Grässteiger hält den Knaben an der Hand. Ich stelle mich an ein Fenster und rufe hinein durch die Papierscheibe: „Adelheid, wacht ein wenig auf!"

Da ist drinnen ein kleines Geräusch und ein verzagtes Fragen, wer denn draußen.

„Der Andreas Erdmann von Winkelsteg ist da und noch zwei andere!" sage ich. „Erschreckt aber nicht. In der neuen Kirche hat sich ein Wunder zugetragen. Der Herr hat den Lazarus erweckt!"

In der Hütte leckt mehrmals ein roter Schein an den Wänden, wie matte Blitze zu sehen. Das Weib hat an der Herdglut einen Span angeblasen.

Sie leuchtet uns zur Türe herein, aber als sie den Knaben sieht, fällt der Span zu Boden und verlischt.

Da ich endlich wieder ein Licht zuwege bringe, lehnt das Weib an dem Türpfosten und Lazarus liegt auf dem Angesichte. Er wimmert. Der Grassteiger hebt ihn em-

vor und tut ihm die Locken aus dem Antlitz. Die Adelheid steht fast regungslos im Nachtkleide; nur in ihrer Brust ist Unruhe. Sie legt die beiden Hände über die Brust, sie wendet sich gegen die Wand und lechzt nach Atem, ich habe gemeint, sie bricht uns zusammen. Letztlich wendet sie sich zum Knaben und sagt: „Bist wohl einmal da, Lazarus?" — Und zu uns: „Tut euch ab dort auf der Bank, will gleich eine Suppe kochen!" — Und wieder zum Knaben: „Zieh' die nassen Schuh' aus, Bub!"

Er hat gar keine Schuhe an den Füßen; Sohlen aus Baumrinden hat er angebunden.

Das Weib geht zum Bette, weckt das Mädchen, es möge schnell aufstehen, es sei der Lazarus gekommen. Das Mädchen hebt an zu weinen.

Die Suppe steht fertig auf dem Tisch; der Knabe starrt mit seinen großen Augen den Tisch und die Mutter an. Und jetzt erst bricht das Mutterherz los: „Mein Kind, du kennst mich nimmer! Ja, ich bin alt geworden über die hundert Jahr'! Wo bist mir gewesen diese ewige Zeit! Jesus Maria!" Sie reißt das Kind an ihre Brust.

Lazarus läßt es geschehen und starrt zur Erde; ich merke wohl, wie seine Lippen zucken, aber er sagt kein Wort. Er muß Bedeutsames erfahren haben; seine Seele liegt unter einem Banne.

Als er hierauf seinen Lodenüberwurf austut, um auf das frisch bereitete Lager zu steigen, langt er aus diesem Übertuch eine Handvoll grauer Körner und streut sie mit einem Wurf über den Fußboden hin. Kaum das geschehen, hebt er an, sich zu bücken und die Körner, Steinchen sind es, wieder aufzulesen. Er zählt sie in seiner Hand und sucht dann in allen Fugen und Winkeln, und

hebt mit Sorgfalt jedes der Körnchen, und zählt und sucht wieder, und sucht mit Gelassenheit eine lange Weile auf dem Estrich der Hütte, bis er das letzte Stück hebt und ihm die Zahl in der Hand voll ist. Und selbunter haben wir den Jungen zum ersten Male lächeln gesehen. Danach tut er die Steinlein wieder in die Tasche seines Überwurfes und geht zu Bette.

Er schläft bald ein.

Wir sind noch lange am Herd gestanden bei der Spanlunte und haben unsere Gedanken ausgesprochen über das Seltsame, wie es mit und in diesem Kinde ist.

Christmonat 1818.

Der Knabe Lazarus muß in einer wunderbar mächtigen Schule gewesen sein. Von seinem Jähzorne ist kaum eine Spur mehr, nur geht, wenn er erregt ist, ein kurzes, blitzartiges Zucken durch sein Wesen. Er wird auch wieder fröhlich und heiter. Von seinem Leben im Jahre seiner Abwesenheit will er nichts Rechtes aussagen. Paulus hätte ihm verboten, mehr zu reden, als nötig. Zuweilen erzählt er aber doch, nur sind die Worte unklar und verwirrt, schier wie Traumrednerei. Er spricht von einem Felsenhause und von einem guten, ernsten Manne, und von Bußübungen, und von einem Kreuzbilde.

Lebhaft und bestimmt werden seine Worte nur, wenn er in der Lage ist, seine und des Mannes Ehre irgendwie verteidigen zu müssen.

In der Gemeinde wird viel von dem „Wunderknaben" gesprochen. Einige glauben, Lazarus sei bei einem Zauberer in der Lehre gewesen und werde noch große Dinge vollbringen.

Der alte Waldsänger sagt, er täte meinen, nun müsse bald der Messias erscheinen; Lazarus sei der neue Vorläufer, Johannes der Täufer, der sich in der Wüste genährt von Heuschrecken und wilden Schnecken.

Gott walte es. Ein tätiger und herzenswarmer Pfarrer wäre für Winkelsteg der Messias. Aber es ist, wie der Holdenschlager gesagt hat, es will keiner herein in die verlorenen Waldtäler.

Ich bin der einzige, der die Kirche verwaltet, läutet, Orgel spielt, singt und vorbetet, wenn Sonntag ist. Die Täuflinge und Toten müssen nach Holdenschlag wie vor und eh.

Im Hornung 1819.

Was geht das mich an? Gar nichts geht's mich an. Aber ich bringe es doch nicht aus dem Kopf, was mir der Förster von dem jungen Herrn erzählt hat.

Mit Verweichlichung seines Körpers sei es angegangen, mit losen, lockeren Spielen, Gelagen, Schlemmereien und Ausschweifungen gehe es weiter. Bah, wir sind Freiherr, wir sind Millionär, wir sind ein schöner junger Mann, also dreinfahren! — So hat's der Förster ausgelegt. — Ei, der wird's so genau nicht wissen.

Hermann soll in der Hauptstadt sein, weit von daheim und von seiner Schwester. Ja, selbunter wäre freilich alles möglich. — Gott schütze dich, Hermann! Es wäre auch nicht schön von mir, dem Schulmeister, wenn sein erster Schüler ein . . . .

Heb' dich weg, du häßliches Wort! Hermann ist ein braver, junger Mann. Was weiß der Förster.

Im Frühjahr 1819.

Die Gegend altert schnell. Die Berge werden grau und kahl; der Wald wird verbrannt; in allen Tälern rauchen Kohlstätten.

Mit Mühe hab' ich es durchgesetzt, daß sie da oben an der Hebung einen kleinen Schachen stehen lassen. Der soll das letzte und bleibende Stück Urwald sein und unter seinem Schatten sollen die toten Winkelsteger ruhen.

Der Pfarrhof ist fertig. Die Pfarre ist längst ausgeschrieben. Einen Lacher tun sie, wenn sie es lesen: „Das mag eine saubere Seelsorge sein in diesem Winkelsteg; der Meßopferwein besteht aus Holzäpfelmost, die Hostie aus Hafermehl. — Je, wenn in Winkelsteg der Pfarrer verhungert, so ist er selber schuld, warum speist er nicht Baumrinden; die Waldkatzen kommen ja auch davon."

Winkelsteg ist bös' verschrien; es wäre aber so arg nicht. Ich kriege für das, daß ich die Kirche versorge und zuweilen auf den Predigtstuhl steige, um den Leuten zur Erbauung vorzulesen, reichlich Mehl und Wildbret. Die Leute sagen, es sei schade, daß ich nicht Pfarrer geworden.

Von der Herrschaft des Waldes sind Messengelder geschickt worden, daß in der Gemeinde Winkelsteg ein Gottesdienst gestiftet und gebetet werde auf eine gute Meinung. Es hat sich die Tochter des Hauses vermählt.

— — — Gott sei Dank, daß mein Körper und mein Geist hier so reichlich Beschäftigung findet. Dieser Einspanig gibt Nachdenken.

Öfter und öfter wird er im Orte gesehen, gebückt, wie ein leibhaftig Fragezeichen, gebückt und krumm, so geht

er einher. Noch immer aber weicht er den Leuten aus; und wer ihm doch nahe zu kommen weiß, um eine Frage an ihn zu stellen, dem gibt er eine Antwort, die drei Fragen gebiert. Auch in der Kirche ist er schon gesehen worden, ganz zu hinterst in der Nische, wohin der Beichtstuhl kommen soll.

Der alte Rüpel hält das Wesen ganz entschieden für den ewigen Juden. — Nun, so viel mag ich selber glauben: der Einspanig ist ein Teil desselben. Der ganze ewige Jude hat meines Glaubens viele Millionen Köpfe.

Im Sommer 1819.

Da hätten wir nun auf einmal einen Pfarrer, und zwar einen so seltsamen, und der so geheimnisvoll ist, wie unser Altarbild, das Kreuz aus dem Felsentale.

Am letzten Tage des Heumonats, zur Mittagszeit ist es gewesen. Ich gehe in die Kirche, um die Gebetglocke zu läuten. Da steht der Einspanig auf der obersten Stufe des Altars, und übt die Förmlichkeiten des Messelesens.

Ich sehe ihm eine Weile zu. Er liest die Messe, wie sie der Holdenschlager nicht vollendeter darbringt. Als er aber damit fertig ist, ernsthaft von den Stufen niedersteigt und mit niedergeschlagenen Augen dem Ausgange zuwandelt, da ist es doch meine Pflicht, daß ich ihn anhalte und zur Rede stelle.

„Herr," sage ich, „Ihr tretet in dieses Gotteshaus, wie es ja jeder darf, der aufrichtigen Herzens ist; aber Ihr steiget zu dem Allerheiligsten empor und übet Dinge, die nicht jedem zustehen. Ich bin der Hüter dieses Hauses und habe Euch zu fragen, was Euer Treiben bedeutet?"

Er ist dagestanden und hat mich mit großer Gelassenheit angeblickt.

„Guter Freund," sagt er hierauf mit einer Stimme, die wie eingerostet tönt: „Die Frage ist kurz und leicht; die Antwort ist lang und schwer. Weil Ihr aber das Recht habt, sie zu verlangen, so habe ich die Pflicht, sie zu geben. Bestimmet den Tag, an welchem Ihr hinaufgehen wollt zu den drei Schirmtannen in der Wolfsgrube."

„Wozu?" sage ich.

„Die Antwort liegt nicht auf dem Wege. Unter den Schirmtannen mögt Ihr sie erfahren."

„Wohl," sage ich, „wenn es so ist, so will ich mich am nächsten Sonnabend um die dritte Nachmittagsstunde bei den drei Schirmtannen in der Wolfsgrube einfinden."

Er neigt den Kopf und geht davon.

Ich will von diesem Vorfalle einstweilen den Leuten nichts melden. Das ist ein Narr! würden sie aufschreien allmiteinander.

Mag ja sein. Ich werde zu den Schirmtannen gehen und vielleicht Näheres über den Mann erfahren. Finde ich so viele und so schöne Narrheit in ihm, wie in dem alten Rüpel, so bin ich zufrieden. Sollte es in Winkelsteg schon mit Pfarrhof und Schulhaus nicht gehen, so bringe ich doch etwan einen lustigen Narrenturm zuweg.

Und das ist auch gut.

Die Antwort des Einspanig.

Am Morgen.

Im Tannenwalde herrscht tiefe Trauer; wie Totenklage, wie Grabesschauer, so weht's durch der Wildnis umnachtete Mauer. Dahingestreckt am Waldessaum ins

Leichenbett aus moosigem Flaum, gemordet liegt der uralteste Baum. — O, sehet den Mörder über die Steppe fahren, er rast in Verzweiflung mit fliegenden Haaren, verfolgt und gegeißelt von rächenden Scharen. — Den armen Mörder, o laßt ihn ziehen, ihm ist's gegeben, Unheil zu sprühen. Und neu aus dem Tode wird Leben blühen.

Nicht der alte Rüpel ist es, der mich ansteckt, daß ich schon am frühen Morgen solche Zeilen schreibe, sondern eine innere Bewegung, die mich bei der Kunde von dem Sturme erfaßt, hat sich in Worten Luft gemacht.

In dieser Nacht hat ein Sturm gehaust. In Winkelsteg haben wir nichts verspürt; nur ein schweres Getose ist gehört worden von Mitternacht her. Im Schachen des Gottesackers ist kein Wipfelchen geknickt.

Am Abend.

Wie ich aber nun, da ich in den neuen Geschlägen drüben Geschäfte habe, über die Lauterhöhe geh', ist mir der Weg zehnfach verlegt durch wild zerzauste, zersplitterte, in Kreuz und krumm gefallene Bäume. Ein starker Harzduft weht in den Gräben; zahllose Waldvögel flattern heimatlos umher, denn ihre Nester sind zerrissen. Hier und da machen sich schon Holzhauer an das Gefälle, daß sie die Stämme glätten und schälen. In den Holzhauerhütten soll das eine fürchterliche Nacht gewesen sein. Einigen hat es den Dachstuhl zerrissen, daß am Morgen die treibenden Wolken des Himmels hineingeschaut auf den Feuerherd und die wirren Strohstätten. Bei den Köhlern im Karwasser ist ein abgerissener Fichtenstamm auf einen Meiler gefallen, so daß das Feuer herausgebrochen

ist und die hingepeitschten Flammen schier einen Waldbrand erzeugt hätten. Der Berthold soll wie wütend mit dem Dämpfen des Feuers gearbeitet haben und dabei mit seinem linken Fuß zu Schaden gekommen sein.

Manch wüste Scharte ist den Wäldern geschlagen, und als ich am Nachmittage zu den Schirmtannen in der Wolfsgrube komme, sehe ich, daß die mittlere geknickt ist. Sie ist von den dreien die größte und wohl die älteste gewesen.

Auf dem hingestreckten Stamm, der sein Geäste tief in den Erdboden gebohrt hat, sitzt der Einspanig.

Er hat sich ein Wollentuch um die Schultern gelegt, und über das Tuch wallen die Strähne des schwarzen Haares mit seinen vielen grauen Fäden. Die Beine hält der Mann übereinander geschlagen, darauf stützt er seinen Ellbogen, und auf diesen das gesenkte Haupt mit dem blassen Antlitz.

Da ich nahe, erhebt er sich.

„Ihr kommt doch,“ sagt er, „und ich hätte beinahe nicht kommen können. Die Sturmnacht hat meine Behausung gesperrt; sie hat einen Felsklotz vor den Ausgang gewälzt.“ Und nach einem schweren Atemzug sagt er das trübselige Wort: „Vielleicht wäre es besser gewesen, diese Nacht hätte mich in der Felsenhöhle begraben für alle Zeit, als daß ich Euch heute die Antwort gebe. Da ich sie aber gebe, so gebe ich sie Euch am liebsten. Ich habe Rechtschaffenes von Euch gehört und freue mich der Gelegenheit, Euch näher zu kommen. Meine Antwort, junger Mann, ist eine schwere Last; helfet sie mir tragen, wie Ihr ja auch die Mühsal der anderen Waldbewohner auf Euch geladen habt. Ich weiß wohl, Ihr versteht

Priesteramt zu vertreten; so seid mein Beichtvater und erlöset mich von einem Geheimnis, von dem ich nicht weiß, ist es eine schwarze Taube oder ein weißer Rabe. — Wenn es aber wäre, daß Ihr mich nicht solltet begreifen können . . . ."

Er hat eingehalten; in seinem Blick ist etwas wie Mißtrauen gelegen.

Ich versetze hierauf, daß ich ihn nach nichts fragen wolle, als nach der Ursache seines Gebarens am Altare unserer Kirche.

Da fragt Ihr mich ja nach allem!" ruft er mühsam lachend aus; „da fragt Ihr mich nach meinem Lebenslauf, nach meinem Seelenweh, nach meinem Teufel und nach meinem Gott. — Gut, gut, kommt nur her und setzet Euch zu mir auf diesen Stamm. Besser schickt sich keine Stätte für meine Antwort, als eine aus Vernichtung gebaute. So setzet Euch!"

Mir wird schier unheimlich. Im Tann ist es still, daß man das träge Ächzen des Geästes vernehmen kann; oben aber fliegt das Gewölke dahin von einem Gewände zum andern.

Ich setze mich neben den Mann, in dessen Augen und Worten aber viel mehr Kraft liegt, als man in dem gebückten, sich schwer schleppenden Einspanig hätte vermuten können.

Ja, der Einspanig geheißen, weil er nie in Gesellschaft eines zweiten gesehen worden. Jetzund sitzt das Zweispan auf dem Stamme, die Frage und die Antwort.

„Wisset, was das ist, ein Herrenkind?" frägt der Mann jäh und starrt mir ins Gesicht. — „In einem Palast geboren, in einer goldenen Wiege gewiegt werden.

Der rauhe Erdboden ist verdeckt mit weichen Geweben; die brennenden Sonnenstrahlen und Wetterwolken des Himmels sind verhüllt mit schweren Seidenvorhängen; für jeden leisen Wunsch eine Dienerschar; — eine Gegenwart voll Ebenmaß und hundertfach gehüteten Behagens; eine Zukunft voll Genuß und hoher Würden: das heißt Herrenkindschaft. Auch ich bin ein Herrenkind gewesen, und als solches ärmer wie ein Bettelknab'. Ich habe es aber zur Zeit nicht gewußt, und erst als ich der Jahre zwölf oder vierzehn gezählt, ist mir die schreckliche Frage erwacht: Mensch, wo hast du deine Mutter? — Meine Mutter hat mir das Leben gegeben und das Sonnenlicht; — ihr eigenes war's gewesen — bei meiner Geburt ist sie gestorben.

Meinen Vater habe ich selten gesehen; er ist auf Jagden oder auf Reisen, oder in der großen Stadt Paris, oder in Bädern. Meine Liebe, für Vater und Mutter mir ins Herz gegeben, verschwende ich an meinen Hofmeister, der stets um mich ist als Lehrer und Gesellschafter und der mich sehr lieb hat. Er ist ein mildfreundlicher, heiterer Mann und sehr fromm und gut. Oft, wenn er in unserer Hauskirche die Messe gelesen, hat er ein verklärtes Antlitz gehabt, wie der heilige Franz Xaver auf dem Altare. Und hat gesagt, daß er eine Eingebung hätte: ich sei zu großen Dingen erkoren. Daraus habe ich seine außerordentliche Liebe zu mir wahrgenommen.

Und nun soll ich eines Tages diesen Freund verlieren. Da ist zur selben Zeit nämlich ein Gesetz herausgekommen und in den Ländern regt sich die Verfolgung gegen den Orden, dem jener Mann angehört. Mein Hofmeister muß fort, spricht aber die Zuversicht aus, daß wir nach überstandener Trübsal uns wiedersehen würden.

Und siehe, das Wort ist über alles Erwarten schnell in Erfüllung gegangen. Nach wenigen Monaten schon ist mein Erzieher wieder im Hause. Er ist, wie er sagt, aus dem Orden getreten.

Ich bin zum Jünglinge herangewachsen. Meinen Hofmeister liebe ich wie einen älteren Bruder. Oft habe ich ihn insgeheim um seine Ruhe beneidet. In mir hat sich zur selbigen Zeit ein Unstetes zu regen begonnen. Im Hause ist es mir zu eng, im Freien nicht weit genug; ist es still, so verlangt mir nach Lärm, und habe ich Lärm, so sehne ich mich nach Stille. Mein Drang ist gewesen wie ein blinder, heißhungeriger, pfadloser Mann auf der Heide.

Da sagt mir einmal mein Erzieher: Das, lieber Freund, ist der Fluch der Kinder der Welt. Das ist die rasende Sehnsucht, die trotz aller Güter und Genüsse der Erde keine Sättigung finden kann, außer sie flieht in die Burg, die Christus gegründet hat auf Erden.

— Wenn du zu mir sprichst — entgegne ich — du weißt doch, daß ich ein Christ bin.

— Das bist du nur in der Gesinnung — sagt er — aber dein Leib ist es, der so wild nach Erfüllung lechzt. Deinen Leib mußt du in die Burg Gottes einführen. Mein lieber Freund, alle Tage bete ich zu Gott, daß er dich so glücklich werden lassen möge, als ich es bin, daß du wie ein Bruder Jesu werdest.

Von diesem Tage an, als mein Hofmeister so gesprochen hat, empfinde ich die Last und das Unstete in mir doppelt schwer; aber als ich mich ernstlich prüfe, sehe ich, daß es mir unmöglich wäre, der Welt zu entsagen.

— Du hast mich nicht verstanden, sagt hierauf mein

Erzieher einmal, und es wundert mich, daß du nach den Jahren der Erziehung deinen Freund so mißverstehen kannst. Wer sagt dir, daß du den Freuden der Welt entsagen solltest? Die Freuden der Welt sind ein Geschenk Gottes; aber sie nicht genießen seiner selbst willen, sondern zu Gottes Ehre, das ist es, was uns wahre Befriedigung gewährt.

So geht mir nun ein neues Leben auf; mein sittliches Gefühl, das mich sonst zurückgehalten, eifert mich jetzt an, daß ich all den verlangenden Sinnen meines Wesens Sättigung verschaffe. In Freude und Genuß Gott dem Herrn dienen — so gibt es keinen Zwiespalt mehr.

Mein Freund lächelt und läßt gewähren. Die Welt ist schön, wenn man jung, und auch gut, wenn man reich ist. Ich lasse sie mir sehr gut sein; ich will ihren Becher leeren, ehe ich am Altare den Kelch trinken soll.

Und nach wenigen Jahren habe ich den Freudenbecher geleert bis zum Bodensatz. Da ekelt mich, da bin ich satt und übersatt. Und die Welt langweilt mich.

Und nun, da ich mittlerweile auch großjährig geworden, hat mein Freund wieder ein Wort gesprochen, und auf seinen Rat habe ich mich entschlossen. Ich trete der Gemeinschaft bei und tue das Gelübde. Mein Vermögen fällt dem Vereine zu und ich leiste das Gelöbnis des unbedingten Gehorsams.

Und nun — — da ist eines Tages ein Mädchen zu mir gekommen, das ich früher oft gesehen. Jetzt darf ich es nicht kennen. Es bittet mich, daß ich es mit dem Kinde nicht verlassen möge; es bittet um Gottes willen. Allein — ich bin bettelarm, darf mich auch für sie an niemand andern wenden, mich bindet der Gehorsam.

Wenige Tage danach ist das Mädchen als Leiche aus einem Teiche gezogen worden. — Schmerzerfüllt klage ich an der Brust meines Freundes, dieser schiebt mich sanft von sich und sagt: „Gott hat alles wohl gemacht!“ —

Nach diesen Worten ist der Mann, den sie den Einspanig nennen, wie erschrocken zusammengefahren. Ein Häher ist über unseren Häuptern dahingeflattert. Hierauf greift der Einspanig rasch nach meiner Hand und ruft:

„Heute noch bin ich vermählt mit ihr. In jeder Nacht steht sie mit dem Kinde vor meinem Lager. Der Orden hat einen schönen Stern, das ist der Marienkult. Mancher Jüngling, der entsagen muß, blickt liebeglühend auf zu der Jungfrau mit dem Jesukinde. Mir aber wird das Bildnis zum Gespenst, ich sehe in demselben das betrogene Mädchen.

Ich bin zum Priester geweiht worden und habe statt meiner weltlichen Titel und Würden nichts als den Namen Paulus erhalten. Ich bin vorbereitet worden, viel eher, als ich und mein Vater es geahnt haben.

Ich habe Natur und Vermögen geopfert und meinen eigenen Willen; und nur eines habe ich noch besessen, das Vaterland. Auch daran kommt die Reihe. Es wird erklärt, unsere Vereinigung sei nach dem bestehenden Gesetze des Bodens im Lande verlustig. Fast war ich zu schwach gewesen, meine Heimat und meinen betagten Vater zu verlassen; allein, da gibt es kein Auflehnen des Herzens. Wir sind Märtyrer zur Ehre Gottes; und so sehr bin ich Schwärmer, daß mir dieser Gedanke Entschlossenheit gibt, mich von allem loszureißen.

Wir sind nach Welschland gezogen. Zu Rom habe ich die Gräber der Apostel und Märtyrer besucht; und

habe gewähnt, in dem Lande ein still beschauliches Leben führen zu können. Aber bald werden wir ausgesandt zur Arbeit. Ich weiß kaum mehr durch welche Vermittlung, aber auf einmal sehe ich mich versetzt in eines der Länder, die gegen Abend liegen, an den Hof des Königs. Vielleicht ist es meine Abkunft, vielleicht die Erziehung, die ich genossen, vielleicht auch meine Gelehrsamkeit oder eine gewisse Klugheit, die ich mir nach und nach angeeignet, oder es kann meine Körpergestalt gewesen sein, die schön genannt war — oder all das zusammen oder noch ein anderes, was mich befördert hat, ich weiß es nicht.

Ich habe nach einiger Zeit ein einflußreiches Amt in der Staatskanzlei erhalten. Und mein Wahlspruch ist gewesen: Sei ein geheimes Rad.

Geschmeidigkeit, Sanftmut, Heiterkeit und Duldsamkeit sind die Tugenden, deren ich mich zu befleißigen gehabt habe. So bin ich der Freund des Hofes geworden, der gerne gesehene Gesellschafter, der gesuchte Ratgeber; und wenn ich in der Schloßkapelle meine Messe gelesen habe, so sind die hohen Frauen vor dem Altare auf den Knien gelegen. Endlich bin ich Beichtvater des Königs geworden.

Die Welt lächelt und mir gefällt ihr Lächeln wieder. Leicht trage ich das Gelübde der Armut, denn ich wohne im Königspalast. Treu bleibe ich dem Gelübde der Entsagung, denn was ich genieße, das genieße ich Gott zuliebe.

Da bricht eine bewegte Zeit an. In der Welt wütet die Empörung; auch in unserem Lande gärt ein Aufruhr. Öfter als sonst versammelt der König die Großen des Reiches um sich, und angelegentlicher wird die Beichte, die er an jedem dreißigsten Tag mir ablegt.

Da kommt eines Tages an mich ein Befehl; er ist mit großem Siegel verschlossen. Als ich ihn gelesen, lehnt sich etwas in mir auf. Nein, so kann ich nicht handeln, so mein Amt nicht mißbrauchen.

Zur selben Zeit erhalte ich die Nachricht von dem Tode meines Vaters. Das bringt mich zu mir selbst. Kindesliebe, Schmerz, Sehnsucht, Heimweh, Schuldbewußtsein und Reue graben in meinem Gehirne.

Da kommt plötzlich der Befehl, ich würde mich einschiffen nach Ostindien!

Das schmettert mich vollends nieder. Anstatt ins Vaterland, soll ich in einen fernen Weltteil reisen, Warum? Zu welchen Zwecken? Wer frägt? — Die erste Satzung lautet: Gehorsam!"

Hier hat der Mann seine Erzählung unterbrochen. Mit den Fingern ist er sich über seine hageren Wangen gefahren bis herab zu den Bartstoppeln des Backens. Sein Auge, in welchem Unruhe und Müdigkeit gelegen, hat sich schwermütig empor zur Höhe gewendet. Da oben haben die finsteren Wolkenlasten nicht mehr hingejagt, sondern angefangen, sich an den Felswänden niederzusenken. Tiefe Stille und Dämmerung ist gelegen über dem Waldkessel der Wolfsgrube.

Und endlich fährt der Einspanig fort: „Vier ewige Sommer habe ich mit einigen Gefährten in dem heißen Indien verlebt. Die Beschwerden sind groß gewesen. Nur in der Erfüllung des Berufes habe ich einigen Trost gefunden. Nicht mehr für besondere Vorteile eines Bundes haben wir gearbeitet, sondern für die gemeinsame Sache der Menschen, die Gesittung. Wir haben den Hindus den Pflug gegeben, auf ihren Berghöhen haben wir das Kreuz

gepflanzt. Wir predigen ihnen die Gotteslehre der Selbstaufopferung und Liebe. Anfangs haben sie Mißtrauen und Verfolgung gegen uns, endlich aber öffnen sie ihr Herz. Als Boten des Himmels haben sie uns verehrt.

Bereits haben wir in Dekan eine christliche Gemeinde zustande gebracht, da kommen abendländische Scharen, Engländer und Franken, bekriegen Teile des Landes und unterjochen sie. Da handelt es sich nicht mehr um die christliche Liebe, sondern um Reis und Gewürze. Und vorbei ist es gewesen mit dem Glauben der Hindus an unsere Lehre. Ermorden haben sie uns wollen. Auf ein fränkisches Schiff haben wir uns geflüchtet und sind zurückgekehrt nach Europa.

Nun sehe ich endlich mein Vaterland wieder. Eine andere Zeit ist. Das Volk ist lau und droht mit dem Abfalle. Wir werden planmäßig verteilt in Stadt und Land.

Da ich mich am Königshofe nicht bewährt habe, ich auch auf den Reisen verwildert und aus dem Geleise der gesellschaftlichen Verhältnisse gekommen bin, und da an mir ferner mehr Gewissensskrupel als Klugheit zu merken ist, so trifft mich das Los: ich werde den Volksmissionären zugeteilt. Kaum kann ich meine Geburtsstadt und das Grab meines Vaters besuchen, ehe ich fort muß in das Gebirge. Mit drei Genossen wandere ich von Gegend zu Gegend, um in bestimmten Pfarrkirchen sogenannte Missionen abzuhalten. Bei mächtigen Herren sind wir die Heiteren, Geschmeidigen, Duldsamen gewesen; bei den wilden Völkern die Apostel der Kultur, die strengen und liebevollen Lehrer des Christusglaubens. Hier aber, bei dem verknöcherten, trägen, leichtsinnigen und noch dazu durch

neue Grundsätze verdorbenen Landvolke müssen wir erscheinen als Warner, als Richter der Sünde.

Anfangs, da kommen sie mit Übermut und Neugierde zur Kirche herein, um die Wanderprediger zu sehen; aber als sie die dumpfen Worte von der Not der Seelen, von der Gefahr der Welt, von der Sterbestunde und von dem schrecklichen Gericht hören, da heben sie an zu erbleichen. Bald liegen sie zerknirscht vor dem schwarzverhüllten Altare, drängen sich zu unseren Beichtstühlen.

Vor jeder Kirche haben wir ein hohes, kahles Kreuz aufgestellt. Christus ist für euch gekreuzigt worden, jetzt kreuziget euch selbst in Abtötung und Buße.

Ich bin in Eifer geraten, der mich fortgezogen hat in dem was unseres Amtes gewesen, und der mich fortgerissen hat in eine Schwärmerei, die ich bislang an mir nicht gekannt habe. — Mein beständiger Ruf: Tuet Buße! —

Wie lebendig und lustig es im Dorfe auch gewesen ist, wo wir eingezogen: es wird bald still in den Gassen und öde auf den Feldern und Wiesen.

Der Roggen verdorrt, unser Weizen reift. — Aber wenn die Stunden der Begeisterung vorüber, so ist eine Öde in mir und ein Dämon, der mich fortweg abwenden will von dem heiligen Beruf. Ich habe diesen Dämon für den Teufel gehalten. Es wird aber was anderes gewesen sein. — Nicht wahr, jetzt kommt schon die Nacht?"

Fast verwirrt hat mich der Mann angeblickt, als hätte er von mir die Beantwortung seiner Frage erwartet.

„Die Nacht kann das noch nicht sein," habe ich entgegnet, „der Nebel legt sich so über den Wald."

„Ja, ja," fährt der seltsame Erzähler wie träumend

fort, „es kommt die Nacht. Junger Freund, Ihr werdet sehen, es kommt die finstere Nacht.“

Nun ist es eine Weile so still, daß man vermeint, den Nebel spinnen zu hören in dem Geäste der Tannen. Nachher erzählt der Mann weiter:

„In einem großen Dorfe ist es gewesen. Ich sitze noch spät abends im Beichtstuhl. Die Kirche ist endlich leer geworden und die Ampel des Altars legt ihren Schein schon an die Wände. Ein einziger Mann steht noch neben dem Beichtstuhl und scheint unentschlossen, ob er sich nähern oder auch die Kirche verlassen soll.

Ich winke ihm. Er schrickt zusammen, tritt näher und sinkt auf die Knie vor dem Schuber des Beichtstuhles. Sein Bekreuzen ist ein krampfhaftes Zucken der rechten Hand über das Gesicht. Er sagt nicht das übliche Gebet; in wirren und hastigen Worten teilt er mir sein Bekenntnis mit. Dann faltet er die Hände so fest ineinander, daß sie zittern, und stammelt die Bitte um Lossprechung. — Ich will dem Geängstigten Worte des Trostes sagen. Aber unwirsch stoße ich mein eigen Herz zurück.

Und wie er stumm so dakniet, entgegne ich in ruhiger Weise: das Unrecht könne ihm nicht verziehen werden vor Gott, solange es nicht gutgemacht.

— Gutmachen, das kann ich nicht mehr, versetzt er, mein Nachbar ist fortgezogen; ich weiß nicht wohin. Er ist nicht zu finden.

— So wandert, ihn zu suchen; besser die Füße abgehen bis auf die Knie, als daß die Seele ewig verloren gehe.

— Aber mein Weib, meine Kinder! ruft er.

— Um so mehr Seelen stürzet Ihr mit Euch in das Verderben!

— Ich will fasten, beten, will Almosen geben zehnfach mehr, als was ich betrogen.

Dem Betrogenen selbst müßt ihr das unrechte Gut zurückgeben!

Da schreit er fiebernd: ist der Herr nicht am Kreuz gestorben? Mord und Totschlag werden verziehen, und mir kann meine Verirrung nicht vergeben sein? — Der Mann ist nimmer zu finden!

Sein Widerspruch bringt mich in eine Erregung. Strenge den Unbußfertigen! lehrt die Satzung.

— Makelt nicht mit dem gerechten Gott! rufe ich. Dreimal höher ist der Himmel, seit er durch das Kreuzopfer ist erkauft worden, und neunmal tiefer die Hölle, seitdem die Menschen drei Nägel geschlagen durch Christi Händ' und Füße.

Über diese meine Worte ist ein Aufstöhnen, dann ein Fluchwort. Ich höre den Schall der Tritte eines Davoneilenden. — Ich bin in der nächtigen Kirche allein.

Ich trete aus dem Beichtstuhl, knie hin vor den hochragenden Altar und bete für den Verstockten. Und wie ich so emporblicke zu dem Bilde der Königin der Beichtiger, da ist es mir, als trete sie plötzlich hervor aus der Nische — aus dem Teiche sie, mit dem Kinde in blutrotem Schein.

Der Türe eile ich zu. Siehe, da ist der Ausgang verschlossen.

Ich habe die Sperrstunde nicht wahrgenommen. Die Kirche ist entlegen vom Orte; das nächste Haus ist die Totenkammer. Da hört es keiner, wie man auch rufen mag.

Eingeschlossen in den düsteren Raum, in welchem ich von dem leidigen Teufel so oft gesprochen und von der ewigen Höllenpein. — Dort im Gezelt der ewige Gott; jetzo bist du mit ihm allein.

Nein, ich habe es nicht vermocht, hinzublicken auf den Altar; das rote Licht schwebt auf mich zu. Ich verkrieche mich wieder in den Beichtstuhl.

So bin ich dagesessen mit erregten Sinnen. Jetzt und jetzt muß sich der Vorhang bewegen und eine kalte Hand hereinlangen. Aber es bleibt still.

Sonst knien sie da draußen vor dem Schuber, die armen Sünder, und erforschen das Gewissen; und jetzt erforscht es der Beichtiger selbst. Habe zurückgeblickt auf mein Leben. Wie ist es so bewegt, wie bin ich arm und einsam gewesen! Und so hart! — Und in dem Teiche ist ein Herz verloschen. — Das einzige, das mich lieb gehabt in der weiten Welt... Was ist gemeint gewesen mit meinen hohlen Taten? — Wenn ich vor Gottes Richterstuhl stehe? Wird auch nur eine Seele sein, die sagt: Er hat mich gerettet? —

Und als es in mir so schreit, da ist plötzlich ein Stöhnen vor dem Schuber des Beichtstuhles, als kniete jener Mann noch davor. Ich fahre empor, aber — still ist es, das Mondlicht rinnt durch das Fenster. —

An wem liegt die Schuld, als an mir? — Wie viele Jahre sind mir noch gegeben? O Gott, führe mich weg von deinem Altare, dem ich ein unwürdiger Diener gewesen. Und von den Menschen führe mich weg. Führe mich zu einer einsamen Stätte, wo ich mich selbst erlösen kann!

Diese Sehnsucht hat sich wie Tau gelegt auf mein

Gemüt; ruhiger ist es geworden und meine Augen sind gesunken.

Jetzt aber höre ich plötzlich von außen eine Stimme, die Pater Paulus! ruft. Endlich befreit! denke ich und will mich erheben. In demselben Augenblick höre ich aufschreien: Jesus Maria! da ist er, da hängt er am Strick!

Ich tue einen Schrei, der in dem Kirchenschiffe gellt und von dem ich selbst erschrocken bin. Da ist draußen noch ein Klageruf und ich höre, wie sich die Leute eilig wieder davonmachen. Der Aufschrei in der Kirche, mein Hilferuf, hat sie verscheucht. Ich bin allein. Erregt, daß mir der Atem stockt. Mitternacht schlägt es. Und wie? Draußen hängt einer am Strick?

Auf mein Angesicht bin ich gefallen: Heiliger Gott, bewahre mich vor Selbstmord!

Aber jetzo steigt plötzlich eine Ahnung in mir auf. Wie, wenn es der Mann ist, dem ich zur späten Abendstunde die Lossprechung verweigert, den ich in die Verzweiflung zurückgestoßen habe? Wenn er hingegangen ist und sich das Leben genommen hat?! — In derselben Stunde, guter Freund, habe ich Schreckliches ausgestanden. Der Selbstmörder, wie er mich angrinst mit starrem Auge! — Und aus den Tiefen des Teiches . . . ! Und all die unerlösten Seelen kommen, denen ich die Verdammung gepredigt. Und inmitten steht das hohe Kreuz und eine Stimme höre ich rufen: Du hast die Liebe getötet!"

Ächzend ist der Mann hingesunken auf das Geäste des Baumes. Kaum habe ich es vermocht, ihn wieder aufzurichten. Nebelfeuchtes Wildfarnkraut reiße ich ab und lege es auf seine heiße Stirne.

„Erzählet ein andermal zu Ende," sage ich, „und

gehen wir heute in unsere Wohnungen, es kommt wahrhaftig schon die Nacht."

Er hat sich aufgerichtet, ist mit den Zipfeln seines Mantels sich über die Augen gefahren.

„Heute ist der Frieden in mir," sagt er hierauf ruhig, „aber so oft ich an dieselbe Stunde denke, stockt mein Blut. Nun jetzo wird es schon besser. — Wie ich meine Augen wieder auftue, da schaut das Morgenrot zu den Fenstern herein. Wie ein gütiges Lächeln liegt es auf dem Altare und auf dem Bilde der Mutter Maria. — Ich habe mich aufgerichtet und ein Gelöbnis getan, und da ist mir gewesen, als müsse alles anders werden.

Bald danach haben die Schlüssel der Kirchentüre gerasselt; Leute kommen. Sie brechen in ein Frohlocken aus, als sie mich sehen, und führen mich an der Hand in das Freie. Sie erzählen, wie sie mich gesucht, wie sie wohl einen Schrei gehört in der Kirche, wie sie aber gemeint hätten, es sei eine Geisterstimme. Sie führen mich abseits vom Kirchhofe, denn dort ist an einem eisernen Grabkreuze der Selbstmörder gehangen.

Ich habe mich nachher in mein Zimmer verschlossen und bin in demselben verblieben den ganzen Tag. Ich hätte an dem Tage eine Predigt halten sollen über die Buße und die Erbarmungen Gottes. Ein anderer meiner Genossen hat es für mich getan. Die Leute sollen sich erzählt haben, ich sei die Nacht über absichtlich in der Kirche geblieben und hätte Offenbarungen gehabt.

Spät abends, als ringsum alles geschlafen, habe ich auf ein Blatt Papier die Worte geschrieben: Lebt wohl, meine Brüder. Forscht nicht nach mir.

Und dann habe ich genommen, was mein, und bin

aus dem Hause gegangen und aus dem Dorfe, und die Landstraße entlang die ganze Nacht.

Planlos ist mein Wandern. Ich überlasse mich dem Zufall. Ich habe nichts zu verlieren; nur aus dem Bereiche der belebteren Gegenden trachte ich fortzugelangen. Ich habe meine Richtung gegen das Gebirge genommen.

Als der Morgen graut, bin ich zwischen Waldbergen; ein Bach rauscht mir entgegen. Ich trinke aus dem Wasser und ruhe auf einem Stein. Da kommt so ein Waldmensch des Weges, der zieht seine Kopfbedeckung ab vor meinem priesterlichen Kleide. Ich erhebe mich und bitte den Mann, daß er mir den Weg weise, ich wollte weit hinein ins Gebirg, bis dorthin, wo der allerletzte Mensch wohnt.

— Der allerletzte Mensch, der wird wohl der Kohlenbrenner, der Ruß-Bartelmei sein, hat der Mann geantwortet.

— So weiset mir den Weg zum Ruß-Bartelmei und bedeckt Euer Haupt.

— Habt Ihr mit dem Köhler was zu schaffen? frägt er dreister, da wir schon auf dem Wege sind, Ihr, der Köhler ist 'leicht schwarz an Leib und Seel'; den mögt Ihr nimmer weiß waschen. Schlechter wie andere wird er auch nicht sein. Was wollt Ihr ihm denn?

Ich glaube, ich habe dem Frager von einer weitläufigen Verwandtschaft was gesagt. Da bleibt er stehen und sieht mich an: Verwandtschaft! tät' mich wohl freuen! Der Ruß-Bartelmei bin ich halt selber.

Ich gehe mit dem Manne über Berge und durch Schluchten. Bis zur Mittagszeit sind wir bei seinem Hause.

Drei Tage bleibe ich bei den Leuten. Schwarz sind sie freilich. Bei einem Volke des Morgenlandes ist schwarz die Farbe der Tugend und der Seligen; sie malen dafür den Teufel weiß. — Ich habe das, in der Meinung, ihm ein Gefälliges mitzuteilen, dem Kohlenbrenner gesagt. Der aber guckt seltsam aus seiner Hutkrempe hervor und entgegnet: Wird doch nicht sein. Nachher wäre ja der Pfarrer auf der Gasse ein Engel und in der Kirche ein —. Diese grobe Rede hat mich wohl gestoßen.

Am dritten Tage, nachdem ich und der Bartelmei viel und über vieles miteinander gesprochen und uns gegenseitig Teile aus unserer Lebensgeschichte erzählt (die seine ist kohlschwarz und die meine noch schwärzer), da frage ich ihn, ob er mein Freund sein wolle. Ich hätte vor, in der Wildnis zu leben und zu arbeiten für meine Seele, und wolle redlich bestrebt sein, in der Einsamkeit Gutes zu stiften, da man unter Menschenscharen auch mit bestem Willen nicht immer das Rechte fördere. Als Freund habe er mich gegen Entgeltung mit den allernotwendigsten Bedürfnissen zu versehen, des weiteren aber mich als Geheimnis zu bewahren.

Der Mann hat sich lange besonnen; dann sagt er: So, ein Einsiedler wollt Ihr werden? Und da soll ich der Rab' sein, der Euch das Brot vom Himmel bringt?

Ich erkläre, daß ich mir das Brot selbst suchen wolle, daß man aber auch Kleidungsstücke und andere Dinge bedürfe, und daß ich nicht ermangeln würde, mit meiner kleinen Habe dafür zu danken.

So ist er bereit, mir zu dienen. Nur müsse ich ihm auch einmal eine Gefälligkeit erweisen, und vielleicht eine ganz absonderliche. Er habe schon auch sein Anliegen.

Ich habe das Köhlerhaus verlassen, und der Bartelmei hat mich geführt noch weiter in die Wildnis hinein. Bis in das Felsental bin ich hinaufgekommen; da sind gar keine Menschen mehr, da ist nur der Urwald und das starre Gewände. Und hier ist es mir recht gewesen; in einer verborgenen Höhle, an der eine Quelle vorbeirieselt, habe ich mich eingerichtet. Im Felsentale ist ein hölzernes Kreuz gestanden, das seiner Tage auch ein verlorener Waldmensch aufgerichtet haben mag. Das ist mein Versöhnungsaltar. Ein Kreuz ohne Heiland, wie ich es sonst den bedrängten Seelen vorgehalten, war mir endlich selber geworden.

Und so, junger Freund, habe ich nun gelebt in der Einsamkeit, habe mit den Wurznern und Pechern gearbeitet. Und so ist Jahr um Jahr verflossen. Von Entbehrung will ich nicht reden, schwerer ist mir das Gefühl des Verlassenseins geworden, und die Sehnsucht nach den Menschen hat mich oft hart gepeinigt. Nur der Gedanke, daß Entsagung meine Sühne ist, hat mich getröstet. Oft bin ich hinaus in die Täler gegangen, wo Menschen wohnen in lieber Geselligkeit. Ich habe mich gelabt mit dem Bewußtsein ihrer Gewissensruhe und Zufriedenheit und bin wieder zurückgekehrt in das ewig einsame Felsental zu meiner Höhle und zu dem stillen Kreuze auf dem Steingrunde.

Der Kampf in mir aber ist, statt geringer, größer und schwerer geworden, und zuweilen kommt mir der Gedanke: was ist das für ein Leben in lahmer Tatlosigkeit, in der man niemandem nützt, sich selber doch verzehrt? Kann das Gottes Wille sein?

Zurückkehren in den Orden, das wäre unmöglich.

In der offenen Welt leben unter dem Schilde eines abtrünnigen Priesters, das wäre ein zu großes Ärgernis an der treuen Berufserfüllung im allgemeinen. Was bleibt mir übrig, als für das Völklein des Waldes nach Kräften wohltätig zu wirken? Aber ich weiß es nicht anzufassen. Mit trockenen Predigten stiftet man nicht immer das Wahre. Den Teufel habe ich ja so lange gerufen, bis er mir selber gekommen. Gott und die christliche Liebe lehren? Damit bin ich schlecht gefahren. So habe ich gar keine Neigung mehr, den Menschen mit Worten zu dienen.

Wo ich Kinder sehe, da gehe ich auf sie zu, daß ich ihnen ein Liebes könnte erweisen; aber sie haben sich vor mir gefürchtet. Ich bin gemieden und nirgends gern gesehen, selbst in der Hütte des Bartelmei nicht mehr. Ich bin auch so seltsam, so unheimlich; zuletzt hat mir vor mir selber gegraut. Ein Verbannter lebe ich im Felsentale und zwischen dem Gestein lechze ich nach Wohltun. Und ich bin doch wieder davongeschlichen gegen die Wässer hinaus.

Dem altersschwachen Weiblein habe ich die Holzschleppe vom Rücken genommen, auf daß ich sie in seine Klause trage. Dem Hirten habe ich die Herde von dem gefährlichen Gewände abgeleitet. Und im Winter, wenn gar keine Menschen sind weit und breit, habe ich mit dürren Samen und wilden Früchten die Vöglein gefüttert und die Rehe. Geweint habe ich über diesen meinen armseligen Wirkungskreis und vor dem Kreuze habe ich gebetet: Herr, vergib! und nur einmal laß mich was Gutes vollenden!

Und so habe ich, in der Absicht, etwas Rechtes zu vollbringen, den Jungen aus dem Hinterwinkel zu mir

genommen. Ich hatte gehört, daß er von seinem Vater die Tobsucht geerbt haben soll. Ich habe bedacht, daß, wie der Mathes daran zugrunde gegangen, so auch der Lazarus daran zugrunde gehen müsse, könne durch eine entsprechende Zucht dem Übel nicht gesteuert werden. Auch habe ich bedacht, daß ein schwaches, weichherziges Weib nimmer imstande ist, dem gefährdeten Kind die strenge Leitung, die nötig ist, angedeihen zu lassen. Da habe ich eines Tages im Walde den Knaben am Grabe seines Vaters getroffen. Er hat erbärmlich geweint und ist nicht von mir geflohen wie andere Kinder. Und als ich ihn frage, was ihn denn so sehr betrübe, da antwortet er, er hätte einen Stein geschleudert nach seiner Mutter, und so wolle er jetzt sterben.

Ich entgegne ihm, er möge getrost sein; ich hätte auch einmal so einen Stein geschleudert gegen Menschen, aber nun wäre ich in die Wildnis gegangen, daß ich Buße tue und einen besseren Mann aus mir mache. Und ich frage ihn, ob er es auch so halten wolle. Der Knabe hat mich flehend angeblickt und ja gesagt.

So habe ich ihn mit mir genommen in das Felsental und in mein Haus. Über ein Jahr habe ich ihn bei mir behalten, auf daß ich ihn an strenge Ordnung hielte und seine wilden Anfälle zu unterdrücken suchte. Täglich haben wir vor dem Kreuze gemeinsam unsere Andacht verrichtet. Und ich habe dem Knaben die Geschichte von dem Gekreuzigten erzählt, habe ihm mit aller Wärme eines sehnenden Herzens dargestellt die Liebe, Geduld und Sanftmut des Heilandes, und ich habe gemerkt, wie das Gemüt des Knaben davon ergriffen worden ist. Es ist ja ein herzensguter Junge.

Wir haben zusammen gearbeitet, haben Waldfrüchte, Kräuter und Schwämme gesammelt zu unserer Nahrung. Hirsche und Rehe haben wir nicht geschossen, wie der Lazarus einmal vorgeschlagen. Stühle und Fußmatten flechten wir für unsere Felsenwohnung und für den Branntweiner, der sie an den Mann zu bringen weiß. Viel Brennholz sammeln wir auf vor unserem Eingang. Gehe ich in die Lautergräben oder in die Winkelwälder hinaus, so bleibt der Knabe willig im Felsenhause und arbeitet allein. Gerne hat er mir von seiner kleinen Schwester erzählt, aber nie ein Wort von seiner Mutter, gleichwohl er im Traume oft genug von ihr gesprochen hat. Ich habe es ihm angemerkt, wie sehr das Gewissen seiner Tat ihn hat gepeinigt.

Auf daß der Knabe sich in Geduld und Sanftmut übe, habe ich ein Mittel erfunden, das, wie seltsam und einfältig es auch aussehen mag, doch eine schätzbare Wirkung in sich trägt. Ich fasse einen Rosenkranz aus grauen Steinperlen zusammen, und diesen Rosenkranz muß mir der Lazarus allabendlich abbeten, ehe er zu Bette geht. Aber nicht mit dem Munde abbeten, sondern mit den Fingern und mit den Augen. Er muß nämlich alle Perlen von der Schnur streifen, daß sie auf den Erdboden hinkollern; und nun ist seine Aufgabe, daß er die in alle Winkel gerollten Kügelein mühsam wieder zusammensuche und auflese. Anfangs hat er bei dieser mühsamen Arbeit sein Zucken wohl bekommen, aber da er dadurch dem Geschäfte hinderlich statt förderlich ist, so hat er es nach und nach mit mehr und mehr Fassung verrichtet, trotzdem das Suchen oft stundenlang dauert, bis er die letzte und allerletzte Perle findet. Und endlich hat er es

mit einer Ruhe und Selbstüberwindung getan, die verehrungswürdig ist. — Kind, sage ich einmal, das ist das schönste Gebet, daß du Gott und deiner Mutter zu Liebe tun kannst, und damit erlösest du deinen Vater. Da blickt mich der Junge mit seinen großen Augen glückselig an.

Wir haben nicht gar viel miteinander geredet, aber um so gewichtiger und überlegter ist jedes gesprochene Wort gewesen. Er scheint mich lieb gehabt zu haben, er hat jeden Wunsch meiner Augen zu erfüllen gesucht. Nach meiner Weisung hat er mich den Bruder Paulus geheißen.

Wohl, es ist eine gewagte Art gewesen, wie ich den Knaben zu mir gerissen und geschult habe; aber ich mag hoffen, daß er glücklich auf einen besseren Weg geleitet ist. — O, mein Freund, wie oft habe ich mir gesagt: einem, und wenn auch nur einem Menschen mußt du von allen Seelengaben, die dem Priester zu Gebote stehen sollen, die Gabe der Selbstbeherrschung eigen machen, dann bist du erlöst.

Ich habe mich im Laufe des Jahres oft nach der Mutter des Knaben umgesehen; und so sehr ich mich selbst an den Knaben gewöhnt, habe ich doch den Tag ersehnt, an welchem ich dem armen Weibe das verschollene Kind wieder zurückgeben kann, wie ein Stück reinen Goldes nach der Läuterung.

Da finden wir eines Abends das Kreuz nicht mehr auf dem Steingrunde. Es war unser Gottesaltar gewesen und das Zeichen der Entsagung und Selbstbeherrschung. Und nun starrt uns die moderige Grube an, aus dem es emporgeragt.

Wer hat mir auch dieses Einzige noch weggenommen? Soll es Kohlen geben oder eine Herdflamme in der Hütte?

Ist der weite Wald nicht mehr groß genug, legen sie die Hand noch an das Kreuz? Was hat es ihnen getan? Oder schnitze einer den Heiland dazu? Oder hat es ein Kranker, ein Sterbender holen lassen, auf daß er davor bete?

So habe ich an jenem Tage gefragt und gegrübelt. Und am Abend noch eile ich durch das steinige Tal und meine, irgendwo müsse mein Gotteszeichen liegen. Ich laufe in den Wald hinab, den Fußsteig hin, da sehe ich zwei Männer, die das Kreuz auf den Schultern tragen.

Und nun ist es mir eingefallen, es kommt in die neue Kirche am Steg, die Wäldler stellen es auf den Altar. Sie verehren es, wie ich es verehre; auch sie wollen Entsagung und Aufopferung lernen; auch sie sind Menschen, die streben und ringen nach dem Rechten, wie ich. Da ist in mir eine Freude erwacht, die mir schier das Herz hat zersprengt. Um den Hals fallen hätte ich Euch mögen, Euch, der ganzen Gemeinde. Ich gehöre ja zu Euch — ein Pfarrkind."

Dann sagt er noch: „Jetzo ist keine Zeit mehr zum Reden. Ich bin ja auch zu Ende. Kurze Zeit danach habe ich den Lazarus fortgeführt aus diesem Felsentale und hinaus zur neuen Kirche, auf daß er vor dem Kreuze bete. Ich habe ihn von Herzen gesegnet, denn ich habe wohl gewußt, daß er mir nicht mehr zurückkehren wird in das Felsenhaus.

Und allein habe ich weiter gelebt, wohl verlassener als je, und doch beruhigter, und mein Herz hat sich gehoben, als wollte der Bann anheben zu schwinden. Öfter und öfter bin ich hinausgegangen zur neuen Kirche, in

der mein Kreuz steht. Und die Menschen haben mich nicht mehr gemieden; Almosen haben sie mir gereicht, auf daß ich beten möge vor Gott ihr Seelenheil. Daraus habe ich wohl mit Beschämung ersehen, daß sie mich für besser halten, als ich selber.

Ich bin auch wieder in das Haus des Bartelmei gegangen, in dem sie mehr von mir wissen, als in den anderen Hütten. Des Köhlers Mutter, die Kath, ist schon seit Jahren krank, die bittet mich, daß ich um Gottes Erbarmung Willen doch einmal eine Messe für sie lese zu einem glücklichen Sterben. Das habe ich dem alten Weiblein gerne versprochen und die Messe habe ich gelesen, und zwar vor meinem Kreuze in der Kirche am Steg."

So weit hat der Mann erzählt.

Wir schweigen beide eine gute Weile. Endlich habe ich die Worte gesagt: „Wie sich das schon wunderbar fügt im Lebenslaufe, so ist das vielleicht Euere letzte Messe in unserer Kirche nicht gewesen."

„Ich habe Euch die schuldige Antwort gegeben," versetzt der Einspanig, „was daraus für Euch, für mich erwächst, davon kann heute noch nicht gesprochen werden."

Mit diesen Worten hat er sich von dem Holzstamme erhoben. Und wie er nun so aufgerichtet vor mir steht, da ist er jünger und größer, als er sonst geschienen. Einen tiefen Atemzug hat er getan, und plötzlich hat er heftig meine Hände gefaßt in die seinen und mit bebender Stimme gerufen: „Ich danke Euch, ich danke Euch!"

Und hierauf ist er hastig davongegangen.

Er schreitet aufwärts in der Richtung gegen das Felsental. Ich schreite abwärts in die Lautergräben und gegen Winkelsteg.

Meine Schuhe stoßen oftmals an Gestein und Gefälle. Eine nebelfeuchte, finstere Nacht liegt über den Wäldern.

So ist mein Mißtrauen gegen den Einsiedler glücklich zuschanden geworden.

Wenn einer auf die Welt verzichtet, sie mag ihm sein, was sie will, und jahrelang in der Wildnis lebt unter unerhörten Entbehrungen und mit eisernem Willen die Wünsche seiner Seele bekämpft — dem ist es ernst. — Zu welchem Zwecke wäre er auch in die Wälder gegangen, lange ehvor am Steg noch ein Kirchenstein gelegen, zu welchem Zwecke hätte er sich gemieden gemacht von den Leuten und seinem Wohltätigkeitsdrang nur im Verborgenen zu genügen gesucht? — Und vor mir armem Mann hat er die Fasern seines Herzens entwirrt, daß ich hineinsehe in sein Inneres, wie es auch dasteht in der Schuld.

Oft habe ich mir gedacht, der erste Seelsorger in Winkelsteg darf kein Gerechter sein, sondern ein Büßer. Nicht ein Mann sei es, der nie gefallen, sondern einer, der aus dem Falle ist aufgestanden. In der Tiefe und Finsternis der Wäldler muß er stehen und sich zurechtfinden können, auf daß er diesen Menschen vorauszugehen weiß hinan zur lichten Höhe.

Im Sommer 1819.

Das ist sauber! das ist possierlich! das ist schon gar zu lustig, jetzund!

Ich habe heute den ganzen Tag gelacht und geweint. Es wird nur eine scherzhafte Mär sein, aber sie wird

allenthalben ernsthaft erzählt. Und bei dem, was bislang schon zu hören gewesen, kann es ja möglich sein.

Verspielt soll er uns haben, der schlechte Mensch! Verspielt, uns samt und sonders, die ganzen Winkelwälder mit Stock und Stein, mit Mann und Maus und mit dem Andreas Erdmann, verspielt am grünen Tisch in einer einzigen Nacht. Und verspielt an einen Juden.

Einige Tage später.

Sei es, wie es sei, wir wollen an unserem Tagwerk weiter arbeiten. Ich bin heute in dem Miesenbachwald gewesen, um die Bäume zu besehen, die für den Schulhausbau bestimmt sind. Sie müssen im Christmonat gefällt werden; das ist für Bauholz die beste Schlagzeit; über den Sommer können sie trocknen und im nächsten Herbst muß der Bau aufgeführt werden.

Als ich an der Schwarzhütte vorübergehe, tritt der Einspanig heraus. Er hat den Lazarus besuchen wollen; der Knabe ist aber nicht daheim, der ist jetzt Ziegenhirt bei den Holzern im Vorderwinkel. Adelheid soll den Einspanig anfangs bittere Vorwürfe gemacht haben; hierauf aber habe sie ihr Gesicht in die Schürze verborgen und schluchzend ausgerufen: „Ich weiß es wohl, Ihr habt Euch das Himmelreich verdient mit meinem Kinde!“

Ich und der Einspanig sind mitsammen gegen Winkelsteg gegangen. Leute, die uns begegnen, lachen sich die Hälse dick über die Geschichte, daß wir verspielt seien. Der alte Rüpel sagt, er schneide dem Moisi zu Ehr' seinen Bart nicht mehr.

„Ja, ja,“ sage ich zu meinem Begleiter, „so sind wir

jetzund jüdisch, und in unseren neuen Tempel kriegen wir einen polnischen Rabbi herein. So säuberlich hat uns der junge Herr Judas Schrankenheim verraten."

Da bleibt der Einspanig stehen und starrt mich an. Vom Fuß bis zum Kopf und wieder vom Kopf bis zum Fuß starrt er mich an und sagt endlich: „Ihr seid mir sonst nicht dumm vorgekommen, Erdmann." Und da wir wieder einige Schritte gegangen sind, versetzt er: „Ein ordentlicher Mensch sollte so alberne Dinge nicht glauben. Wie kann uns denn der junge Herr Schrankenheim verspielt haben? Mit dem besten Willen nicht. Er ist nicht Herr über die Güter seines Vaters und noch gar nicht großjährig."

Da glotz' ich einmal drein.

Eine Bergeslast ist mir vom Herzen gefallen; aber im zweiten Augenblick bin ich wieder erschrocken. Ich hab' ja noch gestern vor aller Leute Ohren den jungen Herrn einen schlechten Menschen geheißen.

Das wird mich noch in der Ewigkeit martern. Aber, wenn ich ein Ehrenmann bin, dann mach' ich's gut. Ein lockerer Vogel mag er ja sein; doch redlich und hochherzig bist du, Hermann, und das müssen die Leute wissen. An drei Sonntagen nacheinander verkünde ich es von der Kanzel: unser junger, zukünftiger Herr, Hermann von Schrankenheim, ist redlich und brav. Gott erhalte ihn! — Und das Schmachwort bitte ich dir ab bis zu meinem Tode.

Der Einspanig ist bei mir eingekehrt. Eines meiner Stubenfenster geht gegen die Kirche und den Pfarrhof hinüber. An demselben sitzen wir und verfallen in ein Gespräch, das zwei Stunden lang dauert.

Wir können jetzt, wenn schön Wetter, die Zeit schon nach Stunden messen; der Franz Ehrenwald hat an die Mittagsseite des Turmes eine Sonnenuhr gemalt.

Als der Einspanig fort ist, schreit die Haushälterin: „Wie närrisch, jetzt hat uns der Kuckuck den auch wiederum ins Haus getragen.“

„Der Kuckuck?“ entgegne ich übermütig, „ja wohl, dieser Mann ist selber wie der Kuckuck, hat kein Nest, muß ruhelos von einem Baum zum andern flattern, ist überall gemieden und nirgends daheim. Aber im Lenz hören wir ihn doch gern, denn er bringt uns ja das Frühjahr, und er ist ein Wahrsager und zählt uns die Lebensjahre vor.“

„Ja,“ schreit das Weib, „und fabelt uns himmelblau an, wie mich damalen; und ist ihm die Welt leicht nicht mit Brettern verschlagen, so ist es sicherlich sein Kopf. Geht mir weg mit Eurem Einspanig!“

Wenn die gute Winkelhüterin wüßte, was ich in einer Stunde darauf dem Freiherrn für einen Brief geschrieben habe!

Im Mai 1820.

Hier im Walde ist Tag und Nacht, ist Winter und Sommer, ist Friede und Not, ist Sorge und zuweilen ein wenig Behagen im Ausruhen von der Arbeit. So schleppt es sich fort. Der Wagen der Zeit hat bei uns das vierte Rad verloren, da geht es zuweilen schief und unschön, aber es geht.

Draußen, sagt man, wollen sie wieder die Welt umkehren. Von Krieg wird gesprochen. Um uns Winkelsteger kümmert sich kein Mensch mehr. Aber ich erlebe eine

Freude. Mehrere junge Winkelsteger wollen sich freiwillig anwerben lassen zu den Soldaten. Das ist ein Anzeichen ihres erwachten Bewußtseins, daß sie ein Vaterland und eine Heimat haben, die sie verteidigen müssen. — Es ist eine erste, schöne Frucht der jungen Gemeinde.

Das Wäldermorden ist für eine Zeit eingestellt; draußen sind die Hämmer geschlossen. Viele heben jetzt an, die Geschläge zu roden und daraus Äcker zu machen. Aus Holzschlägern und Kohlenbrenner werden Ackersleute. Das ist gut; der Holzschläger vernichtet, aber der Bauer richtet auf.

Von der Herrschaft ist auf mein Drängen ein Schreiben gekommen. Anders, als ich vermeint. Jetzt sei nicht die Zeit für Kirchen- und Pfarrergeschichten; wir sollten uns behelfen.

Das ist ein sehr weiser Rat. Aber die Leute wollen nicht mehr in die Kirche gehen. „Wenn es keine Meff' und keine Predigt gibt," sagen sie, „still beten kann eins auch unter dem grünen Baum." Sie stellen sich aber nicht unter den grünen Baum, sondern in die Branntweinschenke.

Die Herde zerstreut sich wieder, wenn kein Hirte ist.

Der Förster ist auch davon, da er in anderen Gegenden zu walten hat. So bin ich allein mit meinen Winkelstegern, wie Moses mit den Israeliten allein ist gewesen in der Wüste.

Die Gebote sind verkündet, aber die Leute bauen wieder an dem goldenen Kalb. Und Manna fällt nicht mehr vom Himmel.

Pfingsten 1820.

Heute ist der Einsiedler aus dem Felsentale in unserer Kirche vor dem Altare gestanden, hat die Messe gelesen.

Das Kirchengeräte haben wir aus Holdenschlag, wie es dort in der Pfarrkammer gelegen und nicht mehr benützt worden ist. In das Meßkleid haben die Mäuse Löcher gefressen, aber die Spinnen haben diese Löcher wieder zugewoben.

Ich habe die Orgel gespielt. Die Kirche ist just so groß, daß man es vom Chor aus noch sehen kann, wenn dem Priester am Altare Tropfen im Auge stehen.

Die Leute haben wenig gebetet und viel geflüstert. — Dieser Einspanig, das ist zuletzt ja der zweite heilige Hieronymus.

Und der Waldsänger hat mir nach dem Gottesdienst die Worte gesagt: „Habt Ihr den ewigen Juden gesehen? Er hat in den Leidenstagen für den Heiland das Kreuz getragen heut' hinauf nach Golgatha. Er ist erlöst, hosianna!"

Ich habe dem Einsiedler diese Worte mitgeteilt und beigesetzt: „Laßt Euch die Rede freuen; der Mann ist voll des heiligen Geistes!"

Am Feste Allerheiligen 1820.

In Welschland haben sie Händel. Ansonsten ist es blinder Lärm gewesen und unsere Vaterlandsverteidiger sind wieder zurückgekommen. Es geht in das alte Geleise und wir stecken dem Wagen der Zeit das vierte Rad wieder an.

Ich habe die Leute veranlaßt, daß sie unter sich ein Oberhaupt wählen, auf daß jemand sei, der Verordnungen

erteile, Streitigkeiten schlichte und die Gemeinde zusammenhalte.

Sie haben den Martin Grassteiger gewählt und nennen ihn nun den Richter.

Und bei derselben Versammlung hat der neue Richter den von dem Waldherrn anerkannten, zukünftigen Schullehrer der Gemeinde Winkelsteg vorgestellt.

Dieser Schullehrer bin denn ich. Die Leute sagen, das hätten sie längst schon gewußt, daß ich der Schulmeister sei. Der Grassteiger sagt, es müsse alles auch Form Rechtens geschehen.

Wenige Tage nach dem obigen läßt der Richter durch mich die Pfarrerwahl ausschreiben. Darüber lacht alles. — „Sollen wir aus den Pechhackern und Kohlenbrennern einen wählen? 's wird aber keiner taugen. Studiert ist für uns Winkler gleich einer genug, aber so närrische Gewohnheiten haben unsere Männer, keine Häuserin mögen sie nit leiden.“

So machen sie ihre Späße, wissen aber recht gut, auf wen es abgesehen ist.

Und sie haben ihn auch gewählt.

Wir sollen uns selber behelfen, hat der Waldherr gesagt; so haben wir uns selber beholfen.

Der Einsiedler aus dem Felsentale ist Pfarrer von Winkelsteg.

Martini 1820.

Die Ruß-Kath ist gestorben.

Sie ist neunzig Jahre alt geworden. Ihr letzter Wille ist, daß man ihrer Leiche feste, nägelbeschlagene

Schuhe anziehe; sie würde den Weg aus der Ewigkeit oftmals zurückmachen müssen auf die Erde, um zu sehen, wie es ihren Kindern und Kindeskindern fortan gehe.

Die Ruß-Kath ist die erste, die sie in die Walderde unseres neuen Friedhofes hinabtun werden.

Auf zwei Stangen haben sie zwei Männer herübergetragen aus den Lautergräben. Der weiße, noch harzduftende Tannenbrettersarg ist mit Erlstrauchbändern auf der Bahre befestigt gewesen. Der Ruß-Bartelmei und sein Schwestermann Paul Holzer mit einem Knäblein sind hinter den Trägern dreingegangen. Sie haben laut gebetet und stets auf die Wurzeln der Bäume geblickt, über die sie geschritten. Auch die Träger haben sehr behutsam gehen müssen, denn der Boden mit dem Spätherbstreif ist jetzt gar schlüpfrig.

Vor Jahren soll es gewesen sein. Da haben sie von den Almen einen Hirten herabgetragen, um ihn draußen auf dem Holdenschlager Kirchhof zur Ruhe zu bringen. Wie sie sich da oben an den schmalen Steigen der Miesenbachwände herauswinden, strauchelt einer der Träger und und der Sarg rollt über den Hang und stürzt in den Abgrund, so daß nicht ein Splitterchen davon mehr gesehen worden ist.

Das soll den Leuten sehr arg gewesen sein, und der Totengräber zu Holdenschlag hat doch bezahlt werden müssen.

Wir Winkelsteger haben keinen Totengräber. Wir können ihn nicht ernähren. Wenn doch einmal einer stirbt, so tut er's nicht eher, als bis sein letzter Groschen vertan ist. So müssen eben ein paar Holzerburschen her und

die Grube ausschaufeln. Sie verlangen nichts dafür, sie sind froh, wenn sie aus der Grube frisch und gesund wieder hervorkriechen mögen.

Während der Totenmesse ist der Sarg ganz allein vor der Kirche auf der harten Erde gestanden. Da kommt ein Vöglein geflogen, hüpft auf den Sargdeckel und pickt und pickt, und flattert wieder davon.

Der Rüpel hat es gesehen; und das sei, habe es ihn nicht betrogen, der Vogel gewesen, der alle tausend Jahr' einmal in den Wald kommt geflogen.

Nach der Messe haben wir die Ruß-Kath hinaufgetragen zum bereiteten Grab. Die Angehörigen blicken starr in die Grube.

Nach der Einsegnung hat der Pfarrer eine kurze Rede gehalten. Ich habe mir nur davon gemerkt, daß wir durch den Tod der Unsern an Gleichmut gewinnen für die Widerwärtigkeiten dieses Lebens, und einen ruhigen, ja vielleicht freudigen Hinblick auf unser eigenes Sterben. Jede Stunde sei ja ein Schritt dem Wiedersehen zu; und bis uns jene Pforte der Vereinigung wird aufgetan, leben unsere Heimgegangenen fort im heiligen Frieden unseres Herzens.

Er kann's auslegen. Wie es unsereins wohl auch empfindet, aber man weiß die Worte nicht dazu. Er hat die Sach' nicht verlernt, und ist er gleich jahrelang oben im Felsental gewesen.

Jetzt ist noch ein anderer gekommen. Der Rüpel schiebt sich sachte vor, da machen ihm die Leute Platz: „Schauen, was der Rüpel heut' weiß!"

Und als der Waldsänger auf dem Erdhügel steht und den Spatenstiel als Stock in der Hand hält, daß er auf

dem lockeren Grund nicht strauchelt, und als er einen Blick hinabtut auf den Schrein, da hebt er an zu reden, wie hier aufgeschrieben:

„Geboren ist sie worden vor neunzig Jahren. Ihr Lebtag ist sie mit keinem Rößlein gefahren. Mit ihren Füßen ist sie gegangen talab und bergauf ihren ganzen mühseligen Lebenslauf. Sie ist beigesprungen den Leuten in Kummer und Nöten, und dabei hat sie hundert Paar Schuh' zertreten. Und andere hundert Paar Schuh' tät sie wagen, um ihren Kindern das Brot auf den Tisch zu tragen. Und weitere hundert Paar Schuh' sind zerrissen auf Schmerzenswegen, die sie hat wandeln müssen. Für Tanz und sonstige Lustbarkeiten fürwahr, tät' sie brauchen nicht ein einziges Paar. Dann hat sie angezogen die letzten Schuh' und ist fortgegangen in die ewige Ruh'. Die heiligen Engel taten ihre Seele führen wohl durch das Fegefeuer bis zu den himmlischen Türen. Und unter der Erde tut ruhen der arme Leib in seiner hölzernen Truhen. — Schlaf' wohl, Kathrin, in deiner neuen Wiegen, wir werden bald an deiner Seiten liegen; bis der Herr uns tut wecken zu seinen heiligen Scharen, auf daß wir mit Leib und Seel' in den Himmel mögen fahren!"

— — — — — — — — — — — — — — —

„Der Rüpel wäre der Pfarrer für die Winkelsteger!" hat nun der Mann gesagt, den sie den Einspanig geheißen.

Ja, wenn er nicht unter ihnen aufgewachsen wäre!

Als wir, der Pfarrer und ich, mit der Schaufel einige Erdschollen auf den Sarg geworfen, tritt der Ruß-Bartelmei ganz betrübt zu uns und frägt, was uns seine Mutter denn getan habe, daß wir ihr noch in das Grab die Klötze nachschleuderten? Da haben wir es ihm dar-

gelegt, daß das einen letzten Liebesdienst bedeute, und daß Erde die einzige Gabe sei, die man einem Toten zu Lieb' könne reichen.

Darauf hebt der Bartelmei an und schaufelt Erde hinab, bis man keine Ecke mehr sieht von dem weißen Schrein und die Leute ihm die Schaufel aus der Hand nehmen, auf daß sie die Grube schließen.

Nach dem Begräbnisse sind sie in das Wirtshaus des Grassteigers gegangen und haben sich mit Branntwein erfrischt . . . . so wie auch die Alten ihren Toten haben nachgetrunken.

Gott zählt seine Leute auch in Winkelsteg und da darf ihm keines fehlen.

Kaum ist auf dem Friedhofe das Gräblein zugemacht, wird in der Kirche das Taufbecken aufgetan. Der erste Tote und der erste Täufling an einem Tage — aus einer Familie.

Auf demselben Waldweg, den heran vor ein paar Stunden der Sarg ist geschwankt, haben zwei Weiber ein neugebornes Kind herübergetragen aus den Lautergräben.

Das Kind ist eine Enkelin der Ruß-Kath und gehört der Anna Maria.

Es klopft an die Kirchentür, tät' bitten um die Taufe und heißen möcht' es gern: Katharina.

Wir haben alle Heiligen des Himmels zur Auswahl und der Name der Großmutter wird ihm nicht versagt sein.

Die Schriften des Waldschulmeisters.

(Dritter Teil.)

Im Jahre 1830. Zur Winterszeit.

Die sechzehn Jahre her, seit ich in den Winkelwäldern bin, weiß ich keinen solchen Schnee, als in diesem Jahre. Schon seit Tagen kommt mir kein Einziges mehr in die Schule. Die Fenster meiner Stube sehen aus wie Schießscharten. Wenn es noch ein wenig so fortgeht, so sind wir allmiteinander verschneit. Zweimal des Tages wird von mir bis zum Pfarrhofe ein Pfad ausgeschaufelt, der an der Tür des Grassteigerhauses vorübergeht.

In dem Grassteigerhause haben wir, der Pfarrer und ich, unser gemeinschaftliches Mittagsmahl. Das Frühstück bereitet sich jeder in seiner Wohnung. Am Abende kommen wir stets zusammen, entweder im Pfarrhofe oder bei mir im Schulhause.

Wie es nur denen in den Gräben und Karwässern gehen wird! Da drüben ist ein Schneegestöber noch viel wüster, als im Winkel. Es liegen um diese Zeit in den Häusern viele kranke Leute, und es werden sich keine Wege machen und erhalten lassen, daß sie einander beispringen könnten. Und über die Lauterhöhe zu kommen, ist schon gar eine Unmöglichkeit. Die Markstangen, die an den Steigen stecken, gehen kaum mehr aus dem Schnee hervor, die Lasten auf den Bäumen reißen die Äste ab

und brechen die Stämme. Des Schneiens ist kein Ende. Keine Flocken fallen mehr, es ist ein schweres, undurchsichtiges Staubwirbeln. Und die Hauben der Geäste und Pfähle, und die Dachgiebel bauen sich höher von Minute zu Minute.

Wenn ein Wind kommt, so rettet das vielleicht den Wald, kann aber zu unserem Verderben sein. Eine Stunde Sturm über die lockeren Schneelehnen her, und wir sind eingedeckt.

Der Pfarrer hat alle Waldarbeiter, denen nur beizukommen ist, gedungen, daß sie Pfade herstellen in die Lautergräben, Karwässer, und daselbst von einer Hütte zur andern. Einmal sind sie richtig hinübergekommen, aber die Rückkehr ist doch wieder die neue Mühe. Die verschneiten Leute drüben werden doch vorgesorgt sein; sie haben ihre Welt ja in ihren Hütten.

In einer Klause des Karwasserschlages soll wohl schon seit fünf Tagen die Leiche eines alten Mannes liegen.

Der Pfarrer hat sich heute Schneeleitern an die Füße gebunden, um bei den Kranken Besuche zu machen. Aber der Schnee ist zu locker, der Mann hat wieder umkehren müssen. Nun macht er Pakete zusammen, sie sind aus der Speisekammer unseres Wirtes und sollen durch kräftige Holzhauer in die Lautergräben zu den Kranken getragen werden.

Das sind kurze Tage und doch so lang. Ich habe meine Zither, habe die neue Geige, die mir der Pfarrer zu meinem jüngstvergangenen Namenstage hat bringen lassen, ich habe andere Dinge, die mir sonsten Zerstreuung geboten haben. Aber jetzt mutet mich nichts an. Stundenlang gehe ich in der Stube auf und ab und denke

nach, was dieser Winter noch für Folgen haben kann. Es gibt Hütten genug in den Gräben, wo die Leute mit ihren Schaufeln nicht gewesen sind. Wir wissen nicht, wie es in denselben aussieht.

Auf daß ich mich von der drückenden Tatlosigkeit erlöse, habe ich heute die Lade unter der Ofenbank aufgemacht und meine alten Tagebuchblätter herausgenommen, um nachzuschlagen, was die Gemeinde seit ihrem Bestehen für Schicksale gehabt.

Da sehe ich, es ist seit zehn Jahren nichts mehr geschrieben worden. — Zwei Dinge mögen die Ursache gewesen sein, daß ich die Aufzeichnungen unterbrochen habe. Erstens ist das Bedürfnis nicht mehr in mir gewesen, meine Gedanken und meine Empfindungen aufzuschreiben, da ich an unserem Pfarrer einen Freund gefunden habe, dem ich mich unverhohlen mitteilen kann, wie er sich mir mitteilt, und mir seine seltsame Lebensgeschichte dargelegt, ehe er mich noch gekannt hat. Das ist einer der wenigen, die durch Drangsale geläutert edel und rein aus den Wirren und Irren der Welt hervorgehen. Die Wäldler lieben ihn von Herzen; er leitet sie nicht durch Worte bloß, sondern mehr durch seine Taten. Seine Sonntagspredigten erhärtet er an den Wochentagen durch Beispiele. Er opfert sich auf, er ist den Leuten alles. Seine Haare sind nicht mehr schwarz, wie vormaleinst im Felsentale, sein Gesicht ist ernst und immer gütig. Die Betrübten blicken ihm in die Augen und empfinden Trost.

Gerne erzählt er, wenn wir auf der Bank oder um den Tisch beisammensitzen, von der weiten, schönen Welt, von fremden, merkwürdigen Ländern, von den Wundern der Natur. Pfeifenfeuer gehen dabei aus, denn alles hört

ihm zu mit Ohren und Mund. Nur die alte Frau aus dem Winkelhüterhause erklärt des Pfarrers Erzählungen für vorwitzige Fabeleien; ein ordentlicher Priester, meint sie, müsse hübsch von Himmel und Fegfeuer reden, und nicht allweg von der Erden. Sie horcht aber zu und es gefällt ihr doch.

Vor mehreren Jahren hat die kirchliche Behörde unsere Pfarrerfrage einmal aufgetischt, hat unsern Vater Paul nicht anerkennen wollen, sondern einen neuen hereinzustellen Miene gemacht. Hei! da haben die Winkelsteger zu toben angefangen und die Sache ist beim alten belassen worden. Dagegen aber wird Winkelsteg draußen nicht als Gemeinde und Seelsorge anerkannt, sondern als eine Niederlassung von Halbwilden und verkommenen Menschen, wie sie das früher gewesen.

Mir hat das anfangs sehr wehe getan, wir hätten uns so gerne der Allgemeinsame angeschlossen, aber da sie uns zurückdrängen, so sage ich schier am liebsten: um so besser, so lassen sie uns fürder in Ruh und wir können ungefährdet und unbeschränkt — wie sie es draußen nicht können, noch wollen — dem Ziele einer Mustergemeinde zustreben.

Die zweite Ursache der Vernachlässigung meines Tagebuches ist die viele und mannigfaltige Arbeit, die mein Beruf mir auferlegt.

Anfangs ist es der Bau des Schulhauses gewesen, der mir keine Ruhe gelassen. Es ist denn alles hergestellt worden, wie ich es für die wichtige Sache am zweckmäßigsten halte.

Das Haus ist von Meister Ehrenwald aus Holz aufgeführt. Das Holz regelt den Wärmezustand besser, als

der Stein, auch zerstreut es mehr die Dünste und gibt frische Luft. Dann ist mir darum zu tun gewesen, den Leuten einen zweckmäßigen und geschmackvollen Holzbau als Muster aufzustellen. Es ist zu meiner Freude die leichte, zierliche und doch haltfeste Art meines Schulhauses und seine bequeme Einteilung und Einrichtung schon vielfach nachgeahmt worden. Meine Fenster, Türen, Maurer- und Schlosserarbeiten werden bereits von der ganzen Umgebung als mustergültig betrachtet.

Um das Haus ist ein Garten und ein geräumiger Spielplatz mit Werkzeugen für körperliche Übungen angelegt. Das Haus ist zum Schutze gegen die Unbill der Witterung ringsum mit einem breiten Vordache versehen, aber so, daß es dem Lichte des Innern nicht Eintrag tut. In der Schulstube ist vor allem auf die Gesundheit der Kinder Rücksicht genommen worden. Die Bänke stehen nicht zu dicht aneinander und die Tischläden sind hoch, damit sich die Schüler das gebückte Sitzen nicht angewöhnen. Bei dem Lesen lasse ich den Schüler aufstehen, damit er das Buch von den Augen in entsprechender Entfernung halten kann. Die Fenster sind so verteilt, daß das Licht den Lernenden von der linken Seite oder von rückwärts kommt. Zum Ablegen der Überkleider ist ein Vorkämmerchen eingerichtet, auf daß bei schlechtem Wetter uns die Ausdünstung nicht schädlich werde. Den Wärmegrad der Stube suche ich immer mit jenem von draußen in einem gewissen Verhältnisse zu halten, damit die Ein- und Austretenden nicht ein zu jäher Wechsel treffe.

Was meine Wohnung im Schulhause anbelangt, so ist sie nicht groß, aber sehr traulich. Und tausendmal traulicher noch macht sie mir jene Winterfahrt durch Rußland,

der ich zuweilen wie eines wilden Traumes gedenke. — Wohl, ich bin seit jenem Traume um viele Jahre jünger geworden; wie mich die Stürme der Welt zu Boden geschlagen, so habe ich mich aufgerichtet an der Ursprünglichkeit des Waldes.

Ein weit schwereres Amt als die Schulangelegenheiten und eine weit größere Pflicht ist mir die Überwachung der geistigen Gesundheit der mir Anvertrauten. Klugheit und für ihren eigenen Vorteil zu denken und zu handeln, lernen sie leicht; aber sich dem Ganzen anzupassen, daß ihr Dasein mit jenem der Mitmenschen und jenem der Außenwelt im allgemeinen stimme, das findet sich viel schwerer. Es ist einmal so. Das erste und allererste Lebenszeichen, welches in dem jungen Menschenkinde die aufkeimende Seele von sich gibt, ist die Offenbarung der Selbstliebe. Ob Menschenliebe daraus wird oder Selbstsucht, das entscheidet die Anlage und die Erziehung. Wer Kinder zu starken und rechten Menschen machen will, der pflege in ihnen die harmlosen Freuden, den Mut, das Gerechtigkeitsgefühl und die Wahrheitsliebe. — Mehr braucht es nicht, möchte ich fast sagen.

Waldlilie im Schnee.

Im Winter 1880.

Uns ist ein Stein vom Herzen. Das Unwetter hat sich gelegt. Ein ganz leichter Wind ist gekommen, hat die Bäume sachte von ihren Lasten erlöst. Ein paar mildwarme Tage sind gewesen, da hat sich der Schnee gesetzt und man kann mit Fußleitern gehen, wohin man will.

Es hat sich in dieser Zeit aber doch etwas zugetragen

drüben in den Karwässern. Der Berthold, dessen Familie von Jahr zu Jahr wächst und von Jahr zu Jahr weniger zu essen hat, ist ein Wilderer geworden. Der Holdenschlager versteht es besser, als unsereiner, der ein weichmütiger Spiegelfechter ist sein Lebtag lang. Arme Leute dürfen nicht heiraten, sagt der Holdenschlager. Nun, nach Sitte und Brauch haben sie nicht geheiratet, aber vor mir sind sie gekniet im Walde .... und — jetzt hungern sie allmiteinander.

Meinetwegen? Nein, nein, mein Segen bedeutet ja nichts. O Herrgott, dein ist die Macht und mich lasse nicht noch einmal versinken in Schuld!

Ist also ein Wilderer geworden, der Berthold. Das Holzen wirft viel zu wenig ab für eine Stube voll von Kindern. Ich schicke ihm an Lebensmitteln, was ich vermag; aber das genügt nicht. Für das kranke Weib eine kräftige Suppe, für die Kinder ein Stück Fleisch will er haben und schießt die Rehe nieder, die ihm des Weges kommen. Dazu tut die Leidenschaft das ihre, und so ist der Berthold, der vormaleinst als Hirt ein so guter, lustiger Bursch gewesen, durch Armut, Trotz und Liebe zu den Seinigen, und durch Torheit anderer recht sauber zum Verbrecher herangewachsen.

Einmal schon bin ich bittend vor dem Förster gelegen, daß er es dem armen Familienvater um Gottes willen ein wenig, nur ein klein wenig nachsehen möge, er werde sich gewiß bessern und ich wolle mich für ihn zum Pfande stellen. Bis zu diesen Tagen hat er sich nicht gebessert; aber das Geschehnis dieser wilden Wintertage hat ihn laut weinen gemacht, denn seine Waldlilie liebt er über alles.

Ein trüber Winterabend ist es gewesen. Die Fenster sind mit Moos vermauert; draußen fallen frische Flocken auf alten Schnee. Berthold wartet bei den Kindern und bei der kranken Aga nur noch, bis das älteste Mädchen, die Lili, mit der Milch heimkehrt, die sie bei einem nachbarlichen Klausner im Hinterkar erbetteln muß. Denn die Ziegen im Hause sind geschlachtet und verzehrt; und kommt die Lili nur erst zurück, so will der Berthold mit dem Stutzen in den Wald hinauf. Bei solchem Wetter sind die Rehe nicht weit zu suchen.

Aber es wird dunkel und die Lili kehrt nicht zurück. Der Schneefall wird dichter und schwerer, die Nacht bricht herein und Lili kommt nicht. Die Kinder schreien schon nach der Milch, den Vater verlangt schon nach dem Wild; die Mutter richtet sich auf in ihrem Bette. „Lili!" ruft sie, „Kind, wo trottest denn herum im stockfinsteren Wald? Geh' heim!"

Wie kann die schwache Stimme der Kranken durch den wüsten Schneesturm das Ohr der Irrenden erreichen?

Je finsterer und stürmischer die Nacht wird, je tiefer sinkt in Berthold der Hang zum Wildern und desto höher steigt die Angst um seine Waldlilie. Es ist ein schwaches, zwölfjähriges Mädchen, es kennt zwar die Waldsteige und Abgründe, aber die Steige verdeckt der Schnee, den Abgrund die Finsternis.

Endlich verläßt der Mann das Haus, um sein Kind zu suchen. Stundenlang irrt und ruft er in der sturmbewegten Wildnis; der Wind bläst ihm Augen und Mund voll Schnee; seine ganze Kraft muß er anstrengen, um wieder zurück zur Hütte gelangen zu können.

Und nun vergehen zwei Tage; der Schneefall hält

an, die Hütte des Berthold wird fast verschneit. Sie trösten sich überlaut, die Lili werde wohl bei dem Klausner sein. Diese Hoffnung wird zunichte am dritten Tag, als der Berthold nach einem stundenlangen Ringen im verschneiten Gelände die Klause vermag zu erreichen.

Lili sei vor drei Tagen wohl bei dem Klausner gewesen und habe sich dann beizeiten mit dem Milchtopf auf den Heimweg gemacht.

„So liegt meine Waldlilie im Schnee begraben," sagt der Berthold. Dann geht er zu anderen Holzern und bittet, wie diesen Mann kein Mensch noch so hat bitten gesehen, daß man komme und ihm das tote Kind suchen helfe.

Am Abende desselben Tages haben sie die Waldlilie gefunden.

Abseits in einer Waldschluch, im finsteren, wildverflochtenen Dickichte junger Fichten und Gezirme, durch das keine Schneeflocke vermag zu dringen, und über dem die Schneelasten sich wölben und stauen, daß das junge Gestämme darunter ächzt, in diesem Dickichte, auf den dürren Fichtennadeln des Bodens, inmitten einer Rehfamilie von sechs Köpfen ist die liebliche, blasse Waldlilie gesessen.

Es ist ein sehr wunderbares Ereignis. Das Kind hat sich auf dem Rückweg in die Waldschlucht verirrt, und da es die Schneemassen nicht mehr hat überwinden können, sich zur Rast unter das trockene Dickicht verkrochen. Und da ist es nicht lange allein geblieben. Kaum ihm die Augen anheben zu sinken, kommt ein Rudel von Rehen an ihm zusammen, alte und junge; und sie schnuppern an dem Mädchen und sie blicken es mit milden

Augen völlig verständig und mitleidig an, und sie fürchten sich gar nicht vor diesem Menschenwesen, und sie bleiben und lassen sich nieder und benagen die Bäumchen und belecken einander, und sind ganz zahm; das Dickicht ist ihr Winterdaheim.

Am andern Tage hat der Schnee alles eingehüllt. Waldlilie sitzt in der Finsternis, die nur durch einen Dämmerschein gemildert ist, und sie labt sich an der Milch, die sie den Ihren hat bringen wollen, und sie schmiegt sich an die guten Tiere, auf daß sie im Froste nicht erstarre.

So vergehen die bösen Stunden des Verlorenseins. Und da sich die Waldlilie schon hingelegt zum Sterben und in ihrer Einfalt die Tiere hat gebeten, daß sie getreulich bei ihr bleiben möchten bis es aus ist; da fangen die Rehe jählings ganz seltsam zu schnuppern an und heben ihre Köpfe und spitzen die Ohren und in wilden Sätzen durchbrechen sie das Dickicht und mit gellendem Pfeifen stieben sie davon.

Jetzt arbeiten sich die Männer durch Schnee und Gesträuche herein und sehen mit lautem Jubel das Mädchen, und der alte Rüpel ist auch dabei und ruft: „Hab' ich nicht gesagt, kommt mit herein zu sehen, vielleicht ist sie bei den Rehen!"

So hat es sich zugetragen; und wie der Berthold gehört, die Tiere des Waldes hätten sein Kind gerettet, daß es nicht erfroren, da schreit er wie närrisch: „Nimmermehr! mein Lebtag nimmermehr!" Und seinen Kugelstutzen, mit dem er seit manchem Jahre Tiere des Waldes getötet, hat er an einem Stein zerschmettert.

Ich habe es selber gesehen, denn ich und der Pfarrer

sind in den Karwässern gewesen, um die Waldlilie suchen zu helfen.

Diese Waldlilie ist schier mild und weiß wie Schnee und hat die Augen des Rehes in ihrem Haupte.

Im Winter 1830.

Von dem Sohne unseres Herrn wollen die Gerüchte nicht schweigen. Wenn es auch nur zur Hälfte wahr ist, was von ihm gesagt wird, so ist das ein toller Mensch. So fährt kein Vernünftiger drein.

Ich will mir's doch anmerken und demnächst seinem Vater schreiben. Hermann möge einmal in unseren Wald hereinkommen und sehen, wie es allhier aussieht und wie arme Leute leben.

Solche Gebirgsreisen können auch von Nutzen sein.

Winterszeit.

Der Lazarus Schwarzhütter sieht des Grassteigers Töchterlein Juliana gern. Das Töchterlein mag auch den Burschen leiden; so gucken sie zusammen. Jetzt hat aber der Pfarrer das Zusammengucken so junger Leute verboten. Gut, er hat das Recht zu predigen; sie gucken zusammen und vermeinen dazu auch ein Recht zu haben, ein Recht, von dem der Lazarus erklärt hat, daß sie nimmer davon lassen wollen.

Wohlan, denkt sich der Pfarrer, vor dem Altar gebe ich dem Lazarus, was ich selber nicht habe.

Weihnachten 1830.

In der heiligen Christnacht sind die Leute schon wieder von allen Seiten herbeigekommen. Die von den

Spanlunten abgefallenen Glühkohlen sind lustig hingeglitten über die Schneekruste wie Sternschnuppen.

Viele Wäldler sind in ihrem Begehr nach der mitternächtigen Feier ein gut Stück zu früh dran. Da die Kirche noch nicht aufgesperrt und im Freien es kalt ist, so kommen sie zu mir in das Schulhaus. Ich schlage Licht, und da ist bald die ganze Schulstube voll Menschen. Die Weiber haben weiße, bandartig zusammengelegte Tücher um das Kinn und über die Ohren hinaufgebunden. Sie huschen recht um den Ofen herum und blasen in die Finger, um das Frostwehen zu verblasen.

Die Männer halten sich fest in ihren Lodengewändern verwahrt. Sie behalten die Hüte auf den Köpfen, sitzen auf den Tischbrettern der Schulbänke und besehen mit wichtigtuender Bedächtigkeit die Lehrgegenstände, welche die Jüngeren den Älteren erklären. Einige gehen auch über den Boden auf und ab und schlagen bei jedem Schritte die gefrornen Schuhe aneinander, daß es klappert. Fast alle rauchen aus ihren Pfeifen. Der Urwald ist auszurotten, aber das Tabakrauchen nimmer.

Ich kleide mich rasch an; ich soll in der Kirche doch der erste sein.

Jählings klopft es sehr stark an der Tür. Die Waldleute klopfen nicht, wer ist es also? Eine weiße Schafwollenhaube guckt herein, und unter der Haube steckt ein alter Runzelkopf mit weißen Lockensträhnen. Alsogleich erkenne ich den Waldsänger. Heute trägt er einen gar langen Rock, der bis zu den Waden hinabgeht und mit Messinghäkelchen zugeknöpft ist. Darüber hängt ein Schnappsack und eine Seitenpfeife, und auf einen Hirtenstab stützt sich der Alte und seinen braunen, weltumfassen-

den Hut hält er in seinen Händen. Dieser Hut ist seine Hütte und sein Heim und seine ganze Welt. Ein guter Hut, denkt er, ist das beste im Weltgetümmel, und der Erde Hut nennen sie den Himmel.

„Was hocket ihr denn da, ihr Bärenhäuter!“ ruft der Rüpel laut und lustig, „draußen scheint schon lang' die Sonnen! — Gelobt sei der Herr, und ich bring' auch die wundersame Mär, die sich heut' zugetragen hat drunten in der Bethlehemstadt. Hört ihr keine Schalmei und kein Freudengeschrei? So luget zum Fenster hinaus, taghell beleuchtet ist jedes Haus!“

Die Leute stecken ihre Köpfe richtig zu den Fenstern; aber da ist nichts als der finstere Wald und der Sternenhimmel. — Was sollten sie ansonsten denn noch sehen?

Der Alte guckt schmunzelnd nach links und nach rechts, wie viel er wohl Zuhörer habe. Sonach stellt er sich mitten in die Stube hin, pocht mit dem Stocke mehrmals auf den Fußboden und hebt so an zu reden:

„Da steh ich allein draußen auf der Heid, und schau' schläfrig herum weit und breit, und treib meine Schäflein zusamm'; hab' dabei gehabt ein wutzerlfeist's Lamm. Und wie ich das anschau eine Weil, da hör ich ein G'hetz und ein G'schall, grad hoch in der Luft, es ist wahr, und sie musizieren sogar. Ich hab nit g'wußt, was das bedeut't, und wer denn da tobt voller Freud. Die Lämmlein sein g'sprungen drauf eins nach dem andern auf; das feiste hat so lieblich plärrt, wie es das Wunder hat g'hört. Drauf seh' ich — hab g'meint, 's ist ein' Mär — kleine Bub'n fliegen in Lüften umher. — Ein Engel fliegt grad auf mich zua, den frag ich: was gibt's denn heut, Bua? Da schreit er gleich lustig und froh: Gloria

in excelsis Deo! — Das kunnt ich, mein Eid, nicht versteh'n: Geh', Bübel, mußt deutsch mit mir red'n; ich bin ein armer Hirt in der G'mein, und die Lämmlein können auch nit Latein. — So mach' sich der Hirt nur geschwind auf und geh' er nach Bethlehem drauf, dort wird er finden ein neugebor'n Kindelein; ja gar ein wunderschön Kind liegt zwischen Esel und Rind. Nicht in einem Königssaal, nur in einem Ochsenstall liegt unser eing'fatschter Gott, der uns hilft aus aller Not."

Das ist des alten Sängers „Botschaft", die er während der Weihnachtszeit in allen Häusern verkündet.

Wir haben ihm einen kleinen Botenlohn gegeben, da sagt er noch ein paar heitere Sprüche und humpelt wieder zur Tür hinaus.

Die Leute sind ganz schweigsam und andächtig geworden; und erst als die Kirchenglocken zu läuten anheben, werden sie wieder lebendiger und verlassen, unbeholfen in Worten und Gebärden, die Stube.

Ich habe das Licht ausgelöscht, das Haus verlassen und bin in die Kirche gegangen. Das ist die Nacht, in welcher vom Orient bis zum Okzident die Glocken läuten. Ein Freudenruf schallt durch die Welt und die Lichter strahlen wie ein Diamantgürtel um den Erdball. — Auch in unserer Kirche ist es licht, wie am hellen Tage, nur zu den Fenstern schaut die schwarze Nacht herein. Jeder hat ein Stück Kerze, oder gar einen ganzen Wachsstock mitgebracht, denn in der Christnacht muß er seinen Glauben und sein Licht haben. Die Leute drängen sich zum Kripplein, das heute an der Stelle des Beichtstuhles aufgerichtet worden ist. Ich habe vor mehreren Jahren aus Linden- und Eschenholz die vielen kleinen Figuren

geschnitzt und sie zur Versinnlichung der Geburt Christi zusammengestellt. Es ist der Stall mit der Krippe, mit dem Kindlein mit Maria und Josef, mit Ochs und Esel, es sind die Hirten mit den Lämmlein, die heiligen Könige mit den Kamelen; es sind ferner spaßhafte Gestalten und Gruppen, wie sie Freude, Wohltun und Liebe zum Christkinde nach der Leute Auffassung ausdrücken sollen. In der Luft hängen die Engel und die Sterne und im Hintergrunde ist die Stadt Bethlehem.

Was der Rüpel weiß zu sagen in Worten, das will ich durch diese Bilder erzählen. Und die Leute erbauen sich baß an dieser Darstellung. Aber sie halten sie, Gott sei Lob, eben nur wie ein Bild, von dem sie wissen, daß es nichts bedeuten und nichts wirken kann, als die Erinnerung.

Mit einem Heiligenbilde auf dem Hochaltare wäre das anders; das hätten sie Jahr um Jahr und in allen Lebenslagen vor Augen, das täten sie wohl zum Herrgott selber machen.

Auf dem Chore ist in dieser Nacht Unheil gewesen. Der Pfarrer stimmt schon das ambrosianische Loblied an, ich sitze an der Orgel und ziehe zur hohen Festfreude alle sechs Stimmenzüge auf — da platzt jählings der Blasebalg und die Orgel stöhnt und pfaucht und gibt keinen einzigen klingenden Ton. Meiner Tage bin ich nicht in solcher Verlegenheit gewesen, als in dieser Stunde. Ich bin der Schulmeister, der Choraufseher, ich muß Musik machen; und die Musik ist ja eigentlich das Fest und ohne Musik gibt es in der Kirche gar keine Christnacht. Aller Leut' Herzen hüpfen, aller Leut' Ohren spitzen sich der Musik entgegen, da schürft mir der Teufel jetzt den

Blasbalg auf. Ich habe meinen Kopf in die Hände genommen, hätte ihn am liebsten zum Fenster hinausgeworfen. Vergebens hüpfen meine Finger alle zehn über die Tasten hin; taubstumm ist das ganze Zeug und wie maustot.

Der Paul Holzer, sein Weib und die Adelheid von der Schwarzhütte, die auf dem Chore neben mir sitzen, merken wohl meine Pein, aber sie rücken nur so her und hin und hüsteln und räuspern sich und heben an in hellen Stimmen zu singen: „Herrgott, dich loben wir all!"

Das ist mir wie Öl ins Herz gegangen.

Aber das Lied wird bald aus sein und danach kommt das Hochamt, und da muß Musik, Chormusik sein um alle Welt.

Holpert der alte Rüpel die Treppe herauf: „Schulmeister! Will schon heut' die Orgel schweigen, so nimm die Geigen!"

„O Gott, Rüpel, die ist zu Holdenschlag beim Leimen!"

„Und kunnt ich auch die Geigen nicht zuwege bringen, so tät ich bei meiner Treu die Kirchenlieder auf der Zither singen!"

Für dieses Wort habe ich den Alten so stürmisch umarmt, daß er erschrocken ist. Ich eile und hole die Zither, und bei dem Hochamte klingt auf dem Chor ein Saitenspiel, wie es in dieser und etwan auch in einer andern Kirche niemalen so gehört worden ist. Die Leute horchen, der Pfarrer selber wendet sich ein wenig und tut einen kurzen Blick gegen mich herauf.

Und so ist mitten in der langen Winternacht zu Winkelsteg das Christfest gefeiert worden. Leise zittern

und wiegen die Saitentöne; sie singen dem neugeborenen Jesukindlein das Wiegenlied und dem Menschen den Frieden. Und sie schrillen und wecken das schlafende Kind, ehe der falsche Herodes kommt; und sie trillern ein Wanderliedchen für die Flucht nach Ägypten.

Ich spiele den Meßgesang, spiele Lieder, wie sie meine Mutter gesungen, und mein Nährvater, der gute Schirmmacher, und im Hause des Freiherrn die Jungfrau . . .

Und letztlich weiß ich selber nicht mehr, was ich kindischer Mann der Gemeinde und dem heiligen Kind hab' vorgespielt in dieser Christnacht.

Ich werde den Winkelstegern noch so verrückt, wie der Reim-Rüpel.

Nach dem Mitternachtsgottesdienst hat der Pfarrer durch mich die Ärmsten der Gemeinde, die Alten, die Bresthaften, die Verlassenen, zu sich in den Pfarrhof rufen lassen.

Je! da ist es noch heller, wie in der Kirche! Da ist mitten in der Stube ein Baum aufgewachsen, und der blüht in Flammenknospen an allen Ästen und Zweigen.

Da gucken die alten Männlein und Weiblein gottswunderlich drein, und kichern und reiben sich die Augen über den närrischen Traum. Daß auf einem Baum des Waldes Lichter wachsen, das haben sie all ihrer Tage noch nicht gesehen.

— Jenes Wundervöglein von den tausend Jahren, sagt der Pfarrer, sei wieder durch den Wald geflogen, habe ein Samenkorn in den Boden gelegt und dem sei dieses Bäumchen mit den Flammenblüten entsprossen.

Und das sei der dritte Baum des Lebens. Der erste sei gewesen der Baum der Erkenntnis im Paradiese; der zweite sei gewesen der Baum der Aufopferung auf Golgatha; und dieser dritte Baum sei der Baum der Menschenliebe, der uns das Golgatha der Erde wieder zum Paradiese gestalte. Im brennenden Dornbusch habe Gott vormaleinst die Gebote verkündet, und in diesem brennende Busche wiederhole er es heute: du sollst den Nächsten lieben, wie dich selbst!

Hierauf hat der Pfarrer die Kleidung und Nahrung verteilt, wie die Gaben bestimmt gewesen und die Worte gesagt: „Nicht mir danket, das Christkind hat's gebracht!"

„Du mein, du mein!" rufen die Leute zueinander, „jetzund steigt uns das Christkind schon gar in den Wald herein! Ja, weil wir halt eine Kirche haben und so viel einen guten Herrn Pfarrer!"

Der Rüpel, auch einer der Beschenkten, ist allein kindischer, wie die andern allmitsammen. Er eilt um den Baum herum, als täte er das Christkind suchen im Gezweige. — „Aber mein!" schreit er endlich, „die Sonn darf nicht bös auf mich werden, ich weiß kein Licht auf der Erden, weiß keins zu nennen, das so hell tät brennen, wie dieser Wipfel mit seinem Gipfel! Seid fein still und lauscht! Hört ihr, wie's in den Zweigen rauscht? Wie Spatzen fliegen die Engelein und bauen ein Nest fürs Christkind zum heiligen Fest. Der Weiße dort, der Kleine — Flügel hat er noch keine — der wär' jetzt schier herabgefallen. Geh, laß' dir ein paar Steigeisen teilen vom Schmied, ich will sie schon zahlen. Schau, ich hab heut' ein warm Jöpplein kriegt, und in jedem Säckel ein Taler liegt. — Und kommet, ihr Engel, nur auch bald zu allen

anderen Bäumen in unserem Wald, auf daß ihr tätet anzünden die Lichterkronen zu tausend Millionen!"

Keinen Löffel voll hat der alte Rüpel gegessen, als die andern beim Grassteiger warme Suppe genießen. Und als Stroh in die Stube getragen und ein Lager bereitet ist worden, daß die Leutchen nicht in der Nacht zu ihren fernen Hütten wandern müssen, da ist der Rüpel hinausgegangen unter den freien Himmel und hat die Sterne gezählt und jedem einen Namen gegeben. Und der aufgehende Morgenstern hat den Namen „Vater Paul" erhalten.

Der Pfarrer hat sich mehrmals an den Waldherrn gewendet, auf daß den Kleinbauern hier — die sich den schlechten Boden mit vieler Mühe nutzbar gemacht haben — dieser Boden gegen Entgelt zu eigen überlassen werden möge. Es ist aber kein Bescheid zurückgekommen. Es heißt, der alte Herr sei auf Reisen und der junge in der Hauptstadt, und die Welt sei zu weit und die Hauptstadt zu laut, als daß so ein Wort aus dem Walde gehört werden könne.

Wir Winkelsteger bleiben denn Lehensleute.

Am 14. des Eismonats 1831.

Heute habe ich die Nachricht von dem Tode meiner Base, der Muhme-Lies, erhalten. Sie hat mich zu ihrem Erben eingesetzt. Alte Jugendbekannte, die sich seit zwanzig Jahren nicht mehr um mich gekümmert haben, beglückwünschen mich zur Erbschaft. Ich weiß aber noch nichts Näheres. Wie viel kann die alte Frau denn be-

sessen haben? Wohl war sie reich gewesen, hat aber alles in Glücksspielen versetzt.

Und wenn nur ein Groschen ist, und wenn gar nichts ist — bei meiner Seel', so freut es mich doch, daß sie meiner gedacht hat. Sie hat mir es stets wohlgemeint. Jetzt hab ich gar keinen Verwandten mehr auf dieser Welt.

Ostern 1831.

In den Winkelwäldern müssen die kirchlichen Feste und Darstellungen das ersetzen, was sie draußen in der Welt die Kunst nennen.

So wie ich nach meinem armen Können für die Weihnachtszeit ein Kripplein aufgestellt, so hat nun der Ehrenwald mit seinen Söhnen ein Grab Christi geschaffen.

Da stehen im Seitenschiffe der Kirche vier hohe, mit Bildern aus der Leidensgeschichte gezierte Bretterbogen, wie Eingangspforten, die von der vordersten bis zu der hintersten immer enger und dunkler werden. Und im dämmerigen Hintergrunde ist in einer Nische die Grabesruh Jesu, und darüber der Tisch für das Heiligste, umgeben von einem Kranze bunter Lampen. An beiden Seiten des Grabes stehen zwei römische Kriegsknechte zur Wacht. Bei der Feier der Auferstehung verschwindet der Leichnam und in dem Lampenkranze erhebt sich das Bild des auferstandenen Heilandes mit den Wundmalen und mit der Fahne.

Ein tiefer Sinn liegt in der ganzen Begehung. — Die Fastenzeit schreitet vor, wird ernster und ernster; die Musik verstummt wochenlang, die Bildnisse verhüllen sich. Es naht die Charwoche, der würdevolle Palmsonntag, der geheimnisvolle Gründonnerstag, der düstere, tiefbetrübte

Charfreitag, der stille Samstag. In der Ruhe liegt ein Ahnen und Sehnen, und leise mahnt des Propheten Wort: Sein Grab wird herrlich sein! — Noch einmal verdüstert sich das Gotteshaus, wie Golgatha in der Finsternis; aber die roten und grünen Lampen glühen, die Festkerzen strahlen — da erschallt hell und freudevoll der Ruf: Er ist auferstanden! — Jetzt klingen die Glocken, klingt die Musik, knallen die Böller; und die Fahnen, rot wie brennendes Feuer, wehen, und die Menschenschar zieht in das Freie, und ihre Lichter flammen in Abenddämmerung hin durch den Wald.

In den Städten haben sie einen noch viel größeren, einen schweren Prunk. Aber wo nehmen sie die Stimmung und wo nehmen sie die wahre, hoffende Freude an der Auferstehung, die in der gläubigen Armut liegt! Inneren Frieden suchend, schleichen sie abseits an der Kirchhofsmauer hin und murmeln mit dem unseligen Doktor: „Die Botschaft hör' ich wohl . . . .“

Lenzmonat 1831.

Ich hebe bereits an, aus der Erbschaft Bauten aufzuführen. Ich baue mir in Winkelsteg ein großes, schönes Haus, größer wie der Pfarrhof. Den Plan dazu hab' ich schon fertig. Aber ich selber will darin nicht wohnen, so lang' ich die Schulmeisterei mag betreiben. Einmal dem siechen Reutmann im Karwasserschlag gebe ich im Hause ein Stübchen; und die alte, kinderlose Brunnhütterin aus den Karwässern führe ich hinein und die kranke Aga; dann führe ich den Markus Jäger herbei, der erblindet ist, und den Josef Ehrenwald, den ein fallender Baum geschädigt hat. Und andere und andere, und so wird das

große Haus nach und nach voll werden. Es torkeln viele mühselige Leute herum in den Winkelwäldern.

Einen Arzt und frische Arzneien stelle ich ihnen auch her, das heißt, wenn das Geld auslangt. Dann nehme ich possierliche Leute auf, die viel Musik machen und ansonsten allerhand unterhaltlich Spiel treiben. Ein Armenhaus muß man nicht auch noch mit Einsamkeit und Trübsal umgeben; die lustige Welt soll ihm zu allen Fenstern hereinlugen und sagen: ihr seid auch noch mein und ich lass' euch nicht fahren!

Den Baugrund für dieses Haus brauche ich heute noch nicht zu zahlen, denn ich baue einstweilen mein Schloß nur so in die Luft hinein. Die Erbschaft ist noch nicht da. Aber es heißt, meine Base hätte im Glücksspiel große Summen gewonnen.

Dem alten Rüpel werde ich in meinem Armenhause das freundlichste Kämmerlein weisen. Der arme Mann ist schier ganz verlassen. Seine Sprüche lohnen die Leute kaum mehr mit einem Stück Brot. Sie haben vergessen, wie sie vormaleinst zu festlichen Stunden so oft von den heiterfrommen Liedern erbaut worden sind, wie sie gelacht und geschluchzt haben dabei, und wie sie so oft zu einander gesagt haben: „'s ist, wie wenn der heilige Geist aus ihm tät' reden."

Freilich wohl ist bei dem Alten heute nicht mehr viel zu holen und er wird schon recht kindisch. Jetzund hat er sich aus Baumästen einen Reifen gebogen und in demselben eitel Strohhalme wie Saiten aufgezogen. Das ist seine Harfe, er lehnt sie an seine Brust, legt die Finger auf die Halme und murmelt seine Gesänge.

Es ist doch ein rührender Mensch, wenn er so dasitzt auf einem Stein im Waldesdunkel, gehüllt in seinen fahlfarbigen, weiten Mantel, umwuchert von seinem langen, schneeweißen Bart, von seinen schimmernden Lockensträhnen, die voll und wild über die Achsel wallen. Sein starres, tautrübes Auge richtet er zu den Wipfeln empor und singt den Vöglein, von denen er es gelernt.

Die Tiere des Waldes fürchten sich nicht vor ihm; zuweilen hüpft ein Eichhörnchen nieder vom Geäste auf seine Achseln und macht ein Männchen und sagt ihm was ins Ohr.

Seine Worte werden immer unverständlicher, so wie seine Lieder. Er paßt seine Gesänge auch nicht mehr den Menschen und ihren Gelegenheiten an. Er singt tolle Liebes- und Kindeslieder, als träume er seine Jugend. Wenn der Weißbart zur Sommerszeit unbeweglich auf einer Bergeshöhe sitzt, so meint man von weitem ein Sträußchen Edelweiß zu sehen.

Dann laufen Käfer und Ameisen an seinem Rock und krabbeln an seinem Bart empor; und Hummeln umkreisen sein Haupt, als ob wilder Honig drin wäre.

Der Pfarrer hat mir eine Besorgnis mitgeteilt.

Er sagt, es sei möglich, daß ich ein reicher Mann würde. Und als reicher Mann zöge ich fort in die Welt, um all die Wünsche mir zu erfüllen, die ich in der Einsamkeit ausgeheckt und großgepflegt hätte. Ganz selbstlos sei kein Mensch.

Diese Äußerung hat mir eine ruhelose Nacht gekostet.

Ich habe mein Herz erforscht und wahrhaftig einen

Wunsch in demselben gefunden, der weit über die Winkelwälder hinausgeht.

Aber mit Gut und Geld ist er nicht zu erfüllen. Sie ist vermählt . . . .

Was lästerst du, Andreas? Dein Wunsch ist ja erfüllt. Sie ist glücklich.

Am 24. des Lenzmonats 1831.

Heute haben sie in den Lautergräben den Sturmhans von der Wolfsgrubenhöhe tot gefunden. Es ist an der Leiche der Bart versengt. Die Leute sagen, eine blaue Flamme, die aus dem Mund hervorgestiegen, habe ihn getötet. Sie erklären es sich so: der Sturmhans habe sehr viel Wacholderbranntwein getrunken, habe sich dann etwan eine Pfeife anzünden wollen, und anstatt des Tabaks habe der Atem Feuer gefangen und dem Manne die Seele herausgebrannt.

Gut zur Hälfte wird das wohl richtig sein.

Am 1. April 1831.

Heute ist mir meine Erbschaft behördlich zugewiesen worden.

Sie besteht aus drei Groschen und einem Brief von der Muhme-Lies.

Der Brief liegt bei:

„Lieber Andreas!

Ich bin alt und krank und hilflos. Du bist, Gott weiß wo, im Gebirge. In meiner Krankheit denke ich über alles nach. Ich habe Dir wohl Unrecht getan und bitte Dich um Verzeihung. Dieses Geld drückt mich am meisten, es ist Dein Patengeschenk; Du hast es seiner

Tage für Deinen Vater in den Himmel schicken wollen. Ich habe es Dir damals genommen. Nimm das Andenken zurück, Andreas, und verzeihe mir. Ich will ja ruhig sterben. Gott segne Dich, und eines muß ich Dir noch sagen: wenn Du im Gebirge bist, so gehe nicht mehr zurück. Alles ist eitel. In guten Tagen sind mir meine Freunde getreu gewesen; jetzt lassen sie mich in der Armut sterben.

Ich küsse Dich viel tausendmal, mein lieber einziger Blutsverwandter. Wenn mich Gott in den Himmel nimmt, so will ich Deine Eltern grüßen.

Deine bis in den Tod liebende Muhme
Elise."

Fronleichnam 1831.

Seit drei Jahren schon sammeln wir Geld für einen Traghimmel. Aber wir Winkelsteger können uns den Himmel nicht kaufen. Wir müssen uns selber einen machen.

Der alte Schwamelfuchs hat aus grünenden Birkensträußen ein tragbares Zelt gebaut, auf daß wir zu diesem Feste das Hochwürdigste nach gebührender Weise aus der Kirche in das Freie tragen können.

Das ist ein feierlicher Umgang gewesen im Sonnenschein. Und die Leute, von dem harten Winter endlich befreit, haben hellen Lobgesang gesungen. Im Walde haben wir geruht und der Pfarrer hat mit dem Heiligsten den Segen gegeben nach allen vier Gegenden des Himmels hin.

Es ist noch nicht erhört worden, daß mitten im Gottesdienst ein weltlicher Mensch so seine Stimme hätt' erhoben. Der alte Rüpel hat's getan, voll Seele wie in

seinen besten Zeiten, und das ist sein Fronleichnams-spruch gewesen:

„Klinget alle Glöckelein, singet alle Vögelein; der große Gott kommt aus himmlischen Türen, geht im grünen Wald spazieren. Er rastet süß auf dem grünen Rasen, wo die Hirschlein und Rehlein grasen. Er sagt sein erstes, mächtiges Wort, da steigen alle Blümlein aus der Erden hervor. Er spricht sein zweites mit hellem Schall, das weckt jeglich Samenkorn im Tal. Und ruft er sein drittes Wort, da müssen die Donner schweigen und die Blitze sich neigen, und vor seinem Hauch sind die bösen Schloßen in Wasser zerflossen. O, dir sei Preis und Ehr', du großmächtiger Herr! Und wirst du einstmals dein letztes Wort sprechen, so werden die Berge beben und die Felsen brechen; werden die Himmel krachen, werden die Toten erwachen; wird das Feuer die Welt vernichten. Zu dieser lieblichen Stund' im grünen Wald sei gebeten, o Gott, in Brotesgestalt: tu' uns gnädiglich richten!"

Der alte Mann weiß immer noch ans Herz zu stoßen mit seinen Worten. Erschüttert und gehoben sind wir, besonders der Pfarrer und ich, wieder zurückgekehrt zur Kirche. Und das grüne Birkengezelt mit den weißen Tragsäulen wird über dem Altare stehen, bis seine tausend Blätterherzen werden verwelkt sein.

Endlich ist die Antwort wegen der Grundablösung in unserem Pfarrhofe eingelangt.

Der Gutsherr gibt dem Pfarrer zu verstehen, er möge sich als gewissenhafter Seelsorger, der er sei, nicht auch noch weltliche Sorgen aufbürden.

Des Weiteren steht nichts zu lesen.

Von einem sterbenden Waldsohne.

Im Winter 1881.

Wer hätte das vorzeiten von dem Einsiedler im Felsentale gedacht! Die Tatlosigkeit nach dem bewegten Leben, die Abgeschiedenheit von den Menschen hätte ihn zum Narren machen können!

Es ist wunderbar gekommen. Nur die großen Sorgen und kleinen Leiden eines Waldpfarrers und der einförmige und doch so vielseitige und vielbedeutende Zustand einer Waldgemeinde in der Ursprünglichkeit und Abgeschlossenheit ist das Rechte für ihn, das ihn gerettet hat.

Nun hat er sich hineingelebt in die Verhältnisse, kennt jedes seiner Pfarrkinder inwendig wie auswendig und leitet es mit seinen Beispielen.

Es wütet jetzt eine böse Seuche in den Winkelwäldern; es wird uns der Friedhof zu klein und wir können schier die Totengräber nicht auftreiben; die kräftigsten Männer liegen auf dem Krankenbette.

Der Pfarrer ist Tag und Nacht nicht daheim, sitzt in den entlegensten Hütten bei den Kranken, sorgt für Seelentrost und auch für leiblich Wohl, hat ihm gleichwohl der Freiherr geraten, sich nicht mit weltlichen Dingen zu befassen.

Letztlich, da er doch einmal daheim in seinem warmen Bett schläft, klopft es jählings ans Fenster.

„'s ist eine rechte Grobheit, Herr Pfarrer!" ruft es draußen in der pechfinsteren Nacht. „Ein Versehgang ist in die Lautergräben hinüber. Wir wissen uns nicht zu helfen. Steht uns bei; mein Bruder will versterben!"

„Wer ist denn draußen?" fragt der Pfarrer.

„Die Anna Maria Holzer bin ich. Der Bartelmei will uns verlassen."

„Ich komme," sagt der Pfarrer, „wecket nur auch den Schulmeister, daß er die Laterne und das Heiligste bereite. Das Läuten soll er lassen, es schläft ja alles."

Das Weib hat mich aber doch gebeten, daß ich die Zügenglocke läute, auf daß auch andere Leute für den Sterbenden beten möchten. Und als der Pfarrer danach zwischen den Häusern hingeht und das Weib mit der Laterne und dem Glöcklein vorauswandelt, da knien an den Haustüren schlaftrunkene Menschen und beten.

Es ist eine stürmische Winternacht; der Wind saust über die Lehnen und pfeift durch das kahle, gefrorne Geäste der Bäume. Schneestaub wirbelt heran und verlegt den Weg und stiebt in alle Falten der Kleider.

Das Weib eilt mit Hast voran und die roten Scheintafeln der Laternen zucken auf dem Schneegrunde hin und her und das Glöcklein schrillt unablässig, aber die Töne verklingen im Sturmwind und die Menschen des Dörfleins sind wieder zur Ruhe gegangen, und auch ich bin, nachdem ich den Zweien eine Weile nachgeblickt, in meine Stube zurückgekehrt.

Ich will es aber niederschreiben, was dem Pfarrer in derselbigen Nacht begegnet ist. Es ist durch kein Beichtsiegel verschlossen.

Als unser Vater Paul an dem Bette des Kranken steht, sagt dieser: „Gedenkt es der Herr Pfarrer noch, wie er in die Karwässer gekommen ist? Gedenkt er's? 's ist lang vorbei; wir beid' haben seither wohl was erfahren, sind eisgrau geworden, bei meiner Treu!"

Der Pfarrer ermahnt den alten Kohlenbrenner, sich durch angestrengtes Reden nicht aufzuregen.

„Und kann er sich erinnern, was ich damalen hab' gesagt: ich hätt' auch mein Anliegen und kunnt 'leicht einmal von einem geistlichen Herrn eine große Gefälligkeit brauchen. Dieselb' Zeit ist jetzt da. Ich lieg' auf dem Todbett. Den Ehrenwald-Franz hab' ich schon angeredet, daß er mir die Truhen zimmert. Und mit meinem Leib tät's nachher in Richtigkeit sein; — aber mit meiner Seel'! Pfarrer, verzeih' mir's Gott, die ist dir schwarz wie der Teufel."

Der Pfarrer sucht zu sänftigen und zu trösten.

„Warum denn?" frägt der Bartelmei, „bin ja gar nicht verzagt. Weiß gleichwohl, daß alles recht muß werden. — Was macht denn der Herr Pfarrer für Geschichten mit seiner weißen Pfaid? Nein, das brauch' ich nicht; wir tun die Sach' kurzweg ab. Wenn einer so auf dem letzten Stroh liegt, ist man zu nichts mehr aufgelegt. Tu' sich der Herr nur setzen. — Das sag' ich aber gleich, mit dem Glauben steht's bei mir schlecht; glauben tu' ich, wenn ich's recht will sagen, an gar nichts mehr. Der Herrgott ist selber schuld, daß ich so bin herabgekommen. Er hat auf mich schön sauber vergessen. Er hat mir's versagt, und er hätt's in seiner Allmächtigkeit wahrhaftig bei meiner Seel' leicht tun mögen! — Ich mag davon ja wohl reden. Selbunter, wie die Sepp-Marian ist gestorben, die ein wenig mein ist gewesen, hab' ich an ihrem Todbett gesagt, Marian, hab' ich gesagt, wenn du jetzund mußt verlöschen, du junges Blut, und ich allein sollt verbleiben meiner Tage lang, so ist das die größte Grausamkeit von Gott im Himmel oben. Aber wissen möcht' ich's,

Marian, und vor meinem Tode möcht' ich's wissen, was es mit der Ewigkeit ist, von der sie sagen allerweg, daß sie kein End' hätt', und daß die Menschenseel' in ihr tät' fortleben. Es ist nichts Rechtes zu erfahren, und da sollt' einer fremder Leut' Reden glauben und etwan wissen die auch nichts. Und jetzt, Marian, hab' ich gesagt, wenn du doch wohl fort mußt, und du bist in der Ewigkeit weiter, gleichwohl wir dich begraben haben, so tu' mir die Freundschaft und komm', wenn du kannst, mir noch einmal zurück, und wenn's auch nur ein Viertelstündlein ist, und richt' mir's aus, damit ich weiß, wie ich dran bin. — Die Marian hat's versprochen, und wenn sie kann, so wird sie's halten, davon bin ich überzeugt gewesen. — Darauf, wie sie verstorben, hab' ich viele Nächte nicht schlafen mögen, hab' immer gemeint, jetzt und jetzt wird die Tür aufgehen, wird die Marian hereinsteigen und sagen: Ja, Bartelmei, magst es wohl glauben, 's ist richtig, 's ist eine Ewigkeit drüben und du hast eine unsterbliche Seel'! — Was meint der Herr Pfarrer, ist sie gekommen? — Nicht ist sie gekommen, gestorben und tot und weg ist sie gewesen. Und seither — ich kann mir nicht helfen — glaub' ich schon an gar nichts mehr."

Er schweigt und horcht dem Tosen des Wintersturmes. Der Pfarrer soll eine Weile in die flackernde Spanflamme gestarrt und endlich die Worte gesagt haben:

„Zeit und Ewigkeit, mein lieber Bartelmei, ist nicht durch einen Heckenzaun getrennt, über den man hin- und herhüpfen kann, wie man will. Der Eingang in die Ewigkeit ist der Tod; im Tode streifen wir alles Zeitliche ab, denn die Ewigkeit ist so groß, daß nichts Zeitliches in ihr bestehen kann. Darum ist der Verstorbenen

auch dein vorwitzig Wort ausgelöscht gewesen und alle Erinnerung an das zeitliche Leben. Frei von allem Erdenstaub ist sie in Gott eingegangen."

„Tu' er das lassen, Herr Pfarrer," unterbricht ihn der Kranke, „es drückt mich auch gar nicht. Ist das, wie es ist, es wird schon recht sein. — Aber einen andern Haken hat's; mit mir selber bin ich noch nicht in der Ordnung. Ich bin nicht gewesen, wie ich hätt' sein sollen, aber ich möcht' gern meine Sach', und andere tuen auch gern ihre Sach' richtig stellen. Lang' hab' ich nicht mehr Zeit, das merk ich wohl, und deswegen hab' ich den Pfarrer aufschrecken lassen aus dem warmen Bett, und will ihn zu tausendmal bitten, daß er's wollt vermitteln. Jetzt — 's ist zwar heimlich geblieben, aber sagen will ich's wohl: ein arger Wildschütz bin ich gewesen; viel Rehe und Hirschen hab' ich dem Waldherrn gestohlen."

Hier bricht der Köhler ab.

„Und weiter?" fragt der Pfarrer.

„So! und ist ihm das noch nicht genug?" ruft der Alte, „aufrichtig, Herr Pfarrer, sonst weiß ich nichts. — Meine Bitt' wär' halt nachher die, daß mir der Herr Pfarrer bei dem Waldherrn mein Unrecht wollt' abbitten. — Hätt's wohl lang' selber schon getan, hab' mir aber allfort gedacht, eine Weil wartest noch zu; könntest 'leicht wieder was brauchen vom Wald herein, müßtest später noch einmal abbitten, wär' mir unlieb. Tu's nachher mit einem ab. — Allzulang' hab' ich gewartet; jetzt kann ich nimmer. Der Waldherr ist, wer weiß wo, zu weitest weg. Aber gelt, der Herr Pfarrer ist so gut und gleicht's bei ihm aus mit einer christlichen Red' und tut sagen, ich hätt's wohl bereut, könnt' es aber nicht anders mehr

machen. — Jetzt, gewesen ist's halt so: die Kohlenbrennerei gibt wohl ein Stückel Brot, aber wenn einer zum Feiertag einmal so einen Bissen Fleisch dazu wollt' beißen, so muß man schnurgrad mit der Büchs hinaus in den Wald. Man kann's nicht lassen, und wenn sich einer noch so lang' spreizt, 's ist gar schad', man kann's nicht lassen. — Wenn sie mich etwan einmal erwischt hätten, die Jäger, so wär' jetzund das Gered' nicht vonnöten, und ich müßt' dem Herrn Pfarrer nicht so schmerzlich zu Gnaden fallen. — Ei, der Tausend, jetzt hab' ich mich dennoch wohl angestrengt; es steigen mir die Ängsten auf."

Sie haben ihn mit kaltem Wasser gelabt. Der Pfarrer hat seine Hände gefaßt, hat ihn mit guten Worten versichert, daß er bei dem Waldherrn Verzeihung erwirken werde. Danach hat er dem Kranken die Lossprechung erteilt.

„Bedank' mich, bedank' mich fleißig," sagt drauf der Bartelmei mit schwacher Stimme, „nachher wär' ich so weit fertig, und — Pfarrer, jetzt tät's mich bei meiner Seel' schon selber freuen, wenn es wahr wär', dasselb' von der Ewigkeit, und wenn ich nach der unruhevollen Lebenszeit und nach dem bitteren Tod schön langsam könnt' in den Himmel einrücken. Wär' wohl eine rechtschaffen bequeme Sach', das!"

So hat sich in dem armen, schwerkranken Mann das Bedürfnis und die Sehnsucht nach Glauben und Hoffen ausgesprochen. Unser Herr Pfarrer hat ihn dann gefragt, ob er die heilige Wegzehrung empfangen wolle.

„Nicht vonnöten," ist die Antwort gewesen.

„Mußt doch, Bruder, mußt doch," meint die Anna Maria, „einem Geistlichen, der mit dem heiligen Leib

unverrichteter Sach' muß zurückkehren, tanzen die Teufel nach bis zur Kirchentür!"

„Du närrisch Weibmensch, du!" schreit der Bartelmei, „jetzund Kindergeschichten erzählen, daß dich der Herr Pfarrer recht mag auslachen. — 's wär mir doch all eins und gern möcht' ich das Teigblättlein verschlucken, daß der Herr unangefochten könnt' nach Haus gehen, aber ich halt' nichts drauf, und da, hab' ich oftmalen gehört, wär's eine großmächtige Sünd', wollt' einer in vorwitziger Weis' das heilige Sakrament empfangen."

Auf dieses Wort hat der Pfarrer des Kranken Hand gedrückt. „Hochmütig, Bartelmei, mußt du deswegen nicht werden, jetzt in deinen alten Tagen, aber das sag' ich dir, du denkest schon das Rechte. Du bist Büßer, du glaubst an Gott und an der Seele ewiges Leben; ob du dir's gestehen magst oder nicht, ob du das heiligste Brot zu dir nimmst oder nicht, rein ist dein Herz und dein ist die Seligkeit!"

Da soll sich der alte Mann hoch emporgerichtet haben; die Hände hätte er ausgebreitet, mit nassen Augen hätte er gelächelt und gerufen: „Jetzt hab' ich das Rechte gehört. Der Pfarrer mag so gut sein und mir die Wegzehrung reichen. Nachher mag er kommen, der Knochenhans — Jesus, Jesus! was ist das? die Marian!" schreit der Bartelmei jählings. Dann richtet er die Augen nach der Spanflamme und flüstert: „Ja, Mädel, wie steigst denn du daher heut' in der finsteren Nacht? Marian! Botschaft bringst mir? — Botschaft?"

Immer höher richtet er sich auf, immer wiederholt er das Wort „Botschaft!" endlich sinkt er zurück und schlummert.

Nach einer Weile schlägt er die Augen auf und sagt mit matter Stimme: „Bin ich kindisch gewesen, Schwester? Ein b'sunderlicher Traum! Es steigt mir das Geblüt so auf. Ich verspür's, lang' wird's nimmer dauern; es kommt mir schon zum Herzen. — Ich muß euch behüt' Gott sagen, allen miteinander. Hab' auf deine Kinder acht, Schwester, daß sie dir nicht in den Wald laufen mit der Büchs. — Für die Truhen ist der Ehrenwald schon bezahlt. — Und tut mich fleißig waschen; will nicht als der kohlschwarze Ruß-Bartelmei in den Himmel eingehen."

Als das Morgenrot durch die Fensterlein schimmert, ist der Mann tot. Sie ziehen ihm sein Sonntagsgewand an und legen ihn auf das Brett. Seiner Schwester Kinder besprengen ihn mit Wasser des Waldes.

Gestern haben wir ihn begraben.

Zur Faschingszeit 1832.

Das geht toll zu. Das ganze Grassteigerhaus wollen sie umkehren; über den Kirchplatz johlen sie hin und treiben Unfug.

Im Pfarrhofe liegt ein Bauernknecht, dem haben sie den Kinnbacken zerschmettert.

Faschingsonntag ist das. An die Seuche wird nicht gedacht. In das Wirtshaus kommen sie zusammen und trinken Branntwein; sie sind heiter und lachen und necken sich. Es röten sich die Gesichter, da will jeder sticheln und spotten, aber keiner mehr geneckt sein. Eines krummen Wortes, eines scheelen Blickes, oder auch eines Mägdleins wegen entsteht ein Streit. Es setzt Backenstreiche mit flacher Hand — das ist zu wenig; sie schlagen

mit den Fäusten drein — ist auch zu wenig; sie brechen Stuhlfüße, schwingen sie mit beiden Armen wütend, lassen sie niedersausen auf die Köpfe. Das ist genug. Streckt sich einer auf den Boden. Die Unterhaltung ist aus.

„Seid gescheit, Leutchen," hab' ich beim Grassteiger unten einmal gesagt, „wollt ihr an den Ruhetagen so wüst sein, so weicht der Segen von euerer Arbeit und es kommt noch eine böse Zeit über Winkelsteg."

Da tut sich ein Meisterknecht aus dem Schneetale hervor: „Weil wir Wildlinge sind, deswegen bleiben wir arme Teufel! Glaub's schon auch. Recht hat er, der Schulmeister; gerauft wird nimmer, und ich sag' dir's, Grassteigerwirt, wenn noch einmal ein Raufhandel geschieht in deinem Haus, so komm ich mit einem Zaunstecken und klieb euch allen die Schädel auseinand!"

Es steckt einmal so in den Leuten. Nur daß bei solchen Händeln der Lazarus nicht mittut, das ist mein Trost. Sie wollen wohl mit ihm anhäkeln, aber da macht er sich aus dem Staub. Es zuckt zuweilen in ihm, aber er dämpft wacker nieder. Er ist ein Mann durch und durch. Auch ist die Juliana ein Schutzengel und hilft ihm getreulich, daß er sich beherrsche.

Der Förster hat den Lazarus wollen auf das flache Land hinaus befördern; wenn einer einmal ein so seltsames Geschick habe, wie dieser junge Mensch, meint er, so müsse auch ganz was Besonderes aus ihm werden. Aber der Lazarus will nicht fort vom Wald. Er wird ein braver Mann und zu etwas Besserem könnte er es auch draußen nicht bringen, und wollt' ihn gleich Kaiser und König an seinen Thron setzen.

Ein gutes Zeichen ist, daß er keinen Branntwein

trinkt. Der Branntwein ist Öl ins Feuer und so geschehen die bösen Händel.

Wir Gemeindehäupter trinken nie einen Tropfen davon. Nun, um so mehr bleibt für die anderen.

Der Pfarrer hat schon mehrmals scharf vor diesen Getränken gewarnt. Letztlich hat er in seinem Zorn den Branntwein einen Höllenbrunnen, ein Gift für Leib und Seele, und die Branntweinbrenner und Schenker mit heller Stimme Giftmischer geheißen.

Der alte Grassteiger hat an seiner Nase hinabgelugt, und nicht lange danach hat er bekannt werden lassen, daß bei ihm frischer Obstmost angekommen sei.

Der Kranabethannes aber hat es so glatt nicht abgehen lassen. Mit einem größeren Stock, als er sonst gewöhnlich bei sich trägt, ist er vor zwei Tagen im Pfarrhofe erschienen.

Er klopft an die Tür; und selbst als der Pfarrer schon zweimal vernehmlich herein ruft, klopft er noch ein drittesmal. Schwerhörig ist er nicht; er will nur zeigen, daß, wenn gleich ein Waldteufel, er bei den Herren doch Schick und Anstand zu halten weiß, und wäre es auch vor seinem Feind, den er heute niederschmettern will.

Endlich in der Stube, bleibt er eng an der Tür stehen, preßt die Hutkrempe in die Faust und murmelt in seinen fahlen Stoppelbart: „Hätt' ein Wörtel zu reden mit dem Herrn Pfarrer."

Der Pfarrer bietet ihm freundlich einen Stuhl.

„Hätt' ein kleines Anliegen," sagt der Mann und bleibt auf seinem Flecke stehen, „bin der Branntweinbrenner vom Miesenbachwald, ein armer Teufel, der sich

seinen Brotgroschen hart muß erwerben. Arbeiten mag ich gern, so lang' mir altem Manne Gott das Leben noch schenkt, wiewohl mich die Leute schon niederdrucken möchten und mir die Kundschaften abzwicken."

„Setzet Euch," sagt der Pfarrer, „Ihr seid erhitzt, seid etwan recht gelaufen?"

„Gar nicht. Hübsch stad bin ich gegangen und hab' unterwegs gedacht bei mir selber, daß keine Gerechtigkeit mehr ist auf der Welt, und bei keinem Menschen mehr — bei gar keinem, er mag noch so heilig ausschauen. Was ist denn das für ein Pfarrer, der einem armen Familienvater seiner Gemeinde das letzt' Stückel Brot aus der Hand schlägt? — Ist und trägt schon die ehrlich' Arbeit nichts, recht, so muß einer halt stehlen, rauben; wird wohl besser sein, als wenn ein armer, abgematteter so ein Tröpfel Branntwein in den Mund tut; — ist ja der Höllbrunnen das!"

Der Mann schnauft sich aus; der Pfarrer schweigt; er weiß, daß er den Sturm vertoben lassen muß, will er bei ruhigem Wetter säen.

„Und wer den Höllbrunnen braut," fährt der Mann fort, „der muß wohl mit dem Teufel bekannt sein. Die Leut' schauen mich auch richtig für so einen an. Sollen recht haben. Aber wenn ich schlecht bin, aus mir selber bin ich's nicht. Und wer mir mein Geschäft verdorben, der wird wohl anderweitig für mich sorgen, Herr Pfarrer, umsonst bin ich nicht da!"

Der Branntweiner vergißt ganz seine gewohnte Geschmeidigkeit und nimmt schier eine bedrohliche Stellung an.

„Wenn Ihr der Branntweiner vom Miesenbachwald seid,“ sagt der Pfarrer in seiner Gelassenheit, „so freut es mich, daß ich Euch sehe. Da Ihr so selten nach Winkelsteg herauskommt, so habe ich schon zu Euch gehen wollen. Wir müssen miteinander reden. Ihr gebt den Winkelwäldlern keinen Branntwein mehr, da seid Ihr ein Ehrenmann, ein großer Wohltäter der Gemeinde. Ich danke Euch, Freund! — Und auch Euere Umsicht ist sehr zu loben. Es ist doch wahr, daß Ihr jetzt mit den Kräutern und Harzen und Wurzeln Arzneien, Öle und kostbaren Balsam bereitet und draußen im Lande dafür Abzugsquellen suchet. Ich gehe Euch nach meinen Kräften und Erfahrungen gerne dabei an die Hand. Ei gewiß, das ist ein guter Griff, den Ihr gemacht habt, und in wenig Jahren seid Ihr ein wohlhabender Mann.“

Da weiß der Branntweiner gar nicht, wie ihm geschieht. Er hat gar keinen Griff gemacht, hat niemals an Balsam und Öl-Erzeugung gedacht; aber die Sache kommt ihm auf der Stelle so vernünftig und faßlich vor, daß er dem Pfarrer nicht widerspricht und schmunzelnd als angehender Balsam-Erzeuger den Kopf wiegt.

„Und solltet Ihr, lieber Freund, vorläufig etwas für Weib und Kind benötigen — mein Gott, zu Anfang behilft man sich, wie man kann — so mag ich gerne, gerne mit einer Kleinigkeit dienen. Ich bitt' Euch recht, mich ganz als Euren Freund zu kennen!“

Der Hannes hat ein unverständliches Wort gebrummt, ist aus dem Hause gestolpert, hat seinen Knittel über den Rain geschleudert.

In der Fastenzeit 1832.

Die kirchliche Behörde fängt wieder an. Ihr ist unser Pfarrer noch immer nicht rechtmäßig genug; sie will ihm die Kirche verschließen.

Die Kirche, die wir gebaut haben mit Mühe und Sorgen.

Es ist still genug in unserer Kirche; Vater Paul hält den Gottesdienst in den Krankenstuben und auf dem Friedhofe. Die Leute kommen nur mehr in den Särgen zur Pfarrkirche heraus. Die Seuche ist zur „Sterb" geworden. Die Schule ist schon seit Monaten geschlossen.

Es geht die Sage, der Pfarrer wäre schuld an der Seuche, da er das Branntweintrinken abgesagt. Der Branntwein sei das allersicherste Mittel gegen Ansteckungen.

Der Hannes lauert. Erst jetzt lehnt sich sein Stolz auf gegen den Pfarrer, dessen Schalkheit und Milde er vor wenigen Wochen unterlegen ist.

Es ist ein immerwährender Kampf gegen das Geschick und gegen die Bosheit. Wer ausharrt im Ringen und in seiner inneren Überzeugung, der erlangt das Ziel. Das ist ein schönes Wort, aber ich habe es noch nicht recht erproben können.

Am 22. März 1832.

Heute ist unser Pfarrer gestorben.

Zwei Tage später.

So hat sich noch keiner selbst erlöst, wie dieser Mann — dieser seltsame Mann, der an einem Fürstenhof regiert, in Indien gepredigt und in der Höhle des Felsentales gebüßt hat.

Alle Irrpfade des Priestertums hat er durchwandeln

müssen, bis er das Wahre gefunden: den Armen im Geiste ein Helfer und Freund zu sein.

Er hat sich in den Häusern der Kranken seinen Tod geholt. Die Verlobung des Lazarus Schwarzhütter mit der Juliana Grassteiger hat er gesegnet. Ein kleines Unwohlsein hat ihn von der Feierlichkeit weg auf seine Stube gerufen. Er hat sie nicht mehr verlassen. Und ein guter, getreuer Hirt, hat er uns in seiner letzten Stunde noch das Bedeutsamste gelehrt, das Sterben. Wie ein lächelndes Kind ist er entschlummert. Wir, die wir es gesehen, fürchten keiner mehr das Sterben; und wir haben uns gelobt, nach seinem Vorbilde streng unsere Pflichten zu erfüllen.

Und ich kann's nicht glauben. Ohne Ruh' und Rast schau ich zum Fenster hinaus, ob er nicht des Weges kommt in seinem braunen Rock. Er hat sich schon ein wenig stützen müssen; ist wohl doch gebeugt gewesen unter seinen weißen Haaren.

Ohne Ruh' und Rast geh' ich am Pfarrhofe vorüber; es ist kein Klopfen mehr an den Fensterscheiben, es lächelt kein freundliches Gesicht mehr heraus.

Da stehe ich still und meine, ich müsse laut seinen Namen rufen.

Und ich kann es nicht glauben, daß er dahin ist.

Bei dem Leichenbegängnisse ist der Holdenschlager Pfarrer dagewesen. Er hat sich baß gewundert über die allgemeine Trauer, die in den Winkelwäldern herrscht.

Selbst der Branntweiner Hannes ist zum Grabe gekommen und hat eine Scholle hinabgeworfen. Nur der

alte Rüpel ist nicht zu sehen gewesen; der hat wohl im Urwaldfrieden das Grablied gesungen. Zu Winkelsteg haben die Glocken gesprochen.

Und als letztlich auch die Glocken stumm geworden, da sind die Leute still davongezogen in ihre armen, zerstreuten Wohnungen.

Nur ich allein stehe noch da und starre hinab auf den falben Tannensarg. Vor achtzehn Jahren habe ich den Mann das erstemal gesehen. Er ist am Grabe gestanden, das sie in der Wolfsschlucht dem „Glasscherbenfresser" gegraben. Seit zwölf Jahren ist er Pfarrer zu Winkelsteg gewesen. Die Leute wissen es nicht und messen es nicht, wie viel sie ihm zu verdanken haben. Heute blicke ich nieder auf seinen Schrein; ja, das ist der Schlußpunkt zu der Antwort des Einspanig.

Wie ich darüber noch sinne, kommt die alte Haushälterin des Winkelhüterhauses, meine ehemalige Wirtin, herbeigewackelt. Sie guckt auch in die Grube, fährt sich mit der Hand über das Gesicht, tappt nach meinem Arm und sagt: „Gott geb' ihm den ewigen Frieden! Das ist ein braver Mann gewesen. Aber ein Fabelhans auch! Wie ein Vogel ist sein Sinn herumgeflogen in der weiten Welt, und auf keinem Fleck, hat er gesagt, wär' die Welt mit Brettern verschlagen. Und jetzt — gucket einmal recht hinab, Schulmeister! Da unten ist sie — Gott geb' ihm den ewigen Frieden — da unten ist sie mit Brettern verschlagen."

Das Wort ist gesagt und hastig humpelt sie auf ihren Krücken davon.

Und sie hat halt doch endlich recht, die Alte. So unbegrenzt der menschliche Geist auch fliegen mag in den

Weiten, sein letztes Ziel wird umschlossen von den Brettern des Sarges. — Glücklicher Schläfer, dir ist ein unendlicher Raum jetzt die Truhe. Noch nicht lang', und dir war zu eng die unendliche Welt. —

Großer Dichter, vergib, daß ich dein Wiegenlied zur Grabschrift wandle.

Ostern 1832.

Die Seuche ist erloschen. Man sieht viele blasse, abgehärmte Gesichter umherwandeln.

In den Mulden der Waldberge und in den Spalten der Felsen schießen Wildwasser zur Tiefe. Der Wasserfall über die Breitsteinerwand ist meines Erlebens noch nie so groß und schön gewesen, als jetzt. Aber es ist gar kein Fallen, es ist ein lindes Niederschweben von der Höhe, aus der Ferne gesehen. Doch wer die Wassermassen in der Nähe betrachtet! Das ist ein gar gewaltiges Losreißen und wuchtiges Niederstürzen, daß der Erdboden klingt. Warum erhebt sich unsere Seele zu einem Wohlbehagen, wenn man die Wirkung einer großen Kraft sieht? — Im Miesenbachgraben und in den Karlehnen donnern die Schneelahnen. Hoch über den Firnen blaut der Himmel.

Da wir in der Kirche keine Auferstehungsfeier haben, so drängt es die Leute, das Osterfest in anderer Weise zu begehen.

Der Charsamstag ist vorbei; das Turmkreuz der Kirche schimmert im Abendrot viel glühender als sonst. Es wird heute aber nicht Nacht; ein neues Leben steht auf. Die Leute gehen im Festkleide aus ihren Wohnungen hervor. Ein neuer Tag bricht an am Abende und Fest-

feuer leuchten auf den Höhen. — Wer von diesen Menschen weiß es denn, daß auch die alten Deutschen zu solcher Jahreszeit der Göttin des Frühlings Freudenfeuer angezündet?

Wem nur dieser Einfall ist beigekommen? Da oben auf dem Bühel steht ein alter, einzelner Fichtenstamm; den haben sie vom Fuß bis zur Wipfel mit dürrem Gezweige, Moos und Stroh umflochten.

Wenige Schritte seitwärts haben sich die Leute um ein kleines Feuer versammelt und singen Lieder. Weiber mit verdeckten Handkörben sind auch dabei und Kinder spielen mit gefärbten Eiern.

Es ist schon spät in der Nacht; der Lazarus will mit der Lunte gehen, daß er die Osterkerze in Brand stecke, da huscht durch den finsteren Wald der alte Rüpel herbei, reißt seine Binsenhaube vom Haupte und sagt: „Gelobt sei Jesu Christ, der am Kreuz gestorben ist!"

Wir sind alle hellverwundert, daß der Alte wieder einmal unter die Leute geht, und ich will ihn sogleich einladen, daß er sich zu mir und dem Grassteiger setze, wo wir einen Mostkrug stehen haben.

„Dank für die Ehr'!" sagt der Rüpel und zieht seine Strohharfe unter dem Rock hervor, und in die Flamme hineinstarrend, hebt er an zu reden:

„Komm just von Jerusalem her. Alle drei Kreuz auf dem Berg Kalvari stehen leer. Christi Leib haben sie gelegt in ein neues Grab, die Seel' ist gefahren zur Höllen hinab. Die Altväter täten warten schon hart. Dem Abraham hat das Feuer versengt den langen Bart; der Moses ist schon tausend Jahr im Rauchfang gesessen und hat auf seine zehn Gebot vergessen. Der Adam, der

vorwitzig' Mann, und die Eva haben gehabt kein Röcklein nit an — die tät' das Feuer wohl saggrisch beißen. Das Paradies ist ihnen schon lang' verheißen, und durch die Leidensnot und den bittern Tod tät's ihnen jetzt Christus erlauben. — So hat mir's der recht' Schächer erzählt, dem linken tät' ich's nit glauben."

„Nu, Rüpel," sagen die Leut', „wenn du sonst nichts mehr weißt, so bist auch grad kein heiliger Geist."

Unbekümmert um diesen Spott, fährt der Alte fort: „Am heutigen Morgen sind unsere lieben Frauen zum Felsengrab gegangen schauen. Ist ein Junggesell gesessen auf dem Stein; die Magdalena gucket schon vorwitzig drein, kreiselt ihr güldenes Lockenhaar fein und denkt: wie alt mag er sein? — Mit Verlaub, schöne Frauen, der liebe Herr Jesus ist nit hie, der ist auferstanden schon in allerfrüh! Da haben die Frauen für die fröhliche Mär ein Trinkgeld wollen geben Gott zu Ehr; aber der Junggesell ist gelaufen zum Himmel hinein; ich tät's auch — täten mich tragen meine alten Bein'."

Wieder schweigt der alte Rüpel. Da aber keiner die Anspielung auf ein Trinkgeld verstanden hat, so fährt er fort: „Der Herr Jesus geht spazieren im Wald, tät' sich ausruhen von bitteren Leiden; ein Hirtenknab' steht auf stiller Heid, der tät' weiße Schäflein weiden. Tät' weiden die Schäflein und weinen dabei, gar bitterlich, bitterlich weinen. Da fragt ihn Herr Jesus: was weinst du mein Kind, es tut ja die Sonnen scheinen! — Ja freilich, sie scheint auf den Rasen grün, der mir meinen Vater tut decken; und der Heiland ist gestern am Kreuze gestorben, wer wird mir den Vater wecken? — Da spricht der liebe Herr Jesus: „Mein Kind! siehst du die Felsen beben?

Der Herr ist erstanden, wird wecken dereinst die Toten zum ewigen Leben."

Der alte Mann schweigt und starrt in die Flamme. Sein Haar und Bart ist im Scheine des nächtlichen Feuers rot wie Alpenglühen.

Und der Schein des Feuers fällt in Bändern hin durch das Gestämme auf die frischen Gräber des nahen Kirchhofes.

Eine schwere Stille ruht über der Versammlung; als erwarte sie schon diese Osternacht die Auferstehung der Toten.

Da richtet sich jählings der Kopf des Alten wieder auf, anmutig zart gleiten seine Finger über die Saiten aus Stroh; wie Schalkheit zuckt es in seinen Zügen, und als wollte er seine frühere Rede ergänzen, sagt er mit fast kecker Stimme: „Der Hirtenknab', der junge Tropf, schüttelt ungläubig seinen großen Kopf. Da langt ihm der Herr die Hand hin zumal, und weist ihm sein heiliges Wundenmal; just so fürwahr, und das Wundmal ist groß, wie ein Groschenstück gar . . . ."

Überzeugend genug streckt der Greis die hohle Hand aus, und mancher legt richtig ein „Wundmal" hinein — einen guten Pfennig oder ein Groschenstück. Ich hätte ihm diesmal nichts geschenkt. Was hat er denn so fromme Sprüchlein zu singen, wenn er sie nachher allemal wieder mit einem losen Frevel zerstört! —

Der Alte bedankt sich für die kleinen Gaben, dann ist er im Walde verschwunden. Man wundert sich, daß er neuerdings wieder so lebendig wird.

Der Grassteiger hat den armen Mann suchen lassen, um ihn für die Ostern an seinen Tisch zu führen. Der Rüpel ist nicht gefunden worden.

So geht's immer tiefer in die Nacht; zum großen Glück eine recht laue Nacht, denn keiner, auch von den erst Genesenen, keiner ist zu bewegen gewesen, nach Hause zu gehen.

Der Stand eines Sternbildes weist die Mitternacht, den Beginn des Ostertages. Da fährt ein Flämmchen in den strohumwundenen Baum, und die Osterkerze lodert hoch über dem Waldtale gegen den Sternenhimmel auf.

Nun jubeln die Kinder, die Weiber und die Männer; aber weiterhin, als Hall und Schall vermag zu dringen, leuchtet die Feuersäule und verkündet dem Waldlande ringsum den Ostertag.

Und zur selbigen Stunde haben die Weiber ihre Handkörbe aufgedeckt, auf daß die Gottesgaben darin, Brot, Eier und Fleisch, der liebe Osterhauch mag befächeln. Und so ist unserem Festbrote die Weihe zuteil geworden, die der Vater Paul uns für diese Ostern nimmer vermag zu spenden.

Erst gegen Morgen ist die Osterkerze, deren hochstrebende Flamme sie gar in den Miesenbachgräben sollen gesehen haben, verlodert zusammengebrochen.

Dann sind wir von dem nächtlichen Osterfeste heimgekehrt in unsere Hütten.

Von diesen Tagen an, Andreas, wirst du nicht mehr jünger. — Jünger? wer hat dich gelehrt so ungereimt zu schwätzen? Zähl' deine Eisfäden auf dem Haupte, zähle sie, wenn du kannst, du alter Mann!

Ich meine, der Pfarrer hat mich mitgenommen.

Mai 1882.

Von unserem jungen Herrn hört man große Dinge. Und diesmal sind sie amtlich erhärtet. Hermann hat die Güter des Vaters übernommen und ist demnach unser Herr.

Als Angebinde hat er den Winkelstegern alle rückständigen Arbeitsleistungen und die Grundeinzahlungen auf zehn Jahre hinaus nachgesehen. Das ist ein guter Anfang. Die Winkelsteger wissen ihre Dankbarkeit nicht anders zum Ausdrucke zu bringen, als daß sie in der Kirche eine zwölfstündige Andacht halten, um für die Gesundheit des jungen Herrn zu beten.

Hermann soll kränklich sein.

Gestern ist der Berthold zu mir gekommen. Seit jenem Tage, da er sein vermißtes Kind unter den Tieren des Waldes gefunden, wildert er nicht mehr, sondern arbeitet mit Fleiß und Schick in den Holzschlägen, und seine Kinder erwerben sich ihr Brot durch Sammeln von Waldfrüchten.

Der Mann hat mir gestern ein Bündel gedörrter Blätter gebracht; dieselben wüchsen nur drüben im Gesenke und besäßen eine wunderbare Heilkraft, die auch der jahrelang kränkelnden Aga die Gesundheit wieder gegeben hätte. Die Lili habe die Blätter gesammelt und getrocknet, und da sei es ihnen beigefallen, dieselben dem jungen, gnädigen Herrn Schrankenheim zu schicken; es sei kein Zweifel, daß er bei entsprechendem Gebrauche des Krautes genesen würde. Ob ich nicht so freundlich sein wolle, die Arznei zu übermitteln?

Ich habe es dem Berthold zugesagt.

Alpenrot.

Fronleichnam 1832.

Der Waldsänger ist nun auch verstummt. Sein ganzes Leben und Sterben ist angelegt wie ein rosenprangender Dornstrauch in der Wildnis.

Ich habe seine wunderlichen Worte so gerne aufgeschrieben und bin gegen seine Sprüche ein paarmal ganz pharisäisch worden! Als ob eine solche Einfalt freveln könnte! Er hat eben Himmel und Erde vermengt, wie das jeder Dichter tut. Und Humor ist lange noch kein Frevel. — Nun lege ich in diesen Blättern sein Ende nieder.

Der Kropfjodel hat auf der Breitsteinalm eine Hirtenhütte. Und in dieser Hirtenhütte hat er zur Sommerszeit zwei übermütige Söhne, welche die Rinder versorgen und zu ihrem Zeitvertreib allerhand Tollheiten begehen. In letzter Zeit hat sich der Rüpel bei ihnen aufgehalten und ihnen durch seine Lieder und Strohharfenspiele Spaß gemacht. Der Alte ist zeitweilig verwirrt und schwachsinnig gewesen. Und das ist den Jugen just ein rechtes Spielzeug. Allerwege ist der Alte der Bock, auf dem sie reiten; und er läßt es nicht ungerne geschehen; es freut ihn schier, daß er bei „Teppen" noch Anwert hat, sagt er, zu gescheuten Leuten tauge er nimmer.

Des Abends ist der Rüpel stets in die Hütte gekommen, hat was zu essen erhalten und die Nachtruhe auf dem Heuboden.

Da ist es eines frühen Morgens, daß der alte Rüpel vor der Hütte auf einem taufeuchten Stein sitzt. Er spielt auf der Strohharfe und wendet seine matten Augen empor gegen das Morgenglühen der Felsen. Gellt ihm jählings

ein wüster Schrei in das Ohr. Er schrickt empor, da stehen die Jodelbuben neben ihm und lachen. Der Alte blickt sie gutherzig an und lächelt auch ein wenig.

„Tust strohdreschen, Rüpel?" frägt der Veit und deutet auf die sonderlichen Saiten.

„Und schon so zeitig!" sagt der Klaus.

Der Alte wendet sich: „Ihr wisset das von der Morgenstund?" Dann legt er die Hände an die Lippen und lispelt den Burschen vertraulich ins Ohr: „Sie hat Gold im Mund!"

„Geh!" entgegnet der Klaus spottend, „du, da beißt sie sich ja die Zähn aus!" — Die Hirten erheben über diesen ihren Einfall ein Lachen.

„Da oben habt ihr's ja, das Gold, da oben!" Der Alte deutet zitternd gegen die glühenden Wände.

„Ja, du Rüpel, das ist wahr!" sagt der Veit ernsthaft, das ist richtig Gold; geh nur hinauf und schabe es herab."

Der Greis blickt befremdet drein.

„Da kriegst du einen ganzen Korb voll Gold zusammen, und etwan mehr noch!" sagt der Klaus, „da kannst du dir ein goldenes Schloß bauen und einen goldenen Tisch kaufen und einen goldenen Wein und eine goldene Harfe und eine goldene Frau!"

„Eine goldene Harfe!" murmelt der Rüpel und seine Augen leuchten auf. Dann fährt er sich mit der Hand über die Stirne. — Er hat das vom goldenen Morgen zuerst selber gesagt, gleichnisweise. — Und jetzt sollte es wirklich so sein?

„Und das Zeug da gibst du des Grassteigers Esel in die Krippe!" ruft der Veit.

Bei diesem Spott auf seine Harfe soll es wie der Schatten einer Wolke über des Alten Antlitz gezogen sein.

„Du, Veit!" droht er, „mein Harfenspiel, das legt dir nichts vor dein Ziel. Das laß du in Ruh!"

Das Wort reizt den Burschen. „So spielt man auf dieser Harfe!" ruft der Veit und fährt mit der Hand über die Saiten, daß es rauscht und alle Halme springen. Dann sind sie davongelaufen.

Der Alte sitzt noch eine Weile und bewegt sich nicht. Er starrt auf die zerrissene Harfe, er wischt mit beiden Händen die Augen, er will sich aus dem Traume helfen; er kann es nicht glauben, daß es wahrhaftig sei. Sein Alles und Einziges haben sie ihm zerstört — sein Saitenspiel. Erst als oben in den Felsen schon der helle Sonnenschein liegt, erhebt er sich. Den Astreifen mit dem Strohgewirre hat er sich umgehangen, zu den beleuchteten Wänden hat er emporgestarrt, und mit schweren Schritten ist er davongewankt, hinan gegen die Schroffen, über die der Wasserfall niederrieselt, im Sonnenleuchten zu sehen wie flüssiges Gold . . . .

An dem Abende desselben Tages ist es, daß die beiden Hirten wieder lustig um den Herd ihrer Hütte wirten, wie sie es gewohnt. Sie kochen Mehlklößchen, welche sie „Fuchsen" nennen, da sie fuchsbraun geröstet sind. Die Herde ist von ihren Weiden geholt und in Sicherheit des Stalles gebracht.

Lustig sind die Jodelbuben allerwege, aber zum Feierabend am lustigsten. Ist der alte Harfner in der Hütte, so necken sie diesen; ist er nicht da, so necken sie sich selbander. Der Harfner ist heute noch nicht da, so

hüpft der Klaus wie ein Affe dem Veit auf die Achseln, reitet auf dessen Nacken und ruft: „Esel, wer reitet?“

„Einer über dem andern.“

So treiben sie es. Dann verzehren sie ihre Mehlfuchsen und mit dem Pfannenruß streichen sie sich Schnurrbärte an. Nach einem Schnurrbart geht ihr Sinn, und ein Mägdlein möchten sie küssen, weil das — nach dem Sprichwort — den Bartwuchs fördert. — Der alte Rüpel könnt' aus seinem Bart Silbersaiten spinnen für die Harfe.

Heute ist der Alte noch nicht da; hat ihn etwan doch der Spaß am Morgen verdrossen? — Die Burschen mögen davon nicht reden. Eine gelinde Reue verspüren sie, und ein Stück Mehlfuchs tun sie in eine Holzschüssel und tragen die Holzschüssel auf den Heuboden und stellen sie auf die Lagerstätte des Alten. Dabei faßt sie schon wieder der Schalk; sie verrammeln das Lager mit Rechen und Heustangen. — Und nun wird der Alte kommen und sich die Nase anrennen und rechtschaffen brummen und zuletzt auf den Mehlfuchs stoßen. Und der Mehlfuchs wird ihn für alles versöhnen.

Die Burschen haben in derselbigen Nacht prächtig geschlafen. Und als sie erwachen, sind in den Wandfugen schon die goldenen Saiten des Morgens gezogen.

Das Lager des Alten aber und das Mehlgericht ist noch unversehrt und verrammelt mit Rechen und Heustangen.

Der Klaus geht zu der Herde; der Veit geht in das Freie. Und das ist heute wiederum eine Morgenfrühe! Frisch und klar und tauig die Almen und Wälder, der Himmel reingeküßt von der Morgenluft. Und hoch auf

den Zinnen des nahen Felsgewändes leuchtet die Sonne. Ein Vöglein wirbelt übermütig auf dem Giebel der Hütte, und der Brunnen plätschert emsig in den Trog.

Der Veit geht zum Brunnen. Die Älpler waschen sich des Morgens Hände und Gesicht so gerne am kalten Quell. Das schwemmt alle Schläfrigkeit hinweg und macht Auge und Herz heiter — heiter wie der junge Tag. Veit kraut mit den Fingern emsig sein wirres Haar zurecht und hält die beiden Hände unter die sprudelnde Rinne. Wohl tut die rieselnde Kühle, Veit! Aber da spinnt sich im Wässerlein heran ein blutroter Faden und er schwimmt und schlingelt und ringelt sich in der hohlen Hand. Erschrocken zieht der Bursch die Arme zurück und starrt in die Rinne, auf der ein zweites, drittes Fädchen und Fäserchen heranschwimmt, und er starrt in den Trog, wo die Fädchen und Fasern sich winden und einigen und teilen und lösen.

Veit eilt in den Stall: „Klaus, komm', es sind heut' so Dinger im Wasser!"

Klaus kommt und sieht und sagt halblaut: „Das ist Blut!"

„So ist da oben eine Gemse ins Bächl gestürzt," versetzt Veit.

„Aber, daß der Rüpel nicht da ist!" sagt der Klaus, und ein wenig später setzt er bei: „der tät's leicht kennen, ob es Gemsenblut kann sein."

Der Veit ist blaß; „Klaus," sagt er, „steig' mit hinauf in die Schlucht!"

Sie sind dem Wässerlein entlang gegangen; es rieselt wieder klar.

Tiefer und tiefer steigt die Sonne nieder an den

stillen Felsen; höher und höher und mit jedem Schritte hastiger steigen die beiden Burschen empor und zwängen sich durch enge Schluchten, wie sie das Wasser in wildem Wettertoben gerissen, oder in ruhigem Zeitlaufe gehöhlt hat. Die Burschen sagen kein Wort zu einander, sie winden sich durch taunasses Himbeergesträuche und Knieholz; sie klettern an den schroffen Wänden hin; sie hören ein Rauschen. Sie kommen der Stelle nahe, wo das Wasser wie ein Goldband über die sonnige Wand stürzt.

„Da ist ein Strohhalm," sagt der Klaus jählings. Es sind zwei aneinandergeknüpfte Halme. Und daneben liegt der Reifen aus Tannengeäste. An den Gestrüppen des Hanges hängt mancher Halm zerrissen und zerknittert, und darunter in der Tiefe des Grundes —

In der Tiefe ist der alte Mann gelegen.

Der Kopf ist zerschmettert; in der linken Hand hält er starr gepreßt den Zweig eines Alpenrosenstrauches. Über die Rechte rieselt das Wasser.

So haben sie ihn gefunden. Wer kann es sagen, wie der alte Mann verunglückt ist? Etwan hat er da oben nach dem Golde des Alpenglühens gefahndet, auf daß er sich eine neue, goldene Harfe erwerbe. Und da ist der mühselige Greis gestürzt. Noch im Fallen hat er sich halten wollen am Rosenstrauche, dessen Zweig mit einem glühenden Röslein ihm in der Hand geblieben. — Und das ist des Waldsängers Ende.

An diesem Fronleichnamsfeste haben wir ihn in die Erde gelegt. Gar viel Leute sind nicht dabei gewesen. Aber die Waldvögel auf den Wipfeln des Schachens haben ihrem Sangesbruder ein helles Schlummerlied gesungen.

So arm hat keiner geschienen in den Winkelwäldern als dieser Mann, und so reich ist keiner gewesen. Das allwaltende, allumfassende und unfaßbare heilige Sängertum des Volkes hat in diesem Manne seine Verkörperung gefunden.

Auf Vater Paulus' Grab steht ein Kreuz aus dem Holze einer uralten Tanne. Auf des Sängers Hügel pflanze ich einen jungen Baum.

Juli 1832.

Mit den Jodelbuben haben wir ein Elend. Sie wollen oben in der Almhütte nicht mehr bleiben; sie sollen in den Nächten immer Klopfen und Stöhnen auf dem Heuboden vernehmen. Mitten im Sommer muß der Kropfjodel abtreiben und die Hütte sperren. Der Veit will sich an keiner Quelle mehr waschen. Er sieht in jedem Brunnen Blutstropfen, die sich anklagend an seine Hand wollen legen, an dieselbe übermütige Hand, welche die Harfe des Alten zerbrochen.

Im Herbst 1834.

Die Schule ist auf einige Wochen geschlossen. Die Kinder helfen bei der Ernte; diese ist spät reif geworden und muß nun noch vor dem Frost gewonnen werden. Oben auf den Felsenhöhen gibt es schon Schneestürme.

Ich hätte doch wieder einmal hinaufsteigen mögen auf den hohen Berg, auf daß ich könnte hinausblicken. Ich lebe gar so vereinsamt in mich hinein. Die Alten sind mir weggestorben; die Jungen habe ich erzogen, aber nicht zu meinen Genossen. Ich bin ihr Schulmeister. Den Schulmeister lassen sie in Frieden ziehen, und wenn er,

alt und grau, auf seinem einschichtigen Bänklein sitzt, so werden sie meinen, ein Schulmeister müsse so sitzen.

Der neue Pfarrer ist ein junger Mann, der schickt sich besser für sie; der tut mit im Wirtshaus und auf der Kegelbahn. Als er sich letztlich aus der Kreisstadt das neue Meßbuch verschrieben, hat er auch Spielkarten kommen lassen.

Der Lazarus und sein Weib, die Juliana, sind Besitzer des Grassteigerhofes; sie setzen das Wirtshaus fort, handeln mit Tabak und allerhand Kleinigkeiten. Gar ausländische Kleiderstoffe sind bei dem Grassteiger zu haben. Es gibt Leute in der Gemeinde, die nicht mehr mit den Loden- und Zwilchjacken vorliebnehmen, die was Besonderes am Leibe haben wollen; so zum Probieren, sagen sie heute noch. Aber ich achte, es ist Untreue!

Manchmal durchstreifen, wie voreh, Häscher unsere Gegend, um Schwärzer und Soldatenflüchtlinge einzufangen.

Sommer 1835.

Ich erzähle die Dinge wieder nur meinen geduldigen Blättern; sie bewahren die Geschehnisse länger in Erinnerung, als ich und ganz Winkelsteg. Es ist mir wie eine Pflicht geworden, unsere Schicksale aufzuzeichnen. Dereinst werden andere Menschen sein; sie sollen auch von uns wissen.

Zuweilen kommt Hagel und großes Wasser und vernichtet die Ernten und schleudert die strebsamen Ackerbauwirte in der Entwicklung ihres Wohlstandes auf Jahre zurück.

So auch wieder in diesem Jahre. Die Leute dörren

nun das Stroh, bringen es in die Mühle — es sind deren ein halb Dutzend im Tale — und das wird Brot für den Winter sein.

In meinem Leben ist kein Wettersturm und kein Sonnenschein.

Aber ich will mein Frühjahr und meinen Sommer haben, und jetzt habe ich zu meiner Wanduhr eine Vorrichtung gemacht. Die Metallschelle des Schlagwerkes habe ich weggetan und dafür aus zwei Blättchen und einer Feder ein Ding zusammengetan, das zu jeder Stunde den Wachtelschlag nachahmt. Hier in der Gegend hört man die Wachtel kaum alle drei Jahre einmal; aber in meiner Stube bleibt es nunmehr Sommer zu allen Jahreszeiten. Die Kinder und ich haben eine rechte Freude daran.

Da draußen im Holdenschlager Graben, durch den jetzt eine neugebaute Straße zieht, dort, wo die Winkelsteger Gemeinde begrenzt ist, haben unsere Bauern ein Wetterkreuz setzen lassen. Es hat drei Querbalken, an denen die bildlichen Leidenswerkzeuge des Herrn ragen. Das Kreuz wird als Schutz gegen böse Wetter hoch verehrt. Der uralte Schwamelfuchs aber meint, dasselbe sei mehr schädlich als nützlich; es lasse die bösen Wetter, die ja alle vom Zahn herabkämen, nicht weiter, und so müsse es sich über Winkelsteg entleeren.

Auf die Meinung des Schwamelfuchs hin haben die Bauern das Wetterkreuz richtig niederreißen lassen. Hingegen haben nahe an derselben Stelle die Holdenschlager

ein ganz ähnliches aufgestellt, auf daß die Gewitter hier gebannt und nicht hinaus auf ihre Felder gelangen können.

Jetzt sind die Winkelsteger in doppelter Verlegenheit und ich, ihr Lehrer, mit ihnen.

Schulhalten und nichts als Schulhalten, und die Hirngespinste unter diesen Filzhüten sind nicht umzubringen. Schulhalten! Es ist viel, und dennoch ist es ein tatenloses Leben. Wie ist das anders gewesen zur Zeit, als wir die Gemeinde erweckt haben! — Es gäbe auch heute noch genug und übergenug zu schaffen und zu erschaffen; aber der alte Pfarrer ist gestorben, der neue schiebt mich beiseite und soll letzthin gesagt haben, es gäbe Wichtigeres zu tun, als was so ein Abc-Jäger plane.

Ich bin so alt noch nicht und täte noch arbeiten. Ein paar Stunden schulhalten, Schreibbogen linieren, Federn und ein saures Gesicht schneiden, ein wenig Brennholz klieben und die paar Geschäftchen in der Kirche, das macht meinen Kopf leer und meine Zeit nicht voll.

Der Schlaf ist bald satt, und wenn ich, bis die lange Nacht vergeht, im Bette müßig liege, so ist das noch das Allerschlechteste. Da kommen mir Gedanken zum Närrischwerden — alte Zeiten — blütenzarte Gesichter und totenblasse — ja zum Närrischwerden. Und dann höre ich eine Stimme: ich hätte meinen Weg verfehlt, könnte in Glanz leben und sehr glücklich sein .... Aufspringe ich vom Lager, die Geige reiße ich von der Wand und hebe an zu scharren an den Saiten, auf daß ich die Gespenster wieder verscheuche.

Und die Saiten, die wissen mir besseren Trost; sie flüstern, ich möge zufrieden sein, ich hätte das Glück ge-

habt, ersprießlich für die Menschen zu arbeiten, ich hätte den Hang, stets der Vollkommenheit meines eigenen Wesens zuzustreben, ich hätte die Herrlichkeit der Schöpfung um mich, ich hätte die Geister großer Menschen in meinen Büchern versammelt. Ich würde noch manches nach meinen Kräften wirken und dereinst mit Befriedigung die Augen schließen.

Ich habe mir wieder, wie seiner Tage einmal, aber ernstlicher vorgenommen, in meinen freien Stunden des Sommers mich mit der Pflanzenwelt abzugeben, sie wissenschaftlich zu zerlegen und zu betrachten. Aber wie geht es mir dabei? Da habe ich heute ein Pflänzlein gefunden, gepflückt und hier auf meine Mappe gelegt.

Mich reut der Mord. Es ist so frisch und hold gestanden am Rain und hat seine kleinen Arme ausgestreckt, den lieben Sonnenschein zu umarmen. O, zürne mir nicht, du liebholdes Wesen, du bist in deiner Jugend gestorben, es hat dir ein Menschenauge gelächelt, es hat dich ein Menschenherz geliebt ....

Und so geht es mir. Zu schluchzen hab' ich angefangen, ich altes Kind. Und das heißt Pflanzenkunde treiben? — Andreas, für die Wissenschaft bist du ganz und gar nicht zu brauchen, du bist ein Träumer.

Letztlich habe ich wieder einmal das Zeichnen versucht, habe eine Karte von den Winkelwäldern gemacht. Hätte ich nur auch die Meßkunst gelernt; das gäbe jetzt ein anregendes und nützliches Geschäft. Denn diese Gegend muß nun doch auch der Welt zurechtgelegt werden.

Waldlilie im See.

Maria Himmelfahrt 1835.

Jählings ist was Unvorhergesehenes gekommen.

Vor mehreren Tagen erhalte ich ein Schreiben von meinem einstigen Schüler, unserm jetzigen Herrn.

Hermann schreibt mir, daß er jene Kräuter, die ich ihm von einem Holzer gesandt, richtig verwendet habe und seither eine Linderung in seinem kränklichen Zustande empfinde. Dieser Umstand habe ihn auf den Gedanken gebracht, das Gebirge, welches er bisher ohnehin noch nicht kenne, zu besuchen und in der milden Frühherbstzeit einige Tage daselbst zuzubringen. Er beabsichtige ganz allein zu reisen, denn die Menschen, namentlich die Städter, seien ihm unsäglich zuwider; das sei wohl eine Eigenheit seines abgespannten Zustandes, aber er könne sich derselben nicht entschlagen. An der Welt habe er sich krank genossen; in der Ursprünglichkeit der Alpen, in ihren Wildnissen wolle er Heilung suchen. — Er erinnere sich noch an mich, seinen ehemaligen Lehrer; er erinnere sich auch meiner Verdienste um die Winkelwäldler, und er bitte mich nun, ihm im Gebirge ein Führer zu sein und mich an dem bestimmten Tage in der Ortschaft Grabenegg einzufinden.

Grabenegg, eine gute Tagereise von hier entfernt, ist keine Ortschaft; es sind nur einige Steinschlagerhütten, die an der Zillerstraße stehen und von einem dort auslaufenden Berggraben den Namen haben.

Ich habe mich denn an dem bestimmten Tag in Grabenegg eingefunden, habe dort den Waldherrn erwartet, der in einem gemieteten Wagen auch richtig an-

gekommen. Dann bin ich mit ihm weiter gegen das Hochgebirge gefahren.

Der Herr hat mich völlig erschreckt; ich habe ihn schier nicht mehr erkannt, aber er hat mich auf den ersten Blick als den Andreas begrüßt. Sein Gruß ist höflich gewesen, und der arme Mann ist lebenssatt.

Bis zum ersten Felsentore führt der Fahrweg. Hier hat der Herr das Fuhrwerk zurückgeschickt und wir sind auf rauhen Steigen, wie sie das Hochwild getreten, in die Wildnis hineingegangen, auf deren Höhen die Eisfelder liegen. Der Herr ist vorangeschritten, fast finster und trotzig, zuweilen mit der Begier des Jägers, der dem Hirsch auf der Fährte ist. Ich habe nicht gewußt, wohin und was der Mann will; er auch nicht. Ich habe gewaltige Angst gehabt, daß wir für die Nacht kein Obdach finden könnten, habe dem Herrn dieses Bedenken mitgeteilt, er hat darüber eine Lache geschlagen und ist weiter gestürmt.

Da ist mir jählings der Gedanke beigefallen: Andreas, du wanderst mit einem Irren! — Wäre der graue Zahn vor mir niedergestürzt, so sehr hätte mein Herz nicht erschrecken können, als vor diesem Gedanken.

Ich habe gefleht und gewarnt, ich habe ihn nicht zu halten vermocht; nur an Hängen ist er stehen geblieben, hat einen Blick in den Abgrund getan, um sofort wieder weiter zu eilen. Alle Glieder haben ihm gezittert, große Tropfen sind ihm auf der Stirne gestanden, als er in der Abenddämmerung an einer Felsenquelle zusammengebrochen ist.

Ich habe in derselbigen Stunde meinem lieben Gott alles, alles versprochen, wenn er uns ein Obdach finden

ließe. Er hat mich erhört. Unweit der Quelle habe ich in der Kluft zweier Wände eine Klause entdeckt, wie solche gerne von Gemsjägern aufgerichtet und zum Schutze benützt werden.

Und unter diesem Dache, mitten in den Schauern der Wildnis ist ein Feuer angemacht und dem Freiherrn aus Moos und Strauchwerk eine Ruhestätte bereitet worden.

Wir verzehren, was wir bei uns haben, und trinken Wasser. Als das Mahl vorüber ist, lehnt sich der Herr aufatmend an die Mooswand und haucht: „Das ist gut! das ist gut!"

Und nach einer Weile richtet er sein Auge auf mich und sagt: „Freund, ich danke Ihnen, daß Sie bei mir sind. Ich bin krank. Aber hier werde ich genesen. Das ist ja das Wasser, von dem der angeschossene Hirsch trinkt? — Ich hab' es toll getrieben — toll! Ist kein Spielzeug, der Mensch. Schließlich bin ich zum Glücke den Ärzten entkommen. Ich mag in keinem Metallsarg liegen, er riecht nach Prunk, nach erkünstelten Tränen — pfui!"

Zu meinem Troste ist er bald eingeschlummert. Ich habe die ganze Nacht gewacht und auf Mittel gesonnen, den armen, kranken Mann unter Menschen zu bringen. Wir sind weit ab; wollen wir nach Winkelsteg, so müssen wir über das Gebirge.

Am andern Morgen, als ich bereits ein neues Feuer angemacht habe und als schon die Sonnenstrahlen durch die Fugen blicken, erwacht der Mann, übersieht anfangs wie staunend seine Lage und sagt: „Guten Morgen, Andreas!"

Hierauf hebt er sogleich an, sich reisefertig zu machen.

„Ich will auf den hohen Berg steigen, den sie den grauen Zahn heißen," sagt er, „ich will diese Welt einmal von oben ansehen. Begleiten Sie mich und machen Sie, daß wir noch einen oder zwei Männer mitbekommen. Haben Sie keine Sorge meinetwegen. Gestern ist ein böser Tag gewesen. Wie gehetzt bin ich durch die wüsten Gegenden gezogen, ohne Ziel. Mir selber hätte ich entrinnen mögen, wie ich denen da draußen entronnen bin. Der ganze Jammer meines Elends war über mich gekommen. Aber diese Luft heilt mich — oh, diese reine heilige Luft!"

Als wir aus der Klause treten, müssen wir die flachen Hände über die Augen halten. Es ist ein mächtiges Leuchten. Die Äste des Tanns allein verschleiern noch das Licht, in den Schatten des Geflechtbodens zittern Tautropfen. Viele davon trinken schon von den glühenden Quellen der durch das Geäste rieselnden Sonne. Auf den Wipfeln jauchzen die Vogelscharen. Eichhörnchen hüpfen herum und lugen nach Morgenbrot und Gespielen.

Da lächelt Hermann.

Wir schreiten weiter. Wie lichtes Nebelgrau schimmert es uns zwischen den Stämmen entgegen. Ein fast lauer Lufthauch zieht. Da lichtet sich jählings der Wald und jeder Baum am Rande streckt seine Arme aus — weist lautlos vor Ehrfurcht, ein wunderbares Bild.

Ein stiller See liegt da, weit hingedehnt, blau, grün, schwarz — wer kennt die Farbe? An den Ufern der Morgenseite erhebt sich über graues Gestein der dunkle Bergwald, mild umschleiert von den Lichtfäden der Sonne. An dem gegenüberliegenden Strande baut sich eine ungeheuere Felswand, hinter der sich Höhen und Höhen,

Hänge und Hänge schichten, bis hinan zu den höchsten Riffen und Zinnen und Zacken am Saume des blauen Himmels. Mannigfaltig und herrlich über alle Beschreibung zieht sich das Hochgebirge hin in einem Halbrund. Hier unten noch Lehnen, Rasen und samtgrüne Filze der Wacholdersträucher. Dann die milchweißen Fäden der niederstürzenden Wasserfälle, deren Tosen von keinem Ohr vernommen in den Räumen der Lüfte verhallt. Dann die Geröllfelder, die Schuttrisen, jedes Steinchen klar gezeichnet in der reinen Luft; dann Klüfte mit Schatten, mit Schründen, mit Schnee; dann verwitterte Felsgestalten, wild und hochragend, dämonenhaft in ihrer Ungeheuerlichkeit und ewigen Ruhe.

Ein Steinadler schwingt sich im Blau, jetzt wie ein schwarzer Punkt, jetzt wie ein silbernes Blättchen umkreist er eine Felsenspitze. Und in den hintersten Höhen aufgerichtet, sanft lehnend, lichte Gletscher und rötlich leuchtende Tafeln der Wände, in welchen der Griffel der Zeit stetig meißelt, um einzugraben in den Bau der Alpen die ewige Geschichte und die ehernen Gesetze der Natur . . . .

Ich sehe es noch, sehe alles noch vor meinen Augen — es ist der See im Gesenke mit dem Bergstocke des grauen Zahn.

Ich habe Ähnliches schon geschaut, und dennoch hat mich die Herrlichkeit fast erschreckt. Der Freiherr aber steht da wie ein Stein. Seine Augen haben sich verloren in dem unendlichen Bilde; seine Lippen saugen bebend die Seeluft ein.

Danach sind wir hinabgestiegen zu den Ufern des Sees. Hier plätschert das Wasser an den stumpfkantigen Steinen.

„Der See kann auch wild sein," hat hier der Herr bemerkt, „sehen Sie, wie weit den Hang hinan die Steine glatt geschwemmt sind?"

Aus diesen Worten habe ich ersehen, daß Hermann ein verständiges Auge für die Natur besitzt. — Freilich, freilich kann dieser See ein wüster Geselle werden, so mild und lieblich er heute ruht. — — — Und jetzt kommt jählings das Wundersame. Dort unten, wo das Gebüsche der Wilderlen in den See taucht — dort guckt ein Menschenhaupt aus dem Wasser hervor! Es hebt sich das Haupt und von den braunen, langen Locken und von dem blühenden Antlitz rieseln die Tropfen der Flut. Hals und Nacken sind ein wenig sonnengebräunt, aber die sanftgebauten, wiegenden Achseln schimmern durch das Wasser wie schneeweißer Marmor. Ein junges, schönes Weib, eine Wasserjungfrau! Weiß Gott, ein Dichter könnt' einer werden! So was Schönes! — Und es hat sich noch mehr zugetragen.

Der Waldherr ist kurzsichtiger als ich und hat sich dem Bilde genähert; in demselben Augenblick ist die Gestalt untergesunken und nur die Erlen haben gefächelt über dem Wasser und sonst haben wir nichts mehr gesehen.

Hermann starrt mich an. Ich starre in den See. Der wirft im Lufthauche leicht wuppende Reifen, ist hier spiegelglatt, dort zitternd. Und das Haupt taucht nicht mehr hervor.

Minuten vergehen. Ich spähe mit Herzklopfen nach dem badenden Wesen, wer weiß, ob es schwimmen kann? Mir fährt es durch den Kopf: Wie, wenn sich das Mädchen aus Schamgefühl im Wasser vergräbt?

Nach einer Weile der Angst und Not habe ich das

atemlose Kind aus den Wellen hervorgezogen. — Mit der wenigen Erfahrung, die uns zu Gebote steht, haben wir sein Leben wieder erweckt, sein siebzehnjähriges Leben. Und siehe das wildscheue Wesen! Kaum erwacht und von unseren Händen bekleidet, hat ihm die Angst Kraft geliehen, ist es aufgesprungen und hingeflohen am Waldhange.

Der Herr hält sich den Kopf mit beiden Händen. „Andreas!" ruft er, „mein Übel kehrt wieder; ich habe Erscheinungen, eine Fee habe ich gesehen!"

„Das ist keine Fee," gebe ich ihm zur Antwort, „das ist die Tochter jenes Holzers, der dem gnädigen Herrn die Kräuter geschickt hat."

Die Waldlilie ist es gewesen.

Einige Tage später.

Heute ist der Herr mit dem Schimmel des Grassteiger davongefahren.

Aus der Besteigung des Zahns ist nichts geworden. Als uns am See die Waldlilie entschwunden gewesen, hat Hermann gesagt: „Mein Schicksal ist gekommen; ich steige nicht auf den Berg. Führen Sie mich in Ihr Winkelsteg, Andreas."

Und in Winkelsteg ist er drei Tage verblieben, hat unsere Einrichtungen betrachtet und zum Teile belobt, hat viel von unserem Wasser getrunken. Die Leute haben es nicht glauben wollen, daß das der Waldherr sei; ein Weiblein hat gemeint, der Waldherr müsse einen goldenen Rock tragen, und dieser Mann hat einen aus braunem Tuche. Sein Gesicht ist wie mit Asche bestreut, aber unter der Asche merke ich Funken. Vor wenigen Tagen habe ich

gesagt, er sei lebenssatt; heute meine ich schier, er sei lebenshungrig. Es ist recht seltsam. Gestern hat er den Berthold zu sich gerufen, daß er ihm das Heilkraut bezahle.

Der alte Rotbart ist längst im Ruhestand, so ist der Berthold Förster in den Winkelwäldern geworden und wohnt nun mit den Seinen im Winkelhüterhause. In wenigen Tagen wird die kirchliche Trauung des Försters mit dem Weibe Aga still vollzogen werden. So hat es der Herr angeordnet. Zu tausendmal freut es mich: Hermann hat eine kerngesunde Seele; ein Kranker kann so rasch und sicher nicht handeln. Aber ein absonderlicher Mensch ist er doch. Ehe er davonfährt, kommt er zu mir in das Schulhaus, zieht mich zu sich auf eine Bank nieder und sagt: „Schulmeister! sie hat ihr Magdtum höher gehalten, als ihr Leben; hätte ich denn geglaubt, daß es ein solches Weib gibt auf Erden? Sie, Erdmann, haben voreinst die Welt von unten herauf kennen gelernt. Ich habe die Welt von oben hinab durchschaut. Wir sind ihrer beide satt. Mir ist nichts Außerordentliches widerfahren, Erdmann, ich habe nur gelebt— bis an die Grenzen des Wahnsinns. Ich gehöre auch herein in diesen Wald — Andreas — ich gehöre auch herein! Aber ich muß wieder zu meinem alten Vater. Gott bewahre, daß ich sie mit mir nehme! Glückselig, daß sie die Welt nicht kennt! Ihnen vertrau' ich sie, Schulmeister. Hat sie das Bedürfnis, einiges zu lernen, so lehren Sie sie; hat sie das Bedürfnis nicht, so ehren und bewachen Sie sie wie eine wilde Lilie im Wald. — Und bewahren Sie das Geheimnis, Schulmeister. Wenn ich genesen kann, so werde ich wiederum kommen."

Und nachdem er mit seinen mächtigen Worten die

großen Änderungen vollzogen hat, ist er mit dem Knecht und dem Schimmel des Grassteigers gegen Holdenschlag gefahren.

Andere hat das Leben, wie es unser junger Herr geführt, zugrunde gerichtet; ihn hat es zum Sonderling gemacht. Sein tief angelegtes Wesen ist zwar erschüttert, aber nicht gestürzt worden.

An demselben Tage, als des Morgens Hermann von hier abgereist ist, sind drei Steckbriefe angekommen. — Der junge, gnädige Herr von Schrankenheim, seit längerer Zeit schon an Schwermut leidend, sei in Verlust geraten. Aller Wahrscheinlichkeit nach sei er in das Gebirge gezogen, denn er habe sich mit Kleidern versehen, wie sie Bergreisende tragen. — Und nun sind die Kleider, ist mein ganzer lieber Zögling Hermann beschrieben gewesen, so genau wie ein entsprungener Sträfling.

Gut, er wird ja zurückkehren. Er hat seine Waldbesitzungen bereist, was weiter? Sollt' er denn just in der Weise der Reichen reisen? Sollte ein Schrankenheim denn niemals aus seinen Schranken treten dürfen.

Das ist einmal ein Herr für Winkelsteg, Gott sei Dank!

Und mir ist Heil widerfahren, ist ja doch der Berthold und seine Familie gerettet. Ich habe die Leute so schwer auf meinem Gewissen getragen.

Die unklaren Worte unseres Waldherrn, die er mir bei seinem Abschiede gesagt, sind zum Teile klar geworden. Die Waldlilie besucht das Schulhaus, und wir üben uns im Lesen und Schreiben und allem, was daranhängt, so weit ich selber Bescheid weiß. Sie ist gar fleißig

und gelehrig, kann selbständig denken und wird von Tag zu Tag noch schöner.

Fürs erste ist sie in ihren Namen hineingewachsen und hat etwas von einer Lilie an sich; so schlank und weiß und mild, und doch verspürt man auf ihren runden Wangen den Kuß der Sonne. Fürs zweite ist ihr von den Rehen jener Winternacht was geblieben, die anmutige Behendigkeit und das Auge . . . .

Du, Andreas! Siehst du jeden deiner Schüler so genau an?

Ja, sie gefällt aber allen.

Sie gefällt den Armen, den sie beizustehen weiß. Manchen Traurigen hat sie schon getröstet durch ihre warmherzigen Worte; manchen Verzagten hat sie erheitert durch ihren liebholden Gesang. Und es ist zu herzig, alle Kinder von Winkelsteg kennen die Waldlilie und hängen ihr an. Tät' nur der Pfarrer noch leben, der hat an so Leuten seine Freude gehabt.

Und ritterlich ist das Mädchen; trutz wilder Tiere und böser Leute steigt sie im Gebirge umher, um Früchte und Pflanzen zu sammeln. Es steht ja geschrieben auf ihrer Stirne: „Machtlos ist vor dir alles Böse!"

Letztlich bringt sie mir eine blaue Enziane mit hochroten Streifen, wie solche nur drüben im Gesenke wachsen.

„Bist du wieder am See gewesen, Lilie?" frage ich. Da wird sie rot wie die Enzianstreifen und läuft davon.

Etwan hat sie es gar nicht gewußt, daß ich einer jener Männer bin, von denen sie in ihrem Wildbade überrascht worden, vor denen sie sich in ihrer Not in die Tiefe des Sees geflüchtet, und von denen sie der eine ans trockene Land gezogen hat?

Der Vorfall muß ihr wie ein Traumbild sein, er möge nie mehr erwähnt werden.

Aber von dem Waldherrn, der ihre Familie aus Not und Armut gezogen, spricht sie mit Freude und Begeisterung.

Zur Auswärtszeit 1887.

Es hat sich erfüllt. Die Anzeichen sind in der Luft. gelegen seit jenem Tage im Vorsommer, an welchem Hermann, wie neu erwacht zum gesunden Manne, in Winkelsteg wieder angekommen ist und als sein erstes mich nach der Waldlilie gefragt hat.

Er findet keinen Gefallen mehr an den lauten, schwelgenden Kreisen, von so vielen die „Welt" genannt, aber nichts weniger, als die Welt bedeutend. Den Wendepunkt hat er überstanden. Er ist eingetreten in das gereifte Leben, in welchem man nach der Schönheit der Schöpfung und nach dem inneren Werte des Menschen frägt. — Die Waldlilie ist eine wundersam schöne Jungfrau geworden, und meine Mühe um die Ausbildung ihrer Seelenanlagen ist herrlich belohnt.

So hat es sich erfüllt. Der Schrankenheimer hat seine Schranken durchbrochen. Vor zwei Tagen, am Feste der Himmelfahrt des Herrn, ist in unserer Kirche der Waldherr mit der Waldlilie getraut worden.

Hermann hat drüben am See im Gesenke ein Sommerhaus bauen lassen wollen, um mit seiner Gattin alljährlich einige Frühherbstwochen daselbst zu wohnen. Aber die Waldlilie hat ihn gebeten, das zu unterlassen. Sie liebe jene Gegend, aber sie könne den See nicht besuchen.

Sie haben uns verlassen und sind davongezogen in die schöne Stadt Salzburg.

Im Winter 1842.

In Einöde und Einförmigkeit vergehen die Jahre; warum nennt mich niemand den Einspanig?

Die junge Frau hat sich seither doch besonnen, am See im Gesenke steht das Sommerhaus. Da geht es in den Wochen des Frühherbstes gar lebendig zu, und die Bergwände bewachen das Familienglück unseres Herrn.

Der Förster, Vater Berthold mit seinem Weibe wohnt jahraus, jahrein in dem Hause am See, und die Geschwister der Frau von Schrankenheim dürfen auf ein besseres Los hoffen, als jenes, von dem ihnen an der Wiege ist gesungen worden.

Der alte Herr von Schrankenheim hat noch zwei Enkel gesehen, ehe er zu Salzburg im Winter des Jahres 1840 verstorben ist.

Winkelsteg hat durch das Haus im Gesenke nichts gewonnen. Dorthin ist eine gute Straße gebaut worden, von dort aus werden die Wälder bewacht und die Arbeiten geleitet. Dorthin kommen die Besuche fremder Herrschaften, dort werden die großen Jagden angestellt. Das Haus in dem voreh so öden und verrufenen Gesenke ist das Herrenhaus; und Winkelsteg bleibt die arme Bauern- und Holzschlägergemeinde, und die Zustände zu Winkelsteg werden nicht besser, und der Schulmeister zu Winkelsteg . . . .

Laß das gut sein, Schulmeister.

Vor einiger Zeit habe ich mir aus vielen Papierbogen ein Schreibebuch zusammengeheftet und es zum Schutz mit Deckeln aus weißem Lindenholze versehen. In demselben führe ich nun ein heimliches Leben, von dem niemand was weiß*).

---

1. August 1848.

Heute nacht ist dem Reiterbauer in den Karwässern ein Knäblein geboren worden. Sie haben es zur Taufe gebracht. Da der Pfarrer auf einige Tage verreist und das Kind schwächlich ist, so habe ich ihm die Nottaufe gegeben. Auf den Wunsch des Vaters bin ich gleich auch der Pate gewesen. Die drei lieben Herrgottsgroschen, meine Erbschaft von der Muhme, vormaleinst auch mein Patengeschenk, jetzund soll sie der kleine Peter haben.

Im Sommer 1847.

Als ich in den Wald gekommen bin, habe ich die Menschen zerstreut, verkommen, ungezählt gefunden. Heute sehe ich ein neues Geschlecht.

Um die Kirche steht ein Dorf. Um das Dorf stehen Apfel- und Birnbäume und tragen Früchte; in allen Winkeln ist versucht worden, aus Wildlingen Edelbäume zu ziehen; großenteils ist es gelungen.

Zum Sonntag kommen schmucke Menschen aus allen Gräben. Die Männer tragen in ihrer Eigenart schwarze Knielederhosen und grüne Strümpfe; die Weiber bauschige Samtspenser und wunderspaßhafte Drahthauben mit Vergoldung und Bänderwerk. Das ist keine Kleidung

---

*) Dieses „Schreibebuch" ist in den Schriften nicht vorgefunden worden. Der Herausgeber.

mehr, wie sie im Walde wächst. Sonst haben sie die Leinwand von ihren Flachsäckern, den Loden von ihren Schafen, das Schuhleder von ihren Rindern, die Felle und Pelze von ihrem Wildstande getragen; heute streichen Hausierer in den Winkelwäldern um, schleppen wertvolle Rohstoffe fort und lassen Prunk und Flitter dafür da. Zum Probieren, „aus Spaß" haben die Leute anfangs die neuen unzweckmäßigen Dinge genommen, heute haben sie sich hineingelebt und der Spaß ist Ernst geworden.

Die Jungen sind wohl weit vielseitiger, als die Alten, aber auch weit anspruchsvoller; auch haben sie mir zu wenig Sinn und Ehrfurcht für das Alte, aus dem sie hervorgegangen sind. Nur den Tabak rauchen sie und den Branntwein trinken sie noch, wie es die Alten haben getan.

Was kann der alte Schulmeister allein machen? Ach, lebte mein Pfarrer noch!

Der kleine Reiter Peter, mein Patenkind, ist ein ganz netter Junge; aber es ist ein Unglück mit ihm geschehen, er hat durch einen Fall aus dem Bette die Stimme verloren.

Gerne wollte ich ihm die meine überlassen, für mich hat sie keinen Anwert mehr. Des alten Schulmeisters Stimme ist heiser geworden, da wird nicht mehr auf sie geachtet.

Im Frühjahr 1848.

Ich weiß nicht, wie das für mich nun werden wird. Ob es nicht am besten wäre, ich nähme auf einige Wochen Urlaub und ginge davon.

Draußen zieht das Kriegsvolk, in den Städten verrammeln sie die Gassen und die Straßen und reißen die Paläste ein. Eben deswegen kommt sie ja. Die Frau des Feldherrn kommt, Hermanns schöne Schwester, die mich so hat närrisch gemacht.

Im Hause am See ist kein Platz mehr, so flüchtet sie sich mit ihren Kindern zu uns.

Das Winkelhüterhaus wird für sie eingerichtet. Wie danke ich Gott, daß unser Winkelsteg ihr eine Zuflucht bieten kann in dieser Zeit!

Ich will denn doch nicht weggehen. Will bleiben und sehr stark sein und mich nicht verraten. Ich will ihr einmal recht ins Auge schauen, ehe ich sterbe.

Ich sehe es wohl, Gott meint es gut mit mir. Ihr Auge wird die dunkelnden Waldberge lichten, ihr Atemhauch wird die Alpenluft mildern und weihen. Und zieht sie auch wieder davon, Winkelsteg, wo *sie* geweilt, wird meine Heimat sein.

Vor den Eingang des Hauses bauen wir einen schönen, hohen Bogen aus Tanngezweige, und wir bekränzen den Altar in der Kirche.

Alles wird fein bereitet, aber kein Mensch denkt daran, daß die Steine aus dem Wege geschafft werden müssen. Solche Frauen haben zartere Füße als unsereiner im Gebirge.

Jetzund klaube ich schon einen Tag und zwei Nächte an den Steinen des Weges. Die Leute laß ich lachen und es ist nur gut, daß der Mond scheint.

Einige Tage später.

Jetzt sind sie da. Sie und die zwei Kinder und die Dienerschaft. Da hätte ich freilich die Steine nicht wegzuräumen gebraucht; sie sind mit Roß und Wagen gekommen.

Bei der Ankunft sind schier alle Winkelsteger auf dem Platze versammelt gewesen. Der Pfarrer hat eine Begrüßung gehalten; ich habe mich in das Schulhaus verkrochen. Aber ich bin im Herzen erschrocken; just vor meinem Fenster sind sie ausgestiegen, und da hab' ich gemeint, sie wollten zu mir herein.

Ich habe sie sehr gut gesehen; sie ist ja noch jünger geworden. Kaum aus dem Wagen gehoben, läuft sie einem Falter nach. — Das ist aber ihre jüngste Tochter gewesen. Sie selber . . . .

Bei meiner Treu, ich hätt' sie nicht mehr erkannt.

Sie hat alte Spiegel mit goldenen Rahmen, aber so treu ist keiner, daß er, wie mein Herz, ihr herrliches Bild so bewahrt hätte bis auf den heutigen Tag.

Das Bild ist jetzt verloschen und meine Jugend wie Nebel zergangen.

Brachmonat 1848.

Gestern bin ich den ganzen Tag im Gebirge herumgestiegen, bin gar auf dem Zahn gewesen. Unterwegs hab' ich mich zehnmal gefragt: warum steigst du hinauf, du altes Kind? — Oben wird die Antwort sein, hab' ich gedacht. Ich habe die Alpenkrone gesehen, ich habe in die blauende Tiefe des Gesenkes geblickt, wo an der schwarzen Tafel des Sees das Herrenhaus liegt, ich habe gegen Mit-

tag hin mein Aug' angestrengt, mein schon recht schwaches Aug' aber — es ist gar umsonst. So oft ich hinauf mag klettern, das Meer hab' ich noch immer und immer nicht geschaut.

Man soll es sehen können, heißt es, aber an einem klaren Wintertag. — Jetzund hab' ich sonst nichts mehr zu wünschen, so will ich das eine noch.

Bei meinem Herabsteigen habe ich einen Strauß von Alpenrosen, Edelweiß, Kohlröslein, Speik, Arnika und anderen Blumen und Pflanzen gesammelt, hab' ihn vornehm auf meinen Hut gesteckt, wie ein tollverliebter Bursch. Für wen trägst du den Buschen heim? — Ich? für Weib und Kind. — Hei, du verrückter Alter, du!

Aber, wenn ich weg von ihr bin, wie da oben auf der Alm, so sehe ich doch wieder, daß sie hold ist. — Einen Alpenblumenstrauß wird sie von mir nehmen, ich will ja recht artig und nicht zudringlich sein. — Hätt' ich nur eine einzige Ader von dem alten Rüpel, wie wollt' ich ein Lied hersagen, das sich zum Strauß tät' schicken! — So meine Gedanken; es ist schrecklich, wie ich noch übermütig bin.

Wie ich herabkomme zur Lauterhöhe, wo der Schirmtanner ein Kreuz hat setzen lassen und wo heute auf dem Waldanger des Holzmeisters Rinder grasen und lustig dabei schellen, setz' ich mich zur Rast unter einen Baum. Ich gucke auf einen arg verwüsteten Ameisenhaufen hin. Nur wenige der Tiere kriechen ratlos herum auf der Trümmerstätte ihres Fleißes.

Ich merke es, ein Ameisengräber ist dagewesen, hat den herrlich eingerichteten Staat zerstört und beraubt. Mit den geraubten Eiern füttert er gefangene Vögel, die

frei sein sollten im Himmelslichte, die aber in der Gefangenschaft schmachten ihr Lebtag lang, weil sie das Unglück haben, die Lieblinge der Menschen zu sein. Es ist die Sage, daß über den Grabhügel eines Ameisengräbers keine Ameise geht.

Aus dergleichen Gedanken weckt mich ein Zupfen an meinem Hut; ich wende mich, um zu sehen, wer mich neckt. — Eine braune Kuh steht da und zerkaut meinen Alpenstrauß.

Bin aufgefahren, hab' das vorwitzige Rind mit meinem Stab wollen züchtigen, da fällt es mir ein: gutes Tier, etwan machen meine Blumen dir mehr Vergnügen, als ihr; so gesegne dir sie Gott! Sie trinkt dafür deine gute Milch.

Als ich zum späten Abend in das Dorf herabkomme, sind ihre Fenster hell beleuchtet.

Einen Spaß muß man auch haben.

Einer von den Bedienten der Frau, der Jakob, ist ein Kreuzköpfel. Können tut er alles; er kann musizieren, kann schneidern und schustern und kann zeichnen; gar Komödie spielen kann er. Die Frau muß aber solche Dinge nicht recht leiden mögen, denn der Jakob kommt allerweg zu mir in das Schulhaus her, wenn er seine Künste üben will. Da hab' ich meine Kurzweil und muß oft närrisch lachen.

Ich habe dem Jakob einen Pfeifenkopf geschnitzt, dafür schenkt er mir allfort den besten Tabak. So schnitzen, sagt er, das könne er nicht. Die Höflichkeit hat mir noch kein Mensch gesagt, wie der Jakob. Auch macht er mir

allerhand Schwänke vor; auf dem Kopf kann er stehen, bauchreden kann er, wahrsagen kann er und Karten aufschlagen. Meiner Tag' hab' ich keinen so geschickten Menschen gesehen. Aber eines habe ich ihn gebeten, in Gegenwart der Schulkinder möge er nicht allzu viel so Künste treiben; 's ist mir lieber.

Letztlich hat mich der Jakob gar gezeichnet. Auf Ehre, ich hab' nicht sitzen wollen, aber er hat mich herumgekriegt, bis ich all meinen Staat um mich getan und dort auf dem Holzblock Platz gefaßt habe. Er hat mich gezeichnet und mit Farben bemalt, daß es eine Herrlichkeit ist. Das rote Halstuch ist gar zum Sprechen getroffen.

Das Bild hat er mir geschenkt. Ich guck' es heimlich an; aber die Schulkinder dürfen mir's nicht sehen! Will's wohl fleißig verstecken.

Hab' gemeint, ich werd' mich recht an ihre Kinder machen. Aber sie sprechen eine welsche Sprache, und die versteh' ich nicht. Der junge Herr ist fortweg bei Pferden und Hunden; das Mädchen möchte sich auf den Wiesen umhertreiben bei den Blumen und Käfern. Aber das wird ihr verwiesen. Sie ist schon völlig zu groß, um glückselig sein zu dürfen.

Dieser Tage ist Hermann — verzeih' mir's Gott, daß ich ihn allfort noch so nenne — vom Gesenke herübergekommen, um seine Schwester zu besuchen. Die Frau hat sich krank gemeldet. Der Jakob sagt, die beiden hätten kein rechtes Zusammensehen. Die Gnädigste erkenne keine Schwägerin an, die nach Tannenpech rieche.

Heute hat die Frau eine Tafel gegeben und dazu den Pfarrer und den Grassteiger eingeladen. Mir ist ein Stück Braten und ein Glas Wein ins Haus geschickt worden. Zum Glück geht ein Bettelmann vorbei, daß mir die Speisen nicht verdorben sind.

So sind heute zwei Bettelmänner abgespeist worden.

Bei der Tafel sei von mir gesprochen worden, sagt der Jakob. Die Frau habe erzählt, ich hätte als armer Student in dem Hause ihres Vaters eine Weile das Gnadenbrot genossen, dann sei ich aus der Schule davongegangen und als Vagabund zurückgekehrt; dann hätte mich ihr Vater um Gottes willen in den Wald getan und mir das Brot gegeben.

So weißt du's nun, Andreas Erdmann; aber kein graues Haar deswegen, es täte die weißen entstellen.

August 1848.

Nun sind sie wieder fort. Jakob hat mir ein schwarzes Beinkleid und einen weißen Handschuh dagelassen.

Juli 1852.

Die Grundablösungen sind bewilligt worden. Die meisten Bauern von Winkelsteg sind nun ihre eigenen Herren. 's ist ihnen vom Herzen zu gönnen. Aber ihre Augen sind schlechter geworden; jeder sieht mich nicht, wenn ich des Weges an ihm vorüberkomme.

In diesem Sommer bin ich wieder auf dem Berg gewesen. Hab' schon gemeint, ich sehe es gegen Mittag hin. Ist aber nur ein Nebelstreifen gelegen.

Ich habe mir bei dieser Bergfahrt, ich weiß nicht,

durch das grelle Licht der Weiten, oder durch einen scharfen Wärmewechsel, wieder das böse Augenleiden zugezogen, das viele Wochen gewährt und mich an meinem Berufe gehindert hat.

Ich denke, dem stummen Peter Reiter sollte man ein wenig Musik lehren. Er muß doch was haben, um sein Herz auszulegen. Es ist unglaublich, wie das weh tut, wenn man alles in sich verschließen muß.

1853.

Der Peter hat Schick; er spielt schon auf der Zither und auf der Geige. Später muß er mir an die Orgel. Die Winkelsteger werden auch in Zukunft noch ihr Meßlied haben wollen. Ich werde nicht immer sein.

Der Grassteiger, oder wie sie ihn jetzt heißen, der Winkelwirt ist mir gut, und er ist gegen jeden gut; ganz Winkelsteg hat an ihm einen Freund. Aber seine alte Krankheit will sich wiederum melden. Wenn ihn zuweilen etwas erregt, so muß er gar sehr mit sich kämpfen. Ich hab' gesagt, er sollt' wieder anheben mit den Rosenkranzkügelchen; täten aber vielleicht nicht mehr viel helfen; es ist Gefahr vorhanden, daß er ins Trinken kommt. Der ginge zu Grund', wenn er nicht eine so brave Frau hätt'. Die Juliana weiß mit ihm umzugehen, ihr zu Lieb' leidet er den bittersten Durst.

Der Branntweiner Schorschl — der Hannes ist schon tot — wirft mir dann und wann die Fenster ein. Er

hält mich für seinen größten Feind, weil ich die Kinder vor dem Branntwein warne.

Die Fenster verklebe ich mit Papier. Die Kinder warne ich vor Schädlichem, so lang' ich lebe.

1855.

Der Pfarrer ist uns ausgetauscht worden gegen einen blutjungen. Der Blutjunge sagt, die Seelsorge sei arg vernachlässigt, und will das Krumme auf einmal gerade machen. Er ordnet Betstunden, Buß- und Bittgänge an. Seine Predigten sind scharf wie Lauge. Für manche mags taugen. Aber — es gibt so viele wunde Herzen.

Seit der neue Pfarrer da ist, bin ich in der Schule schier überflüssig geworden. Er füllt die Stunden mit Glaubensunterricht aus.

Die Kinder haben mehr Fähigkeit, als ich je erfahren — den ganzen Katechismus kennen sie auswendig.

Der Kaiser und der Papst sollen miteinander ein eigenes Gesetz für das Seligwerden herausgegeben haben, und seit ewigen Zeiten ist zu Winkelsteg nicht so viel vom Teufel gesprochen worden als jetzt.

---

24. August 1856.

Heute ist öffentliche Schulprüfung gewesen. Der Dechant von der Kreisstadt ist da. In Glaubenssachen ist er sehr zufrieden. Was das übrige anbelangt, hat er den Kopf geschüttelt. Beim Kommen hat er mich artig gegrüßt, beim Fortgehen hat er mich nicht gesehen.

Oft sitze ich eine lange Weil' da oben im Schachen unter den alten Bäumen. Dieser Schachen ist noch übrig

geblieben, von den großen Wäldern, über dessen Gründen sich die Gemeinde breitet, als ein in die Kette der Menschheit eingereihtes Glied.

Ich mag unter dem Schachen sitzen, so lange ich will, kein Mensch ruft mich.

Wenn die Toten nur nicht gar so fest schliefen!

Ich bin ein alter Späher. Meine Augen sind krank und müd' und gucken doch zuweilen was aus.

Durch den Bretterzaun habe ich es gesehen, wie der Reiter Peter das Schirmtannermädchen an der Hand gefaßt und nicht mehr lassen hat wollen. Durch tausend Gebärden hat er ihr was erzählt, das Blut ist ihm in die Wangen gestiegen, aber das Mädchen hat fortweg gesagt: „Nein, Peter, nein."

Da hat der Junge jählings die Geige bei der Hand und spielt der Rosa ein Stück vor, das ich ihm nicht gelehrt hab'. Wundersam ist es gewesen, wie ich es meiner Tag nimmer hätt' gemeint, daß der Peter spielen könnt'.

Ja, und so lange hat er's getrieben, bis ihm die Rosa ist an den Hals gefallen: „Hör' auf, mir tut's zu weh! Peter, ich hab' dich ja gern."

's ist ein Gescheer mit den jungen Leuten. Hat so ein Bursch' keine Stimm' zum Schwätzen, so hebt er seine Liebschaften gar mit der Geige an.

Zur Winterszeit 1857.

So ein Tagebuch ist doch ein treuer Freund. Was man ihm auch anvertrauen mag, es vergißt nichts und plaudert nichts aus. Wenn ich diese Schriften durchsehe, so kann ich es gar nicht glauben, daß ich das alles mit

erlebt und geschrieben habe. Es sind wunderliche Geschichten.

Ich bin doch einmal wer gewesen! Aus einem alten Mann bin ich ein junger geworden; aus einem jungen wieder ein alter, halbblinder, dem bei dem Meßliede schon die Noten tanzen auf dem Blatt. Die Leut' haben mich beiseite geschoben . . . .

Mein Gott, anderen geht es auch nicht besser. Ich verlang' ja nichts; ich hab' mein Teil getan und bin's zufrieden.

1864.

Und seit fünfzig Jahren bin ich nicht mehr aus diesen Wäldern gekommen.

Und die Waldleute entstehen, leben und vergehen, dahier und steigen in ihrem ganzen Lebenslauf nicht ein einzigmal auf den Berg, wo man die Herrlichkeit kann sehen, und am hellen Wintertag das Meer.

Das Meer! Wie wird es da leicht und weit im Herzen! Dort zieht ein Kahn, steht ein Jüngling darin, der winkt —

Heinrich! Was ist das? —

Der Narr! Versitzt seine Lebenszeit im Winkel und hätt' ein Schiffer werden sollen!

Heiliger Abend 1864.

Die Laufbahn ist kurz. Vom Winkelhüterhause bis hinab zu der Kirchhofsmauer rutschen sie auf ihren Brettchen und Schlittchen dahin über den gefrorenen Schnee. Und wie sie dabei lärmen und die Sache beeifern! — Ich

warte auf den Reiter Peter, er kommt mit seiner Geige, daß wir zusammen das neue Krippenlied versuchen. Einstweilen gucke ich den lustigen Kindern zu und schreibe.

Pelzhauben haben sie auf, die Kleinen und eine ganze Weile haben sie zu trippeln und zu schnaufen, bis sie mit ihrem Fahrzeug oben ankommen — und unten sind sie in zehn Augenblicken. Lange Müh' und kurze Freud'!

Der Peter kommt mit der Weihnachtsprobe. „Schlaf' süß, schlaf' in heiliger Ruh'!" Das Lied soll morgen —

Das letzte Blatt.

— morgen —

Mit diesem Worte enden die Schriften.

Zwei lange Regentage hatte ich gelesen. Aus dem vorigen Jahrhundert hätte ich mich durch ein merkwürdiges Leben herangelesen bis zu dem letztvergangenen Weihnachtsfeste.

— morgen —

Der Kopf war mir heiß und schwer, ich blickte nach der Tür. Der Mann muß ja hereintreten und weiter schreiben, was am nächsten Morgen gekommen, wie es weiter gewesen war. Denn das ist kein Abschluß und kein Abschied, das ist ein hoffender Blick in die Zukunft, ein Morgenstern.

Fast wie eine Überzeugung empfand ich's: der Schulmeister lebt. In der Fremde wird er wandern und irren, der arme Mann mit der großen Sehnsucht, die keinen Namen hat. Es ist die Sehnsucht, die wir alle empfinden, ob seichter, ob tiefer, die Sehnsucht nach dem Gan-

zen, Allgemeinsamen, nach dem Wahren aber Unfaßbaren, in dem unsere drängende, strebende, bangende Seele Ruhe und Erlösung zu finden hofft.

Mir war, als müßte ich auf und davon und den alten, guten, kindlichen Mann suchen allerwege. — Was war das für ein großes Streben und Ringen gewesen! Ein vergebliches Aufraffen nach den Zielen der Gesellschaft; ein krampfhaft unterdrücktes Auflodern jugendlicher Leidenschaft, ein verzweifeltes Hineinstürzen in die Wirren des Lebens, ein begeisterter Flug durch die Welt, ein furchtbares Erwachen aus Täuschung, ein Fliehen in die Öden der Wildnis, ein stilles, stetes Wirken in Ergebung und Aufopferung, ein großes Gelingen, eine tiefe Befriedigung. Da naht das Alter, ein junges Volk und neue Verhältnisse bieten keine Gelegenheit zu Taten mehr; ein betrübtes Zurückziehen in sich selbst, Verlassenheit und Einsamkeit, Zweifeln, Grübeln und Träumen und ein stilles Ergeben und Versickern. In Alter, Unbehilflichkeit und Einfalt ist er ein Kind geworden; ein in Träumen lächelndes, glückliches Kind. Aber die Sehnsucht und das Ahnen des Jünglings ist ihm geblieben. Und ein großer Lohn ist ihm geworden, ein Entgelt, das uns mit seinen Schicksalen versöhnt; ein Entgelt, wie es die Welt nimmer gibt und geben kann, wie es nur aus treuer Erfüllung des Lebens entsteht: der Frieden der Seele.

Die Wachtel der Uhr schlug achtmal. Ich verschloß die Blätter sorgsam in die Lade und ging hinab gegen das Wirtshaus. Es dunkelte schon; eine frostige Trübe lag allerseits und eine scharfe Luft strich durch den feinrieselnden Regen.

Der Lazarus stand vor der Haustür, wendete sein

Gesicht nach allen Himmelsgegenden und sagte: „'s wird anders werden.“ Er sagte es zu sich selbst. Er hatte gewiß keine Ahnung, daß der junge, fremde Mensch, der ihm nun nahte, seine ganze Geschichte wisse.

Der Wirt war an demselben Abend recht redselig, aber ich war schweigsam und begab mich bald wieder in mein Schulhaus zur Ruhe.

Wie sah ich nun alles ganz anders an, als vor zwei Tagen. Fast daheim war ich in diesem Alpendörfchen, in welchem ich gleichsam mit dem Schulmeister jung gewesen und alt geworden.

Und der Mann, der die Gemeinde gegründet und großgezogen mit seinem Lebensmark, sollte fremd sein und vergessen?

Nein, er ist überall zu verspüren. Unsichtbar steigt er in Winkelsteg herum Tag und Nacht, zu jeder Stund'! — hatte nicht so der Kohlenbrenner gesagt?

Der nächste Morgen war so hell, daß er mir durch das geschlossene Augenlid drang. Als ich es öffnete, sah ich einen lichten, klaren Wintertag.

Ich sprang auf. Es hatte geschneit; die weiße Hülle lag über dem ganzen Tale, auf allen Dächern und Bäumen. Der Himmel war rein.

Bald war ich gerüstet zu meiner Alpenfahrt.

„Heut' wohl!“ sagte die Wirtin, „heut' ist es fein auf der Höh', wenn den Herrn der Schnee nicht irrt. Wer Geduld hat, sag' ich fort, der erwartet alles auf der Welt, gar ein schön' Wetter in Winkelsteg. Mitnehmen muß der Herr halt wen.“ Dann zu ihrem Manne: „Du, leicht will sich der Reiter Peter einen feinen Führerlohn verdienen?“

„Der Reiter Peter,“ sage ich, „der ist mir schon recht; das Schwätzen unterwegs ist mir ohnehin zuwider.“

„Ei, der Herr weiß es schon, daß der Peter nicht schwätzt; ja, der ist fein still, hat er die Geigen nicht bei sich.“

Der Peter war jener stumme, junge Mann, der mir vor zwei Tagen nach der Messe an der Kirchtür begegnete. So stieg ich denn mit dem Patenkind des Schulmeisters, mit allem Nötigen wohl versorgt, das Gebirge hinan.

Der Schnee war weich und leuchtete in der Morgensonne, und hub an zu schmelzen. Bald standen die niedergedrückten Pflanzen und Blumen wieder auf, und die Vögel sangen und hüpften in dem Geäste und schüttelten die Flocken von den Bäumen. Frisch und neulebendig grünte es zwischen dem rosig angehauchten Weiß, und in einer großen Klarheit lagen die Waldberge. Es war in einer wundersamen Weise der Sommer vermählt mit dem Winter.

Wir gingen an dem Schachen des Friedhofes vorüber; der Peter zog seinen Hut vom Kopfe und trug ihn solange in der Hand, bis wir vorbei waren. Die alten Bäume flochten hoch über den wenigen Gräbern die Äste und Kronen so ineinander, daß es war wie in einem gotischen Dome. Wohl legte sich über den Wipfeln noch der Schneeschleier hin, im Schatten auf den Gräbern aber prangte frisches Gras und Moosgeflechte, und darüber ragten und lehnten an den Stämmen, oder lagen verwahrlost hingestreckt die grauen, bild- und inschriftlosen Holzkreuze.

Ich wollte mir die Ruhestätte des Pfarrers Paulus und des Reim-Rüpels zeigen lassen. Der Peter sah mich fragend an; davon wußte der junge Mann nichts.

Später kamen wir auf einen Bergsattel.

„Wir sind auf der Lauterhöhe?" fragte ich meinen stillen Gefährten. Er nickte bejahend mit dem Kopfe. Ich dachte an den zerstörten Ameishaufen, an das Rind, das den Alpenstrauß fraß, an die Schirmtannen da hinten, an den Schirmtanner, und plötzlich fragte ich den Peter: „Die Schirmtanner-Rosel, die kennst du?"

Er wurde rot wie eine Alpenrose.

Von diesem Bergsattel aus hatte sich gegen Mitternacht hin eine ganz neue Gegend aufgetan; Täler und Waldberge zogen sich in tiefer Klarheit hin; links erhoben sich Felswände, die weit über die Wälder weg einen schründig durchbrochenen Wall bildeten. In dieser Richtung hin dachte ich mir die Gegenden der Lautergräben, Karwässer, der Wolfsgrube und des Felsentales.

Der Weg führte talab; wir aber bogen links ein und stiegen durch Fichtenwald, Zirmgesträuche immer höher empor bis zu den Almblößen, die sich hinanziehen gegen die ragenden Felsmassen.

Die Schneehülle war hier zwar etwas dichter und spröder, hinderte aber nicht sonderlich im Wandern. Ein paar Hütten standen da, aus deren Dachfugen Rauch hervordrang und in deren Ställen die Rinder schellten. Diese mußten heute Heu fressen, aber nach dem Schnee sollen gute, warme Tage kommen. In welchem Fenster dieser Hütten wohl der Meisterknecht Paul gesteckt sein mochte?

Wir schritten weiter; bald merkte ich, daß mein Begleiter selbst den Weg nicht kenne. Der Schnee war hier schon fast geschmolzen in der Sonne. Wir gingen den Felsen zu, stiegen an den Mulden empor, wie ich mich erinnerte, daß der Schulmeister gegangen war, und endlich kamen wir auf das Grat.

Das Bild war unvergleichlich. Der Schulmeister hat es geschildert.

Wir gingen dem Grat entlang, ruhten dann ein wenig, um uns mit Brot und Fleisch zu laben und die Steigeisen an die Füße zu schnallen. Hierauf gingen wir langsam über das Gletscherfeld hinan gegen den Kegel.

Die Luft war außerordentlich rein und ruhig; ich empfand in mir eine Frische und ein Wohlbehagen zum Aufjauchzen. Je näher wir der Spitze kamen, je flinker förderten wir unsere Schritte; auch der Peter war lustig geworden.

Nun waren wir oben, standen auf der Spitze des Zahn. Mir war zumute, als wäre ich schon früher mehrmals auf dieser Höhe gewesen. Um uns lag in einer unendlichen Ruhe — wie der Schulmeister sagt — die Krone der Alpen.

Selbst dort hinter den weiten Wäldern, im sonnendurchwobenen Mittag ragten die Kanten und Spitzen eines fernsten Gebirgszuges noch deutlich, und darüber hinaus, schnurgerade hingezogen lag ein schimmerndes Band — das Meer!

Mir war zumute, als müßte ich fortrasen hinab von Fels zu Fels und hin über Berg und Tal, den Schulmeister zu suchen, ihm zuzurufen: „Kommet und sehet!"

In lauter Begeisterung und in stiller Versunkenheit habe ich wohl lange hinausgestarrt. Dann stiegen wir einige Schritte niederwärts unter den Steinvorsprung, wohl denselben, an welchem der Mann vor fünfzig Jahren gesessen war und geträumt hatte.

Hier war noch ein wenig Schnee. Wir setzten uns auf trockene Klötze und hielten Mahlzeit. Der Peter spielte mit seinem Stock im Schnee; er zeichnete Buchstaben hin; ich meinte, er wolle mir etwa seine Gedanken und Emp-

findungen aufschreiben. Aber er zerstörte die Zeichen wieder und es war nur loses Spiel.

Mein Auge schweifte hinaus, flog von einem Berg zum andern, bis zu den fernsten, italischen Höhen. Es glitt hin, es trank vom Meere. Über den Wassern sah ich das Lichtwogen der mittägigen Sonne . . . .

Plötzlich gellte neben mir ein Schrei. Der Bursche war emporgesprungen und wies mit beiden Händen auf den hügeligen Schneeboden hin.

Ich forschte nach der Ursache, da waren noch des Jungen Buchstabenreste, da war aufgewühlter Flaum, da war —

Es war grauenhaft zu sehen. Von der Schneehülle halb bloßgelegt starrte ein Menschenhaupt hervor.

Nur wenige Augenblicke war der Bursche schreckerstarrt, tatlos dagestanden; dann eilte er, die Erscheinung von der Schneehülle vollends zu befreien. Mit Fieberhast arbeitete er, und als ein ganzer Menschenkörper dalag, da verbarg er sein Gesicht, sank mir in die Arme und wimmerte.

Da lag ein mumienhafter Mann, gerollt in einen braunen Mantel, die Züge eingetrocknet, die Augen tief gehöhlt, die wenigen Locken des Hauptes wirr — — —

„Kennst du ihn?" fragte ich den Burschen.

Er neigte traurig den Kopf.

„Ist es der Schulmeister?" rief ich aus.

Der Peter neigte das Haupt. —

Als wir endlich einige Fassung gewonnen hatten, huben wir an, den Toten näher zu betrachten. Er war sorgsam in den Mantel geschlagen, an die Schuhe waren Steigeisen geschnallt, daneben lag ein Bergstock. In dem

halb offenen Ledertäschchen fanden sich einige verdorrte Brotkrumen und ein zusammengeknülltes feuchtes Papier. Nach diesem griff ich und zog es auseinander. Da standen Worte, Worte in schiefen, regellosen Zeilen, mit Bleistift unsicher hingedrückt.

Die Worte sind leserlich und lauten:

„Christtag. Ich habe bei Sonnenuntergang das Meer gesehen und das Augenlicht verloren.“ — — —

So hatte er sein Ziel geschaut. Als Erblindeter hatte er das Blatt beschrieben, das letzte Blatt zu seinen Schriften. Dann hatte er sich wohl hingelegt auf den Steinboden, hatte die eisige Winternacht erwartet und war in derselben gestorben.

Wir bauten aus Steinen einen Wall um den Toten und wölbten ihn notdürftig ein. Dann stiegen wir nieder zu den Almen und den kürzeren Weg über Miesenbach nach Winkelsteg.

Des andern Morgens zur frühen Stunde stiegen ihrer viele empor gegen den grauen Zahn, und ich mit ihnen. Der alte Schirmtanner war auch dabei, der wußte vieles von dem Schulmeister zu erzählen und seine Worte stimmten mit den Schriften überein.

Und so trugen wir den alten Andreas Erdmann, der in der trockenen, kalten Alpenluft fast zur Mumie vertrocknet war, herab in das Tal der Winkel zur Pfarrkirche, die unter seinem Walten erbaut worden war; trugen ihn auf den Friedhof, den er selbst angelegt hatte im Schatten des Waldes.

Die Nachricht, der alte Schulmeister sei aufgefunden worden, hatte sich bald verbreitet in den Winkelwäldern, und alles strömte herbei zum Begräbnisse, und alles pries

den guten Mann. Der Winkelwirt weinte wie ein Kind. „Der hat meinen verlassenen Vater gesegnet auf dem Todbett!“ rief er. Den Peter mußte der Schirmtanner von der Bahre hinwegführen.

Der Förster vom Herrenhaus war da. Ganz in der Nähe des Grabes wuchs eine Waldlilie.

Der Branntweiner Schorschl hielt einigen, die am Friedhofseingange standen, eine Rede; er habe nichts, gar nichts gegen den Schulmeister gehabt, doch der Schulmeister sei eigensinnig gewesen. Das eine sei zu bedenken: hätte der Schulmeister ein Fläschel Wacholderbranntwein bei sich gehabt, er wäre nicht erfroren.

Zur Abendstunde unter Fackelschein ist der gute, alte Mann in die Erde gesenkt worden.

* * *

Die Schriften, zu denen ich in so eigentümlicher Weise gekommen bin, habe ich mir von der Gemeinde Winkelsteg erbeten, auf daß ich sie der Öffentlichkeit übergebe, als Zeugenschaft von einem armen, reichen, fruchtbaren und selbstlosen Leben in der Verborgenheit des Waldes.

In schmerzlicher Bewegung habe ich das letzte Blatt mit den Bleistiftworten zu den Schriften gelegt. Schlage nach, mein Leser, es wird dir ein Umstand nicht entgehen: das erste Blatt ist von einem Kinde an das Jenseits gerichtet. Und von demselben Kinde wird nach der Erfüllung der Zeit das letzte Blatt gleichsam aus dem Jenseits herübergesandt, uns Ringenden auf Erden als des Vermächtnisses Siegel mit der Inschrift:

Entsagung und Ergebung!

Gesammelte Werke
von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Zweiter Band

Das Buch der Novellen

Erster Band

1913
Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Das Buch der Novellen

Erster Band

Von

Peter Rosegger

1913
Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Adam das Dirndl.

In einem entlegenen und reichbewaldeten Tale des Gebirges stand ein Försterhaus. Es stand in einer grünen Wiesenscheibe auf sachtem Hügel, so daß man von seinen Fenstern aus über die schwarzen Tannen- und Fichtenwipfel des Tales hinblicken konnte bis zu den Wäldern, die an den Berghängen blauten und bis zu dem Felsengebirge, das in einer langgezogenen duftgrauen Bank im Hintergrunde stand. Am Fuße des Hügels, zwischen Wiese und Wald, rauschte emsig ein Bach dahin, dessen Ufer dünne Eiskrustchen hatten, manchmal auch zur Zeit, als am Bachrande die großblätterigen Germen standen und die Ahornbäume blühten. In dem Tale strich eine herbe Luft, welche alle weichlichen Gewächse frühzeitig tötete, die kräftigen hingegen um so stärker und starrer machte.

Das Försterhaus, hinter welchem drei große Linden standen, war uralt; wenn man an seine rötlich braunen Wände pochte, gab es einen fast klingenden Ton, so kernig und hart waren die Lärchbäume noch, aus denen es vor Jahrhunderten gezimmert worden. Einst in unsicheren Zeiten hatte es ganz kleine Fensterchen gehabt, die noch obendrein vergittert gewesen waren; als es aber kam, daß anstatt herrenlosen Volkes, versprengter Landsknechte, entlaufener Mönche, Zauberer, Raubschützen und dergleichen, harmlosere Bergbesteiger, Maler und Naturforscher das Tal ein wenig belebten, wurden am Försterhause die Fenster vergrößert

und anstatt der Gitterkreuze schauten helle Glastafeln hinaus in den weiten, felsumzackten Waldring.

Auf den Giebelwänden des Daches prangten Hirschgeweihe und große weit ausgespreitete Geier und Adler. Hinter dem Hause stand ein Wirtschaftsgebäude und neben dem Eingange, dessen Türpfosten braun bemalt waren, befand sich das Gehäuse für die Jagdhunde, große, schöne Tiere, die stolz waren und selten einen Laut von sich gaben, außer im fröhlichen Feuer der Jagd. Das Revier gehörte einst einem hohen, mächtigen Herrn, des Heldengestalt in der deutschen Ruhmeshalle glänzt in der Walhalla bei Regensburg.

So alt wie das Försterhaus in diesem Alpentale war auch das Geschlecht des Försters. Weidmannsart und -heil hatten sich vererbt von dem Urgroßvater bis herab zum Förster Leuthold, mit dem unsere Geschichte anhebt.

Förster Leuthold war ein stämmiger, ernster Mann, der wie ein Waldkönig herrschte im weiten Bereiche, in welchem die Wässer der schwarzen Ach, der kalten Ach und der stillen Ach rannen. Seine Hausgenossen bestanden in den sieben Hunden, einem Forstgehilfen, einer alten Magd und — fürs letzte, als der besten aller Genossen — seinem Weibe Martha. Leuthold hatte einen Kummer, der zwar so still war, wie die stille Ach, die im Talgrunde unter überhängenden Urwaldstämmen dahindämmerte, aber auch so tief. Er wie sein Weib hatten die Höhe des Lebens schon überschritten, ohne daß sich ein Stammhalter eingefunden hätte im Försterhause. Die Waldeinsamkeit hatte er nie wahrgenommen, waren doch die Wälder so voller Leben und unendlich vielfältig wirkender Kräfte, war er doch selber gleichsam das Herz dieses Lebens und die urgesunde Wildnis ein Teil seines Wesens. Aber die Einsamkeit des allmählich heran-

nahenden Alters hatte er gefürchtet. Wenn eine Baumart ausstirbt, wie das schon traurig ist! Und erst wenn ein Menschengeschlecht aufhört zu keimen, in seiner Krone dorrt, in seiner Wurzel modert! Schon im dreißigsten Lebensjahre hatte sein Weib angefangen, berühmten Wallfahrtsorten zuzupilgern, obwohl der Förster schon damals in dieses Mittel kein großes Vertrauen setzte. Frau Martha aber sagte, sie wisse wohl, daß ihretwegen kein Wunder geschehen werde, sie bete auch nicht um eine Frucht des Leibes, sie bete nur, daß es so geschehen möge, wie es für ihn und für sie am besten wäre. Diese demütige Frömmigkeit war ein Grundzug ihres Wesens und in ihrem einundvierzigsten Lebensjahre wurde sie erhört.

Wie die Menschennatur schon einmal beschaffen ist, im ersten Augenblicke, als Frau Martha dem Gatten die Offenbarung gemacht hatte, war er über die Maßen glücklich, herzte und koste das Weib wie ein feuriger Jüngling. Im zweiten Augenblicke begannen schon die Sorgen, an die er bisher nie gedacht hatte. Zwar war die Zuversicht, daß es ein männlicher Sprosse sein werde, so stark, daß die Besorgnis des Gegenteiles nicht aufkommen konnte. Aber sie war doch in ihm und er suchte das Geschick durch List herumzukriegen. Er sprach nur von einem Knaben, der erscheinen würde, traf die Vorbereitungen nur für den Knaben und befahl seinem Weibe, nur an den Knaben zu denken, damit die lebhafte Vorstellung dazu beitrage, das Geschlecht zu bestimmen. Und den Knaben nannte er Adam.

Adam, der Mann aus Erde! Dieser Name hatte dem Förster immer gefallen, er war stolz und bescheiden zugleich. Erde ist der Aufgang und der Niedergang alles Lebens. Der Förster sah, daß eine Zeit gekommen war, in welcher der Mensch von der Erde sich abwenden möchte, um der

Welt zuzustreben; dieser neue Mensch hält es lieber mit dem Feuer, dessen Dampf die Räder treibt, hält es mit dem Wasser, auf dem er der alten Heimat entflieht, um fremde Weltteile zu suchen, will nicht mehr pflügen und pflanzen, sondern treibt Dinge, die nichtig und haltlos wie Luft sind. Jedes der Elemente hat er lieber, als die starke, treue Erde, nach welcher Gott dem ersten Menschen den Namen gegeben. Also wollte Förster Leuthold auch seinen Sohn durch den Namen Adam an die Erde erinnern, an die Erde knüpfen, auf daß er dem Berufe seiner Väter treu bleibe, auf Walderde baue und pflanze und die Kinder der Scholle hüte.

Eines heißen Julitages gegen Abend war's, als der Förster von seinen Wäldern kommend dem Hause nahte, daß sein Leibhund plötzlich anfing zu bellen. Im Hause war's nicht wie gewöhnlich. Aus dem Schornstein stieg ein Räuchlein auf, und an der Türe ging ein fremdes Weib aus und ein. Als dieses den Mann kommen sah, eilte sie ihm entgegen und rief: „Heute habt Ihr wohlgetan, daß Ihr so lange fortbliebet. Zu dem, was sich zugetragen hat, brauchen wir keine Männer. Es ist alles glücklich vorüber."

„Ist der Bub' gesund?" fragte der Förster.

„Das Kind ist gesund und stark," berichtete die Helferin.

Bald darauf lag der in schneeweißes Linnen gewickelte Neugeborne in den Armen des Vaters. Die Wöchnerin schaute ihn still und freundlich an. Nach heiligem Brauch dachte man sofort an die Taufe. Und als die Patin mit dem Wagen kam, um das Kind in die ferne Kirche zu führen, fragte sie, auf welchen Namen es getauft werden sollte.

„Adam!" sagte der Förster.

Die Patin blickte um sich, weil sie glaubte, es wäre ein

Mensch gerufen worden, der Adam heiße. Dann wiederholte sie ihre Frage.

„Adam heißt er," rief der Förster.

„Nun ja, ich verstehe schon," entgegnete das Weib mit leiser Stimme. „Aber ein Mädel kann doch nicht Adam heißen!"

Der Förster starrte drein. — Also war's! Also war's doch! Die Arme auf dem Rücken schritt er rasch und heftig über die Dielen, daß diese krachten unter seinen Füßen. Aber die Patin stand mit dem kleinen Wesen an der Tür und wartete. Da blieb er vor ihr stehen und schrie sie an: „Versteht sie nicht? Adam heißt's!"

„Aber mein Gott!" seufzte sie. „Das wird nicht gehen. Der Pfarrer wird's nicht wollen."

„Der soll machen, was er muß. Ich tue, was ich will, und taufe mein Kind Adam."

Das war sein letztes Wort, als ob er sich trutzig stemmen wollte gegen eine Bosheit der Natur. Die Patin stieg mit dem Täufling in den Wagen und fuhr kopfschüttelnd davon.

Es glättete sich aber. Auf ihren demütig vorgebrachten Wunsch fragte der Pfarrer die Patin, wie sie heiße.

„Maria."

„Gut, so wollen wir die kleine Waldprinzessin auf die Namen Adam Maria taufen, das kann dem Herrn Förster recht sein und auch der katholischen Kirche."

„Vergelt's Gott!" sagte die Patin. Erleichterten Herzens brachte sie die Adam Maria nach Hause. Der Förster nahm das Kind, sagte: „In Gottesnamen!" und gab ihm einen so lebhaften Schmatz, daß es aufkreischte. „Seht Ihr," lachte hierauf der Förster, „es kann das Küssen nicht leiden. Und das soll ein Mädel sein?!"

So hatte es sich zugetragen im Försterhause, das im entlegenen waldreichen Tale der drei Achen stand. Wenige Wochen später wies es sich, warum die Vorsehung dem alternden Leuthold statt des Knaben ein Mädchen geschickt hatte. Nämlich darum, daß ein treues weibliches Wesen in dem Hause walte, wenn der Greis einst das Gewehr mit der Krücke vertauschen und anstatt über die Berge zu schreiten, im Ledersessel ruhen werde. Denn Frau Martha mußte die Geburt des Kindes mit ihrem eigenen Leben wettmachen. Es war eine gar herzbeklemmende Stunde, als der Förster Leuthold das junge schlummernde Wesen auf dem Arme in der Haustür stand und dem über die Wiese hinschwankenden Sarge nachschaute. Der Trauerzug verschwand zwischen den Waldstämmen, das Gesumme der Betenden nur hallte zurück. Leuthold trug das Kind in die Stube, legte es auf das große breite Ehebett, setzte sich daneben hin und sagte: „Adam, nun sind wir allein.“ —

Seltsam und hold ist es eingerichtet, daß Gräber alsbald von grünen Halmen, frischen Zweigen und bunten lachenden Blumen überwoben werden. Nach kurzen Jahren, und es fügte sich im Försterhause, daß anstatt der alternden Hausfrau eine junge, emsige und heitere vorhanden war. Mit zehn Jahren schon versorgte Adam das Hauswesen, und zwar mit solcher Ernsthaftigkeit und Entschiedenheit, daß man leicht die männliche Erziehung sah, die der Vater ihr angedeihen ließ. Es war zwar viel Kindliches an ihr, aber nichts Kindisches; nie spielte sie mit Puppen oder anderen leblosen Dingen, hingegen plauderte sie mit den Haustieren, als wären es Menschen und lauter gute Freunde. Manchmal, wenn die Hunde wilde Tiere witterten, wurden sie so aufgeregt und lechzend, daß der Förster mit ihnen seine Not hatte. Adam bezähmte sie mit einem ein-

zigen Ruf. Sie wuchs stattlich auf, war schlank und ziemlich derb gebaut, hatte aber eine Haut wie Milch und Blut, hingegen ein so ernsthaftes, dunkles, fast herb dreinblickendes Auge, daß mancher glaubte, sie drohe ihm, auch wenn sie ihn nur ruhig anschaute. Manchmal, wenn etwas sehr Spaßhaftes vorkam, schmunzelte sie ein bißchen; lachen, wirklich lachen hatte sie niemand gesehen. Trotzdem besaß sie einen heiteren Mut des Herzens, war sanft, still vergnügt, besonders wenn sie dem Vater zu Dank etwas geleistet hatte, oder gar, wenn sie im Hause etwas stiftete, was an Findigkeit und Tüchtigkeit weit über ihre Jahre hinausging. Sie war nie müßig und hatte es nie eilig, sie leitete die Arbeiten der alten Magd Gertrud, sie besorgte dem Vater das Stübchen, das Essen, die Kleidung; daneben fand sie noch Zeit, sich die Künste des Lesens, Schreibens und Rechnens anzueignen, wozu sie an Sonntagen draußen im Schulhause die Behelfe nahm. Bald sah sie sich imstande, dem Vater auch in seinen Schreibarbeiten Dienste zu leisten. Also war sie nicht bloß seine rechte Hand, sondern auch sein Auge, und nun dachte er oft bei sich: ein Sohn wäre mir das nicht, was diese Tochter mir ist, und er leistete ihr insgeheim Abbitte, daß er sie einst so mißmutig empfangen hatte.

„Ja, das Mädchen wäre schon recht, aber Eines vergißt du, guter Vater Leuthold. . . .

Wenn Adam bei ihrer Strenge auch in manchem sich selbst nicht genügen konnte, mit ihrem Alter war sie stets zufrieden, sie machte sich nicht jünger als sie war, und sie wollte nicht älter sein. Es war ihr also auch recht, als sie achtzehn Jahre alt wurde, und sie hätte eigentlich gar nicht darüber nachgedacht, wenn nicht aus weiter Ferne jemand gekommen wäre, der sie daran erinnerte.

In den Hundstagen trug es sich zu, an einem späten

Abende. Der Vater Leuthold war in eine ferner gelegene Waldung gegangen, wo geholzt wurde und wo er bei den Holzern übernachten mußte. Der Forstgehilfe war etliche Tage früher nach München gereist zu den Soldaten. Also wohnte an diesem Abende niemand im Försterhause als Adam, die alte Magd Gertrud und die Haustiere. Der Tag war heiß gewesen; als es finster ward, hub es an zu blitzen. Der Donner rollte anfangs dumpf und hohl, allmählich dröhnender und krachender. Gertrud kniete an den Tisch hin, zündete eine Wachskerze an und betete. Adam ging durch das Gebäude und traf Anstalten, für den Fall der Blitz in das Haus schlagen sollte. Plötzlich hub es an, in den Bäumen zu rauschen, wild fiel die rasende Luft über das Dach her und rüttelte es und erschütterte die Wände, daß es wie ein Erdbeben war. Obzwar alle Türen und Fenster sorgfältig verschlossen, flackerte das Kerzenlicht unruhig hin und her und auf einmal war es ausgeblasen. Jetzt goß es ein Meer von grell-grünem Lichte zu den Fenstern herein und an den Scheiben prasselte der Regen.

In demselben Augenblicke war es, daß draußen heftig an die Tür gepocht wurde und fremde helle Stimmen Einlaß forderten.

Adam riß das Fenster auf und rief hinaus: eingelassen würde niemand. Wer Unterstand haben wolle, der möge hinten das Scheunentor aufmachen und in das Heu hineingehen. Ihr Gesicht ward vom Regen übergossen, doch gebot sie noch den bellenden Hunden Ruhe und fragte hinaus, ob man eines Abendbrotes bedürftig sei?

Da sagte die fremde jugendliche Stimme: „Wir sind über das Gebirge gegangen, haben uns verirrt und wollen nichts als Unterstand für die Nacht.“

Die Stimme klang nicht in heimischer Art. Bei Blitz-

schein sah nun Adam, daß vor der Tür zwei männliche Gestalten stunden, welche suchend bald das Scheunentor erreichten, dasselbe aufrissen und dahinter verschwanden.

Das Gewitter ließ endlich nach, doch Gertrud versicherte, sie schlafe die ganze Nacht nicht. Es sei zu grauenhaft, Leute im Hause zu haben und nicht zu wissen, wer sie sind. Es können ja Mordgesellen sein, die um eitel Mitternacht in die Stube brechen.

„Ich schlafe ohne Sorgen," entgegnete Adam, „wenn sie in die Stube brechen, werde ich schon wach. Ich meine, sie werden wohl zufrieden sein auf ihrem Heu und sich morgen beizeiten davonmachen."

Draußen troffen die Bäume und die Nacht verging in Ruh.

Am nächsten Morgen war die Welt voll Sonnenschein. Auf den Bäumen zitterten die Funken der Tropfen, die Ach rauschte lauter als sonst. Die beiden Fremden hatten sich im Heu ein recht heimliches Nest gemacht, aber das Rauschen des Wassers und das Sonnenleuchten, welches durch die Wandfugen drang, weckte sie frühzeitig auf.

„Guten Morgen, Moriz!" sagte der eine, „wie hast du geruht?"

„Wie Götter!" antwortete der andere.

„Oho! Seit wann ruhen Götter?"

„Seit man sie abgedankt hat. Zeus und Wuotan im Ruhestande."

„Auch Moriz und Erhard im Ruhestande," sagte der eine, „wir müssen uns noch lange ins Heu wickeln. Wir müssen erst unsere Kleider in die Sonne hängen, daß sie trocknen können."

Also war es, daß die Magd Gertrud zu Adam kam

und flüsterte: „Beim Scheunendachfenster hängen zwei Paar Hosen heraus, aber es ist nichts drinnen.“

Die Sonne stand schon hoch, als die beiden Fremden ins Freie treten konnten. Es waren zwei junge Männer, der eine mit lichtblondem Lockenhaar, welches schon sorgfältig gescheitelt und gestrählt war; der andere dunkelbemähnt und ohne besondere Kunstleistung in der Frisur. Dieser hatte auch einen leichten krausen Vollbart, während der Blonde ein jugendlich zartes, rosiges Gesicht mit sanften veilchenblauen Augen in die Welt gucken ließ. Der graue Anzug beider war in leidlichem Zustande, hatten sie doch die durch Nässe entstandenen Falten und Runseln also zu beseitigen gewußt, daß sie Rock und Beinkleider so lange gespannt über die Kante eines Holzbalkens zogen, bis die Furchen geglättet schienen. Jeder hatte jetzt sein niedlich geriemtes Felleisen am Rücken und einen Wanderstock in der Hand. Also strichen sie um das Försterhaus; sie wagten es nicht recht, hineinzugehen, da es ihnen ja schon gestern verboten worden war, und wollten doch für die Nachtherberge irgendwie ihren Dank anbringen.

Da sahen sie Adam im Gemüsegarten, wie sie eben beschäftigt war, Kohlpflanzen zu jäten. Sie zogen artig ihre Hüte und dankten, daß sie schlafen durften im Heu.

„Ihr habt ohne Nachtmahl schlafen müssen,“ sagte Adam, „um so besser wird euch das Frühstück schmecken. Geht nur hinein.“

Sie blickten sich schweigend an und gingen ins Haus. In der Stube, die mit schönen Hirschgeweihen und Rehbockhörnern geschmückt war, manchen alten Spruch an der Wand stehen hatte und sehr freundlich aussah, war der Tisch gedeckt mit weißem Tuche, das über die Mitte einen rosenroten Streifen hatte. Auf dem Tische stand in grünen Schalen

Butter und Honig, ein bräunlicher Laib Brot lag daneben und weißblinkende Gefäße für den Kaffee waren bereit. Die Fremden setzten sich kühnlich zu Tische, also, daß sie einander just gegenüber waren.

„Das ist dein Reich und das ist meines," sagte Moriz, der Blonde, mit dem Finger jenseits und diesseits des roten Streifens auf das Tischtuch tippend. „Und der Streifen, der aus schönen Rosenhecken besteht, ist die Grenze."

„Ich werde dein Reich mit Krieg überziehen," entgegnete Erhard der Dunkle, „denn dein Reich ist fruchtbarer als das meine."

Es war auch so, bei Moriz eitel Butter und Honig, bei Erhard nur trockenes Brot. Bevor es aber noch zu Grenzplänkeleien kam, trat Adam in die Stube. Ihre Hände von der Gartenerde wohl gereinigt, in blauem Hauskleide, welches am leicht aufwogenden Busen ein Nelkenknösplein prangen hatte. Das reiche braune Haar fraulich gescheitelt, mit großem, sehr ernsthaftem Auge stand sie da und fragte, wer sie wären und woher sie kämen?

Die beiden jungen Reisenden pflegten sonst bei Angabe ihrer Abstammung und ihres Berufes gerne ein wenig Schabernack zu treiben. Da war der eine ein Prinz von Reuß-Schleiz-Lobenstein und der andere sein Hofmeister, oder sie stellten sich vor als vazierende Schneider, oder sie gaben an, Theologen zu sein, mit Ablässen zu hausieren und katholische Bischöfe werden zu wollen, je nachdem sie eben bei Mittel waren, und mehr oder weniger auf die Neigung und das Mitleid der Gebirgsbewohner angewiesen. Nun jedoch, vor der Würde der jungen Fragestellerin, fiel ihnen nichts ein als die Wahrheit. Und Ehrhard der Dunkle antwortete: „Wir sind Studenten aus Hamburg."

„Hamburg, das ist ja die große Stadt mit dem See-

hafen, von wo aus man nach Amerika fahren kann," entgegnete Adam.

„Die freie Reichsstadt Hamburg," sagte Erhard nicht ohne Stolz. „Wir sind Studierende, welche ihre Vakanzen dazu benützen, um die Alpen kennen zu lernen. Wir kommen über den Schiederpaß und wollen nach Tirol hinein und der Schweiz zu."

„Nun, da braucht ihr schon Stärkung," sprach Adam und lud die Gäste zum Frühstück ein, welches die Magd Gertrud mittlerweile hergerichtet hatte.

„Wir nehmen alles, was wir kriegen," sagte der muntere Erhard, „wir wollen Bischöfe werden."

„Das glaube ich nicht," antwortete Adam, „ihr habt ein paar Köpfe, auf welchen Soldatenhelme besser stehen müßten, als Bischofsmützen."

„Wenn wir Soldaten wären," gab der unternehmungslustige Dunkle dran, „so würden wir ins Bayerland einfallen und die schönen Mädchen erobern."

„Und wir würden uns nur von dem erobern lassen, der uns gefällt," sagte das Mädchen.

„Zum Beispiele," bemerkte nun Erhard und strich Butter auf das Brot, „wenn ich eines Tages angeritten käme in dieses Tal, mit meinem Generalstabe —"

„Der Generalstab, das sind die Offiziere?" fragte Adam.

„Und ich würde dich in den Belagerungszustand setzen!"

„Könnte man sich nicht unter den Offizieren einen auserwählen?" fragte sie.

Erhard steckte mit der einen Hand das Butterbrot in den Mund, mit der anderen langte er nach ihrem Arm und sagte: „Was sprichst denn du immer von Offizieren? Ich bin der General. Gefällt dir denn der General nicht?"

Das Mädchen schaute sehr ernsthaft drein, dann deutete

es auf Moriz den Blonden und sagte: „Der gefällt mir besser.“

Moriz hatte bisher nur wenig gesprochen und errötete nun.

„Es ist ein Unglück!“ rief Erhard, dem Kameraden die Hand auf die Achsel werfend, „und gerade der will katholischer Geistlicher werden.“

„Das macht ja nichts,“ antwortete Adam.

„Er schwatzt,“ redete nun Moriz drein. „Es ist nicht wahr, daß ich Geistlicher werden will. Ich habe Rechtsgelehrsamkeit studiert —“

„Ja, er will Minister werden,“ unterbrach ihn der übermütige Dunkle.

„Ich will mir ein Landgut kaufen,“ fuhr Moriz fort, „ein liebes Weib nehmen und eine große deutsche Familie gründen.“

„Das ist klug,“ sagte Adam, „das gefällt mir besser als Krieg führen. Und jetzt, wenn ihr noch wollt bleiben, so bleibt; wenn ihr über die Berge ins Tirol hineinwollt, so müßt ihr da drüben den Weg am Bach entlang hinaufgehen bis zu der Stelle, wo die zwei Achen zusammenrinnen; dann immer rechts am Wasser fort bis zu den ersten Almhütten, dort fraget, wie der Weg weiter geht. Ich wünsche gutes Wetter.“

Das bedeutete soviel, als sie waren entlassen.

Sie schnürten daher frisch ihre Ränzlein. Beim Abschiede drückte Adam jedem tapfer die gereichte Hand.

„Die deinige ist ja ganz kalt!“ sagte sie zu Moriz.

Er antwortete nichts darauf, blickte ihr nur ins Auge und wendete sich rasch ab.

— Ich glaube es, daß meine Hände kalt sind, ich glaube es! so dachte er bei sich. Dann rief er heftig nach

dem Kameraden, der noch ein Weilchen mit der jungen Hausfrau schäkern wollte.

„Ob wir uns wohl noch einmal sehen werden auf dieser grünangestrichenen Erde?“ gab ihr der Dunkle zu bedenken.

„Wahrscheinlich,“ sagte sie, „wenn du kommst, das Bayernland zu erobern.“

„Erhard!“ schmetterte Moriz.

Bald hernach wanderten die beiden schlanken Jungen rüstig talaufwärts, entlang der rauschenden Ach.

Entlang der rauschenden Ach, eingewölbt von dunklen Fichtenbäumen, im feuchten kühlen Tropfenstaube, der aufstieg aus dem ruhelosen Wasser, auf schmalem Kieswege gingen sie dahin. Eine Weile schwiegen sie und spielten, der eine mit seinem Stocke, der andere mit dem Hute, mit welchem er tat, als fächele er sich Kühlung zu. Auf einmal warf Moriz sein Haupt empor, daß die lichten Locken flogen und sagte: „Ich glaube es, daß meine Hände kalt sind, wenn mir alles Blut zum Herzen springt!“

„Nicht wahr!“ rief Erhard verständnisvoll. „Ein reizender Kerl.“

„Noch nie,“ sagte Moriz träumerisch vor sich hin, „noch nie ist mir ein Mädchen begegnet, das ich hätte mögen auf den Mund küssen.“

„Au!“ rief der Dunkle.

„Ich habe zwei Nichten, davon küsse ich die eine auf die Wange, die andere auf die Stirn. In Heidelberg war ein Backfisch, den ich auf den Nacken zu küssen pflegte. Mein erstes Liebchen in Hamburg küßte ich hinter dem Handgelenke oder aufs Ohr. Wie man jemanden auf den Mund küssen könne, habe ich oft gesehen, aber nie begriffen. Jetzt begreife ich es, ihr großen Götter in Pension.“

Er blieb stehen, blickte entschlossen dem Kameraden in

das Gesicht und sagte mit höchstem Nachdruck: „Erhard, wenn ich dieses Waldkind einmal auf den Mund küssen könnte!“

„Wer wehrt dir's denn?“ hierauf der andere.

„Ich ertrüge es nicht. Ich fiele auf der Stelle um und bliebe tot.“

„Laß das gut sein, Junge,“ sagte Erhard mit seinem Stocke dem Freunde auf die Schulter klopfend, „den Spaß kann sich ein Bienenbräutigam gönnen, dem nur eine Braut bestimmt ist. Wir Menschen sind edlere Wesen, wir sind dazu geschaffen, öfter glücklich zu sein und viele glücklich zu machen.“

Moriz sagte nichts mehr.

Am hohen Mittage kamen sie zu den ersten Almhütten. Dort begehrten sie Milch und Käse und zahlten dafür Geld. Im Försterhause war es keinem eingefallen zu fragen, was die Zeche koste. Dann erkundigten sie sich bei der Almerin um den Weg über das Hochgebirge und erkundigten sich auch beiläufig nach den Verhältnissen des Försterhauses, in dem sie die Nachtherberge genossen hatten. Die Almerin wußte von einem klugen Dirndel zu sagen, das im Försterhause wohne und vor dessen Gescheitheit und Tapferkeit sich manches Mannsbild verstecken könne.

Dann wanderten sie weiter. Sie kamen auf die freien Höhen, von denen man zurücksah in das langgestreckte waldige Tal und auf die blauen Vorberge, über welche sie gestern gegangen und über deren Niederungen die bayerische Ebene hereinleuchtete. Sie stiegen höher hinan in das Gestein, sie gingen über eine wüste Hochebene hin, wo auf Steingeschütte ungeheure Felsblöcke lagen, wo hier und da ein dürrer Föhrenstrunk aufstarrte und wo große verwaschene Löcher waren, die senkrecht in den Berg hineingingen. In einzelnen dieser Löcher standen schwarze Wassertümpel, in

anderen war das Wasser zu Eis gefroren. Zwischen den Steinen und Löchern hin war kein rechter Weg, wohl aber viele Pfadspuren von Tieren und ein sehr holpriger Menschensteig, auf welchem unsere Bergwanderer dahinschritten. Streckenweise waren sie sonst wortlos gewandert, stellenweise hatten sie lebhafte Gespräche geführt über Tiere, Pflanzen und Steine, über Naturerscheinungen der Alpen, und sie suchten das Geschaute und Erfahrene möglichst mit dem zu reimen, was sie darüber in Büchern gelesen. Dabei waren sie oft verschiedener Meinung, wobei Moriz die seine am heftigsten zu verteidigen pflegte. Heute war es ein wenig anders, Moriz sprach nicht viel und ließ dem Genossen alles gelten. Es schien, als wäre er von den Beschwerden der Reise hergenommen.

Als sie über den rauhen Hochboden eine Weile dahingegangen waren, erstiegen sie den letzten Sattel, der wie ein ungeheurer ruppiger Felswall diese Gegend abzuschließen schien. Als die Scharte des Überganges erreicht, sahen sie plötzlich eine neue und großartige Bergwelt vor sich. Tiefe schattige Täler und in blauer Ferne zackige Alpen mit leuchtenden Eisfeldern. Besonders auffiel in der Ferne ein breiter Felsstock, der nach allen Seiten in senkrechten, schreckbar zerrissenen Wänden niederstürzte, oben aber in einer wagerechten Linie abgeschnitten war, wie ein Tisch. Aber im Norden dieses Tisches sprang ein klobiger, vielzackiger Kegel in die Lüfte empor, in dessen Spalten und Schrammen lichte Streifen lagen, die weißer Schutt sein konnten, oder Schnee, oder Eis. Dieses Felsengebilde beherrschte so sehr die weite Gegend, daß unsere Wanderer immer wieder ihr Auge darauf hinwenden mußten.

Niederwärts steigend kamen sie nun zu einem weitläufig angelegten Steingebäude, welches auf ödem Grunde

zwischen den Felsblöcken lag, zum Teile eine Ruine war, zum Teile noch bewohnt schien. Es war ein altes Hospiz, in dem jetzt nur noch zwei Mönche wohnten, um Gebirgsreisende zu beherbergen. Da es Abend geworden war, kehrten unsere Wanderer hier ein. Sie fragten nach dem Namen des Felsstockes, der kein Alpenglühen hatte, wie die anderen Berge, sondern im blassen Dämmerlichte aufragte hinter fernen Almen.

„Das ist nichts", antwortete der Mönch.

„Aber es ist ja ein hohes Gebirge!" sagte Erhard.

„Es kann niemand hinauf," antwortete der Mönch. „Man heißt's die Wilde Starr."

Den jungen Männern war's recht. Nach dem einfachen Abendbrote ging Erhard noch hinaus zu einem kleinen vielbuchtigen See, der zwischen Steintrümmern lag. Nach Forellen lugte er aus, aber das Wasser war tot und schwarz. Moriz saß in der frostigen Schlafkammer, die ihnen angewiesen worden war. Zwei Strohsäcke mit Birstlingheu gefüllt, über jeden eine härene Decke, das war die Schlafstätte. Durch das eine hohläugige und dichtvergitterte Fenster stahl sich noch etwas Abendschein in die Kammer; an der feuchten Wand, von welcher stellenweise der Mörtel bröckelte, stand ein hohes Büchergestelle, auf dessen Brettern gedörrte Alpenkräuter lagen. Daneben hing ein sehr großes, plumpgestaltiges Kruzifix. Davor ein wurmstichiger Betschemel. Auf diesem saß nun der Patriziersohn aus Hamburg und stützte sein Lockenhaupt auf die Hand. Er hatte manche Reise schon gemacht, aber solches wie jetzt, war ihm noch nicht passiert, Heimweh zu haben!

Was ihm fehle? war die Frage des eintretenden Kameraden.

„Jetzt weiß ich," sagte Moriz rasch aufstehend, „daß

der Leute Hang zum Hochgebirge ein ungesunder ist. Schrecklich ist diese versteinerte Welt, schrecklich ist sie. Wie schön hingegen ist der Wald. . . ."

Mehr sagte er nicht, sondern legte sich samt den Kleidern auf seinen Sack. Erhard tat's auch seinerseits. Er fand den Kameraden heute langweilig und schlief bald ein.

In der Nacht wurde Erhard plötzlich wach. Er hörte in seiner Nähe ein Schnaufen und Lallen. Erst fand er sich nicht gleich, als er jedoch bei sich war, horchte er. Die lallende Stimme kam von der Zimmerdecke herab. „Mach doch auf!" flehte sie, „es stürmt so sehr! — Hamburg ist eine große Stadt. — Ich gefalle dir besser! Sage es noch einmal. Mach auf!"

Also murmelte jemand und Erhard merkte, daß es Moriz war, und daß Moriz auf das hohe Büchergestell hinangeklettert war, auf welchem er nun hockte. In der Besorgnis, daß das Gestelle umfallen und der Genosse sich beschädigen könne, stand Erhard rasch auf, stellte sich unter den Kameraden hin und suchte diesen zu sich zu bringen. Moriz wachte auf und als er sich in dem ungewohnten Zustande fand, kletterte er rasch zu Boden, legte sich auf den Strohsack und zog sich die härene Decke über beide Ohren.

Am nächsten Morgen war nichts anderes, als daß die jungen Reisenden im Hospiz ihren Dank darbrachten und dann die Wanderung fortsetzten über Berg und Tal. Sie waren hinabgekommen in einen schluchtartigen Graben, der sich stundenlang hinzog. Sie kamen zu einem schönen See, an dessen Ufern vornehme Gesellschaft war. Erhard wollte mit derselben Bekanntschaft machen, Moriz sagte: „Mach du, was du willst, ich kehre um."

Erhard schaute einmal drein. „Du willst jetzt mitten im schönsten Wetter und mitten in der prachtvollsten Ge-

birgsgegend die Reise abbrechen und nach Hamburg zurückkehren?"

„Hamburg geht mich nichts an," antwortete der Blonde. „Ich will in das Tal der drei Achen."

Der Dunkle lachte laut auf.

„Dein tolles Lachen brauche ich nicht," verwies Moriz. „Ich bin entschlossen, um das Förstermädchen zu werben und es zu meiner Frau zu machen."

Erhard sagte: „Freund, du bist verliebt, und das ist kein Spaß. Darum verzeihe, daß ich gelacht habe. Ich will gerne mit dir zurückwandern bis ins Tal der drei Achen. Du wirst das Kind leicht gewinnen, und wenn du dich satt geherzt hast, dann ziehen wir weiter."

Moriz nahm eine fast drohende Stellung an und fragte: „Glaubst du, mir geht es dahin, daß ich dieses herrliche Naturkind verführe?"

„Du willst ja zum Försterhause zurück!"

„Ich werde sie heiraten."

Dem Dunklen war neuerdings zum Auflachen, doch hielt er mit Erfolg zurück und sagte: „Damit würdest du sie sehr überraschen. Das sind die Alpendirndeln nicht gewohnt, daß ein Student, dem Eine gefällt, sie gleich von der Stelle weg heiraten soll. Wisse, was mir einmal eine Schöne vom Land gesagt hat, als ich scherzeshalber ihr das Heiraten versprach. Du mußt schon ein sauberer Lump sein, sagte sie, daß du kein vornehmes Stadtfräulein kriegst und eine Bauerdirn nehmen willst. Geh, plausch nit lang, setzte sie bei, wir wissen ein jedes recht gut, was wir wollen. Siehst du, so sind sie, und ich lobe mir eine solche Tapferkeit. Sie wissen recht gut, daß sie zur Stadtfrau nicht taugen, und ist's auch gar nicht nötig; wenn's ihnen einmal nach einem Stadtherrn geht, so haben sie ihn ja."

„Ich habe schon gesagt, daß ich mir ein Landgut kaufe," versetzte Moriz.

„Und darum hast du neun Jahre Gymnasium und fünf Jahre Rechtsgelehrtheit studiert, daß du schließlich ein Bauer wirst?"

„Traurig, wenn einem das Studium daran hinderlich wäre, sich das Lebensglück nach besonderer Neigung zu gründen. Gerade das Studium, die Bildung muß mich frei und vorurteilslos machen, daß ich in der größten Auswahl die beste treffe."

„Ein Junge wie du kann unter Gräfinnen wählen. Ich, ein schlechter Schulmeister, bete eine Baronin an, wie du weißt, und werde sie allerdings auch heimführen. Und du, eines Großkaufmanns Sohn und Erbe! Dein Vater, hörst du, der würde ein anmutiges Gesicht machen, wenn du ihm eines Tages die Bäuerin als liebe Schwiegertochter vorführtest!"

„Meines Vaters Geschäft war stets mein Feind," sagte Moriz und zuckte die Achseln. „Einmal habe ich es schon besiegt, damals als ich der Handelsschule entlief und ins Gymnasium flüchtete. Mein Bruder ist gar nicht unzufrieden mit mir, daß ich ihm das Feld überließ. Nun will ich sehen, ob nicht auch die Konvenienz zu besiegen ist. In schöner gesunder Gegend ein Landgut, ein einfaches braves Weib, das ist eines deutschen Mannes würdig."

„Dein Idealismus ist ja sehr löblich und —"

„Schweig!" unterbrach Moriz. „In diesem Punkte werden wir uns nie verstehen. Viel Vergnügen für deine weitere Reise!"

Erhard stutzte ein wenig. Dann sagte er kleinlaut: „Wenn du glaubst, daß ich dich verlasse, Freund, dann verstehen wir uns auch in einem anderen Punkte nicht. Aller-

dings, du kannst es verbieten, daß ich mit dir, neben dir hergehe, aber hinter dir dreinzuspazieren, das kannst du mir nicht wehren. Ich bin dein Reisebegleiter, diese Ehre kannst du mir nehmen; ich bin dein Freund, und das zu vereiteln steht nicht in deiner Macht."

Moriz drückte dem Kameraden die Hand. Eine Stunde später waren sie auf dem Rückwege über das Gebirge gegen das Tal der drei Achen. —

Im Försterhause hatte die Liebe noch ganz andere Verheerungen angerichtet, als in dem Herzen des Patriziersohnes aus Hamburg.

Dem alten Leuthold fiel es sogleich nach seiner Heimkehr auf, daß etwas nicht richtig war. Das Mittagsmahl hatte sie nicht für ihn bereitet, seine Hausschuhe standen nicht auf dem gewohnten Platze und als er die Tochter fragte, ob sie die Klafterrechnung des Karlingschlager Holzmeisters schon geprüft hätte, schlug sie die Augen nieder und murmelte, sie hätte vergessen.

„Bist du krank, Kind?" fragte er sie.

Adam war schweigsam und träumerisch geworden. Wie verloren verrichtete sie ihre gewohnten Geschäfte, und die Magd Gertrud schlug öfter als einmal ihre knochigen Hände über den Kopf zusammen. Überaus bedenklich kam es ihr vor, als sie das Mädchen einmal mitten in der Nacht in ihrem Stübchen laut rufen hörte: „Niemand darf herein!" Und es war doch niemand draußen. — Was soll denn das werden? dachte die Magd. Der Vater Leuthold wird ohnehin schon alt und vergeßlich und wunderlich. Jetzt wenn das Dirndel auch so anhebt — was soll denn das werden?

Freilich, mit dem Förster ging es abwärts. Seine Beine wollten ihn nicht mehr recht durch die Wälder tragen, auch der Blasebalg in der Brust, wie er sagte, war schadhaft geworden.

Er dachte daran, sich in den Ruhestand versetzen zu lassen. Was aber soll mit der Tochter geschehen, für welche, wenn sie ihn begleiten müßte, der Ruhestand des Vaters keine richtige Erfüllung ihrer regsamen arbeitslustigen Natur wäre. Bei einer Unterredung, die der Vater in diesen Tagen mit der Tochter führte, sagte sie, es sei ihr alles eins, geschehe mit ihr was da wolle.

In solcher Stimmung war Adam, als jener Tag kam, an welchem sie unten in der grünlich dämmernden Waldschlucht an der Ach weiße Linnen schwemmte. Die Magd Gertrud war mit einem Korbe voller Leinwand hinaufgegangen zum Hause. Zur selben Stunde stand unweit vom Flusse der junge Gebirgswanderer Moriz und blickte mit Beklommenheit auf das emsig tätige Mädchen hin. Es widerstrebte ihm, unbemerkt zu ihr zu treten und sie zu überraschen, vielleicht gar zu erschrecken. Daher stand er dort und hüstelte, obgleich sein Leiden durchaus nicht in der Lunge saß, sondern im Herzen. Aber das Wasser rauschte und sie hörte das Hüsteln nicht. Also schlug er mit seinem Stocke an den Baumstamm, da wendete sie sich um, sah ihn, erkannte ihn, wußte aber ihren Schreck über seine Gegenwart gar nicht übel zu verbergen. Erstlich tat sie, als kümmere sie sich nicht um ihn, sondern peitschte mit den Fahnen ihrer Leinwand das Wasser.

Nun trat Moriz zu ihr hin, lüftete aber nicht den Hut, sondern hielt ihr die rechte Hand vor.

Sie faßte die Hand nicht an, sondern fragte mit gottlos gleichgültiger Stimme: „Wo ist nur dein Kamerad geblieben?"

„Nach meinem Kameraden," antwortete Moriz, „nach dem sollst du nicht fragen. Nach keinem andern sollst du fragen. Ich bin wieder zurückgekommen zu dir. So schau mich doch an!"

Sie hielt in ihrer Arbeit inne und blickte ihn an.

„So nicht, so strenge sollst du mich nicht anblicken,“ sagte Moriz. „Es ist ohnehin nicht leicht, was ich mit dir zu sprechen habe. Ich weiß nicht einmal deinen Namen.“

„Mein Name heißt Adam,“ antwortete sie.

„Nicht den Familiennamen. Deinen Taufnamen möchte ich wissen.“

„Mein Taufname heißt Adam.“

Er stutzte.

„Ich will dir's wohl sagen, warum ich Adam heiße,“ sprach das Mädel mit einer bedenklichen Treuherzigkeit. „Mein Vater wollte einen Sohn haben, und weil er den nicht bekommen, so hat er mir den Namen des Sohnes geschenkt.“

„Mädchen,“ flüsterte der junge Mann und neigte sein errötendes Angesicht zu dem ihren, „ich möchte gerne deines Vaters Sohn sein.“

Sie schwieg und schwemmte. Er wiederholte das Wort, da sagte sie, ohne ihn diesmal anzublicken: „Du hättest einen guten Vater, aber — eine schlimme Schwester.“

„Nichts in meinem Leben,“ so fuhr Moriz fort, „hat mich so sehr gefreut, als das eine, daß wir zwei du zu einander sagen.“

„Wie sollten wir denn sagen?“ fragte sie.

„Mädchen!“ rief er und riß sie an sich, als drohte sie zu versinken im Wasser. „Wie ich dich liebe! Wie ich dich liebe!“

„Jesus Maria!“ stöhnte sie und versank wehrlos in seinen Armen. Er küßte ihre Lippen rot, er küßte sie wund, er hätte sie zu Tode geküßt, wenn nicht der kreischende Schrei gewesen wäre, den die rückkehrende Gertrud ausgestoßen hatte im Angesichte dessen, was mit dem Dirndel geschah.

Das Mädchen entwand sich, entkam, eilte am Bache entlang mit fliegenden Haaren und jeden Augenblick war's, als

wollte es sich in das Wasser stürzen. Moriz eilte ihr nach und holte sie ein.

„Komm," sagte er, „nun gehen wir mitsammen zu deinem Vater. Ich bin keiner von solchen, die er fortschicken darf. Bin ich nur dir recht."

„Mir bist du freilich recht, du lieber Knab', du süßer Mensch, du böser Mensch! —

Und noch an demselben Tage saßen sie beisammen in der Stube des Försterhauses.

„Ich will heute nur Ihr Jawort für den Fall, als Ihnen meine bürgerlichen Verhältnisse entsprechen," sagte Moriz. „Dann wollen Sie sich erkundigen, ob sich alles so verhält, wie ich Ihnen mitgeteilt habe. Ein schlechtes Leben gedenke ich Ihrer Tochter nicht zu bereiten. Sie soll eine Landwirtin sein. In wenigen Wochen komme ich wieder."

Da Vater Leuthold in den dunklen Augen seiner Tochter lauteres Glück sah, so sagte er nicht nein. Er fand überhaupt nichts Besonderes darin, daß diese zwei jungen schönen Leute sich lieb hatten, daß er ein Hamburger Bürgerssohn war und sie eine bayerische Försterstochter, und daß er ein Landgut kaufen wollte, in welchem sie die Hauswirtin sein soll. Sie paßt ja freilich dazu.

Noch fragte er seine Tochter, wie lange es mit der Verlobung denn wohl Zeit habe. Sie antwortete, die Verlobung sei schon geschehen. Sie sei seine Braut, und es sei nicht anders möglich, für sie sei nur Einer auf der Welt, und dieser Eine sei Moriz. Lebe der, so sei sie bei ihm, und sterbe er, so sterbe sie mit ihm. Das sagte sie so ruhig, so kühl, so mit derselben Sicherheit, als berichte sie bei tropfenden Bäumen, heute nacht habe es geregnet.

Aber wenn man nur ein einziges Kind hat, und dasselbe verlobt sich mit einem der freien Reichsstadt Ham-

burg, da will man denn doch auch eine kleine Verlobungsfeier veranstalten und die paar guten Bekannten dazu einladen. Hierin hatte der alte Leuthold gewißlich recht.

Mittlerweile strich Erhard der Dunkle in der Gegend um. Er wich dem Försterhause aus, und er wollte ihm doch wieder nahen. Moriz hatte ihn mit der aller unzweideutigsten Entschiedenheit abgedankt. In solchen Dingen lasse er sich weder von Eltern noch Freunden etwas dreinreden und wenn es Zeit sei, werde er schon auch allein den Weg nach Hamburg zurückfinden.

Erhard sah immer wieder, daß der Unterschied zwischen den Verhältnissen der beiden Liebenden zu groß war, und er hatte auch kein rechtes Vertrauen zur Beständigkeit seines Freundes, der wohl einerseits leicht zu entflammen, andererseits aber durch ruhig andauerndes Gegengewicht bisweilen matt zu machen war. Also trat Erhard einen Tag vor der Verlobungsfeier noch einmal vor Moriz und sagte: „Freund, ihr dauert mich beide. Sie mehr noch als du.“

Moriz, der am Ziele seiner Sehnsucht in bester Laune war, klopfte dem Kameraden auf die Achsel und sagte: „Laß es gut sein. Willst du ein übriges tun, so mache mir das Vergnügen, dem Verlobungsfeste beizuwohnen, und sonst —“

„Ich verstehe dich,“ versetzte Erhard, „sonst troll' dich zum Teufel, willst du sagen. Sei versichert, Moriz, sehr gerne würde ich deiner ersten Einladung nachkommen, wenn ich Lust hätte, mich zum Mitschuldigen zu machen. Also werde ich wohl den letzteren Wink beherzigen müssen und mich erst zum Feste der Ehescheidung wieder einfinden.“

„Erhard,“ sagte Moriz, „mir tut es wehe, daß du so bitter bist. Fast könnte man auf die Vermutung kommen, daß —“

„Nun?“

„— ein bißchen Eifersucht —“

Der Dunkle lachte hell. „Nun glaube ich deine Liebe,“ sagte er, „nun glaube ich sie. Es ist das Merkmal daran. Aber hart ist es für mich, wenn ich vom Gebirge nach Hause komme, dein Papa frägt nach seinem Sohne und ich muß ihm das Unglück verkünden: er hat sich verlobt.“

„Besser, als abgestürzt.“

„Genau dasselbe. Tot für die Gesellschaft.“

„So errichte mir ein schönes Grabmal und schreibe darauf: Gott habe ihn selig!“

Unter solchen Worten schieden die Freunde auseinander.

Die Verlobungsfeier fand im Försterhause statt. Adam das Dirndel war Braut und Hauswirtin zugleich. Sie hatte wieder ihre volle Regsamkeit und Umsicht gefunden, sie ordnete alles, trug selbst den Zuckerkuchen auf, um sich sofort an die Seite des Bräutigams zu setzen und an dem Gerichte mitzuzehren. Moriz fand sich in den Kreis der ländlichen Gesellschaft, der neuen Verwandten so gut als eben möglich. Endlich bleiben sie doch alle zurück und nur sie allein wird mir folgen.

Der alte Leuthold blickte mit Seelenvergnügen auf das Paar. Er hielt auch eine Rede, in welcher er seinem Töchterlein den schalkhaften Rat gab, es möge nun den Namen Adam auf den jungen Ehemann übertragen und sich selbst mit dem zweiten Taufnamen Marie behelfen, wenn es nicht kurzweg die Eva sein wolle. In jedem Falle wünsche er, daß sie recht lange im Paradiese weilen, ja daß sie überhaupt die Nöten des irdischen Lebens niemals kennen lernen möchten. — Die Rede war erbaulich, dafür standen dem wackeren Forstwarte aber auch die Tropfen auf der Stirn.

Als die Gäste zu später Nachtstunde sich verlaufen hatten, als auch Moriz sich verabschiedet hatte, um seinem Wirts-

Hause, wo er Wohnung genommen, zuzufahren, nahm Vater Leuthold sein Töchterlein mit beiden Händen am Haupt, küßte es auf die Wangen und sagte tief aufatmend: „Es war der schönste Tag meines Lebens. Gottlob, daß er vorüber ist.“

An einem der nächsten Tage gab es die ersten Tränen. Moriz verließ das stille Försterhaus im Tale der drei Achen, um in seine Heimat zu reisen, Vorbereitungen für die neuen Häuslichkeiten zu machen und Anstalten zur Hochzeit zu treffen.

Auf dem Söller des Hauses stand sie und mit weißem Tuche winkte sie dem lieben trauten Knaben nach, so lange sie ihn sehen konnte. Und als sie allein war und im Hause niemand, als ihr alter Vater und die einfältige Gertrud, und um das Haus nichts, als die Wiese und die Bäume, da hub sie an zu weinen.

Der erste Schmerz ihrer Liebe.

Adam war schon als Försterstochter eine Freundin des Waldes; auch hatte sie manchmal, wenn sie auf dem Söller saß und mit Linnen beschäftigt war, gerne hinausgeschaut in das Gebirge, das weit über die Waldwipfel hereinblaute. Aber jetzt auf einmal war alle Wald- und Bergschönheit dahin. Man sagt, daß Liebende mit Blumen spielen und die Vöglein behorchen. Bei Adam war das nicht, ihr war alles, was sie sonst ergötzt, sozusagen seelenlos geworden, denn die Seele hatte Moriz fortgetragen. Das Tal der drei Achen war wie öde Fremde, ob die Sonne schien oder ob es regnete, das war ihr einerlei. Ihr Liebstes war noch die alte Wanduhr, welche die Stunden des Tages vertrieb, und der Tafelkalender, welcher die Tage abhaspelte. Aber langsam ging es, heiliges Kreuz, das ging langsam!

Am neunten Tage der Abreise des Bräutigams kam ein

Brief von ihm. Wenn der Holzknecht, der diesen Brief in der Tasche seines alten Rockes achtlos und täppisch dahertrug, und nicht einmal auf geradem Wege, sondern auf Umsteigen, und der fast vergessen hätte, ihn zuzustellen, wenn dieser Holzknecht unterwegs von einem Felsen gefallen, oder in die Ach gestürzt wäre mit dem Briefe. Mit diesem Briefe!

„Mein Herz! Mein Himmelreich! Mein Mädchen!“ so stand es auf dem Papier. „Ich glaube, ich bin jetzt in Nürnberg oder in einer andern alten Stadt, mir ist es ganz gleichgültig, ich bin abwesend von mir selber, ich bin im Försterhause bei Dir. Gott, wenn ich mir vorstelle, daß ich ein paar Meilen weiter rechts oder links über das Gebirge gegangen sein könnte, nicht ins Tal der Achen, daß mich nicht der Wettersturm zu Dir gejagt hätte, und ich Dich nie gesehen in diesem Leben, nie und nie, und daß wir alt geworden und gestorben wären, ohne voneinander etwas zu wissen — wahnsinnig macht mich dieser Gedanke. Wie mir ums Herz ist, Mädel! Ich eile nach Hause, daß es bald Hochzeit geben kann. Die Reise ging bisher gut vor sich. Unterwegs habe ich irgendwo meinen Überrock verloren; in Ingolstadt, wahrscheinlich im Gasthofe, mein Felleisen vergessen, wenigstens glaube ich früher so etwas mitgehabt zu haben. Mir einerlei; das Halskettchen von Dir trage ich am Leibe. Aber wenn es schmilzt an meinem Herzen! O Maria, liebst du mich denn wirklich? Kannst Du mich so rasend lieben, als ich Dich? —“

Die Briefleserin schrie auf an dieser Stelle. Blau ward ihr vor den Augen, Sternchen tanzten umher vor ihren Augen. Natürlich, wenn man in den Himmel hineinsieht! — Von jetzt an ward ihr nicht mehr einsam. Er ist ja bei ihr. Wenn sie ihr Herz nach Hamburg reisen ließe und er das seine ins Achental, das wäre ein unseliges Verfehlen! Sie

bleibt da im Försterhause, bis er kommt, und daß er sie findet frisch und gesund. Am nächsten Tage kam kein Brief von ihm. Sie sah aber nicht ein, warum. Am zweiten blickte sie auch vergebens nach Holzknechten oder anderen Leuten, die von der Richtung des Postortes daherging en. Keiner brachte etwas. Eine Woche ging vorüber, sie ward ganz blaß und krank vor Warten, sie dachte sich die ungeheuerlichsten Gründe, warum er nicht schrieb. Die Erfindungen des Jahrhunderts mögen den Verkehr beschleunigen wie sie wollen, den Verliebten werden sie nicht genügen. Amor schießt mit Pfeilen.

Erst nach zwei Wochen kam wieder ein Brieflein. Das war fast ebenso leidenschaftlich als jenes erste und verstieg sich sogar zu der Behauptung: „Und wenn die Hindernisse zu Dir so gewaltig wären, wie die Alpen, die zwischen Deutschland und Italien stehen, ich würde sie hinwegräumen.“ Ferner schrieb Moriz, daß er seine Familie in Wohlsein angetroffen habe, daß auch Erhard, sein Reisegenosse, schon in Hamburg sei, und daß es auf Erden verschrobene Köpfe gebe. Das Vorurteil sei überhaupt die Quelle alles Unglücks, auch seien die Götter neidisch und träufelten in jeden Honigtopf ein Tröpflein Wermut.

Ähnliches schrieb er noch mehr. Im Briefe lag auch seine Photographie, ein Brustbild, welches das Mädchen lange mit unbeschreiblicher Innigkeit anblickte. — Jetzt konnte sie ihm auch antworten, weil seine Adresse fest stand. Sie antwortete ihm unter anderem, daß sie das von den verschrobenen Köpfen und dem Honigtopf mit Wermut längst wisse, daß derlei aber nur geeignet sei, ihren Mut zu erhöhen. Je schwerer ein Glück zu haben sei, je tapferer müsse man danach trachten. Sie bitte Gott täglich um Standhaftigkeit in Not und um Demut im Glück. Er, Moriz, habe sie ge-

fragt, ob sie ihn auch so heiß lieben könne, als er sie. Darauf antworte sie gar nicht. Sie sterbe in ihrer Seligkeit nur so hin, anders könne sie es nicht sagen. Sie bitte nur, daß er ihr eine beiläufige Zeit nenne, wann sie Hochzeit machen wollten. Sie arbeitete fleißig an ihrer Ausstattung und habe sich dazu auch zwei Näherinnen ins Haus genommen. Ihre Bekannten im Tale der Achen könnten sich immer noch nicht fassen, daß sie so weit weg heiraten wolle und eine vornehme Frau werden. Nach einer solchen stehe ihr Sinn aber nicht. Sie frage ihn, ob er schon ein passendes Landgut gefunden hätte. Er möge ja nur trachten, daß es in einer schönen Gegend stehe auf dem flachen Lande, und fruchtbar sei. Wenn es auch tausend Morgen weit wäre und hundert Arbeitsleute brauchte, sie wolle damit schon fertig werden. Ihr sei kein Schaffen zu viel und sie wolle schon etwas vom Flecke bringen. Mit der Mahnung, sehr bald Bestimmtes zu schreiben, schloß sie den Brief und trug ihn, da es Sonntag war, selber hinaus in das Kirchdorf zur Post.

Jetzt hatte sie schon Geduld im Warten. Wollte sie etwas Bestimmtes von ihm hören, so mußte sie ihm auch Zeit lassen, Bestimmtes zu machen. Für sein Bild hatte sie eigenhändig einen Rahmen geschnitzt, denn an dieses Heiligtum wollte sie keinen Dritten tappen lassen. Das Bild hatte sie in ihrem Kämmerlein angebracht an der besten Wandstelle und es mit einem Kranz aus Immergrün und roten Waldblumen umgeben. Nicht satt konnte sie werden, in sein schönes, treues Angesicht zu blicken, dieses Auge, dieser Mund wurde immer noch entzückender und süßer. Wie mancher Mensch doch so schön sein kann!

Als ein Monat vergangen war, schrieb sie ihm wieder. Da kam der erste große Schnee und vermauerte die Wege in das Tal der drei Achen. Als nach einer Weile die Wege

wieder passierbar wurden, erwartete Adam mit Sicherheit ein Schreiben aus Hamburg. Es kam nicht. Es kam der Christabend, es verging der Christtag. Im Försterhause war es still, der Vater Leuthold kränklich und zuweilen unwirsch; die Magd Gertrud hatte den Kopf voll von Weihnachtsgebräuchen; der Forstgehilfe saß viel in einem Bauernwirtshause an der kalten Ache und Adam — war schweigsam.

Endlich am zweiten Tage nach dem Christfeste kam von einem eigenen Boten getragen ein Paketchen daher, in welchem goldenes Geschmeide war. Ein Armband und ein Stirnreifen mit drei funkelnden Steinen. Dem Mädchen stand einen Augenblick das Herz still von freudigem Schreck. Das war ja Hochzeitsschmuck! Mit zitternder Hand langte sie nach dem beiliegenden Briefe, der folgendermaßen lautete:

„Liebste, beste Marie!

Verzeihe doch, daß ich Dich so lange ohne Antwort ließ. Aber Du erbatest Bestimmtes und solches konnte ich nicht schreiben, kann es auch heute noch nicht. Es ist eine wahre Not mit meinen Angehörigen, sie halten dafür, daß meine Verheiratung noch Zeit hätte, und ohne Einverständnis meines Vaters, das erst nach und nach erlangt werden kann, will ich vorläufig nicht handeln. Du selbst, Liebste, bist ein zu gutes Kind, als daß Du solches nicht billigen würdest. Auch ist eines Landgutes wegen vor dem Frühjahre ein Ankauf nicht zu denken. Ferner wäre es noch zu überlegen, ob Dir das norddeutsche Leben und Klima wohl behagen wird? Man sagt, daß die Alpler hier Heimweh bekommen, und mir täte es unendlich leid, wenn Du an meiner Seite nicht so glücklich werden solltest, als Du verdienst. Nun, kommt Zeit, kommt Rat. Heute bitte ich Dich nur, die beiliegende Weihnachtsgabe, mit der ich Dir eine kleine Freude machen möchte,

recht freundlich anzunehmen. Sollte ich vor Neujahr nicht mehr Gelegenheit finden zu schreiben, so nimm schon heute die herzlichsten, besten Glückwünsche für das kommende Jahr, und gedenke recht oft Deines Freundes Moriz."

Dieses Schreiben beantwortete Adam sogleich. Das Gefühlvolle beiseite lassend, suchte sie seine Bedenken durch ruhige Auseinandersetzungen zu zerstreuen. Was die Zeit des Heiratens anbelange, fasse sie sich in Geduld, sei es ein Monat lang oder ein Jahr, nur wolle sie einen Zeitpunkt genannt wissen. Das norddeutsche Land und Leben fürchte sie nicht, sie wisse sich in alles zu fügen und Heimweh könne eine liebende und tätige Hausfrau nur empfinden zu ihrem eigenen Hause. Die kostbaren Christgeschenke betrachte sie als Brautgeschenk und werde dieselben nicht eher tragen, als bis zu dem glückseligen Tage, da sie an seiner Seite vor dem Altare stehe. — Dann kamen die letzten Zeilen, welche ein Aufschrei ihres liebenden Herzens waren, ein Hinstürzen an seine Brust, ein Niederknien vor dem Geliebten, ein Beschwören seiner Treue ....

„Was schreibt denn der Moriz?" fragte eines Tages Vater Leuthold seine Tochter, da sie immer schweigsam war.

Sie antwortete, daß er gesund sei und sich ihre Zukunft angelegen sein lasse; die Geschenke verschwieg sie ihm, ohne eigentlich selber recht zu wissen, warum. Am nächsten Tage nach dem Frühstück, als draußen der Winter stürmte und im Ofen das Feuer brüllte, beschied der alte Förster sein Töchterlein an seinen Lehnstuhl, aus welchem er selten mehr aufstand. Er faßte sie zärtlich an der Hand und sagte: „Adam, ich habe gestern seinen Brief gelesen, den von Weihnachten."

„Du solltest ihn auch lesen, Vater, deshalb habe ich ihn in deine Lade getan," antwortete das Mädchen.

„Adam," sagte der Alte, „dieser Brief gefällt mir nicht."

„Der liebe Moriz! Er hat auch seine Sorgen," sagte sie.

Der Förster blickte müde auf sein Kind, streichelte mit den knorrigen Fingern ihren Arm und murmelte: „Gutes, gutes — armes Wesen!" —

Nun kam eine lange, einförmige, traurige Zeit. Das Mädchen hoffte von Tag zu Tag, ward enttäuscht von Tag zu Tag — und ertrug es. Blaß waren ihre Wangen und betrübt ihr ernsthaftes Auge, das sah man wohl, aber wie tief sie litt, das hat niemand erfahren. Schlimm war, daß sie nicht genug Arbeit hatte; die Gewandung zur Hochzeit war fertig und sonst gab es im schweren Winter nicht viel zu tun. Unzähligemale des Tages öffnete sie den Schrank und sah nach, ob an den glatten weißen Linnen nicht etwa doch noch etwas zu machen wäre; schlechterdings nein, es war alles fix und fertig, bis auf das letzte Fädchen am Saum, bis auf das letzte Pünktchen an ihren roten Namensbuchstaben. So verwendete sie alle ihre Sorgfalt auf die Pflege des Vaters. Dieser träumte manchmal so hin, ohne zu wachen und zu schlafen. In der Nacht hatte er mehrmals laut nach seinem Gewehre gerufen und von einem großen schwarzen Vogel phantasiert, der draußen auf der Linde sitze. War er wach, so wußte er nichts davon, und war ihm leichter, so hoffte er auf das Frühjahr; wenn die Bäume junges neues Leben bekommen, wird auch dem Förster besser werden.

Manchmal kam eine Jugendfreundin ins Haus und bat Adam, daß sie ihr einen Blick in den Ausstattungsschrank tun lasse und fragte so ein wenig schalkhaft herum, bis wann man gratulieren dürfe und man würde doch auch eingeladen werden zu dem Ehrentage. Als die Ostern nahten, schrieb die Försterstochter nach Hamburg, was denn das sei? Ob er krank sei, daß er denn gar nichts mehr von sich hören

lasse. Sie fürchte sich vor Kranken nicht und werde ihr wohl nichts anderes übrig bleiben, als selber nach Hamburg zu reisen, um ihm beizustehen, falls er in einer Not wäre. So zuversichtlich war ihre Liebe noch immer, und, obzwar manchmal eine bange Ahnung ihr zitterndes Herz durchwehte, ein Gedanke, als könne der Bräutigam ihr untreu werden, wurde nicht wach. Ganz plötzlich mußte es kommen.

Am Osterdienstage war der Förster Leuthold das erste Mal nach langer Zeit wieder in das Freie gegangen. Adam wollte ihm seinen Lehnsessel hinaustragen unter die Fichten, das lehnte er ab, er wollte wieder einmal im Wilden sitzen. Auf den Stock einer vor etlichen Jahren gefällten Lärche setzte er sich und dort saß er auch noch, als gegen Abend die Tochter herauskam, um nach ihm zu suchen. Er saß vorgebeugt, in lauernder Stellung und stieß krampfhaft hastig die Worte aus: „Das Gewehr! Der schwarze Vogel ist da!"

Adam eilte, um sein Begehren zu erfüllen; als sie zu ihm zurückkam, lag er vom Stock herabgesunken auf dem Moose — er wachte nicht und er schlief nicht, er hub sachte an zu erkalten.

Niemand hatte bisher Adam in der wilden, tobenden Leidenschaft gesehen, in der sie sich jetzt zeigte. Sie riß den Vater heftig von der Erde empor, sie schrie ihm gellend seinen Namen ins fahle Angesicht, sie rüttelte ihn mit aller Kraft, sie schleuderte ihn wieder hin, sie rief den Forstgehilfen, daß er zum Arzt eile. Der Gehilfe wollte erst in das Haus gehen, um seinen Hut zu holen, darüber wurde sie aufgebracht und drohte ihn davonzujagen. Er blickte hin auf den starren Körper und sagte: „Der ist ja mausetot!"

„Dummkopf!" herrschte ihn das Mädchen an, „dieses Wort sagst du mir nicht mehr!"

Der Forstgehilfe holte den Arzt, der erst nach Stunden

eintraf, immer noch früh genug, um sicherzustellen, daß der Förster gestorben sei. Adam hatte den Toten selbst hineingetragen und auf sein Bett gelegt, hatte im Verein mit der Magd alle Mittel, die ihr einfielen, angewendet, um ihn von der vermeintlichen Ohnmacht zu erwecken. Endlich sahen sie es wohl, er gehöre auf das schmale Brett und nun leitete das Mädchen mit unheimlicher Hast die Aufbahrung.

Der Bote, welcher ins Kirchdorf geschickt worden war, um die Bestattung zu veranstalten und einen Sarg zu bestellen, brachte mit dem Sarge auch einen Brief nach Hause. Der Poststempel war Hamburg, aber die Adresse zeigte eine fremde Schrift. Adam ging damit in ihre Kammer und zögerte einige Augenblicke, den Brief zu öffnen. — „Mut!" sagte sie endlich, und der Umschlag war entzweigerissen.

Dieser Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Liebes Fräulein Adam!

In der angenehmen Voraussetzung, daß Sie sich wohl auch meiner noch ein bißchen erinnern werden, habe ich Ihnen die besten Abschiedsgrüße zu übermitteln von einem guten Bekannten. Mein Freund Moriz Bagemann hat im deutschen Konsulate zu Rio de Janeiro eine Stelle angenommen, ist vor einigen Tagen nach seinem neuen Bestimmungsorte abgereist und hat leider nicht mehr Gelegenheit finden können, Ihnen persönlich zu schreiben. Da es ihm nicht gelungen ist, seinen Plan, eines Landgutes wegen, zu verwirklichen, da er vielmehr in einen fernen, unwirtlichen Weltteil verschlagen worden ist, in welchem Sie, das Gebirgs- und Waldkind, wohl bald zugrunde gehen müßten, so betrachtet er in Ihrem Interesse das Verhältnis für gelöst, läßt Ihnen alles Gute, dessen Sie in Überfülle würdig sind, von Herzen wünschen und bittet Sie, ihm ein freundliches An-

denken zu bewahren, so wie auch ihm die Erinnerung an die lieblichste der Waldidyllen stets teuer bleiben wird.

Den Auftrag des Freundes somit als erfüllt betrachtend, zeichnet sich Ihr ergebener Erhard Belbeke."

Als es Abend ward, fiel es der Magd auf, die Adam schon eine Weile nicht mehr gesehen zu haben. Sie war doch nicht fortgegangen vom Hause, es harrten ihrer allerhand Obliegenheiten, und sie war nicht zu sehen. Als man an ihrer Kammer klopfte, war diese verschlossen, als man ihren Namen rief, folgte keine Antwort, und als man daran ging, die Kammertür zu erbrechen, fehlte dazu der Mut.

Am nächsten Morgen, als die Leute des Waldes sich versammelt hatten, um den alten Leuthold das letzte Geleite zu geben, war auch Adam wieder da. Sie war wortkarg und ernst, sie war ganz ruhig. Sie leitete die Begräbnisfeierlichkeit, hatte keine Träne, als man den Sarg aus dem Hause trug und hatte keine Träne, als man ihn in das Grab senkte.

Die Leute wunderten sich darüber. Welch eine Katastrophe seit gestern in dem Herzen dieses Mädchens vorgegangen war, das ahnte keiner.

Und die Wasser der drei Achen flossen immerfort; sie allein hätten ein Meer füllen können in den langen Zeiten, als das Dirndel schweigend litt.

Dort, wo aus flachen grünen Almen die Wilde Starr emporspringt, wo blumige Matten, erstarrtes Knieholz, beeiste Tümpel, Schutthalden, Felstrümmer und nimmerschmelzende Schneewuchten fast unvermittelt nebeneinander liegen, hart an der Felswand steht die Tafel: „Weg zum Hause". Ein hölzerner Handzeiger weist erbarmungslos das Gewände hinan, welches einst für unbesteigbar gegolten hatte. Eine Frau, heißt es, hätte die Unzulänglichkeit gebrochen. Das

Gewände ist nicht so glatt, als es von der Ferne scheint, es hat Runsen, stiegenartige Absätze und Vorsprünge und dazwischen und daneben und darüber hinauf ist sehr geschickt ein etwa meterbreiter Weg angelegt, teils in den Fels gegraben, teils in die Luft hinausgemauert, teils auch über Engschluchten mit Holzbrücken gebaut. In drei schlauen Windungen hat er den aufspringenden Felsstock überwunden und der Wanderer, der ihm vorsichtigen Schrittes gefolgt, ist endlich auf einer Hochebene, die so groß ist, daß bei Windstille der Juchschrei eines Alplers von einem Rande bis zum anderen kaum gehört werden kann. Diese Hochebene ist fast viereckig wie ein Tisch und springt nach drei Seiten in den angedeuteten Wänden ab. Nach der vierten Seite, gegen Mitternacht hin, starrt ein breitgegründeter, schründiger Felskegel auf, an dessen Hängen kein Pflänzchen, kein lockeres Körnlein sich halten kann, in dessen Spalten und Runsen der Schutt, der Schnee und das Eis liegt. Ein starrer Block, der ganz unbesiegbar zu sein scheint und auf dessen spitzigem Gipfel doch etwas wie ein goldener Stern hinausleuchtet in das weite Rund des Hochgebirges. Man sieht über den zackigen Hochwall der in der Runde blauenden Berge nur an wenigen Stellen hinaus in die Ätherfernen. Zu den Scharten der Pässe und Täler leuchtet die goldig schimmernde Luft eines südlichen Sommers herein, aber wie weit ist das, wie weit! Wenn man am Rande des Tisches steht, sieht man wohl hinab in dunkle Schluchten und Kessel, man sieht graue Felder liegen, an denen nur ein geübtes Auge unterscheiden kann, ob es Schuttlager oder Gletscher sind. Man sieht gegenüber den Schluchten das riffige Gefelse aufstarren, hoch an den Häuptern von flüchtigen Nebeln umraucht. Man sieht an den flacheren Ausböschungen der Berge den unendlichen Pelz des Gezirms, man sieht weiterhinab die Almen mit ihren lichten

Punkten, die nicht etwa weiße Schafe oder graue Rinder sind, sondern unbewegliche Almhütten. Lärchen-, Fichtenwälder, so tief sieht man nicht. Wo man den Fuß dieser Berge zu sehen glaubt, dort ist schon ihre Brust. Nur an dem einen merkt es der Wanderer, wie hoch er hier ist, an dem leichten Atemholen in der dünnen kühlen Luft. Man will aber wissen, daß auf der höchsten Bergspitze, wo der goldene Stern funkelt, das Atemholen für die Länge nicht mehr ganz so wohlig ist, als hier auf dem Tische; schon zu rasch soll dort oben die Lunge arbeiten müssen, und manchem Bergsteiger, der einige Minuten auf jener Spitze weilt, um die Gebirge dreier großer Monarchien und einer Republik zu schauen, fließt zur Nase ein rotes Tröpflein herab.

Zwei einzige Farben sind vorherrschend in dieser Gegend, das matte Grau, bei Sonnenschein von weißen Punkten und Tafeln unterbrochen, und das dämmernde Blau in der Ferne und des Himmels. Und fast ist es, als hätte das Licht der Sonne hier nicht die rechte Macht, als sei es zu sehr hingegossen in den unermeßlichen Raum, um sich auf einzelne Gegenstände vereinigen und denselben Farbe geben zu können.

Wer nun, den Felsenweg heraufgekommen, auf diesem Tische über die platten Steine und über den moosigen Sand und zwischen den wellenförmigen und auch scharfkantigen Steinerhebungen dahinschreitet, den Markstangen entlang die Richtung gegen den wüsten Bergkegel, der wird am Fuße dieses Kegels ein Gebäude stehen sehen. Es ist fast so grau wie all das Gestein ringsum, es hat zwei Reihen kleiner Fenster, es hat ein flaches, mit Steinen beschwertes Schindeldach mit mehreren Rauchfängen, es hat ein paar kleinere Nebengebäude und ein paar dunkle Wassertümpel. Bei einem derselben rinnt aus dem Felsen ein Brünnlein; dieser Tümpel hat am Rande eine dünnere Eiskruste als die anderen. Daneben ist auf

schwarzer Erde sogar ein Gärtlein mit kümmerlichen Alpensträuchern. Das Ganze ist eingefriedet mit einem rauhen Wall, durch dessen Scharten man aus- und eingehen kann.

Solches ist nun das Haus, zu dem uns die Tafel heraufgewiesen hat. Es ist aber kein Hospiz, denn als ein solches wäre es zu weit entlegen einer Straße; es ist keine Touristenherberge, denn als solche wäre die Ansiedlung zu weitläufig angelegt. Es ist „das Haus". In der Gegend weitum und auch draußen in der Welt weiß man, was unter diesem Hause zu verstehen ist. Es ist ein Haus für Leute, die nicht gesund und nicht krank sind. Es ist eine Zuflucht für solche, die einmal auf einige Zeit welt- und kulturflüchtig sein möchten und in den Wüsten leben, wie Gott sie erschaffen hat und wohin das schale Leben des Tages nicht dringen kann, wo man aber trotzdem schon am ersten Tage des Aufenthaltes anfängt, den kleinen Wünschen nach gewohntem Genusse zu frönen und so womöglich auch in der urheiligen Wildnis das schale Alltagsleben anzufangen. So ist der Mensch: Erst sucht er seinen alten Verhältnissen zu entkommen, und ist es ihm gelungen, allsogleich beginnt er wieder, in seinem neuen Kreise dieselben aufzurichten. Auf der Wilden Starr geht's aber nicht so leicht.

Gegründet wurde dieses Asyl für Weltflüchtige von einem Weibe, unter dessen Leitung es auch stand an dem Tage, an welchem der Erzähler den hohen Felsentisch betrat. Es war ein Weib von etwa fünfundvierzig Jahren, es trug das Gewand, wie es wohlhabende Alplerinnen haben in jener Gegend, des schwarzseidenen Kopftuches nicht zu vergessen, das sie turbanartig um ihr blondes Haar gewunden, der Goldkette nicht zu vergessen, die sie vielfach um den Hals geschlungen und mit einer breiten Schnalle vorne zusammengeschlossen hatte. Sie war stattlich und derbknochig gebaut, hatte ein

längliches, gebräuntes Antlitz, blaue Augen mit buschigen Brauen und um den ausdrucksvollen Mund den Schatten eines Schnurrbartes. In dem Wesen lag etwas Ernstes, um nicht zu sagen Herbes, und doch soll man sie nie zornig gesehen haben, aber auch selten lachend. Eine ruhige Strenge lag in ihr, mit der sie das Haus und das Gesinde regierte, und ein trockener Humor kam zum Vorschein, so oft etwas Außergewöhnliches war, irgendein Mißgeschick, oder wenn sie einen ihrer Untergebenen zu rügen oder zu strafen hatte.

Jetzt stand sie an den Stufen unter der schmalen Haustür und rief gegen eine Stallung hinüber: „Scholastl!"

„Ich habe jetzt nicht Zeit," antwortete die Stimme eines höckerigen und hinkenden Knechtes, der mit niederhängenden Händen träge heransiffelte.

„Scholastl!" sagte sie.

„Auweh, da bin ich ja schon," murrte er.

„Es müssen heute die Kisten und die Säcke noch von den Almen herauf."

„Das kann ich nicht tun, Dirndel, die Maultiere muß ich um den Wein schicken."

Sie stieg von den Stufen vollends auf den steinigen Boden nieder, trat dem Knechte vor das Gesicht und sagte leise und nachdrücklich: „Scholastl, die Kisten und Säcke müssen von den Almen herauf. Ich sag' dir's!"

Da trottete der Scholastl zum Stalle, geschierte mit Hilfe eines Jungen die Maultiere ein und fuhr hinab zu den Almen.

Der Scholastl, das war der Widerspenstige. Nie gehorchte er der Herrin auf das erste Wort; auf das zweite aber tat er alles mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, und der alte Scholastl, so einfältig er aussah, war ihre rechte Hand und der Eckpfeiler des „Hauses".

Über den Steinboden her fegte ein scharfer Wind und

schleuderte Sand an das Dach des Stalles, daß es knatterte. Etliche Gestalten, die vorhin im Freien auf Steinplatten und hinter schützenden Felsblöcken herumgesessen waren, huschten jetzt, in ihre schweren Mäntel oder Wollentücher gehüllt, gegen das Haus und ein schwarzbärtiger Herr rief der Hausfrau zu: „Mutter Adam! Wird's in diesem Jahre denn gar nicht mehr warm?"

„Es ist ja warm, Herr von Baltendorff."

„Das nennen Sie warm, Frau Adam? Prrr!"

„Mein lieber Herr, wärmer ist's auf der Wilden Starr nie gewesen und wird's auch nimmer werden."

„Dann will ich mir jetzt eine Flasche Rüdesheimer gestatten."

„Er möge Ihnen wohl bekommen. Ist Ihr Zimmer stets gut durchwärmt? Wollen Sie mir nur berichten, wenn etwas mangelt."

„Schönen Dank, Mutter Adam. Ich habe gar keine Klage. Nur wenn ich mir statt der Kerzen eine Lampe ausbitten dürfte."

„Dann hat die Marianna sie Ihnen ins Zimmer zu stellen vergessen. Jede Stube hat ihre Lampe. Es ist ja viel gemütlicher. Recht guten Tag, Herr von Baltendorff."

Damit ging sie zur Türe hinein, um in Küche und Keller nach dem Rechten zu sehen.

Wir haben den Namen Adam aussprechen gehört. Wenn wir die Frau genau ansehen, so fällt uns jetzt eine gewisse Ähnlichkeit auf. Wir täuschen uns wohl? Es ist auch zu lange her. Oder wäre es doch? — Ja, es ist Adam das Dirndl. Es ist die vom Försterhause an den drei Achen.

Als nach dem Tode des alten Leuthold ein anderer Forstwart ins Haus gekommen war, hatte dieser zu Adam dem Dirndel gesagt, sie möge nur bleiben, damit er nicht so allein sei. Sie hatte wirklich gedacht, noch einige Zeit im trauten Hause zu verbleiben, bis sich eine passende Stelle gefunden hätte. Nach diesem Worte des Forstwartes aber band sie eilends ihre Sachen zusammen und nahm einen Holzknecht auf, daß er ihre Habe davontrage. Wohin? fragte der Holzknecht. — An der kalten Ach entlang. — Bis zum Hochgebirge? — Ja. — Über den Schinderpaß? — Ja. — Ins jenseitige Land? — Ja. — Ins welsche Land? — Wie er wolle, ihr sei alles eins. — Bei den Brentelalmen aber ist sie geblieben, anfangs als Hirtin, später als Melkerin. In einem weiteren Jahre war sie Sennerin geworden über drei Hütten, die einem Großwirt gehörten unten zu Lungelstein. Mittlerweile ward es, daß immer mehr Fremde auf die Almen kamen und von diesen aus höhere Berge bestiegen. Da richtete der Lungelsteiner eine seiner Hütten mit Wein ein und anderem Zugehör, stellte ein paar Fremdenbetten auf und nun war die Adam Wirtin geworden, ohne daß sie es wollte. Die Dienstleute, die ihr beigegeben waren, nannten sie nicht anders als Adam das Dirndl, kam es aber darauf an, dann achteten sie in ihr die Befehlende. Damals schon war der Scholastl aufgetaucht, der war ein halber Krüppel und wurde, trotzdem er hinkte, als Bote verwendet zwischen Berg und Tal. Die Botengeherei wolle er nicht! sagte er oft, behielt sie aber doch und war verläßlich. Als die Almwirtschaft sich vergrößerte, forderte die Adam den Scholastl als Mitsorger und Mithelfer im Geschäfte; was nicht ihr Eigentum war, darüber wollte sie auch die Verantwortung nicht allein tragen. Der Scholastl sträubte sich, blieb aber oben und betrieb mit ihr die Wirtschaft unter Fleiß und Umsicht. So war es jahre-

lang gewesen, sie hatten ihren Mitgewinn, und als die Adam dem Scholastl einmal seinen Anteil ausfolgen wollte, sagte er ihr offen ins Gesicht, sie solle den Bettel behalten, ihn aber dafür gänzlich versorgen und verpflegen, denn arbeiten wolle er nicht mehr. Er war damals kaum vierzig Jahre alt, daher lachte sie ihn aus und befahl, daß er auf der Stelle die Lattichblätter abmähen gehe, die draußen um die Hütten herum sich so widerlich ausbreiteten. „Ah, versteht sich, ich werde dir deinen Lattich abmähen!“ gab er überlaut zur Antwort, „darauf kannst du lange warten!“ Nahm von der Wand die Sense und ging an die Arbeit.

An manchen Fremden, wie sie aus aller Welt hinaufkamen ins Gebirge, machte Adam das Dirndel eine besondere Erfahrung. Die Almen waren ihnen zu zahm und die Verpflegung nicht fein genug. Sie wollten die größte Naturwildheit und die größte Bequemlichkeit beisammen haben. Gischtende Wasserfälle und öligen Rheinwein, Gletscher und Federbetten. Schauerliche Abgeschlossenheit in den Hochwüsten und Telegraphenverbindung mit den großen Städten. So wollten es viele, und das gab ihr zu denken. Daß diese reichen und vornehmen Leute doch gar so sehr aus dem Gleichgewichte gekommen sind! Daß sie gar nicht mehr wissen, was sie wollen! — Der Arzt von Lungelstein kam öfters hinauf zu den Almhütten und beobachtete die Touristen und anderen Alpenfrischler, die da auf weiten Höhen so umherstrichen. Jetzt jauchzten sie, wenn auch mit dünneren Stimmen als der Weidbub', und waren voller Zufriedenheit und Glückseligkeit; im nächsten Augenblicke voll Mißvergnügen, Hoffart und Verzagtheit. — Das sind lauter Leute, die nicht gesund und nicht krank sind, sagte der Arzt einmal zum Dirndel, so werden sie unten in den Städten. Sie können nicht mit Freude arbeiten, nicht genießen, dafür sind sie nicht gesund

genug; sie können in keine Heilanstalt gehen, nicht in Eiderdunen liegen bleiben, dafür sind sie nicht krank genug. Schimmelig sind sie, den Weltschimmel haben sie, und ausgelüftet sollen sie werden. Sie möchten es, aber der Alpenwind ist ihnen nicht weich genug und so laufen sie bald wieder davon. Solchen Leuten sollte man da oben in der Wilden Starr oder irgendwo in der Ödnis ein Nest bauen, es leidlich einrichten und dann hinausschreien in die Länder: Heilanstalt für Nervöse! Unter sechs Wochen wird bei uns keiner gesund, mit sechs Wochen jeder! — Du solltest sehen Adam, wie sie kommen, bleiben und in der Tat frischer werden täten an Leib und Seele. Und es wäre kein schlechtes Geschäft! Der Wirt ließe sich die frische Luft gut bezahlen und der Kurarzt die Heilkraft der Natur. Ich wollte schon Kurarzt sein! Anderswo macht man es auch so, aber zu tief unten, zu alltäglich. Das tut's nicht, die Leute müssen ein anderes Umsich haben. Einen dreitausend Meter hohen Kurort haben wir noch nicht. Hätte ich Geld, so würde ich ihn gründen."

„Ich tue es auch ohne Geld," entgegnete nun Adam das Dirndel und schlug die Hände ineinander, daß es klatschte. „Ich tue es ohne Geld. Ich habe schon lange so etwas anfangen wollen. Recht viel schaffen, das ist meine Freude. Jetzt weiß ich's. Ich weiß auch schon einen Platz dafür. Ein großes Haus auf der Wilden Starr."

„Auf der Wilden Starr!" sagte der Arzt verblüfft nach. „Ja, ja. Aber es ist ein höllischer Berg!"

„Es wird grausam viel Geld kosten," rief sie. „Ich bringe es auf. In zwei Jahren steht's."

Und es ward so. Zwei Jahre nach dem hochgemuten Worte stand auf dem Tische der Wilden Starr das Haus. Wie sie es angefangen hat, so viel Geld und Vertrauen zu gewinnen, das ist uns nicht bekannt worden. Persönlich soll

sie in mehreren Städten gewesen sein, um vermögende Leute für ihre Absicht einzunehmen. Den Plan für das Haus, für die Bewirtschaftung desselben, für den Verkehr und die Verpflegung der Fremden hatte sie selbst gemacht und dabei die wichtigsten Neigungen und Wünsche der Vornehmen nicht übersehen. Am besten freilich, sie müßten da oben leben wie die Hirten, aber dann kämen sie nicht hinauf. Für behagliche Stuben, für Küche und Keller, für Bäder und Gesellschaftsspiele, für Bücher und Zeitungen, für Postgelegenheiten und sogar für einen Kupferdraht hinaus nach dem großen Marktflecken Lungelstein war gesorgt; alles weitere, daß die Gäste gesund und froh würden, war der Natur überlassen, die hier stets mit sehr rauher, aber wohltätiger Hand ihres Amtes waltet.

Für drei Sommermonate war die Anstalt berechnet, doch als sie Mitte Juni hinaufzogen, mußten manchmal fünf Männer über den Tisch hin stellenweise viel Schnee wegschaufeln, um zum Hause zu gelangen. Das Haus selbst war geschützt von dem Felskegel und hatte um seinen Wall junges Gras. Gleich am ersten Tage zogen allemal schon Kurgäste ein, denen freilich zwischen den feuchten Mauern trotz glühenden Ofens in der ersten Nacht grausam fröstelte. Zu Hause wären sie sicher sehr krank davon geworden, aber dieses Haus ist ja gebaut, auf daß man darin gesund werde, also litten sie es und wurden nicht krank. — Und Frau Adam, wie sie von den Gästen genannt wurde, sorgte für das Wohl der Leute und auch für das Geschäft. Die aufgenommenen Gelder zurückzuzahlen und die Anstalt noch zu vervollständigen, das war ihr Trachten.

Als es draußen in den Tälern die Bürgerssöhne hörten, daß im Starrgebirge ein außerordentlich tatkräftiges Dirndel sei, welches eine Ansiedlung gegründet, die man über hundert-

tausend Gulden schätzt, daß dieses Dirndel gar frisch und frei und auch sonst nicht übel wäre, da gingen ihrer manche hinauf, tranken Wein und huben an sehr artig zu sein mit der Hauswirtin, die von ihrem Gesinde schlechthin das Dirndel geheißen wurde. Aber dieses Dirndel hatte für solche Artigkeiten kein Verständnis, es blieb nicht lange sitzen neben den manierlichen Burschen, es ging zu sehen, ob den Herrschaften in ihren Stuben oder sonst was fehle, ging in die Vorratskammern oder hinaus in die Stallungen und regierte mit den Mägden, Knechten, Schweinen und Maultieren herum. Und als sie eines Tages der Großwirt von Lungelstein, der Witwer geworden war, in Züchten und Ernsten fragte, ob man sich wohl anfragen dürfe? und wie es denn wäre? und es hätte gar keinen schlechten Schick — da fuhr sie mit der flachen Hand über den Tisch, als sei Staub wegzuwischen und sagte: „Ah nein, das nicht. An so was denke ich nicht. Es muß so auch gut sein."

Nachdem sie einige Sommer schon so hingelebt hatten, im Winter zu Lungelstein, im Sommer oben im „Hause", nachdem der Knecht Scholastl, so wollte er geheißen sein, in allem die ausführende Gewalt war, so wie das Dirndel Adam die herrschende und die befehlende; nachdem der Knecht Scholastl immer noch störrisch war und dabei immer fleißig und klug, nachdem er immer seine eigenen Ansichten und Absichten hatte und immer die des Dirndels ausführte, trat er eines Tages zu ihr hin. Es war an einem Samstage abends, als gerade eine Anzahl Gäste angekommen war und mit Geschrei den roten Sonnenschein bewunderte, der auf den Felsen lag. Der Knecht hatte ein großes Bündel unter dem Arm und sagte: „Ich habe Feierabend gemacht, Dirndel, und habe zusammengepackt, und ich gehe jetzt."

Was das bedeuten solle?

„Mich vertreibt die Langweile. Alleweil arbeiten und alleweil arbeiten und gar keine Unterhaltlichkeit nicht. Und alleweil auf mich herschimpfen lassen, wo man eh Tag und Nacht trachtet.“

„Wer schimpft dich denn?“

„Du nicht, Dirndel, das muß ich sagen, gleichwohl ich just dir am wenigsten Gutheit tun kann. Aber die andern, die Herrschaften. Glauben, weil sie Trinkgelder geben, so können sie herschimpfen, wie sie wollen. Ich brauch' ihr Schimpfen nicht, und ich brauch' ihr Trinkgeld nicht. Ich bin kein Bedienter nicht, ich bin ein Bauernknecht und will mir einen andern Platz suchen.“

Wendete sich das Dirndel ihm zu, schaute ihn gelassen an und sagte: „Scholastl, du bist dein eigener Herr. Du weißt es recht gut, daß ich mir auf der Stell' nicht zu helfen wüßte, wenn du fortgingest. Wenn du aber doch gehen willst, so halte ich dich nicht auf. Dein Geld kannst auch gleich mitnehmen.“

„Ist mir recht,“ antwortete der Scholastl; das Wort war gar nicht laut gesagt.

Sie führte ihn ins Zimmer und begann unter vielen Papieren und Geldnoten sein Guthaben hervorzusuchen und zu berechnen. Er stand da und starrte drein. Als sie das Geld über den Tisch ihm zuschob: „Ist es so recht, Scholastl?“ schlug er sich die Vorderarme ins Gesicht und hub an laut zu stöhnen.

„Was hast denn, Scholastl? Ist's dir zu wenig?“

„Mein Herz tut mir so viel weh,“ ächzte er.

„Daß du fortgehst?“

Er nickte bejahend mit dem großen struppigen Kopf.

„Narr, so bleib' da. Treibt dich ja niemand fort. Wirt-

schaften mitsammen weiter wie bisher und Grobheit brauchst dir von den Fremden ja keine gefallen zu lassen, wie ich mir keine gefallen lasse."

„Der Grobheiten wegen ist 's ja nicht," sprach er weinerlich.

„So fehlt dir sonst etwas?"

Er nickte mit dem Kopf.

„Also rede, um Gottes willen. Ich kann das Herumnebeln nicht leiden, und das sollst doch schon wissen, Scholastl, daß du mit mir reden kannst, wenn du ein Anliegen hast."

Jetzt fuhr er sich mit dem alten Lodenhut, den er in der Hand hielt, über die Augen und mit einer ganz gleichmäßigen Ruhe sagte er: „Am liebsten wär' es mir halt, Dirndel, wenn wir zwei zusammenheiraten täten."

Sie schwieg. Auf so etwas war sie nicht gefaßt gewesen. Der Knecht mit dem hohen Rücken und dem schimmeligen Haar will sie heiraten. Aber warum nicht? Ist sie denn gar so jung? Ist sie je einmal jung gewesen? Ist der Scholastl nicht ein braver Mensch? Hat er nicht sein gutes Teil beigetragen zu dieser Wirtschaft? Wenn es glaubhaft ist, daß junge Stadtdoktoren Förstерstöchter heiraten sollen, so kann eine Wirtin ja auch ihren Knecht nehmen? — So dachte Adam das Dirndel. Und alles, was sie dachte, sprach für den Knecht, und alles, was sie empfand, sprach gegen ihn. Daher sagte sie nun mit sehr milder Stimme: „Scholastl, ich bin völlig erschrocken darüber, was du vorhin gesagt hast. Wie soll ich dir Antwort geben? Wenn ich heiraten wollte, warum sollte ich dich nicht nehmen? Aber ich heirate nicht. Daß du auch gerne etwas Eigenes hättest, kann ich mir vorstellen, und du findest gewiß die Rechte. Deswegen kann ich dich nicht halten und deswegen sei bedankt für deine Bravheit, und wenn du einen guten Freund brauchst, so trachte, daß ich dir einfalle.

Wenn du aber heute noch hinabwillst, so nimm eine Laterne mit dir."

Als das Dirndel so gesprochen hatte, stampfte der Scholastl mit seinem Fuße auf die Dielen; schleuderte seinen Hut zu Boden und knirschte: „Ein Hundsfott will ich sein, wenn ich fortgeh'! Dirndel, ich bleib' bei dir, so lang als du mich magst, und es soll weiter von nichts mehr die Red' sein."

Er ging zur Tür hinaus, sie legte das Geld wieder in die Lade zurück, und die Sache blieb beim alten.

Frau Adam war fast ununterbrochen tätig. Sie saß in ihrem Geschäftsgelasse, schrieb Briefe, ordnete Rechnungen, oder sie ging im Hause umher, gab Befehle, griff manchmal auch selber zum Waschlappen, zum Kehrbesen, zu einem anderen Werkzeuge, alles verstand sie zu handhaben. Und doch hatte sie noch Zeit, um hie und da bei einem der Gäste stehen zu bleiben oder sich zu ihm zu setzen, wenn er ihr sein Leiden klagte. Mancher, der erfolglos bei berühmten Ärzten gewesen war, legte seine Schmerzen und seinen Kummer nun fast demütig vor der Bauersfrau aus, und sie hörte stets aufmerksam und teilnehmend zu und sagte dann wohl auch, sie wisse zwar nicht, was das heiße, krank sein, aber sie könne sich denken, daß es nichts Gutes wäre; man müsse dem lieben Herrgott nur danken, daß er eine gute Luft und ein frisches Wasser erschaffen habe, und es würde schon helfen. Manchem, der es wünschte, ließ sie Tee aus Alpenkräutern kochen, oder gab ihm wohlriechendes Wachholderöl, daß er kranke Glieder einbalsamiere. Wenn dann der Arzt aus Lungelstein kam, erkundigte er sich bei ihr heimlich nach den Leiden und Neigungen der Kurgäste, traf danach seine Anordnungen, und die Kranken konnten sich nicht genug wundern über die Einsicht dieses menschenfreundlichen Doktors, und mancher wurde schon aus Artigkeit gesund.

Einmal hatte jemand die Vermutung ausgesprochen, daß in der Schnalle der goldenen Halskette, welche Frau Adam Tag für Tag umhatte, etwas verborgen sein werde. Die Schnalle habe nämlich ein kleines Fensterlein, welches mit einem Silberblatte immer verschlossen sei; wenn dieses Silberbalklein aber aufgehe, so könne man ein Bildnis sehen, aber weiter wisse man nichts. Daraufhin warf nun mancher sein neugieriges Auge auf die Schnalle ihrer Halskette, aber die war so glatt verschlossen, daß man denken mußte, es werde nichts sein.

Wer das alternde „Dirndel" so betrachtete, dem verging fast die Neugierigkeit. Zarte Neigungen und dergleichen konnte man sich bei dieser Person nicht recht vorstellen, sie war gar so hausbacken angelegt. Man fühlte sich in ihrem Hause unter einer guten Hut, und alles, was Empfindsamkeit und Leidenschaft heißt, schien fremd zu sein unter diesem Dache. Und diese gesunde Werktätigkeit, diese gelassene Ordnung, dieses uhrmäßige Walten regelte auch allmählich die Gemüter derer, die vor Erregung stetig gezittert, vor Langweile fortwährend gegähnt hatten, die vor lauter Müdigkeit nicht schlafen, vor lauter Reichtum nicht genießen konnten und vor lauter schönen Mitteln zum Glücklichsein lebensüberdrüssig worden waren.

Fünfzehn bis zwanzig Gäste waren immer da, die meisten aus weiter Ferne her, auch Engländer und selbst Amerikaner. Sie wurden miteinander gesellig, ja fast vertraut, sie gingen auf den Höhen umher, kletterten in den Felsen, stellten sich mit festgebundenen Kleidern hinaus in den Sturm, ließen sich ihre Bärte und die Falten ihres Gewandes mit Schneestaub vollstöbern, legten sich ein andermal wieder auf die Steintafeln in den milden Sonnenschein, beobachteten mit Grauen oder Entzücken die unermeßliche Gewalt der

Natur, betrachteten die Kleinheit und Kleinlichkeit der menschlichen Bestrebungen draußen in der Welt — gingen dann ins Haus, aßen, tranken und schliefen.

Draußen in der Welt war mittlerweile aber auch manches geschehen. Als nach dem großen Kriege gegen die Franzosen ein deutsches Reich auferstanden war, und dieses in der Weltlage manche Änderung hervorrief, guckte das Dirndel manchmal in eine Zeitung, ob nicht irgendwo etwas stehe von deutschen Konsuln in fremden Ländern, von ihrem neuen Wirkungskreise, von einer Abberufung des einen oder des andern in die deutsche Heimat, wo er dann Minister werden könne, oder von der Abdankung des einen oder des andern, worauf er dann etwa manchen Wunsch der Jugend verwirklichen und sich ein Landgut kaufen möchte. Es stand schon manchmal so etwas drin, aber das, was sie meinte, war doch nicht zu finden.

Bei Tische entspann sich unter den Gästen manchmal ein lebhaftes Gespräch über Deutschland und Frankreich, über neue Kolonien in Afrika, über Englands Seemächte, über Arbeiterstreiks und klerikale Trotzigkeiten, über Eisenbahnbauten und Weltausstellungen, sogar über Attentate auf Fürsten, über Selbstmorde von Königen. Adam das Dirndel hörte derlei Gespräche nicht gern. Wenn sie immer an solches denken, davon reden, da werden sie nicht gesund. Da hätten sie auch unten bleiben können. Manchmal setzte sie sich dann zu den Herrschaften, von denen sie allemal freundlichst willkommen geheißen wurde, weil sie auch gern fragten, wie der Barometer stehe. Da hub sie an und erzählte von Jägern und Wildschützen, von Gemsen und Steinadlern, von Lawinen und Gletschersprüngen, von Felsstürzen, vom Krachen des Eises, erzählte auch von tiefen Berghöhlen, von unterirdischen Seen und Lindwürmern, von wunderbaren

Luftgebilden auch, da mancher Beschauer hoch am Firmamente seine eigene Riesengestalt sehe oder ein ungeheures Schattenrad oder ein gespensterhaft in den Zenit aufragendes Kreuz. Und derlei Wunder. Wenn es ihr aber manchmal trotzdem nicht gelang, die Leute von ihren politischen Kannegießereien abzubringen, da ließ sie verkünden, im Keller sei Bier und Wein alle geworden und wer Durst habe, der möge Milch oder Wasser trinken. Und wenn dann manchmal grause Stürme das Haus umtobten oder schwere Hochgewitter ihre Massen von Wasser und Eis niederschleuderten auf das ächzende Dach, auf die schallenden Fensterläden, und wenn vor den Blitzschlägen die Mauern loderten und die Grundfesten wankten, daß die Herrschaften schier vergingen vor Angst — da lachte Adam das Dirndel heimlich in sich hinein und dachte, das wäre ihnen gar heilsam, das fege ein wenig den Welt- und Geldstaub weg von ihren armen Seelen.

Und also war es wirklich, daß mancher, der nach sechs Wochen hinabstieg, unten versicherte: „Es ist bisweilen ganz des Teufels da oben, aber just schlecht bekommen hat's mir nicht. Das Dirndel ist zwar eine grimme Herrin manchmal, aber ein seelengutes Weib. Und das Haus wird auch zu klein, im nächsten Jahre will sie dazu bauen. Sie macht dafür Pläne und wird, wenn's sein muß, mit eigener Hand auch die Steine dafür zusammentragen. Die kann alles, nichts ist ihr zu gering und nichts zu hoch. Die hektischen Männer, die da hinaufkommen, müssen sich vor ihr so lange schämen, bis sie gesund werden.

Eines Tages fragte Adam die Stubenmagd Marianna, was es denn mit dem jungen Menschen sei, der vor etlichen Tagen mit einem Handkoffer angekommen war und sich seither fast nirgends sehen ließ.

Ja, berichtete die Magd, der habe das Dachstüblein

Numero neunzehn genommen, wo man in die Starrwände hinübersieht, und sonst nirgends hin, und in diesem Stüblein sitze er Tag für Tag und tue nichts, als in Büchern lesen, manchmal in mehreren zu gleicher Zeit, und auf Papierblätter Worte und Zeilen und Ziffern hinschreiben. Sie habe ihn schon zur Red' angetrieben, aber er habe nur kurz oder gar nicht geantwortet. Sonst sei er freundlich, und wie ihr, der Magd, beim Ausfegen einmal unversehens der Schlüsselbund zu Boden gefallen, da habe er ihn dienstfertig aufgehoben und ihr in die Hand gegeben. Er sei gar nicht übel anzuschauen, und es wäre nur Schade um einen bildhübschen Burschen, daß er sich so ganz und gar in das Bücherwerk vernage. Das Essen lasse er sich auf seine Stube bringen, als Trank nehme er nur Wasser, und doch scheine er nicht arm zu sein, weil er eine Uhr von eitel Gold habe und am Finger ein Ringlein mit einem blitzenden Stern, der genau so anzusehen sei, wie nach der Beschreibung die Diamanten. „Und was er für seine Wäsche hat! Die Stiefel haben ein Loch bekommen auf dem steinigen Weg — sonst könnte er beinahe ein Prinz sein."

Der Frau Adam gab das zu denken. Sie hatte schon damals, wie der junge blonde Mensch mit den hellen Augengläsern und dem leichten Stadtgewande angekommen war, gedacht: Was will denn der Junge da? Der ist nicht hergerichtet, um Hochtouren zu machen, und daß er im Hause Heilung suchen wollte, darnach schaut er mir nicht aus. Ins Fremdenbuch hat er wohl seinen Namen geschrieben — M. Berghaus — und sonst nichts. Ob das nicht gar polizeiwidrig ist? — Vielleicht mag er nicht ausgehen, weil seine Stiefel schadhaft sind, oder es fehlt ihm sonst etwas, und er ist zu kindisch, als daß er sich bekümmern könnte. Sie beschloß selber einmal nachschauen zu gehen. Und eines Vormittags,

da der Himmel rein und ruhig über dem Gebirge stand und die Sonne mild warm niederstrahlte auf die grauen platten Steine, auf die braunen Moose und die kümmerlichen Steinnelken, die dazwischen wuchsen, stieg sie in die Dachstube hinauf, um dem jungen Menschen zu raten, daß er doch hinausgehe und den schönen Gottestag genieße. Da sah sie, er war schon hinausgegangen. Die Türe hatte er halb offen gelassen, die Bücher und Blätter lagen in großer Unordnung umher auf dem Tisch, auf dem Sessel, auf dem Bette, auf dem Fußboden. Der hat's not, daß er den dummen Mägden ihre Schlüssel aufhebt, der soll erst seine eigenen Sachen aufheben, dachte sie, und begann zu ordnen, weil es ganz wider ihre Natur war, einen Wirrwarr zu sehen oder auch nur in ihrem Hause zu wissen. Auf dem Tische lag ein offener Brief, der erst fertig oder auch noch nicht fertig geschrieben sein mochte. Die Aufschrift lautete: Lieber, teurer Papa!

Wenn ein Sohn an seinen Vater schreibt, da wird wohl nicht besonders viel Geheimnisvolles darauf stehen, das wird man wohl lesen können, das wird doch nichts Schlechtes sein. — Damit hat Frau Adam ihr fragendes Gewissen sehr geschickt beruhigt. Hierauf nahm sie das Blatt mit zwei Fingern sorgfältig auf und las den folgenden Brief:

„Lieber, teurer Papa!

Du wirst nicht wenig überrascht sein, diesen Brief von mir aus dem Hochgebirge zu erhalten, während ich gegenwärtig, wenige Wochen vor der Doktorprüfung, in München fleißig studieren müßte. Wenn ich Dir jedoch die Gründe auseinandersetze, so wirst Du mich hoffentlich sehr gerne entschuldigen. Aus Vergnügen bin ich jetzt nicht in die Alpen gegangen, aber unten war es mir ganz unmöglich zu studieren. Die Burschenschaften sind ja etwas sehr Fesches und ich preise mich für's Leben glücklich, einige Jahre dieses Studenten-

leben kennen gelernt und genossen zu haben. Doch wenn man studieren will, oder vielmehr muß, da ist's nichts, da muß man die Burschen, ihre Kneipen und Paukereien und lustigen Auffahrten und kecken Streiche fliehen; zehn Meilen weit fleckt nicht. Daß ich die Prüfung endlich machen würde, war wohl schon aus Selbstachtung geboten, denn das Geständnis, daß ich, lieber Papa, Dir zu Ehren einmal studieren wollte, könntest Du bloß für ein geschmackloses Attentat auf Deine Börse halten. So stieg der Fall, und ich erteilte mir zu München in der königlichen Stadt Zimmerarrest, um endlich einmal die Klappen durchzusimpeln. Aber ochsen, das verlangt nur der Banause und tut nur das Kamel, und ein Student, der studieren wollte, das wäre gar kein Student. Schon am zweiten Tage kamen die Brüder, um mich zu befreien. Weil sie die Türe einzubrechen drohten, so wollte ich Dir weitere Auslagen ersparen, daher öffnete ich freiwillig und ging mit ihnen fort. Nach einem scharfen Geknobel entfloh ich ihnen, in ein niederbayerisches Nest flüchtend, um dort mit Ruhe und Sammlung meine Studien fortführen zu können. Drei Fuchsen wurden aufgeboten, mich auszukundschaften, und binnen achtundvierzig Stunden war ich wieder in ihren Händen, im Konvent, wo wir tief in die Kanne stiegen. Bier und Bier und Bier und anderes auch noch. Wieder stürzte ich mich ins Leben, und mehrere Gefleckte wetteiferten, mir Truhen aufzumachen, so habe ich den schwarzen Philister von mir geworfen und bin neuerdings üppig geworden. Du denkst vielleicht, Papa, daß ich hernach in stillen Nächten Gewissensbisse gehabt haben würde. Nein, stille Nächte gibt es nicht bei den Kommilitonen. Stille Tage gibt es, wo man im dunklen Zimmer nichts hört, als den Kopf brummen. Und in einer solchen Stunde habe ich die radikale Abhilfe ersonnen, von der ich nun hoffe, daß

sie mich retten wird. Ein paar Tage früher, morgens, klopfte ein fremder Burschenschafter an mein Fenster: Ob ich der und der wäre? Ob ich wohl geschlafen hätte? Er sei schon lange auf, das Wetter sei sehr schön und ich sei übrigens ein dummer Junge. Natürlich mußte ich steigen, und den leistete ich mir nachher, und als ich ihm eine Tiefquart um die Wange geschmissen hatte, dachte ich: So ginge das denn fort, und das ist zu dumm. Dann rasch verkniffen. Ohne Deine Monatssendung abzuwarten, habe ich von dem Anerbieten einer Hyäne Gebrauch gemacht, das letzte Mal, Vater ich verspreche es Dir auf Ehrenwort. Mehrere Tage lang bin ich teils gefahren, teils, den Koffer voraus, zu Fuß gewandert. Mein jetziger Aufenthalt ist ein Bergplateau, welches an zweitausendfünfhundert Meter hoch sein soll. Hier steht ein großes Unterkunftshaus, wo man eine gute Verpflegung und Ruhe hat. Es ist das bekannte Haus auf der wilden Starr, Dir allein, Papa, sei mein Asyl anvertraut. Hier finden sie mich nicht. Seit neun Tagen friere ich in dieser Stube und ochse. Ich gehe nicht hinaus, niemand kümmert sich um mich und zu aller Vorsicht habe ich auch meinen Namen verändert ins Fremdenbuch geschrieben. Ich gehe nicht früher von hier fort, als bis ich in mir den Doktor fertig habe; in fünf bis sechs Wochen kann es der Fall sein. Denn hier, wo mich nichts zerstreut, als eine alte brummige Stubenmagd und das Pfeifen des Windes im Dache, hier ist das Studieren ein köstlich Ding. Ich weiß keine Zeit meines Lebens, Du glaubst mir's, Papa, wo ich mit solcher Leichtigkeit und Lust gelernt hätte, als hier. Geht es gegen Ende, dann will ich mir noch ein paar Hochpartien in dieser unbeschreiblichen einzigen Umgebung gestatten, ehe ich der Weisheit voll hinabsteige, wie Moses vom Berge Sinai, um mein Doktordiplom zu holen an der Alma mater zu München.

Nun, Papa, was sagst Du zu Deinem herrlichen Sohne? Wenn der einmal Kultusminister ist, was ehestens der Fall sein wird, der verlegt die Universitäten ins Hochgebirge, wo es nur Weißbier gibt, aber ein besseres als bei uns zu Hause in Berlin, weil es nicht aus schimmeligen Fässern, sondern aus stattlichen Kuheutern kommt. Ich komme Dir einen Ganzen, Papa! —"

Was ist denn nun aber das? fragte sich Frau Adam, als sie den Brief herabgenascht hatte, etweder ist der Junge ein ganz außerordentlicher Junge, oder es ist mit ihm nicht recht richtig. Einstweilen trachten wir hinauszukommen.

Sie befahl hernach, den jungen Herrn Berghaus recht gut und warm zu halten, ihm möglichste Ruhe und Bequemlichkeit zu geben, sein Bett, sein Gewand in bestem Stande zu halten, seine schadhaften Stiefel dem Schuster zu unterbreiten, zeitnächstens, wenn er sie nicht an den Füßen trage. Wenn er dann manchmal über den Gang schritt, zwischen den Zimmertüren dahin, oder wenn er gar draußen über die Steine munter hinsprang und dort gegen die Felswand gekehrt einen gellenden Schrei um den andern ausstieß, weil ihm der Widerhall Spaß zu machen schien, da schaute die Hausfrau ihm verstohlen nach, und wenn ich aufgefordert würde zu sagen, was sie in solchen Augenblicken gedacht hat, so glaube ich Bescheid geben zu können. — Das muß eine Freude sein für Eltern, einen solchen Sohn zu haben. Die Mutter muß weggestorben sein, weil im Briefe keine Rede von ihr ist. Armes Kind, so klug du auch sein magst. Nein, wenn du auch verstockt bist und keine Gutheit verlangst, so lange du in diesem Hause bist, soll dir die Mutter nicht fehlen.

Der junge Berghaus ahnte nichts von der besonderen Fürsorge, die man ihm angedeihen ließ, er empfand nur, daß es ihm gut ging, er fühlte sich frisch und heiter, und je un-

ordentlicher es in seiner Stube aussah, je geordneter ward es in seinem Kopfe. Im kühlen, sonnigen Alpenwinde reifte er der Prüfung entgegen. Und Frau Adam dachte bei sich: Wie doch alles verkehrt wird in der lieben Welt. Früher, wenn einer studieren wollte, hat er müssen vom Gebirge in die Stadt, heute wenn einer studieren will, muß er von der Stadt ins Gebirge gehen.

Als der junge Berghaus in diesem Alpenasyle eine Weile zugebracht hatte, trat er in das Gelaß, in welchem Frau Adam die Geschäftssachen in Bücher schrieb. Mehrere Pakete von Geldnoten hatte sie vor sich liegen und daneben eine Holzschüssel mit Gold- und Silbermünzen. Der Student fragte, wie es hier mit der Bezahlung des Aufenthaltes Sitte sei, ob sie vielleicht täglich geschehe, oder wöchentlich, oder zuletzt vor der Abreise?

„Das ist nach Belieben," antwortete die Frau, „am bequemsten für beide Teile ist es, wenn Sie die Rechnung vor der Abreise begleichen."

Berghaus meinte, es könne doch sicherer sein, wenn ein Studiosus wenigstens allwöchentlich die Leistungsfähigkeit seiner Börse bekunde. Bei Studenten müsse man vorsichtig sein.

Nach einem kleinen Schweigen sagte Frau Adam: „Sie mögen wohl recht haben im ganzen. Wer aber so redet, wie Sie, dem will ich trauen. In Geldsachen haben die jungen Herren ja noch eine Ehre." Gleichwohl überreichte sie ihm die bisherige Rechnung, er bezahlte sie und legte noch zwei Mark dazu.

Kaum, daß er in seiner Stube war, kam schon die Magd Marianna: „das Dirndel läßt sagen, um zwei Mark zu viel hätten Sie gezahlt."

„Die sind für die Bedienung."

„Trinkgeld nehmen wir keins, läßt das Dirndel sagen."

Er mußte die Geldstücke wieder zu sich nehmen, sprang nun aber auf etwas anderes und fragte: „Sagt mir doch, weshalb ihr die Frau immer das Dirndel nennt?"

Die Magd sann eine Weile nach und antwortete endlich: „Richtig wahr, das weiß ich selber nicht, da muß der Herr schon den Scholastl fragen, das ist der Hausmeier, der mit dem breiten Rücken. Soviel ich weiß, hat es der aufgebracht."

Und schon am andern Tage, als der Scholastl eine vom Sturme herabgerissene Dachplatte festnagelte und dabei zu einem Fenster hineinrief, das Dirndel möge ihm Eisennägel herausschicken, stellte der Student sich an die Leiter und fragte hinauf: „Wer ist denn die, das Dirndel?"

„Wer wird's denn sein? Sie wird's halt sein." Recht unfreundlich war's herabgebrummt. Der junge Berghaus ließ sich nicht abschrecken.

„Warum nennt ihr die Frau immer nur das Dirndel?"

„Warum sollten wir sie denn nicht das Dirndel nennen? Hab' sie halt als solches kennen gelernt und ihretwegen werd' ich mir keinen andern Schnabel einhängen."

„Aber auch die andern sagen es."

Der auf seiner Leiter hielt im Nageln ein und fragte herab: „Ist's was Schlechtes?" — Und während er wieder klopfte: „Bei uns daheim ist's halt der Brauch; ein Mann, der nicht geheiratet hat, heißt Bub'; ich kenne Buben, die hundert Jahre alt sind. Und ein Weibsbild, das nicht heiratet, bleibt's Dirndel. — So, jetzt wissen Sie's, und die Latte sitzt fest."

„Danke schön," sagte der Student und sah wieder nach seinen Büchern.

Als vier oder fünf Wochen so vorübergegangen waren, hub Berghaus an, öfter im Freien umherzuwandeln. Anfangs sah man noch häufig, wie er ein Buch oder ein Schreibheft bei sich hatte und unterwegs manchmal einen Blick hineintat, wobei seine Füße aber stets stolperten. Sein graues Wollentuch über die Schultern gelegt, ging er hinaus über den Tisch bis zu einem der Abgründe und schaute hinab. Es ist doch etwas anderes, so in der hohen Natur, als in der Bierkneipe. Es ist doch etwas anderes. Der Mensch in der Stadt, er versäumt sich selber. — Hat der Student das nicht gedacht, so hat er's gewiß empfunden. — Dann schaute er sich nach dem vielberufenen Edelweiß um, unten an den Wänden soll es zu finden sein. Wo es möglich war, da kletterte er hinab; wo es nicht möglich war, da wollte er wissen, ob es denn wirklich nicht möglich wäre. Es war auch da noch manchmal möglich. Einmal, als er wieder vom Hause fortging, hörte er hinter sich sagen: „Herr Berghaus!" Stand die Hausfrau da, und als er sich zu ihr umgewendet hatte, sprach sie: „Ich muß Sie aufmerksam machen, daß Sie nicht dazu ausgestattet sind, zum Klettern. Wollen Sie hinab, so ist dazu ja der Weg vorhanden."

„Ich will hinauf," sagte der junge Mann, gegen die starren Gewände des Kegels deutend.

„Dann werden Sie vom Pferdeknecht die Schuhe anziehen und vom Hausmeister den Lodenmantel und vom Scholastl den Bergstock nehmen, und der Eselsbub soll mit Ihnen gehen und den Steig weisen. Er ist neu hergerichtet worden, aber man darf ihm nicht trauen."

Der junge Mann verneigte sich leicht und ging seines Weges. Etwas wie Trotz regte sich in ihm. Wie kann sie sich herausnehmen, ihm seine Spaziergänge vorzuschreiben, oder gar ihm das Gewand des Hausgesindes aufzu-

nötigen? Er wollte ihr demnächst zu verstehen geben, daß er schon selber wisse, was zu tun sei. Da kam ein kleiner Zwischenfall.

Der Student hatte sich sein Mittagsmahl immer noch auf die Stube bringen lassen, denn die teils mürrische, teils hochmütige, teils philisterhaft leutselige Gesellschaft, die bei dem gemeinschaftlichen Mahle zusammenkam, behagte ihm nicht. Am zuwidersten waren ihm ein paar bunt herausgeputzte Frauenzimmer, die von Ärzten auf den Berg geschickt worden waren, die mit jedem zweiten Worte versicherten, wie nervös sie seien, mit ihrer „Nervosität" ordentlich Staat machten und sich dabei girrend und bemutternd an den jungen Mann drängten, so oft er sich sehen ließ. Daher wich er ihnen aus. Eines Tages aber, nach Tisch, hörte er vom Speisesaal herauf einen Lärm von schreienden Stimmen, der so arg wurde, daß Berghaus hinabging zu sehen, was es gebe. Zwei Gäste, die dem Weine stark zugesprochen hatten, ein österreichischer Rittmeister und ein tadellos schwarz gekleideter Bayer, der sich als Ratsherr aus München ins Fremdenbuch geschrieben hatte, waren miteinander in Streit geraten. Der Bayer hatte den Österreicher bei der Tafel darüber angerempelt, daß dieser allemal die größten und besten Stücke aus der Schüssel nehme; worauf der Rittmeister entgegnete, er frage niemanden, was oder wieviel er essen dürfe, am wenigsten einen Falschmelder! Wurde der ohnehin sehr rote Bayer noch röter im Gesicht und fragte: „Falschmelder? wie das gemeint ist?" — „Ein Ratsherr sind Sie schon lange nicht!" rief der Rittmeister laut, „aber ein Radherr sind Sie. Vor einem Monate, wenn Sie sich gefälligst erinnern wollen, haben Sie auf Ihrer Mietdroschke einen Offizier vom Münchener Schloßplatze zur Bavaria hinausgefahren." — „Gewiß, das waren Sie selbst!" ver-

setzte der Bayer, „denn Sie haben mir damals mit einem gefälschten Markstück die Fahrt bezahlt."

Das war natürlich genug. Sie gerieten zusammen, huben ein rasendes Geschrei an und waren auf dem Sprunge, einander zu erwürgen. Die Frauen kreischten, die Herren wollten beschwichtigen, bekamen aber ihren Teil. Nun stürzte der Scholastl, der Hausmeier, mit dem Ochsenziemer herein und schrie in überschlagener Fistelstimme: „Hier wird nicht gerauft, meine Herren! Hier ist es verboten, daß gerauft wird, meine Herren! Ich sag' es Ihnen das letzte Mal, meine Herren!" — Das letzte Mal sagte er es freilich, weil er, vom Rittmeister veranlaßt, im nächsten Augenblicke vor der Türe draußen lag. Aber statt seiner stand jetzt Frau Adam da. Sie hatte keinen Ochsenziemer, sie erhob kein Geschrei, aufrecht und ruhig stand sie da, und als ihr Erscheinen den Streit für den Moment gedämpft hatte, sprach sie: „Was hat das zu bedeuten?" — Kein Wort sonst, doch das war in einem Tone gesprochen, mit einem Blicke begleitet, welcher alle Leidenschaft lahm zu legen schien. Mit dumpfem Geknurre verzog sich der Bayer, mit einem dröhnenden Fluche der Rittmeister, und mit Beifallsgemurmel über die schneidige Hausfrau verließen auch die andern den Saal.

Der junge Berghaus hatte den Auftritt mit angesehen und bei solcher Gelegenheit ward ihm klar, daß gegen dieses Weib, vom Gesinde genannt das Dirndel, nichts anzufangen sei.

Hingegen stand er manchmal an der Küchentür und blickte hinein, wie die drallen Weibsbilder scheuerten, wuschen und kochten. Es war aber alles herb und barsch abweisend, wenn er ein artig Wörtlein sprach oder gar mit zartem Finger an irgendeiner Haarkrause, an irgendeinem Mieder etwas ordnen wollte. Da kam ihm manchmal zu Sinne, wie

wohl es hingegen unten auf den Almen bei den Hütten mit dem Menschengeschlechte bestellt sei.

Eines Tages hatte der Bote folgenden Brief gebracht:

„Lieber Morzl!

Von allen Studentenstreichen, die Du je ausgeführt, ist das weitaus der genialste. Vor den Saufbrüdern in das Hochgebirge zu entfliehen, um sich für das Rigorosum vorzubereiten! Junge, wenn Dir der Wurf gelingt, so wird Dir zum nächsten Herbste schon in unserem Parke die Ehreneiche gepflanzt, welche Du Dir als Zukunftsminister für Dein diplomatisches Meisterwerk, die Aussöhnung Frankreichs mit Deutschland, ausgebeten hast. Einstweilen wollen wir die beiden Reiche in bester Feindschaft nebeneinander bestehen lassen und trachten, daß wir Doktor werden. Bei Deiner mir bekannten und in anderen Dingen sattsam erprobten Energie kann es Dir nicht fehlen. Übrigens muß ich Dich, mein Sohn, aufmerksam machen, daß nicht bloß die Kneipe und der Fechtboden und der Prüfungssaal für den Studenten Gefahren bergen, sondern auch das Gebirge mit seinen Wildwässern und Abstürzen und Irrwegen. — Ich vermute, Du verstehst mich. Vergiß nicht, was Du Deinem Namen schuldig bist. Auch ich bin als junger Mann in den Alpen gewandert, gerade die Gegenden der drei Achen und der Wilden Starr sind mir bekannt. Mit reinem Schilde heim! Das war mein Wahlspruch. Nimm Dir an Deinem Vater ein Exempel. Wenn die Spätsommertage günstig sind und ich komme los — wer weiß, ob ich nicht an Deine ehrwürdige Gelehrtenstube klopfe im Hause auf der Wilden Starr. Auf Wiedersehen Dein Vater.

Berlin, am 20. August 188*.“

Nun war der junge Herr wieder eine Weile unsichtbar.

Er verschloß sich in seine Stube und arbeitete. Das währte ungefähr eine Woche, dann trat er hervor. Seine Gesichtsfarbe war fast abgeblüht, aber sein braunes Auge blickte munter, und an seiner Stirne ließ er im Winde die Ringellocken flattern. Die Ehreneiche schien erworben zu sein.

Milde Herbsttage waren gekommen. Zwischen den Steinen standen Blümlein auf, zarte, duftende, auf schlanken Stengeln sich lieblich schaukelnde Blümlein. Die weißen Wolkenballen und das harte Blau und das trübe Nebelgrau des Hochsommerhimmels war in ein ruhiges, silberätheriges Licht übergegangen. Das Alpenrund schien weiter als sonst, die Berge schienen höher. Nur daß das Rund kein ganzes war, gefiel dem jungen Wandersmanne nicht. Im Norden ragte der massige Kegel und verdeckte gerade jene Himmelsstriche, die über dem fernen Vaterlande lagen. Von der Spitze des Berges herab funkelte der Stern, man glaubte fast, er gehöre zu denen des Himmels und ruhe tief in der unendlichen Ferne; er gründete sich aber auf dem Felsen, und Berghaus hatte ein Verlangen, einmal dort oben zu stehen, bevor er die Gegend verlassen mußte. Er ging fort, kehrte jedoch nach einer Weile wieder zurück.

Am nächsten Morgen trat er zum höckerigen Manne hin, der bei den Maultieren stand und die diesen aufgeladenen Kistlein und Fäßchen zählte. Er rückte zum Gruße den Hut, der Hausmeier merkte es nicht.

„Geht Ihr heute mit den Tieren hinab?" fragte Berghaus den Scholastl.

„Heroben bleiben werd' ich nicht," knurrte dieser.

„Es ist schönes Wetter."

„Na, alleweil wird's nicht schlecht sein."

„Ich habe gehört, daß Ihr einen Bergstock habt!"

„Was soll ich denn keinen Bergstock haben?"

„Möchtet Ihr so gut sein und mir ihn borgen?“

„Ich borg nichts.“

Solches war das kurze Gespräch zwischen den beiden. Der junge Berghaus ging seines Weges, und der Hausmeier ließ den täglichen Transport abtraben gegen das Tal.

Spät abends, als die Hausfrau noch durch die langen schmalen Gänge schritt, zwischen den Zimmertüren hin, und dann in die Vorratskammern und dann in die Küche, wie sie es gewohnt war, und als sie überall schon alles in Ruhe fand, ging sie auch noch hinaus zu dem Stallgebäude und rief den Namen Scholastl. Sehr bald reckte dieser den struppigen Kopf zum Fensterchen heraus, im Mondscheine gar gespensterhaft zu sehen.

„Scholastl, ist alles in Ordnung?“

„Warum soll's denn nicht in Ordnung sein?“

„Sind die Leute alle im Hause?“

„Da hätt' ich viel zu tun, wenn ich allnächtig nachzählen wollt'.“

„Heut wirst aber doch müssen zählen, Scholastl.“

„Das werde ich nicht tun, Dirndel.“

„Das wirst du doch tun, Scholastl, und sogleich wirst du es tun!“

Sie wußte, daß ein weiteres nicht vonnöten war und ging in ihre Stube.

Kaum eine Viertelstunde währte es, so kam der Scholastl ihr nach und sagte: „Es ist alles in Ordnung, aber der junge Herr ist nicht da.“

„Welcher junge Herr?“

„Nun, halt der junge Herr mit dem gelben Haar, der alleweil so mit den Büchern umgeht.“

Sie hatte sich schon ins Bett gelegt gehabt, jetzt stand

sie wieder auf und stieg zum Dachstübchen empor. Da war heute die Kerze nicht angebrannt worden und das Bett nicht aufgeschlagen. Die Leute wurden zusammengerufen. Ein Knecht sagte, daß er am frühen Nachmittage den jungen Herrn über den Schutthang gegen den Kegel habe hinaufgehen sehen. Der Scholastl erinnerte sich jetzt, daß er von ihm den Bergstock hatte entlehnen wollen.

Als ob ein Feuer ausgebrochen wäre, so ließ Frau Adam Lärm blasen. Die Gäste kamen erschrocken aus ihren Kammern hervor. Bergstöcke, Haken, Stricke, Laternen und Fackeln wurden verteilt. Die Gäste mußten hinaus über den Tisch, hinter jede Steinkante, in jede Spalte schauen. Die Knechte mußten hinan den Felskegel. Viele Stimmen riefen den Namen des Vermißten. Es meldete sich nichts. Die Hörner gellten vielfach in dem Gewände, und nach einer Weile kam ihr Schall selbst von den fernen Bergen zurück, weiter meldete sich nichts.

Der Kegel stand im Mondlichte da wie eine blasse dreieckige Wolke, dort und da war in den Wänden eine rote dahinschwankende Scheibe, das war der Fackelschein der Suchenden. An verschiedenen Stellen und immer höher glitten diese Scheiben hinan, und die Hörner, die von dort herabklangen, hatten einen fernen, matten Ton. Nach zwei Stunden fing an der Bergspitze plötzlich der Stern an zu leuchten. — Sie hatten nicht hinaufgewollt. Wenn er abgestürzt ist, kann er nicht oben sein, und wenn er oben ist, so wird er nicht abgestürzt sein, das war ihre Weisheit. Das Dirndel trieb sie vor sich her den steilen, schwindelnden Steig. Und dort, wo der Steig scheinbar fast senkrecht eine Stufe ins Gestein geschlagen, hie und da eine Eisenklammer — da standen die Leute zur Seite und erklärten dem Dirndel offen, bei nächtiger Stund' stiegen sie da nicht hinauf. Ihr

Leben sei auch nicht weniger wert, als das des ungeschickten fremden Menschen.

„Wenn euer Leben so viel wert ist, dann bleibt nur herunten,“ sagte Frau Adam, „ich werde hinaufgehen.“

Und sie stieg an wie ein Mann.

Als sie nicht mehr gesehen wurde, weil sie um den Felsenriff war, sprach der Scholastl: „Eine Schand' wär's doch!“ riß dem Nebenstehenden die rauchende Fackel aus der Hand, faßte sie zwischen die Zähne und kletterte der Frau nach.

Als sie oben waren und der Fackelschein auf das vergoldete Kreuz fiel, welches vor Jahren der Alpenverein auf die Spitze des Kegels gepflanzt hatte, weil diese Spitze die höchste war im weiten Bergrunde, da fing von unten gesehen der Stern an zu leuchten.

Und als sie oben standen, der Scholastl und das „Dirndel“, und auf der brüchigen, wildfurchigen und zackigen Bergzinne umherblickten und nichts sahen und schon wieder hinabsteigen wollten, da war unten im nördlichen Hange ein Schrei. Ein heiserer Schrei war ausgestoßen worden.

„Wir haben ihn, da unten liegt er,“ sagte Frau Adam und wenige Minuten später — sie wußte selber nicht, wie sie die Wand hinabgekommen war, wo man nicht gehen, nicht klettern, nur stürzen kann — stand sie neben ihm. Auf Schutt war er gefallen, auf demselben eine Strecke weiter gerutscht und in einer Felsspalte stecken geblieben. So lag er noch und konnte sich nicht helfen, weil ihm alle Glieder gebrochen waren, weil er halb betäubt und ohnmächtig war. — Es ist hernach ja besprochen worden. Der Blick von der Hochspitze über die Alpen hin ins blauende Land hinaus hatte ihn berauscht. Er wußte selbst nicht, wie es kam, lange war er oben gestanden neben dem ehernen Kreuzbilde, in der

heiligen Stille des Himmels, kein Lüftchen, kein Rauschen, kein Wünschen, kein Fürchten — nichts als seliger Frieden. Das Kreuz hub an sachte sich auf die Seite zu neigen, dann sprangen neben ihm die Felsen hinauf, Wand um Wand, immerwährend hinauf, dann war ein kühles Prickeln an Händen und Angesicht, dann war nichts. — Und wie er erwacht, liegt er in einem gar seltsamen Bette, vor ihm ein zackiger Fels, liegt eingeklemmt zwischen Steinen, das Gesicht zur Höhe gerichtet, wo die finsteren Wände niederstarren. Im Augenblick ist ihm, er habe weder Hände noch Füße, doch als er versuchen will, ob sie noch da sind, heben sie an grimmig wehe zu tun. Das weiß er schon, er ist abgestürzt und glaubt, er liege in der allertiefsten Schlucht des Gebirges, so lange, endlos lange hatte ihm der Fall geschienen. Dann denkt er, er müsse schreien, damit man ihm zu Hilfe komme, weiß später aber nicht, ob er wirklich geschrien hat. Dann ist ein ungeheurer Wasserfall, ein Brausen, daß kein Schrei vernehmbar ist, und die Hochwände stürzen als Wasserfälle nieder. Er tut den Mund auf, daß ein Tropfen hineinrinne, denn er ist so durstig. Vor seinem Auge in den Lüften ist ein dunkler Faden, der sich selber nachläuft, ein schwimmender Ring, der plötzlich als gerader Stab niederfährt. Ein Habicht? Ein Adler? Schreien will der Verunglückte, um das Raubtier zu verscheuchen, aber er hat keinen Laut. Endlich ist es sehr süß zu ruhen. Er ruht hundert Jahre so, er schläft und sieht doch immer das Felsungetüm, in das er geklemmt ist. Sein Fuß schmerzt bitterlich und der Schmerz hat die Gestalt des Felsens. Da fällt ihm sein Vater ein, der steht da, er hat aber die Gestalt des Felsens. Endlich kommt es ihm zu Sinn: das wird wohl Sterben sein. Das Jenseits ragt schon herüber, ein gespenstiges Ungetüm — es ist wieder der Fels. — Endlich ist dieses beklemmende Bild vergangen, es

ist nichts mehr als die Unendlichkeit. — Da leuchtet hoch oben ein roter Schein auf. Nun empört sich noch einmal das Wesen, er weiß kaum weshalb — und jetzt stehen Leute da mit einer brennenden Fackel.

Im ersten Schimmer des Morgens trugen sie ihn dem Hause zu. Als sie ihn ins Bett legten, fiel er sogleich in Schlummer; sie wuschen seine Wunden aus, sie legten Eis auf einzelne Stellen seines Körpers. Er schlummerte und atmete. Über die blasse Unterlippe ging eine große blutige Schramme, anders war sein weißes Angesicht nicht entstellt. Sie flößten ihm belebende Flüssigkeiten ein, sie rieben seine Stirne mit Balsam, oft beugte Frau Adam sich nieder zu seinem Gesicht, ob er wohl atme.

Gegen Mittag hub er an, die Züge des Antlitzes zu verzerren und zu wimmern. Er wachte auf, erkannte seine Lage sogleich und klagte, daß er ohne Arme und Beine, ein elender Krüppel, weiter leben sollte. Der vermittelst Kupferdrahts gerufene Arzt aus Lungelstein war auch schon da, er untersuchte den Verunglückten, fand eine Menge Quetschungen und sagte dann mit heller Stimme: „Herr Berghaus, ich kann Ihnen mitteilen, daß Sie nicht als Krüppel weiter leben werden, sondern als gesunder Mann. Ein Beinbruch oberhalb des linken Schenkels. Eine kleine Geduld, in wenigen Wochen ist er heil.“

Zu gleicher Zeit ging eine Drahtnachricht ab: „Berlin, Reichskanzler-Amt X. X. Wegen Überstauchung eines Fußes Aufenthalt verlängert. Auf Prüfung gründlich vorbereitet. Moriz.“

— — — — — — — — — — — — —

Die Dienerschaft des Hauses hub fast schon an zu zischeln, daß das Dirndel sich gar nicht mehr fortbringen lasse von dem Krankenbette des Studenten. Die Frau Adam

sagte: „Ich bleibe einmal sitzen. Unsereins hat schon mancherlei erfahren und weiß etwan auch besser Bescheid als andere. Wenn nur kein Fieber kommt!“

Das Fieber kam in der nächsten Nacht. Er plauderte von den hohen Wissenschaften und von der Ehreneiche und von Zweikämpfen und von Geldmäklern. Jäh zuckte aber auch ein schwarzer Fels, ein kreisender Raubvogel durch sein Gehirn. — Wenn es nicht bloß ein mütterliches Herz gewesen sein sollte, was da bei ihm Wache hielt, wenn es auch ein wenig ein anderes gewesen wäre, so hätte es hinhorchen müssen auf süße Geheimnisse, die dem Fieberkranken leicht entschlüpfen konnten. Aber so war es ja nicht. Mit Bangen legte sie ihre Hand leicht auf seine heiße Stirn, mit ängstlicher Sorgfalt zog sie die Oberdecke sachte von seiner Brust, wenn er glühte, und hüllte ihn mit beiden Decken wieder zu bis an die Schultern, wenn er fröstelte.

„Papa!“ rief er plötzlich mit so lauter Stimme, daß sie fast erschrak. „Komm doch, sieh dir das Dirndl an! Das ist gut — oh, Papa, das ist gut!“

Jetzt erschrak sie noch mehr, und wie sie den Schlummernden so anblickte, da ward ihr zum Weinen und hatte doch der Arzt versichert, es wäre keine Gefahr vorhanden.

Am nächsten Frühmorgen erwachte er und war erquickt und hatte frische Augen und genoß eine würzige Weinbrühe und wollte aufstehen; sein verbundener Fuß aber belehrte ihn eines Bessern. Frau Adam war zwei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen, kaum, daß sie sich das Gesicht gewaschen, das Haar geglättet hatte, welches beim wilden Klettern auf dem Kegel in Unordnung gekommen war. Auch die goldene Halskette war an der Schließe beschädigt, sie wußte es nicht oder achtete es nicht. Nun ging sie, ihre gewohnten Dinge zu besorgen und Befehle zu erteilen. Ab-

reisende Herrschaften begleitete sie hinaus bis vor den Steinwall, dort gab sie ihnen die Hand: Sie möchten sehr glücklich sein in der schönen Welt. Habe es ihnen gefallen in ihrem Hause, so sollten sie einmal wiederkommen, habe es ihnen nicht gefallen, so sollten sie denken, sie seien auf dem hohen Berge halt unseres Herrgotts Kostgänger gewesen.

Als sie wieder zurückgekehrt war ins Haus, wollte sie sich schlafen legen, ging aber doch noch einmal zu dem Kranken, um zu sehen, wie er sich befinde. Und bei ihm blieb sie lange sitzen. Sie waren in ein Gespräch gekommen. Der Student hatte die Äußerung getan, es wäre doch nicht übel, wenn jetzt sein Vater käme. Erstens, damit er da wäre, und zweitens, damit er sehe, wie alles auf gutem Wege sei.

„Ihr Vater ist wohl weit weg?" fragte Frau Adam, „gar in Berlin, habe ich gehört. Wer ist er denn, daß er nicht kommen kann?"

„Er ist Beamter im Reichskanzleramt und könnte auch kommen, wenn es nötig wäre."

„Und von Ihrer Mutter sprechen Sie nicht, Herr Berghaus?"

„Ich habe keine Mutter."

„Früh gestorben?"

„Sie ist eine Amerikanerin und lebt in England."

Diese Antwort hatte ihre Neugierde erst recht erweckt, allein sie fühlte, hier durfte nicht weiter gefragt werden.

Nach einer Weile des Schweigens sagte der junge Mann: „Wenn ich eine Mutter hätte, da wäre es ganz anders."

Mit Teilnahme neigte sie sich ein wenig gegen ihn, dann wendete sie sich rasch ab und murmelte: „Es hat halt jeder Mensch sein heimliches Kreuz."

„Frau Adam!" sagte Berghaus auf einmal lebhaft.

Sie neigte sich ihm wieder zu.

„Frau Adam, ich bitte, wie kommen Sie zu diesem Bilde?"

„Was meinen Sie für ein Bild?"

„Das Sie in der Broche Ihrer Halskette haben."

„Dieses Bild geht niemanden was an," war ihre kurze Antwort.

„Es ist das Bild meines Vaters," sagte der Student.

„Das wäre! Daß Sie wieder anfingen zu phantasieren!"

„Es ist meines Vaters Bild," wiederholte der Student, „es ist aus seiner Jugendzeit, ich besitze davon ein anderes Exemplar, wenn Sie in meinem Taschenbuche nachsehen wollen."

„Sie täuschen sich, Herr Berghaus."

„Nein, Frau, ich täusche mich nicht. Ich habe es ganz genau gesehen, es ist das Bild meines Vaters."

Sie rückte den Stuhl, auf dem sie gesessen war, sie ging ans Fenster, ob es wohl geschlossen sei und kein schädlicher Luftzug hereinkomme. Dann sagte sie wie ganz nebenbei: „Es mag ja sein. Ich weiß nicht, wem die Kette einmal gehört hat, ich hab' sie von einem alten Juden gekauft. — Und jetzt gehe ich, der Arzt sagt, Sie sollen Ruh' haben. Wenn Sie etwas wünschen, so ist hier die Glocke."

Sie ging in ihr Zimmer, schnallte die Halskette ab, sah den Schaden: es war das Silberblättchen weggebrochen von dem Bilde. Nun zitterten ihr die Glieder, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte. Dann warf sie sich aufs Bett und hub an zu schluchzen. Den ganzen übrigen Tag blieb sie in ihrer Stube, und die Tür war verschlossen.

Von diesem Tage an wurde bei Frau Adam die Halskette nicht mehr gesehen. Täglich ein paarmal ging sie nachsehen zum verwundeten Studenten, hielt sich aber nur mehr kurz bei ihm auf. Den Arzt fragte sie mit sehr gleich-

gültigem Tone, wie es um den gebrochenen Fuß stehe, aber sie fragte jeden Tag.

Und sie wurde jeden Tag um dasselbe befragt vom Scholastl. An keinem Gaste hatte der Alte je eine solche Teilnahme bezeugt, als an dem kranken Studenten.

„Ich hätte ihm ja den Bergstock gern geborgt, daß er nicht verunglückt wär'," gestand der Scholastl, „aber er hat ihn nicht genommen."

„Hast du ihm den Stock angeboten?" fragte Frau Adam.

„Das nicht, er hat mich drum ersucht."

„Und nachher nicht genommen? Ich weiß es schon, Scholastl —!"

„Du gehst auch noch gegen mich, Dirndl!" brach der Alte los, „wo ich mir eh nimmer zu helfen weiß vor lauter Reu und Leid!"

„Ich hab' ja nichts gesagt, Scholastl."

„Aber gedacht hast es, daß ich nein gesagt hab'. Das kann ja sein, der dumme Mensch hätt' ein zweites Mal fragen sollen. — Und jetzt geht alles gegen mich los, und daß ich ein Lumpenkerl bin, der die Schuld hat, daß er gestürzt ist."

„Wer sagt denn das?"

„Ich sag's. Ihr denkt euch's nur, ihr falschen Leut' alle miteinander, und er kann's ja haben, mein Geld, wenn er ein Krüppel bleibt, und du kannst mich ja fortschicken, kannst mich einsperren lassen, tu's, tu's, ich bin nichts anderes wert!"

Er hub an laut zu grölen, sie tröstete ihn und daß dem Studenten, wie er gestürzt, kein Bergstock hätte nützen können. „Wenn du dir bei dieser Gelegenheit aber etwas vornehmen willst, Scholastl, so gewöhne dir die närrische Gewohnheit

ab mit deinem Neinsagen, wo du doch allemal das Gegenteil meinst, weil du ein guter Kerl bist."

„Dirndel, ich nehm' mir's für, ich versprech' dir's, von mir sollst mein Lebtag kein Nein mehr hören, mein Lebtag keins. Aber," fuhr er knurrend fort, „das kann ich dir wohl sicher sagen, Dirndel, alle meine Nein miteinander haben dir nicht so weh tun können, als mir das einzige, das du einmal hast gesagt."

„Ist schon recht, Scholastl. Es wird kalt. In einer Woche siedeln wir hinab, und du sollst jetzt die Kisten zusammennageln gehen."

„Versteht sich, ich werd' just die Kisten zusammennageln gehen!" entgegnete der Scholastl. „Soll's der Franzel tun! Ich werd' nicht der Narr sein." Ging und nagelte die Kisten zusammen.

An dem nämlichen Tage, als zwischen der Frau Adam und ihrem Hausmeier das angedeutete Gespräch geführt wurde, kam auf einem Maultiere ein graubärtiger Herr den Felssteig heraufgeritten. Er kam ins Haus und verlangte sofort zum Studenten Moriz Bagemann.

„Wir haben keinen Studenten Bagemann," lautete der Bescheid einer Magd.

„Führt den Herrn nur auf Nummer neunzehn!" rief Frau Adam vom Gange her, „dort wird der Rechte schon sein."

Nun stand der Vater vor seinem Sohne, der auf dem Bette saß.

„Moriz," sagte er, „es ist doch schlimmer, als du berichtet hast. Aber die Angst kam mir erst jetzt den Berg herauf, als ich die wüsten Wände betrachtete. Wie ich sehe, bist du jedoch ganz wohl versorgt."

„Papa, in diesem Hause ist eine Frau. Was die an mir getan hat, eine Mutter könnte nicht besser sein."

Als Baron Bagemann nach der Hausfrau verlangte, da hieß es, sie lasse sich entschuldigen, sie sei unpaß.

Noch an demselben Tage trafen sie sich auf dem schmalen Gange, nahe an einem Fenster. Sie blieben voreinander stehen und schauten sich an.

„Ja, ja, Herr Moriz," sagte sie endlich leise, „ich bin derweil ein altes Weib geworden."

Als diese Worte kalt und hart gesagt waren, ging sie vorüber.

Er war vor einem solchen Wiedersehen fast erstarrt. Endlich schritt er ihr nach, die Treppe hinab und in den Hofraum hinaus. Dort stand sie bei dem alten höckerigen Manne.

„Es ist ja alles gut, Herr Baron," sagte sie. „Es geschieht, wie es unser Herrgott haben will. Und mein bester Kamerad," sie wendete sich zum Scholastl, „ist der. Und wird's wohl auch bleiben. Und Ihr Herr Sohn ist gottlob soweit, sagt der Arzt, daß er reisen kann."

Bevor sie aber abgereist sind in die ferne Stadt, hat Baron Moriz Bagemann doch noch Gelegenheit gefunden, ihr die Worte zu sagen: „Seit jenem Scheiden aus dem Forsthaus an den drei Achen ist wohl kein Tag vergangen, an dem ich nicht deiner gedacht habe. Allein ich bin dem Drucke der Verhältnisse unterlegen, und ich habe das auch gebüßt. Daß du noch einmal so edel in mein Leben getreten bist, gleichsam als die vom Himmel gesandte Mutter meines Kindes — ich habe es nicht verdient, aber es ist mir ein Segen für mein nahendes Alter. — Wenn ihr in den nächsten Sommern wieder auf diesem Berge sein werdet, darf mein Moriz manchmal kommen?"

Bei diesen Worten hatte sich Frau Adam abgewendet; sie wollte, sie durfte es nicht zeigen, wie nahe es dem Frauen-

Herzen ging. Sie neigte auf seine Fragen nur flüchtig mit dem Kopf, ging zum Fenster und rief sehr scharf hinab: „Scholastl! Zähme die Maultiere auf!“

„Jetzt hab' ich keine Zeit!“ knurrte der Alte, ging hin und tat's.

— — — — — — — — — — — — —

Der Sohn ist im nächsten Sommer noch einmal gekommen, dann trat er in den Staatsdienst und hatte keine Zeit mehr für das Hochgebirge. Hingegen wohnt im Hause auf der hohen Starr allsommerlich ein alter Herr aus Berlin. Und so heimlich ist ihm dort geworden, daß er halb im Spaß und halb im Ernst eines Tages der Hausfrau die Frage stellte, ob sie die einst so gründlich aufgeschobene Hochzeit nicht am Ende doch noch halten sollten miteinander?

Als Antwort reichte sie ihm die Hand: „Ich weiß es, Moriz, du hast nicht anders gekonnt. Jetzt können wir auch ohne Hochzeit beisammen sein und ich bleibe, was ich so lange Zeit gewesen bin — Adam das Dirndl.“

Die Harfe im Walde.

Die Gegend ist fremd, der Wald ist finster und abendlich, die Wege verrinnen in den Schluchten, an den Hängen, in den Dickichten — und wir haben keine Zuflucht. Über den Almen und Felswänden hängen die Wolken, die schweren, hochsommerlichen Wolken. Die Bäume wagen sich nicht zu rühren, denn in ihren Zweigen schlafen die Vögel.

In den Tiefen rauscht der Waldbach; — wenn in den Tiefen so sehr der Waldbach rauscht, sagen die Leute, dann kommt ein Sturm.

Wir wollten hinüber zum Kirchlein des heiligen Hubertus, das im Walde steht und den Waldleuten am Tage des Herrn als Versammlungsort dient. Nun ist keine Zeit dazu. Laßt jetzt auch das Suchen nach Himbeeren und Alpenrosen — es fallen schon die schweren, eiskalten Tropfen.

Ein mattes, plötzliches Hinleuchten zwischen den Stämmen — da beginnt es hoch oben zu rollen, rauh und schwer, wie das Aufatmen des Himmels, dem der Alp auf der Brust sitzt. Jetzt werden die Bäume wach. Sie schlagen mit den Ästen um sich, das Gevögel schreckt auf. Der Wald rauscht, hoch in den Wänden tost der Widerhall — über den Wipfeln kreist der Habicht, der bringt den Sturm.

An uns Eilenden huscht ein Mann vorüber, eine schwarze, verwilderte Gestalt mit einer Flinte. Plötzlich steht er wie gebannt, lauert, kauert sich zu Boden und richtet den Lauf des Gewehres in die Luft. Wie von seinem glühenden

Auge entzündet, kracht der Schuß — aus den Lüften nieder stürzt der Habicht. Das Tier fällt an den Bäumen langsam von Ast zu Ast herab und bleibt endlich hängen über dem Haupte des Schützen. — Am Felshange fliegen die Wolken herab. Der Mann klettert auf den Baum wie eine Wildkatze, faßt mit den Zähnen den toten Vogel, springt zur Erde und eilt durch Wald und Wettersturm der Hütte zu.

Die Hütte steht zwischen uralten Fichten; vor derselben sind rauchende Kohlenmeiler, der Bretterbarren und der Ziegenstall; hinter ihr der brausende Bach.

Und aus dieser finsteren Hütte schimmert zu den kleinen Fenstern Licht heraus in die große, wilde Welt. Die Türe ist verschlossen, der Mann rüttelt: „Kilian! Mach' auf, die Räuber und Mörder sind da!"

„Erschreck' du einen andern", sagt hierauf eine Stimme von innen, „ich kenne dich wohl, du bist der Hans."

„Und darf der Hans in dieser Nacht bei dir sein?" fragte der Ankömmling. Die Türe ging auf, der Kohlenbrenner stand da und sagte: „Bist gern gesehen."

„Sollst es nicht umsonst tun, ich geb' Dir ein paar Pfeifen Tabak."

„Die paar Pfeifen Tabak nehme ich," sagte der Kilian, „aber für das Dableiben wirst nichts schuldig. In so einer ungestürmen Nacht ist's kurzweiliger, wenn zwei sind. Die Brautleut' sind nach Feichtau gegangen und noch gar nicht daheim, die stecken sich bei dem Gewitter heilig unter einen Tannenbusch."

Der Köhler, der das sagte, war eine große, derbe Gestalt, deren Gesichtszüge unter dem dichten Kohlenruß kaum zu erkennen waren. Seine Augen schauten offen und sanft. Er stak in einem weiten Lodenkittel, die Schenkel umspannte eine verschlissene und versengte Lederhose, vom Knie abwärts

waren die Füße nackt bis auf die Holzschuhe. Er warf Äste und Kohlen in sein prasselndes Herdfeuer, welches den vorderen Raum der Hütte durch den Rauch mit flackerndem Rot erhellte. Zu Fuß des Herdes war ein beweglicher Holzbalken, und so oft der Mann auf denselben trat, sprühte und lohte das Feuer in heftiger, blauer Flamme auf. An der berußten Holzwand hingen unter Haus- und Küchengeräten große Hämmer, Zangen und Hacken, und neben dem Herde stand ein kleiner Amboß.

Der Köhler ist hier auch Schmied. Er schmiedet den Holzleuten im Edelwalde ihre Axte, Beile, schärft ihre Steigeisen und Sägen — er ist der Geschicktesten, Fleißigsten und Wichtigsten einer im Walde. Auch ist ihm was dafür geworden.

Hinter seiner Werkstatt und Küche — das ist eins — hat er eine recht geräumige Stube, da drin steht ein halb Dutzend Lehnstühle um einen langen Tisch herum. An der Wand sind Reh- und Hirschgeweihe, von denen des Köhlers Töchterlein seiner Tage meinte, sie wären aus dem Holze herausgewachsen. In der Tischecke ist das übliche Heiligtum — ein rauhgeschnitztes und hellbemaltes Muttergottesbild. Darüber ist allweg ein Kranz von Tannenzweigen oder Preiselbeersträuchern gewunden, im Frühjahre auch von Eriken, im Sommer von Farnkräutern und Alpenrosen, im Herbste aus Enzianen und Edelweiß — im Winter schmiegt sich ein kunstvolles Gewebe von farbigen Moosen um des Hauses Heiligtum.

In dieser Stube treibt Kilian ein drittes Gewerbe. Dort im rauchgeschwärzten, aber reichgeschnitzten Kasten — der ist aus alten Tagen, heute schnitzt man weder in den Städten, geschweige im Walde so kunstreiche Möbel — stehen große volle Flaschen und ringsumher, wie durstige Zicklein um die Mutter, kleine Trinkgläser.

Agnes, des Köhlers Töchterlein, ist in den Herbsttagen durch Gehege und Geschläge gegangen, hat Vogelbeeren und andere Beeren und Steinobst und Gewurzel gesammelt, und der Vater hat neben den Meilern einen kleinen Ofen gebaut, einen Tonkessel mit langem Rohre darüber eingemauert und in diesen Kessel die Waldfrüchte getan, hat alles fest verklebt und verschlossen, darunter Feuer gemacht, vor das Rohr eine Flasche gestellt und gerufen: „Jetzt, wenn ein guter Geist drinnen ist, so komme er heraus, ich beschwöre ihn!“ —

Also ein Geistesbeschwörer? Nein, ein Branntweinbrenner. Aus dem langen Rohre begann es vorerst zu dunsten, dann zu tropfen und endlich floß ein helles Brünnlein in die Flasche. Das war Kilians drittes Gewerbe.

Und wenn dann die Holzer, die Pecher, die Hirten, die Wurzner und Kräuterer, die Jäger und auch die Wilderer kamen, so setzten sie sich an den Tisch und redeten von Dem und Dem, was da im Walde war und nicht sein sollte, oder nicht war und sein könnte, oder auch was recht war, daß es war, oder recht war, daß es nicht war. Kam dann allemal der Kilian herbei und fragte: „Mögts einen?“ Und sie darauf: „Gib her einen.“

Dann schlugen sie für das funkelnde Gläschen auf den Tisch die Münze hin, so fest, als wollten sie dieselbe vor dem Weggeben noch in Holz abprägen. Und das Wirtsgeschäft war Kilians viertes Gewerbe.

In der Köhlerhütte, Schmiede, Branntweinbrennerei und Schenke ging's denn auch immer recht lebhaft zu. Da saßen sie stundenlang, nächte-, ja oft tagelang zusammen, die rauhen wildbärtigen Wäldler; jeder hatte sein Griesbeil neben sich lehnen und in der rechten Hosentasche ein langes, blitzendes Messer stecken. Manchem davon wäre auf entlegenem Waldweg nicht gut begegnen, sagen die Jäger. Der

rechte Waldmensch mag unter allen Raubtieren den Jäger am wenigsten leiden. Der schießt ihnen den Braten vor der Nase weg und läßt, wenn er kann, die so Benachteilten noch einsperren. Der Wäldler beichtet und betet, arbeitet und fastet, ist ein guter Kerl, aber dem Jäger trotzt er bis aufs Messer. Gegenseitig mögen sie sich aus purem Jähzorn erschlagen, aber den Jäger morden sie mit Vorsatz. Wildschützen sind sie, und ginge es um Erd' und Himmel.

Jetzt, da Kilian den Hans in die Stube führte, war sie leer. Der Köhler nahm dem Gast die Flinte ab und verbarg sie unter einer Diele des Fußbodens.

„Magst einen, Hans?"

„Hast einen rechten Beißer, so gib ihn her."

Der Köhler steckte einen brennenden Span in den dazu bereiteten Wandhaken, brachte Schnaps und sagte: „Ich glaube schier, du hast dir heute keinen verdient".

„Wesweg meinst das?" fragte der andere.

„Weil du nichts, als wie den Wettergeier bei dir hast."

„Glaubst du", sagte der Hans, „man fängt die Rehböcke und Gemsen so unter den Steinen heraus als wie die Regenwürmer? Ei ja, wenn diese kreuzverfluchten Jäger nicht wären! Aber heut' sind sie dir wieder den ganzen Tag im Wald herumgestreift wie wütige Füchse. Und wenn einer einmal so Jahr und Tag im Kotter sitzt, wie ich, nachher fährt er nicht mehr so hitzig drein. Probier's nur selber. Wär' dir heute recht gut zu Schuß gekommen. Steht so etlich sechzig Schritt vor mir ein Vierzehnender, ein sakrisch Tier! Ich mich gleich hinter den Busch niedergelassen und zur Wange fahren, ist das erste. Paff! schnalzt es auf der anderen Seite und der Bock stürzt hin. Vermaledeit! denk' ich — grad daß ich nicht geflucht hab' — muß ein Jäger da sein. Sehe ich

auch schon den Franzinger, wie er dem Tiere zuläuft. Jetzt, Franzinger, jetzt kommst mir zurecht, denk' ich, jetzt zahl' ich, daß du mich in den Arrest hast geschickt! — und leg' den Finger an den Hahn. Weiß der Teufel, wie mir jäh sein Kathel einfällt und die Kinder, zittert mir der Finger am Hahn. — Kathel, denk ich, dich hab ich einmal gern gehabt, und ist dir auch der flott' Jägerbursch lieber gewest wie der arme Hans, ich trag dir's nicht nach, ich hab dich einmal gern gehabt. — Und schieße nicht. Bin durch den Anwachs gefahren, als hätte ich das wilde G'jaid hinter mir. Was schieß' ich heut', daß mir die Kugel im Rohr nicht faul wird? Da seh' ich den Geier und brenn' ihn herab. Sollt' eigentlich der Franzinger sein. Magst ihn haben, Kilian, nagle ihn auf deine Hauswand, wenn du willst, nur die paar Federn behalte ich mir, und noch was."

„Ein sauberer Vogel", meinte der Köhler und wendete das Tier über und über, „ich mag ihn schon; mein Hühnervolk wird sich freuen, wenn es den Geier einmal auf die Wand genagelt sieht. Dank dir Gott, Hans."

Als der Köhler hinaus zu den Meilern nachsehen ging und der Hans allein in der Stube war, zog er sein Messer aus der Tasche, stach dem Habicht die Augen aus und verzehrte sie.

„Hast auch den Glauben", sagte später Kilian, „daß gegessene Geieraugen dem Schützen einen recht scharfen Blick machen?"

„Ich habe gar keinen Glauben", versetzte der Hans, „ich weiß es; Geieraugen sind allemal ein sicheres Mittel für so was, aber gut müssen sie sein." Er führte die Sache nicht weiter aus, er warf den Vogel unter die Bank; dann zündete er die Pfeife an, ließ sie aber wieder ausgehen. Er starrte finster auf den Tisch. Die Spanflamme schüttelte sich hin

und her, als sei sie nicht recht einverstanden mit dem, was der Wilderer denkt.

Draußen braust der Wettersturm. Man hört die Bäume rauschen und die Wipfel krachen — die Wände des Hauses ächzen; der Bach braust und bei dem Leuchten der Blitze sieht man sein wachsendes Fluten und Anprallen an die Steine und Überquellen aus dem Ufer. Die Donnerschläge mögen bald verhallen, die Regen versiegen, die Wetter vergehen — als Herr bleibt der Wildbach. Wer hat dem Köhler erlaubt, hier seine Hütte aufzustellen? Fort damit! Ein Steinwall nimmt sich noch der armen Köhlerei an; der Rasende zerschellt an ihr und schäumt wütend dahin, hier einen Baumstrunk, dort ein Stück Erde mit sich reißend.

„Der Mensch wird rauschig, wenn er zu viel Branntwein trinkt, der Bach, wenn er zu viel Regen trinkt", sagt der Kilian. Er weiß es, morgen ist das Bächlein wieder klar und klein und hilft ihm die Kohlen löschen und den Schnaps kühlen und leugnet alles, was es heute getan.

Der Kienspan verlosch, aber im Herzen des Hans brennt es fort.

Draußen wurden mehrere Stimmen vernehmbar. Der Kilian ging, um zu sehen, und rief: „Seid ihr endlich da, ihr verdankten Leut' ihr! Gott Lob und Dank, daß ihr da seid."

Ein junges, heiteres, erwachsenes Mädchen und ein eben solcher Bursche kamen in triefenden Wettermänteln hereingestolpert.

„Na, heut' wohl, Agnes!" rief der Kilian, „heut' hat's dir den Brautkranz wohl aufgefrischt. Was hab' ich denn gesagt zu Mittag? Hab' ich nicht gesagt, es kommt was? Es sind die Gelsen so ins Feuer geflogen. Jetzt macht euch zurecht, ihr Lotterer ihr! Die Dirn' weiß Bescheid; und du,

Baldl, häng' da deinen Wettermantel über den Herd; wie deine Haut trocken wird, sieh' selber zu."

„Aber nein", rief das Mädchen, „aber so was, da! ich bin ganz zusammengeschlagen vor Schreck!"

„Was hast du denn wieder für einen Schreck gehabt?" fragte der Vater.

„Geistern tut's schon wieder oben bei der Huberts-Kapelle. Daß ich euch nur sag': 's ist die Nacht und der Regen da, wie wir vorbeigehen. Stehen wir unters Dach, sagt der Baldl. Ist mir nicht lieb, sage ich, bei der Kapelle tut's gern einschlagen. Hat der Übermut drauf noch gesagt, ein bissel Feuer wär ihm lieber, wie so viel Wasser — so eine Sündhaftigkeit sagen! Und wie wir unter das Dach springen wollen, sag' ich: bleib' stehen, Baldl! Hab' ich so ein Summen und Klingen gehört in der Kapelle, gerade wie wenn von weitem Glocken täten läuten. Hab' den Baldl zu mir gerissen und sind durchs Wetter herabgefahren wie nicht gescheit. Und jetzt verspür' ich erst den Schreck."

„Ihr seids zwei Kinder und wollts schon heiraten", sagte der Köhler, „wo habt ihr aber den Pechhacker gelassen?"

„Der ist zu seinem Mardereisen nachschauen gegangen, muß bald da sein."

Die zwei Leutchen, die hier so naß geworden waren, hatten heute einen sehr schönen Feiertag gehabt. Sie waren in Begleitung des Pechhackers drüben in der Feichtau beim Pfarrer gewesen. Der Baldl ist unter den Holzleuten im Edelwald der Meisterknecht oder Vorarbeiter. Er ist im Holz geboren und kennt sich in demselben aus wie ein Borkenkäfer. Wie er Vorarbeiter wird, fällt's ihm auf einmal ein, er will auch eine Vorarbeiterin haben, und geht in die Köhlerhütte und schürt Kohlen, und geht in die Schmiede und schmiedet das Eisen, so lange es warm ist. Da ist lange hin und her

geredet worden, haben etliche Gläschen Branntwein dabei getrunken, und der alte Pechhacker, des Kilian Gevatter, hat bei diesem Reden und Raten vor lauter Sinnen und Grübeln ein neues Pfeifenrohr zerbissen.

Endlich ist alles richtig worden; in einer Woche ist der Ehrentag in der Feichtau beim Wirt, da, verhoff' ich, wird der Gevatter wieder zu einem neuen Pfeifenrohr kommen.

In der Luft war es endlich wieder still geworden, nur von den Bäumen rieselte es nieder. Die Meiler draußen, die waren nach dem Regen schwarz wie vor demselben. Nur der aufsteigende Rauch ist jetzt in der Nacht schier weißer als sonst.

Endlich kam der Pecher heim. Aber er kam nicht allein, hinter ihm humpelten ein Mann und ein Weib in fast fremdartiger Kleidung; mit den seltsamen Päcken, die sie mit sich schleppten, stießen sie an die Türpfosten, daß es klirrte.

„Holla ho, Hochzeitsleut'!" rief der lange, hagere Pechhacker, „lustig sein, ich bring' die Musikanten mit!" Damit warf er einen breiten Filzhut auf die Bank, daß es spritzte.

„Was hast denn du für zwei Fledermäuse bei dir?" fragte ihn der Hans, auf die abenteuerlich aussehenden Fremden deutend.

„Die hab' ich da oben in der Kapelle aufgestöbert — über und über naß, unter und unter schier erfroren. Haben im Gebirg' den Weg verloren, sagen sie, und in der Kapelle übernachten wollen. Das geht nicht, hab' ich gesagt, ich hab' ein großes Vertrau zu dem heiligen Hubertus, aber ich glaub', bei Menschenkindern tut euch diese Nacht besser. Es geht ein eiskalter Wind, weil es auf der Scharnhöh' gehagelt hat, und das Weibel sag' ich, schaut ohnehin schier einer kranken Henn' gleich. Der Kilian da unten, sag' ich, nimmt euch über die Nacht schon in sein Haus und kocht euch eine warme Suppe — wird keine Schwierigkeit setzen."

„Eine warme Suppe können sie schon haben", meinte der Kilian, „aber mit der Liegerstatt wird's heut' schlecht ausschauen."

„Nein, nein," murmelte jetzt der Mann in fremder Kleidung — er war betagt und hatte eine heisere Stimme — „für mich ist alles gut, auch auf dem Fußboden schlaf' ich; aber die Meinige da, die ist mir krank worden, für sie tät ich wohl um ein warmes Nestlein bitten, wenn es sein könnte."

„Wohl um Gottes willen!" flehte das Weib und faltete ihre fiebernden Hände.

Das war schon durch und durch ein nasser Abend, auch in den schönen veilchenblauen Augen der Agnes gab's jetzt Wasser. „Das ist ja leicht", sagte hierauf das Mädchen, „die Frau schlaft oben auf dem Dachboden in meinem Bett, und den Bärenpelz drauf; dafür bleibt der Mann bei uns in der Stube und zieht dem Ding da die Pfaid ab."

Sie hatte bemerkt, daß der Alte in seinem Sack eine Harfe stecken hatte. Der Baldl sah seinen Vorteil und unterstützte den Antrag des Mädchens. Und so wurde es. Das fröstelnde Weib trank aus der hölzernen Schale warme Ziegenmilch, dann barg es mit Sorgfalt sein Instrument, es war eine zweite Harfe, in die Ecke, sagte allen eine gute Nacht, ließ sich auf den finsteren Dachboden führen und legte sich ins Bett unter den Bärenpelz. Der Alte hatte seinem Weibe noch nachgeschaut und dann gesagt: „Was ich froh bin, daß sie zum Schlafen kommt; ich tue, was ihr wollt."

Fürs erste wollten sie, daß er sich in ein trockenes Gewand stecke, dann, daß er ein Glas Branntwein trinke. Dann zündeten sie einen frischen Span an und setzten sich um den Tisch.

„Na, Hans, was ist's mit dir?" polterte plötzlich der

Becher den finsteren Gesellen an, der wortkarg in seiner Ecke kauerte, „was meinst, wann erwürgen wir den Franzinger? Mir hat der Scherg' das Mardereisen ausgehoben. Will er einem auch das Raubtierfangen nicht mehr vergunnen. Der gibt nicht Ruh, so lang' er nicht die Bohn' im Leib hat."

Der Hans ließ unter der tief in die Stirne gedrückten Hutkrempe hervor einen Blick schießen. „Ja", murmelte er, „'s ist einem verteufelt langweilig am Abend, wenn man nichts geschossen hat."

Mittlerweile war Agnes in Unterhaltung mit dem fremden Mann — der Harfe wegen. Es war ihr so wunderlich in den Füßen, just als hätte sie auf jeder Zehe ein loses Rädchen. Und kaum legte der Mann die Finger an die Saiten, huschte Agnes nach ihrem Baldl. Aber — die Saiten wollten nicht klingen. Der Regen hatte sie heiser gemacht.

„Sie werden schon trocken, derweil trink' Branntwein", sagte Kilian zum Fremden, „mit Verlaub, von wo seid Ihr denn her?"

„Wo wir hin wollen, meint Ihr", versetzte der Mann, „wir sind alt, wir kommen aus der Fremde und gehen der Heimat zu. Im Böhmerland sind wir daheim, nach dort sind wir jungerweise aus Preußen eingewandert. Jetzt ziehen wir schon über vier Jahr' in der Welt herum und musizieren den Leuten was vor, weil uns von heim der Jammer vertrieben hat. Wo es lustig zugeht, da bleiben wir; wollen sie tanzen, so spielen wir; tut sich aber nicht gut tanzen zum Harfenspiel. Wollen sie hören, so singen wir — die Meinige hat eine gute Stimme gehabt, letzt' Zeit freilich, da ist ihr der Stimmstock umgefallen. Jetzt geht's nicht mehr recht, und wenn wir singen, so geben uns die Leute Geld, daß wir aufhören sollten. Ist auch recht, sag' ich, so brauchen wir keine Saiten zu stimmen; aber der Meinigen hat's das Herz ab-

drücken wollen — das Singen ist ihr noch der Trost gewesen, seid der Junge tot ist."

„Trinkt wacker," sagte der Köhler, „ich füll' nach. Ihr müßt auch harte Sach' durchgemacht haben."

„Ja, das glaube ich!" lachte der Musikant überlaut auf. Dann schwieg er. Dem Kilian tat's leid, daß die Erzählung des Mannes verstummen wollte, er sagte denn nach einer Weile: „Böhmen soll ja ein schönes Land sein."

„Ein schönes Land", antwortete der Fremde.

„Was gibt's denn Neues dort?" fragte der Köhler äußerst ungeschickt.

„Ich bin schon lang' nicht mehr dort gewest. Dazumal hat's Neues genug gegeben. Sind unsere Landsleut, die Preußen gekommen, haben uns das Haus niedergebrannt und unsern Sohn totgeschossen. Drauf sind wir fort. Gehen wir vor den deutschen Leuten nicht mehr sicher, sag' ich zu der Meinigen, so müssen wir halt ins fremde Land! und sind über das Gebirge ins Welische hinein."

„Jetzt soll ja schon lang' wieder alles gut sein", sagte der Köhler.

„Das haben wir auch gehört und so reisen wir wieder heimwärts."

„Und was hört man sonst Neues?" fragte nun der Pecher und stopfte sich aus einem Blasenbeutel Tabak in die Pfeife.

„Die Franzosen sollen wieder anrücken", sagte der Harfner.

Über dieses Wort richteten alle ihre Köpfe auf; auch der finstere Hans den seinen.

„Die Franzosen wieder anrücken?" meinte der Köhler, „das ist 'leicht doch eine Lug, Vetter!"

„Wird hübsch wahr sein, der Napoleon will uns wieder haben."

Jetzt hörte man nichts, als den Wildbach draußen. Plötzlich aber schlug der Pecher mit seiner knochigen Faust auf den Tisch, daß die Gläser emporsprangen. „Sakra“, fluchte er, „wenn sie wieder kommen, so setzt's was! Sie sind schon dagewest und unsere Vatersleut haben sich treten lassen, daß es schon ganz hündisch ist gewest. Aber wir raiten anders, wir! Mit Hacken und Messern fahren wir drein und klieben ihnen die Schädel auseinand. Edelwaldleut, wir sind keine Hundsfötter, wir sind freie Leut. Kreuzsakerment!“

Der Mann war aufgesprungen und hatte sein langes Messer mit einem schweren Fluch in den Tisch gestoßen.

„Was hat er denn“, fragte der Baldl.

„Er wird allemal so wild, wenn von den Franzosen die Rede ist“, sagte Kilian, „sie haben seinen Großvater erwürgt.“

„So haben sie ihn erwürgt in des Teufelsnamen!“ rief der Pecher, „sie sind Feinde gewest. Aber daß sie hernach meinen Vater zu einem Knecht haben gemacht, zu einem Spion und Schurken, das verzeih' ich ihnen nimmer, und wenn's mir den Himmel kostet!“

So redeten und schrien sie hin und her, es war ja zur Zeit des deutsch-französischen Krieges, wo auch die Waldleute tief im Gebirge aufgeschreckt worden sind, wo sie alles Weh, das sie vier Jahre früher erfahren, vergessen hatten und nur vom Franzosen-Erschlagen die Rede war. — Zur solchen Zeit tat eine gemütliche Musik wohl. Und in diesem Augenblick, da die verwilderten Gemüter entbrannten zum Vergelten und Schlachten, legte der alte Harfner seine Finger in die Saiten . . .

Sie klangen noch ein wenig trüb, aber sie klangen und spielten ein fröhlich Lied. Agnes legte den Arm um den jungen Bräutigam — es begann der Reigen.

Und als das Paar anmutsvoll und geschmeidig durch die Stube walzte, da pfiff Kilian die lustige Weise mit und schnalzte mit den Fingern den Takt dazu und trillerte in seiner bäuerlichen Art:

Wan ma zithernschlogn,
So schlogn ma stoansteirisch*),
Wan ma steirisch tonzn,
Tonzn ma stoansteirisch,
Toan ah stoansteirisch kegelscheibn.

Wan ma Dirndl liabn,
So liabn ma stoansteirisch,
Will der Feind ins Lond,
So zoagn mas stoansteirisch,
Daß ma stoansteirisch wölln bleibn!

Die beiden anderen schlugen dazu mit ihren knochigen Fäusten auf dem Tisch die Trommel.

Der Harfner brach sein Spiel ab und sagte: „Es tut mir doch das Brautpaar leid, daß man ihm eine solche Kriegsmusik macht.“

„Möglicherweise fangt ihnen jetzt der dreißigjährige Krieg an“, lachte Kilian.

„Hätte ich hier was dreinzureden“, versetzte der Harfner und schüttelte seinen grauen Kopf, „so wollte ich sagen: So ein Spaß gehört sich nicht. Wenn man jungen Eheleuten allemal das Schlechte voraussagt, so meinen sie nachher, es muß so sein, und suchen und finden überall Schlechtes. Wie ich vor zweiunddreißig Jahren die Meinige genommen, ist auch Gefahr gewesen, aber ihre Mutter hat frisch gesagt: Ihr mögt tun, was ihr wollt, ihr zwei gehört zusammen; ihr mögt voneinander fliehen und euch verfolgen und Leid antun, es wird vergebens sein, ihr werdet euch lieb haben. Ihr werdet auswendig Elend und Kümmernis haben, ihr werdet miteinander weinen, aber ihr werdet glücklich sein. — Schön hat sie reden können, so ist es geworden und so will ich es auch euch wünschen.“

---

*) Stoansteirisch = ursteirisch.

Dieser Worte wegen schauten sie mit Wohlgefallen auf den alten Harfner; nur der Hans nicht, der lugte durch das kleine Fenster hinaus. Draußen über den finsteren Tannen standen jetzt die Sterne des Himmels; ihretwegen blickte der Mann wohl nicht hinaus. Ob er nicht an das Weib des Jägers Franzinger dachte? Er möchte sie fliehen, verfolgen, möchte ihr Leid antun und muß doch an sie denken . . .

Jetzt zog der Hans ein Horn aus der Tasche, ließ daraus Pulver in seine Hand rinnen, tat dasselbe in das Rohr seiner wieder aus dem Verstecke geholten Flinte, ließ dann eine Bleikugel hineinrollen und verstopfte das Rohr mit Papier, das er mit dem Ladestock hineinstieß. Dann prüfte er den Hahn und starrte wieder zum Fenster hinaus.

„Jetzt sollt Ihr uns aber auch eins singen", sagte Kilian zum Harfner.

Der Alte schaute besorgt drein und tat hernach die Frage: „Nicht wahr, ihr guten Leute, die Meinige hat eine warme Decke?"

„Den Bärenpelz, der inwendig mit Schafspelz gefüttert ist", antwortete der Köhler. „Unter solchen Tierhäuten kann keiner erfrieren."

„Dann singe ich gern und sing' eins für die liebe Jugend," sagte der Alte, griff in die Saiten und begann zu singen:

„Auf dem Bergl steht a Hüttel,
Bei dem Hüttel steht a Bam,
Und so oft ich dort vorbei geh,
Find ich allemal nimmer ham.

In dem Hüttel ist ein Dirndl,
Ist frisch wie ein Reh,
Und so oft ich das Dirndl anschau,
Tut mirs Herzerl so weh.

Und das Dirndl hat zwei Augerln,
Wie am Himmel die Stern,
Und je öfter ich hineinschau,
Um so mehr hab ichs gern.

Hab a Freud mit dem Dirndl;
Ob ich wach oder tram,
Denk ich alleweil ans Dirndl
Und s Hütterl beim Bam —"

Jetzt schrillte die Harfe und war still. Was ist das? Drei Saiten auf einmal gesprungen . . .

Dem Alten war die Stimme auf den Lippen erstorben. Der Pecher meinte, das hätte was zu bedeuten.

„Der Nässe wegen", sagte Kilian, „nasserweise angespannt, dann trocknen sie zusammen und springen. Gießen wir noch zu guter Letzt eins nach!" Und er füllte das Gläschen des Harfners wieder voll.

Der Baldl, dem eigentlich noch nicht genug getanzt war, versuchte die Saiten zu knüpfen.

„Laß' es sein", sagte der Alte, „was hin ist, ist hin".

Kilian ging zu seinen Kohlstätten, um etwaige Glutausbrüche zu dämpfen. Der Pecher meinte, für ihn wäre es Zeit, daß er seine Klause aufsuche, sie stand oben am Waldhang, wo morgen früh wieder die Pechbrennerei angehen sollte.

„Da, Vetter", sagte er, „da habt Ihr was fürs Aufspielen", und warf für den Musikanten ein Silbergröschlein auf den Tisch hin.

Und der Hans? Der hatte während des Gesanges sein Gewehr unter die Jacke genommen und still und finster die Hütte verlassen.

So wollte sich auch der Sänger anschicken, auf den Dachboden zu seinem Weibe zu gehen.

„Nachher wären wir doch ganz allein", sagte das Mädchen besorgt.

„Das macht nichts", meinte der Baldl.

„Die Kinder sollen auf dem Stroh liegen", sagte der Köhler schalkhaft.

„Nein", rief Agnes, „das tu' ich nicht".

„Wo willst denn schlafen?"

„Da gehe ich lieber zur fremden Frau hinauf", versetzte sie und war rot im Gesicht.

„Ist auch recht", meinte Kilian, „so mag der Herr Musikant beim Baldl auf dem Stroh liegen."

So geschah es. Der grauhaarige Harfner und der junge braunlockige Meisterknecht legten sich in der Stube auf das Stroh und der Baldl sagte: „Ja, Vetter, wir zwei sind auch noch niemalen beisammen gelegen."

„Und werden vielleicht auch niemalen mehr beisammen liegen", entgegnete der Alte, „gute Nacht, jetzt!"

Beide rückten manierlich in sich zusammen, keiner wollte den andern drücken. Ist es das erste- und letztemal, so soll keiner über den andern zu klagen haben. Der Alte schlummerte bald ein; der Baldl dachte: nächst' Wochen lieg' ich schon bequemer.

Agnes war über die Leiter in den Dachraum hinaufgeklettert. Kilian arbeitete mit seiner Schaufel an den kohlenden Meilern. Es heißt nun wachsam sein.

Wenn die Flamme aus der schwarzen Decke des Kohlenmeilers schlägt, so brennt sie dem Köhler in den Geldbeutel hinein. Was lichterloh brennt, das wird zu Asche, was still und im Innern glüht, das ist das Rechte. Es soll ja auch beim Menschen so sein.

Nachdem die Arbeit geschlichtet ist und der weiße Rauch still zu den Wipfeln aufsteigt, stützt sich Kilian auf den Schaufelstiel und schaut vor sich hin. Es ist jetzt alles so still, selbst das Rauschen des Baches ist feierlich — dem Mann ist wie zum Einschlafen.

Da geht leise die Tür der Hütte auf. Eine weiße Gestalt huscht heraus — Agnes im puren Nachthemdchen.

„O Kind", sagte Kilian, „was laufst du herum in der kalten Nacht?"

„Vater", flüsterte das Mädchen, „es ist was geschehen. Ich getraue mich nicht mehr hinein."

„Er soll dir Ruh' geben!" sagte der Vater strenge.

„Mir nicht", schluchzte sie, „mir tut kein Mensch was, aber — das fremde Weib wird gestorben sein. Es liegt ganz kalt und starr im Bett und ist nicht aufzuwecken."

Jesus und Maria! denkt sich der Köhler, jetzt ist diese Frau gestorben.

Er eilt mit seiner Tochter auf den Dachboden — ganz still machen sie es, so daß niemand aufwacht. Dann schlägt er mit Schwamm und Stein Feuer, und bei diesem matten Glimmen sieht er's, mit seinen zitternden Händen fühlt er's — die Harfenspielerin ist tot.

Jetzt saßen sie lange am Bett, der schwarze Köhler und sein weißes Töchterlein, und berieten, was zu machen sei.

„Wenn ich an den armen Mann denke, will mir das Herz abspringen", sagte das Mädchen.

„Jetzt lassen wir ihn schlafen", sagte Kilian, „er mag sich ausruhen und stärken. Wenn er des Morgens wach wird, da müssen wir ihn halt in Gottesnamen vorbereiten. Kannst mir's glauben, Agnes, ich weiß, wie das tut! Lieber einen Finger von meiner Hand, als ihm das sagen! Es ist ein hartes Kreuz!"

Sie hüllten eine Leinwanddecke über den Leichnam, wie es sonst ist, wenn der Mensch schläft. Dann stiegen sie vorsichtig über die Leiter und dann gingen sie hinaus zu den Meilern und arbeiteten. Sie sagten kein Wort und arbeiteten.

Und als allmählich ein kühlerer Lufthauch wehte, und als es nach und nach lebendig wurde in den Bäumen und der Morgenstern aufging, trat der Baldl aus dem Hause, ging zum Bach und wusch sein Gesicht. Und als dieses Gesicht recht frisch und heiter war, ging er hin zu den Arbeitenden und sagte: „Was gibt's denn da in aller Früh zu tun, daß Ihr den Hahn um den Weckerlohn bringt?"

Agnes eilte zu ihm heran, als wollte sie seinen Mund verhalten: „Sei still, Baldrian, es ist heute nacht ein Unglück geschehen in unserem Haus. Da oben unter dem Dach liegt eine Leiche.“

„Die Musikantenfrau?“

„Ist gestorben. Geh' jetzt hinauf auf den Steinkogel und mach' ein großes Feuer, damit die Holzleute und die Almer wissen, daß wir einen Toten haben.“

Der Bursche schüttelte den Kopf, als könne er die Sache nicht sobald fassen.

„Ja, mein Sohn, so sterben sie wieder auseinander“, sagte Kilian. „Geh' und bete unterwegs dein Morgengebet.“

Der Baldl ging auf den Steinkogel, wo man über die Wälder hinaussieht in das weite Tal und auf die Berge und Almen. Dort trug er Reiser zusammen, und als die Morgenröte aufging, brannte auf der Höhe ein großes Feuer.

Die Menschen, die es von ferne sahen, sagten zueinander: „Dort brennt ein Totenlicht!“ und beteten für die abgeschiedene Seele.

Agnes und ihr Vater arbeiteten noch immer auf der Kohlstätte, da gab es stets zu tun, und wäre das nicht gewesen, so hätten sie sich heute zu tun gemacht. Sie wollten nicht in das Haus gehen, damit der alte Mann nicht in seiner Ruhe gestört werde. „Er soll schlafen, solange es ihn freut“, sagte Kilian, „es kommt für ihn ein schwerer Tag“.

Aber als die Sonne aufging, steckte der Harfner sein graues Haupt zum Fenster heraus und rief: „Guten Morgen!“

„Guten Morgen“, sagte der Köhler.

„Ihr seid schon fleißig und ich faulenze in den Tag hinein. Aber es ist gut schlafen in eurem Haus.“

Sie gingen zu ihm in die Stube. Agnes machte auf

dem Herd Feuer und kochte das Frühstück. Kilian nahm die Harfe in die Hand und sagte: „Das wird sich schwer machen lassen, drei Saiten auf einmal."

„Mein Weib hat neue", antwortete der Musikant. „Aber das gottlos lange Schlafen von ihr! Sie ist doch recht müde geworden auf dem weiten Weg."

„Jetzt esset mit uns eine gute warme Suppe", sagte Kilian und teilte die Holzlöffel aus.

Der Harfner blickte durch das Fenster und fragte: „Sind das die Hirten, die da oben auf dem Berg das Feuer gemacht haben?"

„Das Feuer habe ich auch schon gesehen", meinte der Köhler, „Hirten sind es nicht, es ist ein Totenfeuer."

„Ein Totenfeuer, wie ist denn das?" fragte der Musikant.

„Wenn in unserem Walde wer stirbt, so zündet man da oben ein großes Feuer an, damit es die Leute wissen. Es geschieht nicht selten; im Wald ist oft ein Unglück; Alte und Junge trifft's, der Mensch muß darauf gefaßt sein."

So sagte Kilian, und jetzt erst bemerkte der Harfner das ernste Gehaben des gestern so fröhlichen Kohlenbrenners und die verweinten Augen des Mädchens.

„Wo ist der junge Mann?" fragte der Musikant, „der Bräutigam?"

Der wäre eben auf den Berg gestiegen, um das Feuer zu machen, sagten sie.

Der Harfner hatte den Löffel schon in der Hand gehabt, jetzt legte er ihn langsam weg, stand auf und tastete unsicher nach der Türklinke.

„Wo wollt Ihr hin, Vetter?" fragte Kilian, aber der Mann stolperte, ohne Antwort zu geben, über die Schwelle, und mit dem Rufe „Susanna!" kletterte er hastig die Leiter hinan.

Kilian eilte ihm nach. „Susanna!“ rief der Harfner oben in der finsteren Dachkammer.

„Müßt nicht zu sehr erschrecken, es ist des lieben Gottes Willen so!“ sagte Kilian, nahm den Musiker bei der Hand und führte ihn zur stillen Bettstatt.

Ein Blick ins starre, fahle Antlitz, dann sank der verwaiste Greis zu Boden.

Wenige Fuß darüber, auf dem sonnigen Dachgiebel, jubelten die Schwalben . . .

* * *

O du schöner, frischer, fröhlicher Wald! O du klingender Vogelsang, du duftiges, tauiges Blumenleuchten! Du sonnige Himmelsrunde, du erquickender Schattenschoß mit deinem unendlichen Leben, wie bist du gräßlich! Gräßlich, wenn durch dich der Weg zum Totengräber führt.

Das ist der Weg, den der alte Harfenspieler wandelte.

Der Totengräber zu Feichtau saß in seiner dumpfigen Stube und klopfte mit einem Hammer verbogene und verrostete Sargnägel zurecht und nagelte dann damit für seinen Kleinen einen Kinderwagen zusammen.

„Braucht Ihr was?“ fragte er murrend den eintretenden Musiker.

„Ein Grab“, antwortete dieser, „mir ist mein Weib gestorben.“

„Ist schon recht, werden es wohl machen. Seid Ihr beim Pfarrer gewest? Nicht, dann geht jetzt zu ihm. Ich krieg' nachher meinen Gulden.“

Der Harfenspieler ging zum Pfarrer, der in seinem Garten mit dem Spaten ein Blumenbeet umstach, und klagte ihm sein schweres Anliegen.

„Sie sind wohl fremd in der hiesigen Gegend?“ fragte der Pfarrer.

Freilich wohl, Hochwürden, und so wollt' ich höflich gebeten haben —"

„Es war Euer angetrautes Weib?"

„Mein Gott, ja."

„Und katholischer Religion?"

„Ja, sonst schon", meinte der Alte, „aber wir sind von Preußen ins Böhmerland eingewandert und sind dem Glauben unserer Eltern treu geblieben."

„Also protestantisch?"

„Evangelisch, ja."

„Das ist schlimm", sagte der Priester, lehnte seinen Spaten an einen Kirschbaum und ging neben dem Alten her mit verschränkten Armen durch den Garten.

„Das ist sehr hart, mein lieber Mann", versetzte er dann und blieb stehen, „ich als Mensch, das mögt Ihr mir glauben, mache keinen Unterschied; wenn ich Euch dienen kann, ich tue es gern. Aber — wir in Feichtau haben keinen evangelischen Friedhof, und Personen von nicht katholischer Konfession auf dem katholischen Friedhofe zu beerdigen, ist mir strenge verboten. Eben in dieser Zeit, wo der Kampf zwischen Kirche und Staat wieder heftig entbrannt ist, hat das Konsistorium die Satzung verschärft und ich als katholischer Priester muß danach handeln."

Der alte Mann stand ratlos da. Und fast ebenso ratlos stand der Pfarrer neben ihm.

„Wenn Ihr heute schon vom Edelwald herauskommt", sagte jetzt der Priester, „so werdet Ihr einer kleinen Stärkung bedürfen. Ich darf Euch wohl ein Glas Wein vorsetzen?"

„O, vergelt's Gott!" rief der Harfner, „wie könnt' ich trinken, wenn für mein Weib keine Raststatt ist. Weit und breit kein evangelischer Friedhof. Soll ich sie denn im Wald vergraben?"

„Und wenn es darauf ankäme!“ versetzte der Pfarrer, „die Erde ist überall Gottes. Kann ich zu Eurem Troste kommen und beten? Ich tue es gern.“

Der alte Mann wankte wortlos davon.

Er ging durch das grüne Tal den Wäldern zu, er stieg über den Berg in die Schlucht hinab, wo das Haus des Kilian steht. Und als er dort in die Stube trat, stand er vor einem Heiligtum.

Es war nicht mehr die Zechstube, wie in der vorigen Nacht, wo hier im Tisch das lange Messer stak und auf dem Fußboden die derben Schuhe des jungen Paares reigten — es war anders. An der vorderen Wand der Stube, von zwei Öllichtlein milde bestrahlt, lag sein Weib aufgebahrt zwischen Waldblumen und wilden Rosen. Zu Haupten stand ein kleines, hölzernes Kreuzbild und ein Weihwassergefäß mit einem Sprengzweiglein. Auf der Brust der Leiche lagen papierne Heiligenbildchen und zwischen den Fingern stak ein Vergißmeinnichtsträußchen und eine Wachskerze. Die Stirne war mit einem grünen Lärchenzweig umwunden. Der Körper war bedeckt mit einem weißen Tuche und zu Füßen der Bahre lehnte die Harfe.

„Susanna“, sagte der Harfner und legte seine Hände an ihr Haupt, „wie sie es herzensgut mit dir meinen. Schau herab vom Himmel in dieses Haus. Sie haben dich zwischen Rosen gelegt — schau herab.“

Hinter dem Hause war der Köhler beschäftigt, mit Erlstrauchbändern zwei Stangen zu einer Bahrtrage aneinander zu binden.

Der Harfenspieler fiel ihm um den Hals und weinte.

„Ist recht“, sagte der Köhler, „weint Euch aus, dann wird Euch leichter.“

„Eurer Gutheit wegen“, schluchzte der Musikant, „Eure

Gutheit schlägt mir so ans Herz. Aber die Tragbahre, lieber Mann, die haben wir nicht vonnöten."

„Den Sarg wird uns der Zimmersepp morgen früh bringen."

„Wenn ich bei Kraft wäre, wie ich einstmals bin gewesen", sagte der Harfner, „ich wollt' mein Weib hernehmen wie ein kleines Kind und sie so weit tragen, bis ich einen evangelischen Friedhof fände."

„Seid Ihr 'leicht evangelische Leut'?" fragte der Köhler.

„Gotteswegen, ja, und deswegen kann sie der Pfarrer auf dem Feichtauer Friedhof nicht begraben."

Der Kilian stand eine Weile sprachlos da, dann machte er mit der Hand einen Schlag in die Luft und rief: „Das sind Dummheiten! — Nein, Vetter, laßt Euch das nicht anliegen. In unserm Wald hat Euch das Unglück getroffen, wir Waldleute verlassen Euch nicht. Bleibt jetzt da und hütet mir das Haus. Ich gehe zu meinen Nachbarn, Euer Weib wird mit Ehr' und Lieb' bestattet werden."

Der Harfenspieler ging in die Stube, setzte sich an die Bahre und sah in das blasse, ernste Antlitz seines Weibes. Und er träumte hier bei den Rosen und Totenlichtern die liebe Lebenszeit, die er mit ihr zugebracht . . .

Der Köhler ging hinan durch den Wald gegen die Hütte des Pechers, und dann ging er in den hinteren Edelwald zu den Holzarbeitern und ging auf die Alm zu den Wurzelstechern und Hirten.

Auf seiner Rückkehr unterwegs sah er hinter dem Moosstein im Gebüsch einen Mann kauern.

„Wer ist es?" rief Kilian.

Ein unverständliches Gebrumme. Er erkannte den Hans.

„Was machst du da, Stromer?" fragte ihn der Köhler.

„Ich,“ murmelte der andere, „hin werde ich. Es haben mich die Jäger erschlagen wollen.“

„Und warum haben sie es nicht getan?“

„Weil ich mich zu früh totgestellt hab'.“

„Und warum hast du sie nicht niedergeschossen?“

„Schieß' nur, schieß', wenn sie dir das Brennscheit (Gewehr) stehlen, während du den Rehbock ausdärmst! — Fett ist er, denk' ich, und heut' hat's geraten. Stehen sie auf einmal da ihrer drei und hauen mit dem Griesbeil aufs Messer, daß es entzweispringt. Mit was wehrst dich? Kaum daß ich dem einen noch die Faust ins Gesicht werfen kann, fangen die andern zwei schon an, loszudreschen. Ein Schaft ist in Scherben gegangen — da schau dir die Trümmer an — bis sie mich zu Boden gebracht haben. Der Franzinger ist auch dabei gewesen. Halt, denk' ich mir, für dich muß ich mich noch aufheben, und hab' die Zung' herausgereckt und mich nicht mehr gerührt. Der steht nimmer auf, haben sie gesagt, nachher sind sie fort mit meinem Gewehr und dem Tier. Aber aufsteh' ich noch! Schau mich an, Kilian, aufsteh' ich noch, und ehevor ich noch einmal auf den Erdboden fall', ehevor fällt ein anderer!“

Der Wilderer war etwas arg zugerichtet. Er bewegte sich mühsam weiter. Der Köhler wollte ihn stützen, aber er schlug es trotzig aus; er brauche keine Krücke.

„So komm' in mein Haus, wir legen Hasenschmalz auf deine Wunden.“

Der Verwundete hinkte neben dem Köhler her und knirschte. Plötzlich rauschte es im Gebüsch. „Wildtauben!“ zischelte der Hans, hob einen Stein auf und schleuderte ihn ins Dickicht. Etliche flogen davon, eine flatterte auf, und stürzte wieder zu Boden. Ohne Gewehr hatte der verwundete

Wilderer ein Tier erlegt. Dann schlug er sich mit der Beute seitab.

Als der Köhler zurück in sein Haus kam, saß der Harfner noch an der Bahre und sah in das blasse, ernste Antlitz seines Weibes.

Langsam und still verging der Tag. Am Abende, als Agnes vom Walde heimkam, machte sie auf dem Herd ein lebhaftes Feuer, holte aus den Schränken Mehl und Fett und begann zu kochen und zu backen. Und in der Nacht kamen der Pecher und sein Weib im Sonntagsstaate, es kam der Zimmersepp mit dem Sarge und es kamen andere Leute, wilde, narbige Bursche, struppige und gutmütige Greise, Weiber und Kinder. Jedes kniete, als es in die Stube kam, vor der Bahre nieder und betete still, dann stand es auf und sprengte mit dem Tannenzweige Weihwasser auf den Leib der Toten. Dann blickten sie teilnehmend auf den fremden Mann hin, der im Winkel saß, und einer oder der andere suchte ihn mit Worten zu trösten: man müsse es nehmen, wie es Gott schicke, sterben müßten wir alle einmal, keiner bleibe übrig, und die Abgestorbene hätte es überstanden, für sie sei es so am besten, sie hätte gewiß nicht viel Gutes gehabt auf dieser Welt. Gott tröste ihre Seele.

Sie wachten die ganze Nacht und dann kam Agnes und trug Krapfen auf den Tisch, und Kilian, der sich heute allen Ruß vom Leibe gewaschen und in seinem Sonntagsanzug gesteckt hatte, lud die Leute ein, sich an den Tisch zu setzen und zu essen, wie es Gott gesegne.

Sie setzten sich hin und aßen. Der Harfner blieb in seinem Winkel und aß nicht.

Nach dem Mahle gab der Köhler jedem eine große Wachskerze in die Hand. Dann machte er die Tür auf und sie trugen den Sarg herein. Derselbe war aus neugeschnitte-

nen Brettern gezimmert und zu Haupten lagen Hobelspäne als Kopfkissen.

Nun kamen alle zum Sarge heran und besprengten ihn. Dann hoben drei Männer die Leiche und legten sie hinein. Das geschah, indem alle schwiegen. Jetzt trat ein Mütterlein zum Harfner und sagte: „Wollt Ihr sie noch einmal anschauen, so kommt. Ihr seht sie dann nicht mehr, bis zum Jüngsten Tage.“

Der Greis sank hin über den Sarg. An der Wand schellte die Harfe.

Jetzt erhoben sie ihre Stimmen und sangen den Grabgesang:

„Fahr' hin, o Seel' zu deinem Gott,
Der dich aus nichts gestaltet,
Zu dem, der dir durch seinen Tod
Den Himmel offen haltet.

Fahr' hin zu dem, der in der Tauf'
Die Unschuld dir gegeben;
Er nehme dich barmherzig auf
In jenes beſſ're Leben.“

Nach diesem Liede legten sie den Deckel auf den Sarg und nagelten ihn fest. Da zitterten die Herzen. Es gibt keinen Schall auf Erden, der das Menschenherz so eigen erschüttert, als der Hammerschlag auf den Sargnagel.

Agnes legte einen Kranz aus Weißdornzweigen auf den Sarg, dann wurde er gehoben. Die Menschen hatten ihre Kerzen angezündet und so trat der Zug nun aus dem Waldhause. Er ging den Weg entlang, der am Waldbache aufwärts führt. Die Bäume säuselten, auf den kahlen Höhen glühte das Morgenrot. Voran, hochgehoben, schwankte der Sarg, hinter demselben ging Kilian, der ein hölzernes Kreuz trug. Dann gingen Agnes und ihr Baldrian, das bräutliche Paar. Dann folgten alle anderen und beteten laut.

Ganz zuletzt ging der Pecher und an seinem Arm, die Harfe schleppend, der alte Sänger.

So gingen sie aufwärts durch das Gebüsche, zwischen Wildfarn und Haidekraut. Und sie gingen am Felshange hin und kamen auf eine stille, tauige Wiese; sie gingen über graues, moosiges Gestein, sie gingen über eine lichtvolle Höhe und sie gingen durch einen schattigen Tann. Die Sonne war aufgestiegen und spann ihre goldigen Fäden durch den grünen Wald. Da war's, als zittere in der Luft der Klang eines Glöckleins.

Da sie tiefer in den Hochwald kamen, war kein Sonnenstrahl und die Luft wehte kühl. Vernehmlicher wurde das weiche Klingen des Glöckleins. Und endlich in der Wildnis, durch welche nur ein schmaler Steig über den Berg gegen die Feichtau führt, eingefriedet von Felsen und alten Bäumen, auf einem Anger, stand das Kirchlein des heiligen Hubertus. Es war aus Holz gezimmert, rot angestrichen und auf seinem Bretterdache wucherte das Moos. Über dem Eingange, aus welchem brennende Lichter des Altars schimmerten, erhob sich ein Türmchen und aus diesem klang es mild und ruhevoll, als klänge es aus der Ewigkeit herüber.

Aus der Ewigkeit mit einem Gruße an die Menschen auf Erden, und dann wieder in die Ewigkeit verzitternd. — Am Kirchlein wuchs der Schlehdorn und die Hagebutte und anderes Gesträuch mit roten und weißen Rosen. Daneben war braunes Erdreich aufgeworfen, und hier war das Grab.

Der Zug stand still und bildete einen weiten Kreis. Die Träger setzten die Bahre ab, lösten den Sarg von den Stangen los und ließen ihn langsam hinabgleiten in die Tiefe.

Und als er hinabrollte, sangen sie den Grabgesang:

„Dein Leib geht jetzt der Erde zu,
Woher er ist genommen,
Der Seel' wünscht man die ewige Ruh'
Bei Gott und allen Frommen.

Wann durch des letzten Tages Flamm'
Die Welt zu Grund' wird gehen,
So bitte Gott, daß wir beisamm'
Zu seiner Rechten stehen."

— — Das Lied verscholl, das Glöcklein schwieg. Der Harfenspieler saß in tiefer Traurigkeit an dem Grabe.

Die Kerzen loschen aus und nur die blauen Bändchen des Rauches an den Dochten wehten hin wie Trauerfahnen. Die Erde rollte auf den Sarg; Kilian nahm den armen Witwer an der Hand und sagte: „Nun wißt Ihr, wo sie schläft. — Ihr werdet mit Eurem Saitenspiel wieder zu frohen Menschen gehen, Gott gibt Euch auch selber noch manchen heiteren Tag. So will ich eins sagen: So lange einer von allen, die heute hier beisammen sind, im Edelwald lebt, wird dieses Grab in Ehren gehalten werden. Hier auf den Hügel pflanze ich dieses Kreuz. Der liebe Herr Jesus sei mit ihr und mit Euch und mit uns allen."

So hat er gesprochen, der schlichte, wackere Mann. Dann gingen sie auseinander nach verschiedenen Richtungen. Der alte Harfner gab Kilian noch einen Händedruck: „An deinen Kindern wird's vergolten — du guter Mensch!" Noch einen kurzen Blick auf das Grab — dann ging er davon, dem Tale zu, wo die Landstraße war.

An der Kapelle war es wieder still geworden; nur ein leises Lüftchen wehte, säuselte in den Zweigen und summte in den Saiten der zerbrochenen Harfe, die an einem Baume lehnen geblieben war.

Gegen Abend desselben Tages kam der Wilderer Hans,

schlich hinter die Kapelle, steckte sein Gewehr zusammen, lud, untersuchte es und lauerte. Bald darauf schritt den Fußsteig, langsam und gemächlich, der Jäger Franzinger heran. Er war in schmucker Tracht mit grünem Federhut, war ausgerüstet mit Weidtasche, Pulverhorn, dem Hirschfänger und dem Doppelstutzen, der lässig über seine Achsel hing. Jetzt stand er still und zündete sich eine Pfeife an.

Hans legte den Lauf seiner Büchse an einen Baumast, da er die linke Hand in der Binde trug, und zielte gegen den Jäger. Dieser hatte eine kleine Mühe, der Wind löschte ihm immer die Streichhölzchen aus. Nun griff er zu Schwamm und Feuerstein.

„Mein lieber Franzinger," murmelte der Wilderer bei sich, „dein Feuermachen ist umsonst, du mußt jetzt sterben." Er tastete mit dem Finger nach dem Hahn — da hört er ganz nahe neben sich etwas, wie Harfenspiel. Hans fuhr zusammen, da fiel das Gewehr auf den Boden und entlud sich in die Luft. Der Jäger stieß einen Fluch aus, sah den Wildschützen und verfolgte ihn. Beide verloren sich in den Dickichten des Waldes.

Nach einigen Tagen, als Baldrian, der junge Meisterknecht, und seine anmutsvolle Braut auf ihrem Hochzeitsgange an der Kapelle vorüberkamen, lehnte am Baume neben dem Grabe noch die Harfe, und ein niederhängender Zweig, der im Windhauche sich bewegte, spielte sacht' in den Saiten.

Im nächsten Frühjahre wucherte es neu und üppig um die Kapelle und wob das Grab in ein reiches, dichtes Geranke von immergrünen Blättern. Die alte Harfe mit den drei zerrissenen Saiten hing im Kirchlein an der Wand und hängt noch heute dort. Über derselben hat jemand folgende Inschrift anbringen lassen:

„Unser Herz ist eine Harfe,
Eine Harfe mit zwei Saiten.
In der einen jauchzt die Freude,
Und der Schmerz weint in der zweiten.
Und des Schicksals Finger spielen
Kundig drauf die ewigen Klänge,
Heute frohe Hochzeitslieder,
Morgen dumpfe Grabgesänge."

* * *

Drei Jahre nach dieser Begebenheit hat sich folgendes zugetragen:

Kam an einem stillen, friedlichen Herbstabende der alte Kilian spät vom Walde heim in sein Haus, nahm sein Enkelein auf den Arm, herzte es, küßte es, sah es an und immer wieder an und hatte Wasser in den Augen. Von diesem Tage an war er ernst und in sich gekehrt, aber noch milder und gütiger gegen die Seinen als sonst.

So fragte ihn Agnes einmal, warum er nicht mehr so lustig sei wie sonst, ob ihm was fehle?

„Ich weiß mich gesund," sagte Kilian, „aber einmal wird's wohl auch für uns zum Urlaubnehmen sein."

„Vater, wie kommt Ihr auf solche Gedanken?"

„Ich will dir's wohl sagen, Kind. Wie ich das letztemal oben an der Hubertskapelle vorbeigehe, denke ich, sollst einen Augenblick weilen und ein Vaterunser beten für deine Verstorbenen. Und wie ich in der Kapelle niederknie — es dunkelt schon, 's ist recht still und ich bin der einzige Mensch weit und breit — und wie ich bete, da hebt auf einmal ganz von selber die Harfe an zu spielen. Sie spielt ganz voll, spielt auch mit den drei zerrissenen Saiten, spielt ein Lied, wie ich es meiner Tage nicht gehört hab'. — In Gottesnamen, denke ich, das ist mein Zeichen. Ich habe nämlich dazumal, wie wir die

Harfnerin begraben, bei mir den Gedanken gehabt: Wenn ich mir für den Christendienst eins könnte wünschen, so wäre es das, es möchte mir einige Zeit vor meinem Sterben eine Weisung zukommen, daß ich nicht so unverhofft fort müßte, wie die arme Frau. Das Zeichen habe ich vernommen. Jetzt, mein liebes Kind, weißt du es."

Darauf stand es noch an sechs Wochen lang, und der gute Mann war eingegangen in das Reich, wo die Seligen den Harfenklängen des gesalbten Sängers David lauschen.

Der Adlerwirt von Kirchbrunn.

Erster Abschnitt.

„Also vorwärts!" rief das Männlein und sprang flink in den Wagen. „Wolfram, komm an meine grüne Seite, du hast ganz nett Platz neben dem alten Knaben! Wir wollen ja schwatzen unterwegs!"

Demnach setzte sich der junge Kutscher nicht auf den Bock, sondern schickte sich an, vom bequemen Sitze des Landauers aus die Pferde zu leiten. Es waren zwei muntere Braune, deren glatte Haut einen feinen Seidenglanz hatte, als ob sie wie das Riemzeug gewichst worden wäre.

Der Kutscher war Wolfram Seltensteiner, der junge Wirt vom „Schwarzen Adler" zu Kirchbrunn. Ein froh und freundlich in die Welt blickender Blondkopf von etwa dreiundzwanzig Jahren. Und also hatte ihn jemand gekennzeichnet: „Ein Gesicht länglich-rund wie ein Tauben-Ei, Augen hell und blau wie der Himmel im Mai, Nase schlank und stramm, rote Oberlippe keck und zahm, der Mund so angetan, daß er gut lachen und küssen kann. Vom Scheitel bis zur Zehe hinab ein schlanker, hübscher, gesunder Knab'."

„Junger Mann!" rief ihm der kleine Alte zu, „stelle ja nichts an! Wenn du durchgehst und ich erlasse auf dich denselbigen Steckbrief, so kommst du nicht weit, die Weiber fangen dich ein!"

Einen Schnalzer mit der Zunge machte der junge Mann, da trabten die Rößlein fürbaß.

„Behüt' Gott, Herr Professor! Kommen Sie fein wieder im nächsten Jahr!" So riefen jetzt die vor dem Wirtshause stehenden Leute. Männer schwenkten die Hüte, Weiber die Sacktücher.

Das ältliche Herrlein im Wagen streckte die offene Hand zurück nach den Leuten, als wolle er ihnen noch wie Körner die Worte hinstreuen, die er sprach: „Grüß Gott das letztemal und gebet acht, Kinder, daß ihr nicht weniger werdet, bis ich wiederum komm', und betet manchmal ein Vaterunser oder ein Schnaderhüpfel für den alten Professor Nix!"

Der Wagen rollte die glatte Straße davon und verschwand bald im tauenden Herbstnebel.

„Ist ein lieber Herr!" sagten jetzt die Zurückbleibenden untereinander, „ist ein lustiger Herr! Alleweil heiter! So pudelnärrisch und so gescheit dabei! Wer wird uns jetzt Geschichten erzählen und die närrischen Liedeln lehren am Feierabend! Rätsel aufgeben, Zaubereien vormachen und guten Rat austeilen? Das ist ein lieber Schatz!"

„Er heißt nix!" brummte einer der Umstehenden geringschätzig.

„Was sagst du! der Professor heißt nix? Ich denk' wohl ein bissel mehr wie du!"

„Und er heißt Nix!" lachte jener.

„Nix heißt er!" lachten jetzt auch die übrigen.

„Wenn ich nur wüßte, woher er den dummen Namen hat!"

„Muß ein Spitzname sein. Weil er allemal nix antwortet, wenn man ihn fragt, wer er ist, was er treibt, was er weiß, was er hat, was er will! Er ist nix und treibt nix und weiß nix und hat nix und will nix! Darauf haben sie ihn den Professor Nix geheißen."

„Ist nicht wahr!" rief der Nagelschmied. „Seit Jahren kommt er auf die Sommerfrische nach Kirchbrunn, wir kennen

ihn als einen lieben Kerl. Das ist etwas! Nachher geht er in der Gegend umher, Pflanzen sammeln, Bäume und Hunde zeichnen, traurige Leut' lustig machen. Das ist auch etwas. Er weiß zu erzählen von Himmel und Erden, von den Russen und Franzosen; auch wie die Eisenstiften gemacht werden, weiß er, und wie er zu mir einmal in die Werkstatt kommt, nimmt er mir das Zeug aus der Hand und macht den Eggnagel fertig, daß es nur so eine Form hat. Das ist schon was, meine lieben Leut'. Wer ein Handwerk kann! Handwerk ist besser wie Kopfwerk! Nur für Nixhaben und Nixwollen mag sein Name passen, ich hab' mir oft gedacht: Der lebt von der Luft und vom Wasser und vom Lustigsein."

„Er hat gegessen und getrunken und seine Sach' bezahlt!" berichtete der alte Adlerwirt, der in Hemdärmeln und unter dem grünen Samtkäppchen am Pferdetrog stand und mit dem kurzen Worte die Ehre seines Hauses und seines Gastes rettete.

Der Wagen fuhr mittlerweile hinaus über Wiesen und Fluren, durch Dörfer und Wälder, dem Bahnhofe in Geßnitz zu.

„Wolfram!" sagte der kleine hagere Mann, den sie den Professor Nix geheißen hatten, „warum rauchst du heut' keine Zigarre?"

„Weil ich keine habe," antwortete der Bursche und zog den Leitriemen an.

„Was ist denn das?" fragte der Professor und tippte an Wolfram's Brusttasche, aus welcher ihrer drei oder vier Glimmstengelspitzen hervorguckten.

„Das da?" fragte der Bursche schmunzelnd entgegen, „das sind Zigarren."

„Knabe, du glaubst, daß mir der Rauch unangenehm sei!"

„Wer selber nicht raucht —“

„Ich will dich nicht zwingen. Weiß nur, daß man den Mund nicht gern leer stehen läßt. Wir Alten schwatzen, ihr Jungen wollet busseln oder rauchen. Zum Busseln wirst keine im Sack haben. Also steck' etwas anderes in Brand!“

Lachend zündete Wolfram sich eine an.

Als sie aus dem Gebirgstal in die Fläche herausgekommen waren und am Dorfe Schwambach vorüberfuhren, kehrten im dortigen Wirtshause, denn es war Sonntag, gerade vier Musikanten ein: ein Trompeter, ein Klarinetter, ein Geiger und ein Baßgeiger.

„Was denkst du darüber?“ fragte Professor Nix seinen Kutscher.

„Bis ich zurückfahre, wird's schon umgehen,“ antwortete dieser. „Der Schwambacher gibt einen Freiball.“

„Du, da gib nur acht, daß dir die Pferde nicht scheuen auf der Rückfahrt! Ein paar feurige Tiere, die du hast!“ so neckte der Alte.

Auf der Hochebene, über die sie nachher wieder dahintrabten, kamen sie in einen Eichenwald, an welchem bereits die Blätter gilbten. Manchmal wehte ein goldig leuchtendes Blatt nieder auf die weiße Straße und der Wald war so still und feierlich, daß es dem Professor wie ein Seufzer aus der Brust kam: „Ja, der Herbst!“

Jetzt sahen sie neben der Straße im Laubwerk und Schlinggewächse zwei Mädchen. Junge, erwachsene Mädchen, das eine in putziger Bauerntracht, das andere bürgerlich angetan; das eine mit einem roten Tuch über dem Haupt, das andere mit einem schwarzen Hütchen. Die unter dem Tuche hatte ein lachendes Rundgesichtl, die unter dem Hute war blaß und ernsthaft und hatte schwarze Augen.

„Was wollen denn die?“ fragte der Professor den jungen Kutscher.

„Sie haben Körbe bei sich. Wahrscheinlich Brombeeren pflücken.“

„Wollt' ein Madel früh aufstehn,
Wollt' gehen in den Wald,
Wollt' Brombeer brocken gehn“ —

trillerte der Alte. „Kennst du das?“

„Ja, man singt so,“ antwortete Wolfram.

„Wenn du der Jägerssohn wärest,“ neckte der Alte weiter, „mit welcher von den Zweien wolltest du Brombeer brocken?“

„Weiß 's nit,“ sagte der Bursche.

„Na, dann ist es mit dir noch nicht gefährlich!“ lachte der Professor, dem Burschen auf die Achsel klopfend.

„Just übel wär' keine — von den zweien,“ sagte der Wolfram.

„Na, dann ist es gefährlich,“ setzte jener bei. Sein frisches Gesicht unter dem grauenden Haar war plötzlich ernsthaft. Und die Mädchen waren ihren Augen entschwunden.

Als der Wagen wieder aus dem Walde kam, sah man in der Ferne die zwei weißen Türme von Geßnitz. Sie leuchteten nur schwach durch die nebelgraue Luft. Hinter dem stattlichen Marktflecken die Berglehne konnte man nicht mehr erkennen. Und gerade dorthin hatte Wolfram sein Auge gerichtet.

„Siehst du den Salmhof?“ fragte ihn der Professor.

„Man sieht nichts,“ antwortete der Bursche.

„Liegt sie dir im Sinn?“ fragte der Professor.

„Aber ich kenne sie ja gar nicht,“ entgegnete Wolfram. „Das ist wieder nur so von meinem Vater etwas. Weil sie

Geld hätte, meint er. Ich denke, es muß nicht alles Geschäft sein, was der Mensch tut."

„Brav bist, mein Sohn!" sagte der Professor, „für Geld heiratest keine. Aber ganz verachten mußt auch das Geld nicht, wenn sie zufällig eins hat. Geld ist Mist, aber Mist ist Dung, und Geld ist der Dung des ehelichen Glückes."

„Die Salmhoferische wäre mir auch viel zu fürnehm," bemerkte der Bursche, „die will höher fliegen als auf ein Wirtshaus, sagen sie. Körbe kann ich auch in Kirchbrunn haben, da brauch' ich d'rum nicht gar bis Geßnitz zu gehen."

„Junge!" rief der Alte und hieb ihm die Hand auf den Rücken, „du bist nur zu wenig keck! Ein Kerl, wie du bist, verlegt sich nicht auf Korbhandel. Aber auch nicht dreinpatschen! Keck und klug sein!"

Der Wolfram schwieg. Über die Hochebene her strich ein kühler Wind, der brachte Regenschauer.

„Ist schon gut," rief der Professor ins Weite hinaus; „Herrgott, ich sehe deinen guten Willen, mir den Abschied von der Sommerfrische so leicht als möglich zu machen. Hast du nichts dagegen, Wolfram, so machen wir den Wagen zu!"

Das war bald geschehen, aber dann saß der Kutscher auf dem Bock und der alte Herr in dem finsteren Lederkotter. An das hatte er nicht gedacht. Nach einer Weile klärte sich der Himmel wieder, und da waren sie auch schon in Geßnitz auf dem Bahnhof. Professor Nix sprang rüstig aus dem Wagen. „Wolfram, mein Sohn!" sagte er noch, „geweint und gelacht wird nicht. Höre auf zum Wachsen, bleibe munter und mach' keine Dummheit. So Gott will, im nächsten Sommer komme ich wieder!"

Damit sprang er auf das Trittbrett, denn es läutete das drittemal und der Sommerfrischler dampfte ab in die große Stadt.

Wolfram schaute dem Zuge nach und dachte: Der Professor Nix! Seinen bluteigenen Oheim kann man nicht lieber haben. Die elf Jahre kommt er schon nach Kirchbrunn und ist immer der Gleiche. Wenn er lacht, ein Kind, wenn er schwärmt, ein Jüngling, wenn er guten Rat gibt, ein Greis. Wenn man nur eigentlich wüßte, wie alt! Die Leute tragen ihn auf den Händen, das deutet auf ein Kind hin. — Und jetzt, Fuchsen, heimwärts nach Kirchbrunn.

Der Bursche war seit fünf Minuten anders geworden. Früher der fast befangene, wortkarge, dienstwillige Dorfwirt, der sein Verhältnis fühlt dem vornehmen Gaste gegenüber; jetzt der aufgeweckte, keck dareinschauende Hausbesitzerssohn von Kirchbrunn, sein eigener Diener und Herr, Kutscher und Kavalier zugleich auf dem Wagen. Nachdem er im Posthause etliche Briefe abgegeben, ein Kistchen mit Likören in Empfang genommen und auf dem Kutschbocke noch ein paar Gläser Bier ausgetrunken hatte, ließ er seine Zunge schnalzen, das ersetzte bei dem klugen Rößlein stets die Peitsche, und ließ heimwärts traben.

Bei einer Straßenbiegung sah er vor sich an der Berglehne einen stattlichen Bauernhof liegen; der nahm sich fast schloßartig aus, hatte sogar ein Türmchen, auf dem eben Mittag geläutet wurde. Es war, als ob die Glocke zur Straße herabriefe: Komm, komm! Komm, komm! — Allein der Wirtssohn aus Kirchbrunn fuhr stolz vorüber. — Oh, zu der hätte ich weit! dachte der Wolfram. Wenn ich jetzt zur Haustochter im Salmhof hinauffahren wollte, um zu freien, da müßt' ich erst wissen, ob sie mich gern hat. Und ihr Gernhaben möchte mich nur freuen, wenn ich in sie verliebt wäre. Und verliebt in sie könnte ich etwa nur sein, wenn ich mit ihr bekannt wäre, und das ist wieder nur möglich, wenn man sich einmal gesehen hat. — Ich weiß gar nichts von

ihr, als daß mein Vater sagt, das wäre eine Frau für den „Schwarzen Adler“ zu Kirchbrunn. Gott, bis sich so ein langer Faden abwickelt! Und am Ende wär' nachher eine Unrechte im Knäuel. Hübsche Dirndln haben kein Geld. Reiche sind oft nicht recht sauber. — Hia, Füchseln! Heimzu geht's! —

Der Himmel hatte sich fast aufgeheitert, es ward ein sommerlich warmer Mittag. Als der Wagen in den Eichenwald kam, leckerte es die Pferde nach grünem Kraute, das am Wege wuchs, und sie nahmen im Vorbeigehen manche Schnauze mit sich.

„Wenn es euch so sehr nach Preiselbeerkraut und Enzianen gelüstet,“ sagte der Wolfram, „ich fände zwar nichts Gutes dran, aber es sei euch wohl vergunnt. Spannen wir ein bißchen aus.“

Er ließ den Wagen ein wenig von der Straße seitwärts auf ein grünes Angerlein ziehen, löste die Pferde los und hieß sie sich frei ergehen zwischen den Bäumen. Er selbst schlenderte auch so dahin, und da es gar warm und wohlig geworden war und die Pferde eine prächtige Grasbank gefunden hatten, so streckte er sich aufs Moos. Ein Stündel Rast kann nicht schaden. Heute ist ja doch alles beim Schwambachwirt, und in Kirchbrunn nichts los. Da kommt man noch früh genug heim. — Die Arme unter dem Haupte, so lag er auf dem Rücken schlang ausgestreckt und schaute in die hohen Baumkronen auf. — Warum im Herbst die Vögel nicht singen wollen! dachte er, kein einziger! Ist es denn gar so schlimm? Ich merke keinen Unterschied zwischen Frühjahr und Herbst . . . .

Fast ein wenig geschlafen mußte er haben. Regentropfen weckten ihn auf. — Ja, Knabe, es ist doch ein Unterschied zwischen Frühjahr und Herbst. — Eilig stand er auf, die

Pferde waren nicht weit, er führte sie über das weiche Moos hin gegen den Wagen. Jetzt erlebte Wolfgang eine Neuigkeit. In seinem Wagen hatten sich fremde Wesen eingeheimt. Er hörte schon von weitem kichern und lachen. Die zwei Brombeermädchen waren vom Sprühregen unter dieses Dach gejagt worden und der Fürwitz der einen hatte alsogleich Besitz ergriffen von dem herrenlosen Wagen, der so mutterseelen allein unter den Bäumen stand. Der Schlag zu beiden Seiten geschlossen und zugefenstert, so hockten sie nun darinnen auf dem Lederpolster und waren just daran, in diesem feinen Gelasse ihr mitgebrachtes Mittagsmahl zu verzehren. Brot und Käse hatten sie, das schnitten sie auf dem Schoße säuberlich in Stückchen, naschten auch von den gesammelten Brombeeren dazu. Die eine mit dem blassen Gesichtchen war ernsthaft, die andere mit den blühenden Wangen und dem roten Kopftuche darüber war voller Schalkheiten und sie nahmen es nicht wahr, daß draußen vorsichtig angespannt wurde.

„Hui sauer!" kicherte die Vorwitzige; „da wär' mir schon ein Bussel lieber."

„Das kannst auch haben, Frieda," sagte die andere und tat, als wollte sie einen Kuß hergeben.

„Geh, geh, Haustochter Kundel!" wehrte die Frieda ab, „da müßtest erst einen Schnurrbart haben!"

„Ah so!" antwortete die andere. „Wie kommst du mir denn vor, Jungdirn?"

Da trillerte die Frieda:

„Busserlgebn, busserlgebn,
Das is nit Sünd,
Hat mir's schon d' Muater glernt
Als a kloans Kind!"

„Ich kann da nicht mitreden," gestand die mit dem Hütchen. Das war ein kleiner Stich.

„Mich ärgert's nur," warf die Frieda ein, „da reden und singen sie immer davon, daß einem ordentlich der Mund wässerig wird, und wann's Ernst werden will, ist's verboten. Und das ist auch dumm: Gern möcht' man's probieren, und kommt einer, schwupps hat er eine auf der Wange!"

„Wer wird denn so leckerig sein!" sagte die Kundel, „das sind lauter Dummheiten."

„Weißt, von wem ich ein Bussel möcht'?" gab das frische Rundgesichtl zu raten, dem es an der Zeit schien, schalkhaft einzulenken.

„Wahrscheinlich von einem schönen Junggesellen," antwortete die Kundel, und warf die Worte nur so hin.

„Von einem Mannsbild nit!" versicherte die andere. „Von einem Mannsbild möcht' 's mir grausen. Weißt du: Ein Kindel, wenn ich hätt', von dem möcht' ich ein Bussel."

In demselben Augenblick machte der Wagen einen Ruck und rollte davon.

Einen grellen Schreckruf hatten die beiden Mädchen ausgestoßen und dann ein Jammergeschrei erhoben. Das nützte nichts und schadete nichts, die Rößlein trabten flink die Straße entlang, der Wolfram auf dem Bocke schnalzte tapfer mit der Zunge, und so rollte es dahin wie der Wind, die Richtung gegen Kirchbrunn. Der Wolfram hörte das Gekreische und Hilfegeschrei in der Kutsche, er schmunzelte bei sich: „Das ist kein schlechter Spaß, ich entführe sie zum Freiball nach Schwambach. Zwei fremde Brombeerbrockerinnen, denen die Brombeeren nicht süß genug sind. Na, wartet!"

Als die gefangenen Dirndeln merkten, daß ihr Geschrei nichts richtete und das Hinausspringen zum Wagenschlag gefährlich sei, wurden sie mäuschenstill und berieten unter sich.

„Zwei Rösser sind angespannt und auf dem Bock ein

Mannsbild!" flüsterte die Kundel. „Frieda, was wird mit uns geschehen?"

„Haustochter, wir kommen ins Afrika und werden als Sklaven verkauft," antwortete die in dem roten Tuche mit einer Ernsthaftigkeit, in der man den Schelm kaum herausmerkte.

„Ich spring' aus!" rief die Kundel.

„Dann bist hin!" antwortete die Frieda. „Ich glaube, wir bleiben hübsch sitzen. Kommen wir durch eine Ortschaft, so schlagen wir Lärm."

„Um keinen Streich!" versetzte die Kundel. „Die Schande! Eher laß ich mich entführen bis zum großen Wasser, dort springe ich hinein."

Die Frieda hatte mittlerweile zum Fenster hinausgelauert und gefunden, daß der Mann auf dem Kutschbocke, soweit man von ihm etwas erblicken konnte, nicht allzu schrecklich aussehe. Ja, es wollte sie bedünken, als hätte sie diesen Menschen schon irgendwo gesehen, ohne Furcht vor ihm zu empfinden. Darüber waren die beiden nun ein bißchen getröstet.

Draußen regnete es, die Tropfen schlugen scharf ans Fenster und Nebel hatten sich niedergelegt über die Ebene, daß es schier dunkel ward. Und der Wagen rollte unablässig fort und in das Ungewisse hinein.

„Ach, mein junges Leben!" so die Kundel. „O dieses Brombeerbrocken." Sie sagte es ganz kühl.

„So kommt es, wenn man am Sonntag die heilige Messe versäumt und im Walde umgeht," sagte die Frieda lustig.

„Zwick' mich am Arm!" bat die Kundel launig.

„Du kommst mir wunderlich für, Haustochter. Warum soll ich dich jetzt am Arm zwicken?"

„Damit ich wach werde. Drei Heuschöber verwett' ich, das ist nur ein Traum. Ich habe vor kurzer Zeit eine Ritter-

geschichte gelesen, wie der Raubritter Kuno das schöne Burgfräulein Adelgunde auf einem Rappen entführt hat. Das kommt mir jetzt im Schlafe vor. Ich bitte dich, wecke mich doch auf! Zwick' mich!"

Frieda kicherte. „Wenn es bei mir auch ein Traum sollt' sein, dann sei so gut, wecke mich nicht auf," sagte sie. „In einer so fürnehmen Kalesch' bin ich mein Lebtag noch nie gefahren und werd' auch gewiß nicht mehr die Gnad' haben. Jetzt laß ich mir's schmecken und denk' an nichts. Wenn er uns hinführt, so muß er uns auch zurückführen, jetzt kommt mir die Kurasch."

„Frieda, du bist schrecklich leichtsinnig!" sagte die andere.

„Du bist nicht leichtsinnig und mußt auch mit."

„Wenn ich glücklich davonkomme, so stifte ich eine Kapelle im Eichenwald," spottete die Kundel.

„Und ich gehe hinein beten!" nahm die Frieda sich vor. „Jetzt wollen wir gnädige Frau spielen und Brombeeren naschen."

Die Brombeeren wären großenteils auf dem Kutschboden zu suchen gewesen, auf welchem sie zerstreut umherlagen.

„Sind die Rösser schwarz?" fragte die Kundel plötzlich.

„Fuchsbraun," antwortete die Frieda.

„Gott sei Lob und Dank!" warf die Kundel hin.

„Warum?"

„'s kunnt auch der Teufel sein Spiel haben!"

„Ich weiß mich nicht schuldig. Bin eine arme Magd."

„Schuldig weiß ich mich auch nicht," sagte die Kundel, „aber dem Ritter Kuno traue ich um keinen Preis."

„Ritter machen mir wieder nichts," gestand die Frieda, „aber wenn gerade so ein sauberer Bauernknecht käm', da wollt' ich für nichts gutstehen."

„Oder ein kernfester Holzknecht aus dem Siebenbachwald!“ neckte die andere.

„Ich bitt' dich, Haustochter, ich mag nichts hören von ihm,“ so antwortete die Frieda.

Ähnliches sprachen sie halb im Ernst, halb im Scherz, halb in Verwirrung. Der Jungmagd Frieda kam es possierlich vor, daß sie heute einmal mit der gleichen Elle wie die Haustochter gemessen wurde. Plötzlich hielt der Wagen. Ringsum standen, von nässelnden Nebeln halb verschleiert, Scheunen und Häuser, und aus einem solchen klang helle und grelle Tanzmusik.

„Du,“ flüsterte die Frieda zur Genossin, „jetzt kenn' ich mich aus, wir sind in Schwambach.“

Zweiter Abschnitt.

Der Wolfram öffnete den Wagenschlag. „Schöne Jungfrauen,“ sagte er, „da sind wir. Ich bin der Adlerwirt aus Kirchbrunn, ein durch und durch bösartiger Geselle, und lade euch zu einem Tanzel mit mir beim Schwambachwirt.“

Die mit dem roten Tuche wollte zeigen, daß sie sich durchaus nicht so leicht ins Bockshorn jagen lasse, sie machte daher, rasch aus dem Wagen steigend, einen Knicks und sagte: „Wird uns eine große Ehr' sein! Aber nimm dich in acht, Adlerwirt, wir sind auch bösartig.“

„Nachher stimmt's,“ versetzte der Wolfram, und übergab Roß und Wagen dem Hausknechte. Er nahm die eine gleich am rechten Arme, während die andere sich an seinen linken hielt. Diese schwieg, dachte aber bei sich: Ist er nett, so wird's sein, und sonst wird er gefoppt.

Also trat zum Erstaunen der Leute der Schwarze Adler von Kirchbrunn mit den beiden hübschen Dirndln ins Haus und alsogleich die Stiege hinan auf den Tanzboden. Einen

funkelnden Silbergulden warf er auf den Spielleuttisch, da schrien die Pfeifer und Geiger vor Freuden auf, und einen „gestrampften“ Steirischen tanzte der Wolfram mit der, die Frieda hieß. Wenigstens ein Dutzend junger Paare reigten zugleich, die Burschen mit den Händen klatschend, mit der Zunge schnalzend, lustig jauchzend oder kecke Liedl singend, die Mädchen sich den Tänzern sanft anschmiegend, ihre Köpflein hingegen an die Brust der Burschen legend; manche schloß also im Arme des Trauten die Augen, als wolle sie die Süßigkeit bis an die äußerste Grenze austräumen. — Macht es nicht auch Frieda so? Liegt sie nicht hingegossen an die breite wogende Brust Wolframs, von seinen Armen fest umschlossen, von seinem Auge, das unverwandt auf ihrem Gesichtl ruhte, bewacht, und angeweht die heiße Stirn, die glühenden Wangen von seinem Atemhauch! Wohl war's nach ihrer scheinbar gelassenen Sicherheit zu vermuten, daß sie heute vielleicht nicht ganz das erstemal einer solchen Kopflehne sich erfreute, doch aber der Unterschied! Ach liebe Zeit, was nicht für ein Unterschied ist zwischen Mannsbild und Mannsbild! — O du herziger Schatz! dachte sich Wolfram, dich habe ich gefangen, wie man das Vöglein fängt mit der Falle, und dich laß ich nimmer frei, nimmer! mein Lebtag nimmer. Die Frieda, die dachte gar nichts mehr, sie fühlte, als würde sie hingetragen durch die Lüfte, hoch über den Erdboden, hoch über den Wolken — wohin? Das wußte sie nicht, war ihr auch ganz gleichgültig.

Endlich war der Tanz aus. Der Wolfram ließ seine Genossin lockerer und erinnerte sich nun, daß er deren zwei gehabt hatte. Wo war denn die andere! — Der Schwambachwirt hatte schon Lichter aufgesteckt im Saale, aber die andere war nicht zu sehen. Sie wird schon auch gut aufgehoben sein, flüsterte eins dem andern zu, und die beiden machten sich

nicht viel daraus. Mittlerweile tranken sie auch Wein, die Frieda mit, der Wolfram ohne Zucker. Die Leute ringsum wurden immer lauter, lustiger und toller, und Weindunst und Menschendunst betäubten die Herzen und regten sie auf. Dort und da im dämmernden Winkel lauerte ein Einschichtiger und schleuderte scheelsüchtige Blicke auf die glücklichen Pärchen, wovon viele ganz in sich selber versunken und weder Auge noch Ohr hatten für die Umgebung. So auch der Adlerwirtssohn von Kirchbrunn und seine Entführte. War nur erst der Abend vorgerückt, dann wollte er mit ihr ein unbelauschtes Plauderstündchen halten und sie nach ihrem Herkommen fragen. Übrigens war es recht reizend, daß er nicht wußte, wer sie war, und falls er hätte voraussetzen können, daß auch er ihr unbekannt gewesen, tat es ihm fast leid, sich vorgestellt zu haben. Sich so weltfremd sein und sich so innig umschlungen halten, das ist ja doch ein Hauptspaß, wie es nicht leicht einen zweiten gibt.

Als es draußen rabenschwarze Nacht geworden war, trat durch das Gedränge ein Holzknecht aus der Kirchbrunner Gegend auf den Wolfram zu und sagte: „Der Adlerwirt soll hinaus kommen in den Hof, dort möcht' wer sprechen mit ihm."

Aha, fiel es dem Burschen bei, die andere! Jetzt will die andere dran. Hätte sie sich nicht einen anderen aussuchen können? Nun aber, da er sie schon mithergeführt hat, muß er auch bei ihr Ritterdienste verrichten.

Es war aber nicht die andere, sondern ein anderer, der im Hofe seiner wartete. Am Brunnentroge lehnte er und vom Küchenfenster hinaus fiel das breite Licht auf seine Gestalt. Ein baumstarker Kerl stand da, in der Tracht der Gebirgsholzhauer, mit krauswucherndem Bart und tief ins Gesicht gedrücktem Hute.

„Grüß dich Gott, Adlerwirt! Geh nur her! Komm nur

herüber da!“ Also lockte der ruppige Geselle mit einem zarten Fistelstimmlein den Wolfram hinter den Brunnentrog.

„Wer ist's denn?“ fragte der Wolfram.

„Komm nur her zu mir!“ sagte der andere.

Der junge Adlerwirt erkannte in dem Manne jetzt einen Holzarbeiter aus dem Siebenbachwalde, welcher von den Leuten der Schopper-Schub genannt ward. Der Mann war mehrmals schon im Adlerwirtshause zu Kirchbrunn eingekehrt, hatte sich dort aber stets in die hinterste Ecke gesetzt, ein paar Nipper Branntwein getrunken und dabei stier vor sich auf den Tisch geblickt. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, aber stets im Äußern so zerfahren und ungepflegt, daß es sogar den Weibern zweifelhaft schien, ob das ein hübscher oder ein häßlicher Mann sei. Er war nicht in der Gegend daheim und man wußte nicht viel von ihm, als daß er ein tüchtiger Arbeiter, sonst aber ein ungeselliger und sonderbarer Mensch wäre. Irgend jemand wollte von seiner Vergangenheit etwas gehört haben und deutete an, daß in derselben so etwas wie Brandgeruch zu verspüren wäre.

„Du bist ja der Holzknecht Schopper,“ sagte nun der Wolfram.

„Ah, kennst mich schon?“

„Was willst denn von mir?“

„Auf ein ganz kleines Wörtel, Adlerwirt. Da stell dich her, daß ich auch was seh' von dir, so.“ Hernach hob er seine Stimme in eine noch weichere Tonlage und sagte: „Adlerwirt, was geht denn dich die Frieda an?“

„Welche Frieda?“

„Tu' nicht so, mein Lieber, liegt dir doch nur eine im Kopf. Wo hast sie denn her, deine Tänzerin?“

„So?! Meine Tänzerin? Wen kümmert denn die?“

„Die wird schier mich kümmern, Adlerwirt.“ Dann

wurde er um einen halben Kopf höher und setzte in einer keuchenden, wie vor Wut erstickten Stimme bei: „Wenn du mir sie nochmal anrührst, nachher —“

„Nachher — ? — Nun!“ also jetzt der Adlerwirt und stellte sich stramm vor den Waldgesellen hin.

„— nachher, mein Lieber, siehst du keine Sonne mehr aufgehen!“

Der Wolfram trat einen Schritt zurück, so daß er über den Unterbalken des Troges stolperte. In demselben Augenblicke war der finstere Bursche schon über ihm, in der Hand das blinkende Messer.

„Stechen?!“ schrie der andere, im Hause gellte die Musik, polterten die Tanzenden.

„Stechen —“ sagte es der Waldmensch langsam nach und ließ den Arm sinken. „Nein, jetzt noch nicht. Du hast es vielleicht nicht wissen können, daß sie mein ist. Das Unband sagt's ja keinem! Aber aufgesetzt ist sie mir! Das Grausen, das sie haben, diese Gäns', vor einem Manne, der kein Nest hat und bei dem 's Weib selber sein Brot muß verdienen. Na freilich, besser ist's schon, wenn das Manndel alles zusammenschleppt, was Weib und Kind not haben — ich glaub's. Ein armer Holzarbeiter kann so was nicht leisten und desweg ist er der Niemand bei den Weibsbildern. Aber wenn eine ins Wasserfloß stürzt und unters Mühlrad kommt, da ist er gut genug, der Waldbär, daß er sich gegen das Rad stemmt, ehe die Kröt' — Kreatur, will ich sagen — hin ist.“

Der Wolfram war wieder frei geworden und so fragte er nun: „Red' deutlich, wie steht es denn mit ihr?“

Da beredeten sie es ganz vertraulich. Sagte der Schopper: „Hast es nicht gehört, im vorigen Winter? Am Faschingdienstag! Der Salmhofer läßt seine Leute zum Freiball gehen nach Geßnitz. Die Frieda auch mit. Ich vor sie hin, werb'

um einen Tanz. Dank schön! sagt sie und geht einem anderen nach. Sich halb zu Tod tanzen und beim Heimgehen in der Nacht auf dem Steg schwindelig werden — und plumps in den Mühlbach. Schwimmen kann sie wie ein toter Spatz, und schnurgerade der Mühle zu, wo das Rad geht. Teuxl, wenn ich ihr in derselbigen Nacht nicht wäre nachgeschlichen! Gleich spring' ich in die Radlaufe, stemm' mich an. Das Zeug steht still, und wie mein stolzes Schätzes dahergeschwommen kommt, zieh' ich's heraus und sag': Guten Morgen! — Nach einer langen Weile, wie sie wahrnimmt, wo und bei wem sie ist, und wie sie fertig ist vom Wasserspucken, sagt sie: Dank schön! und läuft davon. Just wie auf dem Tanzboden. Dank schön! sagt sie und läuft davon."

„Das ist brav von dir gewesen," fand der Adlerwirt.

„Still sei!" knurrte der Holzhauer, „gelobt bin ich schon mehr als genug worden, das hilft mir nichts. Die Dirn will ich haben."

„Hätte ich das gewußt," also der Wolfram, „daß du ein Recht auf sie hast, so wollt' ich mich nicht an sie gemacht haben. Aber das möchte ich wissen: hat sie dich auch gern?"

Jetzt zuckte der andere zusammen, preßte das Gesicht in den Ellbogen seines Armes.

„Zur Liebe kann man niemand zwingen," sagte der Wolfram.

„Verfault! Ihre Knochen von den Würmern abgenagt, wenn ich nicht bin!" gurgelte der Waldmensch. „Und ihr Leben, mit dem sie jetzt da drinnen wie eine Mairose steht, das hat sie von mir, das gehört mir! Und wenn ich zum hohen Gericht gehe, so muß es mir zugesprochen werden."

„O du armer Mensch," sagte nun der Wolfram. „Leben und Liebe, das wird wohl ein Unterschied sein. Dir ist gewiß

noch die Zeit im Kopfe, wo die Leute leibeigen gewesen sind. Wen du dazumal gekauft oder gewonnen hast oder auf der Straße gefunden oder im Mühlbach, der ist dein gewesen. Das ist anders geworden. Eine Dienstmagd hat freilich auch ihren Herrn; wenn ihr wer das Leben rettet, so soll sie dankbar sein, aber ihr Herz kann sie verschenken, an wen sie will."

„Nachher ist's aus," sagte der Schopper-Schub.

„Hast sie denn gar so gern, Holzknecht?"

„Sündhaft gern. Und schon lang her. Und gerade die! Und just die! Als ob ich besessen wär'! Hör' zu, Wirtsbub, ich will mich jetzt ausreden. Zu Wallischdorf draußen habe ich einen Vetter, der hat mir vor einem Jahre sein Bauerngut wollen in Pacht geben, es wär' mir besser gangen, als wie da oben im Siebenbachwald. — Ich habe nicht fort können — ihretwegen nicht. Alle Sonntage gehe ich hinaus in die Geßnitzerkirchen und stehe hinter dem Turmpfeiler und schau' hin auf den Platz unter der Kanzel, wo sie sitzt. Und geh' dann wieder in den Wald zurück. — Wenn ich wüßt', wer mir die hat angetan!" Er knirschte mit den Zähnen, als wollte er den Missetäter zermalmen.

Eine Magd, die mit dem Wasserzuber zum Brunnen kam, unterbrach dieses Gespräch. Der Schopper-Schub packte den jungen Adlerwirt am Arm und raunte ihm zu: „Hüte dich!" dann schritt er rasch über den dunklen Hof dahin.

Als der Wolfram in einer recht sonderbaren Stimmung zurück ins Haus kam, hörte er von mehreren Seiten zugleich, daß die Salmhofertochter von Geßnitz da sei! — Die Salmhofertochter! da horchte der junge Adlerwirt einmal auf. Und die Erregung im Wirtshaus war keine geringe. Das ist schon eine besondere Auszeichnung des Freiballes beim Schwambachwirt, daß ihn die Salmhofertochter besucht. Die Fürnehmste in der ganzen Gegend, die von den Burschen

heimlich Begehrte und doch nur wenig Umworbene; ist sie halt die Stolze, Unnahbare. — Ist sie mit ihrem Vater da? oder mit einer Gesellschaft von Geßnitzer Bürgern und Bürgerinnen? oder gar mit einem Bräutigam, der sie heute das erstemal als Braut aufzeigt! Das alles nicht! Ganz allein soll sie sitzen d'rin im Extrazimmer, nur die Schwambachwirtin bei ihr, welche ihr Gesellschaft leisten zu müssen glaubt, trotzdem sie draußen in der Küche alle Hände voll Arbeit hätte. Will denn niemand ins Stübel, die Salmhofertochter zu unterhalten? — Dachte der Wolfram: Kennen lernen möchte ich sie doch, dieselbige, von der es immer heißt, sie wäre die richtige Adlerwirtin. Was kann mir geschehen, wenn ich sie zu einem Tanz auffordere? Weist sie mich ab, so drehe ich mich vor ihrer Nase mit einer anderen um und um.

Wie nun aber der Wolfram ins Extrazimmer trat, sah er am weißgedeckten, mit feinem Backwerk besetzten Tische neben der dicken Wirtin das schwarzbraune Mädel sitzen, welches er mit der anderen, der Frieda, in seinem Wagen kecklich dem Walde entführt und nach Schwambach gebracht hatte. Und das — das wäre die Salmhofertochter, die stolze Kundel?!

Er brauchte sich nicht erst nach einer Ansprache zu besinnen.

„Da ist er ja, der tapfere Ritter," so redete sie ihn schier ernsthaft und gelassen an. „Schön ist es nicht vom Adlerwirt, daß er sich um die zweite Entführte gar nicht mehr umsehen will, bevor er die erste zu Tode getanzt hat."

Der Wofram stammelte eine Entschuldigung. Die Kundel sah recht gut ein, daß es das beste sei, das Abenteuer, welches ihr gar nicht geheuer schien, ins Scherzhafte zu ziehen. Sie rückte daher ein wenig auf der Bank und sagte: „Setzen Sie sich nur willig her zu mir, es wird Ihnen nichts mehr anderes

übrig bleiben. Sie bieten mir jetzt ein feines Nachtmahl, tanzen einen mit mir und führen mich dann wieder nach Hause."

Das war alles so ernsthaft und kühl gesprochen, als ob sie zu einem Diener redete. Er setzte sich hin neben sie und tat, wie sie befohlen hatte. Alsogleich ward es im ganzen Hause kund: der schwarze Adler von Kirchbrunn und die Salmhofertochter von Geßnitz sitzen beieinander, essen und trinken miteinander wie ein Brautpaar. Und als die beiden gar Arm in Arm auf den Tanzboden traten, da wichen die Leute nur so in Staunen und Ehrfurcht zurück, daß das schöne junge Paar fast allein den Reigen tanzte im Saale. In der Ecke hinter dem Stiegenverschlag stand die Frieda, ein großer Schreck hatte ihr Antlitz blaß gemacht. — Er ist verspielt! so konnte sie noch denken, meine Haustochter hat ihn, da ist er verspielt für die arme Magd. Ist das ein Tag, dieser heutige Sonntag! — Wie das Paar in der Nähe vorüberreigte, trafen sich die Blicke des Wolfram und der Frieda. In diesem Augenblick war ihm, er tanze mit einem Stück Holz. Fast plötzlich, bevor der Tanz aus war, ließ er die Kundel los und machte vor ihr eine höfliche Verbeugung.

Es half ihm aber nichts, er hatte für den Abend ihr Ritter zu sein und war froh, als die Kundel den Wunsch aussprach, nach Hause zu fahren. Endlich saßen die beiden Mädchen wieder im geschlossenen Wagen und der Wolfram auf dem Kutschbock. Als sie aus dem Hoftor des Schwambacher Wirtshauses fuhren, noch zum Abschiede mit hellem Musikklang begrüßt, sah der Wolfram, wie hinter dem Pfosten sich der Waldmensch duckte — dann ging es fort, hinaus in Nacht und Nebel.

Die beiden Mädchen im Wagen führten nicht die angelegentliche Unterhaltung miteinander, wie auf der Herfahrt. Die Kundel war mürrisch und breitete sich so sehr aus, daß

die andere völlig in die Ecke gedrückt wurde. Wohl auch die Frieda war nicht aufgelegt zum Sprechen, sie hatte zu denken genug, und zu tun genug, ihre Gedanken nicht zu verraten. Wie erschrocken war sie daher, als die Haustochter mit einemmale den Mund auftat: „Eine wahr Schand' ist's, wie du dich heute aufgeführt hast!"

Es hatte schon den Anschein, als wollte die Magd nichts entgegnen, endlich sagte sie aber doch: „Kann ich etwas dafür, daß er zuerst mit mir gegangen ist?"

„Du hast dich ihm ja angeklettet! Männersüchtige Rassel, du!"

Nun sagte die Frieda nichts mehr.

„Ich werd' mir's merken," setzte die Kundel noch bei, und damit war das Gespräch zu Ende.

Der Kutscher Wolfram sah träumerisch auf die Bäume, Büsche und Wegplanken hin, die im Scheine der Wagenlaternen gespenstisch auftauchten und verschwanden. Die Laternlichter warfen im dichten Nebel eine Art Heiligenschein um die Kutsche. — Ein sauberer Heiligenschein, das! dachte der Wolfram; wenn ich heute nicht sündige, so geschieht's einzig nur, weil die Gelegenheit dazu fehlt. Jetzt kann ich in der ödweiligen Nacht den langen Weg dahinradeln und nachher wieder zurück. Ein hübsches Vergnügen. Bis ich nach Kirchbrunn komme, stehen schon die Leute auf. Das hat man von seinem Übermut. Sonst nichts. — Hia! den Braunen wird's auch schon zu dumm.

Endlich waren sie auf dem Marktplatz zu Geßnitz. Der Wolfram wollte halten, aber die Kundel rief zum Wagenschlag heraus: „Vorwärts! Zum Salmhof hinauf!"

Und nach einer weiteren Weile hielten sie vor dem großen Hofe, der mit seinen weitläufigen Gebäuden wie leblos dalag. Nur ein gewaltiger Hund reckte sich mitten im Hofe und der

knurrte ein wenig, schien ihm aber nicht der Mühe wert, sich weiter um das herangerollte Gefährt zu bekümmern.

Die Kundel wartete im Wagen, bis der junge Adlerwirt abgestiegen war und ihr den Arm zum Aussteigen bot.

„Und was wird jetzt mein Vater sagen?" fragte das Mädchen. „Wenn ich ihm nicht gleich nach der Ankunft in Schwambach einen Boten geschickt hätte, daß er weiß, wo ich bin — Sie hätten seiner Angst nicht geachtet."

Jauchzen wollte der junge Mann über dieses Wort, es war ein Herzenswort gewesen, das erste, welches er von ihr gehört. Ein gutes Kind kann wohl auch ein gutes Weib sein . . . Ei ja, mein Vater kann doch recht haben! Wer die einmal heimführt!

„Anläuten geh'!" herrschte die Kundel der Jungmagd zu, die schier kopflos dagestanden; und während diese nun an die Haustür eilte und den Glockenstrang zog, flüsterte die Salmhofertochter zum Wolfram: „Seien Sie schön bedankt, kühner Ritter! Aber wie böse ich auf Sie bin, das sollen Sie noch erfahren. Warten Sie nur! Schnell davon! Gute Nacht!"

Diesen raschen Abschied erklärte der Adlerwirt sich so, als sollten die Hausbewohner das nächtliche Gefährte nicht wahrnehmen dürfen; das war aber ein wenig anders, die Haustochter wollte es verhindern, daß er der Jungmagd gute Nacht sagen konnte. Und den Wolfram wurmte es richtig den ganzen Weg heimwärts, daß er ohne einen Händedruck, ohne ein einzig freundliches Wort von der Frieda hatte scheiden müssen.

Dritter Abschnitt.

Jetzt würde männiglich raten, daß am andern Tage der alte Adlerwirt zu Kirchbrunn seinem Sohne ein arges Wetter gemacht hätte. Anstatt am Sonntagnachmittage, war der

Wolfram mit den Rössern am Montag früh nach Hause gekommen!

Männiglich hätte aber schlecht geraten. Als am Montag nach zwölf Uhr mittags der Wolfram erwacht war und die Küchenmagd ihm den Kaffee ans Bett brachte, kam auch der alte Adlerwirt herein. Er brachte das Semmelkörbchen, schaute schmunzelnd auf den Burschen hin, der kerzengerade ausgestreckt da lag und gähnend sich noch ein Weiteres streckte.

„Geschlafen hast nicht schlecht," sagte der Wirt.

Jetzt kommt's, dachte der Wolfram, und er hat ganz recht, ich verdiene schon eine Portion.

Aber es kam nicht.

„Trink' ihn, so lange er noch heiß ist," riet der Alte, auf die Kaffeetasse deutend, „was Warmes tut immer gut nach einer solchen Nacht."

Der Wolfram richtete sich, auf den Ellenbogen gestützt, halb empor; der Hemdkragen war abzubinden vergessen worden, er lag noch um den Hals; durch die Spalte des weißen Hemdes sah man einen Teil der nackten Brust; das Gesicht des Burschen war ein wenig blässer als sonst, also daß der junge Bart um so dunkler schattete. Die wirren feuchten Haare hingen in braunen Tatzen und Ringen über die Stirn herab. Der Wirt schaute nicht ohne Wohlgefallen auf seinen Sohn. So ein hübscher Junge ist auch ein Kapital. Nun muß man ihn versilbern oder vergolden lassen. Sind ja auch in der Kirche die größten Heiligen vergoldet.

„Trau' einer noch einmal so einem Duckmäuser!" sprach nun der alte Wirt mit schwerem Wiegen des Hauptes und im Tone des Vorwurfes. „Wo unsereiner erst hindenkt, ist der schon gewesen. — Aber," fuhr er fort, „lachen habe ich auch müssen gestern abends. Wie der Weidknecht heimkommt, sag' ich: Wo denn heute der Wolfram stecken mag mit den

Pferden! Daß ihm am Ende kein Malheur passiert ist! — Oh, gibt der Weidknecht Antwort, dem jungen Herrn fehlt nichts, der sitzt draußen beim Schwambachwirt im Extrastübel und tut mit der jungen Salmhofertochter aus Geßnitz Nachtmahl essen. Wär nicht schlecht! sage ich. Ja freilich nicht, meint der Knecht und erzählt mir die ganze Geschichte, wie du sie mit dem Wagen zum Tanz geholt hättest. Teufel! denk' ich, der geht's scharf an! Der kennt sich aus. Ist ja wahr, je schwerer man an eine herankann, je keder muß man sie anpacken. — Jetzt hast gewonnen, Wolf, und ich kann dir's nicht sagen, wie mich das freut. Wirst sehen, jetzt stehst auf einmal ganz anders da. Neider wirst genug haben, ich glaub's! Und nun, Wolf, kann ich dir's wohl sagen: wir brauchen eine reiche Heirat so notwendig, wie der Fisch den Schluck Wasser. Seit die neue Eisenbahn drüben geht, steht's nicht gut mit uns Wirtsleuten auf der Kirchbrunnerstraße. Zu harter Not, daß es mir bisher gelungen ist, unser Ansehen aufrecht zu erhalten, lange wär' das nicht mehr möglich gewesen. Wir stecken tief in der Schlamaß, mein Bub', wir stecken tief!"

Der Wolfram war von dieser Mitteilung nicht gerade erbaut, er sagte aber nichts darauf, sondern war von diesem bitteren Augenblicke an entschlossen, das Abenteuer mit der Salmhoferischen ernsthafter aufzufassen, als er es bisher getan.

„Schau nur dazu, Wolf, daß ihr bald Hochzeit macht!" mahnte der Alte noch. „Ist gut, daß dem Professor sein Zimmer leer geworden, das lassen wir jetzt gleich herrichten. Wird euch eh am liebsten sein, ist hübsch groß und ruhig."

„Ja ja!" sagte der Wolfram ziemlich barsch, um dieses Gespräch abzubrechen, welches ihm durchaus nicht heimlich war. Er sah sein Verhältnis zur Salmhofertochter lange nicht so rosig, als sein Vater, und wenn etwas Rosiges für

ihn dabei war, so konnte es nur das blühende Gesichtlein der — anderen sein.

Auf gar keinen Fall war es zu leugnen, daß Wolframs Sinn nach dem Salmhofe in Geßnitz stand. Und es ereignete sich auch, daß er nun häufig nach Geßnitz fuhr, immer in Geschäften, wie es hieß. Etliche Wochen vergingen so, da hatte der Adlerwirt die feinste Brautwerberfahrt veranstaltet.

Rollte eines Tages das sorgfältig aufgewichste Gefährte die Straße entlang gegen Geßnitz. Auf dem Bock saß heute der Pferdeknecht, aber hübsch mit flatterndem Hutbande. Im Wagen saßen der alte Adlerwirt und sein Schwager, der Herr Amtskontrolleur aus der Kreisstadt. Beide im schwarzen Anzuge, mit Seidenhut und bunten Halsmaschen. Dem Adlerwirt war besonders in den weißen, stramm um die fleischigen Finger gespannten Handschuhen höchst unbehaglich, er war nicht imstande, den einfachsten Handgriff zu tun, selbst den Überrock mußte — als es gegen Geßnitz hin schwüler wurde — der Herr Schwager ihm aufknöpfen, und als sie zur Wegmaut kamen, fanden die eingepferchten Finger in den Taschen kein Geldschnäppchen, so daß wieder der Schwager aushelfen mußte. Trotzdem war der Adlerwirt guten Mutes und hieb dem Genossen ein- ums anderemal die breite Hand auf den Oberschenkel: „Na, was meinst, Schwager, wirst stecken bleiben bei der Anrede?"

„Du wirst dir noch die Hundeledernen zersprengen!" mahnte der Schwager fürsorglich.

Der Amtskontrolleur war ein dürres Herrchen, dem auch die Kampflust, das heißt die Brautwerbelust aus den Augen blitzte. Der Adlerwirt hatte ihn eigens für diesen Zweck aus der Kreisstadt verschrieben. Es fährt sich doch ganz anders auf mit einer Autorität aus der Stadt, die Schick kennt und Vornehmheit hat. Das Amt, in welchem der Herr Schwager

saß, oder vielmehr auf und ab sprang, bestand in einer Fahrkartenkontrolleurstelle auf der Pferdeeisenbahn.

Nun also, im Bewußtsein voller Ehrenhaftigkeit fuhren sie den Hügel hinan gegen den Salmhof. Da fielen ihnen die zahlreichen armen Kinder auf, die — obzwar schon zur Allerheiligenzeit — barfuß und in schlechten Gewändlein den Weg hin und her liefen. Durch das weit offenstehende Tor rollte der Wagen so rasch in den Hof, daß es mit einem der Kleinen schier ein Unglück gegeben hätte. Alsogleich stand auch der dienstbare Bursche da, der die beiden Pferde in Obhut nahm, während die beiden Herren sich an einen Mann wandten, um so gleichsam wie im Vorübergehen ein wenig die Wirtschaft begucken zu können. Der Angesprochene führte sie bereitwilligst durch verschiedene Gebäude, und überall war es erstaunlich. Dieser Wohlstand, dieser Überfluß in allem. Die Haustiere in schönsten Rassen, die Vorräte an Feldfrüchten, an Heu, an Werkzeug, an Wagen und Schlitten, an Häuten, Pelzwerk und Wolle, an Edelholz, kurz an allerlei, woran die meisten Leute gar nicht denken, geschweige es besitzen.

Nach einem solchen Rundgang im Hofe kamen sie zum Eingange in das stattliche Wohnhaus; das Untergeschoß desselben war gemauert und weiß übertüncht, der obere Stock aus Holz gezimmert. Es hatte viele Fenster, die größer waren als solche bei anderen Bauernhöfen, und mit zierlichen Holztäfelungen ausgeschlagen. Auch an den Dachvorsprüngen waren Holzschnitzereien, das Dach selbst war aus Schindeln und über demselben ragten mehrere weiß übertünchte Schornsteine empor. Neben der Haustür an der Wand hing eine schwarze Tafel, auf welcher Kundmachungen klebten, denn der Salmhofer war Vorstand der Landgemeinde Geßnitz, die sich einen eigenen „Bürgermeister“ wählte, seitdem der Ort Geßnitz selbst eine Marktgemeinde geworden war. Als die beiden Ge-

meinden sich trennten, wollte jede den Salmhof für sich haben, der lag so gut bürgerlich als bäuerlich, allein der Salmhofer mochte gedacht haben: Lieber der erste Bauer, denn der letzte Bürger, und hatte sich zur Landgemeinde geschlagen, was ihm seine Nachbarn nicht hoch genug anrechnen konnten.

An der offenen Haustüre war in der unteren Weite ein zierliches Holztörchen, wie solche an vielen Bauernhöfen üblich sind und dazu dienen, daß vom Hofe das Kleinvieh nicht ins Haus laufen kann. An diesem Törchen grunzten heute aber weder Schweine, noch meckerten Lämmer oder Ziegen, es war umdrängt von armen Kindern, dreijährigen bis etwa zwölfjährigen, die ihre Händchen aufhoben und mit hellen Stimmen schrien: „Bitt' gar schön um ein Allerheiligenbrot!"

Und hinter dem Törchen stand ein feines, etwas blasses, ernsthaftes Mädchen in dunkelblauem, fast städtisch geschnittenem Anzug, am Halse ein weißes Kräglein, wie es Männer tragen. Dieses Mädchen nahm aus einem großen Korbe, der neben ihm stand, geschnittene Brotstücke und verteilte sie an die Kinder. Die vorne standen, denen gab sie es still in die Hand, den hinteren, vergeblich nach vorne Drängenden warf sie die Stücke über den Köpfen zu und kümmerte sich nicht weiter um das Gebalge, welches darüber entstand.

„Da ist sie!" flüsterte der alte Adlerwirt dem Herrn Amtskontrolleur zu, und sie zogen ehrerbietig vor ihr die hohen Hüte. Das Mädchen dankte dem Gruße mit einem fast unmerklichen Neigen des Hauptes, scheuchte mit einer lebhaften Handbewegung die Kinder auseinander, und unsere beiden Männer traten in das Haus.

Nach den „Herren Eltern" erkundigten sie sich bei der Kundel. „Bitte nur die Treppe hinauf, Mutter wird in der Küche sein!" Also in höflichem, aber entschiedenem Tone der Bescheid. Der Adlerwirt nickte dem Genossen vielsagend zu.

Der Kundel war ihr erheuchelter Gleichmut ganz ausgezeichnet gelungen, nun aber huschte sie rasch unter die Stiege hin und spähte nach. Es schwante ihr etwas, als gehe dieser Besuch sie an. Für das Austeilen des Allerheiligenbrotes war nun alle Neigung dahin, sie stellte den Kindern den Korb mit dem Reste der Brote vor die Tür und schlich die Treppe hinan.

In der Küche waren zwei Weiber, welche mit langen Messern die Kohlkopfstengel zerschnitten und die Scheibchen in einen Kessel warfen. Beide waren wie Mägde angezogen, nur daß die Ältere, eine magere und fast kümmerlich aussehende Person, ein weißes breites Schürzenband hatte, an welchem ein Schlüsselbund hing.

„Können wir mit der Frau Salmhoferin reden?“ sprach diese der alte Adlerwirt auf gut Glück an.

„Was wird's denn sein?“ fragte das Weib in fast schüchterner Weise entgegen und wischte ihre Hände an der Schürze ab.

„Wir sind von Kirchbrunn,“ sagte nun der Herr Kontrolleur, „und kommen in einer wichtigen Angelegenheit, wie sich's schon manchmal so fügt auf dieser Welt.“

„Dann müssen Sie schon zu meinem Manne gehen. Ich weiß nichts,“ so antwortete die Salmhoferin, wies sie über den Gang bis zur letzten Türe links und ging wieder an die Bereitung des Schweinefutters.

Bei der letzten Türe links klopften die Männer höflich an. Drinnen hustete jemand. Nach einem Weilchen klopften sie zum zweitenmale, und drinnen hustete es zum zweitenmale. Nach dem dritten Klopfen schnarrte es im Zimmer: „Zum Satan, ja hab' ich gesagt!“

Es war barsch, doch der Adlerwirt hielt das ja im Vorhinein für ein gutes Zeichen. Sie traten ein.

Es war eine schmale längliche Stube mit zwei Fenstern und einem großen Kachelofen. Zwischen den Fenstern stand eine lange Lehnbank, und daneben ein braunangestrichener Tisch. Auf der Lehnbank lag ein alter Mann, der nur mit Socken, einem schwarzen Beinkleide und einem grauen, locker um Brust und Arme flatternden Wollenhemde bekleidet war. Der Mann hatte auf dem Haupte fast kein Haar, hingegen einen üppigen weißen Bart. Das Gesicht war gerötet und hatte eine lange wulstige Nase. Auf dem Schoß hatte der Mann ein weißes Kätzchen, das er fortwährend streichelte und mit Brotkrümchen fütterte. Auf dem Tische lagen ein blaues zusammengeknülltes Sacktuch, ein paar Brillen und ein Pack mit Schriften. Daneben stand ein grünglasierter Krug, aus welchem er jetzt einen Schluck nahm.

Dieser Mann war der Salmhofer. Der alte Adlerwirt verleugnete seine Befangenheit und grüßte ihn wie einen Bekannten, denn der Salmhofer war ja oftmals eingekehrt bei ihm in Kirchbrunn.

„Au!" sagte der Alte und richtete sich ein klein wenig auf. „Das ist seltsam. Was seid Ihr denn so närrisch aufgestiefelt?"

Da stellte sich der Herr Kontrolleur vor und begann so zu reden: „Hochachtbarer Herr! Die Schicksale der Menschen sind mannigfach und unerforschlich. Sie hätten wohl auch nie gedacht, daß wir einmal an Ihres Hauses Schwelle stehen würden, und zwar in einer Angelegenheit, die — in einer Angelegenheit, welche —" Da stak er.

„Was wollt's denn?" fuhr der Salmhofer mit seiner breiten, röchelnden Stimme drein.

„Daß wir an Ihres Hauses Schwelle stehen werden, und zwar in einer Angelegenheit, die —" Trotz des neuen

Anrandes konnte er noch nicht weiter. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Still sei, Mistvieh!“ sagte der Salmhofer zum Kätzchen, welches miaute, und gab ihm mit dem Finger einen zärtlichen Klaps.

„Bitt' Euch, macht's keine Faxen!“ hierauf zu den Ankömmlingen, „kann mir's ja eh denken. Meiner Tochter die Fahrgelegenheit zum Schwambachwirt soll ich bezahlen. Was kostet sie denn?“

Jetzt lachten die beiden und meinten, nun wären sie schon bei der Stange. „Billig fahre der junge Adlerwirt nicht bei Nacht und Nebel, leicht koste es den Passagier selber.“

Der Salmhofer hob von der Katze die Hand und machte damit einen Schlag in die leere Luft. War das die Antwort? War das nicht gerade, als ob er sagen wollte: Fort mit Schaden?

„Dafür stehe ich gut,“ sprach nun der alte Adlerwirt, „einen braven Mann bekommt sie. Und lieb haben sich die jungen Leut', wie Tauben.“

Der Salmhofer tat aus dem Kruge einen langen Schluck, und auf seinem Barte noch die Tropfen, schnarrte er: „Mein Geld willst, Adlerwirt!“

„Aber, aber!“ rief der Adlerwirt. „Wer denkt denn an so was? Geld macht nicht glücklich, sage ich alleweil. Daß sie zusammenpassen, ist die Hauptsache. Das andere wird sich alles geben.“

„Losgehen kann's, wann's will,“ sagte der Salmhofer und trank wieder. Während er trank, sprang das Kätzchen auf den Fußboden hinab; da fuhr der Alte empor, fing es ein und setzte es wieder sachte auf seinen Schoß.

„Nachher könnten wir vielleicht jetzt mit der Kundel reden?“ meinte der Adlerwirt.

„Weiß schon, weiß schon," wehrte der Salmhofer ab. „Das Mädel ist ja schon ganz dumm vor lauter Verliebtheit. — Da bleibst, Vieherl."

Den beiden Männern kam es schier vor, der Alte sei nicht recht bei Trost. Der grüne Krug! Auf jeden Fall reichte der Adlerwirt ihm nun die Hand und sagte in feierlicher Stimmung: „Also abgemacht, Schwieger! Bruder Gott segne unsere Kinder!"

„Ist schon recht, ist schon gut!" murmelte der Alte, und seine Handbewegung deutete an, sie könnten wieder gehen.

„Er hat zwar einen martialischen Rausch," sagte der Herr Kontrolleur vor der Tür, „aber richtig ist's. Er hat mehr gestanden, als er im nüchternen Zustande beigegeben hätte, und das kann uns recht sein."

Auf dem Hausflur begegneten sie der Kundel. Der alte Adlerwirt hielt ihr die Hand hin und sagte weichmütig: „Jetzt mache ich nicht viel Umstände mehr, Töchterl, ich darf wohl einen Gruß ausrichten beim jungen Adlerwirt zu Kirchbrunn?"

„Bitt' schön," antwortete das Mädchen und senkte das Aug'.

„Und wann darf die Hochzeit sein?" fragte kühnlich der Herr Kontrolleur.

„Je eher, je besser," antwortete das Mädchen. Da wußten die Brautwerber einstweilen genug.

Vierter Abschnitt.

Der Winter war mit viel Schnee gekommen. Das wirtschaftliche Leben des Dorfes nahm eine neue Gestalt an, vom Walde wurden auf Schlarpfen*) große Reisigfuhren gezogen,

---

*) Aus zwei Baumstämmen gebaute Waldschlitten.

aus den Berggräben mächtige Holzblöcke geschleift, von den Teichen her schwere Eisladungen geführt. Wer einen Bau vorhatte im nächsten Jahre, der zog jetzt Zimmerholz und Steine zusammen; der Schnee — von welchem nicht Unterrichtete glauben, daß er die Wege versperre — hatte die Bahnen geschaffen, auf welchen die schwersten Lasten leicht weiter befördert werden konnten. Die Straße entlang schellte manch leichtes Schlittenzeug lustig fürbaß und hielt wohl mit seinen Insassen an in Kirchbrunn beim Adlerwirt auf ein Glas Wein. Seit es laut geworden, daß die einzige Tochter des Großbauern zu Geßnitz bald einfahren werde in das Adlerwirtshaus, war dieses den Leuten neuerdings anziehend geworden. Einzig nur das Weibervolk betrachtete nun dieses Haus nicht mehr ganz mit den wohlwollenden Augen als ehedem, aber das verdirbt nicht viel; Weibsbilder, meinte der alte Wirt, sind ohnehin nicht die besten Gäste.

Um diese Zeit kehrte eines Tages der Schopper-Schub ein im Adlerwirtshause. Er hatte immer denselben verwilderten Bart, der nie geschnitten wurde und der auch nicht eigentlich in die Länge wuchs, sondern mehr Neigung hatte, sich zu kräuseln und zu filzen, was dem Waldmenschen auch recht war. Mit dem Haupthaar stand es wahrscheinlich auch ähnlich, man sah es aber nie, weil der Mann den Hut immer aufhatte und die schweren schwammigen Krempen zu allen Seiten tief herabhingen. Das mattbraune Lodengewand hatte einige Flicken, doch sah man es an ihrer Ungefügigkeit, daß sie nicht von schlichtender Weibeshand herrührten. Eben fast so unbehilflich war der Verband, den er am linken Arme trug. Daß der Schopper mitten in der Woche Feiertag hatte, kam daher, weil er sich mit der Holzaxt unversehens die Hand gespalten hatte. Weiter war es nichts. Ein Kamerad hatte ihm ein Harzpflaster gemacht und den Verband angelegt;

somit ist die Sache in Ordnung, nur daß der Mann einstweilen nicht arbeiten kann.

Also saß der Holzknecht da am dämmerigen Winkeltisch und trank etliche Gläschen Branntwein.

„Wo ist denn der Jungherr?“ fragte er auf einmal kurz und scharf.

„Wo wird er denn sein!“ antwortete der alte Adlerwirt, „in Geßnitz wird er sein. — Hast was mit ihm?“

„Will selber mit ihm reden,“ sagte der Schopper. „Ich kann ihm ja nachgehen. Hab' eh Zeit dazu. Was macht's!“

„Dreimal drei macht neun,“ rechnete der Wirt die drei Gläschen zusammen. „Bekommst von zehn einen Kreuzer heraus.“

„Schenkt ihn einem Bettler,“ sagte der Schopper. Da lugte der Wirt einmal. — Seit wann geben denn die Herren vom Siebenbachwald Trinkgeld? Wahrscheinlich, seit sie sich selber die Knochen entzweihauen.

„— Soll einmal ein paar Vaterunser dafür beten,“ setzte der Holzknecht bei, während er sich rasch von der Bank erhob und, den Stock fest auf den Boden stoßend, davoneilte.

„Für einen Kreuzer Vaterunser,“ murmelte der Wirt, die kleine Münze in der hohlen Hand schüttelnd, „viel Andacht wird man da nicht verlangen können.“

Der Schopper-Schub wanderte die Straße entlang gegen Geßnitz. Der Weg war wohl für den Schlitten eingerichtet, aber nicht für ungelenkige Füße. Das glitt immer nach rechts oder nach links und brachte den Mann in Gefahr, auf seine wunde Hand zu fallen. Trotzdem setzte er seinen Stock fest ein und kam vorwärts. Er sann unterwegs, wie er es machen werde auf dem Salmhof. Das waren ja zwei triftige Gründe, weswegen er jetzt hinausging. Ein fast leidenschaftliches Dankgefühl hatte ihn vom Siebenbachwald herausgetrieben. Der

in sein enges Wesen zutiefst eingesponnene, und doch vielleicht gelegentlich einer Selbstentäußerung fähige Waldmensch glaubte, daß der junge Adlerwirt rein ihm zuliebe von der Frieda abgestanden sei und, damit aller Zwiespalt aufhöre, rasch die andere heiraten wolle; denn es war ihm nicht möglich zu denken, daß unter allen jungen Weibern der Welt nicht die Jungmagd Frieda die Begehrenswerteste sein sollte! — Adlerwirt! wollte er sagen und ihn um den Hals packen, für mein Lebtag bin ich dein Knecht! Wenn du einmal in Not solltest sein, so rufe mich! Du bist mein Freund auf der Welt! Du hättest das Mädel haben können und hast es mir überlassen, hast dich einer Fremden angeschmiedet, die dir gleichgültig ist. Gott geb's, daß sie dich lieb hat! Und wenn du einmal wen brauchen solltest, Wolfram, der für dich lebt und stirbt, so laß mich holen! — Also wollte der Schopper zu ihm sprechen, daß seinem heißen, in Zorn wie in Freude überschwenglichen Herzen Genüge getan werde. Dann wollte er aber auch ernstlich an die andere herantreten und am heutigen Tage die Sache endgültig abmachen. — Hopp! jetzt lag er im Schnee.

Wenn es so fortgeht auf der Rutsche, so wird das mühesam bis Geßnitz. Ein feines Schellen hörte er hinter sich. Mit flinkem Rößlein jagte und auf leichtem Schlitten saß der Groß-Grübinger von Kirchbrunn, er fuhr auch gegen Geßnitz. Ei, dachte der Holzknecht, dem ist's ein leichtes, daß er mich mitnimmt. Als der Schlitten vorüberschliff, rückte der Schopper manierlich den Hut, aber der Grübinger tat nichts desgleichen.

„He!" rief nun der Holzknecht dem Gefährte nach, zog sein blaues Sacktuch aus der Tasche und hielt es hoch in die Luft, „he, Vetter! Vetter Grübinger!"

Der Bauer hielt an: „Was ist denn?"

„Ihr habt Euer Sacktuch verloren!“ rief der Holzknecht. Die List gelang; während der Bauer seine Taschen durchsuchte, kam der Schopper zum Schlitten heran und legte seine Hand schon an das Joch.

„Mir gehört er nicht, der Fetzen!“ brummte der Bauer und wollte es wieder vorwärts gehen lassen.

„Nachher muß er wem anderen gehören,“ meinte der Holzknecht und steckte das Tüchel in seinen Sack. „Aber gelt, Vetter Grübinger, Ihr seid so gut und habt nichts dagegen, wenn ich mich da hinten auf die Kurve stelle. Ich will nach Geßnitz und es geht so kläglich auf den Füßen. Euer braver Rappen —“

„Kunnt mir einfallen!“ lachte der Bauer grell auf, „Hia!“ Und der Schlitten glitt rasch dahin, kaum hatte der Schopper Zeit, das Joch auszulassen; sich an dasselbe haltend, stolperte er eine Weile hinten drein, bis der Bauer ihm mit dem Peitschenstock eins auf die Finger gab. Da ließ er los und stand wieder allein mitten in Schnee und Nebel.

„Die Leute sind hart,“ murmelte er vor sich hin; um so weicher ist der Schnee, in welchen er seine Fersen wieder einsetzte. Es ging langsam fürbaß.

Als er nach Stunden durch den Markt Geßnitz schritt, war es finster, was sich gar nicht übel traf. Schon einmal hatte ihn hier der Gendarm festgenommen, obschon auch bald wieder losgelassen, nachdem es sich herausgestellt, daß hinter der verwilderten Hülle ein gewöhnlicher Holzknecht steckte. — Auf dem Turme läutete die Abendglocke. Er zog seinen Hut vom Kopf und betete: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft . . . .“ Der junge Adlerwirt war ihm nicht begegnet, also mußte er wohl noch im Salmhofe sein. Der Schopper ging den Hügel hinan, aber nicht nach dem breiten Fahrweg, sondern hinterwärts auf dem Rainsteige. Den

Wirtschaftsgebäuden trachtete er zu, er wußte wohl die Futterkammer, in welcher die Jungmagd um diese Zeit ihre Arbeit zu verrichten pflegte. — „Heut' nimm dich zusammen, Schopper-Schub," so ermahnte er sich selbst. „Denk' nicht immer daran, daß du verachtet bist. Denk', daß du auch ein Mensch bist wie alle anderen, und sei herzhaft. Gesund und stark zum Arbeiten, niemand kann dir was ausstellen im Holzschlag, du verstehst dein Geschäft. Niemand kann dir was nachsagen; was du dein Lebtag hast angestellt, das ist nur dein eigener Schaden gewest. Die neue Riesen wird sich machen im Waldschlag. In ein paar Jahren bist Holzmeister, daß kannst Weib und Kind erhalten so gut wie ein Graf. Warum soll sie dich nicht gern haben? Wenn ihr dein Gewand nicht gefällt, so wirf's weg, der inwendige Kerl wird nicht zu schlecht sein für eine brave Dirn. In Gottes Namen, Schopper!"

Der junge Adlerwirt hatte sich im Laufe desselben Nachmittags in der großen Wirtschaft des Salmhofes herumgetrieben. Anfangs tat er solches in Begleitung seines künftigen Schwiegervaters, dieser wurde aber bald zurückgerufen, er hatte in Gemeindevorstands-Geschäften zu tun. Der Wolfram spähte überall umher und spielte mit dem Gedanken, was mit all dem geschehen werde, wenn einmal Vater und Mutter mit Tod abgehen sollten. Gegen Abend ins Haus zurückgekommen, gab's eine Jause, aber eine etwas zerrissene. Die Salmhoferin trank ihren Kaffee in der Küche, der Salmhofer trank seinen Weinkrug auf der Stube aus, die Haustochter Kundel schlürfte ihren Tee im Küchenzimmerchen und knusperte süßes Backwerk dazu. Der Wolfram, welcher neben ihr saß, dankte für den ihm gebotenen Imbiß, er sei nicht gewohnt, eine Jause zu nehmen, aber eine Zigarre, wenn er sie anzünden dürfte! Hierauf besprachen sie die Hochzeit.

Die Kundel gestand vielleicht mehr unwillkürlich als absichtlich, daß es ihr manchmal schrecklich sei auf dem Salmhofe, daß sie froh sei, diesem Orte zu entkommen. Elternliebe, wovon andere Leute sprechen, habe sie ja doch nie kennen gelernt. Der Vater habe sie ein paar Jahre lang in ein Institut gesteckt, sie nachher zu einer Zierpuppe herrichten wollen, um sich mit ihr zu prahlen; bei der Mutter wäre überhaupt nichts zu suchen, diese verrichte in der Küche ihre tägliche Arbeit, die geradesogut auch eine Magd besorgen könne, und sei dann zufrieden. — Dem jungen Adlerwirt schmeichelte dieses Vertrauen der Braut und es kam ihm fast gemütlich vor im Stübchen, bis die Kundel plötzlich und ziemlich rasch das Fenster aufmachte. Der Tabakrauch ging freilich hinaus, aber die kalte neblige Winterluft ging herein. Endlich verabschiedete der Bräutigam sich, und während die Pferde eingespannt wurden, stand er draußen in der Tür der Heukammer und plauderte ein wenig mit der Jungmagd. Er lehnte an dem einen Pfosten der Tür, sie an dem anderen, weiter ließ sie ihn mit der brennenden Zigarre nicht in die Kammer. Sie tat's aber nicht des Rauches, sondern der Feuersgefahr wegen.

Ihr Gespräch wurde ganz leise geführt. „Frieda," sagte der Wolfram, „du wirst doch auch bei der Hochzeit sein?"

„Wohl kaum," antwortete sie, „ich werde müssen haushüten. Die Haustochter hat schon so etwas gesagt."

„Hat sie?" fragte flüsternd der Bräutigam. „Nein, Frieda, ich will's haben, daß du bei meiner Hochzeit die erste Kranzljungfrau sein sollst. Es geht doch?"

„Ja, gehen tät's schon," meinte die junge Magd, „aber sein darf's nicht."

„Wer sagt das?"

„— sie."

„Das möchte ich wissen. Ihr seid ja immer gut gewesen miteinander? Und kameradschaftlich.“

„Früher immereinmal, ja,“ sagte die Frieda, „aber seit dem Tanz beim Schwambachwirt ist sie arg auf mich.“

„Laß es gut sein, Dirndel,“ entgegnete der junge Adlerwirt. „In das Kapitel werde ich auch etwas dreinzureden haben. Sie mag zur Hochzeit laden wen sie will, ich werde es auch tun. Und verhoff's, daß wir uns bei der Hochzeit nicht das letztemal sehen werden, Dirndel. Gib mir die Hand drauf!“ Und er schnalzte mit der Zunge, was so seine Gewohnheit war, wenn er Mut und Übermut in sich fühlte. „Dirndel, die Hand drauf!“

„Auf das gebe ich keine Hand,“ war ihre Antwort, „der Mensch weiß nicht Zeit und Stund.“ Zögernd und zagend hatte sie das gesprochen.

„Und auch zum Abschied willst mir die Hand nicht geben?“ fragte er nicht ohne Beklommenheit.

„Zum Abschied — schon gar nicht,“ antwortete das Mädel und sah ihn treuherzig an.

„Frieda!“ erscholl es in diesem Augenblicke von der Stallwand her. Die beiden stoben auseinander. Eine männliche hohle Stimme war es gewesen. Der junge Adlerwirt sprang in den Schlitten, und vorwärts ging's durch Nacht und Winter gegen Kirchbrunn.

An demselben Abende war's, als die Jungmagd Frieda die Tür ihrer Kammer verschlossen hatte und nun vor einem Marienbild, das an der Wand klebte, ihr Nachtgebet sprach, als wie ein Gespenst der Holzknecht vor ihr stand. Der Schreck war so groß, daß ihr zum Schrei die Stimme versagte. Beide Hände ans Herz gedrückt, so sank sie mit einem Hauch auf den Schemel hin.

„Geschehen tut dir nichts,“ also sprach nun der Schopper.

„Aber das Leutrufen laß sein. Sie brauchen es nicht zu wissen, was wir zwei miteinander zu reden haben.“

„Wir haben nichts miteinander zu reden,“ konnte jetzt die Frieda sagen. „Geh fort! Du hast dich wie ein Dieb hereingeschlichen! Geh fort!“

„Hast wohl recht, Dirndel, wie ein Dieb!“ entgegnete der Schopper. „Weil ich deinetwegen schlecht werden muß. Aber daran schuldig bist du. Zu einem Engel hättest mich machen können. Und jetzt — jetzt kann ein Teufel draus werden.“

„Fort geh!“ rief das Dirndel und sprang zur Tür, um sie zu öffnen. Er fing sie auf, hielt mit seiner gesunden Hand die ihre fest und sagte: „Frieda. Sei barmherzig. Schau, ich bin ein armer Bursch'. Glaubt hätt' ich's nimmer, daß einen die Lieb' so kunnt zurichten. Zwingen kann ich dich nicht, Frieda. Ich sag' dir nur das: Wenn du mich nicht nimmst, so erleben wir was. Mit mir und mit dir! Ich spring' ins Verderben und du in dein Unglück. Der junge Adlerwirt! Unterwegs her bin ich noch voller Vertrau gewesen zu ihm. Und was ich jetzt hab' gehört!“

„Was hast denn gehört?“

„Mehr, als er geredet hat, meine liebe Dirn! Daß der so schlau ist, das hätte ich mir gar nicht gedacht. Die eine heiraten, die andere gern haben! Bist denn du blind, Frieda! Oder bist wirklich so schlecht?“

„Holzknecht,“ versetzte jetzt das Mädchen ruhiger, „laß mich aus, dann will ich reden.“

Im Augenblick ließ er ihre Hand los.

„Für mich,“ so redete sie nun, „wär' es auch besser, du hättest mich zerdrucken lassen vom Mühlrad. Ich dank' dir's nicht, daß du mich hast herausgezogen. In der Un-

schuld wäre ich gestorben, und wie es jetzt steht, seh' ich vor mir nichts, als lauter Sünd' und Elend."

„Den Adlerwirt mußt vergessen!" sagte der Schopper.

„Vergessen! Weißt du, was du redest? Kannst du vergessen? So vergiß mich, ich geh' dich ja nichts an. Bin nicht deine Schwester und nicht dein Geschwisterkind. Such' dir eine, die besser für dich paßt, und mich laß in Gottes Namen zugrunde gehen, wenn es mir schon aufgesetzt ist, daß ich seinetwegen zugrunde gehen soll." Sie weinte.

Der Waldmensch stand wie erstarrt vor ihr. Endlich antwortete er: „Um das von dir zu hören, bin ich heute weit aus dem Siebenbachwald herausgekommen. — Du Frieda! Flennen darfst mir nicht! Flennen kann ich dich nicht sehen!" Fast wie drohend stieß er die letzten Worte heraus, und dann fuhr er mit den Fingerspitzen über ihr Haar hin, als ob er sie streicheln wollte. „Frieda!" fuhr er milder fort. „Vor neun Jahren am Magdalenentag, wie sie deine Mutter haben in die Erden gelegt, habe ich dich zum erstenmal gesehen. So verlassen auf der Welt — wie du dazumal so geweint hast, das geht mir nimmer aus dem Kopf, gar nimmer."

„Mein Gott," flüsterte jetzt die Frieda, „du bist ja ein guter Mensch, ein herzensguter Mensch. Aber jetzt mußt du fortgehen, du armer Bursch, schau, es kann nicht anders sein. Ich habe ja nichts gegen dich, wenn ich nur könnt', wie wollt' ich dich lieb haben mit Freuden, dich ganz allein. Und es hätt' eine gute Wendung. Wie es jetzt steht, ich weiß mir ja nicht zu raten und nicht zu helfen."

„Sollst schuldigerweis so reden?" fragte er.

„Gott Lob und Dank, nein!" antwortete die Jungmagd, die ihn gleich verstand, „aber fürchten tu' ich mich, so oft ich ihn sehe. Bei der Hochzeit will ich nicht sein, nach Kirch-

brunn auch mein Lebtag nicht gehen. Ich will mich ja hüten, soviel es menschenmöglich ist. An meine Mutter hast mich gemahnt, Schopper. Ihr letztes Wort zu mir ist gewesen: Frieda, wenn du dir nicht ausweißt, so knie' hin und tu' beten. Ich will's tun, Holzknecht, und will so lange beten, bis ich dich recht lieb hab, und nur dich allein."

Das sagte sie mit solcher Innigkeit, als wäre die Liebe zu ihm schon da.

„O glückselige Stund'!" wimmerte der Waldmensch und drückte sein bärtiges Gesicht an ihre Schulter, in ihr Haar, „du herzliebe Dirn, ich geh' schon, ich geh' gern. Beten! Beten! Gute Nacht, du herzliebe Dirn!"

Also stürzte er wie rasend vor Glück davon, hinaus in die tiefe Winternacht, den jauchzenden Himmel im Herzen, seinen fernen Wäldern zu.

Fünfter Abschnitt.

Ganz Geßnitz war in Aufruhr. Bald nach Mitternacht schon hatten sie angefangen mit den Pöllern zu knallen, und zwar nicht bloß auf dem Salmhof, wo hinter dem Hause ein großes Feuer brannte, sondern auch bei anderen Bauernhöfen der Umgegend, die da zeigen wollten, welch freudigen Anteil sie nähmen an dem Fest- und Ehrentage der Familie ihres großständigen Gemeindevorstandes. Und als über den Dunstschichten der große rote Sonnenball heraufstieg und die Hochzeitsgäste gegangen, gefahren kamen von allen Seiten her, da knatterten auch die Pistolen drein, gleichsam das Kleingewehrfeuer zu den Kanonenschüssen, daß es schier zu hören war, als würde eine große Schlacht geschlagen im Tale von Geßnitz. Wo der Weg vom Salmhofe in den Markt hineinmündet, war sogar ein Schwibbogen gebaut aus Fichtenreisern. Von der Gärtnerei der Herrschaft Klobenstein war

ein großer Brautstrauß gekommen als Hochzeitsgabe, denn der Klobensteiner Baron und der Salmhofer standen miteinander in reger Geschäftsverbindung.

Übrigens hatte die Hochzeit des jungen Adlerwirtes mit der Salmhofertochter etwas Städtisches. Es gab dabei Herrschaften in Frack und mit hohen Seidenhüten, worunter der Herr Schwager Amtskontrolleur eine der würdigsten Erscheinungen war. Auch der Salmhofer trug einen sehr langen Frack, einen schwarzen Röhrenhut, einen hohen, aufgesteiften Halskragen mit zwei an beiden Seiten des Kinnes hervorstehenden Spitzen, eine weiße Weste, die über den halben Bauch hinabging, ein schwarzes Beinkleid und tadellose weiße Handschuhe. Die Salmhoferin an seiner Seite sah dagegen ganz bäuerlich und fast ärmlich aus. Der Bräutigam war in schwarzem, dorf-bürgerlichem Anzug, der sich nur auszeichnete durch das Myrtensträußchen am linken Brustflügel. Dieses schwarze Gewand gab dem jungen Manne ein überaus interessantes Aussehen, sein Gesicht schien blasser als sonst, und in seinem großen Auge war ein seltsamer Schmelz, wer es nur hätte sagen können, ob mehr auf frischen Mut oder auf weichmütige Rührseligkeit hinweisend. Seine natürliche Heiterkeit schien er heute daheimgelassen zu haben beim Alltagsgewand, ernsthaft, gesetzt, wie es einem Bräutigam ansteht, war sein Wesen, und man sah gleich, daß die Würde des Großbauernhofes sich auf ihn zu vererben begann. Die Braut Kunigunde trug ein schweres weißes Seidenkleid mit Schleppe, und auf dem kunstvoll geflochtenen, fast schwarzglänzenden Haar ein Myrtenkränzlein. Ihr schönes Gesicht war jetzt, wie sie vor dem Altare standen, als ob es von reinstem weißen Marmor gemeißelt wäre. Man hatte zu Geßnitz nie eine Braut gesehen, die so würdig und ernst war, und nie eine, die am Hochzeitstage nicht einmal ein

wenig gelächelt und nicht einmal ein wenig geweint hätte. Aber die Kunigunde war eine solche. Manche behaupteten, das wäre ein tiefes Wasser. Ein Glücksmensch sei dieser Adlerwirt! Die Braut so schön, so achtunggebietend, so reich! — Ob sie für eine Wirtin am Ende nicht doch ein wenig zu vornehm ist! Wirtinnen können nicht artig genug sein. — Oho, Wirtinnen können nicht zurückhaltend und ernsthaftig genug sein! — Ein Glücksmensch, dieser Adlerwirt!

Als das Brautpaar vor dem Altare stand, als der Wolfram ihre zarte kleine Hand in der seinen hielt, als der Priester die Stola darüber wand, da machte der junge Adlerwirt im Herzen ein Gelöbnis. — Ich will ein treuer Mensch sein. Junge, leblustige Weiber gibt es genug, auch solche, die Ehrenhaftigkeit verkaufen! Nein. Ich habe jetzt mein Weib. Und ist sie gleichwohl noch frostig wie ein Märztag, ich will so viel Sonnenschein auf sie legen, bis die Blume aufblüht. Durch die Liebe kann man alles überwinden, sagt mein Professor Nix, auch die schlimmen Weiber. Schlimm aber ist sie gar nicht, nur vielleicht mitunter ein bißchen herblich. Und herbe Trauben geben den haltbarsten Wein. Mein liebes Weib, du! — Er drückte ihre Hand, sie wußte freilich nicht, was er dachte.

Die Mahlzeit im Salmhofe war üppig bis zum Tischbrechen. Auch dabei ging es so vornehm zu, daß alle Kellner von Geßnitz anwesend waren, um an der Tafel die Speiseschüsseln herumzutragen von Gast zu Gast. Die Braut winkte fast jedes Gericht mit einer Handbewegung ab, sie aß nichts, sie trank nichts, sie sprach nur wenig, ließ aber ihr wachsames Auge stets in die Runde gehen, um die Ordnung des Dienervolkes zu überwachen und etwaige Verstöße desselben mit einem strafenden Blick, mit einem tadelnden Worte zu rügen. Der Wolfram suchte mit der nebensitzenden Schwiegermutter

ein Gespräch zu unterhalten; es war jedoch mit der einfachen, bescheidenen Frau nicht viel anzufangen. Um so mehr fröhlichen Lärm machte der Salmhofer, besonders wenn das weiße Kätzchen, welches er bei sich auf dem Schoß hatte und mit Leckerbissen fütterte, auf den Tisch sprang und ungebührlich ward. Also dachte der Wolfram, werden wir uns nur ans Essen und Trinken halten, dieser Tag wird mit Gottes Hilfe ja auch nicht ewig dauern.

Am Abende, als die Lichter gekommen waren und die Musikanten, hub die Hochzeitsgesellschaft einen anderen Takt an. Es ward laut und lustig, die Leute wogten durcheinander, aber die Braut zog sich zurück auf ihr Stübchen, weil ihr die Aufregung und der Lärm des Tages ein wenig Kopfschmerz verursacht hatten.

Der Wolfram ging hinaus in die frische Luft. Ein klarer Sternenhimmel flimmerte, der Adlerwirt sah ihn kaum, er war in verschiedenerlei Empfindungen versunken, und auf einmal tat er einen tiefen Atemzug und sagte halblaut: „Also wäre ich verheiratet!"

Dann kam ihm zu Sinn, was er am Altare gedacht und daß er nun von jemandem Abschied nehmen müsse mit allem Ernst.

Im Wirtschaftsgebäude war die Gesindestube hell beleuchtet, da drin ging's fröhlich zu, der Wolfram trat ein, um sich auch diesem Teile der Festgesellschaft zu zeigen. Mit hellem Geschrei hoben sie ihm die Gläser entgegen und tranken auf seine Gesundheit. Er setzte sich ein bißchen zu dem Gesinde an den Tisch, da erschien die Aufträgerin mit frischem Teller und Glase, legte ihm Krapfen vor, und einschenken, meinte sie, würde er sich wohl selber können.

„Ja, Frieda!" lachte der Bräutigam der jungen Auf-

trägerin zu, „einschenken das kann ich, aber austrinken mußt du. Auch von dir will ich eine Gesundheit haben.“

Die Jungdirn nahm das Glas, schwenkte es ein wenig gegen ihn: „Zur guten Gesundheit!“ und nippte.

„Jetzt ist's recht!“ rief der Wolfram lustig mit der Zunge schnalzend und faßte sie an der Hand und blickte ihr frisch ins Auge, „trink' noch einmal, Frieda!“

„Dank' schön!“ antwortete sie, „es möcht' zu viel sein.“

„So gib her!“ Er nahm ihr das Glas aus der Hand, und während er ihr fest ins Auge blickte, leerte er es auf einen Zug.

Als er nachher wieder über den Hof schritt, ward ihm bedenklich. — Ein Abschied das? —

— — — — — — — — — — — — —

Also das war die Hochzeit gewesen.

Und nun kam das Siedeln. Der Möbelfuhren von Geßnitz nach Kirchbrunn waren so viele, daß die Leute schon sagten: „Mein Gott, wie wird denn das alles Platz haben beim Adlerwirt, es zersprengt ja das Haus!“

Frau Kunigunde war eingerichtet wie eine Gräfin. Alles nagelneue Sachen. Rokoko war Mode. Rokoko! Man wußte zwar nicht, was das war, bestellte es aber. „Kosten tut auch ein Trödel was,“ hieß es, „also am besten, sich gleich ordentlich einrichten.“ Es gab Überraschungen, als die Sachen ankamen. Frau Kunigunde war nicht so leicht zufriedengestellt von den Arbeiten der Tischler und Tapezierer aus der Kreisstadt, sie meinte, das plumpe Zeug sei gar nicht anzusehen und es wäre am klügsten, solche Dinge geradeswegs aus Paris zu bestellen. Mit diesem Sinn für feinste Vornehmheit setzte die junge Frau ganz Kirchbrunn in Erstaunen.

Ungefähr eine Woche nach der Hochzeit war der Salm-

hofer angefahren gekommen, um sich das neueingerichtete Nest der jungen Leute zu besehen.

„Nur so zu, Wolf!" schnarrte er den Schwiegersohn an. „Meine Tochter hat Erziehung genossen. Halt' sie fein! Laß ihr nichts abgehen! Für die Küche nimm dir eine Köchin, mein Kind hat Nerven, die nicht für den Küchendunst sind."

Der Wolfram nahm diese Verhaltungsmaßregeln ganz ruhig hin. Nach einem Imbiß, der dem Schwiegervater vorgesetzt worden und wobei der Salmhofer einmal seinen würdigen Bart streichelte, und das anderemal seinen Oberschenkel, obzwar heute das weiße Kätzchen nicht darauf saß — bat der alte Adlerwirt ihn auf ein Wort in seine Stube. Der alte Wirt war vor langem Zuwarten auf eine gewisse Unterredung schon ganz aufgeregt geworden. Und weil der Schwieger auch heute wieder nichts desgleichen tat, als wäre eine solche an der Zeit, so machte der Wirt nun keine Umstände mehr.

„Schwieger," sagte er, ihm einen Sessel hinschiebend, „mußt schon entschuldigen, es ist, daß man sich einmal ausredet von wegen Lebens und Sterbens. Wir sind nimmer jung und mein Sohn weiß, was er von mir zu erwarten hat. Es ist, daß er weiß, wie er daran ist und die Wirtschaft einrichten kann."

„Hast ganz recht, Adlerwirt, nur alles in Ordnung machen," antwortete der Salmhofer. „Weiß auch, daß mein Kind bei euch gut gestellt ist. Ist ein gutes Kind, wer es zu behandeln versteht, ein gutes Kind."

„Und eine rechtschaffen stolze Natur," lenkte der schlaue Adlerwirt über, „so daß ich mir schon gedacht habe, ob sie nicht etwa gedrückt ist, wenn . . . Das möchte ich ihr nicht wünschen! Sie wird auch auf was pochen wollen, und hat

ganz recht. Ich meine, Schwieger, du — sollst was schreiben lassen."

Der Salmhofer hatte sich kaum gesetzt, so stand er jetzt wieder auf, nahm Hut und Stock; aber noch an der Tür wendete er sich um und stieß sprudelnd die Worte hervor:

„Ich glaube, die Ausstattung ist nicht zu gering ausgefallen. Hat mich bare dreitausend Gulden gekostet. Nach meinem Ableben — wenn ich um ein Eichtel Geduld bitten darf! — wird sie kriegen, was da ist. Wer denn sonst?"

Ohne ein weiteres Abschiedswort ging der Großbauer zur Tür hinaus und fuhr davon.

Etwas kleinlaut teilte der alte Adlerwirt dem jungen dieses Gespräch mit und fügte bei: „Heißt's halt so weiter fretten derweil. Wie lang wird er's denn machen! Er trinkt viel."

Der Frau Kunigunde war es nach ihrem Einzuge ins Adlerwirtshaus vor allem darum zu tun gewesen, jedermann zu zeigen, daß sie hier die Frau sei. Alles wurde geändert, schon in den ersten Tagen. Kein Möbelstück blieb an seinem Platze stehen, und wenn der Wolfram einwendete, das sei schon bei der Mutter Lebzeiten so gewesen, gab sie zur Antwort: „Liebes Kind, also hat's eine Mutter gestellt nach ihrem Belieben, und ich werde es auch tun." Im Salmhofe war um zwölf Uhr Mittagszeit, also mußte auch im Adlerwirtshause die Suppe um zwölf Uhr auf dem Tische stehen. „Kundel," gab ihr der Wolfram zu bedenken, „in den Wirtshäusern macht sich eine spätere Mittagsstunde besser, wenn die Gäste gespeist haben." — „Was kümmern mich die Gäste!" war ihre Entgegnung.

Der Wolfram wußte wohl, was darauf zu sagen war, doch er wollte nicht streiten. „Junge Hausfrauen sind schon

so," tröstete ihn der Vater, „und sie wird sich die Hörner schon abstoßen."

Auch mehrere Dienstboten, die sich nicht gleich in die neue Hausordnung schicken konnten, wurden entlassen und neue aufgenommen. Und gerade wenn eins recht brauchbar war und schon lange im Hause, gerade das mußte fort. Die Frau Kunigunde wollte nicht, daß ein Dienstbote im Hause sei, welcher besser Bescheid wisse, als sie selber.

„Daß dir die fremden Gesichter nicht zuwider sind!" sagte einmal der Wolfgang zu seiner Frau.

„Mir sind die einen wie die anderen fremd," war ihre Antwort.

„So möchte ich an deiner Stelle wenigstens solche nehmen, die ich schon kenne. Dein Vater wollte dir gewiß gern ein paar Leute von seinem Hofe abtreten, die deiner Art und Weis' leichter nachkommen könnten. Besonders Weibsleute solltest verläßliche um dich haben."

„Meinst?" gab sie lauernd zurück.

„Wir haben jetzt keine ordentliche Küchenmagd und keine Weidmagd."

„Wie soll sie denn heißen?"

„Heißen kann sie wie sie will, aber brav und fleißig muß sie sein."

„Soll sie nicht Frieda heißen?" fragte spitzig die Frau Kunigunde.

Der Wolfram tat überlaut einen Lacher. „Wie du jetzt auf die Frieda kommst!" Er brach ab und ging hinaus.

Von diesem Tage an war er eine Weile wortkarg. Und damit Frau Kunigunde die Ursache nicht merken sollte, warf er ihr unverhohlen vor, daß das nicht schön wäre von ihr, dem alten Vater die liebgewordenen Gewohnheiten zu vergällen, ihm sogar die Mittagszeit nach ihrem Gutdünken zu

verlegen. Über die Speisen selbst rede man ohnehin nichts, diese würden zubereitet nicht nach seinem, sondern nach ihrem Geschmack, und der sei nicht allemal der beste.

„Einen besseren hast du," gab sie rasch wie immer zur Antwort, „weil du deiner eigenen Frau schon jetzt, wenige Wochen nach der Hochzeit, das Essen mißgönnst und dich nach einer Stalldirne umsehen möchtest." Da weinte sie auch schon heftig in ihr Spitzentuch.

„Aber Kunigunde!" rief nun der Wolfram und wollte kosend begütigen, sie stieß mit dem Ellbogen heftig nach ihm, da ging er zum Herde, zündete sich eine Zigarre an, stieg in die Gaststube und unterhielt sich mit den Gästen.

Ein Fleischhauergeselle aus Geßnitz war da, den fragte der junge Adlerwirt nach Neuigkeiten. Natürlich marschierte der drohende Krieg auf, der in den Zeitungen stand, denn er steht immer drin. Aber dem Wolfram war das zu wenig. Als braver Schwiegersohn fragte er dem Salmhofe nach, ob dort alles gesund sei, oder sonst beim alten? Ja, der Salmhofer liege auf seiner Holzbank, schäkere mit den Katzen und habe so manchmal sein Räuschchen. Man merkte es dem Fleischergesellen an, welche Gewalt er sich antun mußte, um die ganz unverhältnismäßige Verkleinerung zuwege zu bringen, aber anders mochte er mit dem Schwiegersohne doch nicht sprechen. — Und was die Mutter mache? wollte der Wolfram wissen. — „O Gott!" sagte der Fleischer.

„Daß sie nicht am Ende mehr Sorgen zu tragen hat, jetzt, weil die Tochter fort ist!" fürchtete der junge Adlerwirt. „Sie wird sich doch von den Dienstmägden eine abrichten für's Haus oder so?"

„Im Gegenteil," erzählte der Geßnitzer, „verjagen tut sie eins ums andere. Gestern ist bei der Jungmagd die Dienstzeit aus worden."

„Bei der Frieda!“ fragte der Wolfram.

„Wird so geheißen haben. Bin just mit einem Kalb vorübergekommen, wie sie mit ihrem Bündel den Hof verlassen hat. Und Augenwasser, daß ich sie noch frag': Was hat's denn, Dirndel? Wandern mußt? Ja, wohin denn jetzt im Winter? Wisse es selber nicht, hat sie gesagt, und fort nach der Straßen.“

Nun wußte er's, der Adlerwirt, was er wissen wollte. Daß er jetzt aber noch mehr wissen wollte, und was alles, das konnte er niemandem sagen.

Sechster Abschnitt.

Endlich war der Winter vorbei.

Und eines Tages in den Maien kam der junge Adlerwirt zu seiner Frau mit einem erbrochenen Briefe und sagte froh erregt: „Dies Jahr kommt er früh. Er kann es schon kaum erwarten, die junge Adlerwirtin kennen zu lernen, schreibt er. Der Professor Nix.“

„Wer ist denn der?“ fragte Frau Kunigunde gleichmütig.

„Ich habe dir ja erzählt von dem Herrn, der allsommerlich zu uns kommt und bei uns bleibt, und der mich so mancherlei gelehrt hat. In diesem deinem Zimmer hat er immer gewohnt.“

„So soll ich wohl jetzt ausziehen und den Herrn Professor Nix hereinlassen?“

„Kundel,“ sprach der junge Adlerwirt und machte einen vorwurfsvollen Blick. „Kundel, du bist immer so boshaft. Wie kann denn vom Ausziehen die Rede sein! Der Professor bekommt das Stübchen gegen den Baumgarten hinaus, er wird damit zufrieden sein. Es ist ein netter Herr, du wirst ihn gewiß liebgewinnen.“

„Das Baumgartenzimmer kann ich ihm nicht abtreten, ich habe meine Garderobe drin.“

„Vielleicht wolltest du deine Kleider hier in der Nebenkammer unterbringen, es wäre bequemer für dich.“

„Geh, geh, Wolf,“ entgegnete sie, „meine Bequemlichkeit, daß ich nicht lachen muß! Nur um deinen Herrn Professor geht's dir. Nein, das Baumgartenzimmer bekommt er nicht!“

„So werde ich ihm das große Zimmer über der Gaststube einräumen,“ sagte er, aber in einem Tone, der anzeigte, daß er nicht gewillt sei, weiter mit sich handeln zu lassen.

„Das kannst du tun,“ antwortete Frau Kunigunde. „Ich kümmere mich nicht um deine guten Freunderln. Nur bitte ich dich, auch mir nichts dreinzureden, ich will Ruhe haben.“

Und eine Woche nach Ankunft seines Briefes kam er selber. Es war noch ganz der alte wie im vorigen Jahre. Dem Wolfram fiel er mit den Worten: „Junge! Hat die Liebe noch ein Stückchen Wolfram übrig gelassen für den alten Nix?“ in die Arme.

Die Artigkeiten, welche der Adlerwirt stotterte, unterbrach er sofort: „Ist schon recht. Laß die Torheiten, dein Weibchen will ich sehen.“

Er stürmte in die Gaststube, in die Küche, da war sie aber nicht. Als er später hinaufstieg zu seiner neuen Stube, begegnete ihm auf der Treppe eine Dame, die er flüchtig grüßte, weil er sie für eine Fremde hielt. Es war aber Frau Kunigunde. Als er das gewahr wurde, eilte er ihr nach: „Frau Adlerwirtin! So wollen wir zwei nicht beginnen selbander. Einen herzhaften Händedruck, oder so etwas! Mit meinem Segen für den heiligen Ehestand komme ich wohl spät! Aber nie zu spät! Nie zu spät! Gottes Gruß zu tausendmal, Frau Adlerwirtin!“

„Guten Morgen!“ entgegnete die Frau ruhig.

Professor Nix war hübsch abgekühlt und sie wechselten einige höfliche Worte.

Mit der Stube war der Professor recht zufrieden, da hatte er Platz genug für alle seine Bücher und Schriften und Ledertaschen und Botanisierbüchsen und Staffeleien, und er breitete sich behaglich aus. „Ein Herzenskerl bist du!“ rief er dem Wolfram zu, „gut meinst du mir's. Wenn ich einmal sterbe, so bedenke ich dich in meinem Testament. Du sollst das ganze Firmament haben mit allen Sonnen und Sternen. Nur der Halbmond ist ein Legat für die Türken. Ein charmantes Zimmer das!“

Der Wolfram sagte nichts auf diese Ergießung. Und bald machten sich zwei kleine Nachteile fühlbar in der schönen großen Stube. Tagsüber war's der Rauch des scharfen Bauerntabaks, dessen Düfte von dem Gastzimmer durch die Fugen in des Professors Stube drangen. Aber das war nicht das Schlimmste, am Bauerntabak war auch noch eine Pfeife, und an der Pfeife sog gewöhnlich so ein Geselle, der bis in die Nacht hinein sitzen blieb und mit anderen Gesellen lärmte, so daß der gute Professor Nix oben kein Auge schließen konnte. Aber er tat nichts desgleichen, sondern tröstete sich damit, daß solches zur Sommerfrische gehöre.

Bei einer nächsten Gelegenheit sagte er zu seinem jungen Wirte folgendes: „Wolf! Ich muß dir nur gestehen, du hast ein schneidiges Weib. Das hat mir alle Kurasch abgekauft. Eine solche Hausfrau wird ganz gut sein, sie erspart den Kettenhund. Die Diebe und die Betrüger und die Heuchler und Schmeichler wirst du nicht zu fürchten brauchen, Frau Kunigunde hält sie alle fern. Einer Untreue wirst du bei ihr auch sicher sein, sie läßt keinen an sich herankommen.

Wenn sie dir so recht ist, nachher bist du geborgen, nachher kann dir nichts mehr geschehen."

Der Wolfram wußte nicht recht, waren diese Bemerkungen ein Lob auf seine Frau, oder etwas anderes. Er nahm's in Gottes Namen fürs erstere und war's zufrieden.

Der Professor ging, wie es in den früheren Sommern geschehen, seinen Vergnügungen nach in Wald und Flur. Die Gegend um Kirchbrunn ist so recht das, was man freundlich nennt. Mittelhohe Berge mit sanften Kuppen und Muldungen und alles, was nicht im Tale Feld und Wiese ist, hübsch bedeckt mit hellgrünenden Buchenwäldern, in welchen dunklere Fichtenbestände eingesprenkelt sind. Aus den Engtälern kommen Bäche hervor, zwischen den Wiesen gibt es Teiche und Heuschoppen und Getreidemühlen. Professor Nix kannte alle Wege und Stege und die meisten Bewohner des Tales. Mit dem einen sprach er ernsthaft, mit dem anderen scherzte er. Wenn er aber in Regentagen an das Adlerwirtshaus gebannt war, da kam's ihm — so sehr der Regen draußen auch rieseln mochte — in der Stube nicht mehr ganz so gemütlich vor wie sonst. Häufig saß er in der Gaststube, doch es fehlte auch hier manchmal an Gesellschaft. Der alte Wirt war mißlaunig, der junge wortkarg und die Wirtin gar nicht zu sehen.

Eines Tages war der junge Wirt Wolfram davon. Am ersten Tage kümmerte sich um seine Abwesenheit niemand; am zweiten Tage meinte der alte Wirt, sein Sohn müsse auf einen Vieheinkauf gegangen sein, aber man wunderte sich doch, daß er weder seiner Frau, noch seinem Vater davon etwas gesagt hatte. Als er am dritten Tage immer noch nicht zurück war, wurde dem alten Wirte bang und wurde dem Professor bang. — Wenn der Wolf nichts gesagt hat, wohin, so dachte letzterer sich, und in der Nachbarschaft weiß

auch niemand etwas von ihm, und es ist sonst nicht seine Art, daß er so davonläuft, so sieht das ja aus wie ein Unglück! Frau Kunigunde hub an zu zanken. Der Professor stellte ihr vor, daß dem Wolfram etwas zugestoßen sein könne.

„Ja, natürlich, der Leichtsinn ist ihm zugestoßen!" rief sie. „Gott weiß, wo er umherzigeunert! Ich laufe ihm nicht nach. Meinetwegen mag er fortbleiben über Jahr und Tag. Wenn ich nicht will, da kriegt mich keiner mit Lieb' und keiner mit Trutz." —

Der Wolfram war unter dem Vorwande, vorjährigen Apfelwein zu kaufen, die Geßnitzer Gegend abgegangen bis hinaus nach Niederleuth und Sankt Magdalena; in allen Bauernhäusern hatte er zugesprochen, sich nebenbei auch um Zuchtkälber umgesehen; erstanden jedoch hatte er nirgends etwas. Dann war er in großem Umkreis gegen das Gebirge gewandert, hatte dort anstatt nach Apfelwein nach Bauholz gefragt, aber auch hier nichts gekauft. Endlich rückte er seiner Absicht näher und erkundigte sich nach Dienstboten für die Sommerarbeiten, vor allem nach Heuheberinnen und Schnitterinnen — es war vergebens, die er suchte, fand er nicht.

Und als er ratlos schon auf dem Heimwege war, fiel es ihm ein: sie ist im Siebenbachwald bei den Holzleuten. Er mußte es aber wissen. Er wanderte in die Wälder und kam zu den Siebenbachhütten, welche in einem engen Waldtale standen, von zerrissenen Bergen umgeben. Hoch von einem Bergschlag nieder ging eine neue Holzriesen, in deren glatten Rinne wuchtige Blöcke herabglitten. Sausend und dröhnend kam das niederwärts auf steiler Riesen, die in großen Bogen sich wand, über Hänge und Schluchten gebrückt war und so sorgfältig und wohlberechnet gemuldet, daß kein Block ausspringen konnte. So kam das herab bis zu Tale,

wo die Riesen sachte sich ebnete und die schwersten Blöcke fast sanft aufs Erdreich warf, daß die Blöcke dann von etlichen Männern zur Kohlstatt geschafft werden konnten. Bei diesen Männern war sie nicht. Der Wolfram fragte dem Schopper-Schub nach. Der sei auf dem Berge an dem obersten Ende der Riesen. Der Adlerwirt stieg hinauf, der Berghang war steil und vielfach von Schluchten und Gräben durchfurcht. Da sah man erst die ganze Kühnheit des Baues der Holzleitung. Streckenweise strich sie in schönen Kurven an dem steilen Hang dahin, dann setzte sie, auf schlanken Stämmen wie auf Strohhalmen gestützt, über Waldwipfel und Abgründe, in deren Tiefen Wässer rauschten.

„Seit Menschengedenken," so erzählte der Holzknecht, welcher den Adlerwirt hinaufbegleitete, „hätte man es nicht für möglich gehalten, daß wir den Zagelwald herabkriegen könnten. Zu Hunderten und zu Tausenden sind sie vermodert und verfallen, oben, die schönsten Tannen und Lärchen, und kein Mensch hat sie nutzen können, weil sie nicht herabzubringen gewesen sind. Jetzt geht's spielend. Und haben ihn zuerst alle ausgelacht, den Schopper, wie er gesagt, er baut die Riesen. Hat aber den Holzmeister sauber überzeugt, daß es geht, hat sie mit dreißig Holzknechten in vier Monaten gebaut, und jetzt lacht niemand mehr. Der Schopper ist Vorknecht geworden."

„Also der Schopper-Schub hat dieses Werk gebaut!" Der Adlerwirt hätte es ihm nicht angesehen. Der Mann, der solches kann, darf sich am Ende doch keck um die Herzliebste bewerben.

Auf der Höhe gab es eine schöne Aussicht hin in die Waldberge, aber dem Wolfram ging es nicht um das. Rings um ihn lag der geschlagene Urwald in vielen tausend Stämmen, welche von den Holzhauern entschält, zu Blöcken ge-

schnitten und an die Einmündung der Riesen gebracht wurden; dem Wolfram ging's auch nicht um Holz. Inmitten der Leute stand der Schopper in braunen Hemdärmeln und barhaupt. Er hielt einen langen Maßstab in den Boden gestemmt und traf Anordnungen. Der Wolfram hatte ihn erkannt an dem üppigen Barte und ging nun, über Stämme und Rindenwälle kletternd, auf ihn zu.

Die beiden Männer standen sich ein Weilchen gegenüber und schauten sich an, bevor das erste Wort gesprochen wurde.

„Dich suche ich," sagte endlich der Adlerwirt. „Wenn ich den weiten Weg her mache zu dir, so kannst dir denken, daß es etwas Wichtiges wird sein. Willst so gut sein, Schopper, und ein wenig mit mir gehen?"

„Das kann ich schon tun," antwortete der Holzknecht, und sie gingen gegen einige Schirmtannen hin, die man stehen gelassen hatte.

„Schopper," sagte der Wolfram, „deine Riesen ist ein Meisterwerk."

„Daß du mir das sagst, deswegen bist du nicht gekommen," entgegnete der Holzknecht. „Adlerwirt, tu' nicht lang' um und sag', was du willst."

„Schopper," sprach nun der andere im vertraulichen Tone. „Du kannst dir's denken, es ist der Frieda wegen. Du bist offenherzig mit mir gewesen und ich will es auch sein. Hast du das Dirndel noch im Kopf?"

Der Schopper starrte den Fragenden an und entgegnete: „Was geht das dich an? Du hast dein Weib."

„Das wohl, Schopper, das habe ich, und just deswegen kann ich offen mit dir sprechen. Die Frieda ist eine Jugendfreundin meiner Frau und wir wollen nicht, daß sie sollte verderben müssen. Vielleicht, daß ihr meine Frau einen Platz verschaffen könnte."

„Hat sie denn keinen?“ fragte der Schopper.

„Du wirst doch wissen, daß sie nicht mehr im Salmhof ist.“

„Ei freilich weiß ich das.“

„Wo sie nur mag umherirren auf der weiten Welt? Und hat keinen Menschen zur Zuflucht.“

„Adlerwirt!“ sagte der Schopper ganz leise, aber nachdrucksvoll, „sie hat einen!“

„Heiratest sie, Schopper? Hast sie bei dir?“ Ohne daß er es recht wollte, waren ihm diese Worte über die Lippen gesprungen, denn es war ein großer Sturm in ihm und das Herz pochte so heftig, daß es nachklang in den Schläfen.

Der Schopper sagte: „Mein lieber Adlerwirt. So dumm bin ich nicht, daß ich dir sie verrate. Geh' nur ruhig heim nach Kirchbrunn und kümmere dich um deine Leut', die Frieda geht dich nichts an.“

Damit wendete er sich seiner Arbeit zu, und der Adlerwirt schickte sich an, den mühevollen Weg wieder zu Tale zu steigen.

„Wenn Sie bis zum Feierabend warten wollen,“ rief ihm einer der Arbeiter zu, „so können Sie auch hinabfahren. Wir rutschen alle hinab. Mit dem Brettel ist man in fünf Minuten zu Tal. Aber jetzt geht's nicht, jetzt haben die Holzblöcher das Vorrecht.“

Dem Adlerwirt kam aber die ganze Gegend ein wenig unheimlich vor und er ging angestrengt drei Stunden lang, bis er den Turm von Kirchbrunn sah.

Als er hinaus über die Wiesen schritt, saß dort an einem Wassertümpel der Professor Nix und schaute den Krebsen zu. Der Alte erhob ein Freudengeschrei, als er seinen Hausherrn sah, und wollte alsogleich wissen, was die Adler-

wirtshausbewohner verbrochen hätten, daß er sie über drei Tage lang im Fegefeuer zappeln lasse.

Der Wolfram setzte sich hin auf den Rasen und seufzte: „Ach ja, lieber Professor!"

„Junge, du gefällst mir nicht!" sagte der Professor.

Der Wolfram schaute bekümmert in den Tümpel, dann sprach er: „Daß es seine Ursache haben muß, wenn einer wie halbverrückt davonläuft, ohne dem alten Vater, ohne dem Weibe zu sagen, wohin, das können Sie sich denken. Und eine Ursache hat es. — Sie wohnen gemütlich in Ihrer großen Stube, Herr, ärgern sich vielleicht ein wenig über den Lärm der Gäste am späten Abend, haben aber freilich keine Ahnung, was zwischen uns vorgeht. Sie ist hart. Sie ist herzlos, daß ich's nicht sagen kann. Sie macht mich ganz verzagt . . ."

„Na, na!" beschwichtigte der Professor und neigte sich über den jungen Mann, denn dieser preßte seine Hände ins Gesicht.

„Ich habe mir's gedacht," sagte der Alte gedämpft, „ich habe mir's wohl gedacht."

Dann schwiegen beide eine lange Zeit und starrten in das klare Wasser, wo langsam die Krebse krochen und stets nach rückwärts — nach rückwärts.

„In den ersten Wochen," so fuhr Professor Nix endlich fort, „da habe ich vorgehabt, dir Trost zuzusprechen, habe sie wohl für eine herbe Natur gehalten, aber wer den Schlüssel findet zu solchen Naturen, der hat's gut. Sie zeigen und feilen ihr Herz und Gemüt nicht auf der Gasse umher, sie geizen gegen alle Welt mit ihrer Güte, um ja recht viel davon aufzuhäufen für den einen und einzigen, den sie selig machen wollen. So eine goldene, habe ich gemeint, hättest du dir auserwählt. Freilich ist mir nach und nach anders

zumute geworden. Nicht etwa, weil sie mir nicht schmeichelt; das möchte einem sogar gefallen bei einer jungen Frau. Hingegen was ich sonst wahrgenommen! Ganz krampfig ist mir zumute geworden, mein lieber Wolf! Aber reden! Wenn er nicht redet, ich bin auch still. Wenn einer zum jungen Ehemann hingeht und sagt: „Du, dein Weib paßt nicht für dich! so ist das ein schlechter Kerl, den man mit einem Rattenschwanz erdrosseln soll. Aber in diesem Falle sage ich es dir, Wolf: Sie paßt nicht für dich. — Erdrosselst du mich?"

Der Wolfram murmelte: „Nein, ich erdrossele Sie nicht."

„Von der mußt du los, Junge!" rief der Professor.

„Aber wie?" seufzte der junge Mann.

„Scheidung! frisch! rasch! Heute besser als morgen."

„Ehescheidung!" sagte der Adlerwirt. „Das geht nicht. Dieses Aufsehen!"

„Wenn sie dich in die Strafanstalt führen, das wird auch ein Aufsehen sein!"

Der Wolfram sprang empor.

„Verzeihe!" begütigte der Professor. „Das Wort war schlimm. So endet's bei dir nicht, so nicht. Du bist ein weicher Mensch, du wirst verderben und vergehen, und wer dich umbringt, der kommt auch nicht ins Zuchthaus, weil du dich vor Gram und Jammer selber verzehrst. Und der, welcher dich mit kleinen Dosen täglich vergiftet, hat noch den Triumph, als Leidtragender an deiner Grube zu stehen. — Wolf, wenn du bisher alle sieben Todsünden begangen, die eine mußt du sühnen, auf der Stelle, ohne Säumnis sühnen: daß du dieses Weib genommen hast!"

„Ich hätte mir ja leicht eine andere gewußt."

„Eine andere!" sprach nun der Professor. „Wolf, eine andere laß einstweilen aus dem Spiele! Das ganze Firma-

ment, habe ich gesagt, vermach' ich dir, nur den Halbmond nicht, der gehört den Türken. Und Türke wirst du keiner sein wollen. Jetzt eine andere! Das wäre hübsch! Nein, nein. Gescheit sein, Knabe!"

„Nicht mir zulieb' habe ich sie genommen."

„Man merkt es wohl, Junge. Wäre auch nur ein bißchen Neigung da, es müßte sich anders zeigen."

„Mein Vater wollte es so haben," gestand nun der junge Adlerwirt, „ihm zuliebe bin ich hineingesprungen. Wir stehen schlecht, wir müssen uns mit ihrem Gelde aufhelfen."

„Wolf," sagte hierauf der Professor. „So lang dein Weib mißt, so lang mißt dein Unglück. Wo das Weib aufhört und das Geld anfängt, fängt in dir der Wicht an. — Schelm, armseliger! Das Geld! — Adlerwirtssohn. Ich habe dich als Kind auf meinen Armen getragen und dabei gesungen: Lieber Engel, werde ein braver Mensch! Hernach der wißbegierige Knabe! Der warmherzige Bursch! Es war eine Freude. Er wird's! habe ich oft gejauchzt. — Na, und wie der Mann fertig ist, von dem man glaubt, daß er gute Früchte wird tragen — steht der heißhungerige Geldwolf da. Irr und toll könnt' einer werden!"

Da der Adlerwirt bei diesen herben Worten sich abgewendet hatte, fiel der alte kleine Professor vor ihm auf die Knie, umfaßte seine Beine und rief: „Mußt mir's zugute halten, Wolf, mir tut deinetwegen das Herz so weh, daß ich schreien muß. Dem Vater zulieb'! Es war ja gut gezielt, aber es ist schlecht getroffen. Mein Wolf, glaube mir! Folge mir! Gehe heute noch ins Amt und laß dich scheiden!"

„Dann bin ich ein Bettler!" rief der Adlerwirt.

Der Professor stutzte. Als er seiner Verblüffung einigermaßen Herr geworden, sagte er in singendem Tone: „So, so. Also nur eine Ausrede ist der Herr Vater. Du selber willst

Geld haben. Du willst lieber ein elender Gauch sein, von deines Weibes Groschen zehrend, unter eines Weibes Fuß wimmernd, dich windend wie ein zertretener Wurm, anstatt mit gesunden Armen mannbar dir dein Brot zu verdienen! — Adlerwirt, ich mag dich nicht mehr."

Er erhob sich rasch und ging quer über die Wiese hin durch das lange Gras, daß kaum sein Kopf manchmal hervorragte über den Germen und Rispen. —

Als der Wolfram nach Hause kam, gab's von Vaters Seite ein arges Wetter. Er ertrug's gleichgültig. Frau Kunigunde blieb drei Schritte vor ihm stehen und fragte: „Bist denn schon da, Wolfram? Hast dir die Socken lochig getreten, oder hat dich der Hunger nach Hause getrieben? Die Köchin soll dich nur sattfüttern, daß du wieder gehen kannst."

In der heißen Wut über solchen Hohn tat der Wolfram schon den Mund auf, um sie zu fragen: Wenn eins gehen müsse, welches von beiden? — Aber der alte Adlerwirt hielt ihn fest am Arm, zog ihn beiseite und raunte ihm zu: „Um Christi willen, schweig still! Wir müßten vom Haus ziehen wie ein paar Ziegeuner. Kein Nagel auf dem Dach ist mehr unser Eigentum. Nur noch kurze Zeit Geduld! Hast du's schon gehört? Der Salmhofer liegt auf den Tod!"

Der Wolfram hat sich die Lippen blutig gebissen und geschwiegen.

Siebenter Abschnitt.

Jetzt währte es noch zwei Tage, und von Geßnitz langte ein Bote ein. Der Jungknecht aus dem Salmhofe war's. Er stand vor dem Adlerwirtshause so eine Weile herum, stolperte dann ins Gastzimmer und ließ sich einen Krug Apfelwein geben. Er zerrüttete sich fast den Kopf im Nachsinnen, wie er es angehen werde, daß seine Neuigkeit nicht tödlichen

Schreck hervorbringe. Fürs erste tat er ein paar herzhafte Züge, das machte ihn mutiger. Und als der alte Adlerwirt — grau und mager war er geworden die letzte Zeit her — in die Stube trat und den allein dasitzenden Gast fragte, was es Neues gäbe? antwortete der Jungknecht mit unbehilflichen Worten, es sei halt so auf der Welt. Er bringe nichts Gutes. — Dann trank er wieder.

Der alte Wirt horchte gespannt hin. „Wenn ich mich nicht verkenne," sagte er, „du bist ja ein Salmhoferischer?"

„Wohl eh, wohl eh," antwortete der Knecht und fuhr sich mit der flachen Hand über das breite Gesicht.

„Also wie geht's daheim, wie geht's?" fragte der Wirt unter den lebhaftesten Zeichen der Teilnahme.

„Gestern auf den Abend ist's halt gar worden mit ihm," berichtete der Knecht.

„Was sagst?" fuhr der Wirt auf. „Der Salmhofer! Mein Schwieger! Wird doch nicht —"

„Er liegt schon auf der langen Bank," sagte der Bote.

Der alte Adlerwirt schlug sprachlos die Hände zusammen.

„So viel schnell ist es gegangen," berichtete der Knecht. „Das Blut ins Hirn gesprungen, sagt der Doktor. Morgen nachmittags ist die Leich."

Der Wirt schritt mit gerungenen Händen die Stube auf und ab und konnte sich nicht fassen. Immer schüttelte er den Kopf und murmelte: „Wer hätte sich das gedacht!" Aber auf einmal rief er mit gehobener Stimme: „Er hat's überstanden. Man muß noch froh sein, daß er kein großes Ableiden gehabt hat. — Trink aus, Bub, ich füll' dir noch einmal nach."

Als bald darauf der Wolfram eintrat, sagte der alte Wirt zu ihm: „Du Wolf, eine große Neuigkeit. Mußt aber

nicht zu arg erschrecken. Morgen heißt's nach Geßnitz fahren. Das Schlimmste ist eingetroffen."

Der Wolfram schaute seinen Vater an, sagte aber kein Wort, blieb gelassen, zeigte weder Trauer noch Freude. Dann stieg er die Treppe hinan zu seiner Frau. Vor ihrer Tür stand er still und schöpfte Atem. Es kam ihm sauer an, daß er ihr jetzt einen großen Schmerz bereiten sollte. Doch wer wird's sonst tun, als er? Mit der möglichsten Schonung will er ihr die Nachricht mitteilen und ihr liebevoll beistehen im kindlichen Leide. An die Vorteile, die durch des Schwiegervaters Tod dem Adlerwirtshause zukommen sollen, konnte er nicht denken, es empörte sich in ihm etwas dagegen. Ihm war der Salmhofer nie nahegestanden, aber mit seinem Weibe fühlte er Mitleid, und jetzt das erstemal war es ihm, als ob er sie doch lieb hätte. Endlich trat er ein. Sie saß am Tischchen, war mit ihrer Stickerei beschäftigt und zählte just die Maschen. Er setzte sich ihr gegenüber und tat, als schaue er aufmerksam ihrer Arbeit zu. Sie wollte aufstehen, er faßte sanft ihre Hand und sagte: „Bleib' ein wenig bei mir, Kunigunde."

Sie blickte ihn forschend an. „Was bedeutet denn das?" fragte sie kalt.

„Ich muß dir's doch sagen," fuhr er fort, „ein Bote ist da vom Salmhof. Mit deinem Vater steht's schlecht."

„Lüg' nicht!" herrschte sie ihm zu. „Tot ist er!"

Der Wolfram schwieg.

„Tot ist er!" rief sie grell.

Er stand zu ihr, sagte ihr gütige Worte, streichelte ihr Haupt. Mit dem Arm stieß sie ihn von sich. „Heuchler! Ihr habt seinen Tod doch kaum erwarten können!"

„Kunigunde!" sprach er nun scharf und herb. „Das Wort sagst du mir nicht noch einmal! Meinetwegen hätte

er noch hundert Jahre leben können. Ich suche nichts mehr bei ihm. So klug bin ich wohl geworden, meine liebe Kunigunde, daß ich endlich einsehe: Vom Salmhof kommt mein Glück nicht."

Sie hatte ihr Haupt ins Bettkissen gedrückt und weinte. Ihm wollte das Herz zerspringen darob, daß er ihr jetzt, gerade jetzt das rohe Wort gesagt. Aber so stand's mit ihm, je wärmer sein Gemüt war, je leichter und plötzlicher sprang es, wenn ihm wehe getan wurde, in das Gegenteil um. Wenn er gegen sein Weib Gleichgültigkeit, ja Abneigung, empfand, da gab es nie etwas, da blieb er ruhig und überlegsam; so oft er aber mit einem warmen hoffenden Gefühl an sie herantrat und enttäuscht ward, setzte es fast immer einen Wettersturz.

Frau Kunigunde rüstete sich, um nach Geßnitz zu fahren. Sie fuhr allein davon. Der Wolfram wollte zum Professor gehen, um ihm das Herz auszuschütten, aber der war nicht zu Hause und seine Stube verschlossen. Die Stubenmagd berichtete ihm, der alte Herr wäre seit einigen Tagen recht mißmutig und verlange an jedem Abende die Rechnung.

Das Leichenbegängnis des Salmhofers ward mit großem Pompe vollzogen. Wie zu einem Jahrmarkte kamen die Leute zusammen. Der alte Adlerwirt war überaus gerührt, und manche weichherzige Person mußte nur darum weinen auf dem Kirchhofe, weil sie den alten Mann so schluchzen sah. Der junge Adlerwirt schien merkwürdig gefaßt zu sein; nur als er die Großbäuerin sah, die gebeugt, aber ergeben am Grabe ihres Mannes kniete, ward ihm das Auge feucht. Frau Kunigunde weinte nur wenig, aber in ihrem ganzen Wesen war eine kalte, fast ehrfurchtgebietende Trauer ausgedrückt. Sie war stets an Seite ihrer Mutter und suchte sie damit zu trösten, daß sie ihr zum künftigen Aufenthalte

das Adlerwirtshaus antrug. Der Salmhof soll verkauft werden und die Mutter nach Kirchbrunn ziehen.

„Das wäre ja gut," meinte die alte Bäuerin, „wenn's nur auch deinem Manne recht ist."

„Meinem Manne!" rief Frau Kunigunde fast lachend aus. „Was geht denn das meinen Mann an! Glaubst du, Mutter, ich werde mich vom Manne auch so tyrannisieren lassen, wie du? Das wirst du anders erfahren, bis du im Adlerwirtshaus bist. Was du hast leiden müssen, Mutter! Du bist still gewesen, aber ich weiß es, und ich werde es den Männern heiß entgelten, das hab' ich mir vorgenommen."

„Gott tröst' seine Seel!" sagte die alte Salmhoferin mit gefalteten Händen, „ich trag' ihm nichts nach, meinetwegen soll er nichts zu leiden haben."

„Ja ja, es soll's statt seiner nur ein anderer büßen!" versetzte Frau Kunigunde.

Auf den Hof zurückgekehrt, sahen die beiden Frauen mehrere fremde Leute in den Wirtschaftsgebäuden umhersteigen.

„Was wollen denn die?" fragte die Adlerwirtin.

„Laß sie umhergehen," antwortete die Mutter, „die Neugier plagt sie. Mir scheint, es ist auch der Klobensteiner Verwalter dabei. Der wird Vieh kaufen wollen. Der Großknecht wird's schon ordnen. — Komm', Kundel, wir wollen einen warmen Kaffee trinken."

Die erste Zeit nach dem Tode des Großbauers blieb Frau Kunigunde nun im Salmhofe bei ihrer Mutter.

Die beiden Adlerwirte kehrten alsbald nach Kirchbrunn zurück. Den Wolfram erwartete zu Hause die Nachricht, daß der Professor Nix abgereist sei und einen Brief hinterlassen habe. Dieser Brief lautete:

„Lieber Wolfram!

Mich geht die Sache nichts an, aber zusehen mag ich nicht. Und still sein mag ich auch nicht. Ich werde unwirsch. Was soll ich Dir weh tun? Du hast schon auch so Dein Teil. Zu helfen ist Dir nicht. Also breche ich meinen Sommeraufenthalt im schönen Kirchbrunn ab und gedenke eine Reise zu machen. Sei bedankt für alles. Umkehren wirst Du kaum. Du stehst jetzt auf dem Punkte, wo viele Wege sich zweigen. Schlimm ist jeder, aber wähle nicht den allerschlimmsten. Gott walt's. Josue Rix."

Als der Wolfram diesen Brief gelesen hatte, befiel ihn ein solches Leid, daß er zusammenbrach auf eine Bank und stöhnte. Jetzt war dieser Mann von ihm gewichen, der seit Jahren als fröhlicher Genosse und Ratgeber sein Vertrauen gewonnen. Er hatte einen Vater, aber der war oft herrisch, eigennützig, launenhaft und nicht immer verläßlich. Er hatte Jugendfreunde gehabt, hatte viele gute Kameraden, aber sie waren Schmarotzer, Schelme oder Dummiane. So recht aus Herzensgrund sich geben und vertrauen glaubte er nur mehr diesem Manne zu können, der allsommerlich sich eingefunden mit seinem hellen Kopfe, mit seinem heiteren, treuen Herzen. Er war selber schier ein anderer geworden in dieser Gesellschaft, er hatte, bei aller Verehrung für ihn, manche Schalkerei, manchen kecken Burschenstreich mit dem kleinen Alten durchgemacht, er hatte manchen ernsten Rat desselben befolgt, und er hatte es nicht ein einzigesmal zu bereuen gehabt. Und diesen seinen letzten Rat — Ehescheidung! kann er nicht befolgen, unmöglich! Wie wird das enden?

Der alte Adlerwirt lebte ordentlich auf. Neue Geschäfte hub er an, Bauholz kaufte er, einen Steinbruch unweit des Dorfes wollte er erstehen, denn für das nächste Jahr hatte

er einen Neubau des Adlerwirtshauses vor. Kirchbrunn soll ein Hotel bekommen! Eine Sommerfrisch-Anstalt mit Lustgarten und Bädern. — Seine Zeit muß man verstehen! Die Ansprüche der Mitwelt muß man ergründen, auf die Lösung dieses Rätsels ist eine große Prämie gesetzt — die Million.

Endlich kam ein Schreiben aus Geßnitz vom Notar. Der alte Adlerwirt atmete auf, er hatte es schon seit Wochen erwartet. Der Adlerwirt zu Kirchbrunn wird ersucht, in Angelegenheit des Salmhoferischen Nachlasses bei dem Notariat zu Geßnitz sich einzufinden.

„Einspannen!“ kommandierte der alte Adlerwirt. Er selber wollte fahren, der Wolfram war auf einem Holzeinkauf aus.

Der Notar, ein alter hagerer Mann mit brauner Perücke und schwarzgefärbtem Schnurrbarte, empfing den Adlerwirt höflich, kramte hernach eine Weile in Papieren um und stellte die Frage, ob der Adlerwirt, als Schwiegersohn des seligen Salmhofers, geneigt sei, dessen Erbe anzutreten.

Der alte Wirt war über die förmliche Frage in so selbstverständlicher Sache etwas erstaunt. Er antwortete: „Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich als Bevollmächtigter meines Sohnes Wolfram hier bin, und daß ich in seinem Namen erkläre —“

„Gemach!“ unterbrach ihn der Notar. „Ich glaube, die Sache müßte wohl überlegt werden. Ich würde nicht raten.“

„Wieso? Wie meinen Sie das, Herr Doktor?“

„Außer Ihr Sohn denkt so vornehm, daß er die Ehre seines Schwiegervaters retten will.“

„Ich verstehe nicht, Doktor.“

„Es ist höchst wahrscheinlich,“ fuhr der Notar fort, „daß in dem Nachlasse des verstorbenen Salmhofers die Passiven größer sind, als die Aktiven.“

Es war heiß in der Kanzlei. Der Adlerwirt trocknete sich mit dem Taschentuche die Stirn, dann lallte er mit grinsendem Gesichte: „Ist ein Spaß, hi hi."

„Ist kein Spaß, lieber Adlerwirt," sagte der Notar. „Mit dem Vermögen des Salmhofers steht es ganz anders, als man angenommen hat. Es steht unerhört schlecht."

„Aber, Jesses, man sieht ja, was da ist," brauste der alte Wirt auf.

„Nichts ist da," versetzte der Notar mit fürchterlicher Ruhe. „Alles gehört dem Baron Klobenstein. Seit vielen Jahren hat der Baron Geld geborgt, den Viehstand beigestellt, die Steuern bezahlt für den Salmhof. Der Großknecht auf dem Hof war so viel als Klobensteinischer Verweser, der alte Salmhofer genoß seit einiger Zeit vom Baron eine Art Gnadenbrot. Alles, was Sie heute sehen, und mehr als alles, gehört der Herrschaft Klobenstein. Leider, so steht es."

Und jetzt wußte es der Adlerwirt. „Der Teufel hol' eine solche Erbschaft!" schrie er in wilder Empörung. „Schulden! die habe ich selber."

Betäubt war er, als er spät abends nach Hause kam. Als ein reicher Mann war er ausgefahren, als Bettler kam er heim. In die Wut brachte ihn erst der Wolfram. Da er nun diesem die saubere Neuigkeit mitteilte, was geschah? Der Wolfram fuhr nicht auf, wurde nicht rasend, sagte gar nichts, zuckte nur die Achseln.

„Ist das ein Hosenlupf?" fragte der Alte den Sohn voll giftigen Grimmes. „Nein, Freund, das ist kein Hosenlupf. Wie wir jetzt hingeworfen sind, da stehen wir nicht wieder auf. Was sagst denn dazu? Pfeif' eins, wir sind ruiniert! Pfeif' eins, großer Geist, Narr, angesteckt vom alten Narren, der gottlob zum Teufel gegangen ist."

„Ich weiß nicht, was du willst, Vater," sagte nun der

Wolfram. „Dir muß es immer sehr gut gegangen sein. Was mich anbelangt, habe ich schon Schlimmeres erfahren, als was du mir da sagst. Du hast freilich nur auf das Salmhoferische Geld gewartet und nicht gespürt, daß ich deine Habsucht im Fegefeuer büße. Und nicht danach gefragt, was ich ausstehen muß neben dieser Person. Den Eltern zu Gefallen eine heiraten, das ist die achte Todsünde; heute noch gehe ich zum Pfarrer und lasse sie in den Katechismus schreiben."

„Du bist ein dummer Knabe!" schrie der Alte.

„Der Vatername schützt dich, daß ich dir jetzt nicht ein anderes Wort sage!" so der Wolfram, blaß, glühenden Auges, am ganzen Körper bebend. So viel Besinnung hatte er noch, daß er merkte, es wäre die höchste Zeit, aus der Stube zu eilen.

In seinem einsamen Zimmer, nächtig dunkel, feindselig fast die Stimmung des Raumes, in welchem Frau Kunigunde zu walten pflegte, saß der Wolfram und stützte seinen schweren Kopf auf die Hand. Und weil in dem Menschen etwas ist, das ihn nicht ganz versinken lassen will in Verzweiflung, so fiel es ihm ein: Vielleicht ist diese Wendung zum Glücke. Vielleicht ist ihr Stolz, ihre Härte jetzt gebrochen, wenn sie weiß, daß sie arm ist wie ein Karnerweib, vielleicht kommt jetzt ihre bessere Natur zum Vorschein. Ich will ihr's leicht machen. Keinen Vorwurf, keine Anspielung soll über meine Lippen kommen; beweisen will ich ihr, daß ich nicht das Geld in ihr achte und suche, wohl aber das warme Herz.

Zu seinem Vater ging er noch einmal, der im Hofe wie wahnsinnig hin und her rannte, und zu diesem sprach er: „Vater! Eines merke dir! Sage meiner Frau, wenn sie heimkommt, kein ungeschaffenes Wort! Ich will sie respektiert wissen, verstehst!"

„Ja versteht sich," höhnte der Alte, „eine solche Frau

muß man respektieren!" Dann schlug er um: „Bettelbub! Was ist das für eine Manier?! Glaubst du, Laff', weil ich dich nicht mehr enterben kann, du darfst mit mir umgehen, wie mit einem Landstromer?"

Der Sohn schritt ins Haus zurück.

In der Gaststube saßen ein paar angeheiterte Bauern und machten faule Späße über ihre Weiber. Jeder prahlte sich damit, daß die Seine daheim die Häßlichste und Unsauberste und Zuwiderste wäre; und der eine stieß sein leeres Glas von sich, hieb mit der Faust auf den Tisch und gurgelte: „Das weiß ich!" Er wollte etwas sagen, wußte aber nichts.

„Wenn mich meine Alte recht fuchtig macht, so geh' ich ins Wirtshaus und sauf' mir einen Rausch!" rief der andere.

„Ha ha, ha ha!" lachte der eine, „und wenn du nachher heimkommst, siehst du den Drachen doppelt und dreifach. Das muß eine Freud' sein!"

Der Wolfram hörte ihnen mit Wehmut zu, diesen unglücklichen Ehemännern, die so lustig sein und so tapfer trinken konnten. Auch er hatte das Trinken schon versucht, es ging aber nicht. Nur in der Frohstimmung schmeckte ihm der Wein, aber es kam nie zu einer.

Und es wird doch wieder zu einer kommen! also ermutigte er sich selbst. Vielleicht nimmt's eine Wendung. Denn daß es so bleiben sollte fürs ganze Leben — er vermochte es nicht zu denken, geschweige zu ertragen.

Ein so hartes Weib als er — also empfand er's — hat keiner mehr auf der Welt. Ihre Herbheit, ja Roheit gegen ihn tat ihm um so weher, als Frau Kunigunde sonst manchmal gegen andere Herz und Gemüt zeigte. So war sie nicht karg gegen Arme; manchem Bettelmann, der ihr zu schmeicheln wußte, gab sie mit vollen Händen. Ward ein Dienstbote krank, so war sie zwar ungehalten, besorgte aber

schleunigst Pflege und Arzt; noch mehr Neigung wendete sie den Tieren zu, von denen sie sagte, sie verdienten mehr Liebe als die Menschen. Am rücksichtsvollsten und aufmerksamsten war sie gegen ihre Verwandten. So unzufrieden sie zu Hause auf dem Salmhofe gewesen war, so lebhaft strebte sie jetzt manchmal nach dem Salmhofe zurück, all ihre Herzenswärme verschwendete sie dahin. Und nur ihrem Manne nichts und gar nichts, als Trotz und Bitterkeit.

Nach diesen ruppigen Tagen stand es an zwei Wochen lang, da kamen sie plötzlich angefahren, die Frau Kunigunde und ihre Mutter. Und mit Sack und Pack.

Für die Salmhoferin wurde alsbald das Baumgartenzimmer eingerichtet, und als der Wolfram endlich Gelegenheit hatte, mit seiner Frau ein paar Worte zu sprechen, sagte er: „Ganz recht, Kundel, daß du deine Mutter mitgebracht hast. So lange wir selber in diesem Hause sind, wird sie auch noch Platz haben. Es ist recht, es ist schon recht."

„Habe ich dich darum gefragt?" entgegnete sie.

„Kundel," sagte er und wollte ihre Hand fassen, was sie aber zu verhindern wußte, „Kundel! wie du hart bist auf mich! das kann nicht dein Ernst sein. Du bist jetzt nur unglücklich, und das macht halt bitter. Mich erbarmst du."

„Schenke du dein Mitleid einer anderen, ich brauch' es nicht!" so ihre Antwort, ging in ihr Zimmer und schlug hinter sich die Tür zu.

Der Wolfram stand noch eine Weile so allein da, dann tat er einen Seufzer: „Ach! das ist ein Leben!"

Der alte Adlerwirt ließ sich von nun an selten mehr sehen. Er saß in seiner kleinen Stube neben der Küche und brütete vor sich hin. Manchmal ging er, anstatt zu seinen wenigen, verdrossenen Gästen sich zu setzen, zum zweiten

Dorfwirte hinüber und trank erstaunlich viel Wein. Aber die Gläubiger und Exekutionsbögen fanden ihn auch dort, und endlich war es nicht mehr zu vertuschen, wie es stand. Und eines Tages war im Bezirks-Wochenblatte die Anzeige zu lesen von einer großen Vergantung zu Kirchbrunn.

Der Wolfram hätte sein schweres Herz gerne abgelastet vor dem einzigen Menschen, der ihm beigesellt worden zum gemeinsamen Tragen von Freud und Leid, aber die Tür ihres Zimmers war verschlossen und blieb verschlossen, wenn er auch klopfte. Also litt es ihn nicht mehr in den unwirtlichen Mauern seines Hauses, nicht mehr im Dorfe, wo er aus jedem Gesichte Mitleid oder Schadenfreude und Hohn zu lesen glaubte. Immer noch unter dem Vorwande, Vieh oder Holz einzukaufen, strich er im Gebirge um, verbrachte manche Nacht auf harter Bank der Schenkstuben oder in Heuscheunen. Mehrmals stieg er auf hohe Berge und blickte hinaus ins weite, schöne sonnige Land, und da ward er noch trauriger. — Wie ist die Welt so schön! Und wie sind die Menschen so arg!

In Waldgeschlägen fragte er an, ob man einen kräftigen Holzarbeiter brauchen könne, er wisse einen solchen. Denn klar und gewiß war es ihm endlich geworden, daß er mit seinem Weibe nicht mehr weiterleben könne. So wollte er auch von ganz Kirchbrunn nichts mehr wissen, sondern auf einem anderen Fleck ein neues Leben anfangen — sei es noch so armselig, besser als dieses auf jeden Fall. Es gibt so viele Menschen, die Bankerott gemacht mit ihrem Glücke, und sie fügen sich und leben geduldig dahin so lange, bis sie sterben. Warum will es unsereiner besser haben, als die meisten anderen? Je länger einer an seinem Glücke baut, je tiefer baut er in die finstere Erde hinein. Und es ist gut so. Wie hart wäre das Sterben, wenn die Welt immer

schöner würde, je länger der Mensch daran bessert. Wenn es dem Unschuldigen schon oft gottlos schlecht geht, was will erst ich sagen! Ich habe das unrechte Weib genommen, habe es rechtzeitig bemerkt und bin nicht zurückgestanden. Ich kann mich zum Teil auf meinen Vater ausreden, der mich in diese Heirat hineingelockt hat, aber zum andern Teil habe ich auch selber an ihren Reichtum gedacht und danach geplangt. Mir geschieht recht.

Also richtete der Wolfram sich selbst, und dann saß er wieder in Straßenschenken und goß Wein auf sein wehes Herz.

Kauerte er einmal an einem heißen Sonntagnachmittag auf dem Schabelberg. Niemand war da, als ein altes Weib, das im Bankwinkel nickend den Wünschen des Gastes harrte. Zahllose Fliegen umsummten den einsamen Zecher und sein Glas. Er starrte durch die trübe Fensterscheibe hinaus auf die weiße Straße und auf die halbverdorrten, graubestaubten Halme und Sträucher, die am Rande hin und her standen. Da ging ein Weibsbild vorüber. Dieses Weibsbild hatte, um den schwarzen Spenzer, sowie das rote Halstuch vor Staub und ihr Haupt vor den Sonnenstrahlen zu schützen, den blauen Außenkittel so über ihre Gestalt geschlagen, daß er wie ein Schirmdach muschelförmig den Oberkörper einhüllte. Der graue Unterrock ging bis halb über die weißbestrümpften Waden und schlug bei jedem Schritte in pendelartiger Gleichmäßigkeit sachte hin und her. Aus der Muschel guckte ein frisch-rotes Gesicht, und dieses Gesicht war — dem Wolfram schoß alles Blut zum Herzen.

Rasch warf er ein paar Münzen auf den Tisch, stand auf und ging hinaus. Die Straße zog bergwärts, das Dirndel stieg tapfer an, der Adlerwirt duckte sich ein wenig hinter der Hausecke, und als sie einen gewissen Vorsprung hatte, schnalzte er mit der Zunge und ging ihr nach.

Achter Abschnitt.

Die Jungmagd Frieda einst auf dem Salmhofe. Ein paarmal hatte sie sich ihren Dienstgenossen gegenüber geäußert: die Ehre wäre ihr doch zuteil geworden, daß der junge Adlerwirt an seinem Hochzeitstage mit ihr gute Gesundheit getrunken! Und dieses Prahlen hatte ihr den Dienst gekostet. Es war schon so etwas in der Luft gelegen, und der alten Salmhoferin sogar kam es nicht ganz richtig vor. Ein Brieflein von der Kundel schlug dem Fasse den Boden aus, und die Frieda wurde verjagt.

Einen halben Tag lang war sie fortgegangen auf Wegen, Stegen und Steigen, ohne irgendwo um Arbeit zuzusprechen. Und als sie ins Gebirge gekommen war, wo die Bauerngüter seltener und die armen Waldhütten häufiger wurden, besann sie sich. Je entlegener und versteckter der Bergwinkel ist, in dem sie bleiben wird, je besser. Es braucht's im Salmhofe niemand zu erfahren, wo sie ist, es braucht's im Adlerwirtshause niemand zu erfahren, und es braucht's der Holzknecht Schopper nicht zu wissen. Es wird sich mit Gottes Willen wohl auch anders wer finden, mit dem sich gut Freund sein läßt. Oder ist der junge Adlerwirt der einzige auf der Welt? Gott sei Dank, nein.

In der Abachleuten beim Möstl nahm sie Dienst. Die Abachleuten war ein zwischen Berghalden schräge ansteigendes Wiesental mit einigen kleinen Kornäckern und Erdäpfelgärten. Ein kaltes Wässerlein rauschte durchs Tal, und an den Wildstrüppen, die am Bachesrand standen, hingen auch an den Sommermorgen manchmal kleine Eiszapfen. An der sonnseitigen Lehne der Abachleuten stand das kleine Haus des Möstl, das letzte hier, welches sich noch kümmerlich von Feld- und Wiesenwirtschaft fristete. In diesem Waldhause lebten

zwei ältliche Eheleute, die sehr arbeitsam, sehr häuslich und immer frohen Gemütes waren. Man merkte gar nicht, wie viel Sorge und Mühsal und Beschwerde es gab dahier. Der Möstl, ein rasches, gebücktes, ununterbrochen tätiges, stets glattrasiertes Männlein, war allezeit munter und aufgeräumt, und machte über jeden Graben, den das Schicksal ihm zog, einen kecken Sprung und lachte dazu. Seinem Weibe war's auch recht. Beide waren etwas schwerhörig und hatten daher sich eine laute Stimme angewöhnt, so daß man sie schon von weitem sprechen hörte mit klingendem Schall. Sie hatten sich immer etwas zu erzählen, zu fragen, zu raten, manchmal neckten sie sich einander sogar, daß ein helles Gelächter entstand. Der Ehekrieg, den auch diese Leute führten, bestand darin, daß sie einander immer zu überlisten suchten: Beim Essen schmuggelte eines dem andern möglichst unbemerkt die besseren Bissen zu, bei der Arbeit trachtete eines dem andern die härtesten Dinge abzulasten.

Diese Möstlleute im Abachtale hatten auch ein Kind, eine bereits erwachsene Tochter, die aber schon seit Jahr und Tag in einem Strohsessel lehnte, weil in Folge eines Wettersturmes, bei dem sie unter Wasser gekommen, ihre Füße lahm geworden waren. Das Mädchen mußte in vielem wie ein Kind gepflegt werden, konnte nur wenige Arbeiten verrichten helfen, hatte bisweilen Schmerzen zu leiden und blickte trotzdem mit ihrem blassen, gutmütigen Gesichte fröhlich ins Leben hinein, wenn man ihr Dasein und ihr Genießen überhaupt Leben nennen konnte.

Bei diesen Leuten nun hatte die wandernde Frieda eines Abends um Nachtlager gebeten, und bei diesen Leuten war sie verblieben. Ein guter Lohn, wie auf dem Salmhofe, war hier nicht zu haben, die Arbeiten hatten viel Beschwer, und doch war es der Magd, als sei sie im Himmel. Was war

das im großen, reichen Salmhofe für ein Streiten, Beißen, Übervorteilen und Murren gewesen, der Leute untereinander! Und hier, welcher heitere Frieden, welche herzliche Einigkeit! Die Möstlleute machten aus der Arbeit eine Unterhaltung, aus jedem Werktage einen Festtag, denn alles, was da war, packten sie von der erträglichsten Seite an und taten, als machten sie eine Kurzweil daraus. Das hatte die Frieda auch noch nicht gesehen, daß man laut lacht, als ob man gekitzelt würde, wenn man schwere Schmerzen leidet am siechen Körper. Die Adelheid konnte das! Das arme Mädchen lachte in den Nächten manch halbes Stündchen lang. Die Mutter tat ihr alles, was in ihrer Macht stand, zugute und hatte bisweilen in ihrem freundlichen Auge etwas Nasses. Aber ein heiteres Wörtl mußte doch immer gesagt werden. Und wenn es manchmal besonders schlimm ward, so daß die Adelheid nicht mehr lachte, sondern ganz still war und die Zähne aufeinanderbiß, da huben die Alten ein emsiges Beraten an, verfielen auf allerlei Mittel, und ergriffen jedes mit solcher Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit, als ob alles Heil vor der Tür wäre.

Die Magd Frieda lebte neu auf in diesem Hause; neigte doch auch ihre warmlebige Natur zum Frohsinn hin. Als ob sie wieder Eltern und Schwester gefunden hätte, so war ihr, und sie trachtete den Leuten nach ihren Kräften zu dienen, Hartes zu mildern, Liebes zu tun, und besonders verstand sie bald, sich als Pflegerin der armen Siechen so zu erweisen, daß der Möstl einmal seinem Weibe zuschrie: „Alte! An der hat uns der Herrgott eine geschickt, daß wir ihm dafür die große Zehe wegküssen sollten, wie die Betschwestern zu Rom dem heiligen Petrus.“

Was das Möstlweib darauf antworten wollte, das durfte aber nicht so herausgeschrien werden. Erst draußen am Feld-

raine teilte sie ihm ihre Bedenken mit: „Daß sie dir gefällt, die Frieda, wäre schon recht. Aber: auweh und auweh! möcht' ich sagen, sie gefällt auch anderen Mannsbildern. Wenn du Zehen wegküssen willst, so mußt bald anfangen, sonst frißt sie vorher der Fuchs. Schon das zweitemal habe ich am vorigen Samstag wahrgenommen, daß einer vor ihrem Fenster steht. Ein ganz fremder Kund ist's, habe mich zuerst schier gefürchtet vor ihm, aber geplaudert mit ihr hat er ganz gutmütig."

Und das Möstlweib hatte nicht schlecht beobachtet. Kaum daß die Magd Frieda ein paar Wochen in diesem weltverlorenen Hause gelebt, war eines Abends auch schon der Schopper-Schub da. Vor dem gab's kein Verstecken! Eben wollte sie desselben Abends einschlafen, als er durch ein leises Klopfen an ihrem Fenster sich anmeldete. Sie war zuerst sehr erschrocken und sogar empört, allmählich jedoch kam es ihr zu Sinn, daß dieser Mensch doch gar zu anhänglich wäre, fast wie ein Bruder. Sie hatte ja ohnehin keinen Bruder. Sie setzte sich in ihrem Bette auf, er setzte sich draußen auf den vorspringenden Wandschrott, und so sprachen sie eine Weile miteinander. Er sagte, daß sie ganz recht habe mit ihrem neuen Dienstorte, und daß er schon bemerkt hätte, wie brav sie den armen Krüppel pflege und die Anhänglichkeit der Möstlleute besitze. Das würde ihr gewiß den Segen Gottes bringen und ihr würde es noch einmal viel besser ergehen, als mancher reichen und hochmütigen Großbauerntochter. Ihm — so erzählte der Schopper treuherzig — fehle auch nichts. Er habe jetzt im Siebenbachwaldgraben eine große Riesen gebaut, welche von allen Holzmeistern gelobt wurde und welche ihm auch Geld und die Vorknechtstelle eingetragen habe. Vielleicht bringe er es doch noch einmal zu einer Eigenstatt, zu einer Hütte. Er wolle mit einer solchen klüger sein, als das erstemal.

„Ja, hast schon einmal eine Hütte besessen?“ fragte die Jungmagd.

„So groß wie das Möstlhaus,“ antwortete er.

„Ein Häusel hast gehabt? Und hast es denn vertan? vertrunken? verspielt?“

„Verraucht,“ sagte der Holzknecht.

„Jessas! So viel Tabak rauchen tust?“

„Angezündet hab' ich's, mein Haus, und niedergebrannt.“

„Nicht gescheit bist!“ hauchte die erschrockene Frieda. „Aber wie hat das können sein?“

„Weil ich ein rabiater Mensch bin,“ sagte der Schopper. „Zufleiß hab' ich's getan. Und gereut hat's mich auch noch nie!“

„Bei dir kennt man sich frei nicht aus,“ meinte die Jungmagd.

„Bist neugierig?“ fragte er. „Nachher kunnt' ich dir's ja erzählen. Aber sitzen tu ich schlecht auf dem Schrottkopf.“

„Einen anderen Platz hab' ich nicht,“ gab sie schneidig zurück.

„Alsdann bleib' ich sitzen auf dem Schrottkopf,“ sagte er geduldig und hub an zu erzählen: „Von Wallischdorf bin ich her. Dort hat der Schoppen-Rüppel ein Gütel gehabt und zwei Söhne, meinen Bruder Juch, und mich den Schubhart. Und da geht einmal am Fronleichnamstag nach dem Umgang, er hat noch den Himmel tragen helfen, der Schopper-Rüppel her und verstirbt. So schnell ist das gegangen, daß er nicht einmal Testament machen hat können. Nur so viel hat er gesagt: Dem Buben gehört das Häusel und den anderen soll er mit dreihundert Gulden hinauszahlen. Jetzt, weil er keinen Namen genannt, so hat jeder von uns zwei Brüdern wollen der Bub sein. Und haben angefangen zu

streiten. Der Juch hat das Gütel haben wollen und ich hab' es auch haben wollen. Ist eine Wirtschaft mit ihrer zwölf Joch Grundstücken. Haben uns vorher gar nicht unlieb gehabt, der Juch und ich, aber jetzt ist der Teufel losgewesen. Gestritten wie die Bettelbuben, und gar beim Gericht hat's jeder beweisen wollen, er wäre der Bub, und ihn hätte der Vater gemeint, und ihm täte das Häusel gehören. So währt's ein halbes Jahr und länger, keiner von uns hat mehr gearbeitet, jeder nur sinniert, wie er den anderen möcht' hinaustauchen. Geld hat's gekostet und Hirnschmalz und Herzblut, möcht' ich sagen — und die ewige Seligkeit hätt's kosten können, uns beiden. Und wie wir einmal so im Wirtshaus sitzen und schauderlich gegeneinander geraten — die Leute haben uns noch angehetzt — und wie wir schon kein gutes Haar aneinander lassen, daß einer wie der andere einem rechten Spitzbuben gleichsieht vor dem ganzen Dorf und zuletzt noch unseren verstorbenen Vater verschandieren — da spring ich jäh auf und davon. Nächtig Stund' ist, getrunken habe ich stark gehabt. Und wie ich zu meinem Häusel komm', das wie ein schwarzes Gespenst dasteht mitten in den Feldern, da fällt's mir ein: Niederbrennen! Das Gerümpel ist's nicht wert, was wir treiben. Im Aschen hat der Streit ein End'. — Kaum gedacht, bin ich mit dem Zündholz auch schon im Strohdach. Wie es licht wird im Tal und die Leute zusammenlaufen und ich auf einmal neben meinem Bruder steh', und vor uns bricht das Elternhaus nieder, da wird mir lind. Ich halte dem Juch die Hand hin und sag': Mein Teil ist verbrannt, die Grundstücke sollen dein sein und wir wollen Fried' machen miteinand. — Er schaut mich an im Feuerschein und sagt: Schlecht genug bist du, daß du's selber hast getan. — Auf das bin ich fort ins Gebirg herein und Holzknecht geworden im Siebenbachwald. — Jetzt weißt es."

„Du bist ja ein grundschlechter Mensch!“ sagte die Jungmagd ganz verblüfft.

„Neid ist's nicht gewesen,“ setzte der Schopper bei, „daß ich etwa hätte gemeint, wenn ich das Häusel nicht kann haben, so soll's auch der Bruder nicht haben. Aber Trotz ist's gewesen, und Dummheit, und hinter mir immer der Teufel: Nicht nachgeben, nicht nachgeben! — Dabei das Streit-Elend, die Bruderfeindschaft! Und wie schon manchmal ein Sturm in mich fährt, daß ich selber nicht mehr weiß, was ich tu', so ist's über mich gekommen, und so ist's geschehen. Mit meinem Bruder bin ich immer noch nicht auf gleich. Er hat seine Sach', ich gönne es ihm und was ich getan, hat mich noch nicht ein einzigesmal gereut.“

Die Jungmagd sagte: „Ein seltsamer Mensch bist.“ Und bei sich dachte sie: Weiß nicht, soll man sich vor ihm fürchten, oder was? . . .

Also plauderten sie von diesem und jenem und der Schopper kam nun öfter an ihr Fenster. Von allerhand redete er, aber nie von Liebe. Nichts von dergleichen. Nur einmal fragte er sie bescheidentlich, ob es ihr wohl auch recht sei, daß er so manches Stündl an ihrem Fenster sitze, er tue es halt gern und wäre so froh dabei.

Die Frieda brachte es nicht übers Herz, ihm zu gestehen, daß seine Gegenwart sie beklemme, daß sie ihn vielleicht gern haben könne wie einen Bruder, aber Brüder kämen nicht ans Fenster der Schwestern, und ob er nicht besser täte, nach seiner schweren Tagesarbeit im Bette zu rasten, als den weiten Weg zu machen in die Abachleuten her. — Mehrmals nahm sie Anlauf, ihm das zu sagen, aber sie brachte es nicht übers Herz, ihn so zu kränken. Sie nahm sogar die kleinen Geschenke, als Wecken, frische Kaiserbirnen, welche er ihr mitzubringen pflegte — sie nahm derlei und sagte schön Vergelt's Gott da-

für. Insgeheim jedoch waren ihr die Gaben von diesem Menschen zuwider und es tat ihr selber weh', daß sie so undankbar sein mußte. — Viel schlechter, so rief es einmal in ihr, viel schlechter ist der andere Wicht, der nächtig meine Ruhe stört. Was hat der junge Adlerwirt von Kirchbrunn in meinen Träumen zu tun! Das geht ihn gar nichts an, ob ich mein Haar flechte oder nicht, und er soll nur seiner Frau Adlerwirtin die Augen küssen und nicht ein armes Dienstbot foppen.

Auf der Schabelhöhe, über welche eine Bergstraße führt, stand unter sieben alten Lärchen eine Kapelle. In derselben war ein frischer Brunnen und ein Muttergottesbild, genannt: Maria unter den sieben Lärchen. Dieses Bild war als wundertätig bekannt und besonders von Leuten aufgesucht, die an heimlichem Herzweh litten. Der Volkswitz sagte: Wenn eine Jungfrau siebenmal am Brunnen bei Maria unter den Lärchen trinkt, dann bekommt sie einen Mann. Obzwar dieser Ausspruch in der Gegend nicht gerade als Glaubensartikel bezeugt war, so ließ sich doch nicht leugnen, daß jahraus, jahrein viel jung Frauenvolk hinaufkam zur Schabelhöhe, andächtig vor dem alten, ungefügen Bildnis betete und dann einen kräftigen Schluck nahm aus dem Brunnen. Also war es auch der Magd Frieda schon mehrmals zu Sinn gekommen, ob sie nicht eine Wallfahrt machen sollte zu den sieben Lärchen; der Platz war vom Abachtale aus in einer guten Stunde zu erreichen. Ganz fern stand das Gnadenbild den menschlichen Liebesangelegenheiten auf keinen Fall. Ein heimlich Herzweh — das stimmt ja. War nicht einst der sterbenden Mutter letztes Wort: Frieda, wenn du nicht ausweißt, so knie hin und tu beten! — Und hatte Frieda nicht auch dem Schopper versprochen, sie wolle so lange beten, bis sie ihn recht lieb habe?

Und eines Sommersonntags am Nachmittage ging die Magd an den Waldhängen hinan, über die sonnigen Weiden fort, bis sie zur heißen staubigen Straße kam. Wie von diesen Höhen aus der Blick sich weitete hin auf die blauen Berge, so weitete sich auch ihr Herz und eine frohe Hoffnung kam über sie, daß sie nicht umsonst den Wallfahrtsweg machen werde zu der lieben Mutter Gottes.

Endlich stieg sie die Stufen hinan zur hölzernen Kapelle, die schon etwas hinfällig sich an eine der Lärchen lehnte. Sie hörte das Geplätscher des Brunnens, der an der Seitenwand aus dem Rohre in einen Steinkessel rann. Niemand war da, sie war ganz allein. Ihren Überkittel ließ sie vom Kopfe hinabgleiten, ihr Gebetbuch zog sie aus dem Säcklein und also kniete sie nieder vor der Mutter Gottes mit dem Kinde, die, aus Holz geschnitzt und mit Farben bemalt, fast in Lebensgröße auf dem Altare stand. Die Maria hatte eine Krone auf dem Haupte, hielt ein Zepter in der Hand, das Christkind trug im kleinen nackten Händchen die Weltkugel. So viel Herrlichkeit und Würde lag in diesem Bildnis, daß die Frieda sich dachte: und hier soll ich mein sündig Herz auspacken?

Mit dem Gebetbuche ging es heute gar nicht. Da sind allerhand Anliegen darin, aber das ihre nicht. Wie soll sie es denn nur anfangen, daß sie nach ihrer Meinung jetzt beten kann? — „Der gute arme Mensch, der Schopper. Ist er denn wirklich so unbegehrt? Ist er denn häßlich, so dumm, so ungefüg und selbstisch? Das ist er nicht. Er ist ein herzensguter Mensch, und wenn er seinen Bart kämmen und pflegen möchte, wer weiß, was draus werden könnt'! Hernach, wenn man bedenkt, was er für ein tüchtiger Mann in der Arbeit ist und bringt's über kurz zum Holzmeister. Schlecht kann's bei dem ein Weib nicht haben, ernähren kann er auch etwas. Und

wenn er eine so recht lieb hat, als wie er sagt, daß er mich mag, da wird's kaum einen besseren Mann geben, als den. Ich habe schon Beweise genug, wie er zu mir hält. Der wird ja närrisch, wenn er mich nicht kann haben. Also warum will ich ihn denn nicht, das möchte ich wissen, du liebe barmherzige Mutter! Ich bin ja gewiß nicht zu gut für ihn, schon eher zu schlecht. Ich weiß mir ja nichts auf der Welt und soll als arme Magd alt werden und versterben. Auf wen wart' ich denn? Ja, du himmlische Maria, warum will ich ihn denn nicht? Sei mir doch gnädig und gib mir deinen Segen. — Harte Anfechtungen habe ich oft, als müßte ich wohin gehen und was anstellen, daß es groß Unglück gäbe für Zeit und Ewigkeit. O heilige Mutter, führe uns nicht in Versuchung! Gib mir die Gnade, daß ich den Holzknecht recht kann lieb haben und sein Weib werden. O liebes Christkindel mit dem krausen Haar! Und wenn es schon nicht möglich kann sein, daß ich ihn lieb hab' wie einen Herzensschatz, so gib mir die Kraft, daß ich das Opfer mag bringen, so wie es für alle drei am besten ist. O gegrüßt seist du, Königin, Mutter der Barmherzigkeit!"

Also dachte und murmelte die junge Magd vor sich hin, manches sprach sie laut und traumhaft, dann schlug sie das Buch auf, machte sich Vorwürfe, daß sie nicht einmal mehr beten könne, sie war sich's kaum bewußt, welch heißes, kindliches Gebet sie eben verrichtet hatte.

Und während sie so kniete in der Kapelle und mit sich rang, ehrlich und tapfer, wie noch selten ein Weibesherz gerungen, stand am Eingang einer und beobachtete sie. Sie entfaltete ein weißes Halstüchlein, fuhr sich damit über die heißen Wangen und erhob sich — da sah sie ihn.

„Schau," sagte er und schnalzte mit der Zunge, „da sehe ich eine Seltsame. Die will sich auch einen Liebsten erbitten."

Sie verbarg ihre Überraschung hinter Trotz und antwortete: „Ja, das will ich auch. Aber nicht etwa so, wie es der Herr Adlerwirt meint.“

„Das hilft alles nichts, Frieda,“ sagte der Wolfram, er sagte es betrübt. „Komm, Dirndel, setzen wir uns da auf die Bank. Wir haben schon lange nimmer miteinander geplaudert.“

Unter dem Schatten der Lärchen, am Rande von jungem Fichtendickicht waren aus rohen Brettern Tische und Bänke aufgeschlagen, weil alljährlich am Maria Heimsuchungstage ein Fest hier abgehalten und dabei Getränke ausgeschänkt wurden. Die Frieda wollte eigentlich fest stillstehen und den Adlerwirt keines Blickes würdigen, aber ihre Füße stiegen sachte die Stufen herab und an seiner Seite über den grünen Anger zu einer Bank hin.

Als sie völlig zu sich kam, saß sie neben dem Wolfram, der, seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in der Hand hielt.

„Ach ja, Dirndel!“ seufzte er auf. „Seit wir zwei uns das letztemal gesehen, habe ich viel durchgemacht, du glaubst es nicht.“ Und nun begann er zu erzählen von seinem häuslichen Elende, daß er so viel als vertrieben sei aus seinem Vaterhause, ja selbst aus Kirchbrunn, und daß er jetzt auf dem Punkte stehe, wo der Mensch nimmer weiß, ob er noch warten soll auf den nächsten Tag oder nicht.

„Mein Gott, Wolfram,“ sagte sie voller Teilnahme. „Was willst denn, als warten, bis es wieder besser wird! Sollst dich nicht so viel kränken, Wolf, was hast denn davon, wenn du krank auch noch wirst!“

„Ich wollt', es hätt' alles sein Ende, alles, alles!“ so rief er mit schriller Stimme und schlug sich die Faust auf die Stirn.

„Wolf! So mußt nicht. Mußt nicht auch noch selber dein Feind sein.“ Sie legte ihre Hand auf seine Achsel. Er schlang mit Leidenschaft seinen Arm um ihren Nacken, sie warf dieses Joch heftig von sich, stand auf, um zu flüchten. Aber am Stamme eines Lärchenbaumes blieb sie stehen und strich wie traumhaft die losen Haarlocken aus dem Gesichte.

Der Wolfram war kauern geblieben auf der Bank, jetzt schaute er vorgeneigten Hauptes hin auf sie, in allen Enden seines Angesichtes zuckte es, dann lachte er fast kreischend auf.

„Das ginge noch ab. Das Gedenken an dich ist meine einzige Labnis gewesen in dieser traurigen Zeit. Eine lebt doch auf der Welt, die zu mir steht. Wenn sie auch weit von mir ist und ich sie nicht mag finden, irgendwo ist sie doch und denkt an mich und wir sind beisammen. Und jetzt —“, er sprang auf, „jetzt bist auch du so?!“

Sie stand bewegungslos wie eine Bildsäule und schaute ihn an.

„Soll ich denn meines Irrtumes wegen ganz verloren sein?“ sprach er weiter. „Soll ich mein junges Leben selber zertreten? Ja, Frieda, ich tue es. Sie, im Adlerwirtshaus, hätte mich nie so weit vermocht, sie ist mir eine Fremde. Aber wenn ich weiß, daß auch du dich von mir wendest, dann ist es aus!“

„Wann,“ entgegnete nun das Dirndel zagend, „wann habe ich dir denn einen Beweis gegeben, Adlerwirt, daß ich — dir so gut wäre?“

„Leugne es nicht, Frieda!“ sprach er mit Nachdruck, als wollte er einen Verbrecher überweisen. „Und wenn du mir nie was Liebes gesagt hättest, kein gutes Wort, und wenn du mir zehnmal weiter noch ausgewichen wärest, ich hätte es doch gewußt, daß du mich gern hast, und so gewiß, als du's von mir mußt wissen. Du hast es tapfer niedergedämpft, tapferer

als ich. Wir haben uns beide redlich voreinander gewehrt. Es hilft alles nichts. Von jenem Tanzabende in Schwambach an hat's so gespielt, daß wir zwei zusammenkommen sollen, wir haben's nicht verstanden, haben uns so lange gesträubt, bis es uns heute auf diesem Platze ganz zornig zusammenwirft. Ist es nicht so, Frieda? Ist es nicht so?"

Das Dirndel preßte die Hände ins Gesicht. „Ich hab' so gebetet da drinnen," wimmerte sie, „so inständig gebetet zu der Mutter Gottes. Es ist alles umsonst! — Ich kann ja auch nicht sein, ohne deiner!" — Mit diesem Schrei stürzte sie ihm an den Hals.

Neunter Abschnitt.

Vom Schopper-Schub wissen wir, daß er seit Jahren die Jungmagd Frieda nicht mehr aus den Augen ließ. Er verfolgte immer ihre Spuren und oft war er in ihrer Nähe, ohne daß sie es ahnte. Beim Möstl in der Abachleuten war es ihm gar bequem, da konnte er sich aus seinem Holzschlag an den Samstagabenden und manchmal auch an den Sonntagnachmittagen einfinden, um mit ihr zu plaudern. Die ganze Woche hindurch freute er sich auf das Stündlein, an welchem er nahe bei ihr, wenngleich durch eine Wand getrennt, sitzen konnte. Es waren zumeist die allergewöhnlichsten Dinge, über die gesprochen wurde, aber dem Holzknecht war wohl, wenn er ihre Stimme hörte und wenn er sah, wie sie manchmal so froh lachte.

Also war er auch an diesem Sonntagnachmittage in die Abachleuten gekommen, beim Möstlhaus zugekehrt, hatte sich auf die Stubenbank hingesetzt und gesagt, er müsse doch ein wenig in den Schatten gehen.

„Ja," hatte das Möstlweib neckend geantwortet, „Schattens wegen wirst du in die Abachleuten kommen! Den hast

in deinem Siebenbacherwald weit besser. Wirst den weiten Weg heut wohl umsonst gemacht haben. Sie ist zu den sieben Lärchen hinauf wallfahrten gegangen."

„So," antwortete der Schopper ganz gleichgültig. „Da hat sie schon recht. Das Beten schadet niemandem."

Und wenn das Beten niemandem schadet, dachte er für sich weiter, so wird's ja auch mir nicht schaden. Und stieg an gegen die Schabelhöhe. Er ging nicht den guten Fahrweg, er wählte die steileren, aber kürzeren Steige; Bergesmühsal gibt's für den Holzknecht keine, und durch den Wald hinauf mag er sich das Schlagholz ansehen. Als er auf die freien Weiden kam und auf die weiße Straße hinüberblicken konnte, sah er sie dort gehen, er erkannte sie ja schnell. Und einen Büchsenschuß hinter ihr eilte ein Mann drein. Der Schopper schärfte sein Auge und erkannte den jungen Adlerwirt von Kirchbrunn. — Vor Überraschung wie gelähmt blieb er einen Augenblick stehen. — Was ist das? — Was ist das? — Steht es so mit der Wallfahrt zu den sieben Lärchen? Ha, da wollen wir ihnen doch einen Baum über den Weg werfen. Ist denn schon alles falsch auf der Welt? Gut, alsdann will ich's auch sein. — So seine Gedanken. Neuerdings zog er sich in den Wald zurück und lief durch denselben an der rückwärtigen Berglehne der Kapelle zu. Er kam früher hinauf als die anderen. Hinter der Kapelle kroch er in das Fichtendickicht und lauerte. Er langte mit der Hand in seinen Sack, ob er das Messer bei sich habe. — Ja, mein lieber Adlerwirt, ich habe dir's gesagt und du hast es nicht geglaubt.

Er hatte durch die Bretterfuge gesehen, wie die Frieda beklommen in die Kapelle getreten war, und als er merkte, daß ihr Gebet ihm galt, da löste sich von seinem Auge ein salziger Tropfen los und rann über die rauhe Wange, durch

den struppigen Bart bis an die Lippen. Dann stand plötzlich an der Tür der junge Adlerwirt mit heißbegehrendem Blick. Der Holzknecht erfaßte die Hirschhornschale seines Messers. Als er hernach vernahm, was draußen gesprochen wurde an den Tischen, jedes Wort des armen Burschen voller Unglück und voller Liebe, und wie das Dirndel dagegen ankämpfte, bis doch in beiden die wilde Allgewalt Siegerin ward — da loderte in ihm Wut und Rachgier auf, daß der fliegende Atem glühte an seinem Munde. Und er stürzte mit gezücktem Messer hin auf das Paar. Die Frieda tat einen Schrei und wollte sich schützen unter dem Brette eines Tisches. Der Wolfram jedoch stand wie ein Baumstamm da und sagte gelassen: „Holzknecht, stich zu!"

Dem Schopper sank der Arm mit dem Messer. Dann wendete er sich, stürzte in das Dickicht und hastete davon durch den Wald hin. — Halb betäubt war er und seine Gedanken wurden wirr. — Warum hast du es denn nicht getan? fragte er sich selbst. Nicht davonlaufen wollen und sich auch nicht wehren, wer kann denn da zustoßen? Einen Baum fällt man so, aber einen Menschen —. Und hernach, weiß ich denn, welcher fort muß? Mir kommt's nur auf den Schuldigen an. — Denn das sah er nun wohl, es war die unbändige, rasende Liebe, in welcher das junge wehrlose Menschenpaar hinschmolz, wie Wachs im brüllenden Feuer eines brennenden Hauses. Armer Holzknecht, so wie du selber wehrlos bist gegen diese Macht, so sind auch sie es. Was können sie dafür! — Du hast dir vorgenommen, Schopper-Schub, für die Frieda alles zu wagen und zu opfern, um sie glücklich zu machen. Siehst du es denn nicht, jetzt ist sie glücklich! — Was willst du denn noch? — Einmal hast du dein eigenes Haus angezündet, weil es böse Ursach' ist gewesen. — Kannst du rechnen, Holzknecht? Wenn du ein biß-

chen rechnen kannst, so sage, was mehr ist, eins oder zwei. Wenn zwei mehr sind, als eins, so ist einer weniger als zwei. Laß die zwei sein, und den einen streiche weg. —

Also dachte der arme Mensch und ging den Holzhütten seines Tales zu.

Zehnter Abschnitt.

Frau Kunigunde hatte kaum eine Ahnung davon, daß sie eine der Hauptursachen an dem Niedergang ihres Hauses und die einzige Ursache an ihrem und ihres Mannes Unglück war. Sie war immer nur geneigt, alles auf ihren Mann, auf seinen Vater, auf alles andere zu schieben. Und je weher ihr ward, um so höher stieg ihre Verbitterung gegen die eingebildeten Feinde. Und das Schicksal nahm seinen Lauf.

Bei dem Adlerwirtshause zu Kirchbrunn hatte sich reges Leben entfaltet wie schon lange nicht. Allerhand Wägen kamen angefahren von oben und von unten und spannten aus, Bauern, Bürger und Herren waren da, Schacher und Händler, und die Wirtsstube war viel zu enge, auch im Vorhause und im Hofe standen Tische, und die Kellnerinnen liefen über die Gasse hin und her. Das gab doch wieder einmal ein Geschäft.

Meint ihr?

Da müßte man erst noch die Wirtsleute fragen. Der alte Adlerwirt lag bei einem Nachbar im Scheunenstroh und bat mit lallender Stimme fortwährend um Branntwein. Er wolle nie mehr nüchtern werden auf dieser verdammten Welt. Der junge Adlerwirt war seit Wochen verschollen. Im Siebenbachwald, so hieß es, wäre er einmal gesehen worden, aber ganz seltsam aufgeregt, er müsse etwas Besonderes im Sinne haben, man werde noch merkwürdige Geschichten von ihm hören. So kam es, daß auch Frau Kunigunde nicht

ruhig sitzen bleiben konnte in ihrem Zimmer. Sie ließ ihre Mutter, der ja alles gleichgültig war, allein, und als sie auf einem Steirerwäglein und in ihrer tadellosen Trauerkleidung hübsch fein geputzt aus dem Hofe fuhr, klang in demselben das erstemal der Ganthammer. Alles wurde versteigert im Adlerwirtshause, nur nach den Insassen war keine Nachfrage.

Frau Kunigunde fuhr in das Gebirge hinein. Sie hieß auf das Pferd dreinhauen, sie bewarf den Pferdeknecht mit Schimpfnamen, denn sie wußte ihrer Galle kein Ende. Was sie dem Knecht und dem Pferde antat, das war alles ihrem Manne vermeint. Dem Flüchtling! dem gewissenlosen Ausreißer! So lange er Geld erwartet von ihrem Vater, hat er geheuchelt, jetzt weil nichts ist, weil alles in die Brüche geht, verläßt er sein armes Weib in Not und Schande und stromert in allen Weiten um, man weiß nicht wo und mit wem. Aber warte, Schelm, wir werden dich noch einfangen. Du sollst Gott erkennen lernen! Du sollst mir kirre werden! Hinwärts zieht mich noch das spottschlechte Roß, es ist aber viel tausendmal besser als du; herwärts sollst du den Bettelkarren ziehen, und daß du zahm wirst wie ein Pfründnerschaf und mir Brennesseln aus der Hand frißt, das soll meine Sorge sein. —

Unter solchen Liebesgedanken fuhr Frau Kunigunde auf die Suche nach ihrem Manne. Sie sprach bei manchen Häusern zu, schämte sich aber, geradehin zu fragen: Habt Ihr meinen Mann, den Adlerwirt von Kirchbrunn, nicht irgendwo gesehen? — Ja, Frau Adlerwirtin, ist Euch Euer Mann durchgegangen? — Das wäre eine hübsche Unterhaltung gewesen.

Also faßte sie es so: „Hat nicht mein Mann hier zugefragt?“ — „Wissen nichts, vor einer Woche oder wann haben wir ihn vorbeigehen gesehen.“ — „Sollte er nach mir

fragen, so weiset ihn, ich bin vorausgefahren in den Siebenbacherwald, wegen des Holzkaufes."

Bei den Holzknechthütten im Siebenbachwald ließ sie ausspannen und begehrte etwas zu essen.

„Ja," meinte ein resches Holzerweib, „kein Wirtshaus ist halt bei uns nicht. Gaismilch mit Schoten, wenn's recht wäre?"

Vom Herzen gern hätte Frau Kunigunde geantwortet, daß sie Schweinefutter nicht gewohnt sei, wäre nur ihr Hunger nicht gar zu groß gewesen. Während sie die Milch trank, erzählte sie, daß mit ihrem Mann eine Zusammenkunft draußen bei den drei Brücken verabredet gewesen sei, daß sie sich aber verfehlt hätten. Und sie frage, ob er, der Adlerwirt von Kirchbrunn, nicht etwa hier herum gesehen worden wäre.

„Seid Ihr die Adlerwirtin?" fragte das Holzerweib. „Nachher glaub' ich's gern, daß er bei den drei Brücken nicht gekommen ist. Von Euch ist er ja eben davongelaufen, sagen die Leute."

Frau Kunigunde warf eine Münze hin und machte sich entrüstet auf die Wander zu den Köhlerstätten.

Bei der Kohlenbrennerei fragte sie wieder an.

„Der Adlerwirt?!" schrie der alte Köhler, denn er war schwerhörig, daher hielt er auch andere dafür. „Weiß nichts davon. Aber der Vorknecht soll letzt' Zeit her alleweil vom Adlerwirt reden."

„Wo ist denn dieser Vorknecht?"

„Der ist jetzt nicht da, der ist oben im Zagelwald. Für ein Weibsbild nicht gut hinaufzusteigen."

„Ich will hinauf!" sagte Frau Kunigunde.

„Weiß nicht, ob es Euch viel nutzen wird," meinte der Kohlenbrenner, „letzt' Zeit her ist der Schopper — so heißt der Vorknecht — nicht recht im Kopf, ganz kleinsinnig oder

was lauter. Ist nichts Rechtes von ihm herauszubringen. Vom Adlerwirt redet er nächtig im Traum."

Die Frau dingte sich einen herumlungernden Knaben und stieg mit diesem hinan gegen den Zagelwald. Mehrmals ging es in tiefen Schluchten über Sand, Gerölle und wuchtige Steinblöcke dahin an brausenden Wässern, mehrmals unter einem schwindelnd hohen Holzgerüste durch.

„Was das für ein hoher Steg wäre?" fragte die Adlerwirtin.

„Das ist kein Steg," antwortete der Knabe, „das ist die neue Holzriesen, wo die großen Blöcke herabrutschen und zum Feierabend die Holzknechte selber. Die derfangen sich allemal herunten, wo die Riesen eben wird. — Frau! Wie viele Kreuzer krieg' ich denn dafür, daß ich mitgeh'?"

Nach einer Stunde waren sie auf der Höhe bei dem Holzschlag. Die Leute, welche hier arbeiteten, blickten einander nur so an, als sie vernahmen, die junge Frau wolle mit dem Vorknecht sprechen. Der Vorknecht sei aber gar nicht auf dem Schlag, der liege auf dem Buchenanger im Grase; er sage, er arbeite nichts mehr und das liebe Christenvolk möge gesund bleiben und ihm an den Buckel gucken. „Wollt Ihr das, so könnt Ihr ihn ja aufsuchen," setzte der Berichterstatter bei.

Da ist etwas! dachte Frau Kunigunde und ließ sich zum Buchenanger führen.

Der Schopper, als er sah, wer daherkam, sprang rasch vom Rasen auf. Er sah wirklich wild und wirr aus. Ohne viele Einleitung fragte sie in strengem Tone nach ihrem Manne, dem Adlerwirt.

„Was weiß ich?" knurrte der Holzknecht. „Habt Ihr mir ihn zum Aufheben geschickt?"

„Du weißt, wo er ist!" sprach sie scharf.

„So? Na, wenn ich's weiß, dann muß ich's freilich

sagen. Den Adlerwirt hat sein Weib verlassen, da ist er zu einer anderen gegangen."

„Wo er ist, will ich wissen!"

„Vor etlichen Tagen," antwortete der Holzknecht gottlos ruhig, fast träge, „hat er sich auf der Schabelhöh' aufgehalten, oder im Wirtshaus dort herum. Jetzt kann's sein, daß er drüben in der Abachleuten ist."

„Ein Schandmensch!" keuchte sie, und fast verging ihr der Atem vor Wut. „Der soll das höllische Feuer beizeiten kennen lernen, dafür stehe ich gut!"

„Dieweilen sitzt er im Himmel," sagte der Schopper. „Und ich wäre der Meinung, wer so fest drin sitzt, den laßt man sitzen."

Frau Kunigunde hatte sich niedergelassen auf einem Baumstock, ihr zitterten die Beine.

„Wie weit ist's bis in die Abachleuten?" fragte sie.

„Zwei Stunden, wer gut antaucht."

„Mein Gott, mich verlassen schon die Füße."

„Wenn die Frau ein Stündlein wartet, so kann sie mit mir auf dem Brettel hinabrutschen," sagte der Holzknecht.

Ja, sie wolle warten. Und der Schopper dachte: Herrgott im Himmel, was ist das für ein Schick! Ich rutsche mit seinem Weib auf der Riesen hinab. Und ganz plötzlich fuhr es ihm durch den Kopf: Wenn er mir die meine nimmt, so nimm ich die seine. Wert ist sie's, daß sie mit mir kommt. Es geht nichts über die Ordnung. Und nachher ist Fried. —

Dieweilen Frau Kunigunde erschöpft auf dem Baumstock saß und mißmutig den Holzhauern zusah, die immer Blöcke an die Riesen schleppten und hinabgleiten ließen, strich der Schopper auf dem Schlage um. Manchmal blieb er stehen und starrte auf den Erdboden, dann hob er das krause Haupt gen Himmel und schnappte nach Luft. Dann lachte er hell

auf, und einer der Männer hörte ihn sagen: „Besser kunnt sich's nicht mehr reimen. Wer ungeschickt ist, der muß hinab, daß er anderen nicht im Wege steht."

„Du Franzel," redete er, als die Abendstunde kam, einen Arbeiter an. „Wenn du einmal beim Möstl in der Abachleuten vorbeigehst, gelt, so bist du so gut und gibst das Ding dort ab. Es ist für die Magd Frieda." Damit gab er ihm ein rotes zusammengeknulltes Tüchl. „Und jetzt, Leute!" rief er laut hinaus über den Schlag, „jetzt ist Feierabend. — Fahrt ihr nur voraus hinab, wir, ich und die Frau Adlerwirtin, rutschen hintendrein."

Die Werkzeuge brachte man in Sicherheit, die Lodenröcke hing man sich über die Achseln und da war's fertig.

Muldenförmige, vorn ein wenig aufgekurfte Bretter wurden in die Rinne der Riesen gelegt, und auf je einem solchen Fahrzeuge glitten ein oder auch zwei Mann hinab. In der Hand hatten sie lange Stöcke, mit welchen sie sich nötigenfalls leiten, anstemmen oder weiterschnellen konnten. Auf etwa hundert Schritte Zwischenräume wurden sie abgelassen. Anfangs glitt es gemächlich dahin, allmählich kam's in rascheren Lauf, und auf steileren Strecken sauste es unheimlich schnell dahin, manchmal an Erdeinschnitten und zweimal über grauenhaft tiefe Schluchten, aus welchen Schutt und Gestein und schäumendes Wasser heraufleuchtete. Über den schwindelndsten Stellen jauchzten einige. An den Rinnbäumen der Riesen dröhnte noch lange das Rollen herauf, selbst als die Bretter schon den Augen entschwunden waren.

Als die Holzknechte dermaßen alle angefahren waren, ging der Schopper zur Frau Kunigunde, die noch immer auf dem Stocke saß, machte eine kleine Verbeugung und sagte: „Also, Adlerwirtin, jetzt ist's an uns zweien."

„Ist wohl doch keine Gefahr dabei?" fragte sie.

„Ihr hört es ja, wie sie jauchzen. Unten gehts eben aus, da geschieht nichts. In die ewige Seligkeit kann man nicht lustiger hineinfahren. Im Siebenbachwald gibt's halt keine so feinen Eisenbahnzüge wie in Geßnitz. Wir haben das lange Brettel mit zwei Sitzen. Ich setze mich voran, Ihr habt hinterwärts Platz. Nur frisch dran, Frau Adlerwirtin!"

„Es ist grauenhaft!" sagte die Frau.

„Nichts ist grauenhaft," lachte der Schopper. „In fünf Minuten sind wir unten. Kommt nur. Prächtig wird's."

„Ich will heut' ja noch weiterfahren."

„Freilich, Adlerwirtin. Nur hübsch anhalten. Sitzen wir fest?"

„Ich sitze."

„Also, im Gottesnamen!" Mit diesem Worte stieß der Schopper aus, und das Schifflein begann zu gleiten. Erst hielt der Mann mit beiden Händen den langen derben Stock in die Luft. Vorwärts ging's rasch und rascher. Steiler wurde die Bahn, und da sauste das Brett pfeifend dahin. Es schoß über den ersten Abgrund, es schoß durch den Erdeinschnitt, es schoß dem zweiten großen Abgrunde zu, und als es hoch über der Schlucht rasend schnell hinglitt, senkte ganz plötzlich der Schopper den Stock, stemmte ihn vor sich in die Riesen, da sprang das Fahrzeug hinten empor, schlug über, und die beiden Menschen flogen in weitem Bogen durch die Luft — in die Tiefe.

Ein ganz kurzer Schrei gellte durch die abendlichen Lüfte, und dann war nichts mehr zu hören, als das rauschende Wasser in der Schlucht. — —

Elfter Abschnitt.

„Du Alte!" schrie der Möstl in der Abachleuten seinem Weibe zu, als er von der Heuarbeit heimkam, „das wird nicht

gehen, mit der Frieda, 's ist schad', aber fortschicken mußt sie. Das Umziehen mit einem verheirateten Menschen können wir nicht leiden. Hab' sie just wieder auseinandergejagt allzwei."

„Geh!" entgegnete das Weib, „bist doch nicht g'scheit! Schon wieder dagewesen ist er?"

„Soll ganz Kirchbrunn im Stich gelassen haben, sitzt jetzt da draußen im Zeilinger Hammer als Kohlenvermesser."

„Das ist sauber," sagte sie, „da hätten wir ihn alle Tag in der Hütten. Recht hart ist mir um die Magd, aber wenn sie's so macht, soll sie gehen, lieber heut' als morgen."

„Ein Plangen haben die zwei zueinander, rein als ob's ihnen wär' angetan worden. Der Vorknecht Schopper soll ganz toll sein drüber, ich glaub's. Wenn nur da kein unliebsamer Handel herauskommt. Alte, der Schopper, wer ihn kennt, das ist ein gefährlicher Mensch!"

Noch sprachen sie so, als ein Holzknecht aus dem Siebenbachwald hereinstolperte. „Abrasten muß ich," sagte er als Gruß und setzte sich gleich auf die Bank. „Bist eh daheim, Möstl, ist mir recht. Habt es schon gehört? das groß' Unglück im Siebenbachwald? Gestern auf dem Abend. Beim Abrutschen. Von der neuen Riesen in die Karwasserschlucht gestürzt!"

„Mutter Anna!" rief der Möstl aus. „Wer denn?"

„Er — der Schopper und ein fremdes Frauenzimmer!"

„Was sagst?"

„Die Adlerwirtin von Kirchbrunn soll's gewesen sein."

„Was sagst?" schrie der Möstl und lachte auf.

„Na ich danke, wer bei so was lachen kann!" sagte der Holzknecht.

„Ist nicht schlecht gemeint," redete das Möstlweib drein. „Der lacht alleweil, hat's Weinen und's Lachen in einem Sackel beisammen."

„Der Schopper und die Adlerwirtin!“ murmelte der Möstl und faltete die Hände. „Aber Herr himmlischer Vater, ist das dein Ernst?“ Er lachte wieder.

„Wir können es uns auch gar nicht denken, wie es geschehen ist,“ berichtete der Bote. „Es kann was dahinterstecken. Wird schon aufkommen. Schauderlich, wer's gesehen hat! Von ihr ist kein Knocherl ganz verblieben. Bei ihm fehlt nur der Kopf.“

„Aber mein Gott!“ rief das Möstlweib, „wie soll sich denn ein Christenmensch so was zusammenreimen!“

„Ist nicht eine Magd Frieda bei euch da?“ fragte der Holzknecht. „An die hab' ich ein Tüchel abzugeben. Ich weiß nicht, mir hat's der Schopper zugesteckt, gerade vor dem Unglück. Wir kennen uns nicht aus. Ein Knoten ist im Tüchel und ein Papierl ist drinnen, aber wir können keiner lesen. Weil ich's versprochen hab', daß ich der Magd Frieda die Sach' übergeben will.“

Alsbald wurde die Magd von der Wiese heraufgerufen.

„Du Frieda,“ redete der Möstl sie an, „der da, der hat was für dich.“

Mit Hast löste sie den Knoten, mit zitternden Fingern entwirrte sie das Papier, es war ein abgerissenes graues Streifchen, und darauf standen mit grobem Bleistift ungefüg geschrieben die folgenden Worte:

„Liebe Friederika!

Bin überflüssig, mach mich davon. Nehm auch eine andere mit, die euch im Weg möchte stehen. Mehr kann ich nicht tun für dich. Sei glücklich mit ihm.

Schubhart Schopper.“

— — — — — — — — — — — — —

Also hat sich's zugetragen. Und was wird jetzt geschehen sein?

Als die Magd Frieda in dem Opfertode des armen Waldmenschen seine unermeßliche Liebe zu ihr besiegelt sah, als das letzte Hindernis gefallen war zwischen ihr und dem Adlerwirt, daß sie sich nun vor Gott und der Welt hätten können die Hände reichen —fand sie, daß ihre heiße Leidenschaft für Wolfram anfing zu schwinden. Was war das für ein Unterschied! Was sind die gewöhnlichen Männer für zage, gemeinsinnliche, engherzige Schelme gegen diesen einen einsamen, heldenhaften! Von diesem allein war sie geliebt worden mit einer Liebe, wie wenigen Weibern auf Erden sie zuteil wird, mit einer Liebe, die stärker ist als der Tod. — Aber gekannt hat er es nicht, das Weibesherz, sonst hätte er im voraus wissen müssen, daß sein Opfer umsonst ist.

An demselben Tage, als die Reste der beiden Verunglückten auf einem kleinen Alpenkirchhofe still bestattet worden waren, schrieb die Frieda einen Brief an den Adlerwirt:

„Lieber Wolfram!

Weil das geschehen ist, muß es aus sein und ganz aus sein bei uns zweien. Er tät' immer zwischen uns stehen mit seinen blutigen Wunden. Ich habe wohl einmal gemeint, ich kunnt dich glücklich machen, jetzt nimmer. Und im Unglück bist schon genug gewesen. Du bist frei geworden vor drei Tagen, ich habe geheiratet. Sein Sterbetag ist der Hochzeitstag zwischen ihm und mir geworden. Ich bin sein, und du wirst auch wieder eine andere finden. Ich wünsche dir alles Gute, und was vergangen ist, das soll vergessen sein."

*　　*
*

Nachwort zu dieser Geschichte.

(Als Ohrenbeichte an den Kritiker.)

Weil unser Dasein ohnehin überreich an Drangsal und Leid ist, so wollte ich — beginnend mit heiterem Liebesabenteuer des jungen Adlerwirtes von Kirchbrunn — über das süße Herzensleben junger Menschen eine Idylle schreiben, mir und anderen zur Ergötzung. Allein es ist anders gekommen. Wie es im Leben sich so häufig fügt, daß alles ganz anders wird, als der Mensch gehofft hat, kommt solches bisweilen sogar auch in der Dichtung vor. Nicht das erstemal — ich gestehe es — ist es mir hier passiert, daß während der Entwickelung einer Geschichte ganz von dem ursprünglichen Plane abgewichen wurde, weil sich folgerichtig andere Dinge ereignen mußten, als im Plane ausgeheckt waren. Den Plan macht der Kopf, dem ist im Übermut und Fürwitz alles möglich, der hat hundert Leitern, um dem Erdboden zu entkommen und in willkürlichen Zonen seine Luftschlösser zu bauen. Wenn nachher aber das Herz anhebt dichterisch zu schaffen, nach Vorbildern der Wirklichkeit sinnlich zu gestalten, nach göttlichen und dämonischen Gesetzen des Gemütes zu handeln, da wird die Luftlinie verlassen und je nach der Bodenbeschaffenheit vorangegangen. Da ist es am besten, wenn der Dichter seiner Geschichte nicht vorangeht, sondern ihr folgt, wenn er sie nicht leitet, sondern von ihr geleitet wird, das heißt, wenn er der Entwickelung nicht Gewalt antut, sondern dieselbe nach gegebenen Verhältnissen sich selbst frei vollziehen läßt.

So habe ich es auch hier gehalten. Meine Gestalten — bestimmt veranlagte Menschen — sah ich vor mir. In harmlosem Spiele führte ich sie durcheinander, wie der Zufall oder das Geschick uns selbst durcheinander würfelt. Sie gewannen eine bestimmte Stellung zueinander, und nun war

die Lage gegeben; im Augenblicke begann eine Entfaltung und eine Entwickelung, die sachte vom gezogenen Plane abwich, immer weiter und unheimlicher, bis zu jener letzten Folge, vor der ich selbst erschrak. Aus der lockenden Idylle ist ein tragischer Roman geworden, der nicht beabsichtigt war.

Es wird einem auch oft recht langweilig auf dem Tummelplatze des gewöhnlichen Lebens. Der Alltagsmenschen Begierden und Taten sind lächerlich schnöde, man wird mit ihnen weder warm, noch kalt. Wenn aber unvermutet irgendwo ein starkes Herz auftaucht, sei es in wildwetternder, zerstörender Leidenschaft, sei es in heldenhaftem Opfermut, alsbald reißt es des Dichters Aufmerksamkeit auf sich und läßt sie nicht wieder los, und so lange nicht wieder, bis es an einer großen Tugend zugrunde geht.

Als auf dem Freiballe beim Schwambachwirt mein Held plötzlich hinausgerufen wurde zu einem halbverkommenen Holzknechte, da ahnte ich noch nichts. Als dieser Holzknecht aber vom Adlerwirt verlangte: Laß' ab von der Dirn! Sie ist mein, und wenn du sie noch einmal anrührst, so wirst erstochen! — Da war ich in seinem Banne. Als ich hernach der weiteren Entwickelung meiner Geschichte mit doppeltem Interesse folgte, war ich überzeugt, daß der Schopper-Schub den Adlerwirt ganz gewiß ermorden würde. Es kam anders, der weichmütige Adlerwirt ward zu einem beklagenswerten Dulder, seine Liebe zu Frieda suchte er redlich zu dämpfen, bis er endlich vom Zufall unbarmherzig mit dem Mädchen seiner heimlichen Leidenschaft zusammengeführt wurde. Jetzt standen die Dinge so, daß der Schopper-Schub wohl ans Messer griff, aber nicht mehr zuzustoßen vermochte. Denn durch lange Entsagung war in seinem großen Herzen die Liebe zum Weibe weit und hoch über die sinnliche Leidenschaft hinausgewachsen, und mächtig erfüllte ihn der eine Gedanke: Glück-

lich machen das geliebte Wesen um jeden Preis. Ein zweites Wort sprach der Rechtssinn des Naturmenschen: Wenn die zwei sich in der Tat lieben, so sollen sie sich haben. — In dem Augenblicke, als ich den armen Menschen in weher Verzichtung dahingehen sah, wußte ich freilich, daß da noch etwas geschehen würde. Ich glaubte nicht recht, daß der Schopper ein Opfer nur halb vollbringt, und daß er selbst nicht mehr würde weiterleben wollen, das fürchtete ich.

Als Frau Kunigunde von dem der Gant verfallenen Adlerwirtshause auf dem Steirerwäglein fortfuhr, ließ ich sie sehr ungern in den Siebenbachwald ziehen. Aber ihre Rachsucht gegen den durchgegangenen Mann war so groß, daß sie keine Macht der Welt zurückgehalten haben würde, seine Spuren zu verfolgen. Ich ahnte nichts Gutes, als sie dem Schopper-Schub nachfragte und leider — meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

So leid es mir um den Schopper tat, so fiel mir doch ordentlich ein Stein vom Herzen, als das Unglück auf der Holzriesen geschehen war. — Jetzt endlich! jetzt können die zwei jungen Leute, die wirklich füreinander geschaffen zu sein scheinen, zusammen heiraten! — Und da tut sich mir eine ungeahnte Tiefe des Weibesherzens auf: Jetzt, da solches sich zugetragen, mag sie keine Liebschaft mehr, und am wenigsten eine mit dem, der ihr so lange im Wege gestanden, dessentwegen sie den treuesten Menschen auf der Welt mißkannt und abgewiesen hat.

Wenn meine heiteren Geschichten auf solche Art enden, dann will ich mich zweimal besinnen, ehe ich wieder einmal eine Idylle anfange zu schreiben. Und vielleicht tut auch jeder andere wohl daran, sich zweimal zu besinnen, bevor er — sei es mit einer armen Magd, oder sei es mit einer feinen Großbauerntochter — ein Liebesverhältnis anhebt.

Ist die Dichtung schon so schlimm, um wie vielmehr erst die Wirklichkeit ....

Von den wenigen Bekannten, die noch leben, haben wir uns gar nicht verabschieden können. Es ging zu schnell. Wenn der Chronist dieser Ereignisse sich schließlich selbst als einen alten Bekannten vorstellen wollte, als den kleinen, in den Sand verlaufenden Professor Nix, so wäre uns damit nicht sehr gedient. Als Figur in der Erzählung tut der kleine Nix zu wenig, seine Hauptleistung besteht darin, uns die Geschichte übermittelt zu haben. Der Frieda und dem Wolfram hätten wir noch gerne die Hand gedrückt. Wenn schon die Jungdirn schrieb, daß, was vergangen ist, auch vergessen sein soll, so möchten wir ihnen doch für das, was kommen wird, alles Gute wünschen, vor allem ein starkes Herz, welches die unvergeßlichen Erfahrungen der Vergangenheit in der Zukunft sich zu nutzen mache.

Das Gupferl.

In einem Waldtale, durch welches die Landstraße zieht, ist seitwärts, unweit von dieser Straße, eine felsige Engschlucht. Aus derselben kommt ein steiniges Wildbachbett, in welchem kein Wasser rinnt. Zur Frühjahrszeit geht es manchmal wild her in diesem Bette zwischen den Steinblöcken, da hört man weithin die Wasser tosen, da steigt ein Taunebel auf in die alten knorrigen Fichten, die am Hange stehen, und im Nebel flimmern manchmal die Farben des Regenbogens. Jetzt im Hochsommer ist alles tot und dürre. Zwar in einer Felsenrunse zeigen sich am Stein die Flechten feucht, und aus einer Baumrinde, die als Rinnlein in die Kluft gelegt ist, tröpfelt ein Wässerlein. Es tröpfelt nur und versickert wenige Schritte unterhalb im Sande.

An diesem Brunnen kauerte ein junges Weib. Es war nicht gar groß, aber hübsch rundlich, hatte ein breites Gesichtlein, ein kleines Stumpfnäschen und vergißmeinnichtblaue Augen darin. Es war im Sonntagsgewande der Bäuerinnen und hatte neben sich ein Bündel liegen. Mit dem einen Bein stemmte es sich an den Schutt, mit dem anderen kniete es auf einem Steinvorsprung, so daß ein weniges von den strammgespannten wolleweißen Strümpfchen zu sehen war. Mit der einen Hand klammte es sich an der rauhen Wand fest, mit der anderen hielt es ein Tonkrügl unter die tropfende Rinne.

Dieses Menschenwesen war auf seiner weiten Wanderung in der Sonnenglut sehr durstig geworden und hatte hier in der öden Schlucht eine Quelle gesucht. Nun schon ein Weilchen hielt es das Gefäß hin, und immer noch war nicht so viel Wasser darinnen, daß es klecken konnte für den trockenen Gaumen.

Und als diese Weibsperson so im Ruhen und Sinnen wartete auf die allmählich sich sammelnde Labnis, da kam von der Straße her ein Mann gestiegen und kletterte hinan zur Wasserschöpferin. Er war vierschrötig und schwerfällig, hatte ein freundliches, gebräuntes Gesicht, dunkles Haar, gekräuselten Vollbart und war im fahlen Gewande armer fahrender Leute; an seinem Beinkleide klaffte sogar, wenn auch gerade nicht sehr weit und auffallend, eine Naht auseinander und das Schuhwerk war wesentlich platt und schief getreten. Das beste an seinem Kleide war ein Filzhut mit grünem Bande und einer kecklich geschwungenen Auerhahnfeder. Der Mann hatte keinen Stock und kein Arbeitswerkzeug bei sich, es war leicht zu erkennen, daß auch er die Quelle suchte.

„Da ist auch eine Durstige!“ also grüßte er das junge Weib.

„Es will nicht rinnen,“ antwortete sie und schaute in das Tonkrügl, welches kaum erst den vierten Teil gefüllt war.

„Wer bist denn du?“ fragte der Mann und lehnte sich an einen Felsblock nahe neben sie hin.

Jetzt blickte sie ihn erst einmal ordentlich an, und weil bei gewöhnlichen Leuten kein langes Umstreichen üblich ist, ehe sie miteinander bekannt werden, so antwortete sie frischweg: „Wer ich bin? Wenn ich dirs sag', nachher weißt so viel wie früher.“

„Nun, so sag's halt. Ein bissel wirst doch wer sein.“

„Ja, ich bin das Gupferl!“ Dabei lachte sie hell auf.

„Wieso?“ fragte der Mann und schaute ihr munter in das gutmütige Gesicht. War es nicht doch ein wenig traurig, ein wenig abgehärmt, dieses nette Gesichtel?

„Freilich, das Gupferl bin ich!“ fuhr sie fort. „Weißt nit, was das ist, ein Gupferl? So eine Draufgab', eine freiwillige Zuwag', etwas Überflüssiges, das man just nimmt und just braucht, wenn man's hat, und das freilich niemandem abgeht, wenn's fort ist.“

„Wenn man's so nimmt,“ entgegnete er, „nachher ist eigentlich jeder Mensch ein Gupferl, und ich selber bin schon ein großer Gupf, ein verdammt überflüssiger, wenn man's so nimmt. Aber überflüssig nit für mich selber, verstehst! Für mich bin ich die Hauptsach' und mir sind die anderen Gupf, die anderen. — Daß aber du ein Gupferl sollst sein, ein so sauberes Weibsbild, das versteh' ich nit.“

Sie blickte in ihr Krüglein.

„Ist es schon voll?“ fragte er.

„Noch lang nit. Alle Vaterunser lang ein Tröpfel.“

„Mir scheint, Dirndl, du zählst die Zeit auch nach Vaterunsern. Eine gute Uhr, aber langweilig. Hast hübsch Zeit, daß du mir vom Gupferl was sagst. Wie bist denn du ein Gupferl worden?“

„Ja, mein Mensch, das wär' eine lange Geschicht'. Und eine alte Geschicht'. Laß es gut sein.“

„Ich kann mir's schon denken,“ versetzte er mit Teilnahme. „Zuerst in die Welt herein, ohne daß wer nach dir gerufen hat; keine Ehr' bringst mit, aber viel Sorg' und Verdruß, da überflüssig, dort überflüssig, überall ungut aufgenommen — ist es so?“

„Wirst nit weit fehlen,“ sagte sie ruhig, „ist man nachher so viel, daß man arbeiten kann, kommt der harte

Bauerndienst, aber nit als Feldmagd und nit als Stallmagd und nit als Küchenmagd, sondern jedem als Beihilf', dem Knecht zur Knechtin, der Magd zur Dienerin, ein zweifüßiges und zweihändiges Ding für alles, was andere nit tun wollen — alleweil nur das Gupferl."

Etwas unsicher schmunzelte er: „Wie du fein geraten bist, wundert es mich aber doch . . ."

„— Auf das geh' ich nit ein," sagte sie.

„Ist dein Krügel schon voll?" fragte er.

Da solches noch immer nicht der Fall war, redete sie weiter: „Die Arbeit ist einem ja nit zu hart. Wär' dumm, wenn einer Bauernmagd die Arbeit zu hart tät sein. In meinen halbgewachsenen Jahren hat mich eine Nähterin in die Lehre genommen. Die ist freilich wohl gut gewesen auf mich, aber frühzeitig gestorben. Hab' bald wieder müssen in den Bauerndienst. Und wieder Schuhhadern sein, wieder Patsch sein; gar nie ein gutes Wort, gar nie ein: ‚Recht ist's!' und: ‚Brav bist!' — Mein Gott, wenn man nur weiß, daß andere mit einem zufrieden sind, nachher ist man's selber auch. Sonst verlangt man eh nichts auf der Welt. — Na, so hab' ich's wohl frei nit mögen aushalten im Bauerndienst, und wie einmal im Sommer eine Stadtfrau bei uns im Bauernhaus gewesen ist und gesagt hat, wenn ich Lust hätt' in die Stadt, so kunnt ich mit ihr kommen, sie tät für ihr Haus ein Dienstmädel brauchen, da bin ich halt nachher mit in die Stadt Graz. Dort ist's ja so viel schön, wie es heißt, und schlechter kann ich mir's nit mehr machen, nur besser. Ja, hab' ich gemeint! — Mensch, du bist mir stockfremd, aber das muß ich dir vor Gott dem himmlischen Vater ins Gesicht sagen: Wer auf der Welt das Fegefeuer abbüßen will, der soll bei einer Stadtherrschaft Dienstbot' sein! Weiß zwar nit, was ich

so viel Schlechtes hab' angestellt mein Lebtag, daß ich so hart hab' müssen Buß' tun, ein ganzes Jahr lang. — Ich sag' dir's, wenn sie einen Hund haben, oder ein anderes Tier, das wird in manchem Haus besser gehalten, wie der Dienstbot'. Kein Mensch glaubt's, wie höllisch wüst so eine feine Stadtfrau kann sein! Da sind die Bauersleute dagegen noch Engel, die essen mit einem noch aus einer Schüssel, und geben immer einmal eine Raststund', lassen sich's angelegen sein, daß man bisweilen in eine Kirche kommt und an der armen Seel' nit Schaden leidet. Im Stadtdienst bist das reine Vieh, oder was noch Schlimmeres, weil sie vor dir Kisten und Kästen zusperren. Aber arbeiten, arbeiten, oft schier Tag und Nacht, Feiertags wie Werktags. Und der Hochmut bei der Herrschaft. Pfui Teufel! hätt' ich bald gesagt. Und dabei verlangen sie Anhänglichkeit — es ist rein zum Lachen."

Also sprach die Person und wurde dabei ganz erhitzt. Sie mochte wohl so schlechte Erfahrung gemacht haben. Es war, als ob sie seit langem gesammelte Lasten von ihrem Herzen loswälzen wollte, nun da einmal ein Mensch vorhanden war, der ihr teilnehmend zuhörte. Wahrscheinlich war ihr in der Stadt jeder Verkehr mit Menschen untersagt gewesen, selbst mit der Mitdienerschaft, also daß sie wie eine Verbannte leben mußte mitten in der Menge.

„Herrendienst wär' auch mein letztes," sagte jetzt der Mann. „Diese Leute sind so über die Maßen fein gebildet, daß es ein gewöhnlicher Mensch bei ihnen nit aushalten kann. — Erst vor etlichen Tagen hab' ich von meiner Straßen aus in ein fürnehmes Herrenhaus hingehorcht, wo die Frau Baronin just ihr Stubenmädel verjagt. Das Mädel ist eilends gegangen, hat sich aber im Reden tapfer gewehrt, und wenn ich sagen sollt', welche von den zwei

Weibsbildern in Red' und Antwort die unverständigere war, so müßt' ich wohl der Frau Baronin die Ehr' geben. Das Mädel hat lauter Wahrheiten gesagt, aber immer höflich, die andere kotzengrob und so verleumderisch, daß man sie zehnmal bei Gericht hätt' verklagen können. Endlich macht das Mädel einen artigen Knicks vor der Dame und sagt: ‚Euer Gnaden, ich bin halt ein ganz ungebildetes Geschöpf und kann nit so schimpfen und mag nit sagen, was ich mir denk' über Euer Gnaden. Aber denken tu ich mir ganz das Richtige!' — Ein feiner Trumpf! Hat mich gefreut. — Natürlich hast du auch bei deiner Stadtherrschaft das ganze Jahr kein einzig freundlich Wort gehört."

Hierauf entgegnete die Magd: „Eins hab' ich gehört. Ein einziges, aber nit von der Frau —"

„Vom Herrn?"

„Erraten hast es. Ein ganz unschuldiges Wort, wie du es vielleicht zu einem alten Pferde sagst, oder zu einem Esel. — ‚Bist ja doch ein armes Wesen!' hat er gesagt, der Herr, — Mensch, und jetzt war's aus! Von dieser Stund' an hätt' mir die Frau Wasser und Luft vergiftet, wenn sie hätt' können. Und wie mir das Licht aufgeht wegen der Eifersucht, da hab' ich meine sieben Sachen zusammengepackt und bin fort."

„Und wohin willst?" fragte der Mann.

„Ja, Mensch, wenn ich das selber wüßt'!"

„Du, schau, jetzt ist das Krügel voll!" rief er.

„Wahrlich, es ist voll," sagte sie und hob es hoch. Er langte hin, nahm ihr das Gefäß aus der Hand und trank es aus mit einem Zug.

„Vergelt's Gott, Gupferl!" Mit diesem Worte gab er ihr den leeren Krug zurück. „Brav bist, daß du mich labst. Schon einen heidenmäßigen Durst hab' ich dir gehabt."

Sie schaute ihm nur ein wenig verblüfft ins Gesicht, sagte aber nichts. — Wenn er schon gar so viel Durst hat gehabt, so ist ihm der Trunk Wasser wohl vergunnt.

Als sie hierauf ihr Töpfchen nochmals unter das tropfende Rinnlein zu halten begann, meinte er, wozu noch eine Weile hinhalten, es sei doch nur eitel Wasser. Sie solle mit ihm kommen, beim nächsten Wirtshause würden sie etwas Besseres trinken.

Dieser Mensch ist wirklich gut, dachte sie, nahm ihr Bündel unter den Arm und ging mit ihm. Ach, wie lange hatte sie kein gütiges Wort mehr gehört! — Er führte sie sorgsam an der Hand über das Steingeröll hinab zur Straße.

Dort stand ein zweiräderiger Karren, der mit einer grauen Plache kobelartig überspannt war. Nach vorne gingen zwei Deichseln mit einer Querlatte, an welcher der Karren gezogen werden konnte. Im Kobel gab es mancherlei Sachen: Frisch geschnitzte Holzwaren, als: Tennschaufeln, Rechen, Kochlöffeln, Sprudler, Nudelwalker, einen Korb mit hölzernen Eßlöffeln und dergleichen. Daneben ein Bund Kleider, ein Holztrühlein mit Rasierzeug, auch ein Töpfchen Fett war da und ein Stück halbvertrockneten Kuchens darunter, dann Tabakrauchsachen, eine alte Zither ohne Saiten, und anderes. An der Ecke war noch eine Art von Bett, eine Strohschichte, auf welcher Kissen und Decken in unordentlichen Wulsten durcheinander lagen. — An der vorderen Seite war der Kobel durch ein paar Bretter abgeschlossen, an der hinteren Seite war eine Art Vorhang angebracht, denn hier war der Eingang. Diese Dinge hatte der Mann seiner neuen Bekannten mit gewissem Stolze gezeigt.

„Gehört alles mein!“ sagte er wiederholt. „Hab' mir alles selber erworben, redlich erworben. Von Haus aus, mußt du wissen, bin ich ganz arm gewesen. Ja, meine Liebe!

Als Kindel ist es mir nit viel anders ergangen als vielleicht dir. Auf der Gassen bin ich gefunden worden von einem Zimmermanngesellen; der ehrliche Finder hätt' mich gern zurückgegeben, aber der Verlustträger hat sich nit gemeldet. Hat mich der Zimmermann halt behalten müssen. Wenn ich den Leibfehler nit hätt', wär ich auch Soldat worden, bin's sogar schon gewesen, haben mich aber nit sattfüttern können, bin ihnen so hundsmager geworden vor lauter Hunger, daß sie mich wieder ausgelassen haben. Ich tu so viel gern essen, mußt wissen; soll ein Leibfehler sein, hat der Regimentsarzt gesagt. So schmeiß doch dein Bündel hinein! Was sollst denn tragen, wenn wir den Wagen haben! — Na, so bin ich nachher Holzwaren-Fabrikant geworden, und was ich im Winter schnitz, das verkauf ich im Sommer. Anfangs ist mir das Schnitzen nit gut von der Hand gegangen, da hab' ich einen Lehrling aufgenommen und an dem hab' ich halt so lang' herumgemeistert, bis ich's selber losgekriegt hab', wie man's macht. Seither schnitzt mir der Lehrling die schönsten Schaufeln und Löffeln und meine Fabrikate haben schon ein Ansehen im Land. Und überall, wohin ich komm', haben mich die Leut' gern. Und schon gar wenn ich wollt zitherspielen!"

„Kannst zitherspielen?" fragte das Gupferl.

„Und ob ich kann! Das ganze Weibervolk wird dir rebellisch, wenn ich zitherspiel!"

„Ich hör's auch gern."

„Aber jetzt sind keine Saiten drauf. — Und so kannst dir denken, daß mir nichts fehlt. Sehr gut geht's mir, kunnt's nit besser wünschen. — Steig' jetzt in den Kobel, Gupferl, wir fahren!"

„Ich soll da hineinsteigen?" fragte die junge Magd, „ja wo hast denn das Roß?"

„Ist schon eingespannt!" rief der Mann lustig, sprang vorne in die Deichseln und hob sie zum Anziehen.

„Ja wart', ich werd' mich von dir herumziehen lassen!" lachte die Magd. „Da spann ich mich lieber zu dir, wenn wir Platz haben miteinand' da in dieser Lucken drin."

„Platz haben wir schon," sagte er und machte ihr an seiner Seite Raum, also, daß sie nun zweispännig den Karren zogen entlang die Straße.

Anfangs besorgte er die ganze Kraftleistung selber, so daß die Magd schier leer neben ihm hertrabelte. „Wär' nit schlecht!" schnaufte er, „wenn ich mein Gschloß nit allein weiterbringen kunnt! Was ich gestiftet hab', das kann ich auch regieren!"

Nach einer Weile war für sie Gelegenheit vorhanden, stramm anzuziehen, denn er hatte sich eine Tabakspfeife in den Mund gesteckt, weil ein Lokomotiv auch dampfen müsse; es dampfte nun zwar, aber es zog nicht mehr gut. Dem „Gupferl" war's recht, daß es sich nützlich erweisen konnte.

Als es gegen Abend ging, waren die felsigen und waldigen Berge nicht mehr an ihrer Seite; in ein Hügelland kamen sie, reife Kornfelder überall, emsige Schnitter sichelten und Getreidefuhren ächzten schwer gegen die Dörfer hin.

„Sind Narren, daß sie sich so schinden!" murmelte der Eigentümer des Karrens, „wenn sich's der Mensch anschicken kann, bringt er's weiter." Und mit Behagen blickte er auf sein bewegliches Besitztum, mit welchem auch die volle Freizügigkeit verbunden war.

Als sie mit dem Karren eine Anhöhe hinauf mußten, sagte der Mann: „Zieh an, Mädel!"

„Tu's ohnehin wohl, Hansel!" antwortete sie.

Er schmunzelte, denn Hansel hieß er nicht, und ziehen tat er auch nicht; sie wollte aber seinen Namen wissen.

Hierauf, als sie rasteten, wagte das Gupferl die Frage: „Wie heißt du?"

„Schau nur einmal in den Kalender, mein Name steht eh drin," scherzte er.

„Und möcht auch gern wissen, wie alt du bist."

„Was glaubst? Rat' einmal."

Sie schaute ihm forschend ins Gesicht. — Zwischen dreißig und fünfzig. Bei den Mannsbildern kennt man sich nicht aus. Vom Haar fehlt noch kein Grandl (Härchen), der Bart kohlschwarz, im Gesicht noch kein Rumpfen (keine Runzel), die paar feinen Faltlein unter den Augen stehen ihm gerade gut. Weil er sicherlich das Weiberleutgern-haben kann. Die Nase ist etwas breit geraten und hat in der Mitte eine Einsattelung, die nicht nötig wäre — aber das tut nichts. So liebe Augen hat er . . . Das war ihr heimliches Denken.

„Bist doch mehr auf der jungen Seiten," sagte sie.

„Wirst es schon sehen!" war seine Antwort. „Wirst alles noch erfahren, nur Geduld! — Ein gescheiteres und ein stärkeres Dirndel gibt's nimmer, wie du bist."

Da zog sie wieder an.

Im nächsten Bauerndorfe machten sie halt.

„Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg ist da!" rief er, und riefen ihm die Leute zu, die am Feierabend zusammenkamen, um seinen Karren zu sehen, was für schöne und brauchbare Sachen er wieder mitgebracht hatte. Sie kauften Rechen, Schaufeln, Eßlöffeln, denn in jener Gegend sind zur Zeit noch Holzlöffel der Brauch, die zwar nicht ganz so glatt über die Lippen gleiten als die neumodischen aus Blech, hingegen aber bei weitem mehr fassen.

Als das Geschäft — und ein leidlich gutes! — gemacht war, barg der Greg — nun wußte sie seinen Namen

— den Karren in einem Hof, ging ins Wirtshaus, bestellte Nachtmahl und Stube für sich und sein Weib. Ein bis an den Rand gefülltes Weinglas schob er vor die Magd hin. Ihr aber war der Durst vergangen, und ohne Durst trinken, das war sie nicht gewohnt. Zwei Portionen Kalbsbraten wurden aufgetragen.

„Iß nur brav, Gupferl!" lud der Greg ein. „Jedes Rössel will seinen Hafer."

Er war mit seiner Portion in wenigen Augenblicken fertig. Da sie noch mehr als die Hälfte vor sich hatte, so meinte der Greg, er wolle doch einmal kosten, was ihr Braten etwa für einen Fehler habe, weil sie gar so langsam daran kaue — und verschlang ihn in zwei Bissen. Hierauf schien er selbst davon überrascht zu sein, daß die zwei Teller sich so schnell geleert hatten und meinte, das sei halt sein Leibfehler. Ob das Gupferl noch eine zweite Portion wünsche? Sie bedankte sich und bezahlte ihre erste.

Als dieses Abendmahl vorüber war, legte der Greg ihr seine Hand auf die Achsel und lispelte: „Jetzt werden wir halt nachher müssen rasten gehen. Ich kann mir's denken, du wirst müd' sein."

„Gar nit, gar nit!" antwortete die Magd hastig. „Heut' hab' ich ja Feiertag gehabt. Das Bissel marschieren macht mir nichts."

„Du bist halt eine Mordsgredl, du!" also lobte er sie und trachtete in die Schlafstube. Sie versprach bald desgleichen zu tun und ging hinaus in das Freie, denn es war eine wunderschöne Nacht.

Vor einem hölzernen Häuschen, unter dem zersplitterten Lindenbaum, stand eine Gruppe von Männern und Weibern, und immer noch kamen langsamen Schrittes an-

dere herbei, die sich auch hinstellten und endlich ins Haus traten. Aus den kleinen Fenstern drang Lichtschein.

Auf eine Frage, was da drinnen sei, erfuhr unsere Magd, daß in dem kleinen Hause ein Leichnam ruhe, zu welchem die Nachbarsleute zusammenkamen, um die Nacht über bei ihm zu beten und Lieder zu singen. Das kam dem armen Gupferl überaus gelegen, denn schon hatte sie sich den Kopf zerbrochen, wo sie die Nacht zubringen sollte. Zu lebendigen Mitmenschen hatte sie kein rechtes Vertrauen mehr, so ging sie zu den toten.

Etwas so Schönes hatte sie in ihrem Leben nicht gesehen, als diesen Toten. Es war ein Knabe von etwa zehn Jahren mit runden Wangen, leicht aufgeworfenen vollen Lippen, schattigen Augenwimpern, mit weichem blondem Haar, das quer hereingekämmt war in die schneeweiße Stirn. Da lag er schlank ausgestreckt auf der Bank, zu seinen Häupten ein Kruzifix und zwei Lichter. Nahe der Bahre knieten Leute und beteten still, oder standen herum und führten leise Gespräche. Der Lindenbaum stand noch draußen, wenn auch gespalten und zerrissen durch den Blitz. Der Knabe, welcher um den Baum herum einem Schmetterling nachgejagt, war leblos hingetaumelt auf den Rasen. Das war gestern gewesen. Im letzten Winkel der Stube saß die Mutter, die ihn verloren hatte, sie weinte nicht, sie betete nicht, sie redete nicht, ganz still und friedsam saß sie da auf ihrem Dreifuß, blickte vor sich hin und nickte manchmal ein wenig mit dem Haupte.

Die Magd, welche wir immer das Gupferl heißen müssen, weil sie überall überflüssig war, hatte sich in der Stube zu mehreren Weibern gesellen wollen, aber man hielt mit der Fremden nicht viel Gemeinschaft. So setzte sie sich hinter dem Ofen auf eine Bank, hörte von dort aus den

Totenliedern zu, die gesungen wurden, beteiligte sich von dort aus an dem Gebete und betrachtete von dort aus das traurige Leben auf der Welt.

Die Nacht währte lange. Als die Fenster blaß wurden, legten sie den toten Knaben in einen schmalen Holzsarg, um ihn dem Grabe zuzutragen. Das Gupferl irrte draußen auf den Wiesen, sah die Nebelstreifen zergehen, sah das Morgenrot leuchten an den zarten Wölklein des hohen Himmels und an dem Kirchturme, sah in der aufgehenden Sonne ihren langen Schatten über die tauige Flur hin, hörte das unendliche Morgenlied der Vöglein all und betrachtete nun von da aus das traurige Leben auf dieser Welt.

Endlich als die Leute mit Sensen und Sicheln, mit Spaten und Wagen ihr Tagewerk begannen, ging sie nachsehen, ob es bei dem Karren ihres Weggenossen noch in Ordnung sei. An demselben stand er schon, der Löffel-Greg. Anfangs war er nicht in bester Laune, bald hatte er wieder sein freundliches Gesicht, und mit diesem fragte er sie: „Wann fahren wir denn weiter?"

„Meinetwegen kann es gleich sein," gab sie zur Antwort, und keine Rede sonst, ob sie miteinandergehen wollten, oder auf wie lange, oder wohin. — Er trank noch eine Schale Kaffee, sie ein Töpfchen Milch, dann stopfte er seine Pfeife, sie warf wieder ihr Bündel in den Karren und beide spannten sich dran.

Wo sie an Häusergruppen vorbeikamen, schrie der Mann: „Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg!" Das einemal gab's ein paar Kreuzer Erlös, das anderemal ein paar Zehner — manchmal auch gar nichts, denn — folgerte man — wer etwas zu essen hat, der hat auch einen Löffel, und wer nichts zu essen hat, der braucht keinen.

Als es heiß geworden war, schoben sie den Karren in

den Schatten einer Ahorngruppe, die neben der Straße stand, und setzten sich hin. Der Greg tat schläfrig, wollte sein Haupt auf ihren Schoß legen, daß sie ihm mit den Fingern das Haar kraue. Sie hingegen wußte eine notwendigere Beschäftigung. Schon seit gestern war ihr an seinem Beinkleide die klaffende Naht ein Dorn im Auge. Während der Greg im Kobel sein Gewand wechselte, bereitete sie das Nähzeug und bald war der Schaden heil. Bei dieser Arbeit fand sie im Hosensack zusammengeballt ein Büschel Banknoten. Es waren zwar nur ordinäre zu einem Gulden, doch das Gupferl empörte sich ob solchen Leichtsinns.

„Für was hat man denn Säcke, wenn man das Geld nicht hineintun soll?" verteidigte er sich. „Soll ich es auf die Straße werfen?"

„In der Brusttasche sollst es tragen, sonst verlierst's."

„In der Brusttasche sucht's jeder Straßenräuber, im Hosensack schaut kein Mensch nach," war seine schlaue Meinung.

„Hast eine Leibjacke an?" fragte sie.

„Hättest dich gekümmert drum!" antwortete er. „Freilich hab' ich eine an."

„So werde ich dir in die Leibjacke das Geld einnähen."

„Meinetwegen."

„Da könnte ich meines auch gleich dazunähen," meinte sie.

„Hast du auch Geld?"

„Umsonst werde ich dem Drachen nicht gedient haben."

„Hast viel?"

„Drei Wochen lang kunnt ich gnädige Frau spielen, wenn ich wollt'!"

Der Greg tat aus Überraschung einen Pfiff. „Ein

Prachtkerl bist, Weib!“ rief er, „mit dir hab ich's glücklich getroffen.“

Als die Gewandsachen in Ordnung waren, ergab sich auch noch Zeit zum Haarkrauen, denn auf der Straße war's so heiß, und im Ahornschatten war's so lieblich. — Der gute Greg, fast schlief er ein auf ihrem Knie. Einmal neigte sie sich, um ihre Wange auf sein Haar zu drücken, tat es aber nicht, er hätte es wahrnehmen können, wer weiß, ob's ihm recht gewesen wär! — Aber so froh war sie, so selig, daß sie endlich einen Menschen gefunden, dem sie Gutes tun konnte, und der deshalb nicht böse ward.

Am zweiten Abend kehrten sie in einem einsam stehenden großen Bauernhofe ein, wo man für die Herberge kein Geld nahm. Am Morgen, bevor sie weiterzogen, schenkte der Greg dem Bauer eine Tennschaufel, der Hausmutter einen Sprudler, den Kindern jedem einen Löffel und dem kleinsten Knaben noch einen hölzernen Vogel dazu, welcher schön wisperte, wenn man beim Schweif hineinblies.

Am nächsten Tage hatte der Greg ein Elend mit seiner Tabakspfeife, erstens wollte der Stein nicht Funken geben, dann wollte der Schwamm nicht glosen, dann hatte die Pfeife keinen Zug, dann wollte das Kraut nicht brennen und endlich lockerte sich fortwährend das Rohr, so daß der Mann immer zurückbleiben mußte, um das Zeug in Ordnung zu richten. Das Gupferl war mit dem Karren voraus; über die Ebene ging's gut, bergwärts ging's mühsam. '— Das arme Weib! dachte der Greg, wie sie schwitzen muß! — Ging aber so langsam hinterher, daß er sie nicht einholte und rauchte argen Tabak.

So hatten sie angefangen und so taten sie weiter.

Drei Wochen lang spielte das Gupferl die gnädige Frau — am Zugkarren. Dann war ihr Geld zu Ende, und

auch das seine. Denn seit der Löffel-Greg wußte, daß wer anderer für ihn sorge, sorgte er selbst nicht mehr. Ja, er unterließ es sogar, seine Waren auszuschreien, er verschmähte es, in Bauernhäusern zu übernachten. Er hatte das „Gott sei Dank nicht mehr nötig!“ Das Gupferl war eine große Freundin von Salat, verzehrte ihn oft von zwei Portionen; so mußte er den zweifachen Braten essen. Sie trank kein einziges Glas Wein, so konnte er deren zwei trinken. Sie war seit ihrer Nähterei her geschickt in der Kunst, für Weibsleute Hauben und Hüte aufzuputzen und Weibergewand mit zierlichen Bändern und Maschen zu schmücken. Damit gewann sie manches Stück Geld, also brauchte der Mann nicht immer ans Verdienen zu denken. Wenn sie auf der Reise waren, so ließ das Gupferl es sich nicht nehmen, den Karren zu ziehen, also konnte er im Kobel liegen und sich endlich einmal ausruhen von seiner Arbeit. Er hatte gearbeitet genug, er war Fabrikant und Kaufmann in einer Person gewesen, er hatte gekargt und gedarbt, er hatte es endlich zu einem eigenen Hause gebracht; wenn es auch auf Rädern steht und geht, es ruht sich doch gut darin. Und da ihm Gott nun ein so gutes fleißiges Weib geschickt, so ist erreicht, was je sein höchster Wunsch gewesen war; er kann auf dem Stroh liegen und Tabak rauchen.

Den Tabak besorgte ihm ja auch das Gupferl und wie er schon haushälterisch war, so benützte er denselben doppelt, fürs erste rauchte er ihn, fürs zweite sammelte er hernach aus der Pfeife den kleberigen Rest und nahm ihn in den Mund, wie es die Zigeuner tun.

Das Gupferl hatte dem Greg auch Zithersaiten gekauft. Er zog sie mit großer Umständlichkeit auf, wobei eine um die andere entzweisprang, so daß er die Geduld verlor, und das Instrument in den Winkel warf.

Als sie eines Abends in einem Wirtshause eingekehrt, wo nach einem Jahrmarkt Bursche mit ihren Dirndeln beisammen waren, denen es ums Tanzen ging, wollte das Gupferl, daß der Greg sich ein paar Groschen mit Zitherspielen erwerbe. Der Greg zeigte sich dazu nicht aufgelegt. Nachdem er aber Wein getrunken hatte, und die Mädeln ihn fortwährend bestürmten um seine süße Kunst, nahm er die Zither hervor und hub an mit einem Fischbeinspänchen die paar noch vorhandenen Saiten zu kratzen und mit den Fingerspitzen auf dem Tastbrette herumzutappen. Da huben die Leute an zu lachen: „Das soll Zither gespielt sein? Der kann ja nicht einmal einen Ton greifen!"

Das Gupferl nahm ihm die Zither aus der Hand — ausspotten läßt sie ihn nicht. Wem sein Spielen nicht recht ist, der soll sich seinen Tanz selber pfeifen.

Zu Anfang August in einer schwülen Regenzeit war es, daß unsere Hausiererleute eines Tages auf der Straße umkehren mußten. Das Wildwasser hatte eine Brücke weggerissen, und im Straßengraben und weit auf den Feldern hin standen die braunen Wasser, und die Nebel hingen vom Himmel wie schmutzige Fetzen, als wollten sie das Wasser wieder auftunken. Unser Karren kehrte zurück ins nächste Dorf. Dort läuteten auf dem Turme die Glocken, ein Feuerwehrmann gab Hornsignale, Männer schleppten große Balken, andere verstopften Haustüren und Fenster mit Brettern und Stallmist, die Weiber bargen Hausrat in höher gelegene Teile des Ortes. Der Greg hatte seinen Karren auf dem Dorfplatze stehen lassen und horchte nun. Auch seine Genossin horchte. In der Luft war ein dumpfes Tosen zu vernehmen, so daß manchmal davor der Erdboden zu beben schien, aber man wußte nicht, woher es kam. Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen wurden durch die Gassen gejagt.

An der Kirchhofsmauer unter freiem Himmel stand ein Krankenbett, die alte Frau, welche darin lag, rang die Hände. „Heiliger Gott, daß ich die zweite Sündflut noch hab' müssen erleben!"

Plötzlich schoß zwischen den krachenden Häusern die trübe Flut heran.

„Hallo marsch!" rief der Greg, erfaßte die Deichseln seines Fahrzeuges und lief im Trab damit durch die Gasse einen steinigen Waldweg entlang der Anhöhe zu. Das Gupferl schob von hinten nach. Oben am Waldhange hielten sie an.

„Schau du, was wir für ein bequemes Haus haben," sagte nun der Greg. „Ist im Tal Überschwemmung, so ziehen wir es auf den Berg, und ist im Dorf einmal Feuer, daß gar der Herr Bürgermeister sein Haus muß niederbrennen lassen, fahren wir mit unserem Gschloß davon. Wir haben alleweil leicht lachen."

„Ich kann nit lachen, wenn so viele Leut' weinen," entgegnete das Gupferl und eilte wieder dem Dorfe zu, wo an einem Wiesenraine aufsichtslose Kinder balgten, nahe an den Wassertümpeln. Diese Kinder bewachte sie, führte sie zur Kirche hin, die etwas erhöht stand und mit Kisten und Kästen und Körben und Bündeln und zerstreuten Habseligkeiten fast vollgestopft war.

Der Greg stemmte rückwärts am Karren die Doppelspreize ein, damit das Zeug nicht auf und niederschaukeln konnte. Das mußte allemal geschehen, wo er sich von Zeit zu Zeit niederließ.

Vom grauen Himmel regnete es und regnete es.

Zur Zeit huschte den Waldweg eine sonderbare Gestalt heran. Ein bräunliches Weib mit großen schwarzen Augen und schwarzen Haaren, die in unzierlichen Strähnen niedergingen aus dem zinnoberroten Kopftuche, welches wie ein

Turban um das Haupt geschlagen war. Ein gelber weiter Mantel hing faltenreich an dem Körper, unten in eine Schleppe auslaufend, welche hinstrich über den schlammigen Boden. Weder Pack noch Bündel hatte dieses Weib bei sich, an der Hand aber hielt es einen langen Pilgerstab, am oberen Ende versehen mit einem Kreuze. Um den üppigen Leib hatte sie ein wulstiges Gürtelband geschlungen und daran hing ein Rosenkranz.

Als diese Person zum Karren kam, in dessen Blachenkobel der Löffel-Greg lag und Tabak rauchte, bat sie um Unterstand. Gerne gestattete es der Hausherr, daß sie sich unter sein Dach setze und räumte ihr Platz ein.

„Gottes Strafgericht!" sagte die Fremde in ungefügen Lauten und zeigte mit ausgestreckter Hand hin auf das überschwemmte Tal.

„Hat Sie mein Weib nit gesehen?" fragte der Greg. „Eine junge hübsche Person, sie muß ihr ja da unten begegnet sein. Sie ist helfen gegangen, das ist ein Engel! Mir ist allemal bang um sie, wenn ich sie nit an meiner Seiten seh!"

Die Fremde wußte keine Auskunft zu geben, schien auch nicht gewillt, solchen Bekenntnissen weiter zuzuhören. Nachdem sie den Greg mit durchdringendem Blicke angesehen hatte, streichelte sie ihn an der Hand und lispelte: „O armer Mann, du hast auch einen lieben Menschen im Fegefeuer!"

„Wer, ich? Wieso?"

„Mir bleibt nichts verborgen," fuhr sie fort, „durch das Astloch eines morschen Sargbrettes habe ich's gesehen. Ich glaube, ein Frauenzimmer war's, sicherlich deine Mutter, deine Schwester, oder eine andere. Sie schreit um Hilfe, daß es zum Erbarmen ist, sie ruft deinen Namen."

„Was Sie da sagt!“ entgegnete der Greg und paffte an seinem Rauchzeug.

„Drei heilige Vespern fehlen ihr,“ redete die fremde Person weiter. „Auf dem Luschariberg im Kärntnerland sollen sie gelesen werden. Ich bin auf dem Wallfahrtsweg dorthin, und weil du mir so barmherzig Obdach gibst, so will ich dir die Vespern gerne besorgen. Einen Silbertaler werden sie kosten alle drei — für die arme Seele.“

Als sie so gesprochen hatte, schmunzelte der Greg und sagte: „Na, Frau Pilgerin, da kommt Sie zu mir an den Unrechten. Unten im Dorf bei den alten Weibern kann Sie mit so Sachen schon was ausrichten, ich kenn' den Spaß. Aber der Frau werden ja die Läufeln naß, wenn Sie sie nit besser hereinzieht unter das Dach. Sie kann schon herrücken, wenn Sie will, wir haben Platz genug.“

Mittlerweile hatte das Gupferl unten mitgeholfen beim Bergen und Retten. Und als nach einer Weile die größte Gefahr vorüber war, das Wasser zu fallen begann und die Leute an eine Mahlzeit denken konnten, wurde sie beim Gemeindevorstand zu Tisch geladen. Sie dankte höflich, sie habe sehr wenig Hunger, aber wenn sie bitten dürfe, daß man ihr etwas Kraut und Fleisch in einem Topfe mit heimtragen lasse, so sage sie dafür tausendmal vergelt's Gott.

Also kam das Gupferl mit Kraut, Knödeln, Fleisch und einer Flasche Apfelwein zurück an den Waldhang zu ihrem Greg. Der verzehrte die Gottesgaben mit einer großen Gier, denn sein „Leibfehler“ schien durchaus nicht heilen zu wollen, im Gegenteil, dieser verschlimmerte sich eher. Während er sich's schmecken ließ, und die Magd ein wenig Ordnung zu machen trachtete im Kobel, sagte sie auf einmal: „Schau, Greg, in der Religion bist halt doch noch nicht so schlecht, als du immer einmal tust.“

„Meinst?“

„Weil ich da im Stroh just einen Rosenkranz hab' gefunden.“

Der Greg blieb gleichgültig und murmelte so nebenbei: „Immer einmal muß der Mensch beten.“

„Es ist ein altes Sprichwort, daß groß Wassernot beten lehrt,“ setzte sie bei, und die Sache war abgetan. —

Nun kam die Zeit, da der Löffel-Greg sich nach Schnitzholz umsehen sollte, um den Winter über wieder neue Waren verfertigen zu können. Allein der Greg blieb in seinem Kobel. — Er wisse nicht, was das mit ihm sei, letzt Zeit her. Im Kopf Schwindel, keinen Atem, Husten! — Und er hustete wirklich, ja mit großer Anstrengung. Die Magd hatte ihm geraten, das Tabakrauchen sein zu lassen und mehr in der frischen Luft umherzugehen.

„O mein liebstes Treuherz!“ entgegnete ihr der Greg mit tränendem Auge, „das bissel Rauchen ist noch das einzige, was mich hält, das macht's locker auf der Brust, sonst wär' ich schon längst erstickt. Und in der Luft herumgehen! mein Mensch, was tät' ich lieber als das, aber zu müd' und matt. Die Füße wollen mich nimmer tragen. Es ist nit anders, mit mir geht's bergab.“

Das Gupferl erschrak über die Maßen, ließ aber nicht viel davon merken, sondern tröstete ihn und meinte, er möge doch nur liegen bleiben und sich pflegen, so gut es möglich, und sie wolle schon sorgen, daß er keine Not leide.

Wohl, sie sorgte Tag und Nacht. Bei Tag arbeitete sie auf Bauernfeldern und in Gärten, die halben Nächte lang saß sie in einer Hütte bei armen Leuten und machte Frauengewand. Alles was sie sich erwarb, trug sie dem Greg zu. In einem großen Dorfe hatten sie sich niedergelassen, der Karren stand fest unter dem Dache einer leeren

Streuhütte, wo er allem Anscheine nach zu überwintern dachte. Und im Karrenkobel lag der kranke Greg. Das Gupferl hatte ihm frisches Stroh, ein neues Leintuch, zwei Spreukissen und drei schwere Wollendecken, mit Watte gefüttert, verschafft, hatte den Kobel auch noch über und über mit Kotzen verwahrt, und da die Frühherbstwitterung milde war, so wohnte es sich leidlich im Kobel, wo die Genossin dem Genossen Gesellschaft leistete, so oft es ihre Arbeit erlaubte. Auch noch an seiner Seite nähte sie, rückte ihm das Kissen zurecht, stopfte ihm die Pfeife mit Tabak, zündete sie an, denn der Kranke war nachgerade zu allem schon zu schwach.

Einmal faßte er sie an der Hand und schluchzte: „Armes, unglückliches Weib! daß du deinen Beschützer und Ernährer so früh verlieren sollst!"

Nein, nein, so arg sei es nicht, tröstete sie ihn, er sehe noch nicht so schlecht aus, habe volle Backen und rote Wangen und an Beleibtheit nehme er eher zu als ab.

„Leider, leider, gerade das sind die schlimmsten Zeichen bei einem Herzleidenden. Mußt aber nit gar verzagen mein Gupferl, wenn sie mich hinaustragen auf den Kirchhof. Du sollst meine Erbin sein. Den Wagen sollst du erben, und die Schaufeln und die Löffeln und mein ganzes Gewand und alles was da ist. Du hast mir's auch immer gut gemeint, und muß dir schon sagen, dich hab' ich zum Fressen gern gehabt. — Mußt nit weinen, Schatz."

Gott, was dieser Mensch für ein gutes Herz hat! Und jetzt ist er herzleidend!

Ihr Angesicht war in den letzten Wochen auffallend blaß geworden. In der ersten Zeit ihres Beisammenseins hatten die beiden Leute gerne den Spaß gemacht, daß sie von ihrem Fahrzeug die Deichsel losmachten, daß sich eines vorn auf

den Karren setzte und eines hinten, und daß sie sich derart lustig schaukelten. Das ging heute nicht mehr, denn der Kranke hatte über die Gesunde ein zu großes Schwergewicht erlangt. Hockte der Greg voran oben, so vermochte das Gupferl nicht mehr den Karren hinten niederzubringen.

Im Gebirge lag schon Schnee, im Tale braute der Nebel und braute Reif über die Wiesen und Reif um die kahlen Zweige der Bäume. Vor dem Dorfe auf freiem Felde kreisten Raben, ein bellendes Hündlein hielt Jagd nach den schwarzen Vögeln, erwischte aber keinen. Auch kleine Kinder liefen hier herum, ihrer drei, weniger aus Lust, als um sich zu erwärmen, denn bei ihnen daheim mochte es wohl noch frostiger sein als hier im Nebel. Elendlich wuselten sie umher in ihren leichten, verwaschenen Kleidlein, in zerrissenen Schühlein oder ganz barfuß, barhaupt, die hübschen Blondköpflein. Das Gupferl, welches mit seinem Handkorbe vorüberging, redete eines der Kinder an, ein Mädchen von etwa vier Jahren, dieses stak in einem Baumwollröckl, welches einmal ziegelrot gewesen sein mochte, jetzt aber schier farblos war, man müßte denn die schwarzen Fäden und die blauen Flicken ausnehmen, mit welchen das Kleid sehr unbehilflich besetzt war.

„Kind, wo ist denn deine Mutter?" fragte das Gupferl.

Die Kleine schaute sie mit ihren runden blauen Augen treuherzig an und sagte mit feinem Stimmlein: „Angebaut!"

„Angebaut, da hat sie eigentlich ganz recht," lachte eine des Weges kommende Nachbarin. „Ihre Mutter haben sie im vergangenen Frühjahr in die Erde gegraben wie Erdäpfel und Korn."

„Und Vater ist keiner, natürlich."

„Es ist schon einer, aber was für einer! Ein armer

Strohdachdecker, kommt erst am Abend heim in die Hütte." Solchen Bescheid gab die Nachbarin und ging ihres Weges.

Am folgenden Abende suchte das Gupferl die Hütte des Strohdachdeckers Franz auf. Der war schon daheim, stand gerade am Feuerherd und kochte eine große Pfanne voll Brei. Die Kinder saßen mit ihren roten Näschen und halberfrorenen Gliedern um das Feuer herum und wimmerten alle drei, das eine vor Frost, das andere vor Hunger, das dritte vor Schläfrigkeit. Das Gupferl war ein wenig verlegen, als es vor dem großen, blondbärtigen Manne stand, welcher über den ungerufenen Besuch gar nicht erbaut zu sein schien.

„Ich weiß zwar nit, wie es aufgenommen wird," so fing sie an, „aber diese Hascherln derbarmen mir. Sie haben ja nichts anzuziehen. Wenn etwan Stoff vorhanden wär', nähen wollt' ich ihnen das Gewand gern."

„Ei ja, du bist dem Löffel-Greg seine und wirst dir etwas verdienen wollen. Bei mir ist's nix." Also gab dieser Mensch zur Antwort.

„Nit des Verdienens wegen, Gott, nein!" rief das Gupferl. „Ich hab' freilich wohl auch meine Sorgen, jedoch so ein Kindergewandl hat man in paar Stunden fertig. Und wenn du mir nachher ein Vergeltsgott schenkst, so bin ich tausend zufrieden."

Er ließ vom Umrühren des Breies ab, wendete sich an die Magd: „Wenn du so bist! Wenn du mir den Macherlohn borgen willst bis nächst Weihnachten, wo ich Geld einzubringen hab', nachher kannst gleich morgen kommen. Stoff wird schon vorhanden sein. Willst mitessen?"

Ja, zum Mitessen ließ sich das Gupferl heute nicht zweimal bitten. Das Mittagsmahl, welches sie bei einem Nachbar verdient hatte, kleckte kaum für den Greg. Bei

Tische nahm der Decker das jüngste schlaftrunkene Kind auf den Schoß und war bestrebt, ihm mit einem Holzlöffel Milchbrei in den Mund zu führen. Diese Verrichtung ging so ungeschickt von statten, daß das Gupferl dem Dachdecker Kind und Löffel aus der Hand nahm, „so was kann ein Mannsbild nit!“ und die Atzung an dem Kinde regelrecht vornahm.

„Hast leicht auch schon einmal eins gehabt, weil du dieses Geschäft so gut kannst?“ neckte der Decker.

„Ein schlechtes Weibsbild, das nit Kinder paperln kann,“ sagte sie, war jedoch für weitere Anzüglichkeiten nicht zu haben. Beizeiten stand sie auf und ging heim in ihren Kobel.

Am nächsten Tage, als der Dachdecker Franz wieder nach Hause kam, war die Stube warm geheizt, am Tische bei einem Talglicht saß die Nähterin, emsig an dem letzen Kleidlein nadelnd; um sie saßen die drei Kleinen wohl gewaschen und gekämmt, und horchten der Geschichte vom Jesukindlein, welche sie ihnen erzählte. Auch der Brei war schon gekocht und geschmort, so daß der Franz sich gerade hinsetzen, den Löffel nehmen und essen konnte.

Nach dem kleinen Mahle, als die Kinder schon in ihre Nester gebracht waren, und das Gupferl nur noch die Knöpfeln und Häfteln an den Kleidern zu befestigen hatte, setzte der Franz sich am Tische ihr gegenüber und schaute ihr zu. Sie brauchte ihn gar nicht mehr anzusehen, — gestern der einzige Blick, und sie weiß genau, wie er ausschaut.

So weit noch nicht alt und hübsch gesund, aber die Schönheit plagt ihn nicht. Schon zwei- oder dreimal wollte er jetzt den Mund aufmachen, kam jedoch nicht dazu. Endlich war es geschehen.

„Muß schon fragen, bist du mit dem Löffel-Greg verheiratet?“

Sie fand an solcher Frage nichts Ungebührliches, da-

her ihre Antwort: „Wir gehen halt miteinander. Wenn er mir nur gesund wär'!"

„Ist er krank?"

„Liegt im Kobel schon seit sechs Wochen." Die letzten Worte erstickten in ihrer Kehle.

Ein Weilchen still. Dann fragte der Decker Franz: „Hast ihn denn gar so gern?"

„Er weiß sich ja nit zu helfen, allein!" Das Wort war wie ein Schrei. Dann schwieg sie und nadelte emsig.

Der Franz stand auf, ging zu dem Bettchen seiner Kinder, ging dann zur anderen Wand und zog die Hängeuhr auf.

Draußen auf der Gasse hub ein Lärmen an, die gegenüberstehenden Häuser hatten einen seltsamen Lichtschein.

„Feuer!"

Der Franz riß den Hut vom Nagel und eilte davon, er konnte zugreifen, wußte auf den Dächern Bescheid.

Das Feuer war gottlob noch nicht auf den Dächern. Der Karren des Löffel-Greg brannte lichterloh. Es brannte das Stroh, das Holzwerk, das Blachendach, und glühende Fetzen flogen in die Luft. Der Greg rannte wie wahnsinnig umher und schrie um Hilfe: „Mein Haus! mein Haus! Ist denn kein Gott und kein Mensch da, der mir das Haus rettet! Greift doch zu, ihr Feiglinge!" — Zwei handfeste Bursche packten den brennenden Karren an den Deichseln und zogen ihn rasch hinaus auf das freie Feld, wo sie ihn seinem Schicksal überließen. — Die Leute standen noch eine Weile herum, schimpften über das gottlose Tabakrauchen auf dem Stroh, über das Vagabundengesindel, ergötzten sich an dem gänzlichen Niederbrennen des Hausiererkarrens, an dem das Feuer knisterte und pfiff und sang und allerhand Spiele

trieb und nicht eher ruhte, bis die Räder an beiden Seiten hinfielen auf den Boden.

Ein oder das andere Stück wäre noch zu retten gewesen, doch der Löffel-Greg war dagestanden und hatte nichts getan, als die Hände gen Himmel auszustrecken und zu rufen: „Ich armer, ich unglücklicher Mann!“

Dieses plötzliche Unglück hatte den Löffel-Greg übrigens ganz flink gemacht; dem armen Gupferl aber hatte der Schreck die Kraft gebrochen. In einer Scheune lag sie krank dahin, ein betagtes Mütterlein brachte ihr täglich ein paar Schalen Suppe. Das Gupferl hatte durch die Feuersbrunst ihr Bündel mit dem besseren Gewande verloren, das sie nur an Sonn- und Feiertagen zu tragen pflegte, aber daran dachte sie nicht. Viel Schlimmeres lag ihr an. Anfangs war sie der Meinung gewesen, der Greg sei mitverbrannt. Später sah sie von ihrer Dachluke aus ihn durch die Gasse laufen; sie rief hinaus, er hörte sie nicht. Und dann war er verschwunden.

Lange genug hatte er auf seiner Brandstätte gewartet, das Gupferl werde kommen, ihm zu essen bringen, mit ihm klagen, ihm endlich im Dorfe ein neues Obdach verschaffen. Sie kam nicht. Und als der Löffel-Greg hörte, das Gupferl wäre schwer krank geworden und selbst auf anderer Hilfe angewiesen, da fand er, daß das Verhältnis mit dieser Person eigentlich keinen Sinn hätte. Und er ging davon. Weit draußen in der Ebene war der Mann mit dem „Herzfehler“ dem Landboten begegnet, und dieser hinterbrachte es im Dorfe, so daß die Magd in der Scheune nun wußte, wie sie daran war.

Weil der Arzt, den ihr jemand geschickt, die Krankheit der armen Person für nicht unbedenklich erklärt hatte, so nahm ein Großbauer sie in sein Haus und ließ ihr Pflege angedeihen. Wochenlang hatte sie zu tun, bis sie mit dem

Greg fertig wurde. Anfangs war es noch die Güte, die nichts Schlechtes glauben will. Dann als sie glauben mußte, kam der Zorn, der tat ihr auch noch arg weh. Endlich hatte jegliches Feuer ausgebrannt, nichts blieb zurück, als die Asche der Gleichgültigkeit.

Und nun hub die Magd an zu genesen. Als sie imstande war, im Hause, wo sie so liebreich gehalten worden, sich nützlich zu machen, begann sie wieder aufzuleben.

Zu Weihnachten hatte der Strohdachdecker Franz für die Bedachung eines neuen Gehöftes den Geldbetrag eingezogen. Geld gab ihm Mut, und nun wollte er zum Gupferl gehen, um bei ihr seine Schuld zu bezahlen. Sie war in der Kammer eben beschäftigt, ein Christbäumchen herzurichten für die Kinder des Hauses. Das hatte sie in der Stadt gesehen, fast das einzige, was ihr an den Stadtsitten gefallen, der Christbaum. Sie hatte zwar nichts dranzuhängen, was tut's? Die Bauernkinder wissen es ja gar nicht, daß etwas daran gehört, 's ist eben ein Grüßgott vom Christkindl, und das ist die Hauptsache.

War jetzt auf einmal der Strohdachdecker Franz da und setzte sich neben das Gupferl auf die Bank, ohne viel zu warten auf eine Einladung.

„Ich bin da," sagte der Franz.

„Ja," antwortete sie, „willst mir helfen?" und band buntes Papier an die Zweige des Bäumchens.

„Was tust du denn da?" fragte er.

„Für meine Hauskinder zum Christkindel."

„Du Gupferl, so was solltest meinen Kindern auch machen."

„Bist ein braver Vater, daß du auf deine Kinder denkst. Ja freilich will ich ihnen auch so was machen."

„Bin dir eh noch schuldig, Gupferl, vom Herbst her, das Gewandmachen.“

Die Magd schüttelte ihren Kopf. „Nennt mich der auch Gupferl und alles nennt mich Gupferl!“

„Hat dich ja der Löffel-Greg auch nit anders genannt.“

„Ja der,“ antwortete die Magd etwas unwirsch, „der hat's nit anders gewußt.“

„Hast du ihm deinen Namen nit gesagt?“

„Er hat mich nie darum gefragt.“

„So will ich dich drum fragen.“

„Alsdann müßt' ich erst lang nachdenken wie ich heiß.“ Sie redeten sich fast schwer miteinander.

„Ja versteht sich, wirst lang' nachdenken müssen, wie du heißt!“

„Spaß und Ernst!“ sagte sie. „Bin eine Weile in Graz gewesen, als Dienstmagd bei einer Herrschaft. Dort haben sie mich Mitschka gerufen, weil meine Vorgängerin eine windische Mitschka war und sie den Namen so gewohnt sind gewesen. Früher, in meinem Aufwachsen bei den Bauern, haben sie mich alleweil nur das Gupferl geheißen, weil ich wohl freilich ein überflüssiges Ding bin gewesen, so eine Draufgab', die sich keiner verlangt hat.“

„Am End' — bist du gar nit getauft worden!“ warf der Franz bedenklich ein.

„Getauft bin ich, das steht in meinem Dienstbotenbüchel, und dort ist auch mein rechter Name Christine zu finden.“

„Christine, also!“ sagte der Mann zögernd und langte nach ihrer Hand. „Christine! Und nit mehr das Gupferl, für mich am allerwenigsten. — Schau, ich will was reden, Christine, aber ich red' mich hart, Christine. Bei mir ist es kein leichtes. Ein Gewerbe, das einen nit daheim sein

läßt. So viel kleine Kinder. Ich selber hab' auch meine Fehler, es ist nit leicht für eine, die bei mir daheim sein soll, es ist nit leicht, Christine. Wenn ich nit tät wissen, daß du schon was Hartes gewohnt worden bist, Christine, ich hätt' nit den Mut . . ."

So weit kam er, aber jetzt wurde ihm enge in der Brust. Sie schwieg und war angelegentlich mit dem Christbaum beschäftigt, also mußte er doch weitersprechen.

„Mein Hauswesen," fuhr der Franz mit großer Beklommenheit fort, „das kennst schon. Es ist halt klemmig, klemmig. Meine Kinder . . . Wie wir im vorigen Frühjahr ihre Mutter in die Erden haben gelegt, habe ich die größeren zwei damit trösten müssen: Wir bauen sie an wie das Korn und sie steht bald wieder auf . . . Seitdem du ihnen das Gewand hast gemacht, sprechen sie alle Tag von der neuen Mutter . . . Ich weiß es wohl. Mir ist schon leichter, daß ich dir's gestehen hab' können . . ."

„Was redest du so viel herum, du Lapp, ich nehm' dich ja!" sagte die Magd ruhig und fest. Und fuhr dann fort: „Sie mögen sagen, ich werf' mich den Männern gleich so an den Hals. Meinetwegen. Das erstemal hab ich's getan und brav Lehrgeld gezahlt dafür. Das zweitemal tu ich's wieder und will mir die Lehr zu Nutzen machen. Ich stell' mich am liebsten dort hin, wo es was zu tun gibt für mich. Bei dir gibt es was zu tun. Ich verlang' mir kein Wohlleben, Not und Tod will ich mit dir teilen, mit dir und unseren Kindern. Nur hart sollst nit sein auf mich; ich bin inwendig schon so voller Wunden vor Härte und Roheit, die ich leiden hab' müssen mein Lebtag. Recht lieb und gut mußt sein mit mir, Franz, schau mich jetzt wohl an. Und wenn du meinst, daß du es kannst sein, so in Gottesnamen . . ."

Sie hielt ihm die Hand hin, die tannenbaumharzige, und er legte in Demut und Vertrauen die seine darauf.

— — — — — — — — — — — — —

Es ist ein guter alter Brauch der Erzähler, daß sie ein paar Leute, wenn sie nach Hindernissen und Fährlichkeiten endlich zusammengekommen sind, sich selbst überlassen. Der erste Tag ist ja wunderschön, fürs weitere hält man sich Augen, Ohren und Herz zu und denkt, es wird wohl so bleiben. Bei unserem Ehepaar Franz und Christine ist keine Ursache vorhanden, den bekannten Mantel der christlichen Liebe darüber zu werfen. Es hätte sich ja auch hier weisen können, daß die Magd doch das Gupferl bleibt, sowohl beim Ehemann als auch bei den heranwachsenden Kindern, denn, wenn jemand gar so selbstverständlich ist, dann erscheint er als überflüssig und wenn ein Mensch gar so gut ist, dann — sagt man — wird er aufgefressen.

In der Strohdachdeckerfamilie war es doch nicht ganz so. Wohl auch bei ihr holperte es manchmal, aber wo holpert es denn nicht auf diesem rauhen Erdboden! Arme Arbeitsleute verstehen es manchmal viel besser, leiblich durchzukommen, als solche, welche vom Leben gar so viel verlangen, aber ihm nur wenig leisten wollen. Der Franz regierte fleißig auf den Dächern der Gegend umher, und die Christine betete fleißig, daß ihn sein Schutzengel behüte. Der Franz brachte die erworbenen Groschen getreulich ins kleine Familienhaus und die Christine verwaltete sie und wendete sie mit bewundernswerter Klugheit an zu aller Segen. Weil die Christine gehört hatte, Kinder müßten mit Strenge erzogen werden, so band sie sich gleich anfangs aus Birkenreisern eine große Rute. Die Rute wurde

von den Mäusen zernagt, die Kinder hingen an den Kittelfalten der neuen Mutter, und je größer sie wurden, je näher wuchsen sie ihr ans Herz heran. Es war im Deckerhäuschen wohl viel Gelegenheit zum Kümmern und Sorgen, aber es war keine, um unglücklich zu sein.

Nachdem in solchem Wandel mehrere Jahre vergangen waren, und die Christine eines Tages am Herde stand und für das Mittagsmahl eine hübsche Anzahl stattlicher Speckknödeln kochte, hörte sie von der Gasse herein eine heisere Stimme rufen: „Der Löffelmann ist da!"

Sie eilte erschrocken ans Fensterlein und guckte hinaus. Dort am Brunnentrog kauerte er, schaute rings um sich und wartete auf den Erfolg seines Lockrufes. Er war's. Aber mager und gebeugt und runzelig und grau war er geworden, und sein Gewand — o Gott, sein Gewand! Einen Karren hatte er nicht mehr, seine Holzwaren schleppte er in einem Buckelkorbe, und wie er diesen jetzt so auf den Kopf des Troges gestützt hat, zieht er mit zitternder Hand ein zusammengeknülltes, blaues Sacktuch hervor und fährt sich damit über das Gesicht. Es wollte niemand kommen, um Sprudeln und Löffel zu kaufen. Mit der hohlen Hand schöpfte er sich Wasser in den Mund, dann traf er Anstalten, mit seinem Korbe weiter zu humpeln. Die Christine legte mit der Gabel einen Knödel auf den Teller, dann noch einen zweiten dazu. Hernach warf sie die Knödeln wieder zurück in die Pfanne, rief das größere Mädel und befahl ihr, die Pfanne mit dem ganzen Inhalte von Knödeln dem armen Mann hinauszutragen, der dort am Troge sitze. Denn daß sein „Leibfehler" sich immer noch gesteigert haben würde, das war ihre Vermutung.

Während sie rasch daranging, um ein frisches Mittagsmahl zu bereiten, kam der Franz heim. Ein klein wenig

staunte er über den Bettelmann, der lebhaft beschäftigt mit der Pfanne war.

„Ja, Franz," sagte die Christine, als er bei ihr in der Stube war und beide durchs Fenster schauten, wie der Gast am Brunnen die Mehlklöße handvollweise in den Mund steckte und verschlang. „Ja, Franz, diesem Menschen dort haben wir zwei viel zu verdanken. Wär' der nit gewesen, so hätte ich den Unterschied zwischen dir und — anderen nit erfahren."

„Der Greg!"

„Laß ihn nur gehen, schau, er geht ja schon. Und wie er dahintorkelt. Armer Schelm!" Sinnend blickte sie ihm nach, so lange er zu sehen war, dann schüttelte sie den Kopf und sagte wie im Traume:

„Ich weiß nur nit, Franz, ob ich bei dir besser worden bin — oder schlechter."

„Christine!"

„Weil ich für diesen Menschen so gar kein Mitleid mehr kann verspüren."

Der Hinterschöpp,

oder die Geschichte dreier zweifelhaften Personen.

Aus dem ersten Kapitel wird man nicht klug.

Für den Hinterschöpp in Schneewaldbach war das ein sauberer Pfingstsonntag.

„Mein Lebtag weiß ich noch keinen solchen Pfingstsonntag!" rief er dem Sarge nach, den zwei Männer aus dem Hause trugen und etliche Weiber und Kinder mit lautem Gebete begleiteten.

„Vor der Nase stirbt sie mir weg, und just jetzt. Wer kunnt dich denn g'raten (entbehren)?" So rief er ihr nach, und die Leute schauten verwundert zurück; einen solchen Scheideruf hatten sie noch nicht gehört.

Sie hat ihm manche Bosheit zugefügt, aber jetzt ihm das junge Kind in die Händ' legen und auf „siehst mich nimmer" davonrennen, als wie wenn sie gar niemals zusammengehört hätten — das war doch der ärgste Streich, den sie ihm antun konnte.

Der Hinterschöpp stand an der Haustür, und zwischen den Hollerbäumen lugte die Sonne auf ihn. Solche Leute sieht sie wahrlich nicht alle Tage wie diesen Hinterschöpp. Schon von auswendig gab er ein wunderliches Bild. Er war ein sehr schlanker, hagerer Mann, er trug einen braunen zerschlissenen Lodenrock, der bis über die Waden hinabhing. Die Füße staken in grauen Wollpatschen, und das war's, was

sein Weib — Gott schenk' ihr die Ruh'! — so oft geärgert hatte, daß er meist plötzlich vor einem dastand, ohne daß man ihn gehen gehört. Aus dem Habit ragte ein schlanker, brauner und runzeliger Hals hervor, auf welchem ein kleines, gealtertes Haupt saß — ein Haupt mit Gemisch von Schönheit und Häßlichkeit. Die Augen, welche sich unter den weit vorstehenden Stirnknochen hineinduckten, waren klein und hellgrau und zeigten ringsum gar keine Schattierungen, weil die Brauen die Farbe der Haut hatten. Die Nase machte oben zwischen diesen Äuglein einen kecken Sprung hervor, um dann in einem scharfen, senkrechten Sattel niederzufallen. Haare und Bart waren schon etwas grau, kurz geschnitten, verfilzt und verworren. Die dünnen Lippen waren jetzt, da er seinem ihn treulos verlassenden Weibe nachblickte, zusammengepreßt, nur ein einziger weißer Zahn stach dazwischen auf der linken Seite hervor. Auf dem Kopfe hatte er einen sehr hohen Filzhut, der seine Gestalt noch schlanker und abenteuerlicher erscheinen ließ. Ganz stramm stand der Mann da; — man kann auch gerade aufwärts stehen, ohne bei den Soldaten gewesen zu sein!

Und als er so an der Schwelle seiner Haustür dem Tode nachstarrrte, meldete sich hinter ihm das junge Leben.

„Es kreischt schon wieder! — So wird es heute kreischen, und morgen und jahrelang — und der Alte soll die Kindsmagd sein. Und ist es groß und kreischt es nimmer, und ist der Alte selber ein Kind, das man heben und legen muß — nachher ist wieder ein anderer Teufel da . . . Weib, du hast ganz recht gehabt, daß du durchgegangen bist. — Jetzt möcht' sie schon da sein, die Schraglin."

So muß der Mensch mit sich selber reden, wenn keiner mehr da ist, der ihm zuhört.

Das Keifen des zottigen Hündleins verkündete aber,

daß einer komme. Auf dem Fußsteig zwischen dem Haselnußgesträuche wackelte mit einem knorpeligen Stocke die Schraglin herbei. Der Hinterschöpp war Kleinhäusler, der zwischen Wildwiesen und Laubwäldern einen Erdäpfelacker und einen Krautgarten besaß, und auch noch ein mit Kohlenlösche gedüngtes Salatbeetlein mit etlichen Nagelstöcken, die an der nun verstorbenen Hinterschöppin stets eine sorgsame Pflegerin gefunden hatten. Der Schöpp arbeitete zumeist als Holzmann in den Wäldern, oder als Kohlenbrenner, oder als Tagwerker draußen in den Bauernhöfen. Er tat, was sich gab und was ihn freute, erwarb die nötigen Bedürfnisse seines kleinen Hauses und war ein freier Mann. Die Schraglin war die Witwe eines Flickschusters und Kurschmiedes, hatte einen Sohn beim Militär, war des weiteren aber an keinen Menschen gebunden, und auch an keine sonstigen Dinge, weil sie eben nichts besaß. Im Sommer hatte sie bisher ihr Brot mit Eierhandeln und Botengehen verdient, bis sie dazu, nicht etwa aus Wohlleben, sondern aus Naturanlage, nachgerade zu wohlbeleibt wurde. Im Winter war sie bei den Bauern und nähte und spann, ließ sich auch als Krankenwärterin recht gut verwenden, und war es, daß ein Weib in seinen verschiedenen Umständen Rat oder gar Hilfe heischte, so ließ sich die Schraglin gern finden und brauchen.

Hatte denn auch der Hinterschöpp in seiner Not nach der Schraglin geschickt. Aber sie war auf weiten Wegen gewesen, und jetzt, da sie kam und nach der Hinterschöppin fragte, gab ihr der Schöpp achselzuckend zur Antwort: „Ja, die Hinterschöppin, die ist auf einmal so viel vornehm worden — hat mir die Treu aufgesagt.“

„Jesus Maria Josef Joachim und Anna!“ schrie die Schraglin und ließ den Stock aus der Hand fallen. „Da steht noch die Ampel auf der Bank!“

„Hat letzt' Zeit ein Nachtlicht haben müssen."

„Und das Kreuz!"

„— steht auch noch da. Das hat sie mir im Haus gelassen."

„Hinterschöpp! Sie ist dir gestorben!"

„Das war närrisch. Jetzt hätt' sie ein Kind gehabt; hat ja fortweg eins haben wollen. Und wie das schreit, lauft sie davon. — Schraglin, ich möcht auch am liebsten davonlaufen!"

Die Schraglin war schon in die Stube geeilt, wo das Kind wimmerte. Er sprang ihr nach und führte sie wieder vor das Haus und sagte hastig: „Schraglin, ehvor du was anrührst im Haus, müssen wir allerlei miteinander ausreden."

„Geh, geh, reiß' eins nicht so herum, jeder Mensch kann nicht so rührsam aus- und einrennen, wie du. Was kunnten denn wir miteinander zu reden haben, kaum daß dein erstes Weib aus dem Haus getragen ist."

„Schraglin, du denkst weiter als wie ich!" lachte der Schöpp mit hohlem Tone. „Die Narrheit zweimal machen, an das hab' ich noch nicht gedacht; aber eine Wirtschafterin muß ich im Haus haben und das auf der Stell'." Er hub die Hände vor ihr auf, er klammerte die Finger aneinander. „Verlaß mich nicht, Schraglin!" Er preßte sich beide Fäuste ins Gesicht.

„Wenns ihretwegen ist," rief sie, „so leid' dich aus — leid' dich nur aus. Aber meinetwegen sollst keine Sorg' haben. Wenn ich einmal seh', du stehst auf mich an, so verlaß ich dich nicht. Wenn du dir's gut überlegst hast, daß ich auf deine Hauswirtschaft soll schauen, und das Kind warten — Gottswegen, sag' ich. Aber eine Geiß bring' ich mit, Schöpp, und die mußt mir fuhren (hegen, nähren)."

„Die Geiß können wir brauchen, der Kleine schreit eh schon nach der Milch.“

„Ist's ein Bub?“

„Ein Bub! Warum?“ murmelte der Schöpp und blickte sie schief an.

„Nachher ist's ein Unglück. Nur keinen Buben, sag' ich alleweil, wer nicht groß Haus und Grund hat, daß er ihn kann ansässig machen.“

„Haus und Grund hab' ich nicht, hab's nie gehabt, krieg's auch nicht.“

„Glaubt man dir gern, du bist kein Großbauer, man sieht dir's an. Nichts für übel. Schöpp, du wirst es nicht meinen, ich trag' auch mein Kreuz auf dem Herzen. — Mein Hansel, der beim Soldatenleben ist, der ist jetzt wieder so viel geschlagen worden.“

„Aha! So so.“

„Er laßt mir's schreiben und da steht's zu lesen.“ Sie hatte den Brief bald zur Hand; er war zerknittert und feucht. Der ihn schrieb, hatte geweint; der ihn las, hatte auch geweint. Das Regiment liegt in Ungarn; der Hansel hatte es nicht mehr ausgehalten, war in einer Nacht aus der Kaserne geflohen, hatte heim wollen. Sie nahmen ihn gefangen und schickten ihn dreimal durch die schlagende Gasse, aber das Heimweh haben sie nicht erschlagen. — Und das ist der Schmerz der armen Schraglin, den ihr von nun an der Hinterschöpp tragen helfen muß, weil sie auch sein Leid erleichtern will.

„Ja!“ sagte der Hinterschöpp und lacht, „so gut hätt' ich's auch haben können, aber — gescheit — gescheit muß man sein! — Daß du weißt, ich vertrau' dir, Schraglin, so werde ich dir einmal ein Geheimnis sagen. Mußt aber fein still sein! Sonst hat es nur mein Weib gewußt, schau

und mein Weib ist auch still. Ich bin nicht der Mensch, mußt wissen, der nichts Heimliches bei sich behalten kunnt, aber dir sag' ich einmal was."

Dabei ging er über den Lehmboden auf und ab, hatte die Hände hinter dem Rücken und den Hut tief über die Augen gedrückt. Wie ihn das Weib so ansah, da wollte sie es wohl glauben: der kann was wissen. Er war fast unheimlich anzuschauen, der hagere, braune Hinterschöpp mit dem kleinen Kopf und dem hochragenden Hut darauf. Stand er aufrecht, so war's ein Ausrufungszeichen, lag er ausgestreckt auf der Holzbank, so war's ein Gedankenstrich.

Jetzt wieder ging er ein wenig geduckt über den Boden auf und nieder wie ein Fragezeichen, das sich einmal in die Höhe reckt, so daß es die schwarzen Trambäume der Hütte fast berühren will.

Als ihn die Schraglin eine Weile angesehen hatte, sagte sie: „Hinterschöpp, wenn du etwan auf das Fragen wartest, was du denn für eine Heimlichkeit in dir hättest, so magst lang' auf und ab gehen. Ich bin keine von den neugierigen Weibsleuten, ich pass' gern bis auf den Jüngsten Tag, wo alles aufgedeckt wird."

Damit kriegte sie ihn herum.

„Ja so," sagte er, „auf den Jüngsten Tag, meinst. Bist nicht dumm. Wir warten alle auf den Jüngsten Tag. Aber ich denk', da werdet Ihr Weibsleute noch ganz andere Sachen zu hören kriegen, daß du auf mein Ding gar nicht wirst losen wollen. Jetzt mußt mich betrachten, jetzt — Schraglin, red' dich aus einmal, was sagst zum Hinterschöpp?"

„Was kunnt ich denn zum Hinterschöpp sagen," gab sie zur Antwort und maß ihn traurig vom Kopf bis zu den Füßen, „ein alter Witiber ist er halt."

„Versteht mich nicht — was du zum Namen Hinterschöpp sagst?“

„Zum Namen? — an dem ist schon gar nichts dran.“

„Hast recht, gehört auch nicht mein. — Wie lang' kennst mich, Schraglin?“

„Wie lang' soll ich dich denn kennen? Ich versteh's nicht, was du mich heut' so herumfragst. Dich weiß ich schon seit dem großen Schauer her.“

„Bist recht. Im Jahr, wie der groß' Schauer ist gewesen, bin ich hergekommen. Das wird jetzt über zehn Jahr' sein.“

„Du Halbesel, seit dem großen Schauer sind schon dreiundzwanzig Jahr aus. Ich weiß es daher, weil in demselbigen Jahr das Maxinhof-Haus ist niedergebrannt und ich just in der guten Hoffnung mit meinem Hansel bin gewesen.“

„Ein rechter Altweiberkalender. Ich kenn' mich nicht aus, was das für ein Beweis sein soll, daß es schon dreiundzwanzig Jahr her ist.“

Jetzt zählte sie ihm's an den Fingern vor: „Mein Hansel ist dreiundzwanzig Jahr alt, das wird dir das Kirchenbuch sagen, wenn du mir's nicht glauben willst. Und mein Hansel hat das Muttermal auf der rechten Wang', weil ich so viel Schreck ausgestanden hab', wie das Maxinhof-Haus ist niedergebrannt. Und das Maxinhof-Haus hat der Donnerkeil angezunden bei demselbigen Ungewitter, wie der groß' Schauer war. Weiß es noch so gut, wie wenn's gestern wär' gewesen.“

„Laß es dir schon gelten,“ sagte er und warf abwehrend die Hand hin; „aber wo ich diese dreiundzwanzig Jahr hintan hab', das versteh' ich nicht. — Auf die Weis' wär' ich gar nicht mehr jung. — Jesses, Jesses, Hinterschöpp, du alter Tatel, daß du's nicht g'spürst!“

„Wirst es schon g'spüren!" sagte sie.

„Aber der Hinterschöpp, mußt wissen, ist um halben Teil jünger."

Sie haschte mit ihrer breiten Hand nach seiner schmalen Stirne und rief: „Schöpp! Hinterschöpp, mit dir geht's nicht recht her."

„Freilich, Schraglin, und das täten alle sagen, wenn sie's wüßten. Ein Glück, daß sie den Hinterschöpp nicht finden, der hat sich in kein Kirchenbuch einschreiben lassen, und auch ins andere nicht, aus dem sie beim Kreisamt die Soldaten herausfischen."

„Schelm, du hast dich verlaugnet!" grinste ihm das Weib zu.

„Schau du!"

„Und hast letztlich gar kein Taufwasser und kein Chrisam auf dir!" rief sie entsetzt.

„Alles lang' schon weggewaschen. Kriegt — hat meine Mutter gesagt — soll ich's wohl einmal haben. Aber selb' Zeit, mußt wissen, bin ich wer anderer gewest — ganz wer anderer. Derselb' andere ist in seinen jungen Jahren verstorben."

„Na" — flüsterte die Schraglin in ihr rotes Sacktuch hinein, „vor dir hebt man sich an zu fürchten."

„Wär' ein Unsinn. Ich tu' keinem Menschen was; bin froh, daß sie mich in Ruh' gelassen haben. Nur daß ich mich nicht hab' lassen fortschleppen wie ein Schlachtvieh. Wird auch kein Unrecht sein, daß ich im Land mein eigener Herr hab' bleiben wollen."

Er preßte den hervorstehenden Zahn scharf in die Unterlippe hinein.

„Da muß ich dir wohl recht geben, Hinter — ja du, wie heißt denn nachher?"

„Hinterschöpp, alleweil Hinterschöpp, bis der Hinterschöpp stirbt. Alsdann magst meinetweg sagen, was du weißt. Oder geht die Geschicht' von vorn wieder an? He? — Schau, Schraglin, und das hab' ich mir bedacht schon gestern und das hab' ich mir bedacht heut'." Er streckte den Zeige- und den langen Finger seiner linken Hand aus und mit dem Zeigefinger der rechten schlug er auf jene: „Ist's so gangen, nachher geht's auch so."

Und schwieg.

Drinnen hub das Kind wieder zu schreien an.

„So bist mir jetzt die Hauswirtin," sagte er zum Weibe, „will trachten, daß ich dich nicht zu kurz halt' — das will ich trachten, Schraglin. Du hast einen Buben bei den Soldaten, der schon zweimal geschlagen ist worden, das bedenk'. Und jetzt geh 'mit, ich muß dir noch was sagen."

Sie gingen in die Stube.

Um die Mittagszeit waren sie einig.

„Es ist verflucht falsch," sagte die Schraglin, „aber es ist recht. Es ist schon recht. Ich hätt's auch so machen sollen."

„Ja, wenn das so leicht gehen tät'! Das geht nur beim Hinterschöpp im hintersten Schneewaldgraben."

„Gehen tät's oft wo, selb' hätt' ich keine Sorg'. Aber nachher? Wenn die Zeit herumgeht, Schöpp, was wirst denn nachher anheben? Du, ich tät' mich doch nicht trauen! Da kommt dir was heraus, Schöpp, da kommt dir was Schaudervolles heraus. Funfzehn, sechzehn Jahr sind bald vorbei."

„Wird sich schon manteln (bemänteln). Die Hauptsach' ist das Taufbuch, mußt bedenken. Nur nicht verreden tu' dich, Schraglin, ich bitt' dich zu tausendmal, paff' auf. — Da hast dieweil was, na, na, laß dich nicht ehren! Aber Schraglin, ich druck' dir's mit Gewalt in die Faust. So nimm's! Brauchst es selber nicht, so schick's deinem Buben."

Daß der alte, häßliche Mann so nagelneue Dukaten hatte! —

Am Nachmittag kam einer von den Leichenträgern aus der Pfarre Kraben zurück.

„Na, habt sie im Gottes Namen hineingeschoben?“ fragte ihn der Schöpp.

„Haben sie hineingeschoben. Da bring' ich dir ein Brieferl.“

„Den Totenschein?“

„Wird wohl so was sein. Acht Gulden dreißig Kreuzer macht's.“

„Nachher ist's ein anderer Schein. Drei Gulden fürs Läuten, das ist viel!“

„Haben mit allen Glocken geläutet. Sag' ich ja noch, 's ist die Hinterschöppin, ein braves Weib, und in Kindbetten gestorben — da muß schon recht geläutet werden. Rechtschaffen feierlich ist's abgehalten worden, und alle Leut' haben gesagt, schad', daß der Schöpp nicht dabei ist, der müßt eine rechte Freud' haben. — Daheim beim Kind muß auch wer sein, hab' ich gesagt. — Aber saggrisch druckt hat uns deine Alte; wenn du wetten willst, meine Achsel hat einen blauen Fleck. — Ja, und daß ich nicht d'rauf vergess', vom Pfarrer hab' ich dir was auszurichten. Wie's mit dem Kind ausschaut, laßt er dich fragen, Schöpp — der Tauf' wegen, sagt er.“

„Will er da auch schon wieder Geld haben?“ fuhr der Mann drein. „Christus der Herr ist dreißig Jahre alt geworden, bis er sich hat taufen lassen. — Halt ja! Morgen werden wir ihm das Dirndl schon bringen.“

Später meinte die neue Haushälterin, sie fürchte nur, der liebe Gott würde die falsche Tauf' für übel halten.

„Die falsche Tauf?"

„Was denn!"

„Hast recht."

Sie besannen sich. Dem Weibe fiel das Richtige ein. Taufen kann jedermann, steht's im Katechismus, und nur einmal kann der Mensch getauft werden; weitere Taufen sind weder nütze, noch schade. Der Schöpp tauft das Kind zu Hause, nennt es nach Gewissen und Belieben und schickt es dann erst zum Pfarrer und läßt es Antonia heißen.

Im Wandschrank steht das Weihwasser. Der Schöpp zögert eine Weile; solcher Handlungen ungewohnt, verrichtet er dann hastig das Werk an dem schreienden Kind.

„Da riecht Essig!" bemerkt die Schraglin und schnupperte mit der Nase. Schreit der Schöpp schon auf. Anstatt der Weihwasserflasche hat er das Essigglas erwischt.

„Ja, du Narr!" ruft die Schraglin, „da ist es freilich kein Wunder, daß dir das Geschäft so sauer ankommt!"

„O Tonnele, Tonnele!" ruft der Schöpp dem Kinde zu, „wie's mit dir anhebt, das ist aus der Weis'! Jetzt möcht' ich schon wissen, was das wird bedeuten!"

— Am nächsten Tag ist alles nach Schick und Ordnung abgetan worden. Die Schraglin ist Patin, bringt vom Hinterschöpphause ein viertägiges, zierlich eingefatschtes Mädchen zur Kirche hinab, läßt es taufen und gibt ihm den schönen Namen Antonia. Hierauf steckt sie ihm ein rotseidenes Säckchen an den Busen — die Kresengabe, die Antonia einst ihrem Bräutigam als Beweis der Sparsamkeit mitbringen wird. Dann zahlt sie dem Pfarrer und dem Meßner das Begräbnis und die Taufe, dann geht sie auf Stärkung ins Wirtshaus, und dann trägt sie die kleine Antonia zu ihrem hageren baumlangen Vater zurück.

Zwei Spitzbuben kommen zusammen.

Der hagere, baumlange Vater Hinterschöpp zog eines Tages, es war aber um manches Jahr später, seine braune, zwei Ellen lange Lodenjoppe an, setzte seinen hohen Filzhut auf, nahm seinen gewundenen Kranabethstock zur Hand und wanderte.

In der Zweistundenlänge von seinem Hause weg sprach er alle Leute an, oder sie ihn.

„Wohlauf, Schöpp, steigst auf Arbeit aus?" fragte der eine.

„Ja," sagte der Schöpp. —

„Auf Schlein über?" fragte ein anderer, „wird wohlfeil sein, auf dem Schleiner Markt, das Korn. Ist dem Herrgöttl wieder einmal ein gut Jahr aus dem Sack gefallen. Kaufst?"

„Ja," sagte er. —

„Kirchfahrten, Schöpp? Auf den Dreiwasenberg?"

„Ja," sagte er. —

„Du Schöpp, du Schöpp, was hast dir aber für ein Paar Stiefel machen lassen? Die führen dich heilig im Heiraten um?"

„Ja," sagte der Schöpp und ging seines Weges. — „Ja," sagte er, und so sollte es jeder erraten haben und keiner brauchte weiter zu fragen. Das Fragen irrte ihn heute. Es war ja wahr, er sah sich dort und da nach Arbeit um für die nächsten Monate, und er wollte in der Schlein etliche Metzen Roggen und einen Sack Heiden kaufen für den Winter, und er gedachte, wenn er am Dreiwasenberg vorbeikam, auf ein Stündel hinanzusteigen zur lieben Frau von den drei Wasen, heißt das, wenn er gute Geschäfte gemacht hätte; — der Mensch muß dankbar sein, es ist

wegen ein andermal. Und die Heiratsstiefel? Es mag ja sein, daß er ein Paar solche erwischt hat — von Stierleder sind sie, und eine Schweinshaut ist auch drin, weil's so knackst — er verspürt's wohl. So ein Schuster stiefelt ja bisweilen das ungereimtest' Zeug zusammen. — Der Schöpp! Der Hinterschöpp! Der alte Hinterschöpp! Auswendig ein graustruppiger Wittib, inwendig ein dreidoppelt durchtriebener Narr! Und heiraten!

„Warum denn nicht?" fragte der Hinterschöpp.

„Möcht schier auch wissen, warum nicht?" antwortete der Hinterschöpp.

„Fang' noch einmal von vorn an," riet der Hinterschöpp, „wie du ein baumlanger Kerl bist her — laß wem anderen auch noch was von dir."

„Verdangelt gern," entgegnete der Hinterschöpp, „aber so eins ist höllisch vielhabig; gibt man den Finger, ist gleich das Tappen nach der Hand, und an der Hand — bigott — hängt das ganze Schöppel mit Haut und Haar. Na weißt, 's tut sich besser, ich behalt' mich selber."

Und die neuen Stiefel knackften ihres Weges fort. Wer gut bei Fuß — zehn Stunden ist's nach Schlein. — 's ist gescheit genug, dachte er sich, daß man eine Wegstrecke mit Stunden messen kann, wie sie die Uhr schlägt; so will ich's 'mal probieren und einen Tag nach der Klafter abklaftern. Wenn er eine ausmacht! Hat nicht just verwichenen Sonntag der Pfarrer 'predigt, daß das Menschenleben nur eine kurze Spanne Zeit dauert? Schöpp, hernachen trägt dein Rest kleber (kaum) noch die Läng' von der Dicken eines Messerruckens. Sind ja schon zwei Manneslängen hinter dir; eine zwanzigjährige und eine zweiunddreißigjährige, das macht einen alten Lumpen von zweiundfünfzig Jahren. Und sag' mir, wie vermeinst die noch übrige Läng' von der Breite

eines Messerruckens zu vertun? Verstirbst, und das Mädel bleibt zurück! Hinterschöpp, da kommt ein schreckhaftes Weltwunder heraus, das größer wird sein, als wie alle anderen achte zusammen. Hinterschöpp, davor muß was getan werden; denk' an dein Versterben! — So redete er in seinen Gedanken, sprang dann über einen Wassergraben und sagte: „He, so lang' du noch flink hupfen kannst, ist keine Gefahr. Verlaß dich drauf, weil ich dir's sag': in dreißig Jahren lebst auch noch!"

Und weg war das Simulieren; und ein sehr langer, aber ein ganz leichtlebiger Mann war's, der dahinschritt gen Schlein.

In Schlein wußte er alle Wege und Gäßchen und alle Kniffe der Kornhändler. Er kaufte wohlfeiles Körndl ein. Dann kehrte er beim Kronenwirt zu und hielt sich feil. Er saß am Tisch, gleich eingangs, hatte Wein vor sich und tauchte eine Semmelschnitte das einemal in den Schoppen und das anderemal in den Schöpp — und sah dabei jedem Ein- und Ausgehenden groß ins Gesicht. Ein paar Bauern redeten ihn an, ob er zu haben wäre zum Holzspalten, zum Köhlern, zum Strohdach decken.

— Wenn's nicht just auf der Stell' sein muß, recht gern. — Und hatte Arbeit für die nächsten Monate.

Hinter Schlein steht ein Berg, der von unten hinauf mit Haselsträuchern bedeckt ist, dann in eisgrauen Wänden aufsteigt, oben einen jungen Wald und einen grünen Rasenplatz hat und der Dreiwasenplatz geheißen ist. Auf dem Rasenplatz steht eine kleine hölzerne Kirche, deren rote Turmspitze auf Schlein herab- und weit ins Land hinausschaut. Zwei Glöckchen sind im Turm, die locken den Menschen vom Tale hinauf zu den steinernen Stufen und zu dem hölzernen Frauenbild, das in den Hunderten von Votivtafeln um sich

ebensoviele Empfangsbestätigungen ausgeteilter Gnaden und Wohltaten aufweist.

Der Hinterschöpp war kein Betbruder, aber die lieb' Frau von den drei Wasen galt was bei ihm. Mit der hatte er es ausgemacht vormaleinst: Wenn's glücklich vertuscht wird, so bin ich, der Hinterschöpp, von jetzt an nicht zu karg. Des Jahres eine Kirchfahrt zu dir, allemal ein paar rote Kerzen mit, oder ein Silbergröschel für den Opferstock oder so eins ums andere.

's war glücklich vertuscht und die Freundschaft bestand. Und neuzeit hat der Schöpp die lieb' Frau von Holz auch ins andere junge Geheimnis beigezogen, und opfert seither drei Kerzen und zwei Silbergröschlein.

Nachdem er in dem Kirchel seine Andacht verrichtet hatte, stieg er hinterwärts den Berg hinab gegen ein Wasser. Das Wasser liegt wie eine schwarze Scheibe in einem Felsenkessel. Die Sage geht, daß der kleine See gar keinen meßbaren Grund habe. Aus einem ungeheuren Loch wär' vormaleinst Feuer herausgefahren, aber nach der Sintflut sei das Wasser d'rin stehengeblieben. Der See hat zwei Zuflüsse: eine in denselben hineinsprudelnde frische Quelle und einen ungestümen Wasserfall, der von mehreren Wänden niederbricht; aber keinen sichtbaren Abfluß, so daß die Leute sagen, es täte alles in die Weltkugel hineinrinnen, bis ihr einstmals, wenn sie vollgesoffen, der Bauch aufspringen würde. Sie haben so ihre absonderlichen Wissenschaften, die Leute zu Schlein.

An einer Seite des Sees unter den Wänden ist gerade so viel Raum, daß etliche Bäume stehen können, die sich zu diesem Wasserauge wie die Brauen reimen; ist weiters ein trübseliger Fußweg, auf welchem man in die Lusch hinaufkommt, wo es so schauderhaft wüst ist, daß jetzt, etliche drei-

ßig Jahre nach den hier erzählten Geschehnissen, der Kronenwirt zu Schlein ein Wirtshaus bauen lassen will für die Stadtleut', bei denen es in die Mode gekommen ist, daß sie zur Schwärmzeit, im Juli und August, aus ihren Mauerwänden hervor- und in die Felswände hineinkriechen.

Mitten entlang am See, wo der Weg mit Not am Gewände hinanklettern muß, daß er der finsteren Tiefe ausweicht, an einen widerborstigen Fichtenbaum ist eine Votivtafel genagelt. Das Dachbrettchen ist schon moosig über und über, die Malerei schier verblaßt und verwaschen, und noch zur Not ist unterhalb folgender Bericht zu lesen:

„Im 1809er jar, am Festtag des heil. Augustini, ist dahier Anton Obersdorfer, vulgo Holzknecht-Toni in seinem 20. Lebensjar durch einen Sturz in die Wasserfluten elend zu Grund' gegangen. Gott wird sein Seel in Himmel nehmen, der Wanderer sei gebetten um einen Vaterunser."

Unser Hinterschöpp blieb stehen vor der Tafel und sah sie an und betete das verlangte Vaterunser. Dabei lachte er hämisch und zog seine falben Brauen wie zwei Häublein über die Augen herab, und sein Oberzahn stach zwischen den zusammengekniffenen Lippen noch länger und schärfer hervor als sonst. Es war, besonders in diesem Augenblicke, ein seltsam häßliches Gesicht. — „Der arme Anton Obersdorfer!" murmelte er dann, „so frühzeitig hat er sterben müssen; — schlaf' wohl, Anton Obersdorfer, dich findet keiner mehr."

Dann setzte er sich auf einen Stein und untersuchte, wie's mit dem Imbiß aussah, den er mittrug. Ja, daß einer da, wo voreinst ein anderer elend starb, mit so gutem Behagen seinen Käs mit Schrotbrot verzehren kann! Und wenn ihn der Tote noch was angeht!

Als der Schöpp saß und aß, kam vom Berge herab

ein altes Weib gehascht, das trug einen Kranz aus Feldpflanzen in der Hand und spannte ihn um die Votivtafel. Der Schöpp zog die Augenbrauen in die Höhe. Als das Weib herankam und den Mann sitzen sah, rechtfertigte sie ihre Tat. Es sei heute der Jahrestag vom Tode des jungen braven Menschen, der im See sein Grab habe.

„— Ei so!" tat der Schöpp, „der Jahrestag. Ja, mag wohl sein. Wie ist's denn zugegangen, daß man's so genau weiß?"

„Wie wird eins denn das nicht wissen?" begehrte die Alte auf; dann setzte sie kleinlaut bei: „Recht hat er eh, dreißig Jahr' sind vorbei, und aufkommen ist gar nichts. Gefischt hat er gern, das ist wohl wahr, es kann ihn aber leichtlich auch ein herunterfallender Stein ins Wasser geschlagen haben. Er mag verrutscht sein — der Luschweg ist dazumal noch schlechter gewesen als jetzund. — Am Augustini-Tag bei der Frühmeß ist er noch in der Schleiner Kirchen gesehen worden. Um die Abendstund' bringt einer die Mär', am See wär' der Hut und die Tabakpfeifen vom Holzknecht-Toni gefunden worden. Und seither hat kein Mensch vom Toni nichts mehr gehört. Bei Gotts-Christi Wahrheit ist mir der mitten in der Weltkugel d'rin!"

„Dir ist er? Alte, du tust ja hell, als ob er dich was anging?"

„Kunnt leicht wohl sein!" rief das Weib. „Kunnt wohl sein, daß einen der Liebste was angeht!" Und trippelte fürbaß. —

Der Schöpp tat die Augen zu und dachte nach, was das bedeuten sollte. — Als ob der Anton Obersdorfer nicht sein allerbester Freund gewesen wäre! Der hätte ihm von sotaner Liebschaft ja was sagen müssen. Und als der Toni ins Wasser stürzte und der Hinterschöpp davonhuschte durch

den finsteren Wald bei freiem Tage und über das freie Gelände bei finsterer Nacht: sollte er damit auch ein weiblich Menschenkind getroffen haben? Der Schöpp wüßte es heilig nicht. — Es tut sich schier possierlich.

Die Sonne von oben und der warme Stein von unten taten behaglich, doch stand er zeitlich auf und reckte sich, streckte sich — bigott der Mensch wird ja noch alleweil länger! — Schließlich sah er sich scheu um, als graue ihm vor dem See und der kleinen Tafel am borstigen Baum, und trug sich mit langen Schritten weiter. Auf einem Umwege kehrte er wieder zurück gegen Schlein, aber im Buchenwalde fand er einen Moosplatz, der ihm durchaus tauglich und lang genug schien, seine müden Glieder für ein halb Stündel zu wiegen. So ein Tag wie der heutige! — man vermeint, er wecke auf, aber er tut Blei ins Blut. Der Traum schlich ihm heute schon lange nach — jetzt, da der Alte hingestreckt lag, sprang er ihm kecklich auf das Haupt. Da ging's los; die Schraglin keifte und riß den Kranz vom Martertaferl; dem widersetzte sich das andere alte Weib, sie gerieten sich ins Gelocke, da tauchte die kleine Antonia aus dem Seegrund auf und sie hatte einen Schnurrbart mitten im Gesicht und sie fragte scharf, was denn das Treiben solle an diesem See? Und darauf kamen die Überreiter (Häscher) wie auf festem Boden über den See gesprungen und fingen das Mädchen und rüttelten an dem alten Hinterschöpp . . .

Der Hinterschöpp erwachte vor solch einem gottlosen Rütteln. Er sah sich liegen auf dem Moose im Buchenwald, wie er sich hingelegt hatte, und über ihm stand — die Beine stramm nach seinen beiden Seiten ausgespreitet — ein Mensch, der ganz wie solche aussah, vor denen uns Gott behüte. Ein schwarzer zerrissener, widerhaariger Kerl über und über.

Das Weiße in den zuckenden Augen und die fletschenden Zähne waren das einzige Weiße an ihm. Sein Beinkleid war aus zerschlissenem Leder, von seiner Joppe, die aus blauem Tuch gemacht gewesen war, hingen die Fetzen nieder in vielfältigen Zungen, so daß sich vom Eingeweide des Rockes schier mehr bot, als von dessen rechtmäßiger Seite. Hals schien gar keiner da zu sein, um so breiter machte sich der Unterkiefer, von dem aus der Kopf kegelförmig zum Scheitel zusammenlief. Haar und Bart gab's im Überfluß. Seinen rechten Arm stemmte er derart auf die Brust des Schöpp, daß sich der kaum rühren konnte. Mit der anderen Hand hielt er die Brieftasche des Schöpp in die Luft. — Solchergestalt war die reizende Erscheinung, die sich unserem erwachenden Wandersmanne darbot. Ein gewaltiger Knüttel lehnte quer über am Arme des fürchterlichen Mannes und ein blinkendes Messerbesteck hing an den Lenden desselben. — Die letzte Länge von der Dicke eines Messerruckens schon alle, Hinterschöpp? Und genau an diesem Jahrestag! Der liebe Gott ist doch ein gewissenhafter Mann.

Der Wilde tat den Mund auf und piepste: „Wollt' meinen, du wärst schon alt genug! Einen Schülling sollte man dir geben. Ist mir das nicht grenzenlose Leichtsinnigkeit, daß einer im Wald einschlaft und den Janker mit der Brieftaschen laßt er neben sich liegen, als wie wenn das Geld rein Heu wär'!"

Das Stimmchen des grauenhaften Menschen war so dünn und fistelnd, wie das eines wimmernden Kindes. Und er fuhr in solchem Tone — denn er hatte keinen anderen — fort: „Ehrlichere Leut', als ich einer bin, hätten den Geldledersack mit sich gewunken und dich auf deinem guten Gewissen in Fried' weiterschlafen lassen. Wieder ein anderer — weil unser Herrgott allerhand Kostgeher hat —

hätt' sich leichtlich für verpflichtet gehalten, dir, mein lieber Alter, mit einem guten Kolben die zeitliche Ruh' zu einer ewigen zu verlängern und hernachen mit löblichem Fleiß zu mustern, was noch an dir hängen möcht' an Uhren oder Ringen oder anderen brauchbaren Sachen, die der Wirtschaftliche nicht gern auf dem Boden liegen laßt. — Ich geh' stad daher und seh' dich schlafen und die faist' Taschen lacht mir entgegen aus deinem Janker und ich schau' noch etlichemal um mich herum. Kein Mensch sieht's, mein Gott verrät mich nicht und das Geld kann ich brauchen. — Die Taschen hab' ich genommen, hab' dich aufgeweckt — schlafst wie ein Drescher, du. Und jetzto, ruck auf, das Geld nimmst wieder zu dir, und ein zweitmal, wenn ich dich wieder so sollt' treffen im gelegensamen Wald, möcht ich's nicht gern machen wie heut'. D'rum gescheit sein, mein lieber Hinterschöpp!"

„Kennt Ihr mich denn?" fragte der Schöpp, richtete sich auf und strich mit der Hand in der Eile etwas Schweiß von seiner Stirne.

„Jerum, wer kennt den braven Hinterschöpp nicht! Wie geht's deiner Schraglin daheim im Schneewaldbach? Rechtschaffen! Kindl auch? Alles wohlauf? — Bin ja erst letzt mit der Kraxen bei Euch drüben gewest. — Der Schauderer! Mein Nebengeschäft ist das Häfen- und Schüsselbinden, weißt eh, mit Draht, wenn sie Sprüng' haben. — Und nachher, meine eigentliche Profession, mit der ich auch beim Amtmann eingetragen bin, ist, daß ich stehlen tu'. — Ja, mein lieber Hinterschöpp!"

— Ein Wahnsinniger ist mitunter noch gefährlicher als ein Räuber, mochte sich der Schöpp gedacht haben, denn in seiner Miene war nichts weniger als Zutraulichkeit zu lesen.

„Wie praktisch ich mein Handwerk zu üben verstehe," fuhr der seltsame Mensch fort, indem er sich eine Stellung

gab, in welcher er ein durchaus anderes, fast anständiges Bild bot, „wie ich's versteh', das, Hinterschöpp aus dem Schneewaldbach, hast jetzo gesehen. Ich sag's auf meine Ehr', Mann Gottes, mit diesem Geschäft brächt' ich's rein an den Bettelstab! — Aber halt meine Firma, mußt wissen, mein Ruf! Ich bin der größte gefährlichste Dieb, der abgefeimteste Spitzbub' im ganzen Kreis, so steht's intabuliert beim hohen Gericht. Und wo sich ein Einbruch zutragt, und wo sich ein Schaf verlauft in den Wald und dem Wolf ins Maul, und auf dem Kirchtag wo eine Uhr abgezwickt wird — da hat's der Schauderer getan. Wer wird denn dahinterstecken, als wie der Schauderer, ist ja wieder aus dem Kotter, jetzt! — Ja, Freund!" und er legte seine Hand zutraulich auf den Arm des Schöpp, „das, mußt wissen, ist mir höchst unangenehm. — Daß ich im Grund ein Spitzbübel bin, deß hab' ich mich selbst im Verdacht, aber daß ich mich einmal bei einer leibhaftigen Schlechtigkeit erwischt hätt', 's selb' müßt' ich lügen. Mir ist um mein' Ehr', Hinterschöpp, mir ist um mein' Ehr'! — Und weißt, alter Mann, der du so redlich klar bist, wie das Wasser im Kesselsee und so lang wie die halbe Ewigkeit — du mußt mir heut' meine Ehr' auffrischen helfen. Das ist deine Schuldigkeit. Ich hab' deine Brieftaschen in der Hand gehabt, wie du bist munter worden; so nimmst mich jetzt und treibst mich ins Schlein hinab zum Gericht und besagst es: was ein vollgemessener Halunk wär', der tät' die Leut' nicht aufwecken im Wald, anstatt mit ihrem Geld sich in den Schatten zu machen. Und so einen, der die feinste Gelegenheit hat und doch nicht stiehlt und nicht raubt, so einen müßt' man aus dem Spitzbubenprotokoll endlich ausstreichen. Das verlang' ich, Schöpp, und jetzt geh, mit mir ins Schlein hinab."

Der Hinterschöpp lachte verhältnismäßig; denn entschieden lachte er nie und man mußte schon recht zufrieden sein, wenn er einmal den Mund quer über in die Länge zog.

„Ist gut," sagte er hierauf, „ich nehm' dich mit, Schauderer, und zeig' dich beim Gericht an, daß du mich nicht bestohlen hast. Voreh' muß ich wohl doch erst nachsehen, ob mir nichts in Verstoß ist. Nur ein Eichtl weiter unten, wo man die Häuser sieht, denn durch und durch trau' ich dir nicht."

„Wenn wir weitergehen," sagte der Schauderer, „so muß ich auch meine Kraxen mittragen." Hinter dem Busch stand die Rückentrage mit den Drahtkränzen und dem Werkzeug, das den Mann ernährte. Diese Trage faßte der Schauderer auf den Rücken, stieß seinen Knüttel in den Boden und brummte: „So, jetzt bin ich's!"

Und er war's. Und sah ganz aus wie ein ehrlicher Mann.

Hernach, weiter unten, wo das Wegmacherhaus stand, und wo hinter den Obstbäumen die Häuser von Schlein hervorschimmerten, untersuchte der Hinterschöpp seine Geldtasche und seine Säcke. Es fehlte nichts.

„So will ich's hoch und teuer beschwören, braver Schauderer, daß du mich im Walde schlafend gefunden, daß du mein Geld in der Hand hast gehabt und — machen wir die runde Zahl — auch mein Leben, und daß du, als der ehrlichste aller Spitzbuben, mir beides unversehrt wieder zurückgestellt hast. Tät ja überhaupt viel weniger Gescher' und Schreibereien geben in unseren Gerichtskanzleien, wenn man anstatt den Schurken einmal die redlichen Leut' zu Protokoll bringen wollt!"

„So hat's der Trummelböck auch gemeint, wie ich ihm dazumal als kleiner Bub' die Erdäpfel gestohlen!" erzählte

der Schauderer treuherzig. „Ich hätt's Sackel schon bald voll gehabt, steht der Trummelböck da mit dem Stecken. Ein fester Stecken! Und tut der Böck die höfliche Frag: Schauderer, wohin soll denn das führen? Wohin das führen soll? sag' ich, an den Galgenstrick wird's mich führen. Und d'rauf der Trummelböck die Antwort: Ja, ja, ja, an den Galgenstrick, das ist leicht gesagt, ihr Diebsgesindel. Möcht' wissen, wo den Hanf hernehmen dazu, daß jeder ordentliche Dieb gehenkt werden kunnt! Stecken wachsen mehr auf der Welt, als wie Strickzeug, die braucht ein's nicht zu sparen. — Und das muß ich dir beschwören: Ein Filziger sonst, der Trummelböck, aber sein Holz hat er an mir nicht gespart. Mein Hinterschöpp, mir wär' die Aussicht auf den Galgenstrick schier lieber gewesen."

„Tu nicht verzagen, mein Herz," antwortete hierauf der Lange, „es wird alles noch gut werden; frischer Hanf wächst alle Jahr."

„Du verstehst mich nicht, Hinterschöpp," fistelte der Schauderer, indem er stehenblieb und seinen Knüttel unter die Rückentrage stützte. „Ich kaprizier' mich nicht aufs Henken! — Auch hätt's dazumal noch Zeit gehabt, denn der Mensch muß über und über ausgewachsen sein. Nur ans Herz greifen hab' ich dem Kerl, dem Trummelböck, mit dem Galgenstrick wollen. Wenn mir um den Strick ist, hörst, so stehl' ich keine Erdäpfel — da greif ich der Müh' wert was an! Alle Tag' hätt' ich Schick. Just wie vorgestern. 's ist schon finstere Nacht, ich geh' den Weg ins Lehviertel hinab, kennst ihn ja — die Gegend ist ödweilig wie eine ausgestorbene Mühl'. Und bei der Nacht schon gar. Denk' ich bei mir: Schauderer, da jetzund wär's gut rauben! Sollt 'dir einer begegnen, puff' ihn nieder mit der Faust. Totschlagen ist nicht not, nur daß er dir elmisch

(ohnmächtig) ist und das Geld auslaßt. Und duckst ab, und hast nicht viel, so hast ein Bissel was, und wenn du dir damit nur einen einzigen vergnüglichen Tag kannst antun, so ist das Püffle schon verlohnt."

„Mensch!" sagte der Schöpp und sah ihn groß und verwunderlich an, „laß dir zum Guten raten, schieb' beizeiten ab, geh' nicht mit mir zum Gericht, 's kunnt dich dorten verdrießen, Schauderer, schauderlich verdrießen!"

„Sei kein Narr, Hinterschöpp! Meinst, ich tät dir's erzählen, wenn's zu was kommen wär'? Und der guten Vorsätze allein wegen wird keiner eingesperrt. — Na, weiter also. Wie ich dir eine Weil' so hintrott', vor und hinter mir die Einöd und zu beiden Seiten auch, da hör' ich einen dahergehen. Ein gut untersetzter Mensch übereinand' und der große Knüttel, den er bei sich tragt, weist gering angesetzt auf einen Hunderter in seiner Taschen. Der Weg ist breit genug, wir hätten recht leicht fünf Schritt weit füreinander können, aber schnurgrad' gehen wir aufeinander zu. — Mit Verlaub, sagt er, hat der Herr keinen Mann begegnet, der einäugig ist und eine Pelzhauben trägt? — Hat er nicht einen braunen Schurz am Leib? frag' ich. — Ja, sagt er, hat auch einen braunen Schurz am Leib. — Ist mir nicht untergekommen, d'rauf meine Antwort; aber, guter Freund, sag' ich, und will mich schon erkundigen, wie's wohl mit seinen Habseligkeiten bestellt wär'. Da ruft er: Deßweg ist's, daß ich nachfrag', beraubt hat mich einer! — Oho! sage ich. — Und hell unterwegs, sagt er. In Otterkirch hat er sich zu mir geschlagen; ein weltfremder Mensch. Wir steigen vom Lehviertel herauf eine Weil' gemütlich daher wie zwei Brüder. Wie es finster wird, packt er mich auf Ja und Nein beim Kragen, g'rad so, und gibt mir auf Ja und Nein mit der Faust einen

Puff auf den Magen, g'rad so — Na, na, sag' ich, Lump, das kenn' ich schon, und faß' ihm den Arm ab. Du willst mir's so handgreiflich erzählen, daß ich umfall' und du mich sauber aussuchen kunntst. Schelm! — Wie ein Has' hat dir der Kerl jetzt Beine kriegt."

„Muß aber kein Heuriger gewesen sein, so wenig wie du," meinte der Schöpp, „ist nur schad', daß ihr nicht wie Brüder miteinander weitergestiegen seid."

„Hinterschöpp!" begehrte der Schauderer piepsend auf, „was hab' ich dir getan, daß du mich beleidigst? Ich bin ein ehrlicher Mensch, und wenn ich hätt' gewollt, so wärst jetzund in der himmlischen Welt, oder hättest fürs wenigst auf dieser keine Geldtaschen bei dir. Das wirst mir gerichtlich bestätigen. Geh' mit."

Wie sich der Jonathan Schauderer rechtfertigen läßt.

Sie gingen mitsammen in den Markt Schlein, und sie gingen dem Gerichte zu. Im Vorhofe des alten Klostergebäudes, in dessen Räumen sich die Behörde seit Kaiser Josef's Zeiten niedergelassen hat, zog der Schauderer einen Taschenkamm hervor, um zur Ehre des hohen Ortes Haar und Bart ein wenig zu hecheln. Dann schritten sie die Treppen empor. Die Herren in der Kanzlei erschraken baß, als sie die beiden Gestalten — eine verdächtiger wie die andere — eintreten sahen. Es war heute nur ein einziger Amtsdiener im Hause. Der Vormann der Behörde erkannte augenblicklich seine Sendung. Vor allem das Wichtigste war, daß er mit einer Stimme, die mindestens so stark sein mußte als die Handstöcke der Eintretenden, sie anfuhr: was sie wollten!

Daraus vermutete der Schauderer sofort, daß sein Be-

gleiter hierorts unbekannt sein dürfte; er sagte daher mit einer tiefen Verbeugung: „Ich bitte zu Gnaden, das ist der Hinterschöpp von Schneewaldbach, ein kreuzbraver Mann durch und durch und hat noch keine gerichtlichen Anstände gehabt. Ich bin der Jonathan Schauderer — bitt' — hab' schon die Ehr', hier bekannt zu sein. Da oben im Wald hab' ich den Hinterschöpp begegnet und er wünscht etwas anzugeben."

Eine ganz manierliche Red' — aber die Herren gaben sich fast auffallend den Anschein, als hegten sie Zweifel an der Rede Wahrheit. Da trat einer von den Schreibern herfür, hob seine Brillen auf die Nase, sah den Hinterschöpp an und sagte: „So weit in der Richtigkeit. Der Schöpp von Schneewaldbach ist's. Ist vor ein paar Jahren zu einer Zeugenaussag' berufen worden. Liegt soweit nichts Bedenkliches gegen ihn vor."

„Hat er was vorzubringen?" herrschte der Richter den Schöpp an. „Vortreten!"

Der Schöpp tat ein paar Schritte gegen den Tisch hin, hielt den hohen Hut mit beiden Händen fest und streckte seinen Zahn hervor, der immer länger zu werden schien, je fester der Mann die Lippen zusammenkniff.

„Im Fall'," sagte er nun, „daß meinetweg' ein Zweifel sollt' sein — nur gleich den Kronenwirt rufen lassen. Der kennt mich, ich komm' seit zehn Jahren ins Schlein herüber und bin kein Geheimnis, der Hinterschöpp. Über mich selber red' ich nicht. Hab' ich einen redlichen Namen, so werden es die anderen Leut' sagen. Bin ich ein Spitzbub, so muß es wo in euren Schriften stehen —"

„Was will er?" unterbrach der Richter.

„Der da —" und der Schöpp deutete auf den Schauderer, „ich kenn' ihn erst seit zwei Stunden — der will

daß ich über ihn was aussag'. — Wenn ich's recht will sagen, meine hohen Herren, dem da vertrau' ich keinen schimmeligen Groschen an, herentgegen —"

„Du, Hinterschöpp!" rief der Schauderer mit höchsterregter Fistelstimme drein, „hab' ich dich mit hergeführt, daß du meine Ehr' sollst abschneiden? Wer ist heut' gelegen oben im Buchenwald wie eine faule Sau, hat die Viere von sich gestreckt und die Brieftaschen steigt ihm hell selber beim Sack 'raus? Wer ist's gewesen, du zweifacher Schwerenots-Lungerer, der dich hat geweckt aus deinem Sündenschlafdusel, in einem Wald, wo leicht schlechte Leut' kunnten sein, und dir dein lumpig Geld hat in die Hand gegeben? Hinterschöpp, ein Jurament verlang' ich, daß du ablegst d'rauf, wer das ist gewesen!"

Der Schöpp antwortete sehr gelassen: „Da braucht's kein Geschrei und da braucht's kein Jurament. Ich bin da und zeig's auf Ehr' und Gewissen an, daß mich der Mensch da, ein Hausierer, oder, was er sein will, und — Schauderer wie er heißen soll — daß er mich nicht bestohlen hat. Ob er's im Sinn gehabt hat, weiß ich nicht, warum er's unterlassen hat, weiß ich auch nicht."

„Du bist wie ein Judas!" knirschte der Schauderer, „ein Mensch wie du, verdient es nicht, daß er unberaubt aus einem Wald geht — ich bitt' schon um Verzeihung, meine Herren. Ich rühr' keinen Menschen an, bin froh, wenn sie mich selbander in Ruh' lassen, aber das tun sie nicht. Die Herren werden es am besten wissen, wie oft sie mich schon eingetrieben haben, allemal saggrisch niedergeritten, allemal unschuldig. Nachher ausgelassen, nichts bewiesen, nichts vergütet — dein braver Namen ist umgebracht, kannst gehen wie die Dirn' vom Tanz. — Wenn ich ein schlechter Lump bin, meine Herren, so stolpert euch

jetzt die lange Heugeigen da ins Haus, schlagt die Händ' zusamm': Das Geld hätten sie ihm gestohlen im Wald' oben! — Die Herrschaften täten den Fall fein sauber zu Protokoll bringen, täten hernachen die Pfeife anzünden und dabei kunnt's einem einfallen, 's möcht nicht uneben sein, daß der Amtsdiener ein bissel auf die Straßen ging' und nachschauen, ob nicht etwa der Dieb sich wo blicken läßt. Und ich — der schlechte Lump — bin derweilen mit dem Geld über Berg und Tal und bettle in jedes Haus hinein um ein Stück Brot, und lach' den Geber aus und den Bestohlenen und das Gericht auch. Weil ich herentgegen aber, mein hochachtbares Gericht, ein ehrlicher Kerl bin, der Gelegenheit gehabt und doch nicht gestohlen hat, so muß ich sehr bitten, daß es auf der Stell' vermerkt wird. Wenn ich ohne Grund als schlechter Mensch beim hohen Gericht eingetragen bin, so verlang' ich, daß auch der brave, ehrliche Jonathan Schauderer einmal zu Papier gebracht wird."

Der Mann war bei diesen Worten bitter erregt geworden, und als der Hinterschöpp sah, daß es dem Schauderer um die Rettung seines einzigen, was er als armer Mann haben kann, um die Rettung seiner Ehre Ernst war, sagte er: „Tu's das hohe Gericht einschreiben, daß der Jonathan Schauderer am 28. August 1841 um zwei Uhr nachmittags nicht gestohlen hat."

„Das ist ein spottschlechtes Angeben!" schrie der Schauderer drein, „daß er's hätte tun können, aber nicht getan hat, muß es heißen!"

„Ihr seid ein paar wunderliche Kerle," sagte der Richter, und tat einen nieren- und herzdurchdringenden Blick in die widerhaarigen Gesichter; „den Hinterschöpp dort möchte ich am liebsten untersuchen, und den braven Mann

da, der heut' um zwei Uhr nicht gestohlen hat, hätte ich gute Lust, einsperren zu lassen."

„Da hat das hohe Gericht recht, ganz recht," entgegnete der Schauderer voll heimlichen Ingrimmes; „nicht wahr, Hinterschöpp, die paar ehrlichen Leut' nur gut einsperren, daß sie von anderen nicht bestohlen werden können. O, Ihr seid ein Gericht! Ihr seid ein Gericht!"

Der Schöpp sah, daß diese Stunde, wenn sie sich derart entwickelte, noch gefährlich werden konnte, er drang daher mit möglichst höflichen Worten, daß nach dem Willen des wunderlichen Menschen in Gottes liebem Namen auf ein Blatt Papier gebracht werden möge, daß der Schauderer an diesem Tage Gelegenheit zum Stehlen gehabt, aber dieselbe nicht benützt habe — demnach wahrscheinlich ein braver Mensch und ehrlicher Häfenbinder sein werde.

Der Launigste unter den Kanzleischreibern schrieb es nieder auf ein graues Blatt — zu Spaß und Ernst. Und hierauf machten sich unsere beiden aus dem Aktenstaube.

Als sie die Treppen hinabstiegen in den Markt Schlein, zupfte der Schauderer den Hinterschöpp am Ärmel und zischelte: „Du hättest mir bei einem Haar bald alles verdorben, und kein Augel war's mehr davon, so ergeht's mir, wie dazumal beim Ochsenstehlen."

„Das muß sauber gewesen sein."

„Pfui Teufel! Ich bin sauber gewesen und jung, das laß ich gelten; meine Herzliebste auch so viel. Ich will mich nicht selbst heben, Schöpp, aber wenn ich dieselbig Liebste so gut hätt' geheiratet, als ich sie nicht hab' geheiratet — wahrlich Gott, 's wär' was Ordentliches aus mir worden. Haus und Hof hat sie gehabt und viel Manier. Und just wie das Versprechen sein soll, stiehlt sich der Nachbar Hans im Schlaf sein bestes paar Ochsen von der Weid'

und laßt mich der schlechte Kerl noch am selbigen Tag dafür einsperren. Die Untersuchung dauert etliche Wochen — d'rauf kann ich heimgehen, in der Hand ein blaues Blattel von grobem Papier, beweist's, daß mir nichts hat können bewiesen werden, und ich demnach sozusagen wieder als ehrlicher Mensch zu betrachten wär'! Die Ochsen, die sind dem Hans im Schlag lang' schon wieder im Hof gewesen und — meine Herzliebste auch. Die hat mir der Schwerenots-Racker, der höllvermaledeite, dieweil weggeheiratet. — Ei, lieber Gott, wenn ich d'ran denk', was mir schon alles ist passiert, bis morgen früh kunnt ich dir erzählen. Aber durstig bin ich worden. Gelt, Schöpp, du verschmähst mir's Schöppel nicht, weil wir just bei der Kron' sind. Du hast mich heut' herausgezogen, so zieh' ich dich hinein, aber zahlen mußt du, denn ich bin so dumm gewesen und hab' heut' da oben im Wald mein ganzes Geld aus der Hand gegeben."

„Hast mich zwar wie einen Schulbuben heruntergemacht beim Gericht, doch einen Nachmittagstrunk sollst haben, alter Stromer," sagte der Schöpp, „aber nachher sei so gut und heb' dich weg."

„Ich? mich wegheben? von dir? daß du allein sollst ins Schneewaldbach hinübergehen müssen? Du, Hinterschöpp, denk' auf die finstere Nacht! — Grüß' Gott, im Wirtshaus. Eine Halbe vom Feinsten dieweil. Häfen, Reindln, Schüsseln, was zum binden? — Nein, Schöpp, ich nehm's nicht auf mein Gewissen, daß du mir mutterseelenallein über die Berge gehst."

„Wenn du schon so gut willst sein, Schauderer, und mir das Geleit willst geben ins Schneewaldbach hinüber, so laß ich mein Geld lieber da. — Mir auch eine Halbe, Kellnerin, und wenn was Warmes ist?"

Beim Kronenwirt ist immer was Warmes, und man sitzt sich selber leicht warm in demselbigen Wirtshaus.

Sie ließen sich's wohl sein, und nach einem halben Stündlein schon wollte der Schauderer mit dem Hinterschöpp auf du und du trinken.

„Narr," malmte der Schöpp, ein widersetzliches Stück Hammel im Munde bearbeitend, „hast eh nie anders als wie du zu mir gesagt, du kotzengrober Michel."

„Weißt, Schöpp," sagte der Schauderer im Vertrauen, „ein verdächtiger Mensch muß alleweil grob sein; die Höflichkeit macht ihn noch verdächtiger. Schöpp, o mein Schöpp, du bist ein gläubiges Schaf. Aber das kannst nicht glauben, was es für eine Elendigkeit ist, wenn einem die Leut' nicht trauen. Vor lauter Angst, daß man sich nicht in Verdacht bring', macht man's grad nach der Spitzbubenweis'. Nachher packen sie dich und halten dich fest und fragen dich ins Kreuz und ins Krumm, und du weißt nimmer recht, was du voreh gesagt, verzappelst dich wie die Fliegen im Web und auf Ja und Nein ist die groß' Kreuzspinnerin da — vermein' damit das löbliche Gericht — und hin bist. Freund, es ist zum Verzagen! Und so weit werden sie mich hetzen, daß — wirst es noch erleben, Hinterschöpp — daß ich hinaufgeh' zum See und mich hinabstürz zum Holzknecht-Toni. Hernachen — wirst es schon sehen — hernachen ist der brave Mensch fertig — der arme Häfenbinder! Was ihn nur überkommen hat! Man sagt gar, der Leut' Reden und die Herumfrotzlereien von einem Gericht zum anderen hätt' er sich so zu Herzen genommen — wär' selber ins Wasser gegangen — die gute ehrliche Haut. Hernachen, Schöpp, krieg' ich ein schönes Martertafel — justament wie der Toni ein's hat."

„Wohl, wohl — wie der Toni," murmelte der Hinter-

schöpp und trank Wein. „Lassen wir's gut sein mit dem Toni und trink'."

„Trinken tu' ich schon; mit dem Toni laß ich's auch gut sein, aber die Leut reden gar viel darüber, just wie sie über den Jonathan seiner Tag viel reden werden. Freilich allemal das Verkehrte. Von mir wird's heißen: umbracht ist er worden, und vom Toni sagen sie: selber ist er gegangen! Ha! selber! Der! Den muß einer gekannt haben, wie ich. Mit dem muß einer beisamm' gewesen sein jahraus, jahrein — Tag und Nacht, wie ich, der Schauderer. Der hat diese Welt viel zu gern gehabt, als daß er selber 'gangen wär'. Und gejagt hat ihn auch kein Mensch, und so tappig ist er auch nicht gewesen, daß er aus Unachtigkeit ins Wasser gefallen wär' — der ist kein Kind gewesen, Schöpp! — Ha, wenn eins nur reden dürft — über den Holzknecht-Toni — Anton Obersdorfer hat er sich schreiben lassen — kunnt' ich schon was sagen, daß die Leut' einmal die Ohren und hernachen Maul und Augen aufreißen täten! — Ja, mein lieber Freund!"

Der Hinterschöpp schien auf der warmen Wirtsbank für die Länge nicht sehr gut zu sitzen; er rückte hin und her und mit halb geschlossenen Augen blinzelte er den Schauderer an. Er wollte auf den berauschten Gesellen gar nicht weiter hören, zahlte die Zeche.

Da faßte ihn der Hausierer beim Arm ab und murmelte ihm unter den langen, runzeligen Hals hinein: „Der Toni ist umbracht worden!"

Der Schöpp lachte auf.

„Das muß einer wissen!" rief der Schauderer und trank Wein. Und fuhr fort: „Weil er gemeint hat, 's kunnt kein Stärkerer mehr über ihn kommen. Der höllische Raufer, der er gewest ist!"

„Der Toni?" fragte der Lange, „mein Lebtag hab' ich's nicht gehört, daß der Holzknecht-Toni ein Raufer gewesen sollt' sein."

„Eh, was weißt denn du im Schneewaldbach drüben! Du hast den Toni wohl dein Lebtag nicht gesehen. Ist jetzund schon dreißig Jahr, daß er ist hineingeschmissen worden."

Ein guter Zug aus dem Glase und dann weiter: „Weil er mit einem anbunden hat, der noch ist stärker gewesen, als wie er mit samt seiner Kuraschiertheit. Kunnt's auch sagen, wegen was es hergangen ist, daß sie sich allzwei hinaufbestellt haben zum See, und daß es ausgemacht worden ist: Der Festere schmeißt den anderen ins Wasser."

„Ein Duell?" rief der Schöpp.

„Kunnt sein! Und was für ein's!"

Am nächsten Tisch saß ein kleines krummes Bäuerlein. Das schüttelte bei den Darlegungen des Schauderer fortwährend, teils ungläubig und teils mißbilligend den Kopf.

Der Schauderer bemerkte es und schrie ihm zu: „Was? Dir ist's nicht recht? 'leicht warst du dabei und weißt es besser, du Hungerleider, du Bettelbauer! Haben dir eh' die vergangene Nacht dein letzt' Trum Speck aus der Kammer gestohlen!"

Stand das Bäuerlein ganz langsam auf, trat her gegen den Schauderer und sagte: „Das ist richtig, mir haben sie voreh' Nacht meinen Speck aus der Kammer weggestohlen. Aber nachher bist es 'leicht du selber gewesen, Schelm? Denn ich hab' vom Diebstahl bis zu dieser Stund' keinem Menschen nichts gesagt."

Der Schauderer stotterte etliches Zeug übereinander; da hatte das kleine Bäuerlein schon ein paar handfeste Knechte aufgetrieben.

Und die handfesten Knechte täten den Jonathan Schauderer binden und hinanführen zu jenem Gericht, wo es bis heute noch geschrieben steht, daß der Hausierer Schauderer am 28. August 1841 um 2 Uhr nachmittags nicht gestohlen hat.

Was man mit den lieben Kindern für ein Kreuz hat!

Als der Hinterschöpp am nächsten Tage seine Wanderung vollendet hatte und gegen sein einsames Haus hinschritt, hörte er von demselben her ein jämmerliches Kirren und Winseln. Er beschleunigte seine Schritte und sah nun auf dem Anger das Schauspiel. Die alte Schraglin ritt auf der Sau, die sich am Boden wälzte und der herzlosen Unterjocherin keine Gegenwehr hatte, als das klägliche Geschrei und Gewinsel. Die Schraglin durchstach ihr mit einer Ahle den Rüssel und zog einen eisernen Ring durch. Denn die alte Bockin — ahnend, daß dies der letzte Sommer ihres Lebens sein könne — hatte sich etwas zu eifrig dem Genasche hingegeben, hatte den grünen Rasen aufgewühlt, schier als wäre gepflügt worden auf dem Anger, war in den Kohlgarten eingebrochen und hatte selbst die Untermauerung des Stalles nicht geschont, sondern, durch einen pikanten Geruch gereizt, dieselbe mit ihrem scharfen Rüssel zu unterminieren gesucht. Von nun an sollte das Ringlein in der Nase der sonst braven Bockin eine sinnige Erinnerung sein, daß ein durchbohrter Rüssel schrecklich schmerzt, so oft man mit demselben wühlen will.

Der lange Hinterschöpp stand da und sah der Schraglin zu. Sie griff das Ding an wie eine Mannsbild und die Bockin konnte nur froh sein, daß es diesmal bloß an den Rüssel ging, denn wenn sie ihren Stammbaum durchforschte: kein einziges aus diesem Geschlechte war eines natürlichen Todes gestorben.

Dem Hinterschöpp fiel die Hast und Wut auf, mit welcher die Alte hantierte. Die Bockin war doch sonst ihr erklärter Liebling, welchen sie mit Zärtlichkeit hegte und pflegte, schier so gewissenhaft wie die kleine Antonia, und den sie immer am liebsten fußfällig um Verzeihung gebeten hätte, so oft sie bemüßigt gewesen war, ihm ein neues Ringlein anzustecken. Weil es doch immer ein Unterschied bleibt, ob das Ringlein an den Finger oder an die Nase gesteckt wird. Und heute dieser wilde Zorn! — Als es geschehen war, stand sie mit den Händen tappend und keuchend auf und die Sau zottete grunzend davon.

Sie hatte es bald verwunden.

„Das ist ja gar hitzig zugegangen!“ sagte der Schöpp.

„So, du bist da!“ Und sie fuhr mit der Schürze über das gerötete Gesicht. „Zeit ist, daß du da bist; just hab' ich meinen Zorn ausgelassen. — Die gute Bockin muß es entgelten. Weil ich heilig hab' gemeint, ich hätt' den verdangelten Obristen unter dem Knie!“

„Oho!“

„Mich ziemt, einen siebendoppelten Eisenring wollt' ich dem alten Teufel — dem verschwefelten — durch seinen Rüssel treiben! Meinen Hansel tut er wieder so viel peinigen!“ Sie hub zu weinen an.

„Ich kenn' mich nicht aus. Den Saurüssel meinst?“

„Der Hansel hat wieder geschrieben.“ Und sie suchte den Brief. Zuerst an ihrem Busen, dann in den Kittelsäcken, nachher ging sie ins Haus und suchte im Wandkasten, auf dem Fensterbrett, unter dem Bettkissen — und hub an zu schelten, daß der Teufel drauf tät sitzen und einen Fingerlang früher hätt' sie das Briefel noch in der Hand gehabt.

Die Antonia hockte an der Türschwelle auf ihrem

linken Bein und das rechte streckte sie von sich — und sie lud das Schußgewehr ihres Vaters.

Der Alte wußte wohl, daß kein Pulver vorhanden war, und fragte das Mädchen, was es denn schießen wolle?

„Den Feind schieß' ich tot!" sagte sie in ernsthafter Weise.

„Du Fratz!" rief die Schraglin, „dem Hansel seinen Obristen, das laß ich mir gefallen."

„Nein," wiederholte das Mädchen kurz und entschieden, „den Feind schieß' ich tot!" und preßte mit dem Ladstock einen Papierschuppen ins Rohr.

Da fiel's der Schraglin ein: das ist heilig der Brief vom Hansel! und hepelte den Schuppen auseinander, und es war richtig der Brief vom Hansel. Der schrieb an die Schraglin:

„Liebste Mutter!

Ich grüße Euch vielmals und mache Euch zu wissen, daß es mir sehr schlecht geht, bin seit fünf Tagen wieder im Stockhaus. Müsset nicht denken, daß ich was angestellt hätte, es ist wieder der alte Drach', mein Herr Obrist, der mich ins Unglück gebracht hat. Zugegangen ist es so: sieben von meinen Kameraden — dienen davon zwei erst vier Jahr' — haben Urlaub kriegt und da lasse ich es dem Obristen stecken, daß ich schon über zehn Jahr' beim Regiment bin und noch nicht ein einzigesmal auf Urlaub und daß ich auch heim möchte. Liebe Mutter! Und bei der nächsten Rekognoszierung hättet Ihr sehen sollen, wie der alte Satan auf mich losfahrt. Kerl! schreit er mir ins Gesicht, der Herr Obrist. Zweimal in der Exekution wegen Desertion, dreimal wegen Respektverletzung gegen seine Vorgesetzten. Und Urlaub

haben wollen! Peitschen laß ich dich, du Schwerenots-Lümmel, und meine Parole: Er verschwitzt seine vierzehn Jahre in der Kaserne und die drei Reservjahr' steck ich ihn ins Walachisch hinab. Ich werd' Euch zeigen, Aser, wer von uns der Stärkere ist, marsch! und stößt mich mit der Faust zurück. Mir steigt die Gall' auf und das ist halt mein größter Schaden, daß ich's nicht verhalten kann. Herr Obrist! habe ich gesagt, sind wir denn Vieher worden beim Militär? — Das ist genug gewesen. Er wollt' mir die Vieher schon zeigen, schreit er und läßt mich auf vier Wochen ins Stockhaus stecken bei Wasser und Brot. Und, liebste Mutter, was Ihr mir habt geschickt, das weiß ich nicht, wo es ist, bekommen habe ich nichts. O, das Soldatenleben! Wenn nur wieder ein Krieg tät' werden, daß dieses Hundeleben ein End' hätt'. Aber dann geschieht was: meinen ersten Schuß wende ich gut an, das weiß ich . . ."

„Der unbesinnte Mensch!" Mit diesem Rufe unterbrach die Schraglin den Alten, der den Brief las, „wenn der Brief wär' aufgefangen worden in der Kasern'!"

„Da kunnt's schlecht ausschauen, Schraglin, mit deinem Hansel. — 's ist auch hell zum Rebellischwerden, eine solche Leutschinderei!" Er ballte das Schreiben in Wut zusammen.

Die Alte schluchzte; die kleine Toni jagte draußen auf dem Anger der Bockin nach.

„Zu der Strengheit," fuhr der Schöpp fort, „wollt' einer ja nichts sagen, ein Ernst muß sein beim Militär. Wenn so ein wildlebiger Bursch einmal seine rot' Suppen soll verspritzen — da muß er schon höllisch scharf angespannt sein. Und bis sich ihrer Hunderttausend — was weiß ich — aufs Blutfeld lassen führen, da gehört — der

Teufel hol' mich — ein Tierbändiger dazu. Aber Schinderei ist nicht vonnöten. Daß man einen jungen Soldaten — ehvor sie ihn noch zur Schlachtbank führen, ludern darf, das muß derlogen sein — Sakerment!"

„'s ist halt nicht derlogen, Hinterschöpp!" sagte die Schraglin.

„Mein Bub' kommt nicht zum Militär, selbander so wenig als wie ich," sagte der Schöpp.

— Heute erscheint uns eine solche Sprache unbegreiflich. Heute freut sich jeder wackere Bursche auf das Soldatenleben und ich hab' manchen Vater gekannt, der unwirsch worden ist, als sie seinen Sohn zurückwiesen, weil er nicht tauglich war. Dazumal ist's anders gewesen. Der Bauer auf dem Hofe war Höriger, sein Sohn in der Kaserne war Sklave. Von der langen Dauer des Militärdienstes, von den Qualen der ungeschickten Montur nicht zu reden, aber: Stockhaus, Krummschließen, Spießrutenlaufen, Standrecht! — Freilich war das Landvolk damals in einem Zustande, der ein ganz anderes Vorgehen als heute bedingte. Aber andererseits vertierte die Schmach das Volk noch mehr. Die Stumpfen und Mutlosen ließen sich treiben und schmähen, die Klugen suchten sich der Wehrpflicht zu entziehen, und die Verhältnisse waren darnach, daß es ihnen sehr oft gelang. Aber diese Flüchtlinge mußten verzichten auf den Schutz der Gesellschaft und mußten Gemeinschaft halten mit den Tieren der Wildnis.

Nun, der Hinterschöpp ging nicht zu den Soldaten und ging nicht zu den wilden Tieren. „Aber verdammt hintertrieben muß man sein."

„Sei still, Alte," brummte der Schöpp, „du stehst mir bei, und deinen Hansel, den werden wir noch herauskrie-

gen, ehvor ihn die Teufelsleut' zugrund' gerichtet haben. Sei still, Alte."

Gut, daß beide still waren, denn die Tür tat sich auf und ein kleiner, einfußiger Mensch stolperte herein. Das war auch so einer. Den fingen sie vor Jahren von seinem alten Mütterle weg, schoben ihn bei St. Michel an der Mur vor die Franzosen, und als der Fuß ab war, schickten sie ihn wieder heim, auf daß ihn das alte Mütterle ernähre. Dann fiel das einfußige Erbstück der Gemeinde zu. Diese machte einen Schulmeister d'raus. Der Grindl — so hieß er — konnte leidlich lesen und schreiben, und die Gemeinde hatte gehört, man käme leichter fort in der Welt, wenn man lesen und schreiben könne, daher richtete sie in einem alten Stübel in Schneewaldbach eine Schule ein.

Der Hinterschöpp hatte anfangs seine Toni nicht in die Schule schicken wollen. „Bei den Buben ist es gut, wenn sie was lernen, bei den Mädeln ist es nicht nötig."

„Du, Schöpp!" hatte damals da die Schraglin gesagt, „bedenk's! bedenk's, was du jetzt hast gesagt! Die Toni wird dir auf einmal aus dem Kittel springen!"

„Soll' sich nicht unterstehen, die Dirn'!" d'rauf er — „aber wenn man's halt überlegt! — Glaub' mir's, Schraglin, an meiner Stell' ist es hart schlafen in der Nacht. Oft zerstudier' ich mich frei. Ich bin dir in eine höllische Sackgassen gesprungen. Die Toni muß mir doch in die Schul'." Und so geschah es.

Die Toni war jetzt — da der Einfuß mit der Stelze zur Tür hereinstolperte — neun Jahr alt.

Das erste Wort, das der Schulmeister hören mußte, war: „Jerum, Grindl, du bist da? Ja, was suchst denn du bei uns heroben?"

„Daß du mich nur erst niedersitzen tätest heißen, Schrag-

lin," sagte der Schulmeister ein wenig verletzt und ließ sich auf einen Holzschragen nieder; „daß ich mich ja nicht zu lang' aufhalt', so heb' ich gleich an: Hinterschöpp, Euer Mädel müßt's abstrafen. Euer Mädel, das ist ein Unhold, so ein Mädel ist mir noch gar nicht vorgekommen; das ist toller, als der ungestümste Bub', möcht' ich sagen."

„Ho, ho, ho!" tat der Hinterschöpp.

„Die erst' Zeit hab' ich's nicht beachtet, wie sie mir vor und nach der Schul' ums Haus ist gefahren, als wie ein Hirsch. Ein paar Fenster hat sie mir eingeschleudert, die kosten nichts, Hinterschöpp, nur daß ich's sag'. Aber nachher ist die Balgerei angegangen; mit den Buben nimmt sie's auf, ein blaues Aug' ums andere, eine blutige Nase um die andere und vom gestrigen Raufen kannst heut' noch die Haarfetzen sehen vor der Schulhaustür. Hinterschöpp, wo hast du diesen Wildfang her!"

„Will ich dir gern sagen," war die Antwort, „aber ich denk', ein Schulmeister hat nur darauf zu sehen, daß ein Kind was lernt. Ist sie faul, die Toni?"

„Ich sag' nur so viel, Hinterschöpp, wenn die ihr Köpfel fürs Lernen wollt' verwenden, wie sie's für die Bubenstückeln verwendet — ein Bischof ist sie in zwanzig Jahren, ein Bischof! Auffassen, begreifen — keine zweite nicht! Aber halt kein Sitzfleisch. Dieweil die anderen fleißig ihre Aufgab' abtun, reitet Euer Mädel draußen auf meiner Geiß herum, oder trautert unters Dach hinauf und reißt die Vogelnester auseinander, daß die Fetzen nur so im Wind herumgaustern!"

Derlei Klag' brachte der Schulmeister Grindl vor. Dann sagte er noch, er habe es für seine Pflicht gehalten, das den Eltern zu berichten; wenn sie das Kind ferner noch in die Schule zu schicken gedächten, ohne es gebührender-

maßen selber zu züchtigen, so müsse er mit dem Haselstock d'ran, denn mit Gutem richte er bei diesem kleinen Unding nichts mehr aus.

Und stolperte davon.

Der Hinterschöpp sagte: „Man sollt' lieber draußen im Land herumstreichen, wie ein Stromer. Klewer (kaum) daß man ins Haus hereinguckt, ist die Ärgernus da."

Dann stellte er sich hin vor die Schraglin und murmelte: „Jetzt haben wir's. — Unters Dach trautert sie hinauf um Vogelnester! Du, meine liebe Hauswirtin, ich vermein', es ist hohe Zeit, daß wir das Wesen aus der Schul' ziehen. Was aber nachher?"

„Mich fragst um Rat? Du hast es gekocht, du magst es auch selber ausessen. Möcht' wissen, wo jetzund Rat hernehmen! Daheim muß sie bleiben und einen Wachter kannst jetzt hinstellen zu deiner kleinen Jungfrau."

Der Lange hub an zu lachen und er lachte merkwürdig laut, wie selten. Plötzlich brach er ab, wie der schwere Guß des Wetterregens oft plötzlich abbricht, wenn es in der Luft nicht geheuer ist. — Er simulierte: „Etliche Jahr', hab' ich gemeint, kunnt's noch fortrutschen mit dem Mädel, bis ins funfzehnte, sechzehnte. Bis selbhin hätt' ich die alt' Krammel (baufälliges Haus) da verkauft und wär' ins Lehviertel ausgewandert; dort kann keiner fragen, wo ich mein Mädel hätt', oder warum der Bub' militärfrei ist..."

„Verkauf' jetzt die Krammel!"

„Krieg' nichts dafür. Wer kann's denn brauchen, als wie der Waldherr? Und der Waldherr kauft das klein' Stückel erst, wenn auch der Oberstockberger seinen Grund hergibt — so steht's zusammen. Und der Oberstockberger, mußt wissen, braucht nach meinem Erkennen noch sechs,

sieben Jahr, bis er mit seiner Wirtschaft so weit auf dem Hund ist, daß er hergeben muß."

„So ginge ich früher davon an deiner Stell'," rief die Alte.

„Du? Mit was wolltest dich denn hernach ankaufen drüben im Lehviertel? Ja, reden ist leicht! Wir hängen, Schraglin, wir hängen närrisch in der Sach'!"

„Bist sonst immer so proper," sagte sie, „und jetzt auf einmal verzagt. Unser Kalender steht nicht schlecht; der reimt sich wie dem Pfaffen der Psalter. — Na ja: Nach etlichen Jahren kommt der Oberstockberger auf den Hund. D'rauf kauft der Waldherr seinen Grund, d'rauf kauft er auch den deinen, nachher gehen wir und kaufen uns im Lehviertel an und nachher wird das Mädel —"

„Majorenn erklärt. Wohl, wohl, wenn's nur all' geht nach dieser Schnur. Nur mußt versteh'n, Schraglin, das Ding darf die Zeit über nicht gar viel unter die Leut'!"

„Versteh' ich auch. Was wir aber daheim mit ihm anheben, das versteh' ich dir nicht. Spinnen, Nähen und Stricken; ist das ein Zeitvertreib für so was? Die Arbeit im Ackerl und Hausgartel ist nicht der Müh' wert, daß ein's davon red't. Ins Tagwerk kann man's nicht mitnehmen. Nu? — Das Best' ist, Schöpp, du nimmst dich wieder ums Haltergeschäft an, das du vom Waldherrn vor ein paar Jahren hast gehabt, und stellst die Dirn' zum Vieh. Da hat sie ein Geschäft und eine Sorg' und kommt dir nicht unter die Leut'."

Was die Männer auch anheben mögen, ausführen müssen es die Weiber. Der Schraglin Rat war gut, und der Hinterschöpp stellte es fest: die Toni wird Halterdirn' auf der Schneewaldalm. Dort bleibt sie, bis ausgewandert

werden kann. Und dann: eine andere Gegend, andere Leut'. Hernachen, Toni, kriegst ein neues Gewand. —

Der Schuber des Küchenfensters klappte auf. Die Toni lachte herein — hatte einen Schnurrbart über den Lippen. Mit Kohlen war er gemalt. Aber der lange Hinterschöpp schüttelte den Kopf: „Noch ein sechs, ein sieben Jahr? so lang' wird's klewer mehr halten. — Was man doch mit den Kindern für ein Kreuz hat!"

Wie die kleine Hexe mit dem Sohne des Ortsvorstandes umspringt.

Wir finden die Hinterschöpp-Dirn' auf den Almen. Sie reitet gern den schwarzen Ziegenbock, dessen Wohlduft die Matten durchströmt, und sie geht ins vierzehnte Jahr.

Von den letztvergangenen vier Jahren ist nichts Besonderes zu vermelden. Die Toni war des Tags ein Wildfang und war des Nachts stets versunken in den dicksten Schlaf, der in den Gebirgen von Schneewaldbach je geschlummert werden kann. Der Schöpp war ihr treuer Wächter, sah das Dirndl wachsen und gedeihen vor seinen Augen und beobachtete im stillen die Wirtschaft des Oberstockbergers, die von Jahr zu Jahr armseliger wurde, so daß davon ein Fahrnis ums andere hinweggegeben werden mußte. Der Oberstockberger sah, daß auf seinem Steinberg nichts mehr verschlug, wurde allverzagt und hub schließlich zu trinken an.

„Das ist recht, das ist recht!" jubelte der Hinterschöpp, „haben wir nicht lang' Aufenthalt."

Und wahrhaftig, es ging ihm an die Zeit. Toni war bereits die kräftigste Jungfrau weit und breit; nur gut war's, daß die Leute nicht viel von ihr wußten, daß sie

sich wie eine Amazone in den Wäldern umtrieb und bisweilen sogar zu den Gemsen hinanstieg ins Hochgebirge.

Sie war gutmütig und offenherzig, aber bisweilen wußte sie sich vor Übermut, Trotz und Lustigkeit gar nicht zu helfen, wie solche kerngesunde und sich selbst überlassene junge Leute einmal schon sind. Der Vater und der Großvater werden gerade so wild gewesen sein in solchen Jahren; das Gebaren wird nicht angelernt, liegt in der Natur, und die Natur schaut nicht aufs Kleid, die rutscht im Blutstropfen fort von Geschlecht zu Geschlecht, und es braucht viele hundert Jahre, bis sie sich anderen Verhältnissen anpaßt.

Wenn die Toni aber im Schatten des Ahornbaumes lag und dem Vieh zusah, das sich auf den Matten sättigte und unterhielt, da war doch auch wieder etwas Träumerisches in ihr. Ihr Haargelocke war braun und schwer und immer zerzaust, und immer hingen Zweigelchen, Nadeln und Zapfenschuppen von dürren Fichtenbäumen daran; denn sie kroch und schlüpfte und kletterte im unwirtlichsten Dickichte umher, wie eine Eichkatz', oder sie sprang auf einen Heuhaufen, stürzte sich kopfüber hinein und grub und schlug und hastete mit Händen und Füßen, daß ringsum die Fetzen flogen.

Sie hatte selten ihren gelben, zerfaserten Strohhut auf dem Haupte; wenn die Sonne schien, oder wenn sie auf dem Rücken hingestreckt lag und ihr die lichte Himmelsbläue in die Augen stach, dann kraute sie mit den Fingern das Gelocke über ihr Gesicht, so daß man durch dasselbe nur das kecke Stumpfnäschen hervortreten, zwischen den leicht aufgeworfenen Lippen die Zähne schimmern und auch noch die Glut des Auges blitzen sah.

Wie ein so häßlicher Vater ein so schönes Kind haben

kann! Aber die Mutter war schön gewesen, und die Toni hatte sehr viel von der Mutter, nur daß sie weit kräftiger an Gestalt war und nicht jene Milde und Sanftmut inne hatte, wie die arme, duldungsvolle Frau des Hinterschöpp.

Aber gerade des Mädchens Trotz und Wildheit war es, welche den Sohn des Ortsvarstandes von Kraden anzog.

Der Sohn des Ortsvorstandes von Kraden war nämlich insgeheim ein Wildschütze, der an stillen Festtagen, wenn die Leute gen Kraden in die Kirche gingen, oder in hellen Mondnächten gern hinanstieg in die Waldungen und zu den Hochmatten der Schneewaldalmen. Der Tibur war ein Bursche von dreißig Jahren — ein tüchtiger, sauberer Kerl, aber ohne Glut und Lustigkeit, ein stiller Lapp — ein „Loser", wie die Leute sagen. Was andere so gern haben, dem wich er aus. Der Wein war ihm zu naß, das Kartenspiel zu gefährlich, das Buckelringen (Ringen) zu anstrengend. Und die Weiber? Die Weiber mit ihrem Zieren und Girren, Liebeln, Kichern und Flennen waren ihm zu langweilig. Heiraten ist ihr erstes Wort und ihr letztes, ihr Gedanke bei Tag und Nacht; Weiberlieb' ist nichts wie ein Heiratsfieber; junges Weib ist ein putzig Ding, altes ist eine Klette. — So das Glaubensbekenntnis des Tibur. Auf der Alm war's ganz anders. Zur unbelauschten Stund' nahm er seinen Stutzen und eilte ins Gebirge, und die Hirschen und Gemsen zitterten vor seiner Leidenschaft und Augenglut, die man unten in Kraden nachgerade ganz vermißte.

Und eines Julisonntags am Vormittag, da sah der Tibur dort unter dem Ahornbaum etwas Lebendiges, wie einen Rehbock, der sich zusammenwand, um zu lecken. Der Bursche legte sein Rohr an, da stieß der Rehbock einen hellen Jächschrei aus und der Knall unterblieb. Der Tibur sah

das wildschöne, frische Kind, und sein erster heißer Gedanke war: Waldjungfrau, an dir lieb' ich mich zu tot!

Toni gewahrte den Mann, sprang auf und erfaßte, zur Wehr bereit, den Hirtenstab.

„Ich tu' dir nichts," sagte er und ging auf sie los.

„Ich hab' dich nicht gefragt, ob du mir was tust!" war ihre trotzige Antwort. „Sag', was du willst!"

„Ich bin müd' und möchte bei dir im Schatten rasten."

„Was tragst du denn dort im Lederbeutel mit dir?"

„Schinken."

„Was ist das?"

„Geräuchertes Schweinefleisch."

„So setze dich zu mir in den Schatten. Ich will essen."

Sie hatte bei diesen Worten ihren Stock fest umspannt, und ihre scharfen Augen blitzten herrisch auf den Tibur. Dieser tat, wie sie verlangte, ließ sich nieder in den Schatten, legte seinen Stutzen an die Wurzel des Baumes, öffnete den Ledersack und tat Speck, Selchfleisch und Brot hervor. Hastig setzte sich das Mädchen vor ihn hin, stützte die Ellbogen auf seine Knie, riß mit den Händen ein Stück Selchfleisch an sich und aß mit leuchtendem Antlitze. Tibur wußte nicht, wie ihm geschah, als dieses braune, kecke Kind sich derart seiner bemächtigt hatte.

„Hast du auch Wein?" fragte sie plötzlich.

„Willst du trinken? Komm, dort unter dem Haselnußbusch ist ein Brunnen."

„Morgen bringst Wein mit! Wasser weiß ich selber."

Sie wollte mit ihrer Schürze den fetten Mund trocknen.

„Du," sagte er, „Speckfetten muß man mit einem Schnauzbart abwischen." Er tappte in Gier und wollte sie küssen. Toni sprang auf, erfaßte das Schußgewehr des

Burschen, richtete das Rohr gegen ihn und rief: „Ergieb dich!"

„Was denn, du Hex'? Dich will ich jetzt haben!"

„Und ich mag dich nicht, geh' weg!" Der Hahn knackte, sie trieb den Burschen vor sich her.

„Dummheiten, das," kicherte der Tibur, „Mädel, tu' weg das Ding, 's kunnt ein Unglück geschehen!"

„So trifft's dich."

Sie trieb ihn an den Rindern vorbei, über die Matten hinab, bis zum Felsenabhang.

„Steig' da hinab!" gebot sie, und es war wie der herbste Zorn in ihrem Wesen.

Er weigerte sich, über die hohe Felswand hinabzuklettern und suchte die Handlung auf Scherz hinüberzuführen.

„Steig' hinab!" rief sie wütend — „oder Gott verfluch' mich — ich brenn' dich nieder wie einen Hundling!"

Die ist wahnsinnig, fiel es jetzt dem Burschen ein, und er sprang und kletterte und rutschte den steinigen Hang hinunter bis zur Tiefe. In der Tiefe stand ein Hagebuttenstrauch.

„Jetzt auf der Stell' krauch' mir in den Rosenbusch hinein!" schrie das Mädel von oben hinab und zielte mit dem Schußgewehr.

„Liebste, Liebste!" rief er unten im weinerlichen Tone, „das ist ja eine Dornhecken, die tut stechen!"

„Ich rat' dir's gut, spring' hinein, eh' der Stutzen pfeift!"

Hastig kroch er in den stechenden Hagebuttenstrauch, noch zappelten die Beine nach, dann sah man nichts mehr von dem Burschen.

Die Toni lachte hell auf, lief über die Matten hinan,

knallte den Schuß los, verbarg das Gewehr in einem hohlen Baum, jagte die Herde seithin und eilte lustig hinab zum Hause ihres Vaters.

Die Toni unter dem Jungfrauenkranze.

Von dem Staatsstreiche auf der Hochmatte ist weiters nichts bekannt worden. Hingegen ließ an einem der nächsten Sonntage der Pfarrer zu Kraben kundmachen, daß am Himmelfahrtsfrauentag im August die neue unbefleckte Empfängnis-Kapelle unter den drei Buchen eingeweiht werde, wobei sich zu ihrer größeren Ehre alle Jungfrauen der Pfarr' mit einem grünen Kranz auf dem Haupte einzufinden hätten.

Der Hinterschöpp hörte diese Kundmachung und dachte bei sich: Meine kommt gewiß nicht.

Aber Tags darauf rief ein alter Nachbar — 's ist ohnehin der Oberstockberger gewesen — der Toni zu: „Na, Dirn', jetzt frisch' deinen Rosmarinstamm ein. Am Frau'ntag ist es zum Kranzelaufsetzen."

So hat sie's erfahren. Und das Kranzeltragen inmitten der anderen Jungfrauen war ihr ein mächtiger Spaß. Da mußte sie dabei sein! Warum sollte sie allfort leben auf der Alm wie ein Vieh: sie will auch einmal unter die Leut', will auch wieder einmal einen lustigen Tag mit den Dirndln haben, mit denen sie ist in die Schul' gegangen. Sie will!

Was können die Alten machen? Alle Mädchen setzen den Jungfrauenkranz auf, die sich des Rechtes dazu bewußt sind. Es wäre ja doch auffallend, wenn die Toni dabei fehlte. Warum geht die Hinterschöpp-Dirn' nicht hervor? möchten die Leute fragen, und etwelche gibt es in Kraben,

die richtig nachschauen gehen dürften ins Schneewaldbach, was denn der Hinterschöpp-Dirn' widerfahren ist.

Die Schraglin bereitete einen grünen Kranz und ein weißes Kleid; aber der Alte fluchte ums Haus herum und hatte Skrupel und hatte Angst und brummte neben seinem scharfen Zahn heraus: „Verstiefelte G'schicht! Geht mir schon zu weit, jetzund. Das ist kein Spaß mehr!"

Und am Frauentag zur goldenen Morgenfrühe da ging das schöne, schlanke, weißgekleidete Mädchen aus Schneewaldbach hervor und mischte sich unter die anderen, die bekränzten Jungfrauen all' — darunter welche mit fünf Jahren und auch welche mit fünfzig Jahren — denn, auf manchem Haupte bleibt der Jungfrauenkranz ganz wunderbar frisch bis in späteste Zeit. Nur auf feinem, weißem Gesichtlein und auf dichtem, weichem Haar — es mag des Weiteren goldfarbig sein oder rabenschwarz — wollen die kühlen, grünen Zweiglein und Bättlein allzubald verwelken.

„Schaut euch heuer der Hinterschöpp-Dirn' ihr Kranzel gut an," sagten die Leute zueinander, „aufs Jahr mögt ihr's leicht nimmer sehen!"

„Die?" meinte einer, „mir gefällt sie nicht. Wollet just einmal auf die anderen schauen, wie die still dahergehen, wie sich's gehört. Und die Hinterschöppisch'! Die stazt um, als hätt' sie eine Stange im Leib, die Arm' trollt sie hin und wieder, als tät' sie Haferstroh dreschen, und Schritt macht sie, wie ein Husar."

„Ein Husar macht gar keine Schritt', der reitet."

„Das tät auch die Hinterschöpp-Dirn' am liebsten. Wollt' mich gar nicht verwundern, wenn sie heut' zwischen den Kranzeljungfrauen und ihrem Geißbock tät' dahertraben!" — So redeten sie.

Weil die Toni ihr Gesicht nicht wie die anderen zu Boden schlug, sondern kecklich in die Luft hineinschaute, so sagte ein Bursche: „Der gefallen auch die Vögel besser, als wie die Käfer. Hörst, Dirndl, wer so viel den Spatzen nachschaut, dem fällt hinten leicht der Kranz herab."

Es war ein Wunder, daß die Toni mit ihrem losen Mundwerk auf das Wort nichts entgegnete, aber sie hatte es nicht verstanden. Dumme Burschen schwatzen oft so Zeug; sie ist heute Kranzjungfrau, da muß sie ernsthaft sein.

Bei der Prozession zur Kapelle unter den drei Buchen gingen die Jungfrauen zu Paar und Paar. Der Meßner hatte sie zusammengestellt nach seinem Vermeinen. Aber die Toni hatte auf des blöden alten Küsters Vermeinen nicht gewartet, sondern sich das Gespons selber ausgesucht. Ein zartes, stilles und gar eingezogenes Dirndl war darunter, das sich die Augen nicht um die Welt aufzuschlagen getraute von dem weißen Tüchelchen, welches es mit beiden Händen am Busen hielt. Ein Dirndl, dessen Wangen über und über brannten, weil es sich fast zu Tode schämte.

Sie hatte wohl auch einen buschigen Rosmarinstamm auf dem Haar, aber sie hatte kein weißes Kleid an, sondern ein blaßgrünes mit roten Blümchen, wie sie es sonst trug an den Sonntagen. Ihr Vater, der Bärenschütz-Michel, war arm, konnte ihr nichts Weißes kaufen, und ihre Mutter hat gesagt: „Zuweg sollt' die Dirn' nicht im Blümelrock gehen! Ich bei meinem Aufwachsen hab' zum Kranzeltag einen grobrupfenen Kittel 'tragen — ist auch gut gewesen." Und so war die junge Dirn' im Blümelrock und schämte sich dessen fast zum Versinken. Sie bildete sich ein, daß all die tausend Leute auf sie blickten, und das war ein Aufruhr in ihr. Und als der Meßner die Mädchen zusammenstellte,

schien es, als fände er keine für sie, die Bärenschütz-Gregina, und als würde sie allein stehen bleiben müssen unter dem Hollerstrauch, wo sie just stand, oder an der Reihe der weißgekleideten Jungfrauen hinten hertrappeln, wie eine einsame Spatzin — im Blümelrock.

Da zupfte sie jählings an diesem Blümelrock die Toni, zupfte ziemlich stark und sagte kurzweg: „Dreh' dich her, Dirn', wir zwei gehen miteinand'."

Und gingen miteinand'. Die Toni zur Linken, die Gregina zur Rechten, aber zusammenstanden sie nicht eben besonders; die Toni war um einen Kopf größer als die schüchterne Gesponsin, die neben ihr herschlich, wie ein geängstigtes Täubchen, immer noch glühendrot im Gesicht, aber nunmehr vor Glück. Unsäglich dankbar war sie der Hinterschöpp-Dirn', daß diese sie hatte erkoren zum Gespons auf der Prozession zu den drei Buchen. Einen vielherzigen Blick schlug sie zweimal auf zu der Toni; aber diese hatte ein Auge, in das gar nicht zu sehen war, ohne noch röter zu werden. Vielleicht, weil es so unschicksam war, wie die Toni kecklich daherging und dreinschaute, anstatt in Demut geneigt vor der Unbefleckten, die man auf einer rosenumwundenen Stangenbahre vor ihnen hertrug.

In der Kapelle unter den drei Buchen streuten kleine Mädchen Blumen, und die größeren sangen ein Loblied auf die Himmelskönigin. Da ist's bemerkt worden, wie schön die zwei Stimmen der Toni und der Gregina nebeneinander wiegten und sich ergänzten. Von der Gregina war's wohl bekannt, daß sie einen hellen lieblichen Sang hatte, aber wer hätte es von der ungebärdigen Walddirn' erwartet, daß sie einen so reinen, rührenden Mollton in der Brust trug. —

Also sangen sie:

„Liebste Jungfrau, wir sind dein,
Zeig' dich, Mutter stets zu sein,
Schreib' uns alle deinem Herzen
Unauslöschlich ein.
Groß ist uns'rer Feinde Zahl
Hier in diesem Tränental;
Rette, Mutter, deine Kinder,
Vor dem Sündenfall!“

Da mußte wohl jeder, der hier horchte und fühlen konnte, darüber klar sein, daß so nur die Unschuld singen kann. Wie ein unbewußter Aufschrei war es der jungen Herzen, die — gestern noch Kinder — schon heute in Gefahren hineingetrieben wurden.

Und in welche Gefahren!

Die Feierlichkeit hatte lange gedauert, und als auch die Nachmittagsandacht vorüber war, warfen die drei Buchen, unter welchen das neu eingeweihte Kirchlein stand, gedehnte Schatten über das Wiesenland hin.

Die Leute gingen auseinander und ihren weit im Gebirge zerstreuten Wohnstätten zu. Die Scharen der Kranzjungfrauen waren im Bruckelwirtshause erquickt und weltlicher gesinnt worden, so daß sie — auf ihr züchtiges Zubodenschauen vergessend — miteinander kicherten, tänzelten, sich zutranken und unterlaufend auch ein bißchen mit den Burschen schäkerten. So geschah es wohl einer oder der anderen, daß sie in ihrem Kranze eine verwegene Hahnenfeder oder eine boshafte Brennessel vorfand — heimliche Burschenspenden. Allmählich und mit derlei Scherzen und Mutwillen häkelte sich die junge Gesellschaft auseinander. Auch die Toni und die Gregina sollten sich trennen, die seit dem Augenblicke, da sie sich unter dem Holunderstrauche zusammengefunden hatten, Freundinnen geworden waren.

„Wenn wieder ein Kranzeltag ist, mußt du wieder

herauskommen von Schneewaldbach," sagte die Gregina, „ich geh' mit keiner anderen."

„Der Kranzeltag schert mich nicht," sprach die Toni, „ich komm' schon morgen wieder und setz' mich zu dir in den Kirchenstuhl. Ich mag nicht alleweil beim Vieh bleiben. Da zu Kraden gefallt's mir besser. Du gefallst mir auch gut." Und sie faßte die Gregina fest an beiden Armen: „Du mußt meine Kameradin bleiben!"

Ihr Auge leuchtete ganz seltsam. Das sah Gregina's Vater, der Bärenschütz, und freute sich darüber. Er hatte es gesehen, wie vor der Prozession seine Tochter voll Beklommenheit am Hollerstrauch gestanden war, bis sich die Hinterschöpp-Dirn' um sie angenommen hatte. Das fand er so viel brav von der Hinterschöpp-Dirn'; und als er nun auch noch gesehen hatte, wie die beiden Mädchen faustdicke Freundschaft schlossen, da sonst die Gregina nicht das Zeug hatte, sich an eine Gesellin zu schmiegen, und wie ein armes Waiselein allein und traurig herumschlich — da sagte er zu der Hinterschöpp-Dirn':

„Geh, Toni, was wirst denn heut' den weiten Weg traben bis ins Schneewaldbach hinein und morgen früh wieder heraus! Das wär' ungeschickterweis'! Das machst gescheiter. Du bleibst heute bei uns, schlafst bei der Gregina und morgen zur Sonntag-Früh bist bei der Kirchen." Das war der Toni gleich recht und der Gregina noch lieber. Arm in Arm ging die weißgekleidete Tochter des Hinterschöpp mit der neuen Freundin im Blümelrock dem Bärenschütz-Häuschen zu.

Hinterschöpp, wo ist die Toni?

Beim Nachtmahl im Bärenschütz-Häusel langte die Hinterschöpp-Dirn' wacker zu. Da gab es Salat in Butter-

milch mit Speck gesprengelt und Kirschen in Suppe gekocht. Insonderheit die Kirschen! die wuchsen nicht drin in Schneewaldbach. Der Bärenschütz-Michel eiferte die Toni immer von neuem zum Zugreifen an, und der Guidl rückte ihr immer von neuem die Schüssel näher. Der Guidl, der Bärenschütz-Sohn, ein Mensch von neunzehn oder zwanzig Jahren, das war auch so einer! Dem war es schon recht, daß die junge, herlebige Dirn im Hause blieb. Er fand es sehr gescheit von seiner Schwester Gregina, daß sie sich diese Kameradin ausgesucht hatte.

So eine Kameradin möchte er auch haben.

„Iß Kirschen, Toni!" sagte er und schob ihr die Schüssel zu. — Sauber ist sie! Keck ist sie auch, jetzt wirft sie ihm einen Kirschkern ins Gesicht. Aber schad' um den Mund, daß er so schwarz wird bei dem Essen. — Wird schon wieder rot werden.

„Iß Kirschen, Toni!"

Wenn die auf den Almen drin das Vieh hütet — Teufel, da sollt' einer doch einmal auf die Alm gehen! — Ist weit hin. Jetzo hätt' man sie im Haus. Das tragt sich nicht oft zu, daß man so eine im Haus hat.

„Iß Kirschen, Dirndl!"

„Mag nicht mehr," rief sie, „hakelziehen möcht ich!" und hielt den gebogenen Zeigefinger der rechten Hand über den Tisch zum Guidl. Allsogleich hatte auch der Bursche den Finger krumm und hakte an. Man sollt's gar nicht meinen, was die Hinterschöpp-Dirn' stark ist, den ganzen Guidl mit Haut und Haar zieht sie zu sich herüber, daß er ihr schier an die Brust fällt, der ungeschickte Bursch'. Dabei macht er ein so gutherziges Gesicht. Sind gar keine üblen Leut', die Bärenschütz-Leut'.

Und der Guild denkt: das ist ein prächtiger Spaß. Die

ist keine Letfeigen, die ist mir einmal wiff genug. Mit der heb' ich was an!

Als sie mit der Gregina in die Kammer ging, faßte sie der Guidl beim Kinn und sagte: „Schlaf' gut, Dirndl, in unserem Haus tut's manigmal geistern."

„Fürcht' mich nicht!" versetzte die Toni mit hartem Klang, „ein guter Geist tut mir nichts und ein letzer (schwacher) mag mir nichts tun."

„Wenn dir aber einmal ein Geist kommt, der einen Leib bei sich hat?"

„Der kommt mir grad' recht, den kann man prügeln!"

„Jetzt geht nur, geht, daß ihr ins Bett kommt," unterbrach die Bärenschützin und schob die beiden Mädchen vor sich her über die Bodenstiege hinauf und in die Schlafkammer der Gregina.

Sie bequemten sich, löschten das Kerzenlicht aus, legten sich ins Bett und huben an zu schwätzen. Sie schwätzten von Schneewaldbach und von Kraben, schwätzten vom Viehhalten und vom Kranzeltanz, schwätzten von der Kapelle unter den drei Buchen, von den lustigen Burschen im Wirtshaus und vom Blümelrock. Legten sich die Arme um den Nacken, daß sie gegenseitig den warmen Atem fühlten, und schwätzten von anderen Kranzjungfrauen, die heute so fromm getan, aber dahinter schon Liebschaften hätten. Und da fragte die Gregina ihre Gesponsin, ob sie wohl auch einen Liebhaber möchte? Und da antwortete die Toni, sie möchte keinen; ob die Gregina einen möchte? Die Gregina meinte: „Vielleicht schon!"

„Du mußt es recht gut haben," sagte jetzt die Toni.

„Warum meinst es?"

„Weil du halt nicht so mager bist, als wie ich."

„Sei still!“ flüsterte Gregina, hielt den Atem ein und horchte. Unten pochte es ans Tor. Und eine Stimme rief:

„He, Leut', Bärenschütz-Leut', ist meine Tochter, die Toni, nicht da?“

„Wer ist denn draußen?“ fragte aus seiner Stube der Bärenschütz.

„Der Hinterschöpp von Schneewaldbach. Hab' gehört, Ihr hättet mir die Dirn' abgefaßt, daß sie nicht heimkommen ist.“

„Ja freilich, Schöpp, die Toni ist bei uns im Haus. Sie schlaft schon, ist gut aufgehoben.“

„Tut Euch nicht grimmen,“ redete die Bärenschützin drein, „morgen kommt sie Euch schon wieder heim.“

„Auf der Stell' geht sie mit mir!“ rief draußen der Schöpp, „Bärenschütz! was geht dich das Mädel an, das gehört heim ins Vaterhaus. Auf der Stell' geht sie mit!“

„Ho, ho, ho!“ brummte es herinnen. „Du bist ein Töpp. Haben ihr's nur gut meinen wollen — wenn sie morgen zum Sonntag wieder ins Kraben soll — daß sie bei uns bleibt über Nacht. Zu essen hat sie ja auch was kriegt.“

„Weiß ich, Bärenschütz — insoweit rechtschaffen von dir. Aber ich, mußt wissen, brauch' eine Ordnung im Haus. Geht sie heut' nicht heim, bleibt sie morgen auch aus. Und wer hat ihr's denn geschafft, daß sie morgen wieder heraus sollt' gehen — morgen muß sie auf die Alm. Geh, Schütz, wenn sie schon schlaft, tu' mir den Gefallen und weck' sie eilends auf.“

„Gregina,“ sagte oben die Toni, „jetzt ist mein Vater da um mich, jetzt muß ich heimgehen. Auweh!“ Und ledigte die Locke ab, die sich in jene der Gesponsin verwickelt hatte, und stieg aus dem warmen Nest und mußte in die Nacht hinaus.

Ein Durstiger und zwei Wildschützen.

Und jetzt gingen sie miteinander nach Hause, aber gar nicht im besten Einvernehmen.

Die Toni trug des Vaters Stock, damit schlug sie zornig an die Steine, daß die Funken sprangen.

„Nur noch giftiger, Dirn',“ sagte der Alte. „Deine Giftigkeit ist heut' eine gute Latern'. — Ja, das glaub' ich schon, daß du gern in fremder Leut' Häuser herumkrauchen tätst. Leid's aber nicht; leid's einzig nicht. Wird noch eine Zeit kommen, wo du weißt, warum. Und mit den Mädeln gib' dich schon gar nicht ab, das sag' ich dir!“

„Mir sind die Burschen auch lieber,“ antwortete die Toni trotzig. „Nur die Bärenschütz-Gregina hab' ich gern!“

„Das darf nicht sein, Dirn'!“

„Nicht? Nachher hab' ich sie noch lieber.“

„Untersteh' dich nicht!“

„O, ich untersteh' mich!“ fiel sie ihm rasch ins Wort, ihre Stimme brach sich plötzlich in eine tiefere Tonlage, „und justament untersteh' ich mich. Und justament, weil's verboten ist, geh' ich jetzt zu der Gregina!“

Mit einem Sprunge war sie über den Weg hinaus und floh davon. Ein paarmal noch schimmerte ihr weißes Kleid durch den finsteren Wald her — dann war sie weg.

Der Hinterschöpp verfolgte sie, stieß aber immer an Gewurzel und Baumstämme und kam nicht weiter. Dann sagte er sich: Da hast es, Schöpp! — Hast gemeint, im vierzehnten, fünfzehnten Jahr wär' ein's noch Fratz. Jetzund reitet ihn schon der Teufel. — Was mir das Kind ist anders geworden seit einem Jahr! 's ist nicht wie die Mädeln und nicht wie die Buben; wenn sich das so weiter wachst, — oh, das wird wild!

Und nahm wieder den Rückweg gegen das Bärenschütz-Haus, um vor dessen Tür die Ankunft der Toni zu erwarten. Als er hinter dem Bruckelwirtshause über den Bach ging, hörte er unter der Brücke etwas grölen. Er sah nach und fand den betrunkenen Oberstockberger im Schlamme liegen.

„Da wälzt sich die Sau!“ schrie der Hinterschöpp, „und soll im Wirtshaus sein und schauen, daß er fertig wird.“

„Wer ist denn da?“ lallte der Oberstockberger, „der Schöpp? Schau, das ist gescheit — ist brav, Schöpp, daß du mich nicht — willst im Stich lassen. Halt alleweil — ein braver Nachbar, Bruder, aber gelt, jetzt hilfst mir auf. Greif' an! So wohl, so wohl. Ja, Sakerment hinein, wo lieg' ich denn?“

„Besoffen bist und im Morast liegst!“ schrie ihm der Schöpp ins Ohr.

„Wie denn das?“ entgegnete der Bauer verwunderlich, „da müßt' ich höchstens ein Eichtl zu stark getrunken haben, anders kunnt's nicht sein. Ah, der Wirt hat mich aus der Tür geschoben, hätt' noch Durst gehabt, aber kein Geld, keinen Knopf Geld, muß ich dir sagen. Geh, Hinterschöpp, kauf' mir mein Haus ab, auf der Stell' kauf' mir's ab. — Eh, das ist dir schon ein höllischer Durst!“

„So trink' Wasser, Narr, liegst ja im Bach!“

„Pfui Teufel! — Ins Wirtshaus will ich. Schöpp, tu' mir den Gefallen aus Christenlieb' — trag' mich und hilf mir mein Haus versaufen.“

So träge war ihm die Zunge schon, daß er im Wort „verkaufen“ das k in Gottesnamen für ein f lallte.

Wenn jetzt nur der Waldherr da wär'! flehte der Schöpp in seinem Innern. Oder soll ich's —?

Im Wirtshause ging's noch lustig zu, wie es in Nächten, die zwischen zwei Feiertagen liegen, der Brauch ist.

Der Schöpp schleppte den Oberstockberger hinein, kaufte vor lachenden Zeugen die ganze Oberstockberger Wirtschaft um einen Spottpreis. Drei Fünferscheine — die waren seine ganze Barschaft — die gab er als Drangeld. Und dem anderen war heute eben nur ums Drangeld zu tun. 's war ein bitterlicher Durst!

Der Hinterschöpp blieb hübsch nüchtern, der mußte ja morgen früh auf und zum Waldherrn gehen und seine zwei Bauerngründe verkaufen. — Da schaut ein Profitel heraus. Hernachen taucht er an ins Lehviertel hinüber, und die Wurst ist abgebunden. — Just daß ich zurecht kommen bin. Ei na, wie das ist gut gewesen, der Dirn' ihr Davonlaufen. Daß ich aber jetzt schau, wo der Drach' steckt!

Er hatte sich noch einmal angemeldet im Bärenschütz-Häusel, stand hernach den Rest der Nacht vor der Tür und wartete auf die Toni. Und als der Morgen aufging und die Leute aus ihren Betten krochen, lachten sie ihn aus. Die Dirn' war nicht da; und als er ins Schneewaldbach kam, war sie auch dort nicht.

Zur Zeit, als unten die Sonntagsglocken klangen, ging sie oben auf der Alm herum, jagte in Übermut das Vieh hin und wieder, trillerte und jauchzte und aß Heidelbeeren. Da zog sie auch das Gewehr aus dem hohlen Baum, um dem Tibur zu Ehren einen Schuß loszuknallen auf einen Hasen. War aber keiner im Rohr. Trotzdem stolzierte sie mit dem Stutzen auf dem Rücken über die Matten. Und als der Jäger-Pepp heranstieg, konnte er sich gar nicht genug verwundern über die Jungfrau im weißen Kleide, auf den zerrissenen Locken noch einen Fetzen vom Kranze und am Rücken das Schußgewehr.

Er rief ihr zu: „Wenn du etwan vielleicht zufällig keinen Waffenpaß haben solltest, so wäre es eigentlich wohl

sozusagen verboten, daß ich dir zufällig mit dem Schußprügel begegne."

„Für das einemal soll's nachgesehen sein," trumpfte das Mädchen des Alten schlechte Ausdrucksweise ab.

„'s müßt' nur möglicherweise sein, daß du etwan vielleicht mit dem Kugelstutzen deinen grünen Kranz wolltest verteidigen. Dirndl, das wär' rechtschaffen brav."

Sie sah ihn trotzig an.

„Und auch selbunder nicht, daß es passieren dürft'. Mag wohl sein, Dirndl, daß ich dich höflich frag', wieso du zum Kugelstutzen kommst?"

Sie verweigerte ihm die Antwort.

„Bist du nicht die Hinterschöppisch'? Kenn' dich ja, ein kreuzbrav Mädl. Mußt schon so gut sein und mußt dir den Weg gefallen lassen nach Kraden abi. Brauchst nicht allein zu gehen, daß dir etwan vielleicht die Zeit tät' lang werden. Geh' schon mit dir. Und den Gefallen tust mir, Hinterschöpp-Dirn', die Büchsen tragst selber; ein Eichtl, wenn du magst, zeig's her, ob sie etwan vielleicht Pulver und Blei im Bauch hat. Nicht? Ist schon recht jetzt; aber Faxen machst mir keine, Dirndl, gelt! Ungern tät' ich's, daß ich dir mit einem Strickel die Händ' sollt' übereinanderlegen. Beim Ortsrichter unten machst uns nachher den Spaß und verzählst, wie närrisch das ist zugegangen, daß ich auf deinem schneeweißen Buckel eine Büchsen hab' gefunden."

Und mit feinster Manier trieb der alte Jäger die Toni wie einen Wildschützen hinab nach Kraden, und so hat die Hinterschöpp-Dirn' dem Tibur das ihm entrissene Gewehr wieder ins Haus gebracht.

Der Tibur war nicht schlecht erschrocken, als er das Mädel mit seinem Stutzen vor seinem Vater, dem Orts-

vorstande, stehen sah. Aber die Toni sagte nichts aus; sie gab an, sie hätte das Gewehr oben auf der Alm in einem hohlen Ahorn gefunden und sie hätte den Baum nicht gefragt, wer es hätte hineingesteckt.

Jedenfalls — deß kam man überein — ist es ein Wildschützenstutzen und hat derselbe dieweilen beim Ortsvorstande zu verbleiben.

Und in einer der nächsten Nächte darauf ist der Tibur mit seinem Stutzen wieder auf die Pürsch gegangen. Und hatte unterwegs gedacht: Das ist doch ein verschwammeltes Mädel; jetzt weil sie mich nicht verraten hat, bin ich erst recht in sie verschossen.

Übrigens hatte der Tibur kein Glück mehr auf seinen wilden Jagden. Erwischt wurde er. Und das war verhängnisvoll. Er war gerade im letzten der „rekrutenpflichtigen Jahre", deren dazumal viel mehr gewesen, als heute sind. Er war nicht mehr im Stellungsbrief, sollte entschlüpfen. Denn sein Vater war ein wohlhabender und angesehener Mann; und solche Leute hatten zur damaligen Zeit stets das Unglück, engbrüstige, kurzsichtige, schwerhörige, plattfüßige, steckkropfige, oder sonstwie kränkliche Söhne zu haben. Armer Leute Burschen waren ganz andere Kerle, die taugten fast alle fürs Soldatenleben. Der arme Tibur, der war plattfüßig und hatte noch dazu an der linken Seite, knapp neben der untersten Rippe, eine Stelle, da tat's ihm oft schrecklich weh.

Leider Gottes — ist untauglich.

So bedauerlich war's bis heute — bis an den Tag, da ihn der höfliche Jäger-Pepp, welcher die Toni nach Kraben gebracht hatte, ebenfalls als Wildschützen nach Kraben brachte. Der Jäger-Pepp, na, der war besserer Meinung.

„Hab' meiner Tage gar keinen gesehen," berichtete er,

„der etwan vielleicht so prächtig laufen kunnt, wie der Herr Tiburius. Und daß der einen Plattfuß sollt' haben, mag der Christenmensch platterdings nicht glauben.“

Laut ist's worden und für die nächste Assentierung ist der Tibur bei den Stellungspflichtigen.

Der alte Ortsvorstand sprach klein verzagt mit dem Herrn Militärarzt: Ob ihm, dem Tibur, das Fleckel auf der linken Seite, das ihm oftmals gar so viel höllisch weh tut, nicht noch einmal kunnt hinweghelfen, wenn man einen Hunderter tät' d'rauflegen?

Der Arzt zuckte die Achsel. Und wenn ein Militärarzt einmal die Achsel zuckt, hernachen hilft auch kein solch Pflaster mehr.

Der Waldherr und Jagdeigentümer haben die Geschichte vom Wildschützen gehört, da ist all' umsonst, der Bursch' muß zur Stellung.

Rekrutenstreiche.

Wird aber nicht betrübt hergehen, denn es sind die Lustigsten dabei, dies Jahr. An die zwölf sind von Kraben und drei von Schneewaldbach heraus. Es wären ihrer mehr, aber ein paar sind seit den letzten Monaten abhanden gekommen. Ihnen ist die schwere Gefangenschaft der Verbannung, die sie sich selbst auferlegt haben, lieber, als wie die Knechtschaft beim Militär. Aber der Bärenschütz-Guidl sagt: „Just, weil sie das Soldatenleben gar so viel fürchten, just desweg' freu' ich mich d'rauf. Daheim ist auch nix. Da ist mir schon der sauerste Essig der liebste.“

Der Guidl ist eben auch bei den Rekruten, und deß weinet seine Schwester Gregina schon seit fünf Wochen. Ach, bisher hatte sie gemeint, der Blümelrock am Kranzeltag sei der größte Schmerz auf der Welt. Jetzt wollte sie gern

in alle Ewigkeit einen Blümelrock tragen, müßt' nur ihr Bruder nicht zu den Soldaten.

Je größer zu damaliger Zeit die Angst und Furcht vor dem Militärdienst gewesen ist, je lauter und wilder waren die Gelage und Lustbarkeiten, welche die Rekruten zur Stellung und vor der Einrückung anstellten. Es gab ja Zeiten, in welchen die bei der Assentierung Gebliebenen gar nicht mehr heimgehen durften, um ihre Angelegenheit zu ordnen. Den Glücklichen, den Hinkenden, Einäugigen, Kropfigen, Buckeligen, den Taubstummen und den Zwergen — den Glücklichen mit einem Worte, wurde bei ihrem Austritte von den wachehabenden Soldaten das Bajonett an die Brust gesetzt: „Geld her! Trinkgeld her!" Die Heimkehrenden gaben gern und in angstvoller Hast den letzten Knopf und flohen, und plünderten unterwegs die Wirtshäuser und machten die Wege unsicher und kamen erst wieder zur gewohnten Ruhe daheim in ihrer häuslichen Drangsal. Und die Gebliebenen verschlemmten im Kasernenhofe das Geld und hielten, in wüstem Taumel Wut und Weh erstickend, ihr Henkermahl, ehe ihnen die Ketten eines tyrannischen Reglements an den Leib geschmiedet wurden.

So war die ganze Rekrutierung eine tolle Reihe von Zechereien, grobem Schabernack, wilden Hetzen, vor welchen niemand sicher war. Die Obrigkeit drückte ein Auge zu. Begeisterung machen! hieß es, und in der Begeisterung „für Kaiser und Vaterland" wurden die jungen Horden oft ein Schrecken einzelner Teile des Vaterlandes.

Schon ein paar Tage vor der Assentierung hatten sich die Rekruten von Kraden und Schneewaldbach beim Bruckelwirt zum ersten Gelage zusammengetan.

Das Weinfaß wurde in die Stube gestellt. Der Eggstammer Simon legte sich in seinem Übermute sofort rück-

lings auf den Fußboden hin und hielt seinen großen Mund unter die Pipe, unter welche der Wirt sonst sein Schüsselchen zu stellen pflegt, um die absickernden Tropfen aufzufangen, aber die absickernden Tropfen, die gaben dem Eggstammerischen all' nicht naß genug, und er drehte ein wenig, daß ein Brünnlein mählich in seine Gurgel hineinrieselte. Kaum hatte er Zeit, es recht genießend zwischen Zunge und Gaumen zu leiten, weil der liebe Atem auch seinen Weg haben wollte. Da sprang der Krähreiterische hinzu: „Simmerl, Simmerl, du mußt ja verdursten!" Sprach's und drehte die Pipe um, daß die ganze Flut des Weines dem Burschen in den Mund schoß. Der wollte sich verschieben, aber die johlenden Kerle hielten ihn am Boden fest und ließen es quirlen und gurgeln und der Wein schoß über das Gesicht hinaus und über den staubigen Fußboden hin.

„Eselsleut', er muß ja dersticken!" rief der Bärenschütz-Guidl, sprang hinzu und riß den Simon hinweg. — Es war schier zu spät gewesen, der dumm' Lotter drehte die Augen schreckhaft über und sprudelte den Wein maßweise von sich.

Das war das erste Stück gewesen! hierauf wurde etwelches gesungen. Als in der Begeisterung für

„Den Kaiser seinen Mann,
Für den Herrn Soldaten"

ein Fenster in Scheiben ging und der Wirt dagegen Einwand erhob, huben ihrer etliche diesen selben Wirt vom Erdboden auf, steckten ihn durchs Fenster und keilten ihn in demselben fest. So oft des Armen Kopf draußen auf der Gasse den Hilferuf ausstieß, taten sie einem jener Teile seines Körpers, die noch in der Stube waren, was an. Die Weibsleute hatten sich alle geflüchtet. Ein paar der Bursche hatten ihre Mädchen bei sich, aber mit diesen war nichts zu

machen, sie wollten sich der Lustbarkeit nicht begeben, sie hielten, je ausgelassener ihre Gesellen waren, die Sacktücher vor das Gesicht und schluchzten. Sahen sie doch bereits im Geiste jede ihren Liebhaber von allem Nötigen entblößt unter dem Maße stehen: lang genug, stark genug, kerzengrad gewachsen, über und über prächtiger Bursch' — tauglich!

Und mußten dann den angestammten Liebhaber entbehren, elf oder vierzehn Jahr' lang, oder noch länger. Wo ist denn daheim gleich wieder einer, der so wär'? Und da sollt' eine nicht verzagt sein?

Von den Gescheiteren einer, rief darob aus: „Ihr latschigen Weiberleut', mit eurem verschwefelten Verzagtsein macht's einen ganz verzagt. Die Flennerei können wir nicht brauchen dahier; wärt's lieber daheim verblieben! Da ist euch die Hinterschöpp-Dirn' ein bissel eine andere!"

„Saggra-Michel! Buben, wenn wir die Hinterschöpp-Dirn' da hätten!"

„Ist uns viel zu hoch oben. Zu hinterst auf der Alm, und reitet auf einem Gamsbock um."

Sprang der Bärenschütz-Guidl auf den Tisch: „Was krieg' ich, wenn ich sie bring'?"

„Mitsamt dem Bock? den sollst haben. Die Dirn' gehört unser."

„Gescheiterweis'. Was krieg' ich, wenn ich sie bring'?"

„Zu saufen, so viel du magst. Kreuz-Fix-Himmel und Erden, Bärenschütz-Guidl, wenn du uns heut' die Hinterschöpp-Dirn' ins Haus bringst, hernachen bist kein heuriger Has', hernachen bist ein dreidoppelter Teufelskerl mit Essig und Öl!"

Der Guidl riß seinen Janker vom Nagel — denn in Hemdärmeln waren sie alle — und schrie: „Um die Zwischenlichtenzeit sind wir da!" und war fort.

Die verdrossenen Weibsbilder fühlten sich auf diese Sach' noch mehr verdrossen und stahlen sich davon, in der unerschütterlichsten Absicht, am Abend um die Zwischenlichtenzeit wieder zu kommen. Es war arg genug, daß man so junge Leut' ohne Aufsicht in wenigen Tagen schon ziehen lassen mußte in die weite Welt.

Und der Wirt — o Heiland, daß wir den so lang' stecken lassen im Fenster! Kein Erbarmen wär' gewesen, aber das Faß war leer und sie wußten den Schlüssel zum Keller nicht. Also wurde er befreit, halb weinend, halb lachend fluchte er ihnen ins Gesicht und ging um Wein.

Dieweilen ein grobes Geschrei vor dem Hause, die Wand dröhnte, als würden Holzbündel an sie geworfen. „Heut' halten wir Rechnung ab, verfluchter Spatzenschütz!" rief eine Stimme, da sprang schon der Türhaken heraus, und in die Stube taumelten, ineinander zu einem Knäuel verschlungen und verbissen, der Tibur und der herrschaftliche Jäger-Pepp.

„Da — da," schnaufte der Tibur, „bring' ich den Galgenstrick, der mich hat eingeritten, den nageln wir heut' auf den Tisch!"

„Auf den Tisch nageln, her mit ihm, auf den Tisch nageln!" schrie alles. Denn dem herrschaftlichen Jäger war keiner gewogen; die meisten waren Wildschützen, und wenn auf der Weid' der Wildhüter Herr ist, hier im Wirtshaus ist's der Rekrut, der kein Zivilgesetz mehr achtet, weil er schon Soldat zu sein glaubt, und der kein Militärgericht zu fürchten hat, weil er noch nicht in seinem Bereiche ist. Die Gemeindepolizei möchte sich auch wohlweislich hüten, mit den übermütigen Jungen anzubinden, und so erbietet sich für diese keine bessere Zeit und Gelegenheit ihren Mutwillen auszulassen, und wenn sie einen Feind

haben, ihre Rache zu üben — als die Tage vor der Assentierung. Da geht nichts sicher, es mag männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlechtes sein, und der alte Jäger war sehr unbedachtsam, heute durch Kraben und am Wirtshause vorüberzugehen, wo ihn der Tibur abfing und unter die Zecher schleppte.

„Nägel her, Wirt!"

„Das laß ich nicht angehen. In meinem Haus wird keiner genagelt!"

„So ziehen wir die Nägel aus den Dachbrettern heraus!" Und hatten schon die Beißzange zuweg.

„Ich bitt' euch, liebe, brave Leutel," flehte der Wirt, „tut's mich verschonen. Geht's zum Lindenwirt hinab, der hat Heurigen in seinem Keller!"

Unglückselig war's, wie sie jetzt über ihn herfielen: „Sonst schaut dir der grüngelbe Neid bei deinen Glotzern heraus, wenn einer zum Lindenwirt steigt. Aber halt so etlich' Kaiserbuben, Vaterlandwachter, die ihren beineigenen Schädel müssen hintragen dafür, daß dir der Franzos das Haus nicht über dem Kopf anzünden kann — die möcht'st freilich hinausschmeißen und zum Lindenwirt schicken, weil du etwan meinst, sie hätten kein Geld! Bruckelwirt, dich kaufen wir noch, das verlaß dich!"

Mittlerweile hatte sich die Nägellade gefunden. Der Jäger wehrte sich mit Händen und Füßen, meinte dabei zu Trost, „sie täten ewan vielleicht doch nur ein Eichtl Spaß machen!" — Da lag er schon hingestreckt auf den langen Tisch, und zu Händen und Füßen, an den Seiten und an den Schultern wurden unter vielfältigem Geknatter die Nägel durch die Kleidungsstücke geschlagen.

Nach fünf Minuten war er mit ausgespreizten Vieren

derart auf den Tisch genagelt, daß er trotz seines Fluchens und Zappelns machtlos dalag.

„So nagelt man die Geier an die Wand,“ riefen sie und trugen den Tisch ins Freie und stellten ihn auf die Gasse. Dort höhnten sie ihn noch, daß er sich d'raus „doch etwan vielleicht nicht allzuviel machen soll, 's wär' ein Wildschützenspaß.“

Und kehrten zu ihrem Weingelage zurück.

Als der Tibur hörte, die Hinterschöpp-Dirn' komme, regte sich sein Rachegelüste aufs neue. — Sie habe ihn zwar nicht verraten, als sie sein Gewehr ins Haus zum Richter brachte, aber sie sei eigentlich doch die Schuld an allem. Daß sie ihm wie einem Schulbuben den Stutzen hat weggenommen, das bleibt extra aufgemerkt, das muß sie noch fressen. Und wesweg' muß sie den verfluchten Prügel wieder herfür und ins Haus schleppen? Ansonst' wär' alles ausgeblieben. Hat er kein Gewehr, so kann er nicht jagen, wird ihn der Jäger nicht in die Assentierung hetzen. Daß er Soldatenhund muß sein jetzund, nicht daheimbleiben und heiraten auf des Vaters Haus, derschossen kann werden auf dem Feld, wer ist die Schuld, als wie die Hinterschöppisch'? Na, die mag sich g'freuen! — Wer nur stets so folgerichtig denken möcht', wie der Tiburius, der eheleibliche Sohn des Vorstandes von Kraben!

Der Wirt, da er sah, die unheimlichen Gäste wären sobald noch nicht aus dem Hause zu bringen, suchte mit denselben wieder auf Freundschaft zu kommen. Er wollte, und zwar auf eigene Rechnung und Gefahr, Glühwein kochen.

„Ist ein kreuzbraver Gedanken, Bruckelwirt; 'leicht wirst doch so gescheit wie ein Kalb in der Kuh, aber weißt, den Glühwein, den saufen wir, bis der Bärenschütz da ist mit der Hinterschöpp-Dirn'!“

Und der gute Bruckelwirt hätte ihnen gerade vor Ankunft des Almdirndls mit dem feurigen Trank gern den Rest gegeben. Er hätte den Gekreuzigten gern befreit, er hätte die Toni gern gewarnt, aber die Rekruten ließen ihn nicht aus dem Hause. Da meinte er, es versuchen zu sollen, sie anderswie zu zerstreuen. Er war Soldat gewesen und begann von seinen Feldzügen zu sprechen; sie meinten, das würden sie schon selber erfahren und wären keine Kinder, denen man es beim Ofen erzählt. Er hub von den Merkwürdigkeiten und Lustbarkeiten der großen Städte an. — „Da gibt's ein bissel Häuser und Kirchen! Und die Laster (Menge) Rösser! Und das Musizieren überall, daß es schon ein Unsinn ist vor lauter Herrlichkeit. Hernachen das Kanonieren, wenn eine Generalsleich' ist. Und nun, wenn ihr hineinkommt's, nun könnt's einen henken sehen!"

„Einen General?"

„Halbnarren! einen Spitzbuben. Der alt' Schauderer wird g'henkt."

„Das kunnt' ja der Hausierer, der Häfenbinder sein," versetzte der Nüchternsten einer, „der mit seiner Kraxen auch in Zeit und Weil zu Kraben herumsteigt."

„Aufs Haar derselb'. Wird gehenkt, steht schon in der Neuzeitung."

„Der alt' Schauderer? Daß der sollt' glanggeln (baumeln)? Möcht' wissen wegen was? Wenn ich so ein rechtschaff'ner Lugner bin, als wie dieser alt' Fuchsbartel, da bin ich bei den angesehensten Leuten zu erfragen und nicht bei den Schelmen am Strick. Bei einem Menschen wie der Schauderer, wenn er gehenkt wird, kann man wohl sagen, er ist selber d'ran schuldig."

Der Spintisierer und Rekrut wär' in seiner Betrachtung fortgefahren, wurde aber von den anderen überschrien.

„Jetzt auf der Stell' verzähl's, Wirt, warum der Schauderer wird gehenkt! Sind gute Freund' allzwei, und das haben wir vornächst Jahr beim Lindenwirt — hörst Bruckelwirt! — beim Lindenwirt erst ausgemacht: Er ist bei meiner Hochzeit und ich bei seinem Henken. Soll der Spaß Ernst werden? Dem wird was grausen!"

„Weißt was, Wirt, so mach's her!"

„Dir schon nicht, du Krähreiterischer!" sagte der Bruckelwirt, „du bist der erst' gewesen, der mich ins Fenster hat g'steckt. Na, na, Spaß versteht einer ja."

Er war sehr froh, daß sich der Sturm ein wenig legte; die Burschen waren ja schier selbst erschöpft vor all' dem Übermut, den sie schon getrieben, und mußten sich sammeln für das, so sie noch vorhatten. Auch kannte jeder den Schauderer, der öfters in die Gegend kam und durch seine erstunkenen Geschichten, die er zum Besten gab, und durch seine possierlichen Spitzbübereien einer gewissen Beliebtheit sich erfreute. Mit dem Schauderer unterhielt sich jeder gern, aber trauen tat ihm keiner. Zwar — außer einem Schafdiebstahl ließ sich nichts Erkleckliches gegen ihn aufbringen. Aber man mußte ihn nur reden hören, so war man sich klar: für den ist kein Galgen zu hoch. Den erwähnten Schafdiebstahl wollten ihm die Herren übrigens gar nicht zuschreiben, denn die Angaben stimmten nicht. Der Schauderer, nachdem er die Sache überhaupt eingestanden hatte, behauptete, der Schafe zwei gestohlen zu haben, während der Beschädigte imstande war zu beweisen, daß ihm nur eines fehle. Nach heftigen Protesten mußte sich der Schauderer endlich für bloß eines bekennen und darob fünf Monate lang sitzen. Als er nach vollzogener Sühne wieder zurückkam, sagte er: „Jetzo, da ich so lang' hab' müssen kuschen, gereut's mich bis aufs letzte Haar, daß ich von den Schafen

auch das eine nicht hab' gestohlen. Aber ich tu' was und ihr werdet's erfahren, Leut', die fünf Monat' bring' ich mir noch ein."

Außerdem gab es manchen, der mit dem Schauderer so oder so im Bunde gewesen. Dem Wildschützen wußte er Schießpulver zu verschaffen, dem Arsenikesser Hüttenrauch; irgendeinem anderen war darum zu tun, den oder den Haushund unschädlich zu machen — der Schauderer tat's; oder einem lag's im Plan, irgendein Gerücht auszusprengen, der Schauderer besorgte es. Oder es war sonst ein Schabernack, eine Spitzbüberei auszuführen — der alte Hausierer war bereit. Und hernach, wenn er dem Fischer Forellen aus dem Behälter stahl, sprengte er, um den Verdacht von sich abzulenken, aus, er hätte in derselben Nacht eine Tagreise weit weg einem reichen Bauer die Kleidertruhen ausgeplündert.

So gab's allerlei mit dem alten Hausierer, und so taten die Zecher jetzt die Ohren auf, um zu hören, für welche seiner Schandtaten man ihn eigentlich jetzt auf einmal henken wolle.

„Ja!" sagte der Bruckelwirt, „wissen tut man's wohl. Aber ihr hundsjungen Bübeln, der Schauderer ist eppas früher aufgestanden! Ehvor einer von euch noch in die Welt hat guckt, hat der seinen Mann schon ums Leben gebracht!"

„Oho, umbracht hätt' er einen?"

„Ja, Leutl, ins Fenster gesteckt ist der Bruckelwirt leicht, aber ob's einer weiß, was er kann derzählen, das ist eine andere Frag'!"

„Jetzt aber gescheiterweis," sagte ein Besonnener, „vorech' bringst ein Kerzenlicht und nachher wollen wir ein Eichtl Fried' geben und wollen losen (horchen)."

Mit schwerer Müh', daß sie einverstanden waren. Dann sprach der Wirt:

„Vom Kesselsee in der Schlein geht's her — — na ja, der hinter dem Dreiwasenberg liegt, seid's einer oder der andere gewiß schon kirchfahrten dort gewesen. Bei demselbigen See ist vor etlichen dreißig Jahren, was weiß ich, ein junger Holzknecht verloren gangen. Ist selbig Zeit viel die Red' gewesen von ihm, aber was ihm denn widerfahren ist, das hat kein Mensch sagen können. Sein Hut ist gefunden worden beim Wasser. Die Geschicht' ist nach und nach eingeschlafen, und jetzt auf einmal ist's laut: Der Schauderer hat ihn umbracht."

„Die Weiberleut' sind da!" rief der Tibur, der beim Fenster saß, und sie johlten zur Tür hinaus.

Muß jetzt freilich wohl still sein, der Bruckelwirt, mit seiner Mordsgeschichte, muß eilends Glühwein kochen gehen. Die Weiberleut' sind da!

Der Guidl bringt die Hinterschöpp-Dirn.

Der Bärenschütz-Guidl war ihr gerade recht gekommen auf die Alm.

Es war ihr uneben, der Toni, und sie wußte eigentlich nicht warum. Die Lustigkeit war weg. Und eine Unruhe war da, gerade als ob was arges in der Nähe lauerte. Ihr Vater war recht mieselsüchtig (mißlaunig) letzt' Zeit her, und die Schraglin auch. Das Mädchen hatte schon lange gemerkt, daß die zweie miteinander eine Heimlichkeit hätten, und war ihr sogar vorgekommen, als ginge diese Heimlichkeit sie — die Toni — an. Wenn sie nun daran dachte, daß der einzige Mensch, den sie auf der Welt hatte, ihr bluteigener Vater, es mit einer Fremden hielt, dem sein Kind nur zum Ärger und Gram war, der gegen dieses Kind

noch was Absonderliches im Hinterhalt führte — da war es aus mit ihrem Übermut. Indeß war es die letzte Zeit her auch ein anderes, was sie beunruhigte. Aber was? Sie wußte es nicht. Bisweilen tat es sich heraus, als wie wenn es mit den Bärenschütz-Leuten zusammenhinge. Der Bursch' da, der Guidl! Hernachen die Gregina! Warum daß sie kein Mannsbild ist und daß sie nicht halten darf mit den Burschen? Das wäre doch ein Leben! — Ja, ja, hält's eh schon zu viel mit den Buben! Den Vorwurf muß sie sich von mancher Seite gefallen lassen. Ein Mädel in diesen Jahren muß schön züchtig sein, sonst geht's nicht gut aus. Es kommt ihr selber so vor, wenn sie die Gregina betrachtet, und andere. Aber warum sagt der Vater, daß sie fortweg sollt' zu den Burschen stehen? Und andere: Wie die Gregina sollt' sie sein, so schön still und sittsam, so schön klug und warmherzig. Das kann sie nicht, Jesus Maria, das kann sie nicht! Warmherzig könnt' sie schon sein, aber da ist ihr gleich so heiß und wild, und will's hinausschreien nach Kraden so laut, daß es die Bärenschütz-Leut' hören. Und das soll' sich für so ein Mädel schon wieder nicht schicken. Sie ist so wie in einem Nebel drin und hat nichts, als das liebe Vieh. Und wenn sie dem Vieh zuschaut, da kommt sie oftmals ins Simulieren, da wird ihr angst und bang und da deucht ihr, sie wäre närrisch. Dann wieder lacht sie sich aus, Vieh und Mensch ist ja gar ein großer Unterschied. — Daß sie nur einen recht guten Kameraden hätt', dem sie's kunnt sagen. Sie möcht' nur wissen, was die Gregina meint. Aber letztlich einmal, da hat sie — die Toni — davon mit ihr anheben wollen zu sprechen, ist ihr aber wieder so viel angst und bang worden. Und die Gregina lacht auf einmal d'rein: Herr Jeßtl, Toni, dir wachst ja mitten im Gesicht ein Haar heraus! — Das

ginge ihr just noch ab, daß sie so häßlich würde wie ein Mannsbild! — Wenn der Guidl ein gescheit' Wörtl reden ließe! Aber der ist gleich so viel anhabig. Wenn so gar nichts stimmt auf der Welt! Da ist einem ja ganz taumelig! — Hernachen wird sie plötzlich wie wütend und will die Kleider zerreißen, die sie am Leibe hat, und schließlich gibt es doch immer wieder nur ein Mittel gegen solche Flausen: schreien, jauchzen, so viel sie vom Mund kann bringen, springen über Stock und Stein, den Tieren nachjagen und auf dem Ziegenbock hinrasen über die Alm.

Als nun der Guidl zu ihr auf die Alm gekommen war, fand er sie im Moose sitzen und sich den Kopf verbinden. Eben hatte sie ihr zottiger und gehörnter Hengst in einem unbeachteten Momente auf die Baumwurzeln hingeschleudert, wobei der Kopf zu einem Loche kam. Sie lachte darüber: das närrische und rebellische Blut käme heraus, das wäre schon recht.

„O du liebe, blutige Hinterschöpp-Dirn'," so redete sie der lustige Guidl an, „jetzund bin ich da um dich. Du weißt, morgen marschieren wir, und heut' kommen wir beim Bruckelwirt zusammen. Jeder hat seine Liebste bei sich und du mußt mit mir. Die Gregina kommt auch." — Ist recht, denkt sie, 'leicht, wenn ich einen Liebsten hab' wie die anderen Mädel, daß ich ein Eichtl gescheiter werd'. Not tät's.

Ob sie es seinetweg tat oder der Gregina wegen, sie wußte es nicht, sie ging mit. Das Vieh vertreibt sich schon allein die Zeit, und verlaufen tut es sich auch nimmer, jetzt im Herbst.

Und gingen mitsammen, Arm in Arm springend, hüpfend, singend, lachend. Die Toni war kaum um eine Fingerbreite kürzer als der Guidl.

„Schade," sagte sie, „daß man die Mädel nicht brauchen kann beim Militär."

„O ja!“ rief der Guidl, „Makadenterinnen. — Geh' mit, Toni, Spaß und Ernst, geh' mit!“

„Ist mir nichts um!“ schlug sie ein, „geht die Gregina, so geh' ich auch.“ —

Es dunkelte schon, als sie ins Kraben kamen, und alles lag im grauen, feuchten Herbstnebel. Die beleuchteten Fenster beim Bruckelwirt zogen rötliche Bänder in den Nebel hinein. Ein solches Band fiel auf den Tisch, der im Freien stand.

„Guidl,“ flüsterte die Toni und stieß ihn mit dem Arm, „da liegt einer!“

„Gewißlich ein Besoffener. He, Kamerad, hat's dich derwischt? Zippelt und zappelt und kann nimmer auf!“

„Oje, oje, der ist ja angenagelt über und über!“

„Hollteufel, Dirn', du hast recht, der ist angenagelt. Das ist der Jäger-Pepp. Hi, das haben ihm die Buben getan.“

„Um Himmelswillen, Leut', tut's mich erlösen!“ wimmerte der ausgespannte Mann.

„Gelt,“ raunte ihm der Bärenschütz-Guidl zu, „jetzt bist einmal eingegangen! zu höflich wirst halt alleweil gewesen sein mit den Wildschützen.“

„Helfen wir ihm aus,“ sagte die Toni. „Die Narren sind imstand' und ließen ihn liegen die ganze Nacht. Kalt ist's. Lassen wir ihn los.“

„Möcht' wissen wie? Beißzang' ist keine da und um meine Zähn' tut's mir leid, daß ich damit die Nägel wollt' rausziehen.“

„So schneidet mir die Kleider vom Leib,“ schlug der Jäger vor.

„Ein Eichtl Geduld, vernagelter Jäger-Pepp!“ Der Guidl ging hinauf in sein Haus und holte eine Zange.

Mittlerweile stand die Toni bei dem Angenagelten und hatte Mitleid mit ihm.

„Hinterschöpp-Dirn'!" klagte er, „diese Buben sind ärger als die Teufel. Laß du dich nicht ein mit ihnen, geh' heim."

„O!" sagte das Mädchen, „schon lang' nicht, daß ich mich vor den Buben tät' fürchten. Und so was ließ' ich mir nicht antun, voreh' ging' ich mit dem Messer los!"

Bald war der Guidl mit der Zange da und nun befreiten sie den Mann aus seiner Lage. In seinen durchlöcherten Kleidern rannte er knirschend davon: „Keinen treib' ich mehr aufs Gericht, wenn ich ihn beim Wildern treffe, jeden brenn' ich nieder!" Mit diesem Vorsatze eilte der Jäger-Pepp seinen Wäldern zu.

Um das Bruckelwirtshaus schlichen und lauerten die Mädchen wie hungrige Katzen um den heißen Brei. Da sahen sie den Guidl kommen mit der Toni. Sogleich schlossen sie sich an, und als der Guidl zwinkernd und mit den Fingern schnalzend in die Stube trat, folgte ihm ein ganzes Rudel junger Weibsbilder.

„Wirt, her mit dem Feuerwein!"

Was nun der Hinterschöpp tut, täte nicht jeder.

Für den langen Alten kamen nun Tage, die ihm nicht gefielen.

Fürs 'erste war der Haushandel mit dem Oberstockberger wieder rückgängig geworden. Im Weinrausch am Wirtshaustisch verkauft man kein Haus, wenn es verschuldet ist bis zum Dachgiebel hinauf, so daß sich nicht einmal die Schwalben ihre Nester im Giebel zu bauen getrauen, weil sie fürchten, daß dieselben mitsamt den Jungen vergantet werden könnten. Bei dem Verkaufe eines solchen Hauses müßte ganz wer anderer mitreden. Ungültig ist das Geschrei im Wirtshaus, aber gültig war der Durst

des Oberstockbergers und gültig waren die drei Fünferscheine, welche der Hinterschöpp d'rangegeben hatte. Dreimal fünffach war nun die Wut — dieses schönen Geldes wegen; vielfältiger noch waren die anderen Sorgen, die den alten, langen Mann peinigten. — Er bringt sein Gütchen nicht an den Mann, er kann nicht fort, wüßte auch kein Mittel, sein Kind wegzubringen. Und doch: die Toni muß fort. Wenn sonst kein Ausweg, so führt er eines Tages das Mädel aus Schneewaldbach davon zu einem entfernten Verwandten, wenn er auch keinen hat; und geht in der Welt herum betteln um einen Dienst für seinen Jungen, wo ihm ungeschoren der Bart wachsen kann. — Denn der Flaum ist schon da, es ist die höchste Zeit. Auch tut's ihm im Weiberkittel kein Gut mehr — man merkt's.

„Aber, Schraglin, meine brave Hauswirtin, du bist von uns zweien alleweil die Gescheitere gewesen, rat' mir, wie heb' ich's denn an, daß die Sach' in die Richtigkeit kommt? Wenn ich ihm's sollt' beibringen — Schraglin, ich hab' eine höllische Angst vor dem Buben. Der ist mit Essig getauft!"

„Ja," meinte die Alte, „es ist keine Kleinigkeit nicht. Wenn du's nicht fein machst, so kannst eine schöne Sau anstellen! — Ich vermein's auch, daß man's nimmer aufschieben darf. Sie will nicht mehr daheimbleiben und zergt ganze Täg' draußen herum, und man weiß nicht wo. Es ist, wenn man's bedenkt, eine schreckhafte Leichtsinnigkeit von dir, Hinterschöpp! Hat's denn sein müssen, diese unerhörte Narrheit? Wie kommst jetzt auf gleich? Wo siehst denn einen größeren Unterschied auf der Welt, als wie zwischen einem Mannsleut' und einem Weibsleut'? Und du willst auswechseln? — Schau an die Dirn'. Wenn sie daheim ist, da macht sie zeitweilig ein verschwefeltes Gesicht. Leicht ist's eh' schon zu spat!"

„Letztlich komm' ich der sauberen Geschicht' wegen noch ins Zuchthaus!"

„Zweimal darfst es nicht sagen!"

Der Schöpp rang die Hände und murmelte: „Du höllgeigenrabenverfluchtes Soldatenleben! So bringst mich noch in die Schmier!"

„Jetzt, das Schmenten (Fluchen) hilft nichts," sagte sie: „Da muß der Mensch seinen Kopf aufsuchen und muß überlegen. Ich nach meinem Derkennen rait's mir's so: Ich schick' die Dirn' nächster Täg' wieder auf die Alm, weil die Leut' ja ihr letztes Vieh abtreiben. Du gehst ihr nach — daheim hält sie gar nicht einmal so still. Du triffst sie wo und das tät' dir just passen, hättest was Wichtiges mit ihr zu reden. Hernachen bleibst aber immer oben auf und sagst, daß es ganz aus der Weis' wär, und daß die Kinder den Eltern nimmer kunnten erstatten und danken genug für das, was die Eltern ihretwegen tun und für Kümmernis leiden. Redest ihr auch von meinem Hans und wie der arme Hascher schon seit Jahren gepeinigt wird beim Militär. Und meine liebe Toni, sagst d'rauf, just so hätt's dir auch können gehen — geschaffen wärst dazu gewesen. — Sie schaut dich an; jetzt fragst, ob ihr niemalen was aufgefallen wär'? — Hernachen sagst so: Muß dir was anvertrauen, mein liebes Kind, was dich wohl tausendmal gefreuen kann, was ich dir auch schon tausendmal hätt' sagen mögen, wenn's nicht zu deinem Guten gewesen wär', daß ich's verschwiegen. Aber auferzogen hab' ich dich darnach und in deiner Natur hat sich's zu meiner Freud' auch ausgewiesen und ausgewachsen, so daß wir mit dir fort müssen, oder daß du allein fort mußt, wegen dem, daß du es nicht lügen straffst, was im Pfarrbuch geschrieben steht und in den Büchern beim Kreisamt, und was dich

von dem Soldatenleben gerettet hat. — Und ist's so weit richtig, Schöpp, hernach ruckst stad heraus mit der Farb'. — Die Dirn' ist gescheit, sie wird froh sein. Die Männer sind ja alleweil die ersten auf der Welt; Herrgott, wie oft immer eine möcht' glückselig sein, wenn sie den Weiberrock so kunnt verwerfen!"

Bei solchen Worten war dem Hinterschöpp ordentlich leicht geworden, und er beschloß nun Anstalten zu treffen, daß er im Lehviertel für Toni einen Dienstplatz auftreibe einstweilen, bis er sich selber dort ankaufen und niederlassen könnte.

Nun hatte der lange Alte aber noch ein Anliegen, ein schreckhaft arges Anliegen. Schon seit einiger Zeit trug er schwer daran, und es wuchs, und es wurde unerträglicher von Tag zu Tag, und es wurde ganz gräßlich. Der 28. Oktober — der Simon- und Judastag — sollte ihn zum Mörder machen. Und wenn er auch den ganzen Tag liegt in seinem Hause, fromm wie ein Lamm, und läßt sich von der Schraglin die Hände und Füße binden, daß er sich nicht anders bewegen kann, als wie ein geknebeltes Kalb auf dem Fleischerwagen: nutzt alles nichts, an diesem 28. Oktober wird der Hinterschöpp ein Mörder, ein wissentlicher Mörder. — O, Hinterschöpp! Und wenn du ein unschuldiges Stück Kohle nimmst und auf eine unschuldige weiße Wand den Teufel malst, so springt er herab und zerreißt dich! Deine Kohle ist aber gar nicht so unschuldig gewesen, deine Kohle ist etwas heiklich gewesen, deine Kohle ist eigentlich ganz verteufelt gewesen — du magst sagen, was du willst, oder magst schweigen, wie der Grund des Kesselsees: den Tod des Anton Obersdorfer hast du doch auf dem Gewissen. — Und gehenkt, anstatt deiner, wird ein anderer!

„O du Schauderer, o du Esel von einem Schauderer!" rief der Hinterschöpp in diesen Tagen oftmals vor sich hin,

„was verlogenes Zeug mußt du wieder geschwatzt haben! Was geht dich der Holzknecht-Toni an? Dir geschieht ganz recht, wenn du gehenkt wirst, aber wie einem anderen dabei zumute ist?"

Er wollte sich um die Sache gar nicht kümmern, fragte aber doch immer wieder herum, ob's denn wahr wäre, das vom Schauderer?

„Ja, der wird gehenkt, wie ein nasser Lump."

Und endlich sah er's im Zeitungsblatte: „Der Hausierer Jonathan Schauderer aus Schlein ist des vor siebenunddreißig Jahren am Kesselsee bei Schlein an dem einundzwanzigjährigen Holzhauer Anton Obersdorfer verübten Mordes geständig und demzufolge zum Tode des Stranges verurteilt worden. Die Exekution wird in der Kreisstadt L. um 6 Uhr morgens des 28. Oktober vollzogen werden."

Mitte Oktober ist schon vorüber. Der Hinterschöpp hat ein paar durch und durch schlaflose Nächte, und eines Morgens sagt er zur Schraglin: „Will einmal ins Schleinische und ins Lehviertel hinüberschauen, daß ich für den Buben einen Dienstplatz find'. Dürfst' wohl etliche Täg' ausbleiben. Gib dieweilen eppas acht auf die Toni."

Und ging.

Ging über das Gebirge, ging am Dreiwasenberg vorbei und nahm sich nicht einmal Zeit, seine Wallfahrt zu verrichten; ließ den Kesselsee mit seinem Martertaferl seitwärts liegen, er hatte gar kein Verlangen, das Gedächtnis des Toten, frohlockend wie sonst, zu feiern. Er ging schnurgerade zum Schleiner Gericht: Was es mit dem Schauderer wär', ob einer mit ihm sprechen könne?

Das Schleiner Gericht geht der Schauderer, Gott sei Dank, nichts mehr an. Der hat sich höher hinaufgebracht — hat ein höchst eigenes Logement in der schönen Stadt L.

und Schildwach' vor seinem Palast, als wie der Gouverneur. Ob er zu sprechen? Darüber müßte man sich wohl erst beim hohen Kriminalgerichte zu L. anfragen.

Der lange Alte ging geradeswegs in die Kreisstadt. Und wie manch' anderer ins Gericht nicht hinein will, wollte man den Hinterschöpp nicht hinein lassen. — „Habe aber von wegen des Jonathan Schauderer zu sprechen!"

Ob er ein Verwandter von ihm wäre?

Das nicht, wisse jedoch wichtige Zeugenschaft in Sachen des angeblichen Mordes am Kesselsee.

Wäre allzuspät. Alles schon im reinen und von Seiner apostolischen Majestät das Todesurteil unterzeichnet.

Endlich wurde er an Doktor Magerle gewiesen, welcher gerichtlich aufgestellt worden war, um im Prozesse Schauderer die Anklage zu mildern und den Verbrecher möglichst zu entschuldigen.

„Und doch gehenkt!" rief der Hinterschöpp. „Unschuldig sein und einen gerichtlichen Beschirmer haben und doch gehenkt! Wenn das an einem solchen geschieht: Gott gnade allen ehrlichen Leuten!"

„Von Unschuld kann hier keine Rede sein," bemerkte Doktor Magerle, „Delinquent hat die Tat selbst eingestanden, wenngleich sein Geständnis widerrufen, als er gemerkt, wohin es führte. — Ich hab' meine Sach' getan. Wir sind überzeugt von seiner Schuld, aber — wenn dieser Mensch nur einen Funken Schlauheit im Schädel hat, der Teufel hol' mich, so lauft er frei auf der Gasse um."

„Die öffentliche Meinung hat schon seit Jahren gemunkelt," fuhr Doktor Magerle fort, „sowie das Gericht in Sachen des Mordes am Kesselsee schon seit Jahren ein wachsames Auge auf den Hausierer hatte, bis dieser sich eines Tages in der Weinlaune selbst verriet, vermeinend, ein

Mord verjähre nach dreißig Jahren wie eine unverzinste Geldschuld. — Aus Eifersucht! Eine Art Duell soll's gewesen sein, das ändert aber nichts an der Sache. Die liebe Eitelkeit hat den Mann verleitet, einzugestehen, daß er einstmals der Stärkste gewesen in der Schlein, stärker als der wildkräftige Holzknecht-Toni, den er ins Wasser geschleudert wie einen Bettelbuben. Genau seine Worte. Da haben sie ihn gleich abgefaßt. Bei Gericht hat er alles geleugnet, und die Herren haben einen schweren Stand gehabt. Ich streckte ihm schon die Hände entgegen und meinte, wir entkämen, da verwickelte er sich wieder in die unglaublichsten Widersprüche und ist alles verloren. Ich suchte nun mehrere Milderungsgründe geltend zu machen, allein die Herren gingen nicht darauf ein. Übrigens — wenn ein Einblick in die Gerichtsakten gewünscht wird? Steht jedermann frei."

„Möcht' bitten."

„Ihr seid wohl ein Vetter, oder so was, zum Schauderer?"

„Daß mich Gott bewahr'," sagte der Hinterschöpp, „nur wegen des Anton Obersdorfer ist's, den hab' ich gut gekannt, und ich kann's ganz unmöglich glauben, daß der ermordet worden sein soll, weil ich die Überzeugung hab', daß er sich selbst fortgeschafft hat."

Der lange Alte trocknete sich den Schweiß, es war ihm schwül vor diesem Manne des Gesetzes, der ihn mit durchbohrenden Augen ansah. Ihm war, als hätte er bereits um ein Wort zu viel gesagt.

„Woraus schöpft Ihr denn diese Überzeugung, Alter? Das interessiert mich."

„Ich sag' nur so viel: Der Schauderer ist ein Narr!" rief der Hinterschöpp.

„Auch diese Möglichkeit habe ich zu bedenken gegeben,"

versetzte Doktor Magerle, „jedoch, der Gerichtsarzt gab es nicht zu.“

„Ein Lügner ist er, ein niederträchtiger, dieser Schauderer,“ fuhr der Hinterschöpp drein, „als solchen kennen ihn die Leut', wo er hinkommt. Herrgott, wenn das wahr wär', was der alles angestellt haben will, zehnmal müßt' er schon gehenkt sein. Das ist ein Prahlhans!“

„Aber Freund, ein vernünftiger Mensch wird sich doch nicht an den Galgen prahlen!“

„Desweg' sag' ich ja, daß er ein Narr ist!“

„Und wieso, Vetter, habt Ihr die Überzeugung, daß Jonathan Schauderer nicht der Mörder des Anton Obersdorfer sein kann?“

„Weil's nicht wahr ist!“ schrie der Alte.

„Demnach wird's Euch doch interessieren, einen Blick in die Akten zu tun,“ sagte Doktor Magerle, „habt nur ein wenig Geduld.“

Er verließ das Zimmer.

Nachdem der Hinterschöpp eine Weile zwischen den Folianten dagestanden war, wurde ihm so heiß und unheimlich, daß er es für das Vernünftigste hielt, diesen Ort und ehestens auch die Stadt zu verlassen.

Er wollte davon und — konnte nicht. Die Tür war verschlossen.

Der Mörder vor Gericht.

Als dann der Hinterschöpp sah, er hätte Verdacht erregt und wäre eingesperrt, da kam eine gewaltige Aufregung über ihn. Das Blut stieg ihm zu Kopf, vor seinen Augen kreiste ein blaues Firmament mit vielen Sternen. Seine Gedanken tanzten und schossen gegeneinander wie gehetzte Tollhäusler im Narrenturme.

Ein Gerichtsdiener kam endlich und führte den langen Alten durch mehrere Gänge. — Jetzt werden sie mich zur Verantwortung ziehen, dachte der Schöpp unterwegs, aber ich steck' mir die Faust in den Mund und red' kein Wort. Bis zum Galgen laß' ich's treiben, jetzt bin ich's imstand'; dort aber fahr' ich drein und faß' diesen Schauderer bei den Ohren und mach' das Gericht zuschanden. Und wenn sie mich selber knüpfen! Es ist schreckhaft, es ist schreckhaft!

Er war nicht mehr Herr seiner selbst, und als er nun in den Saal geführt wurde, trug sich ein wunderlicher Auftritt zu.

Etliche Herren mit vergoldeten Rockbeschlägen waren da und hatten Papierblätter vor sich liegen, auf dem grünen Tische stand ein Christuskreuz und daneben waren zwei Kerzen zum Anzünden bereit, sobald der Eid gesprochen würde. Doktor Magerle war auch da. Und hinter ihm stand die armselige, in Ketten gelegte Gestalt des Schauderer. Des alten Hausierers Gesicht war mager und blaß zum Erbarmen, aber in seinen Augen zuckte, wie einer der Richter so schön sagte, die Unruhe des bösen Gewissens. Als der Schauderer den eintretenden Hinterschöpp sah, sprang er einige Schritte vor, daß die Eisenbande rasselten an den Händen — und lachte. Lachte wimmernd und rief mit seiner piepsenden Stimme: „O Schöpp, was hab' ich denn alleweil gesagt! Hab' ich's nicht schon dem Trummelböck gesagt, damals beim Erdäpfelstehlen — hab' ich ihm's nicht gesagt: an den Galgenstrick wird's mich führen! Aber," setzte er mit Wehmut bei, „haben mir ja mein Lebtag nichts glauben wollen, die Leut'!"

Jetzt hatte der Hinterschöpp alle Fassung verloren. „Schauderer!" schrie er, „du siebenfaches Lugenmaul! Hab' ich dir was Ungutes in den Weg gelegt, Höllenbraten, daß du mich willst unglücklich machen auf Zeit und Ewigkeit,

daß ich deinetweg ein Mörder soll werden? Henken sollen sie dich, Schauderer! aber meinetweg' nicht!"

„Bist ja gar aus dem Häusel," sagte der Schauderer, „geht's dich was an?"

„Ja!"

„Des Holzknecht-Toni wegen geht's her!"

„Meinetweg' geht's her!"

„Hast ihn 'leicht du umbracht?"

„Ja!" schrie der Hinterschöpp mit lang vorgestrecktem Halse. —

„Ihr habt den Holzknecht umgebracht?" fragte Doktor Magerle den Hinterschöpp.

„Nein!" stöhnte dieser.

„Also was? Ihr werdet Euch rechtfertigen!"

„Den Holzknecht-Toni hat keiner umgebracht."

„Ist selber ins Wasser gesprungen, na, na, die alte Geschichte."

Rief der Schöpp: „Ist auch selber nicht ins Wasser gesprungen, ist auch nicht ohnvergebens hineingefallen!" Und setzte bei, vor Aufregung bebend: „Der Holzknecht-Toni lebt heutigstags noch. — Wo? Wo er ist? So macht auf die Augen, ihr Herren. Da steht er!" Mit der Faust schlug er auf seine Brust, daß es dröhnte: „Da, da!"

Jetzt schwiegen die Richter und Doktor Magerle sagte: „Alle beide gehören ins Narrenhaus!"

„Alle beide gehören ins Kriminal," ließ sich einer der Richter hinreißen, zu sagen, „das sind zwei Spitzbuben!"

Der Hinterschöpp war auf einen Stuhl niedergetaumelt, er starrte zu Boden, die Tropfen standen ihm auf der Stirne.

Der Schauderer wieherte vor Lachen. Ein Augenblick, wie er im Gerichtssaale der Kreisstadt nicht wieder erlebt worden war.

Plötzlich sprang der Hinterschöpp auf und rief: „Spitzbub'! 's kann sein, daß ich einer bin und noch als solcher will ich über euch Richter Gericht halten. Wenn ich's euch beweise, daß ich der lebendige Holzknecht-Toni bin, der sich dazumal aus der Welt gemacht, weil er das Soldatenleben hat gefürchtet; was wird mir denn geschehen: hart strafen werdet Ihr mich. Liegt weiter nichts d'ran. Aber wenn ich euch beweise, daß ihr diesen alten Lumpenkerl — diesen da! Ein Justizmord! — was wird denn euch geschehen?"

Ließen ihn nicht weiter reden. Führten beide ab, steckten beide hinter verschlossene Türen.

Und als der 28. Oktober kam, wurde keiner gehenkt, weswegen sich die Bewohner der Stadt und Umgebung sehr beschwerten.

„Der Spitzbub' ist zu groß, man läßt ihn laufen," witzelte einer.

„Hat ausgebrochen und ist bei Nacht und Nebel davon," erzählte ein anderer.

Und ein dritter hörte, ein Engel habe den Schauderer — sowie einst den Petrus — aus dem Kerker befreit, aber dieser Engel sei der Geist des ermordeten Holzknecht-Toni gewesen. Und der Engel sei eigentlich die unerlöste Seele gewesen, welche in ihrer Sündenlast so plötzlich vom Leibe geschieden war, und diese habe den Mörder bei lebendigem Leibe in die Hölle geführt. Bei Licht besehen: den alten Schauderer hätte der Teufel geholt.

Die Mär dieses dritten schien den Leuten noch am glaubwürdigsten und man freute sich, aus dem alten Vagabunden doch ein Erkleckliches an Gesprächstoff geheimset zu haben.

Welch Erstaunen aber, als Mitte November der Schauderer wieder frei herumging und mitten auf dem Markt-

platz der Stadt sein Klampfererstandel aufgerichtet hatte. Da kamen alle Köchinnen mit ihren gesprungenen Töpfen herbei und jede suchte gelegentlich dem Hausierer hinter seinen struppigen Vollbart zu lugen, wie sich's denn mit diesem Halse eigentlich verhalte.

„Ist soweit in der Ordnung mit der Gurgel," entbrach sich der Schauderer nicht, manchmal zu sagen: „nur daß sie sich zeitweilig halt gern ein Bissel anfeuchten tät'. Zwei Gröschel kostet das Töpfel, Euer Gnaden; steigt halt im Preis, das Zeug, seit sie die Häfenbinder henken wollen. Na nu, für mich ist ein anderer eingestanden. Verstatt' mir, Frau, das ist ein bayrisch' Gröschel, kann's nicht annehmen. Und fürder heb' ich's gescheiter an, daß sie mich nimmer derwischen, das weiß ich."

„Ja, will denn der Kerl wieder was anstellen?" rief eine dicke Köchin entrüstet.

„Was denn!" sagte er. „Laß ich mich nur wieder aufnehmen, wo ihrer vierzig sind!"

Vierzig Räuber! Die Weiber machten sich eilig davon und hielten es der hohen Obrigkeit arg für übel, einen solchen Menschen frei im Land' herumgehen zu lassen. — Der Leser stimmt ihnen vielleicht bei. Ich nicht, ich kenne meinen Jonathan Schauderer. Es steigen deren manche herum draußen auf dem Lande — arge Schwätzer, Phantasten, die sich überall gern interessant machen möchten, die lieber für schlau und niederträchtig gelten, als für ehrlich und dumm, die um jeden Preis gefürchtet sein wollen, womöglich gar der Häuptling einer Räuberbande, oder davon zum mindesten absichtslos in den Tag hineinschwätzen, oder den zu hoffenden oder gehabten Arrest lieber mit einer kecklichen Verbrechertat motivieren, als mit ihrem gemeinen, armseligen Diebstählchen — im Grunde harmlose Strolche, die

gelegentlich aus Passion bloß ein bißchen Langfingerei betreiben, größerer Schelmenstücke aber keineswegs fähig sind.

So wandert der Schauderer wieder ins Land hinein, tiefe Befriedigung im Busen, denn — umleuchtet sein altes borstenbärtiges Haupt nicht der Nimbus des Galgenstricks? Er hört, liest und spricht von seinem Prozesse, von seinem Todesurteile mit freudiger Begeisterung, läßt Andeutungen fallen, daß seine Schuldlosigkeit an dem Morde beim Kesselsee durchaus nicht bewiesen sei, und hat im übrigen sein Ziel — gehenkt zu werden, ohne daß es weh tut — erreicht.

Unangenehmer stand's mit dem Hinterschöpp. Der mußte wochenlang sitzen, bis von allen Seiten her der Beweis erbracht werden konnte, daß er tatsächlich der seit siebenunddreißig Jahren vermißte Anton Obersdorfer sei. Und da dieses endlich zweifellos festgestellt war, hauptsächlich dadurch, weil in den Büchern die Existenz eines Paul Hinterschöpp gar nicht nachweisbar, mußte er wieder wochenlang sitzen, bis man den Prozeß gegen ihn, als gegen einen alten Militärflüchtling einleitete.

Die Schraglin daheim war ganz verzagt und wußte gar nicht, was denn jetzo werden sollte. Auch hatte sich mit der Dirn' was zugetragen — o mein Gott, wenn nur der Schöpp heimkäme!

Wird gar nicht mehr kommen, hieß es, das sei der allergrößte Spitzbub', noch viel größer wie der Schauderer. Das Bissel Verlegenheit, das da noch herauskommen würde!

Aber Doktor Magerle war noch da. Der habe, sagte er, den schon Verurteilten sozusagen vom Stricke gelöset und zweifle gar nicht, auch den braven Hinterschöpp wieder auf die Gasse setzen zu können. Dieser Fall gehöre überhaupt nicht vor's Zivilgericht und vor's Militärgericht auch nicht. — Und was tat er, der Doktor Magerle? Zum Kaiser

ließ er's gehen. Und fragte, ob ein hinfälliger Greis, der, um einen ihm ganz fremden, ja verhaßten, aber unschuldigen Manne vom Tode zu erretten, sich selbst gestellt und in den Schlamm gesetzt habe, lediglich nur der Gewissenhaftigkeit willen; ob ein solcher Mensch, der allerdings eines alten Fehls zufolge strafbar geworden war, was aber längst als verjährt anzusehen: ob ein solcher Mensch verurteilt werden könne?

Der gute Kaiser Ferdinand ließ zurückfragen, ob der in Rede stehende Mann Kinder habe.

Ja, eine Tochter, welche mutterlos der ferneren Leitung des Vaters sehr bedürftig sei.

„Es hilft alles nicht," sagte der verzweifelte Hinterschöpp zum Verteidiger, „wenn Sie mich für dasmal auch hinausdoktorn, ich komm' doch wieder herein. Raiten Sie, Doktor Magerle, was ich sag': Mit meiner Tochter heben wir noch eine Sau auf!"

Von Wien kam der Bescheid: Meine Gerichte sollen machen, was sie wollen, aber nach meiner Meinung könne man den Alten laufen lassen.

Es war gut. Sie ließen ihn laufen.

Und doch Soldat!

Auf dem Heimweg vom Kotter nach Schneewaldbach trieb der Hinterschöpp im Lehviertel beim Breitegghofer einen Dienstplatz für seinen Buben auf. „Sonst brav und nicht ungeschickt," sagte er, „aber ein bissel übermütig. Geht ins sechzehnte Jahr; für das Alter soweit noch unerfahren." — Nu das macht nichts. — Hat auch ein Töchterl, der Breitegghofer. Und da denkt der Schöpp weiter: Bis der Bub ins Mannbare geht, wachst sich die gerad zurecht. Kunnt ein Paarl werden. Nachher, du verwindierter Soldatenrock, bist verbrannt. Amen.

Gar zufrieden, daß sich die zwei Lasten seines Herzens nun so leichtlich gehoben hatten, kam er nach Schneewaldbach zurück. Vor der Schraglin hatte er ein Verhör auszustehen. Er sagte ihr's offen:

„Was er um Gottes willen dafür könne, daß die Leute geglaubt hätten, er läge im Wasser, und nicht weiter nach ihm gefragt hätten? Wollte den Herren das gesagt haben! Wo ist mir die Toni?"

„Jesus Maria!" rief die Schraglin und schlug die Hände zusammen, „das tät'st du noch nicht wissen, Hinterschöpp?"

Er starrte sie an. „Du, Weib," murmelte er, und seine Zunge war schwer, „was steckt jetzt dahinter?"

„Seit sieben Wochen ist sie davon, ist fort mit den Krabner Rekruten."

„Was ist sie? Davon mit den Rekruten?" Der Alte lachte wild auf.

„Ist auch schon ein Brief von ihr da. Ist doch noch gut, daß du ihr das Schreiben hast lernen lassen."

Das hätte der Alte sicherlich niemals getan, wenn er vorausgesehen, welch' einen Brief ihm dieses Kind eines Tages schreiben würde.

Der Brief lautete also:

„Abzugeben an den Paul Hinterschöpp genannt, in Schneewaldbach ob Kraben.

Verzeihe mir's Gott im Himmel, daß ich nicht anders kann und schreiben muß, wo ich mir vorgenommen habe, mit dem Hinterschöpp im Leben und Sterben nichts mehr zu tun haben will. So tut ein Vater nicht, so was tut der größte Feind nicht, und was habe ich Euch denn beleidigt, daß Ihr mir das habt antun können? Gemeint, ich muß ein Narr werden und was für Schand' und Spott! Der Fleck geht in meinem Leben nimmer

aus; so dumm. Und wenn mir nicht denken müßt', es wär' aus guter Meinung geschehen von wegen dem Soldatenleben — keine Verzeihung. Und möchte wissen, wer gesagt hat, daß nicht Soldat werden will? Gar nichts lieber als wie das, bei meiner Seel'! Der Guido Bärenschütz hat mich aufgeklärt und was Ihr da zu verantworten habt! Daß es Euch nicht brennt in der Ewigkeit. Bin mit, und hab' mir vorgenommen, daß bei den Soldaten verbleiben will. Keine solche Eltern brauch' ich nicht und Ihr habt keinen Sohn wollen, jetzt habt Ihr keinen. Das ist eine Schmach vor Gott und der Welt.

Anton — —

P. S. Nicht einmal einen Vatersnamen hab ich, fremde Leut' müssen mir einen geben."

Der Hinterschöpp war niedergebrochen auf den Erdboden, auf welchem er nun kniend kauerte und die Fäuste mit dem zerdrückten Papier ins Gesicht preßte. Nach einer Weile stand er auf und sagte: „Geschieht mir recht," und ging hinaus.

Am nächsten Tage traf eine Vorladung vom Gerichte ein für den Anton Obersdorfer vulgo Hinterschöpp. Der Adressat war nicht daheim, der wanderte in die Kreisstadt, und von dieser nach Wien, um seinen Sohn zu suchen. Unterwegs war ihm der Hans Schragl begegnet, der endlich auf unbestimmte Zeit Urlaub erhalten hatte, gegen Kraden zog und nach Schneewaldbach zu seiner Mutter. Er war gealtert und hatte etliche Narben auf dem braunen Gesichte, aber sein ganzes Wesen schwamm in Lust, nun doch einmal des Joches los und ledig zu sein. Der Hans wußte dem Schöpp das Bataillon des Regiments und die Kaserne in der großen Stadt genau zu bezeichnen, wo die Rekruten aus Kraden untergebracht waren.

„Müssen wohl schon recht übermütig geworden sein,

die Krabner Burschen," sagte der Urlauber, „möcht' nur wissen, wer der junge Freiwillige ist? — Soll' vom Hauptmann zum Obersten und gar zum General gegangen sein und wie ein Narr gebettelt haben, daß sie ihn assentiere. Ein blutjung' Bürschl! Daß er nicht etwa was angestellt hat daheim."

„Geh nur jetzt, hast noch weiten Weg," sagte der Schöpp, „die Mutter laß ich grüßen und schaut mir gut auf die Wirtschaft!"

Und gingen auseinander.

Zu Wien hat der Hinterschöpp seinen Sohn gesehen in schmucker Uniform, schlank, frisch und flink — das ein Herz könnt' lachen. Anton Obersdorfer, wie sie den jungen Soldaten nannten, besaß bereits die Liebe der Kameraden und das Wohlwollen der Offiziere. Aber, als ihm der lange Alte die Arme entgegenstreckte, da verweigerte ihm der Bursch' die Hand und jeden freundlichen Blick.

„Anton, schau!"

„Geht nur heim, Hinterschöpp, kenn' Euch nicht. Bin Soldat und diene meinem Kaiser!"

Und rechtsum kehrt Euch! war er weg.

— „Nun bin ich fertig," sagte der Hinterschöpp, und sage ich, der Erzähler.

Bis auf eins.

Im Jahre 1857, als der lange Alte nach mancherlei Kümmernissen und Mißhelligkeiten mit dem Gerichte kränklich und armselig geworden war, kehrte Anton Obersdorfer aus Ungarn als Hauptmann nach Kraben zurück.

Er hatte eine Narbe an der Stirne, ein Kreuz an der Brust, und — was die Weibsleut' zu Kraben mit großer Verwunderung und besonderem Wohlgefallen bemerkten — einen schönen braunen Schnurrbart im Gesicht.

Und wie hat Zeit und Leben sein Herz gewendet!

Sein erster Weg war nach dem Schneewaldbach zu seinem Vater. Es war endlich gut geworden, verziehen. Und Anton erzählte dem ungläubig Horchenden von der Lust, Soldat zu sein.

Und der Alte sagte: „So viel Jahr' jetzund, seit der Toni ins Wasser ist gefallen; so viel Jahr', seit ich ein Mädel hab' taufen lassen, und der Anton Obersdorfer ist doch beim Militär. 's nutzt nichts. Was sein muß, muß sein, und da hilft kein Gott und kein Hinterschöpp. Und Hauptmann! Ja wenn's so geht, tät' ich schier vermeinen, der alt' Holzknecht-Toni, wenn er wär' dazugegangen, kunnt heut' ein alter General sein. Mach's halt gut für ihn, Toni, mach's halt gut. Und g'freun tut's mich, daß wir zwei wieder auf gleich sind — Herr Hauptmann!"

Dann ging der Herr Hauptmann zum Bärenschütz. Dort verkündete er, daß schon nächster Tage der Korporal Guido auf Urlaub käme. Und warb dafür wen anderen an — auf Kriegs- und Friedenszeit — für alle Fälle.

In der Kapelle unter den drei Buchen — gerade dort, wo vor Jahren die weißgekleidete Hinterschöpp-Dirn' und das Mädchen im Blümelrock beisammengestanden, standen jetzund dieselben zwei wieder beisammen: der Hauptmann Anton Obersdorfer und die Gregina Bärenschütz. Denn die Gregina war für tauglich befunden worden.

Ohne Urlaub und zeitliche Befreiung. Auf Lebenszeit! Haben in Kraden und in Schneewaldbach Lager abgebrochen, letzte Order erteilt, Salut gegeben und sind abmarschiert zum Regimente.

Die Nottaufe.

Das Bachstoffel-Weib schickt zur heiligen Taufe. Sie atmet auf nach einer bangen Nacht, sie ist dem Leben wieder zugeteilt. Das Kindlein atmet, wimmert bisweilen ein wenig, ruht aber des Weiteren noch tief im Nichts, und wenn die Welt mit allen Sternen des Himmelszeltes jetzt zusammenbricht, es ist ihm alles eins.

Und dieses gottlos gleichgültige Wesen soll nun zu einem Menschen gemacht werden, zu einem Erden- und zu einem Himmelsbürger. Anfängt man das mit der Taufe, und die Frau Sunnbergerin, die Gevatterin und Patin, ist der Meinung, es sei dazu hohe Zeit, denn der junge Wurm scheint über die gute Luft, die er nun atmet, und über das gepriesene Sonnenlicht, das ihn bescheint, nicht gar erbaut zu sein; vielleicht gefällt es ihm in der Kirche besser, denn wir haben auch Kirchen auf dieser Welt und daneben Wirtshäuser, und der Tafernenwirt in der Lusch hat ein gutes Weinlein.

Sollte sich nur ein Schöppel vergunnen, die Frau Gevatterin, meint die Wöchnerin, und Zucker hineintun; aber das solle sie, die Frau Gevatterin, ihr, der Bachstoffelin, nicht antun, daß sie selber wollt' zahlen.

Somit geht die Sunnbergerin mit dem Kindlein davon, geht über das Gebirge hin, ist munter und hat keine Ahnung, was ihr auf diesem Taufgang soll bevorstehen.

Die rot' Lenten hinauf sticht noch die heiße Sonne her, daß sich die Frau, weil sie keine Hand frei hat, mit dem ganzen Wickelkind über das Gesicht fährt, schweißtrocknend

wie mit einem Sacktuch. Als sie oben über den Brandsteig hingeht, sieht sie schon allerhand Wolken aufsteigen, etliche so weiß wie lauter Milchrahm und etliche wieder so blaßblau wie Milch, bei der viel Wasser ist. Als sie auf die Höhe zu den Wetterkreuzen kommt, hört sie das Murren und der Himmel verschmiert sich mit Grau, so daß die Sonne keinen Schatten mehr schlägt.

„Mag wohl sein, kleiner Binkel, daß sich's der lieb' Herrgott nicht nehmen laßt, dich zu taufen," sagt die Frau Patin zum Kind, „wird auch gut sein, wenn's nur nicht etwan gar zu kräftig kommt."

Das ließ sich der Himmel nicht zweimal sagen, Tropfen fielen, die so groß und schwer waren, daß jeder auf dem Erdboden sternartig auseinanderspritzte. Die Frau Sunnbergerin eilte gegen den Waldrand hin, dort stand das Häusel des „Kleinen Urban", in dem sie bekannt war. Der kleine Urban war nicht daheim, aber der Kleine des kleinen Urban — ihr könnt euch denken, wie klein der sein muß! — der war daheim, hockte an der Schwelle der Haustür, hielt die Barfüßlein hinaus und so oft ein scharfer Regentropfen darauf schlug, sagte er: „Patsch!"

Die Frau mit dem Kind schritt über das Knäblein hin schleunig in die Hütte. Weil der Kleine darauf etwas befremdlich tat, so sagte die Frau: „Wirst uns wohl nicht für übel haben, daß wir ein wenig unterstehen."

„Wenn du kein Rauber bist!" rief der Knabe beherzt.

„Ist deine Mutter nicht daheim?"

„Die tut beim Schragenkern unten mähen und hat gesagt, ich soll haushüten, daß uns nicht wer was hereinträgt." —

„Aber ich hab' dir jetzt g'rad was hereingetragen," sagte die Frau, die sich auf eine Tängelbank hingesetzt hatte

und nun die Tücher ihrer kleinen Last auseinandertat; „da schau her, was ich mitbracht hab'!"

Der Knabe watschelte hin, guckte zwischen das Tuchwerk hinein und fragte endlich völlig überrascht: „Was ist denn das?"

„Ja," antwortete die Frau, „das ist ein kleines Kinderl, das erst heute der Himmelvater auf die Welt hat herabgeschickt. Und das wirst du doch nicht wollen hinauswerfen jetzt ins Gewitter. Schau, es kann noch nicht sprechen und laßt dich durch mich bitten, du sollst ihm Unterstand geben. Es ist so spatzenblutarm, daß es noch nicht einmal einen Namen hat und du bist der erste fremde Mensch, dem es auf der Welt begegnet, und es ist auf der Reise."

„Das da?" fragte der Knabe und tippte mit dem Zeigefinger auf das Gesichtlein hin.

„Ja freilich, es reist nach Lusch hinüber zur heiligen Taufe. Jetzt ist es noch ein kleiner Heide, ein winzig kleiner, und wenn es im Gewitter müßt' zugrund gehen, da kunnt's dem lieben Gott nicht mehr vor Augen treten und müßt' für alle Ewigkeit in einer dunklen Kammer sitzen. Da muß man wohl recht achtgeben drauf. Ja, mein Kind, das sind Sachen! Heiliger Gott, jetzt hebt's auch zu schauern an draußen!"

Eiskörner prallten ans Fenster und flogen scharf ab auf die Halme, daß sie zwei- und dreimal schlagen konnten, bevor sie liegen blieben auf dem Rasen. Die Bäume bogen Ast und Wipfel alle rauschend nach einer Seite hin und grauer Nebel flog sausend zwischen den Stämmen und wälzte sich am Boden fort. In der Hütte war es schier finster, nur die roten Scheine des Blitzes zuckten, und diese Scheine zeigten das treuherzige Gesicht des Knaben, des „Kleinen Urban" Sohn, der sich an die fremde Frau schmiegte und durch ihre Gegenwart der Zuversicht war, daß nichts geschehen könne.

„Wie heißest du denn?“ fragte ihn die Frau Sunnbergerin.

„Bub,“ antwortete der Kleine.

„Mit deinem Namen, meine ich. Wirst wohl einen haben, denk' nur nach. — Na, wenn er dir nicht einfällt, macht auch nichts. Ich habe dir nur sagen wollen, Bub, daß du mit deiner Hütten heut' diesem armen Würmel sein Glück bist.“

„Laßt es jetzt da?“ fragte der Bub.

Die Frau gab keine Antwort, sondern schaute zum Fenster hinaus, bis sich das Wetter endlich gelegt hatte. An dem Häuslein schoß jetzt ein brauner Gießbach vorüber. Die Frau war in Zwiespalt, was nun zu machen sei. Es wird die Wege zerrissen haben an der Scharwand hin, es kann den Steg über den Schlärmbach davongetragen haben, es kann sich im Krippental das Wasser stauen, wie es öfter vorkommt nach großem Regen. Wer soll da in die Lusch hinüberkommen? Und gar mit einem kleinen Kinde? — Soll sie es nicht lieber in der Hütte lassen und allein nachschauen gehen, ob die Wanderung zu wagen ist?

„Wann kommt deine Mutter heim,“ fragte die Frau.

„Weiß nicht,“ antwortete der Knabe.

„Aber wenn du hungrig wirst?“

„So darf ich röhren (weinen).“

„Schön, wer satt wird davon,“ sagte die Frau, „und wenn du schläfrig wirst?“

„Die Mutter hat gesagt,“ berichtete der Knabe, „wann sie noch nicht da ist, sobald's finster wird, soll ich die Milch austrinken, die im Häferl steht und ins Nest krauchen.“

„Und dein Vater, wann kommt der heim?“

„Am Samstag, wann er nicht im Raithschlag bleibt.“

Was ist da zu machen? Auch das Wetter ist noch nicht

geheuer. Mit dem zarten Wesen so im ungewissen herumlaufen, wer verantwortet es?

„Wenn ich jetzt ein Bissel hinausgeh' nachschauen, wie es mit dem Wetter ist," sagte die Frau, „und das Kinderl dieweil da lass', wirst schön Achting geben d'rauf?"

Der Kleine nickte lebhaft mit dem Kopf, mit leuchtenden Äuglein lugte er auf das Kind. Die Frau legte dieses jetzt auf das Stroh, das in einem Holzverschlag hinter dem Ofen war.

„Da darf es schon liegen d'rin," sagte der Knabe, „es ist eh mein Bett."

„Tu' schön sitzen bleiben dabei," belehrte die Frau den Knaben, „aber anrühren mußt es nicht, weil es schlaft. Sein Schutzengel ist auch bei ihm, und wenn du es tätest anrühren, so möcht er es gleich hernehmen und forttragen und wir hätten nichts. Gelt, Bübel, du merkst es, was ich dir gesagt hab', bist ja so viel ein braver Bub, ich komm' recht bald zurück und nachher kriegst was von mir."

So ward es ausgemacht, und dann legte die Frau noch einmal sorgfältig das Kind zurecht, zog ihm das rotseidene Tuch, welches um den Kopf gewickelt war, leicht über das winzige Gesicht herab, machte mit dem Daumen flüchtig ein Kreuz über das armselige Gestaltlein und eilte davon.

Eine scharfe Luft schlug an ihr Gesicht, als sie ins Freie trat, und ein Sausen und Brausen war's, obzwar der Sturm sich schon gelegt hatte. Die Bächlein, die da niederschossen vom Berg und sich hastig Rinnen gruben und Furchen wühlten, schwemmten Erde, Reisig und Eiskörner mit sich. An der Scharwand war nichts geschehen, im Krippental war wohl ein trüber See, aus welchem Vogelbeersträucher und Heuschober emporstanden, aber er war leicht zu umgehen. Der Schlärmbach tat zwar schrecklich wild, wie Böcke rannten seine Wogen an die Felsklötze und

wo er nur was durchbrechen konnte, da schoß er auf die Wiese hinaus, daß es war, als bebe davon die Erde. Aber der Steg war unversehrt. Die Frau Sunnbergerin rüttelte noch am Geländer, um sich zu überzeugen, ob wohl auch alles fest sei, dann kehrte sie beruhigt um, das Kind zu holen und es vollends in die Lusch hinüberzutragen. Als sie zur Scharwand kam, konnte sie plötzlich nicht weiter, eine Lawine war eben niedergegangen und hatte den Steig mit sich gerissen. Ein Abgrund gähnte, in welchen noch immer Steine- und Erdstücke niederbröckelten.

Die Frau wollte vor Schreck erstarren. Sie konnte nicht mehr zurück zu dem ihr anvertrauten Kinde, das in einer einsamen Waldhütte der Obhut eines fünf- oder sechsjährigen Knaben anheimgegeben war. Nach der ersten Erstarrung hub sie in ihrer Verzweiflung an zu schreien, aber das Brausen der Gewässer in den Schluchten ließ ihren Schall nicht aufkommen. Wer sollte sie überhaupt hören in dieser Wildnis? Wenn sie sich umwendete: zwei Bergrücken waren dazwischen, und erst auf dem dritten stand aus Nebelfetzen ragend das Kirchtürmchen der Lusch. Und da hinüber muß sie nun, um auf Umwegen das Häusel des kleinen Urban zu erreichen. Was kann dieweilen dort geschehen? „O Unglückstag!“ rief die Frau ein- ums anderemal, indem sie den steinigen Fußsteig dahinlief, dort und da über eine Baumwurzel stolperte, dort und da in eine Wasserlache trat. „O Unglückstag! Und wenn der Teufel sein Spiel hat, so kann es sterben ohne Taufe, so viel Wasser auch vom Himmel fällt. Es kommt noch was heut'; es wird schon wieder finster! 's ist eh schwach genug, das Würmel; jetzt kanns auch noch verhungern und als Heidenkind hinfahren! — Na, jetzt kenn' ich mich fünfzig Jahr oder länger und hab' schon manches Neugeborne zur Tauf' getragen, und heut' erst

weiſt ſich's, was ich doch für eine unverläßliche Perſon bin. — Du tragſt mir kein Kind mehr in die Kirchen, das ſag' ich dir!" So redete ſie mit ſich ſelbſt und eilte weiter im Gebirge.

Dem kleinen Buben im Häuſel des kleinen Urban wurde die Zeit lang. Er mußte ja oft allein das Haus hüten und die Ziege draußen auf dem Anger. Die Ziege treibt allerhand Sachen, wenn ſie ſatt iſt, aber das da liegt wie ein Stück Holz und rührt ſich nicht. Es iſt gewiß recht krank. Eine Weile war er neben dem Bette faſt unbeweglich dageſeſſen und hatte auf das Kindlein geblickt und ſich ſcharf zu Gemüte gehalten, daß er es nicht anrühren dürfe. Als ſich das Kleine ein wenig bewegte, freute er ſich, wollte jedoch vor lauter Gewiſſenhaftigkeit, ja recht ruhig zu ſein, ſogar das Atmen einſtellen; es zeigte ſich aber bald, daß im Menſchen ein Atemhauch ſtärker iſt als der Wille, und ſelbſt wenns ein ſo opferfreudiger wäre, als der des Knaben vom kleinen Urban, der ganz aufging in ſeinem wichtigen Amte. Das Kind hub nun an zu nutſchen, da zog er ihm das Tuch vom Geſichtlein weg und ſagte: „Gugu!" Denn das Kleine tat die Augen auf. Da drinnen war freilich nichts, als zwei ſchwarze Tümplein ohne Stern und Glanz, aber der Knabe war der Meinung, es blicke ihn an, daher wollte er eine Unterhaltung beginnen. „Ich bin der Bub," ſagte er. „Die Frau iſt fort und kommt bald. Wir haben auch eine Katz'. Die hat geſtern einen jungen Vogel gefreſſen, weil er aus dem Neſt gefallen iſt vom Dach herab. Wart', ich zeig' ſie dir."

Der Knabe ging die Katze zu ſuchen und fand ſie im Ziegenſtall. Sie knurrte, als er ihr in die Nähe kam, ließ ſich aber fangen und er trug ſie in die Stube, um ſeinem Schutzbefohlenen damit die Zeit zu vertreiben. Das ſchwarze Tier ſchaute mit ſeinem dreieckigen Kopf und mit ſeinen

grünen funkelnden Augen auf das Kindlein hin, gerade so gierig, als gestern auf den Vogel, bevor es ihn gefressen. Der Bub hielt es fest im Arm und ergötzte sich an dem Spinnen desselben. Er war vor der Katze stolz, daß er ein solches Kindlein zu hüten hatte, und vor dem Kindlein war er stolz, daß er die große schwarze Katze besaß und sich vor ihr nicht fürchtete, trotzdem sie mehrmals versuchte, ihn zu kratzen. Er hub mit ihr sogar Händel an, schlug sie auf die Tatze, und sie mit der Tatze wieder auf seinen Arm und knurrte fort und fort. Als sie ihm plötzlich listigerweise ins Gesicht fuhr, schleuderte er sie zu Boden; sie hatte sich mit ihren Pranken noch an seinem Jöppel festzuhalten versucht und fiel trotzdem nicht auf den Rücken, sondern auf die Pfoten. Sie lief nicht davon, sondern blieb jetzt im Ofenwinkel hocken und starrte mit racheglühenden Augen auf die Kinder.

„Das ist ein Rabenvieh,“ sagte der Knabe zum Kleinen, „ich muß ein Schnürl haben über das ganze Gesicht. Ich will dem Vater sein Holzbeil suchen und ihr den Kopf abhacken.“

Das Kleine begann zu wimmern, da wurde der Knabe ganz ratlos, denn er hatte wenige Tage früher das kranke Kind einer Kohlenbrennerin gesehen, das auch ein wenig so gewimmert hatte, das eilig getauft und dann in einem weißen Trüchlein in die Lusch hinübergetragen worden war. — Er schlich jetzt um das Bett herum, entfernte sich ein wenig und fragte dann auf das Kind hin: „Stirbst du jetzt?“ Da keine Antwort war, sondern das Wimmern verstummte, so fuhr der Knabe fort: „Wenn du groß wirst, dann will ich dir Kirschen vom Baum tun, jetzt sind sie aber noch nicht zeitig, du mußt warten.“

Die Katze hockte unbeweglich in ihrem Winkel und funkelte, jede Bewegung beobachtend, auf die Kinder hin.

„Wenn du durstig bist,“ sagte der Knabe, „es ist Milch

da." Er brachte das Töpflein und stand damit ein Weilchen vor dem Bett; als jedoch das Kleine keine Miene machte sich aufzurichten oder nach der Milch zu greifen, sondern quakte, rief er: „Also das nicht. Was denn? Mit den Kindern ist ein rechtes Kreuz. Ich werd's dem Mann-Mann sagen, daß er dich mitpackt, wann du nicht brav bist!"

Er gab sich eine rechte Wichtigkeit. Dann schien es ihm doch wieder ein wenig unheimlich.

„Ist es wahr," fragte er das Kind und streichelte die Windeln, in die es gewickelt war, „die Frau hat gesagt, daß du noch nicht getauft bist! Meine Mutter hat gesagt, die nichtgetauften Leut' mag der Himmelvater nicht leiden, und stirbst jetzt, so sperrt er die Himmelstür zu und du mußt in der finsteren Kammer bleiben, und kommen die Mäuse und beißen dir die Nase weg. Der Köhlerin ihr Jackerl, der hat leicht lachen, der ist notgetauft worden."

Weil das Kind so dahinlag, fuhr der Knabe fort: „Ich taufe dich auch not. Ist's dir recht? Ich weiß schon, wie man's macht. Wenn ich nur wüßt', wie du heißen willst. Magst ein Jackerl sein? Die Jackerln, die tun alle in den Himmel kommen."

Er holte vom Wasserkübel, der am Herde stand, eine Schöpfwanne voll Wasser. Nun aber mußte er doch darüber nachdenken, — es ist was dabei zu sagen, wenn man die Schöpfwanne über das Gesicht hingießt . . . Jackerl, ich taufe dich im Namen des . . .

In demselben Augenblicke schoß die Katze auf das Kind los. Der Knabe hieb ihr die Pfanne an den Kopf, daß das Wasser nach allen Seiten hinflutete. Mit zwei Sätzen war das Tier zur Stube hinaus, in welche nun die Frau Sunnbergerin keuchend hereintrat.

Schreiend und über und über mit Wasser begossen,

so fand sie das Kind. Erhitzt von dem Laufen, ward sie nun obendrein glühend vor Wut, die sie über den Knaben losließ. „Du Balg! Du Racker! Was hast denn gemacht? Angossen? Angossen! Wart', Fratz, ich will dir zeigen, das arme Würmel —"

„Die Katz'!" ächzte der erschreckte Bub.

„Die Katz hat Wasser draufgossen aus dem Pfandel! So! Lügen auch noch, Wicht, ungeratener. In dir wachst ein sauberes Früchtel auf! Mein solltest sein, ich wollt' dir's zeigen! Da hast eins dieweil, Waldzwergel, verdächtiger!"

„Not hab' ich's —" wimmerte der Knabe.

„Na ich glaub's, daß du sie Not hast, die Strafe!"

„Not hab' ich's getauft."

„— — Notgetauft?" hauchte die Frau auf. „Und das hättest? Das? Notgetauft? Im Ernst auch? Und das wär' dir eingefallen?"

Der Knabe neigte den Kopf und weinte.

„Alsdann hätt' ich dir unrecht getan — komm her!"

Mit der einen Hand umschlang sie den Knaben, im anderen Arm schaukelte sie das schreiende Kind, dabei weinte sie selbst und lachte wieder und rief: „Da hat Gott wieder einmal ein Wunder gewirkt. Ein kleines Kind tauft das andere. Die Christenheit stirbt noch lang' nicht aus. Na, Bübel, gescheites, braves, gutes Bübel, wie hast ihn denn geheißen deinen Täufling?"

„Jackerle!"

„Jesus und Josef!" rief die Frau und machte einen Sprung. „'s ist ja ein Mädel!"

Das konnte der Knabe wieder nicht begreifen. Wenns Jackerl heißt, so ist's halt jetzt ein Bub. Was es da so viel zu schreien und zu springen gibt! —

Wir springen aber auch und berichten, daß es dieser

Bub zwanzig Jahre später etwas genauer nahm. Der Jackerl ist dem Kinde noch am selben Tage mit Kirchwasser abgewaschen worden.

„Für den Todesfall," sagte da die Frau Sunnbergerin zum Kaplan, „wäre es doch zur Not ein Christ gewesen."

„Das wäre es leider nicht gewesen," belehrte der Kaplan, „und wenn die Frau ihr Lebtag schon mehrere Kinder aus der Taufe gehoben hat, so soll sie wissen, daß die Nottaufe nicht gültig ist, wenn sie von Kindern unter sieben Jahren verrichtet wird."

„So," antwortete die Frau, „das wäre! das wäre! Und die Nottauf' von diesem lieben Bübel wär' für die Katz' gewesen! — Ja, warum denn, möcht' ich wissen! Etwan weil das Kind unter sieben Jahren noch in der Unschuld ist? Oder weil —"

„Wie soll es heißen?" unterbrach sie der Priester. Hierauf ist das Mädchen regelrecht auf den lieblichen Namen Agnes getauft worden.

Nach zwanzig Jahren, als aus dem Buben des „Kleinen Urban" ein großer Bauer geworden war, ging er an manchem stillen Abend und in mancher verschwiegenen Nacht hinab zu einem Fenster des Bachstoffel-Hauses. Und einmal auch am hellen Tage. Da nahm er die schöne Agnes an der Hand und sagte: „Agnes, ich habe dir schon einmal einen Namen gegeben, der dir nicht recht gewesen ist. Jetzt möcht' ich's ein zweitesmal probieren. Willst du den meinen haben?"

„Ja," sagte das Mädchen ganz leise und er taufte sie am Altare mit seinem Namen.

Boshafte Leute behaupteten damals, auch das wäre eine Nottaufe gewesen, — die Folge hat gelehrt, daß dem nicht so war.

Das Unglück in Rieselwang.

Meine Familie — so erzählt Freund Hans — pflegt die Sommerfrische in Rieselwang zuzubringen. Rieselwang ist ein kleiner Ort im Gebirge. Ich bin an mein Amt in der Stadt gefesselt und kann die Meinigen — die Frau, die drei Kinder, die Großmama — im Laufe des Sommers nur zwei- oder dreimal besuchen. Manchmal empfindet man's recht angenehm, ganz sein eigener Herr und sein eigener Knecht zu sein, daß man sich Gesellschaft, Tisch und Unterhaltung auswählen kann in der großen Stadt, hübsch nach Belieben. Ein anderesmal erwacht der Familiensinn, und es verlangt mich, die Meinen zu sehen, sei es auch nur auf Augenblicke, um mich persönlich zu überzeugen, daß allen wohl ist. Denn die Briefe sind nicht immer verläßlich. Einmal haben sie dort den Typhus durchgelitten, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte; meine Frau schrieb nur von einem Magenkatarrh, der wohl durch das zwar gute, aber ungewohnte Trinkwasser entstanden sei und ganz vorübergehender Natur wäre. Ein anderesmal fiel der Junge vom Kirschbaum und brach sich den Arm; ich erfuhr erst davon, als er wieder geheilt war. Das ist ein unbehagliches Gefühl, und man kommt auch dann nicht von bangen Sorgen los, wenn die Briefe noch so beruhigend lauten. Sie verschweigen mir's, und sie verschweigen mir's! Solche Qualen als Folgen zu großer Rücksicht.

Nun waren eines Tages Depeschen eingelaufen von

einem schweren Ungewitter, das in den Alpen niedergegangen sei und gerade in der Gegend von Rieselwang furchtbar gewirtschaftet haben sollte. Man sprach von einer großen Überschwemmung, doch stand mein Sommerhaus auf einer Anhöhe. Man redete von Lawinen; mein Haus war geschützt durch eine Felswand. Es verlautete von einem Bergsturze, von Blitzfeuern ... Von den Meinen vermißte ich die Nachricht. Den ganzen Tag verließ ich meine Wohnung nicht und wartete auf eine Nachricht. Am besten wäre es gewesen, mich gleich am Vormittage auf die Eisenbahn zu setzen. Gegen Abend endlich die folgende Depesche: „Rieselwang. Komm, wenn irgend möglich heute nachts! Natalie."

Also doch! Also doch ein Unglück. Wenn die einmal so telegraphieren! Es mußte wohl groß genug sein bei der dringenden Form der Depesche. Natalie wußte gut genug, was das hieß, in der Nacht nach Rieselwang zu fahren. Es ging in der Nacht gar kein Zug. Der Abendzug geht nur bis Kalten. Den benützte ich; kaum war er vom Bahnhofe abgerollt, fiel es mir ein, ich hätte Rettungsmannschaft mitnehmen sollen, oder wenigstens einen Arzt. Der Einfall war zu spät gekommen. In Kalten, wo ich abends neun Uhr ankam, wollte ich einen Extrazug nehmen, der bequem um Mitternacht in Rieselwang sein konnte. Und nun sagte mir der Stationsbeamte, ob ich denn nicht den Samstagsvergnügungszug aus der Stadt benützen wolle, der um neun Uhr achtzehn Minuten in Kalten ankomme und um halb zwölf Uhr in Rieselwang halte. Der Samstagsvergnügungszug, an den hatte ich gar nicht gedacht. Meine Freude war groß, und so sollte ich denn mit dem Vergnügungszuge nach dem Orte des Unheils fahren. In Kalten konnte ich nichts erfahren, als daß in der vorhergehenden Nacht ein starkes Hagelwetter niedergegangen war drinnen

im Gebirge. Ich fühle mich wesentlich getröstet, ging in die Restauration und ließ mir eine Flasche Bordeaux geben. Das soll jeder tun, der Kummer hat und auf einen Eisenbahnzug warten muß.

Nein, nein, das soll keiner tun, der in Kummer ist und auf einen Eisenbahnzug warten muß. Während ich meine Zeche bezahlte, pfiff draußen die Maschine, ich fragte, ob der Vergnügungszug schon einfahre. „Der fährt eben ab!“ rief der Kellner. Ich habe gemeint, vor Wut in den Boden ein Loch treten zu müssen. „Halten lassen! Halten lassen!“ Laut rief ich es am Perron. Es half nichts. Die roten Laternen waren noch zu sehen draußen auf der Strecke, und bald auch diese nicht mehr. Ich war auf dem Bahnhof in Kalten, und jetzt sollte doch noch der Extrazug dran.

Und nun ward mir mitgeteilt, daß ein Extrazug ohne Bewilligung der Direktion und des hohen Verkehrsministeriums nicht beigestellt werden dürfe. — So. In zwei bis drei Tagen konnte die Bewilligung wohl herabkommen vom Reiche Bureaukratien.

Mein grenzenloser Ärger — nicht über mich Leichtsinnigen natürlich, sondern über den versäumten Zug, der nun glatt und sicher gegen die armen verlassenen Meinigen dahinrollte, dieser Ärger kannte keine Grenzen. Doch hatte er das Gute, daß er die Angst zurückdrängte. Mir wäre aber die wehe Angst lieber gewesen als dieser gallbittere Ärger, der mich zur Asche verzehrt hätte in jener Nacht, wenn ich dem Mißgeschick nicht noch zu parieren versucht hätte. Ich nahm in Kalten ein Fuhrwerk, dreifach mußte es bezahlt werden, um überhaupt eines zu bekommen, und außerdem sollte ich noch gutstehen für Pferde und Wagen. Dafür verpflichtete sich der Kutscher, mich noch vor Sonnenaufgang in Rieselwang abzuladen.

Und so gings mit zwei Rappen und einem leichten Gebirgswagen in die Nacht hinein. Im obern Tal der Kalten hatte sich Nebeldunst gebildet, hinter welchem die Berge im blassen Lichte des aufgehenden Mondes wie matte Wolkenbänke zu sehen waren. Einen Eisenbahnzug, der, vom Gebirge kommend, nahe an der Landstraße heranrauschte, hätte ich mögen anhalten und die Insassen befragen nach Neuigkeiten in Rieselwang. Der Zug sauste vorüber, und ich kam mir vor wie ausgeschlossen von allen modernen Verkehrsmitteln, am Tage der Not.

Zurückgelehnt in den Wagen, bei der scharfen Kühle der Nacht wohl in den Mantel geschlagen, so blickte ich mit halbgeschlossenen Augen vor mich hin. Die Bäume, die Wegsäulen, einzelne Gebäude schwankten träge vorüber, und das Traben der Pferde und das Knarren des Wagens waren immerfort und immerfort. Mein Zustand wurde traumhaft. — — Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! — Ob sie alle leben? Ob etliche nicht verschwemmt, oder verschüttet, oder verbrannt sind? Gottlob, wenn ich nur Ruinen finde, nicht Leichen. Das Schlimmste ist nicht: Natalie lebt. — Nachdem wir ein paar Stunden gefahren waren und die Straße den Berg hinanschlängelte, begegneten uns zwei Leute, die unter Rückkörben keuchten und mühselig herabkamen. Ich ließ anhalten und fragte sie.

„In Rieselwang," sagte der eine mit heiserer Stimme, „da schaut's schlecht aus. Alles derschlagen."

Ob auch Menschen zugrunde gegangen wären?

„Alles derschlagen," wiederholte er.

Vom Blitz? Vom Bergsturz?

„Alles derschlagen in den Erdboden hinein." Und davon war er. Ich ließ anziehen. Was das doch ein träges Ding ist, ein Pferdewagen! Oft hatte ich mich über die Poesie-

losigkeit der Eisenbahn beklagt, nun schlug ich an meine sündige Brust. — Von einer Höhe aus sah man in die Niederungen, wo es dunkel war, wie auf dem Meere. Der Mond schien jetzt wieder, und stellenweise blitzte ein Wasserstreifen, der durch die Waldung zog. Auf unserer weißen Straße lag mancher finstere Wipfelschatten, so scharf, daß ich mich wunderte, die Pferde darüber nicht stolpern zu sehen. Es war ja eigentlich eine wunderschöne Fahrt für eine andere Gelegenheit. Heute verzehrte mich die Ungeduld.

Plötzlich standen die Pferde still. Ein einschichtiges Haus stand da in der freien Gegend. Über die Straße war ein Schlagbaum niedergelassen. Der Kutscher rief den Mautner. Der kam nicht, und der Schlagbaum blieb über die Straße gespannt. Der Kutscher pochte und rüttelte am Tore des Mauthauses, es war verschlossen, und es meldete sich drinnen niemand. Ich war aus dem Wagen gesprungen, wir suchten den Schlagbaum zu heben, der war mit einem Eisenschlosse an den Pfahl gefesselt und wich nicht. Wir erbrachen das Tor des Hauses, und drangen hinein, immer nach dem Mautner rufend, daß er uns passieren lasse. Mit einem Streichholz, das der Kutscher in der Hand hielt, durchschritten wir zwei Zimmer. In dem ersten lag ein schlummerndes Kind, das trotz unseres Lärmes nicht erwachte. Im zweiten Zimmer auf Strohschaub lag die Mumie eines Menschen. Ein Greis, kahl und dürr, zitternd und blind. Er richtete sich halb auf und wies mit den Händen nach Kasten und Truhen hin. Auf unser Verlangen, die Mautschranke zu öffnen, hub er an zu wimmern und mit einer bebenden Fistelstimme bat er, doch nur alles fortzunehmen, was wir fänden, bloß das Leben möchten wir ihm lassen. „Wozu ein solches Gerippe noch das Leben braucht!“ rief der Kutscher ärgerlich aus, ich langte nach einer Axt, die an der

Wand hing, der Kutscher suchte und fand eine zweite, wir gingen und hieben den Schlagbaum entzwei.

Endlich ging's wieder dahin auf einer Hochebene in der klaren Mondnacht. Auf den Matten standen die Heuhüffeln, dort und da lag ein weißer Felsblock, dann wieder ragte ein schlanker Fichtenbaum, und diese Gestalten schoben sich sachte durcheinander, daß es gespensterhaft spielte.

Etwa eine halbe Stunde hinter dem Mauthause begegnete uns ein angeheiterter Mann. Der fiel den Pferden in die Zügel und rief uns lallend zu, wie wir durch den Schlagbaum gekommen wären? Ob wir die Mautgebühr bezahlt hätten?

„Wenn Sie der Mautner sind, so rate ich Ihnen, sich eilig davonzutrollen, sonst könnte Ihnen etwas Unangenehmes begegnen.“ Auf diese meine Antwort hat er sich schuldbewußt weiter geschoben. Bald hinter ihm kam ein keifendes Weibsbild gegangen. Wir mutmaßten, daß es seine Ehewirtin war, welche ihn vom Wirtshaus heimtrieb.

Wir kamen zu einer Art von Holzerhütte, wo, wie der Kutscher erzählte, Branntwein geschenkt wurde, und wo vor Zeiten Leute ermordet worden waren. „Der Wirt ist gehenkt worden, aber sein Sohn führt das Geschäft fort,“ schloß der Kutscher seine unheimliche Mitteilung.

Wir hielten da nicht an, aber später bei einem Brunnentroge standen die Pferde still und tranken. Nun horchte ich hinaus in die stille Nacht. Im kurzen nassen Grase sangen die Grillen. Aus fernen Tiefen herauf dröhnte ein Murren und Rollen. — Der Kutscher sagte, das wären die Altbacher Wasserfälle. Eine Viertelstunde später sahen wir sie auch. Drei silberne Riesenketten gingen an den gegenüberstehenden Bergwänden nieder. Stellenweise waren sie in Zickzack gebogen und unterbrochen, stellenweise zuckten und sprühten

sie Funken und stellenweise wieder war es, als stiegen zarte Nebel auf, in welchen der Mond seine Regenbogenfarben spielte. Das war so schön, daß ich ein wenig halten ließ, um hinschauen zu können. Aber durch das dumpfe Tosen der Wässer hörte ich leise wimmern: Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! —

Die Straße war arg verwaschen und ging nun in vielen Windungen talwärts, der eingeschliffene Radschuh quietschte, der Kutscher hielt mit aller Vorsicht die Riemen. Zur Rechten baute sich ein schroffes Gewänd auf, zur Linken war ein Abgrund. Da hinab in diese schwarzen Tiefen konnte das Mondlicht nicht dringen, hingegen beleuchtete es die gegenüberstehenden Felsmassen so klar, daß jede Tafel, jede Runse deutlich zu sehen war. Im blassen Sternenhimmel gab es Unruhe, die Sternschnuppen fuhren nach allen Richtungen hinaus und hinab.

Plötzlich riß der Kutscher die Pferde zurück, daß sie standen, sonst wären wir wohl in der Tiefe gelegen. Die falbe Straße war zu Ende, abgebrochen, ein Wildwasser, das vom Kare niedergefahren, hatte die Brücke weggerissen. Es ging nicht weiter. Ein ungeheurer Schuttstrom durchquerte unseren Weg, und zwischen dem Gesteine rieselten die Wässer.

Jetzt hatte ich keinen Zornruf mehr, ich sah, daß alles vergebens ist, wenn die Götter nicht wollen. Ganz stumm war ich und auch der Kutscher sagte sonst nichts, als leise: „Wenn man nur umkehren könnte!“

Er spannte die Pferde aus und führte sie mit Mühe und Gefahr zwischen Wagen und Berghang nach rückwärts. Der Wagen selber konnte auf dem hier so schmalen Wege von uns nicht gewendet werden, der mußte stehen bleiben, der Kutscher mit den Pferden sollte nach Hause.

Und ich? Man konnte es zur Not versuchen, über den

Schuttstrom zu klettern. Aber wenn die Götter nicht wollen, so schwemmen dich die Wasser in den Abgrund, oder es gibt weiterhin noch andere Fährlichkeiten, zwischen denen du eingeschlossen bist, ohne vorwärts oder rückwärts zu können.

Wie weit es denn noch sein könne bis Rieselwang? —

„Es kann nicht mehr so weit sein," antwortete der Kutscher, „zu Fuß in längstens zwei Stunden, müßte man, denke ich, das Dorf erreichen. Wenn's der Herr wagen will, über diesen Graben helfe ich hinüber. Dann geht die Straße wieder glatt fort, immer niederwärts. Und wenn wieder ein Wasserbruch kommen sollte, man weiß es ja nicht, das Gewitter muß wax gewirtschaftet haben, so ja nicht probieren hinüberzusteigen, lieber warten, bis es Tag wird. Wären die Pferde nicht, ich ginge mit."

„Kehren Sie nur um, Kutscher, es wird gehen, wie es gehen mag, mir ist jetzt schon alles eins. Da, nehmen Sie für die verlorene Nacht. Und wenn ich nicht mehr gesehen werde, so wissen Sie's und sagen Sie's meiner Familie, wenn sie lebt, wie ich zu ihr habe gewollt."

„Nein," sagte der gute Mensch, „da lasse ich doch lieber die Rösser im Stich als den Herrn."

Ich habe seinen Beistand nochmals zurückgewiesen und bin meines Weges gegangen, geklettert — hier auf pflasterglatter Straße, hier über Geschütte und Gestein, hier über Wildwässer, über welche der Sturm Baumstämme umgebrochen hatte, die manchmal als Steg benützt werden konnten. Meine Kleider waren feucht vor Tau, mein Haar von Schweiß.

Endlich huben die höchsten Spitzen der Berge an, rötlich zu werden, ein milchiges Licht ging niederwärts von Wand zu Wand. In den Büschen huben die Vögel an zu zwitschern. Ich war durch Waldbestände hinabgekommen ins grüne Tal. An den Bergsockeln standen mehrere Hütten zerstreut; jen-

seits des Flusses, wo am Hange die Eisenbahn mit den Telegraphenstangen hinzogen, auf der vorspringenden Böschung stand ein Kirchlein mit spitzem Turme, von welchem jetzt die Morgenglocke läutete. — Das war ja Rieselwang! Wahrhaftig, das war schon Rieselwang! — Ich erschrak fast, als sich der Ort mir zeigte. Ich suchte unser Landhaus, das dort auf dem Hügel gestanden war, unter der Felswand. Die Felswand stand noch da, der Hügel stand noch da, das Landhaus stand auch noch da, und in seinen Fenstern leuchteten die Brände der aufgehenden Sonne. Wenn der Bau noch steht, um so schlimmer, dann fehlt an den Einwohnern etwas! Weiß Gott der Herr, was geschehen ist!

Über ein Schuttfeld kletterte ich mühsam hin bis zur Brücke. Und als ich über dem Schuttfelde war, rann vor mir der breite, trübe, rasch hinwogende Fluß, wie er seit Erschaffung der Welt geronnen war in allen Wettern. Und die Brücke war nicht da. Am Ufer ein geknickter Pfahl, sonst keine Spur von der vierjochigen Holzbrücke, die beide Gelände des Alpentales miteinander verbunden hatte.

Nun stand ich noch einmal und das letztemal da. Dort war das Dorf, der Bahnhof, mein Haus mit dem mir noch verborgenen Unglück, und ich konnte nicht hinüber. — Darf ein guter Schwimmer es mit dem reißenden Wasser aufnehmen? Ich fragte nicht erst. Neuerdings zornig auf die dumme Rechthaberei der Götter und entschlossen, meine letzte Macht gegen sie auszuspielen, stürzte ich mich in den Fluß. Das eiskalte Bad raubte mir im ersten Augenblicke fast die Besinnung, als ich sie wieder fand, trug es mich schon rasch dahin, ohne daß ich imstande war, mich zu halten. An Uferweiden wollte ich mich fangen, mehr weiß ich nicht.

Nach dem Wiedererwachen lag ich in einem Zimmer meines Sommerhauses, von Leuten umgeben, die mit mir be-

schäftigt waren. Mit Feuerhaken hatten sie mich aus dem Wasser gezogen, und alle fragten nun: „Wie kam er denn her? Wie fiel er denn hinein?“ Die Kinder waren da, streichelten mich und sagten: „Papa, ist dir schon wohl?“

„Wo ist Mama?“ das war meine erste Frage.

Da antwortete die Erzieherin: „Die gnädige Frau ist gestern abends in die Stadt gefahren, weil eine Jugendfreundin von ihr dort durchreist. Sie hat dem gnädigen Herrn ja telegraphiert, daß sie mit dem Abendzuge hineinfährt.“

Wie? Sie kam in die Stadt?

Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! . . . Das ganze Unglück, welches sich bei den Meinigen in Rieselwang zugetragen hatte, bestand also darin, daß meine liebe Frau in ihrer Depesche das Wörtlein „Ich“ zu kostspielig fand. Um es zu ersparen, deshalb die Aufregung, die Angst, die unerhörte Nachtreise nach Rieselwang! — Geschehen war am Sommerhause ja nichts, als daß der Hagel ein paar Fensterscheiben eingeschlagen und der Sturm von der alten Linde einen Ast herabgerissen hatte. Nun war ich da und meine Frau in der Stadt. Meine nächste Depesche an sie lautete: „Rieselwang. Komme Du, wenn möglich, heute noch mit dem Eisenbahnzuge nach Rieselwang, wo dich mit Sehnsucht erwartet Dein Hans Malser.“

Die Kreuzhüttenbuben.

In einem Tal bei armen Hirten. Das Tal ist so eng, daß ein Bach und ein schmaler Wiesenstreifen es ausfüllt, der Weg muß sich schon an dem steinigen Berghange weiterhelfen, nie eben dahin, immer auf und ab. Die Berge sind sehr steil, teils mit Wald bewachsen, teils mit grauen Felswändlein bestanden, hoch oben sind grüne Almkuppen. Dort jauchzen die Hirten. Sie jauchzen hell, denn es sind die kurzhosigen Stadtherren und die rotkitteligen Stadtfräulein noch nicht erschienen, bei deren Anblick anderswo den Hirten der Juchezer im Halse stecken bleibt.

Im Engtale, dort wo es zu Rande geht und in zwei wilden Gräben aufsteigt ins Gebirge, steht die Kreuzhütte. Ein hölzernes Haus mit kleinen Fenstern, steilem Dache und einem Söller unter demselben, daneben das Wirtschaftsgebäude. Das ist von altersher noch eingerichtet für Getreidegarben, während an den Äckern lange schon die jungen Lärchen grünen und Erlsträucher wuchern. Drei Äcker hatte er gehabt, der Kreuzhütter. Weil sie aber schwer zu bearbeiten waren und kein Dienstbote zu kriegen in den ödweiligen Graben herein, so hatte er sich drei frische Buben angefriemt bei seinem jungen Weibe. Aber als diese Buben erschienen — Jahr für Jahr einer — waren sie so kleinwinzige Kerlchen, daß sie durchaus keine Haue und keine Sichel führen konnten, im Gegenteil, noch für sich selbst die unglaublichsten Dienstleistungen beanspruchten. Auch wollten sie nicht Brot essen,

immer nur Milch trinken. Da hat der Kreuzhütter die Pflüge verkauft, dafür Kühe angeschafft und die Felder zu Weiden werden lassen. Die drei Buben wuchsen leidlich in die Höhe, der alte Kreuzhütter jedoch ging von Jahr zu Jahr gebeugter einher und mußte keuchen, wenn er den Berghang hinanstieg um einen Korb Futter. Eines Tages setzte er sich vor dem Hause auf die Bank und sagte ganz laut — der eine Bub hat's gehört —: „Leutl, behüt euch Gott beieinand. Feierabend ist's." Und sank seitlings hin auf die Bank. Aus war's.

Der Schreck der drei erst halberwachsenen Brüder war so, daß sie starr wie Holzbalken dastanden vor dem toten Vater. Allmählich hub der ältere, der Oswald, an zu sprechen: „Mir scheint, er ist gestorben."

„Es wird um Gottes willen der Schlaf sein," sagte der andere, welcher Toni hieß.

„Beim Schlaf macht der Mensch ja die Augen zu," meinte der Jakob. „Er hat sie offen und sie sind ganz gestockt."

Dann schwiegen sie wieder und starrten hin.

Plötzlich machte der Älteste einen Sprung, packte den Vater und rüttelte ihn mit aller Macht. Der erwachte nicht, sondern fiel wie eine schwammige Masse auf die Erde hinab.

Die Brüder waren blaß bis über die Lippen, aber sie erhoben kein Jammergeschrei. Gleichzeitig stießen sie das Wort hervor: „Die Mutter!" — Die Mutter tat oben auf der Grabenwiese Futter mähen. — Wie soll denn das sein? Wie kann man denn hingehen und sagen: Mutter, tu' die Sense weg, der Vater ist gestorben. — So kann's ja nicht sein, das ist nicht auszudenken.

Jetzt beratschlagten sie, wie man es der Mutter beibringen sollte. Sie hatten einmal gehört, daß auch der Schreck einen Menschen töten könne. Dann erklärten alle drei, sie wollten ihr's gar nicht sagen.

Aber wenn sie heimkommt und es selber sieht? — Das schlägt sie ja nieder wie ein Donnerkeil.

Sie gingen langsam hinauf, den schmalen Bergsteig hintereinander. An der Lärche, wo man schon die Wiese sah, blieben sie stehen. Jetzt tut sie noch ruhig mähen. Jetzt stützt sie den Stiel auf den Boden, fährt mit einem Grasschippel über die Sense hin und schärft sie mit dem Wetzstein. Sie weiß noch nichts davon, daß im nächsten Augenblick die ganze Welt einbricht.

„Ich mag ihr's nit sagen!" flüsterte der Oswald.

„Warten wir, bis sie aufhört zu mähen."

Und die jungen Burschen standen da. Und standen so lange unter der alten, spießästigen Lärche, bis sie von der Mutter bemerkt wurden.

„Was macht ihr denn dort, Buben?" rief sie herüber. Also schritten sie langsam über die Wiese und traten achtlos das gemähte Futter in den sumpfigen Boden ein. Die Mutter hub an zu zittern. Jetzt ist was geschehen. Umsonst gehen die Buben nicht so daher. Als sie ihr nahe waren, stürzten sie hin, bargen ihre drei Blondköpfe an ihren Schultern, an ihrer Brust und stöhnten laut.

„Was habt ihr denn?" rief sie schrill aus, „jetzt hat's was!"

„Liebestes Mutterl! Liebestes Mutterl!" riefen sie, legten ihr die Arme um den Hals, daß sie fast zu Boden gedrückt ward. „Wir werden schon recht brav sein und schauen auf dich und fleißig arbeiten . . ."

„Jetzt hat's mit dem Vater was!" schrie die Häuslerin auf.

So haben sie ihr's beigebracht und brauchten nichts weiter zu sagen. —

Als die Burschen dann erwachsen waren, hatten sie gute

Lust zum Arbeiten und gute Freude zum Essen, aber siehe, da gab es auf dem kleinen Gütel zu wenig von beiden für drei starke Mannsleute. Die Mutter herzten sie täglich, und alle Mühe wollten sie ihr aus der Hand arbeiten, so daß sie bisweilen ganz brummig wurde und wofür sie denn eigentlich vorhanden sei, wenn sie nichts mehr zu tun hätte als Hemden nähen und Strümpfe stopfen, was gerade für die langen Abende ein rechter Zeitvertreib wäre, aber nicht für den lieben Tag, wo der Herrgott die Sonne brennen läßt, damit die Leute was ausrichten sollen. So haben die drei Buben anderwärts Arbeit gefunden und das Verdiente der Mutter heimgebracht in die Kreuzhütte, wo sie auf dem Dachboden nebeneinander ihre Betten hatten und alle Abende gesund schnarchten, bevor die Mutter in ihre Kammer ging, und alle Morgen noch kräftig schnarchten, wenn die Mutter schon wieder beim Herdfeuer stand und den Milchbrei kochte. Aber zu ihrer Arbeit kamen sie noch allemal früh genug in den Holzschlag, wo der Gutsbesitzer roden ließ. Der Jakob blieb Holzknecht Jahr für Jahr; der Toni eignete sich später zum Kohlenbrenner, und der Oswald arbeitete mit den Zimmerleuten im Lande umher, wo es zu bauen gab. Da kamen die letzteren zwei wohl seltener heim in die Kreuzhütte. Wenn sie aber kamen, war der Toni kohlrußig und der Oswald gut gestrählt am Blondkopf und glatt rasiert bis auf den zarten Schnurrbart. Das war ein hübscher Bursche geworden, nur seine Plattfüße hatten ihn vor dem Soldatenrock bewahrt. Die beiden andern, den Jakob und den Toni, hatte das eifrige Beten der Mutter davor gerettet. Sie betete jeden Abend einen Psalter, daß man ihr doch diese Buben nicht zum Menschenschlachten davonführen möchte, und vor lauter Beten hat's sie erzwungen. Allerdings hatte der Toni einen starken Höcker, weil er als Kind einmal

schwer gefallen war, und der Jakob war kurz- und säbelbeinig, weil ihn Gott so erschaffen hatte. Der eine hatte — wie die Spötter läuteten — den Tornister schon auf dem Rücken, der andere war zum Reiten wie geschaffen, aber die Mutter hatte so viel zum Beten geschaut! So kamen sie an Samstagabenden doch wieder zusammen in der Hütte und jeder brachte allemal was mit für die Mutter, sei es ein blauer Kittelstoff, oder ein rotes Seidentuch, oder ein Kopfkissen mit Roßhaar, oder ein Stück Lebkuchen, oder eine Flasche Untersteirerwein, oder gar ein Silberkettlein, wie es andere Burschen der Herzliebsten schenken. Sie schlug allemal die Hände zusammen: „Aber ihr seid mir doch rechte Lappen! Wo tu' ich's denn hin? Hab' schon so viele schöne Sachen, daß gar kein Platz mehr ist! Tut doch auch auf euch selber denken. Das sind aber doch Narren, liebe, daß sie alles mir heimbringen!" Der Holzknecht nahm das Mütterlein um den Hals und kosete so viel, daß sie über und über vor Harz klebte, und der Kohlenbrenner machte sie vor lauter Schäkern und Kosen ganz rußig und wenn sie sich dann mit beiden Flachhänden im Gesichte wusch, kicherte sie in den Brunnentrog hinein voller Herzensfreud über die „lieben Narren". An Sonntagen, wo andere der Lustbarkeit nachgehen, hockten die Buben daheim im versteckten Engtal bei Muttern und unterhielten sich mit Plaudern und Scherzen. Dieweilen sie den Burschen die Kleider ausbesserte, flocht ihr der Bengel von Holzknecht das grauende Haar in Zöpflein und der Kohlenbrenner war schier unzufrieden, wenn er zu „seiner Alten" mußte, sehen und schaffen, daß sie nicht Schaden tat. Diese Alte war der schwarze Kohlenmeiler in der nahen Brennstatt. Die Mutter war's zufrieden, spähte aber bisweilen ein wenig aus, ob neben der „Alten" nicht am Ende irgendwo auch eine „Junge" seiner wartete. Allein, den Buben war für

ihre kindliche Liebherzigkeit alleweil noch „das Mutterl“ genug.

Am seltensten kam der Oswald heim. Der war als Zimmermann weit im Lande herum und hatte auch an Sonntagen dort und da zu tun. Wenn er aber in seiner bockledernen Kniehose heimkam und das rote Halstuch wie eine Rosenknospe zwischen den Flügeln des weißen Hemdkragens hervorguckte, da hatte er allemal ein frisches, scheibenrundes Gesicht und lachte wie Sonnenschein in die dämmernde Hütte herein und brachte Sachen mit für Mutter und Brüder. Das Laster des Tabakrauchens hatten sie sich angewöhnt, die jungen Waldteufel alle drei, und wenn sie recht nebelten, hüstelte und schmollte die Mutter, und wenn sie darauf ausgehen ließen, holte sie vom Herd glühende Kohlen, um die Pfeifen wieder anzuzünden. Der Zimmermann brachte vom Markt Birnen mit heim, oder Zuckerwerk, oder süßen Schnaps, und hätte es gern gehabt, daß „Mutterl“ ins Naschen gekommen wäre; sie tat, als stecke sie die Sachen brocken- und schoppenweise in den Mund und schenke den Buben nur Restchen zum Kosten, diese Restchen waren aber stets das meiste, und die Burschen nahmen es nicht wahr, daß sie von all' dem Guten, das sie ihr geschenkt, den allergrößten Teil selber verzehrten.

Der falbe Schnurrbart des Oswald war immer stattlicher geworden und ließ sich bereits in spitze Hörner drehen. Und einmal, wie er so drehte, fing ihm der Jakob die Hand ab und sagte: „Du halt, wo greifst denn du lauter herum, daß dir solche Sachen hängen bleiben an den Fingern?“ Sofort machte der Oswald mit den gekrümmten Fingern eine Bewegung, als wollte er dem Bruder über das Gesicht kratzen, tat's aber nicht, sondern lachte: „Daß doch so ein Holzknecht alles gleich beguken muß!“ Hatte nämlich der Zimmermann

am Mittelfinger ein güldenes Ringlein. Und jetzt mußte er eingestehen. — Die Wegscheidwirtin in der Blachau. Wo sie in den letzten Wochen den Stadl gebaut hatten. Ein tüchtiges Weibsbild her. Nicht über die Dreißig. Ihr Mann erst im vorigen Frühjahr gestorben. Ein schöner Platz! Stattlich Haus und Hof und hundert Joch Grund dabei. Er hätte auch das Herumzigeunern mit den Zimmerleuten satt, wenn man sich's besser machen könne! Nu, so hätten sie's am vorigen Samstag ausgeredet, miteinand allzwei . . .

Der Holzknecht und der Kohlenbrenner hatten während solchen Bekenntnisses allerhand Gesichter geschnitten. Die Mutter hatte gar aufmerksam zugehört; und jetzt, da er nicht mehr weitersprach, sondern mit der Spitze des Taschenmessers seine Fingernägel auskratzte, sagte sie: „Du bist mir aber doch ein Lotter! Die Wegscheidwirtin in der Blachau willst du heiraten?“

Da packte er mit beiden Händen ihren Kopf, schrie ihr lustig ins Gesicht: „Freilich wohl, Mutterl!“ und gab ihr einen schmatzenden Kuß auf den Mund.

Bei der nächsten Zusammenkunft huben der Jakob und der Toni an, den Bruder zu necken wegen des „schönen Platzes“, des tüchtigen Weibsbildes und ob der Wegscheide. Er antwortete, daß er recht gut wisse, welchen Weg er zu gehen hätte. — Fast etwas gereizt tat er, und wenn sie schon wissen wollten, so möchten sie halt einmal in die Blachau hinausgehen, ein Wirtshaus stünde jedem offen. Der Jakob meinte unmaßgeblich: „Wenn sie Bekanntschaft machen will, die Frau Wirtin, so hat sie nicht weiter in den Graben herein, als wir hinaus.“ — Die Mutter merkte eine gewisse Verstimmung zwischen den Buben, die sie nicht gewohnt war, sie schlichtete mit dem Wunsche, nächstens einmal eine Wallfahrt nach Straßkirchen zu machen, bei dieser Gelegen-

heit könnten sie im Wegscheidwirtshaus einkehren und sich die Dinge unauffällig anschauen. Das wäre schon recht, meinte der Zimmermann, und als er am folgenden Samstage wieder heimkam, brachte er ein Stück Laugenseife mit, falls die Brüder sich zur Wallfahrt das Pech und den Ruß losfegen wollten. Da lachten sie wieder. „Er fürchtet schon, daß sie an mir könnte picken bleiben!“ rief der Holzknecht. „Und wenn ich der Frau Schwägerin ein Küssel wollt' geben, tät sie einen schwarzen Fleck kriegen!“ setzte der Kohlenbrenner bei.

Die Mutter hörte solche Reden nicht gern, erstens könnten sie dem Oswald ärgerlich sein, zweitens hielt sie auf ernsthafte Anständigkeit, besonders bei so heiklichen Sachen. Als der Wallfahrtstag herankam, war es das erstemal, daß sie den zwei Buben die frischgewaschenen Hemden bügelte, denn die jungen Waldlöwen pflegten in Hemdärmeln zu gehen. Sie selber zog ihr gutes Sonntagsgewand an, aber nicht das beste mit der schwarzen Taffentschürze und dem rotseidenen Busentuch. Ihr silberiges Haar glatt gescheitelt, mit den feinen Runzelchen im weißen Gesicht und den munteren blauen Augen drein — so sah sie gar anmutig aus. Und der Kohlenbrenner, sauber gescheuert, beugte sich nieder, klatschte mit den Händen auf die Oberschenkel und rief: „Mutterl, du bist aber schön!“ Seinen Arm durfte er ihr heute nicht um den Nacken legen, des Verknitterns halber.

So gingen sie auf die Wallfahrt. Bauschige rote Regenschirme hatten sie bei sich und der Jakob trug am Rücken ein Bündel, in welchem Brot, Käse und sogar ein Eierkuchen waren, zur Wegzehrung. Die Mutter hatte eine Rosenkranzschnur um ihre braune Hand gewunden. Auf steinigen, durch Unwetter arg verwaschenen Wegen wurde sie stets am Arme geführt von dem einen und von dem andern, und der vor-

aus ging, hatte immer aufmerksam zu machen: „Auf diesen Stein steigen, Mutterl! so den Fuß setzen! da ist's rutschig. Da ist eine Wasserkehr, mußt hupfen — hopsa!" Und sie: „Ja, bin ich denn blind, ihr Narren! Schaut doch, daß ihr selber nicht in den Patsch steiget!"

Als sie in der Blachau dem Wirtshaus nahe kamen, wurden alle Schuhe sauber mit Gras gereinigt. Dann setzten sie sich ein wenig auf einen Steinhaufen und betrachteten das weitläufige Gehöfte, das zwischen flachen Feldern, Wiesen und Gärten vor ihnen dalag und dessen Schindeldächer in der Sonne so hell funkelten, daß die Kreuzhütterin ihre flache Hand vor die Augen halten mußte.

Der Oswald betrachtete mit Stolz den Hof, dann Mutter und Brüder, die unter Kopfnicken drauf hinschauten. Auch die Gegend war so breit und frei, und die Berge waren ganz blau vor lauter Ferne.

„Ja, schön ist's da schon!" sagte endlich die Mutter und rieb sich mit dem Sacktuch die Schweißtropfen vom Gesicht. Und der Oswald dachte, wie es dem Mutterl gut sein werde in diesem Heim. Ein warmes lichtes Stüblein gegen den Garten hinaus, rote Blumen, den Lederkissenstuhl daneben, ihren Kaffee jeden Tag — alles, was sie halt gern hat, und wenn etwan gar kleine Saggra kommen, die werden ihr die Zeit schon vertreiben. Nachher der Jakob Oberknecht, der Toni Weidknecht, und mitten in allem er selber, der Großbauer und Schenkwirt mit der feinen Frau Wirtin . . .

„Ich denk', wir gehen nicht hinein," sagte der Toni.

Der Oswald lachte überlaut. „Wegen dem, daß wir hineingehen, sind wir ja hergegangen."

„Ich möcht' auch vorher noch gern mit unserer lieben Frau von Straßkirchen reden," sprach die Mutter nur so

halblaut hin. Der Oswald aber brannte vor Begierde, seine Leutchen der Wegscheidwirtin vorzustellen. Sie soll einmal sehen, was er für ein herziges Mutterl hat und für prächtige Brüder.

Nun, so standen sie bald auf dem breiten Antrittstein des Eingangs. Dort konnten sie freilich nicht mehr lange säumen und überlegen, denn das alte Rundbogentor war weit offen. Im Vorhause schon standen ein paar Tische, stülpte ein Faß, und es war, als steige aus den dicken Mauern ein kühler Weinduft. In der geräumigen Gaststube standen mindestens sechs große Tische, die zu dieser Stunde unbesetzt waren. Am vorderen saß die Frau Wirtin. Den einen der vollen nackten Arme hielt sie in die Seite gestemmt, den anderen hatte sie weit über den Tisch hin liegen. Eine stattliche Figur, und am dicken Hals eine siebenfache Silberkette. Das Gesicht bestand hauptsächlich aus zwei hervorquellenden Wangen, zwischen denen eine etwas verkümmerte Nase saß. Am Munde fautschte sich die fleischige Unterlippe über die Oberlippe hinauf, die Mundwinkel gingen sachte nieder an beiden Seiten des hervorstehenden Kinnes. Das eine Äuglein schaute unter buschigen Brauen frisch und unternehmend aus, das andere hatte ein „Blümel“. Die schwarzen Haarsträhne waren locker ums Haupt gewunden, so daß sie an der Seite niederzuhängen Anlaß nahmen. Als der Oswald mit dem Buckeligen, dem Säbelbeinigen und dem alten Weiblein bescheiden eintrat, sagte sie leise: „Nau, Oswald, was bringst mir denn heut' für Leut' daher?“

Als sie vorgestellt waren, wurde sie liebenswürdig, reichte jedem die Hand, um diese nachher unauffällig an ihrer Schürze abzuwischen. Dann ließ sie Wein hertragen, Semmeln einen großen Korb, und Käse, blieb aber sitzen an ihrem Tisch, legte den Arm weit über die Platte hin und

ließ ihr Auge umherzucken, ob auch in jedem Winkel alles zurecht wäre. Der Oswald hatte sich nicht hingesetzt, sondern ging mancherlei anfassend und prüfend in der Stube herum, im Vorhaus, im Wirtschaftshof, auf den man durchs Fenster sehen konnte, und spielte schon so ein wenig den Hausherrn. Die andern saßen da. Zuerst hatten sie mit der Wirtin vom Wetter geredet und vom schlechten Weg, dann stockte es. Später hatte die Frau zum Essen und Trinken angeeifert, denn sie würden wohl noch einen guten Marsch vor sich haben, dann stockte es wieder. Ferner fragte sie, ob die Brüder auch Zimmerleute wären? Nicht. Sei auch recht, jeder könne nicht Zimmermann sein. Wie alt denn wohl die Mutter schon sei? — Endlich, als sie zum Fortgehen rüsteten gen Straßkirchen, stand die Wirtin doch mählich auf, wobei sie ihre Faust an den Tisch stemmte, lehnte die angebotene Zechzahlung ab und machte artig die Einladung, auf dem Rückwege wieder zuzusprechen. Je näher die Kreuzhüttenleute in ihren schwerfälligen und eckigen Wendungen der Stubentür kamen, desto freundlicher ward die Wirtin. Dann trat der Oswald noch zu ihr: „Behüt dich, Seferl!"

„Mit gehst wallfahrten?" lachte sie grell auf, „na, so tu' halt fleißig bußwirken, wird dir nit schaden!" Dabei gab sie ihm mit dem nackten Ellbogen schäkernd einen leichten Stoß.

Als die vier Wallfahrer wieder auf der heißen Straße waren, strich der Oswald ganz nahe an den Seinen hin und wartete auf irgendeinen Ausdruck von Zufriedenheit. Endlich sagte er selbst: „Nicht wahr, lieb ist sie!" — Doch es war keine rechte Antwort zu erreichen.

Weil sie vorher an der mit allerhand Fahrnissen gefüllten Wagenhütte vorübergekommen waren, so sagte nun der Toni: „So ein Steirerwagerl, wenn sie uns hätt' einspannen lassen!"

„Gott sei für!“ rief die alte Mutter und humpelte, um zu zeigen, daß sie auf derlei nicht anstehe, hastig neben ihren Söhnen einher.

Auf dem ganzen Wege redeten sie weiter kein Wort über das Wegscheidwirtshaus. Die Wallfahrt wurde fleißig verrichtet. Am Beichtstuhle standen voran die Mutter, und hinter ihr die drei Söhne. So auch knieten sie nebeneinander vor dem Kommuniontisch und dann nahmen sie in der Herberge ein gutes Mittagessen, wobei sie bedacht waren, die besten Bissen der Mutter auf den Teller zu legen. Auch Zucker taten sie in den Wein, sonst war er ihr zu „stark“; und dann nippte sie und bekam rote Wänglein und es war ein einträchtiges und fröhliches Gottloben auf der Wallfahrt. Den Rückweg wollten sie über den Mitterberg nehmen, sie werde ihn schon dermachen, meinte die Mutter; der Oswald stimmte sehr für die Rückkehr durch die Blachau, er habe notwendig im Wegscheidwirtshaus zu tun, und sie würden sehen, wie lieb sie mit ihnen sein werde, wenn sie wieder zusprächen; sie sei schon so, erst nach und nach werde sie warm, dann halte es aber auch, wie ein Kachelofen im Winter. Zudem habe die Wirtin sie ja eingeladen, zuzusprechen und würde gewiß allerhand herrichten; ein absichtliches Ausweichen hätte sie nicht verdient, wo sie mit ihm doch so lieb und gut sei. Na, dem Bruder zu Gefallen haben die beiden andern der Mutter so lange zugeredet, bis sie beim roten Kreuz links in die Blachau einbogen.

Es war Regenwetter gekommen. Die drei roten Schirme und der braune des Zimmermanns deckten unsere Gesellschaft gegen oben, die Straße aber war so grundlos, daß der Toni wieder an das Steirerwäglein dachte, das die Wirtin ihnen leicht hätte entgegenschicken können. Der Oswald mußte diesen Gedanken erraten, denn plötzlich sagte er: „Die Pferde,

wenn sie nicht beim Holzschleifen wären! Wie die Grafen könnten wir fahren!"

In der Vorlauben des Wirtshauses schleuderten sie sorgfältig die Schirme aus, säuberten die Kleider von dem angespritzten Kot und traten dann — der Oswald tapfer voraus — ins Gastzimmer. Da gab es einen Tisch voll Herren, die tranken, rauchten und heiter waren. An der Tischecke saß die Wirtin, legte den nackten Arm auf die Platte, redete gar manierlich mit den Gästen und gab die Scherze des Chirurgen und des Bürgermeisters aus Standelbach schlagfertig zurück. Als die Kreuzhüttenfamilie eintrat, schaute die Wirtin erst ein wenig verblüfft drein, dann winkte sie stumm und lebhaft nach der Küchentür. — In die Küche sollten sie, wahrscheinlich, weil sie sich dort am Herdfeuer trocknen könnten. Naß waren sie zwar ohnehin nicht; jetzt, in der Küche wechselten die Kreuzhüttenleute miteinander einen kurzen Blick und dann gingen sie durch die andere Tür wieder in die Vorlaube. Dort sagte die Mutter leise zu den Söhnen: „Mir scheint, sie fängt sich schon an zu schämen mit uns!" Dann nahmen sie ihre Regenschirme und gingen davon. Sie redeten darauf unterwegs nur wenig miteinander, der Zimmermann aber sagte gar nichts — nicht ein Wort. Er schritt vornedrein oder hinterher. In Neudorf blieb er vor der offenen Werkstattür eines Korbflechters stehen und rief hinein: „Hättest du mir heut' nicht für einen Botengang Zeit, Steffel? Es müßt' aber freilich gleich sein. Mit einem Trinkgeld bin ich dir nicht zu sparsam, wenn du deinen Schubkarren nimmst und mir vom Wegscheidwirtshaus meinen Kleiderkoffer holst und ins Kreuzhäusel hinaufschaffest. Aber fein gleich müßt' es sein."

„Das will ich dir schon tun," antwortete der Korbflechter und ein paar Stunden, nachdem sie von ihrer Wall-

fahrt zurückgekehrt waren, zog in die Kreuzhütte wieder der hölzerne Kasten ein, der schon hatte anfangen wollen, seinen Inhalt in die großen Truhen des Wirtshauses zu entladen. Da nahm er seine Mutter her, herzte und küßte sie und sagte nichts als das eine Wort: „Mutterl, ich bleib' bei dir."

Die Zimmermannsaxt war bei diesem Zwischenspiel aber nicht leichter geworden. Er war im Gedanken schon so schön behäbig in der Gaststube bei seinen Gästen gesessen, eine lange Pfeife im Munde oder zur Vormittagsjause seine Lieblingsspeise, Kalbsohr mit saurem Kren essend, oder war in den Wirtschaftsgebäuden umhergegangen, dem Gesinde befehlend, mit seiner Frau scherzend, mit seiner Mutter plaudernd. Er hatte bei diesem eingebildeten Wohlleben beinahe schon ein Bäuchlein bekommen — und jetzt wieder nichts als ein armer Zimmermann, der seinen Erwerb mühsam suchen muß überall, wo sich Feuer, Wasser oder ein anderes Unglück zugetragen hatte. Es war daher recht an der Zeit, als ihm Aufklärung ward, welche Art von Glück er verscherzt hatte. Der Gendarm sagte es ihm zuerst auf der Straße, am Feierabend, als der Zimmermann von einem Bau heimkehrte. Dieser Gendarm kehrte im Wegscheidwirtshause zu, um die Wirtin abzuholen. Sie war angeklagt, ihren viel älteren verstorbenen Mann durch Branntwein vergiftet zu haben. Sie soll den blödsinnigen Alten soweit hergerichtet haben, daß er täglich einen Liter Fusel soff, bis er eines Tages, als sie ihm die Pfeife anzündete, beim Munde Feuer fing und elendlich umkam. Wegen dieser Sache hatte ihr zwar nichts geschehen können, denn das Branntweintrinken und das Pfeifenanzünden ist nicht verboten. Hingegen war bei dem Prozesse ein Ehevertrag zutage gekommen, des Sinnes, daß sie nicht rechtmäßige Besitzerin des Hofes gewesen. Der fiel den Verwandten des

alten Wegscheidwirtes zu. Sie konnte fortgehen, wußte aber nicht wohin.

„Ja, ja, Oswald, da hättest du schon die Richtige derwischt!“ sagte nun einmal der Kohlenbrenner. Dem verwies es aber die Mutter: „Laß es gut sein, Tonnl, das weiß er jetzt schon selber.“

So lebten sie wieder beisammen in heiterer Eintracht, die drei Buben in der Kreuzhütte. Als im Laufe der Jahre die Kräfte der Mutter schwanden und sie nicht mehr die kleine Milchwirtschaft besorgen konnte, gab der Toni das Kohlenbrennen auf, fütterte und molk Kuh und Ziege, kochte das Essen und pflegte die Mutter. Dabei sang und jauchzte er so lustig um die Hütte herum und rief der hinfälligen Mutter so schalkhafte Koseworte zu, daß man von außen meinen konnte, es lebe in der Kreuzhütte ein junges, glückseliges Menschenpaar. Wenn er aber an Samstagfeierabenden mit seinen Brüdern allein hinten in der Futterkammer saß, da gab es sorgenvolle Unterredungen. Die Mutter wußte nicht, wie krank sie war. Sie fuhr in ihrer gewohnten Weise fort, mit den Buben gutmütig zu schmollen, wenn diese sie mit kleinen Geschenken und Liebkosungen ersticken wollten. Sie konnte in ihrem blassen Gesichtlein den wilden Bartwisch des Holzknechtes nicht leiden und die kratzenden Stoppeln des Kohlenbrenners nicht, und dem Zimmermann sein borstiges Haar an den Wangen nicht. Aber schmunzeln tat sie doch dabei, wenn die drei waldbaumwilden Kerle Mutterminne trieben wie kleine Knaben. Vielleicht dachte sie auch bisweilen, daß die Söhne in der alten Berghütte ihr Leben versäumen könnten und sie riet einem und dem andern, doch nicht immer im Berggraben stecken zu bleiben, sondern sich einmal auch die weite Welt anzuschauen. Und als der Jakob tat, als wolle er den Rat aus-

führen, da weinte sie halbe Nächte lang, und als sie ihr den Entschluß mitteilten, die Welt Welt sein zu lassen und daheim zu bleiben, da gab sie dem Nächststehenden ein Tätschchen auf den Backen: „Aber Narren seid ihr!" und war wieder herzensglücklich.

Dann kam jenes Kirchweihfest. „Bin ich doch begierig, der welche mich zum Tanz führt!" sagte die Mutter scherzend. Daraus wurde ernst, und alle drei führten das fast hinfällige Mütterchen im roten Busentuch dem Feste zu.

In ihrem schönsten Gewand herausgestiefelt, so gingen sie über die grünen Fluren hin; im reifen Korn leuchteten die roten Mohnblumen und die Lerchen sangen hoch in der Himmelsbläue. Die Mutter war ganz rührig heute.

„Machet doch nicht so stad, Buben!" drängte sie, denn die Söhne gingen ihr zu langsam und im Dorfe läuteten schon die Glocken. Nach dem Gottesdienst gingen sie in die Taferne. Am „Herrentisch", so wollte es der Zimmermann, nahmen sie Platz. Zuerst eine Rindfleischsuppe, dann resch gebratene Schweinsbrust mit Salat. Und nachher einen Liter Muskateller. Wollte er den Leuten zeigen, daß es auch ohne Wegscheidwirtin geht? Nein, nicht zu Trutz, nur zu Lieb! Der Mutter wollten sie einen Ehrentag antun. So saßen sie da, die drei Buben, in gemütlicher Ehrerbietung, und unterhielten die alte Frau.

An Nebentischen saßen andere Burschen mit ihren Dirnlein, sagten solchen allerhand Artigkeiten, ließen ihnen allerhand Leckereien auftragen, aber herziger konnten sie's nicht treiben, wie die Kreuzhüttenbuben mit ihrer Mutter. Natürlich fehlte es an lustigem Spotte nicht, wie die drei starken Buben sich wohl vertragen täten um einen Schatz, ob's nicht ein Raufen geben würde? Die Buben lachten gutmütig dazu. Der Zimmermann legte einen Silbergulden auf den

Spielleuttisch für einen Altsteirischen, dann nahm er das Mütterlein gelassen um die Mitte und reigte mit ihr langsam ein paarmal um die Runde. Dabei strampfte er mit den Füßen und stieß zwei- oder dreimal ein helles Jauchzen aus; sie schlug ihre Augen zu Boden, fast träumerisch. Einst, ja, vor fünfzig Jahren, war es auch einmal so gewesen. Könnten sie nicht gerade jetzt die goldene Hochzeit haben, wenn er noch lebte? — Nachher wollte auch der Jakob und der Toni mit ihr noch eins tanzen, aber das ging nicht mehr, sie war schon schwindelig geworden, und an ihren Tischplatz taumelnd schmollte sie: „Seid aber doch rechte Narren!" Und kicherte.

Sie hätten bald die Zeit übersehen. Es war der Abend da. Der Zimmermann dingte vom Tafernwirt einen geschlossenen Wagen mit zwei Pferden zur Heimfahrt. Einmal in ihrem Leben soll sie doch wie eine Gräfin fahren können, die arme Häuslerin. Es war finster, über den Gebirgen blitzte ein aufsteigendes Gewitter. Die vier Menschen saßen eng zusammengedrängt im Lederkobel. Der Mutter war ums Schlafen. Des Gewitterwindes wegen schlossen sie das Fenster, da wollten die Buben ihre Pfeifen ausgehen lassen, aber noch im Einschlummern lallte die Mutter: „Kindisch! Mir macht's ja nichts, das Rauchen." Sie schwiegen, rührten sich nicht und sahen durch die Scheibe hinaus, wie die Blitze zuckten und die Bäume mit dem Sturme rangen.

Endlich waren sie nach zwei Stunden in ihr Hochtal gekommen. Nun mußten sie die Mutter doch wecken. Als der Jakob ausstieg, sank sie, die sich an ihn gelehnt hatte, vom Sitz.

So starr und stumm, wie einst vor dem Vater, standen sie jetzt vor der Mutter . . .

Dann haben sie sie aus dem Wagen gehoben und ins

Haus getragen. Haben zwei Tage lang gewacht bei ihrer Bahre, schweigend, ohne zu essen und zu schlafen. Manchmal fuhr einer mit der rauhen Hand über ihr graues Haar. Als sie begraben war, standen die Buben zusammen alle drei und sagten: „Was machen wir jetzt?"

Die Kreuzhütte haben sie dem Waldherrn verkauft und der Jakob hat als Holzknechtmeister noch eine Weile in ihr gewohnt, bis sie allmählich verfiel, so daß die Moose und die Pilze wuchsen auf den morschen Balken. Der Toni war in ein großes Eisenwerk gegangen. Der Oswald war Zimmermann geblieben, und hatte sich noch manches Jahr stattlos im Lande herumgearbeitet.

Der Erzähler hat sie in seiner Jugend noch gekannt, sie waren äußerlich arg verwildert, wichen den herlebigen Leuten aus, nur mit Greisen oder Greisinnen plauderten sie, und mit Kindern spielten sie. Geheiratet hat keiner.

Inhalt.

Gesammelte Werke
von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Dritter Band

Die Älpler

in ihren Wald- und Dorfgeschichten

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Die Älpler

in ihren Wald- und Dorfgeschichten

Von

Peter Rosegger

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Eingang.

Der Städter hat selten Gelegenheit, die Eigentümlichkeiten der Gebirgsbewohner, die Tiefen des Volkslebens kennen zu lernen, er sieht zumeist nur die Ableger desselben. Die Landleute in der Umgebung der Städte sind des reinen Volkstums völlig verlustig; wenn auch nicht „angekränkelt von des Gedankens Blässe", sind sie doch angesteckt von sehr vielen Fehlern der „Gesellschaft", ohne deren Vorzüge zu teilen. Die Bauernschaft in der Umgebung der Städte hat just so viel von den gesellschaftlichen Formen und Elementen in sich aufgenommen, als genug ist, die schlichte Natürlichkeit zu ersticken, jedoch viel zu wenig, um die Bestie in ihr zu zähmen. Ebenso einseitige Erfahrungen bieten uns die Landleute, mit denen wir in unseren Krankenhäusern und Gerichtssälen bekannt werden. Das sind die aus dem großen Naturganzen ausgestoßenen Eiterbläschen, bisweilen Sendlinge des Lasters.

Wahrhaftig bösartige Charaktere treten uns verhältnismäßig nur wenige entgegen. Der Gründe zum Falle sind andere. Die Leute verfügen nicht über geistige Waffen, so schlagen sie ihre Feinde eben mit den physischen; sie kennen keine geistigen Genüsse, so klammern sie sich an die sinnlichen und phantastischen. Folge: Verbrechen, Siechtum.

Allerdings stoßen wir auf unseren Marktplätzen und Straßen auch auf Verschlagenheit, Bosheit und Dummheit

der Landleute; aber diese Eigenschaften sind die Ausnahmen und nicht die Regel — und gerade auf Märkten und Straßen tummeln sich diesmal die Ausnahmen. Es berührt uns ferner der Bauerntroß unangenehm; wir wollen dem Manne sein Mißtrauen, seinen Eigensinn, seinen Eigennutz nicht verzeihen. Aber denken wir einmal nach, was würde aus dem beschränkten und ungewitzigten Menschen nur werden, hätte er obige Eigenschaften nicht in dem entsprechenden Maße? Ein Spielzeug wäre er in der Hand eines jeden Schelmes. Trotz, Mißtrauen und Zähigkeit sind des ungeschulten Mannes natürliche Waffen.

Allerdings schreckt uns endlich Roheit und sinnlicher Übermut zurück, wenn wir den Fuß in eine Bauernschänke setzen wollen; Bigotterie und Aberglauben grinsen uns aus den Dörfern und Dorfkirchen schon von weitem entgegen.

Das beobachten wir; nun glauben wir die Leute zu kennen, und flugs ist das drastische Urteil fertig: „Elf Ochsen und ein Bauer sind dreizehn Stück Rindvieh."

Doch, Stadt- und Landleben, Idylle und Weltkultur sind durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt; und wenn wir nur obige und ähnliche Auswüchse des Volkes kennen, so mißkennen wir das Volk auf die gröblichste Weise und haben auch gar keine Ahnung davon, was der Begriff „Volk" heißt und bedeuten soll.

Wir schließen uns hiermit an die Gedanken eines geistvollen Beobachters — Bogumil Goltz. Es geht uns, sagt dieser, mit dem Studium des Volkes, wie mit dem Sternenhimmel. Der ist uns das Vertrauteste, das scheinbar Nächste und doch das Geisterfremdeste und Entfernteste. Von jedem Punkte bildet das Auge einen scheinbaren Horizont um sich her, der sich nirgends bewahrheiten will. Eine Grenze gibt es im Weltall so wenig, als in der elementaren Natur des

Volkes. — Dieses träumende, dämmernde, hinvegetierende, rastlos schaffende und dann wieder in dumpfe Trägheit versinkende, dieses zwischen Blödsinn und rasender Begeisterung jach wechselnde, allen guten und schlimmen Eigenschaften maß- und rücksichtlos sich hingebende Volk, das alles duldet, alles erzeugt und in einem Augenblicke tierischer Wut alles zerstört und sich selber zerfleischt — ist die lebendige Fortsetzung der elementaren Gewalten, ist die menschgewordene Natur.

Es ist etwas Heiliges, Unbegreifliches, was da im Volke liegt — ein wandlungsvolles, allgestaltiges und sich doch ewig gleichbleibendes Wesen, ein mysteriöser Zug, in dem wir den Weltgeist wohl spüren, aber nicht verstehen. —

Nichts ist daher so schwer, als die richtige Beurteilung des Volkes, besonders der bäuerlichen Charaktere, die im Abgeschlossenen, in den verlornen Bergtälern und tiefen Einöden leben. Studieren kann man sie nicht, man muß sie mit erleben mit seinem eigenen Fleisch und Blut. Man muß Tag für Tag, Stunde für Stunde mit den Leuten umgehen, um sie ganz zu verstehen.

Nur in der Arbeit und Sorge ist das Volk liebenswürdig, wahrhaft verständig und groß. Seine Leiden, sein Herzensglück, sein Gottvertrauen, sein Ahnen und Hoffen, seine Beständigkeit, seine Schwänke, und seinen Humor muß man erfahren haben. Nützlich wäre es uns, sich zuweilen in solche Elemente zu versenken. Der rohen Volksnatur tut die Schule not; der Gebildete aber soll das Natürliche, selbst das Gemeine kennen lernen, soll bisweilen untertauchen im elementaren Leben; — das lehrt ihn erst ganz, die Welt zu verstehen.

Wer sollte es glauben, daß der Mann aus dem Volke ein so großer Lehrmeister ist! Nur er versteht es, sein Leben,

ohne zu klagen, in Armut und Mangel hinzuschleppen; nur der Mann aus dem Volke wird den Ernst des Lebens gewahr, er kennt die Handarbeit, die nimmer ruhen darf, soll er nicht hungern. Er kennt die Entsagung, er weiß, daß die Welt nichts für ihn hat und haben wird, als Arbeit und immer Arbeit, und wenn diese nicht, so Not und Elend.

Und dennoch ist er lebensfreudig!

Gelehrte Philosophen *sagen* es; Naturmenschen *üben* es.

Ein großer, wenn auch roher und ungeläuterter sittlicher Schatz ist in der Volksnatur aufgespeichert, ein unerschöpflicher Vorrat der Urkraft, die den Ungeschulten in ihrem rohen, den Geschulten in ihrem verfeinerten Zustande als Lebensmark dient.

Dem Bauersmanne, insbesondere dem Älpler, mangelt oft jegliche Erziehung und Schulung, und er wird doch kein Taugenichts. Bildung ist ihm verdächtig, weil sie nur allzuoft nachteilig auf seinen Stand wirkt. Bildung hat dem Bauernstande schon so manche Kraft entfremdet. Wer was weiß und kann, der strebt was „Besseres" an, als in Gemeinschaft mit den Rindern das Feld zu düngen, um mit dem Felde sich und die Rinder zu ernähren. Der Bauernstand mit seinen Beschwerden, mit der Mißachtung, die er von so vielen Seiten heute noch erfährt, trotz der Devise: Alles durch das Volk und für das Volk! — er wird nur in unbewußter Weise ertragen; oder vielmehr seine geistige Kurzsichtigkeit bewahrt den Landmann vor Unzufriedenheit und Zerfahrenheit. Daher die fast elementare Abneigung gegen Schule und Welt. Doch nicht allein die Unwissenheit, mehr noch die Heimatsliebe, das Heimweh, der Hang zu den Traditionen, zum Religiösen und überhaupt zum Altständigen sind die Hüter der volkstümlichen Ursprünglichkeit.

Und auf diese der Welt gewöhnlich verborgenen Gründe

wird vorliegendes Buch besonders Rücksicht haben. Das dem Herkömmlichen geneigte und religiöse Moment vor allem muß in einer Charakteristik des Volkes Beachtung finden.

Das Althergebrachte ist des Landmannes Lebensnerv; die Religion ist seine Seele und Seligkeit. Die Religion, sie sei ihm entweder aus der Vorzeit überkommen als Erbe der Väter, die in ihren Urwäldern den nordischen Göttern geopfert haben, oder sie sei aus dem Morgenlande gebracht oder aus der Stadt des Stuhles Petri: die Religion ist des Landmannes, des Bergsohnes Hort, sein geistiges Leben und seine — Erholung. Dem deutschen Landmanne ist es gegeben, daß er die Sitten der Heiden mit dem Kultus der Christen vereine; der Landmann verehrt nebst dem Sakramente seine Hausgötter und opfert ihnen durch alle Zeiten seines Jahres und Lebens.

Aberglauben nennen wir das Treiben, wenn der Landmann seine Felder mit Weihwasser und Weihrauch besegnet, wenn er böse Gewitter mit Metallglöcklein verscheuchen will, wenn er die Osterfeuer anzündet zur mitternächtigen Stunde, wenn er in der Christnacht den Bösen beschwört, wenn er zum Erntefest drei Korngarben verbrennt, wenn er die Stürme mit Mehl und Früchten füttert, um sie zu sättigen und zu beruhigen usw. Aber wer kann sagen, wo der Gottesdienst endet und der Götzendienst beginnt?

Wer rein und sicher zu blicken vermöchte in den Urgrund der Seele jener Menschen, die in den Hochwällen ihrer Felsen, ihr alten Zeiten entkeimtes Geistesleben gesondert bewahrten, und welche ohne Literatur und bildende Kunst die Poesie und die Sitte einzig nur in dem Archive ihres Gemütes zu erhalten wußten! Freilich wohl liegt viel Wust und eitel Ding gehäuft über den Schätzen, und selbst gefunden und gehoben sind sie nicht rein von Schlacken. Das

ist's, was so viele abschreckt von der Zuneigung und Annäherung.

Auch ich habe vor des Landmannes Hausaltären gekniet, ohne heute noch zu wissen, ob ich Gott oder Göttern gedient; ich habe gelebt in Glauben und Aberglauben; ich habe mit meinen Landsleuten im Gebirge die Hauptmomente des Lebens und die Feste des Jahres gefeiert, habe mit ihnen gebetet, gescherzt, gejauchzt, gestritten, gelitten, gesündigt.

Ich habe den Drang, mich in das Leben des Gebirgsvolkes zu vertiefen, erst zur Zeit empfunden, als ich schon das durch Genuß und Überfeinerung abgestumpfte und flache Wesen der Städte und der sogenannten großen Welt kennen gelernt hatte. Also habe ich mich mit Andacht und Beständigkeit dem Alpenvolke hingegeben, habe mich zu den Menschen der Berge zurückgesehnt, habe mit ihnen gelebt und dann dieses Buch geschrieben, das einen großen Titel führt, den es kaum rechtfertigen kann.

Der Titel „Die Alpler" hat einen so weiten Kreis, daß ihn die täglichen und die absonderlichen Gestalten, welche hier zu schildern versucht worden sind, nicht auszufüllen vermögen. Doch welche Schrift, die einen solchen Gegenstand behandelt, könnte Anspruch auf Vollständigkeit machen! Das Volk ist wie der Urwald, man kann Büsche und Bäume zeichnen, aber nicht den Urwald; das Volk ist wie das Meer, man kann Quellen und Bäche und Seen bezwingen, aber nicht das Meer.

Dazu kommt noch die Beschränktheit meines Talentes, meiner Erfahrungen. Nur die Gestalten, die mir in meiner Jugend und auf meinen vielen Kreuz- und Querzügen in den Alpen begegnet sind, habe ich hier zu halten gesucht, und selbst diese nicht alle. Ich habe einen Teil als das „Volksleben in Steiermark" in einen eigenen Band getan,

ich habe die „Sonderlinge" und die „Schelme" und die „Sünder" in einen eigenen Band gelegt.

In vorliegendem Buche sind zumeist nur solche Gestalten aus Wald, Dorf und Alm skizziert, aus welchen das Volk der Alpen im großen zusammengesetzt ist. Älpler sind es, so mögen sie „Die Älpler" heißen.

Allzu nüchterne Ängstlichkeit wird in der Zeichnung dieser Gestalten nicht zu verspüren sein. Ziemlich oft ist mir zur Rechten die Poesie und zur Linken die Schalkheit gestanden, doch wird leicht zu erkennen sein, was Dichtung ist und was Wirklichkeit.

Menschen, die in den Städten beisammen wohnen oder sonst meist auf einem Flecke bleiben, können es kaum ahnen und glauben, wie verschiedenartig oft die Zustände eines und desselben Volkes, ihres eigenen Volkes sind. Das deutsche Volk, wie anders lebt es auf Westfalens roter Erde, und wie anders auf den Sumpfebenen an der Polengrenze! Wie anders am Strande der Ostsee, und wie anders in den Engtälern der Alpen! Diese Teile, fernab liegen sie den Stätten des modernen Geistes, dessen weltentzündende Funken gleichwohl dahinzucken auf Drahtfäden über die einsamen, abgeschlossenen Schollen, es aber schwer vermögen, die alte angestammte Sitte zu zerschmelzen. Und endlich ist es auch selbst wiederum die Kultur des Geistes, welche wahre Urtümlichkeit eines Volkes aufsucht, schützt und ehrt oder zum mindesten aus derselben eine Lehre zieht.

Die Leute im Gebirge stehen dem Himmel näher, als die auf dem Flachlande. Sie sind oft recht einfältig — und das ist ihre Weisheit; sie sind arm, und das macht leichten Sinn. Sind sie in Freuden, so müssen sie schreien vor lauter Lust und jauchzen, daß es gellt im Walde; sind sie im Elend, so brechen sie in ein derbes Schelten aus und machen einen

Spaß darüber. Mit dem lieben Gott stehen sie auf „Du und Du", mit dem Teufel stehen sie auch auf „Du und Du". So tut sich's am besten.

Es ist eine freudige, es ist eine finstere, es ist eine schreckbar große Welt. Da ist der allzeit nächtige Wald — laufen Rehe und Hirsche drinnen. Dort ist der lichte Gletscher — fliegen Adler darüber. Auf Talwiesen ist Moorgrund, daß man könnte versinken in ihm, so lang die Beine sind; auf den Feldlehnen liegen ganze Steinadern kahl, daß der Spaten Funken schlägt, als müßte er anstatt Brot Feuer ausgraben. Vor kurzem noch nirgends eine Eisenbahn in den Hochgegenden, nirgends ein Telegraph. Steirerwäglein holpern die rauhen Wege bergauf, talab, und wer auf einem solchen sitzt, der muß Leib und Seele fest beisammen haben, daß sie nicht auseinandergeschüttelt werden.

Im tiefen Tal ducken sich die kleinen Dörfer, auf den Büheln und Lehnen stehen einzeln die Höfe und Hütten und schauen mit ihren in der Sonne funkelnden Fenstern hinaus ins Tal. In der Schlucht rauscht der Wildbach — schwimmen Forellen drinnen. Am jenseitigen Hang schrillt die Kuhschelle, kündet frische Milch an für heute und frische Butter für morgen. Von der Höhe knallt des Jägers Schuß — rinnt ein rotes Brünnlein im grünen Wald.

Aber der Schuß löst das Sandkorn, das Sandkorn ein Steinchen, dieses den Stein, dieser den Klotz, dieser die Scholle — niederfährt krachend die Lawine, sprengt Felsen auseinander, knickt die Bäume im Wald wie Grashalme, verschüttet ganze Täler, es staut sich der Fluß, es entsteht ein See — und die Verwüstung im Tale hat des Jägers fröhlicher Knall gemacht.

So leicht sind die Gewalten geweckt. Den Leuten wird angst und bang und ihr Herz sucht den ewigen Herrn, der

barmherziger und stärker ist als das wilde Gebirg. Vom spitzen Kirchturm her klingt ein Glöcklein — der Dolmetsch zwischen Gott und dem Menschen. Hoch auf grünen Matten klingt ein anderer Schall, der Dolmetsch für Lust und Lieb', das Lied der Sennin.

Und über all' das halten die Bergriesen ihre Hochwacht. „Die Welt ist mit Brettern verschlagen," sagt der Wäldler; „die Welt ist mit Steinen vermauert," sagt der Hochgebirgler. Wie in einer Festung leben sie eingeschlossen in ihren Engtälern; mit Mühe und Plage erjagt sich jeder sein hart Stücklein Brot, und wenn er bisweilen richtig etwas Butter d'rauf streicht — wir wollen es ihm gönnen. Und so weben und streben da oben die Leute wie überall, jauchzen und weinen, werben und sterben und werden wieder geboren. Keiner möchte gern ausbleiben, jeder will wieder aufstehen mit einer frischen Seele und einem neuen Leib.

Dieses Buch in seinen Grundzügen wurde schon im Jahre 1871 geschrieben, später allmählich erweitert. Es entstammt teils persönlicher Erfahrung und Anschauung, teils den Mitteilungen anderer. Volkstradition, die durch ein Poetenherz ging. Die Zustände, aus denen diese Schilderungen sich entwickelten, waren schon damals in Auflösung begriffen; heute hat sich auch in den Alpen so vieles geändert, daß diese Darstellungen zwar noch ein allgemeines Stimmungsbild der Seele des Alplers bedeuten, in vielem Einzelnen aber als Denkmal einer vergangenen Zeit gelten können.

Krieglach 1912.

Der Verfasser.

Der Pfarrer im Hochgebirge.

Benediktus verzichtet auf die Weltfreuden und widmet sich dem Priesterstande.

Er tut es freiwillig — aus innerem Antrieb; er hat ein kleines Vermögen, aber keine Eltern mehr. Er hat sich einst eifrig den weltlichen Wissenschaften hingegeben, ohne davon befriedigt worden zu sein, und er meint, die Seele könne nur Friede und ein Ziel finden im Reiche des Gemütes. Und im Reiche des Gemütes fand er die Religion. Mit Eifer studiert er die Theologie und die menschlichen Herzen und er fühlt sich in diesem Berufe daheim. Und wie er so seine Jugend hingegeben hat, wird er in eine kleine, arme Seelsorge versetzt, abgelegen im Gebirge unter Köhlern und Holzhauern.

Tagelang muß der junge Priester reisen, bis er in jene rauhen Hochwälder kommt, die nun ihm zur zweiten Heimat werden sollen.

Das Kirchlein steht in einem Felsentale mitten unter wenigen Hütten. Zwischen dem Gesteine liegen Matten; aber kein Obstbaum steht da, keine Art von Laubhölzern kommt hier vor, als Brombeer- und Erlgesträuch; nur dunkle Nadelwälder rahmen das Tal ein, und oben auf den felsigen Höhen wuchern die Zerben und der Wacholder.

Vor einer der Hütten ist ein Gärtlein mit rohem Steinwall umgeben; das sieht schier so aus wie der Kirchhof nebenan, aber es ist der Gemüse- und der Ziergarten des Pfarrhofes.

Einige Kohlhäupter stehen darin, und ein verkümmertes Salatbeet liegt da, und an dem Rande desselben wächst Porst und wilder Rosmarin. Der Pfarrhof ist nicht mit Rinden eingedeckt, sondern mit Brettern — dadurch unterscheidet er sich von den übrigen Hütten.

Als Benediktus, in seinen Mantel gehüllt, mit dem Stabe in diesem Tale ankommt — mutterseelenallein wie ein wandernder Apostel, denkt er, wie das doch so still sei in diesen Wäldern! Ist's hier auch friedlich und rein in der Gottesluft, so ahnt er doch die Gewalten der Natur, die in dem Schoße der Felsen und in den Gemütern dieser Waldbewohner schlummern. Wenn doch nur der alte Pfarrer hierbleiben könnte, auf daß er einen Menschen hätte von edlerer Lebensanschauung! — Wenigstens eine Zeit sollte er mein Gefährte sein, daß er mich bekannt machte mit den Zuständen und Gebräuchen des Ortes und mit den Eigenschaften der Bewohner; dann könnte er ja hingehen und seinen Ruhegehalt genießen — und ich will hierbleiben mit Gottes Willen. —

So denkt Benediktus. Da sieht er über dem Hange des Fußweges einen Greis in Lederhose und Lodenjacke kauern, der Pflanzenstengel aus der Erde rauft.

„He, Alter," ruft Benediktus, „werde ich den Herrn Pfarrer daheim treffen?"

Der Pfarrer scheint die Frage nicht zu hören, er blickt nicht auf, sondern faßt die Pflanzenstengel langsam in ein rotes Tüchlein, das er sich vorn umgebunden hat.

„Ein wenig ausruhen, Alter!" sagt Benediktus. „Werde ich Euern Pfarrer daheim treffen?"

Nun blickt der Alte auf. „Wär' ein Wunder, wenn Ihr ihn jetzt daheim treffen tätet," antwortet er und wischt sich mit dem Ärmel den Schweiß vom Gesichte.

„Wo mag er denn sein?“

„Der Pfarrer? Wurzeln graben tut er,“ sagt der Alte, bindet sein Tüchlein zu und klettert mühevoll zum Weg nieder. „Ja, ja,“ sagt er, „unser Pfarrer! Oho, jetzt wär' er schier bald über'n Rain gekugelt. Ihr seid zuletzt gar der Herr Benediktus? Grüß' Euch Gott, schön!“

„So seid Ihr wohl der Herr Pfarrer?“ ruft der junge Priester.

„'s wird völlig so sein.“

„Gott, und was klettert Ihr denn da auf dem Gehänge herum?“ fragt Benediktus beinahe erschrocken.

„Süßwurzeln rupf' ich mir aus, die koch' ich mir, wird ein kräftiger Tee. Ich trink' ihn gern zum Abendmahl, und der braucht auch keinen Zucker. So so, und Ihr seid also mein Herr Amtsbruder?“

So lernt Benediktus seinen Vorgänger kennen, aber er guckt den Alten noch immer fast zweifelnd an; trägt denn hier der Pfarrer eine kurze Lederhose? Als ob der Greis die Gedanken des Ankömmlings erraten hätte, sagte er plötzlich: „Um Euer G'wand da ist's schad', Herr Amtsbruder; wenn Ihr's allweg auf dem Leib herumtragt, ist's in neun Wochen hin, und wenn Ihr's daheim in der Stuben laßt, so zerbeißen's Euch die Mäuse.“

Hierauf gehen sie miteinander und der Alte erklärt die Gegend: „Da ist halt 's Dorf, das Gwänd, wie es heißt; ein paar Handwerker wohnen da und ein Wirtshaus haben wir auch. Weiter d'rin in der Schlucht ist eine Holzsäge, und hinter derselben fängt gleich der Rabenwald an. Der ganze Rabenwald gehört in diese Pfarre heraus, und all' zusammen hat das Gwänd völlig zweihundert Seelen. So Holzleute sind sie, just nicht reich, übrig hat keiner was, vom Notleiden ist Gott sei Dank auch keine Red'. Die Koh-

len führen sie halt so hinaus in die Lackenhämmer. — Suchst die Geiß, Mirz?“ ruft er, sich unterbrechend, einem dürftig gekleideten Mädchen zu. „Da oben im Gebrände brockt sie Brombeerlaub, hätt' dir sie herabgenommen, da bin ich aber mit dem Herrn da 'gangen. Schau, Mirz, das wird Euer neuer Herr Pfarrer!“

Das Mädchen sperrt Mund und Augen auf und sieht den Männern nach.

„Ja, Herr Amtsbruder, und das da neben der Kirche ist der Pfarrhof; wird Euch recht gefallen, er ist just nicht groß, aber passabel bequem. Hab' ihn gerade vor kurzem übertünchen lassen, weil mir der Wind schon ein wenig durch die Holzwand zogen hat. — Nu, Steffl, bist heut' nit im Holzschlag?“

„Na, heut' nit,“ antwortet ein Männlein, das auf einer Bank sitzt und mit einer Feile seine Säge schärft.

Endlich kommen sie zum Häuschen, das mit Lehm übertüncht ist. Sie treten ein, gehen aber nicht durch eine Tür, die in den Hausflur führt, sondern der alte Mann klettert über eine Leiter in ein dunkles Gelasse hinauf und sagt: „So, Herr Amtsbruder, krabbelt mir nur nach, ich halt' Euch die Hand entgegen: stoßt Euch den Kopf nicht an! So, Herr Amtsbruder!“

Und als sie in der dunklen Dachkammer sind, da lädt der Alte den Benediktus ein, sich's nur ganz bequem zu machen, wie er's zu Hause gewohnt; er sei ja nun zu Hause. Aber da auf der leeren Holzbank und am rauhen Brettertischchen gibt's nicht viel bequem zu machen; der junge Priester kann sich kaum entschließen niederzusitzen, obwohl das niedere Stübchen ihn schier nicht aufrecht stehen läßt. Ein starker, fast stechender Geruch ist in der Kammer, und auf einer Wandstelle steht eine Anzahl Flaschen und Töpfe.

„Das ist eigentlich nicht die rechte Wohnstube," bemerkt der Greis, indem er seine Lodenjacke auszieht und sich einen schwarzen talarartigen Mantel überwirft; „ich habe da unten die große Stube einem Köhlerweib abgetreten, das ein krankes Kind hat. Ihren Mann hat vor wenigen Wochen ein Holzdreiling erdrückt, und da hat die arme Haut nirgends eine rechte Zuflucht gehabt; die Köhlerhütten sind auch gar so viel kalt und unreinlich, und so hab' ich sie halt aufgenommen, bis das Kind gesund ist. Das da heroben ist meine Apotheke, sozusagen, da habe ich Wurzeln und Kräuter angesammelt. In den Fläschchen ist Tannenpech, Ameisenöl, Arnikawasser, Rosenbuschbalsam; da in der Lade hab' ich Harzsalben und Senfpflaster für Beinbrüche — und was halt die Hausmittel so sind. Mein Gott, wenn wo ein Unglück geschieht, daß sich die Leutchen nicht zu helfen wissen, so kommen sie halt zu mir."

Der Pfarrer ruft eine alte Magd und läßt für seinen neuen Bekannten ein Glas Wein bringen. „Ei ja, Herr Amtsbruder," sagt er, „wir haben auch noch ein gutes Gläschen da, dann und wann trinkt man gern ein Tröpflein; greift nur zu, seht, ich tu's ja auch gleich; ich weiß zwar nicht, seid Ihr mein Gast oder bin ich der Eure — — 's geht nun aus einem Sack."

Aber Benedikt nippt nur vom Wein; wie sehr sich dabei seine Gesichtszüge verziehen, ist in der Dunkelheit nicht bemerkbar.

Sie reden nun von verschiedenen Dingen, und nach einiger Zeit sagt der Pfarrer: „Vielleicht gehen wir vor Abend noch ein wenig herum draußen, Herr Amtsbruder?"

Und sie steigen wieder hinab und gehen hinan zum kleinen Friedhof, wo auf dem grünen Rasen hie und da ein Holzkreuzlein steckt. Nur eine Stelle ist da, auf welcher

man die kahle Erde sieht. „Da haben wir den Köhler eingeschoben, den der Holzdreiling erdrückt hat," bemerkt der Pfarrer. „Sonst geht's heuer derweilen noch rechtschaffen gut ab; aber vor fünf Jahren ist eine große Sterb' eingetreten; da sind von Ostern bis zu Martini hinaus vier Erwachsene und drei Kinder auf den Gottesacker gebracht worden. Der Kirchhof liegt halt nicht ganz recht da, und wenn ein großes Wasser ist, so schwemmt's uns allweg Schutt herab von den Felsen."

Ein Knabe, barhaupt und barfuß, läuft hinter der niederen Steinmauer des Kirchhofes vorüber; diesem ruft der Pfarrer zu: „Hansl, ich ließe deinen Vater bitten, wenn er bis morgen früh meine Stiefel flicken tät; am Abend, wenn ich sie auszieh', werd' ich sie ihm hinüberschicken."

Das Büblein hat während dieses Auftrages an seinem Zeigefinger gelutscht, dann läuft es, ohne ein Wort zu entgegnen, davon.

„Ist ein gescheiter Knab' das," sagt der Pfarrer zu seinem Begleiter, „ist mein Ministrant, und das Läuten verrichtet er auch."

Dann gehen sie in das Kirchlein, das von Stein ist und ein Schindeldach hat; das Türmchen ist aus Brettern zusammengenagelt, und an der Mittagseite desselben ist eine Sonnenuhr gezeichnet. „Wenn Schatten ist, wissen wir halt nicht, wie viel's an der Zeit," sagt der alte Pfarrer, „aber wir halten Mittag, wenn uns hungert."

Die inneren weißgetünchten Wände des Kirchleins sind fast leer, nur auf dem Altare befindet sich viel grobes, teilweise vergoldetes Schnitzwerk und neben dem hölzernen Tabernakel stehen vier Kerzen. „All' vier werden sie nur an hohen Festtagen angezündet," belehrt der Pfarrer, „wie überhaupt meine oder Eure Pfarrkinder die hohen Festtage recht

schön abhalten lassen. Der Schuster-Sepp, der Vater von dem Hansl, spielt die Orgel und der Köhler-Toni geigt und die Speikgretl singt dazu. Das ist recht feierlich, Herr Amtsbruder, und 's wird Euch gefallen. Ja, und da steht der Beichtstuhl, ist aber nicht viel zu tun d'rinn, die Leut' kommen nur zu Ostern, und man kann's ihnen auch nicht vorschreiben, daß sie öfter kommen sollen — wie halt ihr Bedürfnis ist. Da ist die Kanzel; ei da muß ich einen Pfeiler untersetzen, mir scheint, sie will schon niedergehen. Im Predigen überschrei ich mich nicht, Herr Amtsbruder, ich mach's halt so: Man liest den Leuten das Evangeli und gibt ihnen darauf ein paar gute Worte, daß sie recht brav und friedlich miteinander leben, und daß sie ihre Müh' und Arbeit, ihr Kreuz und Leiden nur geduldig dem lieben Herrgott aufopfern sollen, und daß er schon alles lohnen werde. Das ist genug, und was zu Zeiten mehr zu sagen ist, das sagt man den Leuten so in der Freundschaft daheim in ihren Hütten, wie's die Verhältnisse halt verlangen. In der Kirche tät auch nichts angreifen; da meinen sie, der Pfarrer sagt alles nur, weil's so der Brauch ist, und sie schlafen dabei ein. Bei der Meff' schlafen sie auch. Mein Gott, man kann's den Leuten nicht verdenken; die ganz' Wochen müssen sie schwer arbeiten im Holz, und wenn sie halt einmal zum Sitzen kommen, da gehen ihnen nachher die Augen zu. Die Bänk' da sind ohne Lehne — ein wenig ungeschickt — ist mir 'grad am Jakobitag ein Weiblein so im Einschlafen auf den Boden hinabgepurzelt, daß es sich den Kopf rechtschaffen angestoßen hat. — Der Taufstein ist hinter der Tür, den brauchen wir passabel oft."

„Also ist die Zahl der Täuflinge größer als die der Leichen?" fragt Benediktus.

„'s schaut völlig so aus. Sterben will halt keiner. Aus-

wandern tun meine Pfarrkinder auch nicht, aber der Kaiser nimmt ihrer viele fort, und da kommen die wenigsten zurück, und so" setzt er spaßeshalber bei, „bringen mich die Tausendsappermenter um die Begräbnisgebühr."

„Und wie lange seid Ihr schon in dieser Gemeinde?" fragt Benediktus.

„Ja, das ist halt, seitdem die Gemeinde gegründet worden ist. 's mag schon bald seine vierzig Jahr' sein. Nu, da auf der Mauer steht ja die Jahreszahl; schau, 's ist länger, bin schon zweiundfünfzig Jahr im Gwänd. 's wird völlig nicht gut tun, wenn ich in eine Stadt in die Versorgung geh', jetzt in meinen alten Tagen. Aber 's ist halt so, Herr Amtsbruder: im Sommer ginge 's noch, aber im Winter wollen mich meine Beine halt nimmer recht tragen, wenn's da drin im Rabenwald einmal einen Versehgang gibt. In vier Stunden mag man's schier nicht dermachen bis hinein zu den hintersten Hütten. Und wenn man wo einen Kranken weiß, geht man doch gern."

„Ist denn eine Schmiede oder so was in der Nähe?" bemerkt Benediktus plötzlich, „da hör' ich Hämmern, wie auf Blech."

„Ah, das Abendglöckl meint Ihr, ja, 's hat ein wenig einen eigentümlichen Klang, unser Glöckl. Zersprungen ist's uns vor ein paar Jahren, und da hat der Bindersteffel einen Reif angelegt; 's will seitdem nicht mehr ganz so rein klingen, aber man hört's schon noch im Tale."

Die beiden Priester treten endlich aus dem Kirchlein. Vor demselben stehen Männer und Weiber beisammen und der Pfarrer stellt sich unter sie und betet laut den „englischen Gruß".

Es ist schon dunkel geworden, die Felshäupter sind rot. Nun hört das Glöcklein auf zu schrillen, der Pfarrer schließt

das Gebet. Nach demselben geben ihm die Leute die Hand und sagen: „Vergelt's Gott!"

Als sie hierauf ihren Wohnungen zueilen und die Priester gegen den Pfarrhof schreiten, frägt Benediktus: „Und wo ist denn das Schulhaus?"

„Wir haben kein Schulhaus," sagt der Greis, „an den Sonn- und Feiertagen, so zur Nachmittagszeit, kommen die Kinder zu mir in den Pfarrhof, und da lehr' ich ihnen halt so nach und nach die Buchstaben lesen und schreiben; das Rechnen haben sie von ihren Eltern, so weit sie's brauchen."

Als sie gegen die Tür kommen, tritt ein Weib heraus und sagt zum Pfarrer: „Ehrwürden, weil der fremd' Herr da kommen ist, zieh' ich ja gern in die Dachkammer hinauf, ja gern; oder ich geh' in meine Hütten hinein. Gott sei Lob und Dank, das Kleine ist schon besser, und ich vergess' Euch's mein Lebtag nicht, Ehrwürden, daß Ihr mir in der Not so beigestanden seid."

„Gute Frau," redet Benediktus drein, „meinetwegen soll's bleiben, wie es ist, ich bin frisch und gesund und bringe mich vorläufig überall unter; pflegt Euch und Euer Kind, wie Ihr's verantworten könnt." Und zum Pfarrer sagt er: „Wenn's Euch nicht unangenehm ist, so möcht' ich Euch bitten, daß wir noch ein wenig im Freien bleiben."

„Ist recht. Wir wollen uns dort auf die Bank setzen, wenn Euch nur die kühle Nachtluft nicht übel tut. Und morgen werde ich Euch der Gemeinde vorstellen als ihren neuen Herrn Pfarrer — weil's nun schon so sein muß."

Wie der alte und der junge Pfarrer auf der Bank sitzen und sie hören, wie unten das Bächlein rauscht, und es sehen, wie das Alpenglühen erbleicht und die Sterne zu flimmern beginnen, da faßt Benediktus die Hand des Greises und sagt: „Mein ehrwürdiger Freund, ich kann Euch nicht

sagen, wie mir ist. Wohl bin ich bereit, allem zu entsagen, was ich lieben gelernt habe in dieser Welt, und ich will auch nicht klagen, daß sie mich all dem entrückt, in dieses Tal versetzt haben; aber die Aufgabe, die hier meiner harrt, ist so groß, daß mir bange wird. Ihr seid Eurer Gemeinde nicht bloß Pfarrer, Ihr seid ihr alles, wie mich deucht. Ich bin noch jung . . . Bin unbekannt mit diesen Zuständen, Sitten, Charakteren, fremd sind mir diese Naturmenschen, die mir so unerreichbar und heilig erscheinen in ihrer Entsagung. Nun sollte ich ihr Pfarrer sein, und wir können uns gegenseitig nicht verstehen; ich sollt Euch ersetzen als Seelsorger, als Freund und Ratgeber, als Helfer und Walter überall, der ihre Herzen durchforscht hat, der ihr Zagen und Hoffen, der all ihr Weh kennt und mitempfindet; ich sollt' das alles ersetzen — ach, das wär' ja gar nicht möglich!"

Mit sehr bewegter Stimme hat der junge Priester gesprochen, der Greis hat ruhig zugehört, und nun entgegnet er: „Wenn Ihr nur einmal Euere Stadt vergessen und Euch hier angewöhnen könnt — und es ist gar nicht so uneben hier — so wird schon alles recht werden. Werdet Euch nicht zu zwingen brauchen, daß Ihr so seid wie ich. Die Leut' werden schon kommen und werden Euch bitten und fragen bald um dies, bald um das; sie werden Euch ihr Anliegen schon klagen. Und wenn sie so kommen im Vertrauen, wo sie sich selbst nicht zu raten und zu helfen wissen, und man hat halbwegs Herz, dann hat's schon die guten Wege. Bin auch einmal draußen gewesen in der närrischen Welt, aber ich hab' den Leuten hier nichts davon erzählt; brauchen's nicht zu wissen, wie's anderorts zugeht; 's verrennt sich wohl dann und wann so ein Zeitungsblatt herein, aber wir verstehen das Zeitungsblatt nicht, und das Zeitungsblatt versteht uns nicht. Leut', wie die im Gwänd, muß man bei

ihrem alten Glauben und Gewissen lassen; wie was Neues dazukommt, werden sie gleich irre. Mir ist allweg darum zu tun gewesen, daß meine Pfarrkinder beruhigt und zufrieden sind, und daß sie nicht anfangen zu zweifeln an dem, was ihr Halt und Wanderstab ist durch dieses Leben. Wenn die Zufriedenheit gestört ist, wer gibt Erfüllung? Wenn sie auch noch so viel hören von den Künsten und Wissenschaften und Herrlichkeiten der Welt, Holzleute müssen sie dennoch bleiben. Herr Amtsbruder, Ihr braucht nur ruhig in dem fortzufahren, wie es ist, und Ihr werdet alleweil etwas zu essen haben, und zuzeiten wohl auch ein gutes Tröpflein."

„Ehrwürdiger Freund," entgegnet Benediktus, „ein ruhiger und sorgenloser Lebensabend in besseren Verhältnissen und in einem milderen Klima wäre Euch zu wünschen; aber ich fürchte, Ihr werdet Euch nach einem solchen Leben im Priesterhause, wo ihr Eueren Ruhegehalt zu genießen habt, nicht mehr wohl fühlen."

„Mein, wie gern blieb' ich da, lieber Herr Amtsbruder, aber wenn's halt nicht geht — wie's Gott will!"

„Herr Pfarrer! würdet Ihr mir böse sein, wenn ich Euch den Antrag machte, Euere alten Tage mit mir in dieser Gemeinde zu verleben und noch fernerhin den Pfarrkindern und mir ein Ratgeber zu sein?"

Da erhebt sich der Greis, und lebhaft den Arm des jungen Priesters ergreifend, sagt er: „Was wär' mir lieber als das, Herr Amtsbruder! Viel tät ich nicht brauchen: all' Tag' meine Suppe und meinen Strohsack, dafür lese ich ja die heilige Mess'; und zuzeiten ein frisches Tröpflein, das kauf' ich mir schon selber."

Die beiden Priester sprachen noch einige Zeit, bis endlich die alte Magd vom Hause her ruft: „Zum Nachtmahl, Ehrwürden, 's wird ja alles kalt!"

Gedünstete Erdäpfel stehen auf dem Tisch und ein Glas Wein. Der alte Mann ist ganz glückselig, daß er seinen Gast so außerordentlich bewirten kann.

Nach dem Essen bringt die Magd ein Paketchen, legt es vor dem Pfarrer auf den Tisch und sagt: „Das schickt der Holzmeister Lipp zum schön' Dank für die Kindstauf." Der Alte öffnet schmunzelnd das Paket: es enthält Tabak, welcher nach der Gewohnheit armer Gebirgsleute ein wenig mit dürrem Buchenlaub gemischt ist. Sofort stopft sich der Greis ein Pfeiflein und sagt schmauchend: „Meine guten Leutchen denken halt allweg auf mich!" Dann wird er sehr verlegen, es fällt ihm ein, daß er eigentlich seinem Gast zuerst ein Pfeiflein hätte anbieten sollen; doch als dieser sagt, er rauche nicht, ist er beruhigt. Benediktus schiebt ihm auch das Weinglas hin und läßt sich eine Schale Milch bringen. Da schwelgt denn der alte Pfarrer und lächelt: „So wie heut', ist's mir schon lang nit g'raten. Ich bring's Euch, Herr Amtsbruder!"

In derselben Nacht schlafen die zwei Priester noch auf hartem Boden; der alte ist es gewohnt und schläft gleich ein; der junge ist noch lange in Gedanken, dann tut er ein Gebet und schläft auch ein.

Am nächsten Tage kommt von weiten Wegen her ein beladener Wagen, der vor dem Pfarrhofe hält. Der alte Herr schlägt die Hände über den Kopf zusammen und ruft: „Du himmlisches Kreuz, der läßt sich ja die ganze Welt nachführen!"

Aber Benediktus selbst legt seinen Anzug ab und kleidet sich in ein grobes Tuch.

Nach kurzer Zeit ist ein Feiertag im Gwänd — die Einsetzung des neuen Pfarrers. Da ist schier die ganze Gemeinde versammelt; selbst die Bewohner der hinteren Raben-

waldhütten sind herausgekommen. Am Altare brennen die vier Kerzen, zur Orgel ertönt die Geige, und die Speikgretl singt mit heller Stimme ein altes Lied. Selbst das Glöckl auf dem Turme hat heute einen Klang, es ist, als klänge der Holzreif mit zur Verherrlichung des Festes. Benediktus besteigt die Kanzel und begrüßt die Gemeinde mit einfachen Worten. Er sei nun da, sagt er, zum Mitfreuen und zum Mitleiden, gemeinsam wolle er alles tragen mit seinen Pfarrkindern, und er wolle nicht über ihnen stehen, sondern neben ihnen. Gemeinsam wollten sie das kümmerliche Leben fristen und es sich gegenseitig zu verschönern suchen durch Lieb' und Vertrauen, und gemeinsam wollten sie die Not tragen und das Glück, und gemeinsam wollten sie Gott verehren. — Benediktus will noch mehr sagen, allein er sieht wie einige Zuhörer in den Bänken kämpfen gegen die Ermüdung, welche die Augenlider so schwer belastet.

Nach dem Gottesdienste läßt der neue Pfarrer die Ältesten der Gemeinde in den Pfarrhof kommen und als sie da beisammen sind, begrüßt er sie und sagt: sie möchten sich nun aussprechen, in welcher Beziehung sie vorderhand einen Wunsch hätten. Der alte Herr findet notwendig zu erklären: „Der Herr Pfarrer will Euch in der Pfarre was stiften, so was herrichten lassen, und ihr sollt nun sagen, was euch am liebsten wär'."

Da schauen die Holzknechte einander an und machen halb lachende halb verzagte Gesichter und wissen nichts zu sagen. Was sie wollen? — Ja, gefragt ist das leicht, aber geantwortet! — Es fiel ihnen nichts ein.

Endlich räuspert sich einer und macht viele Vorbereitung zum Reden. „Ja, wär' schon recht," sagt er hernach, „und da — beim Freydhof, mein' ich halt, wenn was angewendet werden tät', daß das Wasser nicht alleweil so herabschießen kunnt'."

Benediktus sieht den alten Pfarrer an. Also nichts fürs Leben haben diese Menschen zu wünschen, nichts vermissen sie? — Den Toten geben sie ihre Stimme. „Wenn euch zuerst das am Herzen liegt, liebe Freunde," sagt Benediktus, „so wird Abhilfe getroffen werden, daß das Wasser welches bisweilen von den Felsen kommt, einen anderen Ausweg hat und nicht über die Gräber rinnt."

Plötzlich ruft ein Männlein: Wenn sich der Wohltäter denn schon einmal was kosten lassen will, so soll er an unsere Kirchbänk' Lehnen machen lassen, daß man sich am Sonntag doch ein wenig ausrasten kann."

Benediktus lächelt, reicht jedem die Hand und sagt, daß sie glücklich in ihre Waldhütten kommen möchten. Und als sie fort sind, sagt er zum Greise: „Jetzt bin ich auch fünfzig Jahre im Gwänd gewesen, jetzt kenne ich diese Menschen." —

Ein Jahr später ist hinter dem Friedhofe ein tiefer Graben, und die Kirchbänke haben breite, feste Lehnen und bequeme Fußgestelle.

Der Pfarrhof hat nun drei trauliche Zimmer. Im ersten dieser Zimmer wohnt der Pfarrer Benediktus und schlägt, wenn er zu Hause und nicht in einer der Waldhütten auf Besuch ist, gern im Pfarrbuche nach, ob alles in der Ordnung im Verzeichnis seiner Schäflein. Im zweiten Zimmer wohnt der alte Herr und bereitet heilsame Getränke aus Alpenkräutern und Beinbruchflaster aus frischem Harze. Im dritten Zimmer endlich kommen die zwei Priester drei- oder viermal täglich zusammen zur lieben Gottesgab', und da kommt auch manchmal die umsichtige und heitere Wirtschafterin zur Tür herein und bringt bisweilen in einer goldig funkelnden Flasche ein gutes Tröpflein mit.

Gott gesegne es ihnen!

Der Dorfgeistliche.

Unsere papierblinden Politiker und Sozialisten können sich nicht genug wundern darüber, daß sich das Bauernvolk immer und immer noch vom Klerus so willig am Gängelbande führen läßt.

Wer das Bauernvolk nur erst einmal kennen lernen wollte, wer auch nur ein Jahr lang das Verhältnis beobachten wollte, in welchem es zu seiner Geistlichkeit steht, sei es in der Kirche, in der Schule, auf der Gasse, im Hause, dem würde das Ding bald klar sein; wer auch nur einen Sonntagnachmittag den Pfarrer und den Bauer beim Glase Wein belauschen könnte — ungesehen natürlich —, der würde nicht mehr fragen, wieso es komme, daß der Klerus den Bauer in seiner Macht hat.

Seit altersher hat der Bauer auf seiner Scholle und in seiner altständigen Gesinnung keinen so tatkräftigen und beständigen Bundesgenossen als die Geistlichkeit. Politische Parteien, soziale Bewegungen ändern sich mit jedem Jahrzehnt, wer auf sie baut, er baut auf Sand. Den Parteien ist nicht um Erhaltung des Bauernstandes zu tun, vielmehr um Ausbeutung desselben für ihre Zwecke und zum Vorteile anderer Stände. Der Klerus hält es freilich nicht mit dem Bauer diesem zulieb, sondern der Kirche zulieb, denn der Bauernstand ist ihr natürlicher Bundesgenosse. Jeder andere Stand verliert unmittelbar oder mittelbar durch die Erstarkung des Bauernstandes, nur der Klerus gewinnt durch

sie. Daher wird dieser stets für den Bauernstand sein, und der Bauer weiß die Geisteskraft, die ihm hier zur Seite steht, zumeist auch zu würdigen.

Daß der Priester Gottesgnaden auszuteilen hat, daß er an den wichtigen Wendspunkten und in den zu Herzen gehenden Lagen des Lebens dem Pfarrkinde beisteht, daß diesem der Ehebund, das Kind, die Früchte des Feldes, der Viehstand vom Priester gesegnet und gewissermaßen die Freude und das Glück besiegelt wird, kommt bei dem Bauer natürlich auch reichlich in Betracht. Indes noch mehr Gewicht legt er auf das Praktische. Es mag dem Bauer wohl gesagt worden sein, was sein Pfarrer da predigt, das sei bisweilen stark schief und hinfällig und mit dem Menschenverstand nicht vereinbar. Mag ja sein, der Bauer untersucht es nicht, das mögen die „Herren" ausmachen, die Zeit haben zum Spintisieren, er ist Bauer und schaut auf sein Feld und auf sein Vieh, das andere kümmert ihn nicht viel. Und sagt ihr ihm etwas von der „Verdummung, von der Knechtung in der Finsternis", vom „Rahm, den die geistlichen Herren abschöpfen" usw., da schüttelt der Bauer den Kopf. „Gar zu gescheit werden ist auch nichts nutz," meint er, „die Ganzgescheiten wollen nicht Bauer bleiben, sondern verlassen ihren Stand. Die Schule, sie mag gut gemeint sein, will uns auch nicht taugen, so lange sie uns Sachen lehrt, die der Bauer nicht braucht, und solche nicht lehrt, die er für seine Wirtschaft nötig hätte. Daß es dem Pfarrer ein wenig besser geht als uns Bauern, ist ihm wohl vergunnt, er hat viel studieren müssen und der Weg bis zum Pfarrer hinauf ist auch nicht mit Rosen bestreut. Dem Kaplan geht's schon gar nicht besser als uns, und ist er froh, wenn man ihm manchmal ein Guldenstückel schenkt, daß er sich Sonntags ein Tröpfel kaufen kann."

Also damit kommt man beim Bauer nicht auf. So viele Scherze er sich auch selber gegen den Pfarrer, seine Eigenschaften und Fehler erlaubt, im Grunde ist er ihm doch tief geneigt und ehrt ihn nicht allein ob seiner geistlichen, sondern auch ob seiner geistigen Eigenschaften. Dazu kommt noch, daß heutzutage die meisten Landgeistlichen selbst dem Bauernstande entstammen. Der Pfarrer kennt alle Neigungen, Leidenschaften und Schwächen des Bauers, alle Sitten und Herkömmlichkeiten, er spricht mit ihm in seiner Mundart, in denselben Gedankenwendungen wie der Bauer, er kennt die Wirtschaft in Feld, Wald und Wiese, weil er vielleicht selbst einst als Bauernjunge gearbeitet hat und weil er auch jetzt als Pfarrer seinen Acker, Weidegrund, Viehstand usw. zu versorgen hat. Der Pfarrer ist selbst Bauer und teilt mit seiner Pfarre den Segen oder das Mißgeschick der Gegend, der Jahre, der politischen Zeitrichtungen. Außerdem umgibt den Pfarrer doch der Nimbus seines Standes, seiner Stellung, seiner Bildung, und es ist daher für den Bauer immer eine Ehre und hebt ihn in den Augen seiner Nachbarn, wenn der Pfarrer mit ihm viel verkehrt.

Man muß es nur wissen, wie das zugeht, wenn der Pfarrer am Sonntage im Gasthause inmitten seiner Bauern sitzt. Wer etwa glaubt, der Pfarrer führe religiöse Gespräche, oder nehme sonst im Wirtshaus eine bevormundende Stellung ein, der irrt sehr und verkennt das Verhältnis ganz und gar. Gemütlich und heiter, teilnehmend für alles und klug ist sein Gehaben: hier lobt er den Vorzug von einem, dort bespottet er gemütlich eine kleine Schwäche; seine Anerkennung tut jedem wohl, sein leiser, häufig mit einem landläufigen Witz verbundener Tadel tut nicht weh. Für jeden hat er einen passenden Gruß, eine schicksame Anrede; wer handküssen will, es ist ihm nicht verwehrt — und bei diesem

leutseligen Verkehr weiß er doch die Würde zu bewahren, ist lustig, ohne sich zu weit in die Ungebundenheit der Gesellschaft einzulassen, und versteht sich zur rechten Zeit zurückzuziehen. Mancher Pfarrer oder Kaplan weiß recht gut, daß er für die katholische Kirche wirkt, wenn er mit seinen Pfarrkindern Tag für Tag munter kegelt oder Karten spielt; die Hauptsache ist, mit ihnen stets auf gutem Fuße zu bleiben.

Politisieren wird der Pfarrer in einer größeren Gesellschaft selten, außer bisweilen auf der Kanzel. Kommt ein verfängliches Thema an den Tisch, so weiß ihm der Pfarrer durch eine ironische, satirische Bemerkung zu entgehen; er zieht es vor, gegnerische Ansichten geradewegs mit einem bäuerlichen Witz lächerlich zu machen, als sich darüber in einen Meinungsaustausch einzulassen. Zeitungen wird er, wenn er im Wirtshause einigen Einfluß hat, nur mit geringen Ausnahmen dulden. Selbst klerikale Blätter, sofern sie polemischer Natur sind, weiß er fernzuhalten, sie könnten den Bauer doch immerhin beunruhigen, zum Nachdenken veranlassen, und der Bauer braucht von den Welthändeln nichts zu wissen. Ist aber im Dorfe eine gegnerische Zeitung, eine gegnerische Richtung tätig, dann her mit den klerikalen Blättern und ihrer Streitmacht. Nicht zu leugnen ist, daß die klerikalen Zeitschriften weit volkstümlicher und packender geschrieben sind, als andere, für ein gemischteres Publikum berechnete Blätter es sein können. Natürlich, ihre Mitarbeiter sind Geistliche, zumeist Söhne des Landvolkes oder mindestens, wie gesagt, mit der Denkweise des Landvolkes vertraut.

Stets weiß sich der Pfarrer den Schein biderber Ehrlichkeit zu bewahren. Auf einer offenbaren Lüge wird man ihn selten ertappen. Die Leidenschaftlichkeit, besonders im Streiten, kommt zwar manchmal zum Ausbruch, zumeist aber

weiß er sie geschickt zu verdecken, und so erscheint er dem Bauer als Vorbild eines starken, ebenmäßigen Charakters.

Es gibt ja Ausnahmen, aber im allgemeinen muß ich wohl sagen: einer der ehrenwertesten und verläßlichsten Männer in der Gemeinde bleibt der Pfarrer. So ein dem Bauernstande entsprossener Landgeistlicher bleibt mitunter doch zu urwüchsig und zu geradmichelig, um Jesuit zu sein. Und diese Offenheit erwirbt ihm das Vertrauen seines Sprengels. Denn mit den Lockkünsten der „Herren", der Aufgeklärten und Parteireiter hat der Bauer schon schlimme Erfahrungen gemacht. Der Wanderprediger kommt als Fremder her, er traut ihm nicht; den Zeitungsschreiber bekommt er gar nicht zu Gesicht, ist gewiß ein verwindierter Herrenknecht, er traut ihm nicht. Der Schullehrer mag wohl ein Ehrenmann sein, ist aber von der neuen Zeit gesandt, er traut ihm nicht. Der Professor, der Advokat, der Doktor, der Eisenbahner, der Fabrikant, der Händler, jeder hat seine eigenen Ziele und seinen eigenen Sack. „Halten wir es immerhin mit unserem Pfarrer, der schon seit zehn, zwanzig Jahren mit uns ist."

Nur bei Wahlbewegungen legt mancher Landgeistliche seine Würde ab, springt sozusagen aus der Kutte, und macht den Bauern einen Tanz vor, daß sie nur dreinschauen. Ist er so glücklich für seine Wahlmänner praktische Gründe zu finden, die den Bauern einleuchten, so hat er sie, aber bloß dem Mann zuliebe; „fürs Seelenheil" vertun sie ihre Stimme nicht.

Daß sich die Geistlichen hinter die Weiber stecken, wenn sie bei den starrköpfigen Männern was durchsetzen wollen, das kommt vor, aber nicht so oft als angenommen wird. Man weiß zu gut, daß die Bäuerin mit „bei so wos versteh' ih nix, dös woaß ih nit. Muaß da Herr Hochwür'n scha mit mein Mon selba red'n" — ablehnen würde, und daß bei einem starrköpfigen Manne das Weib auch nichts ausrichtet.

Ein Beweis, wie der Bauer seinen Pfarrer nur von der praktischen Seite nimmt, ist seine Empfindlichkeit gegen zu hohe Taxen bei Messen, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen. Ein guter geistlicher Rechenmeister, er mag sonst der tüchtigste Seelsorger sein, kann es ganz gründlich mit seinem Sprengel verderben; sie entziehen ihm, wo es geht, die Kundschaft und begegnen seinem sonstigen Gehaben mit Vorsicht.

Der schlichte, uneigennützige Charakter ist es eben auch beim Priester in der Bauernschaft, der die Herzen gewinnt und sich einen großen Anhang verschafft. Mancher ist vierzig Jahre und länger im Sprengel, hat eine Generation begraben, eine getauft und eine getraut, und wenn er nun sein weißes Haupt in den Sarg legt, so trauert eine große Familie um den väterlichen Freund. Praktische Volksmänner, die auf dem Lande was Rechtes durchsetzen wollen, werden es nicht hinter des Pfarrers Rücken zu tun trachten, oder etwa gar versuchen, denselben in der Achtung der Leute herabzusetzen; damit kämen sie schlecht an, sondern sie werden sich, soweit es geht, mit dem Pfarrer verbinden. In rein praktischen Dingen läßt der Pfarrer, soweit es sein persönliches Einsehen gestattet, ja doch mit sich handeln, daß man ihn aber auch in dogmatischen Sachen für die Vernunft gewinnen wollte — das möge man bleiben lassen. Ich wiederhole nochmals, der Bauer läßt sich im allgemeinen auch nur so lange von den katholischen Grundsätzen leiten, als er dieselben mit seinem materiellen Vorteil vereinbar findet.

Die Kirche ist in mancher Beziehung eine eminent weltliche Macht, und an eine solche klammert sich der Bauer mit der instinktiven Kraft eines Untergehenden.

Das religiöse Leben der Leute geht oft andere Wege als der Geistliche ahnt. Wir werden es noch sehen.

Der Schulmeister von ehedem.

Er ist ein schlanker, hagerer Mann, in seinen spärlichen Locken liegen graue Fäden. Er trägt einen schwarzen feinen Rock nach städtischer Mode. Zuvörderst interessiert uns die Geschichte von diesem Rocke. Der Herr Dechant besaß ihn und trug ihn acht Jahre. Das Schicksal verfolgte den Mann, der Rock wurde ihm zu eng, und er gab ihn dem Schulmeister von Althöfen. Dem Schulmeister von Althöfen aber war er nicht zu eng. Die weiten braunen Beinkleider und die aschgrauen Stiefel hätten auch ihre Geschichte; es liegen in der Truhe unterschiedliche Urkunden darüber vor, und der Schulmeister seufzet: „Beinkleider und Stiefel vergehen, die Konti aber werden nicht vergehen."

Nun zur Geschichte des Mannes selbst.

Er war, glauben wir, das neunte Kind des Lehrers von St. Nikolaus, studierte vier Klassen im Seminar oder Gymnasium, alsdann dort blieb er stecken, denn sein Vater hatte noch für jüngere Kinder zu sorgen und konnte ihm nicht weiterhelfen. Da aber Gott niemanden verläßt, bekam der Jüngling eine Stelle im Schulfache und blieb siebenundzwanzig Jahre Unterlehrer. Wir finden den Mann erst wieder, als er zum „Schulmeister" emporstieg.

Nach den Einrichtungen, wie sie viele Jahre in unseren Ländern herrschten, ist der Mann nun eine wichtige Person: er ist Meßner, Regenschori, Musiklehrer, Gemeindeschreiber, zuzeiten auch Ministrant und nebenbei Schulmeister.

Die Gemeinde Althöfen hat ein kleines über dreihundert Seelen — die im Kirchenbuche stehen; die Leiber davon kriechen in der Gegend umher in allen Tälern und auf allen Bergen. Der Schulmeister kennt jeden und weiß, wo jeder seine Hütte hat, so sehr diese auch oft entlegen und verborgen ist hoch oben auf dem Berge oder weit hinter den Wäldern. Größere Pfarreien haben ihren Unterlehrer, ihren „Kirchenwaschel", ihren Gemeindeschreiber, ihren Pfarrknecht; all dergleichen macht dem Schulmeister in Althöfen keinen Wettstreit.

Und dennoch gibt es Stunden, in welchen sich der Schulmeister nicht zufrieden fühlt; in manch' unbewachter Nacht träumt er sich zu einem gesunden Bauernknecht hinauf, der sorgenlos sein Tagewerk verrichtet und dann ruhig essen und trinken und schlafen kann. — Es ist gut, daß in solchen Stunden der Wind durch die Fugen den träumenden Schwelger wach bläst, sonst verduselte er gar die Morgenstunde, in welcher er die Gebetglocke zu läuten hat. Mit dieser Verrichtung ist verbunden das Kirchenaufsperren, das Vorbereiten zur Messe, das Stiefelputzen für den Herrn Pfarrer, die Messe selbst und endlich die Knoblauchsuppe. Nach dieser johlt und poltert es schon in der Schulstube, aber da kommt ein Häusler — gar demütig klopft er an und gar sittsam knittert er an seiner Hutkrempe; — er tät' halt schön vom Herzen bitten, daß ihm der Herr Schulmeister wollt' einen Brief aufsetzen — dem Natz, der beim Militär ist, möcht' er einmal nachschreiben; der Bub' hätt' wieder geschrieben um ein paar Kreuzer Geld, es sei halt so viel zum Hungerleiden bei den Soldaten. Ja, und Papier hätt' er weiter auch keins bei sich — möcht' wohl schön bitten — tät's schon fleißig zahlen! — Der Schulmeister macht nicht viel Worte, schreibt gleich den Brief, nimmt aber nichts dafür und auch nichts fürs

Papier; das wär' leicht doch nicht schön, wenn sich der Schulmeister so was zahlen ließe!

Endlich kann's an die Schule gehen — doch weh', da brüllt des Wurzenpeters Bub' mit einem blutenden Kopf; die Jungen haben gebalgt und ihn zur Ofenecke gestoßen. Der Schulmeister macht nicht viel Worte, nimmt den Kleinen mit in sein Stübel und schlägt ihm ein Essigtuch um die Stirne. Er fragt nicht, wer's getan hat — leugnete es doch jeder und drehte ihm eine Nase. Der Alte kennt das. So geht's ruhig an die Schule. Den Kleineren hilft er buchstabieren: b-i-bi, b-u-bu und b-e-be. Hernach: N-i-l Nil, p-f-e-r-d pferd, Nilpferd; B-e-t Bet, t-e-l tel, Bettel, s-a-c-k sack, Bettelsack. Und so fort. Mit den Größeren nimmt er den Katechismus durch, den sie auswendig lernen müssen, oder, wenn es Samstag ist, läßt er das Evangelium des nächstfolgenden Sonntags lesen. Plötzlich schreit ein Bauer zum Fenster herein: „Schulmeister, die Kirchenuhr steht; das wär' eine schöne G'schicht, wenn's heut nicht Mittag werden tät!"

Eilt denn der Mann auf den Turm und zieht die Uhr auf und ölt die eisernen Räder ein und bringt so die Zeit wieder in Gang. Derweil ist in der Schulstube Kirchtag.

Endlich schlägt es Elf — da wird noch das „Einmaleins gebetet" und die Schule ist aus. Der Schulmeister läutet die Mittagsglocke und geht dann zum Wirt, wo ihm schon die dicke „Frau" mit eingestemmten Armen entgegenkommt: „Ja, was ist denn das heut' für eine Unordnung, Schulmeister? Glaubt er, wir gehen zu Tische, wann's ihm gefällt? Wer nicht kommt zur rechten Zeit, der muß warten, was übrig bleibt! Und übrig blieben ist heut' nichts!"

Der Alte neigt nur den Kopf, als sei er schon zufrieden; er weiß, daß die mindeste Einsprache seine Lage nur ver-

schlimmern würde. Er schleicht in die Küche hinaus, mit der Köchin ist er gut an — die teilt ihm schon einen Löffel Suppe und schenkt ihm einige Brocken dazu: ei ja, die Köchin ist ein rechtschaffen gut's Leutl.

Noch sitzt er mit dem Suppentopf im Winkel über der Hühnersteige, da schreit d'rin im Gastzimmer ein Bauernknecht: „Kreuz und Hollerstaud'n, wo ist denn heut' der Schulmeister? Zum Versehenläuten ist's!" Der Alte hört's und eilt pflichteifrigst aus seinem Verstecke hervor, und bald darauf klingt vom Turme das Versehglöcklein, und fast zur selben Zeit ist der Schulmeister auch schon in der Sakristei und legt dem Pfarrer den Chorrock und Ziborium über und zündet am Altar die Kerzen an und kniet nieder, daß er zugleich auch den Segen erhalte. Ist sodann der Versehbote mit dem Pfarrer davon, so kann's wieder an die Arbeit gehen.

Der Lehrer ruft die Kinder zusammen, die indes mit ihrem mitgebrachten Mittagsbrote fertig geworden sind. Wären sie etwa nicht zur Hand, so suchte er sie im Walde oder wo sie schon ihre Extraspielplätze haben, und endlich beginnt die Nachmittagsschule. Diese ist dem Schreiben und Rechnen gewidmet. Im Schreiben geht's so übel nicht; da hat jeder sein Vorblatt mit Sprüchen: „Fang' an mit Gott in allen Dingen, so wird die Arbeit dir gelingen!" oder „Morgenstunde trägt Gold im Munde" und „Die Säue fressen die Eicheln gern!" Beim Rechnen, da hat jeder seine fünf Finger zur Hand. Fragt der Schulmeister: „Franzl, wenn du drei Äpfel hast und die Mutter gibt dir auch drei dazu, wie viel Äpfel hast hernach?" „Meine Mutter macht immer Äpfelkuchen!" antwortet der Kleine. Dieses unschuldige Kindeswort vom Äpfelkuchen dringt dem alten Manne in die Seele. „Franzl," sagt er dann, „wenn du einmal

einen Äpfelkuchen mitbringen willst, so wollen wir damit Bruchrechnung anstellen."

Er kann es nicht verwinden, zeitweilig solche Anspielungen zu machen, da sie manchmal nicht ohne Folgen bleiben. Es ist schon dann und wann ein Kuchen, oder ein Schinken, oder ein Schock Eier mit in die Schule gekommen und der Überbringer hat es nicht ohne Selbstgefühl ausgerichtet: „Das schenket meine Mutter dem Herrn Schulmeister!"

Das Rechnen wird durch den Pfarrer unterbrochen, der, vom Versehgange zurückgekehrt, in die Schule tritt. Die Kinder erheben sich und sagen den christlichen Gruß; der Schulmeister zieht sich in einen Winkel zurück.

Endlich ist die Schule aus, die Kinder trollen sich lustig davon, nur ein oder der andere Knabe bleibt und holt seine Geige oder seine Pfeife hervor und nun beginnt der Musikunterricht. Jeden Sonntag ist „musikalisch" auf dem Chore, und da muß zur Orgel doch wohl auch eine Geige und eine Pfeife sein.

Dem Schulmeister hängt überhaupt in solch festlichen Stunden der Himmel voll Geigen, nur „derlängen" kann er keine.

Nach dem Musikunterricht kommt endlich Feierabend? Warum nicht gar! Nun kommt erst das wichtigste Geschäft. Er tut eine Oblatenrolle hervor und beginnt Hostien auszustempeln. —

Da klopft es an der Tür. Der Alte verhält sich mäuschenstill, aber es hilft nichts, man hat ihn stempeln gehört. Schnell räumt er auf und öffnet die Tür.

Zwei Bauern haben ihm einen Vagabunden gebracht. „Müssen halt wieder dem Herrn Schulmeister zu Gnaden fallen, einen Spitzbuben haben wir da. Wir wissen es aber

nicht einmal, ob er ein Spitzbub' ist; er schleicht nur so herum in der Gegend, und da haben wir ihn angehalten. Er hat so einen Brief bei sich, aber wir haben ihn nicht gelesen — heißt das, weil wir nicht lesen können, und da hätten wir den Herrn Schulmeister halt bitten mögen —"

Der Schulmeister liest den Passierschein, findet alles in Ordnung, und so wird der „Stromer" wieder auf freien Fuß gesetzt.

Endlich kommt die Avestunde; der Schulmeister zieht am Glockenstrick, sperrt die Kirche zu, tut noch einen Gang um den Kirchhof und verrichtet dabei sein Abendgebet. Dann zieht er sich zurück ins Kämmerlein. Und nun kommt wieder die holde Zeit des Traumes von dem Bauernknecht, der sorgenlos sein Tagewerk verrichtet und dann ruhig essen, trinken und schlafen kann.

Nicht zu selten geschieht es, daß er mitten in der Nacht geweckt wird: „Steh' der Schulmeister doch auf, um Gottes willen, unsere Kuh ist im Kalben und es geht nicht vor sich und wir wissen uns nicht zu helfen!"

So geht's, wenn man ein öffentlicher Charakter ist. Und so geht's durchs Jahr. Im Sommer zur Heumahd oder zur Kornernte ist eine „g'nötige" Zeit, da schickt der Bauer sein Kind nicht in die Schule, sie wird zugesperrt — es sind die großen Vakanzen.

Was macht denn der Schulmeister in den Vakanzen? Der ist gar nicht daheim, der hat sich für die Kirche jemand anderen bestellt, irgendeinen alten Krüppel oder so wen, der für ein paar Groschen das Läuten mit Freuden verrichtet. Der Schulmeister wandert mit einer Holztrage auf dem Rücken in der Gegend umher, von einer Hütte zur anderen, um für den Meßnerdienst, oft auch anstatt des Schulgeldes milde Gaben von Feldfrüchten einzusammeln. Hier bekommt

er zwölf Korngarben, ist die Wirtschaft größer, so kriegt er vierundzwanzig, und ist der Bauer gut bei Laune, so heißt's: „Nur auffassen, Schulmeister, was Er tragen mag, heuer haben wir ein gutes Jahr gehabt!" Und der Alte ladet auf, so viel sich auf der Trage nur halten will, und sagt: „Vergelt's Gott, Bauer!" und wankt davon. Schier zusammenbrechen will er oft unter der Last, und er kann gar nicht rasten und niedersitzen — wer hälfe ihm denn hernach auf? Da wischt er sich wohl die klebenden Haare aus der Stirne, aber er macht ein heiteres Gesicht — jetzt hat er was bekommen und das läßt er ausdreschen und verkauft Stroh und Korn, jedes besonders, und zuletzt, hofft er, wird er gar noch ein reicher Mann!

So kommt er endlich nach Hause und ladet ab und geht wieder davon, bis er alle Hütten, wie sie weitläufig zerstreut herumliegen, abgegangen hat. Da findet er wohl auch seine Kleinen in ihren häuslichen Beschäftigungen, sie sind ganz frisch auf, und sie arbeiten doppelt rührig und geschäftig, wenn's der Schulmeister sieht, um ihm zu zeigen, daß sie auf diesem Felde daheim und hier mehr verstehen als der Schulmeister!

Und sind die Feldarbeiten vorüber, so kommen die Kinder wieder nach und nach in die Schule — aber wie manches ist im Laufe der Zeit anders geworden, die Kenntnisse haben sich verrückt, Buchstaben haben ihre Namen verwechselt und dreimal drei ist nicht mehr neun. Der Schulmeister hat keine Rüge dafür und auch kein Lob; ruhig fängt er wieder von vorn an. —

So lebt er in seiner armen, kleinen, entlegenen Pfarre. „Gesund, Gott sei Dank," sagt er, „bin ich, und das ist das Best'." Die Jahre vergehen, die Schulkinder werden groß und schicken wieder andere Schulkinder. Aber einmal ist ein

Tag, da kommen sie früher nach Hause als gewöhnlich: „Der Schulmeister ist heut' nicht recht beieinander, und da ist die Schul' früher aus geworden."

Und am Abende zur Avestunde wird nicht geläutet. Aber kurze Zeit darauf klingen alle Glocken mitten im Werktag. Der Schulmeister läutet sie nicht.

Wer ihm einen Grabstein setzen wollte — ich wüßte dafür eine Denkschrift. Grabt in den Stein einen Glockenstrick und einen Bettelsack und unten hin die Worte: „Hier ruht ein Volkslehrer der alten Schule." —

So war's ungefähr. So ist's nicht mehr. Heute erfreut sich ein braver Dorfschullehrer derselben Achtung wie der Herr Pfarrer. Unter den neuen gibt es vielleicht mehr Köpfe als unter den alten, aber weniger Originale.

Der Kirchenwaschel.

S' ist eine wahre Plackerei, aber sein muß doch auch wer dazu! — das sagt er selbst, der Kirchenwaschel, der angestellt ist, um an Stelle des Schulmeisters den Meßnerdienst zu besorgen und wie ein loser Schelm sagte, für die Dorfkirche den Hausknecht zu machen.

Aber warum also just er?

Je nu, weil die Gemeinde sagt: Im Kopf hat er's nicht, im Ellbogen braucht er's nicht und im Sitzleder bleibt's ihm nicht. — So geheimnisvoll dieser Ausspruch ist, so kann doch vermutet werden, daß damit das Gehirn gemeint ist — kurz, unser Mann wurde „Kirchenwaschel".

Wie der Mann heißt, wollt Ihr wissen?

Ja, wenn Ihr immer solche Fragen tut, so komm' ich nicht ins Erzählen, ich meine doch keinen Bestimmten, sondern alle Kirchenwaschel zusammen; wozu immer Namen, Namen, wenn man Taten erzählen kann!

Der Kirchenwaschel hat auf dem Dachboden oder in der Heukammer eines nahen Bauernhofes sein Daheim. Im Ehestand lebt er nicht, er gehört zur „Bruderschaft" und hat sich vorgenommen, als Jüngling zu sterben.

Schlaf hat der Kirchenwaschel wenig. Der Schlag der Morgenstunde weckt ihn gewöhnlich aus dem Schlummer und dann schläft er nicht mehr ein. Wohl bleibt er noch eine Weile unter der warmen Decke und macht gute Vorsätze für den Tag. Sind diese fertig, so richtet er sich auf

und verrichtet sein Morgengebet; er verkehrt in demselben weniger mit dem lieben Gott als mit den vierzehn Nothelfern. Auf gutem Fuße steht er mit dem heiligen Leonhard, diesem weiht er die Kerzenstümpfchen, die am Hochaltare übrig bleiben, und zündet sie ihm an den Sonn- und Feiertagen auch an. Sankt Leonhard ist Viehpatron, und der Waschel hat einen Schöps zu eigen.

Dann steigt er mit feierlichem Ernst aus dem Bett und beginnt sich anzuziehen, ein Werk, das er mit Ausdauer, mit unerschütterlicher Beharrlichkeit fortsetzt, bis es gelungen ist.

Um fünf Uhr endlich, wenn er mit der Kleidung fertig ist, hängt er sich an den Strick. Die Morgenglocke klingt; der Waschel ist Herold des goldenen Tages, mit eherner Zunge ruft er's hinaus, das Gottes Morgen da ist und daß bald die Sonne aufgehen wird über Gute und Böse!

Ist Sonntag und hat der Waschel etwa gar unterlassen, am Vorabende die Kirche auszukehren und die Papierblumen an die Altarleuchter zu knüpfen, so ist er jetzt in großer Bedrängnis. Auf das Frühstück, du mein Gott, verzichtet er gern, aber wer gibt ihm die Zeit zurück!

Freilich wohl fegt der Besen und fegt und fegt, aber zum Aufspritzen blieb keine Zeit mehr. Millionen und Millionen kleiner Planeten fliegen im Gotteshaus herum und dann singt die Gemeinde:

Hier liegt vor deiner Majestät
Im Staub die Christenschar!

Es schlägt acht Uhr. Alte Weiblein humpeln zur Tür herein und gehen an ihre Plätze und legen die runzeligen Hände zusammen und auseinander und wieder zusammen wie ein Blasebalg und beten mit regen Lippen, aber nicht etwa, damit man sehe, wie fromm sie sind.

Endlich ist er mit dem Vorbereiten in der Kirche und in der Sakristei fertig, ja es ist sogar die Glut für den Weihrauch gemacht und am Altare sind zwei Kerzen angezündet. Da der Pfarrer noch nicht da ist, setzt sich der Waschel in einen Stuhl und beginnt laut einen Rosenkranz zu beten. Die Sonntagssonne strahlt zu den Fenstern herein und ihre Strahlen bilden breite Streifen von den Fenstern durch die Kirche.

Jüngere Weiber kommen zur Tür herein und besprengen sich am Weihbrunnengefäß und gehen auf ihre Plätze. Auch die Mannsstühle füllen sich mit älteren Männern zuerst; die jüngeren und die Burschen bleiben während des Rosenkranzes gern auf dem Kirchplatze stehen, verfolgen das in die Kirche tretende Weibervolk mit Blicken und Bemerkungen und machen Tauschgeschäfte in Tabakspfeifen. Sie haben kurze, künstlich geschnitzte Pinzgauerpfeifchen mit durchbrochenen Turmdeckeln aus Messing; sie haben lange, mit Stahl, Packfong oder Silber beschlagene Buchenpfeifen, sie haben dicke, mit breiten Deckeln und langen Röhren. Und was der Waschel drin auch anrufen mag, und wie er auch bitten mag für die armen Seelen im Fegefeuer, die Burschen bleiben verstockt, sie denken nur an eines: die silberbeschlagenen Pfeifen stehen höher als die von Packfong und die Pinzgauer kommen aus der Mode.

Da geht der Pfarrer über den Kirchhof. Wohl rücken da die Burschen ihre Hüte und einige machen sogar Versuche zum Handküssen; aber der Pfarrer eilt schnell vorüber, er greift nicht einmal grüßend an sein Sammtkäppchen, er ist ungehalten. Da stehen sie in der Sonne und treiben Schacher, und drin ist schon Gottesdienst.

Mit der Ankunft des Pfarrers in der Sakristei wälzt sich ein Heer von Geschäften auf den armen Waschel heran.

Der Pfarrer will den Chorrock und die Stola umgeworfen und das Barett auf dem Kopf haben, die Glocken wollen geläutet sein und an der Orgel steht kein Blasbalgzieher. Und der arme Waschel hat nur zwei Hände!

Doch siehe, die Glocken klingen, die Orgel schallt, und der Pfarrer steht auf der Kanzel.

Dann beginnt die Predigt; die Männer horchen zu, die Weiber schlafen, die Mädchen sehen ein wenig nach, wie das seidene Halstuch steht und ob es nicht Blicke auf sich ziehe. Der Kirchenwaschel aber steht am Taufbecken und macht Ohren, Augen und Mund auf.

Nach der Predigt verkündet der Pfarrer den Wochenplan für die Kirche, und wer die Messen zahlt und wofür, und wann ein gebotener Fasttag ist. Wenn die Zeiten gute sind, so verkündet er gar ein Brautpaar und oft ein so unverhofftes, daß die ganze Gemeinde in den Stühlen darüber in Aufregung gerät und sich aller Blicke nach den gewöhnlichen Plätzen der Verkündeten wenden. — Aber die Brautleute sind nicht da und — der Waschel zündet schon die Lichter an vor den Heiligenbildern.

Das Hochamt rückt heran; der Pfarrer will für dasselbe die Alba, die Manipel, den Meßrock und das und jenes. Mit Geschicklichkeit hat ihn der Waschel angekleidet, darauf hat er Weihrauch angemacht und den Opferwein besorgt; das Wasser zu demselben will er auch noch holen — viel Plag' und viel Ehr!

Das Amt hat begonnen und der Kirchenwaschel kommt nun aus der Sakristei, aber wie? Nicht mehr als der bucklige säbelbeinige Kirchenwaschel, sondern als Gottesdiener im weißroten Chorrock! Da kniet er vor dem Altare und wedelt mit dem Kohlengefäß und läßt den Weihrauch aufsteigen und neigt sich.

Und nach dem ersten Segen kommt er mit der langen Stange und zündet übrige Kerzen an, die am Altare, an den Bildern und an den Wänden herum angebracht sind. Würdig schreitet er durch die Kirche.

Ein oder das andere Weiblein, an dem der Anzünder mit der Stange vorüberkommt, flüstert ihm schüchtern die Bitte um Licht zu und hält ihren Wachsstock hin.

Endlich brennt alles und der Kirchenwaschel zieht sich in die Sakristei zurück. Aber bald kommt er, und zwar wieder mit einer langen Stange, an der sich diesmal kein Licht, sondern ein Holztrühlein oder ein Klingelbeutelchen befindet. Mit diesem geht er nicht mehr zu den Heiligen, die auf der Mauer stehen, sondern zu den sündigen Menschen, die in den Stühlen sitzen. Da blickt er wohl jedem fest und fragend ins Gesicht: Nu, gibst du was? Oder wird's? — Und wenn die Münze in das Trühelchen kollert, so sagt er „Vergelt's Gott"! — und geht weiter, muß oft an mehreren Stühlen vorüber, ohne daß auch nur ein einziger Heller fällt. Da bleibt er wohl gar stehen und brummt etwas. Besonders den Jüngeren, die überhaupt gottlos sind — die Mädchen wie die Burschen —, vermag er nichts abzugewinnen.

Endlich von seiner Wanderung in die Sakristei zurückgekehrt, überzählt der Waschel den Ertrag seiner Sammlung. Jetzt glotzt er eine Münze an und kehrt sie um und glotzt sie wieder an und brummt und hebt die Hand mit derselben langsam und schleudert die Münze in den Winkel. — Ein messing'ner Hosenknopf war's gewesen.

Unter solchen Freuden und Leiden geht das Hochamt zu Ende; wieder Weihrauch zum Segen und dann Auslöschen aller Kerzen. Die beim Leonhard läßt der Waschel am längsten brennen, dann aber sagt er: „Jetzt kann ich

dir nimmer helfen, die Kirche wird zugesperrt, aber vergelt's Gott, du schaust so schön auf mein' Schöpfen!"

Und wenn die Leute längst schon draußen sind, sich um den Obstkrämer herumdrängen oder ins Wirtshaus gehen, waltet der Waschel noch in der Kirche. Dann läutet er die Mittagsglocke, sperrt zu und geht endlich zum Essen.

Und das ist nur ein Tag! Wer möchte erst die wichtigen Ämter aufzählen, die der Kirchenwaschel durch all' die Feste des Jahres bekleidet!

Stellt er zu Weihnacht nicht die Krippe, zu Ostern nicht das heilige Grab auf? Wer wickelt zur Fastenzeit all' die Kruzifixe in blaue Tücher, wer krönt in den Rosenmonaten Altäre und Bilder mit Blumen und Kränzen, und wer zieht zu Fronleichnam die Fahnen auf und hängt den Himmel (Baldachin) auf vier Stangen — und zu Pfingsten, wer sendet den heiligen Geist aus der Dachstuhlkammer hernieder und läßt ihn schweben an der Schnur über den Häuptern der Gläubigen? — Und wenn die Gemeinde gar einmal eine Wallfahrt nach Maria-Zell macht, wer geht voran und trägt die Fahne? — Der Kirchenwaschel.

Und wofür tut der Mann alles das?

Niemand leistet ihm Entgelt, nur daß — wenn er einst in die Grube rollt — die Glocken unentgeltlich läuten.

Es ist vielleicht manchmal eine komische Figur, dieser „Kirchenwaschel", aber mich hat sie oft gerührt. Und diese Urkund soll auch kein Gespött' sein, nur eine Kennzeichnung.

Seine Gestrengen!

Ist einmal eine Zeit gewesen, da es vier Gottheiten gab. Da war: Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist und der „Herr Verwalter". Die vierte war die strengste und die gefürchtetste. Bei den ersteren war durch Gebet was zu erlangen, bei der letzteren ging's nicht ohne Opfer.

Der Herr Verwalter war mächtig, sein Wille geschah im ganzen Gau. Da war in der Gerichtsstube eine Bank, die diente nicht allein zum Sitzen! Die vier letzten Dinge sind manchem nicht so schrecklich vorgekommen, als die einfache Bank mit ihren vier kernfesten Füßen. Der Herr Verwalter war weise; was er sagte, tat oder befahl, war recht und unfehlbar; und wenn er sagte: „Die Sonne scheint in der Nacht und am Tage der Mond" — so versetzten die Bauern höchstens kleinlaut: „Schau, bei unserem Aufwachsen ist's just umgekehrt gewesen." Und wenn er sagte: „Zwei Gulden steuert ihr für die Wiese und zwei Gulden für den Acker, also zusammen neun Gulden!" und er deutete mit dem Stock dazu, so glaubten es die Bauern und murmelten: „Wohl so, wohl so, gestrenger Herr Gnaden, zweimal zwei ist neun."

Eine der göttlichen Eigenschaften fehlte dem Herrn Verwalter, und dieser Mangel hat ihn zugrunde gerichtet: ewig war er nicht. Heute ist das Schloß verfallen, oder es hantiert der Gemeindevorstand, ein Bauer, in des gestrengen Verwalters Kanzlei, und in des Herrn Verwalters

zerzauster Perücke nisten die Mäuse. Und ein lustiges Schreiberlein sitzt in der Kammer und schreibt ein boshaftes Kapitel über den hochgeborenen, hochwichtigen und hochgestrengen Herrn Verwalter. Dereinstmalen ist mit biegsamen Gänsefedern geschrieben worden und haben sich, wenn eine frische, fette Gans ankam, der Herr Verwalter und sein Sekretarius die Arbeit so geteilt: der Sekretarius verschrieb die Federn an den Steuerexekutions- und Gantbögen der Bauern; der Herr Verwalter verzehrte die Gans.

Nun wird der Herr Verwalter alleruntertänigst beschrieben. Von oben fange ich an; da sehe ich die Pelzhaube oder den breitkrempigen Hut. Das Gesicht ist stets glatt rasiert; wenn zumeist auch Strenge auf demselben ruht, so kann es doch zuweilen — hat auch seine Zeit — recht gemütlich lächeln. Und auf der hochwohlgebornen Nasenspitze liegt ein ständiges Alpenglühen. Der Blick ist, wie sich's gebührt, immer geradeaus, denn das Wenden des Hauptes nach rechts oder links ist der steifstehenden Hemdkragenspitzen wegen nicht gut möglich. Der lange schwarze Rock ist streng zugeknöpft von oben bis unten. Dieser — ein ehrenvoller, dicker, fester Rock, ist sein Panzer und Schild. Nur rückwärts — aber das weiß ja kein Mensch — durch die tiefsinnigen Taschen wäre ihm beizukommen — das ist die Achillesferse. Weiter unten ist das graue, enge Beinkleid, sind die hohen, roten Stiefel, und noch weiter unten ist der grundfeste Erdboden. Halt, jetzt hätte ich schier den Stock vergessen, so sehr er sich bemerkbar macht durch seinen goldenen Knopf, durch seine braune Quaste — o Gott, wie und in welcher Weise hätte sich dieser Verwaltersstock seiner Tage nicht schon bemerkbar gemacht!

So schreitet der Herr Verwalter einher, und seine körperliche Haltung ist eine so vorzügliche, daß der Neid

von ihm sagt: „Daher geht er, wie wenn er einen Prügel hätt' g'schluckt."

Nu, ein Kriecher ist er allerdings nicht, das überläßt er den Bauern, denen ist der Rücken krumm dazu gewachsen.

Im Amtshause steht sein Thron und Richterstuhl.

Ein Bauer ist vorgeladen um die neunte Stunde zum Steuerzahlen. Punkt Glockenschlag schleicht er über die Treppe hinauf, denn so hohe Herren haben alles gern pünktlich. Er guckt nun im Vorsaale zu jeder Tür und weiß halt zum Donner hinein nicht, welche zum Herrn Verwalter seiner Kanzlei führt. Tät' wohl darüberstehen an den Tafeln, aber bei seinem Aufwachsen hat eins halt kein Lesen gelernt. Er will nicht unbescheidentlich anklopfen an einer unrechten Tür; da beißt es, da kraut sich das Bäuerlein den Kopf. Endlich hebt es doch an, mit dem kleinsten, geschmeidigsten Finger zu klöpfeln. Kein „Herein". — Es klöpfelt an der zweiten Tür und hält den Atem an. Alles still. Da huscht es zur dritten und nimmt schon einen stärkeren Finger. Lautlos, wie ausgestorben. Das Bäuerlein eilt zur fünften, zur sechsten Tür, wird immer kühner in der Auswahl der Finger, pocht endlich mit der Faust, da donnert von innen plötzlich ein gewaltiges: „Wer?!"

Wie vom Blitze gestreift fährt das Bäuerlein in sich zusammen. Nur gut, daß es noch nicht drin ist, denn es hat sich anläßlich des plötzlichen Schrecks von seiner irdischen Wesenheit ein Ton losgerungen, der für einen Ausdruck des schuldigen Respekts vor Seiner Gestrengen durchaus nicht hätte gelten können.

Indes, der Würfel ist gefallen; das Männlein legt zitternd seine Hand an die Türklinke. Da wird die schon von innen aufgerissen, und im Schlafrock, ohne die Perücke

und mit eingeseiften Wangen steht er da, der Herr Verwalter.

„Was ist mir das für ein kreuzverfluchtes Gepolter?“

Das Bäuerlein, das die Seife für puren Wutschaum hält: stottert: „Gestrengen, 's ist halt g'rad so eine zuwidere Sach' — vorgeladen wäre ich.“

„Und weiß Er die Amtsstunden und die Kanzlei nicht?“

„Halt ja, halt ja, Gestrengen; neun geschlagen, mein' ich, hätt's wohl schon.“

„Acht hat's geschlagen, Er ungeschliffener Bengel!“

„'s mag wohl sein, Gestrengen, daß es auch acht geschlagen hat?“

„Marsch!“

Das Bäuerlein kollert förmlich die Stiege hinab. Der Uhrzeiger steht fast auf halb zehn, aber das Männlein ist überzeugt: Acht hat's geschlagen. Unten im Vorhause, wo an den Wänden allerhand Kundmachungen und Robotankündigungen prangen, setzt es sich auf eine Bank und bleibt sitzen drei Stunden, und weil hierauf Seine Gestrengen bei Tische und beim Mittagsschläfchen ist, so bleibt das Bäuerlein sitzen noch drei Stunden. Es möchte wohl in die Taverne gehen und einen Löffel Suppe essen, aber es könnt' leicht mittlerweile vorgerufen werden. Um vier Uhr endlich kommt der gute Mann d'ran.

Ein erkleckliches Mittagsmahl scheint den Herrn Verwalter etwas gnädiger gestimmt zu haben. Freundlich streicht er das von dem Bauer hingelegte Steuergeld ein, schiebt seine Brille auf die Stirn, blättert in Papieren und bedeutet in fast liebenswürdigem Tone, daß das Geld just um die Hälfte zu wenig sei, und daß der Bauer längstens in vierundzwanzig Stunden das Fehlende zu bringen habe,

widrigenfalls in weiteren vierundzwanzig Stunden unnachsichtliche Exekution erfolgen müßte.

Da beißt es gewaltig und das Bäuerlein kraut sich ratlos den Kopf.

„Wenn ich halt dennoch dürft' bitten, in vier, fünf Tagen wollt' ich schon schauen, bis selbhin tät' ich auch das feist' Lämmel bringen, von dem mein Weib allweg sagt, 's wär Schad' für den Hirschenwirt, 's müßt's der Herr Verwalter kriegen."

„Jessas das ist ja der Waldsimmerl!" schreit jetzt Seine Gestrengen auf, „ei, jetzt kenn' ich Euch erst. Je, wie geht's, wie geht's? — Ei freilich hat's Zeit, ei freilich!"

Trippelt halt hernach der Waldsimmerl vergnügt nach Hause und freut sich des guten Ansehens, das er beim Verwalter genießt.

Sein Weib daheim weiß auch was Neues zu erzählen: „Ein Amtsbote ist dagewesen. Der Graf läßt oben auf dem Hochboden ein Jagdhaus bauen, und da wär's zum Roboten."

Es ist das Heu noch nicht eingeheimst, denn der Waldsimmerl war in der letzten Woche bei einem Gartenbau für das Schloß in der Arbeit gewesen. Nun steht das Korn reif auf dem Felde und der Bauer muß fort, muß in den Wald hinaus und eine ganze Woche Holz aushacken für das neue Jagdhaus.

Mittlerweile schickt sein Weib das feist' Lämmel ins Schloß.

„Was heißt das?" fährt der Verwalter auf. „Ihr Bettelbauern wollt mir vielleicht gar ein Nachtmahl schenken?"

„Weiß nichts, bin halt geschickt mit dem Lämmel," stottert der Bote.

Seine Gestrengen kräuselt mit den Fingern in der weichen Wolle des Tieres. „Armes Vieh, hetzen und schlagen wird dich der rohe Bauer und zuletzt läßt er dich gar noch Hunger leiden. Erbarmst mir, du gutes, unschuldiges Tier, und 's ist besser, du bleibst in meinem Haus." Und zum Boten: „In der Küche wird's ausbezahlt!"

„Nehm' nichts, nehm' nichts!" lächelt der Bote schlau, „darf nichts nehmen." Gibt das feist' Lämmel in der Küche ab und eilt nach Hause.

Aber kaum ist die Woche um und der Waldsimmerl kehrt von der Robot heim, ist der Exekutionssoldat da. Ein brauner, wilder, mürrischer „Slovak", der nicht einmal deutsch kann, der aber Anspruch macht auf Tisch und Herberge, so lange bis der Waldsimmerl die fällige Steuer bis auf den Kreuzer gezahlt hat. Das arme Lämmlein, es wird wohl seine Schuldigkeit getan haben, aber mit all' seinem Fette war es nicht imstande, die Rauheit des Herrn Verwalters zu lindern.

Der Bauer verschleudert Fahrnisse, deckt den Steuerrest, ist frei von der „slovakischen" Belagerung.

Und nun hat der Waldsimmerl Zeit, das Heu einzubringen, soweit es noch nicht verfault ist; das Korn zu ernten, wenn es nicht ausgefallen ist; den Flachs zu sammeln, den die Jäger nicht in den Boden gestampft haben; und das Kraut zu fechsen, das der Hase übrig gelassen hat. Da gibt es oft nicht mehr viel zu tun, und wollte sich der Bauer darob beschweren, so wird ihm gesagt: „Wenn dir's nicht recht, so geh'; wirst abgestiftet, Grund und Boden gehört der Herrschaft!"

So verläuft die Geschichte.

Aber in einem ist der Herr Verwalter recht passabel kommod gewesen; mit der Schul' hat er keine so Geschichten

gemacht, wie man's heutigentags erlebt, und hat der Bauer seine Kinder nicht freiwillig in die Schule geschickt, so ist deswegen auch keine Feindschaft gewesen.

In der Kirche hat's der Herr Verwalter besser gehabt als die drei übrigen. Da hat er zur Winterszeit auf dem Sakristeiboden seinen geheizten Ofen gehabt. Und der Pfarrer hat warten müssen an Sonn- und Feiertagen, bis der Herr Verwalter samt Familie da war. Und dann hat Seine Gestrengen stolz herabgeblickt auf die Gemeinde, die eigentlich seine Dienerschaft war. Und gegen den Altar hin hat er eine Miene gemacht, als wollte er sagen: „Schön, Herrgott, daß du deine Schuldigkeit tust. Ich könnt' dich absetzen! Grund und Boden gehört der Herrschaft!"

Da hat man gemeint, der Vierte stehe über allem. Aber es war in seiner Gestrengen ein heimliches Grauen bei dem Gedanken an die „Herrschaft", denn — es läßt sich nicht mehr verhehlen — er selbst war die Herrschaft nicht.

Seine freiherrliche Gnaden oder gar Seine Durchlaucht! Das war ein herzerschütternder Begriff für den Herrn Verwalter. Die Kassen- und Wirtschaftsbücher sind eben auch, wie alles Irdische, Unvollkommenheiten und Irrtümern unterworfen und es ist wohl nicht wunderzunehmen, wenn der Herr Verwalter bei dem alljährlichen, jedoch unregelmäßigen Besuche der Herrschaft ähnliches Fehl durch Triumphbogen, weißgekleidete Blumenmädchen und ergebenste Bücklinge in eigener Person zu schlichten suchte. Da sahen die Untertanen, daß es denn doch nicht so war, „als ob der Herr Verwalter einen Prügel hätt' g'schluckt".

Die Leute freuten sich einerseits, wenn die „Herrschaft", der Graf oder der Fürst, kam, weil's da Spektakel gab, weil der Graf oder der Fürst herablassend war, auf „meine Lieben" sprach und die Blumenmädchen abtätschelte, und

weil sie eben auch sahen, mit welcher Feinheit der Herr Verwalter „Buckerl“ machen konnte. Anderseits aber zitterte der Landmann in solchen Tagen für seine Ernte; denn große Festjagd gab's und der Bauer mußte selbst mithelfen seine Saat, sein Winterbrot zu zertreten.

Sehr übertrieben ist es nicht, dieses Bild aus den Zeiten der Hörigkeit, obschon etwas eckig geraten. Es wird auch Ausnahmen gegeben haben. Möglich sogar, daß mein „Gestrenger“ eine Ausnahme gewesen ist.

Der Richter.

Jede Gemeinde hat ihren Gemeindevorstand oder — wie auch die Bauern gern sagen — ihren Bürgermeister. Der Bauer ist doch Staatsbürger, warum soll er keinen Bürgermeister haben! Und zwar ist das ein Staatsbürger, der dem Staate weitaus mehr leistet, als was ihm von diesem geleistet wird, daher mag man ihm den Luxus, seinen Gemeindevorstand „Bürgermeister" zu heißen, reichlich gönnen.

Nun hat der Bauer nebst seinem Bürgermeister mitunter auch noch einen Richter. Eine große Landgemeinde wird in mehrere Untergemeinden oder „Viertel" eingeteilt. So gibt es Gemeinden, die mehr als vier Viertel haben und doch nur ein Ganzes ausmachen. Ein jedes dieser Viertel besitzt seinen Richter, der kleine innere Angelegenheiten zu schlichten hat, dem vom Mittelpunkte, dem Bürgermeisteramte aus, die Adressen an die „Viertel" zugeschickt werden, und der seine Leute zu finden weiß. Seit ich vor Jahren „den Richter" beschrieben, hat sich mit ihm doch einiges geändert; einiges auch habe ich von diesem Richterstande nachträglich erfahren, und das soll hier nachgetragen werden.

Es sind von Amts wegen just keine großen Aufgaben, die einem solchen Richter obliegen; er braucht nicht lesen und schreiben zu können, obwohl man doch mit Vorliebe solche wählt, die sich derlei Kenntnisse, wenigstens zum nötigsten Teile, erworben haben.

Von Gewissens wegen jedoch hat der Richter überwiegend größere Obliegenheiten. Er hat darauf zu sehen, daß sich in seiner Gemeinde keine Spitzbuben umtreiben, oder in dieselbe etwa gar unchristliche Leute einwandern, die wegen Nichtbefolgung der Kirchengebote den Einheimischen ein Ärgernis geben könnten; auch obliegt ihm die Keuschheitskommission und er hat es dem Pfarrer zuzutragen, wenn irgendwo etwas Verdächtiges vorfällt. Derlei wird weiter unten mit schönen Beispielen erhärtet.

In den meisten Fällen hat der Richter die besonderen Obliegenheiten, für die der Gemeinde gehörigen Äcker, Wiesen und Weiden, die verpachtet sind, den Zins einzubringen, was oft eine „Roßarbeit" ist, wie der Rotherhag behauptet. Von diesem Zinse hat er Steuern zu decken, und wird er vom Exekutionsmann gezwickt, so zwickt er die Pächter. Der Pächter schreit „Auweh"! und zahlt oder wird abgetrennt. Ferner hat der Richter die Dorfwege zu besorgen, und so oft einem auf dem Gemeindewege eine Korn- oder Heufuhr oder sonst was umkippt, verflucht und vermaledeit er den Richter, und wenn dem Richter selber etwas umkippt, so muß er sich auslachen lassen — das ist auch seines Amtes. — Das Armen- und Bettelwesen hat er ebenfalls zum Teile über, und so ist das Richteramt eine Würde, die nur ein Breitschulteriger und Dickhäutiger zu tragen vermag.

Damit sie auf einen nicht gar zu hart drückt, so geht sie in manchen Gegenden alljährlich auf einen anderen über, und zwar nur auf einen wirklichen, feſtständigen Bauern; die Kleinhäusler wären dafür zu nichtig und auch viel zu dumm. Auf dem Dorf ist's, wie anderswo auch, der Reichste ist der Gescheiteste.

An den steierischen Abhängen des Wechsels, in der Gegend, die das „Jackelland" genannt ist, wird die Richter-

wahl mit besonderen Sitten ausgeübt. Am Erchtag in der Faistwoche (letzte Faschingswoche) ist in selbiger Gegend das „Richtersetzen“. An diesem Tage — bald nach der Mittagszeit — kommen die Ältesten, will sagen Wohlgesetztesten des Dorfes, der Gemeinde hoher Rat, zusammen im Hause des Richters und setzen sich um den Tisch. Jetzt hebt ein Essen an — ein schweres Essen!! — Das Wahrzeichen eines solchen Richtermahles ist das dritte Gericht, selbes besteht aus einer großen Schüssel mit Sauerkraut, in welchem ein stattlich Stück „Schweinernes“ liegt. Es ist, als ob sie mit dieser steierischen „Nationalspeise“ neuerdings Festhalten an alte Sitten in sich aufnehmen wollten. Es ist wie ein Rütlischwur mit dem Löffel. Einen von denen, die da löffeln, man weiß noch nicht welchen, aber einen trifft's, das Richteramt, das heute zu vergeben ist.

In dem Augenblicke, als das Kraut aufgetragen wird, tritt der alte Richter zur Tür ein. Er ist im Ostertagrock, welcher bis über die Knie hinabgeht; in der einen Hand hat er den langen Richterstab, als das Zeichen der Würde, in der anderen trägt er einen Zinnteller, auf welchem ein Krug steht oder ein Trinkglas, das mit frischem Wasser gefüllt ist. Aus dem Gefäße ragt der grüne Zweig eines Rosmarinstammes. Der Rosmarin ist in unserem Volke das Symbol der Reinheit — bei der Jugend Jungfräulichkeit, bei dem Alter Reinheit des Charakters und des Rechtssinnes.

Nun hält er eine Ansprache:

„Ehrenwerte Männer! Meine Zeit ist aus. Ich habe mit Gottes Hilfe das Richteramt auf mich genommen, ich gebe es mit Gottes Willen zurück in eure Hände. Ich habe es geführt nach bestem Wissen und Gewissen; wenn ich aber einem unrecht getan habe, sei es einem Mann oder einem Weib oder einem Kind, sei es einem Reichen oder

einem Armen — vor Gott sind wir alle gleich — und vor Gott bitte ich um Verzeihung. Sei es, daß ich mein Amt zu eurer Zufriedenheit erfüllt habe, so gebt die Ehr' Gott dem Herrn, den ich jetzo mit euch bitten will, daß er auch meinen Nachfolger erleuchte und führe in der Gerechtigkeit und Treue, und daß selbiger handle ohne Ansehen der Person und des Standes, es sei sein eigener Vorteil oder sein Schaden, daß er allzeit allein nur vor Augen habe die heiligen Gebote Gottes und die Gesetze unseres Kaisers und Herrn, unseres geliebten Landes und zum Wohle unserer Gemeinde. Ich gebe mit diesem Stabe das Richteramt zurück, und ich weise diesen Rosmarinzweig meinem Nachfolger als Zeichen des reinen Sinnes. Gott walt' es!"

Er stellt das Gefäß auf den Tisch und setzt sich zu den übrigen. Nun beginnt die Wahl des neuen Richters.

Selten weigert sich einer, die ihn treffende Wahl anzunehmen, er sagt einfach ein paar passende Worte und setzt sich hierauf an den Ehrenplatz des Tisches, in den Winkel unter dem Hausaltare, den sie ihm mit vielen Artigkeiten einräumen.

Das Mahl wird fortgesetzt. Vor dem Hause versammeln sich viele Dorfleute, die schon begierig sind, wer ihr „Oberer" geworden. In manchen Gegenden des Landes beteiligen sich bei dem Richtersetzen auch Kinder; sie laufen herbei in hellen Scharen. Einer der Knaben pocht mit dem Stock an das Brettertor des Hofes, in welchem der alte Richter wohnt, dreimal pocht er daran. Hernach eilt er zu den Nachbarhäusern der Ältesten und pocht auch dort an die Tore; das Haus, in welchem der neue Richter wohnt, spart er sich bis zuletzt, dort pocht er wieder dreimal an und wirft endlich den Stock über die Einfriedung in den Hof. Soll dieses Pochen eine Mahnung sein der Jugend an das Alter, an

die Männer der Würde nicht nur ihrer alten Art und Sitte zu gedenken, sondern auch die Rechte des nachfolgenden Geschlechtes zu achten?! —

Der Stock wird im Hofe des neuen Richters zumeist über dem Einfahrtstor aufgehängt, wo er im nächsten Jahre von den Knaben leicht wieder gefunden werden kann.

Dieses Pochen an die Hoftore mag altgermanischen Ursprunges sein, obwohl nicht alles, was in unserem Volke bei derlei Festen und Anlässen als Brauch und Sitte getrieben wird, in die altgermanische Welt zurückgeführt werden kann. Manches entsteht fast aus Zufall und hat den Charakter des Spieles, an das man sich bei nächstem Anlasse wieder erinnert, um es neuerdings zu üben, bis es eingebürgert ist als Volkssitte.

Ob derlei Sitten aus dem Altertume stammen, ob sie später entstanden, selten genug denken die Ausübenden an die Bedeutung, die derlei Gebräuche ursprünglich hatten, oder die man ihnen unterschoben. So artet auch das Pochen und Stockwerfen der Jugend beim Richtersetzen meist zu einem wilden Gejohle aus, so wie das Richtermahl zu einem Faschingsgelage mit allen schlimmen Zusätzen, zu welchem allzuoft auch die liebe Jugend beigezogen wird. Soll der Knabe auf diese Rechte an die Tore gepocht haben? Das Gelage dauert bis tief in die Nacht hinein und geschieht es zuweilen, daß der neue Richter beim Nachhausegehen unter der Bürde seiner Würde wankt und taumelt.

So geschah es im Dorfe R., daß in einer Nacht nach dem Richtersetzen der neue Richter auf der Straße liegend aufgefunden wurde. Als er in seiner halben Betäubung das Nahen von Vorübergehenden wahrnahm, lallte er im Gefühle seiner neuen Macht: „Da liegt ein Besoffener! Steckt ihn in den Arrest, den Kerl!“

Ich führe hier auch einen Besseren vor. In Steinbach haben sie in diesem Jahre den Graben-Natzel zum Richter ernannt. Der Graben-Natzel ist ein Ehrenmann; gleich bei der Wahl hat er gesagt: „'s tut mich freuen, Nachbarn, daß ihr auf mich das Vertrauen setzt, und ich will's halt probieren, aber das sag' ich, ihr müßt jetzt essen, wie ihr euch einbrockt habt, und ich geh' nicht, bis drei Jahr aus sind. Nehmt's euch zusamm', daß eine Ordnung ist, sonst mach' ich euch ein Spektakel!"

Deswegen unterscheidet er sich doch nicht von den anderen; er trägt seine braune Knielederhose und seine blauen Strümpfe und sein Lodenjöpplein wie jeder andere. Wenn sein Weib auch sagt: „Alter, aber jetzt mußt dir wohl fleißig die Hosen flicken lassen, es kommen alleweil Leute her!" so entgegnet er: „Das mußt du schon besser wissen, aber ich mein', sie kommen nicht der Hosen wegen."

Ein sehr wahres, vernünftiges Wort! sie kommen nicht der Hosen wegen. Da kommen Nachbarn, die sind im Streit wegen einer Grenzscheide, oder einer Schuld, oder gar wegen Schlägereien. Sie setzen sich zusammen zum Tisch, oder wenn diesen die Bäuerin als Nudelbrett benützt, um die Speckknödel zu machen, so setzen sie sich zusammen auf den Herd. Und der Richter setzt sich auf den Herd und legt zuweilen eine glühende Kohle in seine Pfeife und bläst eifrig den Rauch heraus, und siehe, so mitten im Rauche bildet sich das Urteil und der Ausgleich, und noch bevor die Pfeife ausgebrannt ist, reichen sich die Parteien die Hände und sind einig. Dann legt ihnen der Richter einen Laib Brot vor: „Schneid's euch ab einen braven Kloß, bei der dalketen Rederei kommen einem frei die Schaben in den Magen."

Nicht ganz so gemütlich endet der folgende Fall:

Bringt ein Bauer einen Jungen, der blaue Flecken im Gesicht und Blut in seinen zerzausten Haaren hat und dem die Hände mit einem Strick gebunden sind.

„Sei so gut, Natzl, jetzt was ist zu machen mit dem Halbpelzer da, dem Knecht hat er das Geld gestohlen!"

„Schön, schön!" brummt der Richter, „hat er's gestanden?"

„Und was ich ihn schon geschlagen hab' mit dem Haustiel, und was ich ihn schon 'treten hab'! Auf den Boden hab' ich ihn geworfen und auf ihn gesprungen bin ich und der Knecht hat ihn 'beutelt, daß schon alles hat gestaubt — aber er gesteht's nicht und er sagt's nicht, wo er das Geld hat."

Der Junge steht da und schaut seinen Ankläger an und dann den Richter — er will was sagen, doch er bringt kein Wort hervor.

Aber der Richter stellt sich mit geballten Fäusten vor den Jungen und mit einer fürchterlichen Stimme schreit er: „Höllsaggera, jetzt auf der Stell' sag', wo das Geld ist, oder ich schlag' dich nieder wie einen Ochsen, du Kreuzsikramentskerl, du vermaledeiter!"

Da stürzt der Angeklagte auf seine Knie: „Ich — ich sag's schon — unter dem Brunnentrog wird's halt sein oder im Stall wo."

„Was ist das für ein Herumreden, du Himmelherrgott's —!"

„Ja, ich sag's schon, unter der Bodenstiegen wird's halt sein."

Der Junge schluchzt und faltet bittend die Hände, aber der Richter ist gar streng in seinem Amte, er läßt den Dieb auf eine Bank legen. Das arme, vielfarbige Beinkleid ist unschuldig an dem, was da zu sühnen ist, darum muß es

herab, und der Richter kommt nun mit dem Birkenstock, und der Richter ist nicht träge.

Da geht der bestohlene Knecht zur Tür herein: „Hätt' ein Wort mit dem Richter zu reden."

„Siehst denn nicht, daß er g'rad in der Arbeit ist," sagt der Bauer.

Aber endlich ist er fertig, wirft dem Jungen das Beinkleid zu und ruft dem Knecht entgegen: „Was weißt denn du wieder für Geschichten?"

„Ja, ich hab' sagen wollen, mein Geld habe ich wieder gefunden; ich hab's in der Hosentasche gehabt und da hab' ich früher nicht geschaut."

Da stürzt der Richter auf den Jungen, der in dumpfer Ergebung die Schicksalsschläge hingenommen hat: „Was lügst denn nachher? Ich bin imstand und strafe dich noch einmal!" —

Dem Richter liegt auch die Überwachung des Bettelwesens ob, und wer kein „Heimischer" ist und keinen Paß hat, der muß hinaus. Das ist nun eine schwere Aufgabe, denn eben die Paßlosen machen dem Richter ihre Visite nicht, sondern schmuggeln sich in Häuser ein, deren schriftunkundige Besitzer leicht zu betrügen sind. Manche halten es gar mit den Bettlern oder es begibt sich anderes, was verboten ist in ihren Häusern. Somit werden Streifzüge nötig, die durch Gemeindemitglieder in der Gemeinde stattfinden müssen, und zwar so, daß diese dadurch von ihr selber förmlich überrumpelt wird.

Es geht lange ruhig hin, es kommt Verdächtiges vor, es wird über Diebstahl und Bettel geklagt, der Richter schweigt dazu, aber er trägt was im Kopf. Noch eine Zeit läßt er's hingehen, da plötzlich einmal mitten in der Nacht sagt er zu seinem Weib: „Alte, heut' kommst allein an, ich

geh' bettlerstrafen." Steht auf, zieht sich dicht an — man kann's nicht wissen, auf welche Art man mit der Welt in Berührung kommt—, nimmt einen derben Stock und geht zum nächsten Haus: „He, Nachbar, die Polizei ist da, gleich aufmachen!" und er poltert heftig an der Tür, so daß der Bauer drin aufspringt und denkt: „Heiland, jetzt ist das ganze Haus von der Polizei umrungen!" Er öffnet die Tür und da steht der einzige Richter mit seinem Stock. Er will diesem gleich die Hand reichen: „Kumah (willkommen), Natzl!" Aber der sagt streng: „Führ' mich im Haus und Stall herum, will wissen, ob du keinen Landstreicher oder sonst nichts übles unter Dach hast, mach'!" Und der Aufgestöberte führt den Richter mit Licht umher, und wenn alles untersucht ist, so sagt dieser: „Ist in der Ordnung und jetzt zieh' dich an, mußt mit mir zum Nachbarn!"

Somit sind zwei zum „Bettlerstrafen" und beim Nachbar untersuchen sie wieder Haus und Hof und nehmen ebenfalls den Bauer mit. So wächst die Polizei an und wird immer mächtiger; so zieht die Rotte in der Nacht durch das Tal und öffnet alle Türen und Tore und hält Gericht. Kein Flüchtiger kann entlaufen, weil sie unvorhergesehen ins Haus fällt und jeder Vagabund, der aufgestöbert wird, muß mit und kommt vorläufig in den Gemeindearrest. Aber der Richter hat nur im Sommer und Herbst einen Gemeindearrest, im Winter wohnen drin die Schafe.

Und so wie der Richter für die Sicherheit sorgt, so sorgt er auch für die Armen.

Da humpelt ein Greis in die Stube: „Ja, Richter, mit mir ist's Mathäu am letzten, mag mein Brot nimmer graben! Zwei Zähne hätt' ich noch, aber nichts zu beißen, und ich hab' auch keinen Heimgang; jetzt, was ist zu machen? Ist gar kein Mittel für mich?"

Da stopft der Richter sein Pfeifl und schlägt sich mit Stahl und Stein Feuer. „Armenhaus," sagt er, „das weißt so, Armenhaus haben wir kein's, aber wenn du in die Einleg gehen willst!"

Und der Alte geht in die „Einleg". Er gehört in die Gemeinde und diese muß ihn versorgen. Der Richter selbst ist nicht verpflichtet, den Einleger zu verpflegen; dieser fängt beim Nächsten an und bleibt dort in der Kost und Pflege bis Ende der Woche. Am Samstag nimmt er seinen Stock und sein Bündel — so mühselig er ist, er trägt es leicht — und wandert zum Nachbar. Kommt ihm Freundlichkeit entgegen oder Roheit, er bleibt eine Woche im Hause und schafft, was er kann, und genießt Kost und Pflege, und am Samstag sagt er wieder sein „Vergelt's Gott"! und zieht weiter.

Das ist das Los eines jeden im Tale, der es nicht zum Hausbesitzer oder zu einem kleinen Ersparnis gebracht hat; in seinen alten Tagen wird er ein Wandersmann, ein Bettelmann — das ist sein Ruhestand.

Der Richter ist auch der Wächter der Sittlichkeit. Um die Kinder schert er sich wenig, aber die Erwachsenen! Trotz der nächtlichen Streifzüge geschieht in manchen Häusern etwas Unsagbares, und zwar von Seite solcher, die dazu gar nicht berechtigt sind. Es bliebe oft länger verborgen, aber des Richters Kennerauge kundschaftet es Sonntags auf dem Kirchweg aus. Er läßt sofort den betreffenden Bauer zu sich kommen: „Bauer, was ich dir sagen hab' wollen, schau einmal deine Weidmagd an!"

„Meine Weidmagd, und wegen was, möcht ich wissen!"

„Schau sie nur an und nachher! — sie ist eine von drüben, sie gehört nicht zu uns und sie muß aus der Gemeinde. Du weißt, wir dulden nichts Ledig's! Schau sie nur

an, deine Weidmagd, und dann mach', daß du sie weiterbringst, in vier Wochen darf ich sie nicht mehr sehen. So, das hab' ich dir sagen wollen."

Der andere schüttelt ungläubig den Kopf. „Ja, das wird doch nicht wahr sein, das wär' schon aus der Weis'!" Dann geht er heim, läßt die Weidmagd rufen und schaut sie an.

„Barbara, 's wird wohl nicht sein, aber der Richter hat mir heut' was erzählt."

Da wird die Barbara rot im Gesicht und schluchzt: „Bauer, ich bitt' dich gar schön, tu' mich nicht verstoßen!"

„Schau, schau, Barbara, das hätt' ich mir nicht von dir gedacht: und wer? wenn man fragen darf!"

„Halt ein guter Bekannter von mir und auch — halt auch von dir und vom Richter."

„Pack' zusamm' deine Lumpen. Da hast deine paar Gulden und jetzt marsch!"

Da tritt der Sohn des Richters herein: „Mag der Vater und der Richter sagen was er will, die Sach' ist so, daß ich auch was dreinzureden hab' und die Barbara bleibt da!"

So wird dem Richter Opposition gemacht, und wer ist die Opposition im Reich? Sein eigner Sohn! —

Ich will nichts gesagt haben.

Der Bauer und das Gericht.

Nun kommt eins aus dem wirklichen Richterstand und aus meiner persönlichen Erfahrung.

Ein Besucher, der höflich angeklopft hatte.

„Ah, du bist es, Maxl! Mach' keine G'schichten und komm herein! Seit wann wird denn bei uns daheim eine Weil' an die Tür geklopft, wenn ein Schulkamerad den anderen besucht?"

„Geh, Narr!" sagte der Ankömmling, „wenn der Mensch bittweis kommt! Da muß er freilich wohl höflich sein. Heut' muß ich dir halt wieder mit 'was zusetzen."

Unter Umständlichkeit zog er einen Pack aus der Tasche, der in ein rotes Sacktuch gewickelt war. „Der Teuxel mit diesen Herrschaftsg'schriften! Ich kenn' mich nit aus. Du bist ja Doktor worden, wie man hört."

„O, herzlieber Tollpatsch!" rief ich in Verzweiflung aus, „wenn es Amtsschriften sind, da hilft kein Doktor der Philosophie, bei den Amtsschriften kennt sich niemand aus als die Behörde selber. Und die kennt sich auch nicht aus. Erstens kann man die Amtschrift nicht lesen, zweitens kann kein Mensch den Amtsstil verstehen, und drittens gehört überhaupt ein Gesetzkundiger dazu. Da wirst wohl zu einem Advokaten gehen müssen, Maxl!"

„Aber der zwickt!" schrie der Alte mit kläglicher Gebärde gegen die Tasche hin. „G'rad' nur den Wiesenkaufbrief sollest mir heraussuchen aus dem Papier da. Du kennst sie

ja, meine Waldwiese, hinter dem Schachen. Wegen der hab' ich jetzt einen Streit. Der Steffel, mein Nachbar, der kommt auf einmal daher, mäht mir das Futter weg und sagt, die Wiese tät' sein gehören. Sein Vater hätt' ihm 's noch beim Versterben gesagt. Das ist aber derlogen, die Wiese gehört mein, hab' sie gekauft im Jahr — nau, wann denn gleich? Wie halt das groß' Wasser ist gewesen, weil ich weiß, daß es mir die neugekauft' Wiese mit Sand verschüttet hat. Wachst eh' nix mehr d'rauf. So ein Saggra übereinand! Um zwei Tag später, wann ich sie gekauft hätt', wär' sie um die Hälfte wohlfeiler gewesen. Zweihundertfünfundachtzig Gulden — mit dem Notar so viel wie dreihundert. Ein schönes Geld, alter Freund!"

„Nun", sagte ich, „wenn du die Wiese gekauft hast, da kann dir ja der Steffel nicht bei."

„Aber jetzt find' ich den Kaufbrief nit. Dabei muß er sein, da. Aber wenn einer nit lesen kann! Weißt eh', daß ich alleweil lieber schulg'stürzt hab', wie bei dem Büchel sitzen. Jetzt hat's mich beim Kragen. Geh sei so gut und such' mir den Wisch heraus."

Eine Stunde lang wenigstens habe ich damit umgetan. Allerlei Sachen. Längst verjährte Urkunden über Hofübernahme der Vorfahren, über Schuldner und Schuldherren, über Grundablösung und Steuergebühren; Sparkassequittungen, alte Eheverträge, Erbschaftssachen, auch Kaufverträge und dergleichen. Vermutlich, setze ich bei, denn ganz klar wurde mir nicht ein Stück. Nicht eins. Stilistische Ungeheuer. Rattenkönige von Sätzen mit Zwischensätzen, Einschaltungen, Beifügungen betreffend Paragraphen und Nachtragsparagraphen, Daten, Zahlen, Namen usw., aber um was es sich eigentlich handelte, das blieb im Hintergrunde. Endlich stieß ich auf ein Schriftstück, in welchem von einer Parzelle 175

die Rede war, die als zur „Herrschaft" so und so gehörig, ins Grundbuch, Zahl so und so, am Datum so und so, von N. N. in so und so, unter dem Beamten so und so, bestätigt vom Zeugen so und so, durch das und zu dem als eingetragen erklärt wird. Ähnlich war's, obschon ich meine Unfähigkeit gestehen muß, nach dem Gedächtnis die ganze abstrakte Verworrenheit des Amtsschimmels wiederzugeben. Möglicherweise war es das Dokument von der strittigen Wiese, möglicherweise war es irgendeine wertlose Amtsverständigung.

Mein Bauer und ich standen da und schauten uns dumm an. Jeder hielt sich zwar für den Besitzer eines gewissen Grades von Hausverstand, doch vor dieser kalten Überlegenheit der Amtssprache waren wir Tröpfe. Sachlich sind es zumeist ganz einfache Dinge einfacher Leute, im gewöhnlichen Leben leicht sagbar und verständlich. Aber der Amtsstil! Vielleicht in der Absicht, den Gegenstand so kurz als möglich in einem alles umfassenden Satze zu sagen, wird ein Unding zustande gebracht, das nur Eingeweihte lösen können. Und das sollen Mitteilungen, Verständigungen, Aufträge und Rechtsurkunden sein, die auch der schlichte Mann aus dem Volke verstehen muß, „bei ansonsten sich selber zuzuschreiben habenden Folgen!" — Die Volksbehörden müßten volkstümlich schreiben! — Zu dem schlechten Stil kommt dann gewöhnlich noch die flüchtig hingesetzte Handschrift und schließlich eine ganz unleserliche Namensunterschrift. Letzteren Umstand findet die Behörde so selbstverständlich und gleichgültig, daß sie bei Abschriften statt des Namens ruhig beizusetzen pflegt: „Unterschrift unleserlich." Amtspersonen, die ihren Namen nicht schreiben können, sollten sich halt wohl Namensstampiglien anschaffen, falls ihnen bei ihrem allerdings oft schlechten Gehalt ein Schreib-

lehrer unerschwinglich ist. Schlechte, schwer leserliche Handschrift ist ein Greuel auch bei Privatbriefen; sie ist eine Unart, eine Rücksichtslosigkeit, die in Wut bringen kann. Indem der eilig und schlecht Schreibende für sich Zeit gewinnen will, stiehlt er sie dem Leser in dreifachem Maße. Denn nicht alle Briefleser sind so wie ich, der einen schwer leserlichen Brief gleich mitten auseinanderreißt und in den Papierkorb wirft.

Aber einen Rat mußte man ihm ja doch geben, dem alten Maxl. „Kennen sich deine Nachbarn auch nicht aus?" — „Nein!" — „Schau, da solltet ihr von der Gemeinde alle zusammenstehen und euch einen beständigen Rechtsanwalt halten, zu dem jeder, der sich nicht auskennt, gehen könnte."

Mein Maxl schaute drein, als wisse er mit dem Vorschlage nicht viel anzufangen. Für Genossenschaften haben unsere Waldbauern wenig Verständnis. Und das ist ihr Verderben. Sie sind zu gleichgültig für alles, was sie nicht augenblicklich in die Finger brennt. Auch zu mißtrauisch, um mit dem Nachbar wirtschaftlich gemeinsame Sache zu machen.

Es sei halt so viel zuwider, sagte jetzt der Maxl und machte sich in behäbiger Umständlichkeit mit seinem zerknüllten Sacktuche und seiner Tabakspfeife zu tun, der strittigen Wiese wegen sei er schon vor den Bezirksrichter geladen.

„Nun also! Da wird sich's ja weisen. Der Richter wird dir die Schriften schon ausdeuten und sagen, wer im Recht ist."

Nach diesen meinen Worten guckte mich der Maxl schief an — ob ich wohl bei Trost sei, daß ich das Bezirksgericht so gelassen, nahezu anmutig behandeln könne. Vor nichts hat der Bauer eine größere Scheu, als vor der Behörde;

nicht bloß vor dem Steueramt, auch vor jedem leitenden Amt, besonders vor dem Gerichte. Die natürliche Ungebundenheit des Wald-, Heide- und Feldlebens hat einen Schreck vor aller Einregelung und ziffernmäßigen Ordnung. Die Vorschrift, die Bezeugungen und Begründungen, die aktenmäßige Abwickelung, die theoretische und umständliche Entscheidung einfacher und selbstverständlicher Dinge ist den Landleuten zuwider. Bauerntum und Bureau sind unvereinbare Gegensätze. Und doch kennen wir auch die „Prozeßhanseln", die sich mit Vorliebe in den Kanzleien herumtreiben, immer in der Absicht, ihr gewöhnlich etwas wackelndes Recht an irgendeinem Paragraphen zu befestigen — aber das sind nicht die besten. Sie fühlen, daß ihr Recht vor der Nachbarlichkeit und Kameradschaftlichkeit, vor dem Hausverstande, der Billigkeit und Nächstenliebe nicht bestehen kann; darum verschanzt man sich hinter den Gesetzparagraphen, der kein Wohlwollen, keine sittliche Forderung kennt.

Der wahrhaftige Bauer geht, auch wenn er sich im Rechte weiß, ungern zu Gericht. Er hat dafür wohl seine Gründe. Erstens vertut er seine Zeit, die er allein nur in der Hauswirtschaft notwendig und fruchtbar anzuwenden vermag; zweitens versteht er nichts von dem Zeug, das bei Gericht maßgebend ist; drittens wird er dort manchmal wie ein Lump behandelt. Man kennt mehr als einen Amtsmann, der's vergißt, daß das Amt in Diensten der Staatsbürger zu stehen hat, und daß selbst der Richter nichts anderes ist als ein Diener des Volkes. Und dann die lange Bank! Unser Bauer ist wahrlich keiner der Flinkesten und Ungeduldigsten, aber vor der langen Bank, vor dem umständlichen und kostspieligen Hinauszerren eines Prozesses, graut ihm doch.

Von allen Schindviehern ist dem Bauern der Amts-

schimmel das widerwärtigste. Mancher Beamte mag von Haus und Talent aus noch so ein armer Schlucker sein, sobald er auf dieses Roß kommt, ist der Tyrann fertig. Doch nein — wenn man über das Gericht richten will, so muß man selber gerecht sein. Es gehört bisweilen Geduld, viel Geduld, unerschütterliche Geduld dazu für den, der es mit rechtenden Bauern zu tun hat. Die Bauern können nicht ja und nicht nein sagen. Das einfachste, was sie vorzubringen haben, statten sie mit einer Weitläufigkeit und Umständlichkeit aus, daß einem die Geduld in den Zehen anhebt zu krabbeln. Da ist es schon notwendig, daß der Amtmann bisweilen mit Blitz und Donner dreinfährt, um den schwätzenden Bauern von seinen häuslichen Angelegenheiten, den Ackerfeldern und Pflügen, Viehweiden und Ochsen, Jahrmärkten und Wirtshausgeschichten, Freund- und Feindschaften und anderen Herzensergießungen in die Schranke der zu behandelnden Tatsachen zurückzuweisen. Der Amtmann weiß ganz natürlich mit diesem Bauernstil ebensowenig anzufangen, wie der Bauer mit dem Amtsstil.

Wenn der Bauer so klug wäre, als er manchmal schlau ist, so könnte er die Behörden oft ganz prächtig zu seinem Vorteile ausnützen. Wenn er sich bei irgendeiner Rechtsangelegenheit in seinen „G'schriften" nicht auskennt, was wäre naheliegender, als daß er gemütlich zu seinem Bezirksrichter ginge und ihn bäte um Erläuterung und Aufklärung. Soweit ich unsere Richterbeamten kenne, tun sie lieber schlichten als richten, lieber aufteilen als urteilen, und wenn die „Partei" sich einmal mit guten Worten bestimmen läßt zu einem billigen Ausgleich, so schmeckt dem Richter hierauf das Mittagbrot besser, als wenn er durch Urteilsspruch einem „unrecht" tun mußte. Denn der Verurteilte empfindet das Urteil immer wie ein Unrecht. Das Bezirksgericht wäre

wohl auch der richtige Ort, um die Leute in Rechtssachen leichtfaßlich zu unterrichten. Leicht faßlich, aber nicht im Sinne jenes Richters, der jeden räsonierenden Hitzkopf sofort vom Gerichtsdiener fassen und auf einige Zeit kaltstellen ließ. Daß, wenn es zum Streite kommt, die Streitenden vernünftig sein sollen, ist eigentlich nicht zu verlangen. Vernünftige Leute streiten ja nicht. Wenigstens einer der Streitenden ist immer unvernünftig. Eine Partei vor Gericht ist nicht mehr objektiv, sie ist eben Partei. Ihre Quer- und Hitzköpfigkeit kann nur durch Korrektheit und Ruhe des Beamten wettgemacht werden. Und dazu braucht's himmlische Geduld. Ferner ein- von persönlicher Sympathie oder Antipathie unbeeinflußtes Gemüt; ferner wohlwollendes Bestreben, das Richtige zu finden und zu entscheiden — das Rechte zu sprechen.

Solche Amtspersonen müßten denn doch allmählich das Vertrauen der Leute gewinnen, wenigstens das der halbwegs vernünftigen. Die Dickschädel, die Egoisten, die Gewaltmenschen und Rechtbrecher werden in den Behörden, besonders in den Richtern, ja immer ihre Feinde sehen; und der vernagelte Kopf wird seine Verurteilung nie anerkennen, er wird sich eher den Anschein geben, als ob er auf das vom Richter ihm abgesprochene Recht schließlich freiwillig verzichte.

Mancher Bauernprozeß kann mit einer Abbitte geschlichtet werden, aber der Abbittende legt selten bittweise die Hohlseiten der Hände aneinander, sondern — die Fäuste. Und beim Nachhausegehen nachher wird die „Abbitte" bisweilen wiederholt, man kann sich's schon denken wie. — Gar wunderlich hat es jener Bauernknecht gemacht, von dem mir ein Mann aus dem Richterstande das folgende Geschichtchen erzählte. Der Hansel hatte bei einer Rauferei im Wirtshause seinem Freunde, dem Hiasel, unversehens eine Ohr-

feige versetzt. Daraufhin verklagt ihn der Hiasel bei Gericht. Der Richter läßt die beiden vorladen und sagt zum Angeklagten: „Ja, mein Lieber, du hast deinem Kameraden im Wirtshause einen Schlag versetzt, also eine Gewalttätigkeit verübt. Ich kann dir nicht helfen, muß dich auf ein paar Wochen in den Kotter stecken lassen. Außer du leistest dem Geschlagenen, dem Hiasel, Abbitte, und er gibt sich damit zufrieden."

„Abbitt' leisten?" sagt der Hansel und zuckt die Achseln, „warum denn nit! Ist eh' ein Unsinn, daß er mich geklagt hat, wo wir jetzt die Laufereien haben. Ist allemal g'scheiter, wenn man sich gütlich miteinander verständigt. 's ist eine dumme G'schicht, aber um eine Abbitt' ist mir mein Kamerad auch noch nit feil." Gleich stellt er sich hin vor den Hiasel, hält ihm die rechte Hand entgegen und sagt gerührt: „Hiasel, du bist zwar ein Rindvieh und bleibst ein Rindvieh, aber — ich verzeih' dir!"

Die Hausfrau.

Die Gebirgsbäuerin erfreut sich schon seit langem einer Errungenschaft, welche die Stadtfrau gerne haben möcht: Die Rechtheit. Die Emanzipation.

Auf welchem Wege die Bäuerin sie errungen hat?

Zu Anfang ist ein kleines Dirndl gewesen, vielleicht gar recht arm und eine Waise noch dazu. Nicht ein einzig Paar Schuhe hat es zertreten, weil es keins gehabt hat. In Holzschuhen ist es herumgeklöppert zur Winterszeit, in denselben Holzschuhen, in welchen im Sommer die lieben Mäuslein genistet, in denselben Holzschuhen, die allzeit warmhalten und die auch noch im bodenlosen Zustande Wärme geben aus dem Ofen.

Das Dirndl dient in einem Hofe und weiß zwischen dem steinharten Sinn und den Launen des Dienstgebers und des Gesindes listig durchzuschlüpfen wie ein Kätzchen — trotz der Holzklöppen. — Es hat irgendwo einen vergrabenen Schatz.

Wenn ich nicht einmal geguckt hätte, so könnt' ich's nicht wissen, aber — im Lodenjöppl, so in der Gegend des roten Busentuches herum, hat sie einen Silbertaler eingenäht. Das ist ihr Patengeschenk. Kein Mensch weiß was davon, und man hält sie allgemein für eine arme Magd. Unsäglich wohl tut es ihr, daß sie im geheimen ihre ersparte Sach' hat.

Auf den „lieben Gesund“ hält sie am meisten, und wenn ihr was aufgetischt ist, so schaut sie rechtschaffen zum Essen, denn — wenn sie auch eine Magd ist — so muß sie's doch mit ihrer Kraft bis zum Weidbuben bringen, sie geht ja mit ihm in den Wald, in die Holzarbeit, sie muß hacken und sägen von der Morgenfrüh bis in den Abend. Sie darf dem Weidbuben nichts nachgeben, sei's im Holzschneiden oder Fingerhäkeln, oder im Ästhacken oder im Ringen; und wenn die Bäume fallen und wenn sich der Weidbub' zuweilen ein wenig auf das Moos niederläßt — die Magd muß auf ihren zwei Füßen stehen. So weit muß sie's bringen.

Jede bringt's aber nicht so weit; da ist zuweilen eine, die denkt sich, der lieb' Herrgott hat den weichen Erdboden zum Rasten erschaffen. Und bleibt nicht stehen.

Aber sitzen kann sie bleiben. Wenn ein junger Bauer auf Freiersfüßen herumgeht und sieht ein Dirndl beim Weidbuben auf dem Moos sitzen, so hat er auf dem Platze nichts verloren und nichts vergessen. Wenn er das Mädchen aber flink dreinhauen sieht mit der Axt, daß die Splitter sausen, so tritt der Freiersmann wohl ein wenig hin zu ihm und sagt: „Die Bäum' sind 'leicht von hartem Holz?“

„Ja, wenn sie von Butter wären, tät' ich sie mit den Zähnen abbeißen,“ sagt das Mädel.

Der Freier geht nicht weiter, ja er tritt noch näher zu ihr hin und — im grünen Wald unter freiem Himmel — macht er ihr kurz und g'rad heraus den Heiratsantrag.

Einen Heiratsantrag hört die junge Holzhauerin nicht alle Tage, aber trotzdem läßt sie jetzt die Axt nicht ruhen, und wegen so einem Heiratsantrag bleibt sie dem Baum keinen Streich schuldig.

„Lang' hab' ich simuliert bei mir selber, ob ich in den Eh'stand treten soll oder nicht," meint der Bursche, „'s ist wohl auch der Hauswirtschaft wegen. Ein ganzes Jahr hab' ich meine Leibelknöpf abzählt: Soll ich? Soll ich nicht? Aber der Donner, wie ich halt zum untersten komm', heißt's alleweil: Ich soll. Schau, und deswegen hab' ich mich auf die Füß' gemacht und bin zu dir gangen, weil du mir anstehst."

Jetzt erst läßt sie ab vom Hacken, stützt sich auf den Axtstiel und schaut den Werber an.

„Bedank' mich schön für die Ehr'," sagt sie, „wenn du aber meinst, du nimmst mich, weil ich eine arme Waise bin, mit der du nachher machen kannst, was du willst, und daß du eine Dienstmagd weniger zu verzahlen brauchst — so sag' ich wohl gleich, du bist in diesem Wald auf eine Irrwurzen gestiegen und zu der Unrechten kommen. Gleichwohl schaust du aus, als ob du's ehrlich meinen tätest, und so weis' ich dir mein Begehr. Wenn ich deine ehelich' Hauswirtin werden soll, so mußt mir Haus und Hof, wie's liegt und steht, schwarz auf weiß verschreiben lassen. Mit dem Löffel bin ich nicht zufrieden, möcht' auch die Suppen dazu haben: und was tät's mir helfen, wenn du mir den Kasten verschriebest und den Schlüssel selber in der Tasche behieltest? Wenn du mir den Finger herhaltest, so greif' ich um die ganze Hand, und ich kann mich estimieren, so hoch ich will; wenn ich mich nicht anbringe, so behalt' ich mich selber. Wenn wir eins werden, so bin ich die reiche Bäuerin, wie du der reiche Bauer, und trifft uns was immer, so steht dir das Recht nicht zu, mir's vorzuwerfen, daß du mich als eine Waise aufgehoben hast. — Ich tu' auch meine Pflicht und ich verdien' mir mein Brot im Hof wie im Walde; nicht daß du 'leicht meinst, mein Mundwerk allein wär' gut zur Haus-

wirtin. — Wenn's dir so nicht gefällt, Bauer, so gehen wir jetzt in Freundschaft wieder auseinander."

Sie bleiben in Freundschaft beisammen. Der Ehevertrag wird aufgesetzt und jetzt ist die reiche Bäuerin fertig. Dann am ersten Abend nach der Hochzeit, wenn sie beide im Bauernstübel zusammenkommen, sagt sie leise: „Heimlichkeit mag ich keine vor dir haben," und häkelt das Jöpplein auf und gar schämig nestelt sie den eingenähten Silbertaler hervor.

Der junge Bauer wickelt ihn auf und dreht ihn in der Hand eine Weile umher und guckt ihn an von allen Seiten und meint hernach, er lasse ein Löchlein stechen durchs Geldstück, und wenn seiner Tage — wie's denn schon einmal so närrisch eingerichtet ist auf dieser Welt — so ein Büble anrückt, das noch nichts gesorgt und nichts getan hat, und dennoch meint, es sei im reichen Bauernhof daheim und könne durch sein Geschrei das ganze Hauswesen drunter und drüber bringen — so möge diesem Büble der Silbertaler um den Hals gehängt werden.

Die junge Bäuerin ist nun eingesetzt in ihr Besitztum. Draußen auf dem Felde, im Walde, auf der Wiese und noch weiter draußen im Dorfe, auf dem Markt, auf der Straße, wenn es Handel und Wandel gibt, schafft der Bauer; innerhalb des Angerzaunes aber, der das Gehöfte umgibt, ist das Reich der Bäuerin. Von ihrem feurigen Thron, dem Herde aus, regiert sie Küche und Keller; Speisekasten und Stube ist ihr untertan ein- für allemal; im Stall und in der Scheune hat sie oft auch das gewichtigste Wort. Da kommt eines Abends der Bauer heim, er schmunzelt, er bringt eine bauchige Brieftasche mit, er hat draußen auf der Straße ein paar Ochsen verkauft.

„Ein paar Ochsen verkauft? Wieso?" sagt sie und stemmt

die kernigen Arme in die Seite, „den einen kannst meinetwegen treiben wohin du willst, der andere gehört mein.“ Der Handel geht wieder zurück. Wenn der Bauer etwas kaufen oder verkaufen will, so hat er erst die Bäuerin zu fragen.

Der Nachbar und der Handwerker und manchmal auch der Herr Pfarrer weiß gar wohl, an wen er sich zu wenden hat, wenn er mit dem Bauer was ausrichten will, und es ist hierin schon manches Wörtlein heimlich gesprochen worden mit der Bäuerin hinter der Tür. Das Gesinde kennt den Vorteil auch.

Aber die Ehre weiß die Bäuerin zu wahren in Rat und Tat, und was von ihr ausgeht, das ist vielleicht nicht immer zum Vorteil des Hofes, aber gewiß zu seiner Ehre.

Der Bäuerin kommt insonderheit die Wahl des weiblichen Dienstpersonals zu, sowie die Bestimmung ihres Lohnes und der Aufgütung (Extrageschenke), ferner die Wahl der Kost und die Anordnungen an den Festtagen. Die Bäuerin ist zum frühesten Morgen oft die erste aus dem Bette und die letzte hinein. Bis der Bauer aus dem Neste kriecht, hat sie ihm an demselben Morgen schon längst die Schuhe geschmiert und die schadhaften Beinkleider ausgeflickt; hat ihm, wenn nötig, die Stube geheizt, die Suppe gekocht. Da ist sie ganz Dienerin; aber sie nimmt zu den Schuhen das Fett, welches ihr ansteht, sie bessert sein Beinkleid aus nach ihrem Geschmack, und das sagt sie auch gern: sie heizt den Ofen von ihrem Holze und kocht die Suppe von ihren Mitteln. Das ist ein leichtes Bedienen.

Und so geht's den ganzen Tag. Was der Bauer heimbringt, das bewahrt und benützt sie daheim. Und wenn's darauf ankommt, so zieht sie wieder die Holzschuhe an, oder geht gar barfuß mit ihm hinaus zur Feld-

arbeit oder in den Wald; so ist sie's ja gewohnt worden als arme Waise, und sie weiß sich in alles zu schicken.

Nie kommt ihr ein zärtlich' Liebeswörtlein über die Lippen, da beißt sie schon gut zusammen, denn, wozu braucht er's zu wissen, er täte sich überheben. Daß sich ein bäuerliches Ehepaar vor Leuten geküßt, hab' ich meiner Tage nicht gesehen. Zanken, sich necken, ja, das können sie alle beide, und das ist ein gutes Zeichen; eine rechte Hausfrau zankt den ganzen Tag mit ihrem Manne, und etwa gar im Bette noch, daß ihr der Platz zu enge wäre.

Von außen sieht sich's kühl und frostig an, von innen aber — nein, ins Herz hineinblicken, das laß ich euch nicht, da drinnen glüht ein treuer Funke.

Und es kommt eine Zeit, da rücken sie an. Zu Anfang natürlich das Büble, welches den Silbertaler bekommt, dann flugs das Zweite und Dritte nach — und die Wiege kommt sobald nicht wieder zur Ruhe.

Jetzt erst kommt das Weib — die Frau — zur wahren Bedeutung. Sie nimmt keine Amme und keine Dienstmagd; selbst wacht sie bei ihrem Kindlein Tag und Nacht und nährt es. Jetzt fehlt der Bäuerin nichts mehr, jetzt denkt sie an keinen guten Bissen mehr, jetzt hat sie keinen Schlaf, jetzt leidet sie keine Hitze und keine Kälte, jetzt hat sie keinen Zahnschmerz und kein Kopfweh, jetzt ist sie nicht mehr die arme Waise und nicht mehr die reiche Bäuerin, jetzt ist sie nichts als Mutter. Sie kocht dem Kinde selbst den Brei, sie näht ihm selbst das Kleidchen, und sobald es horchen kann, erzählt sie ihm Märchen von Gott und den Engelein. Dann wird sie Erzieherin und Lehrerin. Dann meint sie, es wäre das beste für jedes Kind, es wäre eine arme Waise, damit es sich fügen lernte, damit es stark werde unter derben Händen, damit es seine in Fleiß und Schweiß erstrebte Sach'

fest zusammenzuhalten wisse, und damit es so der Herrschaft über einen großen Bauernhof einst wert sei. Und wie sie denn schon einmal rechtschaffen ist, sucht sie ihre Kinder nach diesem Sinne zu erziehen. Freilich wohl wird sie dann eine strenge Mutter geheißen, aber das ist ihr ein Lob.

Planmäßige, unermüdliche Arbeit innerhalb des Wirkungskreises und strenge Zucht. Auf diesem Wege, meine Leserinnen, hat die Gebirgsbäuerin ihre Selbständigkeit errungen.

Die Zuchtdirn.

Warum der liebe Herrgott gerade arme Leute so häufig mit reichem Kindersegen überschüttet? — Das Darum liegt nicht allzu ferne, nur bezieht es sich auf das Mittel und nicht auf den Zweck.

Wenn ein Taglöhner im Gebirge mit zwölf Gulden Monatserwerb dreizehn unmündige Kinder hat, so ist dieses Zahlenverhältnis ein hinkendes, und man meint, der Volksglaube habe recht, das dreizehnte müsse sterben — an Hunger. Es kommt aber doch vor, daß keines stirbt, daß alle rote Backen haben und kräftig wachsen. Wo eine sorgsame Mutter waltet und die wohltätige Frau Natur Pate gestanden, da tut der Taglohn des Vaters oft gar nicht viel zur Sache.

Anders ist es, wenn in dem armen Hause sich noch der Leichtsinn zu einem Familienmitgliede zählt, oder wenn eine Krankheit oder ein anderes Unglück als Gast einkehrt. Solche Hausgenossen drücken auf die Kinderstirnen den Kuß des Elendes, und mit diesem Kainszeichen müssen die Armen hinaus in die Welt und sie werden geflohen oder verachtet, und sie finden keine Heimstätten, außer in den Zuchthäusern oder Siechenanstalten. Nicht die Entbehrung ist der Fluch der Armut, sondern die Verwahrlosung der Kinder. Freilich wohl wachsen sie auf „wie die Bäume im Wald“, aber dann gehören sie auch in den Wald und nicht in die Menschengesellschaft.

Für die Burschen ist's noch ein Glück, wenn sie zu den Soldaten kommen, obwohl sie in der Regel das durchaus nicht wollen, denn mit dem Gehorsam und mit der Ordnung stehen sie auf bösem Fuße. An Bauernhöfe verdingen sich solch' verwahrloste Jungen nur ungern; auch das fruchtbare Flachland sagt ihnen selten zu, oder das Rodland, auf welchem sie sich durch Fleiß und Arbeit kleine Bauerngüter erwerben könnten. Sie suchen das Gebirge, werden Holzhauer, Köhler, Wurzelgräber und verlegen sich auf das Wildern.

Die Töchter armer Leute des Berglandes haben ein gleichwohl ähnliches Schicksal, das sich aber dann und wann zum Besseren wendet. Kommt eine reiche Bäuerin in die dunkle Hütte des Taglöhners, teilt unter die Kinder, die sich furchtsam in die Winkel flüchten wollten, Semmeln oder Kreuzer aus und sagt zu einem oder dem andern: „Bist aber sauber, du. Gehst mit?“ Und zu der Mutter: „Wieviel hast ihrer denn nachher?“

„Liebe Zeit, fünfe hab' ich halt noch daheim.“

„Willst mir ein Dirndl lassen? Etwa dasselb' schwarzäugige beim Ofenwinkel? Ich zieh' dir's auf und bei mir hat's ein's gut.“

„Da tät' sich die Hofbäuerin wohl einen Staffel in den Himmel bauen. Geh', Agerl, küss' geschwind der Frau Mahm die Hand. Dir ist jetzt dein schwarzes Stückl Brot in den Honigtopf gefallen.“

Und so wird's abgemacht. Für das Agerl hat gleichwohl die schönste Zeit des jungen Lebens nun ein Ende: es muß Vater und Mutter und Geschwister verlassen, zieht fort von der Heimatshütte und zu dem reichen Bauernhof mit den schönen Rindern und Schafen und Pferden mit dem

zahlreichen Gesinde, wird dort Fußschemel, Waschhadern, Aschenbrödl — die Zuchtdirn.

Mali, die Tochter des Hauses, ist vielleicht im gleichen Alter mit dem Agerl, allein sie mag nicht recht Gemeinschaft haben mit dem „Bettelkind", so treuherzig sich dieses auch an sie anschließen will. Aber es ist ihr doch recht, daß das Mädchen ins Haus gekommen, nun braucht sie nicht mehr die Hühner zu hüten, daß sie der Geier nicht holt, das Agerl tut's; nun hat sie jemanden, dem sie die abgetragenen Kleider schenken kann, damit sie neue bekomme.

Das Agerl wird größer. Da sagt der Altknecht: „Ein so großes Mensch da und Hühner halten, 's ist eine Schand'! Treib' die Schafe auf die Heid', treib' die Küh in den Wald, und trag' dabei Holz zusamm' und brock' Schwämm', daß du was ausrichtest, ist gescheiter!"

Nach bestem Wissen und Können folgt das Mädchen der Weisung; und nun muß es den ganzen Tag über auf der Heide bleiben oder im Walde, und es bekommt nur ein Stück Roggenbrot mit. Bloß ein Stück Brot, das macht der kleinen Halterin kein Herzeleid, sie weiß ja frische Quellen, und neben dem Wässerlein wächst Waldkresse — das ist ein gesundes Mittagsmahl. Angstvolle Stunden sind's, wenn in den Hochsommertagen ein Gewitter naht; da fürchtet das Agerl so sehr, es könne der Blitz einschlagen und sie töten mitsamt der Herde. Oft gehen Gerüchte umher, es sei ein Bär, oder ein Wolf, oder gar ein Wildschwein in der Gegend; — was unsere Hirtin in solchen Zeiten leidet, ist nicht zu beschreiben. Aber getreu hält sie aus bei ihren Schutzbefohlenen, die ihre besten Freunde sind. Am späten Abend zurückgekehrt in den Hof und zu den Menschen, ist ihr nicht viel wohler als draußen in den Gefahren des Waldes. Jedes schafft und befiehlt ihr mit harten Worten.

In der Küche soll sie das Geschirr abreiben, in den Ställen die Streu zurechtfassen, in der Stube den Boden scheuern, vom Brunnen die Wasserkübel holen, oben soll sie sein und unten soll sie sein. Und wenn in der Wirtschaft irgendwo was schief geht, was ungeschickt gemacht, was zerbrochen wird — das Agerl hat's getan — an allem ist das Agerl schuld, die Zuchtdirn.

Und wenn der Knecht auf den Bauer einen Zorn hat, etwa wegen zu magerer Kost, wegen zu langer Arbeit und zu kurzen Feierabenden, so schilt er die Zuchtdirn. Wenn sich die Magd mit der Bäuerin zerschlägt wegen heimlicher Wäsche oder geradehin wegen des Liebsten, so schilt sie die Zuchtdirn; und wenn der Stallbub' die Ochsen schlägt und er dafür vom Bauer eine Rüge bekommt, so schlägt er nicht mehr die Ochsen, aber die Zuchtdirn. Da geht das Mädel wohl hin zur Bäuerin und sagt weinend: „Mutter, die Leut' geh'n all' so viel los auf mich!"

Und die Bäuerin entgegnet: „Haben schon recht, das ist dir gesund, mußt auch was gewohnt werden!"

Und die Mali will gar nicht mehr reden mit der Zuchtschwester, sondern blickt sie über die Achsel an und brummt: „Bist ein Patsch, und das sieht man gleich, wo du her bist. Wär'st blieben in deinem Hungerleidkotter und hätt'st Birnstingel kloben!"

Aber schau, so sehr können sie das Agerl doch nicht niederhalten, daß es nicht allmählich aufwüchse schlank und frisch, daß es nicht glatte Flachshaare und rote Wangen bekäme, daß sich an ihm nicht nach und nach das Busentuch wölbte über zwei sanfte Hügelchen. Und so merkwürdig hat sich nun die Zeit gewendet: der Knecht mag einen noch so großen Zorn haben auf den Bauer, so schilt er nicht mehr die Zuchtdirn; der Stallbub' mag noch so rauflustig sein

gegen die Ochsen und gegen die Menschen, so schlägt er nicht mehr die Zuchtdirn. Im Gegenteile er wird gegen dieselbe zartsinnig, liebevoll.

Aber je mehr das Agerl in der Achtung der Knechte steigt, je mehr sinkt es in jener der Mägde, der Bäuerin und der Tochter des Hauses.

Die Bäuerin hat gemerkt, daß Fremde lieber dem Agerl nachblicken als der Mali! Ist nicht die Mali die Tochter des Hauses? Hat nicht die Mali die feinen, glatten Hände und hat nicht die Mali die wohlriechenden Nelkenöltröpfchen im Haare? Trägt ferner die Mali nicht das neue Samtjöppl und die goldene Kette um den blühweißen Hals? — „Du Agerl!“ schreit die Bäuerin einmal, „trag' deinen geflickten Kittel und geh' barfuß, heuer kriegst kein Gewand und keine Schuh', das sag' ich dir! Und kämm' mir am Sonntag das Haar nicht alleweil so glatt, bind' das braun' Tüchel um den Kopf und zieh' dir's sittsam über die Augen herab, und duck' dich schön zu Boden und versteck' dich in der Kirchen ins hinterste Winkel, daß dich niemand sieht; 's mag dich so kein Mensch anschauen, bist gar nit so sauber, wie du meinst. — Hoffart! Das ging' mir noch ab bei der Dirn! Da soll sie lieber wieder den Bettelsack auf den Buckel nehmen und um ein Häusel weitergehen. Schau!“

Und das Agerl befolgt die strengen Worte der Bäuerin auf das Gewissenhafteste. Ein kurzes, dunkelrotes Kittelchen und ein braunes Lodenjöppl trägt es; und daß es das Kopftüchel über die Augen herabzieht, tut ihm sogar sehr wohl, denn wenn ihm die Burschen oft so in die Augen geguckt hatten, das war ihm widerwärtig. Barfuß geht es die ganze Woche, ob auf steinigem Grunde, ob über die Nesselheide.

Wenn des Nachbars kleines Büble, das auch keine Schuh hat, in dem Gestrüppe und Gesteine der Heide nicht weiter

kommt und zuletzt gar laut zu weinen anhebt, so eilt das Agerl herbei, bückt sich zu ihm nieder und sagt: „So, jetzt knarz (klettere) mir da aufs Genick und reck' die Füßl auf beiden Seiten vor, und halt' dich gut an meinen Kopf; aber gib' Fried', sonst laß ich dich fallen!“ Und so trägt das Mädel den Kleinen über die Hindernisse hinweg. Indes, das Büble ist zum Dank dafür recht unartig; wenn es sich gerade einmal fest und sicher an das Agerl geschlungen und geklammert hat, hebt es mit den Füßen langsam an zu krappeln und zu zappeln, so daß das Mädchen kichernd schreit: „Du verdrackter Bub', du kitzelst mich ja! Ich schmeiß' dich weg!“ Aber es tät's doch nicht, selbst wenn es könnte.

Mit den Burschen wird das Agerl nach und nach anbandeln — das fürchtet die Bäuerin am meisten, sie hat das Mädel ja auf dem Gewissen. Holzapfelessig gießt sie auf die Haken und Bänder der Tür, welche in Agerls Schlafkammer führt; und jetzt soll nur einer kommen in der Nacht! Sobald er die Tür nur anrührt, schreien und winseln es die rostenden Angeln aus, daß das ganze Haus davon erwacht. Das will sie doch sehen, die Bäuerin, ob man so einem jungen Volke nicht genugsam werden kann!

Wohl ist auch die Mali schön und hat ein süßes Blut, doch die ist gescheiter, die bewahrt sich schon selbst. Und sie wird ja ohnehin bald einen Mann haben, sie kann sich einen aussuchen, sie ist eine reiche Bauerstochter.

Und es kommen die Freier. Freundlich grüßen sie das Agerl, das in seinem einfachen Kittelchen in Haus und Hof emsig den Arbeiten obliegt, und sie sagen zur Bäuerin: „Dein Töchterl, gelt?“

„Beileib' nit, beileib' nit!“ entgegnet die Bäuerin schnell. „Na, das wär' nit übel, wenn ich so einen Patschen da zur Tochter hätt'! Eine Zuchtdirn. Kann sich ja gar nicht

schicken, und so einfältig ist sie; — zu Tod' tät ich mich schämen mit so einem Kind. Ein Bettlerbalg ist's und ich hab's aus Barmherzigkeit ins Haus genommen, vor — Mali, wie lang' ist's schon, daß wir die Betteldirn ins Haus 'bracht haben?"

Nein, wahrhaftig, verrückte Leut' sind diese Freier; sie hören gar nicht, was die Mali antwortet, sie sehen in einemfort nur dem Agerl zu und lächeln, und stellen endlich Worte an die Zuchtdirn.

Diese sagt nur „ja" oder „nein" und blickt unverwandt auf die Arbeit und wird glutrot im Gesichte.

Die Freier gehen wieder davon.

Mali und ihre Mutter können es gar nicht begreifen und letztere sagt: „Ich bitt' dich, liebes Kind, so sei doch recht freundlich, wenn fremde Leute kommen, und halt dich sauber!"

Das Agerl darf aber nun nie mehr zu Hause arbeiten; es muß mit dem alten Knecht in den Wald, muß Bäume umhauen und absägen helfen, oder es muß auf dem Felde die ausgeackerten Steine wegschleppen — Arbeiten, die sonst von kräftigen Männern verrichtet werden.

Zu Weihnachten aber bekommt die junge Magd keinen Jahrlohn, denn sie ist eigentlich und jetzt auf einmal „ein Kind vom Hause". Sie bekäme Plätze mit besserer Pflege und mit Jahrlohn; sie darf aber nicht fort, die Hofbäuerin hat sie auferzogen; und sie will auch nicht fort, sie will dankbar sein für die Wohltat, und sie harrt aus in Fleiß und Aufmerksamkeit, und geduldig.

An Sonntagen auf dem Kirchwege suchen sich Burschen zu ihr zu gesellen, wollen sie ins Wirtshaus mitnehmen und ihr Wein und Kaffee zahlen.

„Dank gar schön! Wir haben schon daheim was," entgegnet das Mägdlein und eilt davon.

Und die Mali ist noch immer ledig, und die Freier fragen noch immer, auf das Agerl deutend: „Ist das dein Töchterl, Hofbäuerin?"

Das wird der Hofbäuerin endlich zu toll und sie meint, das müsse anders werden. Sie nimmt Baumöl und bestreicht damit die Haken und Bänder der Tür, welche zu Agerls Schlafkammer führt, sowie sie dieselben einst mit Essig begossen hat. Nun werden sie kommen, die Knechte in bloßen Strümpfen, die Burschen der Nachbarschaft, die Tür wird sie nicht mehr verraten; in einigen Monaten werden die Freier nicht mehr nach der Zuchtdirn fragen.

Aber das Agerl schiebt an jedem Abend fürsorglich den Holzriegel vor die Tür.

Da kommen eines Tages der junge Hochriegler und sein Pate ins Haus. Sie fragen zuerst, ob keine Kalbe zu verkaufen, sie gingen im Viehhandel um. Später, so beim Pfeifenstopfen, läßt der junge Hochriegler das Wort fallen: „Ist das Agerl nicht daheim?"

„Die Dirn ist im Holz."

„Ich mein', wir suchen sie ein wenig auf, Göd," sagt er zum Paten, und sie gehen dem Walde zu.

Die Bäuerin schaut nur so. Ja, was wollen denn die mit der Dirn?

Sie erfährt es bald, denn es geht schnell: Das Agerl wird Hochrieglerin.

Bei der Hochzeit geht die Hofbäuerin immer Arm in Arm mit der jungen Braut und sagt: „Nein, aber die Freud', die ich hab'! Den heutigen Tag vergess' ich mein Lebtag nit. Dein Glück geht mir zu Herzen, Agerl, und wenn du meine leibliche Tochter wär'st, lieber kunnt' ich dich nicht haben,

das kann ich wohl sagen. Allweg ist's meine größte Sorg' gewesen, daß du bei mir was gelernt hast und brav geblieben bist. Und das kann ich mir nit verhalten," fährt sie lispelnd fort, „wenn ich dich dem Hochriegler nicht alleweil so angelobt hätt', du wärst heute nicht die vornehm' Bäuerin."

Und zu Hause schlägt die Hofbäuerin vor Unmut drei Töpfe zusammen und brummt in sich hinein: „Sein Lebtag, da kann man wohl sagen, da hat eine blinde Henn' ein Weizenkorn gefunden. Eine Ungerechtigkeit ist jetzt auf der Welt — 's ist eine Schand' und ein Spott!" —

Nicht alle Ziehmütter sind so bösartig, und bei weitem nicht alle Ziehtöchter heiraten reiche Bauernsöhne. Viele dieser verwaisten Kinder verkommen und verkümmern körperlich und geistig aus Mangel an Pflege, oder unter der Wucht der Arbeit, welche ihnen über ihre Kräfte auferlegt wird. Den leidlich Ausgebildeten wird nach ihrem zwanzigsten Jahre regelmäßig das Schürzenband zu kurz, es mag Baumöl an die Türangel kommen oder Holzapfelessig.

Das ledige Kind.

Es sollte nicht sein, aber es ist. Und wenn sich der Prediger zehnmal auf den Kopf stellt — es ist.

Der Poldel hat einen Buben 'kriegt. Der Bub' ist als „lediges Kind" in das Pfarrbuch eingetragen worden. Der Poldel ist Strohknecht beim Pimperklangbauer; die Traudel ist Schafmagd beim Haberveit und das Ganze ist dem Anscheine nach wieder eine unmoralische Geschichte.

Der Traudel geht es nicht besser wie dem Poldel, sie hat auch einen Buben 'kriegt. Aber sie muß das kleinwinzige Hänsel auf dem dürren Laub in der Scheune liegen lassen und muß die Schafe pflegen. Die Haberveit hat sie aufgenommen für seine Schafe und nicht für ihren Hänsel, der im Laufe des Dienstjahres angerückt kam, und es hatte doch kein Mensch nach ihm geschickt.

Der Poldel geht nun einmal am Haberveithofe vorüber; — da hört er krächzen in der Laubscheune und das junge, schwache Stimmchen ist schon ganz heiser geworden.

Geht der Poldel in den Schafstall: „Du, Traudel, gib mir den Buben, ich laß ihn nicht verderben und versterben. Da keift die Traudel: „Was hebst denn du an mit dem Kind, du bist ein Unschlachtig, steckst es 'leicht in den Hosensack?"

Tut das Weib so übertriebene Reden, so muß der Mann nie eine Antwort geben. Der Poldel hebt das Büblein und

trägt es auf den Armen, daß es schier lieblich ist, und trägt es dem Pimperklangbauer zu.

„Poldel?!" sagt der Bauer.

Der Poldel weiß gleich, was der Bauer meint. „Du hast vor drei Wochen ein Kindl kriegt, mein lieber Bauer Pimperklang; schau, ich hab auch so ein Glück gehabt. Der himmlische Vater ist manchmal so viel freigebig. Mir ist's auch recht, ich behalte mein Kind bei mir; jetzt Bauer, willst mich mitsamt dem Hänsel, so bleiben wir; willst uns nicht, so gehen wir um ein Häusel weiter."

Dem Bauer geht das Gesicht in die Länge; er kann den fleißigen Strohknecht nicht lassen; Stroh streuen in den Stall, Stroh schneiden für die Krippe, das ist für seinen großen Viehstand eine g'nötige Arbeit.

„Mein lieber Bauer Pimperklang," sagt der Poldel „ich verlang' es nicht, daß du mein Hänsel in die Wiegen zu deinem Fritzel legest; ich tu' mein Büberl in eine leere Krippen und will schon selber die Kindsmagd sein und will ich auch mein Geschaft mit Gewissen betreiben, wie eh vor Zeit und will dir die Halbscheid vom Jahrlohn nachlassen."

Der Handel wär' nicht dumm, denkt sich der Bauer; „Bleibst, und kannst deinen Balg bei dir behalten, Poldel," sagt er.

Von auswendig ist der Poldel nicht schön. Nicht Gott hat ihm seine krummen Beine zugeteilt, aber seine Mutter, die ihn verwahrlost. — Das darf beim Hänsel nicht so werden; keinen Groschen werd' ich ihm einstmalen vermachen mögen, aber seine gesunden Glieder soll er haben und seinen braven Hausverstand, so viel auf frischem Stroh zu haben ist.

So denkt sich der Poldel, gönnt sich Tag und Nacht keine Ruh', tut seine Arbeit und pflegt das Bübl. Und am

Sonntage ist er mit dem Kinde draußen unter dem Kirschbaume, daß der Kleine die grünen Blätter und die weißen Blüten und die liebe warme Sonne soll sehen können. Das Nachbarsvolk allmitsamt, das zur und von der Kirche geht, kichert und spöttelt über den Poldel; aber dieser schaukelt sein Bübl, und wenn ihn das Hänsel zuweilen holdselig anlächelt, so ist er in einer Glückseligkeit und sein Herz ist viel heller wie die Sonne und viel größer wie das Himmelreich.

Die Traudel ist einmal gekommen: „Du, gib mir den Buben!"

„Geh, du ließest ihn doch wieder liegen im nassen Laub. Du bist keine rechte Mutter. Schau, er will gar nicht zu dir — schau!"

„Der Töpp!" rief die Traudel und ging davon.

Sie kam nicht mehr, sie schlug sich mit anderem Männervolk herum und übers Jahr war's in der Laubscheune wieder lebendig.

— Lege das Buch nicht aus der Hand, mein Freund. Der Poldel ist anders. Zwanzig Jahre bleibt er nun beim Pimperklangbauern, ist genügsam mit kargem Lohn, erfüllt rechtschaffen seine Dienstespflicht und lebt für sein Kind. Kleine Kinder, kleines Kreuz; große Kinder, großes Kreuz — das erfährt auch der Poldel. Des Bauers Fritzel ist ein wilder, böser Bub', der oft schlimm mit dem Hänsel spielt; blaue Flecken gibt's genug. Setzt sich das Hänsel aber zuweilen zur Wehr', so ist's gleich aus und das ganze Haus fällt her über den „Balg" und über seinen sanftmütigen Vater, den Poldel.

Den „Druck" kann der Poldel lesen. So sitzt er denn oft bei seinem Söhnlein in der Strohkammer und erklärt ihm aus einem alten „Traumbüchel" die Buchstaben. „Das Traumbüchel selber, mein Bübel, das verlohnt's nicht, aber

die Buchstaben sind doch gut; mit denselben Buchstaben können tausend brave Sachen geschrieben und gelesen werden."

Das hat der Poldel davon, weil er sieht, der Pfarrer und der Amtmann und der Richter und die gescheitesten und vornehmsten Leute, die er kennt, verstehen zu lesen, und bei keinem einzigen hat er noch ein Traumbuch gesehen. Der Pimperklangbauer weiß den jungen Hänsel wohl zu brauchen. Kurze Stunden der Nacht liegt der Junge im Bett, er kauert sich zusammen, denn zu Füßen sticht das Stroh hervor und die aus verschiedenen Bestandteilen zusammengeflickte Decke ist auch kurz und schmal. Durch die Bretterfugen pfeift der Wind — draußen rauschen die Tannen.

Kaum hat er sich erwärmt, pocht es von der Bauernstube herauf. Freilich wohl hört der Bub' das Pochen, aber die Augen wollen nicht aufgehen; und wenn sie nicht aufgehen wollen, denkt er sich, so mögen sie halt zubleiben, und er verkriecht sich stärker in sein Stroh. Aber da pocht es zum zweiten Male und stärker, und der Bauer in der Stube schreit: „Na, Bub', magst heut' mehr nicht auf, wart', ich will dir den Weg gleich zeigen, herab!" — Jetzt denkt sich der Hänsel, jetzt kommt er mit der Birkenliesl (Rute aus Birkenreisern geflochten zum Züchtigen der Kinder). Eilig springt er im bloßen Hemdchen aus dem Bett und schlüpft in die steife Lodenhose; — wenn man einmal in der Hose steckt, denkt er sich, dann geht's nicht mehr so gefährlich um wegen der Birkenliesl.

Wie nun der Bauer und die Liesl gar bei der Bodentür hereinschauen, schreit er schnell: „Ich komm schon, bin schon da!" und seine Augen sind hellicht offen — Gott sei Dank!

Der Bub' ist noch nicht ganz fertig mit dem Anziehen, aber der Alte brummt schon wieder: „Heut' mag er mehr nicht weiter, jetzt schaust mir aber, daß du hinauskommst, die Schaf' röhren schon; die Schuh' mach' dir auf der Weid zusamm'."

Mein, die Schaf' hätt' er schon röhren lassen, und hätt' noch früher mit den Dienstleuten einen Löffel Suppe gegessen, aber die Birkenliesl — die versteht keinen Spaß!

So eilt er hinaus zum Stall, jagt die Schafe hin auf die Heide und dort knüpft er erst seine Schuhe zusammen, daß er die Riemen nicht abtrete. Dann setzt er sich hin auf den frischen tauigen Rasen und schaut den Morgenstern an — der ist auch ein Halter und die anderen kleinen Sterne um ihn sind seine Schafe — ei, hat aber der hunderttausend weiße Schafe und Lämmer! Die Sonne kommt. Was singen die Vöglein lieb auf den Lärchenzweigen! Die haben es gut, die können schlafen in den Federn so lang' es sie freut, und sind sie wach, so können sie fliegen und überall ist der Tisch gedeckt.

Die Blümeln, die da stehen! Soll der Bub einen Kranz flechten? Für Lämmer? — die haben das Zeug lieber im Magen als auf dem Kopfe.

Der Hänsel steigt auf einen Steinhaufen, klettert an Rainen und sucht Himbeeren und Johannisbeeren — der Herrgott hat sie wachsen lassen für ihn zum Morgenbrot.

Wie er satt ist, legt er sich hin in der Sonne und sieht den Schafen und Lämmern zu, sie grasen so geschäftig und lustig, sie laufen einander vor, schnappen sich einander die fettesten Blätter vor der Nase weg, die stärkeren stoßen die schwächeren seitwärts, die kleinen müssen warten, was übrigbleibt — nicht viel besser als bei dem Menschen.

„Wenn ich doch einmal größer wäre," sagt der Hänsel zu sich selbst, „größer, größer, daß ich nicht immer schafhalten müßte!"

Gegen die Mittagszeit hin, wie unten im Hause schon der blaue Rauch aufsteigt, ist es heiß geworden in der Sonne und die Schafe laufen. Der Hänsel treibt sie in den Hof, sperrt sie in den Stall, aber wie er in die Stube zum Tisch geht, haben die anderen schon abgegessen und für ihn ist nichts übriggeblieben, als eine Schale Suppe und ein halber Knödel; das hat ihm die Bäuerin vorgesetzt.

Kaum beginnt er zu essen, so schreit der Bauer schon wieder: „Kreuzschlapperment, wo ist denn der Bub'!"

„Aber mein," sagt die Bäuerin, „so wirst ihm doch zum Essen Zeit lassen, du hast gar alleweil eine Drängerei, zu was brauchst ihn denn schon wieder?"

„Lüftig (eilig) schöbertreten muß er gehen, 's kommt schon der Regen!"

Wie der Bub' das hört, wirft er ohnehin schnell den Löffel weg und lauft hinab gegen die Wiese. Da sind die Schoberstangen schon gesteckt und die Knechte und die Mägde schieben das Heu zusammen und der Großknecht faßt es mit seiner Gabel um die Stange. Lustig springt der Bub' auf den Haufen und lauft um die Stange und tritt das Heu zusammen, daß der Schober fest wird und nicht feuchten kann. Oft kommt der Kleine völlig unter die Bauschen und Haufen, und die Halme stechen ihm beim Knie, wo die Hose ein Loch hat, aber wacker kämpft sich der Junge empor und wickelt zuletzt das Heu um die Stange, daß der Schober eine Spitze kriegt zum Ableiten des Regens. Zuletzt streift er auf die Stange den Heukranz und nun ist er hoch oben und fertig. Aber, der Bub hält sich fest an die Stange — das wackelt so! „Was hast denn, Bub'!" schreit der Großknecht.

„Auweh, der Schober fallt um!“

Aber siehe, jetzt gibt ein Knecht dem Schober einen Stoß und das Bübl purzelt herab und verstaucht sich die Hand auf dem festen Boden.

Und so geht es fort auf der Wiese, und der Hänsel betet im geheimen ein Vaterunser, daß der Regen komme, und daß er wieder bald zum Schafhalter werden möge.

Der Regen kommt nicht, aber die Sonne sinkt und die Schatten werden immer länger; das Heu wird feucht und der Großknecht sagt: „Lassen wir's heut' gut sein.“ Dann kommt die Kathel vom Haus herab und bringt einen Hafen Milch und einen großen Laib Brot und Löffel, darauf setzen sich alle hin auf den grünen Rasen, der Großknecht schneidet das Brot auf, die Kathel schüttet die Milch in eine Schüssel und dann nehmen alle ihre Holz- oder Beinlöffeln und beginnen zu essen.

Auch der Hänsel will einen Löffel nehmen, aber da sagt der Großknecht: „Bub', du wirst nicht Zeit haben zum Milchessen, nimm' dir ein Stück Brot und geh' schafaustreiben!“

So nimmt das Bübl sein Brot und geht, um die Schafe auszutreiben. Am Brunnen trinkt es Wasser und denkt sich: Jetzt muß es schon wieder gut sein bis zum Nachtmahl. —

Aber am Abend, wenn die Schafe schon im Stall sind, muß der Bub' erst die Ochsen weiden, die den Tag über am Pflug waren.

Und wie er doch endlich zum Abendessen kommt, fallen ihm die Augen zu. Er sucht sein Bett unter den Dachbrettern auf, dort kriecht er hinein, kauert sich zusammen und schlummert bis zum nächsten Tag mit seinen neuen Freuden.

Der Poldel sieht und hört das alles, wie sie mit seinem Kinde umspringen, aber er sagt nichts, darf nichts sagen. Das Herz tut ihm weh.

Der Hänsel wächst auf; er hat gerade Beine und anstatt des Höckers eine schöne, hohe Brust. Er ist ein wenig rauh und derb, aber ein netter Bursche. Der Poldel ist nicht mehr jung. Und nun machen sie es umgekehrt. Der Hänsel ist Strohknecht beim Pimperklangbauer und pflegt seinen Vater. Es mag am Werktag oder Feiertag, in der Kirche oder in der Taverne sein, allweg sind sie beisammen, der Junge und der Alte. Der Alte geht am Stock gebückt einher, aber er hat seine Freude an dem „Buben", und er lebt in dem Buben, und er geht hoch aufrecht und ist wieder jung und guckt mitunter nach hübschen Mädchen um — in seinem Sohne.

Nun ist auch hier wieder dasselbe. Fritzel der Haussohn! Der reiche Bauernsohn und der arme Knecht! Es ist kein gutes Zusammenstehen.

Das Weibervolk blinzelt lieber nach dem Hänsel, als nach dem Fritzel. Es wird weiter nichts daraus, denn es kommt noch zu rechter Zeit der Kaiser dazwischen. Alljährlich schüttelt und rüttelt der Kaiser einmal an dem Stamme seines Volkes und wie reife Äpfel fallen ihm die frischen Burschen in den Schoß.

Aber vor Jahren, als die Militärdienstzeit noch um mehrere Ellen länger war als heute, gab es des Jahres mehr frische Burschen, als der Kaiser neue Soldaten brauchte, und so entschied zwischen den Tauglichen die Losung. Das Geschick muß es dem alten mühseligen Poldel gut meinen; der Hänsel geht frei aus; der Fritzel aber zieht Nummer zwei, da ist sein Bleiben so viel als sicher.

Einen Tag nach dieser Entscheidung geht der Pimper-

klangbauer zur Assentierungskommission. Er hat seinen breiten Ledergurt umgebunden und er schlägt mit der flachen Hand trotzig auf den Ledergurt; da klimpert es drin.

Noch einen Tag später erhält der Hänsel die Vorladung zur Assentierung. Der alte Poldel erschrickt; der Hänsel jauchzt auf und tröstet seinen Vater. Frischen Mutes zieht er mit den Rekruten von dannen. Es kehren die meisten wieder, es kommt auch der Fritzel zurück. Aber der Hänsel ist geblieben.

— Das heute untergehende Altbauerntum soll sich nur erinnern an seine Sünden!

Der Halbpelzer.

Der Halbpelzer oder Halbtrottel ist von Natur aus meist gutmütig. Fühlt er die Verachtung, die ihm wird, so kann er auch boshaft sein. Bleibt er trotzdem harmlos, so ist er nicht bloß dumm, sondern auch herzensgut, wie es der Bursche war, der mir aus der Reihe verschiedener Halbpelzer in Erinnerung lebt.

Das ist ein kleiner dicker Knirps mit einem großen Kopfe, der Kopf sitzt tief und fest zwischen den breiten Schultern; hinter der rechten Achsel erhebt sich ein Höcker. Wie er die Hände schon gern niederhängen läßt, wenn nichts anzugreifen ist — hängen sie ihm schier bis zu den Knien hinab. Die kurzen dünnen Füßlein sind so bestellt, daß vorn die Zehen stets gegeneinanderstehen, als hätten sie sich allerweg was Heimliches zu erzählen. Gott erbarm', sie hätten sich zu erzählen, wie sie erfroren sind, und es sind ihrer an den beiden Füßen nicht so viele, daß sie die Zahl der Wochen ausmachten, seit welchen sie schon in keinem Schuh gesteckt.

Dieser Junge — Adaml mag er heißen, und er ist der Armseligsten einer noch nicht — torkelt in dem Kieselhofe unter den Füßen der Knechte und Mägde umher, und wer ihn braucht, der gibt ihm nur einen Schupfer mit dem Stiefel, und wem er was nicht recht ausrichten kann, von dem bekommt er die Fußtritte.

In jedem größeren Bauernhofe muß so ein Schuhhadern sein, an dem sich jeder abwischen kann. Der Adaml ist recht zum „Schuldaustragen“, oder wer im Hofe hätte sonst einen so breiten Buckel, wie der Adaml?

Der Kieselhofbauer hat den Jungen als kleines Kind einem Bettelweibe abgenommen und ihn zu erziehen und zu behandeln versprochen, wie sein eigen Kind.

„Streng mag der Bauer schon sein auf den Buben,“ hatte das Bettelweib gesagt, „der darf wohl einen Rüppler gewohnt werden auf der Welt, nur seine geraden Glieder laß' mir der Bauer nicht verderben!“

Der Bauer schenkte dem Weibe einen Laib Brot und behielt also den Knaben. Und die geraden Glieder? Jeder Großknecht dürfte Gott danken, wenn er ein solch' umfangreiches Haupt, so knorrige Arme und einen so kräftigen Rücken hätte, als der Adaml. Dieser Rücken war aber die Jahre her auch wacker erprobt worden, denn der Kieselhofbauer hatte ja eine gute Erziehung versprochen.

Da ist in dem Hofe eine Stallmagd. Sie ist noch nicht alt, aber streng in ihren Pflichten, und darf sich schon getrauen, zuzeiten mit dem Bauer ein Wörtl über die Dienstbotenordnung hinaus zu reden. Sie nimmt den armen Jungen oft in Schutz.

„Was geht denn dich der Halbpelzer an, Afra?“ frägt sie der Bauer einmal.

„Was mich der Bub' angeht? Bauer, das hab' ich dir lang' schon sagen wollen, mit diesem Kinde hast du dir kein' Staffel in den Himmel 'baut. Schau dir den Adaml einmal an, hast du dein Lebtag schon ein solches Krüppelg'spiel gesehen? Wie der Adaml jetzt dasteht, ist er sich zu allem zu wenig, kann seinem Brot nicht nachkommen. Ich kann das nicht ansehen, Bauer, und in einem Haus, wo sie arme

Leut' so unter die Füße treten, mag ich nicht bleiben! Halt' mir's nicht für übel, Bauer!" — Sie bleibt aber doch, um den Jungen zu schützen.

Wenn der Adaml bei Tisch so unter den stämmigen Knechten kauert, so lugt nur sein Kopf herauf über den Rand; er sieht nie in die Schüssel hinein, sein Löffel kommt schier immer mit der lauteren Suppe zurück, nur in den seltensten Fällen liegt eine Brotschnitte d'rin. Nicht viel günstiger geht's bei den Knödeln und beim Sterz, und so kommt's, daß der Adaml nach dem Essen oft rechtschaffen gern ein Stückel schwarzes Brot verkiefelt. Da nimmt ihn denn die Afra mit in den Stall und gibt ihm eine Schale Milch und der Junge blickt ihr dafür treuherzig in die Augen und sagt: „Dank dir Gott, Kuhmensch, jetzt hab' ich gessen, jetzt mag ich schon wieder arbeiten."

Er hat eine rauhe, lallende, ja, wenn er in Erregung ist, eine fast bellende Stimme; die anderen Leute verstehen ihn kaum und höhnen ihn aus; Afra versteht ihn und ist zu ihm liebevoll wie eine Schwester. Sie besorgt ihm die Wäsche, bessert ihm die Kleider aus, und wenn der Reif des Herbstes kommt und es ist der Schuster noch nicht im Hause gewesen, so schenkt sie dem Adaml ein Paar alte Schuhe. Trotzdem hat er an seinen erfrorenen Füßen oft arg zu leiden und er wimmert die Nächte hindurch, bis wieder die Afra kommt und ihm kaltes Kraut oder labende Rübenblätter auf die Frostballen legt. Es verlachen ihn die anderen, weil er „Weibsschuhe" trage — er ist in allem der Spott des Gesindes.

Nach solchen Erfahrungen beginnt der Junge seiner Umgebung die Fäuste zu ballen und die Zähne zu fletschen; aber alle höhnen solcher Rache und drücken ihn mit Spott und Arbeitsüberladungen womöglich noch tiefer zu Boden.

Ein schönes großes Auge hat der Adaml gehabt, aber das beginnt sich nun immer mehr und mehr hinter den langen dunkeln Brauen zu verbergen. Nur wenn er im Stalle bei der Afra sitzt und ihr von seinem Leiden klagt, treten die hellen Augensterne wieder hervor, und je leiser er seine Worte spricht, je deutlicher und verständlicher sind sie.

Da kommt aber eine Zeit, wo den Burschen auch Afra nicht mehr versteht. Er war ihr einige Male mit runden glatten Kieselsteinen gekommen, wie sie unten im Talgrunde in Unzahl liegen, und hatte diese in verschiedenen Figuren auf ihre Kleidertruhe gelegt. Und einmal brachte er auch einen Strauß bunter, schillernder Nußhäherfedern und legte ihn auf den Hauptpolster ihres Bettes. Da fragte ihn Afra, was sie denn mit diesen Dingen solle? Darüber wurde er rot im Gesichte und schleuderte die Steine in die Stallstreu und zerzauste den Federstrauß, daß die Fetzchen flogen. Von diesem Tage an kam er lange nicht mehr in den Stall, und Afra mußte ihn endlich bitten, daß er ihr wieder die Kleider zum Ausbessern gäbe.

Einmal, an einem Sonntag, steht der Adaml unten am Bache und sieht den Forellen zu, die auf dem braunsandigen Grunde des klaren Wassers langsam hin- und herschwimmen. Und als der Fischer mit seiner langen Schnurstange des Weges kommt, hält er vor diesem die Hände zusammen und bittet ihn um die Erlaubnis, eine solche Forelle herausfangen zu dürfen. Da ihn der Mann nach längerem Fragen versteht und ihm die Erlaubnis erteilt, wirft der Bursche eilends den Rock und den alten dicken, fast formlosen Filzhut weg, daß die borstigen Haare emporstehen, streift die Hemdärmel auf und legt sich auf den Bauch hin an des Baches Rand. In wenigen Minuten schwänzelt ein weißbauchiges Fischlein in seiner Faust und Adaml johlt

vor Lust. Der Fischer lächelt und schenkt dem Burschen die Beute. Dieser tut Wasser in den tiefen Hut, das Fischlein hinein und eilt so dem Hofe und dem Kuhstalle zu. Noch ist das Wasser nicht ganz versickert, als der Adaml damit vor der Stallmagd steht und röchelnd vor Laufen dieser den alten Filz mitsamt dem Inhalt hinhält.

„Was hast denn, Adaml, was tust denn, was willst denn? jetzt bringt mir der Kindisch gar einen halbtoten Fisch daher!"

Der Bursche aber grinst mit leuchtenden Augen und gurgelt: „Den mußt du braten und essen, weil du brav bist auf mich —"

Dann geht er davon.

Einmal sitzt Afra im Stalle auf der Kleidertruhe und neben ihr der Zimmerer-Nantl. Sie reden leise miteinander und die längste Zeit gar nicht — sie legen einander ihre Arme um die Nacken.

Der Adaml sieht es durch die Türfuge und als darauf der Nantl von der Magd zärtlichen Abschied nimmt und heraustritt, klettert ihm der Zwerg behende wie ein Eichhörnchen auf den Nacken und beginnt ihn zu würgen und erhebt ein kreischendes Zetergeschrei und fällt zu Boden. Der Nantl hatte ihm einen Schlag versetzt.

Nach diesem Tag bittet Afra den Halbpelzer nicht mehr, daß er ihr seine Kleider zum Ausbessern gäbe. Der Adaml weicht ihr auch aus; nur von der Ferne unbeachtet, wenn er sie sehen kann, bleibt er stehen und starrt auf sie hin.

Das ist zur Winterszeit. Und als hernach der Frühsommer kommt, stellt der Kieselhofbauer die Afra mit einer Herde von Kühen hinauf auf seine neu angekaufte Alm. Auch der Adaml als Halter zieht mit, und das zu seiner Freude.

Als die beiden Menschen einige Zeit in der Einsam-

keit auf lichten Höhen sind, steht der verkrüppelte Bursche einmal einen ganzen Abend am Herde und sieht die Magd an und spricht kein Wort. Und als sie ihn zum Essen mahnt, steht er am Herde, und als sie das Gruß-Maria sagt, steht er am Herde, und als sie endlich zu ihrem Bette geht und die Schuhriemen zu lösen beginnt, steht er noch immer am Herde.

„Nach und nach wirst ein ganzer Narr, Adaml, das seh' ich wohl," sagt die Afra endlich.

Da wendet er seinen Körper, was er immer tun muß, wenn er den Kopf wenden will, und dann stolpert er über ein paar Milchkübel an ihr Bett.

„Wie mich der Herrgott erschaffen hat, so bin ich!" ruft er. „So lang' mich die Leut' niedertreten, kann ich nicht gerad stehen. Es ist meine Pein, daß ich ein Mensch bin."

„Adaml, du mußt eine warme Suppe essen und in dein Bett gehen. Du weißt, ich hab' nie was gegen dich gehabt."

„Ein Narr bin ich worden!" grölte er.

„Das hab' ich nicht gemeint, Adaml, du bist ganz vernünftig und brav."

„Nachher — nachher magst mich 'leicht!" schreit er auf.

Die Afra entgegnet: „Wegen dem, daß du nicht gar so sauber gewachsen bist, wie oft mancher Bursch, tät' ich dich gar nicht verschmähen."

„So willst meine Dirn sein?" ruft er.

„Will dich wie meinen Bruder halten, aber sonst — schau, ich hab' halt schon den Nantl, dem hab' ich's versprochen."

Der Adaml steht da und legt die rechte Hand in das wüste Haar. Er drückt seine Augenbrauen zusammen, sein Kopf will noch tiefer zwischen die Schultern schliefen. Endlich murmelt er: „Jetzt, weil ich weiß, wie's ist, will ich's anders einrichten."

Er wackelt hinaus, legt sich auf sein Stroh.

Der Zimmerer-Nantl ist ein hübscher, lustiger, lockerer Mann, aber — „laß' mir doch das gottverbannte Wildschützenleben!" hatte ihn die Afra zu tausendmal gebeten. So oft er hinauf in die Hütte kam, hatte er unter dem langschößigen Lodenrock sein zerlegtes Gewehr bei sich; dann und wann klopfte er gar in der Nacht an und keuchte mit einem gewichtigen Rehbock über dem Rücken zur niederen Tür herein.

So ist er auch jetzt da, mitten in der Mondnacht und sie sitzen zusammen neben dem Herd. — Da hören sie draußen Hundegebell und bald darauf Männerstimmen. Ja freilich, die Jäger sind es und sie poltern schon an der Hüttentür. Unter dem Herde ist die Nische für eine Hühnersteige, dort hinein verkriecht sich der Nantl, und die Afra wirft Geäste und Reisig darüber, wie es für das Herdfeuer bereitet ist. Dann schleppt sie das Wild und das Gewehr in die Milchkammer und beginnt laut zu zanken, daß auch in der Nacht noch keine Ruhe sei und was die Polterer da draußen denn wollten?

„Hat uns lang' genug genarrt," rufen die Jäger in die Hütte stürmend, „aber heut' kommt er uns nicht aus. Wir haben den Schuß gehört, den Wilderer über die Höh' laufen gesehen und seine Spur führt zu dieser Hütte. Wenn du uns den Wilddieb verleugnest, Brentlerin, so geht's nicht gut her!"

„Mein, verleugnen — ja, ich —" die Afra bringt kein Wort hervor. Zitternd bläst sie in der Ofenglut einen Span an. In der Angst, daß die Männer die Herdnische durchsuchen könnten, deutet sie gegen die Tür der Milchkammer.

Und als die Jäger mit gespanntem Hahn und der Fackel in die Milchkammer treten, kauert neben dem toten Rehbock, die Büchse in der Hand, ein höckeriger, zwerghafter Bursche.

Die Männer stutzen einen Augenblick über diese erbärmliche Gestalt, dann fallen sie darüber her, entwinden ihm das Gewehr und binden mit einem Riemen seine Hände so fest aneinander, daß sie dunkelblau anlaufen.

Der Bursche schweigt, er läßt mit sich machen, was sie wollen.

Die Magd ahnt wohl, was das heißen solle; ihr zulieb will er den Wilderer retten, sich selbst opfern; sie erwartet, daß der Nantl aus seinem Versteck hervorkriechen und den unschuldigen Jungen befreien werde. Aber sie laden dem armen Burschen den Rehbock auf seinen Höcker und führen ihn davon mit Fluchen, mit Stößen und Schlägen, und der Nantl kriecht nicht hervor. —

Als es endlich wieder still ist in der Hütte und draußen, steckt der Mann seinen Kopf durch das Reisig und flüstert: „Tausend Sapper, aber jetzt wär' ich bald ankommen!"

Da schreit die Afra: „Hörst, Nantl, du bist ein Schurk, daß du den Adaml so kannst fortschleppen lassen. Wenn du nicht augenblicks nachläufst und dich selber angibst, so bist bei mir nimmer daheim!"

Sie reißt die Tür auf und er springt hinaus.

Da ist es still, da verlischt der Span in der Hütte, da strahlt das Mondlicht zu dem Fenster herein. Die Afra liegt schlaflos auf ihrem Lager und stöhnt.

Es vergehen Tage, der Nantl kommt nicht und der Adaml auch nicht. Da geht sie hinab zum Kieselhofbauer und sagt ihm alles. Und antwortet der Bauer:

„Man meint, er hätte genug zu tragen an seinem Buckel, und jetzt nimmt er noch die Sünden anderer auf sich!"

Der Einleger.

„Ih bin, ih bin da Neamt auf da Welt,
Ih hab', ih hab' ka Feld und ka Geld,
Ka Hütterl, ka Kammerl, ka Fensterl g'hört mir,
Ih bin, ih bin auf der Weit im Quartier."
(Karl Morre „'s Nullerl".)

Ich habe die guten Eigenschaften — deren die Bauersleute besitzen — stets mit Vorliebe dargestellt, darf aber auch ihre Schattenseiten nicht vergessen. Diese sind so finster, daß ein wenig Aufklärung nicht schaden kann. Wenn wir von Armut hören, so denken wir zumeist an die städtische, die uns vor der Nase herumhuscht und wimmert und klagt und darbt. Sie ist in der Tat furchtbar, denn gräßlich ist's, zwischen Palästen und reichen Leuten hungern und verkümmern zu müssen. An jene tiefe Armut da draußen auf dem Lande, an jene willig oder verbitterten Gemütes ihrem Ende entgegendarbenden Märtyrer des Bauernstandes, an die bäuerlichen Dienstboten hat in unserer Zeit der Humanität bisher kein Mensch gedacht. Ei doch, man hat die kräftigen Bursche zu Soldaten herangezogen, um sie vielleicht als Krüppel wieder zurückzuschicken. Man hat ihnen Dienstbotenbücheln drucken lassen, in welchen ihre Pflichten weit stärker betont werden, als ihre Rechte; ein Paragraph ist, der unterwirft den Dienstboten schier ganz dem Willen des Dienstgebers; mildernde Nachsätze folgen, sind aber drehbar. Man hat auch viel Klage in den Zeitungen gelesen über die Dienstbotenmisère, aber immer war von den armen Dienst-

gebern die Rede, von den armen Haus- und Hofbesitzern, von den großen Ansprüchen, Anmaßungen, Lüderlichkeiten der Dienstboten. „Bei solchen Zuständen bin ich lieber Knecht als Bauer!“ hat mancher Hausbesitzer ausgerufen, habe jedoch nichts davon gehört, daß einer mit seinem Knecht wirklich getauscht hätte. Die Dienstboten haben still geschwiegen, und wenn in unserer Zeit ein Stand nicht öffentlich jammert, so ist es der der bäuerlichen Dienstboten. Denen muß es doch wirklich sehr gut ergehen!

Indes jammern diese Leute nicht aus dem einfachen Grunde, weil sie keine Stimme haben, die man im Lande hören könnte, manche auch darum nicht, weil ihnen um die Gurgel ein Strick liegt, der zu jeder Zeit erforderlichenfalls enggezogen werden kann.

Der Dienstbote ist das Kind armer Leute oder auch das Kind eines Bauers, der einen der Söhne — seinen Nachfolger in der Wirtschaft — bevorzugt und die übrigen Kinder so sehr benachteilt, daß sie oft heimatlos werden und in fremden Häusern ihr Brot, durch Roheiten der Dienstgeber versalzen, karg verdienen müssen. Die Gerechtigkeit drückt zu Gunsten der Steuerzahler ein Auge zu.

Der Dienstbote hat in seinen besten Jahren allerlei Absichten. Er will entweder den Bauerndienst verlassen, in eine Fabrik oder in die Stadt gehen oder er will eine gute Heirat machen und so zur Selbständigkeit kommen. Andere hoffen vom Lottospiel Verbesserung ihrer Lage, ohne zu ahnen, wie hoch da ihre Dummheit besteuert wird. Wieder andere verlassen den Jahresdienst, verlegen sich auf die Taglöhnerei, weil diese sie gleich selbständiger macht, versuchen dies und das. Selten gelingt es einem, eine bessere Existenz zu finden, die meisten bleiben Dienstboten Jahr für Jahr, bis sie alt und untauglich werden zur Arbeit.

Und was nun?

Gewöhnlich sucht der betagte Dienstbote seine sich steigernde Unzulänglichkeit so lange als möglich zu verbergen, denn er weiß, wenn er sein Brot nicht mehr verdienen kann, was seiner wartet. Größere Gemeinden haben etwas wie ein Armenhaus. Sie nennen es Spital. Seine Insassen sind Sieche und Lahme, Krüppel, Kretins und Bresthafte aller Art. Ein gar unsauberer, verachteter Ort voll Hader und Elend. Und da soll der alte Dienstbote nun hinein. Ist mancher noch froh, wenn ein solches Spital gar nicht existiert, wenn er als Bettler ziehen kann in der freien Luft von Haus zu Haus. Da ist es nun bis heute in solchen Gemeinden, die kein Spital haben, eingerichtet, daß der alte unfähige Dienstbote der Reihe nach von einem Hof zum anderen wandert, so daß er jährlich etwa ein- oder zweimal um die Runde kommt.

Das ist also der Einleger (oder die Einlegerin). Er schleppt sein Buckelkörblein mit sich, in welchem er all' sein Hab und Gut hat, und wird ihm im betreffenden Hause, wo er „eingelegt" ist, ein Winkel angewiesen, etwa in der Vorkammer, im Stall, auch im Strohschuppen, wo er das Körbel hinstellen und sich einheimen darf.

In einem Hofe bleibt er acht, vierzehn Tage oder auch länger, je nach der Größe des Gutes. Da soll er nun verköstigt und verpflegt werden. Man nützt ihn wohl aus, so gut man kann; es gibt im Hause immerhin Arbeiten, die auch ein mühseliger Mensch verrichten kann, als etwa Streuhacken, Mist krauen, Kukuruz schälen, Rüben kräuteln und dergleichen. Mitunter auch viel unangenehmere Verrichtungen. Der Einleger tut's, es ist ganz selbstverständlich; ja er selbst, der Greis mit weißen Haaren, kommt nur selten zum Bewußtsein, daß seine armselige Existenz ein Unrecht

ist, von anderen begangen. Vom Essen wird ihm das Schlechteste im schlechtesten Geschirr gereicht. Mißratene verkochte Nocken mit ranzigem Fett, die niemand essen will, für den Einleger gut genug. Er torkelt damit in seinen Winkel — denn zu Tisch läßt man so einen alten Menschen nicht gern, der Unsauberkeit wegen — und ißt seine Sach' freilich wohl zumeist mit Appetit. Ist auch gut, wenn er einen eigenen Löffel besitzt, denn Löffel, mit denen der Einleger gegessen, will kein anderer mehr gebrauchen. Die anderen essen viermal des Tages; den Einleger vergessen sie bisweilen. Hat er jedoch einmal einen Trog voll vor sich, dann ist's kein Wunder, wenn er das rechte Maß nicht wahrnimmt und es unter Wimmern auf seinem Stroh hart büßen muß. —

Bart und Haare lassen sie ihm wachsen, so lang es will; Kamm, Seife, Bad — ach Gott, das ist selbst dem Hausbesitzer oft fremd, der Einleger darf gar nicht daran denken. Und er denkt auch gar nicht daran. Wenn sein Gewand nur nicht gar zu viel Löcher hat, nach anderem frägt er nicht. Das Hausgesinde weiß wohl, es ist auf demselben Weg, Einleger zu werden, und doch hat es zumeist Spott und Verachtung für das arme Geschöpf und nicht selten auch — körperliche Mißhandlung. Daß der Einleger demnach herb, verbittert und bissig wird und voll von Unarten und zuwideren Eigenschaften, es liegt auf der Hand. Wohl selten, daß eine gute Seele dem Notleidenden heimlich einen fetten Bissen zusteckt, heimlich ein liebreiches Wort sagt. — So verroht Armut und immerwährende Dienstbarkeit die Herzen.

Humor haben die meisten, denn sonst müßten sie ja zugrunde gehen trotz der Abhärtung an Leib und Seele. Auch die Religion ist ihre Stütze, und bei manchen die

Schlauheit und Verschmitztheit, in welchen die Not ja die beste Lehrmeisterin ist.

Im Mürztal war ein Einleger, der nachgerade zu den liebenswürdigen Menschen gehörte und bei allen gern gesehen wurde, die ihm — nichts schenken mußten. Der krump' Serafin war er geheißen. In Häusern, wo sie ihn schlecht behandelten, sprach er tage- und wochenlang kein Wort, verkroch sich ganz in sich selbst wie ein Igel, der nur die Borsten hervorkehrt. Wo er aber ein wenig Beachtung und Teilnahme fand, da sprang aus dem Alten der Schalk hervor und er ließ seine launigen Sprüche und Einfälle los, mit denen er wie vollgepfropft war.

So oft er etwas in seinen Bettelsack geschoben hatte, band er ihn allemal rasch und sorgfältig wieder zu und sagte: „Daß es nit wieder herausfliegt!" — Wenn er irgend von einem reichen Schlemmer hörte, meinte er: „Ist halt gut eingerichtet auf der Welt; jeder Mensch hat sein Geschäftel, der eine tut prassen, der andere tut fasten. Aber lieber," setzte er dann mitunter bei, „lieber ist's mir doch, ich möcht's und hab's nit, als wann ich's hätt' und möcht's nit." Von einem Geizigen sagte er gerne: „Der macht sich auch seine Höllfahrt sauer." Und dem krumpen Serafin mag's wohl manchmal eingefallen sein, was uns das „Nullerl" singt: „Wer den Leuten 's Brot anbaut, den hungern sie jetzt aus. Ist doch die Welt a Narrenhaus."

Einer der ärmsten Einleger lebte zur Zeit meiner Jugend in der Semmeringgegend. Er war ein herabgekommener Hausbesitzer gewesen, der beim Eisenbahnbau sein Grundstück an die Gesellschaft verkauft hatte. Es wurde ihm zweifach überzahlt und das machte seinen Kopf wirbelig; bei so vielem Geld, glaubte er, brauche er sein Lebtag nicht mehr zu arbeiten, saß in den Wirtshäusern um, pachtete Jagden

und trieb allerhand noble Passionen. In wenigen Jahren war sein Geld glatt dahin und er hatte noch dazu das Unglück, daß er sich durch unvorsichtiges Gebaren mit Pulver eines Tages das Augenlicht vernichtete. Obgleich sonst noch nicht mühselig, mußte er nun in die Einlege. Da hielten sie ihm natürlich überall seine Vergangenheit vor. Sonst vermag der Einleger wenigstens so viel, daß er durchgehen kann, wenn es ihm irgendwo gar zu arg wird, daß er in einem christlicheren Nachbarhause seine Zuflucht suchen oder im grünen Walde wohnen und sich von Beeren nähren oder wenigstens ruhig hungern und frieren kann, ohne Schimpf und Roheit leiden zu müssen. Unser armer Blinder konnte jedoch nicht fort, mußte aushalten; und ein boshafter Racker war, der behielt den Einleger allemal länger, als es seine Pflicht gebot, im Hause, um ihn den Hochmut recht fühlen zu lassen und ihn mit hämischen Anspielungen und herber Behandlung peinigen zu können. So seufzte der arme Mann wohl oft: „Wann ich nur mein Augenlicht wieder kunnt finden!" Da traf er in einem schlimmen Bauernhof einmal mit einem anderen Einleger zusammen, der sich vor den Mißhandlungen der Leute auch nicht zu schützen wußte, weil er lahme Füße hatte. „Wann ich nur laufen kunnt!" sagte dieser, „ich wollt' mir sonst gar nichts wünschen." Die beiden verbanden sich nun so, daß der Blinde den Lahmen auf den Buckel nahm und also von ihm geleitet mit ihm davonging. Jetzt war beiden geholfen, der Blinde hatte das Augenlicht gefunden und der Lahme konnte laufen. Beide waren nun imstande, ihren — „Wohltätern" zu entkommen.

Am besten daran sind immer noch die schlauen und schalkhaften Philosophen, die an der Leute Eitelkeiten und Schwächen anmutig zu pochen wissen.

Da lebt heute noch einer, der in der Veitscher, Turn-

auer und Aflenzer Gegend umsteigt, obwohl er ein über und über verbogener Krüppel ist. Er könnte ja als Einleger in seiner Gemeinde sitzen bleiben, aber beim Betteln, sagt er, stehe er sich besser. Er bettelt aber nicht so kurzer Hand, sondern weiß der Sache Schick zu geben. Kommt er in ein Bauernhaus, so bringt er für die Küche einen Arm voll Brennholz mit, oder ein Sträußel Tannenreisig für Stubenbesen, oder ein paar Pilze, oder ein Körbl mit Waldbeeren, mit denen er der Bäuerin oder den Kindern ein Geschenk macht. Jetzt muß die Hausfrau „Vergelts Gott" sagen, aber sie gibt ihm auch was zu essen. Es bleibt keine Spur in der Schüssel, so daß er sie hoch aufheben und sagen kann: „Bäuerin, rat' einmal, was ist da drinnen g'west?"

Ob er etwan zu wenig gehabt? „Das nit, schon gar nit, gut ist's g'west und genug ist's g'west. Vergelt's Gott fleißig dafür! — Nur" — setzt er zaghaft bei, „daß ich noch ein Anliegen hätt'! Bäuerin, gelt, ein Faderl Zwirn schenkst mir. Vom Leibel da ist mir ein Knopf ausgesprungen, muß ihn wieder einhängen, den Saggra!"

Sie reicht ihm den Zwirnknäuel hin, und wie er fertig ist mit dem Knopf, steckt er den Knäuel so in Gedanken vertieft in seinen Sack. Die Bäuerin schielt etwas mißvergnügt hin auf diesen Vorgang. Und der Bettler weiß es, sie ist sonst eine Zange und nicht leicht etwas aus ihr herauszukriegen. Nun wendet er sich zu ihr und sagt mit allen Gebärden der Behaglichkeit: „Jetzt wohl, jetzt. Für heut' brauch' ich nichts mehr, für heut'. Aber für morgen möcht' ich mir halt gern ein warm Süppel kochen, und jetzt — denk' dir's — jetzt ist mir das Salz ausgegangen."

„Uh narrisch!" sagt die Bäuerin, froh, so leichten Kaufes davonzukommen, „das darfst ja nur sagen." Und gibt ihm Salz.

„Ah, jetzt wohl, jetzt wohl," macht der Bettelmann, „jetzt hätt' ich alles auf eine gute Suppen. Ich hätt' ein Salz, ich hätt' ein Wasser .... Grad ein Stäuberl Mehl kunnt noch gut sein dazu. Gelt, du kreuzbrave, liebe Bäuerin, du wirst mir nit gern einen Löffel voll schenken wollen?"

Das läßt ihn die kreuzbrave Bäuerin nicht umsonst gesagt haben und gibt Mehl.

„Uh, gelt's Gott!" ruft der Bettler und hält sein Mehlsäckl auf, „uh, gar zwei — drei Löffel voll gibst mir! Und noch einen drauf. All's zu gut tust mir's meinen, all's zu gut. Vergelt's Gott, schön!"

Wie er nachher im Begriff ist, seinen Buckelkorb sich auf den Rücken zu schwingen, hält er still und sagt: „Schau du, jetzt fallt mir g'rad was ein. Du Bäurin, du wirst mir's gewiß sagen können: Soll zu einem guten Süppel nicht ein Stückl Schmalz sein? Ja? Schau du, mir ist so was fürgangen. — Aber das ist! das ist! Jetzt weiß ich nit, wo ich ein Schmalz werd' hernehmen. Du verhöllte Sau! — Muß viel sein? Nit viel, meinst? G'rad so ein nußgroß Patzerl, meinst?"

Was bleibt der Bäuerin übrig? Sie murrt insgeheim, aber weil er gar so schön betteln kann! Sie schenkt ihm auch noch zur Suppe das Schmalz.

Tausend vergelt's Gott!" ruft er entzückt aus, „bis in den Himmel hinauf vergelt's Gott! Und oben bleiben im Himmel, alleweil oben bleiben! Und eine Freud' wird er haben, der lieb' Herrgott, über eine so kreuzbrave, mudlsaubere Bäuerin!"

Hierauf schleift er zum Nachbarhaus und dort macht er's ähnlich. Der Mann leidet keine Not, trotz seiner verkrüppelten Glieder. Sein Humor, der schlaue Geselle, nährt ihn.

So hat auch die Armut ihre Philosophie, ihren Geschäftstrick.

Aber hier sind nur Ausnahmen geschildert; die Regel zu beschreiben widert mich an. Es ist wohl wahr, die Armut und das Elend ist der richtige Dung für den Humor, weshalb es da unten auch viel mehr innere Überlegenheit und Seelenheiterkeit gibt, als da oben. Aber wenn zum Unglück, das man tragen muß, auch noch das Unrecht kommt, und man sieht, diese schlimmen Genossen wollen einen für's ganze Leben nimmer verlassen, so ist es auf die Länge doch schwer, bei Humor zu bleiben. Und bei naturrohen, sittlich unentwickelt gebliebenen Leuten ist es doch gar kein Wunder, wenn sie in ihrem Alter und körperlichen Unbehagen launisch, zänkisch, tückisch, klatschhaft, hinterlistig und sogar diebisch werden. Nun glaubt der Bauer, solchen Fehlern und Lastern gegenüber nicht verpflichtet zu sein. Er ist's aber. Der Dienstbote ist eben auch ein Produkt seiner Verhältnisse, seiner ganzen Umgebung, von der Kindheit an bis zum hilflosen Greisenalter.

Und wenn man genau nachsieht, dem braven Dienstboten und geduldigen Einleger wird es nicht viel besser als dem Nichtsnutz, in der Einlege für sich gibt es keine Abstufung mehr. — Als ein s o l c h e s Leben, lieber im Arrest! Das Wort kann man öfters hören.

Jetzt frage ich nur, wer sich noch wundern kann, wenn niemand mehr bei den Bauern Dienstbote sein, sondern alles in die Fabriken und Städte will? Sie kommen freilich auch von dort noch rechtzeitig zurück zum Einlegerelend und noch dazu mit einer ganz anderen Zerrissenheit des Herzens, als wenn sie nichts, denn die Einfachheit des Landlebens kennen gelernt hätten.

In manchen Gemeinden wird jährlich einige Male, ge-

wöhnlich zu den Quatemberzeiten, in der Kirche für die Pfarrarmen abgesammelt. Da gehen die Leute im Gänsemarsch um den Hochaltar und werfen Münzen auf einen Teller. Bloß einen Pfennig gibt keiner, weil wir keinen haben; die übrigen Scheidemünzen sind alle vertreten, sogar die alten Groschen von Anno 1836, die seit einem halben Jahrhundert nichts mehr gelten. Wenn nun aber gar ein reicher Bauer einen ganzen Gulden auf den Teller wirft, so glaubt er mit einem schwedischen Sturmbock die Himmelstür eingerannt zu haben. Die Pfarrarmen freuen sich auf die Verteilung wie ein Kind; aber wenn einmal zufällig ein größerer Betrag ist, so kriegen sie ihn gar nicht auf die Hand.

In Gegenden, wo Gewerkschaften oder Kavaliere die Bauernhöfe zusammenkaufen, um sie abzustiften, wird an die Gemeinde oder einzelne noch bestehenbleibende Bauernhöfe gewöhnlich Bargeld gezahlt, damit die Einleger, die der abgestifteten Bauernhäuser verlustig geworden, dafür entschädigt und versorgt werden sollen. Doch die Armen werden nicht immer der Absicht des Einzahlers gemäß verpflegt. Mancher alte Einleger simuliert Tag und Nacht: Wo denn's Geld hinkommt, das für die Armen gegeben wird! — Wackelt so ein alter Hascher wohl einmal zum Dorfrichter, bittet untertänigst, ob nicht doch ein wenig was abfallen möcht' für ihn auf ein Paar Winterschuh', auf eine warme Bettdecken, oder — was die Genußsüchtigsten sind — auf etliche Pfeifen Tabak. — Ganz umsonst bittet freilich selten einer, wenn was da ist, aber ich hab' auch schon gehört, daß der Gemeindevorstand dem Bittsteller mit dem Stecken gedroht hat oder gar mit dem Ausruf erschreckt: „Das Bettelvolk, derschießen sollt' man's!"

Wieder mein Humorist, der krump' Serafin war's, der

dem fluchenden Bauer auf solche Red' einmal geantwortet: „Wahr ist's, Herr Gemeindevorstand, wahr ist's. Derschießen, das wär' das allerbeste!" —

Das sind nur wenige Streiflichter ins Leben der Armen auf der Bauernschaft.

Ich gebe zu, daß es viele Ausnahmen gibt, Gemeinden, die ihre unglücklichen, altersschwachen Mitglieder nicht verkommen lassen, Hausväter, die den Einleger mit Güte und Fürsorge behandeln. Manchmal denkt doch auch einer der Reichen an das Sprichwort, daß an keinem Hause der Geldsack hundert Jahre lang vor der Tür hänge, wie an keiner Familie so lange der Bettelsack. Aber selten, selten denken sie daran. Da gibt es Protzen auf dem Lande, die ihr Geld im Wirtshaus und Kartenspiel wie Spreu über die Tische werfen, jeden Anlaß bei den Haaren herbeiziehen, um prunken und flunkern zu können, die aber grob werden wie eine Lodenriffel, wenn einmal von der Verbesserung ihres Gemeindearmenwesens oder gar von der Gründung eines Versorgungshauses mit geregelter und gewissenhafter Verwaltung die Rede ist. Wenn man so einen Ehrenmann dann sprechen hört, ja da fehlt keinem Einleger etwas, oder er ist selber daran schuld, wenn's ihm schlecht ergeht.

„Nur probieren!" sagt der Jammerer Hans. — Das ist der zumeist ungehört verhallende Klage- und Anklageruf von Tausenden, die in unserem schönen, gesegneten Lande in unverdienter Not sind und keinen Fürsprecher haben dort oben, wo die Gesetze gemacht werden.

Brave Arbeiter, erst von Besitzern und dem Staate ausgenützt, und im Alter eine solche Verlassenheit! — Soll das so bleiben?

Andere Bettelleute.

Das Weiblein besitzt irgendwo ein Häusel, das sagt es selbst, nur weiß kein Mensch wo, kein Mensch hat es noch gesehen.

Da kommt es so ungefähr zweimal des Jahres herangetorkelt; es hat ein kurzes Lodenjöppl an und ein grauleinenes Kittelchen, das aber schon recht abgeflickt ist, so daß man eigentlich gar nicht mehr sagen kann: es ist ein grauer Leinenkittel, sondern: es ist ein zusammengenadelter Hadernsack. Die Schuhe, welche es vor Jahren von einem reichen Bauer geschenkt bekommen, „weil es mit demselbigen Bauer halt alleweil auf gutem Fuße lebt," sind mit Stroh umwunden, daß sie nicht so sehr Schaden nehmen auf den steinigen Pfaden dieses Lebens. Die Strümpfe — lassen wir die Strümpfe aus dem Spiele.

Eine geradezu wunderbare Kopfbedeckung trägt das Weibel, ein Überbleibsel aus alter Mode. Es ist ein brauner Hut mit einer nur kleinen runden Vertiefung, aber mit fabelhaft breiten, etwas abwärts laufenden Krempen, deren untere Fütterung in strahlenförmige Falten gelegt ist, so daß das Ding an einen ungeheuern Blätterpilz erinnert, zu dem das Weib nur der Strunk ist. Dieser Hut deckt das ganze Weibel und sein Eigentum. Ja, auch das Rückenkörbl deckt er zu mit all seinem Hab und Gut — sorglich verwahrt.

Man sieht überall die Sorgsamkeit und den Fleiß und die Klugheit; das ist ein musterhaftes Bettelweib. Ein

wenig gebückt ist es und einen Stock hält es in der knochigen Hand — aber das ist nicht der Bettelstab, sie sagt es selbst, sie ist keine Bettlerin, sie hat ein Häusel und geht nur ein wenig „sammeln“ zu den guten Leuten herum, die sie ja sonst auch zu Zeiten „heimsuchen“ muß. Den Stock hat sie nur, weil ihre Beine schon wackelig werden — mein Gott, den alten Leuten geht's halt schon so.

Noch bevor das Weibel zu einem Bauernhof kommt, liest es im Walde oder am Gehege Klaubholz auf und schleppt so einen Armvoll davon mit ins Haus. Es kann damit völlig nicht zur schmalen Tür hinein, und während es noch ringt mit dem Eingange, sagt es: „Gelobt sei Jesu Christi, da trag' ich Euch ein' Handvoll Brennholz daher; seid doch alleweil rechtschaffen gesund miteinander?“

Sie legt das Klaubholz ab, setzt den Korb auf den Herd und hascht freundschaftlich nach der Hand der Bäuerin. „Kennt's doch das Weibel noch,“ piepst es unter dem Hute hervorlugend, „bin ja dasselb' spaßig' Weibel, ich; sind ja zusamm' aufgewachsen im Bauerndienst; bin auch schon etliche Mal bei Euch dagewesen, habt's wohl ein großmächtiges Haus da und ein' Grund dazu; unsereine tät' sich ihre Finger all' zehn abschlecken, wenn sie so einen Grund hätt'! Habt es wohl recht derrat'n beim Heiraten, Bäuerin; unsereins muß mühselig herumhatschen unter fremden Leuten und der Herrgott hat das Stückl Brot halt auch nicht auf der Haselnußstauden wachsen lassen. Und da muß eins halt so daherhumpeln und ein wenig sammeln gehen. Zum Donner hinein aber, Ihr schaut's ja gar rechtschaffen gut aus!“

Die Bäuerin ist auch just nicht unfreundlich mit dem Weibel, sie hilft ihm reden von einem und dem andern, und endlich geht sie um eine Schaufel Mehl oder um ein Bröckel Schmalz und beteilt das Weib.

Dieses sagt vieltausend vergelt's Gott, lobt das feine Mehl oder bewundert das reine, frische Schmalz, und läßt einfließen, daß man wohl drei Pfarreien abgehen könne, bis man eine Bäuerin finde, die sich so auf das Schmalzbereiten verstehe.

Die Bäuerin sagt: „Wie Gott will!" möcht aber doch das Weibel überzeugen, daß sie in Erhaltung der Butter, des Selchfleisches usw. nicht geringere Geschicklichkeit besitze. Sie bringt sofort auch von diesen Dingen Proben, und das Weibl zollt stets seine unumwundenste Anerkennung.

Nun geht es aber an seinen Korb, nimmt Hüllen und Hüllen heraus, zieht nett geglättete Kleidungsstücke und einige zierlich in Lappen geschlagene Päckchen hervor und hebt endlich einen braunen Topf heraus, in welchen das Schmalz kommt. Dann sagt es: „Gelt, Bäuerin, du hast kein böses Aug' auf mich, wenn ich noch ein Eichtl raste da in deinem Haus?" Hierauf wickelt das Weibel vorsichtig ein Päckchen auseinander, und in demselben befindet sich eine kurze, zierlich geschnitzte Tabakspfeife und eine braune Schweinsblase mit Tabak. Da wird nun gestopft und Feuer geschlagen und — das Bettelweib raucht.

Es raucht täglich seine drei Pfeiflein, und es kann's gar nicht mehr lassen. Es sitzt da auf dem niederen Stuhl, den Ellbogen auf das Knie gestützt wie ein Mann; den Hut hat es an den Korb gelehnt und um den Kopf hat es ein Tüchl geschlagen. Es hat sich ganz häuslich niedergelassen und plaudert und schwätzt nun, daß schier oft das Pfeifel ausgeht. Es weiß alle Vorfälle und Ereignisse der Gegend, die entweder vor vielen Jahren oder erst vor wenigen Tagen geschehen sind; ja es weiß mehr noch, es sagt der Bäuerin in allem freundschaftlichen Vertrauen, was geschehen wird. Der wird sein Haus verkaufen, die wird heiraten, ein

anderer sterben, eine ledige Nachbarstochter wird das Wieglein brauchen in kürzester Frist!

„Geh'!" sagt die Bäuerin mit ungläubiger Miene, aber da läßt das Weibel Rauchwolken steigen, Rauchwolken — das ist Entgegnung und Behauptung genug, das ist Besieglung seiner Aussage. Im Falle die Bäuerin nicht ananwesend ist, erzählt das Weibl derlei sich selbst oder dem Korb und wackelt dabei mit dem Kopf.

Zuletzt sucht es gar seine Nähgeräte hervor und beginnt an den schadhaften Stellen der Kleider zu schaffen. Bis dann die Bäuerin am Herde Feuer macht und das Abendmahl kocht, ist die Alte noch immer da; es ist ihr so bequemlich und warm geworden, und da hat sie das Fortgehen vergessen. Die Bäuerin will daran auch nicht gemahnen, die arme Haut mag ausruhen; es wird ihr eine Milchsuppe angetragen.

Aber das Weibel sagt: „Vergelt's Gott, g'rad zum Betteln bin ich noch nicht und ich koch' mir schon selber was." Und es bittet sich ein Geräte aus, sucht wieder die Vorratskammer im Korbe hervor und kocht sich richtig eine ganz tadellose Schmalzspeise, wovon es der Bäuerin einen Teil zu kosten gibt. Auch den Löffel hat es selbst bei sich, es ist gar delikat und säuberlich mit allem und täte ja nicht mit jedem beliebigen Löffel aus jedem beliebigen Geschirr essen — die Leut' haben so ungewaschene Mäuler, meint es. Wie das Weibl nun im behaglichen Essen ist, sagt es zu sich spaßhaft: „So wohl, so wohl, mit dem Essen muß man sich erhalten; viele alte Weiber erhalten sich zwar mit dem Spinnen."

Und wenn es gar noch über die Nacht im Hause bleibt, so hat es wieder seinen eigenen Strohsack und seine eigene Bettdecke bei sich; alles im Korb. Das Weibel hat, wie es erzählt, ein einzigmal in einem fremden Bettzeug gelegen;

hätt' es aber durch die ganze Nacht ein Aug' zugemacht? Keine Menschenmöglichkeit!

So liebenswürdig und verträglich das Bettelweib sonst ist, aber ein einzig' Arg hat es, es weiß selbst nicht warum — mit Kindern kann es sich nicht begleichen. Es mag sie noch so zärteln und hätscheln wollen, alles umsonst; die größeren laufen davon oder verkriechen sich hinter die Mütter; die kleineren, die noch nicht laufen können, heben Lärm an. Eines aber bleibt wohl wahr, und die Mütter sagen es, scharfe Augen haben solche Menschen, die selbst keine Kinder haben, und mit diesen bösen Augen schauen sie den Kleinen manchmal übel an den Leib — weiß Gott! Manches dieser Weiblein fühlt sich durch den Umstand gekränkt, und es entschädigt sich anderweitig. Da findet sich auf all' den Wegen und Stegen des Hausierens wohl ein verwaistes Hündl oder Kätzl; das wird an Kindesstatt angenommen, und im Korb findet sich auch noch ein weiches, geborgenes Bettlein, und nun kann man sagen: das Weibel steht auch nicht mehr allein in der Welt.

So hilft sich der Mensch, der es in seinem Leben zu nichts hat bringen können, da er nun arm und einsam ist, der nicht einmal ein eigen Dach hat für den müden Leib — so hilft er sich in seinen alten Tagen. Wo er gute, barmherzige Leute weiß, die vergißt er nicht, denen hinkt er zu. Er legt sich die Sache so gut er kann. Er spielt noch als schwacher Greis mit dem Schicksal und lächelt. Er meint gar, er besitze was; er glaubt nicht, daß er Bettler ist; er trägt ja keuchend an seinem Eigentum, an seinem Korb, und er sagt auch noch im Scherz zu den Leuten, er habe irgendwo ein Haus; er sagt das so oft, daß er schier selbst daran glaubt, und nun glaubt er so lange daran, bis es wahr ist. Sie bauen ihm ein Haus, er legt sich hinein; der Korb, ja freilich, der

muß heraußen stehen bleiben, und der Bettelstab — — ach, es war ja nur ein Stock für die schwachen Beine! — Steckt ihn auf den Hügel!

Hat ja auch seinen Ehrentag, der Bettelmann. Wir kommen dazu.

Da war einmal ein Bäuerlein — es ist aber noch nicht so lange her, daß man es wie ein altes Volksmärchen „es war einmal" einleiten müßte. Allein es war doch einmal, denn heute ist es nicht mehr, und das ist ja die Geschichte.

So lange das Bäuerlein war, mußte es in den langen Abenden seinem Weibe zum Spinnen und Hemdenflicken das Spanlicht halten. Da seufzte es oft dabei und sagte: „Arbeiten, das wollte ich gern den ganzen Tag, aber am Abend, wenn andere Leut' Ruh' und Rast halten, noch spanleuchten müssen, das verdrießt mich. Ich wollt' mir sonst gar nichts wünschen, als daß wir ein Kerzenlicht kunnten brennen und ich dabei meine Ruh' hätte." — Das war das eine. Jetzt hätte der Alte aber richtig auch noch einen zweiten Wunsch gehabt, und der war freilich viel unbescheidener als der erste. Zu Fuß war er schon schwach. „Aber," meinte er, „nach dem Fahren in einem fürnehmen Wagen gelustet's mich gar nicht. Auch das Reiten wollt' ich gern' den hohen Herren überlassen — ich wüßt' mir was weit Besseres. Einen Tragsessel, und daß mich zwei Männer täten tragen, wohin ich wollt'. Das wär' eins, das!"

Es ist ihm groß schlecht ergangen, aber seine Wünsche haben sich erfüllt. Es kam eine Zeit, da ruhte er sich aus auf der Bank und neben ihm brannte ein Kerzenlicht; dann kamen zwei Männer mit einer Trage, und auf dieser trugen sie ihn hinaus.

O ja, auch die Bergarmen lassen sich gut geschehen, wenn sie einmal gestorben sind, und da genießen sie ein Ansehen und eine Ehre, wie vielleicht ihr Lebtag niemals.

Einer, um den sich kein Mensch je gekümmert hat, wenn er draußen stand am Zaunpfahl, oder am Feld die Steine hervorgrub, oder von Haus zu Haus wankte und um einen Bissen Brot bat, oder wenn er krank auf dem Stroh lag in der verfallenen Scheune — der ist jetzt der Mittelpunkt eines ganzen Tages, der Mittelpunkt von dreißig oder vierzig Menschen, die seinetwegen die Arbeit eingestellt haben und ihm ihr Gebet schenken und das letzte Geleite geben zu seinem Grabe, in dem er just so gut und reich und weich liegt, wie die stillen Nachbarn rings um ihn. O armes Menschenleben, welches auf dieser Welt nur einen einzigen Ehrentag hat. Und wohl ihm! Wenn wir die Leute betrachten, jeder hat nicht das Glück, mit Ehren begraben zu werden.

Sagt ihm das, dem Bettelmann, als letzten Trost, bevor er stirbt. Vor wenigen Tagen kam er müd' und matt ins Haus, bat nicht mehr um ein Stück Brot, um ein Tröpfel Suppe, wie sonst, sondern nur, daß er abrasten dürfe unter dem Dach. Man hat gemeint, ein Mensch wäre es doch auch, und hat ihn in ein Bett getan. Einen bösen Fuß hatte er, kein Mensch wußte wovon, keiner fragte danach. Der Bettler ist seit undenklichen Zeiten in der Gegend und gehört eben dazu. Weiter ist's nichts.

Jetzt aber scheint sich der Alte einmal einen guten Tag antun zu wollen. Er stirbt.

Liegt im Bett und stirbt.

Die Anwesenden zünden ein Kerzenlicht an, auch wenn die helle Sonne zum Fenster hereinscheint; solches wird ja zumeist mit einem Lappen verhangen, so sehr sich das brechende Auge oft auch noch sehnen mag nach dem lieben Lichte dieser Welt. Dann beten sie Sterbegebete, stets darauf achtend, wann der Sterbende seinen letzten Atemzug tut. Denn so lange er lebt, muß man den Menschen noch quälen mit

Stoßseufzern und Zusprüchen, in denen immer wieder von der Gefahr vor Teufel und Verdammnis die Rede ist, und ihn ängstigen mit allen greulichen Zeremonien des Todes. Erst wenn er dahin ist, fängt die Liebe an. Das Sterbegebet wird unterbrochen und die Beschauerin verkündet: „Er hat's überstanden."

Nun kommt ein Bub' mit dem Glöcklein und geht läutend dreimal um die Leiche herum. Dann sagt jemand: „Jetzt wollen wir unserem Mitbruder die Augen zudrücken, daß er schlafen kann, und mit heiligem Gotteswasser waschen und das Gewand anlegen zur Auferstehung am Jüngsten Tag. Der Herr sei ihm gnädig!"

Sie schneiden seinen Bart, sie kämmen sein fahles Haar. Dann bringen sie dem, der in seinen schlechten Lappen so oft gezittert hat vor Frost, ein Sonntagskleid; die Hose ist vielleicht vom Knecht, das Hemd und der Rock vom Hausvater, die Zipfelmütze vom Stallbuben. 's ist nur schade, daß er von diesem schönen Gewand nichts mehr weiß. Am Jüngsten Tage aber, wenn er von den Toten aufersteht und ihn der Richter frägt: „Bettelmann, von wem hast du den guten schwarzen Rock?" — „Vom Bergbauer, Herr, in dessen Haus ich gestorben bin." — „Und die schöne Zwilchhose?" — „Von des Bergbauern Knecht, Herr." — „Und die rotgestreifte Zipfelmütze mit dem großen Boschen (Quaste)?" — „Vom Stallbuben, Herr." — Da kommt's dann auf, und sehr zu rechter Zeit, daß die Bergbauernleute gar wohltätig gewesen sind. — Es ist gut, wenn man einen vorausschicken kann, der den Herrgott umstimmt . . .

Nach dem Waschen hat das Waschweib das Wassergefäß hinausgetragen und auf dem Steinhaufen zu Scherben zerschlagen — ein „Bedeutnus, daß es der Tote zum letztenmal gebraucht hat". Vor Zeiten sollen solche Scherben von

Hexen gesammelt worden sein, die damit allerlei Spuk zu treiben wußten.

Dem Verstorbenen werden noch etliche Palmwutzel (Blütenkätzchen der Weide, die am Palmsonntag geweiht wurden) in den Sack gesteckt, dann legen sie ihn auf eine lange Bank zur Bahre und bedecken ihn mit einer weißen Leinwand, dem „Übertan“. Diese Leinwand durfte von der Leinwandrolle ja nicht abgeschnitten, sie mußte abgerissen werden; das Knattern verscheucht die bösen Geister. Die zugedeckte Leiche überspannt man hernach mit einem Faden, der mit drei aus Wachskerzen gebildeten Kreuzchen befestigt wird. Das ist das Siegel Gottes. Das Licht, welches beim Verscheiden gebrannt, darf nun nicht mehr auslöschen; es wird an das Haupt des Toten gestellt, neben Kruzifix und Weihwasserkessel und muß brennen bis zum Begräbnisse. „Das ewige Licht leuchte ihm!“ — Tiefere Seelenstimmungen drückt der Bauer selten durch Worte aus, viel lieber durch Zeichen, und die Totenklage spricht er durch Zeremonien.

An jedem Abende während der Bahrzeit kommen Nachbarsleute, um die Nacht über bei dem Toten zu wachen, zu beten, zu singen, auch wohl zu essen und zu trinken. Denn, wo eins „auf Erden liegt“, da darf man nicht schlafen. Während ein Toter im Hause ist, werden in demselben und auf den dazu gehörigen Grundstücken keine knechtlichen Arbeiten verrichtet und geht jeden Tag eine Person in die Kirche, um eine Messe zu hören.

Dann kommt der Tag der Bestattung. — ’s ist der Bettelmann gewesen — aber denn doch auch ein christlicher Mitbruder, und wer weiß, ob man seine Fürbitte bei Gott nicht einmal zu brauchen hat! So kommen die Nachbarsleute herbei, um ihm die letzte Lieb’ und Ehr’ zu erweisen. Sie legen ihn in einen Sarg aus Tannenholz; ein Häuf-

lein Sägespäne ist sein Kopfkissen. Die wachsblassen Finger sind über der Brust ineinandergeschlungen. Das Antlitz — es ist nichts mehr als ein lebloses Bild von einem, den sie einst den Bettelmann geheißen, aber man will ihm noch allerlei andenken, anfühlen: eine süße Ruh', den Frieden, aber auch noch ein Nachdämmern von Leid und Weh', von genossenem Gut und Dankbarkeit, etwas auch von Anklage und Verzeihung usw.

Das ist allzu spät. Das hat früher gestritten, getragen, geweint — vielleicht verzagt — ihr habt es allein gelassen.

Der Dorfarzt erscheint, um zu sehen, ob der Mann denn auch wirklich tot sei. Zum Glücke: Ja.

Da kannte ich eine arme Greisin und hörte eines Tages, daß sie gestorben sei. Mir war leid, daß ich ihr nicht öfter, wenn sie mir begegnet war, eine Gabe gereicht hatte, ich hätte das Versäumte so gerne gutgemacht. Nach einiger Zeit stellte es sich heraus, daß sie noch lebe und gesund sei. Ich ging nicht hin, um ihr einen Liebesdienst zu erweisen — sie wird mir schon einmal begegnen, dachte ich mir. Sie ist mir aber nicht mehr begegnet, sie ist bald darauf wirklich, und zwar in großer Armut gestorben.

So sind wir. Der Mitmensch erschüttert unser Herz, wenn er stirbt, aber wenn er wieder aufersteht, findet er die alte Starrheit, wie sie zuvor war.

Also der Dorfarzt sagt: „Der steht nicht mehr auf!" und sie fahren in ihrem Liebesdienste fort. Sie legen dem Toten Heiligenbildchen, Rosenkranzschnüre und Blumen in den Sarg, dann sagen sie noch: „Behüt' dich Gott, Mitbruder, beim Jüngsten Gericht sehen wir uns wieder!" und nageln den Deckel zu. Auf den Deckel ist ein schwarzes Kreuz gemalt, das seine beiden Querbalken umarmend über die Seitenwände des Sarges hinablegt. Das Kreuz läßt

ihn nicht los, den alten Mann, aber jetzt bedeutet es kein Leid mehr, jetzt bedeutet es Schutz und Hut und Liebe.

Nachdem sie sich mit einem ausgiebigen Imbiß gestärkt haben, heben sie den Sarg auf die Türschwelle, und der Vorbeter sagt: „Gelobt sei Jesus Christus, daher kommen wir nimmer!“ und hernach tragen sie ihn — ihrer zwei und zwei — auf Bahrstangen der Kirche zu. Es ist oft ein weiter Weg dahin. Es ist der Brauch, daß man den Toten genau auf demselben Wege dahinträgt, den er im Leben mit Vorliebe zu seiner Pfarrkirche gewandelt war. Aber wer weiß das bei einem Bettelmann? Der ist wohl stets den Weg gegangen, an welchem die meisten Häuser stehen; so tragen sie ihn heute an den Häusern vorbei, und kein Kettenhund rast mehr, wie sonst, da der arme Mann genaht war, und keine Stimme zetert mehr über das lästige Bettelvolk — aber in mancher Brust wird ein Gewissen wach und hebt an gar leise, aber ernst zu mahnen, bis eine Träne über die Wange rinnt.

Seht, so kommt auch der Ärmste und Verlassenste zu seiner Träne.

Vornehmerer Bauern Leichen werden auf Wagen oder Schlitten befördert, und erweisen ihnen Ochsen oder Pferde die Ehre. Da trägt sich's nach dem Volksglauben aber manchmal zu, daß die Tiere das Gefährte nicht weiter zu ziehen vermögen — denn der tote Mensch ist etwas anderes als eine Fuhr Holz oder Korn. Da muß sich ein unschuldiges Kind auf den Wagen neben den Sarg setzen — dann geht's leichter.

Beim Bettelmann ist des schweren Gewichtes wegen keine Klage. Glücklich kommen sie zur Kirche, die sie mit einer Glocke begrüßt. Eine ist heute genug. „Weiß Gott, wer die eine zahlt!“ meint der Meßner. Der Priester kommt und spricht ein ziemlich stilles Gebet. Das Grab ist nahe

an der Kirchhofsmauer, an der dieser Mann einst gerne gelehnt, die Krücke an der Seite, den Hut in der Hand. Das Grab ist eng und tief. Mancher macht einen langen Hals und schaut hinab. — Hoch oben im Kirchturmfenster sitzt ein vorwitziger Junge. Der hat früher am aufgeworfenen Grab ein halbvermodertes Stück von einem alten Sarge gefunden, in welchem ein Astloch der Geheimnisse ist. Durch dieses Astloch guckt er jetzt vom Kirchturm, als sie den Bettelmann mit Stricken ins Grab hinablassen. „Von Rechts wegen" soll er jetzt durch das Loch die Engel und die Teufel sehen, die am Grabe um den Platz raufen, und sehen, welcher Teil den Sieg davonträgt — aber sein Auge hat leider schon ein verhülltes Geheimnis geschaut, seither ist es verblendet und sieht jetzt durch das Astloch nichts als die etlichen Bauersleute, die herumstehen, nach der letzten Einsegnung noch Erde und Weihwasser hinabschütten, sich dann langsam seitabdrehen und ihre Hüte aufsetzen.

Der Totengräber beginnt mit dem „Untermachen", er schiebt ein Brett aus, an dem sich der ausgehobene Erdhaufen gestaut hatte, und die Wucht rollt dumpf und schwer hinab, so daß das Grab in einem Augenblick mehr als zur Hälfte gefüllt ist. In einer halben Stunde ist der Boden wieder gleich und anstatt des Bettelmannes ist ein leichter brauner Erdhügel da, der in wenigen Wochen grün sein wird. Denn die Natur beginnt allsogleich mit der Urständ nach ihrer Weise. Der Tote wird verwandelt und beteiligt sich am Leben in einer neuen Form.

Aber die Natur ist es auch, die das Menschenherz so geartet hat, daß ihm mit solcher Auferstehung nicht gedient ist. Sie wird daher wohl ihre Wege finden, um dieses Herz zu befriedigen. Hätte ich nur das Astloch vom Jungen auf dem Kirchturme, ich würde vieles sehen und euch erzählen können!

Politiker.

Wie die Leute überhaupt Politik treiben, darüber ließe sich manches possierliche Kapitel stellen. Am possierlichsten aber treiben die Bauern Politik. Am Werktag tun sie's nicht, und daran unterscheiden sie sich von den Stadtleuten. Am Sonntag tun sie's, denn eine Unterhaltung muß der Mensch auch haben.

Sitzen ihrer etliche beim Jagerhansel in der Stube. Ein paar Stamperln Schnaps — und Tabakrauchen dazu. Der Roß-Masel ist auch da; kommt weiter herum in der Welt, der Masel, als die anderen, denn er ist Pferdehändler und hilft eigentlich dem Kaiser regieren. Wenn Kriegsrüstung ist, so wird der Masel befragt, wo in der Gegend die besten Rösser sind. Freilich, der Masel kann schon was wissen. Sagt aber nicht viel aus; kaiserlicher Geheimrat könnte er sein, so geheim hält er's mit der Politik. Ja, wenn der reden wollt'! Im Jahre Neunundfünfzig, wie wir mit den Italienern Krieg bekommen haben, hat er's monatelang voraus gewußt, aber nicht ein Sterbenswörtel geplaudert. Erst später hat er's gesagt. Im Sechsundsechzigerjahr hat er's vorausgesagt: die Preußen kommen! Und sind richtig gekommen. Über die Donau haben sie freilich nicht mögen, weil die Österreicher in Maria-Taferl mit den geweihten Glocken so viel geläutet haben, daß den Lutherischen die Kurasch ist vergangen! Das Läuten und das Beten, natürlich hilft's! Hätt' der Benedek bei Königgrätz aufs Beten nit

vergessen, es wär' anders ausgefallen. Der hat aber höllisch geflucht und sakermentiert. Na, so ist halt nachher die Sau fertig gewesen.

So pflegt es der Roß-Masel auszulegen. Aber erst wenn er ein paar Gläseln „Geist" in sich hat. Ohne Geist kann er nichts machen, der Masel, ohne Geist scheint er so wenig zu wissen, als die anderen.

Heute sitzt er unter den Bauern und erzählt. Sie sperren Mund und Augen auf, denn bei den Ohren allein können die Neuigkeiten unmöglich alle hineingehen, die der Masel vorbringt, sie sind zu groß.

Anfangs hat ihn der Zaun-Peter gefragt: „Nau, Masel, was gibt's Neues?"

Zuckt der Masel die Achseln und nichts weiter. Kommt das erste Glasel „Geist".

„Werden wir Krieg kriegen?" fragt der Peter.

Wieder ein Aufschupfen mit den Achseln: „Möglich ist's schon!" Und nichts weiter.

Nach dem zweiten Glasel tut er frischen Tabak in den Mund, denn Raucher ist er keiner, und fängt an: „Jetzt werden wir bald Sauerampferblätter beizen müssen; wie man hört, wollen die Ungarn keinen Tabak mehr ins Land lassen."

„Oho!" sagen die Bauern.

„Die Ungarn sagen, sie wollen mit Österreich nimmer zusammenhalten und sie wollen ihren König allein haben und erlauben es nit, daß er nebenbei auch noch Kaiser von Österreich ist."

„Sackra! nachher setzt's was!" knirschen die Bauern. „Jagerhansel, bring' noch ein Glasel!"

„Mit dem Russen, heißt's, soll's losgehn," bemerkt der Peter.

„Uns tut er nichts, der Russ'," berichtet der Masel, „aber auf die Bulgarner hat er's scharf! Die Bulgarner, das sind schon halbe Türken, die wollen dem Russen das Rußland wegnehmen. Da hat der Russ' gesagt: über mein' Leich' geht der Weg ins Rußland."

„Kann ihnen auch so passieren, wie den Franzosen, Anno zwölf," sagt der Peter, „daß sie einfrieren, und im Sommer, wenn sie auflannen (auftauen), sind sie hin."

„Kein Türk' ist sein Lebtag noch nit eingefroren," belehrt der Roß-Masel, „der weiß sich schon warm zu machen, mein Lieber, der tut sengen und brennen!"

„Haus Österreich hat aber doch dem Türken Bosnien wegtan," meint der Peter.

„Ist nur ein Köder, mein Mensch, nur eine Angel. Haben wir uns nur erst fest verbissen ins Bosnien, schwubs, wird der Türk anziehen und uns drin haben in der Türkei!"

„Ist mir auch recht," bemerkt jetzt der alte Wagner-Toni, „nachher geh' ich kirchfahrten nach Jerusalem ins heilige Land."

„Daß aber das heilige Land noch alleweil den Türkenheiden gehört!" sagt der Peter kopfschüttelnd.

„Weil sie's nit hergeben," belehrt der Masel. „Der Napoleon hat's eh haben wollen und hätt' dem Türken ganz Italien mitsamt der Romstadt geben mögen fürs heilige Land, aber der Türk' hat gesagt: Na, das Italien mag ich nit; sein mir z' viel Banditenrauber drinnen."

„Mit Haus Österreich steht Italien jetzt so weit gut?" fragt der Peter.

„Der Kaiser Franz Josef ist mein Freund, hat der alte Viktor Emanuel gesagt."

„Der Viktor Emanuel lebt ja gar nit mehr!" wendet der Peter ein.

„Ist alles eins, hat's halt der Piemonteser-König gesagt."

„Uh Narr, Piemonteser-König gibt's auch schon lang' keinen mehr. Nur einen König von Italien."

„Na, so hat's halt der gesagt," verbessert sich der Masel, „aber die Tiroler, sagt er, möcht' ich haben! Das sind schneidige Leut', und schießen können sie wie die Höllteufel, soll er gesagt haben."

„Ja, die Tiroler werden ihm was pfeifen. Die werden ihm's akkurat so machen, wie dem Franzosen, Anno Neun!" ruft der Peter. „Ins Gebirg, wenn die Bauern nit wollen, kommt kein Feind herein. Piff! Puff! Hei, das möcht' ich sehen, was mir so ein Wällischer ins Suppenhäfen zu gucken hätt'! — Schaut's die Schweizer an! Ein kleines Häufl, aber fest bleiben sie."

„Hast nichts gehört, Peter," sagt jetzt der Roß-Masel, „kürzlich hat ein reicher Engelländer das Schweizerland kaufen wollen. — Verkaufen tun wir's nit, haben die Schweizer gesagt, aber verpachten auf ein Jahr, wenn du willst, und kannst nachher in unserem Schneegebirg umsteigen, so viel du magst. — Ob er zum Schneegebirg den Schweizerkäs auch tät' dazukriegen? fragt der Engelländer. Nein, den müßt er sich extra kaufen. — Auf das hat sich der Handel zerschlagen."

„Schon sakrisch viel Geld müssen sie haben, die Engelländer," meint der Toni.

„Ist keine Kunst, Geld haben, wenn ich die vielen Soldaten und das groß' Kriegführerwesen nit zu erhalten brauch!" bemerkt der Peter. „Bei den Engelländern wirst nit so viel Krieg finden, wie anderswo!"

„Ich denk', Engel werden sie auch nit sein, und wenn sie zehnmal Engelländer heißen."

„Wenn's wahr ist!" sagt der Peter, „Engländer heißen

sie nit der Engel wegen, aber weil sie so viel ein enges Land haben. Lauter Wasser. Ist mehr Fisch als Mensch, der Engländer. Deswegen soll er auch so kaltblütig sein. Beim Franzosen, sagt man, ist's umgekehrt, der tut lieber fliegen als schwimmen."

„Daß die Franzosen halt alleweil noch keinen Kaiser haben, glaub' ich!" bemerkt der Toni.

„Brauchen keinen," belehrt der Peter. „Die Franzosen, die tun abwechseln mit dem Regieren. Heut' zum Beispiel ist's ein Doktor, der regiert gut; da kommt ein Kaufmann und sagt: Ich kunnt's besser! — Gut, sagt der Doktor, so setz' dich du herauf, und steigt vom Thron. Morgen kommt ein Landwirt, der schreit: Nix nutz, Kaufmann, wie du regierst! — Wer's besser kann, sagt der Kaufmann, der soll hergehen. Einer um den andern. So sollen sie's treiben. Ob's wahr ist, weiß ich nit."

„Krieg führen will der Franzos, hab' ich gehört, mit dem Preußen Krieg führen," weiß der Masel zu berichten. „Soll ihm letzlich einen Brief geschrieben haben, der Franzos, dem Preußen. Da drin soll gestanden sein: Preuß', mit dir hab' ich noch eine Abrechnung. Von Anno siebzig her. Jetzt hab' ich eine Million Soldaten und neue Kugelspritzen, die viel besser sind, wie dieselben von Anno siebzig. Jetzt wollen wir's wieder probieren, wenn du Schneid' hast! Gilt's? — Der Preußenkönig ist hundert Jahr alt, der hat ihm geantwortet: Es gilt. Aber wenn du so gut sein willst und etliche Wochen warten. Ich bin mit meinen Soldaten noch nit ganz fertig. Nachher wollen wir uns schon verläßlich einstellen. — Auf das geht der Bismarck her, zerreißt den Brief, haut mit seiner Faust auf den Tisch und sagt: Wir sind gestellt! Heut lieber wie morgen! — Der Franzos soll sich nit mehr gemuxt haben." —

So ungefähr schaut drin im Hirtengebirge ein politischer Diskurs aus.

In meiner Jugend kam eines Tages ein Handwerksbursche in unser Haus, der wußte zu erzählen, daß der böhmische König seine Hauptstadt Prag verspielt habe, und zwar beim Brandeln (ein beliebtes Kartenspiel) im Wirtshaus; aber man dürfe sich kein gewöhnliches Wirtshaus denken, sondern einen goldenen Palast, und die Spielkarten seien von Seiden gewesen. — Derselbe Handwerksbursche sprach auch folgendes Prophetenwort: „Bei der Achtundvierziger Revolution hat man die gezählt, die gefallen sind; bei der Achtundneunziger Revolution wird man die zählen, die lebendig bleiben.“

Daß Josef II. nicht tot ist, weiß man im Volke allenthalben, er ist nur irgendwo eingekerkert, aber wenn die Zeit kommt, wird er das Volk erretten aus Not und Bedrückung. Übrigens aber ist der Antichrist im Anrücken, der will nur eitel Geld und Gut haben und dem Papst sein Land und seine Schlösser wegnehmen und Gold und Edelgestein aus den Kirchen rauben. Aber der Erzengel Michael wird dem heiligen Vater all seine Besitztümer wieder zurückerobern.

So pflegen die Leute Altes und Neues durcheinanderzustellen und manchmal vielleicht sogar eines durch das andere bedeutsam zu machen. — In Kriegsgefahr, wenn viele Soldaten ausgehoben werden, steigert sich die Phantasie der Leute ins Ungeheuerliche. „Alles muß fort, alles was Hosen trägt. Auch die Weiber müssen mit den Ofengabeln ausrucken. Wien brennt. Drei Feldherren sind schon erschossen worden. Jetzt heißt's nimmer, die blaue Donau, jetzt heißt's: die rote Donau. Man darf kein Salz und keinen Tabak mehr kaufen, alles vergiftet! Der Garibaldi ruckt an, der soll gesagt haben: heuer wird ein gutes Jahr sein,

werden auf allen Lärchbäumen Österreicher wachsen!" Und so fort. Einer oder der andere hält eine Zeitung. Eine solche pflegt schon für sich zu übertreiben, der Bauer übertreibt weiter; wo sie aufhört, fängt er an, und mißversteht das Zeug und mischt allerhand durcheinander.

Manch alter deutscher Hintergebirgler, der sonst seine fünf Sinne ganz brav beisammen hat, wenn sich's um seine enge, greifbare Welt handelt, weiß heute noch nicht, daß ein Deutsches Reich existiert mit dem Kaiser in Berlin. Und er braucht's auch nicht zu wissen. Er ist im Steuerzahlen und Soldatenliefern ein guter Österreicher und in seinem Blute, in seinen Sitten urdeutsch. Er weiß auch das nicht; seine Sach' ist, daß er friedlich lebt und tüchtig arbeitet. Des Himmelkommens wegen muß er Sonntags fleißig in die Kirche gehen und des Durstes wegen auch manchmal ins Wirtshaus, wo nachher manchmal ein wenig in obiger Weise politisiert wird.

Was den Ernst anbelangt, weiß ich nur so viel: aus Kriegslust wird der Bauer nicht ausrücken, wenn aber der Feind einmal ins Land brechen will, dann nimmt der Bauer sein Beil oder seinen Knittel und schlägt gewaltig drein.

Da treibt er klipp und klar Realpolitik.

Die Komödiespieler.

Vieles ist von der „Kreuzschule" und dem Passionsspiele der Oberammergauer erzählt worden. Schlichte Bauersleute haben sich der dramatischen Kunst ergeben, und zwar nicht aus Gewinnsucht, Ehrgeiz, Passion zu ungebundenem Leben, oder wie die Triebfedern heißen mögen, die heutzutage so viele Unberufene dem Theater zuführen; auch nicht der Liebe zu dieser Kunst willen, die Liebe allein wäre hier zu wenig; wie viele Dilettanten gibt es, und ihre schöpferische Kraft ist nichtig! Die Bauern zu Oberammergau haben ihr Pfund von anderswo. Ihr Spiel ist ein religiöses Gedächtnis- und Dankopfer, sie spielen das Leiden und Sterben des Heilands so gläubig wie der Priester die Messe liest.

Wäre hier die Darstellung nicht merkwürdig, so wäre es zum mindesten der Darsteller. Dieser ist so fromm und echt, daß er ganz und gar in seiner Rolle aufgeht, so sehr darin aufgeht, daß er vielleicht auch außer der Bühne in seiner Rolle zu wandeln scheint und zum mindesten von den Fremden als Petrus, Johannes oder gar als Christus angestaunt wird.

Selbstverständlich stehen die berühmten Volksspiele an der Ammer nicht vereinzelt da, aber diese wuchsen als edler, hoher Stamm hervor aus dem Gestrüppe des spiellustigen, zu dramatischen Darstellungen stets geneigten, an kirchliches Gepränge gewöhnten Volkes der Alpen. Im Mittelalter haben sich's auch die Klöster angelegen sein lassen, diese

Neigung des Volkes zu pflegen und haben ihm biblische Stoffe zurecht gemacht zur dramatischen Darstellung, und die Leute sagten: „A guati Komödie is ma liaba, wir a Predi." Aber die Leute haben die kirchlichen Dramen allmählich umgedichtet, daß oft Ungeheuer daraus geworden sind; so haben die Priester diese Sache nicht mehr unterstützt, sondern unterdrückt. Daher ist im ganzen die Zeit der Bauernspiele vorbei, gleichwohl in den versteckten Bergdörfern von den Gletscherwässern der Schweiz bis zu den klaren Waldbächen der Steiermark hin manchmal noch ein wenig Komödie gespielt wird.

Es sind viele Hindernisse da. Erstens sind die Spiele beschränkt auf eine gewisse Jahreszeit. Im Advent, in der Fastenzeit bis zum weißen Sonntage kann zur Darstellung aus der heiligen Geschichte keine Lizenz erteilt werden, weil die heiligen Geschichten oft in unheilige auszuarten pflegen. Ferner verbietet sich's zu Zeiten, da die Scheunen voll Heu und Stroh sind, von selbst, weil ja die Schauspielhäuser fehlen. Erst im Frühjahre, wenn Garben und Heu dahin sind und zwischen den Bretterfugen die Sonne zur einen Seite hinein, zur anderen heraus schimmert, kommt die Zeit zum Komödienspielen. Die lustige, die erbauliche, die greuliche Zeit!

Jetzt sind seltene Gäste da. Grafen und Könige mit funkelnden Zackenkronen und blutroten Mänteln gehören noch zu den Gewöhnlichen, es müßte denn einmal ein Wüterich dabei sein, wie der Etzel, der da sengen, brennen, köpfen und spießen läßt, was beim Talwirt an Lämmern, Schweinen oder Geflügel zu haben ist. Da aber häufig schon die echten Fürsten kein Geld mehr haben, so kann man's den unechten nicht für übel halten, wenn sie „pumpen" oder beim Wirt am Freitisch sitzen. Der Wirt hat von ihnen ja doch seinen Gewinn.

Mehr Aufsehen im Dorfe, als die Könige, machen jedoch der „bayerische Hiesel“, die „Genovefa“ mit ihrem „Schmerzenreich“ und der schauderliche „Gollo“, der „Hans Wurst“, die „Adam und Eva“, der „Luzifer“ und gar der „Gottvater“. Auch diese Herrschaften haben zumeist Freitisch.

Die seltenen Gäste sind aber nicht weit her. Wer steckt dahinter? Das erzählt uns der Dorfdichter:

„Da Nochtwochta spielt in Erzengel mit Muat,
In Lucifar, den mocht mei Weib so guat,
Nau, und ih spiel in Gottvoda;
In Tod dabei, den gibt da Boda.
Ban boarischen Hiasl spielt 'n Rauba
Da Herr Notar Zwick wulta sauba.“

Der Erzengel Michael trägt aber verwunderlicherweise einen Schnurrbart, daher vor dem Beginne die Ansprache: Man möge Nachsicht haben, denn der Schnauzbart gehöre nicht dazu, aber man wolle bedenken, so ein Ding wachse nicht so rasch, als es weggeschnitten sei. Am leichtesten zu besetzen sind die Rollen des Adam und der Eva; Leute, die gerne in den Apfel beißen, finden sich immer.

Das Mysteriöse der heiligen Schauspiele ist heute schier verschwunden, hingegen kommt in denselben viel spaßhaftes Element vor. Der Fremde würde manches für eine Parodie auf die Bibel halten können.

Von einer köstlichen Naivität sind die in diesen Volksspielen vorkommenden Anachronismen. Das „Krippelg'spiel“ ist die dramatische Darstellung der Geburt Christi. Hier sind z. B. Maria und Josef in steierischer oder tirolischer Tracht, die Hirten von Bethlehem reden im steierischen Dialekt, die heiligen Engeln singen Almjodler, die heiligen drei Könige schmauchen gemütlich aus kurzrohrigen Pfeifen ihr Kraut.

„Willt du auch Tubak han?“ frägt der Schwarze unter ihnen leutselig den heiligen Josef.

„Bedank' mich,“ sagt dieser, „ich nit Tubak rauchen kann.“

Im „Passionsspiel“ kommt Judas der Erzschelm zur Tür herein und redet so die Pharisäer singend an: „Gelobt sei Jesu Christ, ihr lieben Herren!“

„In Ewigkeit, Judas, was ist dein Begehren?“

„Ich will Euch verraten den Herrn Jesum Christ, der für uns am Kreuz gestorben ist.“

Näch dem Tode Jesu kommt der heilige Gabriel zum Gottvater und erwähnt, daß eben Christus gekreuzigt worden wäre. Gottvater springt von seinem Throne auf. Da fragt der Engel verwundert: „Ja, ist dem Herrn das etwas Neu's?“

„Hol' mich der Teufel!“ ruft jener, „wenn ich ein Sterbenswörtl davon weiß!“

In einem tirolischen Passionsspiele kommt folgende Stelle vor: „Longinus mit der Lanzen sticht Jesum in die Wangen, daß er laut aufschreit: Gelobt sei die heilige Dreifaltigkeit!“

Das sind der Proben nur etliche von dieser Art Volksdichtung. Doch wird derlei heute mehr und mehr gestrichen, es ist aber schade d'rum, denn was übrigbleibt, ist oft fades, inhaltloses Wortgeklingel, das die Schauspieler eben nur durch Extemporieren mit allerlei Spaß und Spott zu beleben suchen. Das Würdigste und Ergreifenste ist immerhin das Passionsspiel, welches sich textlich an die Evangelisten schließt. Dieses Passionsspiel bleibt dem Darsteller stets ein heiliger Gegenstand, den er mit frommer Seele erfaßt, ihn vergeistigt und sich in ihm tatsächlich oft hoch über sich selbst zu heben vermag. Da wird die Dorfscheune zum Öl-

und Kalvarienberg und die Darstellerinnen der Maria, der Magdalena sind nicht mehr blöde Bauernmädchen, sie sind Schwärmerinnen und Hellseherinnen und zeigen eine wunderbar ergreifende Frauenhaftigkeit. Christus, zum Ecce homo ausgestellt voll Ergebung, und dann vor den Richtern und dann ans Kreuz geschlagen der blasse, edelgeformte Leib, der sein dunkelgelocktes Haupt gegen Himmel hebt: „Vater, in Deine Hände lege ich meinen Geist!" — und zur Brust neigt: „Es ist vollbracht!" — wer sehe es diesem Christus an, daß er vorgestern abends als übermütiger Bauernbursche im Wirtshause der Liebsten wegen einen artigen Raufhandel gehabt hat! — Man sieht hier, was Begeisterung aus dem Menschen machen kann.

Die Ausstattung ist auch bei den Passionsspielen einfach genug; doch ließ sich eine Gemeinde dafür immerhin gern etwas kosten. Es lebte der Glaube, daß in Gegenden, wo des Jahres wenigstens einmal das „Leiden-Christi-G'spiel" aufgeführt wird, die bösen Wetter den Feldfrüchten nicht Schaden tun mögen.

Ferner beliebt sind das „Schäferg'spiel", „der bayerische Hiesel", der „ägyptische Josef" usw. Die Künstler dazu finden sich stets. Sie leben zerstreut in der Gegend ihrem Berufe und versammeln sich alljährlich ein paarmal zu Proben. In Jahreszeiten, da die Arbeit nicht dringend ist, tun sie sich zusammen und bilden eine kleine Wandertruppe für die nächstliegenden Dörfer. Sie setzen dabei gewöhnlich auch „ihre Sach' zu", denn die Einnahmen („der Zuschauer gibt, was guter Will', hat er wenig nit, so geb' er viel") decken die Auslagen nicht. Selbst der Liebling des Publikums, der Lustigmacher, trägt einen fadenscheinigen Rock.

Wo eine lustige Gesellschaft beisammen ist, da wird

gern etwas Dramatisches hervorgeholt oder ausgedacht. Viele der althergebrachten Gesellschaftsspiele haben dramatische Form; die meisten derselben beschäftigen sich mit religiösen Dingen. Wer das „Bischofeinweihen", das „Lazarusbegraben" einmal mitangesehen, oder gar eine „Faschingspredigt" gehört hat, der könnte glauben, diese Leute seien die boshaftesten Antichristen, welche Bibel und kirchliche Zeremonie mit Hohn und Spott bedecken. Aber das fiele dem Darsteller nicht im entferntesten ein; er, dessen ganzes geistiges Leben fast nur in den kirchlichen Erscheinungen wurzelt, kennt eben für seine künstlerischen Bedürfnisse kaum eine andere Form als diese religiösen Gegenstände, die er also für alle Zwecke ausnützt.

In den Oberammergauer Spielen steht das dramatische Künstlertum des Bauers noch in schöner Vollendung. Sonst sinkt derlei heutzutage in den Grund. Der Geist der Zeit, oder besser, „der Herren eigener Geist", der alles gleich machen will wie der Tod, duldet keine solche Absonderlichkeiten mehr. Die Leute, teils gedrückt durch die wirtschaftlichen Zustände, teils aufgeregt oder zerstreut durch allerlei Neuerungen, teils von ihrer Priesterschaft im Zaume gehalten, haben keine rechte Freude mehr am Fabulieren und Spielen. Das Fabulieren überläßt man den „Großvaterleuten", die beim Ofen sitzen und von der guten alten Zeit erzählen; das Spielen den Kindern. Die wirklichen Tatkräftigen setzen sich — wollen sie ein Vergnügen haben — ins Wirtshaus zum Kartenspiel oder poltern auf den Kegelbahnen, oder schleifen auf den Rodelbahnen, oder verlangweilen sich den Sonntag in irgendeinem Winkel, wo sie die Beine von sich strecken und gähnen.

Und führen ein paar übermütige doch in irgendeiner Scheune ihr „Komödieg'spiel" auf, so werden sie von denen,

die abwesend bleiben, verspottet, von den Anwesenden heimlich bekichert oder hell ausgelacht.

„Die aber spotten und lachen, können es selber nicht besser machen!“ sang zu Wensgau einmal der „Narr“ auf der Bühne; da riefen sie ihm zu, er solle den Mund halten, heutzutag' brauche man zum Belehren keinen Gemeindenarren mehr, es sei sich jeder selber genug.

Aus diesem Wensgau wäre überhaupt in unserer Sache manches zu erzählen. Es existierte dort nämlich eine wunderbare Abart des „Paradeisg'spiels“*). Und das Wensgauer Paradeisg'spiel, mit welchem sich eine fröhliche Dorfgeschichte verbindet, soll hier dargetan werden.

Wensgau ist in einem Hochtale der Alpen gelegen. Die Bauern von Wensgau tragen silberne Knöpfe an den Westen und silberne Schließen an den Hüten. Und die Bäuerinnen von Wensgau tragen noch immer Goldhauben und Samtjoppen und Taffetschürzen und noch andere sehr wertvolle Dinge. Die Ada trägt heimlich gar ein goldenes Ringel am Finger.

Wer ist die Ada, weshalb trägt sie das Ringel? Und von wem? Und seit wann? Ja, lieber Leser, das ist eben die Geschichte vom Paradeisg'spiel.

Da vom Paradiese die Rede sein soll, so bringt es schon die Sache mit sich, daß wir mit dem Gottvater beginnen. Und der Gottvater zu Wensgau war der Großbauer Kirchrigler. Er war als Dorfrichter grau geworden. Wohl hatte der Kirchrigler erst seinen fünfzehnten Geburtstag gefeiert, und dennoch hatte er nicht allein schon einen Sohn, der beim Militär war, sondern bereits eine erwachsene

---

*) Das echte, aus dem Mittelalter stammende „Paradeisspiel“ wird im steirischen Kindberg noch fromm und schlicht von Bauersleuten aufgeführt.

Tochter. Der Kirchrigler war vor mehr denn sechzig Jahren am 29. Februar geboren. Aber der Kirchrigler behauptet, er hätte von Natur aus noch nicht graue Haare, doch das Richteramt sei voller Sorge und Kummer, das hätte ihm kein gutes Haar auf dem Kopfe gelassen. Der Kirchrigler war das Haupt der Gemeinde. Der Pfarrer war nur ihre rechte Hand, der Schulmeister ihre linke, der Erzengelbader ihr rechter Fuß und der Luziferschneider ihr linker. Die absonderlichen Namen kamen vom Paradeisg'spiel, welches seit undenklichen Zeiten in Wensgau aufgeführt wurde und wobei der Bader den Erzengel Michael und der Schneider den Luzifer gab. Der Bader kam bei dieser Namensaneignung vorteilhaft weg; denn eigentlich hatte er den Namen Esel-Bader bekommen, weil er, da er schwach zu Fuß war, stets auf einem Esel zu seinen Patienten ritt. Hingegen trug der Schneider außer seinem schwarzen Bühnennamen den wohlklingenden Titel: „Himmelschneider". Dieser Titel kam lediglich von seinem Ehrenamte, denn der Schneider war Kirchenpropst zu Wensgau und hatte als solcher die Meßgewänder, Fahnen, Altartücher und den „Himmel" (Baldachin) in gutem Stande zu halten, beziehungsweise in guten Stand zu setzen. Zwar schaffte er nebst solchen heiligen Dingen auch Beinkleider und Joppen für Menschenkinder, doch war er zu obigem Titel eines himmlischen Hofschneiders wohl berechtigt, und der Luzifer lief nur so neben mit her und ergriff bloß einmal des Jahres vollständigen Besitz von dem Schneider, zur Zeit des „Paradeisg'spiels".

Dieses Paradeisg'spiel war sehr alten Ursprunges. Es ging die Sage, unsere ersten Voreltern Adam und Eva seien nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese in dieses Tal von Wensgau her versetzt worden, hätten hier gelebt

und ihre Nachkommen hätten alljährlich zur Erinnerung an das Paradies ein Spiel aufgeführt, in welchem die Erschaffung der Welt, die Empörung der hoffärtigen Engel, der Paradiesgarten und der Sündenfall dargestellt wurden.

Und so sei dies Paradeisg'spiel hier entstanden und im Gebrauche geblieben.

Die Aufführung fand gewöhnlich zur Winterszeit, am zweiten Weihnachtstage statt, da hatten die Mitwirkenden Zeit, sich gebührend vorzubereiten und die Leute der Umgebung sich in Wensgau zu versammeln.

Der Kirchrigler gab seit vierzig Jahren den Gottvater und hatte sich so lange her weiße Locken angeklebt, bis ihm endlich selbst welche wuchsen. Mit solchen Rollen ging es freilich; der Gottvater und der Teufel sind nie zu alt und nie zu jung; der Erzengel Michael hilft sich zur Not mit Malerei; ganz anders aber steht's mit den Hauptpersonen, mit Adam und Eva. Eine und dieselbe Eva taugt nur für ein oder zwei Jahre, dann ist sie verheiratet, und so eine tut's nicht. Es ist noch nicht vorgekommen in Wensgau, daß eine Eva ledig geblieben wäre; es liegt auch in der Natur der Sache — Eva im Paradeisg'spiel kann nur die Schönste sein.

Jedes Jahr eine neue Eva, ein neuer Adam; das brachte die Direktion, und diese war der Luziferschneider, oft in große Verlegenheit.

Für dieses Jahr, von dem die Geschichte erzählt wird, hatte sich der Luziferschneider wohl schon ein Pärchen zusammengeguckt. Da war Alex, der Schulmeisterssohn, ein hübscher und lustiger Student, der für die Feiertage auf Vakanz daheim sich aufhielt, und da war Ada, die heitere, bildsaubere Tochter des Kirchriglers. Das war dieselbe Ada, die zuweilen heimlich das goldene Ringel am Finger trug,

so an Sonntagen, wenn ihre Hand keine Arbeit hatte und unter der Schürze sein konnte. An dem goldenen Ringel hingen, wenn auch unsichtbar, zahllose andere, eine ganze Kette, und das letzte Glied an der geheimnisvollen Kette war wieder ein sichtbares goldenes Ringel, und dasselbe steckte am Finger des Schulmeistersohnes. Sie hatten es so eingerichtet, und das war der Fehler an dem Wensgauer Gottvater, daß er nicht allwissend war.

Zum Glücke wußte der alte Kirchrigler auch von diesem seinen eigenen Fehler nichts und meinte, es müsse alles geschehen, wie er es wolle. War er doch Richter und Gottvater seit vierzig Jahren!

Heute, es war ein Sonntagnachmittag im Advent, saß der Kirchrigler in seinem Stübchen und blätterte in der Bibel. Seine Tochter war in der Christenlehre.

Draußen vor der Tür klöpfelte sich jemand den Schnee von den Schuhen. Der Luziferschneider trat ein: „Gelobt sei Jesu Christ! — Fleißig, fleißig, Kirchrigler?"

„Zwar nit gar recht viel, nur daß ich ein wenig ins Büchel guck'. — In alle Ewigkeit, Amen! — Steigst auch daher, Schneider?" so entgegnete der Alte und legte seine Augengläser zwischen die Blätter.

Der Angekommene, ein hagerer Mann mit einem blonden Spitz- und Backenbart, setzte sich sogleich zum Tisch. „Der Pfarrer soll sich den Chorrock selber über den Kopf streifen, wenn er mit seiner Christenlehr' fertig ist!" sagte er. „Unsereins hat jetzt anderweitig zu tun. Der Wirtfranzl läßt schon die Tanzstuben ausräumen, der Schulmeister den Engelmarsch einüben, der Bader malt ein neues höllisches Feuer; kehr' die Hand um, werden die Weihnachten da sein, und ich hab' noch keinen Adam und keine Eva. Kirchrigler,

ich kann dir nit helfen, deine Tochter muß her — den Adam will ich nachher schon auftreiben."

Der Richter hatte es gehört und trommelte mit den Fingern auf dem Buchdeckel. Er trommelte einen Marsch, und als er ausgetrommelt hatte, schloß er die Finger gemächlich in die Faust hinein und hob ein wenig den Graukopf. „Schneider," sagte er bedachtsam, aber mit einem Tone, der den Direktor nicht allzuviel hoffen ließ, „das Paradeisg'spiel ist in Rechten und Sitten aufgekommen, und ich halt' was d'rauf, und ich denk', so lang ich der Gottvater bin, wird der Namen Gottes nicht eitel genannt werden bei unserm ehrsamen G'spiel. Der Erzengel Michael hält sich gleichwohl auch brav; über den Luzifer läßt sich auch nichts Übles sagen, nur tust mir mannigsmal die Zungen ein wenig zu viel hervor. Das darf nit sein, Schneider; der Luzifer ist ein Engel Gottes gewesen, und ist er gleichwohl durch seine Sünd' häßlich geworden, so lese ich doch nirgends in der heiligen Schrift, daß er deswegen die Zungen heraushängen hat lassen. Nachher, Schneider, tust mir auch mit der glühenden Ketten ein wenig zu viel herum, daß man oft sein eigen Wörtel nit versteht. Nur daß ich dir's sag', kannst es dessentwegen halten, wie du willst, machst sonst deine Sach' recht brav. — Ist so weit alles in der Ordnung — bis auf Adam und Eva, das aber ist dir ein leichtsinnig Volk! Weißt ja, wie er allfort Hallotria treibt, bal er sie halst. Freilich, 's ist so das alt' Herkommen und man kann's nit ändern, darf's nit ändern, jedoch halben meine Tochter geb' ich nit her dazu."

„Wenn ich aber einen recht sittsamen Adam tät wissen?" bemerkte der Schneider.

„Ist der Adam wie der Will, meine Tochter geb' ich nit her!"

„Aber eine muß doch wohl sein, Nachbar. Und wenn ich schon der Spielerhauptmann bin, so kann ich doch hergehen und kann dich anreden: Gottvater, jetzt aber gleich auf der Stell' erschaff' mir eine Eva!"

Der Dorfrichter lächelte ein wenig, fuhr dann aber gleich wieder ernsthaft fort: „Na, na, Schneider, gescheiterweis; wenn eins auch das Hallotrieren nit abbringen kann und das Halsen, und was noch so mitgeht, und was die jungen Leut leicht auf zeitlich und ewig verführen kunnt', so läßt sich das Ding doch anders machen. Und so sag' ich dir eins, wenn ich dir nit zwei sag': Meine Ada kannst haben als Adam; für eine Eva dafür sorgst du; nachher sollen sie machen all' zwei, was sie wollen."

Jetzt trommelte der Schneider. Und als er eine Weile getrommelt hatte, stand er auf und sagte: „Wie du meinst, Richter. Wenn, da wir's vierzig Jahr' in Zucht und Ehren mitgemacht haben, jetzt das alt' Herkommen auf einmal nit mehr sittsam genug ist, so — — und daß g'rad deine Tochter um so viel besser als wie andere, daß — — und du glaubst, daß einer, mit so zwei Mädeln als Adam und Eva vor der Leut' Augen Wohlgefallen findet, wenn — — je nu, meinetwegen."

„Schneider," sprach der Kirchrigler darauf, „verdrießlich darfst mir deshalb nit werden. Einer so heiligen Sach' wegen heben wir keine Feindschaft an, und ob der Adam so ein Lausbub ist, oder ein Mädel, das wird den Leuten gleich sein."

„Glaub's nit," entgegnete der Schneider, „will aber sehen, ob's geht; ich tu', was ich kann; und dank' dir Gott, daß ich mich auf deine Tochter verlassen kann, so oder so. — Gelobt sei Jesu Christ!"

Der Schneider war fort. Der Dorfrichter schmunzelte.

So hatte er wohl auch das durchgesetzt, seine Tochter konnte mitspielen und war ungefährdet. Mit sich zufrieden, zwickte er die Augengläser auf die Nase, schlug das Buch auf, und sein Auge fiel gerade auf den Vers: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen formen nach unserem Ebenbild. Als Mann und Weib erschuf er sie.“

Da kam Ada von der Christenlehre heim. Sie war hold und frisch, ein aufblühendes Röslein mitten im Winter. Als sie durch die Stube ging, hatte sie die rechte Hand verborgen unter der Schürze.

„Nu, Mädel, was hat er heut' gesagt?“ fragte der Alte.

„Zum Fenster tät er kommen —“

„Wer, der Pfarrer?“

Der Schreck stieß dem Mädchen schier das Herz ab in diesem Augenblicke. O weh, sie hatte an jemand andern gedacht; wie eins nur so gedankenlos was daherreden kann.

„Nu, weißt es schon,“ fuhr der Vater fort, „ins Paradeisg'spiel kommst heuer hinein. Richt' dir ein weißes Hösel zusamm'!“

Ada war verwirrt; sie glaubte den Vater nicht verstanden zu haben; ein weißes Hösel trug in diesem Spiele doch nur der Adam.

Dem Schauspieldirektor selbst lag daran, daß er den Leuten bewies, der liebe Gott sei ein Schneider gewesen und habe gleich die ersten Menschen mit einem schneeweißen Leinenanzug bedacht —.

Die Zeit nahte. In der großen Tanzstube des Wirtfranzl wurden Proben gehalten; allein der Kirchrigler ging nicht zu den Proben; er wußte seine Rolle auswendig von Wort zu Wort, er war seiner Sache sicher. Nie bei den Proben zu sein und doch der beste Spieler, das war stets sein Stolz gewesen. Er kümmerte sich auch sonst niemals um

die Vorbereitungen, nur Ada fragte er jetzt ein paarmal, wie der Adam gehe. Nun, der ging gut; eine Eva war auch gefunden, und so übten sie sich Tag für Tag, und dann kam St. Michael mit dem flammenden Schwerte und trieb sie hinaus von der Bühne und hinein in die Rumpelkammer zu den alten Pferdegeschirren.

Der Luziferschneider und der Erzengelbader waren unermüdlich tätig. Es galt, neue Dekorationen aufzustellen und neue Kostüme zu bereiten. Für St. Michael war aus dem Kreisstädtchen eine Feuerwehrhaube verschrieben worden. Zu einem Schilde wurde ein großer Blechhafendeckel tauglich gemacht, auf welchen der Bader mit roter Farbe den „süßen Namen" malte. Der Schulmeister drillte seinen Chor, denn es sollte sowohl Gesang bei offener Szene als Musik in den Zwischenakten sein. Der Adam selbst hatte im Paradiese eine Hymne und zwei Vierzeilige zu singen, und dazu kam ihm Adas liebliche Stimme wohl zu statten.

Die Tochter des Dorfrichters war ja Kirchensängerin zu Wensgau, und auf ihren holden Tönen glitten an den Sonn- und Feiertagen die Gedanken aller Männer und jungen Burschen in den Himmel hinein. Wenn oben gesagt worden ist, wer den Kopf und die Glieder der Gemeinde vorstellte, so muß hier nachgetragen werden, wer ihr Herz war. Und das Herz der Gemeinde, an das sich all' das junge Blut herandrängte und von dem aus alles Herzige kam, war Ada, die Kirchensängerin, die Tochter des Dorfrichters.

Alex, des Schulmeisters Sohn, hatte drin in der großen Stadt viele Mädchen gesehen, aber keines war ihm in seinen Studien so hinderlich, als Ada von daheim. Es ging mit sonderbaren Dingen zu, in allen Büchern und Schriften, aus denen der strebsame Student mathematisches und technisches Wissen schöpfen wollte, war Ada, die Dorfrichters-

tochter. Er hatte einmal in den Ferien auf dem Chore ihren Gesang mit der Geige begleitet, und seither begleitete sein Gedanke sie auf allen Wegen.

Dann hatten sie die Ringlein getauscht und — doch jetzt ist das Christfest da und der Tag zum Paradeisg'spiel, jetzt ist keine Zeit für solche Geschichten.

Schon am Christtage abends kamen Weiber und Kinder aus den Nachbarorten an und nahmen Herberge in Wensgau bei Bekannten und Verwandten.

Nach dem Segen in der Kirche schleppten die Musikanten Pauken und Trommeln, Baßgeigen und Blechinstrumente in das Wirtshaus. Wer aber sonst auf den Tanzboden wollte, der wurde zurückgewiesen. Es war die Generalprobe, und Adam und Eva spielten im neuen Kostüme.

Der Kirchrigler ging, eine Pfeife rauchend, die Dorfgasse auf und ab. Er wollte zeigen, daß er nicht einmal auf die Generalprobe anstehe, daß der Gottvater bereits in sein Fleisch und Blut übergegangen sei. Dann setzte er sich ins Gastzimmer zum Herrn Pfarrer und redete mit vielbedeutendem Kopfnicken davon, wie das wohl was Großes und Ehrendes sei für Wensgau, daß das Gedenken an die ersten Tage und Dinge der Welt alljährlich so würdig begangen werde. — „Das wird einer nirgends so finden und da mag einer gehen schon gleich so weit als er will. Und wollten sie das Paradeisg'spiel auch wo anders aufführen, so dürfen sie's gar nit, der Bischof erlaubt's nit, gelt? — Weil's halt nirgends so schön und feierlich g'halten werden tät', wie da bei uns in Wensgau."

Deß stimmten wohl alle ein, die an den Tischen saßen.

Der andere Tag begann in neuer Erwartung. Der Vormittagsgottesdienst war kurz und teilnahmslos, der nachmittägige Segen fand gar nicht statt.

Mit lustigem Geschelle kamen Schlitten von den Nachbardörfern und von weiter her, und die Gaststuben des Wirtshauses füllten sich, und endlich drängte sich alles die Stiege hinauf in den großen Tanzboden.

Der Eintritt war frei. Vor Jahren war es einmal dem Krämer Louis eingefallen, man könne ja zum Paradeisg'spiel Eintritt zahlen lassen, das gebe gewiß eine Summe, womit man einen Teil der Gemeindeauslagen bestreiten könne. Auf diesen Vorschlag entgegnete der Dorfrichter: „Sind wir denn eine Bettelkomödianten-Gemeinde? Das alte, ehrwürdige Herkommen für Geld verschachern! Das wär' doch ein ewiger Schandfleck für Wensgau! So ein Krämer tät gar den Adam und die Eva im Paradeis verkaufen und den lieben Herrgott noch dazu!"

Der Luziferschneider stieß den Krämer heimlich, daß er still sein möge, und so ist Tür und Tor zum Paradeisg'spiel offen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Vor allem waren alle Dorfstühle und Bänke versammelt auf dem Tanzboden des Wirtfranzl. Gegenüber der Tür ging ein dunkelroter Vorhang nieder, auf welchem verschiedenartige und planlose Flecken und Flicken wohl das Chaos versinnlichen sollten, das vor der Schöpfung herrschte. Durch ein paar Dachfenster fiel noch ein wenig Tageslicht, doch waren die zwei Kerzen nicht überflüssig, die vor dem Vorhange brannten und unter der Aufsicht zweier Jungen standen, welche mittelst eines Schirmes je nach Bedarf Licht und Schatten auf die Bühne bringen sollten.

Unmittelbar hinter diesen Kindern des Phöbus kamen die Jünger Polyhymnias — der Schulmeister mit seiner klingenden Schar. Und an diese drängte sich, nach möglichst vorteilhaften Plätzen ringend, das Publikum in Haufen.

Zur selben Stunde noch schleppten drei bereits halb-kostümierte Männer eine bauchige Getreidewindmühle durch den Zuschauerraum und hinter den Vorhang. Kein Mensch wußte, wozu hier dieses Geräte dienen sollte, nur der alte Schuster Wenz behauptete mit ernsthaftem Gesicht, die Windmühle brauche der Gottvater zum Windmachen, und den Wind zum Wettermachen, und aus dem Wetter entstünde Luft und Wasser und alles, und nicht das Wort war im Anfange, sondern die Windmühle.

Der Zuschauerraum hatte sich gefüllt und man war halb und halb zur Ruhe gekommen; die Leute flüsterten erwartungsvoll oder machten heimlich Späße, oder schwiegen. Der Herr Pfarrer und die Vornehmeren aus den Nachbarschaften saßen in der vordersten Bank; die Großen von Wensgau waren noch kaum gesehen worden; ihre Tätigkeit war ja hinter dem Vorhange. Der Kirchrigler war noch gar nicht da, und die Musikanten hatten schon den dritten Marsch gespielt, als er in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt durch den Saal schritt. Alles drängte sich, ihm eine Gasse zu machen; viele grüßten, die meisten blickten ihn still und ehrfurchtsvoll an; er sah weder nach links, noch nach rechts, er fühlte bereits den Gottvater in sich, und unter dem eng zusammengezogenen Mantel trug er den langen, weißen Bart und das göttliche Kleid. Er hatte sein Kostüm zu Hause, zog sich stets zu Hause an; es schien ihm entwürdigend, bei den andern in der Ankleidestube sich vorzubereiten. Er mußte sich immer und allerorts als ganz und vollständig zeigen seiner erhabenen Rolle wegen sowohl, als wegen seines Dorfrichteramtes.

Hinter dem Vorhange klingelte es, da schwieg die Musik. Lautlose Stille, die Rückwärtigen standen bereits auf den Zehen und dehnten ihre Hälse.

Es klingelte wieder, und der Vorhang schrumpfte nach aufwärts zusammen.

Den Augen der Zuschauer bietet sich nichts Geringeres dar, als der Himmel. Der Hintergrund ist blau und mit Sternen besetzt; vor demselben der goldene Thron Gottes, er ist leer, aber drei Kerzen brennen an seinem Fuße. Ganz im Vordergrunde auf Wolkenballen liegen mehrere Engel in Strumpfhosen und mit goldenen Flügeln an den Schultern. Einige schnarchen, andere erwachen eben, richten sich halb auf und reiben sich die Augen.

„He!" schreit einer, „heut' ist blauer Montag; wer nit aufstehen will, der bleib' liegen!"

Ein anderer: „Wenn's der Gottvater sieht, so werden wir unsere Fetten kriegen."

Der erste: „Der Gottvater ist heut' nit zu Haus, der ist auf die Ster gegangen aus; der ist gegangen die Welt erschaffen, und will mit Himmel und Erden noch bis Samstag fertig werden."

Alle erheben sich in toller Freude: „Nachher haben wir nicht vonnöten, den ganzen Tag zu singen und zu beten, nachher laßt uns jubilieren und musizieren und hollodrieren, und schieben wir geschwind die Wolken zusammen, das wir einen schönen Tanzboden kriegen in alle Ewigkeit, Amen."

Der Erzengel Luzifer tritt auf mit goldenem Spieß und Schild und schwarzen fliegenden Haaren; das Antlitz ist scharf und dämonisch, obwohl man hinter der kühnen Malerei das harmlose Gesicht des Schneiders nicht ganz vermißt.

Der Erzengel Luzifer: „Da habt ihr recht, ihr englischen Brüder, tanzet und spielt und singt lustige Lieder. Wenn ich euer Herr und Gottvater wär': alleweil lustig täten wir sein, gebrat'ne Hendeln und den besten Wein und Feigen und

Cibeben woll't ich euch geben. Aber der alte Herr ist ein Brummbär, der kiefelt alleweil an seinem weißen Bart —"

Und so geht es fort. Luzifer zettelt gegen Gottvater eine Empörung an. Als Zwischenspiel kommt ein englisches Knäblein dahergeflattert und erzählt mit geflügelten Worten die Geschichte der Schöpfung und wie „mitten im Paradies steht ein einsichtiger Mann, der mag sich die Zeit nit vertreiben, eine Ripp' hat er, die er nit brauchen kann, damit tut ihn Gottvater beweiben".

Aber der Aufstand wächst, denn Luzifer verspricht auch den Engeln im Himmeln dasselbe, was Gottvater im Paradiese dem Einschichtigen tut, und da entsteht ein wildes Gejohle; schrille Musik fällt ein und Luzifer setzt sich stolz auf den göttlichen Thron.

In demselben Augenblicke hört man ein Donnern, die Lichter am Throne verlöschen und im Hintergrunde zeigt sich im Glanze mit wallendem Haar und Silberbart hoch und hehr — Gottvater. Er steht auf Wolken; er ist gehüllt in ein weißes langes Kleid, sein Haupt strahlt, sein Auge leuchtet, aber er spricht noch kein Wort; langsam erhebt er seine rechte Hand und winkt. Da erwacht von neuem das Donnern — es ist das Rollen der Windmühle; es blitzt, denn die zwei Lichtknaben vor der Bühne fächeln mit ihren Schirmen. Da naht der Erzengel Michael mit dem flammenden Schwerte, dem Hafendeckelschild und der Feuerwehrhaube, und verstößt Luzifer mit seiner aufständischen Schar aus dem Himmel in die unterste Hölle. Dann setzt sich Gottvater auf seinen himmlischen Thron und begrüßt mit tiefer, grollender Stimme, die durch den Bart fast erstickt wird, seine Getreuen und verkündet, daß „die Welt fertig mit Sonne, Mond' und Stern', und morgen ist Ruhetag, der Tag des Herrn!"

Da singen die Engel im Chor: „Ehre sei Gott dem Vater, und dem Sohn, und dem Heiligen Geist im höchsten Thron; Lob und Preis sei der Heiligsten Dreifaltigkeit von nun an bis in Ewigkeit.“

Damit schließt der erste Akt.

Manch' Knäblein oder altes Weibel unter den Zuschauern hat während des Spieles vor Rührung geweint, oder wohl auch gekichert über das Treiben der Engel, über so manch' spaßhaftes Wort, das im Himmel gesprochen worden. Nun sind alle wieder ruhig und in neuer, andächtiger Erwartung. Wieder spielt die Musik, wieder tönt das Klingeln und wieder schrumpft der Vorhang zusammen nach aufwärts.

Adam steht mitten in den Rosensträuchern des Paradieses. Er hat ein weißes Beinkleid und ein kurzes Jäckchen an. Das junge Gesicht ist wie „Milch und Blut“, die blauen Augen lächeln unschuldig, die dunkeln Locken wallen lose über die Achseln nieder. Es ist ein schöner Jüngling, man merkt es gleich, daß ihn der liebe Gott selbst erschaffen hat als Musterbild für die Tausend und Millionen anderen.

„Das ist die Ada, des Kirchriglers Ada!“ flüstert alles in Verwunderung. „Wenn das der Adam, wer wird die Eva sein?“

Adam singt zuerst, dann spricht er laut mit sich selbst, und nennt die Blumen und Früchte, die um ihn sind, und eine Anzahl Tiere. Man hört verschiedene Vogelstimmen, den Kuckuck, die Amsel, die Wachtel, den Finken; man hört aus der Ferne das Bellen der Rehe; man hört das Zischen der Schlangen, das Pfeifen der Habichte; man hört das Säuseln des Windes in den Gebüschen und das Rauschen eines Wässerleins.

Adam treibt Spiele mit den Blumen; er zerknittert ein Maßliebchen, rupft die Blütenblätter aus und sagt dabei: „Soll ich, soll ich nicht?“

Da teilt sich plötzlich ein Rosenbusch, Gottvater steht da und ruft: „Adam, bist du allein, wo ist die Eva dein?“

„Herr, sie schläft dort hinter dem Strauch, ich weiß nicht, soll ich sie wecken auf.“

„Wenn sie schläft, so laß sie schlafen, sie wird dir schon noch geben zu schaffen. — Adam, ich bin dein Herr und Gott, und daß ich mich überzeug' von eurer Treu', so trag ich euch auf ein Gebot. Siehst du, dort am Wiesensaum, Adam, steht ein Apfelbaum. Davon müßt ihr kein Äpflein brechen, die Stengel tun stechen, die Frucht ist der Erkenntnis Sam', der Unschuld Tod und des Lebens Not, die tät' euch schauderlich machen erbrechen.“

Adam verspricht, daß er schon aufpassen werde. Hierauf gibt ihm Gottvater noch einige väterliche Lehren, die in diesem Falle eigentlich mehr auf die Dorfjugend im allgemeinen gemünzt sind, als auf den durchwegs noch harmlosen Adam.

Die Tierstimmen schweigen, man hört wieder den Engelchor, und Gottvater verschwindet hinter dem Rosenbusch.

Nun geht Adam dennoch, die Eva zu wecken; man hört sie flüstern hinter dem Strauch. Der Vorhang fällt.

Der Vorhang zuckt krampfhaft empor, da geht eine Bewegung durch das Publikum. Der Rachen der Hölle hat sich vor ihm aufgetan. Überall ist schwarzer Rauch, sind blutrote Flammen, Drachen, Kröten und andere Untiere, phantastisch gemalt von dem sehr talentvollen Erzengel-Bader. Mitten in der Hölle steht eine schnaubende Esse und eine glühende Fleischbank mit Hacken, Zangen und Messern. Von allen Seiten hört man heulen und zähnklappern, und die

Lichtjungen vor der Bühne haben die weißen Schirme gegen rote verwechselt. Unter fürchterlichen Mißtönen trappelt nun eine Schar von Teufeln heran, mitten unter diesen der Fürst der Hölle, Luzifer, der sich sofort auf den Thron, die glühende Fleischbank, setzt. Er sieht ganz anders aus, als weiland im Himmel; die Farbe seines phantastischen Anzuges ist kohlschwarz und blutrot, um die rollenden Augen ziehen sich ein paar schwarze Ringe, und um das wüste Haar mit den wildragenden Hörnern schlingt sich eine goldene scharfgezackte Krone. Die linke Hand schleppt eine große Kette, die rechte hält als Zepter eine dreispießige Ofengabel.

Die Teufel umschwärmen seinen Thron und bedrängen ihn, sein im Himmel gegebenes Versprechen zu halten: „Verbrannt sind die Hendeln, im höllischen Feuer gebraten, der Wein ist hier auch nicht geraten, 's ist eine viel zu heiße Zeit, und verdorben ist uns alle Lustbarkeit."

„Der Alte, Eisgraue oben ist schuld," entgegnet der Luzifer mit schnaubender Stimme, „aber nur Geduld, Leutchen, nur Geduld; gibt's schon in der Höllen nichts zu lachen, so fahren wir ins Paradies, dort lebt ein Männlein und ein Weiblein, die sollen uns Unterhaltung machen. — Eva ißt die Äpfel gern."

Nun wird der Beschluß gefaßt, das Menschenpaar im Paradiese zu verführen. „Wer kann gut kriechen, hat eine glatte Haut und schmeichelnde Augen?" — „Ich, Herr!" rufen alle. — „So mag wohl einer als Schlange taugen. Leicht braucht er sich nit viel zu strapazieren, die Eva läßt sich gern verführen."

Zuweilen hüpft ein leichtfüßiger Lustigmacher hervor und gibt Schwänke zum besten, die sogar zweideutige Anspielungen auf mißliche Gemeindezustände zu Wensgau enthalten. Soll nicht sein das, und der Gottvater in seinem

Winkel ist sehr ärgerlich darüber. Mit dem Schneider wäre er heute zufrieden, der hütet sich sorglich vor aller Übertreibung. — Ein recht braver Teufel diesmal, sagt er zu sich selbst, aber den Lustigmacher hätt' ich gute Lust davonzujagen.

In der Hölle wird noch eine Weile Spektakel getrieben. Im Vordergrunde ist ein Teufelchen, das rührt in einem Kessel Schwefel und Pech durcheinander und denkt sich dabei die sieben Todsünden aus. Und wie es sie fertig hat, teilt es dem Höllenfürsten seine Erfindung mit. Luzifer entgegnet: „Deine Erfindung wird werden probiert bei den Menschen auf Erden, und schlägt sie ein, so sollst du in der Höllen mein Minister sein.“

Mit einem fürchterlichen Lobgesang auf den Höllenfürsten schließt der Akt.

Das Publikum ist sehr befriedigt und alles, auch der Teil, der die Komödie schon ein dutzendmal mit angesehen, ist gespannt auf den „Ausgang“. Die Burschen innern sich für die bisher noch rätselhafte Eva; andere freuen sich auf die Schlange und die Apfelgeschichte, und die älteren Männer und Weiber harren der Szene, wo Gottvater im heiligen Zorn den Adam ruft, den Fluch des Elends und des Todes ausspricht, und wo St. Michael kommt und das gefallene Menschenpaar, das nun mit Schrecken die Blößen bemerkt, die es sich gegeben, aus dem Paradiese treibt. Dann kommt zuletzt noch in bildlicher Darstellung das Tal von Wensgau, in welchem die Verstoßenen, Adam und Eva, sich ein Haus bauen — das erste Haus zum Dorfe Wensgau!

Gottvater rüstet sich hinter seiner Leinwandplache zur großen Szene. Der göttliche Zorn wird ihm heute nicht schwer werden, denn nicht allein die Anzüglichkeiten des Lustigmachers haben ihn verstimmt, sondern vielmehr noch

ein kleiner Verstoß, den er selbst im Spiele gemacht. Er hatte statt Adam einmal Ada gesagt und dadurch unter den Zuschauern ein Gekicher erweckt; er trug das m wohl durch einige Hm! Hm! nach — aber es war und blieb fatal, und einem Gottvater, wie dem Kirchriglerschen, sollte so etwas nicht passieren.

Da trat jetzt der Luziferschneider zum Gottvater, und indem er sich für seine nächste Szene zwei Hörner am Haupte befestigt, sagte er: „Kirchrigler, weil's schon spät wird und du's nit gewohnt bist, so lang' im Wirtshaus zu bleiben, und du etwa gern nach Haus gingst, weil dein Weib, hör' ich, auch nit ganz wohl ist, so spiel' ich im letzten Akt deinen Auftritt, wenn's dir recht ist; es sind nur ein paar Worte zu sagen und hab' selbunder sonst auch nichts mehr zu tun."

„Ich spiel' meine Rolle, wie's der Brauch," entgegnete der Kirchrigler.

„Deine Tochter tät' ich dir nach dem G'spiel schon ins Haus begleiten," sagte der Schneider.

Da sah ihn der Bauer befremdet an: „Was hast denn? Ich spiel' meine Rolle wie's der Brauch!"

„Rechtschaffen schön, Dorfrichter," versetzte der Spielhauptmann etwas verwirrt, „aber — wenn was sein sollt', weißt, übel aufmerksam tu' mir's nit; ich hab' mir einzig nit anders zu helfen gewußt — und das mußt bedenken, ich hab' getan, wie du's hast haben wollen." Die Hörner saßen fest, es klingelte, der Schneider eilte davon; der Gottvater sah ihm nach und schüttelte seinen grauen Kopf.

Nun kam der Erzengel Michael von der eigentlichen Ankleidekammer auf Gottvaters Seite herüber, denn das war die himmlische, von wo aus die beiden aufzutreten hatten. Der Richter zankte mit dem Bader der Feuerwehr-

haube wegen, die er nicht für passend fand, als sich der Vorhang auftat.

Das Paradies mit dem Rosengarten und in der Mitte ein Apfelbaum. Wieder die Tierstimmen und das Wasserrauschen. Adam und Eva treten sich umschlingend auf. Die Eva ist eine schöne, schlanke Gestalt in einem zarten, weißen Überwurf; ihre Wangen sind bräunlichrot, ihre Locken sind blond und ihre dunklen Augen blicken sehnsuchtsvoll dem Adam in die seinen.

Die Zuschauer sind überrascht — das ist ein ganz fremdes Mädchen, kein Mensch kennt es. Der Gottvater guckt wohlgefällig zwischen den Tuchwänden hervor.

Eva steht still und blickt gegen den Apfelbaum. Adam will weiter. „Komm, meine Süße, es singen die Vöglein, wir wollen mit ihnen loben den Herrn!"

„Adam, ein Frühstück hätte ich gern," entgegnet Eva. Der Kirchrigler stutzt ein wenig über die schöne, fast männliche Stimme.

Eva fährt fort: „Ei, schau, lieber Mann, wie sind die Äpfel so weiß und rot!"

O komm' mit mir, es ist ein Verbot! Wer von diesem Baum genießt, der ißt den Tod."

„Das kunnt ich nit glauben auf alle Mittel und Weis'."

„Gott hat's selber gesagt, ihm sei Ehr' und Preis!"

„Aber wenn ich dich bitt', wenn ich dich gar schön bitt', ich weiß, Adam, so versagst mir's nit!"

Der Dorfrichter hinter den Vorhängen spitzt die Ohren und macht immer größere Augen. Das Ding kommt ihm jetzt gar nicht richtig vor.

„Siehst du," fährt Eva fort, „da oben die schöne Schlangen!"

„O Eva, liebste Eva mein, laß dich nur nicht fangen!"

„Die Schlange lacht so süß herab, sie tut uns ein Äpflein brocken.“

„O Eva, liebste Eva mein, laß dich doch nicht verlocken!“

„Und wenn ich deine liebste Eva bin“ — sie blickt den Adam schmachtend an.

Dem Dorfrichter geht es heiß und kalt über den Rücken. „'s wär doch aus der Weis',“ murmelt er, „wenn er's richtig tät sein.“

„Und wenn du meine liebste Eva bist,“ sagt Adam, „so laß ich dich nimmer verderben.“ Da lispelt die Schlange: „O esset, ihr Kinder, esset die Frucht, ihr werdet deswegen nit sterben.“

„Und wenn ich deine liebste Eva bin — versetzt diese wieder und neigt sich zu Adam, und ihre Lippen berühren die seinen.

„Du Lotter, du Schulmeisterischer!“ führt jetzt der Kirchrigler los, reißt dem Erzengel das rote Schwert aus der Hand, stürzt mit demselben auf die Bühne: „Ist mir das eine Art, ihr nichtsnutzig Volk! Auseinander! Ich leid's nicht, und eher hau' ich das ganze Paradeisg'spiel zum Teufel!“

Die beiden jungen Leutchen fahren erschrocken in die Rumpelkammer hinein; im Zuschauerraume ist ein Geflüster und Gekicher und bald darauf ein gellendes Gelächter.

„Wart', Schulmeisterbub! Wart', du Himmelschneider, dir mess' ich's!“ ruft der Erzürnte und poltert den Fliehenden nach.

In demselben Augenblicke werden die Lichter ausgeblasen; da stößt der Gottvater im Finstern an die Windmühle, an den himmlischen Thron und an die höllische

Fleischbank, an alles mögliche, und die Bedrohten gewinnen Zeit, sich in Sicherheit zu bergen. —

Die Komödie war aus; sie war noch nicht aus, aber sie war aus.

Es war ein unsägliches Gehetz und Gelächter im Dorfe Wensgau. Der Gottvater war vernichtet für immerdar, allein dieser Umstand sollte der Herrlichkeit des Dorfrichters nichts anhaben. Der Kirchrigler hatte in derselben Nacht kein Stündlein geschlafen, und am andern Morgen noch vor dem Frühstück ließ er seine Tochter zu sich bescheiden.

„Hast mir eine saubere Ehr' gemacht gestern!" fuhr er sie an; „hast es brav heimlich gehalten, was du für eine Eva sollt'st haben; und das ganz' Dorf, die halb' Welt hat's gestern gesehen, was du für ein leichtsinnig Ding bist — nit so viel (er zeigte auf die Spitze seines Fingernagels), nit so viel besser wie die andern. — Dirn', ich straf' dich! — Ehr' und Rechtschaffenheit muß sein in meinem Haus, und was unrecht ist geschehen, das soll zu Rechten werden. Heiraten mußt ihn, den Schulmeisterischen!"

„Jeß Maria, Vater!" rief das Mädchen und fiel dem Alten um den Hals, „ich dank' Euch zu tausendmal."

„Was?!" sagte der Alte, ganz theatralisch einen Schritt zurücktretend, „du willst ihn heiraten, den Bettelstudenten, den Stadtspatzen! — Du, die einzige Tochter des Kirchriglers von Wensgau!"

„Aber auch Alex ist mein einziger Sohn," rief die Stimme des Schulmeisters durch die halbgeöffnete Tür herein, und nun kam gar der Schulmeister selbst festtäglich gekleidet nach, und an seiner Seite der Pfarrer und der Schneider. „Mein Einziger," fuhr der Schulmeister fort, „für den ich meinen ganzen spärlichen Erwerb eingesetzt habe, daß er was Rechtes hat lernen können. Gott sei Dank, fleißig, brav

ist er geblieben. Die Studienzeit ist für ihn nun zu Ende; gestern erhielt er das Anstellungsdekret als Hilfsingenieur bei der neuen Eisenbahn. Kirchrigler, ich bin hier, daß ich Euch für meinen Alex um die Hand Eurer Tochter bitte."

War ein Ausweg? Hatten sie es nicht gehört, wie er zu Ada rief: „Heiraten mußt ihn!"? — Zudem wird sein Hans bald vom Militär zurückkehren und Haus und Hof übernehmen; der bildet sich zuletzt gar was ein auf seine Schwester, die Frau Ingenieurin.

Der Dorfrichter ließ den drei Herren Wein und Brot bringen, aber er sagte nicht ja.

Er sagte aber auch nicht nein. Er sagte: „Wollen schon noch reden davon. Daß ich der Sach' nachgerade entgegen wär', dasselb ist just nit. — Dir, Schneider, aber sag' ich's: Das letztemal ist's gewesen; das Paradeisg'spiel wird nit mehr aufgeführt!"

„Hi, hi, jetzt erst recht!" lächelte der Luziferschneider.

Na, das war eine Komödie!

Die Hebmutter.

Die Hebmutter?

Ihr habt sie doch alle schon gesehen, die große, wohluntersetzte Frau, die gegen Weiber und Kinder sehr liebevoll ist und eine weiße Haube trägt! Am linken Arm hat sie immer einen Handkorb — klein zwar, aber geheimnisreich. Sie wohnt in einem Hause gegen das Ende des Dorfes hin. Das Haus ist ebenfalls klein und geheimnisreich. Die Frau wohnt einsam und allein. Es gehen oft Dinge vor in dem kleinen, verschlossenem Hause, manches Tränklein wird gebraut, manche Salbe abgesotten. Außen, über der bunt angestrichenen Tür hängt das Bildnis der heiligen Jungfrau mit dem Kinde.

Das ist das Schild.

Die Frau ist geachtet im Dorfe und gesucht. Junge Ehegattinnen sind ihre besten Freundinnen. Wenn eine Trauung stattfindet, so steht sie mit ihrem Handkorb schon an der Kirchentür und denkt von der Braut: Bislang bist du die Stolze gewesen und hast zu Fronleichnam nicht mit mir gehen wollen, weil du das Kränzel getragen und ich das Häubel. Du hast gern die Augen niedergeschlagen und hast mich nicht hineingucken lassen in dein Herzel. Das wird jetzt anders werden. Wohl wirst du die Lieb' deinem Manne gestehen, aber mir wirst du erst noch mehr gestehen!

Und noch vor Abend weiß sie einen Moment zu erhaschen, um der Braut zuzulispeln, wie es mit ihrem Kränzl

zu halten ist. Nicht auf einmal muß das verknittert und verdorben werden. Zuerst ein Blättl loslösen, dann ein Zweigl umbiegen, dann ein Knöspl entfalten, dann das und das —

So muß man's halten mit dem jungfräulichen Hochzeitskranze.

Und die freundliche Frau gibt dem jungen Weib noch andere Ratschläge.

Die Braut sagt: „Wozu brauch' ich denn das zu wissen?" schlägt aber die Augen nieder.

Wohl plätschert der Hausbrunnen manchen Tag und manche Woche, ehe sich etwas ereignet, was da aufgeschrieben zu werden verdient im Buche des Lebens.

Eines Morgens aber klopft es denn doch an der Tür der Hebmutter.

Die junge Bäuerin ist da.

Heute schlägt sie die Augen nicht mehr nieder; mit Offenherzigkeit erzählt sie ihr innerstes Empfinden.

Und die würdige Frau gibt heute keine Ratschläge mehr, sondern Verordnungen.

Die Bäuerin darf, abgesehen von anderem und anderem, nicht in die Sonne blicken, nicht ein einzelnes Auge zudrücken und das andere offen halten, keinem Hasen nachsehen und im Falle eines jähen Schreckens mit der Hand das Antlitz nicht berühren. Sie darf, selbst wenn es ihr sehr danach gelüsten sollte, nicht einmal Kreide oder Wagenschmiere essen, auch nicht Baumwolle.

„Ja da will ich dir gleich was erzählen," sagt die Hebmutter, „man darf nicht viel Spaß machen, und ich vergess' dieselb' Begebenheit mein Lebtag nicht. Kennst du die Schwaigraiterin in Mitterberg? Gelt? Schau, wie die zum erstenmal auf schwerem Fuß herumgegangen ist, hat

sie einmal einen halbnackten Bäckergesellen gesehen und ihr ist die Lust kommen, daß sie dreimal in seine Schultern beißen möcht'. Darauf hat sie ihren Mann kniefällig gebeten, er möcht' ihr das doch zuweg' bringen, sonst müßt' sie sterben. Richtig hat der Schwaigraiter dem Bäckergesellen für den Biß fünf Zwanziger versprochen und ist der Bäcker bereit gewesen. Ja, du lachst gar. Zwei Biss' hat er ausgehalten, für den dritten ist ihm der Schmerz schon zu groß worden und er hat gesagt: ‚Schwaigraiter, ich halt nimmer still, dein Weibl hat verschnalzt junge Zähn'!' Da hat sie sich müssen zufrieden geben. Was meinst, das geschehen ist? In fünf Wochen drauf ist die Schwaigraiterin mit Dreilingen niedergekommen — zwei davon haben am Arm Zahnbisse gehabt, das dritte ein rotes Muttermal."

Und die Hebmutter verbürgt das Erzählte.

Dann vergeht wieder eine Zeit.

Endlich einmal mitten in der Nacht wird die Hebmutter geweckt, sie möge allsogleich zur jungen Bäuerin kommen.

Sie nimmt ihren Handkorb und eilt zur jungen Bäuerin.

Um diese sind bereits zahlreiche Weiber versammelt, auch die Godl ist schon da, und es wird viel gelispelt und geheim getan. Indeß, das Ereignis des Hauses ist vorüber, die Engel haben ein Kindlein gebracht, oder es ist auf einem Kochlöffel die Mur oder Mürz herabgeschwommen, oder eine Taube hats zum Rauchfang hereinfallen lassen — kurz, das junge Wesen ist da und befindet sich bald darauf in den Händen der Hebmutter.

Ein Privilegium dieser ehrenwerten Frau berechtigt sie, daß sie gebieten kann, von allem, was im Stübchen geschieht, zu schweigen. Sie leidet keine müßige Zeugenschaft, keine fremden Gesichter.

Wie ist es einmal der Baronin vom Schlosse drüben ergangen?

Sie wurde von einer reichen Bäuerin zu Gevatter gebeten und kam dann auch zur betreffenden Stunde in Goldschmuck und rauschenden Gewändern würdebewußt zu der Wöchnerin, um das Kind unter die Taufe zu halten.

Die Hebmutter war eben beschäftigt, das Kleine in einem Waschbecken zu baden und murmelte dabei Gebete. Sie flehte alle Planeten an, daß sie sich den jungen Weltbürger empfohlen sein lassen wollten; sie legte hierauf das Kind nackt auf den Fußboden und machte von demselben weg drei große Schritte nach rückwärts, um bildlich darzutun, daß es einmal allein und selbständig dastehen werde auf Erden, daß es sich selbst zu helfen suchen müsse. Bei dieser Handlung zeigt es sich auch maßgebend, ob der junge Mensch friedfertig oder händelsüchtig, von ernstem oder heiterem Temperamente werde, je nachdem er sich auf dem Boden ruhig oder schreiend und zappelnd verhält.

Die Frau Baronin sah diesen Dingen nicht ohne Befremden, aber doch lächelnd zu. Plötzlich wendete sich die Hebmutter, hüstelte, und ohne alle Umschweife spuckte sie der Baronin gerade ins Gesicht. Diese tat einen Wehschrei und taumelte ohnmächtig zurück. Wohl sprangen sie ihr bei mit Wasser und scharfen Tropfen, wohl warf sich die Hebmutter vor der Tiefverletzten auf die Knie und flehte um Verzeihung: Ihre Gnaden hätten mit beiden offenen Augen so auf das Kind hingeschaut und Ihre Gnaden seien doch eine Fremde im Hause, und darum habe sie, die verantwortliche Hebmutter, nicht anders gekonnt und habe, um die Folgen des ‚bösen Auges‘ von dem Kinde abzuwenden, das Unerhörte tun müssen, und sie lasse sich dafür totschlagen, aber sie bereue es nicht; es gäbe eben kein anderes Mittel

gegen das ‚Verschauen' und ‚Verschreien', und das sei gottswahrhaftig und dafür lasse sie sich rädern und das sei ihr heiliges Vornehmen bis in die Ewigkeit hinein.

Die Frau Baronin war sich heilig bewußt, kein „böses Auge" zu haben, aber es wird jedes fremde Auge, das aufs Kind fällt, so genannt. Halb betäubt ließ sie sich in ihr Schloß befördern und ihre Kammerfrau mußte an ihrerstatt die Patenstelle vertreten.

Das aus dem Leben der Hebmutter. Nie läßt sie die gewissenhafte Erfüllung ihres Berufes aus dem Auge und nie ihren Handkorb.

Es wären noch andere Dinge zu verzeichnen, die jedoch, wie man sagt, nicht aufgeschrieben werden können.

'S mag sein, 's mag sein; ich weiß es nicht.

Die Godl.

An demselbigen Tage, als die junge Thalfriederin Hochzeit hielt, sind die Schwalben gekommen. Seitdem haben sie sich eingenistet auf dem Giebelboden des Hauses, durch dessen Dachfuge sich zuweilen ein Sonnenfaden spinnt in das gewahrsame Nest. Frau Schwalbe ist ein klein wenig unwohl; der Ammer und die Amsel kommen geflogen zum Nest, zu sehen, wie es ihr bekommt, der Gevatterin.

Der Tausend! Jetzt schwätz' ich von Vögeln, und ich hab euch von Menschen erzählen wollen! Zuvörderst von der jungen rosmarinfrischen Talfriederin. Sonnabend ist's; ein Juliabend, so süß und liebhold, daß man meint, die ganze Welt gehe Arm in Arm mit ihrem Geliebten — dem lieben Herrgott — im Garten spazieren. Die Talfriederin aber geht allein, nimmt nicht einmal ihren jungen Gatten mit, singt und trillert auch nicht wie sonst, wenn sie über die grüne Wiese hüpft. Nein, die hat heute ein Anliegen.

Zum Nachbarhofe geht sie, mit der Nachbarin hebt sie an zu plaudern, zuerst laut und lachend, dann ein wenig leiser und zuletzt nur mehr wispernd und flüsternd. — Und gerade das geheimste Geflüster weiß ich zu erzählen. „Laubhofbäuerin" sagt man sonst zu der Nachbarin, welche die Talfriederin heute besucht, aber diese nennt sie „Liebhofbäuerin", und 's ist doch nicht ihre Schwester, nicht ihre Jugendfreundin, nur die ehrsame Nachbarin. — „So nicht weit um die Faschingstäg' herum wirds halt fallen," flüstert

die Talfriederin und legt ihren Blick auf den Boden, wo die Schuhspitze mit einem Holzsplitterchen Händel hat, „und daß ich dirs nur redlich sag', Liebhofbäuerin, oftmalen hab' ich mirs schon vorgehalten im Gedanken: wenn ich einmal wen sollt' brauchen, die Hofbäuerin müßt's sein, zu der hätt' ich das Vertrauen; keine andere tät' ich bei meiner Treu' gar nicht mögen —"

Es ist in der Küche; Mägde gehen ab und zu; die hantieren emsig am Herd, bei der Holzasen, beim Abwaschtrog; tuns aber mit möglichst wenig Geräusch und spitzen insgeheim die Ohren.

Die Talfriederin merkt das wohl, oder sie ahnt es vielmehr, darum ein wenig vernehmlicher zur Liebhofbäuerin: „Ja, und desweg', ich sag' dirs, Nachbarin, und du kannst mir's nit glauben, was das Jahr mit dem Kohlkraut für ein Kreuz ist! — Die Würmer fressen mir's schier bei Putz und Stingel!" — Und dann, da die Mägde wieder ein wenig achtloser sind, flüsternd: „Auf Windelzeug brauchst nit zu denken, Liebhofbäuerin, das schneid' ich mir schon selber zu, nur sonst tät' ich mich verlassen auf dich und ich bitt' dich gar schön!"

„Selb' freut mich, selb' freut mich rechtschaffen," versetzt die Hofbäuerin, „und schenkt uns der lieb' Herrgott das Leben, so erweis' ich dir's von Herzen gern, und ist die Zeit da, so laß mir's nur sagen."

Sie lispeln noch lange und plaudern laut von den Hühnern, Dienstleuten, Schweinen und was in der Wirtschaft vorkommt, und es hebt schon zu dunkeln an, als die Talfriederin treuherzig „Behüt' dich schön Gott, Gevatterin!" sagt und nach Hause eilt. Sie singt und trillert unterwegs, wie die Grillen im Grase; das Anliegen ist behoben.

Kümmert euch um die nächsten Monate nicht; sie sind eine freudvolle, leidvolle Zeit. Die Schwalben ziehen mit ihren flüggen Jungen ab, aber weit ehe sie wieder kommen, wird im Talfriederhofe ein ander' Nest genistet, zwitschert ein ander' Junges.

Da ist der Tag, an dem die Liebhofbäuerin ihr Amt antritt. Im festlichen Aufbausche kommt sie gerauscht. Sie kommt als Gevatterin und als „Godl" (Patin). Hat einmal einer so einen Godlanzug untersucht, hat von außen nach innen neun Röcke gezählt und ist dem Anstande noch nicht zu nahe gekommen! Die Hofbäuerin erscheint heute im Talfriederhause als ein gedoppeltes Wesen. Der Wöchnerin gegenüber, wie schon bemerkt, als Gevatterin mit praktischen Ratschlägen wohl versehen und überall beispringend, im Wettkampfe mit der Hebmutter die alte Sitte, die Schicklichkeit überwachend. Das ist ein wichtig' Amt, gehört eine ein- und umsichtsvolle Frau dazu. — Dem Kinde gegenüber aber erscheint die Hofbäuerin als Godl ausgerüstet mit aller Fürsorge und Liebe und Zärtlichkeit, mit kräftigen Segenssprüchen und weichen Windeln und endlich mit einem zierlichen Paketchen, gewahrsam verschlossen und hellrot bebändert, in welchem — nein, alles ausplaudern, das nicht.

Ich sage nur das: es ist sehr unartig von dem Neugebornen und es verrät wenig Erziehung, daß er der vortrefflichen Godl so häßliche Gesichter schneidet und ihr allbeide Ohren vollschreit von Dingen, die weder sie, noch er selbst versteht.

Doch man sieht dem Jungen viel nach und er wird trotzalledem in eine weiße „Fatschen" mit einem roten Streifen gewickelt, es wird ihm ein Häublein über den Kopf gestreift, das in seiner weißen, blauen und roten Schönheit allein schon der Mühe des Geborenwerdens verlohnt.

Und weit mehr noch, der Junge wird in die milbreiche Verwahrnis der Godlarme gebettet und zur Kirche getragen. Wer ist es, der ihn vom Teufel lossagt, zu dem er gekommen, er weiß selber nicht wann und wie? Die Godl. Wer ist es, der ihm den Eingang in die Kirche vermittelt, die er benötigen wird, er weiß selber noch nicht warum? Die Godl. Wer ist es, der ihm den Namen zuteilt, den er einst zu einem guten oder schlechten machen wird? Die Godl. Wer ist es endlich, der den jungen Erdbewohner unter das heilige Taufwasser hält, damit der „Heide" weggeschwemmt werde? Die Godl ist es. Und wer ist es zuletzt und allerletzt, der statt des Kleinen dem Pfarrer einen Zwanziger gibt für die heilige Taufe? — Kein Mensch kann jemals seiner Godl all' die Guttaten erstatten. Ein Nichtsnutz, wer einer umfangreichen Godl mutwillig die Röcke zählt; der Umfang berechtigt sich, sie hat ein großes Herz!

Es bleibt aber nicht bei dem allein. Kaum die Oktav vergeht, erscheint ein gewichtiger, hoch aufgegupfter verhüllter Korb im Talfriederhofe. Das feinste Backwerk, die größten Eier, die süßeste Butter, das fetteste Huhn! Säugling, Säugling, dir gibt Gott deine Zähne um ein gut Jährlein zu spät. Aber beruhige dich, deine Mutter hat deren einen Mundvoll, und was im Korb, kommt doch dir zugute.

Der Kleine — welchen Namen hat ihm die Godl beschert? ihr Mann heißt Josef; ist ihr denn, und mit Schick, der Josef auf der Zunge gelegen — der kleine Josef gedeiht recht prächtig; und alle Weihnachten kriegt er von der Godl sein Kletzenbrot, und alle Ostern seine roten Eier, und alle Pfingsten ein Körbchen Kirschen, und zu Allerheiligen ist ihm ein schön geflochtener, zierlich durchbrochener Allerheiligenstritzel gewiß. Und so oft der „Sepperl" in das Laubhofbauernhaus kommt, wird ihm ein „Sträublein" (Eier-

kuchen) gebacken und fein gezuckert vorgesetzt, und was er nicht an der Stelle mag verzehren, das steckt ihm die Frau Godl in den Sack. Und so oft ihm die Godl auf dem Schul- oder Kirchenweg begegnet, mag er schon lugen nach einem Kreuzer oder — kann er schön bitten — gar nach einem funkelnagelneuen Gröschlein.

Der Josef wächst „wie die Rüben auf dem Feld", und auf einmal bekommt er vom Schuster ein ganz närrisch' Paar Schuhe. Diese Schuhe laufen aus in der Nacht, aber nicht zu der Liebhofbauern-Godl, zu einer andern; laufen endlich gar am hellichten Tag zu ihr, es sind wunderliche Schuhe, es sind herzensgute Schuhe, es sind arge, böse Schuhe — es sind Freiersschuhe.

Die Liebhofbauerngodl geht das aber auch was an. Was sie wackeln kann, wackelt sie zum Krämer, kauft ihm all' seine Samtblumen und Papierröslein und Seidenbänder mitsamt den Schachteln weg, kauft ihm die feinste Leinwand ab, es ist schier keine fein genug, sie gehört ihrem Göden (Täufling) zur Brautpfaid.

Und am Hochzeitstage ist es auch, daß die Talfriederin ihrem Sohne ein gewahrsam verschlossenes, hellrot bebändertes Paket zusteckt. Es ist aber nicht von der Mutter, es ist von der Godl. Die Braut, die heute alles aufmachen darf, was kommt und schon da ist, öffnet das Paket. Ein paar hellichte Taler zwinkern ihr zu, oder gar ein rotwangig Dukatlein, und in einen heiligen Josef ist das Geld gewickelt; das Heiligenbild hat das Geld bewacht, daß kein böser Feind es hat anblasen mögen, daß es rein ist verblieben und ohne Verlockung und böse Begier, und daß der Segen Gottes daran hat gehalten bis zu diesem Tage; denn das Patengeld, das „Kresengeld", eröffnet zum guten Anfang die Ausgaben des eigenen Hauses, oder wird mit dem Braut-

schmucke verwahrt in der geheimsten Lade für Kinder und Kindeskinder.

Mit diesem Tage der Trauung verliert die Godl ihr Anrecht an den „Göden". Sein Weib ist da, das muß und will sein alles sein.

Aber wie der Josef voreh von seinem Schuster auf einmal die närrischen Schuhe bekommen hat, näht ihm dereinstmalen die Nähterin eine wundersame Pfaid. Er legt die Pfaid wohl an den Leib, vielleicht, daß er dabei noch ein lustig Liedel pfeift. Die Fäden sind weich, umweben ihn lind — das Auge will ihm sinken, ein letzter Atemhauch hebt all' Lust und Leid. Die Sterbepfaid ist es gewesen, und bald künden es drei Kirchenglocken, daß der Gräber grabe, daß der Nachbar bete.

Ein Weibl hört's und hebt das Vortuch zitternd bis zu den Augen. Dann erhascht es seinen Stock und holpert dem Krämer zu: ihr Godlkind sei gestorben, sie wolle einen „übertan" (Sargtuch) kaufen für die Truhe. — — Ei! lebt die Liebhofbäuerin noch? — Ja, sie hat gewartet, um an ihrem Patenkinde auch die letzte Pflicht noch zu erfüllen nach alter Sitte. Der übertan, der unseren Sarg umhüllt und dereinst am Auferstehungstage unser Kleid sein soll, der ist nach der Väter Brauch die letzte Spende von der Godl.

Bei männlichen Kindern soll die Godl eigentlich ein Göd sein, ist es auch oft. Zumeist jedoch übernimmt das Weib des Göden seine Obliegenheiten und führt das geistige Band, das die Taufzeugenschaft geknüpft, fromm und treu durchs ganze Leben.

Der Winkeldoktor.

Das Häuslein steht nicht im Dorfe. Das hat sich zurückgezogen hinter die Felder und Wiesen, und dort am Waldessaum, unter den langästigen Schwarzfichten, bückt es sich nieder. Es ist aus Holz gebaut, hat aber große Fenster mit rotbemalter Einfassung, hat eine bunt angestrichene Tür, auf die der „Haussegen" genagelt ist.

Ferner hat es ein weit hervorstehendes Strohdach und einen hohen, hölzernen Rauchfang, aus welchem zu jeder Tageszeit bläulicher Dunst, oft nicht ohne Wohlgeruch, emporsteigt. Hinter dem kleinen Hause, auf einem Steinhaufen, liegen Scherben zerbrochener Glasfläschchen in verschiedenen Farben, deren einstigen Inhalt wir an einzelnen Glasstücken zum Teile noch kristallisiert finden.

Nun möchten wir wohl gern ein wenig hineingehen, aber die Tür ist verriegelt.

Der Kopf einer alten Frau, deren Augen von einer umfangreichen Brilleneinfassung eingerahmt sind, erscheint am Fenster und behauptet dreist, daß „kein Mensch daheim" sei.

Noch entschiedener protestiert gegen unser Pochen an die Türe der Kettenhund, welcher mit all' seiner Macht an der Kette reißt, so daß sein Bellen zuletzt schon in Gurgeln und Röcheln ausartet.

In dem Häuslein wohnt der Augustin Waibel, den wir heute besuchen wollen.

Ein Büblein vom Nachbar steigt barfuß daher, bleibt aber eine Strecke vor dem Häuschen auf dem Anger unentschieden stehen und ist ganz ratlos.

Zurück kann es nicht mehr, so lange es sich seiner Sendung nicht entledigt, und vorwärts kann es auch nicht, denn der Türkl, das ist ein gestrenges Tier, das hat dem Bübl letzthin das halbe Leinenhösel vom Leibe gerissen.

Wie der Kleine nun so dasteht, gibt es nur noch ein Mittel: er beginnt mählich zu grölen.

Das sieht und das hört die Frau am Fenster, und nun geht sie an die Tür, öffnet und schreit: „Jetzt geh' nur her, Natzl, ich bin schon da und der Türkl tut dir nichts!"

Und so huscht der Natzl an dem Kettenhund vorüber und ins Haus.

Die kleine Stube ist sehr reinlich gehalten und an den Wänden und Schränken, die da herum stehen, sind weiße Rosen und grüne und blaue Vögel gemalt und darunter auch der „süße Namen" mit seinen drei Nägeln und seinem roten Herzen — wohl lieblich zu schauen. Auf einem hohen Kasten liegen mehrere dickbauchige Bücher mit roten Schnitten und ledernen Klappen. Über dem außerordentlich rein gescheuerten Tisch vor den zahlreichen Heiligenbildern in Glas hängt der heilige Geist in Gestalt einer Taube aus färbigem Papier. Das Haus ist kinderlos, man siehts an der großen Ordnung.

An dem Tische sitzt ein alter Mann, von dessen Antlitz wir nur das glattrasierte zweieckige Kinn, den tiefeingefallenen Mund und die Spitze der Nase sehen. Alles andere wird durch einen grünen Schild der Tuchkappe verdeckt.

Der Mann liest in einem alten Buch, dessen gelbe Blätter an den Rändern und zwischen den Abschnitten mit weißen oder grauen Papierschnitzchen sorgsam ausgeklebt und beschlagen sind, denn der Zahn der Zeit und wohl auch

Hände der Menschen haben an dem Buche schon arg gewirtschaftet.

Und das Buch ist ein wahres und unersetzbares Schatzkästlein, wie es keines sonst auf Erden gibt — ein „Kräutterbuch, allwo die Kräutter vnd Wurzen, so GOtt der HErr für alle Gebrechen vnd Leibesnoth hat wachsen lassen, allmitsambt deren Gebrauchsanwendung zum Heil der Menschheit fürtrefflich beschrieben seind". Das steht mit großen, roten und reichlich verschnörkelten Buchstaben auf dem ersten Blatt des Buches zu lesen. Unten heißt es noch: Gedruckt in diesem Jahre — die einzige Unrichtigkeit in dem ganzen Werke, denn heute in diesem Jahre, da die Menschen so schlecht und ungläubig geworden, sind sie nicht mehr imstande, ein solches Buch zu schreiben. Darum eben ist das Buch, in welchem der alte Mann eifrig, und zwar mit Hilfe von zwei Fingern liest, ein unersetzbares Schatzkästlein.

Einmal kam der Schulmeister herauf in das Haus, um für eine kranke Ziege einen heilenden Trank zu holen. Dieser sagt über das Buch folgende Worte: „Waibel, Euer Kräuterbuch da ist seit hundert Jahren schon verjährt, so wie der Satz: Gedruckt in diesem Jahre."

Was war die Folge dieser Worte? Waibel sagte langsam und ruhig: „Dann hab' ich nichts für Euer Vieh," verweigerte den heilenden Trank und des Schulmeisters Ziege war verloren!

Zu diesem Manne nun tritt der kleine Natzl in die Stube.

„Was weißt?" fragt ihn der Alte, denn er fragt nie: Was willst du, oder was führt dich zu mir? sondern immer: Was weißt?

„Ja, mein Vater läßt den Schuster-Stindl bitten, wenn er halt tät' —" hier wird der Kleine unterbrochen. „Geh'

nur, geh'!" sagt der Alte. „Der Schuster-Stindl tut nichts, und der Schuster-Stindl hat nichts. Und wenn dein Vater etwa einen Kranken hat, so soll er fleißig zu einem Arzt gehen und nicht zum Schuster-Stindl."

Jetzt erinnert sich das Bübl wohl, daß ihm sein Vater aufgetragen, zu dem Manne beileibe nicht „Schuster-Stindl" zu sagen, sondern „Herr Waibel". Freilich wohl war der Herr Waibel einmal Flickschuster gewesen, aber seitdem er in seinem Schatzkästlein die Geheimnisse der Medizin ergründet, flickt er keine Stiefel mehr und macht, außer wenn er in medizinischer Gelehrsamkeit spricht, auch keine neuen, kann es also füglich nicht zugeben, wenn man ihn mit einem Titel beehrt, den er gegenwärtig nicht verdient.

„Herr Waibel, Herr Waibel!" stotterte nun der Junge mehreremale, um den Schaden gut zu machen, und die alte Frau ergreift für ihn Fürsprache, indem sie sagt: „Der Hund hat ihn frei so viel erschreckt, daß er jetzt völlig nicht weiß, was er sagt."

Der Alte schüttelt den Kopf.

„Und was weißt?" fragt er noch einmal.

„Ich tät' bitten — meinen Vater, den druckts so im Magen, und ein Roß haben wir auch, das auf dem Stroh liegt und wild herumschlägt und nicht auf kann."

„Hast ein Wasser?"

„Vom Roß nicht, aber vom Vater," sagt der Kleine und tut ein Glasfläschchen aus der Rocktasche.

In diesem Fläschchen befindet sich eine Flüssigkeit, die der Herr Waibel sorgfältig betrachtet.

Der Knabe erzählt noch, wie dem Vater ist, aber der Alte hörte nicht darauf, wozu auch? das sieht er ja alles im Flaschl.

Er begibt sich sofort aus der Stube, man kann nicht

sagen wohin, denn man weiß es nicht. Dann und wann hört man ihn draußen in der Küche, dann hört man ihn eine Weile lang gar nicht, und dann hört man ihn wieder in der Küche und dann im Nebenstübchen, und endlich kommt er zur Tür herein und trägt eine ungeheure Glasflasche, wohl verkorkt und mit einem hellroten Papier den Kork überbunden. Der Inhalt der Flasche ist schwarz und trüb, aber es ist der Balsam des Lebens, teilweise den Heilquellen des Schatzkästleins entsprungen, teilweise aus den „Sympathiemitteln" zusammengesetzt. Die „Sympathiemittel", wenn auch nur wenigen Auserlesenen zugänglich, haben eine wunderbare Kraft, sie heilen die allerhartnäckigsten Krankheiten, selbst wenn sie durch Hexerei „angetan" sind. Darum haben diese herrischen Doktoren in der Stadt gar kein Glück im Kurieren, weil sie an kein „Sympathiemittel" glauben. Worin nun diese Mittel bestehen? — Das weiß der Waibel.

Also, er tritt mit der Flasche in die Stube und sagt zum Kleinen, der auf der Ofenbank sitzt: „So Bübl, das tragst mit, und dein Vater soll alle Stund zwei Eßlöffel davon nehmen, dann wirds schon besser werden!"

„Und das Roß?" wagt der Kleine schüchtern zu bemerken.

„Ja, glaubst denn, dein Vater sauft die ganze Flaschen allein? Dem Roß gießt's des Tags dreimal ein Halbseidel davon ein! Und deinem Vater sag', er soll in der warmen Stuben bleiben und kein Wasser trinken. Wenns noch nicht gut wird, so geb' ich ihm ein Pflaster, das wirds schon ausziehen!"

Somit weiß das Bübl alles. „Zahlen wird der Vater!" sagt es noch; dann hilft ihm die alte Frau an dem Türkl vorüber und dann läuft es, die kostbare Flasche vorsichtig mit beiden Armen umfangend, barfuß davon.

Herr Waibel setzt sich wieder zu seinem Buch und vertieft sich in das Studium. Die alte Frau bringt ein Gefäß mit Arnikablüten herein und beginnt in denselben nicht dazu gehörige Bestandteile auszuklauben; dabei schiebt sie nicht selten die Brillen über die Nase hinauf; die würdige Frau sieht ohne Brillen schon schlechter als mit Brillen, obwohl diese kein Glas haben, was den Vorteil bietet, daß sie nie geputzt zu werden brauchen. Der Alte muß an den seinen unaufhörlich wischen und reiben. Leute hatten der alten Frau schon gesagt, Brillen ohne Glas nützten nichts, und die Frau behauptet, sie sähe dadurch doch besser, was jedenfalls einem „Sympathiemittel“ zuzuschreiben sein mag.

Schon wieder beginnt der Türkl zu bellen und an der Kette zu reißen und zu gurgeln, und gleich darauf tritt ein fremdes Weib herein.

Das sagt sittsam seinen Gruß und die beiden Alten sagen ihn sittsam zurück. Dann setzt sich die Angekommene auf die Ofenbank, sagt aber nichts, und wenn sie hustet, so hält sie ihr sorglich gefaltetes Handtuch vor den Mund. So bleibt sie sitzen, bis der Alte aufschaut und fragt: „Was weißt?“

„Halt eine schöne Bitt' hätt' ich, Herr Doktor Waibel! Ich bin eine da von der Schattenseiten herüber und mein Mann ist mir schon über ein ganzes Jahr krank. Zuerst ist ihm die Katz aufs G'nick gesessen (ein Ausdruck für Genickkrampf) und so hat's angefangen, und dann ist's alleweil schlechter worden und er ist aufs Bett kommen, daß wir ihn drei Tag und Nacht nichts als abgeleuchtet (mit dem Sterbelicht versehen) haben. Dann ist er wohl wieder besser worden, aber jetzt serbt (kränkelt) er so und geht herum wie ein Geist, und die Händ' und Füß' hat er mir völlig

wie der Tod. Von drei Badern haben wir 'braucht und Hausmitteln haben wir angewendet; 's ist alles für die Katz! Und da haben uns die Leut' halt den Doktor Waibel angeraten und so bin ich da und ich tät' bitten, ist denn gar kein Mittel mehr für meinen Mann?"

Der Alte ist während dieser Erzählung über dem Boden auf- und abgegangen, hat ruhig zugehört, und wie das Weib fertig ist, sagt er langsam: „Doktor Waibel? Ist nicht da. Kenn' keinen Doktor Waibel."

Da sagt das Weib ganz erschrocken: „Du meine Zeit, jetzt, sie haben mich ja da her gewiesen!"

„Wer mir mit so was kommt und Schmeicheleien sagen will, der richtet bei mir nichts aus," versetzt der Mann ruhig und geht aus der Stube.

Das fremde Weib bleibt auf der Ofenbank sitzen — er wird schon wieder kommen! Es holt das Flaschl hervor und zeigt es der alten Frau. Die sieht es gegen das Fenster gewendet an: „Das Wasser ist rechtschaffen bleich, der Kranke hat's Zehrfieber."

Dann sprechen die zwei Frauen zusammen von diesem und jenem und die Fremde bleibt sitzen und wartet auf den „Doktor". Aber der Doktor kommt nicht. Man hört ihn weder in der Küche, noch auf dem Dachboden, noch irgendwo anders. Und er kommt nicht. Endlich geht die alte Frau selbst davon und die Fremde bleibt auf der Ofenbank sitzen und es wird Abend, aber der Doktor kommt nicht.

Jetzt beginnt die Arme zu flennen. Da ist sie so weit hergekommen, daß sie Hilfe finde für ihren kranken Gatten, und hier läßt man sie sitzen stundenlang, und nun muß sie fort am Abend und muß den weiten Weg in der Nacht allein machen, und wenn sie heimkommt, hat sie doch keinen Trost für den Kranken!

Sie hat den Alten beleidigt, weil sie ihn Doktor nannte; darum tut er ihr die Schmach und das Leid an. Aber, wenn er rechtlich befugt ist, Heilkunde auszuüben, so muß er ihr eine Medizin verabreichen, und wenn er nicht dazu befugt ist, so könnte sie ihn anzeigen, wenn das Gericht nicht so weit weg wäre. Sie denkt vielleicht daran, aber der Alte versteht verschiedene „Sympathiemittel" und zuletzt tut er ihrem Manne gar an, daß er auf der Stelle sterben muß! Sie schleicht still aus dem Hause und geht traurig ihrer Gegend zu, aber den Waibel zeigt sie nicht an beim Gerichte.

Und so vergeht im Häuslein am Waldrain ein Tag wie der andere.

Oft ist die ganze Ofenbank voll von Menschen. Eilboten sind herbeigeeilt und berichten atemlos von Schwerkranken, von Sterbenden; es handelt sich hauptsächlich darum, daß sie in ihrer Aufregung weder „Herr Doktor" noch „Schuster-Stindl" sagen. Gelingt ihnen zwischen diesen Titulaturen die goldene Mitte, so nimmt ihnen der Waibel ruhig das Flaschel ab und studiert, es aufmerksam gegen das Licht haltend, darin die Krankheit. Und wenn er dieses einmal tut, dann wohl dem Boten und dem Kranken! Der Waibel bietet die ganze Wunderkraft seines Schatzkästleins auf; wenn dann der Kranke dennoch stirbt, so geschieht es wegen Vertrauenslosigkeit zum Arzt oder aus Leichtsinn der Wärter.

Auch hinfällige Gestalten mit gelblich bleichen Gesichtern und verglastem Blick sind herangeschnauft. Wenn solche auf der Ofenbank sitzen und ihre großen Augen unstet hin und her rollen lassen, so meint man, sie seien schon einmal auf dem Bahrbett gelegen, und wenn sie sprechen, so gibt das einen hohlen, unheimlichen Ton, und wenn sie lächeln wollen, Gott erbarm', so wird' ein wehmütiges Grinsen daraus. Sie erwarten kein Heil mehr von der Medizin, noch von

irgendeiner anderen Macht der Erde, und doch sind sie hieher gekommen mit großer Müh' und Not, aus weiter Ferne oft, auf daß der Waibel ihnen helfe.

Und der Waibel erscheint ihnen wie der Heiland, der jedem helfen könne, wenn er nur wolle. Dieser nimmt die Armen nun liebreich mit in das Nebenstübel; er frägt keinem: was weißt — er bedeutet ihnen nur, daß sie den Oberkörper entkleiden. Ist dieses geschehen, so knien sie nieder und nun beginnt der Waibel mit seinem rechten Daumen die bloßen Stellen nach allen Richtungen zu bekreuzen und dabei folgende Worte zu sprechen:

„Armer Sünder, du,
Die Erde ist dein Schuh;
Mark und Blut,
Der Himmel ist dein Hut.

Fleisch und Bein
Sollen von dir gesegnet sein,
Du heilige Dreifaltigkeit
Von nun an bis in Ewigkeit!"

Der Waibel tut auch manch' anderes noch, sagt auch Worte, die wir nicht verstehen können, weil sie schon zu stark in die „Sympathiemittel" einschlagen.

Und siehe, Kranke, die ohne Halt und Heil dem Grabe zuzusiechen schienen, werden nach dergleichen oft wieder gesund. So fest und zuversichtlich ist der Glaube an Waibels Wundermacht und so mächtig wirkt im Gemüte des Kranken ein zuversichtliches Vertrauen auf den Arzt und seine Heilart.

Freilich wohl gibt es in der menschlichen Natur Zustände, wo das „Abbeten" erfolglos bleibt; aber Herr Waibel hat auch sonst noch die verschiedensten Mittel. Für ein gebrochenes Bein stehen oben auf dem Dachboden unwiderstehliche Schrauben in Bereitschaft. Für Entzündungen trägt er das scharfe

„Aderlaßmesser“ mit sich herum, und für den Zahnschmerz hängt an der Wand eine Eisenzange, das einzige aus der Stiefelflickperiode übriggebliebene Werkzeug. Zwar nimmt sie in ihrem jetzigen Beruf mit dem kranken Zahn auch gern den gesunden Nachbar mit, was indes die „Zahnbrechergebühr“ nicht erhöht.

So vergehen die Zeiten. Herr Waibel weiß den Wert der Gesundheit zu schätzen, auch wenn er diese nicht immer zu geben vermag. Er macht glänzende Geschäfte und das alte Schatzkästlein füllt ein neues. Da schlägt einmal mitten in der Nacht der Kettenhund an, und zwar mit gewohnter Heftigkeit. — Ein drängender Krankenbote wird's sein. Diesmal nicht. Der Bezirksarzt ist's, in Begleitung zweier Gendarmen. Wollen die gar auch ein „Sympathiemittel“ haben? Nein, nicht das. „Heilige Barbara und heiliger Johannes, sie sind schon wieder da!“ jammert die Frau.

„Aufmachen, aufmachen, Waibel!“ rufen sie draußen.

„Da wohnt kein Waibel,“ schreit die Alte durch das Fenster, „da wohnt der Schuster-Stindl!“

Jetzt kracht es, fliegt die Tür auf, da stehen sie alle in der Stube und der Waibel ist mitsamt der Schlafhaube aus dem Bett gesprungen. Er findet das in seinem eigenen Hause sehr zudringlich. Er muß die Männer in das Nebenstübel, in die Küche, auf den Dachboden führen, sie stöbern alles auf, sie werfen alles auseinander, sie fluchen, sie fragen den Alten, wo er seine Medikamente habe. Der zuckt die Achseln und breitet die Hände aus: „Ja, ich weiß nicht, was die Herren bei mir wollen? Medikamente, du heiliges Kreuz, wüßt' nicht, wo ich diese hernehmen sollte!“

Mittlerweile ist es seinem Weibe gelungen das „Kräutterbuch“ in Sicherheit zu bringen. Nur auch noch des Kellerschlüssels will sie sich bemächtigen, da stürmen die Männer

schon herbei, sie wollen in den Keller hinein. — Wird wohl nicht viel zu finden sein, unter dem Stroh ein wenig Erdäpfel. — Aber wie sie das Stroh entfernen, da finden sie Flaschen, Bündel, Werkzeuge, wie man sie im gewöhnlichen Leben nur selten sieht. Von nun an spricht der Waibel kein Wort mehr. Sie haben alles, sie wissen alles. — Und jetzt führen sie den Waibel fort zum Gericht und er kommt wochenlang nicht heim.

Die Alte zu Hause kommt deshalb nicht in Verzweiflung; das geht dem Waibel ja oft so, das gehört zum Geschäft, und die Leute gehen dann nur noch um so lieber zu dem Märtyrer. Mittlerweile führt die Frau das Hauswesen und auch das Geschäft fort; wenn die entsetzlichen Männer auch den ganzen medizinischen Vorrat im Keller mitgenommen haben, so ist ihr doch der Urquell von allem geblieben, das Kräuterbuch. Und auch sie versteht etwas in demselben, und auch zu ihr kommen die Leute in Not und Drangsal — und nun erst gelangen ihre Brillen auf der Nase zur vollen Bedeutsamkeit.

Und Herr Waibel kauert in einem Winkel des Bezirksarrestes und träumt von seinem Schatzkästlein und sinnt auf neue „Sympathiemittel“ — und jetzt erst ist er der rechte Winkeldoktor. —

Der Lotterienarr.

Der Lipp, das ist ein Mann, der einmal gern lachte. Er war aber nicht Jünger jenes Philosophen, der die Welt belachte und sich selbst beweinte, nein, auch sich selbst belachte der Lipp. Bei allem, was er dachte, sprach und tat, lachte er still und heiter vor sich hin, lachte in seine Tabakspfeife hinein. Er hatte wohl Ursache zur Heiterkeit, denn ihm gingen alle Wünsche in Erfüllung, weil er sich eben nur das wünschte, was bei ihm leicht in Erfüllung gehen konnte. Der „liebe G'sund" und ein „leidlich guter Weg" für sein Fuhrwerk war ihm die höchste Gunst des Schicksals. Er war Kohlenführer und kam mit seinem schwarzen Gefährte jeden Tag von den Köhlereien im Gebirge in das Dorf Niederleut, wo die Gewerkschaften sind. Aber es gehörten die Kohlen nicht ihm und es gehörten die Pferde nicht ihm; und seine läßlichen Sünden waren die, daß er sich bis nun in sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr herein noch gar nichts erworben hatte, als das tägliche Brot und den guten Appetit dazu. Unter solchen Verhältnissen hatte er freilich leicht lachen.

So saß er jeden Tag auf seinem hochgeschichteten Kohlenwagen wie auf einem Thron und hielt den Leitriemen der Pferde in der Hand, sang bisweilen ein keckes Standliedel und bot jedem Vorübergehenden, Vorüberfahrenden ein gutes Wort an. Nicht ein einzigmal kam er mit anderen Fuhrleuten des Ausweichens wegen in Streit; wenn ihm aber

jemand ein Pfeifel Tabak schenkte, war er dafür so dankbar, daß er den Wohltäter, wo und so oft er ihm auch begegnen konnte, immer schon von weitem anlachte.

Der Lipp war durchaus zufrieden mit dem, was er war und hatte, gleichwohl er im Dorfe allerlei Dinge sah, die ihm gefielen. Da standen am Wege die Wirtshäuser, und er hätte den Durst dazu; da hatte der Kaufmann in seinem Glaskasten neue Taschenmesser und Peitschenstäbe aufgestellt. Eine silberne Sackuhr, wie sie dort im Eckhause zu kaufen, wäre ein unterhaltsam Ding den Bergweg entlang. Mancher der Dorfbürger hatte ein flinkes Rößlein und ein Steirerwägelchen d'ran und da saß er drin und kutschierte flott durch die Gassen und hatte eine feine Zigarre im Mund. Und wenn er wollte, so lenkte er um, fuhr lustig seinem Hause zu, wo das Weib war mit dem Kälberbraten, mit dem Kaffee . . .

Wer's hat, der braucht's, dachte sich der Kohlenführer, arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer viel braucht.

Beim Tabakverleger war des Lipp Haltstation; und während ihm sein Tabak ins Papier geschlagen wurde, sah der Kohlenführer die weiße Tafel an, die über dem Fenster stand. Auf der Tafel war geschrieben: „K. k. Lotto-Kollektur".

Da lächelte der Lipp nur so still vor sich hin: „Kriegst mich nicht d'ran, mir sind meine zehn Kreuzer, die ich hab', lieber wie dein Terno, den ich nicht krieg'."

Aber die Wirtshäuser standen halt immer an der Straße, und der Kaufmann und der Uhrenhändler öffneten jeden Tag ihre Glaskästen, und die Steirerwägelchen wirbelten Straßenstaub und Begierden auf, und die weiße Tafel beim Tabakverleger schrie dem Kohlenführer jeden Tag ins Auge: „K. k. Lotto-Kollektur!"

Wie geht der Spruch? „Wer alleweil setzt, ist ein Narr, und wer nie setzt, ist auch einer."

Ein Narr zu sein, das wäre dem Lipp doch zu dumm. Auch träumte ihm in der Nacht seines Geburtstages von sieben Rössern mit umgekehrten Füßen. Sieben Rösser haben achtundzwanzig Füße, gibt 7, 28, und letztere Zahl, wie die Füße umgekehrt, gibt 82. — Da legte er eines Tages zwei Silberzehner vor den Tabakverleger: „Für Zehni Tabak, für Zehni auf Ambo-Terno."

Der Alte gab mürrisch den Tabak, gab mürrisch den Setzschein, und der Lipp fuhr damit schmunzelnd seiner Köhlerei zu. Auf dem ganzen Weg dachte er an den Terno. — „Aber, das sag' ich: wenn ich was gewinn', die Halbscheid' davon geb' ich den Armen. Meine Pfarrkirchen soll auch was haben von der Sach'. Für mich behalt' ich nur, was ich notwendig brauch'."

Da gehen zwei Wochen hin. Und eines Tages erschrickt der gute Lipp bis in die Leber hinein. Wie ein Messerstich ist's ihm, als er die Nachricht erfährt, auf dem Brette stünden drei rote Nummern: 7, 28 und 82. Von der Kohlenfuhr' kollert er herab, in die Kollektur wirbelt er: „Herr Verleger, ist's denn wahr? Ist's richtig wahr? Die roten Ziffern da draußen, sind sie's? — Jesses und Josef, und wieviel krieg ich denn?"

„Dreihundert und etliche fünfzig Gulden," meint der Kollektant, „ja, aber heut' ist noch nichts da. Gib her den Schein derweil und frag dich in ein paar Wochen an."

Der Lipp fährt nach Hause. Er haut auf die Pferde ein, sie trotten heute gar so träge. Und wenn er unterwegs wen anspricht, so lacht er nicht mehr still dabei, er lacht laut. „Also, Lipp," redet er dann mit sich selber, „jetzt, was hebst an? Wozu brauchst du dein Geld?" — Wozu? — Wenn? Wieviel? Wann? — Es war kein Schlafen in der Nacht.

„Ein Rößl, Lipp, ein Rößl sollst du dir jetzt kaufen,

und ein feines Wägl dazu für besseres Fuhrwerk. Das Kohlenführen ist nichts mehr für dich. Mußt dich jetzt ordentlich weißwaschen, Lipp; neue Kleider, na, die verstehen sich von selber. Was sollst im Gebirg' oben? In Niederleut pachtest dir eine Wohnung, einen Stall; das Geschäft wird gehen; etlich' Jahrln und du hast ein Haus. Das Weib kannst gar schon früher nehmen. Bist nur erst weißgewaschen, Kohlenführer Lipp, du kriegst eine! Eine Tüchtige kriegst, eine mit Geld! — Kehr' die Hand um, bist Bürger von Niederleut, ein Großhändler. Na, Lipp, lug einmal, wer hätt' das gedacht, jetzt ist ein reicher Mann aus dir geworden." —

Endlich ist das Geld da. Es ist nicht ganz so viel, als der Lipp erwartet; die Steuer ist schon des Teufels, keinen Kreuzer hat sie gesetzt und will vom Gewinn was haben. Jetzt macht die Sach' nicht viel über dreihundert Gulden. — Dann, der alte, grämige Lotto-Kollektant — der sich ohnehin lediglich nur vom Tabakschnupfen zu ernähren scheint — der muß wohl bitten um sein „Gebühr". Fünfzehn Gulden oder zwanzig, weil Gott den Lipp schon so habe besegnet. — Ein saures Gesicht, das sonst gelächelt hat. Mit zweihundertachtzig Gulden Roß und Wagen und einen neuen Anzug und eine Taschenuhr! — es geht gerade noch (damals ging's noch), und daß etliche Groschen übrigbleiben. — Ein paar gute Tage muß sich der Lipp jetzt doch antun, hat ohnehin sein Lebtag nichts Rechtes genossen.

Lustig kutschiert er mit seinem neuen Gefährte, mit seinem Gefährte, durch das Tal, und dabei lacht er laut: man soll ihn hören, daß er da ist. Ist's aber zum Ausweichen, so zankt er wüst mit den Fuhrleuten. An den Türen der Gasthäuser stehen freundlich schäkernde Wirtinnen, alte und junge; ein frischer Trunk für den Ternomann, eine

handvoll Hafer für sein Rößl! Geld findet überall höfliche Leute. Ja, mehr noch — bald hatte der Lipp auch ein flachshaarig Mägdlein bei sich auf dem Wagen.

Am neunten Tage nach dem Terno macht der Lipp seine ersten Schulden. Am Steirerwägel bricht ein Rad. — „Der Wagner ist so gut. Seine Sach' dafür wird er schon kriegen."

In die Lotto-Kollektur trägt er wöchentlich seinen Gulden. Wer oft und viel setzt, der muß doch wohl auch immer einmal gewinnen; dazu jede Nacht einen Traum, der auf allerlei Ziffern und Zahlen deutet. „'s kommt noch was nach!"

Aber es läßt so lange auf sich warten, und das laute Lachen wird nach und nach sehr kleinlaut. Der feine Wagen ist vertauscht gegen einen Karren. Die Kleider haben ihren Glanz verloren und sind fadenscheinig; die silberne Uhr — ei, wozu braucht der Lipp eine Uhr, wenn Mittagsstunde ist, da knurrt schon der Magen, und zur Nachtzeit schreit alle Stunden das Kleine.

„Gesperrt sind die Nummern, die unsereiner setzt, sonst müßten sie kommen! — Und sie werden noch kommen!" — Ein Stück Fleisch für das kränkliche Weib wäre nicht von übel, aber die Groschen wandern in die Lotto-Kollektur. — Das Pferd ist auch verkauft; der Lipp hat das Lachen verlernt und grinsend nur mehr bewirbt er sich wieder um eine Kohlenfuhrstelle. Da, noch zu rechter Zeit — ein zweiter Gewinn in der Lotterie. Freilich nur ein Ambo mit vier Gulden. Aber der Lipp schreit's aus: „Seht ihr's! Seht ihr's! Hab' ich's nicht gesagt? O, es wird schon noch mehr kommen!"

Dieweilen freilich, dieweilen sitzt er wieder auf seinem schwarzen Throne der Kohlenfuhr, und seiner Familie ist zu Gnaden eine Waldhütte angewiesen worden. Nur einstweilen,

meint der Lipp, er baut sich ja ein Haus, ein Haus in Niederleut.

Und so treibt er's noch heute. Er versetzt sein Geld in der Lotterie; er stiert mit gierigen Augen nach jeder Ziehung auf die herausgekommenen Nummern, aber es ist ganz verwünscht, die seinen sind „gesperrt".

Sein Gesicht ist wieder so rußig wie früher, aber das Lachen, das stille heitere Lachen hat er ganz und gar verloren, der arme Narr.

Und über dem Fenster des Tabakverlegers steht heute noch die Tafel und grinst auf reich und arm, auf alt und jung herab: „K. k. Lotto-Kollektur."

Aber endlich hört man, daß in Österreich solche Tafeln für immer sollen herabgerissen werden.

Der Schleuderer-Hansel.

Der einsame Bauernhof in den Bergen hat so gut seine Schildwache, wie der Herrenpalast in der Stadt. Vor dem Eingange, ein wenig abseits unter dem Dachvorsprunge, steht das Wachhüttel, dem fremden Eindringling schallt ein rasches „Halt, halt, halt!" entgegen und der Wächter schießt hervor gegen die Beine des Fremden, aber ehe er noch sein Ziel erreicht, reißt ihn die rasselnde Kette zurück und das arme Tier röchelt und knurrt und kann sonst nichts tun, als durch ein Gebelle die Bewohner des Hauses auf den ungewohnten Ankömmling aufmerksam zu machen.

Auch heute schlägt der Kettenhund an; die Bäuerin läuft vom Herde weg, wischt sich an ihrer Schürze schnell die Hände rein und guckt durchs Fenster. Da klappert schon die hölzerne Türklinke und herein schreit eine schneidige Stimme: „Schön guten Morgen Bäuerin! Dein Geldtrüherl mach' auf, der Schleuderer-Hansel ist da!"

Wie der Mann aber dasteht mit seiner Rückentrage, so ist keine Menschenmöglichkeit, daß er zur Tür herein kann. Er selber freilich steht winzig klein unter dem wuchtigen, grauen Ballen über der Holzkraxe. So trägt der Atlas die Weltkugel; aber das ist ja auch eine Welt, was unser Mann schleppt; aus allen Weiten trägt er eine Welt, eine ganz neue Welt von Dingen, Schätzen und — Wünschen herein in das stille, friedsame Bauernhaus der Waldberge.

Er ist ja — schaut ihn nur recht an, er ist nicht in

der Gebirgstracht, er trägt hohe Stiefel, in welchen das schwarze Beinkleid steckt, eine dunkle Weste mit einer Reihe von Pakfongknöpfen und einen kurzen, bläulichen Spenser, er trägt ein rundes Hütel mit schmaler, aufwärts geringelter Krempe, er hat einen langen, kräftigen Hals und ein hageres, bräunliches, bartloses Gesicht mit vielen wagrechten Runzeln an der Stirne, über welche das spärliche Haar niederhängt. — Es ist ja der „Krainer". In Krainland ist er daheim, hat Haus und Feld neben den Morästen, aber so mager, daß er mit dem Ackern und Säen oder Ernten bald fertig ist. Dann verläßt er Weib und Kind, trägt eigen Erzeugnis davon, oder kauft sich allerlei Waren ein in den Städten und geht damit hausieren im Gebirge, wo die Leute abgesondert sind und oft gar keinen Kaufmann unter sich haben, als den Schuhnagel- und Bandelkrämer.

So ist er jetzt da. Er hat sachverständig seine Trage im Vorhause auf dem Lehmboden niedergelassen und schiebt sie jetzt schiefseitig zur Stubentür herein. Nun ist auch schon das ganze Hausgesinde da. Es mag im Hofe eine noch so stramme Herrschaft walten, wenn plötzlich der Ruf erschallt: „Ein Krainer kommt! Der Schleuderer-Hansel ist da!" so ist es getan um alle Ordnung; der Stallbub' läuft von seiner Streu weg; die Kuhmagd von ihrem jüngsten Kalb; der Bauer selbst tut seine Hände auf den Rücken und geht gelassen im Hofe herum.

Die Bäuerin hat wohl zehnmal gesagt: „Tu' sich der Hansel keine Müh' machen mit der Kraxen, tu' der Hansel nicht auslegen, wir mögen nichts kaufen; 's ist just halt das Geld so viel klug (karg)." Der Schleuderer-Hansel schnürt ruhig den großmächtigen Ballen von der Holztrage ab und hebt an, ihn langsam aufzumachen und die Dinge auf dem großen Tisch auszustellen. Er merkt es wohl, wie die Bäuerin

schon herschielt auf die Schätze, wie die Mägde schon alle lange Hälse machen nach den bunten Baumwollstoffen, nach dem „Blaudruck“, nach dem gestreiften „Kittelzeug“, nach dem Taffet; und jetzt kommen gar die breiten Schachteln mit den seidenen Halstüchern, so flammenhell leuchtend und so rot, wie noch gar nichts so Rotes im Hause gesehen worden ist.

Das ist jetzt ein Lispeln und sachtes Naherücken an den Tisch, und die Bäuerin fühlt, daß sie der Welt Verlockungen allein nicht mehr widerstehen kann, sie ruft den Bauern zu Hilfe.

Der Bauer aber hält sich fern, so lange als möglich, er hat in der Zeugkammer, auf dem Kornboden zu tun, und an allen anderen Ecken und Winkeln, er weiß wohl, wie teuer ihm heute der Eintritt in seine bluteigene Stube zu stehen kommt. Dennoch aber — er braucht Hosenträger, er braucht eine gestreifte Baumwollhaube — ein Druck und Ruck an der Klinke, und er steht in der Stube.

Nun wären die Gänse alle da, und der gute Krainer hebt an zu rupfen.

Einen färbigen Wollenstoff facht er auseinander und legt ihn über den ausgestreckten Arm, daß er schimmert und herrliche Falten wirft. „Das wär' a bißl a Röckel!“ sagt er halblaut, „das neueste jetzt, aber im Mürztal draußen trägt schon jede Großbäuerin ihr Wollenröckel, ist auch schon mein letztes Stück. — Sehr sauber!“

„Wohl rechtschaffen ja,“ meint die Bäuerin, „aber wird halt so viel unmöglich teuer sein.“

„Das Allerwohlfeilst, Hausmutter, wenn man's nimmt; zehn Jahr könnt Ihr's tragen auf die hohen Feste, und nachher erst auf alle Sonntag, ei freilich, freilich! Die Felberwirtin im Tal trägt ihr Wollenjöppel schon über fünfzehn Jahr, heißt das, nicht den Stoff, weil der schon gar der neueste

ist; — ja wohl und zuletzt, mögt Ihr's selber nimmer tragen, könnt Ihr Kinderspenserln daraus machen. Ich sag's auf Ehr', Bäuerin, 's ist ein wohlfeil' Einkaufen und ich geb's um den Weberpreis, weil's das letzte Stückel ist. Kaufet, Leut', kaufet, der Schleuderer-Hansel ist da!"

„Ihr tätet mir schreien, wie Ihr wollt," meint der Bauer, „aber das hellblaue Wollenzeug schreit so viel arg in die Augen; das will angreifen. Und du, Bäuerin, gelt, du tätest so viel harb werden auf mich, wenn ich dir so ein Jöppel wollt kaufen." Einen unbeschreiblichen Blick von Schalkheit und Glück richtet die Bäuerin bei diesen allverheißenden Worten auf ihren Mann und er hebt nun an zu feilschen. Kaum ein Viertteil des Verlangten bietet er für die Ware; da ist der Krainer wohl recht entrüstet; auf der Welt das größte Unrecht geschieht ihm — kopfschüttelnd über die Verblendung der Menschen beginnt er die Waren einzupacken. Der Bauer nähert sich immer mehr der Tür zum Davongehen und das Weibervolk wird immer kleinlauter. Der Hausierer wirft schon seinen Strick um den Ballen, aber noch einmal läßt er die Hände ruhen, wendet sich um und sagt dumpf: „Seid christlich, Bauer, 's ist Euere gute, von Gott angetraute Hauswirtin." Nicht seiner Ware wegen, aber die Verlassenheit der Bäuerin geht ihm zu Herzen und er weiß, wenn er den Bauer auf diesen Weg drängt, dann kann er nicht mehr weichen.

Der Bauer kehrt richtig wieder um und das Feilschen wird neuerdings aufgenommen; der Bauer rückt aufwärts, der Krämer abwärts. Ungefähr in der Mitte kommen sie zusammen, da reißt der Krämer seine geschnallte Trage wieder auseinander, greift hastig nach der Elle, mißt einen ganzen Berg von blauem Wollenstoff auf den nebenstehenden Lehnstuhl, und die Schere oder ein schnalzender Riß zieht die

Grenze zwischen mein und dein. Nun merkt der Bauer wohl, der Gang in die Kammer um die Brieftasche ist unerläßlich, kann auch nicht mehr aufgeschoben werden. Ja, es ist sogar angezeigter, er beeilt sich, denn die Bäuerin wird überraschend schnell vertraut mit dem Krämer und zupft an den verschiedenen Leinwandballen, blättert in den großblumigen Kopf- und Halstüchern, wühlt in der Zwirn- und Bänderschachtel und naht immer mehr und mehr den flammenden Seidenstoffen. Das ist eine fruchtbare Zeit für des Krämers Rechnung und diese wächst von Minute zu Minute, und die sachverständige Bäuerin hat sich, höchlich unterstützt von der Zungenfertigkeit des Krainers, eine artige Auswahl von allem beiseite gelegt, bis der Bauer mit der Brieftasche kommt.

Der Krämer wird immer wärmer. Der „Schleuderer-Hansel ist da!" ruft er, „und heut' ist der Vierzehnnothelfertag (oder der goldene Freitag, oder was anderes, das ihm Anlaß gibt), heut' verschleudert*) er alles, der Schleuderer-Hansel!"

Während all' dem berechnen die Mägde still das Verhältnis ihres Jahrlohnes zu etwa so einem Seidentüchel. Sie berechnen an den Fingern die Gulden, aber die Küchenmagd hat an all' beiden Händen nicht so viel Finger, sie muß auch noch die zwei Schürzenzipfel zu Hilfe nehmen: zwölf Gulden hat sie Jahrlohn! Sie denkt, wenn es sich wirklich und wahrhaftig zutrüge, daß man drei oder vier Gulden hinopferte für so ein vornehm' Ding, so sei das freilich wie ein ganzes Vierteljahr und mehr, aber man hätte hernach immer noch so viel wie andere, die nicht „für die Küche" sind. Nein, sie will aber doch lieber sparen, denn

*) Verschleudern, so viel als halb verschenken.

achtzig Gulden muß eins wohl beisammen haben, will man ans Heiraten denken. Sie hat ihren Drang schon völlig besiegt und will sich wegwenden von den eitel Schätzen — da läßt der Krämer das schönste und brennendste Seidentuch auseinanderflattern und wirft es kundig um den Hals und über den Busen der Magd. Nun ist sie verloren, sie sieht das schöne große Flammenherz über ihrer Brust, auf ihren Wangen spiegelt sich der ganze Seidenstoff, in ihren Augen leuchtet er, alles hat das Seidentuch entzündet. Die gute Magd hat kaum so viel Geistesgegenwart, daß sie ein wenig feilschte, die anderen müssen es für sie tun, sie fliegt nur gleich in ihre Kammer, in ihrer Bettdecke oder in dem Kopfpolster — sie weiß es im Augenblick selbst nicht — hat sie ihr Erspartes eingenäht.

Und wie sie dann das Seidentuch hübsch zusammengefaltet und in weiches Papier gewickelt in der Hand hält, und zuweilen ein wenig hineinguckt zum zarten Stoff mit der glühenden Farbe, da kann sie's immer noch nicht glauben, daß sie zu so großen Dingen auserkoren.

Nur die reichsten Bäuerinnen tragen sonst Seidentücher um den Hals, und das bloß an den höchsten Festtagen; wenn nun zum nächsten Fronleichnam gar sie — die Küchenmagd, mit so einem ins Dorf kommt — werden aber da die Leute gucken!

„He da, he, der Schleuderer-Hansel ist da!“ schreit der Krainer wieder, und wie viel Geld er auch schon einkassiert haben mag, er denkt noch lange nicht ans Packen. Die Knechte poltern herein, ein paar haben wohl gar die klappernden Holzschuhe an.

Jetzt ein ander Bild, jetzt kommen die Mannsleut', denkt sich der Krämer, zieht aus seinem Tragkasten eine Lade heraus, voll von Taschenmessern, Geldbeuteln, Tabaks-

pfeifen und allerlei Rauchzeug. Und Hosenhälter und Baumwollhauben und Sacktücher in Menge sind da, und Handspiegel und Kämme und Rasiermesser und Uhrschlüssel, kurz alles, was schön, nutzbar und wünschenswert ist.

Der Knecht nimmt wohl so einen Gegenstand in die Hand und wendet ihn langsam und besieht ihn von allen Seiten und spekuliert, wie das gemacht worden ist.

Da darf der Schleuderer-Hansel sein Mundwerk keinen Augenblick stehen lassen über „die feine ausgezeichnete War'", sonst läuft er Gefahr, daß der Knecht, hat er das Ding nach Herzenslust besehen, selbes wieder in die Lade zurückgleiten läßt. Des Knechtes wirtschaftliche Verhältnisse sind nicht immer so wohl bestellt als die der Küchenmagd. Zwar — Gott sei Dank — müßte er mindestens sechs Hände haben, wollte er seine Jahrlohngulden an den Fingern abzählen, aber er hat Auslagen, von denen das Weibervolk keine Ahnung hat. Da ist der Tabak, das Pfeifenzeug, die allmonatliche Sackuhrreparatur, am Sonntag das Wirtshaus, da sind die Schuhnägel für sich und seine Maid und andere Kleinigkeiten, die versorgt sein wollen, bis sie groß sein werden. Es hält schwer, und schier den Zungenkrampf kriegt der Krämer, bis er's so weit bringt, daß sich einer vielleicht doch einen Taschenfeitel kauft.

„Der Schleuderer-Hansel ist da, und heut' wird auf Schaden verkauft!" schreit der Mann wieder und sucht seinen Waren nochmals die vorteilhafteste Lage zu geben, aber der Türen sind zwei aus der Stube, durch welche sich seine Kundschaft nun nach und nach zurückzieht.

Doch noch einmal geht ihm ein leuchtender Stern auf. Er hört johlen und poltern, die Tür springt auf, die Kinder sind da.

Daß sie über den fremden Mann und den seltsamen Berg

auf dem Tisch ein wenig verblüfft sind, dauert nicht lang'; wie die gute Hausfrau auch wehren mag, sie klettern auf die Bänke und Stühle, und der Krämer weiß gleich die freundlichsten Worte für jedes und zieht schmunzelnd eine ganz besondere Lade aus seiner Kraxe. Die ist erst aller Herrlichkeit voll; Blasepfeifen, Mundharmoniken, Puppen, blutrote Roß und Reiter auf Wäglein stehend, und grüne Vögel, die wispern, wenn man ihnen in den Schweif bläst, und „Stehhansel", die nicht liegen bleiben und täte man sie zehnmal umlegen und auf den Kopf stellen.

Da schlägt die Bäuerin die Hände zusammen und ruft schier verzweifelt: „O, du meiner Tag', jetzt ist schon das Wahre! So tut doch Euere vertrackte Kramel einmal weg, Krainer! Ihr wißt einen Klenkas, wie eins nachher mit den Kindern fertig wird."

Da schleichen und hüpfen die Kleinen schon an die Mutter herum und schmeicheln und betteln um so ein Roß, um eine Harmonika, um einen Vogel um alles; und der Krämer sagt: „Freilich, freilich kauft euch die Mutter was, ihr seid ja frei so viel brav! Hebt schon an und geht in die Schul', gelt? Du Dirndl, geh' her zu mir! Wie heißt denn, he? Nani heißt? Nu weil du Nani heißt, so muß ich dir was schenken, seh!" — Er gibt ihr so ein Dingelchen, das sie „Stehhansel" nennen. Die Kleine hat ihren Finger im Mund, macht ein ganz verblüfftes Gesichtchen und getraut sich das Ding kaum anzugreifen. „Schau," fährt er dann fort, „ich hab' auch so ein klein Mädel daheim und dasselbe heißt auch Nani, und ein Bübel auch, just so wie der dort, der propre Bub'. Mußt dich nicht fürchten, Kleiner, ich tu' dir nichts, ich hab' die kleinen Leut' rechtschaffen gern."

Und so fährt er fort, der Schlaue, und weiß wohl warum er so tut. Die Kinder werden zutraulich und gewinnen Mut

zur nachdrücklichen Bestürmung der Mutter; und die Bäuerin wird mild und wohlwollend gestimmt gegen den Mann, der sich durch Hausieren seine Sach' mühsam erwerben muß, weil er zu Hause auch eine liebe Familie zu ernähren hat.

Die Bäuerin steht abseits von allen Einnahmen der Wirtschaft; der Bauer nimmt für alles ein und gibt für alles aus. Die Bäuerin hat nur eine einzige Geldquelle: die Hühner. Eine gute Henne legt in der guten Jahreszeit durchschnittlich jeden zweiten oder dritten Tag ein Ei. Die Eier werden von der Wirtin oder der Pfarrerköchin zu Kreuzern gemacht. Und solche Kreuzer sind es, die nun die gute Bauersfrau hervorholt, um ihren Kindern eine höchste Freude nicht zu versagen. Nun endlich sind sie alle zufrieden, und der Hausierer schnallt seine Trage, schiebt sie mühsam vor die Tür hinaus, denn gar viel kleiner kann sie in einem Hause nicht werden, und hätte sie noch so viele Wünsche befriedigt.

Der Abschied wird rührend. „Behüt' euch Gott all' miteinand!" sagt der Mann. „Nichts für ungut, schön gesund bleiben beisamm'! Über den Winter hinaus, wenn mir der lieb' Gott das Leben erlaubt, steig' ich wieder daher und bring' allerhand schöne, nagelneue Sachen mit, und wohlfeil. Tut nur einen Beutel voll Geld richten für den Schleuderer-Hansel!"

Dann lädt er auf und geht von dannen, und lange sieht man den hohen, grauen Ballen des Weges hin noch wandeln und wanken, und der Kettenhund bellt, bis die Erscheinung verschwindet.

Im einsamen Bauernhofe aber ist alles noch eine Zeitlang berauscht von dem Glücke des neuen Besitzes, den eine kleine Welle aus dem reichen, wogenden Meere der Welt herangeschwemmt hatte.

Die Uhrhändler.

Auch bäuerlich Mann hat heutzutage seine Taschenuhr — einer und jeder. Heißt das, der sie nicht vergurgelt. Wer die Zeit vertrinkt, wozu braucht der eine Uhr?

Aber man weiß, daß bei den Bauernburschen nicht allein das Dirndlhandeln (tauschen), sondern auch das „Uhrhandeln“ im Schwung ist. Eine und dieselbe ist einem und demselben nicht alleweil „seltsam“. Geht sie gut, so ist vielleicht das Gehäuse nicht brav genug versilbert, oder die Schildkrötenschale hat einen Sprung. Geht sie mittelmäßig, so ist auf sie natürlich kein rechter Verlaß. Und geht sie schlecht, so muß damit einer angeschmiert werden. Bei solchen Tauschhandeln wiederholt sich freilich gar oft das schöne Märchen vom Hans im Glücke, der durch oftmaliges Umtauschen vom vollen Geldbeutel allmählich auf einen Kieselstein kam und dabei immer noch gewonnen zu haben glaubte.

„Freunderl! Ich hab' dir jetzt eine! Schön ist sie nicht, meinst? Nachher weißt du nichts. Daß man ihr's auswendig nicht ansieht, was sie nutz ist, das glaub' ich. Geh' du kennst nichts. Du kriegst dein Lebtag keine solche. Keine solche nicht, das sag' ich dir dreidoppelt!“

„Was kostet sie?“

„Der Uhrmacher hat gar keine mehr. Die ist seine letzte gewesen von der Gattung.“

„Und die?“

„Ist nicht feil.“

Eine halbe Stunde später tut der eine einen lustigen Pfiff in sich hinein — man kann auch in sich hineinpfeifen, man tut's zumeist, wenn man einen andern insgeheim auspfeift. Der „elendigliche Taschenbrater" ist glücklich weg.

Die alten großen, dreigehäusigen Spindeluhren stehen auf der Bauernschaft draußen heute noch teurer im Preis, als die neuen guten Zylinder- und „Chronometerwerke" in der Stadt. Die Uhrenhändler wissen, mit was sie den Bauernmarkt füllen müssen, wenn sie recht tüchtig gewinnen wollen.

Mit manchem alten „Knödel", wie man die halsstörrige Taschenuhr zu schelten liebt, sind schon so viele Liebhaber angeschmiert worden, als sie Stunden auf dem Blatte hat. Eine solche kommt dann zu einer gewissen Berühmtheit.

„Die hat der jetzt!" heißt's mit Spott.

„Die foppt den jetzt. Der mag sich seine guten Stunden auf einem anderen Zifferblatt suchen. Das ist ein reiner Säckelrauber, die!"

„Wenn ich das Geld hätt', was die schon dem Uhrzurichter eingespielt hat, ich kunnt mir damit eine goldene anschaffen, und kriegte die Kette mit den Frauenbildeltalern, die d'ran hängen, mit d'rein."

Der sie aber eben hat, der preist ihr alle Tugenden an, welcher eine Taschenuhr jemals fähig sein kann; wenn er sie trotzdem nicht an Mann bringt, und er ist mit ihr allein, dann geht's ihr nicht gut. „Rabenbradl du! Hast eh kein Funkerl Silber an dir, und zu Lohn, daß ich g'sagt hab', das ganze G'schlacht mitsamt der Ketten wär' feines Silber, zu Lohn bleibst mir jetzt wieder stehen, und hab' dich erst vor einer Viertelstund' aufzogen! Zu Lohn, daß ich g'sagt hab', Rubinensteine tut man in die besten Uhren heutzutag' gar nicht mehr hinein — weil sie dir heraus-

gebrochen sind, wie einer alten Vettel die Zähn' — zu Lohn laßt mir jetzt auch noch den Zeiger abfallen — hast eh' nur einen mehr, du schandbar's Gespenst! Hin sollst sein!"

Er schleudert sie auf den Rasen, aber im letzten Auslassen noch so behutsam, daß sie sich nicht allzu sehr beschädigt. Dann schaut er sie eine Weile an und bückt sich. — „Nein," sagt er, „nein, Luder, liegen laß ich dich doch nicht, die Ehr' tu' ich dir nicht an. Mit dir muß noch einer angeschmiert werden."

Am Sonntag im Dorf auf dem Kirchplatz wird der Uhrhandel zumeist betrieben. Da gibt's auch Leute, die rein davon leben und gut leben. Denn es gibt umgekehrte „Hans im Glück!" Mancher hat sich von einer Zweiguldenuhr zu einer Zwanzig- und Dreißigguldenuhr hinangetauscht.

So ein „Uhrhändler" von Profession ist selbstverständlich auf allen Kirchweihfesten und Jahrmärkten. Mir steht aus meiner Jugend eine Gestalt, der „Uhren-Osel" geheißen, noch recht fest im Gedächtnis. Das ist ein wunderlicher Geselle gewesen. Dort geht sie behäbig wackelnd, die kurze, dicke Figur, weit ausgebauscht über und über — aber Fleisch und Bein sind das wenigste d'ran. Das Männlein ist außerhalb seiner Haut lebendiger als innerhalb derselben. Es ist voller Uhren. Nichts als Uhren.

Kommt er dann Sonntag ins Dorf, so errichtet er sich auf einem leeren Faß seinen Tisch. Noch ist Gottesdienst. Er muß sich gedulden, denn heute geht einmal alles nach dem Kopfe der Kirchturmuhr. Endlich ist der Strom da. Die Weiber schlagen sich zum Zwirn- und Bandelkrämer, die Dirnen (bei uns heißt man alle unverheirateten Weibsbilder und halberwachsene Mädchen Dirnen) und die Kinder ziehen sich um den Semmelstand, oder Kirschenkorb, oder um das Zwetschkenfaß herum. Etliche Männer trachten dem Tabaks-

laden zu oder verschwinden höchst rätselhaft in der Nähe des breiten Einfahrtstores zum goldenen „Löwen". Eine große Zahl der Männer aber — junger und alter — gruppiert sich um den Uhrenhändler, und jetzt hebt das Geschäft an.

Der Osel handelt. Das Merkwürdige ist nur, daß seit vielen Jahren, da er in der Gegend das Geschäft betreibt, alle Uhren, die er verkauft und vertauscht, die solidesten Silbergehäuse und Beschlachte haben; jene aber, die er eintauscht, von eitel Pakfong oder Blech sind, so lange er noch um sie feilscht. Er hat, gibt und nimmt Spindeluhren, Ankeruhren, Zylinderuhren, Repetieruhren, Chronometer — was weiß ich, wie sie alle geheißen werden. Ich habe die meine schon seit sieben Jahren im Sack und kenne sie nicht mit Namen. Wäre sie nur so gutherzig wie jene längstvergangene, von der ich zum Schluß erzählen will!

Mit Uhrgläsern — der Osel war ein gelernter Glaser — hat er den Handel angefangen, und dann reiste er jährlich zwei- oder gar dreimal in die Stadt, um dort die ältesten und zerfahrensten Uhren zu kaufen und die neuesten und besten nach Hause zu bringen.

Heute — es ist nun freilich ein längst entschwundener Tag — geht's um sein Faß noch höher her wie gewöhnlich, heut' wird etwas ausgeschrien. Eine Uhr wird verlizitiert — ihr lieben Leute — eine merkwürdige Uhr! „So ist's ja auf der Welt, Glück und Ehr' kriegt man nicht zu kaufen!" ruft der Osel, „das muß man lizitieren. Und wer das Glück hat und diese Uhr kriegt, dem muß man auch die Ehr' geben. Denn das Zeugel da — 's ist nicht groß, 's ist auch nicht verjuramentiert, ob es von Silber ist, oder sonst was wert — aber wenn's ein Engländer sieht, das Dingel, wie ich's jetzt halt' in der Hand, so sind auf der Stell' hundert Dukaten mein. — Drei Gulden zum ersten!"

Sie fahren um ihn zusammen. Sie lärmen und lachen und stoßen sich die Ellbogen in die Weichen. Sie steigern mit und jagen sich gegenseitig während seiner hellausklingenden Rufe lustig hinauf.

„Nur nicht balgen und drücken, Leut'!" so fährt der Uhrenhändler fort, „sein still sein und losen. — Vor vierzehn Tagen ist der Dräuberl-Franz gehenkt worden, das wißt ihr. — Vier — fünf Gulden zum ersten! — Der Dräuberl-Franz hat drei Leut' umbracht und einen Schuster. Darum haben sie ihn gehenkt. Wenn er's nicht getan hätt', hätten sie ihn leben lassen. — Acht Gulden fünfzig zum ersten! — Wie ihn der Henker eingraben will, findet er im Hosensack vom Dräuberl-Franz diese Taschenuhr — zehn — fünfzehn — neunzehn — zwanzig Gulden zum ersten! — Und die Uhr ist noch gegangen! Der Dräuberl-Franz ist maustot gewesen. Die Uhr ist mit ihm gehenkt worden und ist noch gegangen! — Dreißig Gulden zum ersten! — Zweiunddreißig Gulden zum ersten! — Und geht heut' noch! Und ist dabei gewest, wie der Dräuberl-Franz die drei Leut' hat umgebracht und ist gehenkt worden! Und geht heut' noch — geht ohne End' und Aufhören! — Fünfunddreißig zum ersten! — Zum zweiten! — Fünfunddreißig zum ersten! — Zum zweiten! — Fünfunddreißig Gulden zum! Wer gibt mehr? — Fünfunddreißig Gulden zum — dritten!"

Der's am wenigsten vermeint, dem ist die Uhr in der Hand geblieben. Dem alten Leckenbauer.

„Geldbeutel!" murmelte er, und zog seine Brieftasche heraus, „jetzt wollen wir sehen, ob du sie wert bist!"

Hätte er gestern an den Schragen-Bartel nicht eine Kuh verkauft — wohl als „tragend", während sie „gall't" (unbefruchtet) war — der Geldbeutel wär's nicht wert gewesen.

Etwas kleinlaut nahm er die erstandene — die gleichsam

vom Tod und vom alten Leckenbauer erstandene — Taschenuhr in Empfang, und trostbedürftig fragte er, ob's doch wohl gewiß wahr sei, „daß sie ohne End' und Aufhören gehe".

„Das versteht sich bei einer Galgenuhr," sagte der Osel, „nur auf's Aufziehen mußt nicht vergessen."

„Ja freilich," bemerkte näselnd ein anderer — der Rockschneider von der Lehne —, „das Aufziehen ist eine Hauptsache, wenn eine Uhr gehen soll. Du selber wärst es."

„Was?" fragte der Leckenbauer.

„Aufgezogen. Schau, die Uhr" — der näselnde Schneider hielt sie ans Ohr — „diese Uhr da muß einen Herzfehler haben, weil der Puls so ungleich geht. Alle Stund' kann sie der Schlag treffen. — Und der rostige Flecken da, am Blechgehäuse! 's ist recht schön, die Uhr von einem Raubmörder besitzen, aber — ich für meinen Teil — Blut möcht' ich doch kein's d'ran haben."

Es gingen nicht fünfzehn Minuten um, so war der Rockschneider Eigentümer der „Galgenuhr". Der Leckenbauer besaß hingegen nun eine eisgraue Greisin, halbblind auf dem Zifferblatt, halblahm am Gehwerk, zahnschartig die Räderchen, runzelig und zerdrückt das Pakfongbeschlacht — aber eine ehrliche Uhr. Und der Leckenbauer war's zufrieden oder tat so — freilich insgeheim wünschend, daß sich gestern der Schragen-Bartel von ihm nicht hätte anschmieren lassen sollen.

Der Uhrenhandel wird auch unter den Weibsleuten betrieben, aber beileibe nicht auf offener Gasse, sondern unter Dach und Dämmerung. In der Bauernschaft ist der Brauch, daß der Bursche seinem neuerwählten Dirndl eine Sackuhr gibt. Das ist statt des Verlobungsringes. Sie trägt das Uhrlein treu und zärtlich hinter dem Busentuche verwahrt und vernimmt an ihrem Herzen allezeit das traute Ticktack.

Ist das nicht unendlich sinniger als ein leb- und inhaltloser Ring am Finger? — Freilich, wenn sie einmal den Uhrschlüssel verliert, scheint es selbstverständlich, daß sie sich mit dem Anliegen an den Spender der Uhr wendet. Nicht immer! Es gibt auch andere Leute, die Uhrschlüssel haben. Und bei solcher Gelegenheit wird dann getauscht. So bedeutet bei den Weibsleuten der Uhrenhandel geradezu Untreue. — Ein häßliches Wort. Die gute Uhr, deren beständig vorrückender Zeiger still und ernst auf die fliehende Zeit weist, auf das schwindende Leben — sie wird Judaslohn. — Eben weil's so rasch dahingeht, dieses Leben, muß man's nach Gelegenheit und Laune beim Schopf fassen und ans Herz reißen! sagen die einen. — Eben weil die Zeit so kurz, sollen zwei Menschen, die sich einmal gern haben, treu zusammenhalten, sagen die andern.

Und der Zeiger der Uhr mißt die Stunden jedem vor, und jeder — zu frommem Liebesglücke oder zur Falschheit.

O du geliebtes, verachtetes Uhrlein, das ich einstmals besessen! Der mir's angepriesen, glaubte mich damit zu übervorteilen, weil sie arm und schmucklos war am Leibe und bisweilen ein wenig rasten wollte, wenn die Triebfeder ihrer Pflicht nicht gerade allzu stark gespannt gewesen.

Da kam ich einmal zu einem süßen Kinde, und das bat ich um ein Stündlein Glück. Ein einziges, das mag sie gewähren. Der Nachtwächtersruf um Mitternacht schreckte sie auf, aber ich berief mich auf die Uhr, es sei das Stündlein noch nicht aus. Der erste Hahnenschrei endlich hat ein Ende gemacht — der Zeiger wies treuherzig noch die versprochene Stunde.

O du geliebtes, verachtetes Uhrlein, du hast mir's gut gemeint!

Der Schmalz-Pater.

Wenn man eine leichte Börse und schwere Füße hat und man möchte gern weiter, so ist das unselig. Das Fahren geht nicht wegen der leichten Börse und das Gehen nicht wegen der schweren Füße; da ist es schier das beste, man setzt sich auf einen Stein und philosophiert.

So saß ich einst als junger Mensch auf einem Steine des Pustertales, im schönen Land Tirol.

„Heda, Bursche, woher, wohin des Weges?" rief eine Stimme neben mir.

Ein Mann in brauner Lodenkutte, mit einem breiten Hut, einem derben Wanderstock und einer Reisetasche stand da. Ein Franziskaner.

Er war nicht mehr jung, aber sein Gesicht sah aus frisch wie eine Pfingstrose.

Meine kecke Antwort: „Von Innsbruck kommt der Bursche und in alle Welt will er und jetzt verdrießt ihn das Wandern."

„Dann bin ich sehr froh, daß Ihr kein Hexenmeister seid," entgegnete er lustig, „kehr' um die Hand, machtet Ihr aus so einem alten Franziskanermönch einen gesunden Esel und setztet Euch hinauf und rittet in alle Welt!"

Von dieser Gattung war er, fröhlich und drollig. Wir sind dann miteinander gegangen. Er war aus Innsbruck, war bis Brunnecken gefahren, und kam nun eine gute Strecke zu Fuß her. Er reiste in Geschäftssachen, wie er sagte.

„Per pedes ist mein Leben," sprach er, und sein Rosenantlitz lächelte, „ich bin noch ein Bursche aus der alten Zeit, wenn's auch nicht ganz mehr so rüstig geht, denn in so einer Wollenkutte ist's unbequemer zu wandern als im Handwerkeröckl, das läßt sich nicht leugnen, aber fechten läßt sich's doch auch darin, und besser noch. In der letzten Nacht fuhr ich über den Brenner; bin zum erstenmal in meinem Leben auf dem Dampfwagen gewesen — ein sündhafter Vorwitz, und ich tu's in meinem Leben nicht mehr; allen heiligen Patronen hab' ich gedankt, als ich in Franzensfeste war, und hernach schlief ich doppelt gut auf dem Heu. Heut' nach der Mess' machte ich mich gleich zu Fuß auf, aber mein schwerer Korb, den ich trug, ließ mich froh sein, als ich mit einem Postretourwägel auf das Mitfahren unterhandelte. So fahr ich bis Brunnecken. Als ich absteig, will dieser Mann Gottes von einem Postillon, daß ich ihm ein Trinkgeld gebe. Ein Narr, der was gibt, wenn er nichts hat, denk' ich mir, aber er meinte, ich wäre schmutzig! — Schmutzig! antworte ich, o, im Gegenteil, Freund Gottes, blank bin ich! — Der Mann brummt, aber meinen Korb läßt er mir doch weiterfahren bis Innichen."

So plauderte mir der Mann vor und dann schritten wir lustig mitsammen.

Mein Gefährte trug Sandalen und schritt damit sehr weit aus; wir holten sogar einen Stellwagen ein. —

„Wißt Ihr, warum so ein Marterkasten Stellwagen heißt?" fragte mich die Pfingstrose plötzlich. „Ja, weil er nicht von der Stell' kommt!"

„Was euch so ein Postillon für ein beweinenswerter Mensch ist, nit?" bemerkte der Mönch später, „vor jedem Wirtshaus bewässert er seine Pferde und sich selber beweint er."

Der Mann hatte recht, ich hatte das früher durch das

Inntal erfahren. Die Fuhrleute scheinen mit den Wirten förmlich Kontrakt geschlossen zu haben, letzteren so viel Reisende als möglich ins Haus zu schmuggeln, und wer in die düstere Stube mit den rauchigen Kruzifixen nicht will, der muß sich das Warten im Wagen gefallen lassen, bis sich der Kutscher genügend „beweint“ hat.

Auf vielen Wiesen arbeiten die Mähder. Ich bemerkte meinem Gefährten, daß ich den Heuduft liebe, worauf er mir antwortete, daß er den Heuduft auch sehr liebe, und daß er sich deshalb schon heimlich in Verdacht habe, er müsse ein Esel sein. Der Esel kam diesmal auf mich.

Die hohen spitzigen Hüte der Tiroler, die man im Pustertale sehr häufig sieht, nannte mein Mönch „Sternstecher“.

Aber die Tiroler sind unter diesen Sternstechern sehr schmuck, die Männer wie die Weiber.

Einem Bäuerlein, das ein paar Ochsen leitete, die durch ein Kopfjoch den Heuwagen zogen, rief mein Gefährte zu: „He, Landsmann, Euere Ochsen und unsere Stadtleut haben das gleiche Amt, sie arbeiten mit dem Kopf!“

Da kam das Bäuerlein heran, küßte dem Pater die Hand und schmunzelte: „Hochwürdiger Vater, bist wohl recht gemein!“

Damit meinte er, daß der Mann sehr leutselig sei.

„Kennt Ihr das Mittel, auf billige Weise blaue Farbe zu erzeugen?“ fragte mich plötzlich mein Mönch.

Ich sah ihn an; wie kam er doch, während er mit der Nase die letzten Stäubchen seines Tabaks aus der Dose sog, zu dieser Frage?“

„Nun so will ich Euch's sagen,“ fuhr er fort. „Man nimmt einen Schusterjungen und einen Knieriemen und balgt den ersteren mit dem letzteren.“

Mich fingen diese Handwerkerwitze nachgerade zu ärgern an, meine Füße schmerzten mich und ich war nicht zum Trefflichsten gelaunt.

„Wie kommt Ihr jetzt zu solchen Bemerkungen?“ fragte ich den Mönch.

„Weil ich,“ antwortete er, „auf diese Weise einmal zur blauen Farbe gekommen bin und sie gefühlt habe. Ich erzähl' Euch die Geschichte, wenn Ihr wollt; aber lieber Mann Gottes, Ihr geht ja verteufelt elend, setzen wir uns aufs Leder.“

Ich war einverstanden und wir setzten uns unter einen Lärchenbaum. Darauf musterte mein Mann nochmals seine Dose, doch ohne jeglichen Erfolg, es war kein Stäubchen mehr drin. Endlich kam er ins Erzählen:

„Bin einmal ein Schusterbub' gewesen voll Pech und Ruß und Boshaftigkeit. Hab' mir aus lauter Vorwitz nicht zu helfen gewußt, und immer den Meister, der schon alt und kurzsichtig war, hab' ich im Zug gehabt. So mach' ich mich auch einmal d'ran und beklebe seinen Dreifuß mit Pech und Leim; der Meister kommt, setzt sich auf den Stuhl, bleibt seine paar Stunden sitzen, heißt es auf einmal: die Frau Amtmännin ist draußen und will mit dem Meister sprechen. Der springt auf — da klebt's am Sitzleder — er zerrt und reißt, vergebens — er lauft mit dem Dreifuß einige Male in der Stuben umher, da tritt die Frau Amtmännin zur Tür herein; der Meister ist in Verzweiflung und grüßt und setzt sich, gleich wo er steht, nieder, daß die Amtmännin das Unheil nicht merkt; diese aber rümpft die Nase: Wenn unsereins kommt, so erhebt man sich! — Der Meister vergießt Angstschweiß — in mir wogt's und wogt's — ich lache laut auf. Seht, das war's, und als die Amtmännin sehr ungehalten fortgegangen war und der Meister endlich das Anhängsel

mühevoll abgelöst hatte, nahm er seinen Knieriemen und mich und fabrizierte die billige blaue Farbe. Das ganze Firmament schleppte ich auf dem Rücken mit, als mich der Meister hierauf davonjagte. Dann begann meine Wanderschaft. Die Welt ist schön und wunderbar und an jeder Tür gibt's eine Klinge, mit der man fechten kann! Eines Tages kam ich zu einem Kloster und focht mich hinein. — So ein Mordskerl und betteln! Pfui! ruft der Guardian, als er mich sieht. Das frappiert mich, ein Mordskerl und betteln, das geht allerdings nicht, denk' ich. D'rauf steh' ich im Kloster auf einige Tage in Arbeit ein und flick Schuh und Sandalen und gewinne dabei die Überzeugung, daß es in den Klostermauern nicht gar so übel ist. Hunger und Durst wird in den stillen Räumen keiner gelitten, aber die Kasteiungen! Lebensgefährlich sollen auch die nicht sein, ließ ich mir sagen und — kurz, es kam so weit mit mir, daß ich im Kloster blieb und mich nach wenigen Jahren für den Orden auszubilden begann. Mehrere Male bin ich wohl in die Zelle gekommen, aber endlich begann doch die Bosheit und der Vorwitz abzusterben und ich widmete mich ganz dem gottseligen Leben. Es ist besser für mich, wie im Handwerk, und in Innsbruck läßt es sich leben."

Er hatte erzählt, wir zogen weiter.

Hinter Innichen holte der Pater in einem Hause seinen Korb, den ihm der Postwagen bisher befördert hatte. Im Korbe stand ein umfangreiches Blechgefäß, dessen Zweck ich nicht erraten konnte.

Doch ich erfuhr es bald. In einem der nächsten Häuser, die am Wege standen, sprach der Mönch zu und bat in frommer, demutsvoller Weise um — Rindschmalz für die hochwürdigen Franziskaner in Innsbruck. — —

Das ist einer. Aber ein seltener, obschon in den Klöstern

manch lustiger Bruder zu finden ist. — Dort sind zwei andere, ebenfalls mit gutem Humor.

Es ist ein schwierig Wandern für sie, in ihren braunen Kutten mit den großen Zinnbüchsen auf dem Rücken. Der eine sinkt zuweilen bis über die Knöchel in den Schlamm des Weges und tritt manches Steinchen auseinander mit seinen breiten Sandalen.

Sein Begleiter ist dünn und leicht, und käme die Schwere der Zinnbüchse nicht in Betracht, er zerträte 'leicht keine Ameise auf dem Boden. — Ich küss' die Hand, Ehrwürden!

Im Bauernhofe werden sie schon bemerkt, und: „Die Schmalz-Pater kommen!" geht es durch das ganze Haus; da eilt die Bäuerin geschäftig ordnend durch Stub' und Küche, und der Bauer rückt die alte Bibel in Sicht auf den Hausaltar, und die Mägde wischen eilig ihre Hände rein an den Schürzen, und die Kinder vertauschen unter Beihilfe der Großmutter ihre geflickten Werktagsjacken gegen die Sonntagsjöpplein und jubeln dabei — aber die Vorratskammer seufzt.

Der Gewichtige tritt zuerst ein. Er geht schon viele Jahre lang als Sammler und kennt seine Leute.

„Gelobt sei der Herr und dem Hause Glück und Ehr!" Das ist sein Gruß, und diesem setzt er bei: „Zwei arme Priester mit dem Wanderstab täten bitten um eine klein Gab von dem, was Gott der Herr gesegnet hat auf Berg und Tal, im Kasten und im Stall; die Gab' kommt an die barmherzigen Brüder zur christlichen Krankenpflege für Seel' und Glieder; auf daß Euch Gott der Herr die Sünd' verzeih' und fernerhin seine Gnad' verleih'!"

Oder ein anderer Spruch: „Gelobt sei Jesu Christ! Der heilige Antoni (oder wie sein Klosterpatron eben heißt),

der laßt dich schön grüßen, du mudelsaubere Schmalzkochbäuerin, du rechtschaffene, und laßt dich fragen, was dir das Christkindl soll bringen. Einen braven Mann, oder eine feiste Sau, oder eine Henn' und einen Hahn oder ein schneeweißes Büberl, ein klein's, mit krausem Haar, alle Jahr eins oder ein paar. Und daß ich nit vergess', laßt dich bitten, 'leicht kunntst ihm verehren ein Stückel Butter, oder ein Wutzerl Flachs, oder ein Schwarterl Speck — oder alles miteinander, dem heiligen Antoni. Daß er sich ein Pfaiderl kunnt machen und ein Süppel kunnt kochen — der heilige Antoni . . ."

Da sind alle mäuschenstill und schleichen heran, eins nach dem andern, um schämig den Priestern die Hand zu küssen. Diese heben sofort ihre Zinnkübel ab und setzen sich daneben hin auf die Bank; während der Magere fromm ergeben seine Hände in den Schoß faltet, hebt der andere schon mit den Kindern zu schäkern an. Diese sind gar schüchtern, ziehen sich zurück bis an die Wand und tun ihre Finger in den Mund, als wären es lauter Zuckerbretzen. Da sie aber das Gesicht des Paters gar so licht und heiter lächeln sehen, so schleichen sie nach und nach heran, werden zutraulich, sagen ihre Namen und verschwärzen sich wohl gar einander auf die Frage, ob sie brav seien. Da erzählt das Bübel etwa vom Geier, der eine Henne gestohlen, von seiner Schwester, die der Mutter ein Ei zerbrochen, und das Mädchen verrät, um sich an dem plaudernden Brüderchen zu rächen, daß dieser just gestern von der Mutter eins auf „hinten" gekriegt, weil —

So heben sie schon von Kindheit auf an, fremde Sünden zu beichten.

Der Hausvater will leutselig mit dem Mageren ein Gespräch anknüpfen, er erzählt, wie er sein Lebtag auf diesem

Berg heroben sitze, daß sein Großvater dieses Haus hab' erbaut und wie aber die Balken schon wieder recht arg wurmstichig seien, man sehe es gleich dort an der Wand. Und er weist gegen die Ecke am Tische, wo der Hausaltar ist mit der Bibel — auf daß es der Pater doch merken sollte, in welch' einem christlichen Hause er sich befinde.

Allein der Mann Gottes kümmert sich weniger um den Hausaltar als um den geschäftigen Schritt der Bäuerin, den man im Überboden hört. Er weiß es, jetzt holt sie Weißbrot, Käse und Butter und steigt zuletzt gar in den Keller hinab um ein gutes Tröpfel.

Und wahrlich, er hat sich nicht getäuscht; bald kommt die Hausmutter, deckt den Tisch mit einem Tuch, bringt Weißbrot und Käse, und setzt noch einen großmächtigen grünen Krug dazu, der fast zu sorglich hingestellt wird, als daß darin gewöhnliches Brunnenwasser zu vermuten wäre. Auch ist bei gewöhnlichem Brunnenwasser das Äußere so eines Kruges stets feucht und betropft, während hier — — es sind also alle Anzeichen da, daß — —

Lebhafter faltet der eine die Hände, und der Dicke, obwohl ein wenig gegen den Tisch schielend, setzt erhöhten Eifers seine Unterhaltung mit den Kindern fort und überhört die Einladung zum Tische ganz und gar.

Trotzdem braucht es keine außerordentlichen Zwangsmittel, die ehrwürdigen Brüder zum gedeckten Tisch zu bewegen, und der angeborene Wissensdurst läßt dem einen keine Ruhe, bis er sich überzeugt, inwieweit seine Vermutungen wegen des Kruges begründet sind.

Der Dicke hingegen ißt und trinkt, ohne scheinbar dabei an den Genuß zu denken; er beschäftigt sich immer in leutseligster Weise mit den Kindern, mit der Hausfrau, und

sieht überall den Gottessegen, der in einem so gastlichen, freigebigen Hause ja unausbleiblich ist.

Indes, die Hausfrau ist schon wieder davon und kommt erst nach einer Weile mit einer schön aufgeputzten Butter, mit einer geselchten Schinkenkeul', mit fein ausgekämmten Flachsbündlein, aber sie geht damit nicht zum Tisch, bescheidentlich stellt sie die Gegenstände neben die Zinnkübel hin und sagt leise: „'s ist halt just nicht gar viel; wenn Hochwürden täten zufrieden sein und uns wollten einschließen in die heilige Meff', und über's Jahr wollen wir schon schauen, daß wir wieder was haben."

Jetzt tut der Dicke eine Ledermappe hervor, und da machen die Kinder schon lange Hälse und halten den Atem an.

„Lenerle, kennst die?" sagt der Pater zum Mädchen und hält ihm ein buntgefärbtes Heiligenbildchen hin, „das ist die heilige Magdalena. Willst auch einmal so fromm werden, gelt?"

Hierauf kriegt jedes das Bildchen seines Namenspatrons und die Bäuerin extra ein funkelndes Kreuzel auf die Brust, und der Bauer einen Jerusalemer Rosenkranz. Alles für das nichtig Stückel Fleisch und Butter.

Der kluge, alte Haushund aber sitzt vor dem Tisch auf den Hinterfüßen und zieht den Schweif ein und merkt auf die Vorgänge, die ihm nicht gefallen; es ist Geschmacksache, aber er, der Hund, muß sich aufrichtig gestehen, so ein nichtig Stückel Fleisch und Butter wäre ihm lieber wie alle Heiligenbilder und Rosenkränze.

Und noch während sie unter der lehrreichen Erläuterung des Paters, auf den Bildchen den Rost des heiligen Laurentius, das Rad der heiligen Katharina, den Kessel des heiligen Vitus und den Kelch der heiligen Babara bewundern, schleicht der Haushund unter den Füßen hin gegen

die Butter — gegen die Schinkenkeule — da tut der bisher stummgebliebene Magere einen Aufschrei und deutet gegen das Entsetzliche hin . . . Hat das Vieh wollen den schönen Schinken schnipsen!

Da merken die Pater wohl das Unersprießliche ihres Säumens und bringen die Gottesgabe in Sicherheit.

Hernach ziehen die Schmalz-Pater davon und weiter von Haus zu Haus, bis die Zinnkübel voll sind. Dann kehren sie heim ins Kloster, und während die gesammelten Gaben den kranken Pfleglingen zugute kommen, gedenken die Sammler noch lange der Wege, die sie in Weltfreude gewandelt.

Der Viehhändler.

Die Birkenbäuerin hantiert geschäftig um den Herd herum und bereitet für das Hausgesinde das Mittagsmahl. Der Bauer sitzt auf einem breiten Stein neben dem Herd, steckt dann und wann eine glühende Kohle in seine Pfeife, kaut an dem Stummel und brummt halblaut: „Mich klemmt's schon saggrisch!"

Mit diesem Ausdruck sagt er seinem Weibe, daß er sich in keiner geringen Verlegenheit befinde. Die Bäuerin versteht den Ausdruck gar wohl, das Geld ist ihm wieder einmal ausgegangen.

„Du Narrisch, was täten wir denn, wenn du keinen Kreuzer Geld hättest?" entgegnet sie und stellt dabei die Sterzpfanne über das Feuer; „wir müssen ja wieder ein Weizenmehl haben und das Salz ist auch schon auf dem Neigel."

„Leih' mir ein paar Groschen von deinem Eiergeld, Nandl!" sagt der Bauer leise.

„Ja, meinst ich hab' gar so einen Haufen? Kann die Eier nicht alle gleich auf den Markt tragen, muß zum Kochen auch was haben und du ißt doch die Strauben (Eierspeise in Schmalz) gern. — Hast 'leicht gar nicht einmal ein Tabakgeld? — Nein, das ist wohl ein rechtschaffenes Kreuz mit den Mannleuten!"

„Das groß' Paar Ochsen tät' ich hergeben, wenn ein Kaufmann käm'; sonst sind solche Leut' alleweil vor der

Tür, aber just wenn man's gern haben möcht', find't keiner her."

Die Kuhmagd kommt in die Küche und beginnt hinter dem Herd aus gesottenen Kräutern, Kleien und Salz ein Getränke für die jungen Kalben zu bereiten, der Bauer und die Bäuerin haben ihr Gespräch abgebrochen; es ist nicht notwendig, daß gleich das ganze Gesinde weiß, wo jetzt wieder der Schuh drückt.

Es wird zum Essen. Der Bauer deckt den Tisch, schneidet Brot auf, und die Bäuerin geht hinaus vor die Tür, steckt zwei Finger in den Mund und tut einen lauten Pfiff. Bald darauf kommen von Wald, Stall und Wiese die Knechte und Mägde herbei; einige waschen sich die Hände, andere nicht — und dann treten alle in die Stube, sagen das Tischgebet und setzen sich zum Essen.

Man beeilt sich gar nicht so sehr dabei, denn die Essenszeit ist die einzige freie Zeit des Tages für das Gesinde. Aber der Bauer schaut schon alleweil auf die Uhr und sagt wohl gar seufzend die Worte: „Ja, ja, die Zeit verschwind't wie der Wind!" — Aber das Gesinde versteht so was nicht, es trägt seinen Löffel in dem gewohnt langsamen Lauf und der Stallbub' läßt seine „Suppenschaufel" gar oft eine Weile in der Schüssel stecken oder im Mund.

Noch sitzen sie beisammen, als die Stubentür aufgeht und ein Mann mit einem langen Stock in die Stube tritt. Der Mann trägt eine kurze, grünliche Jacke, rehfellene Langhosen, unterhalb der Knie aus Kuhleder, ferner einen braunen Brustfleck mit breitem, zierlich ausgenähtem Gurte. Der hasenhaarene Hut sitzt fest auf dem Kopf mit dem wohlgenährten Gesichte.

So tritt er ein und sagt: „G'segn Gott das Mittagmahl!"

„Bedanken uns!“ entgegnet der Birkenbauer, „schau, schau, der Michel! Hast du dich auch wieder einmal verrennt (verlaufen) daher.“

„Muß doch ein wenig schau'n, was ihr da heroben alleweil macht's in der Sonn'.“

„Sie scheint nicht rechtschaffen viel, heut'.“

„Halt ja! — Und ich hab' sagen wollen: Hast nicht ein schweres Paar Ochsen für mich, Birkenbauer?“

Der Birkenbauer entgegnet, daß er wohl ein Paar habe, welches dem Michel „anständig“ sein dürfte, daß er es aber nicht verkaufe. Der Bauer wird die Ochsen um jeden Preis geben, aber er weiß wohl, daß ihm eine derartige Sprödigkeit um einige Gulden mehr einbringt. Der Ochsenhändler Michel ist aber auch in seinem Fach so erfahren, daß er nicht gleich davonläuft.

„Geh', Birkenbauer,“ sagt er, „magst mir sie nicht ein wenig zeigen?“

Und der Bauer führt den Michel in den Stall und zeigt ihm die Ochsen, und diese gefallen dem Händler just nicht übel.

„Will dir nicht sparsam sein, Birkenbauer, und ich gebe dir zwei für die Vieher und ich zahl' dir's gleich auf der Stell'.“

Er gibt ihm zwei! — Dieser Ausdruck „zwei“ bedeutet in der Viehhändlersprache: Zweihundert Gulden.

Gott sei Dank! denkt sich der Bauer im geheimen, jetzt krieg' ich doch rundweg ein gut Stück Geld! Überlaut aber sagte er: „Nein, da wär' ich ein Narr, wenn ich diese Ochsen hergäb'; sind nicht feil!“

„Wenn ich mich aber gleich um zehn Gulden bessere?“

„Wird's nicht tun; ich hab' just meine Freud' an den Viehern, und aufs Geld steh' ich nicht an, 's ist mir halt

doch lieber, wenn mir dieses saubere Paar Ochsen im Stall steht, als wenn mir die paar Gulden in der Truhe liegen!"

Der Michel läßt die Rinder langsam um die Krippe herumgehen, faßt an den Rippen des einen die Haut in die Faust und sagt, wie zum Ochsen redend: „Bist ein Eichtl weniger wie dein Kamerad; dir ist die Haut noch zu viel an die Knochen gewachsen. Bist dein Hundert nicht einmal wert, du; und in mir fängt es schon an abzureden."

Diese letzte Bemerkung beginnt den Birkenbauer zu beunruhigen und er sagt sogleich: Fünfzig zu zwei hätt' mir der Fleischhacker schon 'geben; find'st halt sonst kein solches Paarl in unserem Pfarrl!"

„Ich kenn's schon, daß ich mich verhau', aber daß wir zusammen doch wieder einmal einen Handel machen: Fünfzehn sollst haben zu zwei!"

Der Bauer hat es schon bemerkt, daß der Michel die Ochsen nicht fahren läßt, er sagt somit kurz und bestimmt: „'s wird's nicht tun."

Auf das hin ergreift der Michel eine andere Finte, er zieht seine Uhr mit dem Schildkrötengehäuse hervor und bemerkt, daß die Zeit schon sehr vorgerückt sei. Er sehe nun wohl, daß er umsonst hergegangen sei, drückt aber die Hoffnun aus, daß er mit dem Birkenbauer doch ein andermal ein Geschäft machen werde. Dann wünscht er noch viel Glück zu dem Viehstand und daß auch sonst alles wohl und gesund bleibe.

Das sieht denn wirklich aus, als ob er gehen wollte.

Und er geht auch; aber er kehrt noch einmal um und ersucht den Bauer um Tabakfeuer. Dieser zieht Schwamm, Stein und Stahl aus der Tasche und schlägt Funken; dabei aber sagt er: „Bist ein saggrischer Jud', Michel!"

„Tust mir ungut, Birkenbauer, bin dir gewiß nicht zu karg; hätt' die Vieher auch rechtschaffen gern gehabt."

„Hörst, Michel!" — der Bauer schafft stets mit Schwamm und Feuerstein — „sollst auch nicht sagen, daß ich ein Stein bin; gib mir noch fünfe d'rauf und nachher laß' ich dir's außer." (Lasse ich dir die Ochsen aus dem Stalle.)

Da eilt in diesem Moment die Bäuerin herbei: „Ja, Alter, meine Falcherln (Falben) wirst mir doch nicht verkaufen? Das wär' aus der Weis' und das laß ich nicht gelten!"

Da öffnet der Michel seine braune, bauchige Brieftasche, hält dem Bauer bar zweihundert und zwanzig Gulden hin und legt der Bäuerin noch einen blanken Silberzwanziger als „Leihkauf" auf die Hand, und — das ist ein großer Augenblick — die Bauernleut fassen das Geld an und sind überwunden.

Aber die Überwundenen jauchzen im Innern; sie hatten die Ochsen kaum auf zweihundert Gulden geschätzt. Und der Überwinder, der Michel, jauchzt auch im Innern, denn er lebt bereits der Überzeugung, daß er bei dem Geschäfte seine fünfzig profitieren werde.

„Und für eine Handeljause bist uns auch noch nicht feil, Michel," spricht der Bauer, „geh' mit in die Stuben, mein Weib wird dir was kochen, und ich tu' derweil den Ochsen ein Schipperl Heu in die Krippe."

Wohl, der Michel bekommt seine Handeljause, aber die Ochsen kriegen nicht ihr Schipperl Heu; der schlaue Birkenbauer sucht sie noch auszunützen, während der Händler bei Tische sitzt. Er spannt sie eilends ins Joch und führt noch ein paar Fuhren Garben vom Feld, und bis der Michel in den Stall kommt, steht das gekaufte Paar auch wieder an

der Krippe und der Michel bemerkt: „Sie haben sauber ausgefressen.“

„Halt ja,“ sagt der Birkenbauer, „die Vieher fressen rechtschaffen gern; wirst sehen, wenn du mit ihnen heimkommst, so fressen sie dir wieder eine Krippen voll!“

Zuletzt, wie der Mann die Rinder mit einem Strick an den Hörnern zusammenfaßt und aus dem Stalle führt, kommt das Halterbübl herbei. Das weint gar sehr, als es seine Lieblinge, die Falcherln, davonziehen sieht. Aber der Michel weiß auch den Halter zu besänftigen; er reicht ihm eine Silbermünze.

„Seh', Kleiner, da hast was; kauf' dir einmal ein paar Semmeln dafür!“

Der Michel treibt die Ochsen davon, der Bauer schaut ihm schmunzelnd nach. Jeder ist vergnügt, den andern übervorteilt zu haben.

Der Bratelgeiger.

Dann und wann ein wenig bratelgeigen, dann und wann ein wenig hungerleiden — aber allzeit lustig; zum Nasenhängen keine Zeit und das Sterben sparen bis zuletzt.

Er ist seines Zeichens ein Schuhflicker, aber wenn ihn jemand „Herr von Drahtzug" nennt, so läßt er's auch hingehen, ja macht noch ein leutseliges Gesicht dazu. Er will überhaupt etwas höher hinaus, denn Schuhflicken, das kann jeder.

Und er hat's gar nicht nötig, sein armselig Handwerk zu pflegen — „er konn a Musi!"

Zwei alte Baßgeigen, wie er sagt, sind sein Eigentum; die eine lehnt hinter dem Ofen, die andere poltert draußen in der Küche und im Ziegenstall herum. Beide brummen, die erstere aber nur, wenn er sie streicht, die letztere auch, wenn er sie nicht streicht.

Wenn der Fritz auf dem Dreifuß sitzt, wenn er das starr verkrüppelte Beschuhe irgendeiner Kuhmagd in den Schoß nimmt, Schweinslederflecken auf die wunden Stellen paßt und endlich pathetisch den Pechdraht zieht — so sind das trübe Stunden seines Lebens, und die Baßgeige hinter dem Ofen ist versunken in elegische Träume.

Aber man sollte es kaum glauben, in dem starr verkrüppelten Beschuhe der Kuhmagd stecken unterschiedliche Gedanken — Weltgedanken. — Es muß nun doch wohl bald die Faschingszeit kommen. Diese Schuhe sind in ihren Jugend-

tagen auch daheim gewesen auf dem glatten Tanzboden, diese Schuhe sind damals wohl gefettet und kohlschwarz gewesen; diese Schuhe sind im sanften Kreislaufe umher gerutscht, oder auf den Spitzen gehüpft und haben sich mit anderen minniglich berührt; diese Schuhe, o, die Träume der Jugend kehren wieder! Der Fritz wirft die Arbeit in den Winkel und springt auf. Jetzt kommt ja der Fasching, und der Schwanawirt, und der Häuslbauer, und der Wolfgruber halten Tänze ab; ja, da muß er sich bewerben um die Musik — er stürzt hin auf die Baßgeige hinter dem Ofen, streicht sie, daß es summt und singt. Hei, da kommt ja wieder die schöne Zeit!

Sein Weib eilt von der Küche herein: „Bist schon wieder verhext, Fritzl! Gleich setz dich auf den Dreifuß. Haben eh' kein Brot mehr im Haus! Glaubst, du laufst jetzt wieder davon und verlegst dich aufs Bratelgeigen und ich werd' der Narr sein und daheimbleiben und Trübsal blasen? Ja, schleck' ein Salz, aft wirst durstig!"

Der Fritz bleibt in Ruhe; endlich entgegnet er gelassen: „Weiberl, wenn du jetzt fertig bist, so heb' ich an." Und er streicht in die Saiten und die Baßgeige brummt, und er singt dazu ein minniglich Liedel:

„Ein Zwiebel hat sieben Häut',
Ein altes Weib hat neun:
Und wo der Teufel selbst nichts richt't,
Da schickt er seine Kompagnie
Von alten, alten Weibern
Zum Stüblein herein!"

Jetzt ist's gut, daß er geht.

Und er geht hinaus aus seinem trauten Heim und fragt beim Schwanawirt, und beim Häuslbauer, und beim Wolfgruber an: „Ich bin überall, wie 's schlecht' Geld, und ich frag' dich, hast was dagegen, wenn ich dir zu deinem Faschings-

tanz die Musik mach'? Ich tät' den Lappenpatzer auch noch mitbringen, der blast die Blechpfeifen, und den Waschelzapf, der spielt die Geigen, und den G'schwaderbuben, der kann das Waldhorn. Du, das gibt a Musi! nix zweit's — umfallst!"

Und wenn nun der Ballgeber damit einverstanden ist, so beginnt in des Schuhflickers vielbewegtem Leben die Glanz- oder vielmehr die Klangperiode. Bald hat er drei Gesellen beisammen. Und dann kann man sie ziehen sehen durch das Tal, gekleidet in Wiefling (ein Gewebe aus Schafwolle und Garn). Wenn auch der Lappenpatzer ein Schneider, der Waschelzapf ein Weber, der Gschwaderbub' ein Strohdecker, der Fritz ein Schuhmacher, diese Wanderung ist kein Gang auf die „Ster", nein, das ist ein Künstlerwallen durch das Tal, und alle jungen Mädchenherzen hüpfen ihnen entgegen.

Mit diesem Durchzug der Musikanten ist nun das Zeichen gegeben zur allgemeinen Rüstung. Jedes Mädel bestürmt seinen Burschen, der Bursche wieder seinen Dienstherrn um die Erlaubnis, an dem „Tanz" teilnehmen zu dürfen. Und der Dienstherr mag's erlauben oder nicht — die Nacht ist ihr Eigentum, damit können sie machen, was sie wollen.

Und der Tag ist da — gewöhnlich ein Sonntag. Den ganzen Nachmittag schon kreischt die Blechpfeife, summt die Geige, schmettert das Waldhorn und brummt die Baßgeige des Kapellmeisters, und es bestätigt sich glänzend das Sprichwort: Wer gern tanzt, dem ist leicht gegeigt, und wer gut schmiert, der fährt gut. Aber erst zur Dämmerung, wenn auf dem Tanzboden die zwei Kerzen angezündet werden, nahen die Leute scharenweise, Paar an Paar. Die Burschen sind gleich in Hemdärmeln, die Mädchen mit hochgeschürzten Röcken, wie's die Bequemlichkeit eben verlangt — und nun bricht der Jubel los. —

Heute muß der fetteste Braten her und der beste Wein

— warmer gewürzter Wein, und — „Dirndl, wenn dir der Sinn steht nach Kaffee, oder Met, oder Holländertee, oder wenn du willst von der Kuh das Hirn oder vom Ochsen die Nieren, vom Kalb die Zungen oder vom Lamm die Lungen, ein ganzes Schwein, lebendig oder tot, es sei dein!"

Lob sei dem Wirt — weiß ist seine Schürze, grün sein Kappel, rot seine Nase, blau sind seine Schwänke, farblos seine Witze. „Eßt, eßt meine lieben Gäst'!" schreit er, „mir ist leid, daß ihr das eßt und jetzt sollt ihr kosten meine Graßäst'!"

Und all' Tag ist nicht Kirchtag. Heut' lassen sie den Herrgott einen guten Mann sein, und alles, was Küche und Keller zu bieten vermag, alles muß „in Abrahams Schnappsack spazieren".

Und zur Freude gesellt sich immerdar gern das Liedel. Wenn es sich heute findet das junge Volk, wenn es sich nähert das Paar: eine Liebeserklärung in Prosa braucht es nicht; die Lieder dazu sind längst schon fertig:

„Mein Herzerl is treu,
Wochst a Zweigerl dabei,
Brockst es oh, so g'hört's dein,
Oba treu muast ma sein!"

Und die Entgegnung:

„So sei holt mei Schotz,
Oba sog'n deafst es nit,
Wann's d' Leut' a mol wiss'n,
Aft mog ih dih nit!"

Wo Bündnisse geschlossen, da können auch Bündnisse gelöst werden:

„Ei du, mei du,
Bist neama mei du,
Hon an ondern Meidu,
Is ma liaba wia du!"

Kommt dann und wann ein oder der andere Bursche in die Lage, seinen Nachbar um eine Gefälligkeit zu ersuchen:

„Geh', leih' ma dei Dirndl
Zan Umaslankirn,
Die Meine is broch'n
Und konn sih nit rührn!"

Aus ökonomischen Rücksichten lautet der Bescheid:

„Und 's Dirndlausleih'n
Däs tuat holt ka guat;
Ma kriagt's neama z'ruck
Wia ma 's ausleih'n tuat."

Anderes und anderes kommt dazwischen. Irgendein alter Fuhrmann, oder ein Köhler oder Steinklopfer taut auf, trollt sich mitten unter die Tanzenden hinein, hopst im Takt und dreht sich und klatscht mit den Händen auf seine aschgrauen Lederhosen und schnalzt mit den Fingern, mit der Zunge, wirft jedem vorüberfliegenden Mädchen Kußhändchen zu, liebäugelt selbst mit den Musikanten und verkündet in übermütiger Lust ein neues Evangelium:

„Buama, seid's lusti,
Hiazt braucht's neama z' bet'n,
D' Höll' is vasunk'n
Und gonz vulla Lettn" (Schlamm).

Die Geigen und die Pfeifen sind ohne Ruh und Rast, und dem Fritzl blüht die Seligkeit im Gesicht. Nein wahrhaftig, so was erlebt er daheim beim Schuhflicken nicht! Hier hat er bei all' der bunten Heiterkeit, bei all' den Scherzspielen der Jungen, bei all' den kecken Schnacken der Alten freies Essen, freies Trinken und freies Mitlachen. Mehr noch als das, harte Groschenstücke, klingende Silberzwanziger hüpfen auf den „Spielleuttisch" und tanzen dort noch eine Weile bei der tollen Musik, bis sie liegen bleiben.

Aber der Fritzl läßt nichts liegen als das glühende Eisen, er spielt ja ein Streichinstrument, er streicht ein.

Legen endlich die Musikanten ihre Instrumente auf kurze Zeit zur Seite, so wird den Gläsern auf den Boden geguckt und dabei werden die Leute gemustert.

Der mit den Pflugräderaugen! Die hat Holz bei der Hütten (hohen Busen)! Schau, derselb' hat Maulaffen feil! Die hat ihn auch auf dem Bandl! Die wär' recht zu eim Fensterglas, die Sonn' scheint ihr durch alle Rippen! Dort hat auch einer die Katz zum Schmer gestellt! — Ähnlich lauten die kritischen Bemerkungen der Musikanten, bis plötzlich ein Bursche aufbegehrt:

„Seid's mir saubere Musikanten! Hat sich's Pechmandel bei euch eingestellt?"

Das ist ein herber Vorwurf, denn er drückt die Vermutung aus, die Musikanten seien in Schlummer versunken. Unsere vier greifen nun sogleich zu den Geigen und Pfeifen. Und nun geht es wieder fort, wie nach der Schnur, wie nach den Noten; es schlägt Mitternacht — pfeifen und tanzen; es kräht der Hahn — pfeifen und tanzen; es lugt der Morgenstern zum Fenster herein — pfeifen und tanzen. Schreit einer: „Löschet die Kerzen, sie brennen dem Tag die Augen aus!" Aber immer noch pfeifen und tanzen. Vergebens röhren die Haustiere in den Ställen und verlangen ihr Frühstück, vergebens schimpfen die Spatzen auf dem Dach. Es wäre kein Halt, doch da werden endlich die Pfeifen heiser, die letzte Geigensaite springt.

Die Leute wanken betäubt ihren Häusern zu, für die Bratelgeiger beginnt erst der Feiertag und sie bekommen vom dankbaren Wirt die Reste „frisch gebraten" — den Ehrenbraten, der ihnen den Titel sichert.

Wilde Musikanten.

Wovon das kommt, daß der Älpler mehr natürlichen Kunstsinn und künstlerische Fähigkeit zeigt, als der Flachländer? Es liegt nicht allein darin, daß der Süddeutsche, der Alpenbewohner, ein regsameres Gemütsleben führt als etwa der geistesgewandtere Norddeutsche, und daß im Süden der sinngefällige katholische Kultus Einfluß auf das künstlerische Empfinden der Bevölkerung übt. Gewiß sind das wesentliche Gründe; doch vergessen darf nicht werden, daß in den Alpen die Natur selbst Künstlerin ist. Wer baut die gewaltigen Berge auf und schmückt sie mit den Wundergebilden der Felsen und deckt sie mit Gletschern ein? Wer malt die Steintafeln und die Seen und das Feuer des Alpenglühens? Wer gibt das Rauschen des Windes im Tannenwald, das Brausen des Sturmes in den Felsriffen, den klingenden Widerhall in den Bergwänden?

Vor allem die Musik hat in den Bergen ihre Heimstätte, sei es in dem Pastorale des Vogel- und Hirtengesanges, sei es in der Art, die der krachende Donner im Gebirge und der schmetternde Lawinensturz treibt.

Es ist behauptet worden, der Urkeim des Volksliedes entstamme dem Klingen der entschälten Baumstämme, die der Holzknecht in die Tiefe schleudert, dem Schreien des Rehes und den gezogenen Lauten der Haustiere. Das weiß ich nicht, gewiß aber deucht mich, daß die kräftige Lunge des Älplers, die leichte reine Bergluft, das leichtentfesselte Hallen

und Schallen in Wäldern und Wänden dem Gesange förderlich ist. Das mächtig hinausgestoßene, eigenartig helle Jauchzen und Jodeln (dieses Lied ohne Worte) ist so ausschließlich alpin, daß es ohne Älplersbrust und Bergeshöhe nicht denkbar erscheint.

Da gibt es im Gebirge Leute, die fortwährend singen. Sie steigen bergauf und springen talab und singen. Bei der Arbeit, wenn solche nicht allzu hart ist, singen sie, an Feierabenden, im Wirtshaus, bei Spiel und Tanz singen sie; selbst auf heimlichen Liebeswegen, wo es am zweckmäßigsten wäre, auf stillen Socken zu schleichen und den Atem einzuhalten, singen sie ihre Vierzeiligen. Der einzige Weg in die Kirche geht ohne Sang, außer es wäre ein geistliches Lied, wozu die alpinen Kehlen übrigens meist zu wenig Mollton haben. Wenn die Lust allzu übermütig wird und mächtig, so springt plötzlich ein Juchschrei hervor, und

„Des Älplers wortlos Jauchzen sagt oft mehr
Als aller Weisen Lied und Lehr'.“

Das Singen im Gebirge wird nicht gelernt, außer es wäre zu kirchlichen Zwecken. Der Älpler wird schier singend geboren. Wer echten Volksgesang hören will, der lasse sich nicht betören von den als Tiroler kostümierten Bänkelsängern, sondern er trachte sich in einen „Heimgarten“ einzuschmuggeln, wo das Dorf des Abends zur gemeinsamen Arbeit und Unterhaltung zusammenkommt. Übrigens ist es schwer, die Leute in Gegenwart von Fremden zum Singen zu bringen, da schämen sie sich, besonders die Weiber, sie wären ja eben so heiser, „als hätten sie Pelz im Hals“, und es wäre ihnen der „Stimmstock umgefallen“ und was dergleichen Redensarten mehr sind, mit denen sie sich zieren. Sind sie aber dem Fremden erst aus dem Gesichte, und wissen sie auch zehnmal, daß er sie hinter der Wand abhorcht, dann erheben

sie ihre Stimmen und lassen's gar keck und scharf heraustrillern — die übermütigsten, wohl auch zweideutigsten Liedlein bisweilen, daß der Zuhörer oft gar nicht weiß, wie ihm geschieht.

Vor allem ist es das Hirtentum, welches dem Sange frönt und durch den Gesang sich mit der Herde versteht; so wie es tatsächlich Kühe gibt, die ihre Milch verweigern, wenn die Melkerin bei ihrem Geschäft nicht ein helles Jodeln losläßt.

In Kärnten und Steiermark haben es — dort besonders Thomas Koschat, hier Jakob Schmölzer — mit Glück unternommen, das Volkslied und den Volksgesang für geschulte Sänger und feinere Kreise zurechtzumachen, und, obzwar durch die Kunst ein wenig verfeinert, sieht oder hört man doch, welch ursprüngliche Kraft in den alten Weisen verborgen liegt.

Wenn wir noch einen Blick auf das wandernde Sängertum unseres Volkes werfen, so meinen wir nicht etwa die Harfenisten und Jahrmarktsänger, wohl aber die Schar der armen Kinder, die am Dreikönigstage von Haus zu Haus geht, um ihr Lied von den „drei Weisen mit ihrem Stern, sie essen und trinken, aber zahlen nit gern" gegen ein Stück Kuchen zu singen. Oder wir meinen auch das „Leichwachtsingen", wie die Leute sich in das Haus begeben, wo eine Leiche aufgebahrt ist, um an derselben Nachtwache zu halten und Totenlieder zu singen. Oder wir meinen endlich die Wallfahrerschar, die über Weg und Steg sich zur Ehre Gottes in die Kirchen und Wirtshäuser hinein singt. — Ist nicht Gelegenheit zum Singen und Jauchzen, so wird gepfiffen oder, wie der Älpler sagt, „gewischpelt". Das „Zweipfeifen", wobei zwei Männer mit kunstreichem Lippenspiel allerlei Volksweisen pfeifen, ist in der Tat eines der originellsten, oft sogar anmutigsten Dinge, die man hören kann.

Ich habe ein solches Pfeiferpaar gekannt; es waren zwei alte Bettelmänner, welche in meiner Heimatsgegend von Haus zu Haus gingen und für eine kleine Gabe Schelmen-, Hochzeits-, Kirchen- oder Totenlieder pfiffen, je nachdem Zeit und Anlaß war.

Das war denn allemal eine Freude für uns Kinder, wenn es hieß, die Pfeiferbettler wären da, wir sollten Kreuzer zusammensuchen, sie würden uns was pfeifen. Und wie sie so vor der Haustür standen, die weißbärtigen Greise, in zerflicktem Kleide und mit zerrissenem Leibe — der eine hatte um eine Hand zu wenig, der andere um ein Backenbein und um ein Auge, weil ihm einst eine italienische Kugel durch den Kopf gefahren war — und wie die traurigen Gestalten nun ihren Mund spitzten und mit begleitendem Mienenspiel die heitersten Weisen pfiffen, da schlich wohl das ganze Haus zusammen und horchte zu, und meine Mutter hatte nach einem solchen Zweipfeifen manchmal feuchte Augen.

Als endlich einer von den Pfeiferbettlern gestorben war und sonder viel Glockengeläute in die Grube gelegt wurde, und als die paar Leute, die den Alten aus Christenliebe auf den Kirchhof begleitet, davongegangen waren, blieb der andere noch kauern auf dem Erdhügel und pfiff dem Kameraden ein Liedel nach. Das mag auch von ihm so ziemlich das letzte Pfeifen gewesen sein, denn später ist er nicht mehr gehört worden.

Sonst geschieht das Pfeifen stets nur gelegentlich, wo in der Bauernstube oder Holzknechthütte ein paar Männer zufällig beisammen sind. Den Weibern ist das Pfeifen verpönt und heißt's, es erscheine auf solchen Lockruf der Teufel. Der Grubensteff hat zwar einmal behauptet, in dieser Beziehung sei ein Männerpfiff noch viel gefährlicher, denn er

habe bei der Kirchweih in Sankt Mirten nur ein einzigmal gepfiffen und auf der Stelle wären drei Weiber dagewesen.

Eine ganz andere Sache als derlei Sänger- und Pfeifervolk ist der Kirchenmusikant. Das ist der Kunstmusiker des Dorfes, denn er hat die Musik gelernt. Der Schulmeister hat die ungelenken Finger des Knaben so lange mit dem Stäbchen gegerbt, bis sie die Geigensaiten, oder die Klarinettlöcher, oder die Trompetenklappen richtig begriffen. Der Schulmeister hat dem Jungen so lange das Ohrläppchen gedreht, bis diesem das Musikstück recht ins Gehör gegangen war.

Es ist kein Wunder, wenn im Angesichte solcher Tatsachen die Burschen nicht Musik lernen wollen und daß der Schulmeister allerlei Redekünste und Hinterliste aufbieten muß, um etliche Schüler dranzukriegen. „Das tät' ich an deiner Stelle schon," sagt er, „daß ich das Geigen und das Blasen lernen tät'! Der Mensch, der Musik kann, kommt alleweil gut durch die Welt. Schaut's an die Hasenauer Musikanten, verdienen sich bei der Tanzmusik an einem Tage mehr als andere im Monat. Und was sie sich in den vier Faschingswochen mit Geigen und Pfeifen erwerben, das wollt' ich nicht hergeben um den ganzen Jahrlohn vom stärksten Bauernknecht. Ich nicht, ich, daß ich's hergeben wollt'! Ich schon, ich, daß ich Musik lernen tät' an eurer Stell'."

Etliche beißen an. Aus der Schule getreten, nutzen sie ihre Sonntagsfeierstunden zur Übung und blasen oder geigen dem lieben Herrgott ein Loch in seine wunderschöne Welt. Und nach Jahren führt sie der Schulmeister, der auch Regenschori ist, auf den Kirchenchor, und wenn sich nachher die Gemeinde hell verwundert über das gottlos prächtige

Hallen und Schallen da oben, so kann er wohl mit Stolz auf seine Bande zeigen: „Die hab' ich mir selber erschaffen!"

Wie nun aber die Musikanten nach dem Gottesdienst im Wirtshaus zur Lustbarkeit aufspielen wollen, da zieht der Regenschori andere Saiten auf und sagt: „Bratelgeigen, das leid' ich nicht! Ich hab' mich nicht mit euch abgeplagt wie ein Zugvieh, daß ihr Lumpenmusik machen sollt, sondern brave Kirchenmusikanten begehr' ich!"

„Das wollen wir ja sein, Herr Schulmeister," sagt vielleicht einer. — „So!" ruft der Regenschori, „das wollt ihr sein! Vormittags dem Herrgott aufspielen und Nachmittags dem Teufel!"

Das wäre auch in der Tat unschicklich, meint nun einer der Burschen, und so wolle er dem Herrgott lieber gar nicht aufspielen. Und fällt ab. Aber die anderen tun nicht so. Es ist des Herrn Pfarrers wegen, daß sie auf dem Kirchenchore spielen; es ist auch der Ehre wegen. Und einmal im Jahre, gewöhnlich zu Fronleichnam, was für den Musikanten der musikalischen Prozession wegen wohl der strengste Tag ist, fällt ein guter Trunk aus. Und wenn einer der Musikanten heiratet, so spielen ihm und der Braut die anderen Hochzeitsmärsche und Tänze auf, und wenn einer von ihnen in den Kirchhof getragen wird, so gibt ihm die Musik das Ehrengeleite.

Von den „Künstlern" nun wieder zurück zu den Kunstliebhabern, zu den wilden Musikanten.

Wer kennt es nicht, das Ding, welches trotz seiner großen Einfachheit gleichsam alle Instrumente in sich vereinigt, so daß durch einen Hauch des Mundes alle Töne lebendig werden, von der hellen Hirtenpfeife an bis zu den tiefen, feierlichen Klängen der Orgel! Das Lied, das man hineinhaucht, schallt in feinem aber vollem Chore eines wohl-

besetzten Orchesters wieder zurück. Wer kennt die Mundharmonika nicht? Dieses Instrument spielt sich selbst, kein Wunder daher, daß es die meisten Liebhaber hat. Vierzig Kreuzer kostet eine solche Harmonika, die, auf beiden Seiten spielbar, oft über achtundvierzig Kläppchen hat. Man bekommt sie auf allen Jahrmärkten, Hausierjuden tragen sie ins Haus und selbst der Dorfkrämer hat nebst seinen Baumwoll- und Spezereiwaren auch Mundharmoniken auf dem Lager. Kinder mit sieben Jahren haben in solchem Spielzeug ein Musikinstrument erhalten und sind virtuose Mundharmonisten. In dem einen Hosensack den Taschenfeitel, in dem andern die Mundharmonika, so geht mancher Alpenbursche durchs Leben und braucht je nach Bedarf eins ums andere. Mitunter, in Regentagen oder langen Winterabenden, verpflichtet er damit eine ganze Gesellschaft, denn es läßt sich bei seinem Instrument zur Not auch tanzen, und ist der Reigen nur erst im Gang, so klemmt der Musikant die Harmonika zwischen die Lippen, stößt den Takt nur so hinein, nimmt eine Schöne um die Mitte und tanzt mit herum.

Und ist irgendwo eine, die nicht Anwert hat beim Tanz, die kauft sich selber eine „Maulwetzen", musiziert sich selber was vor und tanzt mit sich selber — hat solchergestalt keine Not mit dem Liebsten und braucht kein Spielleutgeld zu zahlen.

Nebst der Mundharmonika ist auch die Ziehharmonika bekannt. Die ist nicht auf fremde Lungen angewiesen, sie hat ihre eigene aus Tierfell, und sie bläst sich selber, wenn sie nur auf- und zugeschoben wird, und zwar viel lauter als die Mundharmonika. Trotzdem genießt sie die Neigung der Leute nicht in dem Maße wie die „Maulwetzen".

Ein ganz anderes und für das weibliche Geschlecht noch schier Gefährlicheres ist die Maultrommel und der Maultrommler.

Maultrommeln, das sind zwei kleine Brummeisen, schlüsselförmige Instrumentchen mit leicht erregsamen Stahlzünglein. Die beiden Eisen sind gleichtönig, doch wird an das Zungenhäklein des einen ein Wachsknötchen geklebt, was den Ton entsprechend tiefer macht. Diese Eisen klemmt man zwischen die Zähne, eins am rechten, das andere am linken Kiefer, mit den Fingern schnellt man die Stahlzünglein, während man in dieselben eine Arie hineinhaucht. Die Arie surrt und säuselt nun ganz seltsamlich in den zitternden Zünglein und ist das eine überaus eigenartige Musik, mit der man freilich keinen Reigen in Bewegung setzt, doch aber — wenn der Maultrommler danach ist — Weiber närrisch machen kann.

Wie Jerichos Mauern durch Blechinstrumente gefallen sind, so fällt vor dem Surren der Maultrommeln in stiller Samstagnacht der Fensterschuber und was mit zusammenhängt, da werden die beiden Eisen rasch in den Sack gesteckt und das Spiel des „Maultrommelns" wird wohl mit dem Munde, aber ohne Instrumente, fortgesetzt, gehört somit nicht mehr eigentlich in das Bereich unserer Musikanten. —

Der bekannteste und verbreitetste der wilden Musikanten in den Alpen ist der Zitherspieler. Das ist eine echt steirische Sache.

Die Harfe des alpinen Volksliedes ist die Zither, aber nicht jene vervollkommnete moderne Zither, mit der es herumziehende Künstler bisweilen zu einer bewunderungswürdigen Fertigkeit bringen. Solche Zithern wären für den gewöhnlichen Bauer schon deshalb unmöglich, weil eine derselben den ganzen Jahreslohn eines fleißigen Knechtes kosten würde, nicht von der Zeit und Gelenkigkeit der Finger zu reden, die zur Erlernung des Zitherspieles erforderlich wären.

Mein Vater hatte drei Vettern, und jeder besaß eine

Zither mit zwei Saiten, die sie sich selbst gezimmert hatten und auf denen sie an den Feiertagen ihr inneres Leben ganz leidlich offenbarten. Dieses innere Musikleben bestand aus einem halben Dutzend Steirertänze, oder, wie sie sie nannten, die „Altweltischen“, die den übrigen Hausbewohnern auch allemal scharf in die Füße fuhren. Mein Vater war ihnen aber in der Kunst weit überlegen, er spielte eine Zither mit drei Saiten und spielte auch Volkslieder und Jodler und mancherlei ungewöhnliche Weisen, aus denen wir nicht klug wurden. Und wenn wir ihn hernach fragten, was das gewesen sei, antwortete er: „Nichts“. Es waren von ihm erdichtete Tonzusammensetzungen, wie sie ihm gerade in die Finger kamen und die er nach ihrem Verklingen selbst nicht mehr wußte.

Den Anschlagring, den der Zitherspieler an seinem rechten Daumen hat, kannten wir nicht, wir nahmen ein Stück Fischbein in die Hand und hieben und kratzten damit frisch auf die Saiten los. Demnach war der Ausdruck: „Zithernschlagen“ ziemlich treffend. Mein Vater sah es nicht gern, wenn zum „Zithernschlagen“ getanzt wurde, obwohl die scharfen, schrillen Töne das Gepolter der Bergschuhe leicht übertönten. Als wir später einmal einen Kunstzitherspieler hörten, wußten wir nicht, was das für eine fremdartige Musik sei, bis mein jüngerer Bruder das Instrument erguckt hatte und uns mit dem Bericht in Erstaunen setzte, das Zeug schaue schier aus wie eine Zither, nur daß es viel größer wäre und über und über gewichst, wie des Amtmanns Stiefel, und daß es gewiß etliche Dutzend Saiten hätte.

„Etliche Dutzend Saiten!“ rief mein Vater, „nachher nicht, nachher ist's keine Zither, nachher ist's was anderes.“

Es gibt nun wohl manchen Älpler, der seine Holzaxt weglegt, das Zitherspielen lernt, damit sein Brot verdient

und ein heiteres Leben führt. Im Winter geht er in die Stadt, und vermag er's schon nicht, den Konzertsaal zu erobern, so wirft er sich scharf in die steirische oder tirolische Tracht, auf dem Hut Gemsbart und Hahnenfedern, und spielt in den Wirtsschänken. Kommt der Sommer, so geht er wieder dem Gebirge zu, spielt in Touristenherbergen und Sommerfrischen, verdient sich viel Geld und kommt erst wieder bleibend in seinen Heimatsort zurück, wenn er ins — Armenhaus muß.

Viel Geld verdienen und Armenhaus! Das ist zumeist der Lebenslauf des Volksmusikanten. Was dazwischen liegt, ist unter Brüdern freilich auch eines Menschenlebens wert.

In Steiermark ist die Zither so volkstümlich, daß mancher den Wunsch hegt, wie schon das Lied sagt:

„Wann ih einmal stirb,
Müassen mih d' Steirer trag'n
Und dabei zithernschlag'n."

Meines Wissens ist dieser Wunsch nur einmal erfüllt worden, und zwar dem Waisen-Toni in Krieglach. Als der in seinem geschlossenen Tannensarge lag, fiel es einem seiner Kameraden ein: der Toni hätt's Zithernschlagen gern gehabt. Wollten ihm zu guter Letzt eins aufspielen. — Er legte im Übermut die Zither auf den Sarg und spielte einen „Steirischen". Die Anwesenden aber hielten sich die Ohren zu, er möge um Gottes willen aufhören. Die Totentruhe war keine Resonanz fürs Zitherschlagen.

Ein der Zither verwandtes, aber wohl älteres Instrument ist das Hackbrett. Es ist das ein ziemlich breiter, flacher Resonanzkasten mit Metallsaiten, die mit zwei Hämmerchen geschlagen werden.

Das Hackbrettspiel wird in unseren Alpen auch kaum mehr gepflegt, und als ich vor einiger Zeit ersucht wurde,

für ein steierisches Museum das Hackbrett aufzutreiben, fand ich auf vieles Suchen ein einziges. Und wo? Auf einem Kohlgarten an den Zaunstock gehangen und etliche Holzbälklein daran, die der Wind beständig hin und her und an die Saiten schlug. Das Ding war ein — Hasenschrecker geworden.

Eines der wunderlichsten Instrumente, das wohl auch zur Gattung des Hackbrettes zu zählen ist, hat der Hammerl-Hans zu St. Michael gehabt.

Da lagen auf Strohriegeln etliche dreißig Holzwälzchen, jedes etwa einen Zoll dick und von verschiedener, stets genau bestimmter Länge; sie waren derart nebeneinandergelegt, daß sie durch Hämmerchen wie die Saiten eines Hackbrettes gespielt werden konnten.

Sechsunddreißig Wälzchen, von dem kürzesten bis zum längsten, gaben sechsunddreißig Töne, die ganz kunstgerecht miteinander harmonierten. Und da gab's steierische Tänze und wienerische Walzer, Alpenjodler und Soldatenlieder — aber alles aus Holz.

Ein anderes wieder ist das Spielen mit Hämmerchen auf einer Reihe von gleichgroßen, aber mit Wasser ungleich gefüllten Trinkgläsern, mit welchen ein harmonisches Glockenspiel erzielt werden kann.

Unendlich ist das Reich der Töne. Und so lauschen wir den Schalmeien auf sonnigen Höhen, den Hirtenflöten und den Schwögelpfeifen und allem, was da in wogenden Tönen hervorquillt aus dem Menschenherzen, das sich vor glückseliger Lust oft kein Ende weiß. O, Preis und Lob dem, der die unsichtbaren Saiten gespannt hat über Berg und Tal, so daß die ganze Alpenwelt eine Riesenharfe ist, auf welcher männiglich Wesen das hohe Lied des Lebens spielt.

Die Wallfahrer.

Wären die Vergnügungsreisen nicht aufgekommen, ich ginge selber mit der Kreuzschar nach Maria-Einsiedeln, oder auf den Schutzengelberg, oder nach Mariazell, oder zu einer anderen Wallfahrtskirche, wie sie gerade in den schönsten Gegenden der Alpen erbaut worden sind.

So mit lauter guten Bekannten hinwandern über Berg und Tal, über Felder und Auen, und durch die schattigen Wälder manchmal ein Liedchen singen, unterwegs keine Kirche übersehen, in guten Wirtshäusern einkehren, mitunter eine hübsche Kellnerin in Ehren haben, weil sie ein Geschöpf Gottes ist, — ein solches Wallfahrten wäre meine Passion!

Und für eine solche Kirchfahrt täte ich meine Kreuzer zusammensparen Jahr und Tag lang — nicht anders als wie es die Mechtildis gemacht.

Die Mechtildis, wer ist denn dies, wenn man fragen darf? Nun, ein recht braves, sauberes Mädel ist sie und auch noch zu haben. Heißt das, 's selb' kann ich nicht für gewiß sagen! Wenn's wahr ist, was die Leut' reden — sie reden gar viel, wenn der Tag lang ist — so wäscht die Mechtildis dem Kranzbauern-Michel die Hemden und die Strümpfe; ja freilich, dann ist sie schon verheißen.

Und wenn wir das brave, saubere Mädel schon nicht selber kriegen, so wollen wir doch zum mindesten von ihm erzählen — versteht sich lauter Gutes und Erfreuliches.

Die Mechtildis also hat eine unbändige Freude, als es der Kirchschlager Pfarrer auf der Kanzel verkündet: „Heuer zum Frauentag geht wieder die Kreuzschar nach Zell; ich wünsche, daß sich meine Pfarrkinder daran recht zahlreich beteiligen. Für den Fahnenträger und den Herrn Kaplan, der auch mitgeht, wird heute abgesammelt."

Das ist in Ordnung. Und wer in der Seele das Bedürfnis fühlt, Gott zu Lieb' einen weiten Weg zu seinem herrlichen Tempel zu machen, dort Trost und Erquickung für das bedrängte Herz zu suchen — über den macht sich kein gescheiter Mensch lustig. Wo aber unter dem Scheine der Religiosität die weltliche Gesinnung ihr Spiel hat — dort darf man wohl auch in weltlicher Weise — wie es hier geschieht — davon sprechen.

Wir zweifeln nicht an dem kindlich frommen Gemüte der Mechtildis — aber hier kommt ihr sicherlich von der argen Welt auch ein Fünklein dazu, denn als sie auf der Kanzel das Verkünden hört, da wird ihr ganz heiß in der Brust. Sie weiß, wer gehen wird und sie geht ja auch mit, und das hat sie sich bei ihrem Dienstherrn zu Neujahr ausbedungen: sie will schon brav und fleißig sein, aber nach Zell will sie gehen mit dem Kirchschlager „Kreuz". Und sie spart jetzt schon im achten Monat von ihrem Mund ab — denn 's ist über eine Tagreise nach Zell und der Rückweg ist auch nicht viel kürzer, und zwei Gulden braucht man, mit eingerechnet das, was man unterwegs den Armen reicht und um was man bei den Zeller Krämern angeschmiert wird. Sollte aber das ersparte Geld nicht langen, im Gottesnamen, so verkauft sie dem Juden die Herbstschur ihres bluteigenen Schafes; zehnmal lieber geht sie den ganzen Winter ohne Strümpfe um, als sie bliebe zurück vom „Kreuz".

Und nun beginnt die Mechtildis zu beten, daß sie sich

bei der Wald- oder Feldarbeit doch nicht etwa einen Fuß breche, sondern daß sie kerngesund bleibe und insonderheit, daß die Kalbslederschuhe halten bis zu den Tagen der Zellfahrt.

Des Kranzbauern Michel läßt ihr sagen, seine Schuhe hätten noch gute Sohlen, und sollt's ihr um etliche Groschen nicht zusammengehen, so sollt' sie gerad' denken, sie hätt' einen guten Bekannten bei der Kreuzschar.

Die Mechtildis kann ganze Nächt' lang nicht mehr schlafen, stets der seltsamen Dinge gedenkend, die da kommen werden. Beten und singen wird sie, und auf steinigen Wegen und durch Wildnisse werden sie die Engel Gottes führen und — der Michel.

Endlich kommt der Tag. Die junge Maid hüllt sich in die frischgeglätteten Wallfahrtskleider; sie ist schier verklärt und mitleidig lächelnd blickt sie nieder auf das alltägige Treiben im Hofe, wo die Knechte wirten und die Hühner den Staub aufkratzen. Einen großen Laib Brot bindet sie sich noch auf den Rücken, das rote „Paraplui" — Regenschirm hat sie keinen — zwängt sie sich unter die Achsel und jetzt —

„Behüt' dich tausendschön Gott, Mechtildis!" sagt ihre Bäuerin, „richt' einen schönen Gruß aus bei der Zeller Mutter und bet' für uns auch was!"

Sie in ihrer Demut verspricht es — verspricht alles zu dieser Stunde; und noch befühlend, ob die zwei Gulden wohl gut ins Jöpplein genäht sind, geht sie still davon und der Pfarrkirche zu, wo sich die Schar versammelt.

Weit im Tal kann man die Glocke hören, wenn sie nun ausziehen mit ihren Brotsäcken und Pilgerstäben und Rosenkränzen und mit der flatternden Fahne — der alte Vorbeter unter ihnen und der junge Kaplan.

Und so wallen sie hinaus aus der Gemarkung und hin über Berg und Tal im hellen Sonnenschein, und bedauern die Leute, die sie arbeiten sehen und bedauern die Herrenwägen, die zuweilen vorüberschnurren. Daß kein Mensch auf Erden so glücklich ist wie sie, davon sind sie überzeugt — und das muß uns freuen.

Gebetet und gesungen wird, was das Zeug hält. Ist es so, daß Gott den Menschen den trefflichen Rosenkranz gegeben hat und die flinke Zunge zum Frommsein? — Das Auge mag sich weiden an den Dingen, die daheim nicht zu finden, und — „Gegrüßet seist du Maria, voll der Gnaden" — das ist doch auch kurios, jetzt tun sie dort unten in den Matten erst das Kraut anbauen — „und du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die" — Füß' brennen mir schon wie Feuer auf diesem gotteslästerlich argen Weg! Das ist schon gar über — „die Frucht deines Leibes; heilige Maria, Mutter — gelt, Ihr schenkt mir ein Tröpfel saure Milch, man meint, die Seel' schwitzt sich eins heraus in dieser grauslichen Hitz'!"

Mancher möcht' allweg einkehren, aber der Vorbeter sagt: „Geht's, laßt's euch nit anfechten, die Wirtshäuser sind dem Teufel seine Kirchen!" Hat er aber selber Durst, so findet er schon die rechte Statt.

Besegne jedem Gott den frischen Trunk! Wir eilen ihnen ein Stückel voraus, wollen gern einmal unter uns selber sein und was Gescheites miteinander reden.

Zell liegt tief im Gebirge. Die Wege sind für den, der sie mit seinen Schritten messen muß, weit und, wie es im Worte heißt, gotteslästerlich arg! Mit spitzen Steinen gepflastert und mit Mühsal — und manche Wallfahrer gehen gern barfuß, damit sie an Schuhen sparen und Sünden abbüßen. Mancher Pfad führt über wilde Höhen, völlig bis zu den

Wänden, durchaus böse Gegenden, wenn Nacht und Nebel, Wind und Wetter eintreten.

Da war es wohl notwendig, daß sich aus der Hirtenklause, aus der Sennhütte ein Einkehrhaus, eine Herberge entwickelt hat, die nur im Winter verschneit und verödet liegt, im Sommer aber vom Treiben der Wallfahrer aus allen Gegenden durchrauscht wird.

So haben die Bauern auch ihre Touristenhotels. Kehren wir hier in ein solches ein und warten, bis das Kirchschlager „Kreuz" ankommt. — Ein stattliches Haus von außen; aus Holz gebaut, mit hellen Fenstern, an den Wänden die Schützenscheiben mit den schwarzen Augen — 's ist auch ein Försterhaus. Dann das leuchtende Schindeldach und die Schornsteine, aus denen es immer raucht — denn Hunger hat jeder, der hier ankommt. Hinter dem Hause an den felsigen Hügel gelehnt steht die Stallung; wohnt im Erdgeschoß das Geschlecht der Rinder und Schweine, in den Dachräumen ist begehrenswürdig Heu und Stroh — denn müde ist jeder, der hier ankommt.

Droben am Dachfenster ist die Hochwacht. Dort luget der borstenhaarige Kopf Friedels in die Welt hinaus, ob nicht irgendwo von einer Kreuzschar was zu sehen oder zu hören.

Eine Weile ist's verzweifelt still, nichts zu sehen, nichts zu hören als die Häher und die Steinlerchen — die bringen aber kein Geld. Auch ist der Sang der Sennerin und das Jodeln des Kühbuben, das aus der Ferne klingt, nicht zu versilbern. Guckt denn der Friedel noch eine Weile — halt, hörst es nicht wie das Summen einer Hummel? Es ist das Schallen eines Wallfahrtsliedes. Dort unten aus der Schlucht taucht eine rote Fahnenstange auf.

„Sie kommen!" schreit der Friedel. Dieser Ruf kostet

manchem Lämmlein, manchem hoffnungsvollen Ferkel das Leben. Selbst das harmlose Hühnervolk stiebt vor solchem Schrei, unheilvoller als der Pfiff eines Geiers, wild auseinander — denn ist etwa ein Prälatenwagen bei der Kreuzschar, so gehen auch die Hühner nicht sicher.

Und siehe, nach einer halben Stunde schwankt die rote Fahnenstange der Kirchschlager — die Fahne selbst tragen sie in einer Blechbüchse — über das Steinkar heran. Heller wird der Gesang, die Sänger sehen schon das Wirtshaus. Die Mechtildis geht etwas weiter hinterwärts — — 's ist ihr an diesem steilen Berge fast das Mieder zu fest gebunden — sie schnauft und sie hat in der rechten Hand das Paraplui und an der linken den Michel, daß es doch mag vorwärts gehen mit harten Kräften.

Mittlerweile ist es Abend geworden und von Kuppe zu Kuppe der Alpenhöhen heran kommen graue Nebel gezogen. Still, aber rasch, in dichten Ballen wogen sie heran und hüllen die Niederung, hüllen das Wirtshaus ein, und siehe, die fromme Wallfahrerschar thront in den Wolken des Himmels.

Daß sie aber auch noch ihre Leiber bei sich haben, die Seelen aus Kirchschlag, das weist das Poltern, unter welchem sie mit ihren staubigen Schuhen und Stöcken, mit ihren Brotsäcken, mit der Fahnenbüchse und der Stange in die Herberge einziehen.

Wer aber wollte nicht einziehen durch eine Pforte, über welcher der biblische Spruch steht: „Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!“ und das um so lieber, wenn über derselben Pforte, aber an der inwendigen Seite, in einem Kranz von Knieholzzweigen die tröstliche Satzung prangt: „Auf der Alm, da gibt's ka Sünd'!“

Vorläufig besetzen sie die Tische, tun ihre mitgebrachten

Brote, Krapfen und Schinken aus den Bündeln und lassen sich Obstmost bringen. Gott Lob, daß sie recht essen und trinken, dies weist, daß sie gesund sind. Gesund sein und auf Gottes Wegen wandeln — wer könnt' sich Schöneres denken! Leider, der gute Vorbeter ist so heiser, daß er kaum nach einem Gläschen Schnaps zu rufen vermag; und als er später zum Kartenspiel kommt, ist es mit seiner Stimme so arg, daß, wenn er ausrufen will: „Gestochen mit dem König, du verd —“ ihm der verdammte Schneider mitten in der Kehle stecken bleibt. Und wie — ich bitt' euch — soll er morgen mit so einem Kerlchen im Halse wieder vorbeten! — Dem Fahnenträger ferner sind die Arme so steif geworden, daß er den Maßkrug nur mit Mühe an den Mund bringt, das Fingerhäkeln mit der Kellnerin aber nachgerade unmöglich scheinen will.

Von den Weibsleuten zieht sich ein guter Teil beizeiten zurück auf den Heuboden. Daselbst graben sie sich unter Gekicher und Gegluckе Nester, lösen ihre Haarflechten auf und belegen die wunden Füße mit Unschlitt. — Ja, ihr Leute, 's ist alles verweichlicht heutzutag', vor Zeiten haben sich fromme Wallfahrer Sand und Glasscherben in die Schuhe getan, um unterwegs recht viele Sünden abzutun. — Ist denn das heutzutag' so sehr überflüssig? Ich glaube nicht! — Indes, meinen sie, was die Sünden anbelangt, so wären sie morgen um die Abendzeit in Zell, und da gäbe es Beichtväter genug. Und manches Mägdlein bildet sich noch ein, es habe gar keine Sünden zu tragen — der Toni-Natzl-Sohn, oder wie er heißen mag, sei weit stärker, der wäre so gut und trage in seinem Bündel auch ihre Sünden, die vorjährigen und die vom Winterfasching her, und auch die vom heurigen Frühjahr.

In der Gaststube geht es bis in die Nacht hinein lebendig

zu, bis der Vorbeter sagt: „Bigott, wir sind auf dem Kirchfahrtsweg; 's ist Zeit zum Schlafengehen!"

Noch eine Weile rauscht das Heu und das Stroh; — der Wirt hat sein Lebtag noch kein Stroh zu dreschen gebraucht, auf welchem Wallfahrer geschlafen — und endlich wird es still unter dem Dache, nur draußen braust der Wind in den Felsen.

Des andern Morgens, noch ehe der Tag anbricht, kriechen unsere Kirchschlager aus ihren Nestern hervor. Wieder ausgeruht und ernüchtert. Hastig kleiden sie sich an; mag vielleicht manche ihr Jöppel, ihr Schürzel in der Geschwindigkeit nicht finden oder unversehens in das Schühlein einer Nachbarin schlüpfen — doch in guter Ordnung verlassen sie die Herberge.

Es geht über Stock und Stein, durch Finsternis und Nebel, sie halten sich aber vorsichtig aneinander und gemächlich folgen sie dem Fahnenträger. Ihr Lob- und Bußgesang schallt in den Berghängen, an welchen der Schimmer des Morgenrotes liegt.

Und die Wallfahrer sind am selbigen Abend glücklich nach Zell gekommen. Mit der roten Fahne und mit Musik sind sie eingezogen in die große weltberühmte Kirche; und hoch auf dem Turm ist geläutet worden mit allen Glocken. Kommt auf achtzehn Gulden zu stehen, der Einzug; doch die Kirchschlager lassen sich's kosten, damit es bei den Zeller Bürgern heißt: Ja, die Kirchschlager, die können sich's kosten lassen!

Vor allem nun — und das ist auch das nötigste! — suchen die Kirchschlager Leute die Beichtstühle auf. Alles schon besetzt, und sieht man wieder einmal, wie sündig diese Welt ist. Nun, da sie warten müssen, werfen sie sich auf die Knie und rutschen kniend dreimal um den Gnadenaltar,

der mitten in der Kirche steht. Die Mechtildis wohl auch. — Reiche Leute freilich, die können sich neue Schürzen und Unterröcke kaufen; unsere arme Magd aber rutscht aus Ersparungsrücksichten auf den bloßen Knien. Die großen breiten Steine tun ihr gar nicht weh, wo aber so ein kleines, scharfes Sandkörnlein liegt, und sie kommt darauf, da möcht' sie schier zusammensinken vor Not. Doch starkmütig überwindet sie den Schmerz. — 's wär' gut, wenn's ein wenig schneller ginge, denn ihr auf den Fersen nach rutscht der Michel.

Nach diesem Bußrutschen flüstert der Bursche zur Magd: „Ich denk', Mechtild, wir gehen erst morgen früh zur Beicht'."

Und nach solcher Eingangsandacht versammeln sie sich in einem Wirtshaus.

Wir aber hätten schier noch Lust, ein wenig in der Kirche zu bleiben, in welche durch die hohen Fenster das Abendrot strahlt, und in welcher vor dem Gnadenaltare ewig die stillen Kerzenflammen brennen.

Ein altes Weiblein kauert einsam davor und betet. Es betet von Herzen; es ist nicht gekommen, um sich zu ergötzen; es ist gekommen, um Trost zu suchen in seiner harten Lage, da es von allen Menschen völlig verlassen ist. Und das Mütterlein, das alles hat begraben, woran jemals sein Herz gehangen, das keine Hoffnung mehr hat auf dieser Erde, als die auf ein baldig Ende und auf das Wiederfinden der Lieben dort im Himmelssaal — es wird getröstet und gestärkt vor diesem Bildnisse; denn nimmer gebrochen ist die Wundermacht — lebt nur der Glaube.

Darum wollen wir still und ohne Lächeln an der Beterin und der Angebeteten vorübergehen und dankbar preisen den Allvater, der jedem, auch dem Ärmsten im Geiste, von seiner allgestaltigen Gnade spendet.

Genießen ja doch auch unsere Kirchschlager im Wirts-

hause von solcher Gnade, da sie guter Dinge werden und Gott einen guten Mann sein lassen. Unbefangen betrachtet, muß es ja anmuten, daß auch an religiösen Begehungen so viele weltliche Freuden hängen. Wo Gott ist, ist's halt überall lustig.

Wir freuen uns, daß unsere zwei Bekannten des andern Morgens ehestens Gelegenheit haben, an den Beichtstuhl zu kommen. — Der Michel kniet lange davor, dann schleicht er ganz duckmäusig gegen die Altarnische hin.

Bald, zum Glücke oder zum Unglücke, schleicht auch die Mechtild heran, nicht gar weit von dem Burschen kniet sie hin, blickt ihn aber nicht an, sondern tut ihr Bußgebet. Dann erheben sich beide, weichen sich aus und kommen immer wieder zusammen, und endlich draußen in der Kapell, in welcher der heilige Brunnen fließt, der Brunnen des Lebens, der gut ist gegen schlechte Augen, gegen Lahmheit, gegen andere Gebrechen und sonderlich gegen den Durst — dort ist es, wo sich die beiden jungen Leutchen wieder begegnen, und wo der Michel das Wort flüstert: „Mechtild!"

Das erstemal weist sie ihm keine Antwort, sondern lugt gegen ihre Fußspitze hinab.

„Mechtild!" sagt der Michel noch einmal.

„Was willst denn?" haucht sie.

„Was hat er denn zu dir gesagt?"

„Wer?"

„Na, der geistlich' Herr."

„Was wird er denn auch gesagt haben?" entgegnet sie unwirsch.

„Wird schon was gesagt haben," versetzt er.

„Was hat er denn zu d i r gesagt?" ergreift jetzt sie die Frage.

„Zu mir?“ murmelt der Bursche, „was wird er denn gesagt haben!“

„Wird schon was gesagt haben,“ erwidert sie hierauf.

„G'rad still ist er nicht gewesen,“ gibt er bei. — Und das ist am heiligen Brunnen der Diskurs.

Hierauf nimmt der Bursche den blechernen Schöpflöffel, der beim steinernen Becken an einem Kettchen hängt (weil es Wallfahrer gibt, die nicht allein das heilige Wasser, sondern auch den Schöpflöffel gern bei sich haben möchten), diesen Löffel nimmt der Michel in die Hand und schöpft und trinkt, daß alles übel von seinem Leibe solle gebannt sein. Dann reicht er dem Mädchen das volle Pfannchen: „Willst auch?“

„Kann mir schon selber schöpfen,“ ist die Antwort. Sie schöpft aber nicht.

„Bist harb auf mich?“ frägt der Bursche.

„Weißt, was mir der Beichtvater gesagt hat?“ frägt sie entgegen.

„Ja, was wird er dir denn gesagt haben?“ frägt der Michel wieder zurück.

„Er hat gesagt, ich und du — wir sollten uns meiden.“

„Das hat er zu mir auch gesagt,“ versetzt der Bursche.

„Gelt ja!“

„Was hätt' er denn sonst sagen sollen?“ meint der Michel, „das ist schon so der Brauch, das muß der Mensch nicht so krumm nehmen.“

„Aber die Höll', Michel, die Höll'!“

„Meiner Seel', Dirndl, die Höll', die wär' mir auch zu dumm. Ob wir zwei nicht doch gleich heiraten sollten? Was meinst, Mechtild?“

„Auseinandergehen oder heiraten. Mir hat er's auch gesagt.“

„Na also, ist's dir recht?“

Sie schweigt, und das ist auch eine Antwort.

Und darauf trinken sie Wasser.

Und nach all' den verrichteten Andachten kehren die Kirchschlager wieder zurück in ihr Heim, und am Sonntag darauf verkündet der Pfarrer, der vor Wochen die Wallfahrt verkündet hat, folgende Nachricht:

„Es wollen sich verehelichen: Der Bräutigam Michel Partensteiner, katholisch, großjährig, bisher im Dienste beim Kranzbauer. — Die Braut: Mechtildis Klinger, katholisch, minderjährig, derzeit im Dienste auf der unteren Leuth. Diese Brautleute werden zur Aufdeckung eines allfälligen Ehehindernisses verkündet heut' das erstemal."

So kann auch eine leichtfertige Wallfahrt einen ernsthaften Ausgang nehmen. Der Beichtstuhl hat schon auch sein Gutes.

Der Pechölmann.

Ein wohlbestellter Bauernhof hat gar verschiedene Kammern.

Auf dem Dachboden eines jeden Bauernhauses finden wir unter vielen anderen Räumlichkeiten und Gegenständen auch einen Winkel, in welchem ein uralter Kasten steht. Der Kasten ist gemieden, denn er steht nicht im besten Geruche. Selbst die Katze, sonst alle Räume des Hauses wohl durchforschend, besucht diesen Kasten nicht, weil seit Katzengedenken hier noch keine Maus gewahrt worden.

So bleibt der Winkel höchst einsam, nur daß die Spinnen hier einen zarten Schleier niederweben, als sei im Kasten das größte Heiligtum der Erde.

Da kommt eines Morgens die Kuhmagd in die Stube. Heute hat sie keinen Respekt für das Bauernstübel, hastig öffnet sie die Tür und jammert: „Bauer, geh' gleich, aber gleich, ich weiß nicht was das ist, aber 's will mir die tragend' Kuh hinwerden; sie liegt und röhrt und schlägt mit den Füßen, daß es ein Graus ist; nein, das weiß ich mein Lebtag nicht!"

Was tut der Bauer? Der Bauer geht in die Lauben und über die Stiege auf den Dachboden und gegen den finsteren Winkel. Den Schleier zerreißt er und öffnet den Kasten; nicht achtend den stechenden Geruch, nimmt er einen Tiegel heraus und eilt mit ihm in den Stall zu dem kranken Rind.

In dem Tiegel befindet sich eine glänzendschwarze, zähe Masse, wovon der Bauer nun mit einem Holzstäbchen der Kuh in das Maul streicht. Diese wird ruhiger, frißt nach einer Weile, erhebt sich endlich, frißt wieder Futter, und die Magd sagt: „Lob und Dank, weil's nur wieder besser ist, da bin ich wohl so viel froh; du Bauer, das Pechöl, das ist halt doch ein rechtschaffen gutes Mittel!"

Was hier die Magd behauptet, ist eine alte Geschichte, das Pechöl ist ein rechtschaffen gutes Mittel. Nicht bloß gegen Kolik, wohl auch gegen erhitzte Wunden, gegen Brand, ja gegen Gift — und das Pechöl ist, alles in allem, die Apotheke für den Viehstand.

Darum wird er auch gut und gastlich empfangen, der rußige, bärtige und pechige Mann, wenn er kommt mit seinem Korb, in welchem ein paar ungeheure Tonplutzer stehen. Man riecht ihn schon von weitem.

Der Pechölmann ist mitunter ein ausgedienter Soldat, der es für gut findet, mit dem nackten Betteln das kleine Geschäft zu verbinden. Das trägt doch auch ein Flaschel Schnaps, und wenn ihm irgendwo bei seinem Hausieren ein alter, zerhauter Kamerad begegnet, so sagt er: „Hallo, Bursche, komm mit — Schnaps, Speck — komm, mit!" Und seine Hütte wird zur Herberge alter, bettelnder Krieger. Und vor der Hütte ist die Brennerei, eine Destillationsanstalt mit Tontöpfen, mit welchen der Mann aus Waldharz das Terpentinöl, das „Pechöl" erzeugt.

Bisweilen ist der Pechölmann auch ein alter, halberblindeter Handwerker, der noch im Walde sein mühselig' Fortkommen sucht.

Zum meisten sind es aber Köhler und alte Holzleute, die sich durch das Sammeln von Harz und durch Erzeugung von Teer und Pechöl ihre Groschen zusammenlesen. Aber

da hacken sie oft zu tief in die Stämme und es rieselt frisches Herzblut heraus, und die Bäume dürfen nicht ermordet werden. Darum muß so mancher Pecherer vor das Gericht. Und wenn er dort auch beteuert: „Herr Richter, 's wär' nicht geschehen, aber ich hab' ein krankes Weib!" so muß er trotzdem in den Arrest.

Freilich, wohl ist das traurig, aber wenn das Weib gesund wäre, so ginge es auch selbst mit, die Stämme anzuhauen.

Es ist denn einmal so in dieser Welt; da kommt die Armut und die Not und würgt den Menschen: „Jetzt auf der Stell' tu' mir eine Ungerechtigkeit, ein Verbrechen, sonst bring' ich dich um!" Und — der Mensch tut die Ungerechtigkeit, das Verbrechen— dann kommen die Diener des Gerichtes, und die anderen, vom Glücke Begünstigten, wenden sich entrüstet ab vom „Lumpen".

Gar fein und glatt geht das nicht ab, wenn der Pechölbrenner in den Bauernhof kommt. Der Mann hat mit seinem vielbeflickten, kleberigen, langen Lodenrock, mit seinen schwerbesohlten Stierlederstiefeln, mit seinem tiefherabhängenden braunen Filzhut und mit allem anderen, was an und um ihn ist — ein sonderbares Aussehen.

So tastet er nach der Klinke, öffnet langsam die Tür und in rauhen Tönen gurgelt er die Worte heraus:

„Kaft's Pechöl o, kaft's Pechöl o,
Da Pechölbrenna-Lipp is do!
Er pickt (klebt) dem Bau'rn in Beutl z'somm,
Daß ka Dugotn aussa konn;

Er geht in Stoll und hoalt (heilt) die Kua,
Und trogt da Bäurin Buda zua;
Aft schmiert er d' Menscher (Mädchen) ah noh on
Mit Pechöl, daß nix g'schechn konn!"

„Ist schon recht," sagt die Bäuerin, „geh' nur her, Lipp, rast' ab; zwei Seitl nimm ich, was willst denn haben dafür?"

„Goldene Schmalzkochbäuerin du!" entgegnet der Mann feierlich, „das muß ich dir sagen, daß sie mich wieder vier Wochen eingesperrt gehabt haben. Wegen dem Pech ist's hergangen, hab' halt ein wenig zu tief in die Bäum' gehackt. Mein' Tausendbäurin! die Bäum' hätten's gelitten, aber der Försterbub' hat geschrien. Was soll ich mich denn wehren, wenn ich nur ein klein' Hackl hab' und er seine Kugelpfeifen! Hab' mich forttreiben lassen. Schau, du meine röserlschöne Bäurin, und weil ich so lang' gesessen bin im Pech, und weil ich mir vier Wochen nichts verdienen hab' können, so möcht' ich halt gern ein Zwanzigerl haben fürs Krügel. Gelt, Bäurin, deswegen bist mir nicht bös'?"

Sie nimmt das Pechöl, zahlt es und zum Zeichen, daß sie nicht böse ist, setzt sie dem alten Mann ein Schmalzmus vor und sagt: „Da geh' her Lipp, tu's wegessen und beiß' ein Brot dazu!"

Und der Pechölmann sieht das Gericht lange an, als wäre es eine Wundererscheinung. Blitz und Holzäpfel! das ist ein Weltereignis in seinem Leben, wenn er vor einem Schmalzmus steht!

Er zieht seinen Hut ab, er wischt die struppigen Haare über die Stirn, er betet noch eher ein Vaterunser; dann zieht er seinen Holzlöffel aus der Hosentasche, setzt sich zum Herd, wo das Gericht steht und beginnt — gesegn's ihm Gott! — zu essen.

Dann stolpert er fort. Jetzt erst kriechen die Kleinen, welche sich beim Erscheinen des wüsten Mannes geflüchtet hatten, aus ihrem Verstecke hervor und sehen dem Alten durch das Fenster nach, bis er fortgehumpelt ist. — So

hausiert er herum in der Gegend; und wenn sein Pechölvorrat alle geworden, so wandert er wieder hinein in den Wald zu seinem Brennofen, zu seiner armseligen Hütte.

Wie die Hütte des Pechölbrenners aussieht? Sie hat vier Wände aus rauhen Waldbäumen, ein Dach aus Baumrinden und einen Fußboden aus Erde. In einem Winkel dieses sichersten aller Fußböden ist ein Bund Stroh und über demselben ein alter Pelz — das ist das Bett, auf dem schon mancher Königreiche geträumt hat. In einem anderen Winkel der Hütte lehnen drei breite Steine, eine Höhlung bildend, aneinander — das ist der Ofen und der Herd, der eigene Herd! — Ein Schrank steht da, einige Töpfe stehen da und an der Wand hängt eine Axt und ein Rosenkranz.

Der Rosenkranz muß wohl sein, sonst täte der Bewohner dieser Hütte verzagen. Nur fleißig beten, du alter Mann in deiner armen Einsamkeit; das weißt du nicht, was die Menschen treiben draußen in der großen Welt.

Horche nicht auf, alter Pechölmann, für dich ist das nichts; hast nie einen Buchstaben verstanden — tätest den Verstand verlieren. Nur fleißig beten, das Pech wird schon einmal ein Ende nehmen, und dann fliegst du wie eine weiße Taube in das himmlische Paradeis!

Der Kohlenbrenner.

Ich bin einmal zur Herbstzeit im Hochgebirge drei Wochen lang bei einem Köhler eingeschneit gewesen. In den ersten Tagen wollte ich verkommen vor Langweile; ich hatte kein Buch und kaum einen Streifen Papier bei mir. Ich sah durch das halbverschneite Fenster der dunklen Hütte auf die Bäume hinaus, die ihre schneebeschwerten Äste tief herabhängen ließen, und ich sah auf den Meiler und wie aus demselben grauer Rauch aufstieg. Ich wollte dem Köhler, einem großen, hageren Mann, im Schneeschaufeln und bei dem Kohlenschüren helfen, er aber sagte: „Geht's nur gott's weg da, Ihr versteht's nix und seid's mir just im Weg!" Zu den Mahlzeiten kochte er Geißmilch und schüttete gesottene Bohnen dazu. Das mußte ich mit ihm essen.

Am dritten Tage fragte ich den Mann, ob er nicht Kleider auszubessern habe, ich verstünde das Zeug. Er sah mich an, dann brachte er mir alte, bereits mehrmals mit Wollenlappen überzogene Lodenkleider und rauhen Zwirn. Ich begann zu arbeiten. Ich tat später auch andere Geschäfte in der Hütte und am Kohlenmeiler.

In der zweiten Woche waren die Wege schon wieder gangbar, aber ich vergaß das Fortgehen.

Der Mann hatte mich nicht daran erinnert; erst als sein Weib heimkam, welches die frühere Zeit bei einem entfernten Bauern im Tagwerk gewesen, sagte der Köhler zu mir: „Ich kann Euch nit helfen, jetzt müßt Ihr schon auf dem Hüttenboden oben schlafen."

Ich bedankte mich für das Dach, bat um Verzeihung, daß ich seine Gastfreundschaft so lange genossen hatte und nahm Abschied.

„Ja, gewiß wohl," sagte er, „werdet Euch bedanken auch noch so! Ich bin Euch's schuldig geworden, Ihr habt mir mein Gewand rechtschaffen zusammengeflickt."

Zur selben Zeit habe ich das Köhlerleben kennen gelernt.

Außer seiner rußigen Arbeit unterscheidet es sich nicht sehr von dem Leben anderer armer Waldmenschen.

Der Kohlenbrenner ist sehr arbeitsam. Seine Meiler, wovon jeder einzelne mehrere Wochen lang kohlt, zwingen ihn auch, daß er immer auf der Hut sei, sonst schlägt wo ein böses Flämmlein aus, und das brennt tief in den Geldbeutel hinein. So lange dichter, grauer Rauch über dem Meiler aufsteigt, geht's in Ordnung; wo aber blaue, halb durchsichtige Wölkchen hervorkommen, da ist die helle Flamme schon nahe. Die helle Flamme, die in den Kohlen schlummert, muß aber warten bis zur Esse des Schmiedes, dort mag sie hervortreten und gewaltig sein.

Der Köhler hat darauf zu sehen, daß sie bishin gezähmt bleibe.

Neben der Köhlerhütte ist gewöhnlich auch ein Gemüsegärtlein, aber die hohen Fichten wollen keine Sonnenstrahlen niederlassen; und wenn trotzdem noch wo ein zartes Pflänzchen hervorkommt, so kratzen es die paar Hühner aus, die des Köhlers Viehstand sind, und die ihm wohl das beste liefern, was der große Verköstiger für Waldleute hat — die Eierspeise am Sonntag.

In alten Zeiten sollen die Köhler Hexerei getrieben und aus Kohlen Gold gemacht haben. Heute haben sie das Ding verlernt und können es — der tausend hinein! — halt nimmermehr zuwege bringen. Die Eigentümer des Waldes und

der Kohlenstätten können es, sie verkaufen die Kohlen für schweres Gold — das ist ein einfaches Verfahren.

Die Kohlenbrenner sind eben nicht Eigentümer der Stätten, sondern nur gedungene Arbeiter, wie die Holzhauer und die Kohlenführer.

Der Köhler ist nicht so schwarz als er aussieht, und die Gedanken, die er hat, sind nicht so finster als der Rauch seiner Meiler und das Innere seiner Hütte. Er hat überhaupt nicht viel Zeit und Geschick zum Denken; wenn er irgend etwas hört und erfährt, so glaubt er's auf Geratewohl und ist's zufrieden.

Das ist der Köhlerglaube.

Sagen, Märchen, Fabeln, die er seiner Tage einmal erzählen gehört hat, ist er bereit mit seinem Leben zu verbürgen; er sagt davon nicht: das glaub' ich, sondern: das weiß ich! Man kann ihm widersprechen in seinem täglichen Geschäft, in seinen persönlichen Ansichten, er gibt es zu und läßt sich bestimmen; wer ihm aber wegen seiner Sagen, Märchen und Dinge des Aberglaubens in die Quere kommt, der hat's mit ihm verdorben.

Sein Aberglauben ist indes meist unschuldiger Art.

Ich erzähle hier eine lustige Geschichte, welche sich vor Jahren in den Sölkeralpen, sechs Stunden von Irdning im Ennstal entfernt, zugetragen hat. Sie gibt ein Beispiel vom Köhlerglauben.

Eines Abends zur späten Stunde zog ein Mann durch den Wald.

Nebel hingen am Himmel, der Sturmwind rauschte in den Wipfeln und peitschte dem Manne kalte Regentropfen in das Gesicht.

Der Wanderer hatte in der Finsternis den Weg verloren und stolperte über Wurzeln und Steine.

Jetzt stieß er auf eine breite zusammengerollte Baumrinde, wie sie auf dem Boden zahlreich umherlagen, und da kam ihm der Gedanke, zum Schutze gegen den schneidenden Wind und gegen den Regen in eine solche Rinde zu schliefen. Und bald stand der Mann mit der rauhen Kruste weidlich gepanzert da; ein wandelnder Baumstrunk.

Der Wanderer versuchte langsam über den Hang abwärts zu klettern. Der Sturm warf ihm einen abgerissenen Tannenwipfel vor die Füße. Jetzt fiel er und das war ein wunderbares Geschick, denn er stand hier nicht mehr auf. Er fiel auf eine jener Holzriesen, welche aus glattgeschälten Baumstämmen über Hänge zur Weiterbeförderung der Holzklötze angelegt sind, und hier begann er zu rutschen, konnte sich nicht halten und glitt abwärts. Die Holzriesen sind steil und lang und münden gewöhnlich in einen jähen Abgrund aus, über welchen die Blöcke lustig hinausfliegen und in die Tiefe zur Kohlstätte stürzen. — Das ist jetzt dein Schicksal, konnte der Mann noch denken während es weiter ging. Plötzlich fühlte er keinen Grund mehr unter sich, jetzt — jetzt lag er auf einem Haufen von Moos und Reisern.

Er stand auf und war höchlich verwundert, daß er aufstand.

Da war ein Männlein neben ihm, das schlug die Hände über den Kopf zusammen und eilte von dannen.

Der Wandersmann stand auf einer Kohlstatt, neben ihm waren zwei große Meiler, über welchen weißer Rauch emporstieg. Etwas abseits lag die Hütte.

Unser Wandersmann nahte der Hütte und klopfte an. Ein leises Gemurmel tönte ihm entgegen. Er trat ein und stand nun in einer niederen Stube, welche von der Flamme eines Kienspanes matt beleuchtet war. — Auf dem Herde lag ein Häuflein glühender Kohlen und neben dem Herd, an der

Bretterwand, war ein Strohlager, bei welchem mehrere Leute standen. Auf dem Stroh lag ein Weib und dieses hielt ein neugebornes Kind empor. Die Leute gewahrten den Fremden, der in seiner sonderbaren Bekleidung mitten in der Stube stand. „Heilige Maria, da ist er!" riefen sie aus. Nur der Köhler mit wüstem Haar und Bart stand ruhig da, sah den Fremden an und sprach: „Gelobt sei der Herrgott!"

Dann nahm er das nackte Kind aus den Armen des Weibes, hielt es ihm zagend vor. Der Wandersmann trat einen Schritt zurück.

„'s ist mein einzig Kind," sprach der Köhler mit bittender Stimme, „tu' mir's dreimal küssen."

Alle Kreuz! ist das ein Narrenturm? Was wollt Ihr denn?" sprach der Wandersmann und zersprengte sein Panzerkleid, daß es auf den Lehmboden fiel. „Ich komm' da herein, daß ich Euch bitte: Leute, gebt mir ein Obdach für diese vermaledeite Wetternacht, — und Ihr werft mir gleich die Nachkommenschaft an den Hals!"

„Bitten schön um Verzeihung, Herr," entgegnete der Köhler, „weil Ihr auf einmal so dagestanden seid, so haben wir halt gemeint, Ihr seid es."

„Der Gutsbesitzer von Adlergrub bin ich, und will hinüber in mein Haus, verlier' Euch in diesem höllfinsteren Nebel den Weg, wirft mich der Teufel über die ganze Holzriese in dieses Nest herein. Laßt mich da auf der Bank liegen; morgen mit dem ersten Hahnenruf geh' ich weiter."

„Haben keinen Hahn, Herr," sprach der Köhler, „aber ich weck' Euch schon. Habt Ihr Hunger?"

Hierauf setzten die Köhlerleute dem Manne gesottene Ziegenmilch mit Schwarzbrot vor: „Wir haben ein Brot, das jedem schmeckt, weil es keiner ißt, der nicht Hunger hat."

Später rückte der Kohlenbrenner nahe zum Fremden,

faßte ihn an der Hand: „Gelt, Herr, Ihr seid nicht bös', daß wir so dumm gegen Euch tan haben, als Ihr gekommen seid. Schaut's, wir haben Euch für den ewigen Juden gehalten. Ihr werdet wohl wissen —"

„Was denn?"

Der Köhler sprach einige Worte mit der Wöchnerin, verordnete dann die übrigen Hüttenbewohner, welche aus Speikern und Wurzelgräberinnen bestanden, zu Bette auf den Dachboden, stellte den Kienspanleuchter zurecht und begann:

„Der ewige Jud' — das ist derselbe, der dem Herrn Jesus das Kreuztragen versagt hat. Jetzt muß er zur Strafe dafür ewig wandern, und darum geht er noch immer herum in der Welt, und seine Kleider sind wie eine Baumrinde, und seine Arme sind wie die dürren Äste, und sein Haar und Bart ist wie Moos. Und da habt Ihr halt so ausgeschaut. Aber der ewige Jude hat ein Gutes; wie dort in Jerusalem der kreuztragende Herr vorüber gewesen ist, da ist unsere liebe Frau nachgekommen, und sie hat gesagt: Jude, weil du mein Kind gesehen hast, so sollst du eine Gnade haben. Wenn du ein neugebornes Kind küssest, so wird es Hochzeit halten; und wenn du es zweimal küssest, so wird es die silberne Hochzeit erleben; und wenn du es dreimal küssest, so wird das die goldene bedeuten. Und immer, so lang' der Schlaf des Kindes währt, wirst du Ruhe finden. — Seht, so hat unsere liebe Frau gesagt und deswegen haben wir heut' das getan. Nichts für übel halten."

Da stand der Gutsbesitzer auf, rieb seinen grauen Schnurrbart und sagte: „Habt Ihr schon einen Paten fürs Mädel?"

Nicht immer hat der Köhlerglaube so erfreuliche Folgen.

Der Ameisler.

Wer in den Wald geht, er kommt selten leer zurück. Zerrt er schon keinen Baumstamm hinter sich her, so hat er doch ein frisches Stöckl in der Hand; schleppt er schon keine Reisigfuhr, so trägt er doch ein grünes Zweigl am Hute; hat er schon keinen Korb mit Wildobst bei sich, so doch ein Sträußl duftiger Beeren; und trägt er schon kein erlegtes Wildpret, so krabbeln doch an seinem Leib Käfer und Ameisen auf und nieder.

Freilich nimmt der Mensch — der Erfinder des Wörtleins „Gerechtigkeit" — alles mit Gewalt und ohne etwas dafür zu geben. Ich wüßte auch nicht, was der Wald von ihm brauchen könnte, als etwa Ruhe, die der Mensch eben nicht gibt. Die Holzschläger, die Reisigschneidler, die Streukrauer, die Pechschaber und derlei „Freunde" sind ihm gefährlicher als sein Todfeind, der Borkenkäfer.

Doch der Waldparasiten gibt es auch noch andere, die ihn mittelbar schädigen, da sie ihm seine Beschützer verderben. Einst war der Bär und der Wolf des Waldes Beschützer, heute sind es weit unscheinbarere und harmlosere Wesen, die im Kleinen unermüdlich und allüberall arbeiten, um den Wald von den schädlichen Insekten zu befreien. Freilich hat der Wald nur ganz zufällig davon Vorteil, denn sie tun es aus Eigennutz sowie auch sie selbst wieder dem Eigennutze anderer, Stärkerer, zum Opfer fallen.

Da kannst du im Walde einem sonderbaren Mann begegnen. Seinem zerfahrenen Gewande nach könnte es ein Bettelmann sein, er trägt auch einen großen Sack auf dem Rücken. Über diesem Bündel und an all' seinen Gliedern, von der beflickten Beschuhung bis zum verwitterten Hut, laufen in aller Hast zahllose Ameisen auf und nieder, hin und her, in Schreck und Angst, und wissen sich keinen Rat in der fremden, wandelnden Gegend, in die sie geraten sind.

Der Mann ist ein Ameisler. Er geht aus, um die Puppen der Ameisen, die Ameiseneier, zu sammeln, die er in Markt und Stadt als Futter für gefangene Vögel verkauft. Er sammelt auch die Harzkörner aus den Ameisenhaufen, um solche als den in der Bauernschaft beliebten „Waldrauch", der in den Häusern besonders bei Krankheiten als Räucherungsmittel dient, oder gar als Weihrauch zu den bekannten kirchlichen Zwecken zu verwerten.

Da geht der Ameisler in den Nadelwald auf die Suche. Vor dem Wildschützen erschrickt er nicht, aber dem Förster weicht er aus. Endlich findet er einen Ameisenhaufen, der ist zumeist an einen Baumstock hingebaut und in Form eines bisweilen meterhohen Kegels aufgeschichtet aus dürren Zweiglein und Splitterlein, aus den abgefallenen braunen Nadeln der Bäume. Er ist über und über lebendig und die unzähligen schwarzen oder braunen Tierlein rieseln beständig durcheinander hin und wieder, zu den tausend kleinen Stollen und Schachten aus und ein, jedes eine Last auf sich oder eine solche suchend; andere wieder Ordnung haltend, daß überall die gemächliche Emsigkeit herrsche und nirgends gestört werde. Die einen tragen ihre Puppen ins Freie, daß sie von der Sonne erwärmt werden; die anderen fangen Blattläuse ein oder Goldkäfer, die sie als ihre Melkkühe zu verwerten wissen. Die Puppen jedoch nähren sie mit eigenem

Safte. Die Verrichtungen sind vielerlei. Manche Haufen haben auch ihre eigenen Wegmacher, welche auf den begangensten Straßen die dürren Baumnadeln und Holzstückchen klein beißen. Trotzdem sind die Wege und Stege just nicht die glattesten und die bequemsten; eines der Tiere steigt über das andere und wird dann selber wieder niedergetreten, aber das macht nichts. Vom Haufen hinweg über Baumwurzeln oder unter Heidekraut laufen sie zu Tausenden und kehren mit Baumateriale, mit Harzkörnern, mit erbeuteten Käfern und Würmlein mühevoll, aber guten Mutes zurück. Die innere Ordnung und den mustergültigen Haushalt der Ameisen können wir Vorübergehende kaum ahnen. Aber wie ein kunstvolles Uhrwerk geht das fort den ganzen Tag, und nur wenn der Abend naht, oder bei Regen oder Gewitterschwüle ziehen sie sich in ihre Stadt zurück, zum häuslichen Herde, wo sie sorgfältig die Puppen bergen. Bloß einzelne steigen langsam an der Oberfläche um, wie Wächter auf den Wällen.

Über diese Gemeinde kommt plötzlich das Unglück.

Kaum der Mann in die Nähe kommt — sie riechen ihn, bevor sie ihn sehen —, geraten die Ameisen in eine größere Hast, sie laufen wirr durcheinander, überstürzen sich, purzeln eine über die andere hin, ergreifen Nadeln, Körner, um sie wieder fallen zu lassen. Anstatt sich in die Löcher zu verkriechen, eilt alles aus denselben hervor, so daß die Oberfläche des Haufens ganz schwarz wird und ein wildes Drängen und Wogen entsteht, wobei die wenigen Besonnenen die große Masse nicht mehr zu beruhigen vermögen.

Der Ameisler reibt seine Hände noch mit Terpentin oder einem anderen Öl ein, damit sie gegen die Ameisensäure gestählt sind; dann erfaßt er seine Schaufel und reißt den seit Jahren mit unsäglichem Fleiße kunstvoll aufgeführten Bau auseinander. Die Tierchen spritzen noch mehr-

haft ihre scharfen Säfte gegen den Feind; aber nun, in dem Greuel und Schreck der Zerstörung, wo diese unter den Trümmern begraben sind, andere dem grellen Tage bloßgelegt, andere verstümmelt, erdrückt — denken sie an nichts mehr, als an ihre Kinder, die Puppen! Jede stürzt sich auf eine Puppe, um sie zu retten, zu verbergen; in den Trümmern der Stadt, das wissen sie, sind sie nicht sicher, also fort, hinaus ins Freie, in den Wald. Aber der Ameisler sputet sich, denn auch er will die Puppen, und bevor diese verschleppt sind, tut er seinen Leinwandsack auf und stopft und kraut und scharrt den ganzen Ameisenhaufen mit allem, was d'rum und d'ran ist, in den Sack. Der Haufen war gut bevölkert gewesen, wohl an fünfundzwanzigtausend Puppen mag er in sich geborgen haben — ein hoffnungsvolles Geschlecht, und jetzt im Sacke des Räubers!

Dieser bindet ihn zu, wirft ihn auf die Achsel, und eilt mit der Brut weiter durch Wald und Schlucht, um neuen Fang zu tun. Und findet er wieder einen Haufen, so macht er's wie mit dem ersten und die Ameisen, große und kleine, schwarze und braune, samt ihren Puppen, samt dem Nadelgefilze ihres Baues, samt ihren Harzkörnern und Vorratskammern kommen zusammen in den Sack, bis er voll ist.

Wir beschreiben den Jammer der Gefangenschaft nicht. Wir können vergleichsweise nur sagen: Wie wäre den Menschen zumute, wenn sie mitsamt ihrer Stadt und allem, was d'rin ist, in einen großen Sack gesteckt würden! Die Ameisen sind weit unseliger dran, sie bleiben lebendig! Allvergebens ist ihr Kämpfen um die Freiheit, in der Verzweiflung Wut, fassen sie sich gegenseitig an, wie es bei großem Unglück auch ja die Menschen machen und einander die Schuld geben. Die kleine rote Ameise ist die wildeste; sobald sie einsieht, all' ihr Mühen um die Freiheit wäre umsonst,

fällt sie die Genossinnen an und erwürgt sie mit ihren Zangen. Eine gräßliche Meuterei entwickelt sich zwischen den verschiedenen Gattungen von Ameisen; in ihrer Raserei morden sie sich hin ohne Plan und Zweck, ein Beweis, daß auch das Tier in seinem Wahnsinn so tierisch werden kann wie der Mensch.

Der Ameisler sucht nun einen geschützten, sonnigen Anger. Dort breitet er auf dem Rasen ein großes weißes Tuch aus; am Saume des Tuches ringsum legt er grünes Laubwerk, über das er dann den Rand des Tuches zurückschlägt. Nun öffnet er den Sack und schüttet den ganzen Inhalt desselben mitten auf das Tuch. Einstweilen hat hernach der Ameisler nichts zu tun, er kann sich in den Schatten des nahen Waldsaumes hinlegen, Brot und Speck aus dem Schnappsack holen, auch Moschbeerbranntwein, wenn er welchen mit hat, mag sich hernach eine Pfeife anzünden und guten Mutes sein; die Ameisen sind von ihrer ärgsten Qual erlöst. Diese nehmen ihre Freiheit wahr, aber auch die Gefahr, die sie noch immer bedroht; sie eilen, laufen, rennen, um sich zu orientieren; sie kommen an den Rand, wo das grüne Blattwerk ist, das heimelt sie an, doch nicht an ihre eigene Rettung denken sie, rasch kehren sie zurück, jede zu einer Puppe, um sie aus dem Trümmerwerk ins Grüne zu tragen. Da sucht nicht erst jede lang nach dem eigenen Kinde, sie nimmt das nächste; die große Ameise die Puppe der kleinen, während die kleine schwer an jener der großen schleppt. Da ist alle Feindseligkeit vergessen und die Mörderin sucht das Ei der Gemordeten zu retten.

Der Ameisler schaut aus seinem Schatten dem Treiben und „Auslaufen“ der Ameisen zu. Sichtlich wachsen die Häuflein der Puppen, die sie eifrig aus dem Wuste schleppen und am Rande abladen, wo das hingelegte Blätter-

werk ist, so daß die Tiere glauben, dort schon fängt das freie Land an, während sie die Eier doch noch auf dem Gebiete des Feindes ablegen. Sie haben mit ihrem Rettungsversuch nur wieder für den Ameisler eine mühsame Arbeit verrichtet, haben ihm die Puppen vom Wust gesondert und in Häuflein gesammelt. Jetzt steht der Ameisler auf, nimmt sein blechernes Becherlein und füllt es immer wieder mit den angehäuften, gelblich-weißen Puppen, um sie in den dazu bereiteten Behälter zu tun.

Viele Ameisler, die das Geschäft im Großen betreiben, pflegen die Säcke an sicheren Orten aufzubewahren, bis sie eine größere Anzahl beisammen haben, schütten sie dann mitsammen auf das Tuch und gewinnen beim „Auslaufen" an einem Tage oft an dreißig Maß Puppen.

Finden endlich die Ameisen im Wirrsal des zerstörten Haufens keine Puppe mehr, so laufen sie davon; laufen über das Tuch hinaus auf den Rasen und fort. Von all' ihrer Habe besitzen sie jetzt nichts mehr. Arm bis aufs Blut, tun sie sich zusammen und gründen wieder Familien, und diese tun sich zusammen zu einer Gemeinde, zu einem kleinen Staat und beginnen allsogleich den Bau eines neuen Haufens. Gottlob, wenn der Winter noch fern ist, so können sie noch einmal fertig werden. Und gottlob, wenn er nahe ist, dann haben sie Feierabend und vergessen im Winterschlafe der Drangsal, die sie heimgesucht hatte, bis nach leid- und freudloser Ruhe in der Maiensonne ihr Leben wieder erwacht.

Hat der Ameisler die Eier untergebracht, so macht er sich an den toten Wust, der auf dem Tuche zurückgeblieben ist; aus diesem weiß er die wohlriechenden Harzkörner zu ziehen und kehrt sonach mit doppelter Beute in sein Dorf zurück, um im nächsten Jahre die Gegend wieder abzugehen, was etwa die Ameisen neuerdings beisammen hätten.

Ich habe solchem Treiben, besonders dem „Auslaufen“, oft zugeschaut, weil die Meinung geht, daß der Wohlduft, der sich beim Ausschütten der Säcke verbreitet, kräftigend für die Brust wirken soll. Zwar hat mir die Roheit nicht immer wohl getan, mit welcher der Mensch die fleißigen Tiere beraubt; doch, du lieber Gott! wohin käme man mit solcher Weichmut auf dieser Welt, wo es der Mensch mit dem Menschen nicht besser treibt, wenn er die Macht hat! Hingegen wohl hat mir getan, das Hinauseilen der befreiten Wesen in die sonnige Welt zu betrachten und ihren Mut, mit dem sie neuerdings arbeitsfroh ans Werk gehen, nimmer verzagend, so lange der himmlische Tag ist über den Wäldern.

Wohl ist in vielen Gegenden unseres Landes das Ameiseln verboten. Man hat den Nutzen, den diese Tierchen für die Waldkultur bieten, schätzen gelernt. Wenn der Forstmann einst besorgt gewesen war um seine Bäume, da die Ameisen den Stamm auf und nieder rieselten, so freut er sich jetzt darüber, denn er weiß, daß die Ameisen nach den Larven anderer Insekten Jagd machen, die dem Baume gefährlicher sind als sie. Die Ameisen sind Fleischfresser, während dem Walde nur die pflanzenfressenden Tiere gefährlich werden, und um so gefährlicher, je kleiner sie sind, je weniger sie von den Menschen verfolgt und ausgerottet werden können.

Doch, was nützt das Verbot! Wie die Gemsen und Hirschen ihre Wilderer haben, so haben sie auch die Ameisen. Es sind Jahre, da man stundenlang in unseren Fichtenwäldern wandern kann, ohne einen Ameisenhaufen zu finden, um so mehr Raupennester anderer Insekten, Mücken und Käfer aller Art.

Der Ameisler betreibt nebst dem Sammeln von Ameiseneiern und Waldrauch gewöhnlich auch andere Dinge: er sammelt Wurzeln und Kräuter, die er in den Apotheken

absetzt; versteht sich auf das Bereiten von Branntwein aus Wacholderbeeren oder anderen Waldfrüchten, den er gut verwertet; grast von allen Schlägen und Waldblößen die Erdbeeren, die er an lecker-lüsterne Sommerfrischler verkauft; geht bisweilen sogar im „Pechern“ um und weiß überall zu ernten, ohne gesäet zu haben. —

Waldbesitzer haben mitunter der lieben Ordnung wegen all' ihre Waldfrüchte schon im Vorhinein an zumeist fremde städtische Unternehmer verpachtet, sie haben mit gewissem Vorbehalt des Waldes Heilkräuter verpachtet, und die Ameisen, das Harz und die Pilze, die Erd-, Heidel-, Himund Brombeeren. Die Pächter haben ihre Polizei aufgestellt und das arme Weib mit ihren Kindern darf in solchen Gegenden nicht mehr in den Wald gehen, um Beeren und Schwämme zu sammeln.

Wir meinen, man müsse dem Pecher und dem Ameisler strenge auf die Finger sehen, aber im Walde das Eigentumsrecht allzu scharf auszunützen, das gefällt uns nicht. Einen ganz kleinen Vorbehalt hat sich Gott doch gemacht, als er diese Güter verteilte: Daß ich im Waldschatten den Kindern und Armen ein Tischlein decke, das bleibt mein eigener Wille.

Der Wurzelgraber.

Der junge lebensfreudige Bursche tut es nicht. Es ist gewöhnlich ein verabschiedeter Soldat, ein vazierender Holzhauer, ein abgedankter Köhler, ein alter Bauernknecht, der endlich einmal selbständig werden will. Da oben ist er frei, da oben führt er sein eigenes Haus und das Wurzelgraben kann ihm — meint er — niemand wehren; er gräbt in den heilsamen Wurzeln und Kräutern ja Menschenleben und Menschengesundheit aus!

Über den Winter freilich, da muß er sich unten im Tale in ein Bauernhaus verkriechen zum Winterschlaf — und ein wenig Korbflechten, Besenbinden und ein wenig Schuhflicken, das kann er ja, und dafür gibt ihm der Bauer gern das Dach und die Nahrung. Bis zu den Weihnachten und darüber hinaus ist der Wurzelgraber auch recht leutselig und erzählt Geschichten von dem Sommerleben in den Wäldern und Felsenhöhlen, und was das für Tage waren, als noch der Teufel in seine Hütte kam und ihm die Wurzeln schaben, die Kräuter trocknen half und mit ihm ein Pfeifl rauchte.

„'s ist völlig nicht zu glauben," meinen alle, der Wurzelgraber indes neigt vielbedeutend seinen alten Kopf und macht gedehnt: „Ja, meine Leut'! — Und man sollt's nicht meinen, wie ich mit dem Teufel bekannt worden bin; just zum Lachen hab' ich nichts gehabt! Zu allererst, wie er kommt mit seinen zwei Gamshörndeln und mit seiner Radiwurzen hinten, bin ich fest; hast ja deinen Stutzen mit der geweihten Johanniskugel bei dir, denk' ich, und damit jagst

du neunhundertneunundneunzig solche Hörndlbuben zum Teufel. Aber durchgesetzt hat er's! Wie er so auf einmal neben mir steht und mich anglotzt, schrei ich: Was willst denn? Ei, gar nichts, gibt er d'rauf Red, ein' vergrabenen Schatz hab' ich dir zeigen wollen. — Brauch' deinen Schatz nicht! sag' ich ihm und setz' mein Stutzen an und, wie ich schon wild bin, setz' ich ihm das Rohr ins breite Maul und schrei: Probier' einmal die Tabakspfeifen da! — und druck' los. Was tut der gute Herr Teufel? Schön langsam spuckt er die Kugel aus und sagt recht gemütlich: Hast ein' saggrisch starken Tabak, Wurzelgraber, der tät' einen mit der Zeit wohl gar ein wenig die Lungel angreifen! — Kreuz und Hanselbank! Da heb' ich mich an zu fürchten, und wie ich den heiligen Nagel Christi nicht bei mir hab', so bin ich hin, wie des Juden Seel'! Wie aber der Schwarze den Nagel gesehen hat, da mag er sich denkt haben: Schau, der Wurzelgraber ist stärker wie ich. D'rauf ist er abgefahren."

Solche Geschichten weiß der Wurzelgraber, und die Zuhörer entgegnen: „Sein mag's just schon, aber 's ist völlig nicht zu glauben."

Kommt aber der Frühling in die Nähe, so erzählt der Wurzelgraber nicht mehr; er wird schweigsamer und geht einsam umher und sehnt sich fort vom Hof und von den Menschen, und spürt nach, ob nicht schon bald der Schnee schmilzt in der Wildnis.

Viele Tage lang schäumt der trübe, hochgeschwollene Gießbach durch das Tal, und wenn längst hier schon die Wiesen grünen und die gelben Dotterblumen blühen, braust noch immer der Gießbach.

Endlich sticht aus der rötlich grauen Erde der Felder in bräunlichen Keimen das Korn hervor; die Lärchen blühen in roten Zäpfchen, die Schwalben sind da — und der Gieß-

bach wird kleiner und kleiner und zuletzt fließt nur mehr das gewohnte klare Wässerlein durch das zerrissene Bett.

Und nun ist der Wurzelgraber fertig zum Auswärts. Er ist eine rauhe, knorrige Gestalt von unten bis oben. Die Sohlen der Bundschuhe sind dicht mit Eisenhaken beschlagen; über den Wollenstrümpfen schaut das braune, sehnige Kniegelenk hervor; die Hirschlederhose schließt sich eng an die Oberschenkel und die kräftigen Lenden, und der abgetragene Lodenrock liegt nachlässig über die eine Achsel geworfen. Das grobe Hemd ist am Halse locker durch ein Tuch zusammengehalten; über der breiten Brust spannt sich der Hosenträger — sonst hat er weder Weste noch Brustfleck. Das hagere Gesicht hat der Mann hübsch glatt rasiert, aber die Haare, die schon ein wenig grau werden wollen, hängen wüst unter dem Hute hervor; der Hut selbst ist hoch und rund, mit einer grünen Schnur und mit herabhängenden Krämpen.

Auch hat sich der Wurzelgraber bereits die Holztrage mit dem Nötigen, ein paar Haken zum Graben, einen Wetterüberwurf aus Loden, ein wenig Mehl, Schmalz, Salz, Essig usw., umgehangen. In der knochigen Hand hält er sein „Griesbeil“; den anderen Arm hat er unter dem Rocke verborgen.

So steigt der Mann nun nieder aus seiner Dachkammer, tritt in die Küche, um sich am Herd noch das Pfeifel anzuzünden, dann sagt er zur Hausfrau: „So, Bäurin, jetzt bin ich's. Jetzt haben wir bald Pfingsten; bis nach Micheli hinaus werd' ich wohl einmal dahersteigen; und wenn ich zu Allerheiligen noch nicht da bin, Bäurin, so bet' ein Vaterunser für mich! Für die Einwohnung im Winter sag' ich: Vergelt's Gott! Red't mir nichts Schlechtes nach! Und jetzt tät' ich dich noch rechtschaffen gern um was bitten, Bäurin; gelt, ein Flaschl Weihwasser gibst mir wohl mit?“

Das tut sie. Darauf stolpert er über die Türschwelle und geht langsam über die Felder, durch das Tal, durch Engen und Schluchten, durch Geschläge und Wald und aufwärts, immer aufwärts, in die Alpenwildnis und gegen die Felswände.

Nun erst zieht er seinen unter dem Rock verborgenen Arm hervor, er hat an demselben ein zerlegtes Doppelgewehr, denn manche Rehe und Gemsen steigen da umher, die all' ihr Lebtag keinen Weidmann gesehen.

Dann findet der Wurzelgraber wohl eine verlassene Holzhauerhütte oder eine schirmende Felsenkluft, in der er sich häuslich niederlassen kann; oder er baut sich selbst ein Wohnhaus aus Baumrinden und Ästen und Moos, und wenn das alles fertig ist, so geht er an seine Arbeit.

Er steigt alle Schluchten und Hänge und Höhen ab; er gräbt Wurzeln; er kennt sie alle, er weiß von allen wo sie wachsen, wie sie zu bekommen, wozu sie taugen. Da bringt er Hirsch-, Wolf-, Süßwurzeln, er bringt Beinwurzeln, Brechwurzeln, Enzian usw. Er sammelt aber auch Arnika, Speik, isländisches Moos; er sammelt Schwämme; er schabt das Pech von Fichtenstämmen; er zapft den wohlriechenden Saft von Tannen- und Lärchbäumen; er holt die Harzkörner aus den Ameisenhaufen, er erklimmt alle Felskanten und sucht Edelweiß. Alles ist ihm recht. Alles weiß er zu brauchen.

Nicht allzuoft trifft er mit einem Jäger, mit einem Halter, mit einer Sennerin zusammen; er lebt allein bei den Tieren und Pflanzen und Steinen. Gegen unwirtliche Witterung, die um die Felszacken tost, oder die in Nebel oft tagelang im Gebirge braut, findet der Wurzelgraber genugsam Schutz in seiner sorglich gewahrten Wohnung oder in seinem Lodenüberwurf. Seine Nahrung besteht, außer wenigen Pflanzen und Mehlspeisen, hauptsächlich aus Wild-

pret, das er am offenen Feuer nahrhaft zu bereiten und gut zu würzen versteht.

Und verlernt der Mann nicht das Sprechen und das Denken? Nein. Er spricht mit den Tieren der Wildnis, mit seinen Wurzeln, mit allem möglichen.

„Ja, mein lieber Speik,“ sagt er, wenn er die genannte Wurzel aus dem Boden häkelt, „bin schon da um dich, fass' dich in die Butten und schick' dich ins Türkenland hinein. Die dortigen Weiberleut, die hupfen im Bad gern herum und du mußt ihnen das Wasser einbalsamieren. Wirst einmal gucken, mein lieber Speik im Türkenland drinnen!“

Oder er spricht zur Arnikablume: „Vor dir sollt' man wohl alleweil den Hut abnehmen, du bist der best' Arzt auf der buckligen Welt und der lieb' Herrgott hat in seiner ganzen Apothek' kein besseres Kräutel, wie dich!“

Oder er sagt zum Edelweiß: „Du bist nicht so schön wie das Veigerl (Veilchen) und du riechst nicht so gut wie das Nelkerl, und doch haben sie dich lieber, wie dieselben Blümlein allzwei. Das macht's, weil du aufgewachsen bist auf der Höh', und weil der schon eine kleine Kurasch haben muß, der dich hinabbringt ins Tal. Brauchst dir selber nicht so viel einzubilden, Edelweiß!“

Nicht selten kommt der Wurzelgraber ins Grübeln. Er denkt viel nach über Religion, aber er verliert den rechten Faden, weil er fern lebt von Kirchen und Menschen. Er kommt tief und tiefer in den Aberglauben hinein, denn dazu geben ihm manche Märchen und Sagen, die er aus seiner Kindheit kennt, und dazu gibt ihm seine großartige unerforschte Umgebung Anhaltspunkte. — Gott hat den Wald wachsen lassen, der Teufel aber das Dorngesträuche. Unter dem Dorngesträuche liegen Schätze, und ein Kranz von roten Dornröslein verdorrt auf dem Haupt der Jungfrau, bleibt

aber frisch auf der Stirne der Gefallenen. Die Quelle, aus der man nach Sonnenuntergang trinkt, wäscht das gute Gedächtnis aus dem Kopf; wenn aber ein Flüchtling nach Sonnenuntergang Quellwasser mit flacher Hand über sein Haupt schüttet, so mögen ihn die Feinde nicht mehr verfolgen. — Eine einzige Wurzel gibt es im Wald, die der Wurzelgraber nicht mag, die Irrwurzel; wer unversehens auf so eine steigt, der verirrt sich im Wald und findet den rechten Weg nicht mehr. —

Zahllos sind dergleichen Sagen im Gebirgsvolke, und in dem Einsiedler fassen sie erst recht Wurzel und erfüllen ihn mit kindischer Furcht oder mit törichter Hoffnung. Und der Teufel, der Teufel, das ist immer das Schreckbild solch' armer Seelen. Sie leben wild wie das Tier, sie begehen Diebstahl an Wald und Wild, sie höhnen Sitte und Gesetz, aber sie beten unablässig um übernatürliche Kraft und Macht, sie rufen den Teufel an und beschwören ihn ängstlich, daß er sie nicht hole.

Bei allen Waldmenschen indes ist es nicht so arg, aber Weihwasser bedarf jedermann und der Wurzelgraber ganz besonders.

Na, wie ging's dem Wurzel-Toni, als er um sein Weihwasser kam?

Er kochte sich Erdäpfel, schnitt sie in Spalten und goß Essig daran; der Essig war schier abgestanden und der Toni goß den ganzen Rest an, und die Erdäpfel kamen ihm immer noch zu wenig gesäuert vor. Darauf, wie er sich zum Schlafen legen will, besprengt er sich mit Weihwasser. — Aber was ist denn das heute für ein Weihwasser, das beißt ja gottlos in die Augen? Freilich riecht er's jetzt, freilich bemerkt er's, freilich haut er die Flasche an die Wand, daß die Scherben spritzen, und flucht über des Teufels Anfechtung; — der

Toni hat sich mit Holzapfelessig besprengt und das Weihwasser hat er zu den Erdäpfeln genossen! — Er schloß in derselben Nacht kein Auge, und kaum der Tag graute, verließ er die Hütte, eilte hinab zur nächsten Kohlstatt, fragte den Köhler, wie's ihm denn allweg gehe und stahl ihm derweil das Weihwasser sammt dem Gefäß von der Wand weg.

Trotz all' dem gäbe er keine Haselnuß für seine Seele, wenn er nicht noch ein geweihtes Amulett an der Brust trüge; er meint, alle Bäume erschlügen ihn mit ihren Ästen und alle Wurzeln führten ihn in die Irre und würden zu Schlangen, und alle Blätter zu giftigen Zungen, und alle Felsen stürzten über ihn zusammen, wenn er das Amulett nicht hätte! Viele dieser Waldbewohner haben nämlich als unfehlbaren Schutz gegen den Bösen eine merkwürdige Reliquie, nämlich einen der drei Nägel Christi.

Einen solchen Nagel zeigte mir einst ein Pecherer und erklärte, daß von den drei Nägeln Christi den ersten der Patriarch in Jerusalem, den zweiten der Papst in Rom, den dritten aber er, der Pecherer, besäße. Alle übrigen Nägel Christi seien falsch. Wer nun den rechten Nagel hat, dem kann in Sturm und Brand, zu Wasser und zu Land wohl auch nichts geschehen.

Je mehr sich aber der Wurzelgraber vor dem Ungeheuerlichen der Phantasie entsetzt, je gleichgültiger und empfindungsloser wird er gegen die wirklichen Mächte und Vorgänge der Natur. — Wenn's ihm nicht aufgesetzt ist, vom Blitze erschlagen zu werden, so wird er vom Blitze nicht erschlagen. Und ist's ihm aufgesetzt schon von seiner Geburt aus, so mag er sich wahren, wie er kann, und verkriechen wohin er will, es vernichtet ihn der Sturm, es erschlägt ihn der Blitz!

In dieser Gleichgültigkeit wird der Mann auch fähig zur ruhigen Beobachtung der Witterungsverhältnisse; er

gewinnt dadurch an Einsicht, und ein alter Wurzelgraber ist ein verläßlicher Wetterprophet.

Obzwar das hier Gesagte mehr oder weniger allen Gebirgsbewohnern eigen ist, so drückt es sich doch insbesondere deutlich an den halb verwilderten Waldmenschen aus.

Und verhärtet und verfinstert nicht etwa nach und nach das Gemüt dieser Menschen so sehr, daß sie endlich gar nicht mehr fähig sind zum gesellschaftlichen Verkehr? Nein. Der Wurzelmann bewahrt über all' das Düstere und Unheimliche seines inneren Lebens hinaus eine gewisse schalkhafte Gemütlichkeit, die sich nach und nach wieder zu Menschen sehnt. Der Wurzelgraber berechnet gar gut, auf welche Weise er seine gesammelten und bereiteten Gegenstände am vorteilhaftesten an Mann bringt und er besitzt eine gewisse überzeugende Rednergabe, um zu beweisen, daß seine Wurzeln und Kräuter und Harze die besten von allen sind.

Auch sinnt er in seiner Einsamkeit manches Schelmenstückel aus, mit dem er im Spätherbst die Leute unten im Tale foppen will. Da werden wohl wieder ein paar Begegnungen mit dem Teufel zum besten gegeben, so etwas verschafft Respekt für den ganzen Winter.

So vergeht der Sommer im Hochgebirge mit seinen Herrlichkeiten, von denen aber dem stumpfen Naturmenschen nicht eine auffällt. Wer hätte ihm denn gesagt, daß die Natur schön und herrlich ist?

Endlich werden die Tage kürzer und kürzer, die Kräuter sind nach und nach alle verblüht und es naht die trübe Zeit. Keinen Glockenton und keinen Juchschrei hört man mehr auf den Almen weit und breit; lange ist der Himmel noch blau und die Waldwipfel und die Felsen stehen reiner und klarer da als je. Aber kein Vogelsang mehr, nur dann und wann ein Gekrächze des Habichts, des Steinadlers —

und endlich kommt Nebel und Regenwetter und Schneegestöber.

Nun ist's Zeit.

Der Mann schafft seine Naturprodukte in das Tal, bindet seine Habseligkeiten auf die Holztrage und wandert abwärts durch die Wildnis und auswärts durch Schluchten und Engen gegen sein Dorf.

Die Leute erkennen ihn kaum; seine Kleider haben so sehr gelitten, Haar und Bart sind wüst und struppig; sein Gesicht ist noch hagerer und gebräunter, seine Augen sind noch tiefer und stechender als je.

„Jetzt bin ich da,“ sagt er kurz, „und jetzt müßt Ihr mich über den Winter schon wieder unter Euer Dach tun, ich flick' Euch die Körbe und die Schuhe; und wenn Ihr Besen zu binden habt — recht gern!“

Und wenn dann die Dorfkirchweih kommt, ist er schon wieder frisch rasiert und trägt bessere Kleider, und dann geht er ins Wirtshaus und gönnt sich seinen Krug und erzählt die Abenteuer seines Waldlebens.

So geht es Jahr für Jahr und so erwirbt er sich seinen Unterhalt.

Mancher kommt von seinen Hochwäldern auch zurück schon mitten im Sommer, und zwar mit gebundenen Händen und begleitet von ein paar handfesten Forstgehilfen, die ihn beim Wildern erwischten. Es geht der dunklen Zelle zu. Der Wurzelgraber schüttelt in einemfort den Kopf und murmelt zu sich: „Schau, schau, bist halt richtig auf eine Irrwurzen getreten!“

Wieder ein anderer kommt von seinen Hochwäldern gar nicht zurück; Schneestürme wogen und wühlen im Gebirge — und wenn Allerseelen kommt, läutet man auch für ihn die Glocken.

Die Sennin.

Vom September bis zum Juni stehen die hölzernen Hütten leer und im Winter schleicht der Rabe hin über die schneebedeckten Dächer und lugt wohl ein wenig zum Rauchfang hinab; aber öde ist es unten und die Menschen haben alle Nahrung verzehrt, eh' sie fortgezogen.

Die Menschen haben sich verkrochen in die Niederung, leben in den festen Gehöften und geselligen Dörfern und verkehren mit aller Welt, wie sie da unten sich ausbreitet zwischen den Bergen.

Wenn aber der Frühsommer kommt und die Hochmatten ergrünen, so öffnen sich unten die Tore, die Viehställe der Gehöfte, und bekränzt und mit klingenden Schellen, hüpfend und blökend ziehen die Herden den sonnigen Höhen zu.

Und hinter den Herden wandeln die Sennerin und der Almbub, ihren Bedarf für den Sommer auf dem Rücken tragend und die Rinder leitend bis hinauf zu den Almhütten, wo sie Welt und Menschen vergessen, vier Monate lang dahinleben in einfachster Weise. Ihr ganzes Bestreben hat sich darauf zu richten, daß sie dem Dienstherrn unten möglichst viel Käse und Butter gewinnen. Die Herde und der Stall und der Klee und das fette Blättergras, das sind Hauptsachen, nach etwas anderem hat die Sennerin, hat der Almbub nicht zu fragen.

Die Sennerin — in Steiermark Schwaigerin oder Brenntlerin genannt — schafft mit Kübeln und Behältern,

bereitet das Stallfutter, besorgt das Melken. Der Almbub ist Hüter der Herde, treibt sie auf Weiden, abgemähte Wiesen und Heidegelände und führt sie abends wieder in den Stall.

Beide essen die gekochte Milch und den Sterz aus einem Topfe am Herde, dann zünden sie — wenn es finster geworden — den Kienspan an; sie bessert die schadhaften Stellen seiner Lodenkleider aus, die halten müssen bis zum Heimfahren; er nimmt dafür ihre, auf dem rauhen Alpenboden wundgewordenen Schuhe zwischen die Knie und zieht nach beiden Seiten den bepechten Draht aus und erzählt Wilderergeschichten oder brummt ein Liedel.

Die Sennerin und der Almbub — ob sie noch jung sind?

Ewig jung sind die alten Lieder, die er brummt, die sie singt. Die Leutchen mögen denken oder sagen wollen was immer, sie brauchen keine mageren Worte dafür, die sie erst unbeholfen zusammenstellen müßten, sie haben für alles ihren Gesang. — Draußen zieht die kalte Abendluft von den bleichen Gletschern herüber durch die Mondnacht, oder es liegt Nebel über den nächtlichen Firnen, oder es hebt sich in den Schluchten und Riffen der Hochschroffen ein Gewittersturm und läßt seine Blitze lohen und schmettern über der Hütte — sie schieben den Holzriegel vor die Tür. Dann sagt sie zu ihm: „Buberl, steig hinauf in dein Heu!“ Und er lehnt eine Holzleiter an die Wand und klettert durch eine Öffnung hinan zum Dachboden und zieht seine Schuhe und seine Jacke aus und legt sich ins duftende Heu. Sie tut desgleichen und legt sich in ihr Bett. Und draußen im Stalle schellt oder brüllt eines oder das andere in der Herde.

Die Sennerin und der Almbub dürften kaum unter zwanzig Jahren sein?

Gar nicht. Sie ist eine starke Vierzigerin, die's ihr Lebtag verstanden, mit den Kühen und mit der Butter-

bereitung umzugehen; sie ist jeden Sommer heroben auf der Alm, seit sie eine Vierzigerin ist. Junge Weibsleute, das versteht der Bauer wohl, passen nicht auf die Alm, die wären hier oben gar allerlei Einflüssen der Witterung ausgesetzt und kämen nicht mehr so hinab, wie sie heraufgezogen.

Und der Almbub — ei Gott — der weiß es selbst kaum, ist er in den Fünfzigern oder Sechzigern, er weiß nur, daß er schon eine lange Weile auf der Welt ist. Es täte bei ihm nicht not, daß er den Kopf so gründlich durch einen dicken Blähhals gestützt hätte, außer den Namen der Rinder und den Erinnerungen an manches faiste Schmalzmus, so er auf der Alm genossen, ist nicht viel darin. Beim Vieh, da geht's, die Rinder sind dem guten Almbuben sehr zugetan, als ob er einer der Ihren wär'.

Das im allgemeinen die Poesie der Sennhütten, die so oft mißverstanden wird. Da gibt es viel Arbeit und Beschwerden durch den lieben langen Tag, und viel Ermüdung am Abend. Feiertage und Ausnahmen kommen nicht viele vor.

Indes gibt es doch auch Sennhütten, in welchen die Jugend spielt. Die Jugend und die Romantik.

Dort im Almhäusel auf dem Holzblock sitzt das Moidei und legt die Hände auf die Knie, daß sie ein Eichtel rasten mögen nach des Tages Last, und läßt sich die Haare flechten von der Burga. Das Moidei ist jung, aber die Burga ist noch jünger, daher schickt sich's, daß das Moidei zuerst sitzt, dann kommt die andere d'ran.

Andere Weiberleut flechten sich die Locken des Morgens, wenn sie aufgestanden sind — unsere Senninnen halten es zwar auch so, nur am Samstag machen sie ihren Putz, wenn es Abend wird, 's ist von wegen der Besuche. Die Almhütten haben nämlich eine ganz andere Zeit für die Visiten, als die Salons der Stadthäuser. — Fürs erste frisch gewaschen;

alsdann ein ungeflickt Röckel anlegen, hernach die Haar' auskämmen und ein paar Tröpfl Tannöl d'raufstäuben und endlich flechten. Ist eine allein, so nimmt sie die Haarsträhne zwischen die Zähne und tut sich's auch so. Sind ihrer mehrere, so hilft eine der anderen.

Wie dem Moidei der Haarkranz ums Haupt gewunden ist, sagt die Burga: „So, Alte, jetzt heb' dich weg. Will ich Frau sein und du Stubenmädel."

Ihre langen Locken sind schwer und weich wie Seiden und gülden wie Sonnenschein. Wer sie am Sonntag sieht, die Burga! Da weiß sie sich herzurichten wie die feinste Großbauerntochter. Schön sein, das ist ihre größte Freude auf der Welt. Einem Burschen, der ihr feine Tracht und Leibeszier kauft, möchte sie alles geben, das heißt, was sie nicht zur eigenen Frische und Schönheit selber braucht. Die Eitelkeit ist auch ein Schutzengel.

So sitzt sie auf dem kropfigen Holzblock und spitzt die Ohren, ob das Moidei ihr Haar nicht ein wenig loben werde. Weil das nicht geschieht, so sagt die Burga endlich zum Moidei: Du hast aber recht schöne Haar jetzt."

„Die deinigen wären mir schon noch lieber," antwortet die Flechterin. Da ist die Burga zufrieden.

„Seit wann steckst denn du keinen Rosmarinstamm mehr ins Haar?" frägt die Burga.

„Gefallt mir nimmer, so ein Besen," antwortet das Moidei. Daß ich erinnere: Der Rosmarinstamm bedeutet in manchen Alpengegenden die Würde der Magdlichkeit.

„Ich weiß schon," sagt die Burga, „der gefallt dir nimmer, seit der Mirtel-Knecht ist gewesen in deinem Vater seinem Haus."

„Möcht' schon wissen, was dich das angeht," spricht das Moidei scharf.

„So, wirst gar falsch (verletzt) sein desweg," ruft die Burga überlaut. „Einen Spaß muß man auch haben. Und ist's wahr, so fallt desweg der Himmel nit ein. Ich tät' selber einen nehmen, wenn mich einer möcht."

„Wenn du mit dem erstbesten zufrieden bist, wirst nit lang allein bleiben," sagt das Moidei.

„Geh, gift' (ärgere) dich nicht und sing' eins, 's ist ja heiliger Samstagabend," sagt die Burga.

„Gscheiter ist's schon," sagt die andere und hierauf heben sie an — die Ältere tief, die Jüngere hoch — zu singen:

„Es wollt' ein Sünder reisen
Wohl in die Römerstadt,
Drei Sünden wollt' er beichten,
Die er begangen hat.

Der Papst wird voller Zorn,
Und schaut den Sünder an,
Ewig bist du verloren,
Ich dir nicht helfen kann.

Er nimmt ein dürres Stabel,
Und steckt es in die Erd';
Eh' wird das Stabel grünen,
Eh' du wirst selig wer'n."

Sie setzen ab. „Du," sagt die Burga leise, „los' (horche) einmal, mir ist gewesen, als hätt' ich einen Schritt gehört da draußen vor der Tür."

„Mir ist auch so gewesen," antwortet das Moidei. Im selbigen Augenblick ist ein zwiefacher Aufschrei. Stockfinster ist's den Dirnlein plötzlich, fremde Hände halten ihnen die Augen zu.

Sie fassen sich aber bald. Gutbekannte Leute, die einen auf solche Weise blenden.

„Wer ist's?" ruft eine Stimme hinter dem Rücken des Moidei.

„Der Etscher Wastl!" sagt diese.

„Himmelweit fehlgesprungen."

„Wer ist's?" frägt eine verstellte Stimme hinter dem Rücken der Burga.

„Wer wird's denn sein!" sagt die Burga, „wenn's der Hirlacher Mirtel nicht ist, so ist's ein anderer."

Kein übles Raten, Burga, ein anderer ist's nicht. Wie dir jetzt die Augen wieder frei sind, siehst du die Bescherung. Die Sennhütte ist voll von Männern. Und was für Männer!

Der Kerntaler Franz, der Holzer aus dem Pusterwald, der Rößl Toni, der Kohlenführer des Bachgruber, der Salzberger Hans auch, der fort in der Gegend umschleicht und keinen Herrn hat, den sie nirgends gern mittun lassen, weil er tückisch sein soll und zum Verschergen (Verraten) aufgelegt. Und da ist der Hirlacher Mirtel, ein abgedankter Jagdgehilfe, ein verträglicher, unterhaltsamer Kerl, tut gern wildern und scherzen im Wald und bei den Weibsleuten.

Der Mirtel ist bisher zu dem Moidei gestanden, zwar nicht so öffentlich, daß der Pfarrer außer im Beichtstuhl davon hätte reden können.

Heute aber knirscht das Moidei. Was hat der Mirtel der Burga die Augen zuzuhalten? Der hat das Moidei zu verblenden und sonst keine!

Kecke Bursche sind es aber auf und auf. Festgespannte, abgeschlissene Bocklederhosen tragen sie, dicke Häute, die nur etwa an den Nähten ein wenig auseinanderklaffen, strotzend von den strammen Gestalten. Die Knie sind nackt und rauh wie Föhrenrinden. Buntgestrickte Wadenstutzen, Bundschuhe, mäusegrau und hart wie Holz, aber mit scharfen Hakennägeln beschlagen. Jeder einen Ledergurt mit Messingschnalle voran über dem Prachtstück der verzierten Bockhauthose. Die Joppen aus grobem Tuch sind hinten so kurz, daß über dem Gurte

die „Rupfenpfaid" herausschaut. In der Hosentasche ein Messerbesteck, am Rücken einen strammgereidelten Tabaksbeutel mit dem zierlich gewundenen Pfeifenstierer.

Der Mirtel hat eine mächtige Weidtasche umgehangen, an welcher die Haare und Klauen jenes Tieres noch hängen, das sie einst als bluteigene Haut getragen hat. Über der Brust den kamelhaarenen Hosenträger, das zerfaserte Halstuch, auf dem Filz die kecken Hahnen- und Geierfedern. Nur der Kerntaler Franz trägt auf seinem Hut einen Strauß von Almrausch (Alpenrose) und wildem Thymian. In der Stirne wilde Locken, im Gesicht buschige Schnurrbärte und weiße Zähne darunter — da habt ihr die Kerle, wie sie leiben und leben.

An die Wand hatten sie leise ihre Gewehre hingelehnt, stopfen jetzt ihre Pinzgauer Pfeifen und holen aus der Glut mit zierlichen Zänglein Tabaksfeuer. Setzen sich dann zum Tisch; der Mirtel stemmt sich an den Holzblock, wo vorhin die Burga gesessen, faßt das Mädchen am Mieder und sagt: „Heut' hilft dir kein Gott und kein Heiliger, heut' mußt uns in der Hütten behalten."

„Ja gewiß auch noch!" fügt der Rößl Toni bei; „'s ist kein Spaß, wir können heut' nicht mehr hinab. Die Rabenklausen unten ist mit Jägern besetzt."

„Uih Jesseles!" ruft die Burga, „werd't's doch nit wieder auf das Gamsschießen aus sein!"

„Kannst dir's denken, daß wir die Kugelstutzen nicht zum Zähnestochern brauchen," lacht der Kerntaler Franz.

„Der Jäger sind heute ein Stuck er zehn," berichtet der Mirtel, „aber sie spannen (ahnen) was und meinen, wir wären auf der Speikleitalm drüben, weil wir dort etliche Handpöller mit Zunder gerichtet haben, daß sie jetzt vor einer Viertelstund' erst losgegangen sind. Da bei dir sind wir sicher, Burga, und können morgen auf den Dreispitzkofel hinauf."

Die Burga setzt ihnen frische Milch vor, bleibt dann in ihrer heiteren Gestalt bei ihnen, stemmt den Arm in die Seite und sagt lachend zu den Gästen, sie sollten sich's schmecken lassen.

Die Männer lassen aber die Pfeifen nicht aus- und die Löffel nicht angehen. Der Mirtel stemmt seinen Arm aufs Knie und frägt etwan ein wenig schalkhaft: „Na, und was ist's mit der Liegerstatt?“

Antwortet die Sennin singend:

„Das is a schlechter Schütz,
Der sih auf a Gamsel wagt
Und in der ersten Hütt'
Um a Liegerstatt fragt.“

„Weißt,“ sagt hierauf der Rößl Toni:

„So geht's auf der Alm,
Denkt ka Dirn auf die Kalm
Und ka Schütz auf die Jagd,
Wann sie d' Liab amal plagt.“

D'rauf die Burga:

„Wia höher die Alm
Um so frischer das Kraut;
A jed's Dirndl is a Narr,
Des an Jager z'viel traut.“

„Schau,“ sagt der Kerntaler Franzl und nestelt mit der Pfeifenspitze seinen Schnurrbart auf, „sein tut das so:

Die Sennerin auf der Alm
Tuat ein Jauchschrei, ein halb'n,
Und den andern der Bua,
Wann er hinkimmt dazua.“

Alsdann wieder der Mirtel:

„Und Sennerin auf der Alm,
Schau, was tuast mit ein halb'n,
Sei froh, wenn aner kimmt,
Der an ganzen z'sammbringt.“

Abseits am Herd ist das Moidei. Es wäscht just den Käsbeutel aus und zerkratzt ihn mit den Fingern. Wenn sie jetzt die Burga so unter den Fingern hätte! Diese Schmeichelkatz! Der Mirtel hat sie — das Moidei — heute noch nicht ein einzigmal angeschaut.

Hinter dem Tisch in der Ecke lehnt der Salzburger Hans — ein blasser Bursch mit schütterem Bartanflug. Er raucht nicht und singt nicht, hat die Hände in den Hosentaschen stecken und schaut finster d'rein. Er ist weit hergekommen aus der Krimmel herauf — just der Gemsen wegen nicht. Er hat gemeint, er würde heute allein hier der Hahn im Korb sein. Jetzt ist er ungeschickterweis' unterwegs mit den alten Bekannten zusammengekommen und ist halt nicht der Hahn im Korb. Er hat noch kein einzig Wort gesprochen mit der Burga, und die anderen haben schon so oft gekräht. Indes — wenn alle Stricke reißen — so ist das Moidei noch da.

Das Moidei sieht aber immer nur den Mirtel und die Burga; alle Glieder zittern ihm vor Wut, und schon gar als der Bursche folgendes Liedel singt:

„Ich kenn' immer a Dirndl,
Hat a Strickl beim Bett,
Daß s' die Buab'n kann derhalten,
Sunst bleib'n s' ihr ja net."

Und wenn sie heut' dableiben, diese Leut', denkt sich das Moidei, so zünden wir ihnen das Haus über den Kopf an. Heilige Maria Schnee, behüte uns vor Anfechtungen! — Sie weiß aber noch ein anderes Mittel. Und wenn er nur erst zu Mittersill im Arrest sitzt, der Mirtel, nachher hat er gute Weil' zum Nachdenken über vergangene Zeiten — wird ihm das Moidei wohl einfallen.

Und eine Weile später, als sie das Spanlicht anzünden,

schaut die Burga um sich und ruft: „Jegerl, wer hat uns denn das Moidei gestohlen?“

„Kunnt mir's net denken, wer die Dummheit hätt' gemacht,“ entgegnet der Mirtel.

„Mirtel,“ sagt jetzt der Kerntaler Franz, „zwischen dir und dem Moidei ist's nit mehr so, wie voreh.“

„Die Mannerleut' sind schon so,“ versetzt die Burga. „Anfangs da betteln sie und betteln einer Leib und Seel' ab. Haben sie's, nachher — aus ist's und gar ist's!“

„Schau, Burga, du kennst dich aus!“ sagt der Rößl Toni und blinzelt auf das Dirndl. „Noch so jung und schon so erfahren!“

„Von mir selber kunnt ich's nit wissen,“ sagt das Dirndl. „Um so öfter hab' ich's von meinen Kameradinnen gehört. Ich hab' eine gehabt von Lienz herauf, hab' eine gehabt vom Pustertal, hab' eine gehabt von der Sprugger Gegend und eine vom Zillertal — haben alle das gleiche Lied gesungen. Die Buben sind auf der ganzen Welt nichts nutz.“

„So was soll eins doch eher probieren, als man es verredet.“

„Daß sie nichts nutz sind, hab' ich gesagt; daß ich keinen mag, hab' ich nicht gesagt.“

Der Hirlacher Mirtel klopft seinen Pfeifensattel auf der Tischecke aus und murmelt: „Ich denk', Mannerleut', wir machen uns auf die Füß' und gehen um ein Häusel weiter.“ Seit der Anspielung wegen dem Moidei ist er verdrießlich. Auch sind ihm heute zu viel Leute da. Einer irrt den andern. Der Mirtel hebt sich auf, nimmt seinen Stutzen: „Jetzt gute Nacht, wer dableibt!“ Und geht davon.

Der Kerntaler denkt: Heut' ist's einmal verfahren! Kneipt die Sennin noch ein wenig an der Wange, dann nimmt auch er den Stutzen.

Der Rößl Toni bleibt noch ein wenig kerzengrad' vor ihr stehen und lispelt ihr zu: „über das, was du voreh gesagt hast, reden wir noch miteinander. Behüt' dich Gott dieweil!"

So geht die lustige Gesellschaft auseinander. Die Burga hantiert am Herd und trillert:

„Büabel, du schmierst dih an,
Wannst glaubst, du hast mih schon."

In der Hütte ist es still und dunkel geworden. Ein einziger Kugelstutzen lehnt noch an der Wand und auch ein einziges Mannsbild — der Salzburger Hans.

„Na, tust du nit mit deinen Kameraden davon?" ermahnt ihn das Dirnlein.

„Ah na."

„Warum denn nit?"

„Weil's mich nit g'freut. Weißt, Dirndl, mir gefallt's bei dir besser." Er tritt auf sie zu. Das Moidei kommt nicht zum Vorschein, draußen im Stall schellt ein Rind, sonst alles in der Ruh'. Die Burga bläst in die Glut, um den Leuchtspan anzublasen. Ihr Angesicht ist rot wie ein Rösl am Dornstrauch.

Der Bursche singt mit fast tonloser Stimme:

„Jetzt sein mir allein,
Die Nacht ist stockfinster . . ."

Der Sang erstickt in leidenschaftlicher Erregung. „Kimm her! Ein Küßl!"

„Wenn du desweg bist dageblieben," sagt das Dirndl, „so hast es nit gescheit angestellt. Vor aller Leut' hätt' ich dir schon eins gegeben, wenn's dich selig macht. Aber wo wir allein sind, da geb' ich kein's her!"

„Du!" stöhnt der Bursche und packt sie um den Leib.

„So! Gewalt brauchen!“ ruft das Mädl und erfaßt einen glosenden Baumast: „Da hast eins!“ und schlägt ihm den Ast über die Achsel, daß die Funken sprühen.

Er fällt wütend über die Burga her, einen Hilferuf stößt sie aus und taumelt. Da springt die Tür auf, und die Jäger stürmen herein mit vorgestreckten Gewehren.

„Die Wildschützen, wo sind sie?“

„Da ist einer,“ schreit die Burga.

„Ich?“ schnaubt der Salzburger.

„Wem gehört dieses Gewehr?“ fragt einer der Jäger.

Aus ist's. Der Bursche entkommt ihnen nicht. Von einem Futterkorb schneiden sie das Tragband los und binden ihm damit die Hände kreuzweis übereinander. So führen sie ihn davon und hinab in die Täler und zur Sünderkammer von Mittersill.

Das Moidei ist über diesen Vorgang gar überrascht. Es hat die Jäger gerufen, um sich an dem treulosen Hirlacher Mirtel zu rächen. Jetzt haben sie den Unrechten; der Vogel ist ausgeflogen und schäkert vielleicht in anderen Hütten um; die Alm ist weit.

Die Burga ist von diesen Ereignissen so sehr ergriffen, daß sie ein heiliges Fürnehmen tut. Sie gelobt sich alsbald einen festen Liebhaber anzuschaffen, damit das lose Mannesgezücht wisse, wem sie zugehört.

Der Wildschütz.

Der Älpler, den steten Kampf mit den Naturgewalten gewohnt und geringe Bedürfnisse hegend, der zumeist seine eigene Polizei ist, das Unrecht am liebsten mit der Faust straft, das Recht gern mit der Faust sucht, der keinen Sinn hat für die Glorie des Landes, noch viel weniger für die Vergrößerung des Reiches, der gar vieles, was aus Steuer und Staat hervorgeht, als die Vermehrung der Unterrichtsanstalten, Eisenbahnen, Vergrößerung des Heeres usw. für ein Unglück zu halten gewohnt ist, verzichtet auf die Staatshilfe, die also für ihn selten von großer Bedeutung sein kann, und so vermag das, was er vom Staate gleichwohl empfängt, niemals das aufzuwiegen, was er gibt, geben muß.

Und aus diesem Mißverhältnisse, das zum Teile heute noch besteht, entspringt vielfach eine gewisse Verbitterung gegen alles, was „Welt" heißt, gegen den Bürger, gegen den Stadtherrn, der, wie der Bauer meint, nicht arbeitet. Wer bei dem Landmann nicht mit der Axt, dem Pflug, dem Dreschflegel, der Mistgabel, dem Handwerkszeug hantiert, der ist ein Müßiggänger. Daher Haß gegen die Besitzenden, Verachtung geistig Arbeitender; daher der häufige, wenn zumeist auch nur im Scherz gebrauchte Ausdruck vom „Herrnabschlagen". In den dunkeln Gründen des Volkscharakters, unter der trägen Asche seines schwerfälligen, unbehilflichen Wesens glimmt ein Fünklein — der Keim des Kommunis-

mus, dem jedoch die im Landvolke so überaus tief eingewurzelte Altständigkeit die Wage hält.

Das Bauerntum muß halt zufrieden sein mit dem, was man ihm vorgemerkt hat; es knurrt wohl, aber es liegt an der Kette trotz alledem.

Das Volk der Alpen hat eine Menschengattung in sich erhalten, die das kommunistische Prinzip recht praktisch durchzuführen weiß — die Wilderer. „Gott hat die Tiere des Waldes für alle erschaffen!" lautet ihr erster Grundsatz, der freilich schon durch den zweiten gefährdet wird: „Nicht für die Reichen, sondern für die Armen ist das Wild gewachsen." Zum Glücke wird dieses Prinzip nicht auch etwa auf den Wald, auf das Feld, auf das Metall in der Erde Schoß usw. ausgedehnt, denn dazu reicht weder der Gedanke, noch weniger die Macht unserer alpinen Kommunisten. Die armen Teufel begnügen sich mit dem Wilde, das sie trotz aller Verbote totschießen, um sich damit entweder den Hunger oder die Jagdlust zu stillen.

Früher waren die Wilderer in manchen Gegenden ein wirklich gefürchtetes Element. Es waren größtenteils arbeitslose und arbeitsscheue Gesellen, Soldatenflüchtlinge, verfolgte Raufbolde, die, weil sie aus dem Kreise der Menschen verbannt, in die tiefen Wälder, in das Gefelse und in die hohen Regionen des Gezirmes geflohen waren, wo sie elende Schlupfwinkel suchten und sich durch Wildern ernährten. Da brachten sie oft lange Zeit zu in den feuchten Höhlen und halbverfallenen Almhütten, nichts von der weiten Welt verlangend, als das bißchen Pulver, das sie sich oft mit bewunderungswürdiger Schlauheit zu verschaffen gewußt. In den Rottermannertauern lebte ein „Wurzner", der einem der herrschaftlichen Jäger sechzehn Jahre lang das Pulver abgeschwätzt hatte, weil er so unsäglich „an der Magen-

gicht leide, für die ihm frisches Schießpulver das einzige Labsal böte". Die Magengicht, das war aber der Hunger, den das Pulver, allerdings mittelbar, durch den Rehbraten zu kurieren vermochte.

In der Küche des Wilderers herrschte oft mehr als spartanische Einfachheit. Häufig war nicht einmal Feuer zur Hand. Als Nachtlampe hat in mancher Höhle ein verstopftes Glasfläschchen mit Glühwürmern gedient. Das Wild wurde mit Steinen mürbe geschlagen und roh verzehrt. War aber Feuer, so stand wieder nicht immer der Topf bereit, und oft genug geschah es, daß das Hirschfleisch zerkleinert in der Hirschhaut gekocht wurde, die, zu einem Sacke geformt, mit Wasser gefüllt, dem unter ihr lodernden Feuer zu trotzen vermochte. Die Suppe wurde aus gesottenem Heu gewonnen, die, wäre sie mit Zucker und Rum zubereitet gewesen, vielleicht ein mehr als gewöhnlicher Ersatz für unseren „russischen Tee" abgegeben haben möchte. Als Tabak wurden dürre Buchen- oder Ahornblätter benützt — und so hat Gott diese seine Wildvögel ganz gewissenhaft ernährt.

Die Wilderer — über die ganzen Alpen und weiter hin verbreitet — kannten nur einen Herrn: die mit ihren Gewalten und Schrecknissen sie zähmende Natur; kannten nur einen Freund: ihren Kugelstutzen, den sie mit vollster Sicherheit zu handhaben wußten; kannten nur einen Feind: den Jäger. Begegnete der Wilderer dem Jäger, so gab er sich, war eine Flucht unmöglich, die Wahl, den Mann rasch niederzuschießen, oder selbst auf die Kugel zu warten. Der dritte Ausweg, das Gewehr wegzuwerfen und sich gefangen zu geben, wurde meistens verschmäht. Das Leben im Kerker wäre zehnmal bequemer und jedenfalls sorgenloser und sicherer gewesen, als die elende Existenz in den Wildnissen, aber — „Freiherren" wollten sie sein und bleiben um jeden Preis,

und „Freiheit oder Tod!" — diesen Menschen ist das Wort nicht Phrase gewesen. Sommer und Winter, in Sturm und Schnee harrten sie aus! Keine Mühsal war ihnen zu groß, kein Unternehmen zu waghalsig, wo es sich um ihre Freiheit handelte. Von den Seinen im fernen Tale sehnlichst erwartet, gesucht, betrauert, irrte mancher Bursche in den hohen Wüsten, trug oft sogar eine Kugel im Bein, die ihm der Jäger zum Andenken zugesendet.

Der Jäger war auch nicht zu beneiden. Wenn er des morgens seine Weidtasche mit Brot, Speck und Schnaps füllte, um in den Wald zur Hahnenbalz zu gehen, oder zum Eintreiben von Hirschen und Rehen, oder ins Hochgebirge emporzusteigen, um die Rudel oder Gemsen auszuspähen, zu bewachen, so wußte er, er ziehe in Feindesland. Manch einem verbissenen Wildschützen verlangte es heiß nach dem Hirschen zu zielen, aber der „Jäger hat ihn schon einmal ins Unglück gebracht!" — das vergißt er nimmer und für den ist die Kugel schon gegossen. Ein Beispiel aus dem Jäger- und Wildschützenleben, wie wild und falsch es da zugehen kann.

Josef, der Forstjäger, geht „auf den Hahn".

Mitternacht ist vorüber, Frühlingsnacht, über die Alpen zieht eisig kalte Luft. Man sieht im Schimmer einzelner Sterne nichts als die matten Umrisse des Hochgebirges, und hört nichts als das Rauschen des tief unten strömenden Wildbaches. Noch balzt der Auerhahn nicht, noch bricht auch der Tag nicht an; der Jäger nimmt einen Schluck aus der Weidflasche, zieht den Überrock fester, hängt das Gewehr um und wandelt einen wohlbekannten Fußsteig über seichten, aber gefrorenen Schnee aufwärts.

Er geht „auf den Hahn", nicht um zu schießen, das steht dem Gutsbesitzer zu, der zu einer großen Hahnenjagd

auch bereits Gäste aus der Stadt geladen hat; Josef hat zu bewachen und geht eigentlich heute auf Wildschützen aus. Wohl schläft der Hahn noch, aber der Wildschütze ist schon wach und sicher auch irgendwo auf der Lauer; davon kann der Jäger überzeugt sein. Josef passiert eben die Stelle, wo man vor zwei Jahren seinen erschlagenen Kameraden, den Jäger Simon, gefunden. Der hatte einen Schuß in der Brust, und die Splitter seines Gewehres lagen um ihn herum und steckten teilweise im zerschmetterten Schädel des Unglücklichen. Josef stößt hier den Stock fester in den Boden und geht weiter. Erst ein paar hundert Schritte davon bleibt er stehen und horcht. Unten in der Schlucht ist es wie das Klopfen eines Ladstockes im Rohr. Josef beschließt, hier zu warten. Jetzt rauscht es über ihm in den Fichten und ganz nahe bei ihm meldet sich der Hahn. Das währt nun eine halbe Stunde, bis der Wildschütz heraufkommt, denn er kann sich nur während des Balzens nahen und muß in der Zwischenzeit stillstehen. Mittlerweile bricht der Tag an, es wird lichter, und Josef verbirgt sich hinter einem Baum. Der Hahn balzt lustig weiter, der Jäger horcht nur den Schritten, die ihm immer näher kommen — er hört sie — hastig eilt ein großer stämmiger Mann den Steig herauf und zieht die Büchse von der Achsel. In diesem Augenblick schweigt der Hahn. Josef kann dem Wilderer in das Gesicht sehen — er erkennt ihn, es ist der Köhler Hans. Der Hahn balzt wieder: nun findet es der Jäger an der Zeit, hervorzutreten, er steht vor dem Wildschützen, sagt kurz und fest: „Guten Morgen, Hans!"

Der ist etwas überrascht, faßt sich aber im Augenblick und erwidert ebenso kurz und trotzig: „Guten Morgen!"

„Du wirst nicht recht sein da, Hans," meint der Jäger, „was willst denn hier tun?"

„Den Hahn werde ich mir schießen," entgegnet der andere und will langsam weiter.

„Wirst mir aber deine Büchse geben müssen!"

In dem Augenblick schweigt der Hahn und fliegt ab. Der Wilderer hat seinen Stock zum Schlage gefaßt. Schon will der Jäger an das Gewehr greifen, da fühlt er sich angepackt; — eine glückliche Wendung, ein fester Griff und niedersaust sein Kolben auf des Wilderers Rücken und Glieder, daß dieser das Gewehr fallen läßt und zu Boden taumelt.

Da liegt er und windet sich und das Blut fließt auf die Steine.

Josef starrt finster auf sein Opfer. „Hast jetzt genug, Hans!"

Keine Antwort.

— Ist er denn so schuldig, daß man ihn zugrunde richten darf? — so frägt es in ihm. — — Vielleicht hat den Mann die Not getrieben, er hat Kinder zu versorgen. — „Steh' auf, Hans, es wird so arg nicht sein!" sagt der Jäger. Er bedauert seinen Gegner: er kennt die Leidenschaft des Wilderns auch! War er doch selbst einer der berüchtigtesten Wilddiebe, bis ihn der Gutsverwalter nach aller fruchtlosen Strafe zum Forstjäger gemacht.

„Mach' keine blöden Possen, Hans, und geh' — sieh', da hast meine Hand, ich helfe dir auf die Beine."

„Nein, Josef, das wird wohl genug sein, du hast mir viel getan!" preßt der Wilderer heraus und tappt wie ein Halbblinder nach der dargereichten Hand: „Das geht alles so herum jetzt — du hast mir den Kopf eingeschlagen!"

Der Jäger richtet ihn auf und läßt ihn wieder niedersitzen, daß er das Haupt an einen Rasen lehnen kann.

„Der Hahn ist schon fort, gelt?" fragt der Hans.

Josef antwortet nicht, er trocknet das an der Hand hervorströmende Blut und legt Feuerschwamm in die Wunde.

„Ja, daß du so gut bist, Josef, und einen Schluck Branntwein, gelt, den gibst du mir auch?“

Der Jäger reicht dem Wilderer seine Flasche, dann verbindet er ihm die Wunde und fragt: „Ist dir nun besser? Schau, Hans, so grob hab' ich's nicht gemeint.“

„Viel besser,“ murmelt dieser. Seine Brust wogt hoch. Josef netzt die Schläfe des Verwundeten mit Branntwein. Hierauf richtet sich dieser langsam auf. „Aber gar so schlagen, Josef!“ Er faßt des Jägers Hand: „Das ist wohl beinahe zu viel gewesen, und du kannst mir glauben, wir kommen auf der Hahnenbalz nicht mehr zusammen.“

„Laß das gut sein und geh' jetzt heim; wir haben nicht anders gekonnt und wollen das Heutige vergessen. Nur die Büchse, die mußt du mir lassen, Hans, es ist meine Pflicht.“

„Nein, Jäger, das mußt du mir nicht antun, schau, und wenn ich dir ihn abkaufen müßt', ohne den Stutzen da —“

Er greift langsam nach dem Gewehr, sein Arm ist noch matt — „Du weißt ja, wie das ist, Josef — ich könnte nicht leben; es ist ein Erbstück und immer meine Freud' gewesen — so habe ich dir — mit diesem Gewehr auch — den Jäger Simon niedergeschossen . . .“ In diesem Moment kracht es und mit einem matten Schrei sinkt Josef zur Erde.

„Ihr Hunde!“ krächzt der Hans, der nach dem Jäger geschossen, in wilder Lache auf. — Da knallt ein zweiter Schuß, aber oben im Dickicht — diesmal tut Hans den Aufschrei und macht einen hohen Sprung — stürzt dann zu Boden. — Jetzt braucht er die Ohnmacht nicht mehr zu heucheln — ein dichter Blutstrom quillt aus dem Mund.

Aus dem Dickicht eilt nun ein Mann auf den Jäger zu und reißt sein Halstuch zum Verband entzwei. Dem armen Josef ist nicht mehr zu helfen — mitten aus dem Herzen springt der Strahl.

Das ein Bildchen aus dem Jäger- und Schützenleben. —

Die Wilderer von Profession, gleichwohl alle ein und dasselbe Ziel verfolgend, lebten nie zusammen, sie sonderten sich, und traute einer dem andern nicht. Wo aber einer von ihnen in Gefahr war, wo es galt, dem Jäger eins zu versetzen, da waren sie einig. Häufig gingen sie mit geschwärzten Gesichtern um; ein andermal wieder trugen sie Zirmbüsche vor sich her, um den Jäger zu täuschen, der wohl für huschende Menschengestalten ein Auge hatte, aber nicht für wandelnde Sträucher. Sie wußten den spähenden Wildhüter durch Schüsse irrezuführen, die, im Gestein durch einen Zündfaden gerichtet, gerade auf einer entgegengesetzten Seite losgingen, als die war, wo die Diebe auf ihre Beute lauerten. Die Zeichen, womit sie sich einander bei nahender Gefahr verständigten, waren höchst mannigfaltig und geheimnisvoll; ein Elsterruf, ein Steinchen im Brunnentrog, ein Strohhalm an einem bestimmten Baum, das waren Zeichen und eine den Eingeweihten deutbare Schrift.

Wildschützengeschichten zu Hunderten werden im Gebirgsvolke erzählt, von den unterhaltsamsten Schlauheiten des Jägerprellens an bis zu grausamen Bluttaten. Und immer hat der Wilderer die Lacher auf seiner Seite, oder sein Verbrechen wird im Munde des Volkes zur Heldentat gemacht. Dem ehrsamsten Bauer kam es noch vor kurzem nicht bei, daß der Wilddieb auch ein Dieb sei; der Schuß ging nur gegen die reichen Leute und nicht gegen Gott. Als aber das Jagdrecht freigegeben wurde, so daß jeder größere Grundbesitzer Herr des Reviers war, da stand

die Sache plötzlich anders und der Wilderer hatte nun nicht allein mehr den Herrschaftsjäger, sondern auch einen großen Teil der Bevölkerung gegen sich. Da wurde mancher Strolch aus seinem Verstecke getrieben; und manch' anderer mußte noch höher in die Alpenwildnis hinauf; dort, wo kein grüner Halm mehr wächst, im Eise konnte er — der die Satzungen der Gesellschaft nicht zu achten verstand — seine Heimstatt aufrichten.

Da war ein wilder Bursche bekannt, der hatte das Unglück, bei einem Sturze das Gewehr zu zertrümmern. Wie nun schießen, wie sich nähren? An verendeten Gemsen, die von anderen angeschossen, aber nicht zur Stelle erlegt worden waren, mußte er, den Raben gleich, sein Mahl suchen. An stillen sicheren Tagen stieg er nieder zu den Almweiden und sog den Kühen die Milch aus den Eutern.

Da war in Kärnten ein alter Mann, der hatte dreißig Jahre lang einsam im Hochgebirge gelebt, gehungert und gefroren. Als man ihn ins Tal brachte, konnte er auf dem ebenen Boden kaum gehen; die Luft, sagte er, sei so schwer, daß sie ihn zu Boden drückte. Auch mit dem Wasser war er nicht zufrieden, und im Winter stillte er seinen Durst mit Schnee. Bald darauf starb er — in seinem 75. Lebensjahre —, klagend, daß ihn die Leute, die ihn vom Hochgebirge gezerrt, in ein frühes Grab gebracht hätten.

Des Sonderbaren aus dem Wildschützenleben wäre viel zu berichten. Der Aberglaube spielt arg mit bei diesen Leuten. Da spinnen sich in dem düsteren Hirnkasten des Älplers, und besonders des Wildschützen, Ideen von einem „venezianischen Pulver", das ohne zu knallen losgeht und daher für Wilddiebe eine so gute Sache ist. Da gibt es „schwarze Kugeln", die nur vom Teufel selber zu bekommen

sind. Sechs solcher Kugeln treffen allemal das, was der Schütz anzielt, die siebente aber trägt der Teufel hin, wohin es ihm beliebt. Da gibt es „Suchkugeln“, die mit unendlicher Mühe und Sorgfalt gezaubert werden müssen. Wer Suchkugeln machen will, der muß fürs erste — 's ist eine seltsame Bedingung — unschuldig sein. Eine dreistämmige Speikwurzel muß da sein, die in der Osternacht, aber bei Neumond begraben worden ist. Ein Goldstück muß da sein, das noch in keines Juden Hand gewesen. Auf diese Dinge darf kein Sonnen-, Mond- und Sternenlicht fallen, sie müssen in eine hohle Nuß getan und die Nuß muß mit Ziegenbockhaar verbunden werden, das verbindet die Kräfte ineinander. Die Nuß wirft man ins kochende Blei, aus welchem nun unter Anwendung der Zauberformel, die als Hauptsache nicht verraten werden darf, die Kugeln gegossen werden können. Diese Suchkugeln suchen jedes Ziel, und sei es wo immer, das sich der Schütze beim Losdrücken des Schusses denkt. — Und — daß ich's nur gestehe — diese Suchkugeln sind auch die Ursache, weshalb ich keinen der mir bekannten persönlichen Wildschützen verrate. Wer bürgt mir dafür, daß zum Schornstein herab und zum Ofenloch heraus nicht plötzlich eine Kugel gesaust kommt gegen meine Westentasche? In derselben Lage ist der Bergbauer, der einen Wilddieb wohl anzugeben wüßte, sich aber aus Furcht vor dessen Rache nicht getraut, es zu tun. So haben derlei Dinge für den Wilderer praktischen Wert.

Als das Salzburgerland noch unter bischöflichem Regimente lag, wurden ertappte Wildschützen grausam bestraft. Da sargte man z. B. den Unglücklichen in ein Faß und übergab ihn so der reißenden Salzach. Oder man schmiedete ihn auf den Rücken eines Hirsches, und das freigelassene Tier schoß mit solcher Last dem Walddickichte zu, schnaubte

durch das Gestämme hin, rieb sich an Bäumen und Steinen, wälzte sich auf dem Boden, konnte nicht ruhen, bis es den Mann stückweise von seinem Körper geschüttelt hatte. — Es half alles nichts, die so dem Tode Geweihten verfluchten unter gräßlichen Klagen alles Gewilde und alle Bischöfe der Erde; und die Nochnichterwischten gossen in ihren Höhlen frische Kugeln.

Heute sehen wir zwar die unheimlichen Gesellen — vor einem halben Jahrhundert noch die Romantik und der Schrecken mancher Gegenden — mehr und mehr aussterben. Ein Grund dafür ist eben die Verallgemeinerung des Jagdrechtes. Ein weiterer Grund ist die Humanität im neuen Militärwesen, die wohl niemanden veranlassen kann, sich dem Soldatenleben durch die Flucht zu entziehen und danach in den Wildnissen der Alpen ein Raubtier zu werden. Endlich hat das Gebirge heute viel bessere Wege als damals, die Touristenströme verbinden die Wildnis mit der Welt und das Gerichtswesen verfügt über längere Arme als einst.

So kann heute die Wilderei kaum mehr als Profession betrieben werden. Wohl aber wildert man aus Not, wenn der Erwerb zu gering und Weib und Kind hungern müssen, oder aus Liebhaberei, aus Leidenschaft. Schützen gibt es genug. Wer sieht es dem würdigen Bauersmann an, der, weil Besitzer von Haus und Hof, tagsüber ein großes Gesinde beherrscht und in strenger Sittsamkeit hält, der als Ehrenmann gilt bei der Nachbarschaft und weiter hinaus, weil er wohlvermögend ist — wer sieht es ihm im Sonnenlicht an, daß er zur Nachtzeit, wenn sein Haus schläft, mit dem Kugelstutzen in den Wald schleicht, bei Mondenschein nach Hasen und Rehen spähend? Und der fleißige Holzhauer, und der gute gemütliche Kohlenbrenner, der Halter und der Bergknappe, die im Schweiße des Angesichtes ihr Brot

verdienen, wer ahnt es, daß sie heimlich wildern? Freilich, ein guter Nebenerwerb ist so ein geschossener Vierzehn- oder Sechzehnender, wenn es gelingt, ihn zu verschwärzen; noch mehr wert aber ist manchem das Vergnügen. — Dort — lug', dort zwischen den Büschen —! Mit dem Gewehrkolben langsam zur Wange — Finger an den gespannten Hahn — den Rehbock, der sich harmlos leckt oder im Grase schnuppert, fest auf die Mücke gefaßt — jetzt — jetzt — Blitz und Knall ist eins — das Tier macht einen Sprung zur Höhe und stürzt. — Das ist die Lust, wie sie der Kaiser nicht größer haben kann. (Der Kaiser geht ja auch mit der Büchs', will er sich einen guten Tag antun!) Und morgen, wenn der heimliche Schütze wieder in seinen geselligen Kreisen ist, wird toll über die verdammte Wilderei geschimpft.

Für jene, die sonst durch die Not zur Wilderei gedrängt worden, hatte besonders der unvergeßliche Erzherzog Johann in seinen Revieren eine nachahmenswerte Einrichtung getroffen. In der Hochschwabgruppe wurde nach den abgehaltenen Jagden das erlegte Wild stückweise zu einem unglaublich billigen Preise an die arme Bevölkerung abgetreten.

Die Jagdlust ist sowohl in wirtschaftlicher, als auch in moralischer Beziehung ein arger Schaden im Volke, aber auszurotten ist diese Leidenschaft bei den Älplern nie und nimmer; sie fällt erst mit dem letzten Stück Wild. Mit dem Einsperren oder einem anderen Abstrafen ist nichts bezweckt; ist die Sühne vorbei, wird wieder gewildert, nur etwas vorsichtiger als früher. Jagdbesitzer behelfen sich auf eine andere Weise. Sie pflegen den bekannten leidenschaftlichen Wilderer mehrmals des Jahres zu ihren Jagden einzuladen, da haben sie, wenn es ihnen darum zu tun, einen

guten Schützen mehr und einen gefährlichen Dieb weniger. Noch besser aber ist es, der Wilderer wird zum Jäger gemacht; denn so einer ist dann — wenn er sich selbst auch zuweilen einen unzeitigen Schuß gönnt — anderen Dieben gegenüber der verläßlichste Hüter des Wildes; denn er kennt all die Schliche und Schlauheiten der wilden Schützen und weiß diese abzupassen und zu fassen.

All die Diebe in Bauernhöfen und Waldhütten, in Wildklausen, und selbst in Bürgershäusern, alle können aber nicht zu Jäger gemacht werden, und so wird fröhlich fortgewildert und das Erlegte bei heimlichem Mahle verzehrt oder davongeschmuggelt. Wenn sie reden könnten, die Hirsche, Rehe und Hasen auf unseren Wildpretmärkten, sie müßten Stücklein zu erzählen wissen von den verwegenen Burschen und schlauen, alten Kumpanen, denen sie wohl soundso oftmals entkommen waren, und wie endlich die böse „Suchkugel" doch das Ziel gefunden hat, das sich der Schütze beim Losdrücken gedacht hat.

Der Schaufelbub.

In den stillen Hochtälern der Alpen gibt es Gemeinden, die so klein und gesund sind, daß ein Totengräber dort nicht leben könnte. Darum ist oft gar keiner im Orte. Die Leute behelfen sich schon selbst. Das Sterben können sie allerdings nicht ganz lassen, aber wenn ein Fall eintritt, so werden ein paar Bauernbursche aufgeboten, daß sie im Kirchhofe ein Grab ausschaufeln.

Eigen ist's freilich, wenn so ein Junge von zwanzig Jahren voll Lebenslust und Übermut plötzlich vor einem vermoderten Sarge steht. Nur ein wenig berührt sein Spaten die Bretter, und sie fallen auseinander. Er starrt hin; — was ist das hier vor seinem Auge?

— Und hört ma wo zithernschlog'n,
So loßt's oan ka Rost, ka Rua;
's Geblüat hebt zan tonz'n on,
— — Und gach kimmt da Knoch'nbua!

Er wendet sich weg, ein kaltes Schauern geht durch sein blühendes Leben; — aber die Gebeine müssen heraus; sechs Schuh tief muß die Grube sein, so verlangt's der neue Gast — und einer verdrängt den andern — unten wie oben.

Wo aber eine Gemeinde so groß ist, daß zum Beispiel ein Arzt in ihr fortkommt, da kann wohl auch ein ordentlicher „Schaufelbub" leben.

Und wahrhaftig, er führt ein seltsames Gewerbe.

Er hat Haus und Hof und zahlt keine Steuern; er be-

kommt Brot, wenn andere verhungern, und das, woran er arbeitet, wird um so größer, je mehr er davon wegnimmt.

Nun? — Für das Beinhaus und den Friedhof verlangt der Staat keine Steuern; wenn jemand verhungert, so bekommt der Totengräber ein Geschäft, und das Grab wird um so größer, je mehr Erde er davon wegnimmt.

Der Totengräber ist heute unser Mann. Es ist selten, daß man ihm bei Lebzeiten einen Besuch macht.

Spätherbst; zu Allerseelen.

Der kleine Kirchhof liegt abseits vom Dorfe an einem Waldabhang. Er ist mit einem moosigen Bretterzaun umgeben wie die Kohlgärten, und da drin stehen einige braune und rote Holz- und Blechkreuze. Viele sind schon halb umgesunken und sind moderig und rostig, wie die, über denen das welke Gras steht. Ein gelbes Ahornblatt, längst schon seinem Zweig entführt, raschelt über den Boden dahin und hüpft und tanzt, als wär's in den Tagen der Maien . . .

Mitten auf dem Gottesacker steht ein hohes Kreuzbild mit einem Blechdache; unweit davon ist ein offenes Grab. Der Schaufelbub hat es schon lange bereitet, es sieht recht einladend aus, aber die Leute im Dorfe hängen so leidenschaftlich an diesen frostigen Nachsommerstrahlen und an den Herbstnebeln, daß unten in der traulich dunklen Grube schier die Schwämme wachsen. Für das Kind ist das Grab zu groß, der Greis meint, für ihn sei es tief, und der junge Bursche läuft in allen Weiten herum und weiß es gar nicht, daß ein Grab offen steht.

Am Rande des Gartens gegen das Dorf zu ist das gemauerte Totengräberhäuschen — an den Fenstern stehen Blumentöpfe — da drinnen blüht der Frühling.

Ei freilich hat der Alte ein Töchterlein, aber das ist ganz aus der Art geraten, es will nichts wissen von den

Toten, immer nur von den Lebendigen. Darum hatte ihm der Vater schon einmal gesagt: „Kind, du machst mir viel Kummer, du wirst es noch so weit bringen, daß einmal so ein Lebendiger kommt und dich holt!“

Der Alte ist ganz für die Toten. „Von diesen muß unsereins ja leben!“ meint er. Aber er hat doch noch andere Einkunftsquellen; er handelt dann und wann mit Knochen, die wunderbare Eigenschaften besitzen, er macht in Sargnägeln, die für die Eingeweihten Wert haben; außerdem sammelt er im Sommer Kräuter und bereitet Getränke für kranke Pferde.

Die Kleidung unterscheidet ihn nicht von den anderen Dorfbewohnern; an Sonntagen, wenn die Gemeinde vor der Kirche versammelt ist, würde man ihn gar nicht herausfinden.

Der Schaufelbub steht in Verkehr mit Geistern; abgesehen von denen beim Kirchenwirt, die ihm nicht selten gefährlich werden, hat er in gewissen Nächten Erscheinungen. In seiner Schlafstube hängen die Stricke, mit denen die Särge ins Grab gelassen werden. Wenn nun jemand in der Gemeinde stirbt, so fangen die Stricke an der Wand an zu rasseln und sich zu schlingeln: wenn das geschieht, so braucht der Schaufelbub nicht erst die Todesanzeige abzuwarten, sondern beginnt gleich an dem Grabe zu arbeiten.

Besonders früher soll es sehr oft zugetroffen haben; seitdem aber so viele Mittel gegen die Ratten aufgetaucht sind — der Zusammenhang ist noch nicht klar — bleiben die Stricke ruhig.

Ist nun ein Todesfall eingetreten, so hat der Schaufelbub außer der Bereitung des Grabes noch manches zu tun. Zuerst geht er von Haus zu Haus und sagt: „Nein, ich bin nur da von wegen dem, weil wir morgen den N. hineinschieben, und er läßt bitten um die christliche Lieb', daß Ihr wolltet mit in die Kirche und auf den Freithof gehen, und

da tät' ich Euch eine Kerze geben und die zündet an zum ewigen Licht, und dem Verstorbenen sei die ewige Ruh'!"

Am Begräbnistag selbst hat er das Hinabgleitenlassen des Sarges zu besorgen. Nach der kirchlichen Zeremonie kniet er hin vor das große Kreuz und betet laut und sehr kräftig um Ruhe für die arme Seele. Während des Gebetes flüstert er wohl gar einem Nebenstehenden zu: „Ist der Verstorbene reich gewesen?" Und wird dieses bejaht, so beginnt er mit noch größerem Eifer zu beten.

Hierauf kommen die Angehörigen des Toten und bedanken sich des kräftigen Gebetes wegen und laden den Schaufelbuben ein, mit ins Wirtshaus zu kommen. Er scharrt noch notdürftig das Grab zu und eilt dann ins Wirtshaus.

Trotzdem das Geschäft des Schaufelbuben ein sehr ruhiges ist, gibt es in demselben doch viele Unannehmlichkeiten; den Menschen ist einmal nichts recht zu machen, nicht einmal das Grab.

Dieser will in der Nähe des großen Kreuzes liegen, damit er die Gebete, welche dort für die Verstorbenen gesprochen werden, möglichst aus erster Hand erhält; ein anderer will neben dem oder dem Verwandten oder Bekannten ruhen, damit er ihn am Auferstehungstage nicht erst zu suchen brauche. Ein dritter möchte einen ganz ungestörten Platz, wo später nicht mehr gegraben würde.

„Da legen sie einen heut' hinein," sagte einmal der alte Krautwascher, „und wünschen ihm die ewige Ruh', und in ein paar Jahren d'rauf tut's ihnen schon wieder leid um den Platz, sie graben auf, reißen einen heraus mit Haut und Haar und verstreuen die Knochen, einen da-, einen dorthin, und zuletzt kriegt sie der Beindrechsler oder der Phosphorbrenner — ja, das ist dann eine Kunst am Jüngsten Tag, wenn auf einmal die Posaune bläst: Allo marsch, auf! und

meine Arme sind Spitzen an Pfeifenröhren und meine Beine sind lauter Zündhölzelköpfe und meine Hirnschale hat so ein Studiosus in der Stadt zum Zigarrenaschentiegel! Wo nun schnell alles nehmen und nicht stehlen?" —

Auch der Totengräber will etwas Apartes, denn auch er, der anderen eine Grube gräbt, fällt endlich selbst hinein. Seine eigene Ruhestatt hat er am liebsten mitten im Kirchhof. Er muß einst am Jüngsten Tage ja zuerst auferstehen — sagt man — und den Schutzengeln die Plätze zeigen, wo die Schutzbefohlenen liegen.

Da wir nun die Bekanntschaft einmal gemacht haben, so gestattet uns der Schaufelbub wohl den Eintritt in den Gottesacker, um einige Blätter jenes Buches zu lesen, welches das dichtende Volk geschrieben hat. Das Volk schreibt seine Gedichte auf Haustüren und Balken, auf Votivbilder und Martertafeln, auf Lebzelten und Schußscheiben, auf Tanzböden und Grabkreuze.

Wir wollen hier nur ein ernstes und lustiges Kapitel aufschlagen: „Das Grabkreuz." — Das Volk, das naive, gesunde da oben im Gebirge, hat es noch nicht zu jener Überfeinerung des Gemütes gebracht, die auf Grabhügeln nur in lauter, wilder Klage weint; auch noch nicht zu jener moderblassen Philosophie des Materialismus, die alles für verloren wähnt, was den Sinnen entrückt ist. Das Volk glaubt und hofft und wird bisweilen fast übermütig dabei und setzt dem Totenkopfe so gern einmal die Narrenkappe auf.

„Das Sterben ist bitter,
Das Gestorbensein süß!"

steht zu lesen auf einer Grabtafel zu Steyr; und ein anderes:

„Das hart' Sterben,
Das ich so lang hab' gefürcht,
Is vorbei.

Ich bin von allem übel frei
Und leb' bei der heiligen Dreifaltigkeit
Von nun an bis in Ewigkeit!"

zeigt, daß es wohl gerechtfertigt ist, wenn manche Leute noch heute ihre Totenfeste mit Essen, Trinken und verschiedenem Schabernack feiern wie ein freudiges Ereignis.

Beliebt ist folgender Vers:

„Ich lieg' hier im Rosengarten
Und tu' auf meine Eltern (Kinder) warten."

Oder:

„Liebe Kinder, tut nicht weinen,
Daß wir schon gestorben sein,
Wir sind nur vorausgegangen,
Um bei Gott euch zu empfangen."

Ernster ist folgendes:

„Was ihr seid, bin ich gewesen,
Was ich bin, das müßt ihr werden,
Alle Blümlein wohl verwesen,
Und du wirst zu Staub und Erden."

Grabschriften, ähnlich dieser letzteren, haben zumeist Priester zu Verfassern; sie sind stets düsteren Inhaltes, sprechen von der Eitelkeit des irdischen Lebens und haben eine moralisierende Spitze. Von solchen sind die naiven Dichtungen des Volkes leicht zu unterscheiden.

Wenn wir auf einem Grabmal in Gröbming (Ennstal) die Worte lesen:

„Hier ruhet Kaydan Strobl, gewesen der
Hammerschmiedin ihrer Schwester ein Kind" —

oder:

„Willst mich mit Füßen tretten
So must auch ein Vaterunser bethen
für die Agatha Weissenbeckin,
geboren im 24ger Jar,
Und 1857 lag sie auf der Bahr" —

so werden wir hierin an der echten Volkstümlichkeit keinen Augenblick zweifeln können.

Im Wagrein ruft ein gutes Kind seiner Mutter folgendermaßen nach:

„Du Theire hast nun ausgeliten,
Und sangst so früh ins Grab.
Der Schöpfer lies sich nicht erbiten
Der dir ein beseres Leben gab.
Nun ligst du in der külen Erde,
Lieb gute Mutter du,
Bis wir dir einst folgen werden
Hinüber in die Himmelsruh."

Auf demselben Kirchhofe ist auch folgendes zu lesen:

„Gatten, Kinder, Lebet wohl,
Lebet, wie man leben soll,
Mit Schmerzen bin ich aus Eiern Augen verschwunden,
Und kehret öfter bei meinem Grabe zu.
O! wünschet mir die ewige Ruh!

Auf einem Gottesacker im Raabtale an einem Wandkreuze heißt es:

„Hier ruht mein Oheim Peter Paule,
Sterben missen wir ale.
Thue frumb leben
So Wirth dir Gott geben
Antonie Pirstlingerin.

In St. Veit bei Schwarzbach findet sich auf dem Gottesacker folgende Inschrift:

„Hier in diesen Rosse Garten
Wo der Leib des Menschen Ruth
Mus an die Auferstehung warten
Bis der Posaunen schall sie Ruft."

Auf dem Grabkreuze eines Tiroler Friedhofes steht zu lesen:

„Hier liegt Rothburga Stöger,
sie starb versehen mit den
K. K. Sterbesakramenten."

Ein anderes:

„Hier ruhet Hanna Brandnerin, geborene Zuntnerin. Was Gott will, ist mein Ziel."

Ein Martertaferl in derselben Gegend lautet:

„Hier ist am 10. März 1861 eine Lawine niedergangen und hat 5 Personen und 3 Böhm' derschlagen."

In einem Friedhofe bei Oedenburg findet man folgende Inschrift:

„Hinter dises Kirchhofs Gittern
Liegt Hans Klaus
Er trank manchen Bittern"

— und weiter unten die Schlußzeile:

„Kelch des Leidens aus."

Ein sinniger Spruch findet sich auf dem Kirchhofe zu Neuberg:

„Als Gattin blüht' sie mir,
Als Mutter sank sie nieder,
Als Mensch ging sie von hier,
Als Engel kommt sie wieder.
Sie ist vorausgegangen
Den Gatten zu empfangen."

Eine andere Stimmung drückt die Grabschrift bei Lienz aus, die ein Tiroler seinem Weibe gewidmet hat:

„Hier liegt mein Weib Begraben,
Wünsch' ihr die ewige Ruh' zum Lohn,
Ich hab' sie schon."

Eine pessimistisch angehauchte Inschrift steht auf einem Grabkreuze in Spital am Semmering:

„O Mensch, du mußt leben,
Und weißt nicht wie lang;
O Mensch, du darfst sterben,
Doch weißt du nicht wann."

Und ein anderes, das viel zu formglatt und viel zu weltschmerzlich ist, um volkstümlich zu sein:

„Gott, du bist ungerecht,
Hast uns den Tod erdacht;
Erde ist nimmer schlecht,
Hat ihn uns leicht gemacht.“

Gar seltsam naiv und altertümlich klingt eine in Marmor gehauene Inschrift in der Kirche zu Fladnitz, welche einst die Gemeinde einem ihrer Seelsorger geweiht hat:

„Wold ihr wissen in der Erd
Wer alda begraben ligt
Weil er gelebt hat habt ihr ihm geehrt
Jetzt ihr ihm mit Fiessen tritt
M: Jacobus Schaffer sein Name wahr
Mit Achtundfünfzig Jahren
28 Jahr war ehr Pfarherr allhie
Und hat mit grossen Sorgen
Zu Abends auch und morgens fruhe
Seine Schefflein wollen ausborgen
Den 28. May anno 1708 mueß er von hier
Gedenkh der ihm mit Fiessen tritt
Bleibt Keinen aus bald ist's an Dir
Fir sein Seel all Gott bitt
Wan ehr werd sein in Himmels Sall
Bitt ehr fir euch auch allzumall.“

Ganz wunderlich wird einem zumute, wenn man die wilde Grabschrift auf dem Gottesacker in Bischofshofen liest:

„O theurer Vater, wie sanft er im Grabe ruht,
Während freche D-e-es Hände
Haschen nach Deines Erben Gut.
O liebster Vater, erhalte mir das väterliche Gut,
Bitte Gott, daß er vernichte
Die verfluchte Brut.“*)

---

*) Heute ist diese Tafel nicht mehr zu finden.

Wie doch ganz anders ergreift einen der Vers auf dem evangelischen Friedhofe in der Ramsau bei Schladming:

„Wie selig die Ruhe bei Jesu im Licht!
Tod, Sünde und Schmerzen, die kennt man dort nicht,
Das Rauschen der Harfen, der liebliche Klang
Bewillkommt die Seele mit süßem Gesang.
Ruh', himmlische Ruh' im Schoße des Mittlers,
Ich eile Dir zu."

An einer Kirchhofsmauer in Kärnten steht folgendes:

„Daß ich gestorben bin,
Das weißt Du;
Ob ich im Himmel bin,
Das fragst Du;
Nicht sterben, aber im Himmel sein,
Das willst du."

Ein anderes in demselben Lande:

„Ich muß von Euch, ihr Freunde gehen,
Lebwohl, auf Wiedersehen!
Wenn mir Gott seine Gnad' wird geben,
Und ich am jüngsten Tag
Meine Knochen wieder finden mag,
So steh' ich auf zum ewigen Leben."

Eine Totentafel bei Ischl — das Denkmal eines vom Baume gefallenen Bauers — sagt folgendes:

„Aufig'stiegen,
Abig'fallen,
Hin gewest,
Die Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit."

Grabschrift eines Kindes in Wartberg (Steiermark):

Schlaf, Kindlein, schlaf,
Du weißt nicht, was uns traf,
Wenn wir's gewußt, wie bald der Tod dich streckt,
Wir hätten dich für diese Welt nicht aufgeweckt."

Auf einem Kirchhofe im Lavanttale:

„Hier ruht der ehrsame Johann Misegger, er ist auf der Hirschjagd durch einen unvorsichtigen Schuß erschoßen worden aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager Anton Steger."

Eine Bäuerin in der Gemeinde Veitsch (Steiermark) ließ ihrem verstorbenen Gatten zum Zeichen ewiger Treue einen schönen Grabstein setzen, auf welchem sie dem Toten folgende Worte in den Mund legt:

„Der Tod riß mich von dir,
Du Weib so brav und bieder,
O wein' und bet' bei mir,
Dann geh' und heirat' wieder."

Zu Klagenfurt hat man einem Prediger die folgenden Worte auf den Grabstein geschrieben:

„Was in der andern Welt ist?
Wie oft hab' ich's gesagt,
Und konnt's nicht wissen.
Jetzt weiß ich's
Und kann's nicht sagen."

In einem Dorfkirchhofe an der Traun gesteht ein Toter treuherzig:

„1840, in den Hundstagen
Hat mich der Blitz erschlagen,
Und seitdem bin ich todt."

Auf einem Friedhofe des Pustertales:

„Im Leben roth wie Zinnober,
Im Tode wie Kreide bleich,
Gestorben am 17. October,
Am 19. war die Leich." (Maria Schober † 1835.)

Bei Graz auf einem Gottesacker finden wir die Worte:

„Frag nicht, wer ich war,
Ich will vergessen sein."

Diese wenigen Beispiele zeigen, was hier zu zeigen ist. — Schaufelbub, wir danken dir.

Martertafeln.

Der Gebirgsreisende wird es kennen, dieses wunderlichste Archiv der Alpenwelt, dieses endlose Sterberegister von Verunglückten, durch das ihn seine Wanderungen führen und das ihm wohl zuweilen seine Lust an den Schönheiten der Natur verleiden mag.

Diese unscheinbaren Zeichen an Bäumen und Pfählen rufen dem harmlosen Wanderer, der gekommen, um sich an der Herrlichkeit des Gebirges zu ergötzen, ein ernstes „Habt acht!“ zu. Ein banges Gefühl der Ehrfurcht oder der Verlassenheit, das so viele beschleicht, die zum ersten Male in einer Alpenwildnis wandeln — es ist gerechtfertigt.

Die Täfelchen und Kruzifixe, die an Wegen und Stegen, in Wäldern und auf Auen, in Talschluchten und auf hohen Bergen stehen, prangen auf rohen Pfählen; unbeschützt vor bösem Wetter erzählt das bunte Farbenbild des Dorfkünstlers nur wenige Jahre von dem Ereignisse, das zur Stelle geschehen war. Bald auch ist die Inschrift verblaßt und verwaschen, nur das kahle, moosiggraue Brettchen starrt uns an wie ein Sterbender, der noch gern sprechen möchte, aber es nicht mehr kann. Wohl sagt uns die Tafel, daß hier an der Stelle ein Unglück geschehen, ein Mensch vielleicht verging unter der Elemente Gewalt — aber wir wissen nicht, welcher Art das Ereignis war — um so unheimlicher dünkt uns die Stelle.

Dem Älpler wird dort, wo er begraben liegt, zumeist kein Denkmal gesetzt; klein ist die Zahl der niedrigen Kreuzlein,

die den Gottesacker zieren; hingegen an der Stätte, wo ihn mitten in seiner Lebens- und Schaffenskraft plötzlich der Tod ereilt, richten ihm seine Mitmenschen ein Merkmal auf, durch das sie dem Vorübergehenden mit Bild und Wort in rührender Einfalt die Todesart des Verunglückten erzählen und ihn schließlich um ein Vaterunser bitten für die arme Seele.

„Der Johann Georg Mosbichlers Sohn in der Ramsau ist in seinem 21. Lebensjahr allhie von einem fallenden Baum erschlagen worden. Gott geb' ihm die ewige Ruh!"

„Hier ist Michel Holzreuter, vulgo Knappenhans, durch einen Sturz über die sieben Klafter hohe Steinwand gestürzt, so daß kein Beindl an seinem Leib ist ganz geblieben. Kaum 30 Jahre lang hat er die Welt angeschaut, dann hat ihn der Herr zu sich genommen. Er bittet um ein andächtiges Vaterunser."

„An dieser Stelle ist der Halter Thomas Grabner von einem Donnerkeil getroffen worden. — Der Menschen Los ist hier beschieden, dem Tod entgeht doch nichts hienieden; denn Ort und Zeit hat Gott bereit! in Wasserfluten und auf der Gassen, im hohen Birg und auf der Straßen geht mancher in die Ewigkeit!"

„Hier ist der Handwerksbursch Christian Perger tot aufgefunden worden; was ihm überfahren, ist Gott bekannt, der seine Seele gnädiglich in den Himmel wolle führen."

„Dahier ist Franz Reiter beim Holzriesen von einem Block in die Brust gestoßen worden, daß er augenblicklich tot gewesen."

„Frommer Christ, schau in diesen Fluß hinein, da mußte das Leben der Maria Reg, vulgo Adlerwirtin in Kreuth, zu Ende sein. Sie ist über den Steg geglitten und tut um ein Vaterunser bitten."

„Da, bei der Köhlerei ist der Josef Pfleger, 47 Jahre alt, in den glühenden Kohlenmeiler gestürzt. Der barmherzige Gott bewahre ihn und uns vor dem höllischen Feuer, Amen."

„Hier hat die göttliche Fürsehung den siebzigjährigen Johann Filzmoser durch einen jähen Tod von dieser Welt abgerufen. — Vollbracht ist das Leiden, der Tod, das Gericht, nun ruhet er selig bei Jesu im Licht."

„Wanderer, hier halt an, und denk', was auch dir geschehen kann, hier hat ein wildes Rind die ehrsame Magd Johanna Moser umgebracht. Jetzt ist sie in der Todesnacht; sei ihrer mit einem Vaterunser bedacht."

Das sind einige Martertafelproben aus Steiermark. In ähnlichem Stile erzählen die meisten dieser schlichten Denkmale ihr Ereignis. Der Todesarten jedoch gibt es unzählige. Da ist einer erfroren, oder vom Gießbach mit fortgerissen, oder von einer Lawine begraben worden. Ein anderer hat sich im Nebel verirrt, ist über die Wand gefallen oder im Schnee umgekommen. Ein dritter ist vom Baum gefallen, oder unter die Wagenräder geraten, oder durch ein scheues Pferd geschleift worden. Durch rollende Steine werden viele erschlagen; im grundlosen Alpensee findet mancher sein Grab, der, ausgefahren auf spiegelglatter Fläche, von dem plötzlich hereinbrechenden Sturme überrascht worden ist. Auf Gletscherfeldern gehen Einheimische selten zugrunde, hingegen fordern, wie schon erzählt, in manchen Gegenden die Wildschützen ihre Opfer unter den Förstern und Jägern. Seitdem das Edelweiß ein beliebter Handelsartikel geworden ist, weist an wilden Felswänden manches Täfelchen die Stelle, wo ein gestürzter Edelweißsucher zerschmettert aufgefunden worden. Die Mehrzahl der unnatürlichen Todesfälle in den Alpen aber kommt bei den Bergknappen, Holz- und Fuhrleuten vor.

Man möchte sagen, daß von diesen Leuten wenigstens fünf Prozent eines gewaltsamen Todes sterben.

Daher leicht erklärlich die zahllosen Martertafeln in den Alpen, die den Wanderer zuerst erschrecken, dann beklemmen, bis er sie gewohnt wird und über die Ursprünglichkeit der Volkskunst und Volkspoesie erheiternde Studien treibt.

Manches Dorf hat seinen Martertafelkünstler. Es ist entweder ein Handwerker, der in freien Stunden die Kunst aus Liebhaberei betreibt, oder um sich damit ein kleines Taschengeld zu erwerben. In Tirol tut's der Herrgottschnitzer, der vermag der Sache schon größere Vollendung zu geben. Diese Menschen betrachten ihren Gegenstand meist von so idealem Standpunkte, daß sie darob die ungeheuerlichsten Fehler ihrer Gestalten ganz und gar übersehen.

Ohne Malerei geht es nicht ab. Stets im Vordergrunde ist die Szene des Unglückes dargestellt. Da sitzt der Verunglückte etwa regelrecht auf den Wellen eines Flusses und breitet die Hände aus, an welchen ein sechster oder siebenter Finger nicht selten zu entdecken ist. Oder er steht kerzengerade und hölzern wie ein Soldat auf der Wacht, des Baumes gewärtig, der auf ihn niederstürzt. Oder er schwebt, von einem Felsen springend, in schönstem Wagrecht in der Luft und hat vielleicht sogar noch die Arme über die Brust gelegt, wie ich das auf einer Martertafel des Pustertales sah. Wo aber das Arge bereits geschehen ist, da gibt es viel rote Farbe um den Leichnam; je mehr Blut, je bedauernswürdiger der Verunglückte. Ferner wird man über dem Haupte der Figur stets ein rotes Kreuzlein gemalt finden; dieses Kreuzlein zeigt an, daß der Arme bereits tot oder dem Tode sicher geweiht ist. Die Wasserwellen, die Bäume, die Felsen, die Wolken sind in architektonischer Regelmäßigkeit

ausgeführt, und die stundenweit entfernt sein sollenden Berge sind geradeso scharf und grün gezeichnet wie der vom Künstler gedachte vorderste Punkt. Es gibt kaum eine Martertafel in den Alpen, auf deren Wolken nicht die Dreifaltigkeit oder die Muttergottes, oder eine andere Macht des Himmels säße. Oft ist es der Schutz- oder Namenspatron des Verunglückten, der ein Strahlenbündel niedergießt auf den Sterbenden. Das soll, wenn schon diesseits keine Rettung mehr sein kann, die Hoffnung auf das Heil in jener Welt bedeuten. — Ach, es ist ja wirklich praktisch und gut für uns Menschen, selbst in unseren schönsten Tagen praktisch und gut, die Hoffnung und das Ideal außerhalb dieser Welt zu verlegen; während wir hier Stück für Stück des Schönsten und Besten zugrunde gehen sehen, leuchtet, gepanzert gegen alles Irdische, in unsere Seele bis ans Ende das trostreiche Bild jener Welt. So ist der letzte Gedanke des in den Abgrund Stürzenden, oder des in den Wellen Ertrinkenden, oder des unter der Staublawine endenden Bauers — das Himmelreich, oder die bloße Neugierde, was der nächste Augenblick bringt.

Der Name „Martertafel" selbst soll die den Leib gewaltsam zermarternde, unnatürliche Todesart andeuten. Von der Votivtafel unterscheidet sich die Martertafel dadurch, daß sie immer das Denkmal eines Zugrundegegangenen ist, während die Votivtafel ein in Not und Gefahr gelobtes bildliches Andenken sein muß, welches aus Dankbarkeit für die glückliche Rettung zumeist in Wallfahrtskirchen und Kapellen, zuweilen auch an der Stätte der überstandenen Gefahr aufgerichtet wird. Die Votivtafeln sind noch viel mannigfaltiger als die ersteren, behandeln ihren Gegenstand oft mit vielem Humor, geben aber stets für die glückliche Rettung in hochgeschwungenen Redensarten Gott und seiner jungfräulichen Mutter und den Heiligen die Ehre. Die Wallfahrtskirche zu

Mariazell in Steiermark ist wohl einer der größten Sammelkästen von Votivtafeln und gibt in dieser wie auch in manch' anderer Beziehung unerschöpflichen Stoff für das Studium des Volkscharakters und insbesondere der Volksreligion.

Wir aber wollen wieder in die freie, wilde Natur hinaustreten zu den armen, aber so rührenden Denkmalen des Todes.

An Wegen und Straßen, die sich Flüssen entlang durch bewaldete Bergschluchten ziehen, können wir den meisten Martertafeln begegnen. Diese sind zuweilen auch zu Füßen eines Kruzifixes an den Kreuzstamm geheftet. Oft hängt an einem Kettchen auch ein riesiger, stets mit Rost überzogener Eisennagel, der von den Andächtigen als einer der drei Nägel, mit welchen Christus ans Kreuz genagelt worden, geküßt wird. Ein andermal ist vor dem Pfahle eine Kniebank angebracht, auf daß zum erbetenen Vaterunser sogleich einige Bequemlichkeit geboten werde.

Sehr häufig prangt die Tafel am Stamme eines buschigen Fichtenbaumes, und die Einsamkeit ringsum mit ihrem ewigen Rauschen des Wassers, oder mit ihrem schwermütigen Flüstern des Waldes, oder mit ihrer tiefen Stille, die nur zuweilen durch das Rieseln der Steinchen in einer nahen Schutthalde unterbrochen wird, ergreift uns seltsam an der Stelle, wo eine Weile vor uns ein Mitmensch den Todeskampf gerungen hat.

Im wildherrlichen Ennstale sah ich in der Nähe des brausenden Flusses ein Marterbildchen, welches einen hochgeschichteten Haufen von entschälten Baumblöcken darstellte. Auf dem Haufen obenan saß ein Mann, seine Tabakspfeife stopfend; über dessen Haupte, aber war das rote Kreuzchen, und aus den Wolken nieder von der Figur des heiligen Sebastian strömte das Strahlenbündel auf den Mann. Der

untere Teil der Tafel mit der Inschrift war abgebrochen. Um so genauer betrachtete ich das Bild, konnte aber nicht verstehen, was nur bei diesem Tabakspfeifenstopfen Lebensgefährliches obwalten konnte. Ein Bewohner der Gegend kam des Weges, den fragte ich nach der Bedeutung der Tafel.

„Ha, halt ja," antwortete der Gefragte, „da hat's halt den Bastl umbracht. Der Herr sieht die Holzriesen, die dort vom Wald herabgeht. Da haben sie die Holzblöcke herabgelassen in die Enns; die Enns schwemmt sie fort zu den Hieflauer Köhlereien hinaus, da brauchen wir sie nicht zu fahren. Ist aber die Riesen zu trocken gewesen, die Blöcke haben nicht den rechten Schwung gehabt, sind vor dem Wasser niedergefallen und liegen geblieben. Und wie zu Zeiten schon was sein will, hat der Holzer Bastl die Blöcke wollen nach und nach in den Fluß arbeiten. Wie er auf dem Haufen oben sitzt und ein Bissel rastet, hebt euch die ganze Kramm an zu rutschen und zu rollen — der Bastl mitten drin. — Herr Jesus, mit mir ist's gar! schreit er noch, die umstehenden Leut' wissen ihm nicht beizustehen, und der ganze Holzblockhaufen kollert in die Enns. Einer hat's gesehen, wie der Bastl zwischen den Holzstücken noch seine Hand aus dem Wasser gereckt hat — weiter haben sie nichts mehr von ihm gesehen. In der Hieflau unten beim Scheiterrechen haben sie ihn stückelweis' herausgezogen."

Eine Martertafel im oberen Murtal stellt einen Waldanger vor, auf den mitten im Grünen ein kohlschwarzer Fleck gemalt ist. Dieser Fleck soll eine tiefe Grube versinnlichen, wie man sie gern grub, um Wölfe darin zu fangen. Man verdeckte das Loch mit Reisig und Stroh, legte ein Aas darüber, und wenn der Wolf dazukam, so brach er durch und war gefangen. Über der Wolfsgrube nun auf dem Bilde

steht das rote Kreuzlein und geht der Heiligenstrahl nieder von der Dreifaltigkeit. Die Inschrift darunter heißt: „150 Schritt hier seitlings vom Weg ist auf einem nächtlichen Heimgang Peter Wieser, Knecht beim Bauer in der Leuten, den 13. Juli 1839 in die Wolfsgruben gefallen. Ein Tier ist darin schon gefangen gewesen, und von weitem ist es gehört worden, wie der Peter Wieser mit der Bestie gerauft hat. Zerfleischt fanden sie ihn des Morgens — gestorben in seinem 56. Lebensjahr. Wanderer, stehe still und bete ein Vaterunser."

Mitunter können Martertafeln auch zu was anderem gut sein. In der Nähe eines Städtchens in Kärnten hart an der Straße fand ich eine Tafel, auf welcher sieben aufgebahrte Leichen gemalt waren und drüber der heilige „arme Lazarus", der seine Strahlen auf die Toten warf. Die Inschrift lautete: „Ich und mein Weib und meine fünf Kinder, das Sterben tut weh, das Verhungern nicht minder. Bin der Schneider Zecke, Haus Numero siebzehn; ich arbeite billig und nimm auch zum Flicken."

Während wir vor anderen Martertafeln ratlos stehen und nichts zu tun vermögen, als höchstens das erbetene „Vaterunser" zu sagen und die schlichten Darstellungen zu betrachten — kann diesem Manne noch geholfen werden.

Bauernhöflichkeit.

Die Bauern, besonders die Gebirgsbauern, sind höflicher als wir anderen Leute. Ich gehe gleich an die Beweisführung.

Der bäuerlichen Höflichkeiten gibt es drei Arten. Erstens Höflichkeit des Bauern gegen seinesgleichen, zweitens Höflichkeit gegen seine Untergebenen, und drittens solche gegen seine Vorgesetzten. Er selbst gibt nur der letzteren Art den Namen; daß er auch gegen seinesgleichen höflich ist, ahnt er kaum; er ist es unwillkürlich, er hat's im Blute, es ist altes Herkommen und ihm angeerbt. Nur macht er's auf eigene Art.

Der Eigennutz wuchert unter den ungebildeten Menschen, sagt man, am unverhülltesten; nun ist es aber merkwürdig, wie der Bauer seine Eigensucht zu verdecken weiß. Immer und überall in seinem Handel und Wandel gibt er sich den Anschein, als suche er die Interessen anderer zu fördern, als stelle er sich selbst dabei in zweite Linie; fragt darüber bei Handelsleuten und Advokaten an. Freilich fällt er zuweilen aus der Rolle, und dann ist er das Tier, das mit bebenden Pfoten und fletschenden Zähnen rücksichtslos ums liebe Dasein ringt.

Indes, so ernst wollen wir's diesmal nicht nehmen; es handelt sich hier um Höflichkeit und Leutseligkeit — leichte Spielwaren, die eben schon unter der Etikette „Tugend" in den Handel kommen.

Höflichkeiten sind die kleinsten Verkehrsmünzen, die wir haben; sie sind allenthalben gangbar, sie sind unentbehrlich, doch im allgemeinen deren ein Dutzend nicht einen Kupferbatzen wert.

Aber wenn diese Spielmarken fehlten! — Da möchte kein Hund noch länger leben. — Hunde selbst — sie wären denn besonders bösartig — beschnuppern, bewedeln, begrüßen sich, wenn sie zusammenkommen. Ochsen auf der Weide lecken sich die Haare, und ihre gegenseitige Gemütlichkeit hört erst auf, wo es sich um einen Grasschopf handelt, den jeder für sein hält.

Beobachten wir nun den Bauer unter seinesgleichen. Sei es in Haus und Feld, auf Wegen und Stegen, in der Schänke oder in der Kirche — er hat stets einen Gruß für den Nachbar. Ist's nun das „Grüßgott" oder das „Kuhmah" (Willkommen), oder das „Gelobt sei", oder das „Gesegne Gott", oder das „Gute Nacht", oder ist's ein anderer Ausdruck, den wir für keinen Gruß halten, der aber doch einer ist, weil er als Ansprache das freundschaftliche brüderliche Verhältnis zwischen dem Ansprecher und dem Angesprochenen ausdrückt. Wenn ein Landmann dem anderen ins Haus tritt, so sagt er häufig: „Geht's aussi in d' Sun!" (Geht hinaus in die Sonne!) Der Gegengruß ist: „Sie scheint halt nit gar viel," oder „Rast ab!" Oder es erreicht einer auf der Straße den anderen, so ruft er ihm zu: „Geh' stad!" oder „Nimm dir Zeit!" Ein anderer schreit auf dem Felde über den Zaun: „Na, bist auch schon auf, Nachbar? Du Saggra du, hast heuer ein schöneres Korn als wie ich. Na, Grüßgott!"

Übermütiger sind die Ansprachen der Burschen, besonders im Wirtshause. „Du Haderlump!" etwa schreit einer dem anderen zu, „bist schon wieder beim Saufen, und hast dir die Wochen nit einmal a Wassersuppen verdient!" „Recht

hast," erwidert der andere, „bin schier so stinkfaul wie du! Wenn sie dir den Most in die Gurgel gießen täten, du stundst dein Lebtag nit auf vom Nest. Na, trink' einmal, setz' dich a bissel zu mir her."

Sonderbare Begrüßungen sind's, aber sie deuten auf gute Kameradschaft. Wenn hingegen einer zum anderen sagt: „Guten Morgen!" so mag man schließen, daß sie sich fremd sind oder einander nicht gut leiden können.

Wenn ein Fremder in einem Hause gerade zur Mahlzeit zurecht kommt, so wird er stets eingeladen, mitzuessen; ansonsten legt ihm der Hausvater den Brotlaib vor: „Kost' von unserem Brot, 's ist halt nit gut!" Für den Eingeladenen ist es Sitte, daß er sich eine Weile weigert, bevor er die Sache annimmt. „Ah, ih!" ist sein ständiges Wort, was so viel heißen soll als: „Ach, ich bin's nicht wert!" Oder er meint, bevor er ein Gebotenes annimmt: „Behalt's nur selber!" Und während er schon die Hände danach ausstreckt: „'s wär' eine rechte Grobheit!" Endlich greift er zu und sagt: „Ihr habt's rechtschaffen ein gutes Brot, vergelt's Gott fleißig!" Der Anstand erfordert es, daß er nur ein kleines Schnittchen nimmt.

Selbst eine Bitte bringt der Bauer gewöhnlich in negativer Weise vor, z. B.: Gelt, Michel, du wirst mir bis morgen nicht gern fünf Gulden leihen?" Er stellt sich einverstandener mit der abschlägigen Antwort als mit der Gewährung und wird erst grob, wenn diese abschlägige Antwort erfolgt ist.

Der Bauer ziert sich gern dadurch, daß er alles, was ihn und das Seine betrifft, dem Fremden gegenüber tief herabwürdigt, hingegen die Dinge des Fremden über Gebühr lobt und preist. — Deine Kinder sind stets größer und braver wie meine; deine Ochsen auch; — doch halt! sind deine Ochsen größer und schöner wie die meinigen, so will

ich damit nur sagen, daß es mir nicht danach gelüstet, denn wollte ich sie kaufen oder eintauschen, so würde ich sie dir früher ordentlich verschimpfieren. — Dies ein Grundsatz bäuerlicher Lebensphilosophie.

In Gegenwart eines Nachbars wird nur selten ein ungebührliches Wort im Hause gesprochen; alles ist im besten Einvernehmen; selbst die Kinder sind sittig und beweisen dem Fremden ihren Respekt.

Eine beliebte Form der Höflichkeit ist, um die Beschäftigung zu fragen: „Was arbeitest denn heut'?" Oder: „Nit gar zu fleißig sein!" Besuche und Gegenbesuche im allgemeinen sind im Bauernhause nicht üblich, doch am Sonntag zur Nachmittagszeit gehen Männer und Burschen gern in die Nachbarshäuser. Dabei ist freilich von Höflichkeit oft nicht viel zu spüren. Da poltert so einer ins Haus, in die Stube, setzt sich sonder Gruß stumm auf die nächste Bank und das erste Wort, das er spricht, ist der Befehl an ein Kind im Hause: „Geh' Bub (oder Menschl), bring' mir ein Tabaksfeuer!" Aber das verschlägt nichts; der Gast wird artig behandelt, zur Jause oder zum Rosenkranzgebete eingeladen; daß er gekommen, zeigt ja eben, er habe Neigung für das Haus.

Die Teilnahme bei Unglücksfällen ist in der Bauernschaft nicht seltener auf bloße Höflichkeit zurückzuführen als anderswo. Was den Bauer ins Herz trifft, das macht ihn gewöhnlich stumpf und stumm, moralisch wie physisch genommen; wenn er beim Unglücke anderer die salbungsvolle Zunge braucht, weiß davon sein Herz nicht viel.

Der Bauer ist, solange eben sein persönlicher Vorteil nicht gefährdet erscheint, in der Regel rücksichtsvoll und artig gegen seine Nebenmenschen. Ausnahmen selbstverständlich gibt es auch hier.

Seine Untergebenen behandelt der Bauer nicht in jener herrischen, trotzigen Weise, wie man das bei anderen Ständen findet. Der Bauer ist mit seinen Dienstboten auf „du und du“, speist mit ihnen an demselben Tische und bespricht mit ihnen die Fragen des Hauses. Ich kannte einen Grundbesitzer, der bei jeder Bürgermeisterwahl sich mit seinem Gesinde besprach, welcher zu wählen wäre, obwohl er dann ganz nach seinem eigenen Kopfe handelte.

Durchaus zuvorkommend ist der Bauer den Handwerkern gegenüber, die er ins Haus nimmt. Gleichwohl heimlich oft über dieses notwendige Übel fluchend, zeichnet er den Schuster, den Schneider, den Wagner usw. durch alles mögliche aus, und ergeht sich in Feinheiten nach seiner Art. Er spricht den Handwerker selten mit „du“ an, sondern sagt „Ihr“ oder „der Meister“, oder auch z. B. so: „Tu' der Schneider essen! Der Schneider wird hungrig werden, wenn er nit ißt. Wir haben dem Schneider sonst nichts zu geben.“

Eine Regel ist, daß jüngere Leute einen Älteren, wenn dieser verheiratet ist, mit „Ihr“ ansprechen; unerhört wäre es bei den Kindern, zu ihren Eltern, Paten usw. „du“ zu sagen. Es gibt Verhältnisse, in denen der junge Hausvater seinen alten Knecht mit „Ihr“ anspricht, während dieser jenem gegenüber das „du“ gebraucht. Das „Er“ gegen ganz fremde Leute gilt für höflicher als das „du“. Zuweilen gebraucht der Bauer gegen Fremde auch das „Wir“. „Von wo sind wir her, wenn ich fragen darf? Schaffen wir was? Fremde Leute, als Hausierer, Bettler usw., werden mit „Ees“ (Ihr) angesprochen.

Als Dankeswort für ein Geschenk hat der obersteirische Bauer zwei Formen; ist das Geschenk eine Speise, etwa ein Stück Brot, ein Krug Most, oder gilt es nach einer Mahlzeit, zu welcher er geladen war, so sagt er: „Vergelt's Gott!“

Ist das Geschenk ein anderer Gegenstand, ein Kleidungsstück, eine Dienstleistung usw., so gebraucht er das „Dank dir Gott!"

Selbst dem Bettelmann bringt der Bergbauer eine gewisse Höflichkeit entgegen. Fürs erste beantwortet er auf jeden Fall dessen Gruß; dann fragt er, was jener begehre und entschuldigt sich vielleicht schließlich, wenn er dem Verlangen nicht nachzukommen vermag.

Meine Mutter, von Herzen eine Gönnerin der Armen, fragte den Bettler stets: „Was wölt's denn?" Wollte sonach der Mann die freigestellte Wahl stets ausnutzen, so begehrte er zumeist das Köstlichste: „Ein Stückel Rindschmalz!" „Wir haben halt jetzt kein Rindschmalz," sagte hierauf die Mutter gewöhnlich. Der Bettler: „Oder einen Speck!" Die Mutter: „Der Speck ist wohl auch gar geworden." Bettler: „So gebt mir ein Fleisch!" Die Mutter: „Mein lieber Gott, wir haben schier selber das ganz' Jahr kein Fleisch." Daraufhin rief einmal ein alter „Abschieder" (vom Militär Verabschiedeter) aus: „Ja, zweg fragt's denn, Bäuerin, was einer will, wenn's nachher nichts habt's!" Meine Mutter hatte keine große Auswahl an Gaben, entweder sie konnte eine Handvoll Mehl reichen, oder ein Stück Brot, oder einen Löffel Sterz, der von der Mahlzeit übriggeblieben war.

Wenn Betteleute räsonieren, so bedeutet das, meint der Bauer, immer gute Zeiten, und nur selten gebraucht er sein Hausrecht, sondern trachtet die grollenden, drohenden Leutchen auf gute Art los zu werden. Hieran mag Aberglaube und Furcht freilich auch so viel Anteil haben, als angeborene Gutherzigkeit und herkömmliche Höflichkeit.

Nun der Bauer gegen seine Vorgesetzten.

Im allgemeinen hat der Landmann seine Norm wegen des Hutabnehmens. In seinem Dorfe zieht er den Hut vor der Priesterschaft, vor dem Arzte und bisweilen auch vor

dem Gemeindevorstande, wenn dieser kein Bauer ist. Vor seinesgleichen lüftet der Bauer die Kopfbedeckung niemals. Hat er es jedoch mit dem Steuerbeamten, mit dem Bezirkshauptmanne, mit dem herrschaftlichen Arbeitgeber zu tun, so wird seine Höflichkeit nicht selten zur Kriecherei. Man weiß ja, wie oft ein Bauer nach dem „Herein" noch an die Tür klopft, ehe er sie furchtsam öffnet. Man weiß auch, um wieviel Schritte vor der Tür er schon den Hut abgezogen und mit der flachen Hand die struppigen Haare geglättet hat, um nur recht höflich zu sein. Dann steht er gebeugt wie ein armer Sünder da; er heuchelt und schmeichelt, läßt sich abkanzeln und muckst nicht, wenn ihm auch dreifach Unrecht geschieht. Er kann sich die „Herren", wie er diese seine Vorgesetzten nennt, kaum anders als grob denken, und wenn ihm doch einmal einer freundlich vorkommt, so ist er innerlich beglückt und erzählt es aller Welt, was das „für ein handsamer Herr ist, recht kamod mit ihm zu dischgarieren". Für einen solchen blüht seine Dankbarkeit auf, und jedes freundliche Wort von seinem Vorgesetzten betrachtet er als besondere Gunst und Wohltat, die er nicht so leicht vergißt.

Die echte, oft uneigennützige Höflichkeit des Bauers jedoch kommt erst zum Ausdrucke, wenn der Mann mit Menschen aus höheren Gesellschaftsklassen verkehrt, von denen er unabhängig ist. Hier wird seine Umgangsweise freier. Selten wird dem Touristen ein grober Bauer begegnen; der Landmann mag dem Städter gegenüber verschmitzt, tückisch, schalkhaft, auf Vorteil lauernd sein, aber stets höflich. Der Bauer weiß es recht gut, wie oft und vielfach er das Stichblatt städtischer Witze und Hänseleien ist; aber er beherrscht sich und tut, als ob er nichts merkte. Mancher allerdings versucht, vor den „G'studierten" seine Naturweisheit leuchten zu lassen ihnen zu verstehen zu geben, daß der Gescheite den Vielwisser

zuweilen doch in den Sack steckt. Andere wieder stellen sich vor dem Städter viel einfältiger als sie sind und entschädigen sich dafür mit dem stillen Bewußtsein, die gelehrten Herren hinters Licht geführt zu haben.

Die Städter, denen man sonst doch viel Schliff und Lebensart zuzuschreiben gewohnt ist, verkehren in der Regel nichts weniger als höflich mit den Bauersleuten. In herrischer Weise werden diese oft herumkommandiert auf ihrem eigenen Grund und Boden, und nicht einen Augenblick vergißt mancher Städter, seine Überlegenheit dem Landmann gegenüber zur Geltung zu bringen. Nicht selten auch wird die Taktlosigkeit begangen, über die uralten Sitten, die dem Bauer ans Herz gewachsen sind, über die schlichten Verhältnisse des bäuerlichen Lebens sich lustig zu machen und auf politischem oder religiösem Felde mit dem Landmanne Proselyterei zu treiben. Und das alles läßt sich der Bauer gefallen, verzieht nicht einmal den Mundwinkel, ist artig in Frage und Antwort und dienstfertig, wo immer er glaubt, damit den Stadtherrschaften zu schmeicheln. Wenigstens hält er den Hut in der Hand, bis ihm das Aufsetzen zwei-, dreimal befohlen wird.

Wenn ein Bauer und ein Städter nebeneinander auf der Straße wandeln, so wird ersterer seinen Gang so einrichten, daß der Städter auf dem besseren, glatteren Teil des Weges zu gehen kommt. Bei jedem Brunnen, bei jedem Zaunschranken, bei jedem Stege wird der Städter Gelegenheit haben, die zarten Aufmerksamkeiten seines bäuerlichen Begleiters wahrzunehmen, selbst wenn dieser auch kein umsichtiger Fremdenführer ist. Und kommen sie zum Bauernhause, so wird es der Bauer kaum unterlassen, seinen Weggenossen zum Eintritte unter sein Dach zu laden, wird vielleicht noch die Bäuerin aufrufen, daß sie frische Milch und Butter bringe oder ein anderes Labsal und wird Gastfreund-

schaft üben an dem, der ihn vorhin aufdringlich bevormundet oder gar gehänselt hat und zu dem er tatsächlich keine allzu große Zuneigung verspürt. Es ist ja sicher, Stadt und Land werden sich nimmer gut miteinander vertragen. Auch der Bauer macht, wenn er gegen die gebildeten Klassen nicht etwa gar verbittert ist, sich wenigstens lustig über die „Herren“, aber er tut es hinter ihrem Rücken, während er sich anderseits etwas einbildet, mit denselben zu verkehren. Er ahnt vielleicht doch, daß er in solchem Umgange manches lernen könnte, jedenfalls ist es ihm auch der Abwechslung wegen zu tun, und schließlich wirft das unter seinen Genossen ein vorteilhaftes Licht auf ihn, wenn es heißt: „Der weiß mit den Herren umzugehen; der ist auch mit den Stadtleuten gut an; der ist nicht dumm!“

Der Bauer weiß, daß der Städter für Höflichkeiten empfänglich ist, und weiß endlich auch, daß ein artiges Benehmen gerade hier bisweilen irgendeine erfreuliche Vergeltung findet. Ursachen genug, das Auge zuzumachen, wenn der Städter etwa mitten über sein grünendes Kornfeld springt und die Wegschranken angelweit offen läßt, während der Handwerksbursche, der so etwas triebe, mit Hund und Stock zurechtgewiesen würde.

So übt der Bauer nach seiner Art Höflichkeit gegen jeden, der darauf Anspruch macht. Über seine Grobheit wäre freilich auch ein Kapitel zu schreiben, ein viel größeres als dieses ist — würde aber nicht anmutig ausfallen. Hier habe ich nur zeigen wollen, daß auch unter dem Landvolke gangbar jene Spielmünze, die, nur in etwas anderer Prägung, den Salon beherrscht, und daß, wenn Stadtherr und Bauer zusammenkommen — von beiden letzterer gemeiniglich der Höflichere ist.

Bauerneitelkeit und Übermut.

1.

In keinem Stande findet man Althergebrachtes so fest erhalten und gestützt, als im Bauerntum. Dieses ist in der Zeiten Lauf und Taumel scheinbar das einzig Beständige, so beständig wie der Boden, auf dem es steht, wie die Scholle, die seit Urzeiten die Kornähre in gleicher Form hervorbringt. Jede Neuerung, die von Staats wegen etwa oder nach anderen Bedürfnissen der Zeit im Bauerntum eingeführt werden soll, bedarf mehrerer Geschlechter; die eine Generation entsetzt sich vor der auftauchenden Neuerung, die zweite versucht sie, die dritte erst erkennt sie an. So ist's mit der Bauart der Häuser, mit den landwirtschaftlichen Maschinen, mit dem Versicherungswesen, so war es mit politischen Errungenschaften, so mit der Schule. Nur wenige Dinge finden rasch Eingang, wie das Petroleum; andere, wie etwa neue Düngerwirtschaft oder Ausbreitung der Viehzucht auf Kosten des Ackerbaues, werden in unseren Ländern abgelehnt. Trotz aller neuen Verkehrseinrichtungen, trotz allen Umschwunges der gesellschaftlichen Bestrebungen und Bedürfnisse treibt unser Bauer seine Acker- und Wiesenwirtschaft noch so, wie sie sein Großvater getrieben hat. Dies trotzige Festhalten an abgelebten Dingen muß dem Bauer verhängnisvoll werden, dann wird man sagen: Der Bauer ist zugrunde gegangen an seiner Beständigkeit.

Es ist nun aber possierlich zu sehen, wie trotz dieser elementaren Beständigkeit auch im Bauernstande die Mode ihren Veitstanz reigt. Ich meine die Kleidermode. Bei den Männern tritt sie bescheidener auf; daß man heute statt kurzen Lederhosen die französischen „Pantalons“ trägt, daß man seine Schafwollstoffe durch fremde Baumwollzeuge verdrängen läßt, geschieht mehr aus Gründen der Zweckmäßigkeit und der Kostenfrage, gehört also nicht ins Bereich der Mode; wohl aber die Verzierung, Verbrämung des Gewandes, besonders die Schnitte der Taschen, die Knöpfe, das Schlingen und die Farbe des Halstuches, der Hut mit allem was darauf ist. Selbst auf die Hemden erstreckt sich die Bauernmode und weiß ich Gegenden, wo Bauernburschen an hohen Festtagen in „Krausen und Kresen“ gehen. Den Haarschnitt, die Bartform bringen sie vom Soldatenleben heim. Auch auf die Genußmittel erstreckt sich die Mode; der Kaffee fand allerdings Eingang vor allem, weil er schmeckte, das Tabakrauchen aber kommt vom Nachahmungstrieb, der das Übelbefinden nach den ersten Versuchen wacker überwinden hilft. Im ganzen wechselt bei den Männern die Mode langsam und selten. Der Gemsbart auf dem Hut, das silberne Gehänge der Taschenuhren mit seinen alten Talern, eingefaßten „Wolfszähnen“, die Benagelung der Stiefel mit den Eisenbeschlägen usw. vererbt sich fort vom Großvater auf Kinder und Kindeskinder.

Anders ist's bei den Weibern; diese stehen in näherer Beziehung mit dem wechselnden Mond und haben dem wechselnden Monde die wechselnde Mode abgelernt.

Bemerkenswert jedoch ist es, daß sich die Bauernmode nicht an jene städtische, die „Herrenmode“, lehnt, die in Paris gemacht werden soll. Wohl steht eine gewisse lose Beziehung zu ihr, doch im ganzen ist die Bauernmode selb-

ständig, sie wird nicht eingeführt wie der Pfeffer, sie entsteht im Lande selbst und man weiß nicht recht wie. Die Grenze zwischen der Herren- und Bauernmode geht durch das Kleinbürgertum der Dorf- und Marktbewohner. Unter diesen gibt es Leute, welche lieber die geringsten der „Herren“ als die Fürnehmsten der Bauern sind. Sie gehaben und tragen sich städtisch, werden als die „Herrischen“ zur Zielscheibe des Bauernwitzes. Jener Teil des Kleinbürgertums aber, welcher wohlhabend und wohlgeachtet sich in seinen Sitten, Tragen und Betragen mehr auf die bäuerliche Seite schlägt, der biedere Dorf- und Marktphilister „nach altem Schrot und Korn“ ist der Tonangeber der Bauernmode. Dem Kleinbürger erscheint es wünschenswerter, ein Großbauer zu scheinen, als ein Schneider oder Drechsler oder sonst ein Handwerker. Der Bauer wiederum dünkt sich feiner und gebildeter, wenn er sich in seinem Gehaben auf den Handwerker, den Krämer, den Wirt hinausspielen kann, und so treffen sich die beiden Teile. In manchen Gegenden der Steiermark, vor allem im verkehrsentlegenen „Jackelland“, auch auf dem Hienzenboden, sind wohlhabende Bauerntöchter an Sonntagen von den „Bürgerstöchtern“ ihrer Dörfer nicht zu unterscheiden.

Das erste Hauptstück der Bauernmode ist, eine stattliche Figur zu machen. Möglichst weite, umfangreiche, aufgebauschte Kittel, welche die Trägerin wie eine wandelnde Pyramide erscheinen lassen, sind bei den Bauernweibern immer schön. Zu den enge um die Beine sich schmiegenden Röcken der Städterinnen, welche nicht einmal dem gewöhnlichen Schritt freien Spielraum ließen, hat sich die Bäuerin niemals verstanden, außer es geschah aus Sparsamkeitsgründen. Wer sich viel Stoff nicht kaufen kann, muß sich freilich mit engen Kleidern begnügen. Hingegen hat die

Bäuerin die Krinoline rasch aufgegriffen, eine Mode, welche ihr wie ihrem etwaigen Anbeter ebenso rasch wieder zu windig geworden ist. Derselbe Effekt des Breiten, Aufgedonnerten läßt sich viel solider durch eine entsprechende Anzahl Unterkittel erreichen, und heißt es, daß jede Dorfschöne neun Kittel am Leibe haben muß, um ganz schön zu sein. Wird der umfangreiche Kleiderbausch, mit dem sie kokettiert, später naturgemäß ersetzt, dann allerdings fällt ein Unterrock und der andere weg und wird als Windelzeug verwendet.

Auch insoferne stimmt des Bauers ästhetische Anschauung mit jener des Städters überein, als er das Weib erst dann für vollendet hält, wenn es einen Kamelrücken hat. Diesen Kamelrücken erzeugt die schöne Bäuerin, wenn sie hinter den Hüften über dem Sitzteil einen Polster bindet, der dann die darüber angezogenen Röcke weit ausbaucht. Schon vor vierzig Jahren hat dieser Kamelrücken, allerdings in etwas bescheidenerer Weise als später bei den Städterinnen, bei den Bäuerinnen Mode gemacht. Ich erinnere mich an eine Faschingsunterhaltung daheim bei unserem Dorfwirt, bei welcher die Fankel-Kathel, eine überaus muntere herlebige Dirn, das Unglück hatte, während des Tanzes mit ihrem Liebsten das Hinterpolster zu verlieren. Er fiel unter die Füße der Tanzenden und wurde unter schallendem Gelächter und unter Gejohle mit den Stiefelspitzen hin und her geschleudert: „Da hat eine den Hintern verloren! Welcher gehört er? Sie soll sich melden!“ Obwohl die Fankel-Kathel rückwärts erschreckend schlaff abhing und ihren Kittelsaum wie eine Schleppe nachschliff, sie meldete sich nicht. Da bemächtigten sich mehrere tollwitzige Burschen des Polsters und wollten ihn versteigern.

Versteigerer war der stotternde Hansjörgl, der hielt das Polster hoch über die Köpfe, warf ihn von einer Hand in

die andere, schleuderte ihn in die Luft, fing ihn wieder auf und rief: „Da-da-das ist der F-F-Fankeldirn ihr Po-Polster! W-W-Wer gibt?“ — Keiner gab, jeder lachte, die Fankel-Kathel zog mit Schand' und Spott ab.

Etwas Unechtes an den Weibern, das kann der Naturmensch, der Bauer, am wenigsten leiden. Ein gutwattierter Busen, wenn er aufkommt, bringt der Trägerin keinen Gewinn! Auch die Farbe muß echt sein, sonst könnte es einer wohl passieren wie der Haberer-Lena. Diese ging eines Tages ins Heidelbeerpflücken aus. Und als sie im Walde war, fiel es ihr ein, ihre etwas verblaßten Wangen ein wenig mit dem blutroten Safte der Heidelbeeren zu färben, damit sie dann bei der Nachmittagsvesper auf den Wangen ihre züchtigen Rosen habe wie des Nachbars Mariann'. Schon das Handspiegelchen betrog sie, so daß sie auf Rat desselben um ein gutes Drittel zu viel auftrug; als sie aber hernach zur Kirche kam, brachen die einen, die sie sahen, in stilles Entsetzen, die anderen in helles Gelächter aus: die rosenfarbigen Wängelchen hatten sich verfärbt zu einem tiefen Zwetschkenblau. Von dieser Zeit an wurde die Lena das „Blauwangerl“ geheißen und mußte diesen Namen tragen, bis sie als Blaßwangerl ausgestreckt lag auf dem Brett. Ja, in solchen Dingen versteht der Bauer keinen Spaß, und mancher moralischen Verirrung in der Mode und Eitelkeit hat der Volkswitz ein Denkmal gesetzt, das länger vorhält, als das Kreuzlein auf dem Kirchhof.

Hingegen hat es der Bauernbursche ganz gern, daß sein Dirndl „fein und g'statzt“ dahergeht, heißt das, wenn deswegen sein Geldbeutel nicht zu stark angegangen wird. Bei den Bauerndirndeln selber wird jeder Luxus in der Kleidung, jede Ausartung der Mode entschuldigt mit einem: „Jetz tragen sie's so.“ Da gibt's alsdann seidene Kopf-

tücher mit langen Flügeln, Maschen und Bändern, Spitzentücher mit Kölner Wasser besprengt! Das „Bondschurl", die Joppe, muß lange Schößeln haben, je länger, je vornehmer, auch mit artigen Knöpflein und Schnürlein geziert sein. Unter derselben das Mieder ist freilich eine Fischbeintortur, durch welche das Mägdlein Sünden abbüßt, die es vielleicht noch gar nicht begangen hat. Aber — „jetz tragen sie's so!" Keine Satzung, sie mag des Leibes oder der Seele Heil bezwecken, befolgen die törichten Menschlein so willig, ja so lüstern, als die tyrannische Willkür der Mode.

Freilich schmeichelt sie oft nicht allein der Eitelkeit, sondern auch der Sinnlichkeit, dem Hange nach Verweichlichung. Die Kalblederschuhe sind der Dorfschönen lange nicht mehr lind genug; dieselbe, welche an Werktagen ihre oft ganz niedlichen Füßlein in Stierhaut zwängen muß, oder gar in plumpe Holzschuhe, watschelt an Sonntagen in feinen Tuch- oder gar Samtschühlein daher. Und manche, die an Werktagen mit Steinkrampen und Mistgabel hantieren muß, steckt am Sonntag auf ihre Pfoten feingestrickte Handstützeln (fingerlose Handschuhe), damit ja die Haut von der Sonne nicht gebräunt oder eigentlich damit man die sonnengebräunte und grobe Haut nicht soll sehen können. — Keine grobe Haut? Na, so zeig' sie einmal, Schatzerl, und wirf weg das dumme Zeug, das weder vor Kälte noch vor Hitze schützt. Überlasse derlei Kindereien den Stadtdamen, die bei feinen Festlichkeiten ihre Händchen mit Handschuhen bedecken, ihre Arme usw. aber nackt herumtragen.

Von den reichen und wirklich schmucken Goldhauben der Großmütter sind unseren Dirndln nur noch die goldenen Ohrringlein hängen geblieben. Auch die Männer tragen solche, sie sollen „gut sein für die Augen". — Wenn schon nicht für die des Trägers, so doch für die des Beschauers,

heißt das, wenn die Ringelchen hübsch geformt sind und nicht etwa ganze Klumpen von Talmigold daran baumeln, was wohl das Ansehen eines Indianerschmuckes gibt.

Ein weitläufiger Vetter von mir hat oft behauptet, ich würde es noch erleben, daß man güldene Nasenringlein trüge, am rechten Flügel eins und am linken Flügel eins. Nun, wir wollen ja sehen, wann es den Schönen einfällt, ihr Riechhörnlein so klüglich zu schmücken, daß die Bursche ihre Uhrketten anhaken und so die Dirnlein bei der Nase herumführen können.

In der Mitte gescheiteltes und glattgekämmtes Haupthaar gilt bei den Weibern von jeher als ein Zeichen der Tugendhaftigkeit. Daher ist es auffallend, daß die jungen flügge werdenden Dirndl mit Vorliebe ihre Haare auflockern, aufkrausen oder gar zu Ringlein drehen und sie so über die Stirne herabhängen lassen. Ausgeworfene Netze, in die sich mancher Knab' schon arg verfangen hat. Ist das ein Wunder? Da sogar jener Dorfkaplan im Beichtstuhl, als ihm durch das Sprechgitter das krause Haar eines Dirnleins die Stirne kitzelte, ausrief: „Laß ab, mein Kind, laß ab! Der Teufel wirbt um meine Seele!"

Und wenn man so ein für den Sonntag hergerichtetes Dirndl dann beobachtet, da ist's ein heller Spaß zu sehen, wie Eitelkeit und Koketterie ihre Automatenkünste abspielen! Das wendet, biegt sich und dreht sich, tut schämig und züchtig, beäugelt sich unter der Maske des Augenniederschlagens; hebt ein wenig den Rocksaum, aber nicht des taunassen Grases wegen, sondern damit man den weißen, gesteiften Unterkittel sehen kann. Denn gesteift müssen die Kittel sein, rauschen und knistern müssen sie, das ist die Hauptsache.

Die Mode der Kittelfarbe und Zeichnung wechselt auch fast jedes Jahr. „Jetz tragt man sie rot" — jetzt geblümt,

jetzt gesternt, jetzt gestreift usw. Mancher Dorfkrämer ist klug genug, von irgendeinem Stoff, der ihm auf dem Lager bereits zu verderben droht, seiner Frau oder Tochter einen Rock machen zu lassen. „Die Kaufmännin tragt's!" Da will es die Wirtin auch so haben, die Schmiedfrau ebenfalls, darauf kommen auch schon die jungen Bäuerinnen und Bauerntöchter und — die Mode ist gemacht.

Unweit von meiner Heimat war ein Kleinbauer, der ein stattliches, resches Weib und drei ebenso stattliche Töchter hatte. Diese vier Weiber machten für die ganze Gegend Mode. Der Stoff, den diese sich aussuchten, die Form, welche diese sich bei der Nähterin bestellten, war sofort mustergültig weitum. Wenn sie sich auf ein Kleid einen safranroten Wollstoff mit weißen Sterndeln kauften, so hatte der Kaufmann nichts Eiligeres zu tun, als sofort recht viel safranroten Wollstoff mit weißen Sterndeln zu bestellen, und nicht lange, so ging alles jüngere Weibervolk der Gegend in safranroten, weißbesternten Wollkitteln um.

Das Kleinbäuerlein wimmerte anfangs über das viele Geld, so ihm sein Weibervolk kostete, aber da ihm das nichts nützte, weil seine bessere Hälfte unter dem Safranroten die Hosen trug, so begann er schließlich stolz zu werden darauf, daß seine „Leuteln ein so schönes Vorbild" seien. Doch waren es nur die Weiber, die auf seine Töchter ihr Augenmerk hatten, an Mann gebracht hat er keine.

Es ist kein Spaß für den Mann, wenn er durch den beständigen Wechsel der äußeren Erscheinung seines Weibes immerwährend an ihre innere Unbeständigkeit erinnert wird, wenn sein Weib ihre Gefallseite stets lieber aller Welt zuwendet, als ihrem Freund, Beschützer und Ernährer.

So klug die Weiber sind, das haben sie noch nicht weg, was die Männer sich von den aufgedruderten Frauen-

zimmern denken. Beliebeln und heimlich auslachen tun sie die Aufgeputzten und heiraten tun sie die Einfachen. Denn sie wollen schließlich Weiber, nicht wie sie der Schneider, sondern wie sie Gott erschaffen hat. Und das ist ein Standpunkt.

2.

Ich denk', die Weiber lassen wir nun doch beiseite. Übermut ist nicht gerade ihre Sache, und Eitelkeit —? Die ist bei den Frauen keine Schwäche, vielmehr Vorzug und Tugend. Der Hang zu gefallen, schön zu sein, ist ja eine Tugend.

Aber die Männer laden wir uns ein, die gepuderten, geschniegelten, parfümierten, aufgeprotzten — das gibt einen Spaß. Hier jedoch weichen wir wieder den feinlebigen Pflasterschleifern und Gecken von Profession aus, deren Porträts die Salons der Kleiderkünstler und Friseurs schmücken; wir suchen den ernsten, oft sorgenbelasteten Mann der Arbeit auf. Wir lassen uns nicht schrecken von der Würde seines Standes, auch nicht etwa von der Weihe der Armut; uns gelüstet heute just einmal nach den Schwächen des Landmannes.

Die Kindheit und Knabenschaft schenken wir ihm, schenken sie ihm mitsamt der eitlen Freude über das erste Höslein, das ach so bald bös durchfeuchtet und durchlöchert ist; — schenken sie ihm mitsamt dem ersten Rauchversuch in der Wagenschupfe, der ebenfalls übel ausgeht. Meinetwegen in seinem sechzehnten Jahre packen wir ihn an, wo er ins Fenster lugt, wie's mit dem Schnurrbart ausschaut. In die Nase schnupft er hinauf, was hinaufgehört, und nun sieht er's: mutternackt ist die Oberlippe. Er schleicht zum Herd. — „Was willst denn mit der Kohle?" fragt ihn die Mutter. „Die heiligen drei Könige male ich auf die Kammertür," sagt der Junge. In der Kammer dreht er den Reiber vor

die Tür und mit Beirat des Fensterglases streicht er sich den Schnurrbart an. Zu scharf — versteht sich — darf der Flaum fürs erstemal nicht sein, er muß allmählich wachsen. Aber heut' will der Bursch noch in die Nachbarschaft gehen, es mögen dort die Kameraden und die Dirndln sehen, „daß er schon herfürsticht". Ein nächster Wassertropfen schwemmt die ganze Anlage wieder weg. Da rät ihm ein Kamerad: „Balbieren, balbieren muß man sich, wenn man will einen Bart haben!" Wohl kratzt der Junge insgeheim mit dem Schermesser. Gar vergebens. Manches Paar Schuh' muß er noch zertreten, bis allmählich die Härchen kommen etwas falb zuerst, bald aber brauner und dunkler, wie ein „Bockshörndl" (Johannisbrot) in der Farb'.

Nun geht er in den Wald hinaus und wichst mit Harz und dreht über den Mundwinkeln zwei Hörnchen.

Das, Gott sei Dank, wär' jetzt in Ordnung. Nun gehört ein rotseidenes Halstuch dazu, und eine silberbeschlagene Pfeife, und ein Federbusch, und ein Gemsbart. Die Haar' werden ein wenig mit Schweinefett eingelassen — sonst hat er sie nur mit Wasser befeuchtet; sie werden mit einem Kamm hübsch an der linken Seite gescheitelt und glattgestrichen — sonst hat er sie nur mit den fünf Fingern ausgekämmt. Wie steht's denn mit der Sackuhr? Ist eine da, die schlägt und repetiert, wenn man beim Knopf drückt, die ein Doppelgehäus' und vier Stein' (Rubinen) hat? Und an der gewichtigen Silberkette, ist ein Hirschbeind'l d'ran, oder ein Frauenbildeltaler, oder sonst ein Anhängsel, das über dem roten Brustfleck oder grünem Leibel bis gegen den Magen hinabbaumelt? Und im Sack der Gemsledernen, hoff' ich, ist ein Hirschschalenmesser, daran eine ähnliche Gabel, ein Pfeifenstocher mit der Gemsklaue, ein Schlagring und ein „hundshäutener" Geldbeutel.

Voreh' ist im Geldbeutel auch etwelches Silbergeld gewesen, und nur mit Silbergeld ist im Wirtshaus und am Spielleuttisch ausgezahlt worden. Heute ist höchstens noch ein Papierfetzlein in der Brieftasche, welches auf Treu' und Glauben versichert, das Silber ruhe in den Kellern der Nationalbank zu Wien.

Die bäuerliche Brieftasche ficht das nicht an, sie ist deswegen doch breit und bauschig; und der Besitzer zieht sie gern' hervor und weiß sie in der Hand anmutig zu wenden. Freilich ist es nicht immer ratsam, ihr Inneres genau zu erforschen; ich hab's, als ich so eine gewichtige Brieftasche seinerzeit auf der Straße liegen fand, einmal getan, ich tu's nimmer. In derselbigen Geldbörse habe ich fürs erste einen Versatzschein über eine Sackuhr gefunden, dann ein Amulett mit sieben kräftigen „Gebettern zu Schutz gegen Feuer und Wasser", dann eine Vorladung zu einer Tagsatzung beim Gericht, weiter ein Rezept mit dem Stempel der Bärenapotheke, und endlich ein vielfach zusammengeknittertes Schreiben mit den Worten: „Du dreiloser Man, wan du mi jez in stich last, so gehe ich Dich Klagen, und das will ich segn, das ich nur eh gud gewest bin und jetz nichts von mir wissen willst. Johanna Braungartnerin." — Das ist der Inhalt einer Geldtasche gewesen, deren Äußeres manchen Strolch verleitet haben könnte, den Inhaber im Walde zu überfallen.

Vergangen ist die Zeit, in welcher der Großbauer und der Holzmeisterknecht mit Banknoten ihre Pfeife anzündeten; heute, sobald sich die Weissagung unserer Schwarzseher erfüllt, tun sie es wieder.

Der alte Sterlacher im Feistritztal hat eine Joppe gehabt, deren Knöpfe aus „Frauentalern" bestanden haben. Die Joppe ist zerrissen, die Knöpfe sind vertrunken.

Wie der Oberberger im Rabenwald seine Hochzeit ge-

feiert hat, ist vor seinem Hause zwei Stunden lang ein Brünnlein in den Wassertrog geronnen, bei welchem sich die Leute in meilenweiter Runde die Räusche geholt haben. Heute muß das alte Weibel, das dazumal die Braut gewesen, bei demselben Brunnen viel keuchen und pumpen, bis es einen Trunk Wasser hervorlockt.

Im Oberlande ist seiner Tage ein ordentlicher Großbauer nur mit Roß und Wagen in die Kirche gekommen. Das war ein gnädiges Nicken oder Ganzübersehen, wenn im Kirchdorf die Bürger höflich grüßten. Der Wagen ging nicht selten auf Federn, die Pferdegeschirre waren mit Silber beschlagen, den Pferden wurde Arsenik gefüttert, damit sie recht flink und feurig trabten. In der Kirche hatte der Bauer seinen gesperrten Sitz mit dem Messingplättchen, auf dem der Name stand. In der Sakristei strich er eine Banknote aus, damit der Pfarrer auf der Kanzel verkünde, der N. N. lasse ein musikalisches Amt lesen und stifte ferner ein ewiges Licht am Seitenaltar. Im Wirtshaus kam auf den Tisch, was gut und teuer; und saß ein Beamter dort oder gar einmal ein Stadtherr, so wurde klingend gezeigt, wer sich höher geben kann, der Großwaldbauer oder der Stadtherr.

Heute ist der Wald aus und das Geld auch. Der junge, kräftige Mann ist gefahren, der alte gebeugte humpelt zu Fuß.

Heute ist der Bauer noch stolz auf seine Rinder, auf sein gutes Heu, auf seine Bekanntschaft mit dem Herrn Pfarrer, auf die Rat- oder Richterschaft, die er im Dorfe zufällig bekleidet, auf seinen Kirchenstuhl und auf die gute alte Zeit, in der er übermütig gewesen.

Die körperliche Kraft des Bauers ist heute im allgemeinen nicht mehr die, welche sie noch vor fünfzig Jahren gewesen. Ich habe als Kind ihn noch gesehen, den alten Stiegerbauern, von dem man erzählt, wie er mit Roß und

Wagen einmal den Berg hinangefahren war. Der Mann saß behaglich im Wagen, das Pferd aber war altersschwach und vermochte das Gefährte nicht weiterzubringen. Da stieg der Bauer aus, nestelte das Pferd ab, legte es in den Wagen, spannte sich selbst an die Deichsel und zog Roß und Wagen den Berg hinan. Derselbe Stiegerbauer war es auch gewesen, der einst über Nacht seinen schlafenden Nachbar mitsamt dem Bett in den Wald hinausgetragen hatte.

Jetzt ist kein solcher mehr darunter. Die Burschen treiben bisweilen wohl noch Schabernak mit ihrer Kraft und mit ihrem Witz, der heute auch nicht mehr so urwüchsig ist wie voreh', da die Menschen weniger naseweis, aber klüger gewesen. Bei den Rekrutierungen hat man noch Gelegenheit, den Übermut der Bauern zu beobachten, doch ist derselbe hierbei mehr Galgenhumor, als lustige Tollheit. Bei Kirchweihen wird nur selten mehr eine Schlägerei veranstaltet zu dem Zwecke, um seine Kraft zu zeigen.

Stets stolz ist der echte Bauer auf seine Bauernschaft. Die „Herren" scheinen ihm von Übel, er gibt aber tolerant zu, „daß sie halt auch sein müssen". Der Bauer ist wißbegierig und würde sich gern zum Lesen von Büchern und Zeitungen herbeilassen, aber er ist zu stolz dazu: „Die Bücherguckerei schickt sich nicht für einen braven, handfesten Bauern; das ist nur etwas für solch' Leut', die nichts zu tun haben." Übrigens ist er überzeugt, daß er aus seiner Sach' die „Herren" füttert und sagt's nicht ungern, daß der Bauer wohl den Herrn g'raten (entbehren) könne, der Herr aber ohne die Bauern verderben müsse.

Bemerkenswert ist, daß, je mehr durch das volkstümliche Elend der Bauernübermut herabgestimmt wird und allmählich verschwindet, die Eitelkeit derselben überhand nimmt. Wer auch mag's leugnen, daß sich das Volk verweichlicht!

Der ungebildete Mann verliert in dem Gleichmachungsbestreben des Zeitgeistes seine kernige Rauheit und wird weibisch gemacht. Es ist nichts Seltenes, daß der Bauernbursche Stiefelwichse, Bartsalbe, Haarpomade, Kölner Wasser vom Kaufmann holt, während sein Großvater wohl leider nicht einmal die Seife gekannt hat. Unsere Bauern heben sogar an, sich die Zähne zu pflegen, die Fingernägel zu regeln. Sie haben sich der Landesart entschlagen und tragen glatte Tuchkleider und befleißigen sich eines feinen Benehmens. Und trotzdem wenn man sie genau beguckt, ist's der alte Adam; nur daß ihr Blut etwas träger und dünner geworden ist, als das der Vorfahren gewesen.

Wenn der Apfel einmal etliche Klafter vom Stamme fällt und der Bauernsohn etwa ein Fuhrmann wird, oder im nächsten Eisenwerk ein Schmied, ein Schlosser, dann ist der Vornehmheit kein Ende. Man muß so Leute des Sonntags sehen! Wortkarg spazieren, stehen, lehnen sie herum, gespreizt und kerzengerad' — als hätten sie, wie das Volkswort sagt, „einen Tremmel geschluckt“ — und beständig lassen sie ihr Auge über ihren schönen Wuchs, über ihre Beine schweifen, von deren Strammheit sie entzückt sind. Ihr ganzes Vermögen haben sie am Leibe hängen; hinten am Rockschößel bendeln schon die Schulden.

Bauerngastlichkeit.

Die Katz wascht sich! 's kimmt heut noch wer! Diesen Ruf hört man im entlegenen Bauernhof manchmal und er macht immer einiges Aufsehen. Wenn sich die Katz wäscht! Sie ist ja ein weibliches Wesen und putzt sich gern heraus, wenn sie ahnt, daß ein Fremder kommt. So schreiben es ihr die Hofbewohner zu und die Hausmutter selber reinigt den Tisch und die Schürze und die Hände, wenn sich die Katz wäscht. „'s kimmt wer!" das ist wie die Ankündigung eines Ereignisses, um so spannender, als man nicht weiß, wer es sein wird. Vielleicht ein „Umergeher", wie man die zweifelhaften Stromer nennt, die nicht eigentlich betteln und nicht eigentlich stehlen, gelegentlich aber doch beides tun. Oder es ist ein ehrlicher Bettler oder ein Hausierer oder gar der Herr „Diener" vom Steueramt, den man am höflichsten aufnimmt, aber am lebhaftesten verwünscht, obschon er „nix dafür kann, daß er gschickt wird". Es kann aber auch ein Stadtherr sein, so ein Bergsteiger, „wie sie jetzt alleweil umeinandergehen wie die Narren. Aber gscheit seins und Geld habns".

Beim Altbauernhof geht keiner zum Tor hinein, der nicht drinnen etwas Gutes erfährt. Wenigstens wird er eingeladen, er soll „ein bissel abrasten, der Berg da auffer ist hübsch stickl (steil)". Der Bettler bekommt seine Gabe, der Umergeher wird auch gefragt, was er will. Wenn er um „bissel was zum essen" ersucht, so kriegt er, was übriggeblieben ist; die Hausmutter fragt ihn noch, ob er selber

einen Löffel bei sich hätte? Wenn nicht, so sucht sie aus der Tischlade einen hervor, wischt ihn an ihrer Schürze ab und legt ihn zur Schüssel. Ersucht der Fremde aber um nichts, sondern sitzt so da und sitzt nur immer da, dann fängt man an argwöhnisch zu werden. Ist die Bäuerin allein im Hause, so schreit sie in den Keller oder Dachboden Befehle hin, um glauben zu machen, es seien auch andere Leute daheim. Oder sie läßt den Kettenhund frei; wird aber selten dazu kommen, den verdächtigen Menschen fortzuweisen.

Wer zur Essenszeit kommt, sei es der Fremde oder der nächste Nachbar, der wird zum Tisch geladen, er soll „a wengerl mithalten, viel wird er eh nit kriegn." Die Artigkeit begehrt's, daß der Eingeladene sich eine Weile weigert, „sich ehren laßt", bis die Einladung wiederholt wird. „Aber so geh' her, setz' dich zuwer, zum Ehrenlassen zahlt sich's nit aus" und was der Redensarten mehr sind. „Nau, bin halt gleih so grob!" mit diesen Worten nimmt der Gast an und setzt sich zum Tisch. Befreundeten oder verwandten Besuchern, wenn sie außerhalb der Mahlzeiten kommen, wird extra was gekocht, ein „Sterz" oder ein „Eierschmalz", und wenn's hoch hergeht, gar noch Kaffee dazu. Nachbarliche Schickboten, die was auszurichten haben, werden selten entlassen, ohne daß die Hausmutter ein Stückel Brot reicht oder sonst eine kleine Essenssache.

Und wer am Abend kommt — sei es wer immer — und bittet um Nachtherberge, der wird angenommen. Nicht immer mit großer Bereitwilligkeit, gar manchmal mit ein wenig Brummen, weil „man kein Bett hat", weil „man immereinmal nit weiß, wer die Leut sein", weil „oft immer einer mit dem Feuer nit tut achting geben" und weil's halt „eigentlich verboten tut sein, fremde Leut' über Nacht zu

behalten". Aber fortgeschickt wird doch niemand. Draußen ist ja das „wilde Birg", „der kalte Wind", „auf der nassen Erden soll kein Christenmensch schlafen". Im Altbauernhause wird auch der Hausierjud, so zuwider er manchen Leuten sein mag, wie ein Christenmensch behandelt, der „auf der nassen Erden nit schlafen soll". Und jeder, der über Nacht bleiben darf, bekommt eine warme Suppe. Dann wird er, wenn's kein Bett gibt oder der Gast aus irgendeinem Grunde als nicht recht bettfähig angesehen wird, hinausgeführt in die Scheune, auf Heu oder Stroh. Das tut stets der Bauer selber, der dem Fremden noch alles Feuerzeug abfordert. Es gibt ihrer aber solche, die das Feuerzeug verleugnen, nachher mit dem Streichholz die Pfeife anzünden. Am anderen Tag steht anstatt des Hofes eine Brandstatt da und kein Mensch weiß, „wie das hat geschehen können".

Mancher Bauer hat als Viehkäufer oder in anderen Berufsgeschäften zu wandern; in jedem Hause — er kann sich darauf verlassen — wird er aufgenommen, als gehöre er in den Hof, wird bewirtet und bekommt sein Bett.

Wenn im Bauernhause Wallfahrer einkehren, etwa auf der Rückkehr, und „ein schön Gruß von Mariazell" bringen, so werden sie besonders gut aufgenommen und verpflegt, wofür die Gäste damit danken, daß sie der Hausmutter ein „Zellerbreverl" oder ein „Wachsstöckel" oder eine „Rosenkranzbeten" oder ein anderes Andenken aus dem Wallfahrtsorte verehren. Wenn es sich gelegentlich zuträgt, daß ein junger Wallfahrer sich in die junge Haustochter verliebt, so heißt es, „wird der Segen Gottes wohl dabei sein". Und war ich einmal bei Wallfahrt und Hochzeit Zeuge, wie aus so einem bescheidenen Gaste der Hausvater geworden ist.

Indes gibt es unliebsamere Zusprüche im entlegenen Bauernhause.

Wenn die braune Bande kommt, die Zigeuner mit den schönen schwarzäugigen Männern, den wildlockigen Weibern, den halbnackten Kindern und den keifenden Hündlein, und wenn sie bitten um Obdach über Nacht! Da heißt es zuerst allerdings rauh und derb: „Wir behalten niemand! So ein Gesindel schon gar nicht!" Auf eindringliches Bitten meint die Hausmutter aber endlich doch: „Was sollen's denn machen im schlechten Wetter auf der freien Weid? Mit den kleinen Kindern! Sollen halt in Gottesnamen dableiben, in der Streuhütten können sie schlafen." Und kocht in einem Riesentopf Brotsuppe, damit sie auch was Warmes in den Magen kriegen. Am nächsten Tage, wenn sie abziehen, muß freilich der Knecht dabeistehen und achtgeben, „daß nix mitgeht". Aber so ein simpler Knecht hat viel zu wenig Augen; wenn die Bande davongezogen, ist fast allemal auch etwas „mitgegangen".

Der Tourist, wenn er sich im Gebirge verirrt hat und über ihn die unwirtliche Nacht hereinbricht, denkt: Wenn ich nur zu einem Bauernhaus hinabkommen könnte! — Keinem fällt es ein: Ja, werden sie mich, den Fremden, wohl auch beherbergen? Jeder, und käme er um Mitternacht, wird aufgenommen und nach Möglichkeit betreut. Und wenn der Tourist am nächsten Tage nach der Schuldigkeit fragt, so antwortet der Bauer, falls er von der neueren Gattung einer ist: „Was S' halt gern hergeben." Ist es aber einer vom alten Schlag, so sagt er: „Wegen destwegen seid's nix schuldig. Ist gern gschehen. Schaut's nur, daß gut heimkemmts."

Nun muß ich noch einer besonderen Art von „Gästen" erwähnen, die in sehr bösartiger Absicht kamen oder geschickt wurden, und die zumeist doch recht gerne gesehen waren.

In früheren Zeiten war es Brauch, und ich selbst

habe es noch miterlebt, daß einem Bauern, der die Steuer nicht zahlen konnte, ein „Exekutionssoldat" ins Haus geschickt wurde. Konnte dieser das Geld schon nicht mit Gewalt nehmen, weil eben keines da war, so hatte er als Hauslast so lange auf dem Hofe zu bleiben, bis die Steuer aufgetrieben war. Er hatte Dach, Kost und Verpflegung zu beanspruchen und konnte den Herrn spielen. Mancher spielte ihn auch, sich einmal gründlich entschädigend für den Hunger und die Mißhandlungen, so er in der Kaserne erfahren. Die meisten dieser Exekutionssoldaten fühlten sich auf dem Bauernhofe ganz vergnügt, verdienten durch freiwillige Arbeitsleistung reichlich Kost und Pflege, waren freundlich und heiter und hatten oft nur den einen Wunsch, daß der Bauer doch ja solange als möglich die Steuer nicht sollte leisten können. Solche Gäste waren als billige Knechte auf dem Bauernhofe natürlich sehr beliebt. Dieses Exekutionsverfahren trug daher durchaus nicht zur rascheren Einbringung der Steuern bei und wurde beizeiten wieder abgeschafft.

Ob man auch das zur Gastfreundschaft nehmen soll, was der Granegger in Alpel einst für jenen Soldatenflüchtling getan hat? Ich glaube schon.

Der Bauersmensch hatte dazumal noch den allergrößten Abscheu vor dem Soldatenleben, das ein gar elendes Hundeleben gewesen ist. Er entzog sich ihm, wenn irgend möglich, durch die Flucht. Zur Sommerszeit lebte er — um den beständig umherspähenden Häschern zu entgehen — in den Wildnissen nahezu wie ein wildes Tier. Den Winter über wohnte er in verborgenen Löchern der Bauernhöfte. Der Bauer hielt es für ein gutes Werk, solche Flüchtlinge zu verstecken und zu verpflegen. So hatte der Granegger in seiner Schaubkammer den Sagschneider Franz verborgen, der wegen Flucht aus der Kaserne schon zweimal Spieß-

ruten laufen mußte, trotzdem das drittemal wieder geflohen war. Wenn sie ihn jetzt noch einmal erwischen, wird er kurzab erschossen. So hatte der Granegger ein ganzes System eingerichtet, um den Mann zu schützen. Das Essen wurde dem Flüchtling in einem Strohbund verborgen in die Kammer geschickt, in der er gerne auf einem Schaube saß und sich die Zeit mit Strümpfestricken vertrieb. Manchmal kamen strenge Häscher in den Hof, um nach Flüchtlingen zu fahnden. Da trieb der Bauer irgendein Stück Vieh aus dem Stall zum Brunnen und knallte dabei mit der Peitsche. Dieses Knallen war das Zeichen für den Franz, sich in die Hohlwand zu verstecken, denn die Häscher kamen auch in die Schaubkammer und stachen mit ihren Spießen im Stroh umher. So ging's vom Spätherbst durch den ganzen Winter. Im März noch, ehe der Franz ins Hochgebirge flüchten konnte, bekam er die Lungenentzündung und starb. Jetzt der Tote machte dem Granegger mehr Sorgen als der Lebendige. Wenn er angibt, wer's gewesen, wird er hart bestraft. So führte er nächtig die Leiche hinauf in den Heugrabenwald und legte sie in eine verfallene Köhlerhütte, wo sie nach einiger Zeit von Häschern gefunden worden ist.

Bezeichnend für die Treue altsteirischer Bauerngastlichkeit ist eine Geschichte, die in meiner Jugend noch erzählt wurde, während die jetzigen Bewohner der Gegend allerdings nichts davon wissen. Im Fochnitzgraben (Pfarre Stanz bei Kindberg) steht der alte Fochnitzhof. Zur Franzosenzeit war es. Da wusch sich wieder einmal die Katz. Kamen zu diesem Hofe eines abends aus dem Mürztale drei „Blaufüchse" herein. Sie schienen müde und erschöpft zu sein und ersuchten in schlechtem Deutsch höflich um Nachtquartier. Der Bauer bewirtete sie zur Not und

wies ihnen dann bescheidentlich zum Schlafen die Heuscheune an, die oben auf der Wiese stand. Den Franzosen war das recht, sie begaben sich in die Scheune, dessen einziges Tor sie von innen verrammelten. Um Mitternacht war's und ging ein Sturmwind, als es am Fenster der Fochnitzstube leise klopfte. Der Fochnitzbauer stand auf und wollte wissen, wer draußen sei? Und waren es etliche bewaffnete Bürger aus Stanz, die sofort fragten, ob nicht Franzosen im Fochnitzhofe übernachteten?

„Wohl, wohl," antwortete der Bauer. „Draußen im Heustadl schlafen's."

Die wolle man überfallen und kaltmachen.

Antwortete der Bauer: „Sie haben sich mir vertraut. So lang sie unter meinem Dach sind, darf's nit sein. Auch kann man nit hinein, sie haben, deucht mich, fest verrammelt."

Gut, so werde man den Heustadl anzünden. Die Äser müsse man alle ausrotten.

„Morgen, wenn sie auf der Straßen sind, meinetweg, was ihr wollt. Unter meinem Dach laß ich nix geschehen!"

Sie kümmerten sich nicht um ihn, sondern schickten sich an, ihr Vorhaben auszuführen. Da riß der Fochnitzbauer sein Schußgewehr aus dem Bettstroh, wo er es vor den Franzosen versteckt hatte: „Den ersten, der mir zum Heustadl geht, brenn' ich nieder!"

Die Stanzer Bürger sind unwillig abgezogen.

Bauernredner.

Das fürnehmste Fest im menschlichen Leben ist der Hochzeitstag. Der Alpenbauer hält dran. Außerdem kennt er fast nur noch kirchliche Feste. Volksfeste, Bälle, Arbeitsmahlzeiten mit Musik und Spiel, wie beim Ernten, beim Flachsbrechen, ist er nicht geneigt, als Feste zu bezeichnen, derlei nennt er nur Unterhaltung. Oft recht hoch geht es her bei solchen Unterhaltungen. Es werden dabei auch Reden gehalten, gerne in gereimter Form, die zumeist noch von den Vorfahren stammen und eingelernt sind. Jede dieser Reden wäre nicht geeignet für das empfindliche Ohr unserer Damen; ja selbst die Herren, besonders wenn sie Geistliche oder gar Polizisten sind, würden warnend klingeln, wenn in Bauernstuben eine andere Glocke vorhanden wäre als die bekannte, die vom Redner unter Gelächter der Zuhörenden bisweilen geläutet wird. Die kernigsten Ungehörigkeiten, die grauenhaftesten Parodien priesterlicher Verrichtungen und kirchlicher Vorgänge kann man da hören, und doch ist dieser offene Zynismus bei weitem nicht so schlimm als die feinverdeckte Lüsternheit und frivole Spottsucht anderswo. Der Bauer bezweckt mit seiner derben Rede weder eine Verlockung, noch eine Verspottung, er freut sich nur des Übermutes. Doch wollen wir uns auf diese Art von Bauernreden lieber nicht einlassen, sondern uns zu dem großen und wirklichen Feste des Dorfes wenden — zur Hochzeit.

Vormittags war die feierliche Trauung mit Einzug, Auszug, Musik, Böllerknall und allerhand alten Gebräuchen.

Von Mittag bis Abend waren drei üppige Mahlzeiten, die in der Zwischenzeit verdaut werden unter Tanz und Gesang. Und nun am Abende, wenn die Lampen und Kerzen angezündet sind, wenn die Männer in Hemdärmeln, den bebänderten Hut auf dem Kopf, ihre Schelmenliedeln singen und die Wangen der Mägdlein hold erglühen, kommt er auf einmal zur Tür herein. Es ist der Hochzeitsführer oder sonst ein Angesehener der Gemeinde, oder es ist einer jener wunderlichen Heiligen, die man auf dem Dorfe Fabelhans, in der Stadt Dichter heißt. Im Falle des Hochzeitsführers wird von ihm in hergebrachter Weise eine wohlgesetzte gereimte Rede gehalten, die man „Weiswort" oder „Danksagung" nennt. In letzterem Fall, nämlich wenn ein lang- und glatthaariger, oder ein borstiger Fabelhans auftritt, bekommt die Gesellschaft manchmal was Besonderes zu hören, Anspielungen auf den Tag, auf Gemeindezustände, auf Personen, ihre Eigenschaften und bekannten Fehler, stets in gutmütiger, häufig in witziger Form, zuletzt stets ausklingend in einen Dankruf und Glückwunsch.

Da oft an hundert Hochzeitsgäste geladen sind, deren Bewirtung etwas grob in den Sack reißen würde, so pflegen die Gäste ihr Gedeck selber zu bezahlen, jeder mit einem kleinen Überschuß, wodurch die Gedecke des Brautpaares und des Hochzeitsführers mit beglichen sind. So werden in den östlichen Alpen die Festgeber von ihren Gästen bewirtet. Den Leuten ihre Schuldigkeit, wieviel jeder für sein Gedeck zu „erweisen" hat, anzuzeigen, ist eigentlich die Hauptaufgabe des Weiswortes.

Und das herkömmliche Weiswort lautet also:

„Meine lieben Manner und Weiber, Bub'n und Dirndln! Ich heb' auf mein Glaserl mit guldenem Wein, und wenn ich jetzt kunnt der lieb Herrgott sein, dem Braut-

paar wollt' ich schenken ein langes Leben und eine Butten voll Kinder daneben. Oder wenn ich kunnt der alt' Josue sein, heut' ließ' ich die Sonn' nit abigehn, sie müßt bis morgen schein'. Essen und trinken, tanzen und scheiben, und allerlei anderes hallodritreiben. Ein so lustiger Tag wird sobald nimmer sein. Nur der Speisemeister (der Wirt, bei dem die Hochzeit stattfindet) schaut finster drein. Da — fressen's, hätt' ich bald g'sagt, wie die Haferdrescher und saufen wie die Bürstenbinder — wahrhaftig, meine lieben Kinder! Und zahlen? — Will denn keiner dran denken? Zwar will uns der Speisemeister schenken das Bratel und den Wein, aber's Wasser dran möcht' er gern vergütet haben, und die Bein'. Die Manner und Lumpen, die ohnehin sind voller Schulden, denen laßt der Herr Speisemeister den ganzen Schmarn um drei Gulden. Die Weiber aber, die selten im Wirtshaus zu spüren, die will er heut' einmal rechtschaffen schnüren — jede durch die Bank, wie sie dasitzen, sie müssen dreihundert Kreuzer schwitzen! — Und wenn wir mit dem Zahlen fertig sein, nachher laden wir auch den Herrn Jesus ein, wie auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa, auf daß er uns segne Wasser und Wein, die Hochzeitsgäst' und das Brautpaar, die Spielleut' und die ganz' Pfarr', und alle Schmarotzer und Spatzenschützen, die beim Ofen sitzen, Amen."

Die Spielleute blasen einen „Tusch", die Leute erheben ihre Gläser und es beginnt das „Gesundheittrinken". Der Speisemeister und sein Hausknecht gehen mit dem Teller von Person zu Person und nehmen das „Weisgeld" in Empfang. Hinterher kommen die Spielleute. Auch ihr Vormann hat einen Teller, auf den die Tänzer für sich und ihre Tänzerinnen das „Spielleutgeld" legen. Dabei singt jeder der Zahlenden einen lustigen Vierzeiler, dessen Melodie

von den Musikanten allemal nachgespielt wird. Dieses Umherziehen des Speisemeisters und der Spielleute zu den zahlenden, singenden und trinkenden Hochzeitsgästen, vom ersten bis zum letzten, dauert bei großen Hochzeiten manchmal stundenlang. Es ist der Glanzpunkt des Festes für — den Wirt und die Musikanten. — Der Hochzeitsgebräuche sind übrigens fast in jedem Tale andere. Die hier erzählten kommen besonders in der oberen Steiermark vor.

Einmal hörte ich das Weiswort eines Fabelhansen. Das war ein kleines behendiges Männlein, zünftig als Schneider. In der Werkstatt schwieg er die ganze Woche lang. Sonntags aber, sobald der erste Tropfen Wein über seine Zunge rann, ging das Rädchen an. Er sprach und reimte aus dem Stegreif und war, wenn er anhub, nach eigenem Geständnis selber allemal neugierig, was da herauskommen würde. Dieses glattrasierte zierliche Männlein mit dem schwarzen nach rückwärts gekämmten Haar sprang damals flink und lind auf einen Tisch und begann mit heller, ein wenig singender Stimme also zu sprechen:

„Liebes Brautpaar und Hochzeitsleute!

Im heiligen Paradies, als sie fertig waren allbeide — Gott, dir sei Ehr', es ist schon lange her! — da küßt Gott Vater den Adam auf die Stirn — deswegen hat der's im Hirn; und küßt die Eva auf den Mund, auf daß sie viel schwatzen kunnt. Und sintemalen und alldieweilen das Weib den Verstand hat auf der Zungen, sagen's die Alten wie die Jungen; was sie von anderen für Geheimnis' wissen, die tun sie zeigen, die eigenen tun sie verschweigen. Und dessenthalb hat mir die schöne Braut just anvertraut, daß ihr heut' das Herz möcht' zerspringen vor Lust und Freud' und anderen Dingen, weil sie einen so braven Mann hat gefangen und daß so viel ehrenwerte Leut' sind zur Hochzeit

'gangen. Und da wollt' sie das Taschel auftun und dem Speisemeister vor allem die Hochzeit bezahlen, was die ehrsame Gesellschaft genossen, auf den Bescheidteller gelegt und in die Gurgel gegossen. Noch zu rechter Zeit stupft sie an die Seit' der Engel aus dem Paradies und said: Schönste Maid, Geld verschwenden willst heut'? Und aufs Jahr tut liegen das Kindel in der Wiegen. Und in sieben Jahren sind sieben Kindlein gefahren, schreien nach Brot und Brei und sonst allerlei. Bedenk's und gib Ruh' und mach' dein Tascherl wieder zu. Und laß den lieben Hochzeitsgästen die Freud' und Ehr', daß sie selber büßen, was sie verzehrt, daß sie dermalen auch fürs ehrsame Brautpaar bezahlen, auch für die Brautmutter lobesam, und für den Brautvater, den alten Stamm, der tanzen soll und ist eh schon matt, der predigen will und keine Stimm' mehr hat. — Just so hat ihr's der Engel gesteckt, das hat die Jungfrau Braut geschreckt und hat mir's anvertraut, sintemal sie nix verschweigen kunnt, weil sie Gott Vater geküßt hat auf den Mund. Und was gilt die Wett', das Stuck hat der Bräut'ger ihm abgeguckt und macht's ihm nach alle Tag — wozu er Gottes Segen hat und unsern Glückwunsch für tausend Jahr. Vivat das Brautpaar!"

Solche Ansprachen werden gar wohlgefällig aufgenommen. Und der Hochzeitleiter ruft bald dem Redner zu über den Tisch: „Magst was zu essen? Schmalznudeln sind da und Zwetschkenmus!"

„Wenn's sein muß!" antwortet der Fabelhans. „Wenn's schon nit anders kann sein, geb' ich mich drein und nehm' sogar Bratel und Wein!"

Bei Kindstaufen und Begräbnissen redet unser Bauer nicht, je näher der Kirche, je tiefer sein Schweigen. Im

kirchlichen Bereiche spricht bloß der Priester, und zwar zumeist — Lateinisch.

Nur wenn ein Bauerssohn als Priester die erste Messe liest, die „Primiz“, die gewöhnlich in der heimatlichen Dorfkirche abgehalten wird, da ergreift der Bauer wieder einmal das Wort. Da wird denn bei der Mahlzeit von einem der Angesehensten, am besten dem Gemeindevorsteher, bisweilen eine wirklich groß angelegte Rede gehalten.

Er spricht von dem endlich erschienenen Festtage, auf den die Gemeinde sich schon gefreut seit Jahr und Tag, von der Ehre, die der junge Geistliche über die Familie desselben, über die Verwandtschaft und über die ganze Gemeinde gebracht, und von der hohen Freude, die besonders den Eltern widerfahren, wenn sie noch am Leben sind. Und dann von dem priesterlichen Beruf: „Es ist eine schöne Sach', wenn eine Mutter zu dir schickt ihr Kind, daß du ihm das Glaubenslicht anzündest und es nit irrgehen kann auf der dunkeln Welt. Und wenn wir irrgehen und fallen auf dem halen (schlüpferigen) Weg, so hebst uns freundlich auf und weisest uns zurecht. Und wenn der Sünder mit der schweren Schuld demütig vor dir niederkniet, und du sprichst ihn frei und erlösest ihn von aller Schuld — das ist eine schöne Sach'! — Und wenn zwei zu dir kommen, denen langweilig worden ist allein, so gibst du sie zusammen und bindest sie mit der himmlischen Gewalt, dieweilen du selber keinen Gespons darfst haben von Fleisch und Blut. Die heilige Kirche ist deine Braut, so weit hat's keiner noch gebracht in unserer Pfarre — es ist eine schöne Sach'! — Und wenn du dem müden Wanderer die Wegzehrung reichest für seine weite Reis' in die Ewigkeit! Mußt nit verzagen, wirst ihm zureden, dem Sterbenden; wir all sind wie Blumen, wirst du sagen, die

der Herrgott abbrockt, um daraus seinen Himmelskranz zu flechten. So wirst du ihn trösten — es ist eine schöne Sach'! — Und gibst uns allen, die wir dich haben aufwachsen sehen als braven Studenten, die wir heut' so große Ehr' und Freud' erleben vor deinem Altar, wenn's einmal heißt Urlaub nehmen, den lieben Segen mit ins Grab. — So danken wir Gott dem Herrn, daß er dich hoch hat gewürdigt. Und danken der Geistlichkeit, seinen Schulen und Lehrern, seinen Wohltätern und allen, die beigetragen haben zu diesem großen Freudentag. — Und ehe, daß wir Abschied nehmen von dir dem Sohn und Bruder, dem Freund und Pfarrgenossen, ehe wir das letzte Du zu dir sagen, dieweilen du von nun an geweiht an Statt Gottes stehst — eher bringen wir dar unser aller Gebitt: Wer dich unter uns einmal sollt' gekränkt haben, tu' ihm verzeihen. Und bringen dar ein demütiges Gebitt: Wenn du vor dem heiligen Altar wirst stehen, tu' unser gedenken. — Ihr, Ehrmeß'leut' allsamt — schenket die Gläser voll — unser lieber, junger, hochwürdiger Priester soll leben! Vivat! Er soll steigen drei Staffel — zum Pfarrer, zum Dechant, zum Prälaten hinauf! Vivat und dreimal Vivat!"

Und nun — damit der Gegenstand nach allen Seiten gestreift wird — noch eine der Juxreden, wie sie zu unterschiedlichen Gelegenheiten gehalten werden. Bei einem Flachsbrechemahl in der östlichen Steiermark sah ich, wie nach dem Essen einer als Kapuziner auftrat und eine parodistische Predigt hielt. Zuerst „las" er mit salbungsvoller Stimme das folgende:

„In der Zeit gingen drei Jungfrauen durch einen Wald spazieren und es begegneten ihnen drei Jäger. Der eine hatte keine Büchse, der andere kein Pulver und der dritte kein Blei. Hierauf gingen die drei Jungfrauen weiter und kamen in eine Stadt. Vor der Stadt stand

ein Turm, und aus dem Turm gingen heraus drei Leut' und ein Schneider. Der eine war blind, der andere lahm, der dritte ohne Kleider. Und der Blinde sah einen Hasen, der Lahme lief ihm nach und der Nackte schob ihn in den Sack. Das," schloß der Redner, „sind die Worte, über die ich heute nicht zu euch reden will."

Hierauf räusperte er sich feierlich, strich seine Kutte über den großen Bauch, strich seinen angeklebten langen Bart und begann die „Predigt":

„Geliebte Zuhörer, Zwetschkenröster und Schafscherer! Ich will gleich anfangen mit den Weibsbildern. Da gucken sie kaum heraus aus der Fatschen, soll man ihnen schon von den Buben vorquatschen. Und ehe ihnen noch tut ein Häuberl passen, suchen sie schon einen Bräutger auf allen Straßen. Mich wundern nur die Alten, sie sein schon voller Kröpf und Falten, voller Runzeln und Zahnlucken, und doch tut ihnen 's Herzl jucken und zucken. Es ist ihnen keiner zu jung und keiner zu alt, keiner zu warm und keiner zu kalt. Ist einer krumm oder kropfad, voller Glatzen oder grauschopfad, hohlwangig oder ohne Zähn — schiech oder schön — so heißt's: Du kannst mit mir gehn. Die Jungen sein auch nix besser. Sie tun an kein' Himmel und kein' Höll' mehr glauben, außer wenn sie heiraten oder sitzen bleiben. Sie hören auf kein Wort und auf keine Lehr, außer sie kommt von lustigen Buben her. Vernehmt es mit Geduld und Aufmerksamkeit, meine lieben Zuhörer, Schuhflicker und Kohlenstörer. — Kommt ein Sonn- oder Feiertag heran, so ziehen sie sich gar sauber an, da krampeln und schmieren sie das Haar, das Biegeleisen ist ihr Hochaltar. Und kommen sie in die Kirchen, o Graus, im Beten richten sie gar nix aus. Die größte Andacht haben sie bei Pfeifen und Geigen, auf dem Tanzboden möchten sie den ganzen

Tag bleiben. Hupfen, sich zieren und Buben verführen, das sind die drei Haupttugenden, die sie g'spüren. Falschheit und Heuchelei treiben sie auch dabei, und wenn ein Kirchtag (Jahrmarkt) ist, wissen sie schon allerhand List, mit Schmeicheln und Lügen die Burschen ums Andenken zu betrügen. Die Sünden und Laster, die sie begehen, kann nit einmal der Teufel all sehen. Ja, alles Schlechte, das sich gar nit laßt ergründen, kann man bei den Madeln und Weibern finden. Jetzt will ich aber aufhör'n, sonst könnten sie verdrießlich werd'n — und das hätt' ich auch nit gern. Denn diese schlechten Weiberleut' sind den Mannern ihre größte Freud, Amen."

Zum Glücke ist es im Waldlande doch noch so, daß ein guter Teil der Zuhörer zu einer solchen Kapuzinade harmlos lachen kann. Der andere Teil lacht zwar auch, aber nur um glauben zu machen, daß er sich — nicht getroffen fühlt.

Es fällt wohl auf, daß solche Festreden sich vorwiegend auf religiösem Gebiete bewegen. Das Geistesleben dieser Waldbauern ist (wie schon früher gesagt) ausgefüllt, gefangen von religiösen und kirchlichen Vorstellungen. Daneben hat noch Heimatsliebe und Patriotismus Platz, die aber nicht im gesprochenen Wort, sondern im gesungenen Lied zum Ausdruck kommen. Die eigentliche, natürliche Festrede der Älpler ist das Lied, in ihm liegen alle höheren Gedanken und Gefühle gemünzt und fliegen in den Weihestunden leicht wie von selbst über die Lippen, während die gesprochene Rede doch ihre Mühe und — Gefahren hat. Denn das Steckenbleiben ist auf dem Dorfe noch viel unangenehmer als anderswo — nämlich weil dort der steckengebliebene Redner mit der größten Unbarmherzigkeit ausgelacht wird.

Bauernreinlichkeit.

Vierzig Jahre lang habe ich gezaudert mit diesem Kapitel. Mittlerweile ist das Waldvolk doch so weit hinauf, und die Literatur so weit herabgekommen, daß man's wagen darf. Und kann ich als Präludium gleich jenen Stallknecht als Muster der Reinlichkeit anführen, der sich das ganze Jahr lang nicht wusch, weil er der Meinung war, erst das Wasser mache die Krusten zu Dreck. Die Stalldungkrusten schälten sich zeitweise auf das allerreinlichste von der Haut los, während das Wasser ein Jauchenbad angerichtet haben würde. Diese besondere Auffassung von Reinlichkeit darf nicht verallgemeinert werden. In den meisten Gegenden der Alpen, besonders gegen Westen hin, — wenigstens heute schon — ist das Wasser nicht allein als „Weihbrunn", sondern wohl auch als Reinigungsmittel ein begehrter Gegenstand. Da herrscht oft die wahre Scheuerwut, aber in manchem Hause bekommt man den Fußboden, „auf dem man Strudelteige ausziehen könnte", wochenlang nicht zu Gesichte, weil er der Schonung halber mit Fetzen bedeckt ist. Diese Fetzen bleiben oft so lange darauf liegen, bis unterhalb der Fußboden wieder schmutzig ist, dann neuerdings gescheuert und neuerdings verdeckt wird — so daß die schönste Reinlichkeit ein Geheimnis bleibt. Mit nichts kann man das Herz einer echten Hausfrau tiefer verwunden, als mit schmutzigen Stiefeln, die plump in ihr Heiligtum treten. Daß in einem solchen

Hause auch alle Geräte blinken, daß die hölzernen Milchbehälter jeden Tag in Kesseln ordentlich gargekocht werden, um in den Fasern und Fugen nicht die geringste Unreinlichkeit aufkommen zu lassen, ist Regel. Mit der Kleiderwäsche dasselbe Verhältnis, und die Kinder werden an Samstagen nur gleich in Laugebottiche geworfen und mit Strohwisch und Sand abgerieben, so rücksichtslos, als ob es Sachen wären und nicht kreischende Wesen. In manchen alten Häusern vertritt Sand und Asche die Seife; der Sand soll, will man wissen, die Poren viel tiefer packen, die Haut viel frischer machen als Seife. Der alte Pechölmann zu Strahlwand, wenn er boshafterweise befragt wurde, weshalb er denn schon wieder ein so zerkratztes Gesicht hätte, antwortete allemal: „Weil ich mich halt mit Bachsand tu waschen!" Das war nicht richtig, ein weit schärferes Mittel als Sand, hatte er zu Hause, das ihm alle egoistische Unlauterkeit abscheuerte — eine kratzende Eheliebste.

Aber mit dieser besonderen Reinlichkeit im Volke des Waldlandes springt man nicht allzuweit. In Gegenden, wo große Armut ist oder wo die uralten Häuser stehen, sieht es anders aus. Ich weiß noch sehr viele jener alten hölzernen Bauernhäuser, in welchen Wohnstube, Küche, Schlafkammer, Vorratskammer und Hühnerstall ein einziger Raum sind. Die Stubendecke ist überzogen mit einer Rußkruste, der Fußboden mit einer feuchten Schmutzschichte, auf die man wie über einen Lederteppich schreitet. Herd und Tisch müssen vor jeder Mahlzeit von Katzen- und Hühnerspuren gereinigt werden. Von anderem kleinen und kleinsten Getier aller Art nicht zu reden. Ich habe an den Bewohnern solcher Häuser immer den Heroismus bewundert; wer ihn nicht hat, wie ich ihn in meiner Lehrlingszeit nicht hatte, der führt ein qualvolles Dasein. Was

half es, wenn die Bäuerin überlaut ausrief: „Der Mensch muß nit so grauslich sein. Man weiß ja nit, wovon man fett wird!“ Und sie gedeihen wirklich in ihren Schmutzhöhlen, während unsereiner vor Ekel die Auszehrung bekommen könnte. Fragt hier nicht an, wie oft Hemden, Hosen und Bettzeug in die Wäsche kommen, wenn sie aber einmal an den Ort der Reinigung anlangen, dann ist es gleich ein fermes Fegefeuer. Die Pfaiden, Plachen und Bettdecken werden gekocht wie Sauerkraut, oder im heißen Ofen gründlich geschmort und gebraten. Eine radikale Abhilfe, zu der sie sich nur in äußerster Not emporraffen.

Bad? In Tirol hat die Bauernschaft ihre Badeanstalten, in denen sie es manchmal fast den Stadtleuten nachmacht. In den Ostalpen ist diese „Hoffart“ unbekannt. Da gibt es alte Leute, die seit ihrer Säuglingszeit nie in ein Bad gekommen sind. Sich nackt ausziehen und ins Wasser legen, gilt nicht bloß für höchst ungesund, sondern geradezu für sündhaft. Im Stifte A. sind einmal am heißen Sommertage drei junge Priester in den Teich gestiegen, haben bei dieser Gelegenheit entdeckt, daß sie schwimmen konnten und sich vorwitzig wie muntere Fischlein herumgetrieben. Der Abt, der im Parke lustwandelte, drückte zwar ein Auge zu. Aber Landleute, die am Ufer dahinschlichen, machten die ihren um so weiter auf. Sie hatten heimlich eine rechte Freude über die Erscheinung, wie da nackende Leutln umherplätscherten, als sie aber sahen, daß die beim Aussteigen ein geistliches Gewand anzogen, faßte sie Entsetzen „über die Sittenverderbnis des Klerus“ und wollten von da ab gar nicht mehr in die Stiftskirche gehen. Nur einer der Waldkerle sagte: „Bin schon lang nimmer beim Beichtstuhl g'west, wenn's aber noch einmal muß sein, dann mach' ich's mit einer der Forellen ab (er meinte

jene, die im Bade waren), vor denen fürcht' ich mich nit um einen Batzen mehr." Ich hörte das von dem Manne, weiß aber nicht wie es gemeint war. Genug die kleine Wassertour hatte das Verhältnis verrückt.

Lieber als ein nasses, nehmen die Leute ein trockenes Bad, doch nicht aus Reinlichkeits-, sondern aus Gesundheitsrücksichten. Sie legen sich nackt in die heiße Sonne oder graben sich in junges Heu, das striegelt die Haut auf das allerwohltätigste und wirkt berauschend, so daß manchmal ein richtiger Katzenjammer nachfolgt.

Unter den Ärzten gibt es ihrer, die bei gewissen Leiden oder nach Krankheiten tatsächlich Bäder verordnen. Das sind auch solche, die man —! So kommt die Schlechtigkeit ins Land! — So weit sind viele, dieser „Naturkinder", daß ihnen der nackte Menschenkörper ohne lüsterne Vorstellung nicht mehr denkbar ist. Woher haben sie denn das?

Sitte ist, soviel ich weiß überall, daß die Leute an jedem Morgen Gesicht und Hände waschen. Mancher tut's am Brunnentrog. Andere sparen mit Wasser, das im Überfluß am Hause vorbeifließt und machen es so, daß sie das Wasser zuerst in den Mund nehmen, einen ordentlichen Backen voll, dasselbe dann in die hohlen Hände sprudeln und sich so das Gesicht waschen! Ist das nicht sinnreich? Erstens wird das Becken entbehrlich, zweitens das Wasser leicht erwärmt, drittens wird gleichzeitig der Mund ausgespült — und wenn du ihnen sagst, das Ganze sei eine Schweinerei, glotzen sie dich an — was dir denn schon wieder nicht recht sei! Zum Abtrocknen haben alle Hausgenossen ein gemeinsames grobes Tuch, wenn man es nicht vorzieht, das Gesicht sich mit den Hemdärmeln oder einem etwa vorhandenen Taschentuch abzuwischen. Das

Haar strählen sich die Männer mit den ausgespreiteten fünf Fingern durch, und die Toilette ist gemacht. — Ein besonderer Tag ist der Christabend. Da gibt's großes „Kopfwaschen", da wird das ganze Haupt einmal gründlich in Arbeit genommen und bei dieser Gelegenheit auch Brust und Rücken mit Wasser bedacht. Das geschieht aber weniger aus Reinlichkeitsgründen, als des Festbrauches wegen und weil es heißt, daß am Kopf, der am heiligen Abend gewaschen wird, das ganze Jahr sich kein Grind ansetzen kann. Sie haben, wenn sie sich putzen, allerhand Gründe, nur den der Reinlichkeit nicht.

Wer in einem unserer alten Waldbauernhäuser essen will, der tut gut, wenn er vorher der Bäuerin nicht zu aufmerksam zuschaut beim Kochen. Ich möchte dasselbe übrigens auch in den Stadtküchen raten, in den Gasthöfen, Fleischereien, Bäckereien (usw.). Man muß es nicht just immer wissen, wie's gemacht wird. Die Leute haben übrigens ein trostreiches Sprichwort. Schmutziges Wasser, das über neun Steine rinnt, ist wieder rein, und neun glühende Kohlen brennen allen Unrat aus der Pfanne weg.

Mit Mißtrauen sind Bauernhöfe zu betrachten, in denen gar zu großer Kunstsinn herrscht. Da ist alles mit Farbe bemalt, Tisch, Bank und Schrank, Kübel und Kegel, damit das öftere Abscheuern überflüssig wird. Ich weiß ein Haus, wo sogar das Nudelbrett und der Strudelwalzer mit schönen Blumen bemalt sind! — Die bunten Strümpfe, die gestreifte oder geblümte Wäsche sind auch Blümel-Blamel; derlei soll nur den daranhaftenden Schmutz unbemerkbar machen.

Man muß jedoch die andere Seite auch ein wenig ansehen und lustig war es, als jenes Stadtschulmeisterlein den alten Dungführer erziehen wollte. Saß der alte Krau-

terer an seiner Mistfuhre, hatte in seinen krustigen Händen ein Stück Brot und ließ es sich schmecken.

„Vetter," redete ihn das vorüberwandelnde Schulmeisterlein an, „wolltet Ihr vor Euerm Imbiß Euch denn nicht die Hände waschen?"

„Ist eh wahr, das kann ich eh tun," antwortete der Bauer und wusch sich an der braunen Jauche behaglich die Hände. „Darf ich vielleicht auch ein Stückel aufwarten, Herr?"

Der andere dankte mit leidenschaftlicher Entschiedenheit. Als Philosoph hätte er allerdings die tiefsinnige Frage an sich stellen können: Was ist unrein? Ist dem Bauern der Dünger unrein? Der ist ihm unrein, wenn etwas anderes dazukommt, er will nicht Zusatz von Sand oder Struppwerk oder Scherben, er will reinen Dünger haben. Jetzt bekommt die Sache ein anderes Profil, allerdings nur für den Philosophen. Als Moralisten könnten wir beisetzen, daß den Reinen alles rein sei, wenn dieselben Schmutzhammel, die mit gewerbsmäßigem Behagen sich im Kot wälzen, anderseits nicht oft den größten Ekel von einer toten Fliege oder einem Haar in der Suppe hätten. Mir war ein wulstiger Schustergeselle bekannt, der gehabte sich so, daß ihm die Leute nur gerade gern auf zehn Schritte auswichen, wenn es möglich war. Dieser hielt sich in den Bauernhäusern über jedes Fleckchen im Tischtuche auf und rieb den Löffel unzähligemal mit seinen schmutzigen Fingern ab, bis er es wagte, ihn in den Mund zu stecken. Endlich kaufte er sich einen Silberlöffel, von dem ihm gesagt wurde, daß er im Gegensatz zu den Blechlöffeln nichts Unreines annehme, sondern alles Ekelhafte von sich stoße. Aber auch mit diesen Grundsätzen des Silberlöffels mußte es nicht weit her sein, denn der Löffel ließ

sich den Schustergesellen ruhig gefallen und wurde bei ihm so unsauber, wie das gemeinste Blech.

Habe ich nicht schon zu lange verweilt? Sollen wir nicht lieber umkehren, bevor es noch dicker kommt? Ich habe meinen Zweck erreicht. Es soll nicht gesagt sein, daß es dem Landvolke im ganzen etwa an innerer Reinheit fehle. Das ist ein Kapitel für sich und wird kaum zu ungunsten der Waldleute ausfallen. An äußerer Reinlichkeit aber fehlt's, wenn's auch nicht mehr so schlimm ist, als früher. Und da sollten halt wieder die bekannten Leiter und Lehrer des Volkes fegen und scheuern. So weit, wie manche Nachbarvölker sind, wird unser tüchtiges lenkbares Waldvolk wohl auch zu bringen sein. Ich als Volksschriftner tue für die Reinlichkeit das meine, indem ich den Leuten manchmal tüchtig die Köpfe wasche.

Bauernseuchen.

Zu jenen Dingen, die mitwirken, mein Erdenleben sorglos und froh zu machen, gehört meine vielleicht sträfliche Gleichgültigkeit gegen Ansteckungsgefahr bei Krankheiten. Vor Bakterien (Bazillen) und dergleichem Gezücht habe ich keine allzu große Angst. Und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil ihrer — zu viele sind. Was man mit jedem Atemzug einschlürft, das muß doch endlich der Körper gewohnt werden, dagegen muß er wohl abgehärtet und unempfindlich sein, wenn er überhaupt mittun will. Für immun freilich darf sich kein Mensch halten, sonst liegt er plötzlich blamiert in einer Influenza, oder gar in Scharlach oder der Diphtherie danieder. Aber ich glaube, daß eine ruhige Sorglosigkeit, die natürlich vernünftige Lebensführung nicht ausschließt, ein recht gutes „Präservativ" gegen Infektion ist.

Wenn es nach dem Buchstaben der Wissenschaft ginge, müßte ich schon in meiner Jugend wenigstens ein halbes dutzendmal gestorben sein. Der ansteckenden Krankheiten gab's im Waldlande alljährlich; die Vorsicht der Leute dagegen war, zur Verzweiflung des Arztes, falls er darum wußte, gleich nichts. „Geschehen tut's, wie Gottes Willen ist!" hieß es. Nun war allerdings Gottes Willen, daß viele Kinder an der Rotkrankheit, am Halsweh, Erwachsene am Nervenfieber, an den Pocken starben! Und in Gegenden, wo die Leute vorsichtiger waren, da war es Gottes

Willen, daß weniger Leute umkamen. Die Lebensführung der armen Waldbewohner war gewiß auch nicht danach; Erkältungen, Unregelmäßigkeit in Arbeit und Ruhe, in Essen und Trinken, schlechtes Wasser, ungelüftete Wohnung, Unreinlichkeit aller Art — es war nahezu wie eine systematische Vorbereitung, um von in der Nachbarschaft grassierenden Seuchen angesteckt zu werden. Und doch haben damals in jener Gegend Seuchen nie eine große Ausdehnung angenommen und von den Erkrankten sind allemal die meisten wieder gesund geworden.

Sehr oft wurden gefährliche Krankheiten gar nicht erkannt. Der Arzt wurde selten angerufen, oder er behandelte die Kranken nur vermittelst Botenberichte und Urinfläschchen. Die Kurpfuscher tauften auftretende Krankheiten nach eigenem Belieben. Da gab es „hitzige Gallfieber", „Herzwürmer", „Grasseln" und „Bläseln", „rotes Bauchweh" und „schwarzen Ausschlag", während tatsächlich Typhus, Ruhr, Scharlach, Blattern usw. wüteten.

Oft stand das Krankenbett in der Kinderkammer oder in der Gesindestube, manchmal nahe dem Eßtisch. Der schlechte Geruch in den überheizten, ungelüfteten Stuben wurde oft nur durch das Ausräuchern mit Wacholderreisig bemäntelt. Oder der Kranke lag im Viehstall, wo sich kein Mensch um ihn kümmerte, außer zu den Mahlzeiten, da ihm Essen gebracht wurde. Kurz, die Krankheiten machten kein Aufsehen, und wenn sie weitergriffen von einem Hausgenossen auf den andern, von einem Hof auf den andern, so wunderte sich niemand darüber und hieß es manchmal: „Ist gut, daß es ihn gepackt hat, nachher hat er's überstanden." Die Schuster-Ernestin in Alpel war der Meinung, jeder Mensch müsse alle Krankheiten einmal durchmachen, um endlich ganz gesund zu werden. Natürlich, je eher das

vor sich ginge, je besser. Allerdings, vor manchen Seuchen gab es großen Abscheu, darum hielt mancher Winkelarzt — der mehr Psychologe als Arzt war — für gut, sie gar nicht mit Namen zu nennen.

Von einer vernünftigen Krankenpflege ist noch heute dort selten eine Spur, entweder man tut zu viel oder zu wenig. Oft die törichtesten „Hausmittel“ oder — gar nichts.

Ein Holzknecht auf der Wölkeralm hatte mutterseelenallein in einer Heuhütte den Typhus überstanden. Und als er hernach befragt wurde, wie er sich denn ernährt, sagte er, hungerig sei er nie gewesen und den Durst habe ihm der Wiesenbach gelöscht. — Einmal war der Kohlenbrenner von Waldenbachschlag wochenlang nicht sichtbar geworden, und als man ihn später befragt, ob er einen Meiler abzukohlen gehabt hätte, antwortete er, in seiner Hütte auf dem Stroh sei er gelegen und habe sich einmal ordentlich ausgefaulenzt. Zuerst habe es ihn vor Frost so geschüttelt und sei ihm übel gewesen; dann habe er beim Atemziehen ein Stechen in der Brust gehabt und Blut sei gekommen. Dann sei er so müde gewesen, daß er sich gedacht habe: ah, ich bleib' liegen, und habe nur gedörrte Birnen und altgetrocknetes Brot gegessen. Es müsse so ein bissel eine Krankheit gewesen sein oder was, er sei nachher schier schwach gewesen, aber jetzt sei der Ungesund heraußen. Ja freilich war es „so ein bissel eine Krankheit gewesen“ — die Lungenentzündung.

Im Schiedhofe hatten sie einen jungen, baumstarken Knecht. Der war in Fischbach bei einem Begräbnis Leichenträger gewesen. Dann heimgekommen hatte er sich niedergelegt, war krank gelegen und acht Tage später gestorben. Wenn es irgendwo in der Nachbarschaft „Leichwachen“ gab, so waren stets auch Kinder dabei. Da durften sie in

der Nacht aufbleiben, mit den Erwachsenen unter dem Sternenhimmel, oder im Dunkeln mit der Laterne über Feld und Heide gehen, durften die Leiche anschauen; dann wurden „schöne Totengesanger“ gesungen, dann bekam man Weißbrot zu essen, sogar Most zu trinken. Das war ein Fest. Als nun im Schiedhofe der Knecht „Simmerl“ gestorben war, erbettelten auch ich und einige meiner Geschwister die Freude, zur Leichwache gehen zu dürfen. Mit großer Ehrfurcht traten wir, vom Vater begleitet, ins Haus. Dort, unter der Bodenstiege, sahen wir schon das Totenlicht, ein Ölflämmlein im Wasserglase, und daneben die lange Gestalt, mit einem Leintuche zugedeckt. Wir knieten, wie es Sitte ist, davor nieder, beteten still ein paar Vaterunser und besprengten hierauf die Leiche mit dem „Sprenggrassel“, das im Weihwassergefäße lag. Die Hausmutter des Schiedhofes war schon hinter uns gestanden, die eine Hand über dem Busen, mit der andern nachdenklich den Kopf gestützt. Sie hatte wohl darüber nachgedacht, was das vor wenigen Tagen noch für ein gesunder, lustiger Bursche gewesen war, in dem vor Freudigkeit jedes Aderl hat gezuckt und ganz Alpel hat geklungen vor seinem Singen und Juchezen. Jetzt lag er da auf der schmalen Bank und rührte sich nimmer. Die Hausmutter trat ein wenig vor und fragte uns mit leiser Stimme, ob wir ihn anschauen wollten? Wir nickten: Ja. Hierauf schlug sie bei Haupten das Tuch zurück. — Wir erschraken sehr. Das war nicht der Simmerl mit dem freundlichen Angesicht und dem schwarzen Schnurrbart drinnen. Das war eine völlig schwarze, aufgedunsene Masse, in der man kaum Augen und Nase, geschweige andere Züge erkennen konnte. Einen widerlichen Geruch verspürten wir und dann hat die Hausmutter den Toten wieder zugedeckt. Am nächsten

Morgen sind wir in der langen Reihe von Leuten hinter dem Sarge hergegangen, fast drei Stunden lang, bis wir zum Pfarrdorfe kamen. Dort unter dem großen Kruzifix ist der Sarg auf die Erde gestellt und geöffnet worden. Es kam der Arzt, hielt die Totenschau und schrieb in den Totenschein: „Simon Kroisbichler, 29 Jahre alt, gestorben an den schwarzen Blattern."

Weiß nicht zu sagen, ob zur Zeit in der Gegend noch neue Blatternerkrankungen vorgekommen sind. Ich und meine Geschwister sind gesund geblieben.

Damals wurde auch von einem Weibe erzählt, das an schwarzen Blattern schwer krank lag und ihre zwei Kinder ins Bett nahm, in der Meinung, daß sie an ihnen gesunden werde. Sie genas auch; von den Kindern aber starb das stärkere, während das scheinbar schwächere mit dem Leben davonkam und ein Mann wurde, „dem kein Gift schaden konnte". Gerade umgekehrt wie dieses Weib hat's jene arme Häuslerin gemacht, die an der „häutigen Bräun" erkrankte. Als sie die Krankheit erkannte, schickte sie sofort ihre fünf Kinder zu einer Verwandten, und dort sollten sie ausrichten einen schönen Gruß von „Unserer lieben Frau". Während die Kinder fort waren, zündete sie ihr Bettstroh an, verbrannte sich und die Hütte. So hat diese Mutter die Ansteckung ihrer Kinder verhindert. Die Geschichte hatte eine Magd erzählt, die aus dem Böhmerlande als Deichgräberin eingewandert war. Aber die Leute im Waldland schüttelten bloß die Köpfe dazu. „Wenn schon unsere liebe Frau angerufen wird, die hätte ja auch so helfen können!" — Ob der fromme Glaube allemal vor Ansteckung schützt? Meiner Mutter Lieblingssprüchlein: „Erst hilf du dir, dann hilft Gott dir!" wird wohl wahr sein. Ein bißchen Nachsicht wird der Herrgott freilich

haben müssen mit Leuten, die so grundeinfältig sind, daß sie die Gefahr gar nicht sehen und ihre rotwangigen Kinder an die Betten der Typhuskranken und zu den Särgen der an Blattern Verstorbenen schicken. Aber könnte diese Nachsicht nicht einmal in Zorn umschlagen? . . . Es ist wohl geschehen, daß bei Seuchen ganze Bauernhäuser ausstarben, so daß — wie ein munterer Chronist erzählt — „der letzte sich selber die Augen hat zudrücken müssen".

Wirklich Angst hat der Bauer nur vor der „Pest". „Aber die kommt nimmer." Und doch, man braucht irgendeine Seuche kurzweg „Pest" zu nennen, und der größte Schrecken, die denkbarste Verwahrung dagegen wird Platz greifen. „Mir nix dir nix umfallen und tot sein," das allein kleckt ihnen auf Sehweite.

Ärztliche Aufsicht von Amts wegen ist zu jener Zeit und in jenen Gegenden unbekannt gewesen. Der Tod konnte treiben, was er wollte, er hatte keine Kontrolle. Wurde einer still und starr, so legte man ihn auf die Bahre, nach zwei Tagen in den Sarg und trug ihn dem Kirchhofe zu. In dem Kirchdorf allerdings mußte man dem Arzt einen Blick auf den Toten machen lassen. Ein flüchtiger Blick, eine leichte Betastung des Hauptes, anders habe ich dazumal eine Totenbeschau nie gesehen. Später kam eine Verordnung heraus, die Särge dürften im Dorfe nicht geöffnet werden, sie müßten vor der Ortschaft zur Totenbeschau anhalten. Heutzutage muß auch im Gebirge der amtliche Totenbeschauer ins Sterbehaus kommen, es darf vor der Schau das Begräbnis nicht veranstaltet werden. Heute werden doch auch im Waldlande bei Seuchen die Absperrungs- und Schutzvorschriften beobachtet, so weit das Auge des Gemeindearztes reicht. Nur reicht es nicht immer weit genug. Ein gewisser Grad von Sorglosigkeit gegen

täglich drohende Gefahren wird im Landvolke ja immer sein. Abgesehen davon, daß allzu große Sorge um das leibliche Wohl nicht christlich ist, lebt noch immer der Fatalismus, der Glaube an die Vorherbestimmung, den der Philosoph weder bejahen noch verneinen kann. Seit die Naturwissenschaft das Gesetz von der Vererbung lehrt, kann der Fatalismus nicht einmal mehr als Irrlehre oder Aberglaube erklärt werden. Ist es den Leuten vererbt, das heißt angeboren, ob sie gesund oder krank, klug oder dumm sind, so ist es ihnen eben auch mit angeboren, ob sie den Gefahren ausweichen können, oder in dieselben hineintappen, und ferner, ob sie die Gefahren bestehen oder daran zugrunde gehen.

Bauernliebe.

Die Liebe anderer kann käuflich oder durch Tausch erworben werden; die Treue der Herzen hingegen gehört zu jenen Dingen, die man nicht erwirbt, die einem zugeweht werden wie der Blumenduft auf dem Felde. Die Liebe steht zwischen zweien Menschen als etwas Tätiges, sie jauchzt oder klagt, sie gewährt oder versagt. Die Treue schwebt zwischen beiden wie ein stiller, unsichtbarer Engel; in glücklichen Stunden merkt man gar nicht, daß sie zugegen ist, in Nacht und Frost aber fühlt man den warmen Hauch ihres Kusses. Die Liebe ist allen fühlenden Wesen gemeinsam, die Treue kommt nur bei edelgearteten vor, sei es im Menschengeschlechte, sei es im Tierreich. Die Treue wächst nicht in dem Verhältnisse mit den geistigen Anlagen, man kann im Gegenteile oft die Erfahrung machen, daß die Gescheitheit kein günstiges Klima erzeugt für die ebenso seltene als unvergängliche Blume.

Die Treue im allgemeinen war zu aller Zeit geschätzt, die Liebestreue jedoch hat ihre Feinde. So geht durch unsere Roman- und Dramenliteratur ein ganz merkwürdiger Zug, der wohl noch die Treue der unverehelicht Liebenden lobt, jene der Verheirateten aber lächerlich zu machen und auf das Eis zu führen liebt. Ich kenne aber eine Menschenklasse, welche Kraft, oder nennen wir es Ergebung, genug besitzt, sich in ein Bestehendes zu fügen und im (vielleicht manchmal unmoralischen) Zwange einen moralischen Halt zu finden.

In der Bauernschaft kommt der Ehebruch viel seltener vor als in städtischen Kreisen. In der Stadt kommt bei Liebesleuten die Treue vor der Trauung zur Geltung, auf dem Lande nach derselben.

Die Liebe auf dem Lande ist ein loses Ding. Da ihr die Wege und Tore allezeit offen stehen, so kann sie sich nur selten zu jener seelenverzehrenden Leidenschaft verdichten, wie sie der Dorfgeschichtenerzähler gern schreibt und das Stadtfräulein gern liest. In der Tat schäkert und flattert das herum:

„Ih hab' dih schon gern,
Aber lang' wird's nit währ'n,
A Stund', a zwei, drei,
Aft is's wieder vorbei."

Es kann aber auch wochenlang dauern, was mitunter schon einen Vorwurf nach sich zieht:

„Hast mih vierzehn Tag' gliabt,
Hast dih drei Woch'n g'schamt,
Ih hätt's ja die kurze Zeit
Ah nit verlangt."

„Hast mich gern? Hast mich gern?" Weiter denkt und fragt der Liebende nicht, er liebt in der Gegenwart, nicht in der Zukunft. Nur in der Stunde des Scheidens, zum Beispiel wenn der Bursche zu den Soldaten muß, regt sich schüchtern die Frage: „Willst mir treu bleiben?"

„Ja, ich bleib' dir treu!" sagt er, sagt sie, und sie glauben auch d'ran, aber schon liegt ihnen das Liedchen auf der Zunge:

„Ih bleib' dir ja treu,
Wie 's Röserl im Mai,
Wie 's Wölkerl im Wind,
Bis ih ein andere (ein anderen) find'."

Wie es die Herren Soldaten treiben, das weiß man ja; aber bisweilen wandelt den Hans doch das Heimweh an und er kauft sich ein mit buntem Rande schön bemaltes Briefpapier und schreibt der Grete einen Brief:

„Innigstgeliebte Margarethe!

So viel Stern am Himmel, so viel Sandkörnlein im Meer, so viel Blümlein auf dem Felde sind, so viel tausendmal grüße und küsse ich Dich!"

Die schwungvolle Epistel schließt mit dem „Dich bis ins kühle Grab liebenden Hans N."

So eine Zuschrift muß die Grete freuen, und sie kann den Samstagabend schon nicht mehr erwarten, wo sie diesen Brief dem Michel zeigen wird. Drauf muß sie auch antworten; sie selber kann das Schreiben nicht gut genug, als daß sie sich damit an einen Kaiserjäger wagen möchte. Der Michel ist so gut und schreibt für sie nach einem alten Konzept, und Gretes Brief wird nicht weniger schwungvoll, als es der vom Hans war, schließt aber mit dem guten Rat, nur schön gesund zu bleiben und sich recht zu unterhalten. Vom Michel kommt an den alten Schulkameraden ein schöner Gruß dazu.

Etliche Tage später vielleicht fühlt die Grete Anlaß, zu singen:

„Mein Herz is verwickelt,
Verwebt und vernaht,
Vernaht mit der Seiden,
Kann die Falschheit nit leiden.“

Und der Michel antwortet dem Mädchen mit heller Stimme:

„Dirndl, du schmierst dih an,
Du bist betrog'n,
Ih hab' mein Lebtag
Viel Dirndln ang'log'n.

Hiazt hat sih schon wieder
Der Hollerbam bog'n,
Und hiazt han ih schon wieder
A Dirndl ang'log'n.

Fertn und heuer
Und 's frühere Jahr
Han ih mei Dirndl g'foppt,
Und jetzt nimmt sie's erst wahr.“

Der Schmerz des betrogenen Mädchens ist groß, denn sie weiß für den Augenblick keinen Ersatz. Beseelt ist sie nur von dem Wunsche, seiner „Neuen“, dieser „rothaarigen Hex'“ oder dieser „schwarzschopfigen Schlangen“, die Augen auskratzen zu können.

Der Bursche ist seiner „Neuen“ gewiß sehr zugetan, macht ihr aber kein Hehl daraus, wie er's zu halten gedenkt:

„Schön is die Hollerstaud'n,
Weiß is die Blüah,
Das sag' ih dir voraus:
Allein hast mih nia.“

Sie geht ja drauf ein und schließt den Bund vielleicht unter folgender Bedingung:

„Bitt' dih gar schön, mein Bua,
Wann du schon mein bist,
Kumm nur g'rad selm nit,
Wann der andere herein ist.“

Die Burschen treiben es lustig fort in einer solchen Welt, die Gott so schön erschaffen hat; die Mädchen werden bisweilen in ihrem Wandel unangenehm unterbrochen. Ist ein junges Wesen da, so wird nicht allemal der Versuch gemacht, ihm einen Vater zu beschaffen; manche macht sich ihre große Auswahl zunutze und sie gibt die Ehre dem Wohlhabendsten, vielleicht dem einzigen Sohne eines reichen Bauers, der möglicherweise, um anderseitigen Wahlakten zu entgehen, rasch mit ihr in den Ehestand schlüpft.

Kurz, in den unehelichen Verhältnissen bei den Bauern wird Treue nicht immer verlangt und nicht allzuoft geleistet. Und wo wahre Treue vorkommt, da gibt es gebrochene Herzen.

Voll Wehe ist die Klage eines betrogenen Mädchens:

„Hast mih ans Herz druckt,
Hast mir in d' Augen guckt,
Hast mir viel Busserln geb'n,
Treu' versprochen fürs ganze Leb'n.

Hab' kennt ka Herzenleid,
Hab' g'lebt in Seligkeit;
Hiazt hast an and're gern,
Und ih muaß sterb'n.“

Selbstmord aus Liebe kommt in der Bauernschaft kaum vor; „Romeo und Julie auf dem Dorfe" von Gottfried Keller ist eine schöne Dichtung, aber der bewußte „Doppelselbstmord" von Anzengruber — es sei hier nicht weiter angedeutet, worin er besteht — beruht auf tausendfältiger Wahrheit. Wohl gibt es Fälle, daß das Bauermädchen aus unglücklicher Liebe an gebrochenem Herzen, der Bursche aus demselben Grunde an mißverstandenem Ersatze und gebrochenem Leibe stirbt — die Norm aber ist, nach dem gelösten Verhältnis rasch eine lustige, neue Liebschaft. Häufig kommt es vor, daß das Mädchen den alten Liebhaber, mit welchem sie etwa noch vor wenigen Wochen den Tanzboden besucht hat, zu ihrer Hochzeit mit dem neuen einladet, und der Verschmähte erscheint wirklich und bringt eine gute Gesundheit auf das Brautpaar aus und unterhält sich prächtig. Es möchte ihn wundernehmen, wenn er unter den Hochzeitsgästen nicht eine gewesene Freundin des Bräutigams fände!

So steht's einmal mit der lieben Prosa der Liebe da draußen, während der junge Städter in seinem süßen Gegirre nicht genug Reime auf „Treue" finden kann, sie zuerst mit „Scheue" paart, dann mit „leihe", endlich mit „Reue"; damit ist er auch zu Ende.

Ich habe hier darum so ungescheut von der Flatterhaftigkeit ländlicher Liebe gesprochen, weil ich des Gegengewichtes sicher bin. Es gibt auch im Dorfe „wilde" Ehen, welche, in stiller Stunde geschlossen, bis in den Tod währen. Paare, die sich in freudiger Jugend fanden, oft Dienstboten, ohne Möglichkeit zu heiraten, halten zusammen in Arbeitsplage, in Armut, in Anfechtungen, in allerlei Bedrängnissen; sie halten zusammen frei und treu, teilen ihre Lust, teilen ihre Leiden, teilen ihre Pflichten und ihre Kreuzer, gehen still vorbei an den Lästerungen der Prüden, an den

Flüchen und Verhöhnungen, tragen ergeben an dem Joche, das ihnen ein starres Gesetz, eine herzlose Gemeinde aufbürdet, halten zusammen bis in ihr kummervolles Alter und sterben endlich, ohne das süße Wort „Liebe“ in ihrem Leben jemals ausgesprochen zu haben. Das sind die keuschen, glückseligen Herzen, deren jeder Atemzug ein Aufjauchzen ist:

„Mein einziger Schatz,
Du bist mein' Leben,
Du bist mein' Freud'
In alle Ewigkeit!“

Wohl auch an solche Gemüter schlägt bisweilen das Wehen des Mißtrauens, der Eifersucht, die Ahnung eines grenzenlosen Unglücks. Ausdruck leiht ihrem beklommenen Gefühle folgendes Lied:

„Nachst bin ih hin zu ihr,
's hat g'rad der Mond schön g'scheint,
's war alles mäuserlstill,
Es rührt sih nix.
Und gach, da fallt's mir ein:
Wann s' epper untreu wär!?
— — — — — — — —

Na, na, mein Dirndl,
Das kann's nit geb'n,
Da wär's ja aus
In alle Ewigkeit!“

Alle diese Zweifel schwinden vollständig, wenn der Priester erst seine Stola über die Hände eines Paares gelegt hat. Ob sie sich selbst gefunden und gewählt haben, oder ob sie zusammengekuppelt worden, aus was immer für Gründen sie miteinander die Ehe schlossen — ernst, gewaltig ernst nehmen sie des Priesters Wort von der „Treue, bis sie der Tod trennt“. Vielleicht trägt es sich zu, daß eins oder das andere, oder daß beide für sich in finsteren

Stunden beten, der Tod möge sie doch bald trennen, vielleicht daß im glücklosen Herzen einmal Pläne wach werden, wie man dem großen Erlöser erfolgreich in die Hand arbeiten könnte ....

Wir erschrecken vor dem Statistiker, der es uns in Zahlen sagt: Je weniger Ehebrüche, je mehr Gattenmorde.

Doch das ist eben wieder nur die Schattenseite. Selten werden bäuerliche Ehen aus Liebe geschlossen; bisweilen ist zwischen den Brautleuten sogar eine persönliche Abneigung vorhanden; doch sie haben ausgeliebelt, keines hat anderseits mehr viel zu erwarten — so fügen sie sich nun praktischen Gründen, heiraten zusammen, gewöhnen sich zusammen, sind gegeneinander vielleicht kalt, rauh, brutal, aber leben sich einander an, und die gleichen Schicksale teilend, verwachsen sie im Laufe der Zeit so sehr ineinander, daß oft, wenn endlich eines von beiden stirbt, das andere rasch folgt.

Über manches, worüber wir Sophisten so leicht stolpern, hilft sich der Bauer durch seine versteinerten Grundsätze, zumal wenn solche mit seiner Religion gemeinsam gehen. Er kennt kaum eine schwerere Sünde als den Ehebruch; in der Liebe entschuldigt er mehr als der Städter, in der Ehe weniger. „Das ist der von Gott eingesetzte, der heilige Stand. Eine rechte Ehe trennt nicht Not und Tod, sie wird auch im Himmel noch sein.“

Ich habe einen Bauersmann gekannt, dem im zweiten Jahre seiner Ehe das Weib erkrankte, in Schwermut und Irrsinn versank und in eine Irrenanstalt gebracht werden mußte. Der Mann lebte eine Weile still und einsam fort, endlich wurde es lautbar, daß er mit seiner Dienstmagd, einem hübschen frischen Mädchen, ein Verhältnis habe. Auf der Stelle zogen sich die Nachbarn von ihm zurück, mieden ihn auf dem Kirchweg, keiner setzte sich im Wirtshaus an

seinen Tisch, er war verachtet wie ein Ketzer. Weit verbreitete sich die Kunde von dem Ehebrecher; wir Kinder wußten nicht, was das heißt, bekreuzten uns aber, so oft wir den Mann sahen, und fühlten halb Genugtuung, halb Erbarmen bei dem Gedanken, wie der einmal in der Hölle braten werde. Unter solchem Leumund ist kein Leben; der Mann verkaufte endlich seine Wirtschaft und wanderte aus. Sein armes Weib soll ihn überlebt haben.

Wer möchte den „Witwer bei lebendigem Weibe" nicht entschuldigen! Und doch, wie ganz anders handelt die Treue in ihrer oft fast übermenschlichen Kraft! In meiner Heimat lebte ein Weib, dem noch in jungen Jahren der Ehemann in ein unheilbares Siechtum verfiel. Man riet ihr, man bot ihr die Mittel, den Kranken in ein Spital nach Graz zu bringen, wo er die zweckmäßigste Pflege finden würde. Aber sie ließ ihn nicht, sie arbeitete und darbte und sie pflegte ihren Mann bei Tag und bei Nacht. Wenn sie allein war, weinte sie, wenn sie um ihn war, machte sie ein fröhliches Gesicht und tröstete ihn, ermunterte ihn; nicht ein einziges Wort der Klage kam über ihre Lippen, sie war die liebe Geduld selber. Sie verblühte, sie verkümmerte, sie wurde kränklich, sie wurde alt an seinem Siechenlager, aber sie hielt aus und erquickte das alte, mürrische, armselige Wesen, das ihr — ach, vor langen, langen Jahren — am Altare angetraut worden, täglich mit ihrer Liebe und Güte. Endlich starb er. Am Tage seines Begräbnisses, nachdem sie das Holzkreuz auf sein Grab gesteckt, legte sie sich zu Bette und nach kaum zwei Wochen ruhte sie im kühlen Grunde bei dem, der ihres Lebens Inhalt — Glück und Elend gewesen.

Bauernhumor.

Gemütlichkeit ist eine dehnbare Haut, die sich über alles mögliche spannen läßt. Gemütlichkeit soll von Gemüt abstammen, ist aber seinem edelherzigen Vorfahren sehr entraten. Gemütlichkeit ist eine Vagabundin, die sich heutzutage mit den ungesittsten Gesellen herumtreibt. Im gewöhnlichen verstehen wir unter Gemütlichkeit den Gegensatz von Ernst, Zurückhaltung, Gemessenheit, von strenger Umgangssitte und Höflichkeit. Und was ist da nicht alles gemütlich! Gemütlichkeit besitzt nicht einmal einen Rock, sie läuft in Hemdärmeln um; sie ist bald mit jedem gut Freund, schäkert und hüpft mit dem nächstbesten Fremden und schmiegt ihm den Arm um den Nacken, und trinkt aus eines jeden Glas und ißt mit eines jeden Löffel und hat allweg gutmütig zwinkernde Äuglein. Sie nennt sich gern treuherzig, ist aber kein wahrer Freund, denn im Unglücke und selbst in Geldsachen schon hört die Gemütlichkeit auf.

Das wäre gar nicht schmeichelhaft, besonders für den Steirer, der sich des Rufes großer Gemütlichkeit erfreut. Indes aber ist die Gemütlichkeit des Landmannes etwas anderes als die des Städters. Die des Städters ist so oft eine verunglückte Nachahmung der ländlichen Natürlichkeit und des urwüchsigen Humors. Die Natürlichkeit und der Humor des Landmannes jedoch ist so häufig wieder was anderes als das, was wir unter Gemütlichkeit verstehen.

Eigen steht es, wo sich die „Gemütlichkeit" mit der Roheit paart.

„Heut' ist's lustig," schreit der Bauer bei der Kirchweih, „heut' muß gerauft werden!" Sie sind ja unter sich und aus lauter Gemütlichkeit heben sie Händel an, und wenn einer halbtot geschlagen ist, so sagt der Täter ihm: „Mußt nit harb (böse) sein deswegen; schau, so hab' ich's nit gemeint."

„Bin auch nit harb," entgegnet etwa der Geschlagene, „aber wenn ich wieder auf kann, kriegst es zurück!"

Ein anderer „gemütlicher" Fall. Der schwarz' Toni war ein Lumpenkerl; er trieb sich in den Schänken und mit allerhand Volkwerke um. Des war sein Weib nicht zufrieden und oftmals weinte sie in ihre Schürze hinein: „Ach Gott, ach Gott, wäre ich ledig (unverheiratet) geblieben!" Da kam eines Tages der schwarze Toni halb besoffen und ärgerlich über ein verlorenes Spiel vom Wirtshause heim. Sein Weib schluchzte wieder, da packte ihn der Zorn, er faßte das Tischmesser, stieß es ihr in die Brust und sagte dabei mit weichmütiger Stimme die Worte: „So, meine Luiserl, itzt bist wieder ledig."

Einen gemütlichern Mord kann man sich doch nicht denken.

Ganz anders gemütlich ist freilich der Lackensepp. Das ist ein Großbauer in der Ratten, sonst ein sehr ernsthafter Mann.

Sein Gesinde hat großen Respekt vor ihm. Wenn er aber im Wirtshaus ist, wird er lustig. Fürs erste tut er den Rock aus, er hat allfort ein frisches Hemd an dem Leibe; dann tut er seine porzellanene Tabakspfeife hervor, auf welcher ein tirolisches Liebespaar gemalt ist, das miteinander Zither spielt, und auf der anderen Seite ein tirolisches Ehepaar, das sich prügelt. Dann bringt der Wirt des Lackensepp Stammglas, darauf ist ein taumelnder Mann

zu sehen, der den Hut schief in den Kopf gedrückt hat und das Weinglas schwingt. Darunter steht zu lesen: „Heut' geh' ih 's nit hoam!" Oder es liegt auf dem Stammglas ein Betrunkener unter dem Tisch und neben heißt's:

„Däs is a Lump, däs is a Lump,
Der mit an Rausch kimmt z'Haus!
Drum schlof ih mein Rausch, ih mein Rausch
Im Wirtshaus aus."

Oh, der Lackensepp schläft noch lange nicht. Wein her! Den besten und viel! er bewirtet den ganzen Tisch.

„Und wan da gonz Rattnboch Wein wa,
Und wan da gonz Rattnboch mein wa,
Däs war a Welt!
Und olle Mühln bliebn da stehn in Birkfeld!"

Der Rattenbach oder die Feistritz fließt nämlich nach Birkfeld, und der Sepp meint, wenn der Rattenbach Wein und sein wäre, so würde derselbe gleich an Ort und Stelle ausgetrunken und so allen untenstehenden Mühlen die Treibkraft genommen.

Hernach wird im Chor gesungen; die Lieder sind alle gemütlich, sind alle in Hemdärmeln — ja, noch wunders, wenn sie's Hemd anhaben.

Spät in der Nacht muß sich der Lackensepp trennen von den lustigen Genossen. Er geht nach Hause, er hat keinen Rausch, aber der Wein ist doch ein feines Trankl! Unterwegs sieht er ein glimmendes Johanniswürmchen. „Herrgotts Vater!" ruft er, „da kommt mir das Käferl entgegen mit der Latern' — zum Heimleuchten. Brav bist. Kriegst ein Trinkgeld auf Neujahr!" Hernach hebt er mit dem Mondkipfel, das am Himmel steht, einen Diskurs an. „Du Mond!" lallt er, „ein Musterkerl bin ich, vergleichs

deiner. Du — du bist alle Monat einmal voll, und ich — ich alle Tag. Tralala! Sau — saufen muß der Kerl!"

Glücklich kommt er nach Hause. Still im ganzen Hofe. Alles schläft. Ist das ein langweilig Nest, so ein Bauernhaus! Der Sepp sagt es selbst; er möchte am liebsten die Knechte aufwecken, daß sie ihm helfen, etzlichen Schabernack zu treiben, 's ist allzu tausendlustig heut! Aber vor dem Gesinde muß der Großbauer stets ernsthaft sein. So will er mit dem Kettenhund anbinden: „Türkl, schau, Türkl, geh' her da! Ich laß dich los, Türkl, wir springen noch eins um." — Aber der Hund knurrt, er erkennt seinen Herrn nicht wieder.

So sucht der Sepp seine Kammer auf. Sein Weib schläft wie ein Maulwurf, und er weiß sich vor Lustigkeit gar nicht zu helfen. In allen Gliedern zuckt's ihm, was soll er nun anfangen? Die Oberdecke zerrt er dem Weibe aus dem Bett und hängt sie an den Wandnagel. Das ist ein feiner Spaß, er reibt sich kichernd die Hände. Da kommt ihm noch ein besserer Einfall, er hüllt die Decke dem Kachelofen über. Er jubelt vor Entzücken. Da erwacht sein Weib: „Was treibst denn, Seppel? Bist närrisch worden?"

„Na, du mei liab' Weibel," lallt er, „'s ist so viel gemütlich heut', so viel gemütlich."

Derlei ist ein unechter Humor, und nicht jener natürliche, schalkhafte, der den Älpler charakterisiert, der uns in alten Sprichwörtern und Volksliedern so oft antritt. —

Der wahrhafte, goldene Humor, der ist nicht so leicht bei der Hand. Da hilft kein Witz und keine Gescheitheit. Ich möchte sagen: der Humor ist eine Spätfrucht. Bei den Jungen ist er seltener zu finden als bei den Alten; bei den Reichen seltener als bei den Armen; bei schöngewachsenen Leuten seltener als bei Krüppeln — kurz, im Glück

seltener als im Elend und in der Verlassenheit. Ist auch kein Wunder. Wo und wann sich die Leute zurückziehen von der äußeren rauhen, boshaften Welt, dort und dann hebt sich der innere Mensch an zu regen, zu sprechen, zu trösten und zu schalken. Oft, wenn das blutige Herz aufschreit im Weh, zittert und zuckt gern ein wenig Humor mit d'runter. Mancher, der in kleinem Mißgeschick schauderlich schilt und flucht, wird in großem Unglück ganz lustig und witzig — und hier ist der Witz Humor.

Als dem Reiter-Michel die Kornfuhr das erstemal umgefallen war, schrie er wütend: „Höllsaggra, vermaledeiter!" Als die Kornfuhr das zweitemal umpurzelt, sagt er schier gelassen: „Aha, geht richtig auch der Teufel paarweis'." Und als sie das drittemal fällt, stößt er ein Lachen aus: „Ist schon recht, alte Kraxen, jetzt kannst selber aufstehen — ich leg' mich auch ins Gras."

Gar markig ist der Ausspruch des alten Häusler-Natz. Ihr kennt die Geschichte. Der Natz baut Korn an und macht eine Wallfahrt auf die Meinung, daß sein Korn gut wachsen sollt'. Aber wie der Hochsommer kommt, steht's schlecht mit dem Korn. „Ho," grölt der Natz zum Pfarrer, „'s Beten hilft eh nichts mehr. Ist das ein Korn für einen Christen?"

„Aber, lieber Freund," sagt der Pfarrer, „Ihr werdet halt nicht gut gedüngt haben?"

„Hoi jo!" macht der Natz, „wann ich Mist han, brauch' ich kein Herrgott nit!"

Ob der Bauer so viel Herz und Gemüt habe, als der gebildete Städter? Darüber ließe sich reden, und sogar klug reden. Ich mache es aber noch klüger — und schweige davon. Gott hält seit Jahrtausenden die Wage in der

Hand, in welcher er die Herzen der Menschen wiegt! er hat sich noch nie gegen den Bauer ausgesprochen.

Das Herzens- und Geistesleben des Bauers, das ideale Sein fängt ihm so recht erst in religiösen Dingen an. Vor unserem Herrgott hat er Respekt, das läßt sich nicht leugnen. Und doch treibt er mit ihm gerne manch ein lustig Stückel. Anstatt daß der Trotzkopf zu Gott hinaufsteigt, muß Gott zu ihm herab, muß in seine Bauernjoppe, muß an seinen Tisch. „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und gesegne, was du uns bescheret hast. Weil du schlechte Jahr' schickst ins Land herein, mußt mit der schlechten Kost zufrieden sein." So lautet ein Tischgebet.

Da der Bauer mit der Bibel, wie sie ist, nicht viel anzufangen weiß, so übersetzt er sie gern in seine Dorfwelt. Bei der Geburt Christi, zum Beispiel, denkt sich der Bauer die Hirten in der steierischen Gebirgstracht, mit Hirschlederhosen und Federhut, also beten sie vor der Krippe des göttlichen Kindes: „Gelobt sei Jesu Christ, der am Kreuz für uns gestorben ist!" Und die Englein fliegen wie die Spatzen über die Bethlehemstadt hin und her und singen: „Gloria in excelsis Deo — dulieh, dulieh, dulieho!"

Einen besonderen Humor hat der Alpler in Liebessachen. Zu unserem Herrgott haben die verliebten Leut' nicht viel Vertrauen, der ist allzu streng in solchen Dingen. Da stecken sie sich schon lieber hinter die Heiligen, die wissen, wie es einem gehen kann, die haben selber was probiert auf der Welt.

Das meiste Zutrauen aber haben sie zur Mutter Gottes — das ist ein Weib, bei dem greift das Bitten an. Sie muß die Helferin sein immer und immer. Sind die Leute in Krankheit oder einer anderen Gefahr — sie rufen die Mutter Gottes. In Feuer und Wasser, in Blitz und Sturm, brechen Räuber ins Haus oder packt der Geier eine Henne —

sie rufen die Mutter Gottes. Im Sterben und im Sündigen, in Herzensnot und heißer Lieb' — sie rufen die Mutter Gottes.

Aber nicht allemal so, wie jener Pferdedieb. Der hatte der Mutter Gottes von Zell eine pfundschwere Opferkerze versprochen, wenn der Diebstahl gelinge. Als er dabei unselig erwischt worden, sagt er: „Die Zeller Mutter Gottes ist auch lutherisch worden, weil sie auf eine geweihte Opferkerzen nichts mehr will halten!" —

Eine frische Lieb' und einen scharfen Humor haben die Sennerinnen auf der Alm. Die jüngsten stellt der Bauer nicht auf die einsame Höh', aber der frische Wind und der guldene Sonnenschein kann noch im Spätsommer einen blühenden Mai bringen.

Daß allerhand Mannesleute hinaufsteigen zu den hohen Weiden und mit gehobenem Herzen oben dahinschlenkern über die grüne Alm, das ist so und ist gut so. Weil aber doch nicht jedes Paar zusammensteht, das zusammengeht, weil sich die Sennerin manchmal hüten will und der Bursch sich rächen, so gibt's allerhand Stand- und Spottliedeln, die hin und her fliegen wie aus Sonnenstrahlen geschmiedete Pfeile.

Das Dirndl ist trotzig, da schießt ihm der Bursch ein Liedel zu:

„Gelt Dirndl, liabst mih!
Wan'st mih liabst, kriagst mih,
Wan'st mih treu liabst
Kannst mih hab'n — wanst mih kriagst!"

Oder der Bursch ist blöde, da singt ihm das Dirndl zu:

„An Buabn han ih kent,
Der ka Dirndl hat gliabt.
In Himmel is er kema,
Aber — Schläg hat er kriagt!"

Ein ausgelassener Jägerbursche verkündet es laut:

„Dreizehn Dirndln tua ih liab'n,
Alli sein s' in ein' Kranz,
Wann der Teuxel Ani hult,
Bleibt's Dutzend noh ganz."

Anders klingt es, wenn die wahre, unglückliche Liebe ihre leidmütig süßen Erinnerungen, ihr Herzweh aussingt:

„Ih woaßs noh, wia heint,
Hat da Mond so schön gscheint.
Sie hat 's Köpfel auf mih g'legt
Und hat bitterlih g'weint."

„Da drauß'n im Wald
Is a Wasserle trüab.
Hast ein andern Buabn g'hals'n,
Bist nix mehr so liab.

Hast ein andern Buabn g'hals'n,
Bist nix mehr so liab,
Kannst dih hundertmal wasch'n,
Rinnt's Wasserl doh trüab!"

Allzu lang hält derlei aber nicht vor. Ehe sich der Almbursche eines treulosen Dirndl wegen ein Leid antäte, springt ihm sein Freund, der Humor, bei. Der betrogene Knab' weiß sich zu trösten, er wird ganz altgescheit und singt sogar Eigenbau:

„Dirndl, dein Schönheit
Geht ah wul zu End,
Wia 's Bleamerl auf dem Feld,
Wan 's der Reif vabrent.

Der Herrgott moants guat,
Hat die schön' Dirndln aufbracht,
Und da Teufel, der Teufel
Hat die alten Weiber draus g'macht."

In Liebessachen kann der dümmste Bauerntölpel witzig werden. Auf nichts weiß er so viel treffende Bilder zu

finden und anzuwenden, als auf das Geschlechtsleben und seine Mysterien. — So viel hier noch über den Humor in der Liebe. —

Im schönen Aussee lebt heute noch ein alter Steinbrecher, der hat einen gepfefferten Humor. Der Mann hat just nicht viele Freunde, doch unterhält er sich recht gut, er spielt mit der Welt, die von anderen oft gar so schauderlich ernst genommen wird. Der Steinbrecher hat unter anderem die Gewohnheit, auf alles, was eine Standesperson sagt, seinen Senf d'rauf zu geben und nutzt dazu gern alte Sprichwörter. Sagt z. B. der Pfarrer bei der Christenlehre: „Gott ist gegenwärtig überall!" so murmelt der Steinbrecher sicherlich vor sich hin: „Nur nit in Rom, dort hat er seinen Statthalter." Wenn etwa der Dorfrichter einmal mahnt: „Alles mit Maß!" so sagt der Steinbrecher gewiß d'rauf: „Das hat auch der Schneider gesagt, wie er sein Weib mit der Ellen hat totgeschlagen." —

Am besten gefiel mir der humoristische Funke immer in solchen Augenblicken, die geeignet sind, das Menschengemüt zu erschrecken, zu erschüttern. Als (1885) in Steiermark das große Erdbeben war — es war in der Nacht zum ersten Mai —, beschäftigten sich an einem Bauernhof gerade mehrere Burschen, der Dorfschönen einen Maibaum zu setzen. In dem Augenblicke, als sie den Stamm hoben und mit einem kräftigen Stoß in die Grube fallen ließen, bebte die Erde! „Oho!" rief einer dem anderen zu, „nur nit so hitzig, sonst sprengen wir die Weltkugel auseinander." — Oder hatten die guten Jungen wirklich gemeint, ihr Stoß in die Erde habe den Boden so stark erschüttert, daß in den benachbarten Orten die Häuser einstürzten? —

Eigen mutet es an, wenn zwei Bauersleute miteinander in Wortstreit sind. Die Ausdrücke und Gleichnisse,

deren sie sich bedienen, sind nicht immer bloß derb, sondern oft auch witzig und beißend.

„Wie du, sind mir neun Tag' Regenwetter lieber, das sag' ich!"

„Das glaub' ich schon, die Kröten sind dem Regen gar nicht feind."

Oder anders.

„Wenn eins von dir was erlangen will, muß man eine gute Gnad' Gottes haben?"

„Wie kann denn ein Höllbratel, wie du bist, eine Gnad' Gottes haben?"

„Du, ein Höllbratel geb' ich dir nit ab, das sag' ich trocken!"

„Wärst mir auch viel zu mager, du."

In diesem Tone geht's oft eine Weile fort, die gegenseitigen Vorwürfe sind mitunter gar drollig, und nicht zu selten geschieht es, daß der wütend angefangene Streit mit einem Gelächter endet.

Ein anderes.

Dem alten Maxhofer war sein Weib gestorben. Langsam aber stetig schritt er in dem öden Hause umher. „Ei, ei," seufzte er, „nur noch einmal, wenn sie mich nur noch einmal ausgreinen (auszanken) tät', meine Zilla!" —

Echte Gemütstiefe mit Gemütlichkeit gepaart offenbarte sich mir in einem Zwiegespräche, welches ich einst zufällig zu hören bekam.

Vor einer Mühle auf dem Kornsacke saßen ein junger und ein betagter Bauer. Der junge wischte fortweg Staub von seinen Knien und sagte dabei ein fürs anderemal: „'s ist wohl hart." Ihm war das Weib gestorben.

„Ja freilich ist so was hart," entgegnete der Ältere endlich.

„Das Weib entratet man verfluchtlet schwer im Haus."

„Das ist gewiß," gab der andere bei, „wirst dich wohl wieder um eine umschauen müssen, Hans."

Der Jüngere bürstete mit der flachen Hand beharrlich an seinem Knie. Dann sagte er: „Was es etwa nachher ist, wenn man einmal gestorben ist? Was meinst, Jak, kommen Eheleut' im Himmel oben wieder zusammen?"

„Dasselb' denk' ich wohl."

„Nachher kann ich nimmer heiraten. Was fangst denn im Himmel mit zwei Weibern an?"

Der Jak stutzte. „Ist auch wahr," sagte er dann, „auf das hätt' ich mein Lebtag nicht denkt."

„Ja, wie bin ich denn nachher dran? Die erst' will ich nit versetzen (verlassen)".

„Leicht ist's so, Franzel: Bleibst der ersten getreu und heiratst nimmer, so kommst wieder zu ihr. Heiratst aber wieder, so wirst gotikeit der ersten ungetreu und wirst im Himmel wohl mit der letzten beieinander sein. So denk' halt ich mir's."

„Wird auch nicht viel anders sein. Und itzt weiß ich's, ich verbleib' ledig."

Der Franzel hat dazumal tatsächlich nicht geheiratet. Aber weil es wahr ist, daß man „das Weib verfluchtlet schwer im Haus entratet", so hat er sich eine Wirtschafterin genommen. Die war noch um etliche Jahre jünger als er. Und nach einer Zeit sind der Franzel und der Jak wieder zusammengesessen auf den Mühlsäcken oder anderswo.

„Franzel," schmunzelte der Alte, „wenn du's so treibst, so wirst 'leicht nit mit deiner ersten im Himmel zusammenkommen, viel eher mit deiner zweiten in der Höll'."

„Meinst?" versetzte der andere, „du, in der Höll' wär's mir zu heiß."

Darauf hat der Franzel seine Haushälterin Form Rechtens geheiratet. —

Somit möchte ich meine Betrachtung und Darstellung schließen. Wollte ich weiter erzählen — an Stoff wäre kein Rand und kein Ende. Im ganzen, glaube ich, dürfte angedeutet sein, wie der Humor unserer Gebirgsbewohner beschaffen ist. Freilich ist diese kleine Umschau nur ein Tropfen vom Meer des Volksherzens, ein Tautropfen, vielleicht — ein Blutstropfen.

Aber dieses Meer, auf dem die Leute zwischen Zeit und Ewigkeit hin und her so gern „schiffgefahren" sind, hebt in unseren Tagen stark an zu sinken.

Über Berg und Felsen hat man die neumodischen Zithersaiten gezogen — den Telegraphen. Und auf diesen Zithersaiten klingt ein neues Lied, das lockt den Häusler aus dem Wald und den Halter von der Alm — lockt sie hinaus in die weite Fremde, in die großen Städte und Fabriken, wo ihr armes, einfältiges und in der Einfalt weises und glückliches Seelenleben zugrunde geht.

Und zu jenen, die daheimbleiben im Gebirge, kommen die Fremden mit ihrer neuen Art und mit ihrem neuen Glauben. Und wie vor Zeiten die Älpler den Kampf ums Dasein vor allem führen haben müssen gegen die Elemente, so müssen sie ihn jetzt führen gegen die Welt. Da ist mit der Geduld und Ergebung, mit der Innigkeit und der Herzensheiterkeit freilich nichts auszurichten, da müssen andere Waffen sein. Und so nimmt es diesen Lauf: das Gefühl wird Empfindelei, die Weisheit wird Schlauheit, der Humor wird Witz, der Kopf wird voller — das Herz wird leerer.

Der Zeitgeist hat unseren Bauern viel gegeben, aber mehr noch genommen.

Da fällt mir allemal der Almhiasel ein und sein Bruder, der Wastel. Sind zwei brave, lustige Leute gewesen, ehemals; die harten Zeiten haben sie frisch über die Achseln geschupft, von einer auf die andere, und unser Herrgott ist ihr bester Kamerad gewesen. Und wie jetzt so allmählich die neue Zeit und die neuen Leute kommen mit der neuen Weltweisheit, da haben der Hiasel und der Wastel auch einen neuen Humor bekommen. — Arg verzagt steht der Hiasel auf seinem steinigen Feld und schaut in den Abgrund nieder, wo der Wildbach braust, und legt seine Hand auf die Stirn und simuliert: „Jetzt möcht' ich doch wissen für was! Da kommt der Mensch auf die Welt und muß so viel leiden. Und wartet von Tag zu Tag auf was Besseres — und es kommt nichts. Sonst, wenn einem weh ist gewest, angst und bang worden auf der Welt — da hat man mit feuchten Augen zum Himmel aufgeschaut, und ist einem leichter worden. Und jetzt heißt's, daß dort oben niemand daheim wär' . . . Oh, wann ich denk', daß dieses Leben, Hoffen und Leiden all umsonst sollt' sein!"

„Umsonst?" sagt sein Bruder, der Wastel. „Ah, nein, umsonst nicht. Mußt ja dafür Steuer zahlen."

Und das — das ist der neue Humor.

Inhalt.

Die Älpler in Wald- und Dorfgestalten.

Von **Peter Rosegger** erschien zuletzt im gleichen Verlage:

Heimgärtners Tagebuch

11.–13. Tausend

Broschiert M. 4.–, gebunden M. 5.—, Halbfranz M. 6.—

Deutsche Alpenzeitung: „Welch ein reiches, lustiges, nachdenksames, wehmütiges und doch lichtes Buch! Eine reife, heitere, kluge Persönlichkeit spricht aus ihm, und plaudert von dem und jenem, vom Guten und Schlimmen."

Die Gartenlaube: „Ein echter Rosegger — unverkennbar in seinem Humor und seiner Schlichtheit."

Reclams Universum: „Ein prachtvolles Buch ist dieses Tagebuch, das eine unerschöpfliche Fülle von allerlei Klugem und Gemütvollem bildet ... Markige Zornesworte findet er wider alles Faule und Laue. So spricht aus diesen Blättern eine Weltanschauung, die weder rechts noch links nach Beifall fragt und die darum so herzerfrischend und natürlich wirkt."

Nationalzeitung Basel: „Ein Buch wie geschaffen für unsere das kurze und gute liebende Zeit: Ansichten, Erfahrungen, kleine Erlebnisse, Einfälle, Stimmungen."

Das Hochland: „Eine so gesunde und frische Lebensanschauung mit soviel Humor und Gradsinn vorgetragen, daß man das meiste als Perlen echter Volksschriftstellerei bezeichnen kann."

Preußische Schulzeitung: „Ihr Roseggerfreunde greift dankbar nach dieser Gabe! Sicherlich wird sie Euch köstliche Stunden bereiten!"

Gesammelte Werke
von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Vierter Band

Heidepeters Gabriel

Eine Geschichte in zwei Büchern

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Heidepeters Gabriel

Eine Geschichte in zwei Büchern

Von

Peter Rosegger

1913
Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorbemerkung.

Es ist die Meinung aufgekommen, daß die Erzählung „Heidepeters Gabriel" meine eigene Lebensgeschichte wäre. Diese Meinung ist unrichtig. Eine solche Selbstbespiegelung wäre geschmacklos bis zur Unanständigkeit. Die Geschichte ist eine poetische Darstellung des oft Geschehenden, wie einer aus armseligen Niederungen und Widerwärtigkeiten aller Art durch Wille, Mühen, Kämpfe und Glück zur Höhe kommt und ein außerordentliches Ziel erreicht, um dann von einem neidischen Geschick wieder in tiefes Leid gestürzt zu werden.

Daß ich zu dem Bilde Farben von der Palette persönlicher Erfahrungen genommen habe, ist wohl wahr. Das trifft besonders zu bei den Gestalten des Heidepeters, seines Weibes Klara und der jungen Frau Anna. In Gabriel selbst habe ich ja auch persönliche Stimmungen und manches Gleichnis hineingelegt aus meiner Jugend Leid und Glück. Tatsächlich aber ist — und das will gelegentlich dieser Ausgabe gesagt werden — schon der ganzen Charakteranlage nach Heidepeters Gabriel ein anderer als sein

Verfasser.

Krieglach 1912.

Erstes Buch.

Die Einöde.

Ein Besuch in später Nacht.

Auf dem Rasenplatz vor dem Heidehause liefen Leute herum in großer Verwirrung.

„Schlagt ihn tot! Schießt ihn nieder! Werft ihm den Schädel ein!“ riefen sie, und zerrten Stangen herbei und haschten nach Steinen und stürmten im Hause umher nach einem Gewehre.

Den Kettenhund wollten sie umbringen.

An der Hausecke unter dem breiten Dache stand der Holzkobel, und an diesen war das Tier gefesselt. Mit aller Kraft riß und rasselte es an der Kette und stöhnte und winselte dabei. Es lechzte, es schnappte um sich in die Luft hinein, es wand und wälzte sich, es zerrte mit den Vorderpfoten an den Ohrläppchen und kratzte im Sand und rieb den Kopf an dem Boden und schnappte fort und fort um sich. Der kleine Gabriel hatte beim Fenster herausgesehen, weil gerade Zapfenwirts Davidl vorüber hopste; da sah er an dem Hunde das seltsame Gebaren. Der Knabe lief hinaus und wollte das ihm sonst so anhängliche Tier streicheln, aber klapps, biß es ihn in den Schenkel, daß das Blut durch das Höslein rann.

Ganz kleinlaut kam er zurück in die Stube. Darauf gewahrte es auch seine Mutter, die Heidepeterin, und sie sagte zum Knecht:

„Was hat denn heut' der Waldl? Gar den Buben hat er 'bissen."

Der Knecht schlug sogleich einen wahnsinnigen Lärm und lief zu den Nachbarn, und die Nachbarn machten neuen Lärm und liefen wieder zu anderen Nachbarn, und so kamen nach und nach die Leute zusammen vor dem Heidehause, und schrien:

„Wütend ist das Vest! Nur gleich totschlagen, niederschießen!"

„Die Hundswut!" kreischten die Weiber.

„Peterin, habt's denn keine Büchsen im Haus?" lärmte ein Bauer durch das Gehöfte.

Die Peterin hörte ihn kaum, sie hatte den kleinen Gabriel in einen Wasserkübel gestellt und in wahrer Todesangst wusch sie die Bißwunde am Schenkel.

Der Heidepeter kam vom Walde heim.

— Was denn heut' bei mir so viel Leut' herumrennen? 's ist doch 'leicht nichts geschehen! — dachte er bei sich, da hörte er schon:

„Der Hund ist wütend!"

Der Peter sah dem Tiere eine Weile zu und lehnte dann langsam seine Holzaxt an die Wand. Der Heidepeter überstürzte sich nie in etwas. Schon kam der Hahnenkamp mit einer Flinte dahergeeilt, da sagte der Peter ruhig:

„Was willst denn, Steffel, wirst mir doch meinen Haushund nicht niederschießen! Ist gar kein' Red', daß er die Wasserscheu hat, da tät' er ganz anders ausschauen."

Darauf nahte er sich dem winselnden, keuchenden Tiere, das unablässig die Pfote an das Ohrläppchen schlug.

„Nu, mein Waldl, was hast denn heut'? Bist ja sonst ein gescheites Tier, 's muß dich was beißen; halt' still!" sagte er zum Hund und untersuchte das Halsband und die Ohren. „Aha, da haben wir's!" rief er plötzlich und hielt einen glimmenden Feuerschwamm in der Hand. „Das Ding da ist ihm im Ohr gesteckt." — Das Tier war einen Augenblick ruhig, dann sprang es seinem Herrn freudig bellend an die Brust und wedelte mit dem Schweif.

Hinter der Tannengruppe, die in der Nähe des Hauses stand, brach jetzt ein Gekreische los. Der Heidepeter hörte es; sogleich drängte er den Hund von seiner Brust zurück und schritt gegen die Bäume. Da lief von denselben weg und hin über die Felder Zapfenwirts Davidl. Hub der Peter an und ließ seine Beine aussetzen und rannte dem Flüchtling nach, daß der Hut abflog und das ungeschnittene Haar des Bauers in der Luft flatterte. Die Leute lachten; selten hatten sie den Heidepeter so wild gesehen. Der Davidl lief verteufelt gut, und als er zum hohen Rain kam, husch war er über denselben hinabgekugelt. Dennoch verließen ihn seine guten Geister — als er zum Bach kam, erfaßte ihn die Hand des Schicksals am Rockkragen und schleuderte ihn zu Boden.

„Hab's nicht 'tan, hab's nicht 'tan!" schrie der Knirps.

„Hast es 'tan, Bub!" rief der Heidepeter, „wirst's leugnen auch noch! Ich hau' dich in den Steinboden!"

„Ja, jetzt; aber ich tu's nicht mehr!" — stotterte

der Davidl; der Peter ließ sich keine Schrift darüber geben.

„Fuchsbartl, du,“ knurrte er, und faßte die roten Haare und schüttelte den Jungen so heftig, daß diesem all sein Zetern und Bitten von den klappernden Zähnen zermalmt wurde.

Als der Heidepeter müde war, setzte er aus und fragte ganz sanftmütig:

„Hast jetzt genug, Davidl?“

„Meinem Vater sag' ich's!“ schrie der Knabe.

„Schau, nachher hast noch nicht genug,“ sagte der Peter und setzte das Schütteln fort, so daß ein wahres Meckern entstand.

„Feuerschwamm steck' ich dir keinen in die Ohren, aber merk' dir's! So, und jetzt troll' dich!“

Der Knabe schlich brüllend davon, und als er sich jenseits der Schlucht in Sicherheit glaubte, schrie er laut:

„Meinem Vater sag' ich's, der zündet dir das Haus an, du dalketer Heidepeter, du!“

Der Peter ging jetzt langsam seinem Gehöfte zu; aber er schnaufte noch immer; er war ein hagerer, etwas schwächlicher Mann und das Laufen nicht gewohnt. Die Leute hatten sich verloren.

„'s macht mir so leicht keiner die Nägel heiß,“ sagte er zu seinem Weibe. „Aber wenn einem so ein Tunichtgut schier alle Tage einen Schur antut, daß zuletzt gar der Kettenhund vor ihm nicht mehr sicher ist, so steigt einem halt doch die Gallbirn auf. Wenn ich ihm in der Hitz nur nicht etwa zu viel getan hab'!“

„Und was ich ausgestanden hab' in der Stund'!“ sagte die Peterin, „gar nicht glauben kannst es. Alle

Heiligen im Himmel hab' ich angerufen, und ich hab' mir gar nichts anders mehr gedacht, als wir kriegen jetzt all' miteinand' die Wasserscheu, und den Gaberl tragen sie zuerst hinaus. Das frisch' Blut hab' ich ihm aus der Wunde gesogen, in der Angst. Mein Gott, mir schlottern noch Händ' und Füß'!"

Gabriel lief schon wieder in der Stube umher und kletterte auf die Bank, sah zum Fenster hinaus und dem Kettenhund zu; der schlürfte ruhig seine Abendsuppe. Dann schlich Gabriel auf den Zehenspitzen zur Wiege, in welcher eben sein Schwesterlein erwacht war und flüsterte diesem zu:

„Regina, derweil du geschlafen, hat mich der Waldl gebissen, schau."

Und er hob den kleinen Fuß auf, zog das Höschen empor und zeigte dem Kinde die Zahnwunde. Er bildete sich schier was darauf ein.

Es begann zu dunkeln; auf den Waldbergen lagerte sich Herbstnebel. Der Halter kam mit den schellenden Kühen heim. Auf der Tenne hörte man noch lange das Auskörnen der Hafergarben, die der Knecht über einen liegenden Baum schlug, bis das letzte Körnchen herausgesprungen war. Endlich schloß sich das Scheunentor zu und das kleine Häuflein Leute verzehrte in der Stube die Roggensuppe und das Erdäpfelmus. Dann suchten sie ihre Strohbetten auf.

Die Kinder schliefen bald.

In der Stube brannte ein Span, den die Bäuerin noch mehrmals im Haken zurechtsteckte. Der Peter zog die rauchgebräunte Hänguhr auf. Aber es sollte noch nicht Ruhe sein an diesem Abend.

Als sich die Eheleute zur Ruhe begeben wollten, schlug der Kettenhund an. Es klopfte leise an der Fensterscheibe.

„Wer denn?“ rief der Bauer, und sein Weib setzte unwirsch hinzu:

„Heut' ist mehr kein Fried!“

„Um die Nachtherberge tät einer bitten!“ sagte draußen eine heisere Stimme.

„Ein Armer wird's sein, ja das ist was anderes,“ sagte die Bäuerin, „geh', Peter, riegle die Tür auf.“

Bald hernach stolperte ein Mann in die Stube, gebeugt, mit der rechten Hand einen langen Stock umklammernd, in der Linken ein Bündel tragend. Ein breiter, entfärbter und zerdrückter Filzhut saß ihm auf dem Kopfe, und unter der Krempe hingen graue Haarsträhne nieder.

Der Peter nahm den Span in die Hand, räusperte die Kohle ab und leuchtete dem Fremdling unter den Hut. Da rief er aus:

„Du liebe Zeit, solch's ist doch leicht nicht möglich, das ist ja der Schulmeister von Rattenstein!“

„Ja, ja, mein lieber Heidepeter,“ entgegnete der Alte, sich ausschnaufend, „'s wird wohl so sein. Mit Erlaubnis, ich setz' mich gleich nieder.“

Die Bäuerin warf noch einmal den Rock über und eilte in die Küche, daß sie eine warme Suppe bereite, dann rief sie zurück in die Stube hinein:

„Geh', Peter, zünd' eine Kerze an, der Span will frei nicht scheinen und der Rauch brennt einem schier die Augen aus.“

Als hernach auf dem Tisch eine Talgkerze brannte

und als der alte Mann den Schweiß von seinem abgehärmten Antlitz gewischt hatte, hielt ihm der Heidepeter fast schüchtern die rechte Hand hin und sagte: „Ja, wie hat sich denn der Herr Schulmeister verrennt in die Einöde herein?"

„Es hat sich schon so geschickt," antwortete der Greis, „bei mir heißt's: Verlassen, verlassen, wie der Stein auf der Straßen. Hab' den Gebirgsfußsteig genommen und bin fortgegangen über Hald' und Berg, wie der Herrgott die Welt erschaffen hat. So bin ich halt da zu Euch in die Einöde gekommen."

„Und wenn ich fragen darf, wo will der Herr Schulmeister denn hin?"

Der Alte antwortete nicht, sein Haupt nickte abwärts. Seine Hand haschte nach dem blauen Sacktuch, aber noch eh' er dieses mit zitternder Hand zum Antlitz führte, begann es ihn zu stoßen, von innen heraus.

„Aber Schulmeister! — Aber Herr Schulmeister!" — rief der Peter und sprang bei, um ihn zu stützen, denn der Greis drohte zusammenzubrechen.

„Nimmermehr hätt' ich mir das gedacht," sagte dieser endlich, „daß mir in meinen alten Tagen noch eine solche Stunde schlagen sollte. Du weißt es, mein Gott, verdient hab' ich's nicht!"

„'s wird wohl ein rechtes Unglück sein," meinte der Bauer, „aber tu' sich's der Herr Schulmeister nicht gar so schwer legen. Und wenn ich was helfen kann, tu' Er's sagen."

„Vergelt's Gott, Heidepeter! Ihr seid eine gute Seele, ich kenn' Euch schon lang' — wohl gar schon seit fünfunddreißig Jahren. Hab' Euch ja das Häubl zurück-

geschoben, wie Euch der Pfarrer getauft hat. Ja mein, wenn derselb Pfarrer noch leben tät'! Der hätt' mich nicht abgedankt, nicht fortgeschickt wie einen Taglöhner zur Feierabendzeit, und wenn ich dem Halterlois schon zehn Glocken geläutet hätt'. Bin wohl schon alt und kann der Schule nicht recht mehr vor sein. Zum neuen Kirchenregiment kann ich mich auch nicht schicken. Dasselbe wißt Ihr noch, wie mich der neue Herr Provisor einen Beelzebubenpropheten geheißen hat. Ich hab' gewußt, daß ich damit nichts Unrechtes tu' und hab' meine Extralehrstunden fortgesetzt. Nachher müßt Ihr's auch gehört haben, daß sich letzthin der irrsinnige Halterlois das Leben genommen hat. Der Herr Provisor hat dem Unglücklichen die Verscheidenglocke verweigert und da ist die Mutter des Toten zu mir gekommen, weil ich ja auch der Meßner bin, und hat mich gebeten um Gottes willen, daß ich die Glocke läute für ihren Sohn. Der Lois ist immer ein rechtschaffener Mann gewesen, die alte Frau hat ihr Lebtag gar so viel gehalten auf ein Sterbegeläute, und tief in die Seele hinein hat sie mir erbarmt, wie sie so bitter bitterlich geweint hat, und ich hab' gedacht bei mir selbst, der Herr Provisor ist bei einem Amtsbruder in Großhöfen, da nehm' ich's auf mich, und weil sie um Gottes willen bittet, so läute ich die Glocken; man kann der armen Frau keinen besseren Trost schenken. Der Lois ist begraben worden im Schachen, wo sie ihn gefunden haben, und wie jetzt die Glocken klingen, eilt die Mutter hin zum Grab und betet ein Vaterunser. Der Herr Provisor hat die Glocken nicht gehört, und das Gebet nicht, und er hat das Leid und den Trost der armen Mutter nicht empfunden — aber von den Glocken haben ihm die Leute be-

richtet. Gestern morgens, wie ich ihm das Meßkleid umhüll', lacht er mich noch an und ich denk': Ei ja, der Herr Provisor ist zuletzt doch auch ein recht braver Herr, ich getrau' mich mit ihm schon auszukommen. Darauf bin ich mit meiner Holzkraxe gegangen und hab' mir von den Bauern meine Getreidegebühr zusammengetragen. Die Leut' meinen's recht gut mit mir und fassen mir tüchtig auf, hätt' mir den ganzen Winter durch kein Schnittel Brot kaufen dürfen. Zwei heiße Tagwerk sind's freilich für unsereinen, aber mein, wer trägt nicht gern schwer, was ihm gehört. 's hat schon zu dämmern angefangen, wie ich mit der letzten Trag ins Dorf gekommen bin. D'rauf, wie ich vor meiner Haustür steh', den Schlüssel aus der Tasche zieh' und mich schon freu' auf das Rasten, denk' ich mir: Der Tausend, wer hat sich denn da heut' einen Spaß gemacht? — Ist das Schloß versiegelt gewesen. Ich setz' ab, guck das Ding besser an — ja, Heidepeter, da seh' ich's wohl! — Mit dem Gemeindesiegel ist mir das Schulhaus verschlossen. — Na, denk ich mir, das ist jetzt schön! Werf' meine Trag ab und lauf' in den Pfarrhof, wo jetzt auch das Gemeindeamt ist. Nach dem Provisor schrei' ich. Nicht daheim, ruft die Wirtschafterin, unten auf dem Steinhaufen sollt ich's suchen, wenn ich was verloren hätt' — und schlägt mir die Türe vor der Nase zu. — Da ist mir schon das Blut zum Herzen gefahren."

Dem alten Manne preßte es schier die Kehle zusammen, die Worte waren halb erstickt.

„Aber steh'n bleib' ich nicht vor der Pfarrhoftür und anklopf' ich auch nicht. Zum Steinhaufen lauf' ich hinab, und da find' ich Euch meine Sonntagswäsch',

meinen schwarzen Rock und meine Geige. Und zwischen den Saiten steckt so ein schmales Blättel Papier. Nu, da ist's, mögt es lesen, Heidepeter."

„Rechtschaffen gern," entgegnete der Heidepeter gedehnt, „aber 's ist halt so eine Sach', die Schul' ist so viel weit weg — ich kenn' keinen Buchstaben."

„Je nu, dann wär' das Lesen freilich eine Kunst," sagte der Schulmeister, „indes, allzeit ist's auch nicht gut, wenn man lesen kann. Das Briefl tut mir altem Mann folgendes kund:

„Es schmerzt uns, im Namen des hochw. Konsistoriums und der hiesigen Gemeinde Euch Nachstehendes mitteilen zu müssen. Nachdem Ihr, Michel Bieder, Schullehrer in dasiger Pfarre, in dem Unterrichte der Jugend zu wiederholten Malen gegen die Verordnungen gehandelt, Euch trutzig widersetzet und Euch letzther sogar unterfangen habet, in beispielloser Eigenmächtigkeit eine kirchliche Funktion zugunsten eines Selbstmörders zu verrichten, sei Euch kund und zu wissen getan, daß wir Euch Eures Amtes entheben.

Das Pfarramt zu Rattenstein."

Der Alte schwieg.

Peter putzte in großer Verlegenheit die Kerze und sagte dann:

„Ja, das hätt' der Herr Schulmeister halt wissen sollen, daß man nicht jedem mir nichts dir nichts ins Grab nachläuten darf."

„Und so lieg' ich da auf dem Steinhaufen, und nichts fehlt mir mehr zum Bettelmann, als der Sack und der Stecken. Die Sterne sind schon am Himmel gestanden, vom Walde her hat ein Uhu gelacht — hat mich

ausgelacht. Was fang' ich jetzt an? Verstoßen, ich armer, alter Mann, der vierzig Jahre in der Pfarre Schullehrer war, der eine Gemeinde begraben und eine getauft hat. Ich lieg' jetzt auf dem Steinhaufen in der kalten Nacht und mein Haar ist feucht vom Tau. Von der Kirchenuhr herab hör' ich das Ticken; wie ein Vogel die nackten Körner von der herbstlichen Saat, so pickt sie mir von meinem armen Lebensrest eine Sekunde um die andere weg. Nur zu, nur zu, Pendel, 's ist schon spat. Da fällt's mir ein: Wer läutet denn heut' die Abendglocke? — Bin aufgesprungen und hinauf über den Hügel zur Kirche, wo man durch den Turm geht. Die Glocken hab ich alle beim Strick gefaßt und geläutet, all' auf einmal. Und das war der Abschied von meiner lieben Kirche und von der Gemeinde. Die Toten in den Gräbern hätt' ich aufwecken mögen und ihnen das Unrecht klagen; — sie haben fortgeschlafen in der Ruh', ich hab' meine Bettelschaft eingeläutet. Dann hab' ich mir im Gesträuche an der Kirchhofmauer meinen Stock geschnitten und bin fort und fort — ich kann noch rechtschaffen laufen. Kaum drei Stunden bin ich gewandert, bis da herauf in die Einöd."

Der Alte stützte seinen Kopf und hielt die flache Hand vor die Augen.

„Närrisch!" sagte die Bäuerin, die schon eine Weile mit der Suppenschüssel an dem Tisch gestanden war, „und jetzt will der Herr Schulmeister in die Wildschroffen hinauf?"

„Komm' ich denn da in die Wildschroffen?" entgegnete der Schulmeister, „o Gott, was tät' ich denn in diesem Gestein?"

Er verdeckte wieder sein Gesicht.

„Es ist ein rechtes Kreuz und kein Herrgott d'rauf, sagt die alte Einschicht-Nes', und 's ist richtig," sprach das Weib. „Tu' der Herr Schulmeister jetzt im Gottesnamen die Suppe essen, daß Er was Warmes kriegt. Der lieb' Herrgott wird's schon recht machen, dasselb' ist keine Sach'. — Peter, komm' ein Eichtel mit mir in Küch. Du mußt mir das Rauchtürl zumachen, ich kann's völlig nicht derlangen."

Aber es war nicht des Rauchtürls wegen.

Als die beiden Eheleute in der Küche waren, sagte das Weib:

„Du wirst es einsehen, Peter, daß wir den Schulmeister nicht so fortgehen lassen können. Ich bin zu ihm in die Schul' gangen und ich kann ein Gebetbüchel brauchen; 's tät mir mein Lebtag kein Bissen Brot mehr schmecken, wenn ich mir sagen müßt: Dein alter Lehrer geht betteln. Was meinst, wenn wir ihm das obere Stübel herrichten täten? Im Winter könnt' er uns die Spän' klieben, und im Sommer, wenn wir auf der Weid' sind, tät er uns auf die Kinder schauen, und lernen könnten sie auch wohl was bei ihm. Schau, 's wär' halt doch gut, wenn sie was lesen könnten, und der Bub' hätt' so eine Freud' dazu; und in der Schrift auch, ich will nicht nachgeben, bis er seinen Namen schreiben kann."

„Dasselb' ist kein Muß, Klara," entgegnete der Peter, „wer ist denn in der Einöd, der seinen Namen schreiben kann? Kein Mensch. Die Arbeitsleute haben auch zu grobe Händ' für so was, wenn's d'rauf ankommt, so macht man's Kreuz."

Die Bäuerin darauf:

„Da wundert's mich nachher gar nicht, daß wir so viel Kreuz haben in der Einöd. Aber mir steht's nicht an und ich mein', mit dem Schulmeister könnten wir uns eine Stufe in den Himmel bauen."

„Du denkst ans eine, und ans andere nicht. Du weißt es recht gut, daß wir nur fünf Metzen Korn bauen und daß wir im Winter kein' Milch und kein Schmalz haben; du weißt, daß wir kein Fleisch im Kasten haben, daß wir kein ordentliches Bettgewand aufzutreiben wissen, und daß es in jeder Eck' bei uns armselig zugeht. Und jetzt willst du noch den Schulmeister aufnehmen; das wär' doch gar kein' Red', Bäuerin."

Und sie:

„Nun, wenn dir schon um den Bissen Brot leid ist und um das Zinkerl Schmalz, das der Schulmeister ißt, so spar' ich mir's halt von meinem eigenen Mund ab, und ich lieg' im Gottesnamen auf dem bloßen Stroh und ich mach' mir ein Ehr' daraus, wenn ich den alten Lehrer unter meinem Dach haben kann."

Und er:

„Halt ja, und wenn wir fertig sind, nähst für ihn einen Bettelsack, und für mich auch einen, und für dich auch einen, und die Kinder binden wir einander auf den Buckel."

„Weil du kein Vertrauen auf den Herrgott hast!" — versetzte die Bäuerin etwas aufgebracht. „Meine Mutter hat allweg gesagt: Jede Guttat auf Erden marbeln die Engel im Himmel in den goldenen Thron Gottes ein. Aber mich deucht schier, du willst dort deinen Namen gar nicht d'rin haben."

„Wer nichts hat, der kann nichts geben," sagte der Peter gelassen, „was hilft's dem Bettelmann, wenn ich ihm die leere Hand hinhalte?"

„Nu, so faßt er an und hat eine Stütze."

„Geh', geh', auf die eigenen Kinder muß man zuerst schauen, und nicht auf die fremden Leut'. Und letztlich täten wir uns gar mit dem Pfarrer verfeinden, was wäre das?!"

„Du bist ein alter Steinschädel!" sagte das Weib und stieß einen Topf auf die Herdplatte, daß er schrillte, „wer mit dir was ausreden will, der muß eine besondere Gnad' Gottes haben. Wie froh würdest nicht sein zu einer Zeit, wenn dein Schutzengel zum Herrgott sagen tät: Da bring' ich den Heidepeter, der hat auf die armen Leut' was gehalten und den mühseligen Schulmeister von Rattenstein hat er auch in sein Haus genommen und hat ihn warm gehalten in seinen alten Tagen; und der Heidepeter ist doch auch selber arm gewesen, aber dir zu Lieb', Gott Vater, hat er's tan, und derowegen tu ihm gnädig verzeihen, wenn er sonst Fehler gehabt hat, und führ' ihn in deinen Himmel, und seine Kinder auch, und sein Weib halt auch! — Wie würdest du froh sein, Peter, zu einer Zeit!"

Der Peter hatte sich jetzt ein wenig den Kopf gekratzt, und endlich antwortete er mit weichem Tone:

„Du schreist auch so und weckst die Kinder auf, und der Schulmeister hört's auch noch gar. Meinetwegen magst ihn ja dabehalten, ich sag' nichts mehr."

Mit weltlich vernünftigen Gründen war beim Peter nie viel auszurichten, da konnte eins sagen schwarz oder weiß, er folgte seiner eigenen Nase. Aber sein Weib kannte

ihn von außen und von innen, wie ihre Schlafhaube; sie faßte es höher an, und wenn sie ihm in ihrer gewandten Redeweise Himmel und Herrgott vorhielt, da wurde er allemal weich.

Als die Eheleute nun wieder in die Stube kamen, sagte Klara:

„Man meint, 's Rauchtürl wär' nicht zum derlangen, man muß sich frei auf die Zehen stellen. — Ja, mag denn der Herr Schulmeister die Suppen nicht? Hab' sie meines Gedankens gut kochen wollen, und hab' auch recht viel Kümmel hineintan, daß sie dem Magen taugt. Ja, und jetzt ist noch was auszureden; ich weiß nicht, was meinem Peter da eingefallen ist, er will den Herrn Schulmeister schnurgerad im Haus behalten, daß er unseren Kindern ein Eichtel das Lesen lernen könnt! Ich hab' d'rauf gesagt: Der Herr Schulmeister bleibt uns nicht, so ein Mensch, hab' ich gesagt, weiß sich was Besseres. Wenn wir ihm auch das obere Stübel herrichten, und ihm gleichwohl aufwarten täten, wie einem gern gesehenen Hausmenschen, er bleibt uns nicht. Schulgeld können wir ihm auch keins geben, hab' ich gesagt, und Kost nur, wie wir sie halt selber haben. — Wenn Ihm das genug wäre? — Mir wär's von Herzen recht, wenn Er dableiben wollt'."

Der Greis erhob sich und rief:

„O, ihr lieben, guten Leute! Weil ihr es denn selber zuerst gesagt habt, so getrau ich mich, Euch zu bitten. Ich habe kein Ziel, und über die Wildschroffen dürft' ich mich gar nicht wagen. Nur für einige Tage gebt mir Obdach und einen Löffel Suppe; dann geh' ich wieder hinaus nach Rattenstein und verleg mich aufs Bitten.

Die Leute werden eine Barmherzigkeit mit mir haben und der Pfarrprovisor wird doch kein Stein sein."

„Zu Gnaden fallen tät ich ihm auch nicht, just nicht!" sagte die Bäuerin, und der Heidepeter meinte, es werde schon alles recht werden, so lang' der lieb' Herrgott nicht eine andere Anstalt mache, sei der Herr Schulmeister im Heidehaus daheim.

Da schrie der kleine Gabriel plötzlich im Schlafe auf: „Waldl, Waldl, Waldl!"

„Kindisch," sagte die Klara, „jetzt kommt ihm der Hund unter." Dann trat sie ans Bett und machte mit dem Daumen das Kreuzzeichen über das Antlitz des Knaben.

Der Peter bereitete dem Gaste in der Scheune ein Nachtlager, und bald war es dunkel und still in der Stube des Heidehauses.

Der Hirsch an der Wand.

Heidepeters war das höchstgelegene Haus in der Einöde. Es stand oben an der Moosheide, wo die Waldungen begannen. Es lag sehr hoch auf einem fast ebenen Platze, vor dem Hause guckten zwischen dem Rasen viele graue Steine hervor.

Auf der Heide lag eine Unzahl großer Felsblöcke mit grauem Moos. Zwischen diesen Blöcken auf dem sandigen Boden stand hie und da eine Weißbirke, deren Blätter immer flüsterten und zitterten, bis sie im Spätherbste verloren über die Heide wehten.

Das Heidehaus trug auf dem Trambaum der großen Stube die Jahreszahl 1744; es war das erste Haus, das sie in der Einöde gebaut hatten.

Peters Vorfahren sollen wohlhabend gewesen sein, weil sie viel Wald besaßen und Viehzucht getrieben. Der Wald war alle geworden und wieder gewachsen; aber der Graf Frohn — der jenseits des Gebirges ein Schloß, die Frohnburg, in der Einödegegend viele Waldungen nebst Jagd und bisher auch den Robotdienst der Bauern besaß und inne hatte — bemächtigte sich allmählich des Bodens der Ansiedler, und es stand nun so, daß ohne seine Erlaubnis kein Stamm geschlagen, kein Ast gebrochen werden durfte. Die arme entlegene Gemeinde der Einöde war von allen Ämtern und Behörden verwahrlost, fast vergessen.

So hielten sich die Einödbewohner an den Strohhalm — an den kärglichen Ackerbau.

Zum Heidehause fest gehörte nur der steile Feldrain gegen die Schlucht hinab und eine schmale Wiese. Alles andere, was früher dazu gehört hatte, als Holzung, Hald und Viehweide, war mit Abgaben und Robotverpflichtungen belegt.

An der wettergrauen Holzwand des Heidehauses, gegen Morgen hin, unter der hervortretenden Dachung, befand sich eine aus Brettern geschnitzte Tiergestalt. Jeder Fremde, wenn dann und wann ein solcher über das Gebirge wandernd an dem Hause vorüberging, blieb vor demselben stehen und betrachtete das Bild. Hausierer mit Kleinwaren, Krainer mit Sieben und Holzgeschirren, Rastelbinder, Glaseinschneider, Hadernsammler, wie sie im Sommer in der Einöde manchmal umhergingen, setzten, noch bevor sie in das Haus traten, den Stock unter ihre Rückentrage und beschauten die Figur an der Wand. Selbst Bettler taten dieses und machten dabei

ein süßliches Gesicht, als lobten sie den Mann, der das Bild geschnitzt hatte.

Hierin jedoch, was der Gegenstand darstellen sollte, gingen die Urteile auseinander. Man hielt das Tier für eine Kuh, für einen Esel, für eine Gemse, einige jedoch meinten, es müsse ein Hirsch sein. Diese letzte Meinung hatte einen wohl zu beachtenden Umstand für sich; an dem Haupte des Tieres ragten nämlich zwei schmale Brettchen mit sägezahnartigen Einschnitten empor, welche möglicherweise die Hirschgeweihe darstellen sollten. Der Heidepeter wußte darüber bestimmten Bescheid, das Tier war wirklich ein Hirsch.

Für das Heidehaus knüpften sich Sprüche und Redensarten an die Gestalt.

Wenn der Peter zum Gabriel sagte: „Bübel, morgen heißt's roten Hirsch jagen!" so meinte er damit nichts anderes, als daß der Knabe am nächsten Morgen um Sonnenaufgang aus dem Bette müsse. Der Hirsch war nur um diese Zeit glutrot.

Wenn der Schroffenwind ging, so schlug die Gestalt mit den Füßen zeitweilig an die Wand; da sagten die Hausbewohner immer:

„Es klöpfelt schon wieder der Hirsch, 's wird ein anderes Wetter anheben."

Einen Sommer hindurch hatte Gabriel einmal lange Zeit beobachtet, wie zwischen den Holzgeweihen zwei Spatzen sich ein Nest bauten. Gabriel hielt damals ein frisches Vogelnest für das größte Glück auf Erden. Er konnte dem Drang nicht widerstehen, lehnte eine Leiter an die Wand und wollte hinaufklettern. Da kam sein

Vater herbei und, sonst so sanftmütig, gab ihm in nachdrücklicher Weise zu verstehen, daß er ein- für allemal das Nest und den Hirschen in Ruh' lassen möge.

Man hätte meinen mögen, das Geschnitze sei eine Erinnerung an den „laufenden Hirschen", wie solcher aus dem Brette dargestellt und mit dem Strick durch das Gebäume gezogen zu werden pflegte, ein beliebtes Schützenspiel; und ein Vorfahre des Peters werde ihn getroffen haben. Aber es hing an dieser Tiergestalt für den Heidepeter eine andere Sache.

Als der Heidepeter noch in der ersten Zeit seiner Ehe war, da gab es Mißjahre, und in der Einöde wollte nichts wachsen und nichts reifen, als die Rüben und das Kohlkraut. Roggen und Hafer gingen im Frühjahre hoffnungsvoll auf und grünten und sammelten sich zum Ausbruche der Ähren. Da kam mitten im Sommer anhaltender Regen und Kälte, und in den Wildschroffen lag wochenlang der Nebel. Das Getreide erbleichte und duckte sich wieder zusammen, als möchte es am liebsten zurückkriechen in die schützende Scholle. Wohl kamen darauf noch einige Wochen mit Sonnenschein, doch noch bevor das Korn zur Reife gelangen konnte, war der Schnee da.

So kam es mehrere Jahre nacheinander.

Die Leute waren mutlos und wollten im Frühjahre nichts mehr säen, oder hatten keinen Samen dazu.

Auch der Feldkasten des Heidepeter leerte sich, und er konnte den Nachbarn nicht mehr das Gesäme borgen, wie er es sonst gewohnt; er war kaum imstande, sein eigenes Hauswesen zu versorgen. Aber er wurde nicht mutlos, denn er hatte ein junges, sorgsames, fleißiges

Weib im Hause — eine glückliche Sache, die Mißjahre zu allen Zeiten erträglicher macht.

Sein Weib hatte den Vorschlag getan, mehr Feldrüben als gewöhnlich, und einen großen Garten voll Kohlkraut anzubauen, damit für das Korn doch irgendein Ersatz da sei.

Der Heidepeter tat danach, und es wurden im Juni frische, schöne Setzlinge gepflanzt. Im Juli war wieder Regen und Kälte und Nebel in den Wildschroffen; die Gartenfrucht aber wuchs langsam fort.

Klara blieb die rauhen Tage über viel in der Stube, weil der Peter, ihren Umständen gemäß, nicht zugab, daß sie in die frostige Luft gehe. Eines Tages aber kam er zu ihr in die Kammer und sagte:

„Du, ich weiß nicht, was das ist, Klara, es muß ein Tier dagewesen sein, ein ganzer Zaun (Streifen) der schönsten Kohlpflanzen ist abgefressen."

Der Knecht erzählte, er habe am Morgen vom Kohlgarten gegen den Wald einen Hirschen laufen gesehen.

Der Heidepeter erhöhte nun den Bretterzaun um den Garten, und als darauf einmal der Graf Frohn mit Büchse, Pulverhorn, und der stolz gebogenen Hahnenfeder über das Feld ging, rief ihn der Heidepeter an:

„Euer Gnaden, tät wohl untertänigst bitten, 's kommt alleweil ein Hirsch und der will uns das Kraut fressen."

„So," antwortete der Jäger lachend, pfiff seinem Hund und schritt vorüber.

Und in einer der nächsten Nächte kam das Tier wieder und fraß eine Reihe Kohlpflanzen. Hierauf rief der Heidepeter bei einer nächsten Begegnung mit dem Hütlein unterm Arm dem Grafen ein zweitesmal zu:

„Messen mir's Euer Gnaden doch nicht übel auf, aber ich kann mir nicht anders helfen. Es sind halt so viel schwere Zeiten und wir haben schier nichts mehr zu beißen. Tut uns doch den Hirschen weg, er frißt uns ja das Kraut bei Putz und Stingel!"

„Aha," sagte der Graf launig, „tätest wohl gern du den Hirschen zum Kraut fressen, wär' dir lieber, gelt?"

Er pfiff seinem Hund und ging vorüber.

Ganz traurig kam der Peter in die Stube, setzte sich auf die Bank und sagte lange kein Wort. Jählings schlug er die Faust auf den Tisch und sprang auf. Bevor er jedoch wieder davon ging, trat er hin zu seinem Weibe und sagte gelassen:

„Klara, ich bin ein Mensch, der sich um den Finger wickeln läßt, sie nennen mich den Dalkerd; aber jetzt kann's wohl sein, daß ich einmal einen Unfried anheb'. Mach' dir nichts d'raus. Hab' gemeint, 's käm' nicht d'rauf an, aber jetzt seh' ich's wohl, 's kommt d'rauf an."

Dann ging er hin und machte den Gartenzaun noch höher und flocht Dornengestrüppe hinein und hing den Kettenhund an eine Ecke des Zaunes.

Aber der Hirsch kam und fraß Kohlpflanzen.

Nun machte sich der Heidepeter auf, nahm den Weg unter die Füße und zog über die Schroffen, bis er jenseits des Gebirges hinaus kam, in das Schloß Frohnburg. Dort war gerade ein großes Festschießen; Grafen und Herren waren versammelt und bei schäumenden Bechern tranken sie auf Waidmannsheil.

Der Peter schritt mitten durch und gerade auf seinen Jagdherrn los. Er schien heute aus seiner Natur zu sein.

„Ich wehr' mich um mein Brot, Herr!" sagte er mit

gedämpfter Stimme, „und daß ich kein Unrecht hab', komm ich den weiten Weg, um Euch's zu sagen. Nieder schieß' ich den Hirschen!"

Da lachte der Graf überlaut und rief:

„Du Närrchen, was tust dir denn die Mühe an?"

Er pfiff nach seinen zwei Bulldoggen. Der Peter sagte kein Wort mehr, sondern machte sich davon.

In derselben Nacht schoß er den Hirschen nieder.

Und schon am nächsten Morgen drangen Jäger in seine Stube und legten ihm Eisen an die Hände. Er ließ es ruhig geschehen und sagte zu seinem Weibe:

„Mach' dir nichts d'raus, es wird noch einen gerechten Herrn geben!"

So wurde der Peter fortgeführt und als Wildschütze in das Gefängnis geworfen.

Wochenlang saß er. Er dachte weder an das Kohlkraut, noch an den Hirschen, noch an den Grafen, er dachte nur an sein Weib. — Die Stunde ist vielleicht morgen, vielleicht heute schon, und dein Weib bringt dir den Erstgeborenen. Sie will ihn dir entgegenhalten und du bist nicht da! Oder es ist Unglück, und du bist deiner Gattin nicht zur Seite in der Not, und wenn du heimkehrst in dein Haus, findest du eine Mutter ohne Kind, oder eine Waise, oder keines von beiden. —

Durch die Mauer hätte er den Kopf rennen mögen, aber er blieb ruhig, nur murmelte er vor sich hin auf den Ziegelboden:

„Das Menschsein ist ein Rad; heut' bin ich unten, du oben, morgen ist's anders. Graf Frohn, rund und im Kreislauf, so hat Gott die Welt erschaffen!"

Endlich, als die Zeit um war, wurde der Heidepeter

freigelassen. Er eilte heimwärts, er fand Weib und Kind in Wohlfahrt.

Am nächsten Tage begab er sich in die Werkzeughütte und zimmerte und schnitzte aus Brettern einen Hirschen. Diesen nagelte er auf die wettergraue Holzwand seines Hauses, zum ewigen Andenken.

Die Einödleute hatten Respekt bekommen vor dem entschlossenen Heidepeter, der es gewagt, mit dem Großteufel, wie sie in ihrem Hasse den Grafen nannten, anzubinden. Sie hatten das dem gutmütigen Manne nicht zugetraut. Es war aber das erste- und das letztemal geschehen. Der Peter sah, daß damit nichts zu erreichen war, er wurde durch die Jahre und Drangsale entmutigt. Er meinte nun, auf Erden sei ein Jammertal, wer könne es bessern? Es sei am vernünftigsten, still zu dulden. Er lehnte sich nicht mehr auf gegen den Grafen, ja, er sagte, es sei besser Unrecht leiden, als Unrecht tun. Er ging fortan seine eigenen, stillen Wege, und die Leute nannten ihn, seines weichen nachgiebigen Wesens wegen, den Dalkerden — den Dalkerd.

In der Einöde.

Jenseits der Schachenschlucht des Heidepeters lag der Haberturmhof. Der stand auch auf steinigem Boden, hatte aber größere Felder und auch zweimal so viel Wiesengrund, als der Peter.

Der Haberturmhof war weithin bekannt.

Es war in diesem Hause eine große Eigentümlichkeit. Der Besitzer des Haberturmhofes duldete in seinem ganzen Hauswesen keine Weibsperson, sowie er auch keine

Hausfrau hatte, ohne daß aber dadurch das Geschlecht der Habertürmer ausstarb.

Das war ein wunderlicher Mann, der vor mehr denn vierzig Jahren den Haberturmhof besaß, die Wirtschaft dem guten Glück überließ, und vor seinem Tode, weiß Gott, ob welcher Ursache! folgende Urkunde niederlegte:

„Ich, Gotthelf Haberturm, der Erbauer dieses Hauses, hab' ein Weib geehelicht, männiglich Leid erfahren und bin kinderlos geblieben. Ich habe einen Waisenknaben zu mir genommen und erzogen und ihm meinen Namen gegeben. Er sei Herr und Besitzer von Wiese und Feld, von Wald und Heide, so dem Haberturmhofe zugemessen. Aber den Rat erteile ich ihm: Er nehme kein Weib; das Weib macht übel. Er soll auch einen Waisenknaben zu sich nehmen und ihn erziehen und ihm seinen Namen geben."

Was den Mann zu dem Testament veranlaßt hatte, ist zur Zeit nicht bekannt worden.

Viele meinten, der Alte hätte die Verordnung nur armen Waisenknaben zuliebe so gemacht. Das sei ja gar zu häufig, daß so ein Waisenkind verkomme und verderbe, wenn sich niemand seiner annehme. Der Wille aber war seither wohl beachtet worden; der Hof hatte stets seine ehrenwerten Besitzer, das weibliche Geschlecht blieb verbannt und der Wohlstand wuchs immer mehr.

Der gegenwärtige Eigentümer war ein großer, starker Mann, der aber seine Kraft nicht gern in der Wirtschaft verwendete, der am liebsten beim Zapfenwirt saß und sich den reichen Haberturm schelten ließ. —

Vom Haberturmhofe eine halbe Stunde abwärts,

in einer Talung, über welche der Gemeindeweg ging, stand das Zapfenwirtshaus. Es unterschied sich von den anderen Bauten der Gegend; es hatte eine blau angestrichene Tür, die immer offen stand, es hatte große, zierlich vertäfelte Fenster, durch welche Gäste heraussahen, oder die Wirtin. An der braunen Wand unter dem breiten, lichtgrauen Schindeldache hingen weiße Schießscheiben mit schwarzem Zentrum, reichlich mit Bleikugeln bespickt und durchlöchert. Hinter dem Hause unter einigen alten, lang und dicht beästeten Fichtenbäumen war eine Kugelbahn angelegt.

Wenn der Sturmwind ging, sausten von den Bäumen häufig dürre Zapfen nieder auf die Kugelbahn und auf das Dach des Hauses, daß es knatterte. Davon soll der Name „Zapfenwirtshaus" stammen. Einmal prellte dem kleinen Davidl, Zapfenwirts Sohn, so ein rauhschuppiger Zapfen an die Wange, daß sie blutete; darauf wollte der Wirt sogleich die Bäume umhauen lassen, aber der Nachbar Hahnenkamp widerriet es ernstlich, weil dann das Haus den Stürmen bloßgestellt sei.

Vor dem Wirtshause auf dem großen Anger stand eine Kapelle aus Stein mit einem Holztürmchen. Unter dieser war die Gruft des Zapfenwirtes — aber nein, ich sollte es nicht verraten. Zu dieser Kapelle kam dreimal des Jahres der Pfarrer von Rattenstein und las die Messe, oder hielt wenigstens eine Christenlehre, weil es in der Einöd Leute gab, die „verludern" und verlottern wollten und jahraus, jahrein in keine Kirche kamen. —

Weiter draußen, wo die Wiesengründe und Äckerlein endeten und wieder die Waldungen begannen, die

sich bis gegen Rattenstein erstreckten, stand die Hahnenkamphütte. Der Hahnenkamp war Holzmeister gewesen und hatte sich vor Jahren diese Baracke zusammengenagelt; nun besaß er dazu eine kleine Bauernwirtschaft.

Der Hahnenkamp war der größte und stärkste Mann in der Einöd; und seit der Hahnenkamp da war, hatte der Zapfenwirt sein Pferd verkauft. Wenn des Weges ab und zu ein besonderes Fuhrwerk zu besorgen war, so kam der Hahnenkamp mit seinem Hanfstrick und förderte die Last weiter. Der Mann hatte nie ein Hemd auf dem Leibe und in den Sommertagen warf er auch seinen Leibelfleck weg und ließ den dicken Nacken und die breite, braune Brust mit ihrem ganzen Haarwald frei.

In dem hintersten Schroffeneckgraben stand eine kleine Köhlerhütte, die, aus den Holzreutzeiten noch übriggeblieben, dem Haberturm gehörte. Dieser äußerte einmal an einem gemütlichen Wintertag beim Wirt:

„Ihr alle seid arme Teufeln, aber ich hab' zwei Häuser!"

„Ja, mit deinem Rauchkobel im Schroffeneckgraben," entgegnete der Wirt, „hörst, die kannst heut versaufen noch vor Sonnenuntergang."

„Recht!" schreit der Haberturm, „ich versaufet den Kobel, wenn ich ihn da hätt'!"

Das hört der Hahnenkamp, und in drei Stunden darauf, just wie die Sonne untergeht, steht er mit der Köhlerhütte vor dem Wirtshaus. Niedlich zerlegt hatte er sie auf eine „Schlarpfe" geladen und so auf dem mächtigen Halbschlitten herbeigeschleppt. Kein Balken und kein Holznagel fehlte, gar das Bettstroh war dabei. Der Haberturm hielt Wort, und das Holz wurde noch in

derselben Nacht vertrunken. Als sie damit fertig waren, sagte der Haberturm:

„So, meine Hütte wär unten, jetzt, Hahnenkamp, bring' uns deine!"

Und der Hahnenkamp ging zu seiner Hütte und — legte sich schlafen. — Nicht ein Splitterl von meinem Güterl! — war sein Grundsatz, und sein Sprichwort: Der Schenker ist gestorben, und der Henker hat sein Gut erworben.

Haare kämmen, Gesicht und Hände waschen, das erkannte der Hahnenkamp nicht an, so ein Übermut schicke sich nicht für einen ordentlichen Bauer. Seinem Gesinde gegenüber war er sehr schroff und grämig; auch hatte er es nicht gern, wenn eines lachte oder während der Arbeit sprach; das sei ein leichtsinniges Zeit- und Kraftverschwenden. Nur wenn der Oberknecht vor den Mahlzeiten das Suppenbrot aufschnitt, sagte der Bauer gern:

„Pfeif' was, Toni, ich pfeif' auch mit."

Und der Toni pfiff, und die Brotspalten, die er sonst während des Aufschneidens in den Mund zu stecken gewohnt war, blieben im Trog. — Eines Tages indes brummte der Toni auf die Anrede beim Aufschneiden des Suppenbrotes:

„Mag nicht pfeifen; bin fuchsrabenwild."

„Wild bist?" sagte der Bauer, „was sollst denn du wild sein? Du hast 's schönst' Leben und kein' Sorg'. Hat dir 'leicht gar der Heidepeter wieder eine Predigt gehalten, seines Prinzen wegen?"

„Der Dalkerd mag meinetwegen seinen Gaberl in ein Papier wickeln und es mit einem roten Seidenschnürl

fest zubinden. Fuchsrabenwild bin ich wegen was anderem. Der Großteufel ist wieder da."

Jetzt blinzelte der Hahnenkamp.

„So?" machte er hernach, „und hast ihn gesehen?"

„Auf dem Schroffenstuhl steigt er herum; andere hat er auch bei sich: puff und paff geht's, und der ganze Wald ist voll Hundegeheul."

Da trat der Bauer ganz nahe zum Knecht und sagte halblaut:

„Wenn ich's Leben noch eine Zeit hab' und ich kauf' mich ordentlich an in der Einöd, so setzt's einmal was. Und wo ich ansaß, da gibt's nach, oder es bricht was! — Merk' auf, Toni, da an der Tischeck hab' ich's gesagt!"

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, sagte ungleich mehr als die Worte selbst. Der Knecht schnitt Brot und aß dabei nicht einen einzigen Bissen.

Dann kamen die anderen Leute, und die Bäuerin brachte ein Milch- und Mehlgericht.

Als sie noch um den Tisch herumsaßen, kam der Forstjunge Herbert zur Tür herein und sagte:

„Gott besegne die Mahlzeit!"

„Hol' dich der Teufel!" murmelte der Hahnenkamp in den Löffel, und die Leute sahen auf das Roggenmus und hatten zu würgen, daß ihnen kein Lachen hervorbrach.

Der Forstjunge sagte:

„Im Auftrage des Herrn Grafen Frohn! Morgen und übermorgen ist's in den Schroffenwäldern zum Jagen. Der Hahnenkamp soll zwei Treiber schicken!"

„Schon recht!“ brummte der Bauer, „werden wohl kommen.“

Bei diesen Worten biſſ er die Zähne zusammen, daß es knackte; es wär' nicht so hart gewesen, das Roggenmus.

„Beim Pfaffenhut kommen wir zusammen, um vier Uhr früh!“ — sagte der Jägersmann noch, dann verließ er das Haus.

Es war still. Aber der Toni wurde unruhig, und er rückte sein Sitzfleisch.

„Dann mögen wir,“ murmelte er endlich in das Mus hinein, „wohl schon um Mitternacht vom Haus forttrotten; 's ist vier gute Stunden bis hin.“

„Aha, red'st schon wieder um das Eichtel Schlaf,“ fiel der Bauer ein; „ihr dummes Volk denkt nur ans Schlafen und ans Kauen und Verdauen. Wäret lieber Maulwürfe worden. Wenn man euch die fetten Fleischtöpf' ins Nest brächt', gleich tätet ihr noch schreien nach dem Mostkrug, und wenn man euch den auch noch hinstellte, so tätet ihr doch wohl nicht schimpfen über die harte Arbeit und das Hungerleiden — heißt das, derweil nicht ihr die Mäuler voll hättet. Schon gut so. — Wenn aber jäh' einer käm' und sagen tät: Leut', rafft's Sensen und Hacken und Mistgabeln auf — die Frohnherr'n erschlagen, daß einmal ein Fried' ist auf der Welt! — Ei, wie schön langsam ihr da zurückkriechen möchtet in eure Strohlöcher! Ein rechtes Schmalzschnecken-Gesindel übereinander!“

Der Hahnenkamp hatte einen kurzen, dicken Hals, der indes noch zusehens anschwoll, wenn der Mann in

Wut kam. Da hoben sich auch seine borstigen Haare unter der rotgestreiften Baumwollhaube, und die mächtige Haubenquaste auf der Achsel begann beträchtlich zu tänzeln.

* * *

Gegen die Abend- und Mitternachtseite der Einöde ragt ein wüster, zerrissener Gebirgszug auf. Die Leute nennen ihn wegen seiner steilen Wände und unerklimmbaren Kanten die Schroffen. Schon von weitem sieht man über den dämmernden Wäldern der Einöde die weißen Kalkwände leuchten. Um die Mittagsstunden aber werden sie stets ein dunkler, zackiger Wall, der seine Schatten allmählich hinlegt über die Einöde, und endlich weiter und weiter hinaus in die unteren Wälder und in das Tal; und zur Abendstunde liegen auf den Fluren die Kanten und Hörner der Schroffen breit und lang hingezeichnet.

Die ganze, fast furchtbare Herrlichkeit dieses Gebirges entfaltet sich aber erst in den Wild- und Hinterschroffen. Da ragen Hörner und Riffe auf, die zur Sommerszeit bis in die Mitternacht hinein schimmern in matter Glut, und da sind Tiefen und Schluchten, in welche kein Sonnenblick je gefallen, so lange die Welt steht. Hier wächst kein grünes Blatt mehr, und die Alpenrose wuchert weiter unten auf den Almen. Hier hört man keinen Vogelsang und keinen Kuhreigen, und die Gemse klettert an tieferen Hängen. Hoch über alles Leben haben sich die wilden Felsen aufgebaut; still und tot ruhen die kleinen, beeisten Seen, kahl sind ihre Ufer, nur das Murmeltier und die Spinne hausen hie und da noch in den Klüften des

Gesteins. In den Tiefen rauschen die stürzenden Wildbäche, um die Grate und Hörner ächzt und braust und pfeift die Windsbraut. Jahr um Jahr schichten sich in den Einsenkungen der Felshäupter größere Eismassen auf, Jahr um Jahr fahren an den Mulden und Schründen Schnee- und Steinlawinen nieder, und ohne Ende meißeln Luft und Wasser mit ehernen Armen an diesem Gebilde; ewig bauen sie an den Alpen und ewig reißen sie sie ein.

So ragen die Wildschroffen und starren nieder auf die Almweiden und Wälder. An ihrer halben Höhe führt ein Pfad aus der Einöde über engen Paß in die jenseitigen Gegenden, wo wieder Menschen wohnen. Jeder Wanderer, der über die Alpe zieht, blickt hinauf zu den Felsgebilden, aber noch selten ist einer emporgeklettert an den Schutthalden und Geröllfeldern bis zu einer der höheren Blockmauern, von denen aus man erst recht in das Innere der ungeheuren Felsenburg schauen kann.

An der Einödseite ist ein tiefer Taleinschnitt in die Schroffen, der das Schroffeneck heißt, und in welchem, von Urwaldbäumen und Felswänden umragt, eine Menschenwohnung stand. Sie war die einzige weit und breit. Wohl zählte sie zur Gemeinde Einöde, aber sie hatte nichts mit ihr gemein, als — die Einöde.

Im Schroffeneck stand die Hütte der Einschicht-Res. Sie klebte wie ein Schneckenhaus unter einem zerklüfteten Felshang, der stellenweise mit Wacholder- und Haselnußgesträuchen bewachsen war. Unten schäumte der Wildbach in milchweißen Gischten, weit hinan das braune Gestein bespritzend, ewig brausend und tosend, kein Uferblümlein des Sommers schonend, keine Eisscholle des Winters über sich duldend — das freie Kind der Alpen.

Die Einschicht-Res war noch ein rüstiges Weib, aber so verwildert wie der Urwald. Sie grub und sammelte in den Wüsteneien Wurzeln, Kräuter, Harz, Waldrauchkörner, wilden Honig und was so zu finden ist in der wuchernden Wildnis.

Sie jagte auch nach Raubtieren, wie sie krochen, liefen und flogen; aus den Fellen verfertigte sie sich die Kleidung, aus Ästen und Binsen flocht sie sich die Hausgeräte.

Und so lebte sie.

Ihre Eltern und Ureltern hatten auch so gelebt in dieser Felsenschlucht. Sie waren vermodert im Waldgrunde. Den Großvater hatten die Jäger erschlagen, die Großmutter war erfroren, der Vater war an einem Natternbiß gestorben, die Mutter hatten böse Menschen zugrunde gerichtet. Einen braven Mann hatte die Einschicht-Res gehabt, den erschlug ein Baum beim Reuten. Ein Kind hatte sie geboren nach dem Tode des Mannes, und dennoch war sie allein, mutterseelenallein auf der alten Heimstätte ihrer Vorfahren.

Die Res erhob sich jetzt von ihrem Mooslager, schlug die braunen, reichen Haarsträhne zurück und forschte nach dem nahenden Tag. Dann hüllte sie eine Pelzdecke um sich, befestigte die am Halse und band einen Binsengürtel um die Lenden. Und nachdem sie ihren Anzug vollendet hatte, machte sie die Hüttentür auf, kniete, gegen das wüste Gestein gewendet, nieder auf die Schwelle und legte die Hände auf die Brust.

Während sie betete, wurde es hinter dem Herd in einem Holzkäfig lebendig, und ein schwarzer Vogel begann in demselben zu flattern und zu kreischen.

Welch' ein Gebet hat das Weib im Herzen? Ihre Hände über der Brust hatten sich geballt, ihre Unterlippe war krampfhaft zwischen die kräftigen Zähne geklemmt, ihr dunkles Auge hinter den langen Wimpern lauerte, und wenn es aufflammte, war es, wie ein wilder Blitz um Mitternacht.

Endlich stand sie auf, ging in die Hütte zurück und langte aus einem Korb mit Wildobst einen Holzapfel hervor.

Sie biß in denselben, schleuderte ihn aber wieder von sich und rief lachend:

„Ha, du mit deiner roten Wange bist doch ein saurer. Nicht einmal so einem Apfel darf man trauen, 's steckt in allem die Falschheit. Ei ja draußen, wo der Weizen und der Wein aufkommt, wachsen wohl auch süße, aber für unsereinen in der Wildnis herinnen darf nichts gedeihen. Der Herrgott gönnt einem armen Menschen einmal nichts Gutes."

Dann wendete sie sich zum Käfig.

„Das Rabenvieh schreit auch schon. Hei, möchtest gar wieder auf den Tannenwipfeln oben hausen? Hab' dich in den Winkel getan, weil's heißt, daß du ein Geschöpf Gottes bist. Der da oben hat mir alles Böse angetan mein Lebtag und hält mich gefangen in der Einschicht; jetzt mach' ich dir's auch so. Ich zahl's ab. Da, da, friß den Holzapfel, verbeiß' dich daran!"

Sie hielt die Frucht durch die Astspangen; der Rabe pickte den Apfel zornig zu Boden und haute nach ihrem Finger.

Da stand plötzlich ein Mann in der Hütte, ein grauer, aber noch rüstiger Jägersmann.

„Was schafft Ihr mit diesem Raben, Frau Res?“

„Die Federn risse ich ihm aus, wenn es Euere Haare wären.“

„Ihr seid kindisch, Res, und werdet bereits häßlich noch dazu. 's ist kein Vergnügen mehr in diesem Nest. Gehabt Euch wohl!“

Der Mann verließ die Hütte und schritt lustigen Waldhorntönen zu.

Die Einschicht-Res blickte halb verwirrt umher. Sie sah wieder nichts als die tote Einsamkeit um sich.

— Res, du armes Weib, dieser Mann war der einzige gewesen, der nach dem Tode deines Gatten in deine Hütte gekommen, der auch in der Welt draußen deiner gedacht und dir zu Zeiten hübsche Dinge mitgebracht herein in die Einöde; der dir dein Haus neu eindecken ließ, der nicht selten mit dir sein Jägermahl teilte und der dir sagte, du seiest ein schönes Weib.

Das waren die Blumen über der Grube gewesen ...

Lange stand die Einschicht-Res da und blickte wirr umher; dann riß sie mit beiden Armen die Spangen des Käfigs ab, das Tier schwirrte heraus, und das Weib rief:

„Fliege, Rabe, fliege, du bist ein ehrliches Tier; bist von innen nicht schwärzer als von außen!“

Die Zapfenwirts-Leute.

Um Mitternacht verließen die Treiber das Zapfenwirtshaus.

Der Wirt mußte auch mit, aber er schimpfte, „wie ein Sperling im Hühnerhofe“. Er, der gesetzte und, wie er sich gern ausdrückte, der allerorts estimierte Zapfen-

wirt von der Einöde, der einmal drei Jahre und neun Tage Richter gewesen, in dessen Hause alljährlich die Christenlehre abgehalten wird, und bei dem einmal der Prinz Johann über Nacht geblieben war, er wurde nicht geladen zur Jagd als Jäger, sondern wurde aufgefordert als Treiber, wie jeder Köhler und Bauersknecht. Er hätte sich am liebsten „unpaß" gemeldet, aber er dachte an das Lächeln des Patrons, das ihm zu Zeiten schon verhängnisvoll geworden war. So ging er; doch nun handelte es sich, den anderen Treibern gegenüber zu zeigen, daß er zur Jagd eigentlich *geladen* sei mit Pulver Blei, wie sich's von selbst verstehe und es auch immer der Fall gewesen. Er habe wohl schon seine hundert Jagden als Ehrengast mitgemacht und er gehe nun einmal mit den Treibern aus reiner Passion, er müßte wieder einmal sehen, wie sich das Gaudium von dieser Seite ausnehme. Es sei möglich, daß sich diesmal der Graf selbst als Treiber beteilige, er habe so etwas gegen ihn geäußert, und zwar, als sie letzthin in Frohnburg bei Tische zusammen gewesen wären.

Als die Treiber mit ihren Fackeln gegen das Heidehaus kamen, trillerte der Knecht des Hahnenkamp:

„Faules Heu,
Da Dalkerd duselt da sein *Wei*!"

Da lispelte der Zapfenwirt:

„Tut ihm was an, Leut'; wenn unsereins auf ist, soll ein solcher auch nicht Polsterzipf tunken."

Da hielt ein übermütiger Bursche eine Lunte an das Fenster und schrie aus vollem Halse:

„Auf, Heidepeter! Feuer! 's Haus brennt!"

Da erscholl in der Stube ein Schrei, und darauf ein Stöhnen und Jammern.

Die Männer lachten und gingen weiter. Der Hund bellte und riß heftig an der Kette; der Zapfenwirt sprang hin und versetzte dem Tier einen Fußtritt.

„Tolles Vieh, deinetwegen letztens meinem Davidl. Noch ein's! Und sag's dem Dalkerd, ihm mach' ich's auch einmal so — noch eins, du Beest!"

„Ist ein alt' Ding, daß der Heidepeter keinen Spaß versteht," sagte der Knecht, „dalkerd sind diese Leut'!"

„Und wollen noch hoch hinaus dabei."

„Ja, zum Schornstein 'leicht!"

„Liegen auf der faulen Haut bis sechs!"

„Jetzt hat er für seinen Prinzen gar einen Hofmeister ins Haus genommen," sagte der Haberturm.

„Dem versprengten Schulmeister gibt er Unterstand!"

„Der soll dem Gaberl den Teufel austreiben — den Teufel von der Jakobinacht," lachte ein Kohlenbrenner.

„Weißt du auch schon davon?"

„Ha, das erzählt die ganze Einöd. Das war ein Hauptspaß."

„Wie ist denn das eigentlich zugegangen?" fragte der Haberturm.

„Du sollst so was gar nicht fragen, Haberturm — weißt, deines Haberturmes wegen nicht!" rief der Wirt, auf die Weiblosigkeit anspielend.

Der Bauer gab darauf keine Antwort; in Sachen seines Erbverhaltes war er empfindlich.

„Je, wie ist's zugegangen!" rief der Toni, Hahnenkamps Knecht, „sauber halt. Lacken-Lisi. Ich mach' zum Samstagabend bei ihr mein Fensterln. Das war nächst,

am Jakobitag. Ich geh' über des Heidepeters Wiese; sitzt der Gaberl auf dem Rain. — Was machst so spat? frag ich. — Ein Liebfrauenschüherl fliegt, sagt er, und ich geb' ihm einen Gruß mit in den Himmel hinauf. — Wird der heilig Dalkerd, wie sein Vater; heut' machst mit ihm einen Spaß! denk' ich, und sag: Magst mit mir laufen, Gabriel? — Hab' kein' Zeit, mein Vater pfeift gleich zum Rosenkranzbeten. — Bist bald zurück, ich zeig' dir ins Paradies hinein, siehst Adam und Eva. — Hüpft der Kleine vom Rain herab: Weißt du die? — Und lauft mit mir und frägt mich zehnmal: Sieht man den Apfelbaum auch? — Freilich sag' ich. — Und beißt die Schlange? — Kein' Red'! — So kommen wir zu der Lisi ihrem Fenster; 's ist schon finster. Sie macht zu eigens auf. Wir sind drinnen und ich halsʼ die Dirn. Da hebt euch der tolle Bub' auf einmal an zu schreien: Vater, Mutter!"

Sie lachten, und der Wirt sagte:

„Der Dalkerd, hör' ich, hat dir deswegen ja schon eine Bußpredigt gehalten?"

Unter solchen Gesprächen ging es aufwärts über die Heide und durch die Waldungen gegen den Pfaffenhut.

* *
*

Im Heidehause war Jammer mitten in der Nacht.

Klara lag bewußtlos auf dem Boden und der Peter schüttete ihr ununterbrochen kaltes Wasser ins Gesicht und rief:

„Ja, Klara, meine Klara, was ist denn das? Wirst mir doch nicht sterben! Schau' auf, es ist nicht wahr,

es brennt ja nicht, es ist ja nur ein Spaß gewesen von den Leuten."

Gabriel stand im Hemdchen vor der Mutter und weinte, und als der Vater sagte:

„Gabriel, geh' bet', bet' zum lieben Gott im Himmel!" kniete er hin zum Tisch, und gegen den kleinen Hausaltar gewendet, betete er laut: „Vater unser! Vater unser!"

Regina schluchzte in der Wiege und stammelte:

„Himmel-Tata, Himmel-Tata!"

Das waren die einzigen Worte, die sie schon sprechen konnte.

Jetzt kam vom Oberstübchen herab der Schulmeister mit Licht, und als er die Dinge sah, sagte er:

„Hör' auf mit dem Wasser, Peter, hast kein Federmesser da?"

„Nein, wo hätt' ich denn ein Federmesser! Seht, das Unglück auf einmal."

Der Schulmeister nahm aus der Lade den Brotschnitzer, ließ der Ohnmächtigen zur Ader und verband sie.

Nun bewegte Klara eine Hand und endlich schlug sie die Augen auf.

„Die Jäger sind vorbeigezogen," berichtete der Peter, „und die haben halt einen Spaß gemacht, haben eine Fackel ans Fenster gehalten, und darüber ist sie frei so viel erschrocken. — Daß du nur wieder da bist, Klara, Gott sei Lob und Dank!"

Dem kleinen Gabriel war das Gebet im Munde erstickt, als er den schwarzen Blutstrahl sah, der aus dem Arm seiner Mutter hervorquoll.

Als das Weib wieder im Bette lag und ruhiger

Atem holte, dann und wann die Augen aufmachte, nach den Kindern fragte und dabei ein wenig lächelte, zog der Peter seine Sonntagskleider an, um den Arzt zu holen.

Der Schulmeister machte sich erbötig, den Gang zu tun, allein der Peter sagte:

„Nein, bleib' der Schulmeister derweil bei meinem Weib. Beim Bader ist so viel aufzumerken und anzusagen; da muß ich schon selber geh'n."

Und er ging hinaus nach Rattenstein.

Das war in derselben Nacht, von der die Treiber sagten, der Dalkerd bleibe liegen bis sechs. —

Nun waren im Heidehause wochen- und monatelang die Fenster verhangen. Der Arzt kam allwöchentlich einmal hereingeritten, um die Krankheit zu beobachten.

„Sie ist ein so frisches, kräftiges Weib gewesen," sagte er einmal zum Peter.

Der Bauer zitterte und getraute sich kaum zu fragen:

„Wird's doch wohl wieder werden?"

„Ei ja freilich, ei ja freilich," versetzte der Arzt und stellte sich dabei munter.

Als dieser hernach auf der Heimkehr sein Pferd vor dem Zapfenwirtshause anhielt, eilte die Wirtin herbei:

„Nein, Herr Doktor, wie mich das freut, daß uns der Herr Doktor auch einmal heimsucht. Hans, geschwind dem Herrn Doktor sein Roß in den Stall; schütt' ihm von dem besten Hafer ein! Nein, das kann ich mir denken, daß so ein weites Hereinreisen da in die Einöd lästig sein wird. Mit was kann ich dem Herrn Doktor aufwarten? Da oben bei diesem Dalkerdbauern haben der Herr Doktor so nicht einmal so viel Jausen kriegt, als

ein's im Aug' erleiden könnt', das sind so viel geizige Leut'. Ei beileib', sie hätten's schon, und der Heidegrund ist rechtschaffen gut; wie oft hab ich zu meinem Mann gesagt, du, hab ich immer gesagt, wenn wir diesen Grund hätten, in fünf Jahren wären wir steinreich. Aber so! der Heidepeter versteht halt nichts anzufassen, der läßt lieber 's Gras auf dem Kornacker wachsen, eh' er um ein Stündl früher aufsteht; er ist einmal ein Dalkerd und bleibt ein Dalkerd."

„Mir scheint," sagte der Chirurg, in der Gaststube Platz nehmend, „es sind gute, fleißige Leut', und so viel man bei uns in Rattenstein weiß, ist der Heidepeter ein braver Mann."

„Ei, das wohl," versetzte die Wirtin einlenkend, „und man kann ihm sonst auch gar nicht feind sein. Annel, rühr' dich doch, hast denn eingefrorene Bein'! Bring' dem Herrn Doktor eine Flaschen vom Guten! — Gar nicht, sag' ich! er ist fleißig, und auch häuslich; 's ganze Jahr kommt er mir nicht ins Haus, ausgenommen, 's ist Christenlehr'. Ja dasselb' muß ich sagen. Mein, wo wär' der Mensch, über den niemand was aufzubringen wüßt'; die Leut' reden gar viel, wenn der Tag lang ist. — So nimm doch ein Tasserl, du ungeschickte Schnepf', nein, wenn unsereines nicht alles selber angreift!"

Und sie riß der Magd die Flasche aus der Hand, langte ein glänzendes Tellerchen aus dem Glaskasten, und stellte darauf die Weinflasche höflich und zierlich vor den Gast auf den Tisch.

„Nein, das freut mich recht, Herr Doktor; 's vergeht schon völlig kein' Stund', wo ich nicht auf den Herrn Doktor denk', und wo ich nicht sag': Aber schau', der

Herr Doktor hat uns halt dennoch ganz vergessen und kommt uns gar nicht mehr heimsuchen. Vor zehn Minuten hab' ich's noch gesagt; Annel, hab' ich's nicht gesagt, vor zehn Minuten grad? Und mit Verlaub, wie geht's denn der armen Haut, der Klara?"

„Wohl besser, wohl besser," sagte der Arzt, „aber ganz gesund wird sie sobald nicht, all' ihr Lebtag wird's ihr anhängen. Der Schlag ist eben ein Unglück, und er wiederholt sich nur zu gern."

„O, mein Gott!" seufzte die Wirtin und schlug die Hände zusammen. „Das ist ein Elend für die Leut', sie erbarmen einen wohl rechtschaffen. Wenn nur die Einschicht-Res nicht dazu kommt, sag' ich allemal, die ist gleich da mit ihren Kräutern und Hexensachen, wenn so was ausbricht. Das von den drei Holzknechten werden der Herr Doktor wohl schon wissen?"

„Drei Holzknechten?" fragte der Arzt, indem er trank und darauf ein saures Gesicht machte.

So auffallend dieses Gesicht war, die Wirtin wollte es nicht bemerken, sie rückte ganz geheimnisvoll näher.

„Ja, hören der Herr Doktor, das ist — Gott verlass' uns nicht — eine schauderhafte Geschichte. Mir hat's gestern ein Pechölträger erzählt; wenn er lügt, lüg' ich auch, aber ich mein', 's wird wahr sein. Gar nicht weiter soll's eins sagen, aber ich sag's auch nur dem Herrn Doktor, sonst keinem Menschen nicht; — drei Holzknecht hat sie umbracht."

„Wer?"

„Nu ja, halt da oben das Hexenweib, die Einschicht-Res. Drei junge, starke Holzknecht'; was weiß ich, durch ein Trankel soll sie s' vergiftet haben. So hab' ich's

gehört; mein, ich sag's halt nach. Wahrhaftig, bei der Zeit traut sich eins schier nicht auf der Welt zu sein."

So plauderte die Wirtin fort.

Auf den Arzt schienen ihre Neuigkeiten weniger Eindruck zu machen, als sie es gewohnt war. Als er hierauf nach der Zechrechnung fragte, sagte sie:

„Hätt' mir ein' Ehr' daraus gemacht, wenn ich hätt' dürfen aufwarten; aber wenn der Herr Doktor von der Zapfenwirtin schon nichts geschenkt haben wollen: Neunundfünfzig Kreuzer alt's Geld, wenn ich bitten darf."

Er warf einen Gulden hin.

„Behaltet den Kreuzer fürs Schwatzen."

Sein Gesicht war sauer, und doch funkelte des Weines größter Teil noch im Glase.

„Vergelt's Gott! Und kommen der Herr Doktor nur recht gesund heim. Und fürs nächste mal bitt' ich mir wohl wieder die Ehr' aus!"

Als der Arzt auf dem Pferde fortgetrabt war und die Wirtin in der Gaststube Teller und Glas wegräumte, redete sie noch in einemfort, diesmal zum Annel, dem sie dartat, wie lästig ihr so ein Mensch sei, der da auf hohem Roß herumhopse und stolziere, wie der Hahn im Teig, und einen Herrn spielen wolle, während er, recht besehen, doch nichts anderes sei, als ein Guckhäusler in Rattenstein, der daheim bei Weib und Kind gewiß froh sein würde, wenn er zum Sonntag so einen Wein hätt'.

„Hast gesehen das G'sicht, das er geschnitten hat? Das Leiden Christi ist oben gestanden und der link' Schächer noch dazu. Und dabei hätt' er dem heiligen Antoni drei Wallfahrten versprochen, wenn er das Tröpfel

rundweg hätt' trinken dürfen. So sind sie, die Hungerleider auf hohem Roß."

Dann rief sie den Davidl herbei und sagte, er möge den Wein austrinken, und sie warf ein Stück Zucker in das Glas.

Der Davidl war heute besonders zerrauft und zerzaust. Er hatte eben mit einem Pecherbuben Händel gehabt. Die Spuren davon fanden sich so auffallend vor, daß die Zapfenwirtin sagte:

„Leg' mir aber gleich das Sonntagshös'l an, mein Kind, und gibt das der Annel zum Flicken."

„Das tu' ich nicht!" schrie der Knabe trotzig und nagte an den Fingernägeln.

„So soll dir die Annel helfen."

Aber der Magd schlug er ins Gesicht, und dann spuckte er in der Stube umher und polterte aus Zorn mit den Bänken.

Der Forstjunge Herbert trat ein. Er lehnte sein Gewehr in die Ecke und begehrte ein Glas Schnaps.

„Uj, grüß' dich Gott, Herbert," rief ihm die Wirtin zu, „du kommst mir gar so selten unter mein Dach. Dein Vorfahr, der Gregor, ist nicht so stolz vorbeigegangen. Aber, daß ich's aufrichtig sag', dem Greg hätt' ein eisernes Sparbüchsel gar nicht geschadet, der Großteufel — aber na, das ist schon grob, sein Lebtag: Ein schlechtes Wort, eine graue Maus, wie's beim Ohr hinein, so beim Mund heraus! — Aber dasselb' ist richtig, der Herr Graf pensioniert seine Leut' mit dem Bettelsack, und just nicht mit dem vollen. Und daß ich frag', wie geht's dir alleweil, bist doch nicht gar krank gewesen?"

„Immer gesund, wenn man das nicht zählt, was

fehlt," versetzte der Bursche. „Ihr wißt es wohl, Zapfenwirtin, daß mir der Haberturm schier ein Bein abgeschlagen."

„Kein Wort, bei meiner armen Seel', kein Wort," beteuerte die Wirtin lebhaft und ihre Äuglein funkelten vor Begierde nach einer wahrhaftigen Neuigkeit.

„Als ob ich anders könnt', als meine Pflicht erfüllen," sagte der Jäger bitter, „meinetwegen sollen sie alle Böcke und Hirsche niederbrennen, aber sehen darf ich's nicht. Ich muß den Wald und das Wild hüten, das hab' ich geschworen. Wenn der Haberturm ein Weib hätt', ginge er in der Nacht gleichwohl nicht mit der Büchs' herum. In seinem eigenen Hof hab' ich ihm das gesagt, darauf schleudert er mir den Haustiel an die Beine."

„Siehst du, siehst du," d'rauf die Wirtin, „alleweil ist's mir vorkommen, dieser Haberturm ist ein Wildling! Und das ist ein rechter Jammer mit diesen Leuten, daß man nie weiß, wer und was sie sind, wo man sie hintun soll, bis sie nicht der Müh' wert was anstellen. Seinen jetzigen Jungen hat der Haberturm gar auf der Straßen aufklaubt. Mir träumt beim hellichten Tag', das ist ein Zigeunerkind oder noch was d'rüber, und ein stehender Traum ist selten ein Schaum."

Der Haberturmhof gab für die Zapfenwirtin stets unerschöpflichen Gesprächsstoff, von welchem sie indessen heute auffallend bald abwich, indem sie zum Jäger sagte:

„Just früher ist der Bader von Rattenstein dagewesen; er kann an uns nicht vorübergehen, sagt er, und draußen im Tal bekäm' er halt nirgends das Trankel wie bei uns. Freilich, ein guter Tropfen ist's erst' bei

einem rechtschaffenen Wirt, und für einen solchen hab' ich mich mein Lebtag umtan. Der Bader ist bei der Heidepeterin oben gewesen; nicht drei Tag lebt sie mehr, sagt der Bader, 's kommt der Schlag und aus ist's."

„'s wär' ihr zu wünschen!" sagte der Jäger halb für sich.

Die Wirtin sah ihn von der Seite an.

Ist denn das ein so schlechter Mensch?

„Wahrhaftig," fuhr Herbert fort, „das arme Weib hat nichts Gutes auf der Welt. Diese Einöde ist ein unseliger Fleck Erde. Ihr all' miteinand' habt nichts, als das Elend. Die Armut ist es nicht allein, mehr sind es ihre guten Kameraden, der Hader, der Neid, die Bosheit; 's gibt wenig Engel, aber viel Teufel hier — eine schauerliche Einöde. Wenn sie die Heidepeterin hinabsenken, so werf' ich eine Scholle Erde auf den Sarg und sage: Gott sei Dank! Es sollte gar kein anderes Wort gesprochen werden, wenn sie einen von der Einöde begraben."

Die Schänkin schwieg eine Weile und machte sich bei dem Gläserkasten zu schaffen, endlich entgegnete sie:

„Da laß ich jeden bei seiner Meinung."

Als der Jäger davongehen wollte, vermißte er das Gewehr. Der Davidl hatte sich damit heimlich aus der Stube gemacht.

Und der Davidl hielt das Gewehr fest mit beiden Händen und lief damit durch den Schachen aufwärts, gegen das Heidehaus.

„Heidepeter, Heidepeter, der Fuchsbartl kommt!" schnaufte er unterwegs und guckte immer auf die funkelnde Kapsel unter dem Hahn.

Vor dem Heidehause nagelte der Schulmeister die bretterne Hirschgestalt zusammen. Es war in der Nacht ein heftiger Wind gewesen und der hatte das Ding von der Wand geworfen. Der Schulmeister nahm eine Leiter und befestigte den Hirschen wieder an seinem Platze. Gabriel langte ihm dazu die Nägel hinauf.

Als sie mit der Arbeit fertig waren, gingen sie zum Bänkl unter den Tannen, und es begann die Lehrstunde.

Gabriel hatte eine Schiefertafel auf den kleinen Knien und einen Stift in der Hand, und der alte Mann diktierte ihm folgende Worte:

„Rastlos mußt du vorwärts streben,
Durch die Nacht zum Morgenrot;
Denn im Lichte blüht das Leben
Und im Dunkeln kriecht der Tod."

Es ging wohl ein Stündchen vorüber, bis der Kleine mit diesem fertig war, und die Tafel wurde schier zu eng. Weil Gabriel die Gewohnheit hatte, das Gesicht sehr nahe an die Tafel zu halten, so fragte ihn der Lehrer heute:

„Gabriel, schreibst du mit der Hand oder mit der Nase?"

„Mit der Hand," versetzte der Knabe schnell, erst später hielt er den Kopf empor und wurde sehr rot im Gesichte.

Als der Heidepeter über den Hof ging, entließ der Schulmeister den Knaben und schritt dem Bauer entgegen.

„Lernt der Bub' was?" fragte der Peter.

„'s ist eine rechte Freude, was ich mit dem Kind erleb'," antwortete der Greis.

„Wenn's nur wahr ist; aber die Bauernarbeit muß

mir der Bub' halt nach und nach auch lernen; er wird dazu, der Tausend, schon bald Mensch genug."

„Ich hab' ihn jetzt laufen lassen," sagte der Schulmeister, „weil ich Euch sogleich was auszurichten habe. Der Bader läßt Euch noch sagen, Ihr sollt die Jagdtreiber verklagen, wegen der Spanfackelgeschichte, durch die Euere Hausfrau in die schwere Krankheit gefallen. Die Leut' müßten Euch die Unkosten vergüten."

„Geht's, geht's mir mit diesen Geschichten!" rief der Peter abwehrend, „ich fang' nichts an, will im Frieden leben mit der Nachbarschaft. Und wenn ich sie all miteinander klagen tät vor dem Kaïser und vor Gott, und wenn sie mir alles auf der Welt geben könnten, meine Klara machen sie mir damit doch nicht gesund. Gott allein kann's, Herr Schulmeister, und ich fang mit der Nachbarschaft keinen Streit an. Sie haben mich ins Elend bracht, 's ist wahr, aber daß es so traurig ausgeht, haben sie halt voraus nicht wissen können."

Der Schulmeister dachte:

— Der nimmt's genau mit der Satzung: „Wer dir einen Backenstreich gibt auf die rechte Wange, dem halte auch die linke hin." — Gesagt ist's recht schön, aber wenn's darauf ankommt, hau' ich schon lieber die erste Ohrfeige gleich wieder zurück. Da hat die christliche Lieb' einen wunden Fleck. „Wie du ausmissest, wird dir eingemessen werden," wäre das Pflaster d'rauf.

Der Peter schob einen Ziehkarren aus der Hütte und räderte ihn dem Wiesenrain zu, um das dort in Haufen gesammelte Moos und Heidekraut aufzuladen und zur Winterstreu heimzuziehen. Bei dergleichen Fuhrwerken sind die Kleinhäusler selber ihre Pferde und Ochsen.

Hinter dem Hause im Haselgebüsch hatte der Peter eine Fuchsfange gelegt. Zu dieser ging Gabriel gern nachsehen, ob nicht einmal so ein Hühnertod in der Klemme wäre. Auch heute hüpfte er von der Tannenbank weg gegen das Gebüsch. Da hörte er in demselben etwas rauschen und bald darauf ein Gezeter. Als der Knabe vor Begierde brennend nachsah, fand er Zapfenwirts Davidl in der Klemme. Fest hatte der Eisenreif um das Bein geklappt. Neben dem Gefangenen lag das Gewehr.

„Du lieber Gabriel, jetzt laß mich aus!" bat Davidl kläglich, „du bist immer mein Freund und Gespan gewesen und ich hab' dich am liebsten von allen Menschen. Laß mich aus; ich bin ja zu dir gekommen und will dir dann was erzählen. Was ganz Merkwürdiges will ich dir als Lohn erzählen."

Vom Herzen gern hätte Gabriel der Bitte willfahren, aber er war zu schwach und konnte die starre Eisenfeder nicht bewältigen. So ging er und rief den Schulmeister.

„O heiliger Antonius, jetzt bringen sie mich um!" wimmerte der Davidl und schlug mit der Faust wütend auf das Fangeisen.

Endlich kam der Schulmeister, faßte zuerst das Gewehr und hielt wegen desselben mit dem Jungen ein strenges Verhör ab. Davidl sagte, daß er es vom Jäger Herbert bekommen habe, um von den Hühnern des Heidepeters die Füchse wegzuschießen. Ob ihm das aufs Wort geglaubt wurde, hat er selbst nie erfahren. Endlich aber wurde er aus seiner peinlichen Lage befreit.

„Weil du nur keine Wunde hast," sagte Gabriel

teilnehmend, „aber nun erzähle mir auch das Merkwürdige!"

„Wirst es gleich hören!" rief der Davidl. „Deine Mutter lebt keine drei Tage mehr, es trifft sie der Schlag. Freilich! Ich weiß es gewiß, hab's vom Bader selbst."

Der Junge lief davon.

Gabriel begann laut zu weinen, aber der alte Mann drückte ihn an seine Brust und sagte mit zitternder Stimme:

„Du gutes Kind, das war ein Lügenwort. Aber ich bitte dich, sag's nicht daheim. Sei ruhig, mein Knabe! Den Wirtsbuben wird Gott strafen, du sei gesegnet. Bleib' gut, mein Gabriel, bleib' mir nur du gut!"

Der Greis küßte den Knaben auf die Stirne.

Nach zehn Jahren.

Was ändert sich in einer kleinen, ringsum abgeschlossenen Gemeinde in zehn Jahren? Ein Dutzend Sargdeckel werden zugeklappt, der Taufsteindeckel wird einige Male aufgemacht, ein paar Invaliden kommen heim, ein paar Rekruten jauchzen in die Welt hinaus. Eine oder die andere Hütte brennt ab, da und dort wird eine neue gebaut. Alles übrige holpert in gewohnter Weise fort, wie in der Vergangenheit, wie in der Zukunft, wie immerdar.

Alljährlich wachsen die Erdäpfel, alljährlich grünt das Haferfeld, doch nicht alljährlich reift es vor dem Schnee.

Aber Not und Entbehrung, Zwist und Tücke blühen und reifen jahraus, jahrein, und das Wirtshaus steht offen jahraus, jahrein.

Und alles ist älter geworden um zehn Jahre, es wäre denn in dieser Frist geworden oder vergangen.

Die Zapfenwirtin aber ist dieselbe geblieben. Sie ist stets wohlauf und die erste und letzte im Hause; sie ist höflich mit den Gästen — heißt das, mit den anwesenden —, sie spricht gern von den Abwesenden und weiß täglich funkelnagelneue Geschichten, die sie gehört hat, die, wenn sie wahr, ganz außerordentlich sind, die sie aber nicht weiter sagen will, die sie aus purer Freundschaft und im Vertrauen auf Verschwiegenheit nur dem mitteilt — nun, der eben in der Schänkstube sitzt.

Die Zapfenwirtin ist den Gästen gegenübr die Gemütlichkeit selbst, bis es zur Zechrechnung kommt, bei welcher aus reiner Ehrfurcht vor den Gästen die Gemütlichkeit aufhört. Man sagt, sie könne kein Wort schreiben, aber die Ziffern macht sie wie eine; nur daß sie mitunter von all den Wirtschaftsgedanken und außerordentlichen Neuigkeiten zerstreut ist und anstatt des Sechsers einen Neuner macht — du lieber Gott, wenn eins die Gedanken überall haben soll, so ein Dingelchen ist leicht verkehrt und steht lieber auf dem Fuß als auf dem Kopf.

Ihr Mann ist bei weitem nicht so umsichtig. Wenn er auch zuzeiten bei den Gästen sitzt und die längste Weile seine Pfeife stopft, so weiß er nichts Rechtes zu erzählen, er scheint eben immer an das Pfeifenstopfen zu denken. Zwar sagt er nicht: „Ist ein schöner Tag heut!“, — sondern er gibt das viel getragener und ruft aus: „Nein, das muß man sagen, eine wunderherrliche Zeit jetzt, und die Sonne scheint alleweil so warm.“ Er tut auch nicht die etwas einförmige Frage: „Wie geht’s denn allweg, Vetter?“ — sondern er lächelt:

„Nu, wie schlägt's an? — Wie macht sich's Geschäft? — Ja der liebe Gesund, das ist das Beste.“ — Aber es kommt kein rechtes Leben in das Gespräch, und die meisten Gäste gehen nach dem ersten Glase davon. Wenn die Wirtin in der Stube ist, brummt sie bei sich:

„Nein, aber der Langweilig' mit der Beichtzettelnase vertreibt mir heut' die Gäst' wieder allsamt.“ — Und laut sagt sie: „Du, Alter, 's kommt mir vor, als hätt' dich draußen wer gerufen.“

Und der Alte weiß wohl, von wannen die Stimme kommt; er geht hinaus und mit verschränkten Armen ein wenig im Hofe umher. Aber das grelle Taglicht tut seinen rotunterlaufenen Augen nicht wohl, und da steigt er denn dann und wann in den dunkeln Hauskeller oder er schleicht gar hinüber zur Kapelle und tastet die Stufen hinab in die Gruft. Und da ragen sie der Reihe nach, die runden, bauchigen Särge; in einigen gärt es noch, in anderen ist es stille — Grabesruhe. — Sind aber nur scheintot, die Aufgebahrten hier, in jedem schlummert noch der Geist, der Erlösung und Auferstehung harrend. Der Zapfenwirt verweilt gern in dieser Gruft, und er wagt nicht selten ein verwegen Spielchen mit den Geistern.

Diese Spielchen und die schattige Kühle tun dem Zapfenwirt immer wohl, aber wenn er endlich wieder heraufklettert aus den Kellerräumen, so kann er das grelle Licht schier nicht ertragen, es schwindelt ihn so, er taumelt — muß ins Bett gehen. Und wenn der Zapfenwirt in seinen Federn ruht, da ist für ihn eine schöne, friedliche Zeit.

Die Zapfenwirtin geht, wie sie sagen, wohl schon

auf ihren letzten Füßen, aber ihr Ehegespons geht eben auch nicht mehr auf den ersten. Indeß hegt er zuzeiten ihretwegen noch manch gelinden Zweifel. Nicht ohne innere Unruhe stand der Zapfenwirt oft da und sah sein Söhnlein, den Davidl, an. Drei Eimer aus seiner „Gruft“ hätte er gegeben, wenn Davidl gleich ihm eine „Beichtzettelnase“ trüge. Aber der Gesichtsvorsprung des Jungen hatte ganz andere Formen, nicht die schmale, dünne Gesichtskante, die man in der Gegend Beichtzettelnase nennt, sondern eine fremde, stumpfwulstige Nase hatte der Davidl. — Weiß Gott, die Weiber! und erst die Schänkinnen!

Davidl ist ein erwachsener Bursche geworden, hat aber noch immer die zerzausten Fuchshaare. Sein Mund ist nicht zu schmal und nicht zu enge und läßt die strohgelben Zähne sehen, die in verschiedenen Richtungen aus den Backen stehen. Die Wangen sind bereits ein wenig eingefallen und zeitweise von gelblichgrüner Farbe; um die Oberlippe liegt dunkler Bartanflug. Um die Augen hat er bläuliche Ringe bekommen, weswegen ihn boshafte Leute den Brillen-Davidl nennen. Die Zapfenwirtin aber heißt ihn den „jungen Herrn“, wie recht und billig, maßen er bestimmt ist, über kurz oder lang das Zapfenwirthaus zu übernehmen. Vor der Hand führt freilich noch die Wirtin das Regiment, und ’s gibt Zeiten, in welchen sie mit ihrem Sohne in Zank gerät, ihn einen Taugenichts, einen Lumpen nennt. Davidl widerspricht ihr nicht hierin, sondern heißt sie kurzweg eine Schnattergans, oder eine alte Vettel. Trotzdem zieht er regelmäßig den kürzeren, und die Zapfenwirtin schlägt in trauten Stunden Besenstiele ab auf seinem

Rücken. Die Folge davon ist, daß der Davidl auf eine der alten Fichten klettert und dort in der dichten Krone bei einem Geierneste zu verharren beschließt, bis er verhungert und verdorrt wie die Zapfen herabkollert auf das Dach seines Vaterhauses.

So weit indes läßt's die Mutterliebe nicht kommen; gar bald ruft sie bangend hinaus das Wort: „Davidl!“ und sie eilt unter die Fichten, und trotz des Zapfenhagels, den ihr holder Sohn auf sie herabrüttelt, schreit sie: „Laß mir die Unbild vergeben und vergessen sein, mein Kind, und komm herab; ich hab' dir einen fetten Eiertomerl gekocht, und zum Hinabschwemmen ist auch etwas hergerichtet. Geh', steig' nieder, mein Davidl, aber gib mir Gotts wegen Obacht, daß du dich nicht verstauchst!“

Wenn auch nicht unmittelbar nach solcher Bitte, so siegt doch nach einiger Zeit die Liebe zum Eiertomerl gegen den Todesentschluß, und Davidl klettert vom Baume.

Einmal ging der Hahnenkamp vorüber, als der Bursche nach einem ihm widerfahrenen Unrecht sich eben wieder in die hohe Baumkrone verkrochen hatte.

„Eure Bäume tragen saubere Früchte!“ sagte der Bauer zur Zapfenwirtin.

„Die Deinen tragen gar keine, Steffel!“ entgegnete die Schänkin giftig, auf Hahnenkamps Kinderlosigkeit zielend.

„Gottes Fürsicht. So ein Früchtel hätt' ich schon neunundneunzigmal ins Rübenfeld hineingehaut. Wär' der Bub' da mein Sohn und er tät' sich so ducken da oben beim Geiernest, ich wüßt', was ich ihm sagen tät':

Hol' dich der Geier, du Erzlump! Und kommst du mir noch einmal auf Gottes Erdboden nieder, so hau' ich drei Heustangen über dich ab!"

„Hau' du die Heustangen über deine Leut' ab!" schrie die Wirtin mit funkelnden Augen, „deine Knechte ludern sauber genug beim Heurechen; wenn die Sonn' scheint, liegen sie unterm Baumschatten; wenn's regnet, bleiben sie auch liegen unterm Dach. Die werden dir noch faul mitsamt dem Heu! Und hau' lieber deine hochnasigen Mägd' in den Rübenacker, eh' sie dir ganze Säcke Rüben davonschleppen und verschachern. Von deinem Weib gilt dasselb', gilt noch mehr, du Hahn'r du! Und wer vor seiner eigenen Tür so viel Mist hat, der soll vor einer fremden nicht kratzen. Hörst es, Winkelbauer, die mein' schlag ich dir vor der Nase zu, du bist mir Kas! Von dir wird kein Wirt reich, du Geizfilz; und ich dank' noch meinem Gott, wenn du mir die Gläser rein läßt, 's will nach dir so keiner trinken draus. Wasch' dir dein Maul einmal mit Bachsand, das ist ein guter Rat, du grauslicher Schmutzhammel, du!"

Der Hahnenkamp lachte überlaut und rief noch durch das Fenster hinein:

„Ich lach'! Du alte Waldschnepf, und dreihundert Zapfenwirtinnen zusammen sind nicht imstand', mir so viel Ärger zu machen, nicht so viel!" Er reckte einen Finger empor und deutete nach dem schwarzen Nagel. „Und daß du die Tür vor mir zuschlägst, ist mir auch recht; wenn das Bettelweib die Hand nicht auftut, so bleibt einem der Pfennig gespart. 's ist doch wahr, was die Einschicht-Res sagt: Der Herrgott und der Teufel sind zusammen durch die Welt gegangen; wo der Herrgott

gerastet, da steht eine Kirchen, wo der Teufel gerastet, da steht ein Wirtshaus. B'hüt dich Gott, Zapfenwirtin!"

Da flog die Tür auf, und die Wirtin goß einen mächtigen Kübel Schwemmwasser gegen den höhnenden Mann.

Der Hahnenkamp ging langsam davon, aber sein Gesicht war dunkelrot und sein Hals merkwürdig angeschwollen. Als er über seine Wiese ging, wo die Leute bei der Heuernte waren, sagte er halblaut zu seinem Weibe:

„Alte, komm mir in zehn Minuten nach, hab' was zu reden mit dir!" Dann schritt er dem Hause zu.

Die Bäuerin begann zu schluchzen und klagte es der Magd, daß sie nun wieder Schläge bekäme, warum, das wisse sie nicht, es müsse ihren Mann wieder wer „wild" gemacht haben, er sei nun schon vorausgegangen, um den Strick zu drehen.

„So geh' ihm halt nicht nach, Bäuerin," riet ihr die Magd.

„O jegerl, da wär's aus!" jammerte das Weib, „nicht, daß ich's sag', aber bei den Haaren tät' er mich ins Haus schleppen, und erschlagen tät' er mich. Es ist wohl ein Graus, wenn man mit einem solchen Wildling zusammengebunden ist sein Lebtag lang."

Ergeben in ihr Schicksal ging sie dem Hause zu. Ein Wirbelwind kam und zerzauste die Heuschichten, und die Fetzen tanzten in der Luft, und einzelne Halme trug es hoch empor; sie fielen nicht mehr zurück auf die Wiese des Hahnenkamp, sondern verloren sich im Walde, blieben hängen im Gestrüppe — ein Vogelpaar wird sie sammeln und sich ein trauliches Nest daraus

bauen. Möchten die Ehen der Menschen immerdar so friedlich sein, als die der heiteren Vöglein in den Lüften.

Da ging's beim Haberturm ruhiger zu.

Und der Haberturmhof zeigte, daß die Weiber überhaupt auf der Welt zu entbehren sind. Da gab's keine Stallmagd, sondern einen Stallbuben; keine Küchenmagd, sondern einen Küchenbuben; und am Herde und im Speisekasten und in der Vorratskammer, da war nur der Haberturm daheim. Und es mag wohl gesagt werden, er war hier daheim wie die umsichtigste Hauswirtin, und sein Sterz und seine Knödeln unterschieden sich in nichts weiter von denen weiblicher Erzeuger, als daß sie sehr oft — nicht da waren. Dieser Unterschied hatte seinen Grund darin, weil auch der Haberturm sehr oft nicht da war.

Es gab Tage, wo der Bauer sich dennoch gern von weiblichen Wesen kochen, einschänken und bedienen ließ, und da saß er denn unten im Zapfenwirtshause beim mittleren Tisch oder beim Kachelofen, und die Gespräche der Wirtin hielten seinen Geist rege bis auf den Moment, wo der Haberturm mit dem Oberkörper langsam nach vorn auf den Tisch sank und friedlich einschlummerte.

Indes hatte der einsichtsvolle Mann für derlei Fälle vorgesorgt.

„Du, Hannes," hatte er einmal zum Altknecht gesagt, „Mensch ist Mensch, und sollte mir einmal irgendwie was zustoßen und ich nicht pünktlich nach Hause kommen, so wirst in der Haustruhe Zwieback finden, das trag' den Leuten auf, und Milch dazu; ist ein kräftiges Essen."

Ein kräftiges Essen fürwahr, und für kräftige Esser, denn das Zwieback war nichts anderes als altes, ge-

dörrtes Schwarzbrot, das nur mit Eisenhacken zerkleinert werden konnte und erst durch langes Aufweichen in der Milch genießbar wurde.

Und siehe, es ereignete sich öfter und öfter, daß dem guten Haberturm etwas Menschliches zustieß, so daß die unzufriedenen Knechte schon davon sprachen, die Vorratskammer zu erbrechen.

Vor mehreren Jahren, als der Haberturm einmal auf Holzhandel aus war, brachte er einen hübschen Knaben mit heim. Dieser war der Sohn einer Dienstmagd; der Haberturm nahm ihn aus „reiner Barmherzigkeit" und übte an ihm Ziehvaterstelle. Vielleicht wollte er ihn zu seinem Nachfolger machen.

Rudolf, wie der Junge hieß, war lebhaft in der Arbeit, anstellig und flink und immer munter. Er hatte sich mit seiner Umgebung bald vertraut gemacht, und wo es im Hofe, auf dem Felde oder im Walde was zu tun gab, da war er dabei, und alles wußte er so anzufassen, daß es ihm gelang, so daß der Altknecht sagte:

„Der Kleine ist ein rechter Saggra, da spielt er sich herum mit dem Zeug, und es wird was fertig."

Rudolfs weiße Zähne waren die einzigen, die auch mit dem Zwieback fertig wurden.

Eines Tages, als der Haberturm grämig vom Zapfenwirt heimkam, sagte der Knabe:

„Vater, ich möcht' Euch wohl schön um was bitten!"

„Gib Fried'! Ich bin nicht aufgelegt, will jetzt schlafen gehen!" entgegnete der Bauer unwirsch, aber des anderen Tages fragte er doch: „Rudolf, was hast mich denn gestern bitten wollen?"

„Vater, der Tag ist lang und die Steinarbeit ist schwer, unsere Leut' sind alle fleißig und richten was aus."

„Sei nur still, Bub', ich kenn' deine Flausen schon," unterbrach der Bauer, „du möchtest dich im Hause überflüssig machen und zu Heidepeters Schulmeister 'nüberlaufen, wie du's heimlich schon getan hast. Gelt, daß ich alles erfahr' und errat' — gelt! Aber, ich sag' dir's, Bub, denk' mir an das Zeugs nicht! — Schau, Rudolf, wenn ich meine Pflüge und Mistgabeln politieren wollt', du tätst mich hellicht auslachen, und ein gelehrter Bauer ist gerade so wie eine politierte Mistgabel. Weißt, die Buchstaben bauen kein Feld an und stocken keinen Wald ab; die bleiben im Bücherstaub hocken und verduseln die Zeit. Was meinst, daß aus Heidepeters Gabriel wird? Ein Garnichts wird aus ihm: zum Bauer ist er zu gescheit, zum Herrn zu dumm. Ein Garnichts ist auch wer, meinst?"

„Ich hab' Euch nur bitten wollen wegen was anderem," sagte Rudolf schüchtern, „wenn Ihr nicht daheim seid, da geht's verkehrt zu — die Leut' haben kein rechtes Essen. Da bitt' ich Euch, daß Ihr mir das Kochen lehrt, dann will ich's schon besorgen."

„Ja, du junger Spatz wirst das Kochen lernen!" lachte der Haberturm; aber in den nächsten Tagen, wenn der Knabe neben ihm am Herde stand, redete er in einemfort: „So, Rudolf, jetzt schau, so macht man das, so rührt man das Mehl, so zerläßt man das Schmalz, so kocht man die Suppe ein, und das muß diese Form haben, und diese Farbe und diesen Geruch, und dazu nimmt man einen, oder zwei, oder drei Löffel voll von dem, oder dem —"

Und als hierauf dem Haberturm wieder einmal was Menschliches zustieß, da kochte Rudolf das Mahl und die Knechte lachten und sagten:

„Jetzt mag der Bauer ausbleiben, so lang' er will; wenn er nur zu Weihnachten kommt, um uns den Jahrlohn auszuzahlen."

Und Rudolf war froh in sich hinein und aus sich heraus und er sang und jodelte, wo er ging und stand.

Und er ging doch manchmal zum Heidepeter hinüber und lernte mit Gabriel und der kleinen Regina, und zu Hause übte er sich, nachts wenn die anderen schliefen. Dann kam wieder Gabriel in den Haberturmhof und sie setzten sich in der Hinterschupfe auf die Hanselbank und schrieben einander kleine Briefe.

Dann wieder erzählte Rudolf seinem Freunde im Vertrauen, daß er nicht bloß Lesen und Schreiben lerne, sondern auch eine andere Wissenschaft — das Kochen.

„Dich hat Gott zum Hausmutterl erschaffen," sagte Gabriel lustig, „wenn ich Heidebauer werde, ich nehme dich!"

* *

*

Und was hatten die zehn Jahre im Heidehause getan?

Dem Peter hatten sie eine erkleckliche Anzahl grauer Haare gebracht, und Klara hatten sie, Gottlob, doch nicht mit sich genommen. Der Tod war wohl mehrere Male ums Haus herumgeschlichen; einmal um Mitternacht hatte er just vor dem Fenster die Sense gewetzt, und der Uhu hatte geschrien auf den Tannen. Da lag Klara im Bette, blaß und still, und der Peter stand da-

neben und hielt ihr, sich selbst den Atem versagend, ein Stück Spiegelglas vor den Mund.

Und das Spiegelglas wurde ein wenig trüb — eine stille Botschaft, daß die Tage der Trübsal dem armen Weibe noch nicht vorüber.

„Gottlob!" wie der Peter stets sagte, „wenn sie auch mühselig ist, wenn sie auch herumhumpeln muß mit der Krücke, weil ich sie nur noch hab'! Was tät' ich denn, wenn mein Weib nicht wär'! Die Zung' ist ihr freilich schwer, seit dem Schlagfall, aber wir verstehen sie schon."

Klara hatte in diesen zehn Jahren die Ihren wohl tausendmal starr angeblickt und gestammelt:

„Mir deucht, 's ist nicht mehr so licht auf der Welt, wie eh'dem; ich seh' wohl alles noch, aber die Sonn' will nimmer so hell scheinen, und mir ist's, als wollt's allweg dämm'riger werden."

War denn die Gesundheit nicht mehr zu erlangen?

Wo in der Umgegend ein Arzt zu erfragen gewesen war, da hatte ihn der Peter aufgesucht. Gut wird's wohl recht langsam werden, hatten alle gesagt — so hoch waren sie studiert. Der Peter verkaufte ein Fahrnis um das andere und bezahlte die Medizin.

Da war einmal die alte Kleesam-Kathi gekommen, und die hatte von einem Wunderdoktor erzählt, der weit draußen hinter dem Gebirge lebte. Der Peter band sich einen Laib Brot auf den Rücken und ging tagelang.

Es war zur frühen Sommerszeit; die Natur prangte in reicher Kraftfülle, jedes Pflänzlein am Wege atmete junges Leben — und Peter suchte die Gesundheit für seine Gattin. Allweg trug er den breiten Hut in der Hand und betete; mit den fremden Menschen konnte er ja

nicht reden, der liebe Gott allein verstand ihn. Der liebe Gott, zu dem er gebetet in den Tagen seines Glückes und der stets seine Zuversicht war zur Zeit der Drangsale.

„Gelt, du mein himmlischer Vater!" rief er oft, „'s ist nicht dein Ernst, daß ich so in das Elend soll kommen; du willst mich nur probieren, ob ich nicht verzage. Bin ja mit allem zufrieden, nur einen Gefallen tu' mir, wenn's dir nicht gar zu hart ist, meine Klara laß mir noch ein Eichtel!"

Als er endlich zum Wunderdoktor kam und ihm sein Anliegen klagte, nahm dieser eine Prise zwischen die zwei Finger und, noch bevor er schnupfte, sagte er:

„Wird nichts nutzen, Bauer, ihr vertut umsonst Euer Geld. Geht nur gleich heim, daß Ihr Euer Weib noch beim Leben trefft. Wenn Ihr schnupft, so warte ich mit einer Prise auf."

Aber der Heidepeter schnupfte nicht, er ging wieder gegen sein Gebirgsland und ging Tag und Nacht.

Und als er zu seinem Hause kam, schimmerte ein Öllicht durch das Fenster, und in der Vorlauben lag eine Leiche.

— — — — — — — — — — — — —

Der alte Schulmeister, seit seiner Verbannung gebeugt, lange schon mühselig, war eines Morgens in seiner Oberstube nicht mehr aufgestanden. Regina hatte ihm die Suppe gebracht und gelispelt:

„Herr Schulmeister! Herr Schulmeister! — Was Warmes hab' ich da!"

Und da er sich nicht rührte und sie ihn näher ansah, ließ sie die Schale fallen, stürzte davon, kollerte beinahe die Stiegen hinab, eilte wortlos an der Mutter, die auf

einem Holzblocke saß, vorüber und hinaus in den Stall, wo Gabriel Streu legte.

„Gabriel!“ stieß das Mädchen fast atemlos heraus, „tu' jetzt die Gabel weg und erschrick nicht. Der Schulmeister ist gestorben.“

Gabriel lehnte die Gabel an die Wand und setzte sich auf den Futterkarren. Er sagte kein Wort, er starrte auf die grünen Reiser am Boden, es zitterten ihm alle Glieder. Endlich berieten sich die Geschwister, wie sie das Unglück der Mutter mitteilen sollten, daß sie nicht zu sehr erschrecke. Da rief Mutter Klara schon den Namen: Regina, und was denn das sei, daß heute der Schulmeister so lange schlafe?

Gabriel lief zum Haberturm, auf daß Leute kämen, um die Leiche aufzubahren, denn seit der Bursche erwachsen war und sich auch Regina im Haushalte schon gut verwenden ließ, war im Heidehause kein Dienstbote mehr.

So wurde der Greis in der Vorlauben aufgebahrt, und am Abende kamen Leute aus der Nachbarschaft und hielten unter Beten und Singen die Leichenwache.

Das war der Regina eingefallen:

„Gabriel,“ sagte sie, „wenn in dieser Nacht der Vater heimkäme und machte die Tür auf und sähe so jäh' die Leiche!“

Darauf ging Gabriel hinaus hinter die Tannen, wo der Weg über die Weide hereinzieht, und stand dort die halbe Nacht hindurch, um den heimkehrenden Vater auf den Todesfall vorzubereiten. Plötzlich aber rief Regina:

„Geh' nur her, Gaberl, der Vater ist schon da!“

Und da saß der Vater in der Küche neben seinem Weibe, und sagte mit schwankender Stimme:

„Wie geht's dir denn, Klara, bist besser?“ Dann nahm er sie bei der Hand: „'s hat mich wohl ein wenig gestoßen, wie ich das Kerzenlicht hab' gesehen, draußen, und das weiße Tuch!“

In der Stube sangen sie geistliche Lieder. Der Peter suchte auch sein krankes Weib zu bewegen, daß sie singe, wie sie früher gern gesungen habe, und wie das so schön gewesen.

„Mann, aber sei nicht so einfältig,“ entgegnete Klara etwas lallend, „wie könnt' denn ich singen? Täten mich ja all auslachen, mir ist schon der Stimmstock umgefallen.“

Dabei zog sie ihr Kopftuch zusammen und brummte leise mit, als die anderen sangen. Das Singen war einst ihr Liebstes gewesen auf der Welt, und sie war zu allen Hochzeiten und Leichenwachen geladen worden, weil sie schöne alte Lieder wußte und eine liebliche Stimme hatte.

Sie kannte auch das Lied, das jetzt in langsamen, traurigen Tönen erscholl; die Leute hatten es ja von ihr. Aber heute lud sie niemand zum Singen ein.

Die anderen oblagen gesellig den geistlichen Verrichtungen, aßen Weißbrot, tranken Milch, womit sie von Regina bedient wurden, und vergaßen das Ehepaar, das in der dunkeln Küche zusammen saß.

Wenn auch einer ausgestreckt liegt auf dem Brette und allen Menschen das Maß gibt zu ihrem Sarge, so kann das den Übermut der Lebendigen nicht immer ersticken. Regina mußte sich von den Burschen manch

mutwilliges Wort gefallen lassen, dem sie nicht ausweichen konnte, so lange sie heute als Gastwirtin bedienen mußte; sobald sie nur abkam, flüchtete sie sich in die Küche und legte ihren Arm sanft um den gebeugten Nacken ihrer Mutter und fragte wiederholt den Vater, was der Arzt in der Fremde denn gesagt habe.

Regina war ein dreizehnjähriges Mädchen, hold und fromm, das niemanden kannte als Vater und Mutter und Bruder, das nur den alten Lehrer noch geliebt hatte, der ihm ja so viel Gutes in die Seele gelegt.

Wie oft hatte Gabriel sein Schwesterl auf die Stirne geküßt, wie oft hatte er gesagt:

„Regina, das verzauberte Reh im Märchen kann keine schöneren Augen haben als du, und die feinste Seide ist nicht so zart, wie meiner Schwester Haar —"

„Und kein Mensch tut so närrische Reden, wie mein Bruder Gabriel," unterbrach ihn Regina und versetzte ihm mit zwei Fingern ein Tätschel auf die Wange. —

Heute aber saßen sie ganz traurig beisammen und hörten zu, als die fremden Leute in der Stube das Lied vom Lazarus sangen.

Lazarus ist gestorben
An einem Sonntagsmorgen,
Magdalena, seine Schwester,
Die weinet gar so sehr;
Begegnet ihr Christus,
Ihr liebester Herr.

„Magdalena, Magdalena,
Was haben s' dir getan,
Daß du vor meinen Augen
Zu weinen hebest an?" —

„Es ist mir mein Bruder,
Der Lazarus, gestorb'n;
Jetzt hab' ich keinen Freund mehr,
Ach Gott erbarm'!" —

Christus ging zum Grabe
Mit seinem Hirtenstabe:
„Lazarus, du sollst wieder aufersteh'n,
Und sollst zu deiner Schwester geh'n!"

Lazarus steht auf
Und geht hin zu der Tür:
„Schwester, bist daheim,
So geh' eilends herfür!
Ich hab' wohl gelitten
Groß' Marter und Pein.
Ach, wie das bitt're Sterben
So hart mag sein!

Wenn der ganze Himmel
Papierer wär',
Und ein jeder Stern ein
Schreiber wär',
So könnten sie's all' nicht
Genugsam beschreib'n,
Was ein' arme Seel'
Im Fegfeu'r muß leid'n!

Und wenn der ganze Himmel
Goldener wär',
Und wenn ein jeder Stern
Silberner wär',
So tät ich doch nicht nehmen
Das Silber und das Gold,
Daß ich den bittern Tod
Noch einmal leiden sollt!"

Kaum das Lied zu Ende, war eine große Aufregung in der Stube, und die Leute eilten in die Vorlauben.

Es bewegte sich das Leichentuch.

„Er wird lebendig!“ riefen einige angstvoll und wären davon geflohen, wenn sie sich nicht auch vor der Nacht gefürchtet hätten, die draußen in tiefer Stille lag.

„Der Jüngste Tag, die Toten stehen auf!“ stöhnten andere und starrten auf die zugedeckte Leiche, die im Halblichte der Kerze leise Bewegungen machte.

Entsetzen erfaßte sie; da kam Gabriel herbei.

„Und wenn unser Schulmeister wieder aufwacht, wer sollte da erschrecken?“ sagte er, trat an die Bahre und zog die Leinwand von dem Gesichte.

Der Greis lag da — bleich, starr und kalt.

Der Bursche beugte sich über das Antlitz des Toten, dann zog er die Leinwand wieder darüber, tauchte einen Tannenzweig ins Weihwasser, besprengte die Bahre und ging traurig wieder davon. Und wieso sich die Leiche bewegt hatte — es getraute sich vor Angst niemand zu fragen.

Die Aufregung legte sich etwas, die Leute kehrten in die Stube zurück. Als sie wieder um den Tisch saßen, machte der Rindenschlager-Lenz ein sonderbares Gesicht und murmelte in den Milchtopf hinein, der vor ihm stand:

„Der Herrgott wird ihn nicht aufwecken, wie den Lazarus, aber die Ruh' ist ihm versagt. Gebete hat er nötig, heilige Messen braucht er. Ja, Leute, so ist das Ende, wenn sich einer versündigt. Gegen den heiligen Geist hat er gehandelt — jetzt verfolgt ihn der Fluch, und er findet keinen Frieden. Ich sag's euch, sie werden den Schulmeister noch oft läuten hören draußen in

Rattenstein um Mitternacht, wie er seiner Tage für den Halterlois geläutet hat. Uns bewahre Gott der Herr!"

Sie suchten Gabriel zu bewegen, daß er etwas lese, weil er es so schön ausführen könne und völlig eine Predigerstimme habe, aber er blieb bei seinen Eltern in der Küche und las nicht. Sie verschmähten seinen Vater und seine Mutter, sie sollten ihn auch nicht haben.

Hell leuchtet der Morgenstern. Lustig zwitschern die Vögel auf den Wipfeln der Bäume. Auf dem Kirchhofe steht ein Grab offen.

Regina legte dem Schulmeister einen grünen Kranz auf das Grab, und ein milder heiterer Sommertag lag über dem bekränzten Hügel.

Morgendämmerung in einer jungen Seele.

Gabriel war in seinem sechzehnten Jahre. Er war aufgeweckt und kräftig und stand dem Vater bei in den Arbeiten des Feldes und der Wiese, so wie Regina an der Seite der kränkelnden Mutter die Hausarbeiten verrichtete. Das war ein Mühen und Bekümmern vom Morgen über den langen Tag bis in die tiefe Nacht hinein; aber das Feld hatte ein Herz von Stein, ließ sich nicht bewegen und brachte nur spärliche Frucht hervor. Oft ging auch das Mädchen mit auf das Feld, und sie gruben alle drei und vergossen Schweiß, als wollten sie damit den steinigen Boden erweichen. Und Klara klagte im Hause:

„Da versetzen sie mich leicht daheim und lassen mich allein. Und jetzt kommt auf einmal wieder der Schlag und ich hab' keine Hilf' und muß verderben!"

Briefe von Ärzten kamen: „Der Heidepeter wird aufgefordert, binnen längstens acht Tagen seine Schuld bei mir zu bezahlen, widrigenfalls ich die Vermittlung des Gerichtes in Anspruch nehmen müßte.“

Gläubiger kamen und polterten an den Türen und mit allen Hausgeräten und schrien:

„Du, Heidepeter! Das sag' ich dir zum letztenmal, wenn du nicht auf der Stelle bezahlst, so führ' ich dir die Kuh aus dem Stall!“

Da verlegte sich der Heidepeter auf das Bitten:

„Ich seh's wohl ein, Ihr wäret auch gern bei eurer Sach', aber ich hab' ein krankes Weib und mein Grund ist steinig. Ich und meine Kinder arbeiten wohl fleißig und leiden gern selber Not. Ich schau zu bitten, was ich nur bitten kann, habt mir doch nur ein wenig Geduld, ich zahl' euch nachher ja von Herzen gern!“

Und die Gläubiger gingen brummend davon, und die Heidehausbewohner arbeiteten und arbeiteten.

Der Peter sagte zu seinem Weibe:

„Sei nur schön geduldig, Klara, ich sag' alleweil, der Herrgott verlaßt uns nicht.“

„Ach, wenn mich der Herrgott nur gleich zu sich nehmen tät'!“

Über solche Worte erschraken Vater und Kinder, aber die Kranke sagte wieder:

„Gott verzeih' mir meine Reden! Es greift oft eine kalte Hand in meine Brust und will mir 's Herz herausreißen; aber ihr seid doch mein, ihr arbeitet willig Tag und Nacht und tragt das große Kreuz. Seid nur geduldig mit mir, ich bin so, ich kann nicht anders, ich hab' euch doch lieber, wie mich selbst.“

So war's im Heidenhause und so litten sie alle.

Am tiefsten aber litt — und das wußten die anderen nicht und hatten keine Ahnung davon —, am tiefsten litt Gabriel. Dem lag eine Last auf dem Herzen, die er nicht kannte, die er schon seit Jahren fühlte, die immer größer und schwerer wurde und die ihn zuletzt unsäglich drückte.

Oft, an stillen Sonnabenden, wenn andere Burschen sich zusammengesellten zur Freude und Lust, ging Gabriel hinauf in die Waldungen.

— Gabriel, wenn du unverstanden bist, so blättere im Buche der Natur. Alle Wesen sind Buchstaben, von Gott geschrieben, und die ganze Welt ist wie ein großes Lied.

Siehe, dort hinter dem Waldhang ist ein dunkler Teich. Da ist kein Leben und Bewegen, er starrt hervor, wie das offene Auge eines Toten. Kann dieses Gewässer ein Spiegel der Welt sein? Eine lustige Fliege hatte im Gesträuche eben Hochzeit; glückselig, berauscht von diesem süßen, lichtvollen Leben, kommt sie dahergetanzt und setzt sich auf die dunkle Fläche des Teiches. Da wird ein Kreis um das Tier, und größer und größer dehnt er sich hin nach allen Seiten bis an das Ufer, und neue folgen ihm, als wollten sich hier Welten bilden. Und das ist der neunfache Kranz der Hochzeiterin, und das ist ihr Grab im schwarzen Grunde. Da fängt am Ufer ein Glöcklein zu läuten an, und jedes Kraut im Walde, das ein Blumenglöcklein hat, läutet den Sterbegesang. — Den Sterbegesang hört ein bunter Falter, und er flattert auf zu den hohen Wipfeln der Tannen und erzählt es der Meise, und die Meise sagt es der

Lerche, und die Lerche schwingt sich zu den Wolken mit purpurnem Saume und hinterbringt die Kunde. Und die Wolke zieht hin und erzählt es den Himmeln, und in den Himmeln stand es wohl geschrieben von Anbeginn: Die Fliege muß sterben im Teiche.

Unter einem Steinkoloß halb verborgen blüht das weiße Blümlein Waldmeister. Und dieses kleine, weiße Blümlein ist eine große, fast unendliche Welt. Da lebt es und keimt und blüht und reift, und unter einem einzigen Blütenblatte ist eine Hütte, ein Dorf, eine Stadt, ein Königreich mit allem Großen und Kleinen und Kleinsten. Da geht es wunderlich zu, da wohnt ein ganzes Volk samt Wiege, Ehebett und Sarg, ein Volk mit Feld und Werkstatt, mit Kirche und Gottesdienst — ein Reich Gottes im kleinen. — Wir sehen mit unserem stumpfen Auge nicht den zehntausendsten Teil des zehntausendsten Teiles dieser kleinen Welt, und wie unser Forschen erlahmt in der Unendlichkeit des Großen, so erlahmt es auch in der Unendlichkeit des Kleinen, und zuletzt wissen wir gar nicht, was groß oder klein, ob es überhaupt groß oder klein gibt, oder was hier das Maß ist, oder wie es kommt, daß sich gerade der Mensch angemaßt hat, das Maß zu sein und zu bestimmen die Dinge, die er nicht kennt und nicht imstande ist zu fassen . . .

Solche Gedanken ziehen durch die Waldeinsamkeit, und je wüster und verlorener die Wildnis und je gewaltiger in der Natur das Werden und Vergehen ist, je schwerer oder tiefer und erhabener sind die Empfindungen, die im Walde uns überkommen.

Wie ein Weihrauchkorn, in die Glut geworfen, zahl-

lose Rauchwölkchen in den verschiedensten Gestaltungen hervorbringt, so gebar jedes kleinste, einzelne Wesen in Gabriels Herzen hundert neue Empfindungen. Oft suchte er aus diesen Empfindungen Gedanken zu bilden, um sich das wunderbare Ahnen und Bangen und Sehnen gegenständlicher zu machen; aber es wollte ihm nicht gelingen, und das schien eben zu sein, was ihn verwirrte und drückte.

Da lag er denn auf dem Moose und sah in das Geäste der Bäume hinein oder zu den abendsonnigen Wipfeln auf und fragte sich:

Was willst du denn? — Was? — Willst du ein Mägdlein haben? Dreimal fragte sich Gabriel: Willst du ein Mägdlein haben? —

Hämmern des Herzens war die Antwort.

Die Welt ist so schön und reich, für jeden Spaten hat sie einen Stiel, für jeden Stiel eine Hand — für jeden Wunsch Erfüllung. Verschmähst du sie? Willst du denn sterben? —

Einmal lehnte sich Gabriel an einen Baumstrunk, verdeckte sein Gesicht und betete:

„O, laß in diesen Nächten nicht,
Mein Gott, mich ewig schweben,
Ruf gnädig mich zu deinem Licht
Und laß mich höher leben;
Und bin als Mensch ich nicht mehr dein,
So laß mich eine Blume sein,
Auf daß mein Aug' dich schaue
Und hoffend dir vertraue!"

Gabriel erschrak. Da war ja plötzlich ein Lied aus der Seele gesprungen!

Lerche, und die Lerche schwingt sich zu den Wolken mit purpurnem Saume und hinterbringt die Kunde. Und die Wolke zieht hin und erzählt es den Himmeln, und in den Himmeln stand es wohl geschrieben von Anbeginn: Die Fliege muß sterben im Teiche.

Unter einem Steinkoloß halb verborgen blüht das weiße Blümlein Waldmeister. Und dieses kleine, weiße Blümlein ist eine große, fast unendliche Welt. Da lebt es und keimt und blüht und reift, und unter einem einzigen Blütenblatte ist eine Hütte, ein Dorf, eine Stadt, ein Königreich mit allem Großen und Kleinen und Kleinsten. Da geht es wunderlich zu, da wohnt ein ganzes Volk samt Wiege, Ehebett und Sarg, ein Volk mit Feld und Werkstatt, mit Kirche und Gottesdienst — ein Reich Gottes im kleinen. — Wir sehen mit unserem stumpfen Auge nicht den zehntausendsten Teil des zehntausendsten Teiles dieser kleinen Welt, und wie unser Forschen erlahmt in der Unendlichkeit des Großen, so erlahmt es auch in der Unendlichkeit des Kleinen, und zuletzt wissen wir gar nicht, was groß oder klein, ob es überhaupt groß oder klein gibt, oder was hier das Maß ist, oder wie es kommt, daß sich gerade der Mensch angemaßt hat, das Maß zu sein und zu bestimmen die Dinge, die er nicht kennt und nicht imstande ist zu fassen . . .

Solche Gedanken ziehen durch die Waldeinsamkeit, und je wüster und verlorener die Wildnis und je gewaltiger in der Natur das Werden und Vergehen ist, je schwerer oder tiefer und erhabener sind die Empfindungen, die im Walde uns überkommen.

Wie ein Weihrauchkorn, in die Glut geworfen, zahl-

lose Rauchwölkchen in den verschiedensten Gestaltungen hervorbringt, so gebar jedes kleinste, einzelne Wesen in Gabriels Herzen hundert neue Empfindungen. Oft suchte er aus diesen Empfindungen Gedanken zu bilden, um sich das wunderbare Ahnen und Bangen und Sehnen gegenständlicher zu machen; aber es wollte ihm nicht gelingen, und das schien eben zu sein, was ihn verwirrte und drückte.

Da lag er denn auf dem Moose und sah in das Geäste der Bäume hinein oder zu den abendsonnigen Wipfeln auf und fragte sich:

Was willst du denn? — Was? — Willst du ein Mägdlein haben? Dreimal fragte sich Gabriel: Willst du ein Mägdlein haben? —

Hämmern des Herzens war die Antwort.

Die Welt ist so schön und reich, für jeden Spaten hat sie einen Stiel, für jeden Stiel eine Hand — für jeden Wunsch Erfüllung. Verschmähst du sie? Willst du denn sterben? —

Einmal lehnte sich Gabriel an einen Baumstrunk, verdeckte sein Gesicht und betete:

„O, laß in diesen Nächten nicht,
Mein Gott, mich ewig schweben,
Ruf gnädig mich zu deinem Licht
Und laß mich höher leben;
Und bin als Mensch ich nicht mehr dein,
So laß mich eine Blume sein,
Auf daß mein Aug' dich schaue
Und hoffend dir vertraue!"

Gabriel erschrak. Da war ja plötzlich ein Lied aus der Seele gesprungen!

Weiter hinter den Tannen des Heidehauses, wo der Weg abwärts führt gegen Rattenstein, stand unter einer Rotkiefer ein hohes Kreuzbild.

Gabriel stand oft lange davor und sah es an. Seine Eltern und Ureltern waren gekniet vor diesem Pfahle. Die Sonne hatte über der Brust des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde eine tiefe Spalte gezogen. Ist doch nur ein Bild aus Menschenhand. Warum verehren wir Werke aus Menschenhand, warum nicht lieber den Bettelmann als Gotteswerk? Die Abendsonne fiel auf das Kreuzbild und vergoldete die Gletscher der Wildschroffen.

O, du wunderbar herrliche Welt! Du schönes reiches Tal mit deinen armen, kleinen Menschen! Du Dichtung Gottes, geschrieben von der ewigen Liebe! Wie die Mücken auf dem Blatte eines offenen Buches, so kriechen und tanzen die Menschen hier herum und treten auf lauter Geheimnisse.

Der Mensch ist ein Fragezeichen, die ganze Welt ist ein Fragezeichen; es muß Antwort geben . . .

Solche Gedanken hatte Gabriel, weil er einsam war unter diesen Menschen und auf der Heide.

Eifriger und eifriger las er in den Büchern und suchte Antwort, Lösung; häufiger schrieb er Zeilen auf Blätter — lauter Fragen.

Und einmal schrieb er gar einen Brief in die große Stadt, in der die Bücher gedruckt wurden, sagte, wer er sei, und wo, und fragte an, ob es ein Buch gäbe, in welchem alles Wissen der Menschen vereinigt sei, und er tat in dem Briefe auch allerhand andere Fragen

und bat um Antwort, und legte, damit ihm diese um so sicherer gewährt werde, einen Zehnkreuzerschein bei.

Später bereute er diese kleine Tat als eine Albernheit und nahm sich vor, nicht mehr hirnverrückende Gedanken zu hegen, sondern wacker und fleißig die Wirtschaft zu stützen und seinen Eltern ein braver Sohn zu sein.

Und er tat's. Aber das Hauswesen ging nicht vorwärts; der Peter rieb sich schier auf in Arbeiten und Sorgen, und die Klara siechte.

„Besser wird's wohl werden," sagte die Kranke oft, „aber mich deucht halt, es scheint die Sonne nicht mehr so hell, wie vor Zeiten, und es will nach und nach finster werden auf der Welt."

Eine Christenlehre in der Einöde.

Für den Heidepeter kamen nun Sorgen noch ganz besonderer Art, an die er nie gedacht hätte. Sein Bub, sein Gabriel! Der hatte angefangen, so Gesangeln auszudichten, weltliche, immereinmal nichtsnutzige, die er dann gern sang, die auch Haberturms Rudolf sang und sogar die Regina! — Dem Peter wollte es nicht gefallen, das; doch sein Weib sagte: „Ist halt ein Übermut, der Bub. Aber daß es was Schlechtes ist was er zusammendichtet, das kann man nicht sagen. Immereinmal ist es gar was recht Frommes und Erbauliches".

„Gott geb's!" seufzte der Heidepeter.

Da kam jener Tag, der dieses Elternpaar erst hochbeglückte und dann in die bitterste Trostlosigkeit stürzte.

Zur Herbstzeit, als das Fest Mariä Geburt kam, war Christenlehre in der Einöde.

Das war immer der schönste Tag für die Zapfenwirtin. Nicht zu glauben, was es da alles zu tun gab im Hause; aber sie war eine religiöse Frau, sie fand auch noch Zeit zum Aufputzen des Altars im Kirchlein.

Auch Davidl, der „junge Herr", folgte dem Beispiele seiner Mutter; am Christenlehrtag war er immer herausgeputzt wie ein Hochzeiter, und man kann's wohl sagen — er hatte die schönsten Kleider unter allen Burschen der Einöde. Der Davidl hatte seit seiner Kindheit, sowohl wenn ein Gewitter im Anzuge war, als auch zum Eingange der Christenlehre in der kleinen Kirche das Glöcklein geläutet.

So tat er's auch heute wieder; dabei lugte er aber angelegentlich in einen Handspiegel, ob sich die Schönheit seines Gesichtes durch die starke Anstrengung nicht etwa verminderte. 's ging an, oder wollten die Wangen nicht doch ein wenig zu breit auseinander fletschen?

Als endlich der Herr Provisor in Begleitung des Haberturm des Weges herankam, eilte ihm die Wirtin schon von weitem entgegen, sagte dreimal „Küß d'Hand, Hochwürden Herr!" und siebenmal „Nein, das ist der schönste Tag in meinem Leben! Das sag' ich heut' und allemal: Wir haben einen goldenen Herrn Pfarrer, und im Falle der einmal von Rattenstein wegkommen sollt', so geb' ich nicht nach bei meinem Mann, und wir verkaufen das Haus und ziehen dem hochwürdigen Herrn nach."

Der Provisor war auch artig und hielt die Zapfenwirtin lange bei der Hand, und die Zapfenwirtin blickte in der Runde umher, ob die Leute, die vor dem Wirts-

hause bereits versammelt waren, es denn doch wohl auch bemerkten, wie gut sie mit dem Pfarrer stehe.

„Wem gehört das blaugekleidete Mädchen dort?“ fragte der Provisor.

„Ah, das ist die Heidepeterisch’,“ antwortete die Wirtin und rümpfte ein wenig die dünne Nase, „nu ja, ’s könnt’ ein recht nettes Dirndl sein, aber — man muß sagen, was wahr ist — sie wachst bei diesen Leuten da oben auf, wie der Baum im Wald, nur daß sie zu keiner Krone kommt. Mein Tausendherz! und der Schulmeister, der alt’ Ketzer, hat sie auch verdorben. Ja, dasselb’ kann ich nicht oft genug sagen, ’s ist ein heiliges Glück, daß dieser Mensch — wie red’ ich nur gleich — schön fest mit Erden zudeckt ist — Gott wird mir die Sünd’ vergeben, aber die ganze Einöd hätt’ er angesteckt und verdorben!“

Im Kirchlein brannten zwei Kerzen, vor demselben war ein weißgedeckter Tisch aufgestellt und um den Tisch in einem weiten Kreise auf dem grünen Rasen lagerte sich die Gemeinde Einöde.

Davidl hatte das Glöcklein schweigen lassen, saß nun neben dem Haberturm und blickte auf sein schwarztuchenes Beinkleid. Gabriel war an ihm vorübergegangen und hatte ihm ein „Grüß dich Gott, David“ gegeben; aber der junge Zapfenwirt tat, als höre er es nicht, er schämte sich heimlich vor den Leuten, daß ihn dieser „ausgehungerte Kleinhäusler, der Dalkerd-Bub“, so vertraulich gegrüßt hatte. Dem Gabriel tat es einen Augenblick weh, daß sein Gruß unerwidert geblieben war, er vergaß es aber gleich und setzte sich im Hintergrunde ruhig zu seiner Schwester.

Der Hahnenkamp war seit langem heute zum ersten Male wieder beim Zapfenwirt. Er hatte es seinerzeit auch seinem Gesinde verboten, je ein Glas bei „der alten Waldschnepf" zu trinken, und er preßte zum Ersatz alljährlich einen Eimer Holzapfelmost, zu dem er drei Eimer Wasser goß. Das Gesinde war mit diesem Ersatze wirklich auch zufrieden, nur der Stallknecht sagte einmal:

„Daheim trinken, das heißt nichts, da kriegt man keinen Rausch und Rauferei gibt's auch keine."

Heute also war der Hahnenkamp wieder einmal beim Zapfenwirt. Aber er ging nicht ins Haus, er sah es gar nicht an, und als die geschäftige Schänkin vorüberlief, redete er absichtlich mit dem Heidepeter, um zu zeigen, daß ihm sogar der Dalkerd lieber sei, als die Waldschnepfe.

„Ruck' ein Trümmel, Dalkerd!" sagte der Hahnenkamp mit spöttisch herablassendem Lächeln, „bist wohl schon fertig mit dem Habersäen?"

Da lachten alle Umstehenden und Umsitzenden, denn das war ein Spott auf die langsam vorwärtsgehenden Arbeiten im Heidehause, der Hafer mußte ja bereits reif sein.

Der Heidepeter legte seine Hand an das Kinn und strich ein wenig seinen leichten falben Schnurrbart, wie er immer tat, wenn er was sagen wollte, es aber doch unterließ. Von dem Heidepeter hatte noch niemand Hohn und Spott erfahren; er sprach in seiner Gemütlichkeit oft spaßhafte Worte ohne Arg und Hinterhalt, die ihm aber nicht selten als hämische Bemerkungen ausgelegt und übel vergolten wurden. So wollte er auch heute entgegnen:

„Angesäet hab' ich wohl schon, aber abgeschnitten noch nicht" — doch er schwieg.

Endlich hatte der Haberturm, der hier die Kirchendienerstelle vertrat, dem Provisor den Chorrock und die Stola umgehüllt und die Christenlehre hub an.

Nachdem sich der Priester an dem weißgedeckten Tisch niedergelassen hatte und sich mit der flachen Hand ein paarmal über den Glatzkopf gefahren war, begann er:

„Geliebte! Ihr in der Einöde hier seid dem Himmel näher, als wir draußen in Rattenstein. Warum? Erstens, weil die Berge höher sind, und zweitens, weil ihr in euerem Tun und Mühen in dieser Gegend viel größere Beschwerden und viel weniger Gewinn habt, als die Bewohner gesegneter Landstriche. Doch harret aus in der Geduld, euere Leiden und Beschwerden werden eingetragen in das Buch des ewigen Lebens, und euer Gewinn ist der Himmel!"

Bei diesen Worten hörte man den Heidepeter krampfhaft aufatmen, man wußte nicht, war es ein Schluchzen oder ein zurückgehaltenes Lachen. Er wußte es selbst nicht; er war so bewegt, es war ihm so troſtreich im Herzen.

Der Priester fuhr fort:

„Und eben, weil ihr so sehr beladen seid mit Not und Plage, wird in kirchlicher und geistiger Beziehung nur wenig von euch verlangt; ihr hört dann und wann auf gute Meinung und für die armen Seelen im Fegfeuer eine Messe, empfanget fleißig die heiligen Sakramente und betet eueren Rosenkranz. Ich will euch heute das Gebet, aus dem der Rosenkranz zusammengesetzt ist, das Vaterunser, auslegen. Ihr werdet es

wohl alle kennen, ich zweifle nicht, ich will es nur von irgend jemandem hersagen lassen, damit wir heranach anfangen können. Zum Beispiel du dort, Rotschopf, sprich uns jetzt einmal laut und deutlich das Gebet des Herrn!"

Der Provisor sah den Davidl an; dieser glotzte vor sich hin.

„Hörst du, Junge? Ja, den mit den Brillen meine ich."

Jetzt entstand ein Gelächter.

Die Zapfenwirtin flüsterte von rückwärts:

„Die Brillen laß dem Herrn Pfarrer über, damit er ein anderesmal besser sieht. Steh' schön auf, Davidl, und bet' das Vaterunser, kannst es ja!"

Nach und nach erhob sich der Bursche, blickte verwirrt um sich und dann den Provisor an, ob es denn wirklich sein Ernst sei; er wußte nicht, war es eine Ehre oder eine Beschämung, daß er, der junge Zapfenwirt, jetzt so vor allen Einödbewohnern das Vaterunser sagen sollte.

„Sei gescheit, Davidl!" flüsterte die Schänkin in Todesangst, und plötzlich begann der Bursche:

„Va druns erd bis nim gal werd nam gums reich wilg sche niml al sauf erscht; gims heit ste brod gims un schul alsa mir va gen schul gern fir nit vers an les al nibl amen."

Genau so wird das heilige Gebet in manchen Gegenden hergeplappert — nicht hochdeutsch, nicht Mundart, bloß ein mechanisches Zungenspiel; das kommt von dem Mißbrauche der unzähligen Wiederholungen im „Rosenkranz".

Und genau so hatte es Davidl gesprochen, so daß

der Provisor den Kopf schüttelte und den Haberturm fragte: „Habt Ihr ein Wort verstanden?"

„Verstanden, dasselb' just nicht," antwortete dieser, „aber das Vaterunser ist's gewesen, dasselb' weiß ich."

„Dort hinten sitzt eine liebliche Jungfrau," rief der geistliche Herr, der heute einmal sehr gemütlich sein wollte, und deutete auf Regina, „diese wird uns gewiß das Vaterunser schöner sprechen!"

Davidl zog ein merkwürdiges Gesicht.

Regina stand sittsam auf und sagte ruhig und deutlich mit mildem, innigem Tone das Gebet des Herrn.

Die Versammlung hatte den Atem angehalten und den Worten gelauscht, als seien sie eine Himmelsbotschaft und zum ersten Male gesprochen worden in der Einöde.

„Heidepeters Tochter?" sagte der Provisor.

„Heidepeters Regina!" murmelte es in der Menge. Der Heidepeter duckte sich ein wenig hinter seinen Nachbar und er legte die Hand ans Kinn und tat wieder jene krampfhaften Atemzüge, von denen kein Mensch wußte, war es Lachen oder Weinen.

„Dein Dirndl ist rechtschaffen brav!" lispelte ihm der Nachbar zu.

„Ich könnte nun die Christenlehre eigentlich schließen," sagte der Provisor, „denn Heidepeters Regina hat das Gebet nicht allein gesprochen, sie hat es durch die richtige, schöne Betonung auch erklärt." Hierauf sprach er, wie das Vaterunser ein gar wunderbares Gebet ist, welches sich nicht durch Worte auseinandersetzen und verständlich machen läßt, sondern nur durch den Hauch des Gemüts, und er redete noch manches über einzelne Sätze dieses Gebetes.

„Ferner,“ fuhr er fort, „eine Handlung, die wir des Tages fast ebensooft begehen, als das Abbeten des Vaterunsers, ist das heilige Kreuzzeichen. Das ist das Siegel aller unserer Andachtsübungen und guten Werke, und auch wir wollen heute das unserige damit beschließen. Der Rotschopf dürfte ungehalten sein, wenn wir ihm nicht das Recht ließen, uns das heilige Kreuzzeichen schön und deutlich zu machen. Nun, Rotschopf?“

„Das Kreuz sollst machen, Davidl!“ lispelte die Wirtin wieder.

Der Bursche war ganz verwirrt; erbittert zerrte er an seinem feinen Beinkleid, das nicht einmal imstande war, ihn, den jungen Zapfenwirt, gegen solch unerhörte Zumutungen zu schützen. Endlich hob er die Hand und fuhr sich im Zickzack über das Gesicht.

„Nun, so zeig' den Einödern einmal das Kreuzzeichen!“ rief der Provisor.

Davidl riß den Mund auf, und dieser verlängerte sich weit in die Wangen hinein, und die gelben Augenbrauen zuckten und die kleinen Augensterne verkrochen sich in die Höhlen.

Endlich machte er mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit wieder das Zickzack über das verzerrte Gesicht.

Der Anblick brachte die ganze Versammlung zu einem lauten Auflachen. Der Provisor aber sagte: „Junge, komm' am Sonntag hinaus nach Rattenstein; des Baders dreijährig Bübel wird dir das Vaterunser und das Kreuzzeichen lehren. Schäme dich!“

Das war zu viel.

„Komm, Davidl,“ zeterte die Wirtin, „hab' gemeint, der Herr Provisor wollt' uns heut' eine Christen-

lehr' halten, jetzt ist eine Schimpfschul' daraus geworden, und du sollst sein Spottmandl sein. Dazu bist du nicht da, das sag' ich! Komm, Davidl!"

Der Bursche machte eine unbeschreibliche Gebärde gegen den Priester und lief davon.

Der Provisor blickte ihm nach und suchte dann wieder seine gemütliche Miene zu gewinnen.

„Lebensart gibt's in der Einöde nicht zum Überfluß," sagte er, „aber man muß euch manches zugute halten. Indes sind wir mit dem Kreuzzeichen noch nicht fertig; wenn ihr, wie ihr gern sagt, ein großes Kreuz tragt im Leben, so wird man wohl auch das Kreuzzeichen bei euch finden. Der Bursche neben der Regina! Bist du nicht der Heidepetersohn? Der Gabriel Stammer? Schön! Zeig' uns das Zeichen des Kreuzes! — Brav! — Ich höre, du bist ein weiser, vielbelesener Mann, der sogar dichten kann; erkläre uns einmal das heilige Kreuzzeichen!"

Gabriel hatte sich von dem Rasen erhoben; aller Augen waren auf ihn gerichtet.

„Ich habe über das Kreuzzeichen nur das gelesen, was in dem Katechismus davon steht," begann der Bursche, „aber ich habe darüber auch sonst nachgedacht. Es erinnert mich an die heilige Dreifaltigkeit, an die Schöpfung, Erlösung und Heiligung. Und das dreifache Zeichen erinnert mich auch an Glaube, Hoffnung und Liebe; an Glaube und Hoffnung denke ich, wenn ich die Kreuze über das Angesicht mache, und bei dem Zeichen auf der Brust, am Herzen, denke ich an die Liebe."

Gabriel schwieg. Die Leute nickten einander mit den Köpfen zu, und der Heidepeter duckte sich wieder

ein wenig hinter seinen Nachbar nieder und strich sich den Bart.

„Recht schön!“ versetzte der Priester kalt, „aber der Liebe gibt es verschiedene Arten, du meinst doch wohl die Liebe zu Gott?“

Gabriel zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann entgegnete er mit einer gewissen Lebendigkeit:

„Auch die Liebe zu den Menschen. In den Menschen können wir Gott lieben, denn wir haben kein getreueres Ebenbild Gottes, als die Menschen. Darum ist es überflüssig, daß wir mit unseren Händen uns leblose Bilder machen von ihm; Gott ist allgegenwärtig, ist in allen seinen Geschöpfen, sagt der Glaube. Durch die Liebe und Verehrung der toten Zeichen aber vergessen wir nur zu leicht auf die Liebe zu den lebendigen Geschöpfen Gottes auf der Welt. — So denke ich mir und so hab' ich's ausgesprochen, weil mich Euer Hochwürden darum gefragt haben.“

„All mein Lebtag hinein, jetzt kann der predigen,“ sagten die Leute zueinander.

Der Provisor war von seinem Platze aufgestanden, winkte mit der Hand, daß Gabriel vortreten möge und sagte dann halblaut, aber so, daß es die Umstehenden noch hören konnten:

„So ist's denn doch wahr, daß mit diesem Bieder Unheil in die Einöde gekommen! — Ich ahnte es schon lange, aber in der Hoffnung, daß du zur Vernunft kommen würdest, schwieg ich.“ Und zu den Leuten: „Wie ich hörte, soll er eine Anzahl Bücher besitzen; ist das so, dann trage ich euch auf, dem Jungen die Bücher wegzunehmen und sie an mich abzuliefern. Einöd-

bewohner, Ihr wollt doch keinen Irrgläubigen in euerer Mitte?"

Da ging ein Murren durch die Versammlung gegen Gabriel.

„Nun gut," fuhr der Geistliche fort, „ihr habt die Worte des Burschen gehört; sie sind Worte der neuen Lehre, die anstatt Liebe zu Gott, Liebe zur Welt predigt!"

„Ich möchte noch ein Wort reden!" sagte Gabriel, aber da schrie die Menge aufgebracht:

„Still sei, du Heide! Davonjagen wird man dich. Solche Leut' bringen uns noch Schand und Schmach in die Einöd'!"

„Mäßigt euch, meine lieben Pfarrkinder," versetzte der Priester, „so weit wird es wohl noch nicht gekommen sein: die Scharte wird sich auswetzen lassen. Ihr, Haberturm, oder Ihr, Hahnenkamp, einen Gotteslohn könnt ihr euch erwerben, wenn ihr den Burschen als Knecht in euer Haus aufnehmt und ihn fleißig zum Arbeiten anhaltet; denn ein Kirchenvater sagt: Emsig arbeiten ist das beste Mittel gegen Verirrungen."

Jetzt drängte sich der Heidepeter vor; er hatte es anfangs kaum begreifen können, was da mit seinem Sohne vorging, nun aber rief er laut, wie sonst nie:

„Wollen 'leicht die Leute mich und mein krankes Weib zugrunde richten? Was tät' ich denn, wenn ich den Buben nicht hätt'? Ich sag' euch das vor Gott: ich laß mein Kind nicht davontreiben, wie ein Kalb; wenn es was Schlechtes tut, so werde ich's schon selber strafen!"

„Du bist der Dalkerd," unterbrach ihn der Rindenschlager Lenz.

„Der Bub' bleibt da bei uns," riefen andere, „und wir gehen sogleich in das Heidehaus und suchen die Bücher auf."

Jetzt stellte sich Gabriel vor den Provisor und sagte: „Herr Pfarrer, ich bitte um Schutz für mein Eigentum!"

Der Priester tat, als überhöre er das Wort und rief dem Haberturm zu:

„Was Ihr Verdächtiges findet, das bringt mir in den Pfarrhof."

„Herr Pfarrer," rief Gabriel gewaltig erregt: „Ich habe eine kranke Mutter! Sind Sie in den Wald gekommen, um Raub zu predigen?"

„So schlagt ihn doch gleich nieder, den Lästerer!" lärmte die Menge.

Da kam Regina herbei und beschwor ihren Bruder, kein Wort mehr zu reden. Der Heidepeter verdeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Wo die Lästerzunge spricht, da schweigt das Wort Gottes," sagte der Priester mit einem Tone tiefer Kränkung. „Die Christenlehre ist zu Ende."

„Ich liefere die Bücher freiwillig aus," sagte Gabriel, „aber wer mir noch in mein Haus dringt und meinen Eltern eine Unbill antut, den — Herrgott! wo ist deine Gerechtigkeit!"

„Mein armes Weib, meine unglücklichen Kinder!" stöhnte der Heidepeter.

„Jetzt ist's aus, Dalkerd," rief ihm der Haberturm zu. „Dein Klagen macht's nicht besser. Wer sich Kieselsteine ins Bett tut, der muß auf Kieselsteinen liegen. — Ei der Tausend, daß ich nicht vergeß, einen

Brief hab' ich für dich in der Taschen. Er ist schon eine Zeit gelegen draußen beim Rattensteiner Postmeister — so hab' ich ihn mit hereingetragen. Da greif' an; 's wird kein Tausender nicht drin sein!"

Der Heidepeter machte eine ablehnende Bewegung mit der Hand. Er kenne dergleichen Briefe. Endlich nahm er ihn doch und murmelte zu Gabriel.

„Schau, Bub', kommt alles der Reih' nach, jetzt ist die Abstiftung auch da!"

„Dieser Brief ist nicht vom Amt," sagte Gabriel, „er hat ein fremdes Siegel, und die Aufschrift trägt meinen Namen."

Er erbrach das Schreiben, steckte es aber ungelesen in die Tasche; er konnte in diesem Augenblicke nicht lesen, es kochte sein Blut.

Endlich ging er mit seiner Schwester seitwärts, fiel ihr um den Hals und weinte.

Die Wirtin brachte für den Provisor eine Flasche Wein auf den Tisch.

„Wenn mein Davidl auch nicht so vornehm das Kreuz machen kann," bemerkte sie giftig, „und wenn er auch nicht so schön predigen kann, wie der Heidepeterisch', so ist er doch — Gott sei die Ehr'! — ein guter Christ und kein Ketzer, und wir machen uns nicht lustig über die lichtblonden Haare, wie sie ihm Gott erschaffen hat. Besser Rotschopf, wie Kahlkopf."

Der Herr Provisor suchte die Bemerkungen hinabzuwürgen und schwemmte sauren Wein nach. —

Der Davidl saß zu dieser Stunde auf der mittleren Fichte im Geierneste. In seiner Wut zerknitterte er das

Reisig und zernagte seine Finger. Er kauerte sich in das Nest, er bildete sich ein, er sei ein Geier und werde abfliegen und dem Pfarrer die Augen auskratzen.

Es war ihm doch eine Pein, hier oben zu sitzen, denn unten, gerade unter den Bäumen, fingen sie an, Kugel zu schieben; Rudolf war Kegelbub und strich den Gewinn ein. Davidl schleuderte Tannenzapfen hinab, ließ dürre Aststrünke fallen, bis Rudolf sagte:

„Da mag sich einer seine Kegel selber aufsetzen, ich laß mir keine Büberei gefallen!" und ging davon.

Er wollte sich nach dem Heidepeter umsehen, um ihn zu beruhigen, da eilte ihm Gabriel entgegen mit freudeleuchtendem Gesichte. Den Brief in der Hand schwingend, rief er:

„Eine andere Zeit, Rudolf, höre! Ich geh' in die Fremde! Ein Herr in der Hauptstadt hat etwas von mir erfahren. Ja, ich meine gar, das ist derselbe, dem ich den Brief geschickt habe. Er schreibt, ich solle zu ihm in die Stadt kommen und lernen. Siehst du, das ist doch ein guter Mensch, jetzt will er mir helfen, daß ich was kann lernen. Gute Leute hat er für mich gesucht und gefunden, ich soll nur gleich kommen, schreibt er. Schau doch nicht so drein, Rudolf, lies!"

— Wie sie kurz und vielsagend und ernst waren, und wie sie anheimelten, die Worte des fremden Mannes, der bereit war, sich des armen, lernlustigen Burschen anzunehmen!

Rudolf hielt das Blatt lange in der Hand und blickte seinen Freund schweigend an.

„Was willst du tun?" fragte er endlich.

„Wie kannst du fragen?" antwortete Gabriel.

Gabriel geht davon.

Das war ein trüber, ein stürmischer Septemberabend gewesen. Der Nordwind hatte den Wipfel einer Tanne geknickt und herabgeschleudert auf Heidepeters Feldkasten, daß die Hausbewohner glaubten, der Blitz habe eingeschlagen.

An demselben Abende war's, als Gabriel den Seinen vertraute, daß er fortziehen wolle in die weite Welt.

„Du Halbnarr!" rief der Heidepeter aus, „und uns willst 'leicht verhungern lassen, jetzt, wo du groß wirst und arbeiten kannst?"

Gabriel sagte kein Wort mehr; die Rede seines Vaters war ihm gewesen, wie ein Eisenhammer; mit einem Schlage war sein Vorschlag vernichtet.

„Wer weiß auch," tröstete ihn Rudolf, „in welche Hände du geraten wärest; vielleicht hätten sie dich in der Stadt an Juden verkauft und über das Meer geliefert. Es geschieht allerlei draußen in der Welt; man liest es ja."

Aber Gabriel hatte von dieser Zeit an seine Ruhe verloren; schweigsam und betrübt war er. Mehr als je hielt er sich an die Arbeit, doch manches Geschäft richtete er verkehrt. Niemand ahnte, welchen Kampf er in seinem Innern kämpfte.

Wie steht es geschrieben? — Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl ergehe auf Erden.

Also d e i n Wohl will der Herr. Und du wirst Vater und Mutter ehren und im Andenken bewahren, auch wenn du ihnen fern bist, und du wirst draußen in der Welt das Vermögen sammeln, deinen Eltern ein sorgenloses Alter zu bereiten.

Aber eine andere Stimme rief:

— Wenn du ein gutes Kind bist, so wirst du deinen Eltern zur Seite stehen in Krankheit und Not, wirst sie unterstützen mit deiner Kraft und trösten mit deinem Herzen. An wen soll sich ein armes Greisenpaar wenden unter rohen Menschen, wenn sein eigenes Kind es verläßt? —

Gabriel beschloß, sich den Seinen zu opfern.

— Aber wenn du in der Einöde bleibst und deine schönsten Jahre vergräbst unter das Gestein der Heide, wie du deine Kindheit vergraben hast — ist dir und den Deinen damit gedient? Ist dein Opfer für sie nicht ein größeres, wenn du ein fruchtbares Feld suchest und ihnen die reiche Ernte gibst?

Solche Gegensätze stritten in seiner Seele, und sein Gesicht wurde dabei fahl.

Da sagte Klara einmal zu ihrem Manne:

„Ich hab' sonst kein scharfes Aug', aber dasselb' kenn' ich, unserem Buben fehlt was. Ich sag', es ist doch kein Leben für ihn in dieser Wildnis."

„Hebst du auch an?" versetzte der Peter, „zugrund gingen wir, wenn der Bub' nicht wär'!"

„Versündige dich nicht, wenn du allweg vom Zugrundegehen sagst; den Buben kann uns der Herrgott über Nacht nehmen, und die alten Leut' haben gesagt: Auf Gott vertrau' und nicht auf die Menschen bau'!"

„Und die alten Leut' haben auch gesagt: Mensch, hilf dir selbst, so wird dir auch Gott helfen. Wenn uns aber der Bub' davongeht, so können wir uns nicht helfen!"

„Und wenn er dableibt, können wir uns auch nicht

helfen, und er kann sich selber nicht helfen, und wenn wir uns ins Grab legen, verlassen wir ein unglückliches Kind auf der Welt. Der Gaberl hat mehr Glück und Schick für was anderes, als für unsere Einödrackerei, und ich geb' meinen Willen dazu, wenn er was anderes probieren will, und ich trag' mit Freuden den Bettelstab, wenn ich weiß, daß es unserem Kind gut geht. Das wären leicht schlechte Eltern, die ihr Kind vom Glück wegstießen."

Da sagte der Heidepeter denn doch endlich:

„Wenn er fort will, es ist recht, soll's halt auf Gottes Wegen probieren!"

Sie offenbarten dem Sohne, daß er ihren Segen habe, ja, daß sie es, recht betrachtet, nach allem, was besonders bei der Christenlehre vorgefallen war, für geraten fänden, wenn er von diesen harten Leuten, die ihm so übel wollten, in Gottesnamen für eine Zeit fortzöge. — Da wurde Gabriel lebendig. Die Vorbereitungen zur Abreise, rasch führte er sie nun zu Ende. Die Nachbarn, als sie das bemerkten, schauten einmal auf. Heidepeters Gabriel geht wirklich fort?! —

Und als er nach wenigen Tagen mit Stock und Bündel vor den Seinen stand und versprach, daß er oft Berichte von sich und möglichst bald Hilfe senden werde, faßte der Vater, was er sonst nie tat, des Sohnes Rechte in seine beiden Hände und sagte:

„Dasselb' ist meine größte Sorg', daß du mir in der Fremde auf den lieben Gott vergessen wirst!"

Und die Mutter setzte bei:

„All' meiner Tage will ich für dich beten. Was wär'

das, wenn du fehl gingst? — Und wenn auch ich mit Gottes Will' in den Himmel kömm', so könnt' ich ewig und ewig keine Seligkeit haben, wenn ich den Herrgott fragen tät am Jüngsten Tag: Wo ist unser lieber Sohn Gabriel? Und er gäb' mir zur Antwort: Der hat euer vergessen, hat meiner vergessen und steht zur Linken! Nein, an das will ich nicht denken. Wie du noch in der Wiege gelegen bist, hab' ich unser' liebe Frau gebeten: Eh', daß er mir aufwächst und ein Unkraut wird, lass' ihn lieber sterben in der Kindheit. Gottes wegen, ich hätt' den Schmerz ertragen. Aber die liebe Frau hat dich aufwachsen lassen, und daß du nicht verloren gehst, mein Kind, mein liebes Kind, dasselb' ist mein Gebet am Morgen und am Abend, und mein fester Glauben."

Aber dann! Als ihr Gabriel die Hand zum Abschiede hinhielt, brach das kränkliche Weib in lautes Weinen aus. Als ob sie bisher von allem nichts gewußt hätte und jetzt erst den Verlust einsähe, rief sie mit schmerzerstickter Stimme:

„Ja, was tust denn, Gabriel? Wirst mir doch nicht fortgehen, wirst deine mühselige Mutter doch nicht verlassen?"

— In aller Freundschaft und Liebe und Treue steht das Mutterherz obenan; das Mutterherz magst du anbeten wie die Gottheit, du begehst keine Abgötterei! —

Regina schluchzte so heftig, daß sie nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. Krampfhaft drückte sie sich die blaue Schürze in das Gesicht. Nur einen Augenblick ließ sie das Tuch sinken, als sie Gabriel die Hand reichte und das letztemal in seine großen, betrübten Augen blickte.

Nun hatte sie der Bruder allein gelassen daheim bei der elenden Wirtschaft, bei den armen, mühseligen Eltern.

Als Gabriel vom Hause fortging, bellte und rasselte der Hund mit aller Heftigkeit an der Kette, wie einst an jenem Tage, als er den glimmenden Schwamm im Ohre gehabt. Das gute Tier wollte nicht zugeben, daß der Sohn des Hauses unerfahren so fortziehe in die Weite.

Die Zapfenwirtin erzählte es jedem, der ihr ins Haus kam, und der vorüber ging, dem rief sie es nach: „Hast du's auch schon gehört, daß Heidepeters Gabriel in der großen Lotterie drei Schlösser gewonnen hat? Ich hab's selbst gesehen bei der Christenlehr', wie ihm der Brief ist zugeschrieben worden. Sobald's den ersten Schnee macht, kann er mit vier Rössern Schlitten fahren!"

Und als sie heute am Tisch neben dem Rindenschlager-Lenz saß, sagte sie:

„Hab's alleweil gesagt, daß die Einschicht-Res um ein Kapitel mehr weiß, wie andere Leut'. Sie hat's schon zu derselbigen Zeit, wie der Gaberl zur Tauf' tragen worden ist, ausgeschrien, daß aus dem Buben extra was wird. Kann wohl sein, hab' ich schon oft bei mir gesagt, ein getaufter Heide ist auch extra was, und das Heidehaus heißt nicht umsonst Heidehaus, man kann schon rundweg sagen: das Heidenhaus. Just, wie wenn's mir zu Sinn' gangen wär'! Und drei Schlösser! Ich aber sag', dahinter steckt was, wirst mich nicht lugenstrafen, Lenz. Und das wirst auch sehen, seine Vaterleut' führt er nicht mit in die Schlösser; die läßt er uns da, daß wir unsere Bettelleut haben."

In diesem Augenblick ging Gabriel mit Bündel und Stock des Weges.

Die Wirtin riß das Fenster auf und schrie:

„Ei, wie stolz! Ein Behüt' Gott dürftest mir wohl auch geben, Gabriel; hab' dir's die ganze Zeit gut gemeint."

„Nun, so behüt' Gott!" sagte Gabriel.

„Nein, aber mich freut's, daß du so ein Glück machst, und ich mein', wenn du mein eigen Kind wärst, 's könnt mich nicht mehr freuen!"

Die Wirtin war ganz bewegt. Gabriel reichte ihr in seiner Einfalt die Hand, dann zog er weiter.

„Der junge Dalkerd, wie die Leut' sagen," näselte die Wirtin, indem sie das Fenster schloß, „und eingebildet noch dazu; glaubst, er hätt' ein' Gruß gehabt für mein' Davidl? Ja, und was hab' ich g'rad früher gesagt? Hab' ich nicht gesagt, seine Vaterleut läßt er uns da? — Und der abscheuliche Geiz! Hast gesehen seine Hosen, auf jedem Knie ein Fleck! Nu, werden's sehen, das Sprüchel ist: Geflickt geht er fort, zerrissen kommt er in den Ort!"

Der Lenz stimmte allem still nickend und lächelnd bei; er hoffte dadurch, daß die Schänkin zuletzt sagen würde: Seien wir froh, daß er davon ist, und ich mach' dir heut' aus Freundschaft keine Rechnung, Lenz!

Indes war der wirkliche Schluß folgender:

„Wir werden's 'leicht noch erleben, daß das Heidehaus unter den Hammer kommt. Und wär's ein Wunder bei solchen Leuten? 's hat unsereins nichts zum besten bei diesen mageren Zeiten, und jeden Kreuzer muß man sich mit blutigen Fingern graben."

Als Gabriel an die Reide kam, wo sich der Weg hinausbiegt aus der Einöde gegen Rattenstein und wo

der Haldbrunnen ist, saß der Haberturm-Rudolf am Rande des Troges.

„Ich hab' dich noch einmal sehen müssen, Gabriel!" sagte er, „weißt, bei diesem Wasser nehmen wir Abschied. Das ist der Gabriel-Brunnen."

„Deine Freundschaft nehme ich mit, Rudolf. Denke zu Zeiten an mich; ich gehe von der Einöde nun erst recht in die Einöde hinaus. Ich kenne keinen Weg und Steg da draußen in der ganzen Welt. Ich versuche mein Glück, und so lange ich die Sonne und die Sterne der Einöde sehe, kehre ich nicht um. Rudolf, gib mir deine Hand. Eine Bitt' hab ich noch an dich. Schau, wenn ich an meine Eltern, an meine Schwester denke, die ich nun hab' verlassen müssen, so möcht ich weinen so viel Tränen, wie dieser Brunnen Wassertropfen hat. Nimm dich ein wenig ihrer an, und mach' mir von ihnen zu wissen, sobald ich dir meinen neuen Wohnort bekannt gegeben habe. Und grüße mir sie noch einmal!" Er bückte sich und pflückte ein Maßlieb am Rain: „Das gib der Regina. Und jetzt, Rudolf, reich' mir nochmals deine Hand. Behüt dich Gott, Rudolf, behüt dich Gott!"

So schieden die jungen Freunde.

Rudolf schritt zurück in die traurige Welt der Einöde, Gabriel wanderte mutig hinaus in die unbekannte Einöde der Welt.

* *
*

Zieht mit den Wölklein
Nicht dort der Vögel
Lustiges Völklein
Singend durchs Land?

Wo sie entsprossen,
Weilt nicht die Quelle,
Hüpft zu Genossen
Über die Wand!

Hast du zum Wandern,
Freund, nicht die Füße
Einen zum andern?
Sende sie fort;
Fort von der Stelle,
Bis sie erreichen die
Flüchtige Seele
Auf sonnigem Hort.

So sang Gabriel und schlug mit dem Stocke dazu den Takt. Und fort zog er, hinaus durch die Schluchten und Täler. Zu beiden Seiten hatte er hohe Berge. Und als diese zurückblieben, mit ihren Wäldern und Wildnissen, gab ihnen Gabriel keinen Abschiedsgruß.

In Rattenstein machte er dem Arzt einen Besuch und bat ihn, wenn er irgend einmal in die Einöde käme, sich nach seiner kranken Mutter umzusehen.

Eine Stunde weiter, bei Karnstein, betrat er das breite Tal, in welchem viele Arbeiter am Bau einer Eisenbahn beschäftigt waren.

Als er für die erste Nacht in einem Gehöfte übernachtete und vor dem Schlafengehen in der Hausflur warme Milch und Brot genoß, setzte sich der Bauer zu ihm und sagte:

„Nichts für ungut, wohin geht die Reis'?"

„In die Fremde hinaus," antwortete Gabriel.

Der Bauer tat mit der Hand einen wegwerfenden Wink:

„Da hab' ich schon genug. Halt' nichts auf das Länderpassieren; mit einem geflickten Rock geht man fort, mit einem zerrissenen kommt man heim. Arbeiten wollen die jungen Herren nicht, nur alleweil die Welt breittreten. Gleich mit dem Schnallendrucken seid Ihr zur Hand und meint, unser Herrgott hätt' die Häuser nur für die Stromer an die Straße gerückt; — von glühendem Eisen sollt' jede Türschnalle sein, tät euch's wünschen. — Nu, nu, Er mag seine Milch schon ausschaufeln, red' ja nicht von Ihm allein. Brocken mag er auch noch — g'segn Ihm's Gott! Aber das habt Ihr schon so, viel lieber Hunger leiden, als einmal einen Haustiel angreifen. Allweg bequem, das ist euere Sach', wenn's euch auf der Straß' zu viel Staub hat, so lauft ihr über die Felder und stampft das liebe Gotteskörndl in den Grund. Und wenn ihr zum Haus kommt, gleich nistet ihr euch ein, man weiß gar nicht wie; die Flügel gehen Euch noch ab, sonst wäret ihr prächtige Spatzen auf unseren Scheunen. — So, wenn Er 'gessen hat, so führt Ihn der Bub' in den Stall hinaus, hab' ein frisches Heu; aber tu' Er sich einen Strohbausch unter Haupten legen, sonst kennt Er sich morgen nicht aus vor lauter wüstem Kopf. Lass' Er mir aber seine Tabakspfeif' in der Stuben! — Ihr seid ein leichtsinniges Volk und fragt einen Kletzen danach, wenn ihr einem Haus und Hof niederbrennt. — Was schaut Er denn so? Red' ja nicht von Ihm, Er hat ja gar keinen solchen Trenstiegel, seh' ich. Fall' Er nicht über die Leiter. Schütz' Ihn Gott der Herr!"

Die zweite Nachtherberge suchte Gabriel in einer Hütte, welche an einem Berghang klebte. Sie wurde ihm gewährt, und ein alter Mann setzte sich gleich zu ihm

auf die Ofenbank, fragte ihn nach Neuigkeiten und bedeutete, daß er gar rechtschaffen wißgierig sei, was sich in der Welt draußen so hin und wieder zuträgt, und er halte sich deswegen gern lebendige Zeitungen mit zwei Füßen und einem Wanderstabe. Just auf alles dürfe man keinen Eid schwören, was solche Zeitungen bringen, aber die gedruckten seien auch nicht all' Tag ein Evangelium.

Und der Alte hatte für seine zweifüßigen Zeitungen in der Dachstube ein bequemes Lager mit leidlich reiner Wäsche; wenn Gabriel auch sonst nichts zu erzählen wußte, als vom Heidehause in der Einöd', von Haberturms Rudolf und von der Zapfenwirtin, die ein Redetalent habe, wie keine zweite mehr auf der ganzen Welt, so wurde er dennoch gut gehalten und gepflegt.

Am dritten Tage kam Gabriel in ein flaches Moorland, und als es Abend wurde, fand er keine Menschenwohnung und mußte hungernd und durstend in einer verfallenen Lehmhütte übernachten.

Am vierten Tage wanderte Gabriel auf einer fruchtbaren Ebene; die Leute heimen eben die Spätherbst-Ernte ein. In der Richtung, in welcher noch einen Tag früher das Gebirge gelegen, mit den bläulichen Höhen der Einöde, mit den Kanten der Wildschroffen, deren Anblick den Wanderer lange begleitet hatte — lag heute auf der Ebene der Horizont mit fernen weißen Wölklein. Weit, weit war die Heimat zurückgeblieben.

Die Gegend war sehr lebendig. Große Dörfer und Herrenhäuser hin und hin, und reiche Gärten. Die Straße hatte zahlreiche Abzweigungen, und auf allen fuhren Lastwagen und Herrschaftskutschen, trabten Reiter hin,

eilten Menschen an Schiebkarren. An demselben Tage sah Gabriel die erste fertige Eisenbahn und den elektrischen Draht.

Und an demselben Tage erreichte er die Hauptstadt.

— Hast du gemeint, Gabriel, gleich, wie du mit Sack und Pack durch das Stadttor gingest, kämen sie dir entgegen und sagten: Ei schau, des Heidepeters Sohn aus der Einöde! Mit Freude nehmen wir dich auf; sei uns gegrüßt!

— Nun, und ist dir keiner entgegengekommen und hat keiner so gerufen?

Keiner von den vielen Tausenden, die hier zwischen den hohen Prachtbauten zu Fuß und zu Pferd und zu Wagen an ihm vorübereilten.

Gabriel stellte sich anfangs an eine Mauernische und meinte, das Gedränge würde vorüberziehen. Als es aber nicht vorüberzog — als er immer wogte, als er immer brauste, der ewig schäumende gischtende, hochbewegte Menschenstrom, da stürzte sich Gabriel denn auch hinein, wie ein Tröpflein aus der Gebirgsquelle, und ließ sich mitreißen in das Meer ....

Da stand er auf einem großen Platz, den ein weiter Ring von Häusern und Palästen umschloß, und das war ein Hineilen über das Pflaster, ein Rasseln und Schnurren, ein Treiben an den Ständen und Buden, und das war ein feines, glattes Wesen an den Geräten, an den Kleidern, an den Gesichtern, und ein Glitzern und Funkeln an den Fenstern und Auslagen. Männer in blauen Kitteln zündeten die Laternen an, und es schien doch noch die Sonne auf die Türme und Giebel.

— Gabriel, du hast immer gemeint, du seiest jemand, in der Einöd' haben sie dich geliebt, oder geneckt, oder verspottet, oder gequält, aber beachtet haben dich alle.

Hier verschwindest du und bist nichts; ob du lebst oder stirbst, es frägt kein Mensch nach dir.

Ein Trommeln und Wirbeln übertönte plötzlich allen anderen Lärm, und viele Leute eilten einem großen Bretterbaue zu, der zwischen wilden Kastanienbäumen stand. Auf diesem Baue waren weißrote Fähnlein und Fahnen gepflanzt; an den Wänden waren große Gemälde von Schlachten, Schiffsbränden, wilden Tieren und Menschen in den wunderlichsten Stellungen. Über einem roten Vorhang, zwischen welchem Spiegel und brennende Luster schimmerten, stand groß hingeschrieben: „Das Universum!" Und ein Mann in buntem Anzuge, der auf einem hohen Gestelle stand und die Trommel handhabte, schrie: „Das Universum, meine Herrschaften! Alle Hauptstädte der Erde, alle sieben Weltwunder, drei feuerspeiende Berge und ein Seesturm, die Völkerschlacht bei Leipzig und das brennende Moskau um zehn Kreuzer! Ferner alle Merkwürdigkeiten der Tierwelt, der Drache mit den sieben Köpfen, das Krokodil, der Walfisch, der den Jonas verschluckt hat, alles um zehn Kreuzer! Und im Extrakabinett das himmlische Jerusalem; die babylonische Schöne — unvergleichlich, meine Herrschaften!" — Die Stimme war heiser, es versagte der Atem. Mit einem Lappen wischte sich der Marktschreier den Schweiß vom Antlitz und dabei vernichtete er die rote Schminke, und nun marktschreierte er mit fahlen Wangen. Dann wieder rührte er die Trommel, und die Menschen strömten in das hölzerne Haus.

— Das Universum! Wanderer von der Einöde, die ganze Welt auf einmal und um zehn Kreuzer!

Gabriel stand in einem Winkel neben dem Eingang, hielt sein kleines Bündel unter dem Arm und legte die Hand an das Kinn, wie sein Vater tat, wenn er einen schweren Gedanken hatte. — Um zehn Kreuzer! — Ja, wenn das Ding billiger wäre! Zehn Kreuzer ist ein Teil seines Vermögens.

„Um fünfe darf einer nicht hinein?" fragte er einen Mann, der in kohlschwarzen Kleidern an der Pforte stand.

Dieser sah den Burschen eine Weile an, gab ihm aber keine Antwort.

„Wenn Ihr mich nicht hineinlaßt, so tut mir die Gefälligkeit und sagt, wo der Professor Frei zu finden ist. Ich bin ganz fremd da und kenne keinen Menschen. Ich bin weit von der Einöde her und will mich umsehen in der Welt und was Neues probieren."

„Den Professor Frei weiß ich nicht, aber —" Der Mann mußte immer Karten abnehmen und konnte deshalb nicht weiter reden. Als niemand mehr kam und der größte Menschenhaufen sich verlaufen hatte, wendete er sich gegen Gabriel und mit einer fremdartigen Stimme, welche die Worte nur so herausstieß, sagte er:

„Die Welt wollen Sie ansehen, junger Mann, und was probieren wollen Sie? Heißa, dazu gibt's die herrlichsten Wege. Parbleu, junger Mann, kommen Sie mit uns! Unser sind wir einige fünfzehn — junge, tolle Bursche, Kerle, wie der Blitz, Hallo hei! Mit Sang und Klang geh'n unsere Straßen über Land und Meer, und in allen großen Städten sind wir zu Haus!"

Der Mann strich sich den schwarzen Knebelbart, ein

Lächeln zuckte über sein braunes Gesicht, seine dunklen Augen funkelten, und lebhaft schüttelte er seine langen, zurückgekämmten Haare.

Gabriel stand da und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Künstlerleben!“ — fuhr der Schwarze fort, „verstehen Sie's wohl? Eine ganze Welt zu eigen haben und ein Universum noch dazu, potz Himmel und Morgenstern, das soll uns der Kaiser von China nachmachen! Maulwürfe sind sie alle, die da graben und sich verkriechen hinter den Ofen, hinter den bestaubten Kodexen, hinter den Zifferbuden. Der Künstler ist der Mensch! Kunst und Universum! So kommen Sie mit uns!“

„Das wär' schon recht, 's ließe sich überlegen,“ meinte Gabriel, „reisen hätt' ich schon lange mögen. Wenn ich nachher wieder zurückkomm' zu meinen Eltern und der Müh' wert was profitiert hab'?“

„Ha, profitiert haben!“ rief der andere und versetzte dem Burschen einen derben Handschlag auf die Achsel. „Ein Mordskerl wie Sie, frisch wie 'ne Gemse, kuraschiert wie ein junger Löwe, Ihnen kann's auf Ehre gar nicht fehlen! Sie haben auf unseren Reisen Gelegenheit, sich die umfassendsten Welt- und Menschenkenntnisse zu erwerben, sich in allen Zweigen auszubilden, alle erdenklichen Genüsse zu kosten, auszuschlürfen, mit einem Worte, manneswürdig zu siegen. Und um einen Malefizjungen, wie Sie einer sind, parbleu, zerfleischen sich ja alle Weiber!“

Gabriel blickte zu Boden und errötete ein wenig.

„Spaß apart!“ sagte der Schwarze und faßte den Burschen lebhaft bei der Hand. „Ich bin Eigentümer

des Panoramas und brauche gegenwärtig einen jungen Mann von Ihrem Schlage. Sie sind bei mir gehalten, wie mein Sohn, sie wohnen in meinen Etablissements und speisen an meinem Tisch. Ich versorge Sie mit Kleidern und allem, was Sie bedürfen, und die Arbeit, der Sie zu obliegen haben, ist ein reiner Pappenstiel. Täglich die Bilderrollen aufziehen, die Guckgläser reinigen, die Transparentlichter besorgen und ein paar Plakate anschlagen. Sie erhalten entsprechende Gage, und in ein paar Jährchen sind Sie ein versilberter Mann. Zudem versteht es sich von selbst, daß Sie mir nicht verpflichtet sind, daß es Ihnen jederzeit frei steht, die Verbindung zu lösen. Also topp!"

Gabriel blickte auf den Stand und schupfte mit dem Stocke ein Steinchen hin und her. Endlich warf er seinen Kopf empor und sagte:

„Ich werde früher den Professor Frei fragen."

„Wie Sie wollen," versetzte der Panoramabesitzer, „Professor Frei wird Ihnen dasselbe sagen, und zudem garantiere ich Ihnen nicht, ob ich Ihnen bis morgen die Stelle reservieren kann. Wenn ich will, hab' ich in ein paar Stunden drei solche Bursche, und wenn ich zehn brauche, bin ich auch nicht verlegen. Nu, Sie gefallen mir just, und ohne daß ich erst frage, wer Sie sind, wie Sie heißen, biete ich Ihnen die möglichsten Vorteile an, mit denen Sie gewiß zufrieden sein werden. Also junger Freund, topp!"

Zu verlieren, meinte Gabriel, hätte er nichts. Die Welt kennen zu lernen und Erfahrungen zu sammeln, sei er ausgezogen, und so wolle er denn einschlagen.

Auf der Gant.

Und wie ging's in der Einöde, als er fort war?

Oft, wenn stiller Feierabend, verließ Regina das Haus und ging hinab gegen die Kapelle, die verlassen und halb verfallen dastand, zwischen Erlengebüschen und hohen Föhren.

An einem rostigen Türnagel hing ein Weihwassergefäß. In dieses tauchte das Mädchen stets die Finger ein, besprengte sich das Gesicht und sagte halblaut:

„Jetzt gehe ich in das heilige Haus Gottes ein, die weltlichen Gedanken sollen weit von mir sein — hier bin ich vor Gott in der Ewigkeit!“

Dann kniete sie nieder auf ein Querbrett und sah zum uralten, in Einfalt gezierten Frauenbild auf. Sie betete:

„Himmelskönigin Maria, dein Bild verehr' ich und zu dir ruf' ich, weil mir so bang ist im Herzen. Mein Vater ist arm und kann sich nicht helfen, weil ihn das Unglück verfolgt, weil ihn die Leute verfolgen, und jetzt wollen sie uns gar das Haus wegnehmen und uns hinausstoßen aus dem eigenen Dach! Meine Mutter will mir erblinden, und sie weint auch so um den Gabriel. Jungfrau Maria, und das ist auch mein größtes Anliegen, meine Bitt', beschütz' mir doch meinen Bruder in der Fremde. Ganz unbekannte Leut' haben ihn fortgerufen, und ich weiß nicht, was sie mit ihm tun. O heilige, reine Gottesmutter! Jeden Samstag einen Kranz von Rosen und Marin, den flecht' ich deinem Gnadenbilde hier, wenn du meinem Bruder beistehst allzeit, weil ja ich nicht bei ihm sein kann, und weil er gewiß niemanden haben wird,

der ihn pflegt und auf ihn Obacht hat. Und jetzt bet' ich auch noch für mich, daß du mich fromm und geduldig sein lassest: die Leut' bringen gar allweg Schlechtes über mich auf und führen mich in die Versuchung. So und jetzt hab' ich dir mein Anliegen geklagt und jetzt geh' ich und sag: Gute Nacht, Maria!"

Nichts auf Erden kann ein banges Herz so sehr beruhigen und trösten, als ein gläubiges Gebet. O, schleudert den armen bedrängten Menschen nicht die Brandfackel des Zweifels in dieses Heiligtum, oder, wenn Ihr es tut, so lasset ihnen in Euch jene Allmacht und Liebe angedeihen, die sie von Gott und seinen Heiligen so zuversichtlich erwarten. Könnt Ihr das?

Regina verließ stets beruhigt die Kapelle und war wieder heiter und doppelt liebreich gegen ihre Eltern.

Eines Tages im Spätherbst, als sie aus der Kapelle trat, stand Rudolf, der junge Haberturmknecht, an einem Baum und zeichnete mit einem Weidenstäbchen Dinge in den frisch gefallenen Schnee.

Das Mädchen erschrak beinahe und sagte:

„Willst 'leicht auch dein Abendgebet hier verrichten, Rudolf? Was schreibst denn da für Sachen in den Schnee?"

Der junge Mann zerstörte seine Zeichnung mit einem tiefen Strich und versetzte zerstreut:

„Nichts. Geben will ich dir was."

„Ja, das kann ich mir denken," lachte Regina, „fopp' du deine Leut', wirst keinen Taglohn schuldig!"

„Einen Gruß von deinem Bruder bring' ich dir in diesem Blümel."

Er hielt ihr das vertrocknete Maßlieb hin.

„Geh', meinst, mein Bruder hätt' kein' besseren Gruß für mich, wie so ein welkes Blümel da? Halt her! — Schau, lassen mag ich dir's doch nicht."

Der Bursche stand da und blickte auf den Schnee.

„Willst 'leicht noch was?" fragte ihn Regina.

Da reichte er ihr seine Hand und sagte:

„Gute Nacht, gute Nacht, und nochmals gute Nacht!"

Dann ging er langsam über den Wassergraben, in welchem unter der Schnee- und Eisdecke der Waldbach murmelte, und jenseits aufwärts gegen den Haberturmhof. —

Nun kam der Winter mit Massen.

Es war noch weit vor dem Frühjahre, es war die Faschingszeit, und unten beim Zapfenwirt schlug der Rindenschlager-Lenz das Hackbrett. Wie da die Hämmerchen hüpften auf den glänzenden, zirpenden Stahlsaiten, auf und ab, hin und her, von einer zur anderen, und wie jede getroffene ein anderes Lied sang! Und was da die Leute tanzten und jauchzten; in der Stube flogen die Silbergroschen, wie draußen über der Scheune die Spatzen.

Oben im Heidehause ging es auch lebhaft zu, da eilten die Leute erregt und bewegt zur Tür aus und ein, und auch hier wurde zum Fasching ein Instrument gespielt. Nur daß dazu niemand tanzte und jauchzte, denn der Hammer, der hier spielte, schlug nicht auf klingende Saiten — er schlug auf Menschenherzen.

Der Hammer der Versteigerung.

Zahlreiche Gläubiger waren da und gingen im Hause umher und beguckten alles, und eine Anzahl Kleinhüttler, Köhlersleute, die sonst betteln gekommen waren, polterten

in den Stuben herum und warfen hochmütige Blicke auf die Hausbewohner, die alles geschehen lassen mußten und sich nicht rühren durften. Wenn der Heidepeter was sagte, wenn er bat, ihm das oder jenes, was ihm besonders angewachsen, nicht wegzunehmen, so erhielt er keine Antwort.

Der Hahnenkamp war auch da.

Er trug heute einen großen, breiten Ledergurt um die Hüften, und da steckte er behäbig seine beiden Daumen hinein.

So schritt er im Hofe langsam umher, machte die Stall- und Scheunentore auf und besah und betastete die Wände und Torstöcke und die Bedachung, ob wohl alles seinen guten Stand habe. Dabei pfiff er und pfiff höllisch falsch.

Der Heidepeter saß neben seinem siechenden Weibe in der Stube und legte die Hand an das Kinn.

Klara hielt die blaue Schürze vor das Gesicht.

„Hast denn nicht besser wirtschaften können, Peter! Jetzt ist alles hin, was fangen wir an?"

„Wenn der Bub' daheim geblieben, hätten wir uns noch durchgewürgt; aber hast ihn ja selbst noch fortgeschoben mit deinen Reden, Klara. Mir darfst keine Schuld geben."

„So und jetzt wälzest du noch die Schuld auf mich, auf die arme, kranke Haut, die sich nicht zu helfen weiß! Wenn mich der lieb' Herrgott nur gleich zu sich nehmen tät, das wär' das beste!"

Sie schluchzte so heftig, daß sie kein Wort mehr hervorbrachte. Der Peter mußte sie stützen, daß sie nicht auf den Boden fiel.

„Klara!" hauchte er ihr auf die Stirne, „tu dir's

nur nicht gar so schwer legen. Sag' mir, 's wird wohl nicht unrecht sein, wenn ich dein Gebetbüchel da in den Sack steck', daß sie's nicht finden?"

„Wo ist denn heut' die Regina?" fragte Klara endlich und trocknete sich die Augen.

„Sie muß den Leuten das Korn vormessen und die Küh' aus dem Stalle treiben," sagte der Peter traurig.

Draußen in der Lauben stand ein Tisch. Da fiel nun der Hammer nieder.

„Siebenhundert!" schrie der Amtmann.

„Achthundert!" rief ein anderer.

„Achthundert zum ersten."

„Neunhundert!"

„Neunhundertfünfzig!"

„Neunhundertsechzig!"

„Tausend!"

„Tausend zum ersten! Tausend zum zweiten!"

„Tausendfünfzig!"

„Tausend und fünfzig zum ersten! Zum zweiten!"

Es war still, die Leute hielten den Atem an.

„Tausend und fünfzig zum zweiten!" rief der Amtmann, „gibt keiner mehr? — Tausend und fünfzig zum — dritten!"

Der Hammer fiel auf den Tisch.

Das Heidehaus gehörte dem Hahnenkamp.

Jetzt entstand eine lebhafte Bewegung, und mehrere Gläubiger fluchten und schrien, sie litten keine Verkürzung und sie ließen es auf einen Prozeß ankommen.

Der Bader von Rattenstein trat in die Stube.

„Heidepeter!" sagte er, „es ist schlecht ausgefallen, dein Haus mit allem, was d'rum und d'ran, ist um

tausend und fünfzig Gulden abgeschlagen worden; schuldig bist aber um ein gut Stück d'rüber! Ich leid' keinen Schaden, Heidepeter, das sag' ich dir!"

„Könnt's mir ja den Rock vom Leib' ziehen," sprach der Peter tonlos, „mir ist alles recht."

Der Arzt polterte wieder hinaus.

Der Peter erhob sich:

„Gleich geh' ich es ihm sagen, daß er dich gesund mache," rief er aufgeregt. „Ich hab' ihm mein halbes Haus dafür gegeben, und ich schenk' ihm's nicht. Auf der Stell' muß er dich gesund machen, Klara, oder ich geh' zum Kaiser!"

„Sei nicht aufgebracht, Peter," beruhigte ihn nun Klara, „der Arzt kann's halt auch nicht gleich so, wie er möcht'. Der Herrgott wird uns nicht verlassen. Geh', ruf mir die Regina her!"

Jetzt trat der Hahnenkamp zur Tür herein.

„Bleib' nur sitzen, Peter," sagte er mit einem Tone, der wohlwollend sein sollte. „Habt es freilich ausgeschrien, ich wär' ein Wildling, aber das ist derweil nicht richtig, und ich sag' euch's gleich, ich werd' euch nicht hinauswerfen; 's Haus ist mein von dieser Stund' an, und euch lass' ich's Oberstübel. Du, Peter, hilfst mir in der Arbeit und verdienst schon die Kost für dich und dein Weib. Ist wohl wahr, und ich sag's: Was mein ist, ist mein, und nicht ein Splitterl von meinem Güterl! Aber Stein bin ich keiner. Kannst jetzt ein Eichtel rasten, Peter, und nachher, wenn die Beschau vorbei, gehst den Schnee vom Grashaufen wegschaufeln und hackest Streu ein!"

Der Peter sagte nichts, er tat nur einen hohen Atemzug.

„Deine Tochter wird zum Ameishüter als Stallmagd hinauskommen," fuhr der Hahnenkamp fort, „wird ihm die dreiundzwanzig Gulden abdienen, die nicht 'zahlt werden können. So, jetzt weißt es, und wenn du willst, so sag's auch deinem Weib."

„Hab's schon gehört!" rief Klara, „weiß schon, daß Ihr uns das Haus und unser Kind weggenommen habt. Wollt's uns 'leicht allein lassen in unseren alten, mühseligen Tagen? — Hahnenkamp! — Er hört mich gar nicht an, lachen tut er noch und fort geht er, und alle lassen sie uns allein. Peter, wir zwei sind zu viel auf der Welt, sie hätten uns am liebsten unter dem Gras. Aber sterben will ich noch nicht, beileib nicht! Will's noch erleben, daß uns der Hahnenkamp um eine Nachtherberge bittet!"

„Ich möcht' sonst nichts erleben," entgegnete der Peter, „als daß uns unsere Kinder eine Freud' machen täten, und das ist allweg meine Hoffnung."

Regina kam herbei und tröstete die Eltern und sagte, sie wolle ja gern dienen, um den Leuten die Schulden abzustatten, und sie käme jeden Sonntag zu Vater und Mutter und täte sie mit Freuden pflegen. Sie tat heiter, als sie dieses sagte, und sie wischte der Mutter das Feuchte von den Augen.

Da faßte Klara das Mädchen zitternd an der Hand und führte es aus der Stube hinab in den dunklen Keller.

„Du gehst jetzt zu fremden Leuten," sagte sie hier, „und da muß ich noch etwas mit dir reden. Du bist aufgewachsen in Ehren, und bei deinen Eltern daheim hast du Gottswegen nichts Schlechtes gehört und gesehen. Ich weiß nicht, verstehst mich schon, aber bei dem Men-

schen ist's einmal so, wenn er in seinen jungen Jahren ist, daß — Regina, jetzt schau her auf deine kranke Mutter, vergiß es nimmer, wie ich da steh' vor dir mit aufgehobenen Händen und dich bitte um Gottes willen, tu' mir keine Unehr' an! Tu dich allweg hüten, und wenn's Gott gibt, daß du einstmalen in den Ehestand trittst — Regina, bring' den grünen Kranz mit zum Altare! — Daß du mich jetzt verlassen mußt, in meinen alten Tagen, just deswegen werd' ich nicht sterben, aber wenn du mir mein heiliges Wort vergißt, so hast du mir die Grube gegraben!"

Gegen Abend schritt Regina hinab zur Waldkapelle, und nun erst brach der Schmerz in Weinen aus, daß es so gekommen war.

„Ich bin ein armes Mädchen," schluchzte sie vor dem Marienbilde, „und ich habe die heilige Pflicht, meinen Eltern beizustehen, aber die Leute reißen mich von ihnen fort. Jetzt will es dunkel werden in mir und kein Mensch ist, der mir zurufen tät: Gute Nacht!"

Endlich trocknete sich das Mädchen die Tränen von den schönen, dunklen Augen, tat einen tiefen Atemzug und sagte:

„Ei ja, Tag und Nacht, 's ist so der Brauch auf der Welt. Die Sonne wird schon wieder kommen, das ist ein schlechter Christ, der verzweifelt."

Als sie aus der Kapelle trat, blickte sie erstaunt auf die Schneedecke. Hier standen die Worte geschrieben: „Gute Nacht, Regina!"

* *
*

Wenn die Mutter Natur will, so bringt sie alle Menschen zum Lächeln.

Gram, Sorge, Liebweh mag noch so groß sein, jegliches Leid wird gemildert, wenn die Welt mit ihrem Frühling kommt. „Sei gut, sei froh und heiter, du Menschengemüt!“ sagt Mutter Natur.

Auch in der Einöde und auf der Heide ist der Frühling schön, gleichwohl er spät kommt, gleichwohl die Junisonne Schnee zu schmelzen hat in den Waldschluchten.

Wohl lange schon war jener weiße, glitzernde Brief zergangen, auf welchem die Worte geschrieben standen: „Gute Nacht, Regina!“

Tiefe Furchen hatte das Wasser gerissen, und viel Sand und Gestein hatte es hinausgeschwemmt auf die Wiesen des Zapfenwirtes und des Hahnenkamp.

Nun war Maien.

An den Rainen und Hängen blühten dunkelrot die Eriken, die Lärchbäume prangten in hellgrüner Farbe und trugen purpurne Kätzchen; auf den Wiesen glitzerten zerteilte Wässerlein. Der säuselnde, summende, allebendige Wald wurde schattiger und dunkler, je mehr in den Ästen frische Blätter nachwuchsen.

Die Ameisen kamen hervor und begannen ihre Arbeit mit den Harzkörnern, mit den Zapfenschuppen, mit den dürren Nadeln. Auf den Wipfeln hüpften die Amseln und die Finken und die Rotkehlchen und die Meisen, und sangen. — Und hoch oben, im tiefblauen Himmelsauge, kreiste ein Habicht und sein Gefieder schimmerte silberig in der Sonne.

Hinter den dunkelnden Hochwäldern aber ragen die

leuchtenden Felszinnen der Wildschroffen empor, in deren Klüften noch der Schnee lagert.

Es liegt eine wunderbare Ruhe und Reinheit über der Einöde, obwohl einmal geäußert worden ist, die Hochgegend der Einöde mit ihren träumenden, raubtierreichen Wäldern und mit ihren weißen, scharfen Felskanten im Hintergrunde sei in solchen Tagen wie ein lauerndes Ungeheuer, das die Augen halb zudrückt und die Zähne fletscht.

Über das junge Federgras und über das dunkelrot blühende Wildkraut der Heide ging in sehr kurzen, langsamen Schritten der Heidepeter und führte sein Weib.

Klaras Kopf war dicht in Tücher und Lappen gewickelt und sie hielt immer die Hand an den Mund, damit das Alpenlüftchen nicht zu sehr hinein käme, denn zum Alpenlüftchen hatte sie kein sonderliches Vertrauen. Auch tat ihr der helle Sonnenschein weh. Sie ging gar schleppend und gebeugt und hing sich fest an den treuen Ehemann, obwohl sie behauptete, daß ihr recht gut sei und daß sie Trost habe, endlich doch wieder gesund zu werden.

„Ich hab' was wahrgenommen, Klara," flüsterte der Peter geheimnisvoll schmunzelnd, „wie ich jetzt vom Hause fort bin, hab' ich im Stübel die Schmalzkübel pumpern gehört; ich sag', wir kriegen heut' einen guten Sterz, Klara!"

Ein guter Sterz, das war dem Heidepeter nach Weib und Kind das liebste auf Erden.

„Magst ein Brot, Peter? Ich hab' mein gestriges Stückel bei mir."

Sie setzten sich endlich auf einen moosigen Stein und der Peter sagte:

„Bin wohl rechtschaffen froh, daß Sonntag ist und daß unsereins rasten kann. 's tun mir halt doch dann und wann woltern die Händ' weh beim Pflugführen in der Steinleiten."

„Tust dich frei so viel herabrackern, Peter, und du wirst mir schier ein ganzer Hascher; bist eh' schon grau auf dem Kopf, und wirst nach und nach letz. Wenn dir was ist, Peter, so sag's, 'leicht kann ich dir doch dann und wann Hilf' reichen. Freilich wohl, schön geduldig ertragen, wer's zuwegen bringen könnt', das wär' ein Glück. Allemal kann man's halt nicht. Und das, denk' ich, fragt einen unser Herrgott, wenn man anklopft bei der Himmelstür: Hast Kreuz und Leiden willig tragen? Geh', zeig' mir deine Schultern! Bist auf dornigen Wegen gegangen? Geh', zeig' mir deine Füße! So komm' herein, die Erden werd' ich verbrennen mit ihrem Kreuz und Leiden, und im Himmel wollen wir zusammen verbleiben. — Dasselb', denk' ich, sagt der liebe Herrgott, wenn unsereins vor die Himmelstür kommt." Der Peter lächelte mit feuchten Augen.

„Ja, und jetzt muß ich dir was sagen," fuhr sie fort, „ich tät am nächsten Sonntag so viel gern nach Rattenstein hinaushumpeln, ich weiß ja schon völlig nimmer, wie eine Kirchen ausschaut. Schau, Peter, 's könnt bei mir auf einmal zum Sterben sein."

„Dasselb' ist wohl richtig," antwortete der Mann gedrückt, und legte die Hand ans Kinn.

„Und zuletzt wär' gar vom Gabriel ein Brief beim Postmeister!"

„Wenn ich bei der Arbeit bin,“ sagte der Peter, „oder wenn ich allein wo geh' und steh', so bet' ich halt gern für unsere Kinder. Geh', Klara, magst mir heut' nicht das Lied vom armen Dienstmägdlein singen?“

Das Weib schmunzelte ein wenig hinter dem Tücherwall. Singen, das war ihr Lebtag was für sie gewesen, und wenn sie überlaut auch sagte, sie könne gar nicht mehr, ihre Kehle sei so rauh, wie ein alter Lodensack, so war es ihr doch heimlich recht, wenn jemand sie bat um ein Lied. — Der Peter war ihr ja einst, als sie Ziegen hütete, im Walde nachgegangen, ihres Singens wegen, hatte sie kennen gelernt und hatte sie hierauf geheiratet.

Darum war ihm ihr Gesang immer noch lieb zu hören.

Klara hüstelte nun ein paarmal, um die Kehle zu glätten, dann schlug sie ein klein wenig die Tücher auseinander und begann leise — halb singend, halb sagend — Peters Lieblingslied:

„Es war ein armes Dienstmägdelein,
Gar keusch und rein im Leben;
Das ging wohl alle Tag in Wald;
Da fand es eine Bildnuß bald,
Die tat es wunderschön zieren.

Die Bildnuß war alle verwischt und wild,
Die Bildnuß war kaum zu bekleiden,
All' Tag mit ein frischen Blümelein,
Wie's stunden auf der Heiden —“

Hier wurde die Sängerin unterbrochen.

„Peter!“ rief eine derbe Stimme vom Hause her, „wo hat dich denn der Geier wieder, du Dalkerd!“

„Der Bauer," sagte der Peter, „jetzt muß ich gleich zum Haus hinablaufen, 's wird ein' Arbeit für mich sein. Hatsch schön stad nach."

Und als er zum Hause kam, fluchte der Hahnenkamp, und der Zapfenwirt, der neben ihm stand und mit seinen triefenden Augen blinzelte, sagte höhnische Worte, die dem Peter wehtaten.

„Mein Davidl läßt dich grüßen, Dalkerd," sagte der Zapfenwirt, „er wär' sonst mitkommen und hätt' dir sein Kompliment gemacht, daß du's so weit bracht hast, aber 's könnt' der Kettenhund toll werden, oder du hättest ihm gar wieder ein Fangeisen gelegt. Ja, ja, Dalkerd, die Welt ist kugelrund!"

„Laßt mich in Ruh!" entgegnete der Peter kleinlaut, „ich und mein Weib haben Euch nichts in den Weg gelegt und meine Kinder wohl gewiß auch nichts."

„Kommt er gleich mit seinen Kindern und prahlt sich damit," lachte der Zapfenwirt. „Nu, ich will dir's nur sagen, man hört saubere Sachen von deinen Kindern!"

Da wurde der Heidepeter lebendig:

„Was hört man von meinen Kindern? Auf der Stell', Wirt, was hört man?"

„Geh' selbst nachfragen, ich bin kein Postentrager, ich bin der Zapfenwirt!" war die Antwort.

„Nur peinigen wollt Ihr mich und mein Weib!" rief der Peter mit bebendem Tone.

„Jetzt troll' dich einmal, alter Brummbär!" schrie der Hahnenkamp, „Futtermähen geh', oder sollen die Melkküh' heut' nichts fressen? Du fragst gleich nach der fetten Butter, aber sonst fragst nach nichts! Wie du

dich selbst aufgefressen hast, so willst auch mich auffressen. Na, — muß ich dir weiterhelfen?"

Der Bauer drohte mit der Faust, aber der Peter blieb auf seinem Fleck stehen."

„'s ist wohl heut' Sonntag," sagte er endlich, „und die Sonntagsschänderei ist bei mir nie der Brauch gewesen. Hättest zum Futtermähen auch die Kuhmagd — aber ich geh' und tu' deinen Willen. Euch, Zapfenwirt, frag' ich noch ein andermal später, was für saubere Sachen Ihr von meinen Kindern wißt."

Der betagte Mann langte die Sense von der Vorwand und ging hinab auf die Wiese. Und es war doch Sonntag und Ruhetag, und die Leute vergnügten sich und sammelten Kraft für die nächstkommenden Werktage. Nur er mußte das Zugtier sein, das keine Ausnahme erfährt.

Traurig stand er da und starrte nieder auf das grüne, frische Gras. Siehe, da saß auf einem Rispenhalm eine Heuschrecke, und die hielt ihre zwei Vorderfüße gefaltet empor gegen den hohen, blauen Himmel. — Alles hält Sonntag, selbst das Insekt im Grase feiert den Tag mit dem lieben Herrgott. —

Aber Gehorsam und Sanftmut ist auch ein Gottesdienst — hatte Gabriel einmal aus einem Buche gelesen. Der Heidepeter dachte daran und hieb die Sense in das Gras.

Der junge Haberturm will was.

Muß ein wenig zu den alten Heidepeterischen hinaufschauen, hatte sich Rudolf, der junge Haberturmknecht, gedacht. Er war heute in kleidsamer Sonntagstracht und

hatte den roten Brustfleck an und den grünen Hosenträger um, und aus der inneren Tasche seiner grauen Lodenjoppe lugte nebst einem blauen Päckchen eine Klarinette hervor. Das Instrument verstand er, und an jedem Sonntage blies er darauf einen Jodler zur Ehre Gottes. Seine blonden, krausen Locken trug er hinter die Ohren gekämmt, und er hatte dadurch eigentlich eine neue Mode in die Einöde gebracht. Wie früher alle Burschen ihre Haare vorn herab über die Stirn, gar über die Augen wischten, so kämmten sie dieselben jetzt zierlich nach rückwärts und blickten aus diesem Anlasse gern in ihre Handspiegel, ob sie wohl so aussahen, wie der Haberturmbursch'. Dann hatten auch die Mädchen zu ihren Liebhabern gesagt: „Geh', ich will dir was anraten. Wenn du magst, so mach' ich dir einen roten Brustfleck, wie der Haberturm-Rudolf einen hat!" Aber als endlich alle Burschen ihren roten Brustfleck trugen, so sahen die Mädchen doch immer heimlich nur auf den Rudolf.

Der war auch in allem ein anderer!

Einmal hatte die Zapfenwirtin die Hand des Haberturm lange in der ihrigen gehalten und sie schier zärtlich gestreichelt und zuletzt dem Bauer ins Ohr gelispelt: „Glaubst, Haberturm, ich kann mir's nicht denken, wo du deinen jungen Burschen genommen hast? O, du bist gescheit!"

Dem Haberturm flog eine leichte Röte über das verwitterte Antlitz.

„Halt ja," flüsterte die Schänkin, „so was hält man gern hinterm Zaun, aber der Zapfenwirtin macht einer keine Kohle blau. Nun, halt her dein Ohrwaschel: Dein Rudolf ist ein Grafensohn! Gelt?"

Der Bauer tat einen Lacher.

Und nach zwei Tagen sprach man in der ganzen Einöde davon, daß der junge Haberturm ein Grafensohn sei.

Kurze Zeit darauf ließ der Haberturm den Rudolf zu sich in seine Stube kommen und offenbarte ihm den Entschluß, das Gut nach altem Gebrauche des Haberturmhofes einem Nachfolger zu verschreiben.

Er trug dem Burschen die Besitzung an.

Rudolf suchte in seiner Überraschung vergebens nach einer Entgegnung, da faßte schon der Alte seine Hand und sagte:

„Es bleibt schon dabei, Junge. Ich werde alt, du bist mir ans Herz gewachsen und verstehst das Hausen und Bauen.“

Die Aussichten waren nun schön, aber Rudolf war ernster als sonst; er sann oft nach, wie das kam und wie das werden sollte.

Und auch noch ein anderes gab ihm viel zu sinnen und zu träumen.

Als er an diesem Sonntag, auf dem Gang zu den Heidepeterischen, an der Kapelle in der Waldschlucht vorüber kam, da dachte er an den lieben Winter, der hier einst ein großes, weißes Blatt ausgebreitet hatte, auf das jemand die Worte schrieb: „Gute Nacht, Regina!“

Er stieg hinauf und ging hin über die ebene Heide, da sah er auf dem Stein die mühselige Heidepeterin sitzen. Sie schien sehr betrübt zu sein und betete leise.

Der Bursche setzte sich zu ihr und suchte sie zu erheitern.

„Das freut mich so, daß du mit unsereinem was

redest," sagte Klara herzlich, „alle anderen Leut' treten uns schon völlig unter die Füß'; gar solche, denen wir in den besseren Zeiten was Gutes haben tun können. Mein Peter muß jetzt wieder arbeiten, hat gar nicht einmal einen Sonntag mehr, er hat's zehnmal schwerer, wie der Unterknecht, und jetzt wollen sie ihm den Himmel auch schon wegnehmen. — Nein, aber daß die Regina heut' nicht kommen will; da gehe ich schon stundenlang hin und her zwischen den Steinen und schaue ihr entgegen — sie will halt nicht kommen. Der Gaberl schreibt auch nicht."

„Ja, er schreibt," antwortete Rudolf und zog einen Brief hervor.

Und Gabriel schrieb unter vielem andern:

„Zuerst, da wäre ich bald auf einen unrechten Weg gekommen. Ein Bubenmann hat mich anschwatzen wollen, habe mich aber noch knapp zu rechter Zeit besonnen. Der Herr, der mir den Brief in die Einöde geschrieben hat und ein paar andere nehmen sich ganz um mich an und ich gehe in eine Schule und lerne auch zu Haus. Die Stadt ist so, daß Ihr sie alle miteinander nicht denken könnt, wenn ich sie auch beschreiben wollte. Aber anfangs, da ist's mir wohl manigsmal nach Euch gewesen. Die Stadtleut' leben in Herrlichkeit, aber ums Leben bringen tun sich so viele, daß einem unter ihnen oft völlig die Zeit lang wird. Und sonst auch: Die Frömmigkeit ist nicht zum größten. Was der Rattensteiner Pfarrer dazu sagen täte? Ich mache keine Lustbarkeiten mit, so Sachen freuen mich nicht. Ich gehe lieber alleinig um und tue öfters dichten. So kleine Gesanger mach' ich, und die gefallen meinen Schulkameraden (Kollegen heißen sie

hier) und auch den Herren Professoren, und sie heißen mich den Waldsing. Den Spottnamen haben sie mir schon aufgebracht."

Und so ging es weiter, aber er schrieb viel zu wenig, daher mußte Rudolf den Brief um so öfter lesen.

„'s ist halt doch eine Freud'," sagte Klara. „'s ist richtig wahr: Wenn's auch ein Elend ist auf Erden, der Himmel ist alleweil über uns, der Himmel ist ein weiter Schirm; es sei das Elend noch so groß, der liebe Himmel deckt es ein!"

Jetzt führte Rudolf seine Hand zögernd gegen die innere Rocktasche; er war verlegen. Wollte er seine Blaspfeife erfassen? Wollte er dem mühseligen Weibl was vorblasen? Stetig zögernd zog er endlich ein Päckchen hervor.

„Mutter Klara," sagte er und wickelte das blaue Taschentuch ab, „er ist mir übrigblieben am letzten Erchtag und schlecht ist er nicht."

„Uh, was hast denn da, du Närrisch?"

„Grad' keine gebratenen Tauben; so ein bissel Schinken ist's halt. Leicht mögt Ihr ihn beißen — tät' recht kräftigen."

Das arme Weib nahm das Geschenk mit beiden Händen und bedankte sich zu tausendmalen.

„Und beißen — dasselb' werden wir ihn schon, der Peter hat rechtschaffen gute Zähn'! Schau, der Gabriel hat geschrieben! 's ist halt doch eine Freud'!"

Als endlich Rudolf wieder seinem Hofe zuschritt, begegnete ihm Regina, die vom Ameishüter kam und zu ihren Eltern hinaufging.

Wie wenn ihm wer einen heißen Stein auf die Brust geworfen hätte, so war es dem Burschen, als er das Mädchen plötzlich vor sich sah. — Jetzt gilt's — sagte er zu sich —, jetzt fass' ich sie bei der Hand, jetzt nehm' ich sie um den Hals, jetzt drück' ich sie so fest an mich, wie ich nur kann, jetzt sag' ich ihr alles!

„Gehst zu deinen Vaterleuten hinauf?" redete er die Regina an.

„Ja, und ich bin heut' schon rechtschaffen spät d'ran; meine Nähterei hat mir so viel zu schaffen geben," sagte sie.

„Wie geht's dir denn allweg beim Ameishüter, Regina?"

„Dank der Frag'. Mag wohl fleißig ansteigen, daß ich hinaufkomm'."

Sie war bei diesen Worten nicht einen Augenblick stehen geblieben, sie hatte den Burschen nicht einmal angesehen, hatte vor sich gerade auf den Boden hingeschaut, um den Steinen auszuweichen, und er hatte ihr nichts gesagt von dem, was er wußte und wollte. So war sie fort.

Rudolf setzte sich auf den Holzzaun und führte ein Selbstgespräch.

„Rudolf, du bist eine Letfeigen. Hast du das Mädel gern? Ei gar nicht, und nicht ein bissel. — Ist es dir gleich, ob sie bei ihren Eltern ist, oder beim Ameishüter? — Meinetwegen, ich stell' keinen Aufpasser zu ihr. — Wenn sie beim Wirt auf dem Tanzboden wär' und du solltest mit ihr tanzen! — Ja, im Winkel lass' ich sie stehen und schau sie gar nicht an. — Wenn sie aber ein anderer grüßt? — Mich braucht keiner d'rum zu fragen. — Wenn sie aber der Davidl nimmt? — Der? — Nein,

sag' ich, der nicht! Davidl, du Fuchsbartelbub, wie du mir die Regina anrührst, so schlag' ich dich nieder."

Er brach einen Stecken vom Zaun, er schwang ihn. Da lachte es hinter ihm. Der Haberturm stand da.

„Bist toll, Rudolf?" sagte er, „was brichst mir meinen Zaun? Rudolf, der Zaun gehört mein! — Schau, ich reiß' auch einen Stecken ab, ich kann's tun, kann den ganzen Haberturmhof abreißen, wird mir kein Mensch was sagen. Ich bin der Haberturm. Junge, du meinst, du kriegst mein Haus und Hof, und 's bleibt dabei. Wenn dir aber das Weibsbild im Kopfe sitzt, so bleibt's nicht dabei. Schau mir ins Gesicht, Bub', und lehn' dich nicht so an den Zaun, drückst mir ja alle Stangen ins Feld!"

Die beiden Männer gingen, ohne noch ein Wort zu sagen, nebeneinander in den Hof.

Als Rudolf hierauf am Abend in seiner Kammer war, saß er lange am Rand seines Bettes.

„Und es ist eine rechte Dummheit," murmelte er und biß die Zähne zusammen, „lauter Einbildung. — Nimm sie, rothaariger Davidl, und tanz' mit ihr, wie du magst. Die Spielleut' pfeifen zu allem."

Dann legte er sich zu Bette, und sich bequem rückend, hauchte er:

„Ah, 's ist doch am besten allein im Bett: Man kann sich strecken und recken, wie man will. Und man hat einen festen Platz auf Erden, und der gehört einem zu eigen und keinem Menschen sonst. Das ist was wert. Der alte Haberturm hat es doch gescheit gemacht."

Aber Rudolf konnte nicht einschlafen, und es war doch das Lager so weit und so bequem. Ein Amulett von

seiner längstverstorbenen Mutter, das er stets um den Hals trug, küßte und drückte er an die Brust. Es wollte ihm schier nicht genug sein.

Haus- und heimatlos.

Jahre gingen hin, aber es blieb heute wie gestern. Die Felswälle der Wildschroffen ließen nichts Altes hinaus und nichts Neues herein. Was in der Einöde aufging, das war da, und dahin war, was in der Einöde zusammenbrach.

Zapfenwirts Davidl wuchsen Haare im Gesicht. Man kann nicht sagen, er bekam einen Bart, denn die Haare waren sehr dünn verteilt über Backen, Kinn und Wangen, und sie waren lichtfalb, so daß das Gesicht ein gelbliches Aussehen bekam. Auf allen Sommersprossen und Muttermalen standen drei oder vier Härchen. Die Brillen waren etwas vergangen und die grauen Augen sahen nun noch kleiner aus als früher. Die Nase hatte sich in den letzten Jahren scharf und spitzig gewachsen; die borstigen Haare waren stets kurz geschnitten. Einmal hatte ihm die Wirtin gesagt, daß er schier bräunliche Vorderzähne habe, und daß er sich deswegen gewöhnen wolle, den Mund zu schließen. Über diese Bemerkung riß der Bursche den Mund erst recht weit auf. Da hatte ihm die Zapfenwirtin auch einmal vertraut, daß es gut sei für das Zahnweh, wenn er sich jeden dritten Freitag die Fingernägel abbeiße; er hatte aber kein Zahnweh, und so biß er sich die Nägel nur, wenn Christenlehre war.

Der Wirt bekam immer schwächere Augen und mußte

sich demzufolge die meiste Zeit in der Gruft aufhalten; im Taglicht war er sehr grämig und mißmutig.

Nur einmal hatte er einen rechten Freudentag. Davidl strich in der Stube am Brotkorb vorüber und schob in merkwürdiger Gewandtheit mit Blitzesschnelle zwei Semmeln in die Tasche.

Da sagte sein Vater:

„Schau nach, Davidl, es sind dir zwei Brote in den Sack gefallen. Eins kannst haben."

Fletschte ihm der Bursche die Zähne entgegen.

Darauf der Alte:

„Wart, du Grasel, ich fass' dich bei den Ohren!"

Da erwischte der Junge einen Stiefelknecht und schleuderte ihn seinem Vater unter die Füße.

Und als dies geschehen war, fiel der Alte dem Jungen fast um den Hals und rief:

„Davidl, du bist doch mein Sohn, ich hab's ja meinem seligen Vater auch einmal so gemacht!"

Am wohlsten war dem Zapfenwirt, wenn er seine böse Zunge loslassen konnte; er hatte hierin nach und nach die Fertigkeit seiner Ehehälfte erreicht. Der Gegenstand seiner Auslassungen war stets der Dalkerd, gegen den er alles aufzuhetzen suchte. Der Heidepeter war ja der Feind seines Hauses; oder hatte der Peter seit Bestehen in dem Wirtshause je so viel verzehrt, was drei Spatzen kosten? Hatte ferner der Peter nicht den Davidl mißhandelt und hatte er nicht einmal das Fangeisen gelegt, wo der Davidl hineinsprang? War der Davidl nicht in jener Christenlehr' durch Heidepeters Kinder zuschanden geworden? Eine wahre Qual war es dem Wirt, wenn er hören mußte, wie von Gabriel gute Nachrichten gesagt

wurden, und daß dem Burschen das Brot schier in den Honigtopf gefallen sei. Auch erzählte der Ameisler einmal, daß er seines Gedenkens noch keine Dienstmagd im Hause gehabt hätte, die so fleißig, folgsam und umsichtig gewesen wäre, wie Heidepeters Regina, und daß das Mädchen, wenn es auch keinen Groschen mitbringe, doch einmal eine rechtschaffene Hausfrau abgeben werde.

Der Wirt nickte dazu nur langsam mit dem Kopfe, als wollte er sagen: Schon recht, werden schon sehen. — Dann ging er in den Keller.

Die Wirtin aber sagte:

„Gut, wenn's wahr ist; ich wünsche der Regina nichts Schlechtes nicht; und ich wünsche keinem Menschen nichts Schlechtes; aber ich hab' kein Zusammensehen mit dieser Person; anstatt daß sie für ihre Vaterleut' Brot sammeln ging', trägt sie einen Sack voll Bettelstolz herum. So duckerisch wie der Heidepeter ist, hat sie's nicht gelernt. 's schaut völlig so aus, als wie wenn dasselb' Gered' wahr wär' — daß —. Man sagt der mühseligen Haut, der Klara, so was nicht gern nach; aber wenn halt der Apfel gar so weit vom Stamm fällt, so denkt man d'ran, man kann sich nicht helfen."

Einmal saß Davidl unter den Fichten und putzte mit Schmer die Spielkarten, weil sie schon zur Unkenntlichkeit schmutzig geworden waren. Da kam sein Vater herbei, setzte sich zu ihm auf die Lehmbank und sagte süßlich:

„Davidl!"

Der Bursche sah nicht auf, er hatte immer Ärger, wenn ihn eines von seinen Eltern ansprach.

„Davidl," fuhr der Alte fort, „du bist ein ver-

teufelter Junge! Du, was sagst denn zu der Ameishüter-Regina?"

Davidl glotzte den Vater an und riß den Mund auf.

„Davidl, in deinen Jahren hab' ich's ein bißchen anders getrieben als du. Jeden Unterrock hab' ich gekannt in der ganzen Gegend. Deine Mutter weiß es. Da war auch so eine Stallmagd beim Ameishüter — so recht eine fromme und augenverdreherische, daß man gemeint hat, sie hätt' ihre Jungfrauschaft in einen Pechöltopf tan und mit einem roten Bandel zubunden. Sind wir unser drei, vier Burschen einmal gesessen im Wirtshaus beisammen, haben Silberzwanziger in einen Hut geworfen und es ausgemacht: Wer der Stallmagd das rot' Bandel aufzwickt, weißt eh, der kriegt neun Maß Wein und einen doppelten Gamsbart auf den Hut. Ist im Winterfasching gewesen, und zu Weihnachten d'rauf haben sie der frommen Stallmagd beim Ameishüter das rot' Bandel mit der Scher' abzwickt. Ich hab' den doppelten Gamsbart gewonnen. Das waren dir Zeiten, Davidl! Heutigentags ist alles ein wahrer Totengräbertanz und die jungen Burschen rutschen nur mit den Spielkarten herum und haben kein' Hitz und kein' Kurasch!" Dann stieß der Alte seinen Sohn ein wenig mit dem Ellbogen: „Die Regina, du, das wär' ein Schluck!"

Davidl grinste und rieb eifrig an den Karten, und an dem Herz-Aß rieb er sehr lange — das wollte durchaus nicht licht werden. —

In denselben Tagen verbreitete sich in der Einöde ein sonderbares Gerücht. Niemand wußte, wer es zuerst gesagt hatte, aber man hörte es allenthalben, und man verbreitete es allenthalben.

Berichte aus der fernen Hauptstadt waren ihm vorangegangen. Nach Rattenstein war ein Zeitungsblatt gekommen, und darin stand ein langer Aufsatz über Gabriel, des Heidepeters Sohn. Fremde, die in Rattenstein durchreisten, erkundigten sich nach Gabriels Geburtsort und sagten, der Bursche aus dem Heidehause sei ein berufener Mann geworden und werde seiner Heimat Ehre bringen.

Von anderer Seite hieß es wieder, es wäre siebenmal gescheiter gewesen, wenn Gabriel in der Einöde geblieben wäre und den Eltern tüchtig hausen und bauen geholfen hätte. Das fände man sonst nirgends, daß ein Haus in fremde Hände käme, wenn einmal die Kinder arbeitsfähig, und so was könne sich nur beim Dalkerd zutragen. Daß dieser Bursche seine darbenden Eltern verlassen habe und in die Fremde gegangen sei, habe er nur getan, daß er offen von dem heiligen Glauben abfallen könne — wie die Städter denn schon alle ohne Religion und Gewissen seien. Gabriel sei ein schlauer Bursche, man würde schon noch andere Dinge von ihm hören.

Dann fragte man sich, ob es denn wahr sei, daß bei Gabriels Geburt sein Vater im Gefängnisse saß; ja, das sei schon ein rechtes Zeichen. — Man könne sich auch sonst noch Geschichten erzählen von den Heidepeterischen, aber aus Christenliebe schweige man davon. Es könnte sich nach dem, was in jener Nacht mit der Schulmeisterleiche vorgefallen, so jeder denken, mit welchen Dingen das zuging. Die Kinder haben ihre Gelehrtheit fertig gehabt, das Brot ist zu wenig gewesen und so ist der Alte überflüssig gewesen. Sie haben ihn — lebendig begraben.

Und das war das Gerücht.

Der Schulmeister hatte sich ja auf der Bahre noch bewegt, sie wußten es zu vertuschen, und eine gerichtliche Totenbeschau unterblieb, wie sie in der Einöd' öfters unterbleibt. Wer konnte jetzt kommen und widerlegen, wenn die Leute behaupteten: Sie haben ihn lebendig begraben!

Mit Fleiß lebendig begraben, den guten, alten Mann! Darum all das Unglück, das über das Heidehaus hereingebrochen ist!

Und sie haben ihn lebendig begraben! — Regina hörte es und ging noch an demselben Tage im Abenddämmern fort vom Ameishüter, hinauf zum Heidehause und klopfte am Fenster der Oberstube ihre Eltern aus dem Schlafe. Laut weinend erzählte sie die Anschuldigung.

Der Peter sagte kein Wort darauf, aber Klara rief:

„Du, Peter, du hast allweg geschwiegen, du hast zu rechter Zeit geschwiegen und du hast zu unrechter Zeit geschwiegen. Nicht arm gegessen und nicht arm gekränkelt — arm geschwiegen haben wir uns, und anstatt den Mund haben wir den Beutel aufgemacht, bis der letzt' und der allerletzt' Groschen herausgefallen ist. In Gottesnamen, 's ist vorbei, ich mach's Kreuz darüber. Aber das sag' ich dir, Peter, wenn du jetzt auch noch stillschweigst und diese Anklag' über uns und unsere Kinder ergehen läss'st, so schau ich dich mein Lebtag nicht mehr an, und ich heiß' dich die Letfeigen, den Dalkerd und noch was anderes! Und nachher reut's mich so oftmals, so viel Haar ich auf den Kopf habe, daß ich dich geheiratet hab'!"

Das Weib sank auf ihr Strohlager, sie hielt ihren

Kopf in den Händen, als ob er zerspringen wollte und klagte halb verloren:

„Närrisch muß man zuletzt auch noch werden!"

Der Peter sprang aus dem Bette, riß die Tür auf und rief:

„Aus ist's! Jetzt hat mir mein Weib das gesagt!"

Dann ging er wieder zurück zum Lager und sagte die Worte:

„Klara, du bist alleweil mein liebster Mensch auf der Welt, und jetzt schreist auch du mit den anderen und hilfst mich martern. Was kann ich denn sagen? Sie werden mir nichts glauben, und beweisen? Wieso beweisen? Mir schwindelt alles im Kopf; der lieb' Herr Jesus hat auch geschwiegen, wie sie ihn angeklagt haben und ist doch unschuldig gewesen. Mit dem Menschenleben hat's bald ein End', und das ist das beste!"

„Du, das ist eine Sünd', wenn du so denkst," rief Klara, „merk' dir das, mit dem Menschenleben hat's kein End'! Wir haben Kinder und sind in ihnen fort, wir müssen sorgen für ihre Ehr'; und Eltern, die das nicht tun, soll man totschlagen mit einer eisernen Keul', hat die Einschicht-Res gesagt!"

Der Peter lag auf den Knien und betete still.

Regina hatte große Mühe, ihre Eltern endlich wieder zu beruhigen, und auf dem Heimweg machte sie sich harte Vorwürfe, daß sie den alten, kranken Leuten das Gerücht hinterbracht habe. —

Die Abspannung nach der aufgeregten Nacht machte es, daß am Morgen der Heidepeter über die Stund' hinaus schlief. Es war aber zur Heumahd und der Hahnenkamp hatte keine Rast und Ruh', so lange noch ein Hälmlein

Heu auf den Wiesen war. Er wachte schier die ganze Nacht, und wenn er gleich an dem Heuwagen nicht zerren konnte, so zerrte er am Bettstroh und meinte, damit richte er auch was aus. Das war ihm unbegreiflich, wie die Leute so fest und sorglos schlafen konnten und es lag das Heu auf den Wiesen. Seinem Weibe rannte er die Nacht hindurch den Ellbogen mehrmals in die Seite, daß es ächzte.

„Da sieht man's halt, daß du dir gar keine Wirtschaft angelegen sein lassest! Meine Mutter hat in der Heumahd die ganze Nacht vom Aufstehen geredet und du liegst im Nest, wie zum Hinwerden!"

Das Weib seufzte und schlief wieder ein. Und der Morgenstern war dem Hahnenkamp ein heißersehnter Morgenstern. Wie der zum Fenster hineinguckte, guckte der Hahnenkamp zum Fenster hinaus. Hei und Heu! es war wieder schön Wetter. Da machte er einen gewaltigen Lärm im Hause und schreckte das Gesinde auf und da wurden Sensen gedengelt, Kümpfe gefüllt, Rechen gezähnt, Heukarren flott gemacht — alles schon zur frühesten Morgenstunde.

Der Dalkerd, bleibt er heut' kleben in seinem Nest?

„Dalkerd, Dalkerd!" schrie der Hahnenkamp und tümmelte mit der Heugabel an der Oberstube, daß die Hühner kreischend von ihren Sitzstangen flatterten. Er hörte nur ein Brummen in der Stube. Da trat er die Türe ein und zerrte den alten Leuten die Decke aus dem Bette.

„Du bist ein Unmensch, Hahnenkamp!" sagte Klara und zog die Decke wieder zu sich, „gib Obacht, daß es dir nicht heimkommt!"

Jetzt war der Bauer von neuem aufgebracht.

„Was!“ rief er, „die Krank' schreit da! Schau, sonst will sie all' Tag schon abgeleuchtet sein; predigen kann sie 'leicht noch? Ich aber sag' dir, du armselige Krautschreck', daß du in meinem Hause stirbst, hast du nicht schriftlich; du bist eine — eine — gar nicht aufhalten mag ich mich bei dir; hinaus geh'! hinaus geh'! Auf der Stell' nimm deine Fetzen und geh'! Da hast einen Stecken, da hast einen Bettelsack, — da hast einen Kreuzer!“

Jetzt kam der in Peters Leben so seltene Moment, daß ihm die Geduld riß. Wutschäumend und jäh warf er sich auf den Hahnenkamp und mehr zufällig als absichtlich schleuderte er den kräftigen Mann an die Tür, daß dieser zu Boden taumelte. — Kaum war das geschehen, faßte der Peter Klaras Hände und stieß heraus:

„Behüt' dich Gott, mein Weib, jetzt wird's für mich zum Sterben sein; im Zorn hab' ich mich hinreißen lassen und jetzt wird er mich erschlagen. Wenn er nur dir nichts tut; bet' für mich! Daß ich keinen Geistlichen haben kann zu meinem letzten End', das ist mein Jammer. Bet' für mich, meine Klara!“

Der Peter hatte erwartet, daß der wilde, gereizte Mann in seiner Wut ihn töten werde; allein der Hahnenkamp hatte seinen Kopf in den eisernen Türhaken geschlagen, blieb nun am Boden kauern und ächzte.

Der Peter rief um Hilfe, Klara sprang aus dem Bette, goß einen Krug Wasser über den Kopf des Bauern und jammerte:

„Maria und Joseph, jetzt hat er ihn umgebracht!

Jetzt sind wir fertig. Du unglückseliges Heidehaus, du unglückseliges Heidehaus!"

Und der Peter stöhnte:

„'s ist richtig, jetzt hab' ich ihn erschlagen!"

„O nein!" gurgelte der Bauer, „noch lange nicht! Ich bin Herr im Heidehause, und jetzt fangen wir erst an, Peter, jetzt wird's erst lustig. O, da tragen sie alle früher hinaus, als mich, alle!"

Er erhob sich langsam und wischte das Blut von den Wangen. Und als Leute kamen, sagte der Hahnenkamp, er sei ungeschickt gewesen, und wie er den Peter habe wecken wollen, sei er in der Dunkelheit an den Haken gerannt. Er schämte sich, die Wahrheit zu sagen: das gäbe doch einen Hohn und Spott, wenn ihn, den großen, kräftigen Mann, der einst des Haberturms Köhlerhütte vor das Zapfenwirtshaus gezogen, nun der Dalkerd an die Wand schleudern könnte. Die Stunde ging hin, und bei der Morgensuppe sagte der Hahnenkamp, der sich mit einem blauen Tuch den Kopf verbunden hielt:

„Die Klara wirft heut' 's Heu auf den Überstadl und der Peter gräbt auf dem Wiesenrain die Steine aus und schafft sie in die Schlucht hinüber!"

Da hub das Gesinde an zu kichern.

Der Hahnenkamp warf den Löffel weg, schlug die beiden Fäuste in den Tisch und schrie:

„Wer hat da was zu lachen? Ich hau' euch die Köpf ineinander! Ich weiß schon, was ich sag' und was ich verlang' und ich lad' keinem zu viel auf."

D'rauf zum kichernden Unterknecht:

„Und wenn ich dir, Haderlump, ein Dutzend Prügel auflad', so wird's nicht zu viel sein!"

Klara saß am Ofen und kaute an den harten Rinden, die man ihr in die Suppen gebrockt hatte. Nach dem Frühstück nahm sie den Peter beim Arm und flüsterte:

„Jetzt werd' ich dir was sagen, Peter. Wir hätten keine gute Stund' mehr in dem Haus, wir tun unsere Sach' zusammen in ein Tuch, und gehen fort, ganz fort. Schlechter kann's nimmer kommen. Steine ausreuten! Du! Wir gehen zum Ameishüter hinab, der ist mit der Regina zufrieden und wird uns wohl ein Dach geben. Und ist das nichts, so gehen wir zum Gabriel, der wird ein Platzel für uns wissen. Das ist das gescheitest. Und das versprech' ich dir da, wo ich jetzt steh', ich geb' dir kein böses Wort mehr, Peter, hast meine rechte Hand d'rauf."

Wenn Klara auch in letzter Zeit dann und wann irre, verlorene Worte gesprochen, und wieder stumpf vor sich hingebrütet hatte, so zeigte dieser Vorschlag, daß sie doch noch bei Vernunft und einer Überlegung fähig war. Der Peter war denn mit allem einverstanden, nur sagte er, daß er an diesem Tage dem Bauer noch einmal im Heu helfen wolle, weil er es versprochen habe; er gäbe dem Hahnenkamp nicht gern einen Grund zu übler Nachrede.

So entschloß sich Klara, allein zum Ameishüter zu gehen, schärfte aber dem Peter ein, daß er am nächsten Tage mit den Habseligkeiten, so weit sie sie heute nicht tragen könne, nachkommen solle.

Sofort machte sie sich an das Einpacken. Als dieses vorüber war, kam sie mit ihrem Bündel in die Küche, hielt der Bäuerin die rechte Hand hin und sagte:

„So, Hahnenkampin, jetzt geh' ich. Wir wissen noch

nicht wohin, aber der liebe Herrgott nimmt alleweil und überall Kostgänger auf. Es muß schon so sein, daß ich jetzt hinausgeh' aus diesem Haus, in dem ich geheimt und gewirtschaftet hab', in dem ich meinem Manne die Kinder geboren hab', und in dem ich seit vielen Jahren auf das Hinaustragen gewartet habe. Ich mag nicht leben und nicht sterben, und Ihr habt's ja gesehen, was es mit mir für eine arme Sach' ist. Vielleicht wirds bald anders, ich geh' jetzt in die Welt Gottes hinaus. Der Peter kommt morgen nach, heute hilft er euch noch im Heu. Gebt mir die Hand, Hahnenkampin, ich leg' Euch keine Schuld bei. Ich dank' Euch für alles und ich bedank' mich auch bei Eurem Mann."

Die Bäuerin sagte beschwichtigende Worte und wollte Klara das Bündel abnehmen, diese aber stolperte zur Tür hinaus.

Tief gebeugt und gestützt auf den Stock, den Kopf dicht in Tüchern gewickelt, das Bündel an einem Arm, gehüllt in einen braunen Rock von grober Leinwand und mit schweren ausgestückelten Schuhen — so torkelte das Mütterl davon. Waldl, der alte, treue Haushund, heulte und riß an seiner Kette, als wollte auch er in seinen letzten Tagen den heimischen Kobel verlassen und seiner vertriebenen Hausfrau folgen.

Hinter den Tannen stand sie still, wendete sich noch einmal um, und machte mit der Hand das Kreuzzeichen über den Hof. Dann blickte sie aus ihrer Vermummung wirr umher, sie suchte den Weg und sie prüfte mit dem Stocke den Boden, wie ein Blinder, bis sie endlich, von dem rechten Pfad überzeugt, schleppend und zitternd weiterhinkte.

Zutiefst in der Einöde.

Es war ein klarer Julimorgen, und es war Leuchten und Musizieren und Freudigsein überall, und die Einöde war in solchen Tagen keine Einöde mehr.

Als Klara zum Lärchenwald hinauskam, wo die Heide zu Ende geht, saß dort auf einem Strunk die Kleesam-Kathl. Das war ein altes Bettelweib, welches das ganze Jahr hindurch mit Klee- und anderen Samen Handel trieb. Sie konnte es nicht leiden, wenn man sie ein Bettelweib nannte und sie als solches behandelte; sie war „Hausiererin", obwohl sie von ihrer Ware kaum den Tabak erwarb, den sie rauchte. Auch heute hatte sie das Pfeifel im zahnlosen Munde. Als sie aber hier so hockte und in die Weite sah, nahm sie das Zeug in die runzelige Hand und keifte:

„Aufrichtig Gott wahr, wenn ich noch einmal auf die Welt komm', so werd' ich eine Schnecken, daß ich allzeit mein Haus bei mir hab'." Und plötzlich rief sie wie aufjauchzend: „U Josl Maronsaam, da steigt ja die Heidepeterin daher?"

Sie kamen gleich ins Gespräch.

„Hätt' dich völlig nicht kennt, Kathel," sagte Klara, „meine Augen, die wollen mich schier verlassen; 's will halt schon finster werden."

„Ach, beileib' nicht," versetzte die Kathel, „'s ist ja mitten im Vormittag. Ah so, bei dir, meinst; lass' nur Zeit, Heidepeterin, 's wird schon noch einmal hellicht werden; wenn da nicht, im Himmel oben gewiß. Ich denk' mir auch allweg so. Hab' dich aber auf den ersten Blick erkannt, hast mir ja oft einen Sterz gegeben, und

du bist eine rechtschaffene Bäuerin gewesen, du, das muß man dir nachsagen, und 's kommt keine zweite mehr ins Heidehaus, die dir's nachtut."

Klara lächelte ein wenig. Es war ihr ein großer Trost, daß auch noch in anderen Leuten das Andenken wach war an die schöne Zeit ihres Lebens, da sie eine geachtete Hauswirtin gewesen, da sie von ihrem Eigentume den Notleidenden teilen konnte. So viele tausend und tausend „Vergelt's Gott!" waren ihr gegeben worden von denen, die der Heiland meinte: Was ihr den ärmsten meiner Brüder tut, das tut ihr mir! — Sollten denn alle diese „Vergelt's Gott!" verhallt sein wie Spatzengesang, sollte denn keines davon aufgestiegen sein zu Gottes Thron, keines aufbewahrt worden sein für diese dunkle Zeit eigener Not und Bedrängnis? — Doch, was hat der Peter oft gesagt? Unser alles haben wir in unseren Kindern. Wenn jedes Vergelts-Gott auf die Kinder kommt, dann ist's ja recht. — Besseres könnte sich die Klara gar nicht wünschen.

„Daß du allweg so krank bist, Heidepeterin, das drückt mich schier selber," sagte die Bettlerin, „wärest ja nicht so alt, wie der frische Stamm im Wald. Ich bin bei deiner Hochzeit gar schon eine betagte Person gewesen; hab' neulich einmal nachgedacht, dein Gaberl wird halt jetzt gegen zwanzig sein. Ja, und das hab' ich mir auch gedacht, es muß dir wohl rechtschaffen hart sein. Mein Gott, was ist zu machen? ich sag', die Eltern können aller Lebtag nichts für die Kinder, 's ist halt ein Unglück für den, den's trifft. — Ich denk' aber, Ketten haben sie ihm nicht angelegt."

„Wem?" fragte Klara.

„Nu, deinen Gaberl mein' ich," sagte die Bettlerin, „ja, zuletzt weißt du's gar nicht. Mag auch sein, nachher — Heidepeterin, ist's besser, wir plaudern was anderes."

Die Alte sog eifrig an ihrem Pfeifchen.

„Wenn du was weißt, wenn du was weißt, Kathel!"

Das kranke Weib faltete angstvoll die Hände.

„Mein, die Leut' reden gar viel."

„Sie sagen allerhand über meinen Sohn," versetzte Klara ruhiger, „ich glaub' nicht alles. Geld hat er uns schon geschickt; wenn er nur wieder einmal schreiben tät — daß er mir doch nicht krank ist."

„Von wegen dem Geld, das mein' ich halt auch," sagte die Alte, „tät dir's aber tausendmal wünschen, Heidepeterin, wenn die ganze Rederei erstunken und erlogen wär'. Beim Zapfenwirt unten haben sie gestern so gewartelt davon; mein, ich hab' nicht recht nachfragen mögen. Das hab' ich halt gehört, eingesperrt soll er sein."

Klara zuckte zusammen. Dann blieb sie eine Weile still und dann sagte sie, die Hände auf die Brust drückend: „Das hat mir aber einen Stich gegeben im Herzen. Eingesperrt — eingesperrt," murmelte sie und dann wie lauernd: „Kathel, und kannst mir gar nicht sagen, warum?"

„Und wenn du mir den Hals abschneiden tätest, so könnt' ich dir's nicht sagen."

Die Heidepeterin bückte sich torkelnd zu Boden nach dem Stock, der ihr entfallen war, dann sagte sie halb verloren:

„So, jetzt dreh' ich mich wieder schön langsam um und such' den Peter auf. Der wird aber recht lachen,

wenn er's hört. Eingesperrt! Was die Leute doch alles aufbringen!"

Und als sie wieder allein war, kam eine Bitterkeit in ihr Gemüt, die sie bisher noch nie empfunden hatte.

„Nau, Gabriel," sagte sie, „hast es recht hoch gebracht, hast ja schon ein Haus, wie sie sagen! Dich werfen sie nicht hinaus, aber deine Mutter haben sie hinausgeworfen; du, deine Mutter ist jetzt ein sauberes Bettelweib geworden. — Ei, Gaberl, sollst wohl ein wenig herausschauen zum Fenster, lug, das Bettelweib wird's auch hoch geben, das mag nicht mehr recht laufen, das läßt sich tragen von vier Männern, das läßt sich schön zudecken und auf der Decke wachsen Blumen. — Magst nicht ein Eichtel durchs Fensterl gucken?"

Doch bald löste sich die Bitterkeit in Schmerz der Mutterliebe auf — sie lehnte sich an einen Zaun und weinte. Sie weinte, wie sie in ihrem Leben noch nie geweint . . . .

Einmal blickte sie zum Himmel auf und dort schwebte eine Lerche im blauen Zelt.

„Das ist ein Wunder, daß ich dich noch sehen kann," rief sie dem Vogel zu, „du fliegst wohl hin über Berg und Tal, du setzest dich wohl lustig auf die Türme und guckest durchs Gitter hinein in sein Gefängnis. Flieg' hin und flieg her und bring' Botschaft, du liebes Vöglein, von Gott erschaffen!"

Dann betete sie in ihrem Herzen und dann sagte sie: „Geht mir weiter mit eurer Rederei! Ist ja gar nichts wahr. 's ist nur zum Lachen!"

Der Peter stand in der Reihe der anderen auf der Wiese und mähte im hohen Grase. Funkelnde Tropfen

hingen und lagen noch auf den Halmen, Blättern und Blumen.

Und es war immer Vormittag, die Schatten der Erlen wollten nicht kürzer werden und drüben im Haberturmhofe stieg immer noch kein blauer Rauch aus der Dachluke. Ein einziger Vormittag ist Ewigkeit für einen mühseligen Mann, der da schaffen muß mit und gleich den anderen, die jung und kräftig und übermütig sind. Dem Peter wollte schier die Sense in den Boden wachsen. Er stützte sich nur einen Augenblick an den Stab, da sah er sein Weib über die Mahden einhertorkeln. Er barg die Sense in das hohe Gras, daß sie die Sonne nicht schädige und trat hin zu Klara. Und nun hörte er die Kunde von seinem Sohne.

Was entgegnete der Heidepeter darauf? Er nahm wieder die Sense aus dem Grase, zog den Wetzstein aus dem Kumpf hervor und schärfte sie.

Da schlug Klara die Hände zusammen und rief:

„Jetzt trau' ich mir's zu sagen vor Gott: Dir ist an deinen Kindern nichts mehr gelegen. Bei dir heißt's, aus den Augen, aus dem Sinn, wenn du nur deinen Hahnenkamp hast, so ist dir gut. Und wenn dich Gott straft und dir Weib und Kind nimmt, so geschieht dir recht, du bist der Dalkerd, du bist der Garnichts, du bist — mäh', mäh' dein Gras und schau mich nicht an! Im Himmel ist's geschrieben worden und im Himmel ist's ausgelöscht."

Das Weib eilte mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit davon.

Der Peter besann sich eine Weile über das, was sie gesagt hatte, dann wollte er ihr nachlaufen. Aber

eine andere Stimme in ihm sagte: Wozu? Sie geht zum Ameishüter; das weiß man schon, wie sie ist, dort wird man auf sie schauen, bis ich nachkomm'.

Und er mähte weiter.

Aber als das Mittagsmahl auf die Wiese kam, als sich die Leute unter den Schatten einer Esche setzten und sich aus abgemähtem Grase Sitze und einen Tisch bildeten, und als sie das Tischgebet sprachen und aßen — im hohen und weiten Speisesaal Gottes — da genoß der Peter keinen Bissen. Er saß ein wenig abseits und legte die Hand ans Kinn. Niemand kümmerte sich um ihn, nur eine alte Magd zupfte ihn und lispelte:

„Peter, wir warten all' nur mit der linken Hand auf dich; wie wirst denn mähen können den ganzen Tag, wenn du keine Vorspann hast!"

Der Hahnenkamp hörte das und sagte:

„Wenn dem Herrn Heidepeter 's Essen nicht gefällig ist, bitten tun wir ihn nicht, dasselb' getrauen wir uns nicht."

Als sie aber nach dem Essen zum gedörrten Heu gingen, um es in Schöbern zu sammeln, schlich der Peter abseits und davon. — Das war sein letzter Werktag gewesen beim Heidehause. Er eilte abwärts durch Geschläge und Anwuchs und Heideland gegen den Ameishüter.

Beim Ameishüter war das Heu schon eingeheimt; die Männer waren im Walde, die Mägde arbeiteten auf dem Krautacker und setzten Kohlpflanzen ein. Als Regina ihren Vater daherkommen sah, wischte sie sich mit der Schürze die Erde von den Händen, ging den Weg hinab und rief:

„Wie steigt denn Ihr heut' herum, Vater? 's ist doch nichts geschehen?"

„Ist die Mutter gekommen?“ fragte der Peter schnell.

Da erschrak das Mädchen. Die Mutter war zum Ameishüter nicht gekommen und niemand hatte sie gesehen.

Der Peter lief wieder zum Heidehaus hinauf. Dort war Klara schon fort seit dem frühen Morgen. Nun ging er durch die Heide und er ging hinab durch den Anwuchs und in die Schlucht und rief den Namen Klara. Vielleicht ist sie in der Kapelle und betet. Die Kapelle ist leer, aber hinter derselben schimmert etwas Weißes. Da lag das Bündel, welches die Heidepeterin vom Hause mit fortgenommen hatte. Jetzt lief der Peter noch einmal hinauf zur Wiese, fiel vor dem Hahnenkamp auf die Knie und sagte:

„Bauer, mein Weib ist davon, hilf mir suchen!“

Der Hahnenkamp lachte.

Da eilte der Peter zum Haberturm hinüber; auch dort wußte man nichts. Ein Waldarbeiter kam nach Hause, der berichtete, daß er oben in den Wildschroffen ein Weib an den Felsen habe hinklettern gesehen.

Der Haberturm erlaubte dem Rudolf, daß er dem Heidepeter möge suchen helfen.

Bald wußte man's in der ganzen Einöde, die kranke, halbirre Heidepeterin sei davongegangen und oben in den Hinterschroffen, wo sich kein Jäger und keine Gemse zu halten vermag, klimme sie umher.

Der Peter eilte barhaupt durch die Gegend, seinen Hut hatte er verloren, er wußte nicht wo. Er rief nicht mehr den Namen seines Weibes, er hatte sich schon heiser geschrien. Nur leise beten konnte er noch.

Lass' mich krank und blind und lahm werden, barm-

herziger Gott, betete er in seiner angstvollen Seele, lass' mich verhungern auf den Felsen, nur lass' mich mein Weib wiederfinden! Wenn ich mein Weib wieder finde, so will ich all mein Lebtag nichts mehr essen, als Wurzeln und Kräuter, und Glasscherben will ich in meine Schuh' tun. Ich will meine Füße abgehen bis auf die Knie zu deiner Ehr', oder ich will stehen auf einem Kreuz in Hitze und Kälte, Tag und Nacht! Nur meine Klara schenke mir wieder, daß ich sie nur noch einmal sehe. Du weißt es, Herrgott, wie ich meine Kinder lieb hab'; aber wenn du sie verlangst, so nimm sie hin allbeid', nur meine Klara schenke mir, Vater unser, der du bist in dem Himmel! —

Spät am Abend sprach der Peter, zum Tode erschöpft, im Zapfenwirtshause ein. Die Wirtin wußte einiges zu erzählen. Klara sei so zur Nachmittagszeit am Hause vorübergehumpelt.

„Na, denk' ich, die schaut heut' auch rar aus, und ich hab' sie ins Haus geheißen und hab' ihr eine warme Suppen vorgesetzt. Wie wenn sie drei Tag keinen warmen Bissen genossen hätt', so hat sie gegessen, und ich hab' noch gesagt zum Rindenschlager-Lenz — der Lenz ist da im Winkel gesessen — sag' ich, 's ist halt doch wahr, daß der Hahnenkamp seine Leut' völlig verhungern läßt, und von diesem Hahnenkamp kunnt man für die ganze Einöd' einen großen Hut machen, so ein Filz ist er. Da steht die Suppenschale noch, hab' ihr auch Brot eingeschnitten, hat's alles sauber ausputzt. Hab' sie nachher noch schön gefragt, wo sie hingeht, ist aber kein rechtes Wort von ihr herauszubringen gewesen. Zuletzt ist sie da vor dem Haus noch ein Eichtel gestanden und nachher ist sie über

den Steinanger hinein gegen das Schroffeneck. Weiter hab' ich nicht nachgeschaut. Unsereins hat auch seine geschlagene Arbeit in der Wirtschaft!"

So die Zapfenwirtin.

Rudolf fragte nach Davidl, daß er suchen helfe; die Wirtin aber sagte, der Davidl sei nach Rattenstein gegangen; er habe allweg Geschäfte mit seinem Freund, dem Amtmann. — Das war aber anders.

Davidl strich auf geheimen Wegen mit einer Büchse in den Hochwäldern der Schroffen umher. Es war eine günstige Zeit zum Wildern, der Herbert war Soldat und mußte zu seinem Regiment einrücken, der neue Jäger war noch nicht da. Davidl hatte einen grünen, hohen Holzknechthut mit Gemsbart auf, trug heute die Haare schwarz gefärbt und hatte sich ein dunkles Schnurrbärtchen angezeichnet. Das ist Wildschützenvorsicht. Das Gewehr hatte er, in zwei Teile zerlegt, in der Joppe. Auch trug er in der Tasche seines Brustfleckes ein Fläschchen Scheidewasser; er wußte, wozu es gut war.

Gegen Abend war er von dem Wirtshause fortgegangen. Als er hinaufkam in das Gefälle, wo vor wenigen Jahren der Sturmwind einen ganzen Waldstreifen entwurzelt hatte, setzte er sich auf einen liegenden Baum. Er sah seinen hohen Hut an und den braunen Gemsbart, und er erinnerte sich dabei an die Jugendgeschichte seines Vaters.

In demselben Augenblicke hallte eine menschliche Stimme durch den Wald, Davidl erschrak und wollte sich unter irgendeiner aufgerissenen Baumwurzel verstecken.

Da rief es noch einmal: „Mutter!"

Mutter! sagte der Wald — Mutter! lallte es im

Jungwald am jenseitigen Berge. — Bald darauf kam Ameishüters Regina die Lehne heran. Sie hielt einen großen Baumast als Stock in der Hand und schritt rüstig fürbaß den Wildschroffen zu.

„Daß es nur keine Wölfe und keine Bären mehr gibt, und daß es nicht kalt ist in der Nacht," sagte sie zu sich, dann stand sie still und horchte, und rief wieder mit heller Stimme: „Mutter!"

Aber keine Antwort. — Wann und wo wird man sie finden und wie wird das enden?

„Ich geb' nicht nach und ich ruh' nicht, und ich führe keinen Bissen Brot zum Mund, so lang wir sie nicht haben!" sagte sie zu den Bäumen, und eilte weiter — aufwärts gegen die finsteren Hochwaldungen.

Davidl schlich ihr nach. — Es begann zu dunkeln.

* * *

Der Heidepeter und Rudolf wußten nicht, daß auch Regina auf war, um die Vermißte zu suchen. Die beiden Männer gingen noch in derselben Nacht hinein durch die engen Talschluchten gegen das Schroffeneck.

Als sie zur Hütte der Einschicht-Res kamen, setzte sich der Peter müde auf das Moos und sagte:

„So weit bin ich gekommen auf der Welt!"

Dann sank er ganz zu Boden.

Die Einschicht-Res war in den letzten Jahren gealtert und gebrochen. Ihr Gesicht war furchig, aber die Augen glühten noch wie zehrende Funken unter der Asche. Ihre reichen Haarsträhne waren grau geworden, an ihrem gebeugten Körper hing notdürftig zusammengeheftetes Pelzwerk.

So kam sie nun, führte den armen Mann in die Hütte und bereitete ihm einen Kräutertrank.

Rudolf verließ schon zum ersten Morgengrauen das Dach und ging aufwärts zwischen Felsgraten und Zirbengesträuchen gegen das wilde Gestein; Peter war sehr erschöpft und blieb in der Hütte.

Durch die Äste und Kronen des Waldes und zwischen den Schluchtwänden war zu sehen, wie hoch oben die Felsen leuchteten in der Morgensonne. Herunten um die Hütte lag dichter Reif, am brausenden Bache glänzten Eiszäpfchen.

Der Peter richtete sich nun von seinem Mooslager auf, tastete um sich und sah befremdet seine Umgebung. Halbdürre Kräuter hingen an Querstangen nieder und an die schwarze Wand waren ausgestopfte Geier und Eulen und andere Tiere genagelt.

Wo war er, daß er heute sein Weib nicht fand neben sich? Er faltete die Hände.

Jetzt trat die Alte zu ihm und sagte:

„Bist auch noch so einer, Heidepeter, der meint, er muß beten! Ach, das können sich die wenigsten Leut' abgewöhnen und sie mögen noch so alt werden. In guten Tagen, da lassen sie's oft eine randige Zeit lang; aber wenn halt die liebe Erde sie zermalmt zwischen den Steinen, da rufen sie einen Gott an. Dieser Gott soll nachher alle anderen im Stich lassen und ihnen helfen. — Peter, was mich — wie ich jetzt dasteh', ein Weib, weit über die Fünfzig hinaus — dieses Leben schon gemartert hat! Zuerst kam's kleinweis, hab' schon geflennt bei einem Distelstich. Dann hab' ich im Zahnschmerz geschrien; bin ungeduldig geworden in langwierigen

Krankheiten und hab' einmal ein ganzes Jahr zu Gott gebetet, daß er mich sterben lasse. Es geschah kein Wunder; wie die Krankheit aus war, wurde ich gesund. Dann kam's innerlich und das war was anderes! Nicht mehr an mich, an die Meinen machte sich das Unglück. Ich sag' dir nur von demselben Ostertag, an dem kein Rindel Brot und kein Stückel Fleisch in der Hütte war. Für was lauft's denn lebendig herum draußen im Schnee und hungert? Kann dem Rehbock geholfen werden und dem Menschen auch, denkt mein Großvater und geht mit der Büchse in den Wald. Dasselb' ist schon recht gewesen, aber am Ostermorgen haben sie ihn gefunden bei einem Stein, ist sein Gewehrkolben abgeschlagen, sein Kopf eingeschlagen gewesen. Im Walde haben wir ihn begraben. Meinen Vater hat eine totgiftige Schlange gestochen, meine Mutter — ich mag's gar nicht sagen, was sie der angetan haben. Meinen Mann hat der Wald selbst umgebracht, damit ein's sagen kann, 's ist alles zusammengespielt auf der Welt, den Menschen auf der Marterbank zu halten. Peter, ich hab' einmal auf geweihte Dinge viel gehalten, und eine breitgeschlagene Bleikugel, ein Andenken an den Urgroßvater, hab' ich angehängt gehabt. 's ist blöd, wenn man auf solche Sachen was setzt. Gebetet hab' ich, geflucht hab' ich, verzweifeln hab' ich wollen — all' eins ist's geblieben. Nun bin ich das Wesen, das ausschaut, als hätt's der Tod vergessen in der Einöd'. Aber das Mundwerk noch, und ich red' mit mir selber und ich red' mit den Füchsen und Geiern. Nachher bild' ich mir wieder die alte Geschichte ein und red' mit Gott, und bitt' ihn um Verzeihung für alles; und er hat meinetwegen doch an

keinem Härlein gelitten, ich hab' gelitten. Er soll mich um Verzeihung bitten, daß er mich erschaffen hat auf Erden zum Elendsein! — — Hui, wie du dreinschaust, Peter! Geht's dir 'leicht viel besser als mir? Glaub' nicht. Ist wer, der dir hilft? Kein Mensch. Dieses rote Steinl da am Herd und du, das ist der Welt just gleich. Und ob du dich erfreuest, oder ob du dich windest und krümmst unter den allergrößten Schmerzen, ob dein Weib verdirbt, deine Kinder zugrunde gehen — ist ihr just gleich, und ob du bist oder nicht bist — ist ihr just gleich. Wir wissen uns nicht zu helfen — —"

Die grauen Haarsträhne hingen der Alten wirr über das Gesicht, die strich sie jetzt mit den hageren, halbnackten Händen zurück. Dann raffte sie aus einem Topfe eine Handvoll Samenkörner und hüstelte:

„Schau, Heidepeter, das ist das best' Morgengebet!" und warf die Körner zwischen die Holzspangen eines kleinen Hühnerkäfigs, welcher unter der Herdstelle war.

Die Hühner pickten die Körner auf, reckten dann ihre Krägen hervor und gluckten.

„O, paß auf, Heidepeter!" fuhr das Weib fort, „die Einschicht-Res weiß noch ein anderes Morgengebet!"

Nach diesen Worten schob sie den Deckel eines Holzzubers beiseite und zog aus dem Gefäße einen flatternden kohlschwarzen Raben. Diesen hielt sie über einen Block, ergriff mit der anderen Hand ein rostiges Messer und hackte dem Tiere den Kopf ab. Der Kopf schnappte noch im Finstern unter der Bank, der Körper aber flatterte in der dunkeln Hütte umher, prallte an die Wand, an den Ofen, fiel endlich an dem Türpfosten nieder und regte sich nicht mehr.

„Das ist heut' mein Mittagsmahl und mir bringen Raben die Speise vom Himmel, wie dem heiligen Antonius," sagte das Weib. Dann hielt sie den toten Vogel vor Peters Augen und rief: „Der Rabe hätt' noch lange leben können; er hat nichts Böses getan, er hat nur gelebt nach seiner Natur, und doch hat er nieder müssen von der hohen Luft auf das Fangbrett und ins Gefängnis hier, und doch hat er sterben müssen. — Und er hat zum Ersatz kein anderes, ewiges Leben — bei ihm ist alles hin. Und ich, sein Mörder, befinde mich jetzt wohl. Heidepeter, Heidepeter, es ist kein Gott . . ."

Wie wenn der Blitz neben ihn in die morsche Wand gefahren wäre, so war der Peter bei diesen letzten Worten aufgesprungen und hinausgetaumelt vor die Hütte. Als ob auch ihm ein scharfes Messer den Kopf abgehauen hätte, wie dem Raben, so kopflos war er. — Wie blaute oben das Himmelsauge, wie strahlte und leuchtete der junge Morgen in den hohen Schroffen, wie tausendstimmig zirpte es in allen lebendigen Zweigen des Hochwaldes, und eine Meise im Föhrengehege sang in einem fort: „Dir zu Ehr'! Dir zu Ehr'!"

Aber die Einschicht-Res in der Hütte rief laut:

„Es ist keiner, und das ist die Wahrheit. Amen."

— Jetzt, Heidepeter, bist du in der Einöde! Jetzt ist alles von dir, dein Haus, deine Ehre, deine Kinder, dein Weib, dein Selbstvertrauen — dein Gott! Jetzt ist alles von dir, Heidepeter, jetzt bist du in der Einöde!

— — — — — — — — — — — — —

In der Einöde.

Das ist jene dornengekrönte Geschichte, die ein Mann

aufgeschrieben hat in trüben, einsamen Stunden. Die Poesie wendete ihr Antlitz von ihm ab, ließ ihn allein mit der Erde; zerrissen starrte er in den dunkeln Webstuhl, an welchem die Menschen sitzen und so unsinnig weben.

Ein Morgen im Walde.

Die Seele des Waldes, wer leugnet sie, wer hat sie noch nie empfunden?

Die Sonne neigt sich, es naht der Abend. Der Vögel Sang verstummt beizeiten; diese Wesen halten nur Morgengottesdienst und arbeiten bloß am Vormittage, dann ziehen sie sich zurück in ihre Familie. Nur der Specht ist fleißig länger hinaus; er hackt an seinen Stämmen und Rinden bis spät am Abend — wie's schon bei allen Holzhauern geht. Der Uhu fängt gar erst am Abend an und singt seine klagenden Lieder.

Wohl den ganzen Tag hindurch herrscht Dämmerung im Walde und im Halbdunkel wiegen an dem verwitterten Geäste sanft die grauen Moosfahnen. Hie und da auf dem mit Wurzeln und dürren Nadeln bedeckten Boden liegt ein sonniges Scheibchen, oder an den glatten Stämmen hängt da und dort ein goldiges Täfelchen, oder es windet sich ein Silberfaden durch das Geäste. Gegen Abend finden sich diese Dinge an einer anderen Stelle und sind rötlicher; allmählich werden sie matt, und endlich lösen sie sich auf, und es ist gar nichts Farbiges mehr da, es ist kein Ast und kein Stamm deutlich mehr zu sehen, es ist eine Mauer von Dunkelheit; die Sonne ist untergegangen. Da jauchzt der Baumkauz und er

redet laut mit sich selbst und er schüttelt vor Lachen seinen großen Kopf. Er lacht sich schier heiser; wen er wohl auslacht, der alberne Kauz? Ein Totenvogel soll er sein — und sein Lachen?

So war es in den unwirtlichen Waldungen der Schroffen, als Regina angstvoll durch dieselben dahineilte. Sie suchte die Mutter, sie hörte den Totenvogel.

„Sind Geschichten," sagte sie dann, sich selbst ermutigend, „die Eule hat auch der Herrgott erschaffen und sie lebt so gern wie jedes andere Tier und sie wünscht keinem Menschen was Böses. Wenn ich den Vogel nur verstehen könnte, vielleicht hat er meine Mutter gesehen und erzählt es mir jetzt, daß sie unter einem dichten Baume ruht, oder daß sie drüben ist bei den Holzhauern. Und er lacht, weil ich da wie närrisch umhersuche."

Es knisterte in dem dürren Gefälle, der Boden dröhnte und eine Gestalt huschte hin zwischen den Stämmen. — Dem Mädchen zitterten alle Glieder vor Angst, gleich aber sagte es halblaut:

„Ist ein Reh gewesen und mir geschieht nichts, und ich weiß gewiß, daß ich morgen, wenn die Sonne aufgeht, frisch und gesund bin. Wenn ich nur nicht so dumm wär', und nicht allweg an Gespenster denken müßte, ich bring' mir die Gedanken nicht aus dem Kopf und es ist doch nichts, es ist zur Nachtszeit im Walde kein Tüpfelchen mehr, und keines weniger, als am Tag; nur daß die Finsternis ist. Daß rote Flämmlein leuchten um Mitternacht, wenn der Mond aufgeht, ist wahr, weil es glänzende Käfer sind; der alte Schulmeister hat's ja oft gesagt. Daß es einen Seelenschimmel gibt, der einem

im Walde auf die Achsel sitzt und die kalte Totenschnauz' vorn herab hält, dasselb' ist eine helle Lug'. Der liebe Gott mag keine solchen Dinge bei seinen Menschen auf der Welt. — Wenn ich mich nur nicht versündige, daß ich's da gleich wissen will, was Gott mag oder nicht, und daß er mich nur nicht etwa straft dafür gleich auf der Stell'!"

Die Angst wurde immer größer, Regina fürchtete sich zuletzt gar vor ihren eigenen Gedanken und sie betete. Sie eilte weiter, stolperte über Wurzeln, stieß an Baumstämme, verrannte sich endlich so in das hohe Heidekraut, in das Gefälle und Gestein, daß sie gar nicht mehr weiter konnte.

„Das ist ein unsinnig Rennen," sagte sie endlich, „was will ich denn? Wo will ich denn hin mitten in der Nacht? Jetzt komm' ich schon bald in die Wildschroffen hinein und auf den gottessträflichen Schroffenstuhl, und ich bin vier Stunden weit von den Häusern und Menschen weg. Die anderen suchen ja auch, die haben meine Mutter lang' schon, und ich steig' da in der Wildnis herum. Zuletzt tret' ich gar noch auf eine Irrwurzen, und ich find' nicht mehr zurück und stürz' wo ab an den Wänden. Jetzt will ich gescheit sein und will da in einem Dickicht niedersitzen und warten, bis der Tag kommt, nachher wird mir mein Schutzengel schon eingeben, was ich weiter tun soll." — Sie verkroch sich in eine dichtverwachsene Baumgruppe, kauerte sich zwischen verschlungene Wurzeln und sagte:

„So, das ist heut 'mein Bett, man muß alles probieren auf der Welt."

Es war eine laue, stille Nacht; es war, als hörte

man von den fernen Schroffeneckschluchten herauf leise, leise das Rauschen des Wildbaches.

Regina betete ihren Abendsegen:

„Im Gottesnam' schlafen,
Sechs Engel werden mir wachen.
Zwei zu Häupten, zwei zu Füßen,
Zwei zur Seiten.
Mein Namenspatron wird mich leiten.
Und unser' liebe Frau wird über mich
Ihren Schutzmantel ausbreiten."

— — — — — — — — — — — — —

Zehn Schritte von ihrer Lagerstätte stand Zapfenwirts Davidl.

Dem Davidl ging's sonderbar. Die Gemsbartgedanken hatte er schon lange nicht mehr gehegt; er hatte in dieser gottverlassenen Wildnis bereits ungeheuerliche Dinge gesehen. Zuerst unten in dem nackten entrindeten Gefälle ein bleiches Totengerippe, dann ein flackerndes Licht, das auf ihn zukommen wollte, und das die unerlöste Seele eines vor der Taufe gestorbenen Kindes war. Dann war ein Uhu aufgeflattert und hatte geschrien: „Geh' mit! Geh' mit!" und zuletzt war ihm gar der Seelenschimmel auf den Schultern gesessen. Dem Burschen standen die Haare zu Berg; er wollte um Hilfe rufen, aber es versagte ihm die Stimme, er murmelte Beschwörungsformeln.

Das Wild war längst vergessen; er wollte nun das Gewehr wegwerfen, daß er damit nicht etwa die Gespenster reize, hielt es aber doch krampfhaft umspannt. Daß außer ihm ein Mensch in der Nähe, war sein einziger Trost; er schlich dem Mädchen immer nach

und war ängstlich, daß er nicht dessen Spur verliere. Es kam ihm der Gedanke, sich Regina zu zeigen, ihr seinen Schutz anzubieten und mit ihr wieder abwärts zu wandeln gegen die Häuser. Er hatte aber nicht den Mut dazu, er war stets in gleicher Entfernung von ihr gebannt, die Angst und Furcht ließ ihn nicht zurückbleiben und eine innere Scheu ließ ihn ihr nicht näher kommen. So litt er große Bedrängnis.

Als Regina im Gebüsche zur Ruhe gekommen war, blieb Davidl an einem Baumstamme stehen, setzte sich endlich nieder und blickte immer und immer ängstlich umher, ob nicht irgendwo ein blutiges Licht flackere oder das Totengerippe wandle.

Der heilige Wald! Wehe dem Unreinen, der in seinen Hallen schleicht! All die Geister der Einsamkeit kommen und halten über ihn Gericht: Fort, du faules Blatt, für dich ist kein friedsam Rasten unter dem grünen Baum!

Des Zapfenwirts Sohn soll in derselben Nacht unglaubliche Erscheinungen gehabt haben. Endlich aber gingen die Schauer der tiefen Waldesruh vorüber.

Der Fink meldete sich zuerst mit seinem gebrochenen: „Zi — zi!" Dann zirpte eine Grasmücke, dann schallte ein Wachtelschlag. Hernach für Momente wieder Stille. Bald aber piepste ein Waldhuhn, dann pfiff ein Geier auf der höchsten Fichte.

Endlich säuselten die Äste und es zog eine kühle Luft und nun schimmerte es grau durch die Waldwölbung und die Gegenstände traten hervor und standen ruhig da, wie sie dagestanden waren vor den Schauern und Geheimnissen der Nacht.

Nun trillerte die Schwarzamsel, sang die Meise, zwitscherten die Sperlinge und alle anderen.

Jetzt war dem Davidl der Stein vom Herzen.

„Bin doch ein verfluchter Kerl, wie ich da ausgehalten hab' die ganze Nacht im Schroffenwald!" sagte er zu sich und zog den Mund breit. Dann schlich er zur dichten Baumgruppe hin und lauerte.

Das Mädchen schlief noch. Es lag da, förmlich eingeflochten von moosigen Ästen und Wurzelarmen, wie in einem Neste. Regina ruhte in den Armen des Waldes. Die eine Hand lag ihr am sorglich verdeckten Busen, die andere hielt sie unter dem Haupte, um welches die lose gewordenen Haarsträhnen wallten. Ihre Wangen waren frisch gerötet, ihr Mund schien sich ein wenig zu bewegen. Auf einmal hauchte sie verständlich:

„Alle, alle sind davon. Gute Nacht! — so steht's geschrieben im Schnee."

Im Gesträuche raschelte es, ein Rehbock. Davidl sah ihn, aber er achtete nicht darauf, er ließ das Gewehr zu Boden gleiten. — Er bog die Äste auseinander und reckte den Kopf gegen das Lager. Er tat den Mund auf und es zuckten ihm die Augenlider. Er grinste und bog die Äste noch weiter auseinander und lauerte. Plötzlich taumelte er zurück.

Regina hatte die Augen geöffnet. Einen Moment blickte sie verwundert um sich, sie sah den Wald glühen im Morgenrot — sie sah sich um nach der Mutter, nach Gabriel, nach allen, die ihr im Traum erschienen. Nun erblickte sie den wilden Burschen, tat einen Schrei und sprang auf.

Davidl verzog sein Gesicht zu einem Lächeln, dann

stotterte er Worte, die keinen Sinn hatten und plötzlich haschte er nach ihrem fliegenden Halstuch. Sie entwand sich, das Kleidungsstück blieb in seiner Hand, er ließ es fallen und verfolgte das Mädchen. Da wurde er plötzlich zurückgerissen und taumelte, von einem Faustschlag ins Gesicht getroffen, zu Boden.

Haberturms Rudolf kniete ihm auf der Brust.

„Jetzt hab' ich dich," sagte dieser, „jetzt machen wir Rechnung. Ich zahle für den Heidepeter!"

Der Davidl stöhnte und biß um sich und schäumte. Der angestrichene Schnurrbart zog sich bereits als schmutziger Flecken über die Wange hin.

Regina sah den Kampf, sie konnte die Gegenwart der beiden Männer nicht begreifen; es wollte ihr unheimlich werden, aber sie fuhr sich mit den taunassen Händen über das Gesicht und rief:

„Das ist doch eine Schand'. Geh', Rudolf, laß diesen Menschen! Meinetwegen? Über den hätt' ich schon noch allein die Herrschaft davongetragen!"

„Regina, das weiß ich besser," sagte Rudolf, „er ist dir nachgeschlichen."

Der Bursche wand und wehrte sich verzweifelt, aber Rudolfs Arme und Fäuste, die ihn knebelten, waren ehern.

„Du Haberturmischer Teufel, du!" knirschte der Davidl.

„Ich bitt' dich gar schön, laß den Ekel laufen!" rief das Mädchen. „Und sag' mir doch um Gottes willen was von der Mutter!"

„Rudolfl!" stöhnte der Davidl jetzt, „das ist — kein

Spaß mehr, du — bringst mich ja um. Halt, laß mich ein wenig, da — hab' ich was für dich."

Es gelang ihm, eine Hand so weit frei zu machen, daß er aus dem Brustfleck das Fläschchen hervorziehen konnte; mit einem Daumendruck den Stoppel weg und gegen Rudolfs Gesicht.

Mit einem derben Faustschlag schnellte Rudolf dem Burschen das Fläschchen aus der Hand. Da tat Davidl einen kreischenden Schrei.

Sein Auge war hin. Scheidewasser hatte er gehabt. Der halbe Inhalt des Fläschchens hatte sich über Davids Gesicht und das rechte Auge ergossen. Rudolf hatte ihn losgelassen. Noch einen wütenden Schlag tat der Unglückliche nach ihm, aber die Faust schlug in die Kante eines Steines.

Rudolf richtete den Burschen auf, wischte ihm das Blut und die ätzende Flüssigkeit ab und Regina verband ihm das Gesicht.

Dann führten sie ihn abwärts durch die Waldungen über das Gefälle und über die Heide gegen das Zapfenwirtshaus.

Und das war ein Aufruhr im Zapfenwirtshause! Die Wirtin fragte ihren fiebernden und vor Schmerz sich krümmenden Sohn in einem fort:

„Hast du dir's tan, Davidl, oder hat dir's der Haberturm tan, oder die Heidepeterisch?" — Das eine Mal sagte er „nein", dann wieder „ja", und zuletzt rief er immer nur: „Ach Gott, ach Gott, gebt mir Schlaftrunk ein! Gebt mir Schlaftrunk ein!"

Stürmische Zeit.

Rudolf und Regina suchten die Mutter und nun auch den Vater. — Der Vater lag krank in der Hütte der Einschicht-Res; das wunderliche Weib pflegte ihn mit herber Güte. Es sagte dem Kranken, daß ein Wunder geschehen werde, und daß es dann wieder an einen Gott glaube.

Und das Wunder geschah, der Heidepeter brach nicht unter der Wucht des Schicksals. Er saß auf seinem Lager und betete und betete.

Wochen vergingen, sein Weib blieb verschollen, von Gabriel kam auch keine Nachricht; und der Mann aus dem Heidehause genas dennoch, und er ging hinaus zum Ameishaufen und saß stundenlang vor demselben und kam gestärkt in die Hütte zurück.

Die Sonne stieg nicht mehr so hoch, sie ging an dem Saume der Waldberge und der Schroffen dahin, und in die Schluchten der Hinterschroffen senkten sich die Vorboten des Herbstes, die Nebel, nieder. Der Heidepeter blieb in der Hütte bei der Einschicht-Res.

Rudolf hatte alle Arbeit in der Wirtschaft eingestellt, er strich durch die Gegend, durch das Land und suchte das kranke, verirrte Weib. Er schrieb an Gabriel, aber er teilte ihm das Unglück noch nicht mit, er schrieb nur: „Gabriel, wenn etwa einmal deine Mutter bei dir ankommt, so mache es uns allsogleich zu wissen."

Von Gabriel kamen endlich wieder heitere Briefe. Er schrieb, daß ihm seine Studien endlich über die Brotsorgen hinausgeholfen hätten, und daß er Aussicht habe

auf eine gute Stelle, von der er aber noch nicht wisse, ob er sie annehmen könne oder nicht. Das übrige mündlich in der Einöde. — Als Nachschrift, daß er Rudolfs Bemerkung über die Mutter nicht verstehe. —

Regina hing mit ihrem Herzen an Rudolf.

„Rudolf," sagte sie einst, als sie an einem Sonntage auf dem Kirchweg nach Rattenstein am Haldbrunnen zusammengekommen waren, „hab' ich doch einen Menschen, an den ich mich halten kann."

„So halte dich an mich dein Leben lang," antwortete der Jüngling, „und gib zu, daß auch ich in schwerer Zeit mich halte an dein liebes, treues Herz. Wir sind beide heimatlos und stehen abseits von den Leuten, und dich hat das Unglück verfolgt, daß es zum Erbarmen ist. Aber dir hat es nichts anhaben können; du bist geblieben, wie dich Gott selber nicht besser haben kann. Und das ist all Tag mein einziger Wunsch gewesen: Gesundheit und einen starken Menschen. Und dann tät' ich anfangen und probieren, wie weit es sich auf der Welt mit Fleiß und Lieb' bringen läßt. Ich hielte mich allweg fest an den einzigen lieben Menschen, und tät nicht hüpfen, täte bedachtsam gehen Schritt für Schritt von einer Stufe zur anderen steigen, damit ich immer festen Boden unter mir hätte. Und das wäre doch was Rechtes, wenn man wüßte, was man ist und was man will. Regina, der Haberturmhof ist dreitausend Gulden wert, ich sag' dir's gleich. Ich aber will ihn nicht, ich bettle nicht, und kann mir mein' Sach' selbst erwerben. — Ist dir das recht?"

Das Mädchen häkelte wie spielend die Finger aneinander und entgegnete leise:

„Warum sollt's mir nicht recht sein: ich mach's ja selber so. Und bei dir ginge es mich auch nichts an."

„Gar viel geht's dich an!" sagte der Bursche lebhaft, „ich hab' keinen Verwandten auf der Welt. Dich hat der Herrgott aufgestellt, daß du schaust auf mich."

„Wie bist denn du und was redest mir da vor?" fragte das Mädchen.

„Was ich heut' zu dir red', Regina," sagte Rudolf, und seine großen, klaren Augen ruhten in den ihren, „was ich heut' zu dir red', das hab' ich schon sieben Jahr' mit mir herumgetragen, und so oft ich dich angeschaut und so oft ich gute Nacht zu dir gesagt, immer hab' ich das gemeint. Und wenn ich weit weg von dir gewesen bin, und wenn ich Holz geschlagen hab' im Wald und wenn ich gebetet hab', und wenn ich doch wohl dann und wann was Gutes getan hab' — das hab' ich gemeint und das allein, und jetzt bitt' ich dich um dein heiliges Wort."

Darauf faßte ihn das Mädchen an der rechten Hand und sagte:

„Wenn es dein aufrichtiger Ernst und dein ehrliches Fürnehmen ist, so will ich gleichwohl nicht nein sagen, aber daß du mich ja verstehst, eine Bedenkzeit bis zum Christtag muß wohl sein, nicht meinetwegen, aber deinetwegen, weil du das im Ernst betrachten mußt, daß dir meinetwegen Haus und Hof verfällt. Mich kennst, ich bin eine arme Magd; wenn du aber meinst, daß ich Haus und Hof wert bin und dich selber noch dazu —"

Er beugte sich und wollte einen Kuß auf die Lippen drücken, sie aber machte sich schnell los und sagte:

„O Bübel, da haben wir noch weit hin! Wenn

gleichwohl der Christentag schon da wär', so sag' ich vor Gott und sag' es dreimal: So lang' meine Mutter nicht gefunden ist, so lang' bin ich Heidepeters Regina, wie ich's bisher gewesen bin. Das bleibt dabei; der erste Kuß gehört meiner Mutter — erst den zweiten — wenn kein Rad bricht — kannst du haben."

So wurde es abgemacht am Brunnen auf dem Kirchweg nach Rattenstein. Rudolf wendete darauf seinen grünen Hut, daß die Hahnenfedern, wie man sie in der Einöde trägt, nach vorn zu stehen kamen. Dies nehmen sie für eine Bedeutung. Die Hahnenfeder nach vorn gerückt, erzählt dort von einer Eroberung. Als später andere Burschen das sahen, neckten sie den jungen Haberturm und sagten:

„Was macht denn dich heut' so herlebig (herausfordernd)?"

Die Mädchen flüsterten einander zu und rieten hin und her, wer denn die Auserwählte sein könne. Andere dachten an das Testament im Haberturmhofe und schüttelten den Kopf.

Und als bei dem selbigen Kirchgang der alte Haberturm auf dem Hute seines Ziehsohnes die kecke Stellung der Federn sah, blickte er höchst verwundert auf.

Rudolf zog den Hut ab und streute die Federn auf die Erde.

„Sie haben das Zeugnis gegeben vor euch und vor den Leuten," sagte er, „ich habe mich mit Heidepeters Regina versprochen."

„Hast recht!" versetzte der Bauer kurz.

„Ich weiß es, Vater, daß ich nun wieder fremd bin in Eurem Hause, aber es muß wohl so sein. Ich hab'

jahrelang zurückgehalten; ich hab' Euch keinen Kummer machen wollen und mich nicht heimatlos. Ihr seid mein größter Wohltäter auf der Welt und das verlangt Ihr nicht von mir, daß ich mein Leben selber begrabe."

Der Haberturm starrte vor sich hin, dann murmelte er: — „So."

Aber auf der Heimkehr gesellte sich der Bauer wieder zu Rudolf. Sie waren anfangs die Vordersten, doch sie ließen die anderen Einödleute vorübergehen.

Und als alle vorüber und sie die letzten waren, sagte der Alte:

„Rudolf, was ich damals beim Zaun gesagt hab', das ist nicht so genau zu nehmen. Du bleibst noch da, Rudolf. Nur das nächst mit der Feder hättest dürfen bleiben lassen. Geh' jetzt heim und koch' den Leuten das Mittagsmahl, ich muß auf einen Sprung zu der Zapfenwirtin hinein, 's ist was auszurichten vom Amtmann."

* * *

Das war in demselben Jahre eine bewegte Erntezeit in der Einöde. Die Kornähren waren schwer und die Gartenfrüchte groß und frisch, wie schon seit langem nicht.

Und dennoch war kein ruhiges, planmäßiges Arbeiten, sondern eine ungewöhnliche Erregung und Verwirrung. Selbst den Haberturm ließ es nicht bleiben im Zapfenwirtshause, und der so strenge Hahnenkamp ließ die Wirtschaft gehen, wie sie ging: er schritt stetig um seinen Hof und knirschte in sich hinein:

„Niederschlagen, niederschlagen, aufknüpfen auf den höchsten Baum in der Einöde!" Wen meinte er nur?

Büttel gingen umher und pochten an alle Haustüren, und wo nicht freiwillig aufgemacht wurde, brachen sie ein. Wenn man sie zur Rede stellte, was diese Gewalt bedeute und wer sie dazu berechtige, so gaben sie keine Antwort. Sie fluchten und höhnten nur, sie durchstöberten Korn und Kammer, Kisten und Kästen, und wo sie ein Schießgewehr fanden, da lachten sie und nahmen es mit sich.

„Eine solche Zeit ist noch nicht gewesen," sagten die Bauern, „haben wir nicht Weib und Kind zu wahren und zu schützen? Gibt es nicht wilde Tiere und schlechte Leut' in der Gegend? Leben wir nicht in der Einöd'? Und die Schutzwehr tragen sie uns davon!"

„Sollen sie uns davontragen!" rief der Hahnenkamp. „Bauern, dasselb' ist erlogen, daß diese Herren keinen Herrn haben! Das sag' ich: Nicht ein Splitterl von meinem Güterl! Was mein ist, ist mein! Nachbarn! Wir finden in unseren Häusern noch Sensen und Beile und Hacken, wir finden noch was anderes, Bauern, wir stehen auf!"

„Aufstehen," meinte ein anderer kopfschüttelnd, „wär' schon recht, aber 's ist halt eine gewagte Sach'!"

„Du wagst am wenigsten was," schrie ein Holzhauer, „und wenn sie dir deinen Kürbis einbrennen, so hat die Einöd' keinen Nutzen und keinen Schaden."

Aber die Büttel gingen doch umher und durchstöberten die Gehöfte.

Graf Frohn hatte nämlich wieder neue Wilderergeschichten vernommen, besonders den Fall mit dem Zapfenwirtssohn im Schroffenwald. Er gab darauf in seinem Jägerhause dem neuen Förster folgenden Auftrag:

„Mir scheint, diese Einödler wildern wieder? Auch Waldfrevel kommen vor. Das ist albern von den Leuten. Es wird gut sein, ihnen vorläufig die Gewehre abzunehmen."

Wenige Tage später, als der Patron die Widersetzlichkeiten der Einödbauern erfuhr, flog eine matte Röte über sein Gesicht und er sagte zu sich: „Wenn's die Leute so treiben, ziehen wir andere Saiten auf. Wenn sie's denn just wissen wollen, wer der Herr ist, so mögen sie's wissen. Wir haben die Besitzungen hier nicht, daß sie uns Ärger bringen, wir haben das Bauernvolk auch nicht aufkommen lassen, daß es das Wild vernichte und den Wald verderbe. Mein seliger Vater hat hier ansiedeln lassen, ich will aufräumen. Der Wald ist mein, keinen Stamm Holz sollen sie mehr haben, — nicht einen Fidibus! Abstift' ich sie!"

Und bald war es laut in der ganzen Einöde: „Abstiftet er uns all'!"

Die Jüngeren wußten gar nicht, was das heißt „Abstiften", aber die Älteren wußten es wohl.

„Abstiften! uns Grund und Boden wegnehmen, uns davonjagen, unsere Häuser niederreißen und auf dem Boden Waldsamen säen. Das heißt Abstiften."

„Sonst nichts? — Herrgott, da setzt's was ab!"

„Abstiften, das kann er nicht," riefen andere, „Grund und Boden ist unser Eigentum. Die Jagd und der Wald ist zwar sein, und auch dazu haben wir nach altem Herkommen ein Recht. Wir üben's aus, und wenn neunundneunzigtausend Großteufel —"

„Ja, ja, ja, schreit nur und macht Fäuste, wird euch nichts helfen. Die Seeleiten ist vor sechzig Jahren

auch abgestiftet worden und nun steht ein schlagbarer Wald darauf."

„Zu den drei Teufeln hinein!" fluchte der Hahnenkamp, „da hab' ich das Heidehaus um die Halbscheid zu teuer. Ich aber sag' euch's, Bauern, ich geh' nicht von Haus und Hof, das ich mir ehrlich erworben, und ich heb' mit dem Großteufel was an!"

„So heirat' ich," meinte der alte Haberturm, „wenn mein Hof auf alle Fälle hin ist, so heirat' ich!"

Auf diese Weise wurde planlos hin und her geschrien.

„So schlecht wird's nicht sein," sagte Rudolf zum Haberturm. „Das mit dem Abstiften ist ein neues Aufkommen — dagegen sind Gesetze da. Wir haben Anrecht auf Grund und Boden, wir haben ihn urbar und fruchtbar gemacht, wir —"

„Du hast gar nichts urbar und fruchtbar gemacht," unterbrach ihn der Bauer in seinem Ärger. „Allweg wollen es die jungen Gelbschnäbel besser wissen, wie unsereins. Wer ist länger da, ich oder du?"

Der Hahnenkamp fluchte mit seinem Gesinde noch mehr und beständiger als jemals, und nun wollte er es nicht einmal mehr leiden, wenn der Knecht beim Brotaufschneiden pfiff, was er sonst ja immer gern gehabt hatte.

Das Gesinde aber sagte zueinander:

„Ist schon recht, wie's jetzt kommt. In der Einöd' ist sein Lebtag so viel Streit und Neid und Ungerechtigkeit gewesen. Der Stärkere hat den Schwächeren niedergehalten und ihm das Knie auf die Brust gesetzt; jetzt kommt über den Stärkeren ein noch Stärkerer. Wir lachen, wenn diese Hungerleidnester abgestiftet werden;

wir binden unsere Sach' auf den Buckel und gehen um ein Pfarrl weiter."

Beim Zapfenwirt fanden wiederholte Hausuntersuchungen statt, des Wilderns wegen. Man wollte den Davidl ins Verhör nehmen, allein er lag immer noch an seiner Augenwunde darnieder und die Wirtin zeterte fort und fort:

„Da liegt er, zu was wollt's ihn denn, ihr Schergen! Schleppt ihn davon, bringt ihn gleich gar um! Da habt's ihn, da liegt er!"

Sie wußte wohl, daß ihn die Krankheit beschützte.

Aber der Bursche stand endlich wieder auf, wenn auch nur mit einem Auge; die Höhle des anderen war häßlich zu sehen. Die Wirtin weinte oft stundenlang über die Entstellung ihres einzigen Lieblings und knirschte:

„Dieser Herlaufer Rudolf ist an allem schuld! Wenn ich's nur genau wüßt', wie's gewesen ist!"

Das erfuhr sie indes bei der nächsten Untersuchung. Diese kam so unerwartet, daß sich Davidl kaum flüchten konnte.

Der alte Haberturm als Gemeinderichter, Rudolf, Heidepeters Regina, ein Beamter und zwei Gerichtsdiener traten ein.

Die Wirtin stellte sich arglos, eilte den Eintretenden entgegen und sagte:

„Was schaffen's?"

„Ist der Zapfenwirt zu Hause?" fragte der Haberturm im Bewußtsein seines richterlichen Amtes.

„Ist zu Hause, liegt draußen im Stübel; er hätt'

schon lang' gern einmal wieder mit dir was plaudert, kommst aber jetzt gar so selten."

Sie gingen in das hintere Stübchen, kehrten aber bald wieder zurück, denn der Wirt war trostlos besessen von den Geistern seiner Gruft.

„Wo ist euer Sohn?" fragte der Beamte die Schänkin.

„Je, der Davidl, der ist jetzt die ganze Wochen nicht daheim; er ist draußen beim Rattensteiner Pfarrer im Tagwerk."

„Er ist vor einer Stunde hier gesehen worden!" versetzte der Beamte streng.

„Nu, wenn Ihr's besser wißt," entgegnete das Weib, sich zurückziehend, „und wenn Ihr Euch schon so viel Recht macht's mit den Leuten, Ihr Winkelkriecher, Ihr Schelme —"

Der Beamte ging ihr nach und drohte ihr mit dem Einsperren, wenn sie noch so ein Wort sage. So sagte sie denn nichts, aber sie schwieg auch nicht, sie brummte. Dann begann die Durchsuchung des Hauses. Man stöberte im Keller, im Stalle, in den Scheunen, man beunruhigte alle Haustiere, man rührte gar einen Wespenschwarm auf, aber man fand den Burschen nicht, so daß der Haberturm schon sagte:

„Wird doch fort sein."

In demselben Augenblicke aber hörte man ein Gewinsel und ein Geschrei auf einer der hohen Fichten, und nieder von Ast zu Ast, mehr kollernd als kletternd, kam der Davidl, umkreist und umsummt von dem aufgestöberten Wespenschwarm.

Da war zuerst Heiterkeit unter den Männern, aber bald begann die ernste Untersuchung.

Der Bursche stand nicht bloß vor dem Jagdherrn, sondern auch vor der Gemeinde als Angeklagter da. Der Haberturm hatte dessen Festnahme angeordnet und er hielt ihm nun vor, daß er und die Seinen vor allem die Ursache der Unruhe und Zwietracht in der Gemeinde seien. Er, der Davidl, habe in letzter Zeit durch Wildern und Waldfreveln dem Grafen zu dem harten Vorgehen Anlaß gegeben.

Rudolf und Regina erzählten nun ihr Zusammentreffen mit dem Wilderer an jenem Sommermorgen und wie er sich mit dem Fläschchen Scheidewasser so unglücklich verteidigt hatte.

Es kamen noch andere Anklagen vor und sie wurden begründet und aufgeschrieben.

Davidl verteidigte sich nicht, er hielt sein rotes Tuch vor sein Gesicht — nicht aus Schande, sondern aus Schmerz der Wespenstiche wegen. Seine Mutter kam mit kalten Umschlägen und hätschelte den Burschen und zeterte mit den Männern, beschimpfte sie, nannte sie Ehrabschneider, Verleumder und zuletzt auch Räuber. Dann zählte sie hundert Wohltaten auf, die sie den Einwohnern der Einöde stets bewiesen.

„Und jetzt ein solcher Undank!" schloß sie, „das tut wohl weh im Herzen, das tut weh!"

Dann weinte sie über sich und ihr unschuldiges Kind.

Es kamen auch andere Leute herbei, denn es war bald bekannt geworden, daß es heute gelte, die gleißnerischen, heimtückischen Wirtsleute, die endlich jedem verhaßt geworden waren, niederzudrücken. Verbittert durch

die mißlichen Verhältnisse in der Einöde, durch die Androhungen des Patrons, wollten sie alle Schuld auf das Zapfenwirtshaus wälzen. Der Hahnenkamp war auch gekommen, ließ sich ein Glas Wein geben und rief der Wirtin höhnisch zu:

„Frau Wirtin, sollst leben! und dein Söhnerl daneben! Hab' ich nicht schon vor vielen Jahren einmal gesagt: Eure Bäume da draußen tragen saubere Früchte! ‚Zapfen, Zapfen!'"

Da trat der Rindenschlager-Lenz vor:

„Reiß' dein Klapperwerk nicht so weit auf, Steffel Hahnenkamp, du tragst auch dein Teil dazu bei, wenn wir abgestiftet werden. Du bist alleweil der Anstifter gewesen gegen den Waldherrn, hast gleich vom Niederschlagen geschrien, wenn ein Jagdtreiben gewesen ist. Das läßt sich so ein Herr nicht gefallen. Wenn's mir so kommen tät' — gleich abstiften!"

„Weil du ein Herrenlecker bist!" schrien andere. „Und weil einer dahin und ein anderer dorthin zieht, deswegen fällt die Einöd' auseinander."

„So mag sie zu Scherben gehen, ins Teufelsnamen! . . ."

Aufgegeben war die Einöde von den Einödbewohnern selbst. Und der arme Heidepeter irrte in den Schroffen und Wäldern umher und suchte sein Weib.

* *
*

Es war ein Tag nach dem Herzen Gottes.

Still und rein lag der Herbstmorgen über den Waldbergen; die kühle Luft war so klar, daß man in den Wild-

schroffen jedes Steinchen und jedes Klüftchen zu sehen glaubte. Gewaltig hoch türmten sich die leuchtenden Wände über den Waldungen.

— „Wer hat deine Grundfesten gegraben, wer hat dich aufgebaut, du erhabene Alpenwelt! Wer hat dich erdacht, wer hat dich gewölbt, wer hat dich gekrönt, du herrlicher, wunderbarer Wald! Du bist ein allgemeines Vaterhaus, du bist eine unerforschte Welt, du bist ein Tempel mit ewigem Harfenklang! Wie sie hinausziehen, groß und klein, reich und arm, du gibst allen das gleiche Grün, das gleiche Blühen, das gleiche Reifen, den gleichen Schatten; du grüßest alle mit gleichem Fächeln und Flüstern, du küssest alle mit gleichem Lebensodem, du hüllest sanft die Herzen in Frieden und badest sie in träumender Ruh', du lieber, holder Wald!"

So rief Gabriel aus in seiner feierlich gestimmten Seele, als er eines Tages hinging über die Höhen der heimatlichen Waldberge.

Nach jahrelanger Abwesenheit kam er zurück von der Hauptstadt, um endlich seine armen Eltern, seine liebe Schwester wiederzusehen.

Er hatte nicht den gewöhnlichen Weg genommen, er kam über die Alpen her, er wollte das Bergland wieder einmal so recht genießen. Er war im schmucken Kleide des Älplers, das er angetan hatte, um die Heimat damit zu ehren. Den Jammer ahnte er nicht, der ihn daheim erwarten sollte.

Gabriel war groß geworden, er schritt durch den Wald wie ein junger Priester, so feierlich.

Fremd und allein, wie er hingezogen vor Jahren, kam er wieder zurück. Wohl hatte er seine Studien glück-

lich vollendet, seine Prüfungen glänzend bestanden; er hatte Aussicht auf eine bevorzugte Professorenstelle, man prophezeite seinem durch schwere Schicksale geläuterten, nach hohen Idealen strebenden Geiste eine glückliche Zukunft. Aber er hatte nun die Welt kennen gelernt in ihrem Prunk und Stolze, in ihrer glitzernden Armseligkeit, und er sehnte sich wieder zurück in den Wald.

Gabriel sah jetzt die Natur mit ganz anderen Augen an, als einst. Manche poetische Anschauung hatte ihm die Wissenschaft verdrängt, dafür war durch sie manch neue merkwürdige Seite enthüllt worden. Er wußte nun, daß der rohe Eigennutz auch außer dem Menschen in dem Naturleben herrscht. Als Knabe hatte er weinen müssen vor Rührung, wenn er eine Heuschrecke sah, die ihre Vorderfüße gegen den Himmel streckte, sie war ihm die fromme, stille Gottesanbeterin. Heute wußte er, daß sie ihre Füße emporreckt, um Mücken zu fangen.

Oft fand er als Knabe in den Splint der Fichten geheimnisvolle Buchstaben eingegraben, die sich in wunderlichen Formen schlingen, aber nie kreuzen; „die Waldjungfrau hat damit die Geschicke der Menschen beschrieben, aber niemand kann die Zeichen lesen". Heute kannte Gabriel den schädlichen Borkenkäfer, der mit seinem Rüssel die Buchstaben gräbt, und heute verstand Gabriel die Buchstaben zu enträtseln, sie heißen Tod dem Walde!

So hatte die Natur für Gabriel vielleicht den Heiligenschein verloren, dafür aber blickte er ihr tief ins Leben.

Als Gabriel gegen die drei riesigen Tannen kam, die an der oberen Waldgrenze standen und der Pfaffenhut genannt wurden, sah er dort bläulichen Rauch empor-

wallen, und als er näher kam, hörte er heitere Männerstimmen. Der Graf Frohn hielt hier mit seinen Jagdgenossen Gelage und Mahlzeit.

Gabriel ging seines Weges, aber der Jagdtag der fröhlichen Gesellschaft hatte ein seltsames Ende.

Zuerst schlug das Wetter um.

Es mögen die Herbsttage noch so still und rein sein viele Wochen hin — plötzlich wird es anders. Wie war an diesem Morgen die Luft noch so klar und ruhig; da begann zur Mittagszeit sachte das dürre Laub der Erlen und Haselnußgesträuche zu tänzeln und zu hüpfen über den Boden hin, da kamen Windstöße und mit einem Male wallte dichter, finsterer Nebel über die Wildschroffen her.

In den Tannen des Heidehauses rüttelte und rauschte der Nordwind und pfiff durch alle Fugen des Hofes, und die Balken und Bretter klapperten und klirrten und der Hirsch an der Wand polterte. Bald war der ganze Himmel bedeckt mit dunkelgrauem Gewölke, das sich träge weiter wälzte und das von den Schroffen immer dichter und dichter nachgeschoben wurde. — Auf dem Rasenplatz vor dem Heidehause liefen Leute herum in großer Verwirrung.

„Was ist anzufangen?“ fragten sie einander bestürzt, „wenn er uns kein Brennholz und keine Stallstreu mehr gönnt, so müssen wir ja fort mit Weib und Kind hinaus auf die Bettelstraße!“

„Einödler bin ich!“ rief ein Bauer, „und daß ich um ein Stückel Brot anhielte, da tu ich mein Lebtag eher rauben. Höllsaggra! ich laß schon alles drauf an-

kommen; wenn mir mein' Sach' geraubt wird, so raub' ich wieder!"

Der Hahnenkamp trat herbei mit geballten Fäusten: „Wer Schneid' hat, der geht mit. Wo ich anfass', da bricht was! Der Großteufel jagt heut' im Schroffenwald, dem würgen wir seine vermaledeite Seel' aus dem Leib. Und wenn er am Abend zur Gebetglocken noch herumlauft, so zünd' ich mein eigen Haus an."

Da trat Haberturms Rudolf herbei: „Leute, von Betteln, Rauben und Morden kann keine Rede sein; wir haben noch andere Mittel. Zusammenhalten, ein festes Anstemmen gegen Gewalt, und wir werden unser Recht erlangen. Nur zusammenhalten!"

Ein Windstoß brauste heran, in dem Geäste der Tannen war ein schweres Tosen und Stöhnen, auf dem Dachfirste des Hauses riß es mehrere Latten los — der Bretterhirsch rüttelte heftig an seinen Holznägeln.

An demselben Tage abends kam Graf Frohn mit seinem Gefolge heiter wie gewöhnlich vom Schroffenwalde zurück und quartierte sich für die Nacht im Haberturmhofe ein.

Die Jäger setzten sich sogleich an den großen Tisch in der Gesindestube, der Graf obenan. Er ließ zu den mitgebrachten Resten auftragen, was die Speisekammer vermochte; sich mitten in das Volk begeben und dessen Brot essen, das ist herren-demokratisches Prinzip. Da gab's wieder Scherz und Weidmannsgeschichten und draußen im Vorhause bei den hingelehnten Schießgewehren lag so mancher verblutete Rehbock, von dessen Sterben drin so lustig geplaudert wurde.

Es war finster geworden; draußen brauste der Regen,

und wer in die von Kienspänen erhellte Stube trat, der hatte Schneeflocken auf seinen Kleidern.

Rudolf und der alte Ameishüter traten zur Türe herein, gegen den Tisch hin und zogen höflich ihre Hüte vom Kopf. Dann baten sie, daß den Einödbauern auch für die Zukunft wie bisher das Recht an dem Walde bewahrt bleiben möchte.

Der Graf entgegnete freundlich, daß er heute wohl keine Audienz erteilen könne, und beachtete die beiden Männer nicht weiter. — Jetzt ging wieder die Tür auf, und Kopf an Kopf standen vor dem Eingange die Männer der Einöde, mit Stöcken und Knitteln bewaffnet.

Sie drangen gegen den Tisch vor.

Jäger und Knechte riefen nach den Gewehren, die draußen im Vorhause lehnten. Plötzlich aber drängte sich der Hahnenkamp durch den wüsten Haufen, und mit dem Schrei: „Den Schädel spalten, wie einen Holzklotz!" stürzte er mit einer geschwungenen Axt in die Stube und auf den Grafen los. Dieser fiel in seinem Schreck unter den Tisch und das Beil fuhr tief in die Holzwand.

In demselben Augenblicke sauste ein gebrochener Stuhlfuß nieder auf des Bauers Haupt — der Hahnenkamp wankte zur Tür und brach zusammen. — — —

Den Getroffenen schafften sie davon.

Den Grafen hoben zwei Männer zu seinem Sitze empor. Mit rollenden Augen starrte er gegen die Tür und auf das schwere Beil in der Wand; bebend bewegte er den Mund, aber sprachlos war er und blaß bis hinein auf den Gaumen.

Still führten die Jäger ihren Gastherrn mit sich.

Still und finster gingen an demselben Abende die Bewohner der Einöde auseinander. — Und dicht und dichter fielen vom Himmel die Flocken.

Es will finster werden auf der Welt.

Am anderen Tage waren sie wieder im Wirtshause beisammen und konnten nicht genug sprechen über das gestrige Ereignis beim Haberturm.

Aber auch von etwas anderem war die Rede.

Ein interessanter Fremder war angekommen.

Der Fremde trug eine silberne Uhrkette; das mußte schon ein großer Herr sein.

„Wasser hat er getrunken in der Küche gleich aus der Schöpfpfanne."

„Das tät' ich schon nicht, wenn ich so ein großer Herr wär', da müßt' ich wohl meinen Wein haben."

„Heidepeters Gabriel ist's gewesen!" sagte plötzlich einer.

Da war alles auf und alle glaubten und wußten es nun, und hatten es sich ja gedacht.

„Alleweil hab' ich's gesagt," rief die Wirtin, „aus dem Gaberl wird ein großer Herr, und wenn die Leut' über ihn allerlei unebene Sachen haben aufbringen wollen, so hab' ich hundertmal gesagt: Geht's, geht's mit eurem Tratsch, ihr seid an der ersten Lug nicht gestorben. All miteinander lacht er uns jetzt aus."

„Ja, und schmiert er uns an!" schrie der Rindenschlager, „ich sag', wir wollen nichts von ihm, er trägt Herrnloden, er ist ein Stadtherr. Ein Rab' hackt dem andern die Augen nicht aus; wenn er auch nicht so tut,

aber er hat's mit dem Großteufel unter einem Hüttel. Er ist der Sohn des Dalkerd."

Vom Hahnenkamp wurde nichts gesprochen; dieser lag in seiner düsteren Stube verlassen im Sterben.

Gabriel hatte am frühesten Morgen desselben Tages endlich seine Schwester Regina umarmt und seinen Freund Rudolf, und beide geküßt. Sie hatten ihn kaum erkannt. Regina errötete tief. Sie getraute sich den vornehmen Herrn gar nicht anzuschauen. Das war Gabriel — Gaberl, der einst so schmale, bleiche, schwächliche Junge im Zwilchjöpplein. Wie war er jetzt so groß und fein, wie hatte er so weiche Hände, so krause, zarte Locken und das Bärtchen. Und die Stimme tönte so tief und doch so hell und freundlich. Und seine weiße Binde um den Hals — wie ein Pfarrer. Das war ihr Bruder, der Gabriel, der Gaberl? Ja doch, seine leicht aufgeworfenen Lippen, seine milden, dunkelblauen Augen waren es. Und Regina redete endlich und sprach:

„Ja, wie bist denn jetzt? — So bist du geworden?"

Sie gingen nicht hinauf gegen die Heimstätte, das Heidehaus, sie gingen zum Ameishüter.

Vor dem Hause standen einige Eschen, und von einer derselben scholl ein Hacken, und es rauschten buschige Äste nieder. Ganz oben im Wipfel saß der Heidepeter, der von seinem vergeblichen Suchen einmal zurückgekehrt war.

„Vater," rief Regina hinauf, „steigt ein wenig herab, 's ist wer da."

Und gleich darauf Gabriel:

„Grüß' Euch Gott! Ist das Laub noch grün?"

„Ja, 's ist noch ein wenig grün," antwortete der

Mann mit zitternder Stimme, und kletterte sogleich herab; er hatte seinen Sohn schon erkannt.

Und nun sah Gabriel seinen sehr gealterten Vater mit den furchigen Wangen, mit dem grauenden Haar. Nicht das halbe Elend hatten sie ihm geschrieben, das während seiner Abwesenheit dieser Mann ertragen mußte.

Der Peter aber sah seinen Sohn frisch und in der Jugendkraft. Er vergaß in diesem Augenblicke all sein Leid.

„So grüß' dich Gott, Gaberl," sagte er ganz leise, beinahe furchtsam — „bist uns doch wohl endlich einmal 'kommen. Bei uns gibt's halt alleweil viel Elend."

„Wo ist die Mutter?" fragte Gabriel schnell.

Da war es einen Augenblick still, Regina fing leise an zu weinen, und der Peter legte seine Hand an das Kinn und starrte zu Boden.

Sollte Gabriel denn noch nichts wissen?

* * *

Die Einschicht-Res saß auf der Bank vor ihrer Hütte. Neben ihr saß wieder der Heidepeter und legte die Hand ans Kinn, auf welchem rauhe, ungepflegte Bartstoppeln standen.

„Mein Gabriel geht sich die Füße ab," murmelte er, „wird mir zuletzt auch noch krank vor Gram."

„Unten beim toten See sehen sie alleweil ein Licht herumfliegen," sagte das Weib.

„Und das kann ich mein Lebtag nicht glauben, daß der Herrgott meine Klara so verlassen hätt', daß sie mir ins Wasser gegangen wär'. Res, ich hab' kein' Fried' und kein' Ruh'."

Die Res hatte still zugehört, plötzlich aber tat sie eine lebhafte Bewegung und rief:

„Jetzt laß das Trübsalblasen sein, Peter, und tu' einmal einen Jauchzer!"

Er starrte die Res an.

„Mit dem Beten und Traurigsein richten wir beim Herrgott nichts mehr aus, dasselb' hab' ich schon gesehen; auch gut, so wollen wir singen und jauchzen, daß ihm die Ohren gellen!"

Und sie stieß einen grellen Ton hervor, der vielfach im Gewände widerhallte.

Von den Waldungen herüber hallte es, von der Schlucht herein hallte es auch. Und wie hell und deutlich! War das Widerhall? Nein, das war ein selbständiges Klingen und Schallen, das waren Töne aus einem Horn. — Wer bläst hier im Walde? Hatte die Res mit ihrem Schrei Geister geweckt? Wer kommt da? Stehen die Toten auf?

— — — — — — — — — — — — —

Ein alter, halblahmer Mann und seine Tochter, ein blindes Mädchen, die sich durch das Land bettelten, fanden eines Tages draußen auf der Ebene neben der Straße an einer Zisterne ein betagtes Weib sitzen. Das zerrte an seinen ärmlichen Kleidern und wusch mit der hohlen Hand die Augen und die Stirne.

„Was macht denn die Muhme da bei dem Wasser," fragte der Alte halb als Gruß, halb aus Neugierde.

„Mein, was werd' ich machen," antwortete das Weib, „dunkel will's schon werden."

„Ihr seid ja vom Gebirge her, ich kenn's an Eurem Gewand."

„So, vom Gebirge bin ich her?“ versetzte die Fremde ein wenig verwundert, „ja, 's wird wohl sein.“

Der Bettler fragte sie noch um manches, aber sie sagte als Antwort immer: „Vom Gebirge bin ich her, man kennt's am Gewand.“

Dann im Selbstgespräch:

„Ja, richtig, man wird's wohl kennen. Ich seh's ein, ich hätt' doch noch warten sollen auf den Peter, allein werd' ich dasselb' Haus nicht finden, wo er herausschaut durchs Fenstergatter. 's wird halt schon so viel dunkel auf der Welt.“

„O, du dreidoppelter Morgenstern übereinand!“ rief der Bettelmann jetzt aus, „das ist ja die Heidepeterin aus der Rattensteiner Pfarre! So laßt Euch einmal recht anschauen. Und was sag' ich denn! Die Peterin in der Einöd', mein Lebtag, bei der ich vor Zeiten meine beste Milch getrunken hab'! He, schaut mich an, ich bin ja der alte Greg, der Jägersknecht, der in Eurem Haus allweg auf dem Herd gesessen ist und sein Tabakfeuer geholt hat. Mein, das ist die Heidepeterin! Jeßtl, Hedwig, die Frau ist zuletzt gar nicht recht in Ordnung mit dem Kopf.“

Das Weib starrte den Alten an und gab verworrene Antworten. Dann holperte es zum Mädchen und sagte:

„Grüß' dich Gott, Regina!“ setzte aber sogleich dazu: „Schau das junge Volk an, jetzt ist sie schon wieder eine andere.“

Dann nahm sie der alte Greg am Arm und sagte:

„Heidepeterin, jetzt gehen wir all drei zusammen und suchen die Einöd auf. Siehst du, Musik haben wir

auch bei uns!" Und er blies in ein Waldhorn, daß es schmetterte.

Und da humpelten drei Betelleute die Straße entlang. Vorüberziehende blieben stehen und sahen ihnen nach und sagten: „Gott erbarm'! das sind drei Ausgesuchte: das eine ist lahm, das andere ist blind, das dritte ist lahm und blind und gar noch was dazu."

Die arme Klara paßte prächtig zu den zweien: sie wurde endlich heiter und wußte nicht warum.

Einmal, als sie an einem Kruzifix vorüberkamen, wie sie häufiger und häufiger dastanden, je mehr sie dem Gebirge nahten, stand die Heidepeterin still und sagte:

„Aha, da hängt er. Meinem Peter haben sie's just so gemacht."

Einmal stand eine Kapelle am Weg, da meinte sie:

„Das ist mir ganz recht, jetzt da drin sitzt unser' liebe Frau. Muß ein wenig was mit ihr reden, wir sind gut miteinander." Und als sie am Marienbilde stand, hielt sie ihm die Hand hin: „Grüß' dich Gott! Jetzt hätt' ich dich im Himmel oben gesucht und du bist so in der Fremde da. Ja, und jetzt muß ich dich schon fragen, halten sie meinen Gabriel noch eingesperrt? Und wegen was denn, weißt mir gar nichts zu sagen? Ei ja, jetzt bleib' ich da bei dir. Du kennst mich ja, jeden Samstag einen Rosenkranz hab' ich dir verehrt, weißt es noch? Ich bin die Heidepeterin."

„Was denn aber muß geschehen sein in der Einöde!" meinte der Greg, „und wie sie die irrsinnige Person so herumwalgen lassen in der Welt!"

Sie hatten ihre Not, bis sie das Weib mit sich fortbrachten.

Das Mädchen sprach ihr zu mit guten Worten, und da sagte Klara einmal: „Nein, aber lachen muß ich auch über mich, ich bin 'leicht doch ein ganzer Narr. Dank' dir Gott, Regina!"

„Wie seid Ihr denn so weit weggeraten von daheim?"

„Von daheim?" sagte Klara verwundert, „ja, wenn es recht aufkommt, dasselb' weiß ich zuletzt selber nicht."

— — — — — — — — — — — — —

Abendrot? — Morgenrot?

So kamen diese drei Menschen schwer wandernd und bettelnd nach Tagen endlich in das Gebirge. So nahten sie immer mehr der entlegenen, unfruchtbaren Waldgegend mit ihren armen, verkommenen Menschen — die Einöde genannt. —

Das Hallen und Schallen — der alte Greg blies sein Waldhorn — war näher und näher gekommen, nun aber plötzlich verstummt. Aus dem Waldesdunkel kamen drei Menschengestalten.

Die Einschicht-Res hielt ihre Hand über die Augen, blickte den Nahenden entgegen und rief: „Wer kommt da? Peter, die Toten stehen auf!"

„Meine Klara!" schrie der Peter und lief dem mühseligen Weiblein entgegen, und umarmte es lachend, weinend.

Sie sank vor Müdigkeit auf einen Stein. Sie trug noch ihre alten Kleider, sie hatte noch ihren trüben Blick, sie zitterte, sie hielt die Hände zusammen und rief mit lallender Stimme:

„Daß du mich nur wieder hergeführt hast, du liebe Mutter Gottes, und daß ich mein Leben nur ertragen hab' mögen! — Peter," sagte sie dann traurig, „'s ist umsonst, jetzt bin ich überall herumgegangen, und hab' ihn nicht gefunden."

„O Klara," schluchzte der Peter, „mir so lang', so lang' ausbleiben, warum hast du mir das angetan? Du hast mich gepeinigt, nicht zu sagen; ich hätt' nicht selig werden mögen!"

„'s will halt nicht mehr licht werden auf der Welt," murmelte sie und fragte dann lebhaft: „Die Regina habt ihr 'leicht auch einsperren lassen?"

So kam sie zurück, irr und wirr.

Die Hühner flatterten scheu herum und schlugen den Rauch des Mittagsfeuers nieder. So viele Leute waren sie nicht gewohnt. —

Und das war eine glückselige Stunde, als auf der Bachwiese die Kinder aus dem Heidehause an dem Arme des Vaters ihre verloren geglaubte Mutter heranhumpeln sahen.

Aber Gabriel hätte sie kaum mehr erkannt. Das war seine arme, kranke Mutter, an die er gedacht hatte viel tausendmal, die er so oft im Traume gesehen, gesund und fröhlich und arbeitsam, wie sie einst gewesen, in den Tagen seiner Kindheit.

In der Gegend der Einöde ist bei erwachsenen Leuten das Küssen nicht Sitte, aber Gabriel stürzte hin vor das Weiblein und küßte ihm Wangen und Stirne und Augen und Mund.

O Gott, seine Mutter!

Klara erkannte ihren Sohn sogleich. Einen Freuden-

schrei tat sie, dann war Stille einen Augenblick. Das Weib zitterte am ganzen Körper und dann hub es ein stilles süßes Weinen an . . .

Der Heidepeter hatte wieder jenes krampfhafte Aufatmen.

„Jetzt wird es schon besser werden, liebe Mutter," sagte Gabriel, „ich bleibe nun bei euch, vielleicht eine lange Zeit. Der Ameishüter hat mir seine Ausgedingstube verpachtet, da wohnen wir uns ein."

„Siehst du, Peter," rief Klara fast wie gesund, „was hab' ich allweg gesagt! — Und jetzt ist's völlig licht in der Welt, ist 'leicht just die Sonnen aufgangen?"

Regina hatte kein Wort gesagt, sie wußte nichts mehr anzufangen, sie konnte die Tränen nicht stillen — sie schämte sich schon.

Nun nahmen sie und Gabriel ihre Mutter am Arm und führten die Wiedergefundene in die neu eingerichtete Stube.

Der Heidepeter war aus Freude auf einen Eschenbaum geklettert, um für die Schafe des Ameishüters Laub zu sammeln. Er war so dankbar für diesen heutigen Tag, er wußte dem lieben Gott keine andere Gefälligkeit dafür zu tun, als daß er einigen seiner Geschöpfe, den Schafen des Ameishüters, frische Laubblätter brachte.

* *
*

Möge ein gütiges Geschick walten über allen Menschen, die in der Einöde wohnen! sei es in der Einöde der Natur oder in der Einöde der Städte.

Als der Frühling wieder kam in unsere Wald-

berge, brachte er ein Leben und Weben mit, wie es hier bisher noch nie gewaltet.

Zum erstenmal blieb in diesem Jahre das Verbot aus, zurzeit der Hahnenbalz Waldarbeiten zu unternehmen; wohl aber erhielten der junge Haberturm und der Ameishüter höfliche Einladungen, sich an der Hahnenjagd zu beteiligen.

Unten auf dem Gemeindeanger neben der Kapelle wurde ein Platz ausgemessen für ein neues Schulhaus. Die Gründungsurkunde desselben hatte das Patronat ausgestellt.

Noch im Laufe des Winters hatte Gabriel das Heidehaus zurückerworben und seine betagten, mühseligen Eltern in dasselbe eingeführt.

Als der Peter und sein Weib wieder eingezogen in die alte, traute Heimstätte, sagten sie zueinander: „Gottlob', jetzt sind wir wieder daheim."

Im Haberturmhofe war die offene Verlobung des jungen Besitzers mit der Tochter des Heidepeters.

Auf dem Ehrenplatz neben den Brautleuten saß der Heidepeter. Heute ehrten sie ihn mehr, als den Richter, und kein Mensch nannte ihn mehr den Dalkerd.

Er goß sich sehr viel Wasser in den Wein, und dennoch hüstelte er nach jedem Nipp und meinte, das sei wohl ein rechtschaffen starkes Trinken; es hebe bei dieser Lustbarkeit ja völlig das ganze Haus an zu tanzen!

Des Wirts Davidl lag immer noch krank, seine Mutter stand stets an seinem Bette und legte Pflaster um Pflaster über die Augenhöhle.

„Bleib nur hübsch liegen, mein Kind," sagte sie, „wie du aufstehst, so haben sie dich gleich und führen

dich zum Gericht. Die Leut' sind heutzutag' wie die Teufel."

Das Wirtshaus stand die längste Zeit leer.

Wenn zuweilen doch ein durchziehender Handwerksbursche oder ein arbeitsuchender Holzhauer einkehrte, so erzählte ihm die Schänkin mit großer Herzbewegung die Geschichte von Heidepeters Gabriel, der aus einem armen Bauernbuben ein so angesehener Herr geworden sei.

Endlich aber hatten es die Zapfenwirtsleute eingesehen, daß nach all dem, was vorgefallen, ihres Bleibens in der Einöde nicht mehr länger sein könne.

Sie verkauften das Haus. Noch einmal, bevor sie auszogen, setzte sich die Wirtin zu ihrem getreuesten Freund, dem Rindenschlager-Lenz, zu einem Scheidetrunk; noch einmal ließ sie ihrer Zunge und Erfindungsgabe freien Lauf, noch einmal tat sie in den höchsten Tönen die Armseligkeit und den Undank der Einödebewohner dar.

Da, zur bittersten Neige, unterbrach sie heute der Lenz und sagte: „Ein Eichtel weniger reden tät nicht schaden. Es haben auch das Zapfenwirtshaus nicht die Engel 'baut, wie es sich weist. Es kommt ja alles auf."

„Nicht wahr ist's, daß alles aufkommt," schrie die Wirtin hitzig, „dasselb', was mein schlauer Davidl oben im Heidehause mit dem toten Schulmeister 'trieben, wie er durch ein Roßhaar das Bahrtuch aufzupft hat, derweil er selber auf dem Dachboden gewesen, ist schon viele Jahre vorüber und ist auch noch nicht aufkommen!"

„Und wird auch nicht aufkommen," versetzte der Lenz tückisch. „Behüt' dich Gott, Wirtin, dir geht auch heut' die Welt wie ein Mühlrad herum, weil du

das Mühlwasser dazu aus deinem Extrafaßl hast rinnen lassen. Im Wein ersauft die Lüg' — das ist wohl richtig, aber dann bist du dir mit diesem Trankel alleweil zu sparsam gewesen. Das Kunststück von deinem Davidl werd' ich schon ausrichten. Nichts für ungut." — Und er ging davon.

Der Wirt trennte sich schwer von der Gruft, aber ihre Geister begleiteten ihn — wohin, ist unbekannt. — Sie zogen fort, zogen wahrscheinlich dem „hochwürdigen Herrn" nach, wie es die Wirtin einst bei der Christenlehre vorausgesagt hatte; der Pfarrsprengel Rattenstein war nämlich schon lange aufgelassen und die Gemeinde mitsamt der Einöde in Karnstein eingepfarrt worden. Karnstein ist der schöne freundliche Ort draußen im breiten Tale, in dem wir noch eine wundersame Mär erleben sollen.

Gabriel war wieder in die Stadt gegangen, wohin ihn seine geistigen Beziehungen zurückzogen. In der Stadt aber lebte er seinen Bergwäldern, die er beschrieb und besang mitsamt ihren Menschen.

Er nahm kein Amt, er trieb kein Geschäft, er lebte und dichtete.

Er wußte selbst nicht, wie es war, daß er nun so schön und frei dahinleben konnte.

Nun aber nimmt die Geschichte einen neuen Lauf.

Und sie wird zeigen, daß der Menschen echtes Glück nicht von Osten kommt und nicht von Westen, daß es in keiner Himmelsgegend aufsteigt, durch keinen Wind herbeigeweht wird, daß es still und wunderbar entkeimt aus dem eigensten Herzen.

Daß es dann mitunter aber weitergreift über alle

Wünsche und Ahnungen hinaus, schier wie eine lieblich gewaltige Feuersbrunst, alles erfassend und einhüllend und endlich auch — verzehrend.

Oft, wenn Gabriel in seinem Stadtstübchen träumte und die Abenddämmerung war, durchzogen Erinnerungen an eine herrliche Zeit seine Seele. Aber an eine Zeit, die er niemals durchlebt hatte. Denn es war nicht Erinnerung, es war eine Ahnung von dem, was bevorstand.

Die Sommertage lockten ihn allemal wieder in die Einöde zurück, wo er arbeitete und dichtete und im Heidehause seinen alten Vater, seine sieche Mutter hatte, seine Vergangenheit durchträumte.

An einem solchen Sommertage entschlief seine Mutter. — „Leut'!" hatte sie mit heller Stimme gerufen: „Was ist denn das, jetzt wird's auf einmal ganz licht!"

Zweites Buch.

Das Daheim.

Sie gehen ins stille Dorf hinein.

Auf dem Dorfbahnhofe zu Karnstein verkündete die Glocke den nahenden Zug. Ein Bahnwart stellte sich mit dem roten Fähnchen an das Geleise, ein alter Postbeutelträger stand in Bereitschaft zum Geben und Empfangen, was das Dorf bot und die Welt sandte. Sonst war niemand hier, auf der eisernen Straße ins Weite zu gleiten; das Dorf barg abgeschlossen eine Welt in sich.

Der kurze Zug — hastig und herrisch wie die Zeit, der er diente — rollte rasch in den Bahnhof, stand daselbst ein paar Augenblicke still, schnaubte ungeduldig auf und dampfte sofort wieder davon.

Auf dem Bahnhofplatz standen zwei fremde Menschen hingeschneit; sie hielten ihr kleines Reisegepäck in den Händen und blickten umher. Ein ältliches Männchen in lichtgrauen Kleidern und mit einem allebendigen Angesichte, in welchem die zwei grauen Augensterne hin und her flogen, wie ein paar Weberschiffchen im Garn. Es zitterten die weißen Büsche der Brauen, es wogten die Runzeln der Stirne, die Falten der lederbraunen

Wangen; es waren die Lippen in Erregung, es wollte die scharfe Nase aus ihren Grundfesten brechen, um zu ermitteln, wo denn der Tausend in diesem Neste das faule Volk der Packträger stecke.

Neben dieser schier possierlichen Gestalt stand Mädchen. Ein Mädchen in jungen, schönen Jahren. Es trug ein einfaches Kleid in der Farbe des Veilchens, besäet mit weißen Sternlein. Das Kleid verdeckte schlicht auch den Busen und die Arme und ließ an den zarten Händen nur ein Paar blütenweiße Ärmelchen hervorschimmern; es ging bis hoch an den schlanken Hals empor, wo ein weißes, umgeschlagenes Krägelchen den Rand deckte und wo an einem schwarzen Samtbande ein goldenes Kreuzel hing. Das Antlitz, ein wenig länglich und gar fein geschnitten, war zart und weiß, die Augen waren dunkelblau und groß und hell und blickten ruhig und munter. Lange Wimpern legten schützend einen Schatten über die Schönheit dieses Auges. Die Brauen waren dunkel wie Ebenholz und fein wie Seide. Das Näschen hatte eine ganz leichte Ausbiegung, und in den Hügelchen der Wurzel desselben zuckte es manchmal ein klein wenig; leises Zucken an den Nasenflügeln bedeutet nicht selten ein bißchen Schalkhaftigkeit. Die Lippen des kleinen Mundes waren voll und frischrot erblüht; zwischen denselben blinkten bisweilen drei Oberzähnchen. Das Kinn mit seinem Grübchen drängte sich nicht hervor und war mitsamt den Backen und dem Halse von mildester Rundung und zartestem Farbenhauch. Die Locken des lieblichen Wesens waren etwas dunkler als Kastanien und hatten einen weichen Glanz; sie waren nach rückwärts gekämmt und durch das elfenbeinerne

Diadem des Kammes so gehalten, daß sie in einer reichen Welle über den Nacken flossen. Die Gestalt des Mädchens war schlank und vornehm gebaut, und jede ihrer Bewegungen war natürlich und anmutsvoll.

Am Arme trug es durch ein blaues Bändchen einen breiten Florentiner Strohhut, und in einer der handschuhlosen Hände hielt es — was der kleine Mann daneben baß nicht leiden wollte — einen tüchtigen Regenschirm.

Die Gegend ist seltsam schön. Ein breites, grünes Tal mit sanften Höhungen, auf welchen stattliche Gehöfte stehen, mit wiesenreichen Niederungen, in welchen zahlreiche Quellen sprudeln, Bächlein rieseln, Mühlen und Holzsägen klappern, und mit dem Alpenflusse, der, unter Gischten und Brausen vom Hochgebirge der Wildschroffen niedergesprungen, hier sachte und blaugrün durch die Gegend zieht. Dann sind Dörfer mit weißen oder grauen Kirchtürmen, Gärten, Schachen und schimmernde Landhäuser. Auf Hügeln und felsigen Bergvorsprüngen ragen Ruinen. Der schöne längliche Kessel des Tales ist besäumt und umfriedet von den waldigen Bergen, die sich, je weiter zurück, je höher heben. Gegen Sonnenaufgang zu, über Berg und Tal, breiten sich die ewigen Schatten der Einödwälder.

Es war zur Hochsommerszeit, aber eine kühle Luft wehte von den Wäldern her und rieselte sanft in den losen Locken des Mädchens, das völlig versunken war im Sehen dessen, was es in seinem Leben vielleicht noch niemals geschaut und gefühlt: den Zauber der Berge und des Waldlandes.

Über den Holzdächern des Dorfes ragte als un-

gefüge, düstere Masse der alte Kirchturm, in welchen manches Jahrhundert sein Denkmal gegraben hatte. Um den grauen Turm kreisten Schwalben, deren Gefieder in der Abendsonne schimmerte. Große Stille war. Das Mädchen tat einen tiefen Atemzug, worüber es von dem Begleiter besorgt angeblickt wurde.

Als denn von dem „Packe der Packträger" niemand kam, faßte das behende Alterchen Gepäck und Geschirme fest in und unter die Arme, dann gingen sie die weiche, grüne Gasse entlang den Häusern zu.

Anfangs getraute sich das Mädchen kaum, auf den grünen Rasen zu treten, der vom Bahnhofe ab auf dem Dorfsteige wucherte, es tat ihm leid um den „Garten", und es ergötzten sie wohl auch ein wenig die übermütigen Heupferdchen, die auf dem Rasen herumhüpften und zuweilen gar gegen die Spitzchen ihres Fußes trachteten.

„Wie schön," sagte das Mädchen, „da ist die Welt ja auf einer Sänfte!"

„Gewiß, gewiß," entgegnete der Alte, „das Fräulein hat durchaus recht, und die Sänfte hängt mit vier Stricken an dem Himmelsgewölbe, und — da fällt mir gescheitem Manne noch was ein — die Stricke, das sind die vier Jahreszeiten, da schaukelt's hin und schaukelt's her — hopp auf und hopp nieder."

Jetzt blieb das Mädchen stehen, langte nach dem Arm des Alten und sagte: „Ferdinand, philosophieren und närrisch sein magst auf unserer Landpartie, was das Zeug hält, aber wenn du mich noch einmal Fräulein heißest, so laufe ich von dir hinweg und laufe in den Wald hinaus, daß du mich nimmermehr findest."

Das Männlein antwortete nichts, sondern zog sein Sacktuch heraus und drehte in dasselbe einen doppelten Knopf; den hielt es dem Mädchen vor die Augen: „Ist er groß genug?“

„Wir sind ja ausgeflogen wie zwei Vöglein in die Lüfte und ich mag von unserem Käfig und vom Weltbrauch einmal gar nichts hören. Ferdinand, nenne mich wieder Anna, so wie du es sonst getan hast.“

„Wohl, wohl, Anna,“ sagte der Alte rasch, „aber besinn' dich, bist ja schon so schauderlich erwachsen. — Ich wollt' gern, du wärst es nicht. Kehr' die Hand um, wird dich einer wegfischen. Je nun — mag dich das gnädige Fräulein heißen oder mein Herz-Annchen — 's wird mir nichts nutzen, dastehen wird der Ferdinand Küßdenker wie ein einschichtiger Spatz auf dem Zaun. Mädl, ich errat' dir's sicher!“

Hastig schritt er nach diesen Worten die Gasse entlang, das Mädchen vermochte kaum, ihm zu folgen.

Er blieb bald wieder stehen: „Komm, Anna; will recht bei dir sein, so lang's noch geht. Und das werde ich deinem Herrn Papa auf dem Todbett nicht vergessen.“

„Ferdinand!“ unterbrach ihn Anna, launig mit dem Finger drohend: „Bist schon wieder der Papagei? — Einen Vater habe ich.“

„Na!“ rief der Alte, „heut' bist aber schon gar —!“

„Freilich,“ lachte das Mädchen, und dann ernsthaft: „Will einmal eine Tyrannin sein und will gerade so und gerade das tun, was mich freut. Dazu hat mein Vater mir die drei Tage ja geschenkt. Ich frage nichts nach der Stadt; ich bin jetzt eine dreitägige

Märchenprinzessin, und du bist mein Berggeist — magst du?"

„Dein Wille geschehe, Trotzköpfel, du!" rief Ferdinand in einer Art von Begeisterung, „und ich werde es deinem Herrn Vater noch auf dem Todbette gedenken, daß er mich dieser kleinen Prinzessin mit auf den Weg gegeben hat; daß er sein Kind mir und keinem anderen vertraut hat, um es zu begleiten auf einer Vagabundenfahrt, von der ich zur Stunde noch Zweck und Ziel nicht weiß —"

„Ich auch nicht," unterbrach ihn Anna, „aber ohne meinen Ferdinand wäre ich mutterseelenallein davongegangen." Man merkte ihr aber leicht an, daß der Trotz nicht ernst war.

Jetzt standen die zwei Fremden mitten unter den Bauernhäusern und Scheunen des Dorfes. Auf dem Platze vor der Kirche ragte ein hohes Kreuz in die abendliche Stille auf; nebenhin im Bächlein plätscherten Enten, auf den Dächern girrten Tauben, etliche Kinder sprangen um. Das war das ganze Leben des Ortes.

Der kleine alte Mann drehte sich auf den Fersen und suchte an den Wänden der hölzernen Häuser nach dem Schilde eines Gasthofes. Da er nichts entdeckte, zog er einen barfüßigen Knaben zu Rat. — „Beim Kirchenschneider, da werden Sie zu essen und zu schlafen kriegen."

Bald darauf saßen sie — der alte Mann und das junge Mädchen — in der dunkeln Wirtsstube des „Kirchenschneider". Es war ein großer Kachelofen, und es waren einige Tische da, auf die durch die nebeligen Scheiben der kleinen Fenster ein bißchen Abendschein

hereinfiel. Im Winkel tickte, vielleicht seit Urzeiten her, eine Pendeluhr. Ein paar Stübchen waren den Fremden für die Nacht gesichert worden, und es war zu hören, wie man aus denselben alte Kisten und Wirtsschaftsgeräte entfernte, denn seit zwei Jahren war kein Gast mehr beim Kirchenschneider über Nacht geblieben. So saßen die beiden einstweilen still und vergessen da, und zweier unbekannter Gäste wegen zündet die Kirchenschneiderwirtin in der Dämmerung noch keine Kerzen an.

„Die Prinzessin hat sich ein feines Königreich gesucht," flüsterte Ferdinand spöttisch.

Das Mädchen erhob sich und ging in das Freie. Sie ging langsam die Gasse hinan, betrachtete die Gegenstände des Dorflebens und plauderte mit den Kindern. Bald war sie aus der Gemarkung der Häuser hinausgeraten, und ein Fußsteig führte sie über Felder, auf welchen das Korn wogte. Die meisten der Blumen hatten sich in ihre Hüllen vermummt, es war ein kühler Abend, es kam der Tau.

Das Mädchen, dem ewigen Lärm der Großstadt entflohen, wandelte wie träumend dahin und stand plötzlich vor einem Garten, der durch eine Bretterplanke, Hecken und Bäume umfriedet war. Da drinnen standen ein paar weiße Steine und viele hölzerne Kreuze.

Anna brach von einem Lärchenbaum buschige Zweige, flocht sie aneinander zu einem Kranz, flocht Rosenknospen eines Dornenstrauches hinein; fast gedankenlos tat sie das; und hatte doch ein Empfinden, als müsse sie in diesem Garten wen grüßen. Mit dem Kranze am Arm schritt sie in den Gottesacker. Sie las bei dem Scheine des Abendrotes die Inschriften der Kreuze. In-

mitten des Friedhofes hing auf hohem Pfahl der Heiland, spannte seine Arme aus, wendete sein Haupt dem Himmel zu. Der leidende Heiland, den armen Menschen dieser Gegend ein trostreiches Vorbild; der sterbende Erlöser, die stille Gräbergemeinde noch segnend; der allmächtige Gott, der einst wird kommen, um die Toten zu wecken. —

Das Mädchen aus der großen Stadt stand lange vor dem Bildnisse. Seltsam war ihm zumute.

Weltfremd in dieser verlorenen Gegend stand es da, war geradenwegs hierhergekommen und wußte nicht recht, warum.

Als Anna einige Schritte weiter ging, ragte vor ihr auf dem Hügelchen ein Marmorstein.

— „Hier ruht Klara Stammer, geboren in der Einöde den 30. Oktober 1802; gestorben in der Einöde den 16. Juli 1856.“ — Diese Worte standen auf dem Stein.

Das fremde Mädchen hatte gelesen und war in andächtiger Stimmung. Dann hatte es sich den Lärchenkranz vom Arm gestreift und hatte ihn sanft — sehr sanft auf den Grabhügel hingelegt. —

Wer die Leut' nur sind, und was sie wollen!

Mittlerweile stürzte im Dorfe das graue Männlein umher, rief die Leute aus den Häusern und wollte sturmläuten lassen. Sein Schützling sei ihm abhanden gekommen. Es sei ein wunderliches Kind, sei auch zu Hause schon einmal davongelaufen und ganz absichtlich

mitten in die größte Todesgefahr hinein. — Noch zu rechter Zeit — Ferdinand hub schon an, seine spärlichen Locken vom Haupte zu zerren — schritt Anna die Gasse heran.

Jetzt, da die Sterne schon am Himmel standen, gingen sie erst ins Wirtshaus, wo nun Gäste zusammengekommen und Lichter aufgesteckt worden waren.

Ein Tisch war für die fremde Herrschaft bereitet und mit einem weißen Tuche bedeckt worden. Bald setzte sich zu den beiden der Kirchenschneider, der heute die weiße Schürze umgebunden und das grüne Samtkäppchen auf dem Kopfe hatte. So vornehme Gäste traten nicht jeden Tag über seine Schwelle herein. Er wollte aber zeigen, daß man auch auf dem Dorfe weiß, was sich schickt. Tat sofort seine Tabaksdose hervor, hielt sie auf der hohlen Hand dem Herrn hin: „Gefällig?"

Ließ sich's nicht zweimal sagen, der Alte. „Mit Erlaubnis" tunkte er seine Finger tief ein. Hierauf der Wirt gegen das Mädchen: „Auch gefällig?"

„Danke!" sagte dieses und wurde ein wenig rot.

Die Dorfhonoratioren, welche die Wirtsstube füllten, wollten heute nicht recht in ihre gewohnte Lebhaftigkeit kommen. Sie saßen nur so kleinlaut bei ihren Stammgläsern und rauchten aus Pfeifen. Die beiden Fremden machten ihnen zu schaffen. — Wer sie nur sein mögen! Er ist nicht der Vater, und sie ist nicht die Tochter. Er schaut aus wie ein vazierender Schulmeister. Weinhändler wird er doch nicht sein? Sie ist ein lieber Schatz. Ei, reisende Musikanten sind es, das liegt doch auf der Hand; heut' gibt's noch Musik beim Kirchenschneider; die Junge wird singen, der Alte

wird eine Harfe oder dergleichen spielen. Ich denke, wir holen unsere Weiber. —

So wurde gemutmaßt. Der Wirt machte wieder den Mund auf und sagte in sehr leutseligem Tone zu den Fremden: „Mit Verlaub, wo sind wir her?"

„Schnurgerade aus der Metropole," antwortete Ferdinand und nieste auf die Prise.

„Wahr ist's!" versetzte der Wirt in landläufiger Bemerkung über das Niesen.

„Warum sollt's nicht wahr sein?" fragte der Graue.

Die Leute blickten sich an. — Metropole? Von dem Land hätten sie noch nie was gehört.

„Ein wenig Geschäfte da herum?" hierauf der Wirt.

„Eben nicht. Wollen nur so ein bißchen die Gegend anschauen," sagte Ferdinand. „Wie geht sich's denn da in die Einöde hinauf?"

„In die Einöde? Sehr weit. Schlechter Weg, nichts zu sehen; lauter Wald, etliche Bauern- und Holzerhütten darunter. Nicht der Mühe wert."

„Wenn Sie eine gute Aussicht genießen wollen, so müssen Sie den Karnstein hinaufsteigen," rief einer von den benachbarten Tischen herüber.

„Oder auf den Gilgenberg," ein anderer. „Die Rederer-Werke sollen Sie sich aber ansehen." — „Und auf die Ruine Breitenwart zu gehen, dürfen Sie ja nicht versäumen!" „Alles nichts. In die Wolfshöhle müssen die Herrschaften, kaum eine Stunde vom Ort, prächtig, sage ich Ihnen! werden es nicht bereuen."

So kamen sie nun alle mit gutem Rat.

Das Mädchen saß bewegungslos da und senkte die Wimpern. Der Alte verstand es.

„Wir wollen doch vor allem in die Einöde," sagte er, und um das Vorhaben nur irgendwie zu begründen: „Es muß dort so viele Krammetshäher geben."

„Krammetshäher? O, die sind jetzt noch nicht an der Zeit," riefen mehrere Stimmen.

„Auch ist das Fräulein hier eine große Freundin von Erikenkraut."

„Ist lange schon verblüht," sagten sie, und Ferdinand, der sonst wohl die Zeit der Krammetsvögel und Eriken gut genug kannte, härmte sich seiner erwiesenen Blöße wegen. Er war diesen Menschen im Grunde gar keine Verantwortlichkeit schuldig, aber das war eigen an ihm, wo er hinkommen, mit wem er zu tun haben mochte, sein gutmütiges Wesen ordnete ihn überall unter den Willen anderer.

„Die Einöde," fuhren die Tischnachbarn eifrig fort, „die ist nur für Förster, Jäger und Wildschützen was und schließlich für etwelche Strolche . . . die Wälder sind groß, wüst, und die Leute drin wachsen auf, wild wie die Bäume; man hört just nicht viel Gutes von ihnen. Man hört gar nichts; alles bleibt versteckt. Es ist, sozusagen, finster in den Wäldern. Nicht zu raten, für so zwei Reisende, nicht zu raten!"

Der Graue trommelte eine Weile mit den Fingern auf dem Tisch.

„Jetzt sitzen wir da," brummte er und schielte über die Achsel gegen das Mädchen. „Was meinst, morgen nach dem Aufstehen, was werden wir anfangen?"

Anna saß unbeweglich da und senkte das Auge.

„Doch noch in die Einöde," hauchte sie endlich.

„Vor zwei oder drei Tagen hätten Sie einen Be-

gleiter gehabt in die Wälder," sagte der Wirt, und gegen die übrigen Gäste: „Der Heidepetersohn ist wieder dagewesen."

„Jerum!" riefen einige, „der Gabriel ein Begleiter! Der ist ja menschenscheu und lungert in den ödweiligsten Winkeln herum wie ein versprengter Rehbock."

Jetzt hatte das Mädchen seine Augen weit aufgeschlagen.

„Der Gabriel Stammer?" flüsterte sie dem Alten zu, „und er wäre in der Gegend?"

„Wetten mag ich nichts, die Leut' da wollen zum Heidepeterhaus hinaufgehen!" rief die Wirtin, die eben mit frischgekochter Milch kam.

„Genau so ist es," antwortete Ferdinand, „wir möchten gern das Haus sehen, in welchem der Waldsing geboren ist, und darum wollen wir in die Einöde spazieren, und das ist die ganze Geschichte."

„Nein, nein," sagte jetzt das Mädchen lebhaft, „wir gehen nicht in die Einöde! Wir gehen anderswo hin, auf den Karnstein, oder — . . . Nein, nur nicht in die Einöde!"

Sie war erregt und hatte plötzlich hochrote Wangen. Die Kuhmilch und den ländlichen Mehlkuchen, den sie sich eigens bestellt hatte, ließ sie fast unberührt.

„Du kindisches Herz," sagte Ferdinand, „was wird er uns denn anhaben, der Waldsingsang, wenn wir ihm auch begegnen? Und hast es nicht fort selber gesagt, du hieltest die Gelegenheit, ihn persönlich kennen zu lernen, für eine besondere Gnad' Gottes?"

„In der Stadt wohl, Ferdinand, aber hier nicht," flüsterte sie ängstlich.

„Der Heidepetersohn!“ schrie die Wirtin drein, „der ist lang' schon wieder davon, sitzt vielleicht mitten in der Stadt drin, von der ihr herauskommt, und schreibt Geschichten, die nicht wahr sind, und macht Liedeln, die kein Mensch nicht singen kann. Oder letztlich ist er im Salzburgischen und Tirolischen drin, oder Gott weiß, wo sonst; der Mensch wandert ja herum, wie der ewige Jud' — kunnt's nit besser sagen — wie der ewige Jud'!“

Das Stadtkind genoß endlich einige Löffel voll der frischen würzigen Milch. Der Kirchenschneider verbiß darüber einen stillen Ärger. Da hatte er für die nobeln Gäste schon ein Extrafäßchen anzapfen und ein Huhn schlachten lassen wollen, und jetzt —

Zu Milch und Sterz braucht man nicht erst so Stadtleut', dafür ist der simpelste Drescherknecht auch noch gut genug. Ist's denn nicht wahr?

Die Partie in die Einöde wurde beschlossen. Jetzt huben die Männer von Karnstein an, Wege vorzuschlagen und Führer anzurühmen. Aber Anna tupfte mit ihren Füßchen die dünnen Waden des Gefährten, er möge sich ja von der Leute Ratschlägen nicht bestricken lassen. Ganz allein und unbeirrt wollten sie durch die Gegend wandern.

Der Alte verstand seinen Liebling jedesmal; er sagte, er könne heute noch nichts Sicheres verabreden, weil man nicht wisse, was die Nacht bringen und der Morgen geben werde.

Als in der niedrigen Stube der Tabaksqualm so dicht geworden war, daß die Menschengestalten fast wie Schatten im grauen Nebel standen, sagten die beiden

Stadtleute nach allen Seiten hin höflich „gute Nacht!" und ließen sich auf ihre Stuben führen.

Als das Mädchen in seiner Kammer allein war, verrammelte es Tür und Fenster mit Sesseln, Bänken und andern Möbeln, so daß Ferdinand in der Nebenstube durch die Wand schrie: „He, Prinzessin, geht er gut von statten, der Festungsbau?"

Da war es im Kämmerlein still geworden.

Sie wandern in den Wald hinaus.

Ein grelles Schallen schreckte des andern Morgens die beiden Fremden aus dem Schlafe. Die Glocke des nahen Kirchturms läutete zum „englischen Gruß".

Im Hause war es noch still, aber draußen knarrten die Schritte der Mähder, die über den steinigen Weg den taunassen Wiesen zugingen. In den Sensen, die sie auf den Achseln trugen, spiegelte sich das Morgenrot.

Unsere Reisenden waren bald angekleidet. Das Mädchen hatte sein Angesicht mit kaltem Wasser gewaschen und dabei zur Verwunderung recht warme und rote Wängelchen bekommen. Ferdinand hätte nun gern mit der Wirtin über ein gutes Frühstück verhandelt; allein die Kirchenschneiderin war noch nicht zu finden.

Anna drängte ins Freie und zur Wanderschaft, bevor noch die Siebenschläfer des Dorfes erwachten und sich den Bergfahrern etwa an die Ferse hängen konnten.

Es war ein Sommermorgen, wie das Mädchen noch keinen erlebt hatte. Der reine, kühle Waldhauch, das freudige Geschrei der Vöglein all, das Aufgehen der Blumenknospen, das Glitzern des Taues, die tiefe, wolken-

lose Bläue des Himmels über den klaren Waldbergen, auf deren Höhen bereits das Gold der Morgensonne lag.

Sie waren aus dem Bereiche des Dorfes gekommen, sie gingen einen Fußsteig entlang über die Wiesen hin.

Der kleine graue Alte hüpfte und tanzte auf dem Rasen und sang:

„Weil ich nur einmal
Heraus aus dem Städtle bin,
Städtle bin!
Weil ich nur einmal
Allein mit mein' Mädle bin,
Mädle bin! . . . .“

„Ja, du Närrl!“ rief er dann dem Mädchen zu, „auf so einem Boden ist freilich das Liedeldichten keine Kunst!“

Anna hob das Kleid ein klein wenig und schritt still und gelassen über den Teppich von frischen Gräsern und Vergißmeinnicht. Sie senkte ihr großes Auge auf die Pracht des Fußbodens, und um ihre roten Lippen zuckte ganz leise die Freude.

Der Weg war ihnen vorgeschrieben. Sie gingen über die Wiesen und Auen einem dunkeln Schachen zu, hinter welchem die Turmspitze eines Waldkirchleins schimmerte. Sie gingen unter finsteren Tannen hin, sie gingen über Blößen und Weiden, auf welchen ihnen schon die Sonne entgegenkam, und von denen aus man den Blick ins Rattensteinertal und auch den ersten Blick in die Schroffen hat. Sie gingen an einem verkommenen Bauerngehöfte vorüber, sie hörten das Geläute der Herden und das Jodeln der Hirten. Anna horchte, sie meinte, alles, was hier gesungen werde,

müßte vom Waldsing sein — aber es waren Lieder ohne Worte.

Sie konnte es nicht lassen, sie hob ihre Stimme:

„Mitten im Gebirg'
Auf der Felsenwand;
Mägdlein an der Seit',
Büchslein in der Hand,
Und ein Herz im Leib,
Mut und Treu' darin,
Gott sei Dank, daß ich
Ein Älpler bin!"

Mit diesen Worten des Waldsing wollte sie das Selbstbewußtsein des jodelnden Hirten wecken.

Dann gingen sie ein Gehänge entlang, kamen auf einen Hohlpfad wieder durch den Wald und gelangten auf einen breiteren Fahrweg, auf welchem sie nun stundenlang wandeln sollten.

Der Weg stieg, engen Schluchten ausweichend, sachte die Lehne des Bergzuges hinan, stets durch jungen Wald von Tannen und hellgrünen Lärchen. Oftmals war der Blick frei in das besonnte Tal, aus welchem sie herangestiegen, und in welchem die Dörfer, die weißen Punkte der Höfe lagen, in welchem der lichte Streifen der Landstraße, die scharfe Linie der Eisenbahn und das glitzernde Band des Flusses sich schlängelten.

Sie kamen durch größere Wälder, in welchen die braunen Schäfte der Bäume hoch hinauf kahl waren, aber schwere Kronen keinen Sonnenstrahl niederfallen ließen auf den feuchten Grund der Straße und den glatten, heidekrautlosen Waldboden. Zuweilen standen die Wanderer still und horchten dem Hacken des Spechtes

und dem Geknister, wenn ein flinkes Reh über das Gefälle setzte. Dann wieder war Ruhe und nur jenes Flüstern, von dem der Liedermann sang:

„Wenn das Hochlüftchen weht,
So träumt der lieb' Wald,
So säuseln alle Ästlein,
So singen alle Blättlein
Ein wundersam Lied.

— — — — — — — — —

Im Wald hüpft das Herz auf,
Und wär' es von Stein.
Unter grünenden Kronen,
Im Wald möcht' ich wohnen,
Im Wald ganz allein."

Weiterhin kam niederes Strauchwerk, über welches die Augen in langgestreckte Schluchten sehen konnten, und in eine Gegend hin, wo nichts war als Wald und Wald; hier im tiefen Tone der Tannen und Fichten, dort im milden Grün der Buchen, Ahorne und Gesträuche. Wohl stieg zuweilen auch ein blaues Nebelchen auf über die Wipfel, zeugend von Kohlenstätten und versteckten Menschenwohnungen. — Das war schon die Einöde, die Heimstätte der „Waldlieder" und ihres Sängers.

Zwischen Erlen- und Haselsträuchern rieselte eine Quelle. Unsere Wanderer setzten sich daneben auf einen moosumsponnenen Stein und Anna sagte: „Ferdinand, jetzt werden wir in der Einöde frühstücken."

„Es ist der Rabe noch nicht da," antwortete der Alte.

„Frage einmal deine tiefen Taschen aus," schlug das Mädchen vor.

„Er ist noch nicht da," wiederholte der Alte, „der

Rabe, der uns das Brot vom Himmel bringen soll, wie dem heiligen Antonius."

Nun, in Ermangelung eines himmlischen Brotes genossen sie ein irdisches Brathuhn, das der Alte in seiner Ledertasche vorfand. Dazu tranken sie von der Quelle, und Anna trank in ihrer Herzenslust ein wenig über den Durst.

Dann gingen sie wieder; im Brombeerstrauch trillerte eine Amsel, der rief das Mädchen zu: „Grüß' dich Gott, Vögerl! Singst du auch Waldlieder?"

Das Tier flog nicht davon, ja es hüpfte noch über etliche Zweige dem Mädchen zu und hob sein Schnäblein und sang recht freudig.

Dann hub wieder der finstere Wald an, links und rechts am Wege. Dann standen die Wanderer vor einem rotangestrichenen Kreuze, daß Anna völlig erschrak. Hier waren Seitenstiege. Das Mädchen hatte die Dreistigkeit einen heranfahrenden Holzführer zu fragen: „Wie geht der Weg zum Heidehaus?"

„Schöne Jungfrau," antwortete der Holzführer, „der Weg geht nicht zum Heidehaus. Den müßt Ihr selber gehen."

„Ist schon recht," sagte Ferdinand, „ich kenne den Spaß auch."

„Wir fragen nur, ob man hier zum Hause des Gabriel Stammer kommt?"

„Nein."

Die beiden erschraken. Der Holzhauer fuhr fort: „Ihr meint den Heidepetersohn. Der hat gar kein Haus, der streicht in der weiten Welt herum und ist der Überall- und Nirgendsdaheim. Hab' gehört, er soll

viel bei den großen Herren in der Stadt leben. Hat auch recht; besser geht's ihm, wie Unsereinem."

„Aber sein Geburtshaus möchten wir sehen."

„Wollt' ihr's kaufen?" war die Frage. „Ich sag' euch's redlich, Leut', an dem Haus ist gar nichts. 's ist eine alte Hütten; schade um die Schuh'. Jetzt wohnt der Alte, der Vater vom Gabriel, wieder drin. Laßt sich nicht wegbringen von der Hütten. Dieser Weg hat in einer halben Stunde rechts einen Fußsteig seitlings bergan, und der Fußsteig geht beim Heidehaus vorbei."

Hierauf gingen sie der Weisung gemäß weiter. Sie kamen in ein waldschattiges Tal hinab.

Da rauschte ein Bach unter Wildgefälle und zwischen braunem Gestein. Kleine Wiesen und Äcker lagen oder lehnten an den Hängen. Hie und da stand unter Schutztannen halb versteckt eine Hütte aus Holz, ein Ziegenstall dabei, ein Krautgärtlein daneben. Und weit oben, wo das Tal zur freien Höhung ansteigt, von einer trotzigen Fichtengruppe bewacht, fanden unsere Wanderer endlich ihr Ziel.

„Hätten wir doch einen Maler bei uns!" rief Ferdinand, als er das Haus sah. Und in der Tat, es schaute malerisch aus. Eine morsche Wand, ein Bretterdach, von dem die knochenbleichen Latten und Balken niederhingen. Die Fenster waren teils mit Holzgitter verwahrt, die Türpfosten waren in die Schiefe gesunken, so daß sich die Tür nicht mehr in den Falz fügen wollte und dem Winde zum Spiel knarrend auf und zu schlug. Vor dem Antrittsteine wuchs das Gras, an der Wand hin wuchs das Brennkraut und die Untermauerung des hölzernen Baues bröckelte dazwischen hervor. Ein Heer

von Schwalben umkreiste hell zwitschernd das alte, hinsterbende Haus.

Anna stand da wie ein Bäumchen. Mit Scheu und Verehrung blickte sie, die aus einem Stadthause kam, diesen Bau an. Hier also war der Waldsing geboren! Und in der Gegend nichts als Wald und etliche arme verkommene Menschen. — Wieso hat es sich zugetragen?

Im Neste des Waldsing.

Zögernd traten sie endlich in das Haus. Im finsteren Flur flatterten erschreckte Hühner auf. Nebenan in einem räucherigen Gelaß prasselte ein Herdfeuer, und neben diesem stand eine Tür angelweit offen, die in ein Stübchen führte. Die Wohnung war von innen besser, als sie von außen versprach; sie war reinlich und bequem und nach bäuerlicher Weise eingerichtet.

Die Eintretenden wußten nicht, wohin sich wenden, und Anna zitterte vor Angst. Im ganzen Hause war kein Mensch zu sehen und das Herdfeuer brannte wie für sich allein.

Nach langem Herumspähen in der Hütte fand Ferdinand endlich im nebenan stehenden Ställchen auf dem einfüßigen Melkstuhl einen weißhaarigen Greis sitzen, der just eine Ziege molk und laut mit derselben schwätzte. Der Greis ließ sich von den Fremden, die ihn sehr höflich gegrüßt hatten, nicht irremachen und setzte dem Tiere zu, so lange noch ein Tropfen zu bekommen war. Dann stand er auf und hastete gebeugt der Küche zu, um die Milch sofort zu kochen.

Hatte er vorhin mit der Ziege gesprochen, so sprach er jetzt mit dem Feuer und den Töpfen, sie stets gütlich an ihre Dienstbarkeit erinnernd und zu ihren herkömmlichen Leistungen ermunternd.

Dieses gemütliche Wesen des Bäuerleins flößte dem Mädchen Mut ein, und es bat leise um einen Schluck von der frischgemolkenen Milch.

„O, halt ja!“ sagte der Heidepeter — er war's — mit heiterer Stimme, goß die Milch in eine Tonschüssel und schnitt Schwarzbrot dazu; dann bedeckte er den kleinen Tisch mit einem blauen Tuche, und nun mußten sie essen. Anna wußte den Holzlöffel nicht recht zu handhaben, doch sprach sie der Gabe Gottes — wie der Greis seine schlichte Spende bezeichnete — wohlgemut zu.

Ferdinand zwinkerte mit den Augen und tat eine Weinflasche aus dem Ledersack, desgleichen einen Schinken und lud zum Essen und Trinken ein.

Der Heidepeter nippte gar schämig, doch wurden seine Wangen von den ungewohnten Tropfen beizeiten rot.

Ferdinand befragte ihn nun nach seinen Verhältnissen.

Der Peter lächelte und sagte:

„So gut wie heut' geht's mir freilich nicht alle Tage. Aber beklagen will ich mich auch nicht. In meinen jungen Jahren, da ist alles passabel gewesen, kein Pfennig Schulden ist gelegen auf meinem Haus und Grund. Nachher sind halt die bösen Zeiten gekommen; schlechte Jahre, Krankheiten und wie die Boten schon alle heißen, die einem der lieb' Herrgott schickt. So geht's. Aber jetzt schon besser! — Eine Tochter

hab' ich, die ist in der Nachbarschaft verheiratet. Nachher hab' ich noch einen Sohn — der ist gar nicht daheim."

Der Bauer schwieg und tat einen lose gewordenen Schuhriemen knüpfen.

„Doch nicht bei den Soldaten?" fragte Ferdinand absichtlich.

„Beileib' nicht, beileib' nicht, "antwortete der Heidepeter ohne aufzublicken, „aber nicht viel besser." — Und nach einer Weile sah er seine Gäste an und sagte: „Wie's mit dem ist, das kunnt ich deutsch nicht erzählen; ich weiß es selber nicht. — Die Leut' reden viel über den Buben — viel reden sie über ihn; ich kenn' mich hell nicht aus. — Mir meint er's gut, sucht mich oft heim. Steigt wolter gern herum in der Einöd, noch immer. Tät er sonst aber 'leicht gar nicht auf rechten Wegen sein, so wollt' ich fleißig für ihn beten."

„Wo lebt er denn, Euer Sohn, und was ist er denn geworden?" fragte Ferdinand, während das Mädchen kaum zu atmen wagte.

„Was er worden ist? Ja, wenn ich das kunnt sagen — lang' nicht so oft müßt ich mich auslachen lassen. 's ist frei eine Schand', wenn der Alte nicht weiß, was sein Junger für ein Handwerk treibt. Gesagt hat er mir's oft, aber unsereiner kann sich das Zeug nicht auseinanderklauben. So Liedler hat er auch ausstudiert. Wenn er sich nur nicht versündigt, fürcht' ich alleweil, wo er da seine närrischen Gsangeln drucken laßt, wie das Evangeli und das heilige Meßbuch gedruckt ist, und wenn er seine weltlichen, 'leicht vorwitzigen Liedeln singen tut, als wären sie Kirchfahrtsgesänge. — Will

mir halt nicht gefallen das! Wenn er sich nur nicht versündigt, mein Bub'!"

Das Mädchen hatte bei diesen Worten des Alten beharrlich das Haupt geschüttelt: Das Versündigen auf diese Weise fürchte sie nachgerade gar nicht.

„Wisset was, Vater Stammer?" rief jetzt Ferdinand, „Euer Sohn, der ist schon recht, und die Leute haben ihn gern."

Und Anna bestätigte den Ausspruch durch ein sanftes Neigen ihres Hauptes.

„Wohl?" lächelte der Heidepeter, „wenn's aber nicht wär', ich wollt' keine Schuld haben — hab' ihn oft ermahnt. — Schon als Halterbübel hat er mit dem Zeug angefangen. Mein Weib, das hat so schön singen können —." Der Alte bückte sich wieder, um an seinen wuchtigen Schuhen zu riemen. „Die Weisen (Arien) hat sie all von ihrer Mutter her noch gewußt, aber 's Lied (den Text) hat sie bisweilen deutsch vergessen gehabt. Ist euch nicht der Gabriel da und hat zu den alten Weisen neue Lieder gemacht? Wir haben uns hell verwundert; lauter Muttergotteslieder sind es gewesen und fromm dabei, daß einem das Wasser in die Augen gekommen ist und sein alter Schulmeister gesagt hat: Hätten wir's Geld, der Bub' müßt was studieren."

„Und Ihr habt ihn ermahnt?" fragte der alte Ferdinand.

„Deswegen nicht," antwortete der Weißkopf. „Na, wie halt der Bub' größer wird, ist er mir liederlich worden, heißt das, mit seiner Dichterei; da hat er — wollt' die Jungfrau nicht so gut sein und in die Lauben

hinaus schauen gehen, mich däucht, 's ist die Geiß beim Mehlsack."

Anna stand auf, blickte von einem Alten auf den anderen und wußte nicht, was sie tun sollte.

„Bleib' nur da," sagte Ferdinand, die Sache durchschauend, „es wird nichts Ungebührliches sein, was der Vater Stammer erzählt!"

„Weiß es nicht!" sagte dieser kleinlaut. „Nicht lang', so hat der Junge lauter Vierzeilige gedichtet; aus den Liebfrauenliedern sind Liebsg'sangeln worden, kecke; und die hat ihm das junge Volk nachgesungen, zuerst glaube ich, in der Stadt drin, und jetzt auch schon im Hinterwald, in Karnstein, auf dem Seeboden bei den Sennhütten, in den Schroffen, überall, hör' ich, täten sie die nichtsnutzigen G'sangeln von meinem Buben singen."

„Nichtsnutzig? Nein," sagte Ferdinand, „die Lieder sind gedruckt worden."

„Das ist ja noch das Schlechteste," versetzte der Heidepeter, „daß sich auch die hohen Herren um so was annehmen. Wird mir der Bub' vorzeit mit Herrenleuten bekannt, und so weit ist's gekommen, daß er ganz fort ist von Heim, daß er in die Stadt studieren gegangen und nur zur Sommerszeit im Gebirg' herumstreift — weil er's doch nicht vergessen kann. Ja, hab' ich gesagt, studiert er, so wird er wohl gescheiter werden. Jetzt treibt er's erst recht."

So der Weißkopf, und inzwischen hatte er mehrmals mißtrauisch auf den Schinken gelugt, der ein wenig aus dem Papier hervorguckte. Als jetzt der Graue anhub, mit kühnen Schnitten Stücke davon loszutrennen und auch den Peter dazu einlud, sprang dieser auf und sprach:

„So! Jetzt weiß ich's, wie's mit meinem Sohn steht; lutherische Leut' haben ihn gelobt. — Geht mir weg!" rief er aufgeregt, „ihr seit lutherische Leut'! Heut' Fleisch essen, heut' am heiligen Freitag!"

Da blickten sich die beiden Reisenden verblüfft an. Dem Mädchen war, als müsse es vor dem Erzürnten auf die Knie fallen.

Ferdinand der Graue aber verlor die Fassung nicht. — „Freitag!" rief er, „köpfen will ich mich lassen, wenn heut' Freitag ist! — Und es wär'? 's wär' richtig? — — Du elendiglicher Knochen! Deinetweg das Gebot zu übertreten!" Er faßte den Schinken und machte Miene, ihn zur Tür hinauszuschleudern. „Nein," sagte er dann gelassener, „du guter Brocken kannst nichts dafür, der Freitag ist daran schuld, zum Sonntag kommst du aber dran, verlaß' dich drauf."

Er schob den „guten Brocken" in die Ledertasche und trank Wein.

Und der Peter war durch die so sichtbar zutage getretene Selbstentrüstung besänftigt und beruhigt und trachtete nun, seinen Gästen durch einen Eierkuchen Entschädigung zu bieten.

Ferdinand mahnte zum Aufbruch. Anna wäre lieber noch ein wenig sitzen geblieben und hätte für ihr Leben gern gefragt, was der Herr Sohn, wenn er daheim sei, denn treibe, wo er herumgehe und mit wem, auf welchem Platze er am liebsten sitze, ob er auch etwas esse usw. — Sie brachte dazu aber den Mund nicht auf. Sie blickte in der Stube umher und suchte in Gedanken jeden kleinen Gegenstand mit dem Sänger und seinen Liedern in Verbindung zu bringen.

Etliche Strohhalme aus dem Bettschaub wollte sie zupfen zum Andenken an dieses Haus. Vielleicht hatte Gabriel Stammer diese Halme selbst geschnitten auf dem Felde, er soll ja gern noch manchmal den Pflug und die Sichel führen; vielleicht hatte er sogar einmal auf diesem Schaub geruht.

Doch sollte das schwärmerische Kind zu was Besserem kommen. Auf einem Wandnagel hinter dem Ofen hing ein alter halbverwitterter Hut mit grünem, verschlissenem Bande, schwer und breitkrempig und mit schwammigem Filze. Im Bande stak noch eine kecke Hahnenfeder und ein borstiger Gemsbart.

„Welcher Waldteufel hat denn das getragen?" fragte Ferdinand, mit der Stockspitze den Filz betupfend.

„Der da," sagte der Peter, „der gehört meinem Sohn — heißt das, jetzt tragt er ihn nimmer viel, es sind schon die Schaben dran und man muß ihn wegwerfen." Er schickte sich an, dieses Vorhaben sofort auszuführen.

„Je, Vetter!" sagte der Graue, der ein Zupfen seiner Genossin am Rockschoß wohl wahrnahm, „wenn Ihr das Kleidungsstück wegwerft, so hebe ich es wieder auf und Ihr geht leer aus. Ich gebe Euch daher den guten Rat: Verkauft mir den Hut!"

„So, so," antwortete der Heidepeter darauf, „Ihr seid so einer, der alte Kleider zusammenkauft. Nu, wartet ein wenig, 'leicht finde ich noch mehr solche Sachen."

Hellauf lachte Ferdinand. Es lag ihm wohl daran, die Mutmaßung des Bauers zu zerstreuen, doch erstand er den Hut und setzte denselben scherzend Annen auf das Köpfchen.

Als das Mädchen nun aus diesem Hause wieder davongehen sollte, war es in einer großen Bedrängnis. Endlich wagte es etwas. Ganz in die Nähe zum alten Vater stand es, drückte warmherzig dessen Hand und mit errötendem Antlitze preßte es in dieselbe ein Papierschächtelchen: „Zu einem ganz, ganz kleinen Angedenken."

Der Alte meinte, es wäre gewiß ein Heiligenbildel drin und bedankte sich gar schön.

Als aber die Fremden fort waren und er das Schächtelchen öffnete, fand er in demselben, auf schneeweiße Baumwolle gebettet, drei funkelnde Kreuzer, wovon jeder genau so aussah, wie der Dukaten, den vor Wochen erst ein Kohlenmann mit in die Einöde gebracht und unter den Waldleuten herumgezeigt hatte.

Der Alte schlug die Hände zusammen: „Drei Dukaten für eine Schale Milch! Wer sind diese Leut' gewesen?"

Das Blümchen wollt' er entfalten.

Als unsere beiden Reisenden das alte Heidehaus verließen, huben schon die Schatten der Bäume und der Berge zu wachsen an.

Der graue Ferdinand war ein wenig hinkend geworden, jedoch trillerte er allerlei Waldliederfragmente und war guter Dinge. Auch gab er sich mit der goldkronigen Arnika und mit dem wilden Wegerich ab; er rieb sich mit diesen Kräutern die Glieder — das sei gut gegen das Alter.

Anna ging still hinter dem Alten her und blickte zu Boden. Das zierliche Strohhütchen hatte sie mittelst

seines blauen Bandes an den Arm gestreift; auf dem Haupte, über den weichen, stets gelösten Locken, trug sie den schweren, häßlichen Hut aus dem Waldhause. Er drückte sie, er ängstigte sie schier, aber sie wollte ihn nicht lassen. Das war ja des Lieblingssängers Hut, ein ehrwürdiger, aber auch ein unheimlicher Hut.

Das Mädchen war nicht ganz so heiter als am Vormittag. Der Wunsch war jetzt erfüllt, sie hatte die Einödwälder und Gabriel Stammers Geburtshaus gesehen; ja noch mehr, sie trug von der ihr so merkwürdigen Stätte Reliquien mit sich. Und dennoch hatte Anna das Gefühl der Befriedigung nicht in ihrem Herzen.

Am Bache dahinschreitend, sah sie zuweilen ein rotgesterntes Forellchen im braunklaren Wasser schwimmen. Sie erschrak vor dem sausenden Fluge der buntfarbigen Libellen; sie ergötzte sich an den flinken Bachstelzen, die über das schimmernde Weidegebüsch schwirrten, aber sie konnte nicht mehr recht in die helle Lustigkeit kommen, die sie sich vorgenommen hatte, auf ihrer Gebirgsreise zu hegen. Morgen soll sie ja schon wieder in das schwüle, staubige Gewirre der Stadt hinein, und der Traum von den schönen Einödwäldern war vorbei.

Die Meisen und Goldhähnchen hatten freilich lustig hüpfen in dem dämmerigen Astgeflechte des Waldes; das Drößchen sang auf dem höchsten Zweig der Wipfel — sie alle konnten ja in den Wäldern verbleiben.

„Ferdinand,“ sagte Anna plötzlich, „hast du es bemerkt, wie der alte Vater Stammer seine Schuhe zugeriemt hat, wenn von seinem Weibe die Rede war? Ich habe es gewahrt, daß die Riemen gar nicht lose gewesen sind; er hat sich nur gebückt, um uns seine Augen zu ver-

bergen. Die lieben Leute müssen sich wohl sehr gern gehabt haben!"

„Je nun," sagte der Graue, „eine bessere Ehe mag's schon gewesen sein, als die des Grafen Franggi, der vor einigen Tagen in den Zeitungen bekannt machen ließ, daß seine kleine Gemahlin, die auf den Ruf Maribella höre, sich verlaufen oder verfahren habe, und daß der redliche Finder gebeten werde, dieselbe gefälligst als Belohnung für sich zu behalten —"

Das Mädchen hielt dem Begleiter rasch die flache Hand vor den Mund: „Ich bitte dich, verdirb mir mit so Reden den Wald nicht . . ."

Ferdinand schwieg denn. Ein Weib war am Wege beschäftigt, wucherndes Erlengebüsche abzuhauen.

„Muhme, wollt Ihr uns Geleitschaft geben nach Karnstein?" redete sie der Alte, um etwas zu sagen, freundlich an.

„Hab' nicht die Zeit," war ihre Antwort. „Wenn die Herrenleut' aber einen Kameraden haben wollen, just vor ein Fingerlang ist — glaub', er wird's gewesen sein — der Förster des Weges gegangen. Kann nicht mehr als drei Büchsenschuß voraus sein."

„Na, den Mann werden wir einholen. Guten Tag, Muhme!" Sie schritten fürbaß.

Sie gingen eine lange Strecke durch Schatten, zuweilen ein goldiges Sonnenbändchen überschreitend, das quer über dem Wege lag.

Der Wanderer versteht die Zeichen nicht zu lesen, die in weihevollen Stunden seinen Pfad umgaukeln, arglos schreitet er der Erfüllung entgegen.

Sie kamen auf einen kleinen, von sehr hohen Tannen

und Lärchen umstandenen Anger. Auf dem Grase stand das Maßlieb mit seinen schneeweißen und rosenroten Blättchen. Grüngliedrige Heupferdlein schnellten keck darüber hin, an den Baumkronen schwamm ein weißer Schmetterling, wie die losgelöste Blüte eines Schlehdornes.

Am Rande dieses Angers — über welchen die durch das Gestämme funkelnde Sonne einige Strahlenlinien goß — weilte eine Mannesgestalt. Sie kauerte auf dem schattigen Grunde und bewegte sich kaum. Der so Ruhende war auf das rechte Knie niedergelassen, stützte seinen vorgebeugten Oberkörper auf den linken Fuß und hatte sein Gesicht zur Erde gekehrt. — Unsere Wanderer mußten ganz nahe an ihm vorüber und konnten ihn wohl beobachten. Er war in dunkelgrauer Kleidung, die Lodenjacke war mit grünem Tuch besäumt. Ein Bergstock und ein Alpenhut lagen im Grase. Die braunen Locken des Mannes waren wirr und dicht; das jugendliche Antlitz war etwas gebräunt und im Augenblicke gerötet; auch war es durch ein leichtes Bärtchen beschattet. Dem schier mattgetragenen Anzuge nach hätte man die Erscheinung wohl für einen Holzschläger oder Hirtenburschen halten mögen, jedoch der feinere Wollkragen am Hals deutete mindestens auf einen Förster oder dergleichen hin.

Er bemerkte die beiden Wanderer, die leise den Moosweg herankamen, nicht; er war in ein sonderbares Geschäft vertieft. Aus dem Grase wuchs ein verspätetes Veilchen hervor, das seinen zarten Kelch noch nicht geöffnet hatte. „Dir ist ja kühl im Walde," flüsterte der junge Mann wie scherzend dem Blümchen zu, „die Sonne sucht dich nicht und findet dich nicht. Halte einmal,

vielleicht geht es so.“ Und er beugte sich über das Pflänzchen und suchte mit der Wärme seines Atemhauches den Kelch des Veilchens zur Entfaltung zu bringen. Schon däuchte ihm, das Knöspchen wolle sich zu lösen beginnen, da hörte er die Schritte.

Er erhob sich und stand vor dem grauen Alten und vor dem jungen Mädchen mit dem häßlichen Hut. Der Alte neigte lächelnd seinen Kopf zum Gruße; das Mädchen tat sein großes helles Auge gegen ihn auf — dann wollte es an ihm vorübergehen.

„Gar nicht ein bißchen müde?“ sagte der junge Mann.

Da meinte Ferdinand in seiner Leutseligkeit, sie könnten sich ja wohl ein wenig auf das Gras niederlassen. Er tat es und reckte bald alle Viere von sich. Anna blieb stehen und blickte einer Ameise zu, die — gewiß den seltsamsten Weg ihres Lebens — über der Städterin weiches Samtschühlein lief.

„Mein Fräulein!“ sagte der junge Mann, sich artig verbeugend, „am Ende haben Sie mich belauscht, als ich vorhin den Frühling spielte; dieses herzige Blümel wollte ich entfalten“ — er pflückte das Veilchen — „aber ich merke wohl, ich bin nicht zum Schöpfer geboren. Vielleicht behagt es der kleinen Blume bei Ihnen besser, wenn sie angenommen würde?“

Er hielt ihr zierlich mit zwei Fingern das Pflänzchen hin. Sie wollte nach demselben greifen, aber ihre Hand und ihre Augenlider sanken.

„Ich bitte!“ versetzte der Fremde kühn, „oder denken Sie, für Blumen gehöre ein Körbchen?“

Anna nahm das Veilchen.

Ferdinand war davon so überrascht, daß er wie eine Bildsäule dastand.

Dieser kecke Bursche da mit seiner sonderbaren Anrede! Und dieses sonst so spröde Mädchen!

„Ich habe gemeint, Sie wären ein Jägersmann oder dergleichen,“ sprach er mit unverhohlener Neugierde, „aber Sie tun mir viel zu viel mit Blumen um.“

„Warum just ein Jägersmann? Sehe ich denn so mörderisch aus?“ lachte der andere, „fiele es Ihnen nicht gescheiter ein, daß ich ein Waldgärtner wäre, der die Wesen lieber belebe, als sie töte?“

„Der Herr Förster also!“ sagte der Graue und rückte mit Respekt sein Hütchen.

Der Förster denn wendete sich wieder zum Mädchen: „Es scheint zwar, als treibe die zarte Touristin sich noch nicht lange in den Wildnissen um, und doch macht sie schon die Waldmode mit.“

Er deutete auf den alten Wetterhut.

Jetzt hatte Anna Mut bekommen. — Der will sich lustig machen über den Hut?

„Sie mögen vielleicht keinen solchen Hut haben, Herr Förster,“ sagte sie, dem Manne ins Gesicht blickend, „das ist der Hut des . . .“ Sie sprach's nicht aus.

„Haben ihn auch auf redlichem Wege erworben,“ warf Ferdinand halb scherzend ein, „wir sind eigens von der Stadt gekommen und haben das Heidehaus besucht, wo der Sänger von den — den —

„Waldliedern,“ ergänzte Anna.

„Geboren worden ist —“ schloß der Alte.

Sie machten sich wieder auf den Weg. Der Waldgärtner bat mit leichter Höflichkeit, sich anschließen zu

dürfen. Er schritt neben dem Mädchen her. Sein Benehmen war offen, heiter und unbefangen, und bald waren sie zusammen durch ein fröhliches Gespräch verwebt.

„Sie wären wirklich des alten Heidehauses wegen den weiten Weg von der Hauptstadt in die Einöde gekommen?" fragte der Förster. — „Ja," sagte das Mädchen.

„Sie sind wohl die einzigen zwei, die auf solchen Einfall kamen. Sind Sie mit Ihrer Berg- und Waldfahrt auch zufrieden?"

„O, sehr zufrieden," antwortete Anna, „nur habe ich nach allem, was ich über die Einödwälder gelesen, mir diese Gegend anders vorgestellt."

„Haben Sie denn so vieles über diesen Wald gelesen?"

„Sie kennen gewiß alles, Herr Förster, was Gabriel Stammer darüber geschrieben hat; Sie singen doch auch seine Waldlieder?"

„Die Sachen sind mir nicht unbekannt," versetzte der junge Mann, „doch, mein Fräulein, wer im Walde lebt, wie ich, und seinem verborgensten Weben und Walten zu lauschen Gelegenheit hat, und wer seine Lieblichkeiten, seine Gewalt, seine Schrecknisse im Laufe der Jahreszeiten erfährt, den können die Waldlieder nicht befriedigen. In den Liedern kommen doch nur Stimmungen des Poeten mittelbar zum Ausdruck; ich ziehe es vor, mir die Stimmung und Schönheit gleich aus erster Hand der Natur zu holen."

Gelassen sagte Ferdinand: „'s ist die alte Geschichte. Der Prophet wird in seinem Vaterlande nicht geachtet."

Anna fühlte sich seltsam verletzt, daß der Förster ihre

Begeisterung für den Lieblingssänger nicht teilte. Es war ihr das vielleicht oft schon geschehen, aber gerade heute tat es ihr weh. — Eine Weile ging sie schweigend neben den beiden Männern her. Da tat der junge Förster die Frage: „Mein Fräulein, Sie scheinen von Stammers Liederbüchlein eine gute Meinung zu haben?“

Das Mädchen zögerte mit der Antwort.

„Es ist ihr Gebetbuch,“ beschied Ferdinand.

„Warum nicht?“ sagte Anna, „Stammers Lieder haben mich oft genug erbaut, haben mich gelehrt, die Natur und die Natürlichkeit zu lieben.“

„In diesem Falle hätten Sie dem Verfasser allerdings ein großes Gut zu verdanken,“ sprach der Förster, „doch — vergeben Sie mir — Fräulein — ein natürlich geartetes Wesen wäre auch ohne Waldlieder der lieben Natur treu geblieben.“

„Auf dem Lande, denke ich, wäre das keine Kunst,“ meinte Anna, „allein in der Stadt und in Kreisen, in welchen man leben muß, ist vieles nicht echt.“

„Ei, nein!“ versetzte der Förster höflich.

„Und doch,“ sagte sie, „nicht aber, als wären es die Kreise der vornehmen Welt. Mein Vater ist Kaufmann —“

Ferdinand hob bei diesen Worten seine wagrecht gehaltene Hand hoch über das Haupt empor, als wollte er sagen: Und was für einer!

„Mein Vater ist Kaufmann,“ fuhr das Mädchen in seiner treuherzigen Offenheit fort. „Ich bin nicht viel in die ländliche Natur gekommen; ich mußte lernen. Habe aber meinen Lehrern niemals viel Vergnügen gemacht — gelt, Ferdinand?“

„Warte, so will ich dich aber recht verschwärzen!" sagte der Alte. „Anstatt fleißig Französisch zu lernen, las sie die Dichter; wenn sie am Klavier sitzen sollte, spielte sie auf der Zither Volkslieder, Kirchenlieder. Sollte sie hübsch die Tanzschule besuchen, so lief sie in den Waisenhausgarten und gab sich mit den Kindern ab. Ihre Freude waren die Trauerspiele im Theater und die Kirche mit der Orgel und den Gesängen. — Eine schöne Aufführung das für ein junges Mädchen!" Man merkte es aus Ton und Miene des Alten nur zu gut, wie sehr er im Innersten mit den Neigungen seines Schützlings einverstanden war.

„Ich kann nichts dafür," sagte Anna leise, „es hat mir oft weh' getan, wenn ich hören mußte, ich wäre anders, als Mädchen meines Alters sein sollten."

Plötzlich erschrak sie jetzt; sie nahm wahr, daß ihr linker Arm in dem des Försters ruhte. Der Weg war uneben und steinig, und so hatte sich der junge Mann stillschweigend als Stütze erboten. Anna wurde befangen, wagte es aber nicht, ihre Hand von der des Försters loszumachen.

„Sie sollten mir noch ein wenig von sich erzählen," bat er in weichem Tone.

„O, sie weiß schöne Geschichten! Etwa die vom Kloster!" — rief der Graue boshaft dazwischen.

„Vom Kloster?" fragte der Förster, „Sie waren doch nicht schon im Kloster, mein Fräulein?"

„Ich wollte aber hinein!" antwortete Anna ernsthaft. „Meine Eltern hätten mich kaum davon abzuhalten vermocht. Ich ginge vielleicht heute nicht durch diesen grünen

Wald, sondern wäre eine graue Schwester, hätte mich Gabriel Stammer nicht davon abgehalten."

„Wie?" fragte der Förster.

„Seine Waldlieder sind mir in die Hand gekommen. O Gott, ich habe sie wieder und immer wieder gelesen, und da habe ich eine neue Welt gefunden. Liebe und Leben in der Natur, und einfache Sitten, Redlichkeit und Herzenstreue, und frohen Genuß eines mutfrischen Lebens — das alles sieht man und kommt einem ins Herz, wenn man die Waldlieder liest. — Meine Eltern sind auch so und waren dem Sänger dankbar, der mich bekehrt hatte. Ja, sie freuten sich selbst an den Dichtungen. Wir wollten den Verfasser sogar einmal in unser Haus laden, doch man sagt, er gehe in keine Gesellschaft. Er soll zwar viel in der Stadt leben, aber ich habe noch nicht das Glück gehabt, ihn zu sehen."

Der Graue war etwas zurückgeblieben, um sich einen Weißbirkenstock zu schneiden. Die beiden gingen allein des Weges.

Der Förster hatte auf die obigen Worte keine Bemerkung gehabt. Er machte nur seine grünlich-grauen Augen weit auf und blickte das Mädchen an. Da sah er, daß das junge Veilchen, welches an einem Henkelchen ihres Busenkleides stak, Miene machte, sich zu entfalten. Er sagte nichts; sie gingen Arm in Arm still nebeneinander hin.

Einmal bückte sich das Mädchen, um einen schimmernden Reifen vom Boden aufzuheben. Der Förster hielt sie mit kräftigem Arm zurück, da war der Reifen schon lebendig geworden und glitt schlängelnd und züngelnd ins Gebüsch.

„Sie sehen, mein Fräulein,“ sagte der Waldhüter, „auch die Einödwälder sind nicht ganz so harmlos, als sie etwa aussehen mögen. Es gibt nicht allein gemütliche Singdrosseln in ihnen, sondern auch giftige Kupfernattern.“

Da schmiegte sich das Mädchen wie ein geängstigtes Kind schier ein wenig inniger an des Begleiters Arm. — An dem roten Kreuze waren sie längst vorüber. Der Graue trottete mehrere hundert Schritte hinter ihnen her und schnitt mit seinem Taschenmesser die Zweige von dem silberweißen Stab der Birke, den er sich als Andenken an die Einödwälder mit nach Hause nehmen wollte.

„Und wie kommt es denn, Fräulein Mildau,“ fragte der Förster, der mittlerweile auch ihren Namen erfahren hatte, „daß Sie mit diesem alten Herrn allein reisen?“

„Weil er ein Mensch ist, der Geduld hat,“ sagte Anna. „Er hat mich als kleines Kind auf den Händen getragen. Wir zwei verstehen uns, ich habe ihn lieb. Er ist der Jugendfreund meines Vaters und lebt seit vielen Jahren in unserem Hause. Mein Vater oder meine Mutter konnten mich nicht begleiten; mein einziger Bruder ist zurzeit in London. Sonst habe ich keine Geschwister, und so ist der Ferdinand mit mir gegangen.“

„War Ihr Herr Vater mit der Partie in die Einödwälder gern einverstanden?“

„O,“ sagte das Mädchen heiter, „jetzt hätte er's wohl gern hintertrieben, aber ich habe ihn beim Wort genommen, das er mir schon vor fünf Monaten gegeben hat. — Jetzt möchte ich aber doch einmal sehen, ob da oben keine Erdbeeren wachsen?“

Schon war sie im Gehege. Sie wollte nämlich auf Ferdinand warten, fand aber wirklich Erdbeeren.

Ferdinand kam heran und schritt mit dem Förster langsam weiter.

„Ich wundere mich immer noch über Ihre Partie in dieser Gegend," sagte letzterer.

„Ich auch," antwortete Ferdinand, „'s ist eben eine Grille von meinem gnädigen Fräulein. Sie glauben es nicht, was in ihm steckt. Hören Sie nur: Im Karneval des vergangenen Winters wollte Herr Mildau seinem Töchterlein zu Ehren einen Hausball geben. Derlei liebe sie nicht, sagte die Kleine und dankte. Hierauf ist ihr die Wahl freigestellt worden, ob sie als Ersatz für das Ballfest eine Jahresloge im Theater haben möchte, oder ob sie eine Reise machen wolle, oder irgend etwas anderes wünsche. Da ist sie nun mit ihrem Herzenswunsche herausgerückt: ins Gebirge, wo die Lieder entstanden, in die Einödwälder möchte sie gern gehen, wenn der Sommer käme. Herr Mildau hat über die schlechte Wahl gelacht und den Wunsch dem Töchterlein gewährt. So sind wir gekommen, die Heimat von diesen vertrackten Waldliedern zu sehen. — Aufrichtig gesagt, der törichten Verse wegen hätte ich meine alten Füße nicht mehr strapaziert; aber der kleinen Fee kann man nichts abschlagen. Und heute geht ihr das Herz über. Ich erkenne sie kaum wieder."

Die letzten Worte mußten schon leise gesprochen werden, da das Mädchen bereits heraneilte. Es hatte eine schlingelnde Efeuranke in der Hand.

„Welcher von uns wird bekränzt?" scherzte der Förster.

„Das kommt auf das Grab seiner Mutter," sagte

Anna, gegen den Alten gewendet. Dann zum Waldmann: „Sie haben die Frau gewiß recht gut gekannt — Stammers Mutter, die im vergangenen Sommer verstorben ist?"

„Wohl — ich hab' sie gekannt," antwortete der Förster.

„Das muß eine brave Frau gewesen sein. Ich kann ihr nicht danken für die Freuden, die ihr Sohn mir bereitet hat, so will ich ihr Grab bekränzen."

Der Förster schwieg. Er führte das Mädchen, an dem sich Sinnigkeit und Einfalt in so eigener Weise paarte, wieder am Arm, schritt nun aber selber fast unsicher dahin und sagte lange kein Wort.

Als sie zur Quelle kamen, bei welcher am Vormittag gefrühstückt worden war, setzten sie sich auf das moosumwobene Gestein, und Ferdinand hatte Durst. Es war aber kein Becher da, um Wasser zu schöpfen.

„Wenn Sie nach der Wäldler Sitte trinken wollen," sprach der Förster zum Alten, „so ersuchen Sie das Fräulein um den vornehmen Hut." — Er nahm ihr sanft den alten Filz vom Haupte, bog die breite Krempe desselben zu einer Rinne, ließ darauf das Wasser rieseln und hub nun das seltsame Gefäß dem Alten an den Mund. „Ja, so trinken wir im Walde."

Aus solchem Becher gelüstete es auch dem Mädchen zu trinken. Es tat einen langen Zug und hat dabei vielleicht des Mannes gedacht, dessen Haupt von diesem Hut beschirmt worden war. Sie trank ihm insgeheim Gesundheit zu und ein langes, glückseliges Leben . . .

Dann gingen sie wieder und redeten über vielerlei Dinge. Der Förster erklärte die Pflanzen und Tiere,

die Täler und Berge, die sie sahen. Ohne jegliche Ziererei führten sie die Gespräche, wie alte vertraute Bekannte.

Als sie zur Lichtung kamen, wo man in das schöne, breite Tal hinaussah, blaute in diesem schon der Schatten, und nur auf den Kuppen der Berge leuchtete der rote Sonnenschein, anders rot als am Morgen, und auch an ganz anderen Gipfeln. Die feierliche Stimmung des Abends lag über der Gegend.

Und als unsere Wanderer zur Stelle kamen, wo der Fußsteig gegen die Wiesen hinaus abbog, und wo auch andere Wege nach verschiedenen Richtungen hin abzweigten, blieb der Förster plötzlich stehen.

„Mein Fräulein! mein Herr!" sagte er, „da Sie nach Karnstein hinaus wollen, so müssen wir uns hier trennen."

„Ach schade!" versetzte der Graue, „wir hätten gemütlich weiter geschwatzt. Wir haben eine freundliche Bekanntschaft gemacht."

Anna Mildau sagte leise: „Der Rückweg war kurz."

„Halten Sie einem ungeschlachten Wäldler manches zugute," sprach der junge Mann, „und lassen Sie sich die Einödwälder nicht verdrießen!"

„Kommen Sie einmal in die Stadt, Herr Förster, so besuchen Sie uns," lud Ferdinand ein.

Der Förster blickte fragend in die großen Augen des Mädchens.

„Ich würde sogar nicht leer kommen," sagte er schalkhaft; „wenn ich auch nicht ganz der begeisterte Verehrer des Sängers der Waldlieder bin, wie eine einzige seiner anmutsvollen Leserinnen, so bin ich doch gut

Freund mit dem Landsmann Gabriel Stammer, und ich besuche ihn jedesmal, so oft ich in die Stadt komme. Und da wir drei nun auch Bekannte geworden sind — so könnte ich den Mann ja wohl in Ihr Haus mitbringen?"

„Ich bitte Sie, nein!" rief Anna erschrocken, „ich fürchte mich vor ihm und brächte kein Wort hervor, und — und er ginge Ihnen auch nicht mit. Er ist gewiß nicht wie andere Menschen."

„Dann ist es besser, Fräulein Mildau, ich führe ihn nicht bei Ihnen auf," sagte der Förster, „Sie könnten enttäuscht sein; es ist unangenehm, wenn ein schönes Ideal zum Staube der Gewöhnlichkeit herabsinkt. Stammer ist, wie andere Menschen auch sind. Ich kenne ihn von Jugend auf, ich habe nie etwas gegen ihn gehabt, aber das mögen Sie mir glauben, er hat Vorzüge und Schwächen, wie sie an anderen Leuten eben auch zu finden sind, und nur so müssen Sie sich ihn denken, wenn Ihnen an der Wirklichkeit dieses Poeten gelegen ist. — Und nun leben Sie recht, recht wohl!"

Mit beiden Händen hatte er des Mädchens Rechte gedrückt. Dann war er, ohne noch einmal umzusehen, seitab über die Wiesen gegangen.

Anna war noch ein Weilchen stillgestanden und hatte dem Dahinschreitenden nachgeblickt. Ferdinand mußte sie am Kleide zupfen. — Gar schweigsam schritt sie neben dem treuen Begleiter hin über die Au, deren Gräser schon abendlich feucht wurden. — — Wie ist das nun so seltsam gewesen? Ein weltfremder Mensch tritt er heran, ein weltfremder Mensch geht er wieder seiner Wege; und sie, die sonst so schüchterne, so schweigsame,

ist an seiner Seite gegangen, hat mit ihm treuherzig geplaudert.

Was haben ihr die Einödwälder für einen Streich gespielt! Sie fragte den alten Gefährten: „Ferdinand, ist es doch nicht unschicksam gewesen?“

„Nun, zu wortkarg warst du gerade nicht!“ antwortete der Graue, „übrigens ein ganz netter Mensch; das Sprichwort sagt wahr: Es ist auch im Walde nicht alles Tier, was brummt. Je nun, Förster müssen auch ihre Schulung haben. Das eine muß ich aber wohl sagen, wenn der alle Waldgewächse mit seinem Atem aufziehen will, so wird er nicht weit kommen.“

Dem Mädchen war kaum wohl ums Herz. Der Frohsinn war ganz weg.

Hub der Alte mit knarrender Stimme an zu singen:

„Der Weichselbau'rn-Sohn
Ist ein gar schlimmer Bua,
Dirndl, ich rat' dir's,
Sperr's Türl zua!“

Anna dachte jetzt an den Sänger nicht; sie senkte das Auge. Da erblickte sie das Veilchen an ihrer Brust; das Blümlein, welches er, der Förster, angehaucht und gepflückt und ihr geschenkt hatte.

Und die Knospe war ein wenig aufgeblüht . . . .

Ich fürchte mich vor diesem Licht!

Wieder im Dorfwirtshause zu Karnstein.

Der gute Ferdinand Küßdenker lag zusammengekauert unter seiner kühlen Decke und schnarchte. Er

empfand es zur Stunde nicht, wie der Bergmarsch noch in den Beinen gellte.

Anna, vom Stundenrufe des Nachtwächters geweckt, stand am Fenster und blickte in die Nacht hinaus. In ihrem Haupte, an dessen Lockenhaar die Nachtluft hinstrich, waren allerlei ruhelose Gedanken und Träume.

Unten vor dem Hause rieselte der Dorfbrunnen; sein Rauschen war jetzt viel lauter, als am hellen Tag. Sonst war alles so geruhsam. — Die Leute schlafen; die Tage sind lang, heiß, die Arbeit ist mühevoll. Manche Dienstmagd ist eingenickt, ehe das dritte Vaterunser ihres Abendsegens zu Ende, manchem Knecht in der Scheune sind die Augen gesunken, die Lippen erlahmt, bevor seine Tabakspfeife zur Neige gekohlt hatte ....

Über den finsteren Brettergiebeln der Häuser und über den dunkeln Waldbergrücken glimmen, funkeln hell und matt, groß und klein die Sterne des Himmels.

Wie sie schön sind, wie sie lächeln! An ihnen ist alles Licht und Freude und Liebe. Bei ihnen ist Frieden in Ewigkeit.

Anna Mildau schaute in jener schwermutsvollen Nacht zu den Gestirnen. Es war ihr ganz anders als sonst.

In einem der Giebeldächer des Dorfes glüht ebenfalls ein Sternlein. Es ist — das Mädchen wendet sinnend seinen Blick dahin — wie ein Johanniswürmchen, so klein, so zart, und jetzt hebt es an zu flattern. Sie schaut scharf hin, sie kann ihr Auge nicht wenden von diesem Sterne. Jetzt legt sie die Hand über ihr Gesicht und mit zagender Stimme ruft sie aus: „Ferdinand! Schau! Ich fürchte mich vor diesem Licht!“

An dem glühenden Würmchen beginnt, in der Richtung wie die Dachfuge geht, ein roter Faden zu wachsen. An dem gegenüberliegenden Dache zuckt ein Schein; rasch mehren sich die glühenden Linien, rasch dehnen sich die hellroten Täfelchen. Ein gebrochener, gedämpfter Schrei wird gehört im Orte, da bricht an jenem Giebel plötzlich die blendende Lohe hervor.

„Feuer!“ schreit in der Ferne eine heisere Stimme.

„Feuer!“ ruft mit aller Kraft ein Mann und rennt die Gasse herauf und dem Glockenturm zu. An einigen Häusern fliegen die Fenster auf, in anderen knarren die Türen. Oben leuchtet es hin über den Dächern wie Alpenglut; die geröteten Wirbel des Rauches fliegen über das Dorf und verdecken die Sterne.

„Feuer!“ schreit es in allen Winkeln.

„Wasser!“ lärmt es an allen Enden.

Nach Hilfe rufen halbnackte Menschen, die auf den Gassen planlos hin und her hasten. Da schallt die Glocke.

Anna hat den Alten gerufen: „Eilends steh' auf! Da ist dein Rock.“

Hastig wollte sie die Treppe hinabeilen, aber diese war verrammelt, zwei heulende Mägde waren mit einem Kleiderkasten darin stecken geblieben.

Ferdinand stürzte zum Fenster, rüttelte am Gitter, da kam der Kirchenschneider mit einer Holzaxt aus der Oberstube und zertrümmerte den Kasten auf der Treppe.

Mitten durch die Trümmer des Schrankes, durch der Mägde Flachsvorrat und Sonntagsröcke kollerte Ferdinand, seinen Schützling im Arme, die Stiege herab, zur Türe hinaus, da flogen ihm schon die Funken entgegen.

Man meint, es wäre eine windstille Nacht gewesen,

aber nun brüllt und dröhnt im Feuer ein Sturm; hoch über die Giebel peitschen die Flammengarben, und hin über die Dachungen fluten sie mit Knattern und Prasseln.

Leute eilen mit rostigen Wassereimern; eine einzige Feuerspritze gießt ihren Strahl auf die dröhnenden Bretter, das wilde Element eher noch reizend als dämpfend. Der Brunnen ist bald ausgeschöpft. Oben in der Wiesenmulde ist der Teich abgelassen worden; ein trüber Bach gießt heran durch das Dorf, die Gassen, die Keller überschwemmend. Darüber doch qualmen die Rauchmassen hin, und der Glutstrom rast über die ächzenden Häuser zu den Fenstern hinein, zu den Fenstern heraus; bald bricht er durch die Giebel ein, bald brandet er an den Wänden, und wie eitel Stroh vergehen die hölzernen Gebäude.

Ferdinand war bestrebt, Ketten zu bilden, um rasch die Eimer zu fördern, er bat, daß man ihm folge, man hörte ihn nicht; er kommandierte, er vernahm eine Stimme: Haben hergelaufene Leute hier zu befehlen? — Da hub der Alte entsetzlich an zu fluchen.

Anna hatte einen Melkzuber erwischt und schöpfte damit Wasser und schleppte es zur Spritze hin, aber sie wurde niedergerannt und das Wasser ergoß sich über ihr Antlitz. Jetzt ließ sie das Geschirr fallen und suchte die Kinder zu sammeln, die teils in bloßen Hemdchen zwischen den Rädern der Wasserwagen und Möbelfuhren umhertaumelten, und führte und trug sie hinaus in einen Baumgarten, über dessen Kronen und Lauben selbst noch die Funken hinflogen.

Die Leute warfen ihre Habe zu den Fenstern hinaus und ließen sie im Hofe verbrennen. Die Haustiere wur-

den aus den Ställen gejagt und liefen mitten ins Feuer hinein. Endlich war es des erstickenden Qualmes wegen nicht mehr möglich, die Löscharbeiten fortzusetzen: und nur die noch gänzlich verschont stehenden Dächer begoß man mit Wasser. Die Turmglocken hatten aufgehört zu klagen, denn der Meßner suchte seine kleine Habe zu retten.

Der Himmel war rein, so verkündeten es der Gegend keine glühenden Wolken, was vorging zu Karnstein. Nur die Röte des aufsteigenden Rauches schreckte die Nachbarsorte auf. Bis jedoch die Leute herbeizueilen vermochten, war's zu spät, da leckten aus Mangel an Nahrung die Flammen zumeist nur mehr auf den Aschenstätten, zwischen Ofenmauern und Herdstellen der niedergebrannten Gebäude. Ein Wald von rostbraunen Schornsteinen ragte noch auf über den träge rauchenden Schutt. Von der Kirche war ein Teil des Daches herabgebrannt. Der gemauerte Pfarrhof hatte nur etliche Fensterscheiben eingebüßt; er und noch wenige abseits stehende Häuschen waren verschont geblieben — als Rest von Karnstein.

Schier größer noch, als der Schreck und Schmerz der Verunglückten, war Ferdinands Angst um sein Mädchen. Es war ihm abhanden gekommen; ein stürzender Balken konnte es begraben, ein scheues Rind niedergestoßen, das Gewässer konnte es mit fortgerissen haben in den Fluß. Weinend lief er durch Rauch und Wirrnis, laut verwünschte er diese Fahrt in die Einödwälder; schon hastete er dem Bahnhofe zu, um an das Haus Mildau zu telegraphieren: Unglück über Unglück! Kommet doch alle, unser Annchen zu suchen! — da wiesen ihm Kinder ihre Spur.

Anna hatte während der Schrecknis die Kinder im Baumgarten bewacht. Mit ihrer eigenen Joppe hatte sie eines der halbnackten Würmer bedeckt, andere auf ihren Schoß gehoben. Mit freundlichen Worten und lächelnd und kosend und Märchen erzählend und Lieder trillernd, suchte sie die Kleinen zu beruhigen. Bei dem Scheine des durch das Gestämme herstrahlenden Brandes leerte sie die Taschen ihrer Kleider vor den Kindern aus, um sie zu zerstreuen, bot ihre Sackuhr, nahm ihr goldenes Kreuz vom Halse ihnen zum Spielzeug. Dabei zitterte sie selbst vor Frost und Angst, und still betend hielt sie die Hände zusammen.

Die Menschen hasteten irr und dumpf klagend umher und jeder dachte sich der Unglücklichste zu sein von allen.

Da war plötzlich neue Aufregung. „Verunglückt ist einer!" hieß es. „Heidepeters Gabriel ist verunglückt!" flog's von Mund zu Mund. — Gabriel, der Waldsing! — Auch Anna vernahm bald die Kunde, da verging ihr schier Hören und Sehen. Seit Stunden hatte sie kaum mehr an den Waldsänger gedacht; der Förster, die wüste Nacht hatten sie seltsam genug zerstreut. Um so greller schlug die Nachricht an ihr Herz. Der Mann, dessen Namen sie so verehrte, dessen Heimat sie mit der Stimmung und Andacht einer Wallfahrerin besucht hatte — er in der Nähe? Und verunglückt?! —

„Bei der Rettung eines Kindes hat ihn ein stürzender Dachdrämling getroffen!"

Anna hatte keine Gedanken mehr, sie eilte fort, um etwa helfen zu können. Weinend und schreiend zappelten ihr die Kleinen nach, hingen sich an ihr Kleid; so konnte sie die Kinder nicht verlassen. Jedem Vorüberstürzenden

rief sie die Frage zu: „Ist's denn wahr? Ist's gefährlich?" Aber ihre Stimme war allzu verzagt, sie erhielt keine Antwort. Erst als einige Weiber kamen und mit Freudentränen ihre Kinder unter der Hut der fremden Jungfrau fanden, da ging Anna und suchte den Verunglückten.

Über den Wäldern her schimmerte schon das Morgenrot. Über den Kornfeldern wirbelten die Lerchen.

Abseits von den rauchenden Stätten, unter einem Apfelbaum, standen Leute in einer Gruppe. Auf dem taunassen Rasen lag er.

Die Stirnwunde war mit einem weißen Tuche verbunden, an den braunen versengten Locken zitterten etliche Blutstropfen. Die Augen hatte der Verwundete halb geschlossen, in seinem Antlitze spielte es nicht wie Schmerz, eher wie Behagen. — Es werde bald gut sein, meinte er, man möge ihn nur ein wenig ruhen lassen auf dem Rasen.

Als Anna diesen jungen Mann — Gabriel Stammer genannt von allen Seiten — hier liegen sah, sprang über ihre Lippen ein kurzer Laut — ein einziger nur, dann verdeckte sie ihr Angesicht mit den Händen.

Der Verwundete war — der Förster, an dessen Arm sie gestern durch die Wälder gegangen. Und dieser Förster war Gabriel.

Als der im Grase Ruhende das Mädchen sah, streckte er nach ihm die Hand aus: „Nicht wahr, Anna Mildau, Sie haben es bös' getroffen in Karnstein!"

Sie stand ganz unbeweglich und sprachlos da. Eine große Träne im Auge. Sie reichte ihm nicht die Hand.

„Sie müssen mir," fuhr der Verwundete fort, „die Unaufrichtigkeit von gestern nicht übel deuten."

Anna schwieg.

„Wenn Sie böse wären, das täte mir weh . . ."

Er brach ab und schlug sein Auge bittend zu dem Mädchen auf.

Anna schluchzte nicht und zitterte nicht mehr. Mit einem wunderbar seltsamen Blick — mit einem Blick voll unbeschreiblicher Milde und Reinheit — beugte sie sich über den Mann mit der Stirnwunde.

In diesem Augenblicke kam laut weinend ein Weib herbeigestürzt — die Mutter des von Gabriel geretteten Kindes.

„Maria und Joseph!" rief sie die Hände faltend, „da liegt er. O du mein Herrgott im Himmel, lass' ihn nicht versterben, lass' ihn leben, gib ihm deinen Segen! Er hat mir mein Kind aus dem Feuer getragen."

„Wie hat sich's begeben?" fragten mehrere Stimmen.

„Das weiß der Herr Christus, ich nicht!" rief das Weib. „Mit dem Nachtwächter hab' ich zu reden; wo ist er denn? Das zerspringende Fenster hat mich erst aus dem Schlaf wecken müssen. Auf die Gasse gesprungen bin ich im ersten Schreck; und wie ich wieder zurück will in die Dachkammer, da brennt das Haus, und was ich um und um lauf' in der Angst, und was ich mir die Knochen an die Wand renn', ich hab' euch im Rauch die Stiege nicht mehr gefunden. Herr und mein Heiland, das Kind höre ich schreien oben bei den prasselnden Flammen — — weiter hab' ich nichts mehr gehört und gesehen!"

„Das glaub' ich wohl," sagte einer der Umstehenden, „weil du auf den Erdboden gefallen und liegen geblieben bist, wie ein Block. 's ist viel Geschrei gewesen ums Haus herum, wer kann in die Dachkammer, wenn die Stiege brennt? Im Fenster steht ein eisern' Gatter, es winseln schon die Flammen hinein. — Wer kann dafür! schreit noch der Kirchenschneider, lange wird's nicht leiden, das arme Geschöpf, 's ist bald vorbei."

„Ein sauberer Trost!" riefen mehrere.

„Heiliges Kreuz, wie haben die Leute geschrien, da jetzt auf einmal der Heidepeter-Sohn auf dem Dache steht und die Bretter aufreißt, daß es kracht und im Rauch die Splitter fliegen. Ich hab's gesehen, er steigt hinein in die wilde Höllen. Und nachher — wir sehen nichts — hören auch das Kind nicht mehr. Das Dach lodert in Glut über und über. — Hin ist er! Hin ist er! hat alles geschrien, da taumelt er unten zur Türe heraus — mit dem Kinde — mit dem lebendigen Kinde. — 's wär alles glückselig gewesen — da stürzt euch der Dachstuhl ein und ein sprühender Balken saust dem Gabriel an das Haupt."

„Du lieber, du goldener Herr!" rief das Weib wieder und kniete vor dem Verunglückten auf die Erde und wollte nicht aufhören, seine Hände und die blutige Binde seiner Stirn zu küssen.

Gabriel richtete sich mit Hilfe des Mädchens ein wenig empor und sagte: „Da geht's ja gerade zu wie in einer Komödie! — Ein wenig schlafen möcht' ich jetzt."

Die barmherzige Schwester.

In einem Stübchen des Pfarrhofes schlief der Waldsing.

An seinem Lager saß Anna Mildau. Sonst niemand war um ihn in der Verwirrung und Not des Ortes.

Ferdinand mochte wollen oder nicht, er mußte an diesem Tage noch den Rauch und Brandgeruch von Karnstein atmen. — „Na, das ist just wieder einmal das Rechte für sie," brummte er, „jetzt hat sie ihren Waldsing, und krank ist er noch dazu. Nicht im Traum könnt' sie's besser haben."

Und in aller Wahrheit! Anna fühlte ein bisher noch nicht gekanntes Glück, da sie jetzt an dem Bette des schlummernden Gabriel saß.

Als er erwachte, bat sie um Verzeihung, daß sie bei ihm sei.

Fröhlich dankend preßte er ihre zarten Finger zwischen seine beiden Hände.

Da sagte sie scherzend: „Weil Sie mich gestern hintergangen haben, darum hat Sie das Schicksal in meine Gewalt gegeben. — Ja! ein Mensch, der unter verschiedenen Namen so herumgeht, muß Aufsicht dulden."

Und recht finster schärfte sie die Augenbrauen und trotzig schüttelte sie das Köpfchen.

Sie hatte leicht zu scherzen, denn nach des Arztes Versicherung war für ihren Pflegling keine Gefahr mehr.

„O kleiner Schalk!" lächelte Gabriel, „kein Verbrechen ist mir zu groß, wenn dafür Sie mich in ewige Ketten legen."

Darauf entgegnete Anna nichts; sie tauchte das

weiße Tuch in kaltes Wasser und legte es über seine Stirne. Ihrer milden Gelassenheit war es nicht anzusehen, wie unstet in ihrer Brust das bange Herzchen pochte.

Endlich schlich auch Ferdinand zur Tür herein; er war von dem Arbeiten auf der Brandstatt rußig über und über.

„Wieder einmal Schwester spielen!“ neckte er, als er das Mädchen so traulich sorgend an dem Lager des Verwundeten beschäftigt sah.

Gabriel hielt es an der Hand: „Er will Sie fortführen. Bleiben Sie da. Ich bin allein.“

„O, glauben Sie nicht, Sie Herr Förster, Sie! daß Sie allein der glückliche Kranke sind,“ flüsterte der Graue, als sich das Mädchen aus dem Zimmer entfernt hatte, um frisches Wasser zu holen. „Die hat schon ganz andere Patienten gehabt!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Gabriel.

„Sollen es gleich hören. Daß vor zwei Jahren die Seuche in unserer Stadt gewesen ist, werden Sie wissen. Den alten Lehhof auf der Fischerau, wo die Pulvermühlen sind, den wissen Sie auch. Den Lehhof haben sie damals zu einem Spital für Seuchenkranke eingerichtet. Wäre insoweit gut gewesen, hätte man nicht jeden Tag in den Zeitungen lesen müssen, die armen Kranken lägen zum Verschmachten, weil sich keine Wärter finden wollten. Die Klosterfrauen reichen in solchen Zeiten nicht aus, und so ist eine ewige Frag' nach Pflegern. Und wie das so fortgeht, die Leute in der Bedrängnis, in der Klag', in der Furcht, was trägt sich zu? — Ist Ihnen nicht

eines Tages unser Fräulein aus dem Hause verschwunden? Beim dreieinigen Herrgott, der mächtige Schreck! Zu allen Bekannten und auf die Polizei laufen wir herum wie besessen — einen ganzen Tag und eine Nacht. Sie ist nicht zu finden. In alle Weltgegenden ist telegraphiert worden, und ich habe nichts mehr anders vermeint, als sie wäre uns gewaltsam entführt. Herr! neun Seelen im Fegfeuer ertragen das nicht, was ich an demselben Tag ausgestanden habe. Da fällt's der Frau Mildau ein, Anna hätte sie vor einiger Zeit gebeten, bei dem Mangel an Wärterinnen im Lazarett Krankendienste verrichten zu dürfen. Natürlich ist ihr so etwas rundweg abgeschlagen worden; jetzt aber haben wir schon gewußt, wo das Mädel zu suchen ist. Und richtig ist's gewesen! Im Spital auf der Fischerau hat sie Pflegerin gemacht. — Sie, was das unserem guten Herrn, ihrem Vater ans Herz gestoßen hat! — Das versteht sich, zurück ins Haus hat sie müssen zur ersten Stund', und jetzt hätten Sie sehen sollen, wie wir das Fräulein mit Wacholderrauch und Vitriol —"

Anna kam mit Wasser zurück. Ferdinand erzählte nicht weiter, mahnte jedoch wieder an die Heimkehr. Es war schon der dritte Tag: „Das Reich der Zauberprinzessin geht zu Ende!"

Anna schaute sinnend hin.

„Nur eines noch wollte ich," sagte sie, und man weiß heute nicht, ob es Ernst war, oder doch nur Schalkhaftigkeit. „Eines wollte ich noch. Was Lebiges aus den Einödwäldern: das Kind, Herr Stammer, das Sie gerettet haben, möchte ich gern mit mir nehmen . . ."

Kaum das Wort gesagt, errötete die Sprecherin; sie

wußte selbst nicht, warum ihr jählings heiß war in den Wangen.

„Zeit und Weil ist bald vorbei, laß Zeit, ein Jährchen oder zwei!“ trillerte der Graue.

„Und Sie wollen gehen, Fräulein Anna, ohne mir noch jenes Wort zu sagen?“ flüsterte Gabriel, sich langsam in seinem Bette aufrichtend.

„Welches Wort?“ hauchte das Mädchen.

„Den Förster haben Sie eingeladen, Sie in Ihrem Hause einmal zu besuchen. Ich bin eifersüchtig auf den Förster.“

Anna blickte ihm mit ihrem schönen Auge in das seine — entgegnete aber kein Wort.

Seltsam still ist der Abschied gewesen.

Die beiden Wanderer aus der Hauptstadt verließen das Pfarrhaus und schritten an den rauchenden Trümmerstätten und den armen trauernden Menschen vorüber, dem Bahnhofe zu.

Die Glocke schellte. Der Zug, hastig und herrisch wie die Zeit, der er dient, rollte heran und mit unseren zwei Menschen wieder davon. — Anna hatte noch einen langen Blick auf die Gegend geworfen, dann barg sie sich in den Winkel des Sitzes und hielt ein weißes Tüchlein vor ihr Antlitz.

Die Binde wieder trocken.

Gabriel war allein. Und so still war es in der düsteren Stube, daß die Mäuse aus ihren Verstecken kamen und auf dem Boden sachte herumschnupperten.

Gabriel fühlte in seiner Brust eine Beklemmung,

als läge ihm auf dem Herzen ein heißer Stein. Sollte das von der Kopfwunde kommen? — Das Tuch, das sie ihm zuletzt noch kalt befeuchtet über die Stirne gelegt hatte — es war wieder trocken.

Wie oft in seines Vaters Hütte, auf seinen stillen Heiden, in seinen Wäldern, in seiner Studierstube war er allein gewesen!

Heute war er vereinsamt.

Jeder andere hat einen Genossen, der mit ihm denkt und strebt. Es ist kein Glück, ein Sondermensch zu sein; man lebt außerhalb des Kreises, ist durch einen Abgrund getrennt von den anderen. Was dient mir ein Anschließen an die Mitlebenden, wenn ich in dem nächsten Augenblicke wieder abgestoßen werde? Sie suchen mich mit Gier, sie lassen mich enttäuscht wieder laufen. Das Bild meiner Zukunft ist nebelhaft und gestaltlos, denn mein Leben läuft nicht hin in bekannten Regeln. Ich habe niemanden, für den ich leben könnte; niemanden, der mit mir wäre in Drangsal und Not. — So sann Gabriel, der einsam gewordene.

Die Menschen, sie wähnen mich glücklich, weil ich singe. Auch der geblendete Vogel singt. Nicht glücklich bin ich gewesen im Waldland. Nun habe ich einen Blick in die Welt getan. Ach, ich hätte mir sie schöner, besser gedacht. Neue Wünsche und Bedürfnisse sind in mir aufgestanden, von denen ich einst keine Ahnung gehabt, die nur da sind, um zu quälen und die unersättlich weiterwachsen, auch wenn sie erfüllt werden. Da ich sah, daß da draußen alle — die Besten wie die Mächtigsten — dem Eigennutze fröhnen, und daß des Menschen ganzes pathetisches Trachten nichts anderes bedeutet,

als einen lebenslänglichen Kampf um sich selber — so ist das Ideal wie eine verscheuchte Taube ausgeflogen aus meinem Herzen. Schon sind meine Lieder angekränkelt, denn ich vermag das, was ich singe, selber nicht immer zu glauben . . .

Wie sehne ich mich nach einer treuen Seele! . . .

Zu dieser Stunde entstand im Stübchen des Pfarrhauses das Lied von dem einsamen Burschen, der vergleichbar ist einem vergessenen Zaunpfahl draußen auf der Heide.

„. . . Und weiß er doch eine,
Die er gern haben möcht',
Die er, müßt' es sein,
Aus der Felsenwand graben möcht',
So sucht er nicht erst
Mit dem Faden zu binden,
Und nicht mit dem Strohhalm,
Auf der Gasse zu finden.

Er eilt um eine Kette,
Die stark ist und starr ist,
Die doppelt und dreifach
Geschlungen und wahr ist . . .

Er schleppt sie zum Schmied,
Sein Mädchen führt er mit:
Schmied' ewig zusamm' uns,
Du herzguter Schmied!

Dann wird er nach anderen
Freuden nicht fragen mehr,
Dann wird er in Drangsal und
Leiden nicht klagen mehr . . .“

— — — — — — — — — — — — —

„Gott grüße Sie in unserem Hause!“

Auf der Trümmerstätte zu Karnstein saß mancher und starrte wirr und betäubt vor sich hin.

„Was ist da geschehen?“ murmelte der eine; er kann es nimmer fassen.

Ein anderer kauert auf den geborstenen Steinen seines Herdes und klagt in sich hinein: „Haben — ja, haben tu' ich gar nichts. — Essen möcht' einer doch was.“

Ein weiterer rafft sich auf: „Da mag bauen wer will, ich geh' davon.“

In den Bauernhöfen und Waldhäusern der Umgebung waren die Obdachlosen aufgenommen. Mancher behandelte den unglücklichen Gast mit Lieb'; manch' anderer ließ es seinem Eingeheimten wohl empfinden, wie bisweilen auch bürgerliche Herrlichkeit — die Karnsteiner ließen sich gern Bürger nennen — mit dem niedrigen Bauerntum bei frischem Wasser Bruderschaft trinken müsse.

Den Kindern des Dorfes Karnstein gereichten die neuen Verhältnisse bei den Hühnern, Schafen und Kälbern des Bauernhofes, beim hochgehörnten Ziegenbock und beim rasselnden Kettenhund zur wahren Freude. Sie waren auch bald innig befreundet mit den Kindern des Gastherrn und spielten auf freiem Felde gern Feuersbrünste und Wiederaufbauung von Karnstein. Und manches Mädchen gab dabei mit Anmut die Rolle der fremden schönen Jungfrau, welche während des Brandes die Kleinen im Baumgarten versammelt und beschützt hatte. Gabriel blieb nicht lange in der Stube. Er vergaß der Wunde seines Hauptes. Er ging hinaus und suchte zu ordnen, zu schlichten, zu helfen und zu trösten. Bald brachte er

in der Umgebung einen kleinen Verein von Männern zustande, der bestrebt war, dem verunglückten Orte allsogleich wieder eine neue Grundlage zu geben. Er rief in das Land hinaus, auf daß Wohltäter die erste Not der Abgebrannten lindern und zum neuen Aufbaue von Karnstein beitragen möchten. Er selbst hielt zu diesem Zwecke in der Hauptstadt Vorträge aus den „Waldliedern". Denn so sind unsere edelherzigen Herrschaften: für jedes Almosen, das sie geben, möchten sie einen Genuß haben. Nur wenige sind so uneigennützig, sich mit ihrem im Anzeiger gedruckten Vor- und Zunamen zu begnügen. Diesen war besonders leicht Rechnung zu tragen. Gabriel eignete eine Auflage seiner „Waldlieder" den Hablosesten und Verlassensten von Karnstein und ließ den Sammelbogen zu Ende des Buches beidrucken, und so war mit einer Tat einem mehrseitigen Bedürfnisse abgeholfen.

Die Leute von Karnstein wunderten sich baß, daß dieser Singvogel aus den Einödwäldern schließlich ein so brauchbares Nutztier geworden war.

Gabriel hatte in demselben Sommer noch manchen Gang getan durch die Einödwälder, hatte das Heidepeterhaus besucht und den Haberturmhof, wo er Schwester und Schwager in ehelichem Glücke und wirtschaftlicher Zufriedenheit fand. Dann war Gabriel, als im Gebirge die Ahorne gilbten und die Buchen sich röteten, wieder in die Stadt gezogen. In Karnstein klangen schon lustig die Mörtelkellen, pochten hallend die Hämmer, freundliche Wohnstätten wieder zu erwecken aus dem Schutte.

Über der Stadt aber lag frostiger Nebel und machte die Studierstube des Waldsing noch düsterer, als sie schon war. Oft wendete sich der junge Mann von seinen

Büchern, verdeckte mit der flachen Hand seine Augen und schaute im Geiste das liebe sommerliche Waldland.

An jenes anmutsvolle Mädchen, Anna Mildau mit Namen, hatte Gabriel in dieser Zeit so oft, so sehr oft gedacht, daß etliche seiner neuen Waldlieder darüber zu Minneliedern geworden waren. Zu Minneliedern ganz eigener Weise, wie zu singen ihn bisher niemand gelehrt hatte.

Er trieb sonst mit Vorliebe botanische Studien, um so auch noch zwischen den Mauern mit den trauten Gewächsen seiner Wälder zu verkehren. Zu dieser Zeit aber unterbrach er das Studium seltsam oft; dann zog er immer seinen schwarzen Rock an, um in dem Hause Mildau vorzusprechen; aber es fehlte ihm der Mut. Er kannte den „Salon" bereits zu wohl, er fürchtete sich, enttäuscht zu werden und geweckt aus seinem lieblich schönen Traum, der ihm die Seele so hold belebte und erhellte. Er tritt ein. Wie, wenn ihn das gnädige Fräulein nicht kennt, oder wenn es nichts als kühle Höflichkeit, ironisches Wohlwollen oder schäkernde Koketterie für ihn hat? — Sie hat einmal seiner Eitelkeit geschmeichelt — was weiter? — Er zog seinen schwarzen Rock immer wieder aus.

Eines Tages aber — er hatte die braune Lodenjoppe mit den grünen Rändern an — als er zufällig am Hause des Kaufmannes Mildau vorüberging, rief ihn plötzlich eine Stimme: „Herr Förster, he da!"

Der alte Ferdinand. Gabriel entschloß sich rasch, ließ sich melden.

Sein Fuß schritt über Teppiche. Er wies seine Karte; die Aufwärterschaft geht mehr auf ein glattes

Blättchen Papier, als auf ein ehrlich Gesicht. Ein Diener schob die Vorhänge des Einganges auseinander und krümmte Bücklinge vor dem Eintretenden. Dem Burschen, im Walde geboren, war beklommen zumute, als er in den Salon trat. Er war einmal im Hause des Ministers gewesen, um für die Einödwäldler in Sachen des Jagdrechtes zu wirken; aber beim Minister war's schlicht gegen diesen Palast, wo — seine Phantasie spielte mit — welsche Seide, kalifornisches Gold, venezianisches Glas, chinesisches Porzellan prangte, wo seltenes Getäfel und außerordentliche Kostbarkeiten aller Art die Sinne bestachen. Und zwischen all diesen Herrlichkeiten auf bunten Webematten des Fußbodens standen scheinbar wildwuchernde Blumenbüsche, Dornsträuche mit roten und weißen Rosen, das Raffinement der Pracht nur noch erhöhend. Denn die Gesellschaft hat einen solch hohen Grad der Verfeinerung und des Aufwandes erreicht, daß — will sie einen noch höheren Reiz erzielen — sie wieder zur Wildheit der Natur zurück muß.

Gabriels Besorgnis wuchs; hätte er nicht befürchtet, daß ihn der Alte unten wieder kapern würde, er wäre leise umgekehrt. Doch, schon ging die Flügeltür auf, und herein hüpfte — Anna; mit einem hellen Freudenrufe flog sie ihm zu.

Das Mädchen hatte ein einfaches lichtes Hauskleid an; die reichen Locken trug es nach rückwärts in zwei Zöpfen geflochten, welche durch ein blaues Bändchen miteinander verbunden waren.

„Gott grüße Sie in unserem Hause!" sagte sie nun fromm und fröhlich, „Sie haben lange gesäumt; aber ich habe wohl gewußt, daß Sie kommen würden."

Dann eilte sie in ein Nebengemach: „Mutter, komm! Komm doch zu sehen, wer da ist!"

Die Frau des Hauses, eine würdevolle Gestalt in elegant-einfachem Anzug, mit glattgescheitelten Haaren und blauen Augen, begrüßte den Eintretenden mit schmeichelhaften Worten und hielt ihm die weiße Hand hin. Ein höflicher Wink, da saßen sie schon in den schwellenden Lehnstühlen, die Hausfrau zur Rechten, das Fräulein zur Linken, Gabriel in der Mitte.

„Wir haben so viel Schönes von Ihnen gelesen, Herr Stammer, und meine Tochter hat so viel Liebes von ihnen erzählt — daß es mich herzlich freut, Sie persönlich kennen zu lernen."

So die Dame. Dann wies sie auf ein fein gebundenes Büchlein, welches nebst anderen Goldschnittbänden auf dem Prunktische lag — es waren die „Waldlieder". — „Sie sehen, mein lieber Herr, daß Sie bei uns bereits Hausgenosse sind."

Der junge Mann verbeugte sich und wartete nun auf Worte, von Annen gesprochen. Aber das Mädchen schwieg und blickte mit seinen klaren, ruhevollen Augen dem Gaste in das Angesicht.

Das Gespräch nahm eine andere Art an, als Herr Mildau eintrat. Schon seine schlicht bürgerliche Kleidung, sowie sein behäbiger gelassener Schritt, mit welchem er in den Salon trat, war für Gabriel ermunternd. Er lachte mit seinem vollen, glatten Gesichte, und dem Gaste beide Hände entgegenstreckend, rief er: „Mein Herr Stammer, willkommen!"

Ein Viertelstündchen saßen sie beisammen, sprachen von den Einödwäldern, von dem alten Vater in den-

selben, von Karnstein, dessen Unglück und Wiedererstehung und von der Waldfahrt der Tochter des Hauses endlich.

Bei diesem Gegenstande brach Frau Mildau ab und erhob sich.

Herr Mildau bat den jungen Mann noch, sich mit in sein anstoßendes Kabinett zu begeben, zeigte ihm dort mehrere Meisterstücke der Malerei, die in Prachtrahmen an der roten Tapetenwand hingen, und bot Gabriel eine Zigarre an, die dieser höflich ablehnte.

Hierauf öffnete Herr Mildau einen zierlichen Schrank, nahm ein unbeschriebenes, aber zugeklebtes Kuvert heraus, und selbes in der Hand wiegend sagte er: „Ich hatte schon die Absicht, an Sie zu schreiben, aber Sie wissen, ein Geschäftsmann —. Ich möchte daher jetzt die Gelegenheit benützen, Sie zu bitten, diese Kleinigkeit gefälligst von mir zu übernehmen —“ Gabriels peinliches Erröten bemerkend, setzte er sofort bei: „und sie nach eigenem Gutdünken an die Ortsarmen von Karnstein zu verteilen.“

Gabriel atmete auf und mit dem Ausdruck warmen Dankes übernahm er den Brief. Dann lud ihn der Kaufmann in seiner leutseligen Höflichkeit ein, das Haus recht bald wieder und recht oft mit seinen herzlich willkommenen Besuchen zu beehren und sich in demselben heimisch zu fühlen.

Mit heiter-zutraulichen Worten und kräftigem Händeschütteln wurde er entlassen.

Als Gabriel durch den Salon schritt, stand Anna noch da.

Sie hielt eine Hand hinter dem Rücken, senkte ein wenig das Köpfchen und richtete ihr Auge prüfend, zagend, bittend auf den Fortgehenden.

Er sagte ihr ein warmherziges Wort und war zugleich froh, eine Gelegenheit zu finden, seinen Lodenrock zu entschuldigen.

Das Mädchen beachtete die Entschuldigung gar nicht, es hatte ein Anliegen, „eine sehr große Bitte: ob er nicht wollte seinen Namen auf das Titelblatt der Waldlieder schreiben." Sie reichte ihm zögernd das Büchel und die hinter dem Rücken gehaltene bereits tintennasse Feder.

„Ja, aber gerade auf dem Titelblatte steht er schon!" neckte Gabriel.

„Eh!" machte das Mädchen, „den mag ich nicht, den hat der Schriftsetzer hergetan, und den hat jeder, der das Buch besitzt. — Ich —" setzte sie schelmisch bei, „ich möchte was Besonderes haben."

Er nahm sanft die Feder aus ihrer Hand und schrieb ins weiße Blatt des Buches die Worte: „Dem verehrten Fräulein Anna Mildau, der wackeren Wallerin in die Einöde, zur freundlichen Erinnerung an den Verfasser Gabriel Stammer."

Errötend drückte sie ihm mit einem leisen Worte den Dank aus. Sie hielten sich an der Hand. Sie nahmen nicht Abschied und sie sagten kein Wort vom Wiedersehen.

Im Vorsaale kam der alte Ferdinand auf ihn zugerannt. „Sie glauben es nicht," flüsterte er vertrauensselig, „die Not, die wir mit dem Kinde haben! 's ist nicht mehr unsere Anna, 's ist eine andere, seitdem wir von Karnstein zurück sind. Ich will's nicht verantworten,

Sie heute ins Haus gelockt zu haben. Nun, in Gottesnamen Sie einmal da waren, so kommen Sie nur oft..."

Er hastete davon. Gabriel stieg sinnend den Treppenteppich nieder. Ein Diener öffnete ihm den Ausgang.

Bei Mildau an der Tafel.

Das war der erste Besuch gewesen im Hause des Kaufmanns Mildau.

Nicht lange, so folgte ihm ein zweiter, und zwar im schwarzen Rock und zur üblichen Empfangsstunde. Anna war wie das erstemal, ruhig und schlicht — und fast schwesterlich traut.

Mildau lud den Studenten — als solcher wollte Gabriel angesehen sein — zu einer bevorstehenden Festlichkeit ein. Mildau verstand zu leben; gern gesellte er die Pracht und die Schönheit, das Bequeme und das Heitere, ohne der Üppigkeit zu huldigen.

Diesmal wurde ein häusliches Fest vorbereitet, ein Fest jedoch mit besonderem Glanze, denn es war die Feier des dreißigjährigen Bestehens der Firma.

Der Tag war da. Die Herren erschienen im Frack, die Damen mit Schleppen und in strahlendem Schmucke. Anna hatte ein lichtblaues Kleid an und trug keine andere Zier, als ein blaßrotes Röslein im Haar und am Halse das goldene Kreuz von der Großmutter. — Die Mutter ihres Vaters war eine einfache Frau gewesen, die sich durch Handarbeiten ernährt hatte. In den Jahren, da ihr Sohn in der Fremde war, darbte sie, denn ihre größte Freude bestand darin, alljährlich

zum Weihnachtsfeste die zwölf ärmsten Kinder ihres Ortes mit Leinwand zu beschenken. Sie war deshalb von der dankbaren Mitwelt die „leinerne Plona" genannt. Eines Tages aber wurde die mildtätige Frau durch einen Abgesandten des Statthalters mit einem goldenen Kreuz geschmückt. Und dieses Andenken war auf die Enkelin überkommen, die es hoch in Ehren hielt und — sonst allen goldenen Schmucksachen feind — sich von dem Kleinod nicht trennen konnte.

Eine der Ehrenstellen bei dem Feste nahm — wenn auch scharf dazu genötigt — der alte Ferdinand ein. Man sah es dem guten Alten wohl an, wie unbehaglich schwül ihm in der Festkrawatte war. Auch hatte man ihn bei dem Mahle so von seinem Liebling getrennt, daß der Bürgermeister und die Hausfrau zwischen ihm und Annen saß.

Nächstan saß der Hofrat v. Mandling. Der sagte gern jedem, den er über Gläser und Teller und Blumenvasen erreichen konnte, eine nette Artigkeit. So bemerkte er dem Alten, daß ihn der Name Küßdenker sehr anmute, der sei so minnenhaft und ehrwürdig zugleich.

„Das ist er erst mit dem kaiserlichen Willen geworden," versetzte Ferdinand, „meine Urgroßvaterleute haben noch Küßdenkerl geheißen — Küss' den Kerl! Ich bitte! Da ist mein Großvater selig zum Kaiser gegangen und hat einen Fußfall getan, daß doch um Gottes willen das l aus unserem Familiennamen weggenommen werde. Der Kaiser hat nachforschen lassen, ob's ein ehrlicher Mann, und weil dies wohl der Fall gewesen, so hat er entschieden: Gleichwohl ein ehrlicher Mann unter jedem Wortlaute achtbar sei, habe er nichts gegen die Streichung

des letzten Buchstabens. Sehen Sie, und so ist aus dem Kerl ein Denker geworden."

Die Sache erregte Heiterkeit.

Als die Lichter angezündet waren und die Flaschen mit den silbernen Köpfen aufmarschierten, wollte sich Ferdinand davonstehlen. Frau Mildau erhaschte ihn noch rechtzeitig am Rockzipfel und hielt ihn fest.

Die mattgeschliffenen Tulpengläser wurden gefüllt, eisige Schaumwellen flossen über die Ränder. Da erhob sich Herr Mildau und begann zu sprechen:

„Meine lieben Tischgenossen!

Seltsam mag es erscheinen, wenn der Hausherr zu Ehren des eigenen Hauses ein Fest gibt. Daß mir aber die Anmaßung verziehen ist, beweist mir die Vollzahl meiner lieben Gäste, trotzdem die Geschichte dieses Hauses vielen nicht zur Genüge bekannt sein dürfte. Denen bin ich bei der heutigen Gelegenheit verpflichtet, über diese anmutige Historie Unterricht zu erteilen." Nach einer kleinen Pause, da sich aller Ohren in Bereitschaft gestellt hatten, fuhr Mildau fort:

„Die Geschichte des Hauses Mildau beginnt auf der Reichenbergerstraße in Böhmen, etliche Stunden vor dem Orte Gitschitz. Dort war es vor fünfunddreißig Jahren, daß ein lustiger Tuchmachergeselle des Weges zog. Er soll — heißt es — gerade ein Vagabundenlied gesungen haben, als er an einem Schotterhaufen einen Mann liegen sah. Der war nicht so lustig als der andere, der konnte nicht weiter, er war krank. Wo fehlt's, Freund? rief ihm der Tuchmacher zu. Wo's fehlt! antwortete der andere und schlägt mit der Hand an seine Füße, an seine Brust, an seine Taschen; da und da und da — und überall.

Ich komme weit her von Prag, erzählt er treuherzig, meines Zeichens bin ich ein Schuster. In Gitschitz bin ich daheim. Dort liegt — so steht's im Brief, den ich in der Tasche hab' — meine Mutter auf den Tod krank. Ich will eilends hin und bin schon tagelang auf der Wander. Meine Füße sind wund, bin zum Sterben matt und kann nicht weiter. — Möcht sie wohl noch einmal sehen! Dort haspelt der Häutewagen noch, dort. Ich hab' ihn gebeten, er möchte mich mitnehmen. Was zahlst? Ja, zahlen kann ich nichts. Da haut er in die Pferde drein und fährt davon. So muß ich — zwei Stunden vom Haus und von der sterbenden Mutter da verbleiben. — Sagt der Tuchmacher: da bleibst nicht liegen, Schuster. Schau, dort kommt ein Krämerwagen daher, er tut gegen Gitschitz hin — den packen wir an. — He, Vetter! schreit der Tuchmacher den Krämer an, auf zwei Maß zahl' ich beim Brauer in Gitschitz, wenn Ihr diesen Mann mitnehmt. Zwei Maß ist nicht viel, sagt der Böhme; drei Maß ist mehr, sagt der Tuchmachergesell, da sind sie handelseins. Der Wagen rollt mit dem Schuster davon. Der Tuchner trottet langsam hinterdrein, kommt nach in den Ort und tut beim Brauer seine Schuldigkeit. Darauf, wie er abends beim Mondschein seine Herberge sucht, sieht er vor einer Hütte seinen Schuster sitzen. Der springt auf, will ihm die Hand küssen: Euch Dank, daß ich sie noch einmal gesehen hab'. Euch ihren guten Segen." Und zerrt mich mit in die Hütte zur Toten. Und er erleichtert sein Herz und erzählt vom Elend seiner Familie. Das Haus war einmal gut dagestanden, aber der Vater hat alles verspielt. Was mit den Spielkarten nicht ist gegangen, das hat er in die Lotterie getragen.

Da draußen vor dem Ort liegt der Teich, darin sein Ende gewesen. Meine Mutter hat sich ehrlich weiter geholfen, aber nicht das Bett ist unser, auf dem sie gestorben. So arm ist sie, daß ihr nicht einmal die Kirchenglocken auf den Kirchhofsweg läuten wollen. — Das lass' dir nicht anliegen, sagte der Tuchmacher — und ein Hundsfott müßt' er gewesen sein, wenn er nicht so gesagt hätte — ich hab', sagt er, auch eine alte Mutter daheim. Von der habe ich immer so ein paar Schimmel in der Taschen. Weil wir schon beieinander sind, Schuster, so wollen wir machen, was recht ist.

Als das Begräbnis vorüber war, zogen beide wieder davon. Sie wanderten gegen das Erzgebirge; in einem Bergstädtchen nahmen sie Arbeit, der eine in der Wolle, der andere im Leder. Sie blieben beisammen. Indes denke ich, geehrte Festgenossen, es ist Zeit, wir heben einmal die Gläser an unsere Lippen."

Sie tranken. Mildau fuhr fort:

„So treuherzig und so arm und so glücklich dabei, wie es der Schuster war, wird es nicht leicht einen geben. Er war ein fleißiger Arbeiter und erwarb sich manchen Taler, aber seine Mitgesellen brauchten stets Geld; er gab ihnen, was er hatte, sie durften es verrauchen, vertrinken, der Liebsten zustecken — was sie wollten — nur nicht verspielen. Dem Spielen war er feind bis aufs Messer. Spielteufel, Hausverderber, Leutumbringer! — Mehreren Meistern hatte er die Arbeit gekündet, weil im Hause Spielkarten waren. Wie er dastand, war er gar kein übler Bursche und hätte eine saubere Tabakskrämerin heiraten können. Aber es war ein falsches Weib, sie hatte hinter dem Tabaksladen auch noch eine Lotto-

kollektur. Der Schuster wandte sich mit Verachtung von ihr ab."

Ein feines Herrchen am anderen Ende der Tafel, welches seit der Rede Beginn seine Nase mit dem goldspornigen Zwicker beritten hielt, obwohl es bloß zu hören gab, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch um das Kelchglas herum und murmelte: „Das ist keine Geschichte für einen so charmanten Champagner."

Mildau hörte es nicht und fuhr fort:

„An einem Sonnabende saßen die beiden Freunde, der Tuch- und der Schuhmacher, in der Handwerksschwemme des Städtchens und tranken Apfelwein. Da rief der Schuster: Setzen wir uns in die Nebenstube, ich kann den prahlerischen Anschlagbogen nicht sehen. An der Wand hing nämlich eine Anzeige mit zinnoberroten, schreienden Ziffern und kündete eine neue Staatslotterie mit großen Treffern. O, Narr! rief der Tuchmacher, hätte ich lieber das Kleingeld im Sack, ein Los zu kaufen. Auf einen Schlag ein reicher Mann sein, was meinst denn? — Schäme dich! war seine Antwort. — Oder wenigstens die Hoffnung haben, einer zu werden. Schon die Hoffnung, Freundchen, ist ihren Groschen wert. — Ja freilich, sagte der Schuster, und auf den Konto hin gleich ein Luderleben anfangen, nicht arbeiten, nicht sparen und bei jeder Ziehung fluchen. Wäre mir das Rechte! Nicht geschenkt nehme ich ein Los. — Der gute Junge hatte noch nicht ausgeredet, als die Tür aufging und ein Loseverkäufer in die Gaststube trat. Es waren aber keine Staatslose, es waren Lose einer Effektenlotterie zugunsten der armen Bevölkerung des Erzgebirges, die damals durch eine Überschwemmung arg mit-

genommen worden war. Das Los kostete — glaube ich — vierundzwanzig Kreuzer; eine Unzahl kleiner Treffer aller Art war aufgestellt, die Ziehung war vor der Tür — die Papiere gingen reißend ab. Nur der Schuster weigerte sich, einen Schein zu nehmen: es wäre Spiel, er wolle nichts damit zu tun haben. Die Gesellen schalten ihn Geizhals und stellten ihm vor, daß er doch nichts gewinnen könne, als etwa eine blanke Lichtschere oder einen rotbehefteten Taschenfeitel, und daß, was er da gäbe, nur ein Almosen wäre. So nahm er drei Lose, die er sofort dem Tuchmacher in die Hand rieb: Mach', daß mir die Fetzen aus den Augen kommen.

Die Ziehung fand statt. Allerlei wurde gewonnen. Auf eine Nummer, die der Schuhmacher seinem Freunde gegeben hatte, fiel als Treffer ein Staatslos. Der Schuhmacher nahm es nicht. Freund, sagte er, das Papier gehört dein, verwerte es, wie du kannst; ich wünsche nur, daß es dir von allen Kümmernissen, die daran hängen, die kleinste macht: daß dich kein Treffer trifft. —

Nicht lange hernach wurden die beiden Freunde getrennt. Der Tuchmacher wurde in seine Heimat gerufen, um dort das kleine Wollengeschäft seines verstorbenen Vaters zu übernehmen. Da war plötzlich der Haupttreffer da! Der Haupttreffer des Staatsloses! Der Gewinner hatte selbstverständlich nichts Eiligeres zu tun, als seinen Freund, den Schuster, aufzusuchen. Nach langem Herumschreiben entdeckte er denselben in einem schlesischen Städtchen. Er war der Alte wie damals. Er hatte es noch nicht einmal zum Meister gebracht, trotz seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit. Ich will frei und sorgenlos leben, sagte er, und blieb Schustergeselle.

Nun gab es Streitigkeiten. Der Tuchmacher wollte den Schuster zwingen, von dem Gewinne wenigstens die Hälfte in Empfang zu nehmen. Der Schuster hielt die Ohren zu und schrie: Lass' mich in Ruh', sonst sind wir geschiedene Leute. Da fuhr der Tuchmacher auch in die Höhe und nannte ihn einen Halbnarren!"

Mildau kühlte sich mit dem Tuch das Angesicht, dann fuhr er fort: „Bevor ich noch dieses Glas hebe, habe ich mitzuteilen, daß also der Tuchmacher den Wunsch seines Freundes erfüllt hat. Er errichtete ein Tuch- und Seidenwarengeschäft; dasselbe gedieh zu einer Großhandlung. Der Kaufmann dehnte sein Geschäft auf industrielles Gebiet aus und seine Firma war in Heimat und Fremde wohlgeachtet. Auch fand er ein Mädchen aus gutem Hause, welches seine Lebensgenossin und die Teilnehmerin seines hellen Glückes wurde. Der Freund Schuhmacher hätte es auch so gut haben können, doch da er endlich mit Mühe ins Haus gebracht worden war, begnügte er sich, das Glück des Mannes zu sehen und bewachen zu helfen. Er war im Hause der Bruder und Oheim. — Stürmische Zeiten und Gefahren blieben nicht aus, mehrmals wankte die Firma unter schweren Geldkrisen und dreifach verloren wurde die Summe des Haupttreffers, der sie begründet hatte. Ganz unrecht hatte also der gute Schustergeselle auch in diesem Falle nicht; was da übrigblieb und wieder erstand, es stammt von Mühe und redlicher Arbeit, der ein weites Feld geboten war. — Ich bemerke," unterbrach sich nun Mildau, „ich bemerke im Kreise meiner verehrten Gäste schon seit einiger Zeit allerlei Geflüster; dieser Umstand bringt mich auf die Vermutung, daß man die Namen

der Helden meiner Geschichte bereits erraten hat. — Auf einen derselben erhebe und leere ich dieses Glas."

Da erhob sich rasch ein brüllender, klingender, schäumender Sturm, und als der Toast vorüber war, troff der arme, im Anstoßen und Trinken so überaus unbehilfliche Ferdinand Küßdenker über und über von Champagner.

„Das habe ich ja gewußt," murmelte der Alte, sich so gut als möglich wieder instand setzend, „daß heute etwas über mich kommt; ich gehöre da nicht her."

Zitternden Armes stieß Ferdinand mit jedem an, doch erst als sein Glas mit Annens Becher angeklungen, leerte er es aus.

Als sich endlich der Aufstand wieder ein wenig gelegt hatte, erhob Herr Mildau nochmals seine Stimme und sagte:

„Wie ich heute dastehe im trauten Kreise der Familie, umgeben von den Besten der Stadt und des Landes, die ich Freunde nennen darf, gesegnet mit so manchem, was das Leben angenehm machen kann, so hält mich die Welt wohl für einen glücklichen, beneidenswerten Mann. Ich will ihr nicht widersprechen. Doch ist das eine gewiß: Heute, wo es mein innigster Wunsch ist, diesem lieben Genossen hier an meiner rechten Seite eine besondere Freude zu machen — bin ich bettelarm. Dieses anspruchslose treue Freundesherz —"

„Er vertreibt mich rein!" knurrte Ferdinand und sprang auf.

„Bruder!" sagte Mildau, den Alten an beiden Händen fassend, „heute verzeih' mir's. Ich will nichts mehr sagen. Nur eine Kleinigkeit noch. Daß dir mit nichts

beizukommen, das wußte ich. Ich hab's anderwärtig versucht."

Er enthüllte eine große Photographie, welche auf dem Nebentische stand; das Bild stellte ein ziemlich umfangreiches Gebäude vor.

„Meine Herrschaften!" rief er heiteren Tones, „da vorhin von dem Dorfe Gitschitz in Böhmen gesprochen worden ist, so dürfte es Sie vielleicht interessieren, das neue erst eröffnete Armenhaus jenes Ortes zu sehen. Es steht auf dem Platze, wo die hinfällige Heimatshütte des wackeren Schuhmachergesellen gestanden hatte. Es ist zum Gedenken an die gute arme Handwerkerfamilie aufgeführt und der Gemeinde gewidmet worden. Es trägt den Namen „Ferdinandeum".

Ein vielstimmiger Ruf der Überraschung. Ein begeistertes Bravo dem Manne für die schöne dankbare Tat.

Ferdinand war verschwunden.

Man hielt Jagd nach ihm durch alle Gemächer.

Anna fand ihn später in seinem schlichten Stübchen, wo er vor einem Wasserfarbenbildchen seines fernen Heimatsdorfes auf den Knien kauerte und schluchzte.

Nun ergriff er des Mädchens Hand: „Anna, dein Vater ist gut! Nur schleppt mich jetzt nicht mehr unter die Leut'."

„Mägdlein, die Himmelslieder spielst nur du!"

So war Gabriels erstes Mahl im Hause Mildau gewesen. Von diesem Tage an fühlte er besondere Zuneigung zur Familie und trautsam war ihm das Haus. War doch der Herr desselben gleich ihm einst jenen Pfad gewandelt, der den Menschen adelt! Der reiche

Mann, aus den Tiefen der Armut emporgestiegen, ist besser daran, als der Reichgeborne. Fürs erste hat er einen weiteren Weltblick als dieser; fürs zweite weiß er den Wert seines Glückes zu schätzen und mit weisem Behagen zu genießen; und fürs dritte endlich kennt er die Größe und Bedeutung der Wohltaten, die an den Armen zu üben er Gelegenheit hat.

Öfter und öfter kam nun Gabriel in Mildaus Salon, wo er allerdings zuweilen ein bißchen angefochten wurde. Frauen und Herren aus eleganten Kreisen, wie sie sich im Hause des einflußreichen Mannes als Freunde einzufinden pflegten, machten sich höflich herablassend an den Poeten, wurden durch seine treuherzige Naivität dreist, suchten mitunter wohl auch Mäzene zu spielen und fragten ihn schließlich, wie doch eigentlich er die „Waldlieder" mache.

„Ich gehe in den Wald und singe," gab er einmal zur Antwort. Lange freute sich Anna insgeheim über diesen Trumpf. Annen taten die kleinen Unziemlichkeiten weh, die sich die Herrschaften dem jungen Manne aus dem Walde gegenüber gestatteten; Gabriel merkte sie kaum oder setzte sich darüber mit stillem Humor hinweg. Nur selten beteiligte er sich an der inhaltslosen Salonunterhaltung, an der auch die Familie keinen besonderen Gefallen fand. Und doch war er stets gern gesehen, denn sein Wesen, bar aller Ziererei, mutete schließlich auch das zimperliche Höflichkeitspüppchen an; und wenn Gabriel Gedichte aus seinen „Waldliedern" vortrug oder lustige Anekdoten zum Besten gab, da duftete es im Saale nicht mehr nach süßlichem Friseurparfüm, da roch es nach Tannenreisig.

Wenn Gabriel sich mit der Tochter des Hauses unterhielt, so bedauerte Frau Mildau immer, daß ihr Sohn nicht daheim sei. Das wäre für Herrn Stammer eine Gesellschaft und sie würden gewiß gute Freunde sein.

Der leise Wink ist aber nicht verstanden worden. Zuweilen geschah es, daß Gabriel und Anna im großen Park wandelten, der sich hinter dem Wohngebäude des Kaufmanns über eine sanfte Höhe hinanzog. Sie gingen wie Bruder und Schwester; ihre Bekanntschaft war ja schon alt. Sie sprachen es nicht aus, aber manchmal kam über sie ein Gefühl, als wären sie in frühen Zeiten ein Leben lang mitsammen durch einen blühenden Wald gewandelt.

Von Karnstein und den Einödwäldern sprachen sie oft. Dann auch wieder von den schönen Pflanzen, die an ihrem Wege standen; sie freuten sich nicht allein an den Farben der herbstlichen Blumen, sie prüften nach Art der Botaniker die Blüten und drangen an den Blättern und Staubgefäßen vorbei bis ins Heiligtum des Kelches hinein. Da war es bei diesem Studium einmal, daß Anna plötzlich errötete. Von dieser Zeit an gab sie sich so eingehend mit Blumen nicht mehr ab.

Eines Tages hatte das Mädchen den Waldsing an ihr Lieblingsplätzchen geführt. Dasselbe war abseits von den Kunstpflanzungen und Kieswegen, im hintersten Winkel des Parkes, wohin sich durch Gebüsche und Gesträuche nur ein schmales, kaum bemerkbares Fußsteiglein schlängelte. Das Plätzchen hatte nichts als eine Moosbank und eine kühlende Gruppe junger wildwachsender Tannen und Schwarzfichten. Etliche Flechtenbärte hingen an den Bäumen und ein Bergfink hüpfte im Geäste.

„Das sind meine Einödwälder," sagte Anna, als sie den trauten Winkel gezeigt hatte, „im ganzen Garten werden nur diese Bäume von der Morgensonne beschienen, weil sie die höchsten sind und über die Mauer ragen. Ferdinand und ich haben diesen Wald gehegt, sonst mag ihn kein Mensch, und alles ist im Urzustande. — Auch Waldlieder gibt es zu hören!" flüsterte sie.

Ferdinand brachte ein braun poliertes Kästchen herbei, Anna öffnete es zögernd und ihre durchscheinenden Finger glitten über die Saiten einer Zither. Sie spielte Lieder — Weisen aus den Einödwäldern.

Gabriel lehnte an der Moosbank und wandte sein Gesicht empor zu den Tannenzweigen, die in zahllosen Quirlchen und Kreuzlein in der Himmelsbläue schwammen. Da klang es in ihm:

„— Mein Herz ist eine Harfe,
Zittert ohne Ruh';
Mein Lieb, die Himmelslieder
Spielst darauf nur du!"

Als sie ihr Spiel geendet hatte, sagte er kein Wort. Als er dann von ihr gehen sollte, hielt er sie an der Hand und — und — sagte nichts.

„O, sie hat Ihnen noch lange nicht alles vorgespielt!" vertraute ihm Ferdinand am Gartentor, „sie hat Ihre Waldlieder alle in Musik gesetzt, kein einziges haben Sie davon gehört."

Etliche Tage später trat Gabriel mit einer neuangekauften Zither unter dem Arm in Mildaus Garten.

Und nun saßen sie — er und das Mädchen — oft so manche Stunde beisammen unter der Tannengruppe

und frönten dem Saitenspiele. Dann freilich wieder ruhten die Finger und sie träumten oder plauderten von Vergangenem und hegten Wünsche für die Zukunft. Anna gab sich zufrieden mit einem Häuschen in einem freundlichen und stillen Tale. Gabriel war damit einverstanden. Dann wandten sie sich wieder den Saiten zu.

Gabriel hatte einst im Heidehause manches alte, in Rumpelkammern morschende Tonbrett aufgesucht und besaitet, um in Klängen dem Gestalt zu geben, was er durch Worte nicht zu offenbaren vermochte; es war oft eine ganz sonderbare Musik daraus entstanden, zu welcher weder jemand singen noch tanzen konnte, welche mitunter wie ein Lawinensturz polterte, dann wieder wie ein Waldbächlein rieselte, aber weder Kopf noch Fuß hatte. Ganz anders unter dieser jungen Tannengruppe. Hier mußte sich sein Spiel an Kunstregeln halten und Anna — heimlich selbst am liebsten ungezwungene Volksweisen spielend — sah gar streng darauf, daß jeder Note volles Recht widerfahre. Und Gabriel, der sich immer eingeredet hatte, er besäße kein musikalisches Talent, spielte nach kurzer Zeit Lieder von Abt und Schubert fehlerfrei auf der Zither.

So hob sie ihn mit sanfter Hand sachte, sachte empor und sein bisher einseitiges Wesen reifte in Kunst und Leben der Ebenmäßigkeit entgegen.

Anna, werden Sie mein Weib!

Noch öfter, als mit der lieblichen Tochter Mildaus, wandelte Gabriel freilich allein, und zwar in den stillen Laubwäldern, in denen das eingeschrumpfte Blätterwerk

nur mehr unter den Füßen raschelte, das kahle Gezweige oben dem schneidenden Herbstwind überlassend. Nicht Waldlieder dichtete er; anderes hatte er zu denken. — Sein Herz war strenge durchforscht worden. Nun wurden die äußeren Verhältnisse geprüft, so gewissenhaft als man es eben von einem Liebenden verlangen kann. Auch ein und der andere Freund war zu Rate gezogen worden. — „Was frägst du!“ hatte einer von ihnen gesagt, „du tust ja doch, was du willst. Dichter müssen lieben, viel lieben und immer lieben. Was hat denn das Heiraten dabei zu tun?“ Gabriel hatte darauf kein Wort entgegnet, sondern war seiner Wege gegangen. Ein Heim wollte er sich gründen. „Philister!“ hatte ihm der Freund nachgerufen.

Doch blieben die vielen einsamen Spaziergänge des Poeten nicht fruchtlos. Zu erträumen, sagte er sich, ist dieses Glück nicht, es muß auf geradem Wege erstrebt werden.

Da war es eines schönen Spätherbstnachmittags — saßen die beiden wieder in ihrem Einödwäldchen. Heiterer Himmel blaute über den scharfgeschnittenen Wipfeln. Kaum war ein Vogelflüstern zu hören, die Ruhe eines herbstlichen Tages lag über dem großen Garten.

Sie machten wieder Musik, waren aber heute nicht ganz dazu gestimmt, schraubten jedoch um so mehr an den Saitenhaltern. — Herr und Frau Mildau waren auf eine ländliche Besitzung gefahren. Ferdinand war in die Stadt gegangen; die Gärtner sahen nicht viel Arbeit mehr zu dieser Jahreszeit.

Der Poet und das Mädchen waren allein zwischen dem dichten Gezweige und mitten in den zarten Geweben

des Nachsommers, die durch unsichtbare Hand von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch gezogen wurden.

Es ging das Spiel nicht vonstatten und auch nicht das Gespräch. Gabriel wühlte nur so in den Saiten, er blickte nicht auf die Zither und er blickte nicht auf das Mädchen.

„Fräulein Anna," sagte er plötzlich, ließ aber nichtsdestoweniger den Saiten eine Ruhe.

Da die Angeredete sein Wort überhört zu haben schien, so wiederholte er noch einmal: „Fräulein Anna!"

Sie hob ein klein wenig das Haupt.

„Ich hätte," sagte er, „ich hätte Sie wohl gern um etwas gefragt . . ."

Seine Stimme zitterte wie die feinen Stahlfäden auf dem Instrument.

. . . „Anna — wollen Sie meine Hausfrau werden?"

Das Mädchen war stark genug, den Schreck zu verbergen, der bei den Worten durch die Nerven gezuckt war. Es zitterte leise und glitt mit den Fingerspitzen langsam über die Saiten.

Gabriel wiederholte das Wort.

Und nun hauchte sie glühenden Angesichtes: „Ich weiß nicht . . . ob es eine ernstliche Frage ist."

Da faßte er mit beiden Händen heftig ihre Rechte: „Anna, werden Sie mein Weib!"

Es war eine ungestüme Werbung.

„Verzeihen Sie mir!" sagte nun Gabriel, als das Mädchen immer noch schwieg und unter einer schweren Beklemmung zu leiden schien. „Seit vielen Tagen habe ich mir gute und artige Worte für diese Frage an Sie ersonnen. Ich habe keines dieser Worte jetzt gefunden, und wie es das Herz herausgestoßen, so muß es gelten."

Das Mädchen sagte weder ja noch nein. Gefaßt hob es nun das große helle Auge und sagte: „Herr Stammer — wenn meine Eltern ja sagen . . .“

Für heute wurde kein Lied mehr gespielt. Schweigsam verließen sie die Tannengruppe; Gabriel sagte seinen herzlichen Abschiedsgruß und ging davon.

Und als er in dem Straßengewühle ihren Augen entschwunden war, stürzte Anna zurück zu den Tannen, sank auf den Knien hin an die Moosbank und in wilden Atemstößen hervor schluchzte das Glück.

Ein heißer Gang unter den Flocken.

Anfangs war doch ein bißchen Eitelkeit im Spiele gewesen. Man war Geschäftsmann und als solcher durchaus realistisch; aber es stand gut, der Welt zu zeigen, daß man trotz so manchem und manchen auch Sinn für Ideales habe und daß Mildaus Haus den sonst stets flüggen Vogel aus den Einödwäldern zu fesseln vermochte.

Frau Mildau hatte, die jungen Leute beobachtend, freilich bald geahnt, wohin das zielte, nur wollte sie sich's, wollte es ihrem Manne nicht gestehen; ihr war, es könne, es dürfe nicht sein, was ihr vorschwebte. Nicht, weil sie einer Familie entstammte, die ihr den Adelsbrief als Erbe hinterlassen, war ihr der Gedanke peinlich; denn noch edler als ihre Herkunft war ihr Gemüt. Aber vor dem Verluste der einzigen Tochter bangte Frau Mildau so sehr, und eine Ahnung war zuweilen in ihrer Seele wach, als wäre mit dem ersten Schritt des jungen Mannes in ihr Haus ein ernstes Geschick mit eingezogen. Sie bedauerte einerseits die Reise ihrer

Tochter in die Einödwälder, sie grämte sich still über das harmlose Mädchenherz, in welches die Gewalten der Liebe eingezogen waren; und anderseits fühlte sie sich selbst dem schlichten, offenen Manne warm geneigt.

Herrn Mildau ging es insgeheim nicht viel besser. Er hatte sich in der Schule des Lebens jenen Scharfblick erworben, der den Frauen angeboren ist.

Als praktischer Mann ging er jeder Sache stets auf den Kern; er wußte bei jedermann gleich, wo der Geldbeutel saß — und auch das Herz. Mildau sah von der Stunde an, als Anna aus den Einödwäldern zurückgekehrt war, daß sie ihr Herz an den Sänger der „Waldlieder“ verloren hatte. Wohl erschrak er bei dieser Wahrnehmung, denn er ahnte, was in einem Kinde, wie Anna mit der treuen Seele, die Liebe bedeuten mochte. Als er sich aber mit dem Gedanken vertrauter gemacht hatte und als er Stammer kennen und achten gelernt, da sagte er bei sich: Was soll es schließlich? Die Hauptsache ist das Glück des Kindes. — Dennoch aber lehnte sich der Geschäftsmann auf: Ein Poet! Ein unpraktischer Mensch! Und noch dazu — nein, die Sache ginge denn doch wohl nicht. —

Wie unerwartet kam ihm daher das, was an einem stöbernden Novemberabende geschah.

Wir sahen ja, Mildau war schon von Natur aus ein tiefer gegründeter Mensch, als seine Genossen in der Regel zu sein pflegen. Geld und Geschäft war wohl sein erstes, aber nicht sein letztes. Und wenn er zuweilen an Kopfschmerz litt, so gestand er ganz offen, es wären die leidigen Ziffern daran schuld, die sich in sein Gehirn eingenistet und die guten, gesunden Gedanken daraus

vertrieben hätten. Er fühlte das Bedürfnis, jeden Tag ein Stündchen aus seinem Geschäftskreis zu fliehen, um ein Mensch zu sein, wie andere Menschen auch, die keine Reichtümer und keine Orden hatten, und das Beste an dieser Welt, das Familienglück und die Schönheiten der Natur dennoch in reichem Maße genossen. Es war gar nicht zu leugnen, der Mann hatte eine poetische Ader an sich; er freute sich nicht allein an dem goldenen Steigen der Kurse, sondern auch an dem goldigen Sonnenmorgen; und oftmals wenn ein Gewitter mit Blitz und Donner über die Stadt zog, verließ er sein Kontor, in welchem die feuerfesten Kassen standen, und ging auf den Söller des Hauses, um das Naturspiel zu betrachten. Irgendwo in seinen alten Papieren, vielleicht im Wanderbuche des Tuchmachers noch, mußten sich sogar etliche Gedichte von ihm finden.

Humoristische Gelegenheitsstrophen von Mildau zu Familienanlässen oder einem vertrauten Freunde zu Ehren waren seitdem sogar auf gutgeleimtem Papier gedruckt worden, natürlich aus Rücksicht für den kaufmännischen Kredit nicht unter dem wahren Namen des Verfassers. Mildaus idealer Sinn war es auch gewesen, der sich einst unter den besten Familien der Stadt eine wenngleich vermögenslose, so doch feingebildete Braut zu suchen und zu erringen gewußt. Es gab eines der glücklichsten Ehepaare.

Heute war ein unwirtlicher Novemberabend. Ein heftiger Sturm hatte den Winter gebracht. Große Schneeflocken wirbelten an den Gebäuden nieder und tanzten um die flackernden Laternen.

Mildau verließ in einen guten Mantel gehüllt und

eine Zigarre schmauchend sein Haus und schlenderte durch die gewundenen Gassen hinaus gegen die blattlosen Alleen der Promenade. Die stillen kalten Flocken taten ihm wohl; die Dunkelheit schützte ihn vor dem Grüßen und Gegengrüßen — er war im Bewußtsein des Glückes, sich selbst zu gehören.

In einer ähnlichen Stimmung schwelgte auch Gabriel Stammer, als er an jenem Abende, aus einem Deklamationssaale fliehend, durch die menschenlose Öde schritt, die sich um die Stadt zog, und die mit ihren Platanen, Büschen und Gartenhäusern zur Sommerszeit die Wonne der spazierenden schönen Welt ausmachte.

Heute waren die beiden Männer völlig allein. Aber sie blieben es nicht. Sie begegneten sich, sie begrüßten sich bei dem trüben Scheine einer Laterne.

„Auch Sie gehen dem Winter entgegen?" sagte der Kaufmann leutselig.

„Entgegen und schnurgerade hindurch — dem Lenze zu," antwortete Gabriel.

Dann gingen sie langsam nebeneinander hin und ließen den Flockenschleier still über sich niedersinken.

„Herr!" sprach Gabriel plötzlich, „ich glaube, der Zufall kommt mir zu statten. — Ich hätte Ihnen ein wichtiges Wort zu sagen."

— Haben Sie ein Anliegen, lieber Freund, so seien Sie offen. — Mildau wollte es sagen, schritt aber gleichmäßig weiter, schwieg und blies viel Rauch in das Gestöber hinein.

Eine Weile verging, ohne daß einer ein Wort sprach.

„Herr Mildau," sagte endlich Gabriel leise, „ich mache

Ihnen das Geständnis, daß ich Ihre Tochter so sehr lieb habe."

„Was tausend!" rief Mildau laut aus, ärgerte sich aber sofort über diesen Ruf — er wollte ja doch platterdings nicht passen für seine Stimmung und für des jungen Mannes Bekenntnis. — Gabriel blieb nun stehen; Mildau mußte dasselbe tun. Gabriel sagte: „Geben Sie mir Anna zum Weibe."

Da hub der Kaufmann an, auf dem weichen Schnee wieder zu wandeln. Beide schwiegen. Die Flocken schmolzen, die an Gabriels Wangen vorüber tanzten.

„Haben Sie denn schon mit meiner Tochter darüber gesprochen?" fragte nun Mildau mit völlig klangloser Stimme.

„Ich habe mit ihr darüber gesprochen," antwortete Gabriel, „sie hat nicht nein gesagt. Sie wies mich an ihre Eltern."

Wieder schritten sie schweigend. Auf den Hüten der Wandelnden schwollen die flaumigen Schneehauben. Mildau räusperte sich; Gabriel schlich ganz auf den Zehenspitzen und hielt schier den Atem ein, da — wurden sie unterbrochen.

Ein Geschäftsfreund Mildaus war hastig des Weges gehuscht; er kam aus einer Filiale der Vorstadt, fluchte über das Wetter, machte Späße mit seinem Fanghund — dem Poeten war ganz gräßlich zumute — und suchte Mildau mit sich fort gegen die Stadt zu zerren: „Komm, Alter, heut' trinkst du mit mir eine Tasse Grog. Hast du das Hamburger Kursblatt gelesen?"

„Ich komme nach, Freund, ich komme nach!" versetzte

Mildau rasch. Der andere eilte wegsüber davon. Mildau und Gabriel, wieder allein, schritten weiter.

Lange waren sie stumm. Gabriel hörte fast die Schneeflocken fallen.

Plötzlich tat der Kaufmann mit lebhafter Stimme die Frage: „Als was, junger Mann, als was wollen Sie heiraten?"

Als Mann. Das Wort lag auf der Zunge; der Werber würgte es glücklich hinab. Doch die Frage des Geschäftsmannes heischte Antwort.

„Der günstige Erfolg meiner Waldlieder —"

„Sie sind der Dichter der Waldlieder," unterbrach ihn Mildau. „Das weiß ich und freut mich. Doch aufrichtig gesprochen, lieber Freund, Waldlieder singt jeder Fink. — Ich bitte um Entschuldigung. Ich möchte Sie nicht beleidigen in einem Augenblick, da Sie mir bekennen, daß Sie das Wesen lieben, welches auch mir über alles teuer ist. Und — Sie mögen es sogleich wissen — ich bin prinzipiell der Verbindung nicht entgegen. Ich zweifle nicht daran, daß Sie lediglich nur die Persönlichkeit meiner Tochter bestochen haben wird. Doch hier müssen Sie nicht allein mit dem Herzen, sondern auch mit dem Kopfe rechnen. Sie sind ein unbemittelter Mann; meiner Tochter hingegen muß bewußt sein, daß sie das Kind eines vermögenden Hauses ist. — Vor kurzer Zeit erst ist in ähnlichen Verhältnissen eine Verbindung eingegangen worden. Ich kenne das Paar, es ist eines der beneidetsten der Stadt, und dennoch weiß ich, daß die junge Frau jetzt schon ihrem Gatten vorwirft: Was waren Sie, was hatten Sie, ehe ich Ihnen die Hand gab? — Freund, wie unangenehm müßte so etwas Ihr zartes

Gemüt berühren! Glauben Sie mir, auch in den sogenannten besseren Ständen gibt es niedrig denkende Leute."

„Aber, Herr Milbau —"

„Sie verteidigen meine Tochter. Ich auch. Ich denke, Anna wird einen Gatten glücklich zu machen wissen. Doch sollten Sie auf alle Fälle — und wäre es nur bloß der Welt willen — auch Ihrerseits auf etwas pochen können. Sie verstehen mich."

„Ich verstehe," sagte Stammer. „Herr, ein zagender Bursche trat heute vor Sie; ein entschlossener Mann sagt Ihnen seinen Dank."

Nach kurzer Zeit hatten sie sich getrennt, und die Flocken verhüllten bald die Spuren ihres Fußes.

Willkommen, Professor!

Die Zeit des heißen Harrens und Erwartens kann noch weniger als der Schlaf zum Leben gerechnet werden. Sie gibt nichts, erfüllt nichts. Und der Harrende erkennt sie nicht an, sucht sie zu überspringen, und da er das nicht kann, so ist er tot mitten in seinem Leben, ja, elender als tot, er ist in der Qual, bis ihn die Erfüllung seines Erwartens wieder erweckt und erlöst und oft auch — enttäuscht.

— Diesen Winter — so hatte Anna später ihrem Gatten vertraut — diesen Winter vergesse ich nimmer. Die Tage waren traurig und finster, die Nächte wollten kein Ende nehmen. Du kamst so selten und bliebst so kurze Zeit und warst so ernst. Und da kam's mir in den Sinn, du möchtest mich nimmer lieb haben. Mein Vater war noch herzlicher mit mir als sonst; meine Mutter

schickte mir mehrmals den Arzt, zu sehen, was mir denn fehle. Dem Arzt lief ich davon, sie suchten mich im ganzen Hause und ich stak in Ferdinands Kleiderschrank. — Hätte damals Gott mein Gebet erhört, ich läge unter der Erde, und — nicht wahr, Gabriel — das wäre doch nicht gut.

Damit ist dieser Winter kurz und gut beschrieben.

Um die Osterzeit desselben Jahres war's, da machte ein neues Buch Aufsehen im Lande. Es war ein Lehrbuch über die Pflanzenwelt der Alpen. Das Buch war in Klarheit und mit erschöpfender Gründlichkeit geschrieben; es hielt sich nicht an die herkömmliche Form und Einteilung eines derartigen Werkes; im Anhange „über die Psychologie der Pflanzen" war der Poet zu spüren. In den Studierstuben der Gelehrten, auf den Prunktischen der Salons war das neue Buch zu finden; der Minister des Unterrichts führte es in Schulen ein; der Verfasser erwarb sich durch dieses Werk den Titel Doktor und Professor; eine Lehrstelle an der Hochschule wurde ihm angetragen. Der Verfasser hieß Gabriel Stammer.

Der Mann war aus der Verborgenheit gerissen. Die „Waldlieder" hatte man nur vernommen, wie man etwa auf Spaziergängen eine Drossel hört, ohne sie selbst zu sehen. Jetzt wurde Stammer mit Auszeichnungen überhäuft. Ein noch junger Mann mit so eigenartigen Schicksalen, ein Waldkind, und berühmt! Das zog an. Es kamen schmeichelhafte Einladungen aller Art. Buchhändler machten sich an ihn, stellten ihm für weitere Werke glänzende Anträge. Manche Sirenenstimme lockte ihn zu Weltleben und Genuß.

Gabriel lehnte höflich ab. Leuchtenden Auges trat er eines Tages, bald nach der amtlichen Auszeichnung, in das Haus Mildaus.

„Willkommen, Professor!" Mit diesen Worten empfing ihn der Kaufmann.

Anna beglückwünschte ihn herzlich, aber mit ernster Miene, zu dem schönen Erfolge.

„Den müssen Sie mit mir teilen, Anna," sprach Gabriel fröhlich, „denn das Schönste, was in meinem Buche steht, das haben Sie gemacht."

Das Mädchen senkte sein Haupt, legte den gebogenen Zeigefinger an die Lippen und lispelte: „Sie sollten nicht spotten."

„Ich spotte nicht!" rief Gabriel lebhaft, „glauben Sie mir, Anna, der Gedanke an Sie hat mich ermutigt und gestärkt, eine Arbeit, die mich schon jahrelang beschäftigt hatte, zur Ausführung zu bringen. Wenn Sie meine Psychologie der Blumen einmal durchsehen, so werden Sie manchen Gedanken, manche Idee darin finden, die Ihnen bekannt ist, weil Sie, mein Fräulein, davon die Urheberin waren. Sie dichten und schaffen mit mir."

„O Gott, das kann ich nicht!" rief das Mädchen und hielt die Hände vor das blasse Gesicht.

„Ein Weib," sagte Gabriel, „das den Künstler durch die Liebe beseligt, hat den ersten Anteil an dem Gelingen des Kunstwerkes."

Nun konnte sich Anna Mildau nicht mehr beherrschen, sie fiel dem jungen Manne an die Brust, umschlang mit beiden Armen bebend seinen Nacken und preßte ihr Antlitz, über welches Tränen rannen, an sein Herz.

— — — — — — — — — — — — — —

Es klingelte ein Gerücht in der Stadt herum. Man gab ihm gern Gehör und trug es gern weiter, denn es hing viel Redestoff daran.

„Das Fräulein soll eine Schwärmerin sein."

„Wahrhaftig, ja; es ist ganz heillos in den jungen Menschen vernarrt."

„Sie soll ihm ja ins Gebirge nachgezogen sein."

„Davon weiß man nichts Genaues. Jedenfalls ist ihr Vater zum Ja gezwungen worden. Sie wäre imstande und täte sich ein Leid an."

„Mildau soll aber den Poeten wohl leiden können, hat sich stets einen Doktor oder Professor zum Schwiegersohn gewünscht."

„Und anderseits soll er wieder gesagt haben, sein Tochtermann brauche nicht Schulmeisterei zu treiben."

„Ja, freilich, wenn zum Titel die Mittel kommen, dann hat's weiter keine Not."

„Klingendes Geld mit einem klingenden Namen zu vermählen, ist eine vornehme Sach'. Es ist fabelhaft, wie dieser Naturbursche sein Glück macht!"

„Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben."

So gaukelt das Geschwätz gern rings um die Wahrheit, wie der Falter um die Flamme. Aber den rechten Fleck trifft der Klatsch selten. Herr und Frau Mildau hatten ihr Ja ohne Nebenzweck gegeben — lediglich aus Liebe zu ihrem Kinde.

Waldfings Hochzeitstag.

Und an einem gottesfrischen, taufunkelnden Maimorgen klangen die Glocken der Waldkirche.

Die Kirche stand eine halbe Stunde von Karnstein

gegen die Einödwälder hin; sie stand auf einer Anhöhe, und das weiße schlanke Türmchen ragte über die dunkelnden Tannen und grünenden Lärchen, in denen die Amseln und die Finken und die Zeisige und die Meisen und die Lerchen trillernd, singend, jauchzend Hochzeit hielten.

Das neu und schöner erstehende Karnstein hatte sich festlich geschmückt; und seit der Ort besteht, das erstemal waren die Wege mit Besen ausgekehrt und mit hellen Blümlein bestreut.

Vom Bahnhofe her kam ein kleiner, aber seltsamer Zug. Ein paar stattliche Herren, etwelche schöne freundliche Frauen — Gabriel Stammer in ihrem Kreise. Und der alte Ferdinand Küßdenker, nimmer in Grau, sondern pechschwarz, glatt und glänzend auf und auf, eine Rose im Knopfloch, Glück im Herzen, Lust in den Augen — denn ihm zur Seite schwebte sein liebes Mädchen, Anna von Mildau, im Brautschleier.

Er, der Ferdinand Küßdenker, liebender Jüngling seit Anna auf Erden — heute Bräutigam im Geiste. Er führte das herrliche Mädchen zum Altare. — So hatte er es seit jenem Gange in die Einödwälder bei siebenmal verschlossenen Türen seines Herzens gewünscht; so war es gekommen. Er geleitete die Tochter seines Herrn und Freundes zum Altare — ihrem Erwählten entgegen.

Anna glitt, schwebte in ihrem zarten, schwanenweißen, myrtendurchwobenen Hochzeitskleide wie eine Äthergestalt dahin. Ihr blasses Antlitz, die dunklen Wimpern ihrer großen Augen gesenkt, mit losen Locken, auf welchen wie ein Heiligtum das grüne Sträußchen ruhte — so schwebte sie dahin. Der Schleier wallte wie eine zarte Wolke, die der nächste Lufthauch wird ver-

wehen, über ihr Haupt. Hochklopfenden Herzens und doch kaum zu atmen wagend, um ihre süße Pein und Seligkeit nicht hinauszuschreien in den himmlischen Morgen, um sich nicht etwa selber zu wecken aus dem wunderbaren Traum — so schwebte sie dahin.

. . . Ich kann's nicht fassen, nicht glauben, es hat ein Traum mich berückt, wie hätte er doch unter allen mich Arme erhöht und beglückt! . . . So sann sie nach den Worten eines Dichters.

. . . Mir war's, er habe gesprochen: Ich bin auf ewig dein. — Mir ist's, ich träume noch immer — es kann ja nimmer so sein . . .

Sie zogen über die Felder, auf denen schon das Korn grünte, welches ein paar Wochen früher der Landmann gläubig und hoffend in die Erde gelegt hatte. Am Rande des Waldes stand ein Dornstrauch mit vielen Rosenknöspchen und mit vielen Tautropfen auf seinen Blättern. Am Rande des Waldes standen hohe Buchen, die eine schattige Pforte wölbten über den Hochzeitszug. Anna schwebte durch den dunklen Wald wie ein weißes Rosenblatt— nein, diese Erde weiß keinen Vergleich mit dem heiligen Wesen einer jungfräulichen Braut. Wie eine Flocke wehte sie dahin, und so oft durch das hohe Gestämme ein Sonnenstrahl auf die weiße Gestalt fiel, war es, als zucke ein Blitzstrahl durch diese Flocke.

Selbst die Vögel auf den Wipfeln, schien es, wurden andächtig und wisperten nur leise. Aber zwischen den Bäumen her klangen die Glocken hell und heller, und diesem Rufe folgte der Zug, bis er auf dem stillen Waldanger stand vor der Kirche.

Aus dem Dunkel des kleinen Gotteshauses strahlten des Altars Lichter, und das liebfreundliche Bildnis Mariens war umwunden mit einem Kranze von weißen und roten Rosen.

Als sie in die Kirche getreten waren, schwiegen die Klänge.

Bis zum roten Samte der Altarstufen geleitete Ferdinand die Braut; dort tat er noch einen kurzen, fast wirren Blick in ihr Angesicht und trat dann einige Schritte zurück. Denn an Annens Seite stand jetzt Gabriel mit dem Myrtenstrauß auf der Brust. — Er hob sein Auge gegen den Lichterkranz; sie neigte ihr Haupt zur Erde — was in ihrem Augensterne lag und was um ihre roten Lippen zuckte — — es kann nicht aufgeschrieben werden.

Nun kam der Priester. Er hielt eine kurze Ansprache über den Hauptsatz: nichts ist so göttlich auf Erden, als die ewige Ehe, wenn sich zwei lieben. Es war ein hellenischer Festgruß, frohgemut stimmend mit den freudig bewegten Herzen und mit dem sonnen- und klangvollen Maimorgen.

Und als er die Stufe niederstieg, um das dreifache Ja zu hören, und als der Priester die goldenen Ringe gleiten ließ über die Fingerspitzen, und als er — die Rippe Adams wieder einsetzend in dessen Seite — die beiden Hände ineinanderlegte, da zitterte ein Sonnenfunke nieder durch die Kronen des Waldes und durch das Kirchenfenster auf die Häupter des jungen Paares.

„. . . Bist mein Geliebter
Du mir erschienen,
Gibst du, Sonne, mir deinen Schein! . . .“

So hub jetzt plötzlich draußen zwischen den Stämmen ein Chor von Mädchenstimmen an zu singen, im Liede der Braut um die Stirne windend der blühenden Myrte Zier.

Mildau hatte sich während der Feier mehrere Male umgesehen nach dem Vater des Bräutigams. Der Heidepeter und Regina mit ihrem Manne aus dem Haberturmhause standen in dem allerfinstersten Winkel der Kirche; der Peter wollte sich vor den vornehmen Herrschaften gar nicht sehen lassen, er wollte nichts, als das Paar am Altare schauen, und er mochte nun schier nicht glauben, daß dieses schöne junge Weib, so schön und lieblich wie „unsere lieben Frauen im himmlischen Saal", von nun an sein Kind heißen soll.

— Wenn ein Brautpaar zum Traualtare tritt, so begleiten es die Himmlischen: die Sehnsucht und die Hoffnung. Darum ist dieser Gang so feierlich, so wundersam, so beklemmend, und fast schwankt die Erde. — Anders wenn die Vereinigten aus der Kirche schreiten; da fühlen sie unter ihren Füßen den festen Boden des irdischen Seins, und die Stimmung ist eine weltliche, leichtlebige, bisweilen sogar übermütige.

Gleichwohl in den schweren Banden jetzt, „die nur der Tod kann lösen," fühlten sich Gabriel und Anna frei und wie neu geboren zu einem Leben, das keine Not mehr kennt, das erhaben ist und vollkommen — eine ewige Burg des Glückes. — Arm in Arm verschlungen gingen sie aus der Kirche und durch den Wald. Sie gingen etwas gesondert von den Hochzeitsgästen und taten nichts, als sich ins Auge blicken und selig sein.

„. . . Ich kann's nicht fassen, nicht glauben!" lispelte Anna, „es hat ein Traum mich berückt."

Und Gabriel, Chamisso's hohes Liebeslied vervollständigend: „Wie hast du doch unter allen mich Armen erhöht und beglückt!"

— — — — — — — — — — — — —

Gabriels Einödverwandte waren aus der Kirche dunklem Hintergrunde kaum hervorzubringen. Der Bräutigam selber mußte Vater, Schwester und Schwager Haberturm schier mit Gewalt in die Gesellschaft zerren. „Wir gehören nicht dazu," murmelte Rudolf, sich verlegen sträubend, und Regina weinte in ihr Tüchlein: „Jetzt haben wir ihn erst ganz verloren!" — „Im Gegenteil," sagte Gabriel lustig, „ihr müßt noch unsere Butterlieferanten werden." Denn die Haberturmleute hatten einen großen gelben Butterstritzel dahergetragen, der zierlich mit Tannenreisig bekränzt war, weil in der Einöde zur Zeit noch keine Blume blühte.

Der alte Heidepeter hatte dem Brautpaare als Hochzeitsgeschenk ein lebendiges Reh gebracht. Anna hatte nun, als sie beim Mahle saßen, das zahme Tier auf dem Schoß, ließ sich von ihm das bräutliche Kleid zerdrücken, herzte es, gab ihm die allerzärtlichsten Kosenamen — wohl dem Bräutigam vermeint.

Und die Sänger von Karnstein sangen:

„Der Mai, der schön' Mai
Ist erfreuliche Zeit,
Ist die ganz' Welt voll Lieb'
Und voll Lustbarkeit.

O Mägdelein mein's,
Wie fein, wie fein!
Die Vögelein schrein's,
Daß du mein sollst sein!

Ist eine ewige Schrift:
Dich lieben, dich lieben!
Der Adam im Paradies
Hat's unterschrieben."

— — — — — — — — — — — — —

Der Abend.

Das Jagdhaus im Ring war oftmals schon Gegenstand geheimer Wünsche des Waldsings gewesen. Das Haus stand gegen die Schroffen hin mitten im Walde, auf einer Lichtung, der Ring geheißen; es war — wie in den Märchen alle verlorenen Königsschlösser der Wildnisse — im Spitzbogenstil gebaut. Wilde Rosenhecken umwucherten das Gebäude und hundertarmiger Efeu stieg an den grauen Wänden hinan bis zu den schmalen Fenstern, in welchen die Zellenscheibchen funkelten. Das Gebäude stand auf der Anhöhe einer Wiese, um welche in einem weiten Ring die hohen finster beästeteten Stämme des Waldes ragten. Das Haus mit den Revieren war Eigentum eines Großen des Landes. Ein alter Forstwart bewohnte es; nur zur Zeit der Jagden kamen die Herren aus der Stadt, um etliche Nächte in dem wohnlichen Waldhause zu schlafen.

In dieses Jagdhaus hatte am Abende ein Wagen das Brautpaar gebracht. Ferdinand Küßdenker führte selbstbewußt wie ein richtiger Hauswart — das Paar in die Gemächer. Hier brannten zwischen den Jagdgeräten und Hirschgeweihen in silbernen Leuchtern schon die Kerzen. Da war ein Saal in altertümlicher Art eingerichtet, stand ein Bücherkasten drin, und auf einem Nußbaumtischchen fanden sich zwei Zithern. Da war ein

Speisezimmer, und in demselben ein Täfelchen fein gedeckt. Da war ein Gemach mit zwei Himmelbetten, in welches Anna bei dem ersten Gang durch das Haus nicht eintrat; sie blieb in der Vorkammer zurück und blickte sinnend aus gegen die stillen Wipfel des Forstes, die mit ihren Zacken und Spitzen in den klaren Abendhimmel aufragten.

Als sie so in flüchtigem Laufe die Wohnung besehen hatten, riet Ferdinand dem jungen Ehepaare, daß es sich ein wenig zu Tische setze.

Ein Glas Wein darf Braut und Bräutigam zu solcher Weile nicht verschmähen. Dabei fand sich noch ein übriges.

Auf dem Tische lag ein Brief von Vater Mildau, folgenden Inhaltes:

Meine Kinder!

Ich hoffe, daß Ihr mir die durch mich angezettelte Entführung in den Wald gern verzeihen werdet. Das Jagdhaus ist gepachtet, laßt es Euch darin behagen, bis das eigene Landhaus fertig sein wird, zu welchem freilich noch kein Grundstein gelegt worden, weil es Eure Sache ist, den Platz dazu zu wählen. Um Euch Liebesglück und Poesie zu vervollständigen, erlaube ich mir, hier eine Beilage anzubiegen. In Kürze Euren Besuch in der Stadt erhoffend mit fröhlichem Glückauf!
Euer Vater

Josef Mildau.

Die „angebogene Beilage“ bestand in einem kunstvoll gearbeiteten Stahlkästchen, in welchem sich Dinge und Schriften befanden, die — als wie prosaisch sie auch verschrien sind — „zur Vervollständigung der Lebenspoesie“ allerdings viel beitragen.

Die Gabe war liebreich und groß. Die süß-bange Stimmung aber vermochte sie nicht zu zerstreuen, die Annens Brust heute beengte.

Sie hatte ihn doch so unsagbar lieb. Nur ihm, ihm allein anzugehören, war stets ihr Gebet und ihre Sehnsucht gewesen. Und jetzt, da sie allein an seiner Seite saß, im stillen, waldumfriedeten Hause, jetzt —

Als sich der alte Ferdinand anschickte, sein Kämmerlein zu suchen, bat Anna, daß er noch bleibe. Heute das erstemal tat er ihren Willen nicht. Ein sonderbares Gutnacht lispelte er, dann schlich er davon und zog die Türen leise, aber fest hinter sich zu.

Von diesem Augenblicke an sagte Anna kaum ein Wort mehr. Schweigsam saßen sie da, und eine altväterische Pendeluhr tickte laut und lauter, so, daß es schließlich zu hören war, als schreite ein geharnischter Ritter mit eherner Gleichmäßigkeit durch den Saal. Da rückten sich die Leutchen näher.

Ein Fensterflügel glitt in der Abendluft leise auf und zu. Da kam's sachte — über die Wipfel herangezittert durch die Nacht, wie Harfenklang.

Männerstimmen sangen im Walde ein Lied. Die Worte waren kaum zu verstehen, nur die letzte Strophe kam, wie auf einem eignen Lufthauch herübergeschifft, zum offenen Fenster:

„— Bin ich voll Verlangen
Noch zum Herrgott gangen:
Därf ich's Dirndl liab'n?
— Ei ja freilich, sagt er und hat g'lacht,
Z'weg dem Büaberl han ich
's Dirndl g'macht . . .“

Die Töne waren verzittert. Über dem finsteren Gestämme lag die Ruhe des Sternenhimmels. Ein Luftzug durch das Fenster blies die Kerze aus.

Wie sie Honigwochen hielten.

Unter Gabriels Papieren finden wir ein Blatt, auf welchem folgendes geschrieben steht:

Den lieben Gott selber nimmt man bei der Hand und nennt ihn Bruder und dankt ihm, daß er einen nicht zum Engel, sondern zum Menschen gemacht hat.

„Soll denn eine Zeit kommen, wo Honigwochen nicht mehr sind?“ fragt sie dich, die Geliebte, die einzige, die Angetraute.

Du sitzest in leichtem Hauskleide neben ihrem Bette und blickest das holde Wesen an — es ist so zart, so weiß, die reiche Fülle der Locken umrahmt das Antlitz, die langen Wimpern verhüllen das Kleinod des Auges; ein wenig entfaltet ist das Lippenpaar — leise aus und ein den Atem ziehend — deines Frühlings warmen Hauch; auf dem Busen wiegt die zarte Hand sich im sanften Aufundnieder . . .

Der erste Morgen.

Jetzt schlägt sie die Augen auf, sieht dich und macht sie wieder zu. An euren Wangen ist Morgenrot. Deinen Mund zieht's nach ihren Lippen!

Draußen ist Sommertag. „Komm, mein Lieb', wir gehen ins Freie.“

„Aber — nicht unter Leute,“ flüstert sie.

„Also in den Wald. Ja, Weib, du hast recht, es wird keine Zeit kommen, da diese Tage nicht mehr sind.“

Ihr wandelt die Wege, die ihr gestern gegangen seid mit den Myrten und mit den Lilien. Das ist aber nicht mehr derselbe, es ist ein anderer Weg.

Gestern und heute!

Und merkwürdig ist ihr Blick, nicht wahr? Du hast bisher keinen solchen Blick ihres Auges erfahren—so verwirrt, so vorwurfsvoll, so verzeihend, so innig, so befangen —.

„Schau," sagt sie, „jetzt trägst du eine Ehemannsseele in dir!"

„Ja," sagst du, „jetzt leb' ich zwei Leben. Ist das eine unpaß, so hüpfe ich auf das andere hinüber. Mach' du es auch so."

„Ich bin schon drüben," antwortet sie.

Ihr ruhet im Grünen und wendet euer Angesicht gegen das Blau, welches zwischen den Zelten des Tanns blinkt. Ein weißes Wölklein schwimmt vorüber; ein munterer Vogel hüpft in den immergrünen Gabeln, pickt in den Samengehäusen der Zapfen. Waldbienen summen und klingen — wären Saiten gespannt an den Stämmen, so müßten sie klingen. Du schließest wohl halb die Augen, um neben dieser äußeren Welt auch noch die innere zu schauen. Du öffnest halb die Lippen, um die Waldesluft in deine Brust zu trinken.

Sie hat ein Doppelpflänzchen gepflückt, an welchem zwei große Erdbeeren hängen, sie legt dir das Sträußel so in den Mund, daß eine der Beeren zwischen die Lippen sinkt. Dann neigt sie sich zu dir und nimmt mit ihrem Munde die zweite Beere der Pflanze. Dann liegt auf deinem Schnurrbärtchen nur mehr der Zweig mit seinen grünen Blätterherzen. — So liebt ein junges Paar Erdbeeren zu pflücken.

Ihr schreitet tiefer in den Schatten und suchet die dunkelsten Büsche auf. Sie ist im Herzen ein Kind und freut sich an einem Neste der Wildschnepfe; aber sie rührt keinen Halm an, und willst du es tun, so hält sie dir den Arm zurück; und willst du dir den kunstvollen Bau des Nestes besehen, so breitet sie ihre Hände darüber aus. Du bist allzu gierig. — Himbeer- und Brombeergesträuche hat seine Dornen und Hecken; da bleibt sie wohl bisweilen hängen mit ihrem luftigen Kleid. Je mehr sie sich wendet und bückt, um sich zu erlösen, je vielfältiger wird sie umstrickt. Du befreiest sie gern, bist aber nicht uneigennützig genug, um auf den Sold zu verzichten, den du dir in baren Küssen holst. Muß sie denn alles zahlen und alles geben! Schon am ersten Tage! — Was soll sie morgen für dich haben und im nächsten Jahre und in aller Zukunft? — Du fragst heute nicht, mein Freund, und ich antworte dir doch. Heute beglückt dich ihrer Liebe zitternde Ergebung, morgen berauscht dich ihrer Liebe Glut, aufs Jahr beseelt dich ihr Mutterglück und ihr Opferwille, in aller Zukunft bleibt dir ihre Treue: sie lebt für dich, sie duldet für dich, sie stirbt für dich. Du liebst sie, weil sie deine Lust ist, sie liebt dich, weil sie für dich leiden wird. Welche Schätze, um dich zu beschenken dein Lebtag lang!

Weiter hin in der Sonne wächst das immerblühende Kraut der Eriken; des Waldes Lorbeer, die edle Pflanze der Preiselbeere glänzt darunter. Dazwischen wiegen die goldfarbigen Liebfrauenschühlein, an denen die Hummeln und Bienen gern Honig sammeln. So mag es sich ja zutragen, daß auch ihr euch einmal in das Kraut der Eriken und Preiselbeeren legt und der Sonne volles

Anrecht laßt auf eure Glieder. Ameisen rieseln geschäftig über eure Kleider hin, kleine und große Schmetterlinge gaukeln vor euren Augen, einer ist dabei, der will sich ins Lockenmeer des jungen Weibes setzen — aber du jagst ihn fort.

Arg drohen euch die Tiere in ihr Bereich zu ziehen. Ihr ruht auf einem Wald im kleinen, auf einer Welt im kleinen; in ihren Schattentiefen weben andere Wesen, die sind jung, da ihr euch niederlasset, und sind alt, bis ihr euch erhebt. Während einer einzigen Spanne eures süßen Lebens haben die da unten im Heidekraut und im Gemoose geworben, geliebt, gelitten und gestritten. Idealisten sind darunter, die streben höheren Welten, vollkommeneren Wesen zu und kommen — zu euch herauf. An deiner Stirnlocke sehe ich eine junge Kreuzspinne sitzen. Sie blickt mit ihren vielen Augen hinüber zu deiner Liebsten, sie möchte gern drüben sein, aber es ist keine Brücke gezogen . . . Soll sie doch warten, bis ihr selbst die Brücke baut und eure Häupter sich innig nahen? Sie will vorlang nicht müßig sein; sie spinnt einen Faden so fein, so unsichtbar, wie die Ahnung der Jungfrau. Ein Lufthauch weht und trägt den Faden hinüber ins zarte Gelock deiner Gesponsin, und nun ist die fliegende Brücke vollendet. Du schaust der Liebsten unersättlich in das Auge. In deiner Brust wehen die Schauer des vollsten Lebens, mit den Lippen begehrst du zu küssen, mit den Armen ihren weißen Nacken zu umwinden. Jetzt gewahrt sie auf dem fliegenden Faden hastig die Kreuzspinne nahen — entsetzt springt sie auf — lachend eilt sie über das Heidekraut.

„Ach, Kind," sagst du, „hättest sie gewähren lassen,

sie hätte uns neu verbunden und verflochten, sie hätte uns wieder eingewebt in ihren seligen Schleier!"

Ihr seid der Erde und verschmäht den Himmel: so verhüllen euch der Bäume Kronen sein Blau, das nur die Sehnsucht mißt. Auch eure Sehnsucht hat alle blauen Himmel durchmessen und hat — zur Erde wiedergekehrt — ihr Ziel gefunden.

Die Rinden des Gestämmes sind gerissen, durchfurcht und durchgraben, das sieht aus, wie eine Geheimschrift. Kannst du sie lesen? Euer Morgen mag hier aufgeschrieben sein, eure Zukunft. „Ewig vereinigt, ewig beisammen!" so jauchzt ihr heut' in Hymnen; aber einst kann ein Tag sein, da eins von euch beiden allein die Pfade wandelt — weinend oder froh! O, geht rasch vorbei an diesen geheimnisvollen Zeichen! — Seht, dort grast ein Reh. Es sieht euch wohl, aber flieht euch nicht, es weiß, ein Mensch an diesem Tage tötet nicht. Ihr seid des Lebens Frucht und seid des Lebens Keim, ihr seid heute das Herz der Welt . . . .

Bis ihr den Weg nach dem heimatlichen Dache antretet, dämmert es. Leuchtwürmchen funkeln euch entgegen; dein liebes, großes Kind verbirgt davor die Hände, weil es glaubt, die fliegenden Funken könnten brennen. Bald aber wird sie kühn, fängt einen der strahlenden Käfer ein, stellt ihn fürsorglich auf die Spitze ihres Zeigefingers und leuchtet dir mit solcher Kerze in das Gesicht. Bei diesem Lichte lugt ihr euch nächtlicherweile in die Augen.

Nach Hause gekommen, könntet ihr beobachten, wie eine verzweifelte Köchin die Hände über den Kopf zusammenschlägt. Die Brühe veraltet, der Braten verdorben,

der Pudding vertrocknet! Leichtfertiges Volk, ihr habt das Mittagsbrot vergessen! — Ein schuldlos Huhn muß alles bezahlen, ihm kostet dieser Abend das Leben. Um so fröhlicher lodert das eure auf. Rheinwein! Ein kleines Glas. Ihr stoßet an: diese Kelche sind noch gut zu leeren. Euer Wohl! . . .

Und soll ich euch weiter begleiten? . . . Ah, du winkest! — Gute Nacht!

Zu wem Gabriel all das wohl gesprochen hat? — Er sagte es zu einer Stunde, da er mit sich allein war.

Ein Schatten im sonnigen Tag.

Vom Jagdhause aufwärts hinter den Hochleutlehnen ist ein kühler Grund, in welchen sieben Schluchten ausmünden. Jede dieser Schluchten bringt ein leise rieselndes oder lautrauschendes Wildbächlein mit sich. Drei dieser Wässer bilden Fälle über terrassenförmiges Gewände; das Plätschern und Sausen davon ist weithin zu hören, und Wasserstaub durchweht den Tann, so daß an den Nadeln immer regenbogenfarbige Perlen hängen. In der Talung, wo diese sieben Bäche zusammenrinnen, liegt ein See, der Stern geheißen. Die Umgebung des Sees ist teils schwarzer Hochwald mit vom Wurme getöteten Stämmen, die allen Ausweg versperren; teils steiniges Gehänge, an welches sich wildes Rosengehege und anderes Laubwerk emporwindet. Darüber herein leuchtet an freundlichen Tagen die Sonne auf den See, von dem keine Farbe anzugeben ist, weil er alle besitzt vom lichtesten Blau an bis ins dunkelste Grün — je nach der Stimmung des Himmels, je nach der Tageszeit, je nach seiner Tiefe. An den Ufern hin schimmern

eine Weile noch die grünlichen Steine. Weiterhin ist von den wenigen Waldleuten, die zu seltenen Zeiten hierher kamen, der Grund nicht entdeckt worden.

Es ist ein gar versteckter Ort, der nur auf einem einzigen, durch sträubende Büsche und zwischen Felsblöcke sich schlingenden Fußsteig erreichbar ist. Der Abfluß geht durch eine zerrissene Kluft und gurgelt hinab in die Tiefe.

Diesen See suchte unser junges Paar gern auf, wenn es von seinen Ausflügen an der Hochleut niederstieg. Ein kleiner grüner Rasenplatz am Ufer, ganz mit bemoosten Felsblöcken und blühenden Dornbüschen umfriedet, war ausschließlich Annens Eigentum. Hierher durfte ihr Gabriel nicht folgen, denn hier stieg Anna in die blaue Flut.

Gabriel hatte sich einen anderen Winkel des Sternes ausgewählt, und zwar in der Nähe eines Wasserfalles, der, ein schimmernder Schleier, von der Wand in den See stürzte, und so den schönen glatten Spiegel in einem weiten Kranze hin erregte. Hier schleuderte der junge Mann in übermütiger Lust Stück für Stück der Kleider von sich, und als er frei war von all den gewobenen, gewundenen Fäden, die ihn noch mit der Kultur verbunden hatten, sprang er in den Schleier des Wasserfalles hinein oder stürzte sich kopfüber in die Wellen. — Gut, daß ihn Anna nicht sehen konnte, ihr wäre bange geworden, denn die Flut, die sich über dem lust- und lebendurchglühten Menschenkörper geschlossen, tat sich nicht mehr auf; und immer stürzten die Bänder des Falles nieder, und weithin zitterte der See — aber der Badende tauchte hier nicht mehr empor.

Der gewandte Schwimmer strebte einer Wassernixe zu . . . und war ihm schon verboten, die Einsamkeit des Rosengestades zu verletzen, so tauchte er doch im Wasser plötzlich neben seinem plätschernden Weibchen auf; und Anna saß in der Flut und suchte den Eindringling durch Wellengischten zu verscheuchen. —

Eines Tages rüsteten sie sich zu einer Partie in die Wildschroffen.

Selbstverständlich suchten sie die allereinsamsten Wege auf. Ihre Liebe beleuchtete die Felsen; sie sahen Alpenglühen, auch wenn die Pelze der Nebel sich über die Berge schmiegten.

Es war im Gebirge tagelanges Unwetter gelegen, nun es sich löste, leuchtete auf den Höhen der Schnee. Züge von Herden trachteten niederwärts; unser Pärchen stieg rüstig und lustig bergan — dem Himmel näher, den Himmel im Herzen.

Als sie zum Schnee kamen, jubelten sie; ein solches Weiß, umsäumt von dem grünen Grunde des tieferen Waldlandes, hatte Anna noch niemals gesehen.

Allzulange waren sie nicht heiter. Sie verloren im Schnee die Spuren des Weges, sie kamen in ein Gewirr von Steinblöcken hinein. Gabriel — der Alpenkundige sonst — wollte es lange nicht gestehen, daß sie den rechten Weg nicht mehr unter den Füßen hätten. Die Gesponsin sagte: „Mein Liebster du, setzen wir uns hier auf diesen Stein zur Rast; dann kehren wir um und bleiben wohlgemut.“

So taten sie, stiegen dann in eine Schlucht hinab, in der sie die bestimmte Richtung des Pfades zu finden hofften.

Sie gingen eine Weile die Schlucht hinaus und hatten zur Rechten und zur Linken schauderhaft wilde Wände, an denen sich kein Schnee hielt und keine Gemse, an denen nur zwei Wanderer emporzuklettern vermochten: das Auge und der Gedanke.

Endlich standen unsere zwei Wanderer still und blickten sich an. Die Schlucht mündete in einen Abgrund aus. Am Felsen, wo sie standen, prangte eine Holztafel: „Hier ist Martin Scheiker auf der Gemsjagd durch einen Sturz verunglückt. Nach vier Tagen konnte sein zerschmetterter Leichnam aus der Tiefe gehoben werden." —

„Keine Bitte um ein Vaterunser," sagte Gabriel.

„Hier geht kein Weg vorüber," sagte Anna, „wer soll hier denn beten?"

Gabriel schwieg. Er glaubte in ihrem Worte einen Vorwurf zu hören.

Anna blickte ihn lange an, schlich dann ganz nahe an seine Seite und hauchte: „Bist du mir böse?"

„Du mir diese Frage!" rief Gabriel, sie stürmisch an seine Brust drückend. „Ja," setzte er kleinlaut bei, „Martin Scheiker ist der beste Kletterer in der Gegend gewesen."

Sie setzte sich auf eine Felsbank; sie milderte das Stoßen ihres Atems und wollte nicht zeigen, wie sehr sie erschöpft war. Endlich legte sie ihre zarte Hand in die seine und flüsterte: „Ich möchte wohl gern noch ein wenig leben."

Vor die Sonne hatten sich Wolkenbänke geschoben; über das Riff nieder fegte ein scharfer Wind.

Gabriel versicherte, daß ihm warm wäre und er legte sein Reisetuch doppelt über ihre Schultern.

Ein Steinfalke schoß über sie hin; sonst war Ödnis.

Gabriel fühlte eine unermeßliche Wucht auf seinem Herzen, da er die zarte Pflanze betrachtete, die ihm, dem Bergsohne vertrauend, hier im Gesteine atmete.

Plötzlich gellte schlagartig, ohne allen Nachhall, ein Schuß in der Schlucht. Erschreckt fuhr Anna empor, wendete ihr Gesicht gegen die Richtung hin und schrie: „Jesus Maria, da unten steht er!" Und schon lachend setzte sie hinzu: „Der leibhaftige Schwarze!"

„Na, der fehlt uns gerade noch," sagte Gabriel. Und siehe, dort hinter den Felsblöcken — eine wüste Gestalt mit kohlschwarzem Antlitz, in welchem ein paar Augen funkelten. Da sie aber einen Kugelstutzen in der Hand trug und einer gestürzten Gemse zuhastete, so sagte Gabriel: „Der Teufel, Gott Dank, ist das dieweilen noch nicht, aber ein mit Ruß bestrichener Wildschütze."

Kaum dieser Unterricht gegeben, waren sie von dem Manne bemerkt worden. Im ersten Augenblicke machte er Miene zu fliehen; im zweiten wendete er sich mit einigen Schritten gegen das Paar und rief mit heiserer Stimme: „Wollt' der Herr und die schöne Frau so gut sein und dem Jäger sagen, ich wäre hier den Berg hinaufgesprungen. Er ist gleich da. Gelt, der Herr und die Frau wollt' so gut sein . . .? faßte die noch zuckende Gemse über die Achsel und sprang damit, daß es in den Felsen klang, von Zacke zu Zacke, das Gewände hinab gegen die Tiefe.

So lange sie ihn springen sah, hielt Anna den Atem an, und als er im Geschütte verschwand, hob sich ihre Brust, als wäre mit dem Wilderer auch sie selber gerettet.

Die tote Gemse hatte sie freilich auch bedauert, aber in einem der „Waldlieder“ hieß es:

„Manch' Tierlein bringt der Hunger um,
Der Hunger des schleichenden Schützen . . .“

Und wie der Schütze berechnet: schon stand der Jäger mit Weidtasche, Griesbeil da und hielt den Finger an das Schloß des Gewehres.

Auf die Bitte des jungen Paares wies er ihm kurz einen Steig, der zwischen den scheinbar zusammengewachsenen Wänden durch in die Niederung der Matten führen sollte. Dann fragte er hastig, ob nicht ein Schuß gehört und ein Wildschütze gesehen worden wäre, und welche Richtung dieser eingeschlagen hätte. — Gabriel hob schon den Atem, um durch die Andeutung der Gegend dem Wilderer die strafende Gerechtigkeit nachzuschicken. Doch stieß ihn Anna mit dem Ellbogen in die Seite, just an die Herzrippe hin und wieder wach wurde sein eigenes Lied: „Vom Hunger des schleichenden Schützen.“

„Ein Wilderer wäre der Mann gewesen?“ antwortete Gabriel dem Jäger mit dreist unbefangener Miene, „nun, der ist da den Berg hinaufgestiegen.“

„Schön Dank!“ entgegnete der Weidmann und eilte flink die steinige Lehne hinan, und Anna — sonst abhold allem Bösen — freute sich, den Mann mit der erlegten Gemse gerettet zu haben.

Aber für einen Augenblick kam nachher doch das böse Gewissen: „Er hat uns den rechten Weg gezeigt und wir haben ihn angelogen!“

Sie hatten dann noch arge Wege zu wandeln, über

scharfes Gestein und loses Gerölle, durch spießigen Zirm, ferner unter Baumgefälle hin, das der Sturm gerissen hatte. Anna, die sich so sehr auf die Alpenfahrt gefreut hatte, blutete an Händen und Füßen. Ihr junges Herzchen aber war lustig und froh und jauchzte, als sie in der Abenddämmerung den Fensterschein einer Hütte sah. Eine Hütte auf der stillen Matte; da wollten sie einkehren und das süße reine Glück des hellenischen Arkadiens in vollen Zügen trinken.

Anna trat mit schalkhafter Entschlossenheit zuerst in das Haus, doch blieb sie in der Türe und der fröhliche Gruß ihr in der Kehle stecken. Sprachlos wendete sie sich ihrem Gatten zu.

Der Schein, welcher die Nahenden durch die Fenster gegrüßt hatte, kam von einem Öllicht, das in einem Wasserglase flackerte. Es stand an der Wandbank, zu Häupten eines toten Menschen. Und daneben der schwarze Mann von unten.

Gabriel wollte sich wenden, da schritt schon der Schwarze gegen die Tür und sagte: „Tu' sich die Herrschaft nicht schrecken. Wir haben uns oben schon gesehen. Ihr tut mir nichts, gelt?"

Es war in diesen Worten etwas Anheimelndes; was sollten sie auch sonst zur nächtlichen Weile, als in der Hütte bleiben?

„Redlich wahr," sagte der Schwarze, während er bestrebt war, den Ruß vom Angesichte zu waschen, „mich tut's gefreuen, daß ich Unterstand und klein Ding Warmes bieten kann. Hätt' mich der Jäger ertappt, kunnt morgen der Ehemann seinem Weib nicht zum Grab mitgehen. Hannerl, mach' ein Essen!"

Jetzt trat aus der Nebenkammer ein halberwachsenes, verstört aussehendes Mädchen. Es hatte blutige Hände, es war mit der Gemse beschäftigt gewesen. Nun machte es ein Herdfeuer an.

„Ist die Tochter, das," stellte sie der Mann vor, „sie ist dabei gewesen. — Hannerl, das Mehl ist im Mehlschrank und nicht in der Salzbutten. — Mein Gott, sie hat so viel den Kopf verloren. Eine schauderhafte Sach' ist's gewesen. Wer wollt' so was glauben!"

Dem jungen Paare wurde bang. Es atmete sich schwer. Anna ließ Gabriels Hand nicht einen Augenblick los. Das war kein hellenisches Arkadien.

„Ist Euer Weib?" fragte Gabriel den geschwärzten Älpler, „ist wohl schon eine betagte Frau gewesen?"

„An ihren Tagen ist sie nicht gestorben," antwortete der Mann, an dem mittlerweile aus der Schwärze ein gutmütiges Gesicht hervorgekommen war. — „Hell erfroren ist sie uns . . ."

Das Herdfeuer verlieh dem Antlitze der Toten noch einmal den Schein des Lebens.

„Haben ihr abgeraten," fuhr der Älpler fort, „bei dem groben Wetter auf den Sattel zu gehen. — Speik wollt' sie haben, und so Zeug mehr; ist mit dem Korb davon. Das Hannerl geht mit ihr; allzwei im Sommergewand — 's ist eine Leichtsinnigkeit gewesen, gar nichts anders, der Pfarrer sagt's auch. — Tu' die Herrschaft jetzt was essen. Gott gesegne! Wie schaut sie denn aus heut', die Suppen?"

Freilich war die Suppe nicht in Ordnung. Anstatt Salz ein Löffel voll Asche war hineingeworfen worden.

„Mar and Josef!“ murmelte der Mann, „letztlich wird sie mir noch närrisch! Leicht kann's sein!“

Gabriel und Anna aßen ein paar Schnitten Brot und tranken Wasser.

„Da hat sich etwas Böses zugetragen,“ sagte Gabriel.

„Hannerl,“ rief der Mann, „setz' dich auf den Zuber und erzählt's noch einmal.“

„Ich bleib' beim Herd,“ wimmerte das Mädchen, „mir ist so viel kalt.“

„So bleib' beim Herd; wir wollen dich schon verstehen.“

Sagte das Hannerl: „ich weiß nimmer, wie ich anheben muß.“

„Auf dem Schaffattel oben habt ihr Wurzeln gegraben . . .“ leitete ihr Vater ein.

„Auf dem Schaffattel oben haben wir Wurzeln gegraben,“ sagte das Mädchen. „Wir haben halt nicht auf die Höh' geschaut, und gäh ist der finster Nebel da und der Regen. Der eiskalt Regen und die Nacht. Wir wollen heimzu und versteigen uns in den Wänden. Nicht so weit, wie da vom Herd bis zum Tisch haben wir gesehen. Frei mit Messern hätt' eins den Nebel schneiden mögen. Eine Höhlen finden wir, da tappen wir uns hinein. Naß bis auf die Haut; der Wind hat schauderlich geschnitten; der Schnee ist in die Höhlen geflogen. — Jetzt, die Mutter, die —“ sie schürte mit einem Asthaken in der Glut, daß die Funken sprühten, „die Mutter, die —“

Sie stockte wieder.

„Mach', Hannerl, erzähl's in Gottesnamen!“ sagte der Mann.

„— ist eine Weil' still neben mir, und dann sagt sie: Kind, heut' ist mein letzt' End' — und hebt an zu zittern am ganzen Leib. Heiliger Schutzpatron Valentin! denk' ich, wenn sie jetzt ihr Hinfallend kriegt!"

„Die Fallsucht hat sie so viel gehabt," schaltete der Vater ein.

„Und 's ist nicht anders gewesen," fuhr das Mädchen fort. „Ich meine hell, der ganz' Erdboden hat geschüttelt, wie es die Mutter jetzt reißt und stoßt. Ihre Zähn' hör' ich scharkezen, daß es mir gerade durch und durch geht. Ich will sie mit beid' Händen festhalten; — keine Menschenmöglichkeit. — Nachher, auf einmal ist sie still gelegen."

„Hannerl!" rief der Mann, sein Kind aus der Betäubung des Schmerzes weckend.

Anna schauerte an Gabriels Brust.

Nach einer Weile, als das Mädchen einen Schluck Wasser zu sich genommen hatte, stand es auf, ging gegen den Tisch und sagte leise:

„Jetzt hab' ich's verspürt, die Mutter wird kalt und starr. So sitz' ich bei ihr in der Nacht und im Sturm und bete zu unserer lieben Frau. Mich schüttelt's wohl auch. — Ja, Leut', und da hör' ich was rauschen in der Luft. Das ist kein Sturmwind . . . Raubvögel flattern zu meiner Mutter Leib. — Tschuh! sag' ich; mit beid' Händen hab' ich müssen fechten, daß das Getier nicht hat angepackt."

Das Mädchen zerrte an seinem Haar. Jetzt trat Anna zu ihm und legte ihm den Arm um, und wollte es trösten.

„Die Totenvögel," bemerkte später der Hüttenbe-

wohner, „die Totenvögel haben mir mein Kind gerettet. Das fortwährende Abwehren und die Angst hat es ein Eichtel erwärmt. — Wir haben sie dann zur Morgenfrüh neben der verstorbenen Mutter gefunden. Ich sag's aber, das Hannerl, zu erkennen ist's nimmer. Glaub's gern. Die schreckbare Nacht! — Geh' jetzt, Kind, leg' dich in das Bett. Wenn die Leut' kommen, so sollen sie sich selber die Mahlzeit kochen." Anna blickte ihn fragend an.

„Morgen werden wir halt das Weib auf den Freithof tragen," sagte der Mann, „und das darf mir die Frau und der Herr wohl glauben, ich bin kein solcher, daß ich gleich zum Zeitvertreib mit der Büchsen ging'. Wär' zu einem Toteneſſen, wie es schon sein muß, die Sach' im Haus, so hätt' ich sicher das Gamsel nicht geholt."

Da war ihnen die Schuld des Schützen geschlichtet.

Anna wollte sich hierauf in die Sache mischen und das Mahl bereiten helfen, aber der Rosenhauch ihres Angesichtes war vergangen. Es war christlich von dem Hüttler, daß er seinen Gästen im Dachraume die Schlafstätte anwies.

Anna sank bald in den Frieden. Gabriel wachte und hörte, wie unten Leute kamen, wie Weiber um das immer knisternde Herdfeuer wirteten, um das Fleisch der erlegten Gemse zu bereiten, und hörte, wie Männer den Deckel des Sarges festnagelten. Er legte der lieben Schläferin beide Hände an die Ohren, auf daß sie nicht geweckt werde von diesem Schalle. Dann hörte er, wie sie unten beteten, wie sie zu Tische saßen, und wie sie endlich, als das Morgenrot aufging, den Sarg unter summenden Gebeten hinaustrugen zur Tür und davon über die Hochmatten dem Kirchhofe des Tales zu.

Draußen sangen die Vögel, da zog Gabriel die Hände von ihren Ohren und sie wachte auf.

„Bist da, Gabriel?“ flüsterte sie, mit der Hand über seine Locken gleitend. „Jetzt habe ich dir einen närrischen Traum gehabt. Aber er ist ganz gescheit gewesen.“

„Närrisch und ganz gescheit!“ lachte Gabriel, „ja, den mußt du mir wohl erzählen.“

„Du!“ sagte Anna, „zum Auslachen ist er zu ernst.“

„So will ich recht andächtig sein.“

„Dafür ist er wieder zu lustig,“ lachte sie selber. „Jetzt bedenk' einmal, Gabriel, jetzt sind wir Ehefrauen allmiteinander gestorben gewesen. Und jede hat einen weiten Sarg gehabt, und zu jeder hat sich ihr Ehemann — der lebendige Ehemann in den Sarg gelegt. Und wie du es tun willst, rufe ich: „Gabriel! bleib' außen, ich steh' selber auf, ich leb' ja noch . . . .“

Sie verließen die Hütte und zogen in das Sonnenlicht hinaus. Sie atmeten frei und leicht und dankten Gott für ihr junges Leben.

Der Annenhof.

Bald nach dieser Brautreise wurde der traumhafte Rausch der Liebe auf eine mildere Art unterbrochen. Ein Baumeister, von Herrn Mildau gesandt, kam nach Karnstein, in der Absicht, den Platz zu prüfen und aufzunehmen, den Gabriel und Anna für den Bau eines Landhauses sich ausgewählt haben würden.

Gabriel und Anna hatten aber an ein neues Landhaus noch gar nicht eigentlich gedacht. Und dennoch wußte jedes der beiden insgeheim eine Stelle, auf der ihm eine

Hütte gut zu stehen schien. Es wollte nur keines dem andern in der Wahl vorgreifen. Als sie sich nun aber verständigen mußten, zeigte es sich, daß beide den einen Gedanken und dieselbe Wahl getroffen hatten.

Ein Viertelstündchen etwa von Karnstein erhebt sich in sanfter Böschung ein Hügel, den hinan die grünen, fruchtbaren Felder liegen. Die Höhung selbst aber ist steiniger Grund, auf welchem einige Erlengebüsche, Weißbirken und Lärchen standen. Von diesem Hügel gegen Abend und Mitternacht hin liegt das schöne, breite Tal mit dem Flusse, der Eisenbahn und den vielen Ortschaften, die aus Baumgärten ihre schimmernden Kirchtürme emporrecken. Jenseits des Tales steht der dreieckige Karnstein mit seiner senkrechten Wand und seiner alten zinnenreichen Burg. Weiterhin auf buschigen Anhöhen ragen die Ruinen Lichtenwart und Treisau, und das Bergkirchlein St. Georgen. Rückwärts hin zieht sich ein Bergwall in mannigfaltiger Gestaltung. Gegen Sonnenaufgang und Mittag breiten sich über Tiefen und Höhen hin die Schatten der Einödwälder und ganz im Hintergrunde erheben sich die Wuchten der Wildschroffen.

An der rückwärtigen Seite zwischen dem Hügel und dem Saum der ansteigenden Waldungen hat ein Bergbächlein ein kleines Tal, eine mäßige Schlucht gewühlt, und wenn man bei den Weißbirken stand, so hörte man deutlich das Anprallen und Gischten des Wassers unten in dem Gefelse der mit Büschen bewachsenen Schlucht. So beherrscht dieser Hügel völlig das Tal und die Wälder. Kleine Ziegen- und Schafhirten weideten zuweilen ihre Herde zwischen dem Gesträuche, oder es schlüpfte durch dasselbe ein Besenbinder, der sich die

schönsten Zweige von den weißen Stämmen schnitt, oder es fand sich wohl gar einmal ein Karnsteiner Liebesgespann ein und lugte vergnügt zwischen den grünen Blätterherzen auf das Dorf hinab, das kein Plätzchen bieten wollte für ein heimlich Grüß-Gott zwischen Lippe und Lippe.

Und auf diesem Hügel baute Heidepeters Gabriel das Haus.

Während des Baues wohnte das junge Paar abwechslungsweise im Jagdhause des Ring und in der Stadt. Die Stadt gefiel ihm aber nicht mehr, sie war ja doch gar zu irdisch für das Eden, das es im Herzen hegte. Gabriel war ja nicht angespannt an den Lastwagen der Gesellschaft, an welchem viele und die besten oft nur deshalb so schwer ziehen, weil sie nicht die gleiche Richtung mit dem Troß anstreben wollen und können. Vergebens ringen die Armen einem eigenen Ziele zu, bis sie endlich liegen bleiben, zermalmt von den ehernen Rädern des Alltags.

Mildau war zufrieden mit dem Titel „Professor", ja er rief jetzt diesen nicht einmal; er schämte sich insgeheim seiner Engherzigkeit, da er sah, seine Tochter gab sich ganz und gar zufrieden mit dem titellosen Menschen. Am allerwenigsten wollte er einen Pegasus im Joche zum Schwieger haben.

— „Hoch könnt er fliegen,
Wär' nicht mehr gebannt,
Hätt' ihm die Lieb nicht
Die Flügel verbrannt . . ."

sang Gabriel um diese Zeit. —

Als der erste Jahrestag der Hochzeit kam, da zogen

Gabriel und Anna ein in das neue stattliche Heim am Saume der Einödwälder.

Es war ein Haus, keinem der hergebrachten Stile ausschließlich huldigend, aber von jedem das beste tragend, in der bequemen Bauart der Neuzeit.

Von den breiten Quadernstufen des Einganges bis zu dem halbflachen Schieferdache mit den Blitzableitern lag Ebenmaß. Die Wände waren aus behauenen Steinen ehern gefügt, Weinreben und junge dunkelgrüne Ranken des Efeu strebten schon empor zu den glatten Glastafeln der Fenster, aus denen die Stimmung der Trautsamkeit blickte. Ein Söller von vier Steinsäulen getragen führte an der Vorderseite gleichsam die Stube in die freie Weite.

Ein scheinbar wildernder Park voll junger Bäume, der Schachen genannt, deckte gegen Mitternacht hin den Bau, während gegen Abend und Mittag die Fruchtbeete trieben und gegen Aufgang des Tages die Blumengärten prangten. Dort stand auch das Glashaus und der figurenreiche Brunnentempel, in welchem ein dreifacher Quell sprudelte. Der eine Strahl floß aus dem Schlangenrachen des Äskulap, der zweite aus dem Horn der Fortuna, der dritte sprang aus einer bemoosten Felsenspalte, gemahnend an die Ursprünglichkeit und Natürlichkeit, die Labe, die nimmer fehlen darf, wo Gesundheit und Glück den Waller erfreuen.

Hinter dem Schachen duckten sich — als bangten sie ein wenig vor dem Auge des Poeten — ein paar Wirtschaftsgebäude, in denen der alte Ferdinand vielbeschäftigt aus- und einging. Der Alte hatte zwei Tage lang keinen Bissen genossen, als er gehört, daß man ihn von seinem Annchen trennen wolle; und Anna hatte ein

heimliches Tränchen vergossen, als sie hörte, den guten, betagten Mann dürfe man nicht mehr aus seiner gewohnten Bequemlichkeit in die rauhe Landluft ziehen: doch schlichtete sich die Sache und Ferdinand ging mit dem Paare und sollte der Hauswart sein.

Von Karnstein her führte ein mählicher, gut gebauter und mit einem lebendigen Zaune besäumter Weg, mündend in den ebenen Platz vor dem Hause, der mit weißem Sande bedeckt war.

Das Innere des Baues bot alles Gute und Schöne eines Herrenhauses, von dem Marmorbecken des Badezimmers an bis zu den Meisterwerken im Ahnensaal. Die Ahnenbilder des Poeten waren Meisterwerke. Moses und Homer, Walther von der Vogelweide und Klopstock und Goethe und Schiller und Grillparzer und Stifter und wie sie heißen mögen alle, die der Poet von heute Ahnen nennen muß, weil er von ihnen stammt und bewußt oder unbewußt auf ihren Pfaden schreitet. Gabriel konnte es nimmer leugnen, daß die Bücher Mosis in der alten Bibel seines Vaterhauses ihm das Singen und das Sagen gelehrt. — Die Gemälde des Saales waren so beschaffen, daß sie nicht allein die großen Dichter, sondern in deren Umgebung auch die Zeit, in der sie gelebt hatten, darstellten; die Bilder hatten demnach zweifach kulturhistorische Bedeutung.

Ferner unterschied sich das neue Haus bei Karnstein von anderen Herrenhäusern durch eine reiche und gewählte Büchersammlung, die, abgesehen von allem geistigen Wert, in ihren geschmackvollen Einbänden selbst für das Auge wohlgefälliger war, als die prachtvollsten Möbelstücke es sein können.

Die Wohngemächer, das Spiel- und Musikstübchen, das Arbeitszimmer des Poeten sollen näher nicht beschrieben werden; überall war die Anmut mit der Bequemlichkeit gepaart und zu all dem Reichtum und zu all den Meisterwerken aus Menschenhänden leuchtete die ewige Pracht der Alpennatur zu den Fenstern herein.

„Für einen Poeten ist das zu viel!“ rief Gabriel aus.

„Für einen Poeten ist dieses Haus zu unbedeutend, solltest du vielmehr sagen,“ versetzte Mildau, „ich wünsche, daß es sich hier annähernd so gut wohnen lassen möge, wie es der Dichter als Kenner der Schönheit wohl ersinnen und beanspruchen mag. Das Beste an dem neuen Hause ist, daß es in einer so schönen Gegend steht. — Gabriel, bleibe der freie Waldvogel! Hier steht dein Bauer mit dem Weibchen — fliege nach Belieben aus und ein.“

Da versetzte Gabriel heiter: „Ich habe als Knabe einen Finken gehabt, der sang in seinem schlechten Bauer nur, wenn er hungerte.“

Mildau verstand. „Du aber, mein Schwieger,“ sagte er, „wirst das Singen nicht lassen, denn du wirst niemals übersättigt und blasiert sein. Und wenn ich dir und deinem Weibe alle Wünsche erfüllen könnte, die auf Erden erfüllbar sind, so würdet Ihr immer noch nach weiterem streben, hungern und — singen, nicht wahr? Wir sind einmal so, nur daß mancher seinen Hunger klagt, anstatt ihn zu singen. Und gut ist's, daß wir unersättlich sind, sonst blieben wir und die Welt mit uns stehen auf einem Fleck.“

Ein schönes Haus, Gesundheit, Jugend und ein liebes Weib — ein Narr, der mehr verlangt!

Gabriel verlangte mehr, und siehe, der Erfüllung nahte sein Wunsch, noch ehe derselbe recht laut wurde.

Ein erstes Anzeichen war eine regere Empfindsamkeit Annens. Eines Tages, als Gabriel aus seiner Arbeitsstube trat, sagte Anna, die mit etwas gerötetem Antlitz an ihrem Nähtischchen saß — anschicksam und emsig lag sie stets den schlichten häuslichen Beschäftigungen ob — „ach," sagte sie, „kommst gerade recht, Gabriel, jetzt mußt du mir einen tüchtigen Verweis geben. Das ist häßlich von mir gewesen."

„Was denn?" fragte der Gatte.

„Mag's gar nicht sagen," antwortete sie unmutig, wie er sie noch kaum gesehen hatte, „du wirst mich noch fortschicken."

„Na, na, na!"

„Zornig bin ich dir plötzlich geworden — den ganzen Seidenstoff hätte ich mögen mitten auseinanderreißen. Und das, weil — zank' mich aber aus! — zornig, weil sich dieser Faden ein wenig verschlungen hat."

Sie lachte jetzt, und er lachte mit ihr und sie sagte, wenn das Laster noch einmal auftauche, so peitsche sie sich selber aus der Haut.

Gabriel küßte das junge Weib für eine solche Beichte, dachte insgeheim aber beschämt daran, wie oft er der Leidenschaft des Zornes schon unterlegen war, ohne sich deshalb auch nur ein einzigmal zu peitschen.

Mildau hatte im neuen Hause noch besonders zwei lichte Zimmer einrichten und in einem derselben einen Großvaterstuhl aufstellen lassen.

Und nun hielt Gabriel Stammer das stattliche Heim für wert genug, es den Annenhof zu heißen.

Um diese Zeit sang er das Lied „von den sechs Brettern“:

„Sechs Bretter, die muß ich nun haben,
Doch laß ich mich noch nicht begraben,
Sechs Bretter zur Wiege . . . .“

Arm in Arm mit Gott.

Wenn Sonntag war, da standen gern Leute, die aus der Einöde niedergekommen waren, vor dem Hause und staunten die Herrlichkeit an und konnten sich nicht genug verwundern über das Glück, welches Heidepeters Gabriel gemacht. Und Gabriel war mit ihnen freundlich, setzte ihnen Labungen vor und hatte längst vergessen, wie sehr die Einödleute einst sein und der Seinen Leben verbittert. Wie sie ihm einst das Böse gegönnt, so gönnten sie ihm jetzt das Gute.

Für den alten Heidepeter war in dem neuen Hause eine freundliche Wohnung eingerichtet worden. Der Peter freute sich, bedankte sich unzähligemal bei Mildau und bei seiner neuen Tochter, blieb darauf auch wirklich einen Tag und eine Nacht in der guten Wohnung — dann aber hinkte er schnaufend wieder zurück gegen das alte hinfällige Haus auf der Heide.

Doch kam der Greis oftmals wieder hervor und klopfte fein den Staub von den Schuhen vor den Stufen des Einganges und klopfte höflich an die Eichentür und drückte schüchtern an der Stahlklinke und trat ein, zu schauen ein Glück, desgleichen er all sein Lebtag in den weiten Wäldern nicht gesehen. Da nahm ihn Anna wohl gern zu ihrer rechten Seite und legte ihren Arm in den

seinen, und schritt langsam mit ihm die Gemächer auf und ab und fragte nach seinen Leiden und Freuden.

„Ja, die Freuden,“ meinte der Alte fast schämig, „wären jetzt wohl da —“ und er deutete mit dem Haupte ein wenig gegen das junge, blühende, neue Glückseligkeit erhoffende Weib.

Der Hauswart, Ferdinand Küßdenker mit Namen, war verläßlich, wie der strengste Verwalter; er war bescheiden wie der niedrigste Diener; er war wachsam wie der treueste Hofhund; er war tollheiter und kindisch wie der ausgemachteste Narr.

Einmal trat er frühmorgens in die Gartenlaube, wo Anna bei einem Buche saß, unter dem Tischchen aber einen alten Gebirgshut barg. Ferdinand trug hoch in der Hand einen silberweißen Stock und rief: „Das ist er! Den hab' ich mir geschnitten heute vor zwei Jahren in den Einödwäldern!“

Da legte Anna den Finger an den Mund; nur noch einen Ruck mit dem Haupte machte der Alte und ging dann still seiner Wege.

An demselben Vormittage schritt Gabriel über die Felder hinaus und betrachtete den Himmel. Es wanderten die Wolken. — Der Wolkenhimmel ist eine der überwältigendsten Schönheiten unserer Erde. Man meint, alle Menschen, die offenen Auges wandeln, müßten sich an ihr erfreuen, anstatt ihren Blick in den Staub zu bohren. — So dachte Gabriel, als seine Aufmerksamkeit von den lichten Wundererscheinungen des Himmels indes doch der Erde zugelenkt wurde.

Vom Walde her schritt langsam eine Frauengestalt

in einem veilchenfarbigen Kleide, das nicht nach ländlichem Schnitte war. In der Hand hielt sie einen Bergstock, den sie bei jedem Schritte wacker auf die Erde stieß; auf dem Haupte saß ihr ein wetterzerrissener Hut mit Band und Hahnenfeder.

War das nicht? War das nicht jene junge Wallerin in die Einöde? —

„Wo ist er denn, mein Waldsing?“ rief sie und hüpfte lustig heran und verrannte sich so sehr in Gabriels Arme hinein, daß schier kein Loskommen mehr war.

So hatte Anna den Gedächtnistag des ersten Begegnens gefeiert.

Dann zeigte sie dem Gatten auch das freilich schon lang verwelkte und verblaßte Veilchen, welches damals der Sänger im Waldschatten zu entfalten gesucht und das hernach an dem Busen des Mädchens aufgeblüht war.

Beim Mittagstische waren sie hierauf noch fröhlich beisammen gesessen. Sie gedachten des Tages, da sie sich fanden.

„Wenn man's aber bedenkt,“ sagte Anna, „ist es nicht gerade, als hätte ich damals meine drei Tage benützt, um mir einen Mann zu suchen?“

„Besser, dächte ich, könnte eine Jungfrau ihre Zeit ja gar nicht benützen!“ scherzte Gabriel.

„Ich bitte dich, denke so nicht!“ rief Anna, „hätte mir jemand gesagt, meine Landpartie würde den Ehestand zur Folge haben, ich hätte mich lieber drei Klafter tief in die Erde vergraben, als in die Einödwälder zu gehen. Aber jetzt, Gabriel,“ setzte sie leise bei, „freut es mich doch, daß sich der Prophet nicht gefunden hat.“

Gabriel hob das Kelchgläschen mit dem roten Burgunder, umfing mit dem anderen Arm sein Weib und flüsterte: „Anna, du weißt es, was leben soll!“

„Warte nur, balde!“ flüsterte sie, klang an und trank ein klein wenig; und der Widerschein des Rubinenweines spielte auf ihren Wangen.

An demselben Tage war sie viel beschäftigt und eilte durch das Haus von einem Zimmer zum anderen und schlichtete in den Schränken.

Am anderen Morgen wiegte Gabriel in seinen Armen ein neugeborenes Kindlein.

Anna schlummerte. Die anwesenden Frauen nahmen den kleinen, unendlichen Schatz nur zu bald wieder aus dem Arm des Vaters. Gabriel lief vor Glückseligkeit hinaus in den Wald, lief wieder zurück in das liebe süße Haus. Er fühlte sich im Mittelpunkte der Welt, er fühlte sich unsterblich, er fühlte sich Arm in Arm mit Gott. Er war Vater. Singen wollte er, konnte nicht, sein Herz war ihm beklommen vor lauter Glück.

Was lieben heißt und glücklich sein.

Rasch dahin flog die Zeit.

Der Kleine gedieh, und die junge Mutter ließ das Kind Tag und Nacht nicht aus dem Auge. Sie konnte nicht satt werden, ihn anzusehen, ihn zu herzen, und zu weinen vor Freude.

Gleich anfangs war ihr geraten worden, dem Kinde eine Amme zu geben. Sie wies den Rat mit einer Entschiedenheit zurück, deren man die sanfte Frau kaum für

fähig gehalten hatte. Eine Amme! Ihr Kind an eines fremden Weibes Brust! Ihr Kind genährt durch eines fremden Weibes Leben! Ihr Kind, ihres Gabriels Kind einsaugend die Eigenschaften eines fremden Wesens! Dem Kinde vorenthalten sein erstes größtes Anrecht, zu ruhen an der Mutterbrust, an dem Mutterherzen; das süße, hilflose Geschöpfchen gleichsam hinausgestoßen in die Fremde, daß es seine ureigenste Heimat nimmer ganz kennen lerne und finde!

Glühenden Zorn empfand Anna über eine solche Zumutung.

„Und du kannst das so ruhig hinnehmen?“ fragte sie ihren Mann.

„Deiner Gesundheit willen hätte ich's zugegeben,“ antwortete er. Insgeheim doch war er glücklich darüber, daß sie die Sitte verwarf, die ihm, wo die Not sie nicht gebot, als die unbegreiflichste schien von allen Verirrungen, denen die Gesellschaft anheimgefallen. Anna verschmähte selbst eine Wärterin. Ihr gehörte das Kind, und auch die Mutterliebe kann eifersüchtig sein. Der Wiegenkreis des Kindes war ihre Welt.

„Wird sich alles geben, wenn Zeit und Weile kommt!“ sagte der alte Ferdinand, „das erste Kind trinkt Mutterblut.“

Es konnte wohl kein Wunder sein, daß Anna, dieses so zart organisierte Wesen, etwas blässer wurde, als das die frische Landluft sonst leiden mag. Sie sah seit der Mutterschaft noch fast jünger und milder aus, als früher. Und wenn sie Gabriel zuweilen still beobachtete, wie sie dasaß vor der Wiege, das Kind auf dem Arm — madonnenhaft — da fielen ihm wohl des Dichters Worte ein:

„Schön ist der Mutter
Liebliche Hoheit!

— — — — — — — — —

Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichnis zu schauen.“

Niemand aber hörte es, wenn Anna, am Bette des kleinen Engels wachend, ihres anderen Dichters Worte summte:

„Hab' überglücklich mich geschätzt,
Bin überglücklich aber jetzt.
Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung gibt,
Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.“

Chamisso's schönes Gedicht „Frauenliebe und Leben“ trug sie stets mit sich herum, verbarg es aber vor dem Gatten. Eines Tages jedoch kam ihm das Heftchen zufällig in die Hand, und da sah er, daß das Gedicht nicht vollständig war. Das Blatt mit den zwei Liedern — vom toten Gatten und den einsamen Tagen — es fehlte. — Um sein Weib in der fast verzehrenden Mutterliebe ein wenig zu zerstreuen, plante Gabriel einen Aufenthalt in der Stadt. Sie zog das Landhaus vor und fragte, warum er sie doch abzulenken suche von der stillen Stätte ihrer Seligkeit ....

Mildau und seine Gattin waren zur Freude des Paares oft auf Besuch anwesend. Mit liebreicher Verehrung hing Gabriel an seinen Schwiegereltern, ihnen dankend insgeheim, daß sie in ihrer Tochter ihm ein so echtes Weib erzogen hatten. Auch zuweilen ein fremder Gast trat ins Haus. Anna machte die gefällige Wirtin,

und dabei hatten ihre blassen Wangen Gelegenheit, aus zweifachem Grunde zu erröten.

Einmal aus Glückseligkeit, wenn die Gäste ihr Kind herzten; ein andermal aus Ursache der landläufigen Gemütlichkeit, die der Herr „Burgermeister" von Karnstein, und auch der Schulmeister, hatten sie ihre Gläser öfter als zweimal geleert, so kernig zu handhaben wußten.

Sie ahnten nicht, daß mehr als einmal im Nebengemache die Träne eines verletzten Frauengemütes floß. — Es gibt Glockenklänge, die unverstanden wohl eine Jungfrau hören mag, die aber das Gemüt der Gattin verletzen.

In den Stunden, da Gabriel in seiner Stube saß, um zu studieren, zu arbeiten, bewachte Anna die Tür des Gemaches mit ängstlicher Sorgfalt. Sie ahnte es wohl: dem Dichter ist jede Stunde der Kraft und Begeisterung ein Besuch Gottes . . . Auf Zehenspitzen schlich sie herum, daß ja kein Geräusch ihn störe, da sein Geist still und selig im Garten der Poesie wandelte. Und kam ein Besuch, so verleugnete sie den Gatten nicht, denn eine Unwahrheit zu sagen war sie nicht imstande; doch flüsterte sie bittend: „Er arbeitet!" und führte den Ankömmling in den Garten zu den hellen Rosen und wahrte so in Treue das Stübchen des Poeten.

Dann wieder stand sie vor seiner Tür, legte die Finger an den Mund und lauschte, ob sie denn nicht den Weihekuß ihrer göttlichen Nebenbuhlerin, der Muse, vernehme. Und dann faltete sie innig die Hände über dem Herzen und flehte um Segen für das Haupt ihres geliebten Sängers.

Und wenn er dann blassen Antlitzes, im Blicke noch

die Begeisterung, wieder in ihr Zimmer trat, so schritt sie ihm langsam und still entgegen, legte ihre beiden Arme über seine Schultern und schlug ihr Auge in Ehrfurcht und unbegrenzter Liebe stumm empor zu seinem Angesichte . . .

Die Seligen des Himmels! — Anna hatte ihrer längst nicht mehr gedacht. Sie fühlte nicht mehr wie einst als schwärmerisches Mädchen das Bedürfnis, in der Kirche die Botschaft des ewigen Heiles zu vernehmen, und doch war ihr Sinn religiöser als je. Edle Frauen haben ihre besondere Religion. Sie beten nicht für sich, sie beten für Gatten und Kind. Ihr Glaube ist der Gatte, ihre Hoffnung das Kind, in der Liebe opfern sie sich beiden. — Des Gatten Kuß, Ideale und Werke, des Kindes friedsames Schlummern und heiteres Spielen und Lächeln sind ihnen ebensoviele Sakramente.

Gabriel war seit seiner Vermählung kaum mehr von Annens Seite gewichen. Die Welt war ihm versunken und vergessen; nur bei der Geliebten war sein Leben. Selbst die Größe und Schönheit der Natur erfreute ihn nur mehr, wenn er sie gemeinsam mit seinem Weibe bewundern konnte.

„Ach schade," klagte er eines Tages, „daß wir heute um zwei Uhr morgens den Mondregenbogen nicht gesehen haben. Im Dunkel der Nacht über den Einödwäldern ist er gestanden mit seinen drei wunderbar klaren Farben."

„So hast du ihn doch gesehen, Gabriel," sprach sie.

„Ach was ist es, du warst nicht bei mir."

„Du grämiger Mann, du! Jetzt auf der Stelle lache mir eins!"

Da mußte er freilich lachen.

„So, mein Gabriel, jetzt habe ich den Mondregenbogen von dir. Der ist mir der liebste."

Als das Weihnachtsfest kam, hatte das Knäblein schon so große Augen, daß sich die Lichter des Christbaumes allesamt darin spiegelten. Und es reckte die Händchen nach den Funken im Gezweige des Tannenwipfels, der heute eingekehrt war in das Haus — ein Abgesandter des Waldes, um dem Sänger zum seligen Familienfeste den Gruß der Wälder zu bringen.

Gabriel und Anna standen mit ihrem Kinde vor dem flammenden Bäumchen; sie sagten kein Wort.

„Ist dir auch so zumute, Gabriel, wie mir?" flüsterte Anna endlich, „mir ist, als wäre mein Herz aus der Brust geflogen und täte da im Christbaum brennen."

„O, du lieber kleiner Poet!" sagte Gabriel und schlang seinen Arm um das Weib, „auch ich fühle es, nur hätte ich es nicht so zu sagen gewußt."

Ein doppeltes Kind — ein kleines, zappelndes, jauchzendes und ein erwachsenes, träumendes, sinnendes, stand der Poet vor dem Weihnachtsbaum. In diesem Augenblicke wurde er sich des göttlichen Glückes der Vaterschaft ganz bewußt.

Die Gottheit baut spielend dem Menschen die goldene Leiter zum Himmel, doch eifersüchtig ist sie, naht der Begünstigte dem Ziele. Allein will sie in den ewigen Himmeln walten. Vergebens mit ihr ringt der Mensch, sie mahnend an Lieb' und Gerechtigkeit. Er stürzt, denn sie ist der Stärkere.

Über Gabriel Stammer kam — wie die lieblichen Tage so hinglitten in schattenloser Schöne — zuweilen

ein seltsames Gefühl der Schwermut und Bangigkeit. Er hatte diese Stimmung bisher nicht gekannt, selbst in den Tagen nicht, als er heimatlos und ungeliebt die rauhen Wege gewandelt war. — Oft ging er in den Wald hinaus, brütete über den Ring des Polykrates und sah es nicht, wie ihn die lebendige Welt anlachte von allen Seiten. Und das leichtlebige Gevögel flatterte in den Bäumen höher um etliche Äste, kam Gabriel gegangen — er war nicht mehr der ihrige.

Wenn er jedoch wieder bei Annen mit dem Kinde saß, und wenn sie ihm mit zwei Fingern die Wange streichelte und ihm recht ins Auge blickte und mit ihrer leisen Stimme das Wort „Gabriel" sagte, dann freilich zerfloß der unheimliche Schatten in seinem Gemüte.

Eines frischen, hellen Februarmorgens fuhr er auf schellendem Schlitten in die Gegend hinaus, die Schönheit des Winters zu schauen, die jene des Sommers an ernster Größe, ja selbst an Glanz und Schimmer weit übertrifft. Und da war es zum ersten Male, daß über die junge Frau, die allein am Bette des Kindes saß, eine schwere Bangigkeit kam. Es lag sonst die holde Sorglosigkeit in ihrem Wesen, eine Unverzagtheit in allem, was sie selbst betraf. Sie konnte in plötzlicher Gefahr allerdings viel heftiger erschrecken als Gabriel, aber sie fand sich und ihren Mut um so eher wieder und wußte durch ihre Gelassenheit und Besonnenheit den Gatten stets zu beruhigen. Nur wenn diesen irgend etwas zu bedrohen schien, war sie aus Rand und Band. — Was aber sollte ihn heute bedrohen? Der Wintertag war schön, die Wege und Pferde waren gut, der Kutscher war verläßlich, Gabriel frisch und gesund. Sie sah die Grundlosigkeit

ihres Bangens ein, nahm ihre Zuflucht zur Zither und spielte unter leisem Fiebern der Finger das Volkslied:

„Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir . . ."

Ihr Herz lächelte erst wieder, als der Knabe erwachte und sie mit den Augen des Vaters anblickte.

Noch ehe der Abend kam, fuhr der Schlitten wieder in den Hof ein. Gabriel sprang vom Gefährte und seinem Weibe um den Hals, so stürmisch bewegt, als hätte er es seit Jahren nicht mehr gesehen.

„Gott sei Dank, daß du wieder daheim!" rief Anna, „du warst doch wohl in keiner Gefahr, Gabriel?"

„Die schönste Fahrt von der Welt wäre es gewesen!" sagte er, „in einem frischkalten Feuer gelodert hat das ganze Tal, meiner Tag' hab' ich so viel Licht nicht gesehen. Alle Bäume haben Pelze an und Mützen auf, die Häher und Ammen haben ihr helles Getue in den Zweigen. Der Wasserfall in der Lugg hat sich hinter eine silberne Wand verschanzt und sieht aus wie das Gebilde einer Tropfsteingrotte. Aus den Zweigen der Weiden sind gläserne Sägen herausgewachsen. Die Karn ist aus ihrer Eiswölbung hervorgebrochen. Die Karnsteiner rutschen auf Schlittschuhen herum, in Georgendorf gibt es großes Eisschießen — 's ist ein vornehmer Wintertag, Anna."

„Ist mir recht lieb, daß er dich erfreut hat, Gabriel," sagte sie.

„Das hat er eben nicht!" rief er, „ich weiß nicht, was seit einiger Zeit in mir ist. Eine Unruhe, öde war mir der Wintertag. Die lustigsten Waldlieder wollte ich

singen — ich war heiser. Die tollsten Worte rief ich dem Kutscher zu — ist ein drolliger Kerl, der Michel — setzte mich schließlich selber zu ihm auf den Bock und ließ das Fuhrwerk sausen in die scharfe Luft hinein, von der ich hoffte, daß sie mir diese Gemütsstimmung wegfegen würde. Allvergebens, mir war angst und weh — da ließ ich umkehren. Und siehe, da die Pferde heimwärtstraben, ist das Ding wie weggeblasen — und jetzt ist er wieder da, dein kindischer Mann."

Daß auch sie zu Hause von der trüben Stimmung überfallen worden, davon sagte sie nichts.

„Anna," sagte Gabriel in ernsthaftem Tone, „ich bin nichts mehr ohne dich; all mein Lebtag kann ich nicht mehr von deiner Seite gehen, nicht auf zwei Stunden lang. Du bist mein ganzes, ganzes Herz, mein alles — ach, wie sind diese Worte abgebraucht, Anna, ich bin ein kläglicher Poet! Ich finde in unserer klingenden Sprache keinen Namen für das, was du mir bist — laß mich hell aufjauchzen!"

Und der Sänger, der seines Volkes Lust und Weh' in Lieder goß, er hatte nichts für seines eigenen Gefühles Übermaß, als den wilden Aufschrei, der auch dem Tiere des Waldes gegeben ist.

. . . Ihre Liebe war eine zitternde. Sie liebten sich fast zu sehr, um glücklich zu sein. Ängstlich und still wurde der heilige Hort im Gemüte bewahrt und bewacht, kaum durch ein einziges Wort wurde er der Welt, der fremden, vertraut. Der Weise hat gesagt, die Liebe sei ein Egoismus zu zweien; — wohl, dann gab es keinen größeren, glühenderen Egoismus mehr auf Erden, als die des Doppelwesens Gabriel und Anna.

Doch wieder anderseits fühlte der Poet, daß er gegenüber dem lieben Weibe ein echterer Mensch geworden war. Eine warme Innigkeit des Herzens, die er bisher nicht an sich gekannt, eine ruhige Ebenmäßigkeit des Denkens und Tatens trat mehr und mehr hervor — gesegnet und gekräftigt war sein Wesen durch sie, und er konnte rufen: „Ich suchte dich und habe mich gefunden!"

Mir graut inmitten meiner Lust!

Als in demselben Jahre der Mai kam — ach, wie oft hatte Anna den Mai gerufen! — da stand die junge Hausfrau mit ihrem blühenden Kinde gern an den Rosenhecken des Gartens. Wie war sie so jung, so zart, so blaß — der leise, kaum sichtbare Purpurhauch auf ihren Wangen war bloß Widerschein der Rosen.

Gabriel blickte oft mit starrem Auge auf diese schwebende, fast ätherische Gestalt, in welcher sich das Irdische allmählich aufzulösen schien in Gatten- und Mutterliebe.

„Mein Annchen!" sagte er eines Tages, ihre weichen, kühlen Hände in die seinen fassend, „es ist wunderbar und mir graut inmitten meiner Lust. — Du wirst jünger von Tag zu Tag."

„Du meinst, weil ich so kindisch bin und die Blumen frage?" sprach sie lächelnd. „Nein, Gabriel, ich habe sie nicht gefragt."

„Anna," sagte er und preßte ihre Hände an seine Brust, „Anna — wenn — ich meine es nur — wenn dir etwa einmal nicht ganz wohl wäre; — es gibt Zustände, die an sich oft unbedeutend und vorübergehend

sind; — doch, wenn du an dir etwas merktest, das dich irgendwie beunruhigte; mein Weib, bei unserem Leben! bei unserem Kinde! teile mir's mit!"

Anna schwieg einen Augenblick, senkte die langen Wimpern und um ihre Lippen schwebte ein Lächeln — ein Lächeln, das dem Gatten durch Mark und Bein ging.

„Wir wollen einen Arzt zu Rate ziehen," sagte er.

Da löste sie ihre Hände von den seinen los, hob sie gefaltet, so daß die Fingerspitzen an ihren Lippen lagen, und den Freund mit aller Innigkeit ihres Auges anblickend, sagte sie leise: „Gabriel, ich bitte dich, quäle dich nicht. Du siehst, ich bin so frisch und lustig, wie kaum je einmal zuvor. — Einen Arzt nicht; Ärzte machen krank. Siehe, ich verstehe selber auf mich zu achten. Magst es glauben, Gabriel, heute liefe ich nicht mehr in das Seuchenspital — bin viel eigennütziger geworden — mich freut die schöne Welt."

„Gewiß, Anna, du bist gesunder Natur, doch die vielen Nachtwachen bei dem Kinde" —

„Die kommen mir gar nicht schwer an. Wo ist eine Mutter, die das nicht mit Freuden täte?"

„Ich dächte aber doch, Anna, ein Ratgeber —"

„Gabriel!" sagte sie mit leiser, aber entschiedener Stimme. „Wenn du mir einen Arzt ins Haus rufest, so laufe ich in den dichtesten Wald hinaus und kein Mensch wird mich finden. Und wenn ich einmal zu laufen anheb' und der Arzt läuft mir nach, so wird sich's weisen, wer von den zweien der Gesündere ist."

So ließ sie die Angelegenheit in einen leichten Scherz ausspielen.

Gabriel schüttelte den Kopf. Wohl kannte er ihre Ab-

neigung gegen die Medizin schon lange. Hatte sie doch einmal gesagt, daß auch bei der Medizin nur der Glaube selig mache, daß sie den Glauben aber verloren habe seit jenem Tage, da an ihres Vaters Tisch ein Arzt saß und in der Wahrheit des Weines Geheimnisse verriet, die für vertrauensselige Patienten nicht erbaulich waren. Dann fragte sie einmal, um wieviel eigentlich die Stadtleute länger lebten, als die Wäldler, die keine andere Apotheke kennen, als die des lieben Herrgotts — die reine Luft und das frische Wasser, die Arbeit und die Nüchternheit, und über allem das helle Sonnenlicht? — Diese Herrgottsapotheke eben läßt den Wäldler des Arztes entbehren, hatte damals Gabriel geantwortet; und jetzt bestand Anna darauf — das Landleben sei ihr zum Heile.

Der besorgte Gatte aber ging insgeheim zu allen Ärzten der Umgebung — es waren deren nicht viele — und heischte Rat. „Mir bangt, sie ist so zart wie ein weiches Nebelchen in der Himmelsbläue des Sommers."

„Nehmt ihr das Kind vom Arm!" war der einstimmige Bescheid.

Wohl, er nahm ihr's vom Arm, aber sie schmeichelte es ihm wieder ab. In die Hände der Mägde legte sie das liebherzige Wesen nicht ein einzigmal, nur der alte Ferdinand durfte es wiegen. Und der Alte wußte ein possierliches Wiegenlied, das er in der Aussprache der Waldleute so gern trällerte:

's Hascherl im Heiderl is leibi,
's Augerl is ah noh nit hell,
's Busserl is noh nit recht zeiti,
Und im Herzerl, da steckt noh a buxkloani Seel'!
Nut Heidl!

Und 's Hascherl im Heiderl wird schneidi,
's Augerl is nimmermehr trüab;
's Busserl vom Büaberl wird zeiti,
Ins Herz kimmt fürs Dirndl a Butt'n vull Liab,
Nutz Heidl!"

Dabei schlief der Knabe gern ein, um der so lieblichen Verheißung in süßen Träumen entgegenzuschlummern.

Allzu glücklich sein — es kann nicht taugen.

Es kam der Hochsommer. Das Kind wuchs wie eine Knospe; es hatte goldfarbige Ringellocken und es hatte die Züge der Mutter und es regte sich von Tag zu Tag lebhafter die „buxkloani Seel'".

Anna war wirklich so lustig, wie kaum jemals zuvor; doch schien diese Lust eine innere zu sein, die lächelnden Gesichtes nur zu den Augen heraussah, wenn die junge Mutter ihr heiteres Kind anblickte oder ihren sinnenden Gatten. Dabei war sie aber eifersüchtig, wenn Gabriel den Kleinen herzte.

„Jetzt bist du mir nicht mehr genug mein," sagte sie einmal scherzend, und er entgegnete: „Was, du klagst, und du hast jetzt zwei und ich nur eine. Das müssen wir ausgleichen."

Sie sagte nichts, errötete ein wenig und war dabei entzückend schön.

Im August, zum Feste Mariens, kam Frau Mildau von der Stadt, um einige Tage in dem Hause an den Wäldern bei Kind und Kindeskind zuzubringen. Seit Anna selbst Mutter geworden, war ihr Verhältnis zur

Mutter fast noch inniger als sonst. Mit Freudentränen begrüßte sie die Ankommende. Da dachte Gabriel auch an seine Mutter. Wie arm und dunkel war ihr Erdenweg gewesen. Wenn sie das alles noch hätte erleben können! —

Eines Morgens hatte der alte Ferdinand der jungen Hausfrau einen Strauß auf das Fenstertischchen gestellt. Der Strauß bestand aus einer weißen, einer roten Rose und einer Knospe.

Da das Kind noch schlummerte und der Gatte schon im Garten bei den jungen Obstbäumen tätig war, so stand Anna sinnend eine lange Weile vor dem Strauß. Gabriel überraschte sie in ihrem Sinnen. „Poetin du!“ rief er, sie umarmend.

Anna war völlig erschrocken aufgefahren und glitt sich nun mit den Fingerspitzen über die Schläfe.

„Ja freilich,“ sagte sie dann schalkhaft, „ich lerne dir ja das Handwerk ab. Jetzt habe ich just ein Gedicht gemacht.“

„Und wird der strebsame Lehrling seine Arbeit weisen?“

„Ja,“ sagte sie, ihren Zeigefinger über die weiße Rose haltend, „das ist das Eheweib!“ Dann die Fingerspitze gegen die rote senkend: „Das ist der Ehemann!“ Dann leise und schelmisch die Knospe berührend: „Und das ist das Kind!“

„Anna!“ sagte er, „das ist ein schönes Gedicht; doch warum nicht das Eheweib die rote Rose? Und hast du wohl nachgesehen, ob an diesem blühenden Ehepaare keine Dornen sind?“

„Ach, der garstige Ferdinand!“ rief die junge Frau, „die Dörnchen hat er alle weggeschnitten.“

„Und das tut dir leid?“

„Weil der Strauß verdorren wird. Zur Rose gehören die Dornen, sonst verkommt sie.“

Gabriel schritt schweigend durch den Hausflur.

Anna beugte sich über das schlummernde Kind. „Ach, mein Kind! Deiner Mutter ist bang. — Allzu glücklich sein — es kann nicht taugen . . .“

Als Frau Mildau nun auf Besuch kam, stand der Strauß noch da. Sie lobte die Rosen und stellte sie vor das Fenster, weil für das Kind der Duft betäubend sei.

Am Abende des Marientages, während eines Gewitters, sagte Anna ganz ohne Anlaß: „Gabriel, du mußt länger leben als ich. Sonst wär's mein bitteres Verderben. — Tu' mir den Strauß weg! Den Strauß tu' mir weg! Ich mag ihn nicht mehr sehen.“

An demselben Abende — da die Großmutter bei dem Kinde war — gingen sie in das Engtal hinein, in welchem das Wildwasser des Gewitters noch rauschte.

„Eine glückselige Stunde!“ sagte er und schmiegte sich an sein Weib, „jetzt sehe ich wieder einmal, wie schön dieses Tal ist und dieser Wald und diese Welt!“

Anna lächelte und sprach: „Trippelt nur erst der kleine Sepp zwischen uns einher, dann schau' die Welt mit sechs Augen an . . .“

Sie rang nach ihrer natürlichen Heiterkeit.

„Ich möchte dir gern einmal etwas sagen, Gabriel!“ sprach sie plötzlich.

Er blickte sie an. „Wir wollen uns dazu auf diesen Stein setzen,“ entgegnete er.

„Gehen wir noch ein wenig weiter; gehen wir bis zum Baumstrunk dort.“

Als sie auf dem Baumstrunk saßen, lauschten sie dem Tosen des Wildwassers und blickten in die braunen Wellen, die allerlei Getrümmer mit sich wälzten.

„Nun, Anna!“ sagte Gabriel.

„Sollst dich vorbereiten, Gabriel —“

„Wie meinst du das?“ —

„Hier rauscht das Wasser so,“ sagte Anna, „lass' uns bis zum Wegkreuz gehen.“

Sie gingen bis zum Wegkreuz. Dort blieben sie stehen.

„Gabriel,“ sagte Anna, „jene Kleider, die ich vor zwei Jahren unterwegs in die Einödwälder getragen habe —“

„Was, mein Herz?“

„Sie sind in der Lade des Betpultes . . .“

Sie stockte und atmete schwer. Gabriel blickte ihr ins Angesicht. Auf diesem Angesichte lag jetzt ein erschreckend wundersamer Ausdruck.

„Und dann —“ fuhr sie fort und wieder schwieg sie. — „Nein, Gabriel, ich will dir's ein andermal sagen.“ — Sie gingen schweigend dahin.

Als sie wieder gegen das Haus hinabschritten und Anna in der wohligen Abendluft aufatmete, sagte der Gatte: „Ich dächte, mein Weib, wir sollten nun, so lange die Großmutter bei dem Kleinen bleibt, die Zeit recht benützen. Machen wir Ausflüge!“ Damit war sie wohl einverstanden, denn der Mutter vertraute sie das Kind. Gabriel war darüber innig froh; und die freie, frische Waldluft würde sie gewiß erquicken, stärken und erheitern.

Es wurde gleich für den nächsten schönen Tag eine

Partie bestimmt, und zwar zum Waldsee, der Stern genannt, um die Erinnerung an so manche liebliche Stunde daselbst wieder aufzufrischen.

Dies ist der Tag von Gott gemacht!

Und am anderen Morgen zur frühen Zeit stand Anna am offenen Fenster und rief hell die Worte aus: „Dies ist der Tag von Gott gemacht!“

Und wahrhaftig, das war ein Morgen voll Frische und Licht und Reine, voll Leben und Lust, ein Tag zum Erwachen aus der Weltheit, zum Aufschwingen in das Reich des Hehren und des Schönen, ein Tag zum Freudigsein — ein Tag von Gott gemacht!

Auf dem Fenstertisch lag die Zither. Anna begrüßte den Tag durch das Lied „Waldesruh'“. Es war ein unsagbar zartes, seelisches Spiel, es war, als habe sich das Herz der jungen Frau in Töne und Klänge aufgelöst, um hinauszuzittern in Gottes wunderbare Welt . . .

Das Spiel lockte sogar einen Gast herbei. Ein Vogel mit silberschimmerndem Gefieder hüpfte im Laubwerk vor Annens Fenster, horchte zuerst ein wenig der „Waldesruh'“, sang und jauchzte dann und flüsterte ins Gemach: „Ich wüßt' was, ich wüßt' was! Soll ich's nennen?“ — Dann flatterte das Tier plötzlich ins Zimmer, aber sogleich wieder hinaus und hin über die Wipfel des Baumgartens und hin gegen den Wald.

Gabriel und Anna rüsteten sich, und der alte Ferdinand kam wichtigtuend mit seinem Birkenstock heran: „Hausfrau, diesen Stab müßt Ihr heute tragen, es ist Segen daran!“

„Meine Mutter!“ sagte Anna und nahm Frau Mildau an der Hand. „Du hütest ja mein Kind!“

Dann kniete sie nieder vor der Wiege: „Du schläfst, Herz, und deine Mutter geht davon. — Nein, das ist nicht recht.“ Sie blickte zum Gatten auf: „Gelt, Gabriel, du meinst es auch, die Mutter soll beim Kinde bleiben?“

„Na, so macht nur einmal fort, ihr gefühlsseligen Leut'!“ rief Frau Mildau, „hoffentlich wandert ihr nicht ins Amerika und unsereins versteht doch auch noch einiges von der Windelwirtschaft. Gott hüt' euch und kommt beizeiten wieder zurück!“

Gabriel verstand die Unruhe der jungen Mutter wohl; es war ja das erstemal, daß sie auf stundenlang von ihrem Kinde Abschied nahm.

Dann gingen sie davon.

Er jauchzte, als sie in den lichtdurchzitterten, sangeslebendigen jungen Tag dahinschritten. Sie gingen über die Felder hinaus. Sie begegneten Schulkindern, kleinere sahen sie am Bache spielen.

„Wieviel es doch Kinder gibt im Orte!“ sagte Anna; erst jetzt, da sie Mutter war, fiel es ihr auf.

Als Gabriel die Wildnelken und Enzianen betrachtete, die im Morgenhauche wiegten, sagte er: „Siehe, Annchen, wie dich die neigenden Blumen grüßen. Sie freuen sich, dich endlich wieder unter sich zu sehen.“

Sie pflückte eine Nelke und steckte sie an die Brust ihres Mannes zur linken Seite, wo vor zwei Jahren die heilige Myrte geprangt. —

Sie hatten den unteren Feldweg gewählt; an der Friedhofshecke blieb Anna stehen.

Als sie Gabriel leise zum Weitergehen mahnte, fuhr

sie sich mit den Fingerspitzen über die Stirne und hauchte wie im Traume: „Gott, wie das schön ist! Aber,“ setzte sie erwachend hinzu, „sollten wir nicht ein wenig zu deiner Mutter hineingehen?“

Er zog sie sanft des Weges weiter. So rief sie einer hinschmetternden Lerche zu: „Du siehst, mein böser Mann, der läßt mich nicht. Fliege du, und richte mir den Gruß aus. Morgen komm an mein Fenster und hol' dir den Botenlohn.“

Im Hohlweg, der endlich aus sonnigen Auen in den Wald führt, begegnete unserem Arm in Arm wandelnden Paare ein altes Bettelweib, das hinkte und schielte und grinste.

Gabriel wollte der Alten ausweichen, weil sie so häßlich war, allein Anna sagte, weil häßlich, um so hilf- und liebebedürftiger wäre sie. Die junge Frau nestelte eine Münze hervor.

Die Alte ergoß sich in Dankesbezeugungen, erhaschte Annens Hand und wollte wahrsagen.

„Heute nicht,“ sagte Anna, „liebe Frau, ein andermal.“

Doch die Alte ließ die kleine weiße Hand nicht mehr los. Mit hin und her zuckenden Äuglein betrachtete sie die zarten Linien und rief: „Ein langes Leben, schöne, goldene Frau, ein langes Leben!“

Gabriel griff jetzt auch in die Tasche.

Dann kamen sie zu der Waldkirche.

„Schon zwei Jahre vorbei,“ sagte Anna, ging hinein, kniete nieder auf der untersten Stufe des Altars, senkte das Haupt mit den vollen Locken und betete.

Gabriel stand im Hintergrunde und blickte auf das

liebe traute Wesen, das eine solch nimmergeahnte Seligkeit in sein Leben gebracht hatte. Und wie sie da kniete in der heiligen Stille des Waldkirchleins und im kindlichen Gebete wohl ihres Mannes, ihres Kindes gedachte und auch für sich den lieben Gott anflehte um Dauer des Glückes . . .

Endlich kamen sie auch zum Ring und an dem Jägerhause vorüber, in welchem sie die ersten Honigwochen genossen hatten. Als sie vor dem Hause saßen und Anna auf die bunten Steine des Sandbodens blickte, sagte sie: „Hier könnte unser Knabe schon spielen."

Als sie wieder gehen wollten, kam ein Hochzeiter des Weges. Der war in schmucker Tracht der Gegend, trug einen langen Stock in der Hand und einen großen Strauß mit roten Bändern auf dem Hut.

„Die Herrenleut' vom neuen G'schloß?" fragte der Mann und sah dem Paare ins Gesicht. „Schau, grad' hab' ich wollen hinsteigen. Ich hätt' die schöne Bitt', daß mir die Herrschaft die Ehr' wollt' erweisen und in der Montagsfrüh zu meiner Hochzeit gehen."

„Das ist ja ein alter Bekannter!" rief Gabriel, den Mann betrachtend.

„Wird wohl völlig so sein!" antwortete jener, „und deswegen bin ich halt so keck. Und mein Lisei läßt auch schön bitten. Ein klein' Frühstück hätten wir in der Hütten! Zusamm'geben werden wir in der Karnsteiner Kirchen und das Essen ist beim Bräuer. — Und die Frau auch mitnehmen! Gelt, ich krieg' das Geheiß?"

Händeschüttelnd gab ihm Gabriel das Geheiß. Der Hochzeiter eilte davon.

Der Berghütten-Franz war's gewesen, welchen unsere

Gatten vor zwei Jahren im Gebirg als Wildschützen begegnet und in dessen Haus sie eingekehrt waren, als sein erfrorenes Weib auf der Bahre lag.

„Und — der freit wieder?" sagte Anna.

Der Sonnenstern leuchtete hoch über den Wipfeln des Ring. Gabriel und Anna gingen immer tiefer in den Wald hinein.

Allerlei Tiere — krabbelnde, kriechende, flatternde, fliegende kamen ihnen in den Weg. Das Geschlecht der Spinnen hatte ganze Netze gezogen, um die Wandernden zu umgarnen. Es war ein frohes Hüpfen und Schlüpfen über Stock und durch das Dickicht. Anna tat mit und Gabriel sah, wie ihre Wangen leise glühten — im Wald, im schönen frischen Wald . . .

Plötzlich aber, mitten im schäkernden Hineilen, stand Anna still; es war, als müsse sie tief Atem holen. Sie legte nun den Finger an den Mund, als horche sie. — — „So närrisch! Mir ist's gewesen, als hätte unser Kind gerufen. — Gabriel, wann können wir denn wieder zu Hause sein?"

„Bis der Sepp von seinem Mittagsschläfchen erwacht, können wir wieder zu Hause sein," antwortete Gabriel, „und auch noch früher, wenn wir jetzt umkehren wollen."

„Du gehst so gern zum See, liebes Mannerle," sagte sie. „So gehen wir nur."

Es war gegen die Mittagsstunde, als sie zum Stern kamen. Bis hierher schien das gestrige Gewitter nicht gereicht zu haben. Die sieben Bäche rieselten klar und die Wasserfälle plätscherten in dünnen Schleiern nieder über das Gewände. Der See war rein und lau und

ganz geruhig. Am Rande glitzerte und zitterte der braune Sand durch das Wasser und manche Forelle ging spazieren am Ufer entlang, ein wenig lauernd nach Mücken und Käferchen an den niederhängenden Halmen. Ein paar Libellen, einander verfolgend aus Haß oder aus Liebe, schossen hin über die bezahnten Farnkräuter und wilden Lilien des Ufers. Da und dort auf dem Wasserspiegel trieben winzige Geschöpfe, die man kaum sah, Kreise auseinander — Reiche, die sich stolz dehnten, allmählich verflachten und lösten.

Auf jenem kleinen, vom See, von bemoosten Felsen und wilden Dorn- und Rosenbüschen umfriedeten Rasenplatze, seit den ersten Honigwochen her die Annenruh' geheißen, ließen Gabriel und Anna sich nieder.

Hier ruhten sie ein wenig und blickten — ein ewig träumendes Paar — den zarten Wolken zu, die oben über den Felsen und Höhen in der Bläue schwammen.

„Merkest du es nicht auch, Anna, daß die Wolken immer rascher ziehen, je länger man sie anblickt?" sagte Gabriel.

„Und ich ginge dir was wetten," entgegnete Anna, „daß die Wolken still stehen, wie eine Mauer; aber die Felswand neigt sich immer mehr herüber, als wollte sie auf uns fallen."

„Mein Kind," sagte Gabriel, „der Felsen steht fest auf seinem Grund, fest wie die Zeit. Aber die Wolken fliegen, und — wir sind die Wolken."

Unverwandt blickte Anna in den Himmel hinein. — „Seltsam, seltsam," rief sie plötzlich, „hier wächst meine Seele . . . Gabriel, hier baue ein Haus, hier möchte ich wohnen . . . hier müßte ich gesunden."

„Wohlan!“ rief Gabriel und richtete sich auf, „bauen wir hier am See eine Hütte für die Hochsommertage. — Anna, je tiefer mit dir in der Wildnis, je einziger sind wir uns eigen.“

— — Still und heiß in der Mittagssonne. Ewig das Flüstern der fallenden Schleier — und das süße Atmen des schlummernden Sees.

Sie stiegen in das Wasser. Gabriel in frischer Lebenslust jauchzte hervor aus den gischtenden Wellen. Anna tat einen Hauch des Behagens. So erquickend war die laue Flut, die sich weich um die Glieder legte und die Gestalten verklärte zu weißem lebendig gewordenen Marmor.

Erst als Anna zwischen den Rosensträuchern ihre rieselnden Locken getrocknet und den Schnee ihres Kleides wieder an sich getan hatte, stieg auch der Gatte aus dem See. Sie pflückte eine weiße Rose, aber mitsamt dem Dornenstengel und drei grünen Blättern. Kein Stäubchen und kein Mückenstich war auf der Rose; sie ist später genau besehen und mit unzähligen Tränen begossen worden.

Als Gabriel sich wieder in den gehörigen Stand gesetzt und angeschickt hatte, das kleine Mittagsmahl aufzutischen, bat Anna vor dem Essen um ein Viertelstündchen Ruhe. Das Bad hatte sie ein wenig ermüdet.

Auf den Samt eines moosigen Steines legte sie ihr Haupt. Das immerwährende Flüstern der Wässer und ein mild rieselndes Lüftchen luden zum Schlummer ein.

Halb geschlossenen Auges lächelte Anna ihrem Manne entgegen, hob ein wenig den rechten Arm: „Komm, Gabriel, laß mich in deine lieben Augen schauen!“

Er neigte sich über ihr Angesicht und trank mit zitternder Seelenlust den wundersamen Blick aus ihrem Auge.

Noch sog sie den Kuß von seinen Lippen, dann sanken die Wimpern.

Auch Gabriel wendete sich, um ein wenig zu ruhen. Das Antlitz nach aufwärts gerichtet, wie es seine Gewohnheit war, sah er den Wolken zu. Zuerst in leichten Flocken kamen sie, bald in dichteren Hüllen und endlich in schweren finsteren Massen gezogen, die alles Blau des Himmels verdeckten und einen Schatten warfen auf den See. — — „Es ist doch so, wie ich mir's hab' gedacht!" hörte er sein Weib sagen. Dann wurde die Finsternis schwerer, er schlief. — — Ein Ruf nach Licht scholl in den Felsen. Die Worte: „Auf! . . . auf!" zitterten nach; dann war es, als hörten die Wasserfälle auf zu rinnen.

Als Gabriel aus dem Schlafe erwachte, blickte er erstaunt um sich. Da war wieder der See am Stern mit seinen Wänden und Wasserfällen; am Himmel zogen die Wölklein wie vor und eh', nur die Sonne war hinübergesunken gegen den Waldrand. — Anna hatte ihr Haupt noch liegen auf dem grünbemoosten Stein und schlummerte. Sinnend blickte er hin auf dieses Bild. In weißem Kleide ruhte sie, die eine Hand gegen den Gatten hin ausgestreckt, die andere leicht die weiße Rose haltend über die Brust gelegt. Lose wallten die Locken, schier noch dunkler als sonst, um das zarte, blasse, so seltsam jugendliche Angesicht. Kaum weißer war die Rose als dieses Antlitz, auf dessen rechter Wange etwas wie eine Träne glitzerte . . .

„Anna!“ lispelte Gabriel. Es fiel ihm plötzlich ein, sie zu wecken. „Anna!“ rief er beklommen. — Wie schlief sie so fest! — „Anna!“ Mit wildem Schrei stürzte er hin, faßte sie, stöhnend rüttelte er mit aller Macht an ihrem Leibe. — — — Sie war leblos. — — —

Die Geliebte im Tode.

Der Kleine war erwacht aus seinem Mittagsschläfchen.

Er saß, ein possierliches Spielzeug handhabend, auf dem Schoße der Großmutter. Beide waren heiter. Der alte Ferdinand aber ging nur so im Hause umher; er hatte sonst stets Dringendes zu tun, heute aber wußte er nicht, was er zuerst anfassen sollte, daher tat er gar nichts. Er ging umher und guckte alle Wanduhren an, denn seiner „Taschnerin“ mochte er es gar nicht glauben, daß die Stunde schon vorüber, zu welcher die Herrschaft nach Hause kommen wollte. — „Na nu,“ brummte er bei sich, „wenn die zwei einmal in den Wald kommen! — Sechs schlägt's — 's ist ein guter Herr, ein gottsmöglich guter Herr, aber wenn er in die Wildnis gerät, Gott straf' mich hart! da steckt noch das wilde Tier in ihm. — Und sie ist nicht ein klein' Stückel besser. — Mein' sündige Seel' wett' ich, wenn sie zum Stern gegangen sind, heut' muß er sie nach Haus tragen wie ein klein Kind. — Sieben Minuten schon darüber. Ach, es ist ein lasterhaftes Volk!“

Er fragte bei Frau Mildau an, ob sie für ihn was zu schaffen habe. Auf ihre Verneinung rannte der Alte aus dem Hause und dem Walde zu. Er wußte nicht,

was ihn peinigte. Ruhelos eilte er hin; mehrmals hätte er gern ausgehorcht, aber er geizte mit der Zeit. Beim Jägerhause fragte er an; da hatte man seit Vormittag die jungen Herrenleut nicht mehr gesehen; sie hätten die Richtung gegen den See genommen.

So lief der Alte — lief heute wie ein Knabe, daß er zu sich selbst sagte: „Suchen muß einer was Rechtes, dann wird man wieder jung!“ — lief gegen den See hin.

Abenddämmerung, als er vor der dunklen Tafel stand, atemlos. Das Rauschen der Wasserfälle, das Plätschern der nach Mücken schnappenden Fische — sonst war nichts zu hören. — „Sind längst über die Berge, angenommen, daß sie dagewesen. — Das Weiße dort bei den Büschen? — Nein, welcher Christenmensch klettert da hinüber! — und doch — sie sind's! — Na die muß ich mir heut' ausborgen! Das sind lose Kinder, die man heimholen muß, wenn's finster wird.“ —

Er kletterte mühsam über das Steingeblöcke, schlich hinter den Büschen durch. — Das Brummen des Bären will er nachmachen, da werden sie auffahren. —

Seltsam das, am hohen kühlen Abend noch dasitzen auf dem feuchten Moos. — Sie schläft. — Er sitzt daneben wie eine steinerne Figur. — Das Brummen des Bären läßt der Alte bleiben. Mit seiner heiseren Menschenstimme ruft er sie bei ihren Namen. Sie regen sich nicht. Da faßt den alten Ferdinand plötzlich der Graus. Hastig tritt er vor sie hin. Gabriel wendet kaum das Haupt, blickt starren Auges auf den Greis. Sein Antlitz ist wie Marmor.

Ein Blick Ferdinands auf die Ruhende — jetzt weiß er alles. Weiß es und glaubt es nicht. Ihren Namen

ruft er laut, daß die Felsen gellen. Sie ist kalt und erstarrt. — Des klagenden Jammers voll eilt der alte Mann zurück in das Tal von Karnstein.

Stille Rast hält Gabriel, des Heidepeters Sohn, bei seinem Weibe. Des wachsenden Mondes Halbkreis zieht allmählich empor an dem nächtigen Himmelsdom. Leicht kräuseln die Wellen und nimmer faßbar ist dir, o Ärmster am sandigen Ufer, was da geschah . . .

Die finsteren Felsen umragten die Annenruh', doch dort, wo sie ruhte und wo er in Seelenohnmacht Wache hielt bei ihr, dort dämmerte der Mondentag mit seinen heiligen Schauern.

Als um Mitternacht die Leute mit der Tragbahre kamen und mit Fackeln, saß Gabriel immer noch unbeweglich auf dem Stein. Er blickte den Zug verwundert an. Und als sie ihn emporhoben, taumelte er wie ein Schlaftrunkener. —

Dann sind sie durch den Wald heimwärts gezogen. Voran die schwankende Bahre mit der leichten Bürde, bedeckt von weißen Linnen, begossen jetzt von Mondenschein und jetzt von den roten Strahlen der rauchenden Lunten. Und unter der Bahre die Männer, nie noch seufzend unter so seltsamer Last als heute. Und hinter der Bahre, zur Rechten den alten Ferdinand, zur Linken den alten Heidepeter, wankend und stumm vor sich hinstierend Gabriel — klagelos — seelenlahm.

Frau Mildau ist mit einem entsetzlichen Jammerschrei hingestürzt auf ihr stummes Kind, als man es an der Schwelle des Hauses zu Boden hub.

Der Knabe hat süß geschlafen zur selbigen Stunde. Im Saale des Landhauses, mitten in einem Walde

ewig grünender und üppig blühender Gewächse, zwischen denen die Lichter flammten wie glühende Knospen und goldene Schmetterlinge, ist das irdische Gebilde aufgebahrt worden. — Wer sie liegen sah auf hohem Ruhebette, in jenem weißen Kleide, das sie am glückseligen Tage der Trauung getragen, in einem Kranze von blassen Rosen, die Hände über der Brust gefaltet, mit leicht geschlossenen schattigen Augenlidern, leise lächelnd noch im ewigen Schlummer, auf den Wangen den zarten Rosenhauch — ein Widerspiel der Lichter und Blumen — eines reinen Wesens Gestalt — einer siebzehnjährigen Jungfrau gleich . . . .!

Zur linken Seite der Bahre stand, einer Bildsäule ähnlich, Gabriel, und unverwandt ruhte sein starres Auge auf dem Antlitze der Schlummernden. Kein einzig Wort hatten sie ihn noch sprechen gehört seit der Stunde, da er mit Annen hinausging gegen die Wälder. Daher wußten sie nicht, wie sich das Schreckliche begeben. Die Bewohner der Gegend waren herbeigekommen; völlig zu klein wurde das Haus. Viele waren der Ansicht, die Frau sei vom Blitze getötet und der Mann durch denselben gelähmt worden.

Die Untersuchungen der Ärzte ergaben nichts Bestimmtes; aber der Tod muß einen Namen haben, so gut wie das Leben.

Das Wort „Herzlähmung" schrieben sie in seinen Passierschein.

Bald war Herr Mildau aus der Stadt gekommen. Wohl brach auch er zusammen vor der Bahre seines über alles geliebten Kindes; doch mit des Mannes Willenskraft raffte er sich wieder auf, um die Bestattung an-

zuordnen mit derselben Umsicht, mit welcher er einst das Hochzeitsfest geleitet hatte. — Das erste war, daß er mit rücksichtsvoller Gewalt den Gatten von der Bahre hinwegführte. Er geleitete ihn in das Gemach und legte ihm das Kind in den Arm.

Der Knabe schmiegte das Händchen um des Vaters Nacken, lachte mit den großen Augen und streichelte seine Wange — geradeso, wie es die Gattin getan, wenn sie ihn in kleinen Dingen zu trösten hatte und beruhigen wollte. — Und jetzt — jetzt brach er aus, der wilde, unbändige Schmerz in einen Tränenstrom. Im ganzen Hause hörte man sein Weinen, und da sagten die Leute: „Er ist gerettet."

In den großen Saal ließ man ihn nicht mehr treten. Auf dem mit wildem Weinlaub umrankten Söller saß er und blickte in die Wälder hinaus.

„Wollt ihr mein Bräutchen sehn?
Trägt ein weiß Kleidchen schön,
Hochzeitsleut' tanzen
Ums festliche Haus . . . ."

Die Gattin des Waldsing wurde im schönen Tale von Karnstein bestattet. — Der Trauerzug war groß und echt bis ins Herz eines jeden, der daran teilnahm. Der Sarg, hinschwebend durch den sonnenfunkelnden, lebensfreudigen Morgen, war ganz bedeckt mit Kränzen aus Wäldern und Bergen, welche die Bewohner der Umgebung herbeigebracht hatten. Die Liebe, die Dankbarkeit will zu solchen Stunden sichtbar werden.

Das Grab auf dem Kirchhof, nicht weit von jenem der Mutter Gabriels, war holdsam ausgerankt mit grünen-

dem, blühendem Gezweige — ein Rosenbettlein war's, auf das sie den Schrein hinabsenkten.

Seit einem Tage war der alte Ferdinand vermißt. Nun, als sie daran gingen, das Grab zu decken, kam das Männlein atemlos herbeigehastet, einen Kranz tragend, geflochten aus edlem Weiß, das auf hohen Bergen wächst. „Mein Annchen! das Hochgebirge ist deine Freud' gewesen. Der höchste Berg im Land schickt dir den Gruß!"

Das Edelweiß war das letzte, was diese Welt ihr gab. Und nicht anders zu bezeigen wußte Ferdinand seine Lieb', als daß er ihr zum letzten Gruß sein Leben ausspielte auf hohem Firn.

In wenigen Tagen nachher ruhte auch der Alte. Er hatte sich die Seele aus dem Leib gelaufen bei diesen Begebenheiten.

Gabriel war von Freunden bewacht; er hatte der Bestattung nicht beiwohnen können. In den großen Saal wollte er treten, wo rings um die leere Bahre noch die Lichter brannten zwischen den Gewächsen. Der Eingang war ihm verwehrt. Auf dem Söller kauerte er und hörte die Glocken läuten in Karnstein und im Walde, wo das Kirchlein stand. Und als die Glocken schwiegen, murmelte er:

„Jetzt bin ich ganz allein
In diesem Totenhain;
Sang und Klang, Sonnenschein
Ist mir zur Pein."

Stammer hatte oft in heiterer Laune den Wunsch ausgesprochen: „Etliche Tage möchte ich mich überleben, um mein Leichenbegängnis mit anzusehen und zu hören, wie die Leute den Toten loben."

Wie alle seine Wünsche bisher, so wurde ihm auch dieser erfüllt. In seinem Weibe sah er sich begraben. Er fühlte, das Beste seines Wesens ging mit ihrem Sarge zur Erde. Die Seele dahin. Das Ideal gestorben. — Einen wandelnden Leichnam sah man schwanken über die Auen zwischen dem Hause und dem Gottesacker. — Gestorben! — Des Tages unzähligemal sah er sein Weib sterben und starb mit ihr. Der alte Heidepeter sagte zu ihm: „Gabriel, da kannst du nichts machen. Denke an den Stärkeren. Ergib dich in seinen Willen."

„O mein Lebenslauf!" rief Gabriel, „o mein Lebenslauf! Wieder Gabriel in der Einöde."

Die Liebende nach dem Tode.

Seelenlos blätterte Gabriel zuweilen in den Schriften großer Männer. Unbefriedigt legte er sie wieder aus der Hand: frohen Geistes läßt sich's so bequem weise sein, so salbungsvoll von Ergebung sprechen.

Durch die Wälder irrte er verloren umher.

„Ach," seufzte er einmal, „wäre ich nur noch ein bißchen Poet! Es geht der Spruch, daß einen aus verborgenen Blumen der Wildnis die Toten grüßen. — Nein, mein Herz wird für derlei nimmer warm, und verloren habe ich alles, alles . . ."

Nicht weit von ihm rauschten die Wasserfälle des Sees am Stern. Dort war die Annenruh', warum nicht auch die Gabrielsruh'? — Ewige Ruhe verleihe den Seelen!

Gabriel ging hin und starrte in den See. — —

Vorher wollte er noch was in sein Notizbuch schreiben und es dann auf einen Stein legen am Ufer. Da findet er im Notizbuch einen Brief. Der ist — von ihrer Hand. — Heidepeters Gabriel hat den Brief gelesen:

„Mein lieber Gabriel!

Wenn du dieses Schreiben findest, werde ich nicht mehr bei dir sein. Wenn mich aber meine Ahnung täuscht und diese Zeit, von der ich fürchte, vergeht, ohne mich fortgenommen zu haben, so will ich den Brief vernichten und du sollst von ihm nichts erfahren. — Ich kann dem Drang, diese Zeilen zu schreiben, nicht widerstehen, denn es ist etwas, das mir sagt, ich müßte bei dir sein, wenn du wieder allein bist. — Ich bin allzu glücklich gewesen bei dir und unserem Kinde. Das kann nicht lange währen. Es wäre mir wohl leichter ums Herz, wenn ich darüber mit dir sprechen könnte, aber ich kann's nicht.

Schau, du mußt nicht trostlos traurig sein. Ich bin Dir nur ein wenig vorausgegangen, wir werden immer und immer beisammen verbleiben. — So lange Du aber noch auf Erden lebst, so lange genieße das Leben wie Gott es gibt und sei wieder freudig, ich bitte Dich darum. Du erzähltest einmal von einem hartgeprüften Mann, der alles, was er liebte, verloren, im stillen Wohltun und in der Vervollkommnung seiner selbst den Frieden gefunden hat. Gabriel, sei wie dieser Mann. Du wirst gewiß wieder glücklich werden, gewiß, gewiß, und ich werde bei Dir sein.

Und Dein treues Herz, mein Gabriel, das mich so süß und einzig hat lieb gehabt, das mußt Du nicht

töten. Siehe unser Kind, das mußt Du jetzt lieben, für Dich und für mich. Und gedenke, in ihm bin und bleibe ich bei Dir. — Das mußt Du nimmer vergessen. Wenn ich nur weiß, Du bleibst aufrecht und trägst den Schlag wie ein Mann, dann erwarte ich ergeben die Stunde. Schau, mein lieber Mann, wir sinken alle an unseres Herrgotts Herz, ob heute oder morgen. Und wir sind mitsammen glückselig verbunden. Singe nur frisch, mein Waldsing Du, ich höre Dich gerne. Und so oft Du einem Blümlein begegnest im Walde, denke, es ist ein schöner Gruß von Deiner Anna."

— — — — — — — — — — — — —

Ein unendliches Gut hatte die Heimgegangene durch diesen Brief dem Gatten hinterlassen.

Er ging am tiefen See vorbei — seinem Hause zu.

Er ging zu seinem Kinde und suchte in den Knaben die Keime zu pflanzen zu jenem Heile des Herzens, welches ihm selbst so wunderbar und ach! so kurz geblüht hatte.

Im gleichen Verlage erschien:

Franz Karl Ginzkey
Der von der Vogelweide

Roman

8. und 9. Tausend ▬ Broschiert M. 5.—, gebunden M. 6.—

Wiener Abendpost „... Welcher gebildete Deutsche hätte sich nicht einmal nach einem guten Buche gesehnt, das ihm die Gestalt Walthers von der Vogelweide menschlich näherzubringen die Kraft besäße? Hier ist nun dieses Buch. Der ritterliche Minnesänger, der begeisterte Deutsche, der zärtliche Frauenlob — er tritt aus dem Dunkel, das ihn bisher umgab, kräftig hervor, er lebt in diesem Roman.

Wenn man dieses Buch aus der Hand legt, hat man die Empfindung, als hätte Ginzkey der Welt endlich den Menschen geschenkt, der hinter jenem großen Namen steht..."

Grazer Tagblatt: „Mit einer genialen Inspiration, welche die Kultur einer ganzen Epoche wieder aufleben läßt, tritt Ginzkey Meister Scheffels Erbschaft an, und sein Buch wird einmal dicht neben dem Ekkehard genannt werden."

Der Tag: „Eines der interessantesten Bücher eines der begabtesten Autoren."

Neues Wiener Tagblatt „... Sein Buch schildert die stürmische Zeit des zweiten Hohenstaufen und des Papstes Innozenz in frappanten Bildern, es hält die geistigen Strömungen und Entartungen jener Tage fest, kennzeichnet das Rittertum der Kreuzzüge, läßt uns mit ein paar Prachtgestalten aus dem Adel und der hohen Geistlichkeit Freundschaft schließen und führt seinen Helden zuletzt mit dem heiligen Franz von Assisi zusammen.

Ein nationales Buch von dichterisch vornehmstem Gepräge."

L S

Gesammelte Werke
von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Fünfter Band
Alpensommer

1913
Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Alpensommer

Von

Peter Rosegger

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort.

Alpensommer! — Wie wird einem bei diesem Wort! Man fühlt sich tausend Meter erhöht und höher schlägt das Herz. Eine Welt von Erinnerungen sprudelt auf in frischen, klaren Quellen. Wer schon Alpensommer erlebt hat, der hört und sieht und riecht und fühlt sie wieder. Wer ihrer noch nicht erlebt hat, der träumt sie in märchenhaften Ahnungen. Man hört klingende Reigen auf den Matten, Wasserrauschen in den Schluchten, man hört den Juchschrei des Hirten und das Schnaderhüpfel der Sennin. Man sieht über dämmernden Waldbergen hochgehoben die Gletscherschilder, die ein starkes, treues Volk beschirmen. Und in den frischgrünen Wiesentälern die baumlosen Dörfer mit ihren schindelbedeckten Blockhäusern, spitzen Kirchtürmen und mit ihren Älplergestalten in der Vätertracht. An den kalkweißen Sträßlein die geweihten Bildstöcke, auf felsigen Höhen altersgraue Burgen und darüber hoch und still der schwebende Adler. — Das hört und seht ihr alles, meine Freunde, im Wonnewort: Alpensommer!

Ich sehe noch mehr. Ich sehe durch das steinbeschwerte Dach in des Älplers Haus, durch den roten Brustfleck in sein Herz. Von den Bergwanderungen, die ich mein Lebtag gemacht, soll in diesem Buche ein Teil beschrieben werden, obschon das Feinste dran unbeschreiblich ist. — Nebst den

Ausblicken ins weite Land halte ich Einblicke in besondere Volkseigenheiten, die mir bei meinen Dorfbummeleien, Waldgängen und Bergstiegen aufgefallen sind. Unserem Blute schadet es gar nicht, einmal wie Sekt in Gletschereis eingekühlt zu werden und unseren zermarterten Nerven wird die Ruhe und Frische eines gesunden Volkstums wohl tun.

Frohen Alpensommer also draußen in den friedlichen Dörfern, dämmernden Wäldern und im Lichte der Höhen!

R.

Was der Waldbach rauscht.

Das breite Alpental kennen viele. Es ist so dicht mit Ortschaften und Gewerkschaften bestanden, daß man, von einzelnen Höhepunkten aus hinschauend, meint, eine einzige Stadt ziehe sich durch das fünf Meilen lange Tal dahin, von einem Ende zum andern. An beiden Seiten dieses Tales steigen dunkle Waldberge auf, zwischen denen enge Seitentäler weit in die hinteren Gegenden hinanziehen. Jedes dieser Quertäler bringt ein lustig bewegliches Wasser herab aus den Hochwäldern und Almen.

Nach einem dieser Seitengräben verlangt's mich oft. Es ist der längste. Auf dem Sträßlein, das neben dem Bach einmal rechts, einmal links hinzieht, muß man vier oder fünf Stunden lang gehen, um dort hinzukommen, wo von der Almlehne die Wässerlein flink herabhüpfen, die hier an der Ausmündung ins Tal ein so stattlicher Bach sind.

Da, am Eingange des Tales, steht auch die große Holzsäge, die unersättliche, die Tag und Nacht ununterbrochen kreischt: Bretter, Bretter, Bretter, Bretter, Bretter .... Der Graben ist feucht und dunkel vor Wald hin und hin, aber auf dem Sträßlein begegnen wir vielen Holzfuhren: Sägeblöcke, Zimmerbäume, Brennscheiter, Kohlenholz, Stecken, Astwerk und Baumrinden — der Wald, in Stücken zer-

schlagen, rollt uns entgegen aus den Wildnissen hervor. Die Säge schreit ewig ihr Lied: Bretter, Bretter, und das Wasser treibt die Räder. Das ist unsinnig, mein schöner Bach, daß du der Holzsäge so willig die Räder treibst; in wenigen Jahrzehnten wird dieses Gebiß die Bergwälder zerfressen haben und dann müssen deine Betten, deine Quellen versiegen im Sonnenbrand.

Das Wasser will's nicht wahr haben. „Die Sonne im Verein mit den kühlen Schatten ist ja eben meine Wasserquelle, ich steige ewig zum Himmel und sinke ewig herab."

Der Weg am Bach entlang führt sachte an; an dem gischtenden und rauschenden Gefälle nur merkt man's, wie stark es fällt, wie stark wir steigen. Stellenweise ist das Wasser verdeckt von jungem Dickichte, stellenweise von Hochwaldstämmen, die an den Ufern stehen oder über dem Bache lehnen, stellenweise von aufgerissenen Baumwurzeln, die wie vielarmige Ungetüme den Bach überragen. Grauverwitterte und grünbemooste Steinblöcke ragen aus dem Wasser, werden von den Wellen umtanzt, umwühlt und auch überwallt. An jedem Stein springt das weiße Geflocke der zerschellten Wellen auf und sein Rauschen, sein immerwährendes Rauschen betäubt unsere Sinne. Wir horchen aus und glauben das Rauschen zerlegen zu können: es rieselt, es quirlet, es gurgelt, es lurlet, es braust, es tost; jeder Stein, jedes Gefälle sendet seinen besonderen Schall und das Ganze fließt zusammen zu einem harmonischen Rauschen, in den wir leichte Hebungen und Senkungen zu bemerken glauben und das doch in ewiger Gleichmäßigkeit weitergeht, so daß man endlich nicht mehr weiß, rauscht es, oder ist es stille.

Wir sind in jene Hochschluchten gekommen, wo der Weg am steilen Hange klettert, weil das Wasser den ganzen Grund

beherrscht. Einen Felsenwall hat es hier durchbrochen vor unmeßbaren Zeiten. In den senkrechten Seitenwänden sieht man deutlich die wagerechten Steinschichten aus den Erdepochen urweltlicher Vergangenheit. Die Fuhrwerke haben sich hier verloren, jeder Sturm und Regen sucht die wenigen Menschenspuren zu vertilgen. Stellenweise, wenn man in die Schlucht hineinschaut, ist es, als ob eine Schneelawine heranwoge, aus der nur wenige schwarze Steine ragen, so üppig wuchern die weißen Gischten. Und so eindringlich rauscht hier das Lied, als hätte es uns, den Menschenkindern, etwas Besonderes zu sagen.

„Waldbach, was willst du sagen, was erzählst du mir so laut?“

„Menschenkind, ich erzähle dir von der Ewigkeit.“

„Diese Botschaft höre ich wohl, aber verstehe sie nicht.“

„Warte, bis es dich drängt, danach zu fragen, dann wirst du auch verstehen.“

Die dunkeln Schluchten sind endlich hinter uns geblieben. Das Wasser ist stiller geworden. Das Tal weitet und gliedert sich in neue Seitentäler und liegt still da in seinen sonnigen Wiesen. Die Berge hin und hin sind blau vor Wald. Sie sind hier nicht mehr steil, sie erheben sich ganz sachte und mäßig hoch, und die flachen, breiten Höhenrücken ziehen sich stundenlang hin nach allen Richtungen. Auf diesen Höhenrücken stehen die Bäume schütter, verkrüppelt und vermoost, die Wipfel und Äste von Weststürmen gegen Osten gebogen. Auf das kurze Heidekraut des Bodens scheint die Sonne nieder und zwischen dem Gestämme durch schimmert das Meer der Wälder, das über die ganze weite Hochgegend ausgegossen ist. Eingerissen liegen die grauen Flächen der Schlagblößen und die grünen Wieslein und Matten. Wie das Tal mit den Wässern schon an tausend Meter hoch

ist, so erheben sich die flachen Bergrücken an dreizehn- und vierzehnhundert Meter über die, ach wie ferne See. Gut ist's da umherzugehen, auch ohne Weg und Steg, bis man freilich auf einmal mitten im Moore ist und nicht mehr weiter kann, ohne zwischen Binsenbüscheln bis an die Waden zu versinken. Wie mag es auf hohen Bergen, wo das Wasser nach allen Seiten abrinnen kann, so viele Moore geben? Hat nicht dieses schwarze Erdreich die Eigenschaft des Badeschwammes, der das Wasser an sich zieht und nicht mehr losläßt? Seit Menschengedenken ist an gleicher Stelle das Moor, kein Förster und kein Bauer kann es besiegen, und solches Gemenge von Wasser und Erde ist eine wüste Statt für Menschen und Tier. Und die Seelen Versunkener sollen nächtig in blauen Flämmchen aufzucken oder in schimmernden Nebelchen über die öden Flächen irren. — Neben dem Moore ist es noch das Dickicht jungen Waldwuchses oder das Gestrüppe der Erlen und Wacholder oder das Gefälle, das mit dürrem Stamm- und Astwerk alles verrammelt, oder der übermooste, in faulenden Mulm zerfallende Block, die den Weg verlegen. In allem weiteren hat der Fuß freien Lauf, kein Graben und kein Fels hindert ihn, wie in einem unermeßlichen Wildgarten schreitet er dahin; der unendliche, alles und alles überwuchernde Urwald der Moose und Flechten ist ihm nur ein weicher Fuß- und Wandteppich, der alles Verknorrte und Verknotete überpolstert. Vor keinem der Tiere, die ihm über den Weg laufen, braucht der Wanderer zu erschrecken, wie auch nur wenige Tiere vor ihm fliehen. Die hoch im Gestämme hackenden Spechte kehren sich nicht nach dem Menschen; Marder und Füchse lauern in ihren Verstecken, gleich bereit zum Sprung auf Beute als auch zum Sprung zur Flucht. Ja, es kann einem nicht einsam werden, weil alles voller Leben ist ringsum, krabbeln-

des, kriechendes, hüpfendes, spinnendes, rieselndes, fliegendes Leben. Und dieses Hochgelände hat weit, gar weit und rundumgezogen einen ätherblassen Wall, dessen zackige Linien nur bei klarer Luft sichtbar sind. Es ist das Felsgebirge. Noch zu den Hochsommertagen sieht man in jenem fernen Walle manches Schneefeldchen liegen.

So sieht das Land aus, in dessen Schluchten und Gräben die klaren Wässer rinnen und niederspringen ins Hochtal, sich vereinigend zu dem stattlichen, brausenden Bache. Und an diesem Bache, weit und hoch drinnen im Gebirge, steht das Waldhaus. Es ist aus Holz gebaut und hat ein flaches, weit vorspringendes Dach. Hinter ihm steht eine Gruppe hundertjähriger Fichten und vor ihm rauscht der ewige Bach.

In den Hochsommertagen sitze ich in diesem Hause, es ist dämmrig und kühl drinnen, und zu dem offenen Fenster streicht die linde Waldluft herein mit ihrem Harzdufte. Am Fenster steht der Tisch, an dem ich träume oder wohl auch schreibe. Wenn am Morgen der jenseitige Waldberg still und feierlich im roten Sonnengolde dasteht, während meine Fichten noch in Dämmerung ragen; wenn am Nachmittag zwischen den Wipfeln das Sonnenband niedergeht und seine lichte Tafel gerade auf meinen Tisch hinlegt, und wenn, wie die Hummeln und Schmetterlinge, mich allerlei Gedanken umgaukeln — da ist des Wasserrauschens schier vergessen. Doch nächtig, wenn der volle Mond über den schwarzen Baumkronen steht, wie ein Geist, der verloren durch die Himmel zieht, um seine Seligkeit zu suchen — da rauscht mein Bach mit Gewalt, als hätte er mir viel, unermeßlich viel zu sagen.

„Mein trauter Waldbach, welche Nachricht bringst du mir?“

„— Menschenkind, ich erzähle dir von der Ewigkeit. Dort draußen die Holzsäge, sie mag noch so emsig schreien: Bretter, Bretter, Bretter — sie war gestern nicht und wird morgen nicht sein. Der Wald ist jedoch vorgestern gewesen und wird übermorgen sein. Ich aber war vor seinem Anfang und werde nach seinem Ende sein. Seit ewigen Tagen bin ich fortgegangen und bin doch immer da. Jede meiner Quellen hat ihre gleichen Eigenschaften beibehalten, so daß vor tausend Jahren die Bewohner jenes Berges dasselbe Wasser hatten, wie es heute ist, und die Bewohner dieses Tales ebenso. Ich bin von altem Adel, mein Lieber! Der Himmel ist mein Urahn und die Erde meine Urahne. Meinen Adelsbrief hast du gesehen da unten in den Schluchten? Ich habe dir aus ihm ein Blatt aufgeschlagen."

„O liebes Wasser," sage ich, „das ist alles schön. Aber näher wollte es mir gehen, wenn du von den Geschicken meines Geschlechtes etwas zu erzählen wüßtest. Du erinnerst dich wohl, daß ich diesem Hochtal entstamme."

„Von deinen Vorfahren willst du etwas hören," sagt der Bach, „so komm aus deinem Hause hervor, denn nur wer unter freiem Himmel ist und auf der nackten Erde, der wird die Geschichte seiner Urväter recht verstehen können."

Ich bin hinausgegangen und entlang dem Bache, bis dorthin, wo Hochwaldbäume ein verknorrtes Dach gewölbt haben über das Wasser, wo am Ufer die Brunnenkresse wächst, an deren zungenbrennenden Blättern ich oft genascht hatte. Dort ist mitten im Bach auch der dunkelbemooste Steinblock, an dem die Wellen, sich stauend, zornig emporspringen und ihre Gischten hinausschleudern, so daß es wie ein beständiger Regen niedertropft von den langen Ästen der Bäume. Dort noch ein wenig hinterwärts, zwischen

breitblätterigem Germer und quirlförmigen Schachtelhalmen, auf einem verwitterten Strunk habe ich mich niedergesetzt und nun einmal gewartet, was der plaudersame Bach von meinen Vorfahren mir erzählen werde.

Und der begann in seinem ewigen Rauschen so zu sprechen: „Ich kann, mein liebes Menschenkind, nicht weit zurückgreifen, wenn du mir sollst folgen können. Nur in meine jüngste Vergangenheit. Da waren in dieser Gegend Bewohner, die nannten sich Kelten. Sie wohnten in hohlen Bäumen und in wohlverschanzten Erdhöhlen. Zur Sommerszeit auch in den Kronen der Bäume, oder in Pfahlhütten auf dem See. Wenn du über die Wiese dort einmal eine Wasserrinne graben willst, so wirst du auf lauter rundgeschliffene Kieselsteine stoßen. Es war ein schöner blauer Alpensee. Und die Bewohner der Gegend haben ihr Venedig hineingebaut, mehrere tausend Jahre vorher, als jenes Venedig im Meere entstanden. Von Fischfang und Jagd haben sich jene Ureinwohner genährt, mit den Fellen der Tiere sich bekleidet. Ihr Herdfeuer haben sie an den Blitzen des Himmels angezündet. Stark und frei sind sie gewesen; die Menschen sind in der ersten Jugend gestorben oder im hohen Alter. Wenn du von der guten alten Zeit sprechen hörst, so denke an jene Epoche der gesunden Wildheit, und wenn du die Mär hörst von der versunkenen Stadt, so denke an die Pfahlhütten auf dem See. — Denn es kam zu diesen rauhen Älplern die Kunde von dem fremden Volke aus dem Süden. Draußen in den weiten Ebenen, an den großen Flüssen hatten die Römer sich niedergelassen und Städte gebaut. Sie waren ein Volk voll Macht und Pracht, so daß die Alpenbewohner lüstern wurden, sie kennen zu lernen und allmählich ihre Sitten anzunehmen. Die Geisteskraft und die Weltklugheit hatten

diese Bergmenschen nicht und so sind sie an den fremden, ihnen unangepaßten Sitten allmählich verkommen. Nicht an den harten Waffen der Römer sind sie zugrunde gegangen, sondern an deren lähmenden Üppigkeit. — Dann ist diese Gegend wieder ganz in die Urwildnis zurückgesunken, beherrscht von reißenden Raubtieren und dunkeln Nebeln. Aber nach Jahrhunderten, als wieder fremde Ansiedler kamen, wie sie glaubten, als die ersten seit Erschaffung der Welt, und als dieselben den Boden rodeten, haben sie in der Erde Steintruhen gefunden mit Menschengebeinen. Diese Ansiedler waren Germanen genannt und weit her aus den Ländern des großen Stromes gekommen. In jenen Ländern waren nämlich fremde Fürsten mit Kriegsheeren erschienen, die dem Volke seinen uralten Väterglauben wegnahmen und in allen Hainen das Zeichen des Kreuzes aufstellten. Mit Feuer und Schwert wurde es gezwungen, vor diesem Zeichen sich zu beugen. So haben viele die Heimat verlassen und sind in ferne Wildnisse geflohen, um dort frei und froh ihre alten Götter verehren zu können. Auf solche Weise ist dieses Bergland das zweitemal bevölkert worden. Wenn du heute auf Höhen kommst, wo Riesensteinblöcke künstlich übereinandergeschichtet sind, und du weißt nicht, von wem und zu welchem Zwecke das getan wurde, so denke an die heidnischen Vorfahren, die ihren Göttern Altäre haben gebaut. — Nun währte es wieder eine lange Zeit, halbwild lebten die Menschen ihrem Speer und ihren Göttern. Aber der neue Geist, dem sie zu entfliehen gewähnt, kam ihnen nach in die Wildnis. Nicht mit den Mitteln der Gewalt, sondern in Form sanfter Überredung. Denn auch hierher kamen begeisterte Männer mit dem Kreuze, mit milderen Lebensgewohnheiten und vielseitigen Beschäftigungen. Sie brachten den Pflug mit und die eiserne Axt,

und das Rad und noch manch verwunderliche Erfindung, an denen die Bewohner Gefallen fanden, die sie annahmen und mit Geschick weiterbildeten. So begannen die Bewohner die wilden Tiere auszurotten, oder sie zu zähmen zu Haustieren, Wälder zu reuten, Tümpel abzuleiten und Sümpfe zu trocknen. Mit den Sämlingen, die die Männer des Kreuzes in die Gegend gebracht, betrieben sie Ackerbau; da wurde es lichter in der Gegend, die Nebel verdunsteten im Sonnenschein. Feste Wohnstätten waren entstanden, zerstreut in den Tälern und auf den Bergen, und in jedem Hause schuf vielseitige Beschäftigung eine reichere Welt. Dem Kreuze hatten die Bewohner sich nicht mehr widersetzt, insgeheim aber hingen sie an ihrer Väter Glauben und unter christlichen Formen lebte das Heidentum fort. Eine ebenmäßige Kultur hatte die wüste Bergwelt besiegt. In Arbeitsamkeit, Redlichkeit und Zufriedenheit — so ging, eingefriedet von weiten Bergen, ruhig und ergeben ein Geschlecht ums andere dahin. — Also hatte es lange Zeit gedauert. Da begann es sich zu wiederholen, wie es einst bei den Kelten vor sich gegangen. Wie jene dem Wohlleben der südländischen Völker zum Opfer gefallen, so kam in diese Alpler das Weltgift der neuen Zeit und solches hat die Gegend entvölkert."

„Ja, mein liebes Wasser, dieses Weltgift kenne ich!"

„Ja, mein liebes Menschenkind, dieses Weltgift hast auch du getrunken. Du hast deiner Väter Scholle verlassen und bist in die Ruhelosigkeit hinausgetreten und deiner Kinder Geschicke sind wie unverankerte Schifflein auf dem Meere." — Unmutig gischteten die Wellen auf und warfen mir kalte Tropfen ins Gesicht. — —

Und so höre ich die Wasser rauschen da oben in diesem Hochtale, und ihr Rauschen wird mir zu Gedanken und

Gestalten. Kein Wasser der Erde geht mir so nahe, verstehe ich so gut, wie diese Bäche da oben. Ich habe den Rhein wogen gesehen, den sagenreichen, ich habe die Wasserfälle der Tauern tosen gehört, ich habe das Donnern des Meeres vernommen. Herrliche Stunden sind es gewesen, voller Genuß und Begeisterung. Fruchtbar aber, fruchtbar allein für meine Muse sind die klaren Wässer, die meiner Heimatsscholle entquellen. Je ferner ich diesem Boden bin, je spröder wird meine Phantasie; je näher ich ihm komme, je reger wird das Herz, je lebhafter wird die dichterische Gestaltungsfreude. Für Fremde hat die Gegend kaum viel Anregendes, von mir ist sie geistig längst ausgesogen, so daß ich mir sagen muß, nun bist du fertig. Aber sobald ich wieder diese Wasser rauschen höre, da hebt es an, in meiner Brust unruhig zu werden, als seien noch unerlöste Geister dort, die nach Gestalt ringen. Doch was nachher da zutage kommt, gleicht vielleicht Längstgestaltetem, und zwischendurch fragt der Zweifel: Verstehst du es wohl auch recht, das Rauschen des Waldbaches?

Einmal saß ich auf dem Steinhaufen, den in früherer Zeit fleißige Bauern aus den Wiesen zusammengetragen haben. Darauf wucherte Himbeergesträuche und vor mir war der Bach. Da wollte ich denn doch einmal beobachten, wie in seinem Bette das Wasser mit den Bachsteinen ringt und wie eigentlich die unterschiedlichen Geräusche entstehen. An seichteren Stellen, wo emsige Wellen die Steine links und rechts umgehen, da flüstert es. In den Tiefen, wo die Wellen die Blöcke kuppenförmig überwallen, da gurgelt es. Dort, wo das Wasser an scharfe Kanten stoßend aufspritzt, rauscht es. Dort wo es in dünnen Bändchen über die kleinen Abstürze niederspringt, plätschert es. Dort wo es in schweren weißen Wuchten in Tümpel stürzt, braust und

tost es. — Ein unbeschreibliches Spiel ist das, seit Ewigkeiten, nicht zwei Augenblicke, in denen es ganz gleich rinnt und gleich rauscht. Und wie ich so eine Weile dagesessen, ruhig und träumend, zogen dort auf der Wiese Mähder das Heu zusammen, hinten am Hang sägten Holzhauer einen alten Baum durch; vor mir arbeitete das Wasser mit unermüdlicher Emsigkeit. — Da war es, als ob jene seitlingsgedrängten Wellen mir zuflüsterten: „Du bist der große, der große, der große, der große —“ Ach, welche Huldigung! Ich bin ja doch nur ein gewöhnliches Menschenkind. Aber das Wasser immer: „Du bist der große, der große, der große . . .“ „Faulenzer, Faulenzer, Faulenzer . . .“, schrie eine andere, an den Steinblock prallende Woge herüber. — Ich werde wohl recht verstanden haben — wie? Was auch in aller Welt soll dieses Schauen und Träumen? Wird etwas dadurch? Wird jemand klüger davon? Wird jemand glücklicher darin? — Vielleicht doch, mein liebes Wasser. Sonst könnte es mir nicht zumute sein, als wäre meine Wesenheit ausgefüllt und erfüllt, wenn ich schaue und träume. Siehe, wie du rinnen mußt, so muß ich schauen; wie du rauschen mußt, so muß ich träumen. So ist es uns gegeben. Der Menschen Gedanken sind ja auch so ein Strom, wie du. Zwischen den Körpern, Kräften und Erscheinungen wie im Spiele hin und her geworfen, und dennoch das ewig Herrschende, Zerstörende und Ordnende. —

Und eines Frühmorgens, da ging ich wieder einmal hinaus aus dem Waldhaus am Bache. Durch die langen Waldschluchten hin flog mein Blick. Die Berglehnen waren noch fast schwarz im Dunkel der schwindenden Nacht, aber aus der Ferne leuchtete eine kleine Felsenspitze in so roter Glut, daß der Wald um mich fast einen Rosenschimmer bekam. Aus dem Bache stieg hin und hin ein leichter Nebel,

auf der Wiese daneben stand dichtes, hohes Gras. Allerlei Halme, Blätter, Rispen und Blüten durcheinander, schwer vor Tau, dessen Tropfen nun, als die Sonne kam, in allen Feuern zitterten und funkelten. Manch flinker Vogel flog leicht von einem Baumwipfel zum andern, er mochte wohl sein Morgenlied trällern, man hörte es nicht, das Wasser sang lauter. Am Wiesenrand hatte sich schon die Reihe der Mähder angestellt und die Mahdenstreifen dufteten kühle Würze frischgelegten Grases aus. Mit einem wohlgemuten Ernste, langsam und sicher, führten die jugendlichen Mähder ihre Sensen durch die üppige, blühende Graswildnis; ich, der Spaziergänger, beneidete sie um ihre Arbeit.

Dann kam ich zur Stelle, wo unter einer Wasserwehre ein kesselförmiger Tümpel ist. Die weiße Wucht des Baches stürzte ein paar Meter tief nieder in diesen Tümpel, in welchem die Wasser aufkochten und gegeneinander wüteten, um ein wenig weiterhin so geruhig und klar zu sein, daß man in seinem tiefen Grunde jedes Steinchen sah und jede braune Forelle, die langsam, manchmal auch in scharfen Schnellen hin und her glitt. Am Ufer ist eine erhöhte Sandbank, auf welcher ein dürrer, teils noch beästeter Baumstamm angeschwemmt liegt. Auf diesem Holze saß ich wieder manche Stunde und das Geäste bildete Armstützen und Lehne. Hinter mir hätten Berge niederbrechen können, ich würde dessen nicht gewahr worden sein, so sehr war mein Blick gebannt von dem tosenden Wasser. Auch an diesem Morgen ging ich zu solchem Wasserfalle, setzte mich in den Baum und gedachte — halb eingeschläfert von dem ewigen Brausen — vergangener Zeiten. — Ich war auch einmal so jung und hatte auch einmal so wohlgemut ernsthaft Gras gemäht auf der morgentaufrischen Wiese. War das wirklich noch dasselbe ununterbrochene Leben, das damals gewesen und das

ich jetzt führte? Oder war's in einer andern Welt gewesen, in der ich einmal unversehens starb, ganz ohne daß ich's merkte, so daß ich der werden konnte, der ich jetzt bin, gleich jung an Empfindung, aber ein Träumer. Statt zu arbeiten, immer Vergangenheit schauen. Und Zukunft ahnen, anstatt frisch und keck der Gegenwart zu leben. Oder — ist es nicht etwa doch das verdichtetste Sein, das gesättigste Leben, Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart an einem und demselben Tage beisammen zu haben!

„Wasser! Du hast mir erzählt, wie es einst war in diesen Bergen. Willst du mir nun nicht auch sagen, wie es einst sein wird?“

„Ja, Menschenkind,“ antwortet der Bach, „komm nur mit mir. Hier im Widerstand bin ich zu zornig; ich muß gelassener sprechen können; wer sich überschreit, dem glaubt man nicht.“ — Und weiter unten, wo an den Ufern die roten Steine liegen und die silberblätterigen Weiden stehen, spricht der Bach: „Die Zukunft? Sie ist schon Gegenwart. Auf dem Wege in diese Hochtäler herauf wirst du an den Holzwägen gesehen haben, wie der Wald auswandert. Er wird noch lange auswandern, er wuchert in großer Jungkraft nach. Und die draußen hungern nach Holz, nach Stein, nach allerlei. Die eiserne Fahrbahn wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wenn der Wald endlich ausgerottet ist und die Lehnen und Kuppen kahl daliegen, wenn die grüne Haut des Rasens abgeschwemmt und das riffige Gestein entblößt ist, dann wird man in diesen Bergen nach Kohle schürfen, nach Erz, nach Magnesit, nach Quarz, nach Gold, nach was weiß ich — brauchen können sie alles. Wie wilde Tiere werden die in Übervölkerung lebenden Menschen über die Berge herfallen und Raubbau treiben. Wie heute die Morgennebel aufsteigen, so wird dann aus rußigen Schloten der stinkende

Rauch wirbeln, mit seinem Gifthauch alles organische Leben erstickend. Und bis die letzte Pflanze verschwunden ist, bis alles brauchbare Mineral aus dem Boden gerissen ist und nur noch die tauben Schutthaufen daliegen, die keine Triebkraft und keine Wasserquelle mehr haben — dann wird man endlich ablassen, die unfruchtbare Mondlandschaft meiden, und was einst Wildnis gewesen, wird Wüste sein. Wildnis und Wüste, das ist der Rahmen der Menschheitsgeschichte."

„So hast du mir das Weltende gezeigt," spreche ich zum Bach.

„O Menschenkind!" ruft er, „das Ende habe ich dir nicht gezeigt, dahin ist es noch weit. Wenn alles kahl und tot sein wird, ein Leben ist noch da. Ich — das Wasser. Wird es auch nicht in frischen Quellen aus der Erde sprudeln, so wird es mit den Winden kommen, vom Himmel fallen, Stoffe lösen, neue Kräfte wecken. Und wenn du in Tausenden von Jahren wiederkommst, wirst du Urwälder finden und wilde Tiere und seltsam herrliche Blumen im Morgentau und — den rauschenden Bach."

Den rauschenden Bach.

„Ich bin," so setzt er bei, „der Nährer und Bildner der Erde. — Du wirst auch da sein. Die organischen Wesen wirst du vielleicht in gleichen oder ähnlichen Gestalten, wie sie heute sind, wiederfinden; aber das scheinbar Beständigste, Unverwüstlichste, die Gebirge, werden andere sein. Alte Bergformen werden verschwunden, neue gebildet sein — und der Bildner bin ich."

Nachdenklich ging ich dem Wasser entlang und kam zu jener Stelle, wo es auf ebenem Boden seicht und breit auseinanderfließt, so daß die braunen Steinchen mit ihren Goldfunken klar durch die Wellchen glänzen. In jedem Well-

chen, wie sie da weich und sich stets ineinanderverflechtend, hinrieseln, spielt ein Sonnenstrahl, so daß der Bach wie ein silbernes Netz ist, unter dem die Fischlein gleiten. Hier rauscht der Bach nicht, hier flüstert er, als handle es sich erst jetzt um das wahre Geheimnis.

„Du sprachest vorhin," so knüpfe ich wieder an, „von einem Wiederkommen nach Tausenden von Jahren. Meinst du das im Ernste? Kann ich einst wieder als Mensch in dieses Leben treten und gar in diese Gegend?"

„Wünschest du es?" frägt der Bach.

„Ich wünsche es auf das innigste."

„Glaube, was du wünschest."

„Aber nach allem, was ich weiß, wird es unmöglich sein —."

„Glaube nicht, was du meinst zu wissen; glaube, was du wünschest."

— — Das war mir nun eine merkwürdige Offenbarung. Glaube nicht, was du meinst zu wissen; glaube, was du wünschest . . . .

„Laß mich, du lieber Bach, noch eine Frage tun. Wird sich jenes Zukunftsleben genau wieder so abspielen, wie das jetzige?"

„Möchtest du es so?"

„Lieber wie das Nichtsein ist mir das gleiche Sein, wie jetzt, und sollte es sich immer so wiederholen. Jawohl, wenn ich es schon sagen darf: Was ich jetzt bin, das ist mir recht. Nur dauernd sollte es sein. Belebend, nährend, bildend und dauernd wie dein Wirken, du wunderbares, ewiges Wasser. Das, wenn mir gegönnt wäre!"

„Glaube, was du wünschest — — — —"

„Wollen Sie wirklich die kalte Nacht über hier schlafen

und morgen früh mausetot aufwachen?“ Mit diesem derben Spaß rüttelte mich jemand an der Achsel. Und war's der alte Jäger. Er trieb mich vom Bachrande förmlich weg und führte mich ins Haus. Es war dunkel. In meiner Stube schloß ich die Fenster, denn draußen strich eine kalte Luft. Ich hörte im Schlafe die ganze Nacht des Baches Lied von der Ewigkeit und immer wieder rauschte es auf: Glaube, was du wünschest!

Rings um den Dachstein.

1887.

Diesen Gang machte ich zum Teile als dreizehnjähriger Knabe, das heißt, mit einem solchen, mit meinem Sohne Sepp, in dessen Gefühlen und Anschauungen ich mich aufgehen ließ. Es ging zur Not, denn meine Sinne waren leidlich jung geblieben und alles, was ich schon unzählige Male gesehen hatte, sah ich jetzt gleichsam das erstemal. So kann man ein Leben eigentlich immer wieder neu anheben und hat doch den Vorteil, früher gemachte Erfahrungen zu nützen.

Was ist denn zu vergleichen mit der Freude eines munteren, jungen Studenten, wenn er am sonnigen, taufrischen Feriensommermorgen geweckt wird: „Auf! In einer Stunde ist der Zug da!“

Es geht ins Hochgebirge.

Bis St. Michael haben wir an beiden Seiten noch Mittelgebirge mit Bauerngründen und Wald, hinter St. Michael gegen das Ennstal hin hebt der alpine Charakter an, Wiesen, Moore, Almen. Wir beschäftigen uns einstweilen mit dem Mittagessen, das wir in St. Michael ins Gelaß bekommen haben, und das rollende Speisezimmer ist es, das dem Jungen Spaß macht. Hier verlieren wir mit der Speisestunde keine Zeit: die Suppe essen wir bei Kammern, den Braten bei Mautern, die Mehlspeise bei Kalwang und das Obst bei Wald. Unsere Aufgabe ist, vorwärts zu kommen

und es ist doch schön, daß man während des Essens und Schlafens und Faulenzens eine Aufgabe erfüllen kann. Aber freilich keine Schulaufgabe!

Bei Selztal setzen wir ins Ennstal ein und sind nun fast plötzlich in der Runde des Hochgebirges; blauende oder weißleuchtende Felswände ragen; und wenn ich meinen Knaben frage: „Was glaubst du, wie weit hätten wir zu zu Fuß über diese Wiese hin bis zu jener Steinwand?“ so sagt er: „Zehn Minuten!“ Wenn den Irrtum deines Auges deine Füße entgelten müßten! Zwei starke Stunden über Moorboden. Die Eisenbahn, die so mühelos und leichthin angelegt scheint, hat ihren festen Grund aus Sümpfen herausmauern müssen und lieber hätte sie sich in den Felsen ihren Weg genagt.

Sachte öffnet sich die Krümmung des Tales und nun steigt sichtbar über den Bergen aufwachsend der gewaltige Grimming empor. Das ist er, den unsere Vorfahren den Altvater nannten und für den höchsten Berg der Erde hielten. Seine von allen Seiten schroff aus dem Tale aufspringende Kegelgestalt mit dem 2351 Meter hohen Haupte berückt weit mehr, als etwa anderswo der aus breitem Gebirgsstock sich im Hintergrunde unscheinbar erhebende Dachstein oder Großglockner.

Der Tag ist gewitterschwer und von der eben noch freien Spitze des Grimming sehen wir ein Nebelchen herausfahren, das in wenigen Minuten das ganze breite Haupt einhüllt. Unter der Wolke starren die Wände in finsterblauen Tinten, über die alsbald der Hauch des Regens geht. Mittlerweile sehen wir auch über den Tauern und über die fernen Berge des Gesäuses aus teils noch besonnten Wolken breite Regenbänder niederziehen. Jählings wirft der Wind schwere Tropfen an unsere Fenster, ein greller Blitz springt vom

Moore auf und vom Himmel nieder, und die Wasser- und Eismassen stürzen prasselnd herab. Unser Zug saust munter durch die stäubenden Nebel des Sturmes, eilt, als wollte er Unterstand suchen, in den Tunnel bei Pürg; als wir aus demselben wieder davondampfen, ist es anders. Hagel und Regen ist vorbei, der uns gerade gegenüberstehende Grimming ist klar bis hinauf zur Spitze, die zu sehen man den Kopf weit in den Nacken legen muß. Aus der Schlucht des Grimmingbaches, über die wir uns bereits emporgearbeitet haben, über den feuchtschwarzen Fichtenwipfeln des Abgrundes steigen weiße Nebellappen, die sich an der halben Felsenhöhe des Berges auflösen. Im lieben Sonnenschein, aus dem immer noch leichter Regen niederrieselt von dünnen, zerrissenen Wolkenschichten, gleiten wir über die Hochebene von Mitterndorf und durch die bewaldete Kainischschlucht nach Aussee.

„Sam dih nit long und find
Eini af Aussee gschwind,
Weil doscht von Paradies
Noh a Trum is.“

Dieser Sang des Ausseer Dichters Johann Kain lockt uns nicht vergebens. Die geschichtlichen Merkwürdigkeiten des uralten Salinenortes Aussee, sowie die Historie von unserem teuren Prinzen Johann, der um die Postmeisterstochter von Aussee gefreit, hat mein Junge bereits im Kopf. Unser erster Gang ist zum historischen Posthause, das hinter der Traunbrücke am Meranplatze steht; wir grüßen die jedem Steirer hochwerte Stätte. Dann kehren wir ein im ältesten Hause des Ortes, das noch Überreste von keltischen Mauern aufweist — im Gasthause „Zur blauen Traube“ — frei von Kellnerfräcken. Eine Hauptaufgabe der Verschönerungsvereine wäre es, in den Alpen die Kellnerfräcke auszu-

rotten; ich mag in unseren herrlichen Landschaftsgemälden diese vertrackten Tintenkleckse nicht sehen.

In Aussee fließen zwei Traunen zusammen zu einer; jener, die aus Altaussee kommt, gehen wir entlang aufwärts am rauschenden Wasser, einen schönen Fußweg, über dessen Waldwipfeln die Trisselwand und der Sandling und das hohe Schildkrötenhaupt des Loser niederschaut. Nun öffnet sich das mit unzähligen Villen bestreute Altausseertal. Die mit Brettern verschalten, mit Ranken bekränzten und grünen Fensterbalken beschlagenen Landhäuser sind malerisch. Am Fuße der Trisselwand liegt tief und still der See, an dessen anderem Ufer, zu Fuße des Losers, das Dorf mit der gotischen Kirche sich hinstreckt. Wenden wir unseren Blick nach rückwärts, so sehen wir die Massen des Sarsteins und des Hochzinken und zwischen diesen beiden im Hintergrunde die Gletscher des Dachsteins in ihrer ewigen Einsamkeit liegen. — Abenddämmerung war's und die Aveglocke klang, als wir vor diesem Alpenbilde standen und ich zu meinem Sepp sagte: „Danken wir Gott, daß er uns ein solches Heimatsland gegeben hat!"

Bei den viertausend Fremden, die zurzeit in Aussee und Umgebung wohnten, war es schwer für uns, ein Obdach für die Nacht zu finden und wir nahmen endlich gerne mit einer Kammer fürlieb, deren Wand von einer nachbarlichen Küche erhitzt war und deren einziges vergittertes Fenster in einen Hofwinkel hinausging. Ein solches Quartier lädt nach freier Auskehr in die lichte Welt, zur Einkehr in sich selber und zur Ruhe der Sinne ein. — Noch bevor der Morgen graute, wurden wir durch ein zweistimmiges Wehegeschrei draußen vor dem Fenster geweckt. Es gibt nichts Traurigeres auf Erden, als es diese Weherufe waren. Gleichzeitig hub Sepp an zu lachen, denn er erkannte es früher als ich,

daß zwei Katzen in Streit waren, deren Elegien nun schnurrend, schnarrend und pfauchend in Tätigkeiten ausarteten. Unser Reiseengel war es, der uns dieses Katzenständchen veranstaltet haben mochte, denn nun nahmen wir den schönen Frühmorgen wahr und standen auf, um ihn zu genießen.

Einen Blick in die Kirche, wo fromme Menschen still in den Bänken knien. Dann das Frühstück auf dem Söller des Seewirtes im Angesichte des Sees und des Dachsteins. Hernach eine Kahnfahrt über den See, der schwarz und spiegelglatt ist. Siebzig Meter tief. Ein zolldickes Brett zwischen uns und dem Verderben. Es hat einen seltsamen Reiz, manchmal auf dem Tode zu reiten. Obgleich wir schwimmen könnten, würden uns doch die steilen Felsufer stellenweise eine Rückkehr auf die Erde verwehren. Von diesem See steigen wir jenseits den bewaldeten Hang des Tressensteines empor, stehen manchmal still, um über die Wipfel hinaus das auf weite Matten hingestreute Altaussee zu betrachten, und den gegenüberstehenden Loser, an welchem im sonnigen Vormittage Nebelschichten auf und nieder kriechen. Über die Sattelwiese steigen wir auf der andern Seite hinab gegen den Grundelsee. Unterwegs kehren wir bei einem Bauernhause zu, wo wir um Milch bitten und mit jener anspruchslosen treuherzigen Gastlichkeit bewirtet werden, durch die sich der deutsche Gebirgsbauer auszeichnet. Die kleine Gegengabe wollen sie kaum annehmen, es sei alles zu viel, meinen sie, und der Tropfen Milch und der Schnitten Brot sei eine Gottesgabe, die nichts koste. — Können sie es denn vergessen, daß sie jahraus, jahrein arbeiten in diesen sandigen Hängen um „den Tropfen Milch und den Schnitten Brot!" — Unten im Hotel am Grundelsee sieht's anders aus. Ein Stück Wien, mitten aus der Großstadt, just dort, wo sie am geschniegeltsten und gespreiztesten ist, herausgebrochen und

wie ein Kuckucksei in diese schöne Ländlichkeit gelegt! Das Völklein der Hofschauspieler, sonst mit genialer Bummelwitzigkeit dieses Stadtleben auf dem Lande durchgeistigend und hebend, ist dies Jahr nicht erschienen und der alte wackere Schrammel im schlichten Lodenrock zwischen den Gigerln ist eine Schwalbe, die keinen Sommer macht.

Wir tun auf dem kleinen Dampfer, auf dem einzigen, den die steirischen Wasser tragen, eine Fahrt über den zwei Stunden langen See bis Gößl, gehen dort eine halbe Stunde bis zum kleineren Toplitzsee, den wir nun vermittelst Kahn übersetzen, gehen dann wieder etliche Minuten, einen Steinwall übersteigend, und stehen vor dem Kessel des Kammersees, der in der tiefsten Wildnis liegt, umgeben von Geröll, senkrechten Wänden und niedergebrochenen Baumruinen. Wir sind bereits in einer Schlucht des Toten Gebirges, das sich von hier aus erhebt und das sich meilenweit hinbreitet, mit seinen von Professor Walcher uns näher gebrachten Naturschönheiten, den Touristenstraßen entlegen.

Denselben Weg über Land und Wasser nehmen wir wieder so zurück und gehen dann von dem mit Villen umkränzten Grundelsee der Traun entlang, auf einem Fußweg mit schönen Landschaftsbildern nach Aussee hinab. Manchmal setzten wir uns auf eine Bank oder auf einen Stein und zeichneten Bäume, Berge, Hütten und Brücken ab, was freilich keinen anderen Gewinn gab, als den, daß wir die Einzelheiten der Gegenstände genau betrachteten und in unser Gedächtnis aufnahmen. Wir haben Ursache, die Zeichnungen sorgfältig vor jedem fremden Auge zu hüten, wir selbst sehen in ihnen gottlob nicht das, was wir gemacht haben, sondern das, was wir machen wollten.

Am dritten Tage der Reise, vormittags, dampften wir durch das wilde Engtal zwischen Sarstein und Zinken neben

der schäumenden Traun hinab zum Hallstätter See. Von der Haltestelle der Eisenbahn führte uns der stattliche Dampfer quer über den See nach Hallstatt, dessen Lage und Umgebung an ein nordländisches Fjord erinnert und dessen malerische Schönheit vom See aus gesehen werden muß. Hallstatt selbst geht fast in seinen städtischen Hotels auf, die uns vorzeitig von dem Orte zurückschreckten, noch ehe wir den Waldbachstrub, den Rudolfsturm, das Salzbergwerk und die Keltengräber gesehen hatten. Wir fuhren hinab in das ländlich idyllischere Wirtshaus der Gosaumühle, wo wir nach einfachem Mahle einen Wagen mieteten, um durch den Gosauzwang nach Gosau zu fahren. Die Fahrt auf der glatten Straße zwischen den Bergen und dann über das sich weitende grüne Alpental war so erfrischend, daß wir den Entschluß faßten, auf die Zwieselalpe zu wandern, zu einem Aussichtspunkte, den ich so oft schon rühmen gehört hatte. In Gosau angekommen, wurde der Entschluß sofort ausgeführt. Der alte Dachsteinführer Johann Georg Gapp zu Gosau ging uns voraus und trug unser kleines Gepäck. Der Weg, durch das zwei Tage früher stattgehabte Unwetter arg zerrissen, führte quer durch mäßig steile Waldlehnen hinan. Nach einer Stunde Wanderung sahen wir zwischen den Baumstämmen schimmern die nördlichen Gletscher des Dachsteins, aber gleichzeitig über den wildgezackten Donnerkogeln die erste murrende Wetterwolke. Der Führer mahnte uns zu rascherem Anstieg, allein mein Junge war stets seine hundert oder zweihundert Schritte zurück und meinte, wir sollten nur fortgehen, er käme schon nach. Endlich setzte er sich gar auf einen Baumstrunk. Das war etwas Neues. Sonst über die Berge stets als der erste voraussprang und hüpfte er über Stock und Stein, während unsereiner um sein bißchen Atem rang, und heute antwortete er mir auf mein Drängen: „Mir ist

alles eins, ich kann nicht mehr, ich bleib da sitzen.“ Die drei aufregenden Reisetage mußten es ihm angetan haben. — Der Himmel hatte sich mittlerweile verfinstert, zwischen den Scharten der Donnerkögel wälzten sich Wolken herüber und der Dachstein war in Nebelfetzen gehüllt, durch deren Löcher das Eisfeld blinkte. Der Führer trieb zur Eile an und als mein Knabe müde den Wunsch aussprach, unter einem der dichtbeästeten Bäume das Gewitter abzuwarten, deutete der Führer auf die vielen fahlen und zerrissenen Stämme, die der Blitz getroffen hatte. Nun sausten die ersten schweren und eiskalten Regentropfen nieder. „Sepp!“ rief ich, „vorwärts! Du mußt!“

Jetzt ging’s. Fest den Stock ins Gestein stoßend schritt er aus. Die Tropfen hörten wieder auf und eine Stunde später waren wir bei der Odalpe-Sennhütte.

Da sagte ich zum Knaben: „Sepp, merk’ dir’s, was der feste Wille vermag!“

Fast in dem Augenblicke, als wir von Sturm gepeitscht, schnaufend und schweißtriefend in die Hütte taumelten, brach das Gewitter los. Ein schmetternder Blitzschlag, die Wasser schütteten nieder, und als der Hagel auf dem Schindeldach derart knatterte, daß wir unser eigenes Wort nicht verstanden, schmunzelte unser Führer und rief mir ins Ohr: „Die Klocker-Buben sind da! Die Klocker-Buben sind da!“ Er meinte damit die auf das Dach klockenden (klopfenden) Eiskörner.

In die Hütte waren von den nahen Almwiesen die Mähder zusammengekommen, die ihre Pfeifen schmauchten und aus Schnapsplutzern tranken. Die Burschen schäkerten mit der Sennin, diese aber sagte, so oft der Donner schlug: „Hört’s denn nit, wie der Himmelvater greint! Tut’s lieber beten, ist gescheiter!“

„Wir wollen halt nit immer gescheiter sein,“ sagte einer der Burschen, „trink einmal, Sennin, nachher wirst lustig, siehst, und unser Herrgott lacht schon wieder!“

In der Tat, draußen schien die Sonne, und die Regentropfen funkelten in allen Farben. Nachdem wir uns mit einem Imbiß gestärkt hatten, stand über dem abziehenden Gewitter ein Regenbogen, und über uns blaute der Himmel. Wir zogen an, um den letzten Bergrücken zu besteigen, der uns die Aussicht auf das Hochgebirge verdeckt hatte. Zur Höhe gelangt, wo man auf die andere Seite kommt, hatten wir ein grauenhaft herrliches Bild vor uns — das großartigste auf der ganzen Reise. In seiner vollen Höhe und Breite, mit den blassen Kalkwänden und den weißen Gletschern, stand der Dachstein da — in fast überirdischer Verklärung. Nicht ein Nebelchen war an ihm, hinter ihm war die Nacht des Wetterhimmels und er stand da in leuchtender Plastik, von der sinkenden Sonne rein beschienen, so daß man an dem wilden Gebirge, das immerhin noch eine gute Strecke Luftlinie von uns entfernt war, jeden Stein und jeden Riß zu sehen glaubte. Unten in walddumdüsterter Tiefe lag der Gosausee, in sich die Wände des Torstein und das Eisfeld spiegelnd.

Mein Knabe jubelte und ich freute mich, daß er jubelte, weil sonst in diesem Alter der Sinn für Naturschönheiten noch nicht aufgegangen zu sein pflegt. Das war aber auch keine alltägliche Naturschönheit, sagte es doch selbst der Führer, daß er in solcher Beleuchtung den Dachstein kaum jemals gesehen habe. Natürlich waren wir in unseren kindlich glücklichen Herzen überzeugt, daß das Gewitter nur darum gewesen sei, damit wir dies Bild voll unbeschreiblicher Pracht gerade so zu sehen bekämen. Wie glücklich ist doch ein phantastisches Gemüt! es dienen ihm Erd' und

Himmel. — Die übrige Rundschau, die sich von der Höhe der Zwieselalm aus bietet, war von dem Dachsteinbild schier verdunkelt. Und doch ist die Fernsicht von seltener Großartigkeit. Vom Toten Gebirge im Osten bis zu den Gletschern des Glockner und des Venediger im Westen, vom Untersberg im Norden bis zu den Hohen Tauern bei Gastein im Süden — welch eine Alpenkrone! Die nahen, zerklüfteten Donnerkögel, die fast senkrecht niederfallen zu den Gosauseen, die blauduftigen Gesteinmassen des Tännengebirges, des Steinernen Meeres mit der übergossenen Alm, die Spitzen des Hohen Göll, des Watzmann und noch viele andere bekannte Gruppen und berühmte Herren stehen da in ihrem ewigen Hochfrieden: dazwischen die Almen, die Waldberge, die Täler mit ihren Wiesen und Kornfeldern, die Dörfer und Kirchen darin, und wieder die Engschluchten und Bäche und Gebirgsaugen, die Wasserfälle und Seen.

Da ferne auf den bayerischen Ebenen ein dichtes, dämmerndes Dunstmeer lag, in welchem die hineinsinkende Sonne spurlos verschwand, so mahnte unser Führer zum Aufbruch, man könne nicht wissen, ob das zweite Gewitter so gnädig sein würde wie das erste. Wir trennten uns schwer von der herrlichen Höhe und ihrer leichten stillen Luft; in Eile rafften wir noch ein paar Hände voll Alpengentianen und Kohlröschen zusammen, dann stiegen wir nieder gegen das Tal zum Gosauschmied.

Als wir vom Gosauschmied nächtlicherweile nach der Gosaumühle fuhren, erhellten uns fast ununterbrochen Blitze den Weg, und kaum wir gegen Mitternacht in unser Gasthaus ankamen und Sepp, wie er stand und stehend schlief, ins Bett gesunken war, brach ein Unwetter los, gegen welches das Gewitter auf der Alm nur ein zahmes Vorspiel gewesen

war. Die Wände des uralten Hauses bebten vor den Donnerschlägen und der Hallstätter See rang tosend mit dem Orkan. Die Fenster unseres Schlafzimmers klirrten im sausenden Regen, und das ganze Gehöfte war wild umrauscht von Gewässern.

Wir waren geborgen; und an diesem Tage zweimal dem Unwetter knapp und fein entronnen, fragte ich mich, ob wir es wohl verdienten, so glücklich zu sein?

Der nächste Morgen war trübe; der See hatte sich noch nicht ganz beruhigt; am hohen Hirlaz, am Krippen- und am Sarstein hingen träge Nebelbänke, und im Blau der Ramsauer Berge sah man die Schleier des Regens niedergehen.

Wir fuhren von Gosaumühl auf einem Nachen zur jenseits des Sees liegenden Haltestelle. Mit dem nächsten Zuge ging's an Goisern und Ischl vorüber nach Traunsee. Wir saßen im Aussichtswagen, schauten dem Wandelpanorama des Gebirges zu und wie sich darüber der Himmel lichtete. Bahnhöfe und Zug waren überfüllt von Sommerfrischlern und Touristen, die ländliche Stimmung war dahin. In Traunsee bestiegen wir den Dampfer „Gisela", und während ich mich an die Rampe gelehnt, in die Schönheiten des Sees und des massigen Traunsteins vertiefte, bewunderte mein Junge das Dampfschiff, studierte seine Einrichtungen vom Steuerrade an bis zum Rettungskahne und war außer sich vor Vergnügen. Bald öffnete sich der Blick in das Hügelgelände, an dessen Fuß — anfangs nur wie ein lichter Streifen zu sehen — das freundliche Gmunden liegt.

Zu Gmunden stiegen wir in dem alten Gasthofe „Zur Sonne" ab, dessen gut bürgerliche Einrichtung und biederen Wirtsleute uns die sonstige Aufgedonnertheit des Modekurortes vergessen ließen. Ein kühlender Regen, der sich nachmittags einstellte, kam mir zustatten; bei schönem Wetter

duldet es mich in solchen Gegenden nicht im Zimmer, es hetzt mich umher in Sonnenglut und Windwehen, auf Höhen und in Tälern. Der Regen gab mir Ruhe und sie tat wahrlich not. Zwei Stunden nur, denn es kam mein Sepp ins Zimmer gestürzt mit der Botschaft, daß auf dem See ein fürchterlicher Sturm tobe und daß wir daher sofort einen Kahn nehmen und hinausfahren müßten. Wenn auf dem See ein Sturm ist, darf der Mensch nicht auf dem Sofa liegen. Wir gingen eilends an das Ufer hinab. Der Regen hatte aufgehört, wuchtige Wolkenmassen rangen mit der niedergehenden Sonne um den Abend, an den Häuptern des Traunsteins und des Höllengebirges schwere Nebel, im Hintergrunde über den Bergen bei Ebensee ein dunkles Regengrau. Ein frischer Wind strich vom Gebirge her, der See glitt in munteren Wellen heran, immer heran und warf rauschend und schäumend seine Wellen an das Ufer. Die Dampfer standen festgeankert, sie hatten Feierabend gemacht. Wir mieteten ein Segelschifflein und — mein Knabe war durch früheres aufmerksames Beobachten bereits sachkundig — segelten hinaus auf „die hohe See". Eine Stunde lang kreuzten wir mit geblähtem Segel zwischen 31. und 32. Grad östl. Länge und 47. und 48. Grad nördl. Breite. Der scharfe Gegenwind ließ uns nicht recht vorwärts kommen, fiel uns ein paarmal so heftig in die Flanke, daß das Schiff, von Gischten über und über begossen, bedenklich auf die Seite schlug. Ora pro nobis! Der See war schwarzblau geworden und nur von zahllosen weißen Schaumwellen und Gischtkämmen unterbrochen. Im ganzen war die Sache doch nicht so harmlos, als ich es halb scherzend zu nehmen liebte, und als wir in der Abenddämmerung rasch gegen das Ufer glitten, standen dort Leute, die unser kleines Wagestück mit einigem Interesse beobachtet hatten.

Da mir auf dem See der Wind wiederholt meine langen Haare boshaft über die Nase gespielt hatte, so wollte ich solche nun stutzen lassen. Ich tat's aber nicht, denn mir fiel ein, was ein beliebter Opernsänger mir einmal erzählt hatte, vom Frisieren in der löblichen Stadt Gmunden. Selbiges war am Abend. Als der Sänger in den straßenseitigen Friseurladen trat und höflichst bekomplimentiert wurde, fiel es ihm auf, daß zu den bisher brennenden zwei Gasflammen noch drei angezündet wurden, und zudem ein paar silberne Leuchter, so daß der Raum glänzend beleuchtet war. Das Frisieren ging äußerst langsam vonstatten und immer noch wußte der Haarkünstler zu glätten und zu schnirgeln. Endlich fiel es dem Kunden auf, daß an den gassenseitigen Glaswänden die Vorhänge weggezogen waren, daß sich draußen eine große Menschenmenge versammelt hatte, die hereinschaute, und daß er von dem findigen Friseur als Ausstellungsgegenstand benutzt wurde. Man kann sich denken, daß er nun nicht mehr lange sitzen blieb, sondern dem Inhaber des Ladens riet, anstatt seiner eine drehbare Wachspuppe ins Auslagefenster zu stellen. Bin zwar ich nichts weniger als ein schöner Opernsänger, so kann man doch nie wissen, wozu ein müßiges Publikum seine Zeit verschwendet.

Am nächsten Morgen, einem sonnigen Sonntag, mahnte mich mein gewissenhafter Gymnasiast zum Kirchgange. Wir hörten in der Stadtpfarrkirche die gute und scharfe Predigt eines greisen Priesters gegen Klatschsucht und Verleumdung. „Streuet Federn in den Wind," sagte er, „und ihr seid nicht mehr Herr, sie einzufangen, so wenig, als ausgestreute Verleumdung selbst mit dem besten Willen wieder gutgemacht werden kann." Der alte Mann predigte gegen das abscheuliche und so verbreitete Laster mit vielem Temperament, und das stand ihm gut, viel besser als jenem jungen Priester,

den ich eine Woche früher gehört, das leidenschaftliche Eifern gegen Andersgläubige. Mit Glaubenslehren macht mir selten ein Prediger das Herz warm, mit Sittenlehren jeder.

Vormittags verließen wir Gmunden, fuhren — immer noch seedurstig — mit dem Dampfer bis Traunkirchen und von dort mit dem Eisenbahnzuge über Attnang und Vöcklabruck bis Kammer. Nach dem Mittagsmahle ging's mit dem Dampfer „Kammer" über das oberösterreichische Meer, den Attersee, bis Unterarch, von da mit Stellwagen bis See, und von hier mit Dampfer „Mondsee" über den Mondsee nach Mondsee, wo wir in der Abenddämmerung landeten. Mein Knabe war gut Freund mit dem Kapitän geworden. Besonders viel Spaß machte ihm die flotte Wettfahrt unseres Dampfers mit dem neuen Konkurrenzdampfer, der lange Zeit wie ein Pirat hinter uns kreuzte und endlich durch eine schlaue Wendung an einer Station uns überholte, während der „Mondsee" mit majestätischer Ruhe über die wundervoll schöne Wasserfläche dahinzog.

Im ganzen waren wir an diesem Tage über vier Stunden auf dem Wasser gefahren, was mein Junge als die größte Merkwürdigkeit seines Lebens sofort nach Hause berichtete. Das Bereich des Schafberges, der seine senkrecht abstürzende Wand den von uns befahrenen Seen zuwendet und die ganze Gegend beherrscht, war mit Sommerfrischlern gleichsam bunt besprenkelt. In Mondsee selbst Wiener Theater, Konzerte, Tingeltangels. Solche Gegenden sollte man nicht in der „Saison" besuchen, wann sie Stadt spielen, sondern im Frühjahre, im Spätherbst, im Winter, wann sie still und groß ihr ehrliches Landtum bekennen.

Am nächsten Tage, als am sechsten unserer Reise, fuhren wir mit einem Wäglein von Mondsee über das liebliche Talgau nach Salzburg. Es war eine fröhliche Fahrt in der

Morgenfrische durch hügelige Fichten- und Buchenwälder zwischen grünen Wiesen und reifen Kornfeldern, zwischen stattlichen, teils schweizerartig gebauten Bauernhöfen und Dörfern hin. Wir trällerten auf holperigen Wagen Alpen- und Wanderlieder und jauchzten manchmal einen Freudenschrei in das tiefe Blau des Himmels auf. — Da merkt man erst den Vorteil eines eigenen Gefährtes, man ist nicht umschwärmt und umlauscht von fremden Leuten, man ist allein mit sich und der Natur und kann unbeachtet je nach Stimmung fröhlich, mutwillig oder nachdenklich sein.

Als wir bald hinter Mondsee auf einer Höhung in blauer Ferne den Gaisberg bei Salzburg sahen, merkten wir an seinem Rande ein Wölkchen, das sich sachte anwärts, der Spitze des Berges zu bewegte. Das war der Rauch des Lokomotivs der Zahnradbahn, die erst wenige Wochen früher auf den Gaisberg eröffnet worden war, und die auch uns noch an diesem Tage auf die Höhe führen sollte.

Nach dreistündiger Fahrt rasselten wir leicht und munter in die Stadt Salzburg ein. Im Hotel „Am Stein" stiegen wir ab, um uns alsogleich zu einem Spaziergang durch die Stadt zu rüsten. Die alte Bischofstadt hat etwas eigenartig Berückendes: die breite, lebendige Salzach, die massigen Brücken, die stattlichen Gebäude, die vielfach an südländische Bauart erinnern, die schönen Kirchen, Denkmale und Kunstschätze, die Stadt Mozarts und Mackarts. Ferner die roten senkrechten Wände des Mönchsberges mit dem durch den Berg gebrochenen Neutor, der Petersfriedhof mit seinem Keller, das stimmungsvolle Glockenspiel am Residenzplatze, die plätschernden Fontänen, das Schloß Mirabell, die Festung Hohensalzburg, der grünbewaldete Kapuzinerberg — und darüber hereinleuchten die Hochzinnen des Untersberges und anderer Felsriesen, auch die grüne Kuppe des Gaisberges

mit den roten Schrammen der Eisenbahn und dem Hotel auf der Spitze.

Die Stationen dieser Bergbahn mit zwölf Zügen des Tages sind Parsch, Judenbergalpe, Zistelaple, Gaisbergspitze. Der Zug, gewöhnlich aus zwei Waggons bestehend, für je dreißig Personen berechnet, geht in dreiviertel Stunden bis hinauf. Fahrpreis hin und zurück 3 fl. Der Schaffnerdienst wird von Soldaten besorgt, die Bahn gehört dem Staate und soll sich rentieren.

Wir wählten den Zug, der vier Uhr nachmittags von Parsch abgeht. Auf dem Bahnhof großes Gedränge, jeder und jede wollte sich im Wagen den günstigsten Platz erobern. Wenige Minuten hinter dem Bahnhof beginnt die Steigung; dem Jungen, der mitten im Wagen sitzt, fällt es auf, daß draußen alle Bäume schief stehen, als wollten sie umfallen.

An den Stationen kreuzen die Züge. Oberhalb der Zistelalpe, wo ein Gasthaus steht, nach einer langen scharfen Steigung geht's durch einen Felsendurchbruch; ist der vorüber, so erschallt ein vielstimmiges: Ah! — da unten in äthernder Tiefe liegt weit hingebreitet das Salzburger und das Oberösterreicher Hügelland mit seinen Ortschaften und Seen. Zwei Minuten später steht der Zug auf der Höhe des Berges.

Das grüne Hochplateau war zur Stunde besäet mit Menschengruppen, die sich an der Aussicht weideten. Von Westen gegen Süden, vor allem auffallend, die Schroffen des Hohenstaufen, des Untersberges, des Watzmann (zwischenhin Großglockner), des Hohen Göll, des Hagen- und Tännengebirges. Weiter gegen Osten im Hintergrunde die Gletscher des Dachsteins. Dann steirisches Gebirge, näher heran das Horn des Schafberges, hinter ihm das Höllengebirge und der Traunstein bei Gmunden. Im Norden

die Niederung des Hügellandes bis hin zum blassen Striche des Böhmerwaldes, dann die Salzach, die sich weit hinaus glänzend hinschlängelt, im Westen die bayerische Ebene mit dem fernen Chiemsee. Vom Gaisberg aus sind neun Seen, zwei Gletscher, unzählige Berge, ein weites Hügelland und eine unbegrenzte Ebene zu sehen.

Ich traf auf dem Gaisberg Bekannte aus Berlin und Königsberg, in deren Gesellschaft ich die Rundschau machte und dann im Hotel das „Vesperbrot" nahm. Ein solches Vesperbrot, besonders wenn es in flüssiger Form genossen wird, macht die Fernsicht noch um ein Bedeutendes entzückender; endlich begannen wir sogar von der Ostsee zu schwärmen und stellten Vergleiche an zwischen Meer und Hochgebirge, bei denen gewißlich auch mein kleiner Seefahrer gerne sein Votum abgegeben hätte, wenn er nicht eben auf einer Schmetterlingsjagd gewesen wäre.

Über dem Traunstein war schon die Nacht heraufgestiegen, die Felder des Dachstein waren schon verblaßt und jene des Glockner in Gewitterdunst gehüllt, als wir in den Wagen stiegen und den Berg verließen.

Seit auf dem Gaisberge anstatt der Kuhschelle die Eisenbahnglocke schrillt, und statt der Sennin Jauchzen das Lokomotiv, ist freilich die Bergweihe dahin, man glaubt, in einem großartigen Kunstpanorama (Entree drei Gulden) zu sein; nur ist es hier gestattet, die Gegenstände mit dem Stock zu berühren. Der Stock aber, mit dem man hier den Dachstein betupfen wollte, müßte sieben Meilen lang sein.

Der nächste Tag war wieder ein weißglühender Sonnentag, das Licht der Gebäude und der Straße tat dem Auge weh. Es ließ sich bei der drückenden Hitze nichts unternehmen, doch war es selbstverständlich, daß wir das salzburgische Landesmuseum, Hellbrunn und den Mirabellgarten besuchten. Die

Sammlung des Museums erzählt laut, welch eine uralte und mächtige Kulturstätte dieses Salzburgerland ist. Mir persönlich am meisten Vergnügen machte eine aus Gips ausgeführte plastische Karte des Herzogtums Salzburg. Wie oft habe ich gedacht, wenn doch auch von Steiermark ein solches Bild existierte! (Es existiert nun, und zwar im Joanneum zu Graz. Bemerkung zur neuen Auflage.)

Nach Hellbrunn brachte uns die Dampftramway, die zwischen Salzburg und dem Drachenloch am Untersberg verkehrt. Die berühmten Hellbrunner Wasserkünste: eine Messingkugel, die auf senkrechtem Strahl steht; eine Krone, die von einem Wasserstrahl, auf und nieder gehoben wird; ein Glassturz aus Wasser über einem Rosenstrauß; der Regen aus Wänden, Fußpflastern, Plafonds und Hirschgeweihspitzen mit natürlichem Regenbogen; die Zaubergrotte mit den wispernden, pfeifenden und schnarrenden Ungeheuern; dann die durch unsichtbares Wasser bewegten Figuren: der Müller, der Schmied, der Schleifer, der Halsabschneider; der alles Handwerk beschäftigende Tempelbau mit Orgelklang, der ebenfalls durch Wasser erzeugt wird, usw., machten meinem Jungen ein himmlisches Vergnügen. Schließlich ließ sich auch St. Peter mit seinen weltberühmten Wasserkünsten nicht spotten, und wir kamen unter Blitz und Donner hübsch durchnäßt in den Tramwaywagen.

Im Mirabellgarten unterhielt sich mein Sepp eine Stunde lang am Vogelhaus mit einem geschwätzigen Kakadu, während ich vor dem Denkmale eines früh verstorbenen Freundes saß, des Grafen Hugo Lamberg. Diesem Manne, der seiner Liebe zur Natur und zum Volke auch als humorvoller Dialektdichter schönen Ausdruck gab, hat die Sektion Salzburg des österreichischen Touristenklubs ein kleines Standbild aus Erz aufgestellt im Mirabellgarten, und rings

um dasselbe Alpenblumen gepflanzt, die sich freilich dem Barockstil des Parkes, der gleichsam noch die gepuderte Perücke auf hat, nicht recht anpassen wollen.

Am Abend machten wir einen Spaziergang auf den Mönchsberg, von dem aus gesehen sich Salzburg am schönsten stellt. Wir wollten auf der andern Seite des Berges nach der Vorstadt Riedenburg hinab, standen aber plötzlich vor der senkrechten Wand, in welcher der Mönchsberg nach drei Seiten abstürzt. Wir hatten uns also auf diesem Berge, der sozusagen doch mitten in der Stadt steht, verirrt, und fanden mit einiger Mühe den Abstieg zur Reitschule. An demselben Tage hörten wir von dem Turme des Glockenspieles die „letzte Rose" klingen, ein Eindruck, mit dem der zweitägige Salzburger Aufenthalt stimmungsvollen Abschluß fand.

Ich hatte, wahrscheinlich aus Ursache der großen Hitze, in Salzburg stark an Asthma zu leiden und fühlte mich körperlich so unwohl, daß ich gezwungen war, alle Besuche bei lieben Bekannten daselbst zu unterlassen und mich als Fremdling herumzutreiben.

Am achten Tage unserer Reise verließen wir nachmittags Salzburg und fuhren der Salzach aufwärts über Hallein, Golling und durch die einst schauerliche, heute entzückende Gebirgsschlucht Paßlug nach Bischofshofen. Dort stiegen wir in den Zug, der nach Steiermark geht! Da war es leer, das ganze bequeme Gelaß gehörte uns. Vom Tännengebirge herab kam ein erfrischender Regen, der traulich an unsere Fenster schlug. Die wilde Großartigkeit der Gegend war in ein sanfteres Alm- und Waldland übergegangen, mir war wohl.

Bei Eben versäumten wir nicht, durch das dort sich öffnende Fritztal nach einem alten Bekannten auszulugen, den wir nun fast rings umkreist hatten. Aber der hohe

Herr war in Regenwolken gehüllt; wir sahen ihn erst wieder, und zwar in großer Nähe, als wir am selben Abende oberhalb Schladming am tosenden Talbach standen. Wir sahen ihn jetzt an der südlichen Seite, sowie wir ihn von Altaussee, der Zwieselalpe und dem Gaisberge aus an der östlichen und nördlichen gesehen hatten. Hierher schaut der Dachstein mit seiner Felsenstirn. Ein Greis, hat er die grauen Locken nach rückwärts gekämmt, man sieht nur wenig von ihrem silbernen Blinken.

Auch in Schladming war mir der geplante Aufenthalt durch Atemnot verleidet; es war hier die dritte Nacht, in der ich kein Auge schloß. So fuhren wir am nächsten Tage, den Ring um den Dachstein bei Steinach schließend, der Enns, Palten, Liesing und Mur entlang, ins Tal der Mürz.

Das war unserer Reise am neunten Tage. Trotz der Beschwerden war's eine der genußreichsten Fahrten meines wandelbaren Lebens. Hatte körperliches Unbehagen schon allzusehr gedrückt, so war meine Seele flink hinübergehüpft auf die jugendfrischen Sinne meines Knaben, um von dort aus die Schönheiten und Freuden zu genießen, die der liebe Gott — Ehr' und Dank sei ihm! — so reich und gnadenvoll hat ausgegossen über unser Heimatland.

Mit den Jungen auf die Rax.

1890.

„Burschen, habt acht! Wir gehen auf die Rax! In zwanzig Minuten Abfahrt!“

„Ah!“ riefen nach dieser Order die beiden Knaben, denn der Entschluß war urplötzlich und unvorhergesehen. Das Vorbereiten langer Hand auf eine Partie taugt bei uns nicht, da wird in den Knaben zwar das Plangen danach von Tag zu Tag größer, aber noch zu rechter Stunde ist ein kleines Asthma da, oder eine große Post, ein guter Freund oder ein böses Wetter, und verschoben wird die Partie „auf ein andermal“. — O dieses leidige „auf ein andermal!“ oder „aufgeschoben ist nicht aufgehoben!“ ist ein Blümel-Blamel des Teufels. Ganz plötzlich und kühn stehlen muß man dem Himmel seine schönsten Tage, darum: „Habt acht, Burschen, wir gehen auf die Rax!“

Klein Gretchen hub sogleich an zu schluchzen. Dieser graue finstere Berg, der über die Waldhöhen herüber droht in das Tal, und von dem die Mutter immer in den Zeitungen liest, daß an seinen Wänden Leute abstürzen! Diese Rax! Und da hinauf wollen Vater und Brüder?

Natürlich war nicht mehr Zeit, um Steigeisen, Alpstock und Rucksack hervorzusuchen; der Eisenbahnzug pfiff schon, und fast ganz so, wie wir zu Hause im Garten aus-

gerüstet herumgingen, ganz so machten wir uns auf zur verruchten Rax. Die Fahrkarten für dritte Klasse; mit Lederkissen beginnt man nicht, Burschen, und am wenigsten, wenn man auf die Alpe will. In einer Viertelstunde waren wir auf dem Bahnhof in Mürzzuschlag, hier ein Trubel von Sommerfrischlern, reisenden Gigerln und martialisch bis auf die Zähne bewaffneten Touristen. Nur keine Wandergenossen! flehten meine Jungen zu Gott, wir wollten miteinander allein sein. Der Schaffner des Neubergerzuges kann geläufig Mienen lesen, es wies uns ein leeres Gelaß an, doch als wir in das stiegen, drängte eine kleine Völkerwanderung von Wienern uns nach, und ein paar poetenfreundliche Fräulein suchten sofort mit uns ein Gespräch anzuknüpfen. Da trällerte der kleine Hans das Kärntnerlied: „Ich aber nix — ich aber nix — ich aber nix g'red't mit ihr —" und Sepp flüsterte mir weisen Rat zu, den Kopf nur ja recht zum Fenster hinauszuhalten, weil er wußte, wie anstrengend für meine Lunge ein Gespräch mit Fremden im rollenden Eisenbahnwagen ist.

Abfahrt in Mürzzuschlag um 1 Uhr 20 Minuten. Mein Angesicht wendete ich der Schneealpe zu, die aus dem Hintergrunde des Tales herüberschaute, meine Ohren verschafften mir nebenbei die Überzeugung, daß an der Unterhaltung, die im Gelasse geführt ward, nicht viel verloren war. „Was Vaterland!" rief ein alter Spießbürger, „teures Vaterland, es kostet uns Steuern genug! Ich kenne kein Vaterland, mein Vaterland ist überall, wo es mir gut geht!" Beifall lohnte den Redner; mein Hans blickte mit unaussprechlicher Verachtung auf den Mann, und Sepp murmelte fast lauter als gut war: „Zigeunerpatriotismus."

Um 2 Uhr in Kapellen. Heiße Sonne, stellenweise der Himmel mit Wolken bedeckt; lebhafter Ostwind, lustiges

Staubaufwirbeln auf der Straße. Nach eingenommener Erfrischung beim Baumgartnerwirt und einigem Umfragen fanden wir „Gelegenheit". Der Bürgermeister des Ortes selbst führte uns mit einem flinken Braunen und einem leichten Steirerwäglein bald am Raxenbach entlang gegen Norden, wo hinter Waldbergen starr und hoch das Felsengebirge aufragte, das wir erklimmen wollten. In Kapellenleiten, wo links die Straße nach Altenberg und über den Naßkamm abzweigt, und wo der Altenbach zum Raxenbach stößt, hat man über sich bereits ein schönes Alpenbild. Vorberge sind reich an Wald und Wiesen, im Tale Bauernhäuser und Getreidemühlen. Im Hintergrunde stehen grau und kahl die Bergriesen der Schneealpe, des Ameisbühel, des Kleinen Gupf und der Hohen Rax auf. Wir fuhren weiter in die Raxen, Schulkinder begegneten uns, wovon jedes sein artiges „Grüß Gott!" sagte. Das Schulhaus in der Raxen steht einsam zwischen Bach und Berglehne, rings von Wald umgeben; wenn auf jenem zu Kapellen der stramme Spruch steht: „Pflicht über alles!" so ergänzt der Spruch auf dem Schulhause in der Raxen: „Stets vorwärts, nie rückwärts!"

Unser Tal hat sich verengt zu einem Graben, in welchem mehrere Nebengräben links von den Hängen der Rax herab auslaufen. Um 3 Uhr 45 Minuten waren wir dort, wo der Weg zum Gscheid so stark anzusteigen beginnt, daß unser Fuhrmann meinte, hier müsse er umkehren und uns unseren Füßen überlassen. Das war auch recht, und so standen wir bald da im Hochtale allein, über uns in schwindelnder Höhe die Zinnen der Rax. Der Sonnenschein hatte sich verzogen, die zeitweilig silberweiß schimmernden Ahorne, die oben an den Lehnen standen, deuteten an, daß der Wind ging, was unseren ein wenig wetterbangenden Herzen ein gutes Zeichen war. Als wir ein Viertelstündchen angestiegen waren,

begann es aber zu tröpfeln. — Das wird nicht gut! dachte ich, doch keiner sagte ein Wort des Unmutes. Ein hölzernes Kapellchen mit einem Marienbilde stand am Wege, in das setzten wir uns hinein, um abzuwarten, was nun der Himmel über uns verhängen werde. Kaum eine Minute, das Regnen hatte aufgehört, es lichtete sich, und zwischen den eilenden leichten Wölklein blaute das Firmament. — „Wenn die Wolkenlücke auch nur so groß ist, daß man den Kopf durchstecken kann, dann bleibt es schön Wetter!" Dieses Wort hatte mein Vetter Franz oft gesagt, doch den Kopf hat er nie durchgesteckt.

Neuen Mutes voll schritten wir an durch dunkeln Wald. Um 4 Uhr 15 Minuten waren wir auf dem Gscheid, wo das Wasser der Mürz und das der Schwarzau sich scheiden und wo die Grenze ist zwischen Steiermark und Niederösterreich. Natürlich lief Hans mit ein paar Schritten rasch über die Grenze, damit er sagen konnte, er sei in Niederösterreich. Bruder Sepp übertrumpfte den Witz dadurch, daß er mit einem Fuß in Österreich, mit dem anderen in Steiermark stand. Hans rief ihm, auf die Landesfarben anspielend, zu: „So, jetzt kannst du dir das rechte Bein weiß-grün, das linke blau-gelb anstreichen lassen." An Bummelwitzigkeit waren sie stets unerschöpflich, und ich schritt langsam und stillvergnügt hinter ihnen drein.

Am Gscheid stehen mehrere Touristentafeln mit Wegweisern und Ratschlägen, ferner eine sehr alte steinerne Denksäule, erinnernd an Feindesgefahr vergangener Jahrhunderte. Ungarn und Osmanen hatten an diesem Passe oft den Einbruch in die Steiermark versucht.

Von Kapellen her waren wir an 400 Meter gestiegen und standen nun 1070 Meter über der Meeresfläche, die man auf Bergtouren immer nennt und zum Grimme meiner Buben

nie zu sehen bekam. Vom Gscheidsattel senkt der Weg sich steil hinab in das Niederösterreicherland. Aus ihm kommt eine Telephonleitung herauf, deren weiße Stangen nun durch Wald und über Matten emporsteigen in das graue Kalkgewände der Rax. Diesen folgen wir gemachen Schrittes. Gesprochen wird nicht während des Anstieges. Ein steiniger Alpenweg führt steil durch Wald und Geschläge. Wir kommen zur Halterhütte der Siebenbrunnerwiese und steigen über den Matten zwischen niedergebrochenen Felsblöcken und den ersten Knieholzgruppen an. Hier ist schon ganz Almboden und hart vor uns stehen endlich die zerrissenen Wände, an denen wir hinauf müssen. Das Wort Rax soll von rauh kommen und soviel heißen, als rauhes Gebirge. Dieser Name trifft. Im Siebenbrunnertal sahen wir die erste Antilope. Die Jungen zuerst bemerkten das Rudel von Gemsen, die auf der Matte grasten. Es waren graue, braune und weiße mit hübschen Hörnlein; sie hatten nur den einen Fehler, daß sie auf uns zukamen und uns eine Strecke traulich nachliefen, bis der Halter sie zurückrief, um sie zu melken. Am Fuße der Wände rasteten wir und genossen Brot und Käse, so Sepp von Kapellen mitgetragen hatte. Ich machte die Jungen aufmerksam, es sei mir lieber, wenn sie nicht tränken, wenn sie jedoch sehr Durst hätten, so wäre hier eine Quelle in der Nähe; weiter hinauf wäre an derlei Kostbarkeiten nicht zu denken. — „Ich habe zwar ein bißchen Durst," meinte Sepp, „aber wenn es dem Vater lieber ist, so trinken wir nicht." — Hierauf stiegen wir sachte den Schlangenweg hinan zwischen den Wänden. Das ist ein bequemer Weg; von Osten her strich ein kühler Wind, die Sonne war schon hinter den Wetterkogel gezogen, der vor uns aufragte zur Linken, während zur Rechten die grausen Hänge des Predigtstuhls und der Preinerwand auf uns niederstarrten. Der

Weg steigt zwischen Steinblöcken, Knieholz, steilen und eingesprenkelten Wänden in mehreren großen Windungen empor, ins wilde Gewände kommt man nie eigentlich, aber sachte zwischen ihm hinauf. Im Süden und Osten hat sich bereits eine schöne Aussicht erschlossen hin bis zum Leithagebirge. Die Landschaft liegt in gesättigten Schatten.

Der vorspringenden, mit einem Geländer versehenen Felszinne des Wetterkogels sind wir endlich nahe gekommen, eine Wegbiegung um einen Kamm, und wir stehen auf der Zinne mit dem Einblicke auf die karstartige, von Berg und Tal durchzogene Hochwüste des Raxgebirges, bei deren Anblick Hans ausrief: „Ja, auf diesem Berge stehen ja eine Menge Berge!“ Kahle Kuppen, Wände, Schluchten, Schutthalden, Kare mit Schneelagern, dunkelnde Zirnflächen, Matten mit Sennhütten, baumlos, wasserlos — das ist der Charakter des 2875 Geviertkilometer weiten Hochbodens der nach allen Seiten schroff abstürzenden Rax, auf dem ganz Wien mit allen seinen Vorstädten Platz hätte. Weil hier oben sich neuerdings Berge und Wände erheben, die von unten nicht gesehen werden können, so ist die Aussicht in den Hochböden eine beschränkte, und gleichwohl hier an 1800 Meter über dem Meere stehend, hat man nicht die richtige Empfindung von dieser beträchtlichen Höhe, zumal man so allmählich emporkam, und der prächtige Anstieg auf dem Schlangenweg uns gar nicht angestrengt hat.

Hans ist der erste, der das Karl Ludwig-Haus entdeckt; es steht in nächster Nähe am südöstlichen Rand der Hochebene, so daß man von seinen Fenstern ins Tal von Prein, nach Reichenau, ins Semmeringgebiet, und weit ins Ungarland hinausschauen kann. Als wir dem Touristenhause nahten, war es 5 Uhr 45 Minuten, wir hatten vom Fuße des Gscheid her bei einer Steigung von etwa 860 Metern

also genau zwei Stunden gebraucht. Plötzlich erhob Hans ein Freudengeschrei, er hatte ums Haus herum Kaninchen entdeckt, denen er nachlief, und grasende Maultiere, auf denen er reiten wollte; der Aufstieg hatte ihn also nicht ermüdet. Groß aber war der Durst geworden, und der erste Wunsch im Touristenhause ging nach Wasser. „Der Liter Wasser zehn Kreuzer" steht an der Wand zu lesen, doch war es nicht Quell-, sondern Schneewasser, weshalb wir es uns versagten und durch eine Flasche Sodawasser ersetzten. Dann tranken wir Kaffee und waren natürlich in bester Stimmung. Fast gleichzeitig mit uns waren der Herr Pfarrer und Kaplan von Prein heraufgekommen; der eine trank Wein, der andere Milch, um nach der gemütlichen Jause auf der Rax noch an demselben Abende wieder hinabzusteigen. Denn auf dem Predigtstuhl der Rax predigt ein anderer, wie wir es noch erfahren sollten.

Da meine Burschen nicht einen Augenblick rasteten, sondern das Haus und dessen nächste Umgebung zu durchforschen trachteten, kommandierte ich um 6 Uhr neuerdings zum Aufbruch. Über moosige Matten und zwischen Knieholz stiegen wir zur Heukuppe hinan. Steinnelken, Alpenrosen, Glockenblumen, Alpenveilchen in großen Mengen schmückten unseren Weg. Von den Felsen her schwirrte manchmal eine Alpendohle. Der Himmel hatte sich bedenklich verdunkelt, nur über den Ebenen Ungarns, die in Höhenrauch lagen, blaute noch das Firmament. Der Ostwind war heftig geworden. Um 6 Uhr 30 Minuten hatten wir das kleine, schmucke, stets offenstehende Schutzhaus der „Lackenbacher", früher Schwefelbanda-Hütte genannt, erreicht, und fünf Minuten später standen wir auf der 2008 Meter hohen Heukuppe, dem höchsten Gipfel der Rax.

Über diese Höhe waren meine Jungen außerordentlich

entzückt und sie meinten schon auf dem halben Weg in den Himmel zu sein, bis ich ihnen erklärte, daß unser Standpunkt nicht eben viel zu bedeuten habe. 2000 Meter Höhe wagrecht gelegt gäben eine halbe Fußstunde, beiläufig so lang, als es in Wien von der Stefanskirche bis zum Südbahnhofe ist. Das sei die ganze Höhe der Rax vom Meeresspiegel aus.

Wir konnten aber nicht lange Mathematik treiben, wozu wir übrigens auch gar nicht heraufgekommen waren. Der Wind war fast zum Sturme geworden. So haben wir drei uns hinter dem schützenden Steinhaufen der Pyramide auf den Sand gesetzt, den Plaid wie einen einzigen Mantel um uns geschlungen und also wie ein Wesen mit drei Köpfen hinausgeblickt in das westliche Land, das hier erschlossen ist. In blauem Dunste fast erstickt lagen da unten die Täler von Altenberg und der Mürz, die Höhenzüge des Roßkogels, des Königskogels, des Teufelssteins, der Stangelalpe, des Hochangers, der Veitsch und der Schneealpe. Weiterhin war nichts mehr als das finstere Blau eines aufsteigenden Gewitters, das in nächtiger Rembrandtstimmung vor uns stand und nur vom Ostwinde noch zurückgedämmt wurde. Auch die Abenddämmerung wob sich schon hinein, um so schärfer schnitten sich die Blitze über den Gegenden der Veitsch und des nicht mehr sichtbaren Hochschwab. Vom Gamseck her kam in den Lüften ein dunkler Punkt auf uns zu, ein Steinadler schwebte über unseren Häuptern hin und senkte sich nieder in das südliche Gewände. Einen raschen Blick noch nach dem Ötscher hin, den Bergen Niederösterreichs, den vielgestaltigen Formen unserer Rax. Hinter der Scheibelwaldhöhe und der Grünschacheralpe stand der Schneeberg. Da alle Spitzen und Gipfel noch nebelfrei waren, so beeilten wir uns nicht sehr, doch sagte ich zu meinen Genossen:

„Sobald der Ostwind nur ein paar Augenblicke nachläßt, fällt der Wolkenhimmel auf uns nieder und wir sind eingeschlossen in Nacht, Nebel und Wettersturm." Das wollten wir doch nicht abwarten. Ein Weilchen kämpften wir mit dem Winde noch um den Plaid, den ich um mich zu winden suchte, dann eilten wir hinab, dem Touristenhause zu. Unterwegs noch einen flüchtigen Blick zu den Lichtensternhütten hinab, wo ich vierzehn Jahre früher eine sehr volkstümliche Samstagsnacht verlebt hatte. Meine Jungen liefen trotz der einbrechenden Dämmerung noch hinüber ins Kar, wo schmutziger Schnee lag, und begannen munter aufeinander Schneeballen zu werfen — am 5. August.

Im Karl Ludwig-Hause hatten sich mittlerweile zehn Touristen eingefunden, auch Touristinnen darunter, die aus dem Höllental über das Gamseck, den Reißtalersteig und die Griesleiten heraufgekommen waren, weil ihnen der Schlangenweg zu bequem gewesen. Dafür hatten sie bereits ein paar Invaliden bei sich. Denn es will sich nachgerade nicht mehr schicken, daß man — als schneidiger Tourist — von einer Hochalpentour ganz heil nach Hause komme. Ein Heraufsteigender, der auch am Reißtalersteig gesehen worden, war im Hause noch nicht angekommen, weshalb der Wirt sofort eine kleine Suche veranstaltete, bis der zu erwartende Tourist endlich die Matten heranhinkte. Es ist schon so eine Art Wacht aufgestellt, um Unglücksfälle zu verhüten, die in diesem rauhen Gebirge leider doch so häufig vorkommen. Es gibt hochgefährliche Auf- und Abstiege und es gibt Tollhäusler, die immer noch gefährlichere suchen und entdecken und die mit vernichtender Verachtung auf alle niederblicken, so den Aufstieg für „Lahme und Gichtbrüchige" wählen, nämlich den Schlangenweg.

Es war finster geworden. Vom Semmeringhotel fun-

kelten Lichter herauf, so schickten sich auch unsere Wirtsleute, ein schönes Alplerpaar, an, das Haus zu beleuchten. Der österreichische Touristenklub, der Erbauer und Eigentümer, hat es verstanden, das Karl Ludwig-Haus so einzurichten, daß es praktisch und gemütlich zugleich ist. Nun kam das einfache Abendessen, das Blättern in den Fremdenbüchern, die wie gewöhnlich viel Spreu und wenig Korn enthalten; das Gespräch über vollführte Touren in Jäger- oder vielmehr Touristenlatein und mit Meinungsverschiedenheiten; das Mutmaßen über die Witterung des nächsten Tages usw. Um 9 Uhr ging ich mit meinen Söhnen in die Schlafkammer. Die war ein mit Läden getäfeltes Gemach, dessen drei Betten wohl zubereitet standen und dessen Fenster gegen Osten ging. Bald war es in unserer Kammer dunkel und still, zum Fenster leuchteten ein paar Sterne herein und manchmal ein Blitzschein. Da ich auf Reisen oder Partien fast nie schlafen kann, so pflege ich die Eindrücke des Tages neuerdings an meiner Seele vorüberzuführen. Um 11 Uhr hub draußen ein Sturm an ums Haus zu rauschen, die Blitze wurden greller und das Murren des Donners kam näher und näher, bis über den Wänden des Predigtstuhles, die bei dem Leuchten in schwefelgrünem Scheine standen, mehrere Schläge kanonenknallartig losgingen. Also verkündete auf dem Predigtstuhl der Prediger Natur des Herrn Macht hinab in die Täler der Reiß, der Naß, der Schwarzau, der Prein und der Mürz. Das Rasen des Sturmes, das Prasseln des Regens, das Lohen der Blitze, das Rollen der Donner war so herrlich, daß ich gerne meine Jungen geweckt hätte, um sie des Genusses teilhaftig zu machen, allein sie schliefen so still und ruhig und bedurften wohl auch des Schlafes. Später hat es sich jedoch anders aufgeklärt; es war während des Gewitters Sepp wach ge-

worden und es war Hans wach gewesen. Jeder meinte, die zwei anderen schliefen; Sepp wollte sie nicht wecken, weil er ihnen den Schlummer gönnte; und Hans wollte sie nicht wecken, weil er meinte, sie könnten sich fürchten, und das Fürchten wollte er allein besorgen für alle drei. Als nach einer halben Stunde das Gewitter vorüber war, sagte Sepp leise: „Das war schön!" und Hans entgegnete ebenso leise: „Das war schrecklich!" — „Es ist nur gut, daß der Vater schläft; ich fürchte, daß er morgen müde wird und wieder Asthma bekommt." — „Ich habe schon gebetet, daß er es nicht bekommen soll," sagte Hans. Dann schwiegen sie und schliefen bald ein.

Um 5 Uhr weckte ich sie. Die Wände des Predigtstuhles standen in einem veilchenblauen Äther. Aus Ungarns Dunstmeer war die rote Sonnenscheibe aufgestiegen und versteckte sich nun in die rostbraune Wolkenschichte, die am Himmel stand. Einzelne Strahlengarben durchbrachen sie und röteten die Federwolken am Zenit; über die Gegenden von Neunkirchen und Neustadt gingen Regenschleier nieder. Die Spitze des Schneeberges und bald darauf die Kuppen des Wechsels und des Stuhlecks wurden von Nebeln bedeckt. Rasch ließen wir uns ein paar heiße Gläser Tees geben, und um 5 Uhr 30 Minuten stiegen wir nochmals hinauf zur Heukuppe. Dieser Morgenspaziergang ward herrlich belohnt. Sepp, welcher der erste oben war, erhob wieder sein Jubelgeschrei. Der Westen war klar und rein, in den Tälern tief lag dichter schneeweißer Nebel, welcher stellenweise von der Sonne beschienen goldig leuchtete. Wie ein Meer, aus dem die Berghöhen gleich Inseln ragen! Das Bild ist abgebraucht, aber es bezeichnet am besten. Ich glaubte mich auf eine Höhe des Karstes versetzt mit dem Ausblick auf den Quarnero. Die aus dem scharf und eben abgegrenzten Nebel

aufsteigende Schneealpe war der Monte Maggiore, das Hochegg und der langgestreckte Zug des Roßkogels waren die Inseln Cherso und Veglia. Das Nebelmeer des Mürztales war die Bucht von Fiume und die Gebirge des Stuhlecks, des Teufelssteines, des Rennfeldes, des Lantsch, des Offers, des Grazer Schöckels, waren die Bergzüge Kroatiens. Aber hinter diesem Quarnerobild ragten im Morgenstrahle die Veitsch, der Hochschwab, die Felshäupter bei Tragöß, der Ennstaler Alpen mit dem gletschergekrönten Dachstein. — Der schneidende Ostwind gönnte uns dieses unbeschreiblich schöne Bild nicht lange. Wir fanden uns nicht genug verwahrt, und obzwar die freudige Aufregung der Kälte einigermaßen standhielt, verließen wir bald die Hochzinne, nachdem ich im Herzen meinem Geschicke gedankt, daß mir das Glück, auf solcher Höhe zu stehen und solche Pracht zu sehen, wieder einmal gegönnt war.

Um 6 Uhr 20 Minuten saßen wir im Touristenhause beim Frühstück, das wohlschmeckte; dann noch einen Blick von der Zinne des Wetterkogels in die Tiefe, in die wir nun wieder hinabsteigen sollten. Warum blieben wir nicht ein paar Tage oben? Warum besuchten wir nicht die zahlreichen Senndörfer, die einst zur Hochsommerszeit stark bewohnt waren, nun aber großenteils entvölkert stehen, weil die Jagdbesitzer solchen Alpenwirtschaften nicht gewogen sind? Warum bestiegen wir nicht die Hohe Lechnerin, den Kloben, den Haberfeld-, den Jakobskogel und alle die anderen Berge, die auf diesem Berge stehen? Warum wählten wir nicht einen der scharfen Abstiege, etwa im Süden über die Karreralpe, oder im Westen über das Gamseck nach Naßwald, oder im Norden über das Gaisloch oder die Teufelsbadstube ins Höllental? Das erst wäre eine Raxpartie gewesen. Ich hatte Gründe, das nicht zu tun. Meine jungen Genossen waren

für heiklere Strecken noch nicht abgerichtet und ich selbst hatte seit den Jahren, da ich keinen hohen Berg besteigen konnte, die Übung verloren. Bergfexeneitel waren wir nicht, und Großes hatten wir gesehen. Wenn wir ferner noch die Kostspieligkeit eines längeren Aufenthaltes da oben, sowie ein drohendes Westwetter erwogen, so war uns die Zeit und die Stelle des Abstieges eigentlich vorgeschrieben. Mit schwerem Herzen schauten wir noch einmal hinein in das felsige Gebirge mit den Wundern allen, die dort walten.

Um 6 Uhr 50 Minuten traten wir den Abstieg an über den Schlangenweg.

Als wir unter der ersten Zinne waren, gab es keinen Wind mehr; kühl und heiter war die Luft und wir konnten den Anblick der von der Sonne beleuchteten Felsgruppen, an und zwischen denen wir uns befanden, noch einmal mit aller Behaglichkeit genießen. Vom Wetterkogel herab winkten uns noch mehrere Touristen mit weißen Tüchern und ich ließ nach langem wieder einmal einen Juchezer los, der ganz leidlich in den Wänden widerhallte.

In das Siebenbrunnertal hinabkommend, kroch vor uns quer über den Weg einer jener kleinen schwarzen Molche, wie sie, sonst sehr selten zu finden, eine Eigentümlichkeit der Rax sind. Nun hätte Hans das kleine Ungeheuer gerne in den Sack gesteckt, doch nach weiser Beratung beschlossen wir: Wenn wir schon selber wieder in die dumpfen Niederungen hinab müßten, so wollten wir wenigstens diesem bescheidenen Tiere seine Alpendaseinsfreudigkeit nicht wegnehmen. Nur gaben wir ihm noch den Rat, sich etwas weniger vertrauensselig auf breitem Wege zu sonnen, sondern baldmöglich in eine schützende Höhle zurückzukehren.

Bald hernach waren wir wieder in den Schatten des

Fichten- und Lärchenwaldes, und um 8 Uhr auf dem Gscheid. Dort setzten wir uns in die Rindlohhütte, die am Wege steht, und schauten noch einmal hinauf zu den über Wipfeln niederleuchtenden Wänden.

Wir hatten die Rax zum Teile gesehen. Wer dieses Gebirge ganz kennen lernen will, der muß auch rings um dasselbe eine Reise machen. Er muß das stundenlange Höllental durchwandern, das sich von Hirschwang zwischen den Wänden der Rax und des Schneeberges, stets entgegen der klaren Schwarzau, dahinzieht; er muß das Wiesental von Naßwald durchschreiten und das wildromantische Reißtal, das an alpiner Schönheit in unseren Alpen seinesgleichen kaum hat. Nirgends stellen die grausigen Abhänge der Rax sich so dar, als im hinteren Reißtale, gegen das das berühmte große Höllental nachgerade niedlich genannt werden kann. Vom Reißtal steigt man über den Naßkamm nach Altenberg hinab, dann erst hat man gesehen, wie groß und vielgestaltig und wild dieses Gebirge ist.

Nachdem ich meinen Söhnen versprochen, den großen Spaziergang rings um die Rax mit ihnen recht bald zu machen*), zogen wir weiter. Es kam ein zwei Stunden langer Marsch talwärts. Die Luft war schwül, über den Bergen stieg Gewölk auf. Bei dem Touristengasthause Kaiblinger in Kapellenleiten nahmen wir im Bewußtsein tapferer Leistung einen gediegenen Imbiß ein. Vom freundlichen Gartenhause, umrauscht von Wässern, umwoben von Menschenwerk und Tätigkeit des Alltags, wendeten wir noch einen letzten Blick empor zur Felsenkuppe, auf deren höchster Spitze fünf Stunden früher ein glücklicher Vater mit seinen zwei Buben gestanden war.

---

*) Eine Woche später haben wir die Partie durch das Höllental und über den Naßkamm wirklich gemacht.

Mittags 11 Uhr 25 Minuten rollten wir vom Bahnhofe in Kapellen ab, um eine Stunde später zu Hause zu sein und den besorgten Lieben daheim unser Touristenglück zu verkünden. Wenige Stunden nachher kam ein wüstes Ungewitter, das die ganze Nacht, bis in den nächsten Vormittag hinein dauerte. Wäre es einen Tag früher losgebrochen, so wüßte ich wohl anderes zu berichten von unserer Partie ins rauhe Gebirge.

Spaziergang auf den Schöckel.

1890.

Gott muß die Steirer sehr liebhaben, daß er ihnen ein so schönes Heimatland gegeben hat. Manchmal kann ich es kaum fassen, wie wir, die in die Ferne Trachtenden, ins Ausland Strebenden, die Güte und Schönheit der Heimat Mißachtenden, ein solches Glück verdienen. Ich selbst wäre unter Umständen geworden einer der Schollenflüchtigen, in die weite Welt Hastenden unter dem Vorwande, daß man die Fremde kennen lernen, soviel als möglich sehen und sich einen großen Weltblick erwerben müsse. Ja, man soll die Fremde kennen lernen, aber früher noch die Heimat, man soll soviel als möglich sehen, aber vor allem sein eigenes Vaterland; und wer die Fremde besser kennt als seine Heimat, in der er lebt, der wird aufgeblasen, verschroben und manchmal dumm.

Ich liefe, wie gesagt, vielleicht selber Gefahr, lieber von einem Kärntner Berge auf Steiermark hereinzublicken, als von einem steierischen Gipfel auf Kärnten hinaus; liefe Gefahr, in einem Hotel der Schweiz die Gemütlichkeit der steierischen Wirtshäuser zu loben, als selbst in einem solchen mich zu stärken zur frohen Wanderung in den Geländen der Raab, der Salza, der Mur, der Enns. Allein ich vermag

es nicht, mir hat die Steiermark nach dem Volksliede „eine goldene Kette ums Herze angelegt". Wer in der Fremde an Heimweh leidet und zu Hause Heimlust empfindet, der weiß, was er zu tun hat, er bleibt daheim, da ja die Schönheiten seines eigenen Vaterlandes unerschöpflich sind, hier lieblich zum Entzücken, dort herrlich zum Seligwerden.

Wenn ich vom Vaterlande spreche, so meine ich das jetzt nicht im politischen Sinne, ich meine damit das Land meiner Vorfahren, das Land, aus dessen Natur, aus dessen Einrichtungen und Sitten meine Väter hervorgegangen sind, dessen Zuständen ich naturgemäß angepaßt worden bin, dessen Bedingungen und Herkömmlichkeiten die meinen sind, ich meine damit das Land, das mir in allen seinen Teilen heimlich und traut ist, in dem ich alles begreife, verstehe, so wie in ihm mich alles begreift und versteht. In diesem Sinne des Abstammes, des Angeborenseins, in diesem aristokratischen Sinne spreche ich von meinem Vaterlande.

Mein Vaterland sind die deutschen Gauen der Steiermark.

Es mag überaus anmaßend klingen, wenn ich sage: Ich stehe zu diesen Gauen, wie der Fürst zu seinem Reiche, allein ich komme mit solchem Ausspruche meiner Empfindung am nächsten. Ich betrachte mein Heimatland nachgerade als mein persönliches Eigentum. Also macht es mir Freude, also macht es mir Sorgen. Also muß ich daheim bleiben und kann nicht fort, weil der Mensch mit seinem Eigentum verwachsen ist. Wohl verstehe ich auch den, der nun etwa kommt und sagt: Mein Lieber! ich bin ein weit größerer Fürst als du, kleiner Gaugraf, mein Reich, mein Eigentum ist die ganze Welt, ich bin überall daheim, ich fühle mich

gemeinsam mit dem Kosmos, ich habe ein großes Herz! — Alle Achtung vor dir, Weltfürst mit dem großen Herzen! Doch ich für mein Teil entscheide mich für bescheidenere Beschränkung, damit ich das Meinige auch mit persönlichen Sinnen haben und genießen kann. Trotz meiner steierischen Selbstherrlichkeit gönne ich meinen Landsleuten in Gnaden das, was ich habe, ja noch mehr. Sie mögen in den Schlössern wohnen, sie mögen auf der Scholle ernten, sie mögen in den Wäldern jagen, in den Flüssen fischen, ich gestatte es großmütig und begnüge mich bei unserem gemeinsamen geistigen Eigentume im weiteren Sinne mit der Heimatfreude und im engeren Sinne mit der Landschaft.

Wonnig nicht zu sagen ist mir, wenn ich im Frühjahre den ersten Ausflug mache über Land. Fürs erste wundere ich mich, das Glück noch einmal erlebt zu haben, noch so jung und noch so sinnenfrisch, als wäre nie ein Winter gewesen. Und das Blauen der Berge, und das Grünen der Wälder und das Blühen der Wiesen und Gärten, und das Rieseln der Wässer und das Singen der Vögel und der sonnige, mit zarten Wölklein durchwobene Himmel darüber — alles wie es war in längstvergangenen Tagen, eine veränderliche, aber unvergängliche Herrlichkeit.

Eines Maimorgens wanderte ich aus der Stadt. Man hat ein gutes Weilchen zu fliehen, bis unser weit ausgreifendes Graz hinter dem Rücken liegt. Von den Türmen zu Maria-Trost klangen die Glocken hinaus in den taudurchfrischten Morgen. Ein Hochzeitspaar zog in die Kirche ein. O Gott im Himmel! dachte ich, wie bist du heute wieder wohlgelaunt! Denn in mir war eitel Entzücken.

Landsleute! Kennt ihr den Weg, der dem Kroisbach entlang zieht, dann links hinauf zur Höhe des Fasselberges

und nordwärts über den Hügelzug hin, nach rechts und links freie Ausblicke in reizende Talkessel, besät mit Dörfern, Bauernhäusern und wohnlichen Schlössern? Links die Täler von Rinnegg und Linegg, die waldigen Höhen, die uns schon gütigst die Stadt und ihren Dunst verdecken; rechts das Rabnitztal mit dem auf sanfter Anhöhe malerisch gelagerten Kumberg, und weiterhin das Hügelgelände bis an die Berge bei Weiz. Vor uns aber die Masse des Schöckels mit ihrem langgestreckten Rücken, mit ihrem steilen Abfalle. Auf dem Hochtisch des Berges sehen wir ein winziges Würfelchen in den Himmel hineinstechen — das Touristenhaus.

Diesem Berge wanderte ich zu. Noch hat er genau die Form, in der wir ihn von Graz aus sehen. Doch ist er nicht mehr blau, sondern mit seinen waldigen Hängen und Wänden, mit den Spitzen seiner Baumwipfel in deutlichen Zeichnungen vor uns, scheinbar aber weniger hoch als von der Ferne gesehen, was sich immer so spielt. Hohe Berge und bedeutende Menschen scheinen größer in der Ferne als in der Nähe.

Schon hatte ich den Kurort Radegund in Sicht, der am Fuße des Schöckels liegt, als mir ein nettes Abenteuerchen zustieß. Man sollte glauben, die Anekdoten würden von Spaßvögeln erfunden; bei vielen mag es zutreffen, manche aber macht der Zufall, oder vielmehr der Mensch in seinem einfältigsten Ernste. Auf der Straße hatte mich ein Bauernweib eingeholt, das mich ansprach und aus dessen Mundart ich merkte, daß es nicht in der Gegend geboren, sondern aus dem Wendenlande eingewandert sein müsse. Sie war redselig und sprach ein schlechtes Deutsch. Sie erzählte mir, daß sie eiligst zum Arzt müsse, es sei ihr Mann auf den Tod krank. Ein Grazer Doktor hätte gesagt, er habe

eine Brustentzündung und hätte sieben Egel geschickt. Die Egel hätte sie sofort in Schweinsschmalz gekocht, weil sie wohl wisse, daß Rindsfett für Kranke nicht gesund sei. Aber als der Kranke die Speise gegessen, sei ihm so viel zum Versterben übel geworden und daher wolle sie eilends den Radegunder Arzt bitten gehen um eine bessere Medizin. Anfangs hatte ich in der Tat gemeint, das Weib wolle mich foppen, doch überzeugte ich mich allmählich von der lieben Einfalt meiner Weggenossin. Ich gab ihr noch den Rat, sich beim Radegunder Arzt ganz genau zu erkundigen, wie die Medizin, die er etwa verschreibe, anzuwenden sei. Es gebe z. B. Salben, die man nicht einnehme, und es gebe Mixturen, die man nicht auf Pflaster streiche, und es gebe Blutegel, die man nicht in Schweinsfett geschmort esse, sondern zum Blutsaugen an die Haut setze. Ich empfahl sie hernach in den Schutz Gottes und ging meinen besonderen Weg.

Von nah und fern kommen jährlich zahlreiche Kranke nach Sankt Radegunds Kaltwasserheilanstalt, um sich aus den sechzig Brustzitzen des Schöckels, hier Quellen genannt, Gesundheit zu trinken. Es steht wohl zu hoffen, daß mancher Bresthafte das kalte Wasser nicht ebenso unzweckmäßig anwende, als jenes Bauernweib die Blutegel. — Im Schatten der Lustwäldchen Radegunds läßt es sich nicht bloß heilsam trinken, sondern auch gut träumen, wenn man so auf bequemer Ruhebank sitzend, zwischen dem Gestämme hinausblickt ins höhenrauchübergossene weite Gelände und etwa auch einmal darüber nachsinnt, was in diesem Paradiese der Mensch alles tut, um krank zu werden, und was er alles tun möchte, um wieder zu gesunden. Es ist nicht an einem Tage und nicht mit einem einzigen Fehler geschehen, daß sich der Mensch krank macht, es braucht manchmal

recht vieler Anstrengung; aber noch hundertmal schwerer geht das Gesundwerden.

Ich lasse den Kurort mit seinen Quellen zur Rechten und zur Linken liegen und steige munter an. Der Boden wird steiler und auf einmal stehe ich hoch an der Brust des Berges. Der Weg zieht sich rechts an, von Haus zu Haus, bis er in den Wald hineingeht und sachte das Halbrund macht um den Berghang. Auf dem Bergsattel, wo der Weg sich zweigt, hinab in die nördlichen Gegenden und links empor zur Schöckelhöhe, steht eine gemauerte Bildsäule, genannt das Schöckelkreuz. Hier ist ein stiller Waldanger. Hier könnte man rasten, wenn man nur müde wäre. Wer die Müdigkeit nicht von der Niederung mit heraufgebracht hat, auf hohem Berge kommt ihm keine mehr, die leichte Luft, das leichte Herz, die Sehnsucht nach dem Gipfel lockt, jagt, zwingt ihn nach vorwärts. Ein wahrer Parkweg hinan durch hochstämmigen Wald, dann ein kurzer steiler Ruck empor bis zum Wetterloche, wo eine Kluft in den felsigen Berg hinabgeht, in der den größten Teil des Jahres Schnee und Eis liegt. Einst, als der Schöckel noch für den steierischen Blocksberg galt, sollen die Hexen durch dieses Loch aus- und eingeflogen sein. Heute steigen nach dem Hirtenglauben aus diesem Loche nur böse Wetter auf, wenn man Steine hineingeworfen hat. Die Leute erzählen sich, daß dieses Loch mit dem Neusiedlersee in Ungarn in Verbindung stehe. Vor Jahren sei einmal ein Ochse in diese Schöckelkluft gefallen und eine Weile später sei derselbe Ochs auf dem Neusiedlersee wieder zum Vorschein gekommen; unterwegs sollen ihm die Hörner gewachsen sein, nach Art der ungarischen Ochsenrasse. . . . Ich befasse mich mit dieser merkwürdigen Naturerscheinung nicht weiter, denn schon habe ich unter meinen Füßen Alpenboden und vor mir

liegen auf grünen Matten das alte Schöckelschutzhaus und die Semriacher Hütte. Ich bin auf der nördlichen Seite des Berges, säume aber nicht lange; eine letzte Viertelstunde, und ich stehe auf dem Gipfel des Schöckels. Eine zahme Almmatte liegt hingebreitet über die Höhen, nur die östliche Zinne ist mit einzelnen Fichtenbäumen geschmückt, zum Zeichen, daß dieser 1437 Meter hohe Berg nicht Anspruch erhebt auf Hochalpencharakter. Trotzdem leistet er — weil die Niederung des Landes eine tiefe — an Schönheit, Aussicht und Alpenstürmen mehr als mancher Riese im Oberlande, der mit Felsen gekrönt ist.

Vor mir steht das stattliche Schöckelhaus, ein Prachtbergasyl. „Da wollen wir hinaufgehen, Kartenspielen!" hat ein Grazer Fleischhauer gesagt. Ja, Philister, es geht nichts über die schöne Natur, wenn man Spielkarten bei sich hat!

Wir schauen hinab in die Welt, die wie ein grüngraues, unabsehbares Meer daliegt, tief ins Ungarland hinein. Erst wenn man das Auge schärft, treten Höhen und Täler hervor. Dort draußen auf weiter Fläche steht ein dunkles Wärzchen und in der Nähe desselben sind ein paar glitzernde Punkte und ein paar mattfarbige Streifen. Es ist gar nicht auffallend, und fällt mir doch auf, ich habe es aber erst suchen müssen. Denn es ist ein feiner Punkt, es ist die Hauptstadt der Steiermark. Wie klein und nichtig liegt sie da unten! Nur die Mur funkelt an einigen Stellen. Mit einer Landschaft gemessen, ist alles Menschenwerk lächerlich winzig. Alle Menschenwerke auf Erden zusammengenommen, aneinander-, übereinandergehäuft, gerüttelt, geben nicht eine so große Masse, als es der Schöckelbergstock ist, der ja doch so unauffällig dasteht, mitten im steierischen Lande. Und wenn man vor viertausend Jahren

hinausgeblickt hätte von dieser Höhe, so wäre es dasselbe Bild gewesen, das es heute ist. Da unten die blauenden Gründe des Urwaldes, dort die duftigen Erhebungen des Kulm, der Gleichenberge, des Wildonerberges, des Plabutsch, wenngleich diese Namen noch nicht gewesen sind, die Berge waren. Und was haben seither die Menschen herumgewirtschaftet da unten! Die leichten Spuren, die sie gemacht, lischt ein einziges Jahrhundert aus, falls der Mensch heute schlafen geht.

Kaum andere Gedanken kommen, wenn ich mich nun umwende und nach Norden hinblicke. Und doch, welch ein anderes Bild! Im Süden blau und flach wie das Meer, im Norden Alpenwelt. Tief unten ruht das wohnliche, scheinbar fast flache Tal von Semriach, Passail und Fladnitz. Zahllose wohlgebreitete Bauernhöfe sind zerstreut zwischen ihren Feldern, Wiesen und Schachen. Dann stehen Waldberge, hinter ihnen höhere Felsenberge und noch weiter im Hintergrunde Schneeberge. Die Murtaleralpen sind wahrlich nicht niedrig, und doch schauen über sie herein der Zinken, der Reiting und andere. Das Rennfeld, der Lantsch, die Teichalpe sind stattliche Erhebungen, und doch ragen hinter ihnen hoch auf die ganze wilde Schwabengruppe, die Veitsch und der Tonion bei Maria-Zell. Auch die Rax und der Sonnwendstein und der Wechsel lassen sich nicht verdecken durch die Fischbacheralpe, die Berge von Anger und den Hochzug des Rabenwaldes. Lauter alte Bekannte sind es, die mich grüßen, jeder winkt mir Erinnerung zu an ein Erlebnis, an ein Leid, an eine Freude, so ich auf dem einen oder auf dem anderen dieser Berge erfahren.

„Die Liebe ist es, die uns hinanführt zu den Alpenhöhen," sagte mir einst ein Lebemann. „Die Liebe ist's!" wiederhole ich. Wette aber, daß es eine etwas unterschied-

liche Art von Liebe ist, die zwei unterschiedliche Menschen meinen. Unsere Liebe ist die schöne, weite Steiermark, und um ihr ins Angesicht zu schauen, steigen wir auf die Berge.

Wenig so selige Stunden werde ich zu zählen haben, wie diese war, als ich auf einem Stein des Hochschöckels saß und hinausschaute ins nördliche Land. Worin das Glück bestand, ich kann's nicht sagen. Man sitzt auf einem Berge und sieht andere Berge — was ist's denn weiter? Die Schönheit erklärt man nicht, man empfindet sie. Allmählich ging meine Empfindung in Träume, diese in Sinnen, dieses in Gedanken über. Ich dachte an der Steiermark Vergangenheit und an der Steiermark Zukunft. Das erstere war ein Gewissenerforschen, das letztere war ein Gebet. Nach tausend Jahren werden noch immer Menschen hier sitzen und hinausblicken in die weiten Gauen. Was wird bishin geschehen sein da unten in diesen Tälern? Vielleicht liegt in jenen Zeiten eine reich bevölkerte Ansiedlung auf dieser Alpenhöhe, weil unten die Räume zu enge geworden für die Menschheit, die sich ins Ungeheure vermehrt hat. Vielleicht auch rastet auf dem Kalkstein ein Wanderer, der sich verirrt hat in die Wildnisse des Raab-, des Murgebietes und sich verstiegen auf diesen Berg, auf welchem sonst kein Mensch mehr herumklettert. Es gab eine Zeit, da hohe Berge gemieden, gefürchtet waren, da die Erscheinungen, die uns heute als Schönheit gelten, nichts als Schrecknisse gewesen sind, da man die Gebirge für ein Unheil betrachtete, weil sie unfruchtbar waren, den Verkehr hinderten, wilde Tiere beherbergten und böse Wetter erzeugten. Was war, kann wiederkommen. Aber wenn dem Menschen der Sinn für Naturschönheiten jemals wieder verloren gehen sollte, dann weiß ich nicht, was an seine Stelle treten müßte als

Ersatz. Einst war die Religion dafür da, das Sichabwenden von dem Irdischen, das Hinneigen nach einer idealen Welt, in Sehnsucht erschaffen. Kommt das wieder? Wenn die Phantasie wieder zu ihrem Recht kommt und zu ihrer schöpferischen Kraft, wenn sie so lebhaft wirken kann, daß der sinnliche Mensch an sie glauben muß, dann ist voller Ersatz, und mehr als das, vorhanden für den Sinn, der die Schönheit der Natur genießt. Bleiben wird es nicht wie es heute ist, aber Gott wird es so einrichten, daß seine Menschenkinder immer was haben zur Freude und Erhebung.

Leiblicher wurde die Stimmung, als ich bei den Semriacher Hütten, wo Erquickungen ausgeschänkt wurden, fröhliche Gesellschaft fand. Da waren der Pfarrer von Semriach, der Oberlehrer des genannten Ortes, und zu diesen beiden Trägern menschlicher Ideale gesellte sich der dritte — der Poet.

Wenn ich nun sage, daß wir drei uns vereinigten und auf hohem Berge einen feierlichen Schwur leisteten, jeder in seiner Art für unser Volk treu und liebevoll zu wirken, so kann der Herr Pfarrer oder der Herr Lehrer kommen und mich der Unwahrheit überweisen. Tatsächlich ist zwischen Priester, Lehrer und Dichter kein Schwur abgelegt worden auf dem steierischen Rigi, aber er hätte abgelegt werden können und muß abgelegt werden. Denn daß die dreie sich verstehen in der guten Absicht, die jeder für unser Volk hegt, das hat sich gezeigt und zeigt sich immer wieder und so hoffe ich, daß auch in der geistigen Welt Friede werden wird, den anzustreben unser Wollen und unsere Pflicht ist.

Und nun lebe wohl, stolze Höhe, ich steige wieder zu Tale, um unter kleinlichen Gesellen — auch ein solcher zu sein.

Als ich den Waldhang hinabging, fällten dort Holzhauer Bäume, warfen sie über den Weg und riefen mir zu, wenn ich nicht erschlagen sein wolle, so müsse ich stehenbleiben oder umkehren. Es wäre vielleicht nicht so übel, nach der erhebenden Empfindung durch einen Schlagbaum sich zu trennen vom Alltag. Ich habe mich aber doch entschlossen, dem fallenden Baume auszuweichen.

Sommertage an der Salza.

1895.

Am 3., 4. und 5. September (1895) mit Frau und Tochter eine Bergpartie gemacht über Au, Seewiesen, Seeberg, Brandhof, Wegscheid, Kastenriegel, Höll, Ring, Weichselboden, Gschöder, Gschaid, Gußwerk nach Maria-Zell."

Wie sehr trocken ist sie, diese Tagebuchnotiz und wieviel Inhalt hat sie für den, der die kleine Gebirgsreise gemacht. Drei Tage lang in den Alpen unter wolkenlosem Himmel. Weiß man, was das sagen will in unserer wetterwendischen Zeit?

In Au dem Zuge der steirischen Landesbahn entstiegen, haben wir vom Postmeister zu Seewiesen einen Wagen gemietet und der Postwirt selber ist unser Kutscher gewesen. So begann eine gute und sichere Fahrt. — über den Seeberg mietet man sich den Wagen, um vor oder hinter ihm her zu Fuß zu gehen bergan; darob haben uns die Pferde dankbar angeblickt. Im Walde auf dem Seeberg ist vor Jahren an einem Novembertage ein herrenloser zweijähriger Knabe aufgefunden worden. Er schien ausgesetzt zu sein, man konnte aber aus dem Kinde nichts erfahren, und der Fall ist bis heute dunkel geblieben. Der Knabe ist dann

getauft und nach dem Kalenderheiligen des Tages, wie nach dem Fundorte Karl Seeberger genannt worden. Der Postwirt zu Seewiesen hat ihn aufgenommen und erzogen. Heute ist der Karl Seeberger ein hübscher Student und es gibt Leute, die in ihm „das Blut von hohen Stammen" wittern. Vielleicht ist er zu großen Dingen erkoren und baut, falls er Ingenieur wird, über seinen Namensvater, den Seeberg, einst eine bessere Straße. Die Aussicht vom Seeberge aus in die Schluchten der Tullwitz und auf den gegenüberstehenden schoberartigen Feistingstein versöhnt uns mit dem Wege. Auf der Höhe des Berges wendete sogar eines unserer Pferde den Kopf und schaute das Hochgebirge an. Teuer genug bezahlt! mochte das schnaufende Tier sich denken.

Jenseits abwärts Almen und Waldberge, ein Meer von Wäldern, aus dem mancher Felsenstock weiß emporragt. Wir kommen zum Brandhof, dem Lieblingssitz des unvergeßlichen Erzherzogs Johann, wo er einst seine junge Frau aus dem Bürgerhause geborgen hielt, solange sie bei den hohen Herrschaften am Hofe unmöglich war. Erst als die Kaiserin sie beigezogen und in Gegenwart der Adelsleute geküßt hatte, war sie vor diesen sanktioniert. Aber die „Baronin von Brandhof" blieb nicht bei den Hoffartspinseln, sondern kehrte mit ihrem Erzherzoge wieder zurück in die steierische Waldheimat. Am Tage unserer Vorüberfahrt guckten beim Brandhof zwischen dem Gartengebüsch ein paar hübsche Kindergesichtlein heraus zu uns — die Urenkel.

Weiter hin kommt das Dörfchen Gollrad mit dem Knappendorf, wo mir jetzt zuviel Feiertag zu sein scheint. Freilich Feiertag, aber nicht dreht hier am Herd sich der Spieß! — Im Tale von Wegscheid — der Leser möge

uns auf der Karte folgen — bogen wir links ein, gegen und über den Kastenriegel. „Ein reiner Parkweg!“ rufen die Reisenden hier aus. In sanftesten Windungen kommt man durch Wald und Geschläge hinan zum Paß am Kastenriegel, wo sich uns plötzlich der Blick in die Hohlschlucht auftut, die zwischen der Aflenzer und der Zeller Staritze damals in abendlichen Schatten gähnte. Das ist die Höll'! Wir stiegen auf Schlangenpfaden hinab zwischen niedergebrochenen Felstrümmern. Welche Revolutionen hat hier das Wasser vollbracht, und jetzt ist davon kein Tropfen vorhanden, alle Betten und Runsen fahl und dürr. In diesen Schluchten war es, wo mir vor vielen Jahren jener Mann begegnete, der sich persönlich davon überzeugt hat, daß die Erde rund ist. Und daß dieser Ball ein Spielball ist! Er war Kohlenbrenner gewesen, spielte auf der kleinen Lotterie, gewann, spielte auf der großen, gewann, machte sich auf die Reise gegen Westen und kehrte nach Jahren von Osten her wieder heim, an Geld so arm als je, aber an Erfahrung und Weisheit reich, so reich, daß er wußte, es lebe sich in der Köhlerhütte eigentlich auch nicht viel schlechter als anderswo, „wenn man gesund ist, und an sich selber einen guten Kameraden hat“. Ja, den hatte der kluge lustige Alte und juchezen konnte er noch, als wäre nie ein Körnchen Weltstaub in seine Kehle gekommen. Jetzt ruht er längst auf dem kleinen Kirchhofe zu Weichselboden, der gute Michel Stösser, der die Launen der Glücksgöttin klüglich ausnützte, ohne sich von ihr unters Rad kriegen zu lassen.

Nach einer Weile waren wir am Ring. Das ist ein kleines Wiesental zwischen Berghängen, im Hintergrunde ein Felsenkar des Hochschwabenstockes, das im Abendleuchten rötlich niederstarrt. Hier steht ein Jagdhaus des Grafen Meran, Enkel jenes geliebten Erzherzogs. Wir wenden uns nach

rechts, die Schlucht hinaus. Plötzlich ist unsere glatte Straße zwischen Wassern. Links ein Bach, rechts ein Bach, aus der Erde brechen sie in üppigen Quellen und jetzt erst gewinnt die Gegend Leben. Wir hatten unseren Wagen vorausfahren lassen und spazierten in der lauschigen Abenddämmerung fröhlich nach, bis das Brausen der Salza an unser Ohr schlug und die Lichter des Hotels zu Weichselboden uns entgegenblinkten. Die Salza kommt fern aus der Maria-Zeller-Gegend herab durch Schluchten und Schluchten, in denen sie nichts neben sich duldet, als Gestein.

Ich wüßte kaum ein Alpendorf in unserer Steiermark, das so eng zwischen hohen Bergen steht im tiefen Wiesengrunde. Das Tal von Weichselboden hat nur Oberlichten, darum sind die Leute dort auch hell im Kopfe. Es ist eine kleine Holzknechtgemeinde, die ärmsten Häuser dort haben eine Kuh, die reichsten haben deren zwei. Seit ein paar Jahren steht dort ein Touristenhotel. Das „fesche Hotel“. Begründet wurde es von einem Wiener Ehepaar, von dem es musterhaft bewirtschaftet wird, und zwar mit Musikbegleitung, die Frau spielt Klavier, der Mann geigt und beide singen dazu. Und wie! Nicht bloß Wiener Lieder, auch alte Volkslieder, wie sie in die Gebirgsgegend gehören, singen sie nach guter Art den Gästen vor. Wir haben einen sehr angenehmen Abend in diesem echten Alpenhotel verlebt und darauf in den schlichten Betten vortrefflich geschlafen. Gegen Mitternacht wurde ich aber ins Freie geholt, um die Mondbeleuchtung zu betrachten, die hoch an den Felswänden ihre stille Herrlichkeit hinbreitete. Die Berge standen wie durchsichtige Äthergestalten in den dunkeln Himmel auf. Am felsigen Ameiskogel, der hinter der Kirche steht, sank das blasse Licht immer tiefer herab; da standen im Vordergrund schwarze Stämmlein mit Querbalken —

die Kreuze des kleinen Friedhofes. In dem Augenblick hörte ich, wie an der Tür des Hotels ein Wiener Tourist rief, solche Mondnächte müsse man erst in der Schweiz sehen, dort seien sie noch viel schöner. Auch der Komfort für die Reisenden wäre in der Schweiz weitaus besser als in Österreich, wo man ja in allem zurück sei. Übrigens, wenn er jetzt ein frisches Glas „Pils“ haben könnte, so wäre das nicht zu verachten. Dem Herrn war auch der Seeberg zu steil und der Kastenriegel zu steinig gewesen. Warum er eigentlich ins Gebirge ging, wenn er die Berge nicht leiden konnte! Der Wirt tat sein Möglichstes, um dem Räsonierer mit Forellen, Schnitzel, Hirschbraten und Bier den Mund zu stopfen, was ihm endlich auch gelang. Es ist schon eine Freude, draußen in großer heiliger Ländlichkeit solchen Patronen zu begegnen! —

Am nächsten Morgen hörte ich noch vor sechs Uhr in meiner Nähe ein Geschrei. Die Augen aufschlagend, blendete mich das Fenster, denn draußen lohte der Felsen im Sonnenschein. Eilends warfen wir unser Gewand über und gingen hinaus in den kühlen tauigen Morgen. Im Kirchlein ist Johannes in der Wüste, eine Touristin rief hinein: „Johannes, wie hast du es schön da!“

Eine Tasse Kaffee, und dann auf den Wagen. In klarer Morgenfrische durch die wilden Schluchten hinab, der Salza entlang, — Gott, was kannst du mir Herrlicheres bieten von deiner Welt! —

Die Salza ist der einzige größere Fluß in Steiermark, der durchaus von Osten nach Westen geht, von niedrigerem Gebirge in das höhere, also gleichsam aufwärts rinnt. Trotzdem hat sie Gefälle genug, um stellenweise zwischen den bemoosten Steinblöcken hin wacker gischten und brausen zu können. Bald kamen wir zur Klause, wo der Fluß zum

Behufe des Holztransportes, der jetzt weiter unten anhebt, gestaut wird zu einem See, welcher dann bis nahe an Weichselboden heraufgeht. Täglich um fünf Uhr abends wird die Klause geschlossen, um am nächsten Vormittage geöffnet zu werden. Man wird niemals sagen können, daß in dieser Gegend des vielen Holzes wegen eine Eisenbahn angelegt werden müsse; die Bringung viele Stunden lang bis hinaus zur Enns besorgt das Wasser auf das verläßlichste und billigste.

Von der Klause, an deren Rande der Weg durch einen Tunnel führt, fuhren wir weiter und betrachteten unterwegs entweder die rauhen Abhänge des Hochschwab zur Linken oder das Spiel der Forellen im Fluß, der spärlich zwischen den nassen Steinen dahinrann. An einer Brücke sprudelte nahe dem Ufer aus zahlreichen Stellen viel Wasser aus der Erde.*) Von der Brücke aus weiß man wahrlich nicht, soll der Blick schluchtauf- oder schluchtabwärts fliegen, das Bild ist in seiner finsteren Wildheit überwältigend. Wenn wir jene Stelle meinen, so sprechen wir seither nur von der „schönen Brücke".

Weiter hin, wo der Antengraben einen Blick in das Felsenherz des Hochschwabgebirges zeigt, wäre Platz für ein Touristenhotel. Heute stehen dort nur ein paar Hütten, wovon eine allerdings gute Lust hätte, ein Wirtshaus zu sein — und es steht hier das Jagdhaus des Herzogs von Parma. Diesem schauten wir zu den Fenstern hinein, und sahen in den Zimmern eitel Pracht.

„Ach, wie gut haben es die reichen Herren!" rief jemand von uns und ein anderer versetzte: „Ach, wie arm

*) Heute rinnt es auf der Hochquellenleitung in die ferne Wienerstadt. Bemerkung zur neuen Auflage.

sind sie! Sie können die Natur nicht lieben, wenn sie nicht überall ihre leibliche Bequemlichkeit, ihre herrschaftlichen Passionen bei sich haben! Sie können sich nicht harmlos freuen an der Landschaft, wenn sie nicht ihre Mordwaffe mit sich führen dürfen, um schöne, lebensfrohe Tiere zu töten, die sie aus Mordlust gezüchtet haben. Von so ordinären Instinkten sind sie befangen, während wir anderen alle Schönheit und Größe umsonst haben und selig sind im Anschauen der Wunder!"

Einige Tage früher soll in Gschöder ein nackter Handwerksbursche oder Student, oder auch Tourist, — wer sieht das dem Adamskostüme denn sofort an! — herumgelaufen sein. Es war ein heißer Tag gewesen, er hatte sein Gewand ausgezogen, auf eine Sandbank gelegt und war in einen Wassertümpel der Salza gestiegen. Der Unglückliche wußte nicht, daß dieser Alpenfluß Ebbe und Flut hat und so wurde er überrascht von den hohen Wellen, die der oben an der Klause geöffneten Schleuse entströmten. Noch zur Not konnte er sich ans felsige Ufer retten, allein seine Hosen, Strümpfe und Schuhe und alles sah er flott dahinschwimmen, abwärts gen Wildalpen. Aus Haselnußlaub flocht er sich einen züchtigen Kranz, dann fand er einen Halter, der das Werk der Barmherzigkeit an ihm erfüllte vom Fuß bis zum Kopf. Er will die Kleider zurückschicken, hat er versprochen. Wenn sein Stand und Name und weiteres Schicksal zu erfahren ist, werde ich davon melden.

Was dieser Badende an seiner ganzen Wesenheit erfahren mußte, das sahen wir — nachdem im Gschöder unser Wagen die Rückfahrt angetreten — bloß mit staunenden Augen. Plötzlich bemerkte meine Frau, daß das Wasser anhub zu schwellen. Lebhafter schlugen die Wellen an das Ufer, schossen über Sandschütten hinaus, schlugen an Felsen

und mächtiger goß der Fluß dahin, bis er in hohen raschen Wogen das ganze breite Bachbett sprengen wollte. Diesem wilden, hochgehenden Wasser fuhren wir nun entgegen und hatten stundenlang ein Schauspiel, das man so leicht nicht vergißt. Anfangs war der Fluß etwas trüb, bald aber gewann er seine grünliche klare Farbe wieder und tat, als wäre seine ganze Üppigkeit Natur, während der See oberhalb der Klause sachte sank. Ich rate jedem, der dort wandert, die Stunden des Abflusses nicht zu versäumen, das Baden unterhalb der Klause aber wäre den Forellen zu überlassen.

Nach Weichselboden zurückgekehrt ein frühes Mittagsmahl, und dann fort nach Maria-Zell. Auch hier ist wieder ein Berg, der Hals, zu übertauchen, denn das Tal nimmt die Salza für sich allein in Anspruch. Sie habe es allein gegraben und wolle es hier in den Engen des Klausgrabens mit niemandem teilen. Unser Weg kommt zu einer Tafel mit der Inschrift: „Blick auf den Gipfel des Hochschwab." Ja, ist denn hier im Schwabengebiete das etwas so Seltenes? Gewiß. Man mag die Schwabengruppe tagelang umkreisen, das hohe Haupt wird sich nur selten blicken lassen; steht man vorne, so ist die Brust zu gewölbt, steht man hinten, so ist der Buckel zu hoch, steht man an der Seite, so ist es die Achsel, die den Kopf immer wieder verdeckt. Hier vom Berghange der Hochleiten aus gesehen, ragt im Hintergrunde des Bildes der Schwabenstock vom Fuß bis zum Scheitel auf. Unsere Gegend wird nun sanfter, lichter, im Dörfchen Greuth sieht man wieder einmal ein Bauernhaus, dann kommt das Gußwerk mit seinem Kohlenstaube. Und dann das grüne stille „Tal der Mutter Jesu".

Die Sonne ging schon über, als der zackige Zellerturm uns entgegenfunkelte. — Ich habe an Wallfahrerorten man-

cherlei auszusetzen gefunden, dabei aber nie die Bedeutung bestritten, die eine weite Wallfahrt im Gemüte des Volkes hat. Maria-Zell ist mir ans Herz gewachsen. Selbst das Steinpflaster verehre ich dort vor dem Gnadenaltare, denn darauf sind unsere Vorfahren, die vergangenen Geschlechter, gekniet, gläubig ihr Anliegen den Himmlischen opfernd. Nicht in jeder Kirche wird gebetet, wo Leute knien und die Lippen bewegen. Und hier, in dem Wallfahrer, der müde und beladen mit Kummer vor dem Bildnisse kauert, ist jeder Gedanke ein Gebet. Weinende Menschen machen mir das Herz rebellisch, ich kann nicht zusehen und am wenigsten spotten, wie es wohl auch zu geschehen pflegt bei müßigen Gaffern.

Maria-Zell ist kein Lourdes, wo Priester geraderhand eingreifen, daß „Wunder" geschehen. Die Geschichte von Maria-Zell kann eigentlich nicht einmal gegen das Gewissen Andersgläubiger verstoßen. Ein frommer Mönch hat aus Lindenholz ein Muttergottesbild geschnitzt und es verehrt. Andere Leute haben in der Verehrung (nicht Anbetung) desselben Bildes Trost und Seelenfrieden gefunden, Fürsten haben in Not der Heilandsmutter gedacht und nach überstandener Gefahr dem schlichten Bilde ein Gotteshaus gebaut als erste Kulturstätte in dieser Alpenwildnis. Das geht alles natürlich zu, im Rahmen der Menschennatur und der Geschichte.

In dieser Zeit, die den außerirdischen, unpraktischen, will sagen, ungeschäftlichen Idealen so abhold ist, berührt es eigentümlich, in einem so herrlichen Tempel den Flug des Glaubens zu sehen. Und wäre es eine Moschee oder eine Synagoge, wo der Mensch sein armes Herz einem hohen Ideale zuwendet, dort heimelt es mich an und die Stätte verehre ich. Darum bleibe stehen im Kranze der

Berge, du schöner Bau aus Menschenhand, du süßer Maienglaube in steinernem Gebilde, du heiliges Salve Regina!

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Heimreise am dritten Tag hatte ich, wie immer nach erregten Stunden, körperliches Ungemach zu tragen. Sonnenbrand und heißer Staub taten der schwer atmenden Lunge weh, und doch war die Seele jauchzend. Ich hatte wieder so viel Erhabenes gesehen und empfunden; ich danke dem Himmel dafür um so inniger, als es für mich fast unverhofft war, ein solches Wanderglück in den Alpen der Steiermark noch einmal zu erleben. — Und wie oft und in noch größerem Maße ist es seither noch erlebt worden!

Auf den Polster.

1895.

Leuteln machts d' Augen auf. Der Reichenstein hat d' Hauben auf!" schrie uns Michel, der Hausknecht, in die Ohren. „Nix ist's mit der Partie!"

„Ja, Narr, warum weckst uns denn nachher!"

„Damit's es wißts, daß 's nix ist!" antwortete der Schelm. Da sahen wir es gleich durchs Fenster, daß das Nebelfetzchen auf der Spitze des Reichensteins sich schon löste in der Himmelsbläue. Auch die anderen Berge standen klar und scharf in der Morgendämmer, der kühlen; nur der Reiting hatte ein weißes Schürzlein um, mit dem er in der Nacht sein Felsgesenk verhüllt haben mochte. Jetzt warf er es weg.

Auf welchen steigen wir? Unser vier Wanderer, schlug natürlich jeder einen anderen vor. Der Steueradjunkt den breitrückigen Reiting, der Gerichtspraktikant das doppelspitzige Wildfeld, der Student den hochgetürmten Reichenstein, der über der schründigen Vordernbergermauer aufragte, still und stolz im Hintergrund. Aber mir, der eine strenge Asthmanacht gehabt hatte im Gasthof zu Trofaiach, waren all diese Herren heute zu herb. Ich verlangte den Polster, eine zahme Bergkuppe, die sich hinter Vordernberg, rechts am Prebühelpaß aufreckt.

„Und just der Polster ist der gefährlichste!" lachte der Michel, der uns als Träger begleiten sollte, „denn warum? Weil auf dem Polster die meisten Leut' sterben."

Indes ist der Polster am Präbühel kein Kissen, wie wir erfahren sollten. Ein bißchen Gefahr wird hoffentlich doch dabei sein? Gut, wir einigten uns für den Polster.

Kaum war unter den vier Deutschen dieser Zwiespalt geschlichtet, tat sich auch schon ein anderer auf. Die drei Kameraden wollten auf der damals erst eröffneten Präbüheler Eisenbahn bis zum Paß hinauffahren, ich wollte zu Fuß gehen. Erstens erholt sich die krampfige Lunge bei einem sachten Wandern in der Morgenfrische am ehesten. Zweitens ist ein solches Wandern den betauten Wiesen und dem rauschenden Wasser entgegen köstlich. Und drittens weiß ich mir nichts Besseres, als so allein im schattigen Alpentale dahinzuschreiten, zu den im ersten Sonnenschein strahlenden Hochwänden aufzublicken, und sich andächtig vorzubereiten auf die Herrlichkeit, die auf der Höhe sein wird. — Denn ich wußte recht gut, daß meine Begleiter von ihrer Eisenbahn nicht lassen würden. Hingegen versprachen sie mir, auf dem Paß meine Nachkunft zu erwarten.

So habe ich den drei Stunden langen Weg unter die Füße genommen. Mit jedem Schritte wurde ich frischer, aber zu jener Poetenbeschaulichkeit sollte es heute nicht kommen. Kaum hatte ich den ehrwürdigen Markt Vordernberg, der mit seinen rußbraunen Häusern und Hochöfen langgestreckt im Engtale liegt, kaum hatte ich den hinter mir, so holten mich drei Männer ein, die mit Leisten und Holztrühlein auf dem Rücken auf Arbeit ausgingen, denn es war ein Montag. Sie hatten es aber nicht eilig, sondern hielten mit mir gleichen Schritt. Es sei wohl kurzweiliger, meinten sie, mit einem Menschen zu plaudern unterwegs.

„Seid ihr denn keine Menschen?“ fragte ich einigermaßen verdrießlich.

„Nein, lieber Herr, wir sind Schuster.“

Mit solch lustigen Worten heimeln sich auf der Straße Fremde aneinander. Hinten war ein Rotbärtiger nachgegangen, der eine Ledertasche an der Seite trug. Ich schloß, daß es der Meister sei. Dieser rief jetzt drein: „Was plauscht ihr denn! Bauern sind wir und keine Schuster!"

Die Gesellen lachten über solche Bauern ohne Feld. Der Meister aber blieb stehen, spreizte hinterseits seine Kreatur mit dem Stecken, beschaute mein Stadtgewand und lüpfte dann spöttisch sein breites Tuchkappel. Das war auch alles. Er wandte sich den Gesellen zu, als ob ich weiter nicht vorhanden wäre und hielt einen Vortrag. „Merkt's euch, Buben, es gibt Bauern und Herren! Die Bauern sind solche, die was bauen. Der Landmann baut Korn, der Zimmermann baut Häuser, der Schmied baut Schaufeln, der Schuster baut Stiefel. Jeder, der auf der Welt was baut, ist Bauer."

„Stimmt!" sagte ich. Das hörte er nicht, sondern predigte weiter: „Herren! Das sind Leut', die immer die Hand herhalten: Gib her! Gib her! Her, Bauer, mit deinem Korn! Her, Schmied, mit deinem Eisen! Her, Schuster, mit deinem Stiefel, und alleweil her, her! Und derohalben heißt so einer Herr! Und weil sie alles zuerst haben wollen, und gleich vorher nehmen, desweg heißt man sie auch die Vornehmen."

So redete der Mann, und weil er dabei ahlspitze Blicke auf mich herstach, so dachte ich, in der Einsam möchte ich solchen Leuten nicht gern begegnen, sie kunnten selber her, her! sagen zu mir. Und bald darauf, als wir zu den Häusern unter der Alm kamen, bogen sie ab, da trat der Meister auf mich zu, hielt mir die Hand vor und sagte: „Her! Her mit dem Pratzel und nit bös sein!" Mit einem Handschütteln sind wir gut auseinander gekommen.

Da hatte ich gleich was zu denken für den weiteren Weg. Darüber, wie es mit mir stünde — Bauer oder Herr? Trotz meines Schulmeisterröckels — ich bin nie anders auf die Berge gegangen — oder eben deshalb deucht mich doch schier, ich gehöre mehr zu den Bauenden als zu den Hernehmenden.

Nun war ich wieder allein — zum Schauen und Sinnen. Hinter der Griesmauer war die Sonne aufgestiegen und zwischen den Fichtenstämmen, die rechts am Wege stehen, flimmerte sie schon her. Zur Linken steigt sachte das Wiesental an, es war frisch gemäht, es duftete das Gras seinen kühlen Hauch her, das Bächlein plätscherte zeitweilig in seinen engen tiefen Furchen. Sonst alles still und jenseits der grünen Matte standen die hellbesonnten Kalkwände in ihrer feierlichen Ewigkeitsruhe. — Solche Morgenwanderstunden in den Alpen sind doch so ziemlich das Köstlichste gewesen, was mir in diesem Leben beschieden war. Da ist man wohl der Nehmende. Aber auch gleichzeitig der Bauende an sich selber. Denn man wird reiner, man wird größer.

Endlich war ich auf dem Passe, der zwischen dem Reichenstein und dem Polster die Straße durchläßt und drüben niederwärts weist, steil in den tiefen Hochgebirgskessel von Eisenerz. Auch die Eisenbahn ist neben meiner Straße heraufgestiegen, aber sie geht oben hinter dem Passe an der Berglehne wagrecht weiter und dann mitten durch den Eisenberg. Diese Eisenschienen sind die einzigen im weiten Lande, die sich ihrer Heimat, ihrer Wiege erinnern, aus der Werkstätte als gemachte Leute zu ihr zurückkehren und dankbar den Erzberg mit der Welt verbinden.

Meine Freunde saßen im Wirtshaus auf dem Passe, waren schon sehr lustig und schäkerten mit der Kellnerin.

Nach dem feierlichen Empfang mit Taschentuchfahnen, den sie mir zuteil werden ließen, warf einer die Frage auf, ob es — anstatt bei der Hitze auf den Berg zu steigen — nicht feiner wäre, hier im Garten sitzen zu bleiben und gemütlich Bier zu trinken. Dem stimmten auch die anderen bei und ich begrüßte den Vorschlag mit Begeisterung, und ob sie warten wollten, bis ich vom Berge zurückkäme? Da zerschlug sich wieder alles; wenn ich auf den Polster ginge, wollten sie doch nicht zurückbleiben. Ich begann zu lügen, man müsse ganz leise auftreten, es dürfe kein Wort unterwegs gesprochen werden — es sei Lawinengefahr! Der Führer Michel tat einen hellen Lacher. Lawinengefahr durch den Wald hinauf, im August!

Ich wollte aber meine Bergruh' haben, und als die Kameraden flink und munter vorauseilten, machte ich mir lange mit meinen Schuhriemen zu schaffen, die übrigens ganz in Ordnung waren. Und dann stieg ich sachte an zwischen den alten, wetterzerzausten Bäumen, auf hin und her gezacktem Fußsteige. Nach einer Weile kamen die Almmatten mit den kurzstieligen, weißen, roten und blauen Blümlein; die Aussicht wurde frei ins Vordernbergertal zurück und in das Gewänd der Griesmauer, die sich vom Polsterberge aus schründig und zackig fortsetzt. Hier das Bereich der Almhütten, hin und hin in den schwarzerdigen Steig Rinderklauen eingedrückt, und die Tiere, Kühe, Schafe und Ziegen, weideten auf der Hochflur.

Nun begann das Kar, noch glatt begrünt, aber steil wie ein Dach. Hoch oben jodelten die Vorangehenden ein Siegesgeschrei, weil sie die Bergkante erreicht hatten. Mittlerweile hat das Auge Ferne bekommen. Gerade gegenüber steht der Reichenstein, jetzt, da ich ihm Brust an Brust stehe, scheint er dreimal so hoch als früher vom Tal aus, und seine nörd-

lichen Hänge, furchtbare Lawinenbahnen, fallen ab in die blauende Tiefe des Eisenerzertales. Aber siehe, dort unten schmiegt sich an den Fuß des Reichensteins der Krösus des Landes — der Erzberg. Dem hat man die große Brusttasche weit aufgerissen! Schier den ganzen grünen Mantel losgetrennt, so daß sein rotes Spateisengestein allen Schürfern, Bohrern und Sprengern daliegt und auf vielen und vielen Bahnen zu Tale und in alle Weiten davonrollt. Und dort unten auf der grünen Matte das stattliche Eisenerz, das seine Existenz, seinen Wohlstand wie seinen Namen dem gnadenreichen Berg verdankt. Und diese Schatztruhe, die unerschöpfliche, ist umstanden von hohen Felsbergen, den treuen Wächtern der Heimat. Kaiserschild, Pfaffenstein, Seemauer — was frägt das Auge nach Namen, wenn es von der Pracht der Gestalten trunken ist.

Halb von den Füßen, halb von der Bergfreude emporgetragen, war ich nach zweistündigem Stieg an der Kante, wo fast schreckbar plötzlich der Blick nach der anderen, der Ostseite, hin frei ist, in die weit hingedehnte, wüste Felsenwelt des Hochschwab. — Meine Genossen hockten schon auf der nahen Spitze des Polsters und ließen ein Preislied dem deutschen Vaterlande steigen und dem Gott, der Eisen wachsen ließ. — Diese Bergspitze ist nicht viel über neunzehnhundert Meter hoch, aber höher schlugen unsere Herzen. Und dankbar einer Bergwelt, die uns unter so wenig Mühe und völlig gefahrlos solche Herrlichkeiten schauen läßt.

So völlig gefahrlos!

Dann, nach einem Imbiß, saßen wir im stillen Sonnenschein. Ich hatte mich wieder ein bißchen abseits gehalten und schaute hinaus, die östliche steierische Bergwelt bis zum Wechsel, die westliche bis zum Dachstein vor Augen. Ich freute mich des Wunders, daß die Bergandacht auch meine

lieben Kameraden still gemacht hatte. Doch ein näherer Hinblick belehrte mich, daß sie schlummerten. —

Die Gelegenheit benützte ich, mich aus dem Staub zu machen, der hier oben noch festes, wetterverwaschenes Gestein ist. Auf demselben Wege eilte ich wieder talwärts, immer im Zickzack das lange steile Kar hinab. In demselben weideten Schafe und Ziegen und nagten das spärliche Gräslein zwischen den Steinen heraus. Auf einer Felsnase stand der Hirtenknabe und jauchzt. Ich glaub' dir's, Büberl. Als ich so war wie du, bei den Schafen auf dem Berge, da habe ich auch aufschreien müssen vor Freudigkeit. Heute ist die Lust nicht geringer, aber anders ist sie, und sie tut eher ein wenig weh. Das Hirtenbüberl weiß nichts, was hinter Lust und Glückseligkeit alles stehen kann auf dieser Erde...

Einen Schrei hörte ich von weit her. Von oben herab gellende Schreie: „Aufpassen! Aufpassen! Ein Stein kommt!" — Na, da sah ich's auch schon. Noch hoch war er oben, noch weit von mir, ein runder, hüpfender Brocken, immer größere, höhere Sätze machte er und mit jedem Sprung den steilen Hang herab kam er mir rasch näher — gerade auf mich zu. Ich sprang quer hin, er mir zu, ich sprang zurück, er mir zu. Ich wundere mich heute noch, daß soviel Zeit zum Denken war. Ich dachte: Komm ich ihm aus? Wird er mich treffen? Ein Gefühl höchst gespannter Neugierde. Zuletzt sogar die Neigung in mir, uns zu treffen, so springe ich, zappele ich hin und her, das nahende Ungetüm nicht aus dem Auge lassend. Plötzlich ein Ausrutschen auf dem Rasen, ein Zu-Boden-stürzen — und der Stein saust über mich hinweg . . .

Als ich mich erhob, war es still. Die Schafe dort hielten ihre Köpfe hoch und schauten dem Blocke nach, der in die Tiefe flog, dem Walde zu. Nun kamen von oben aber kleinere

Steine nach, denen schaute ich nicht mehr zu, sondern floh mit Glück. Die Tiere huben jetzt zu laufen an, ich aber blieb stehen, mußte mich niedersetzen, denn es zitterten die Beine. — Nach einer Weile kamen atemlos die Kameraden herab, hoben mich auf, wollten mich tragen. Aber ich konnte danken.

Wie der Steinblock ins Rollen gekommen war, ist nicht ganz aufgeklärt worden. Zuerst sei — erzählten sie — einer darauf gesessen, dann habe der Stein zu wackeln begonnen. Dann werden die lustigen Brüder wohl versucht haben, ob er nicht in ein lebhafteres Wackeln zu bringen wäre, und als er anfing, sich zu wälzen und zu laufen, da werden sie des vorausgeeilten Kameraden gedacht und ihm die Warnungsrufe hinabgeschrien haben. Und nachher das stumme Entsetzen, als sie sahen, wie der Kamerad gerade unten dahinging an der Stelle, auf die der Stein zuflog und unter dem hinfliegenden Stein zu Boden stürzte.

Dann beredeten sie die glückliche Rettung, und wie ein Straucheln und Fallen manchmal besser sei, als ein strammes Aufrechtbleiben. — Der Michel behauptete, der Schutzengel wäre mit im Spiele gewesen. Die anderen versicherten, der Niederfall wäre ein Zufall gewesen, ein glücklicher. Der Michel war überstimmt.

Später, unten im Walde, sahen wir die Gasse, die der Stein durch das Dickicht sich gebrochen hatte. Da war mir neuerdings zum Schwachwerden, allein sie schleppten mich rasch dem Wirtshause zu, um bei klingenden Gläsern den Zufall leben zu lassen, der mich leben gelassen hatte.

Über den Hohentauern.

1895.

Es ist eigentlich ein rechtes Wunder, daß die alten Römer, die doch keine Touristen gewesen sind, unsere Tauernübergänge entdeckt haben. Wir Steirer sind wesentlich langsamer, wir sind zum schönsten Tauernpaß, dem Übergang aus dem Lungau ins Ennstal, durch die Eröffnung der Murtalerbahn erst vor wenigen Jahren vorgedrungen. Ich war noch um ein Jahr später dran. Nachdem ich lange mit dem Schicksal gehadert, warum es mir denn nimmer vergönnt sein sollte, mit dem modernen „Rosenkranz“, Rucksack und Reisestab genannt, zu beten, oder im reichillustrierten Erholungs- und Erbauungsbuche der Alpennatur noch einmal zu blättern, bin ich eines helleuchtenden Frühsommermorgens zu Krieglach an der Mürz aufgestanden, um mit dem Eisenbahnzug bis zur nächsten Station zu fahren und dort im Walde ein Stündchen herumzugehen. Bei der nächsten Station war ich mit einer alten Frau so tief im Geplauder, daß das Aussteigen versäumt wurde. Ich habe die Begegnung mit alten Frauen nie für ein schlechtes Zeichen gehalten, jene die am Himmel stand, war ja noch älter, und wie sehr tut ihr unverhülltes Antlitz uns wohl! Also bin ich an diesem Sonnenmorgen weiter gefahren. Weiter, als ich dachte. Das sollte sich doch einmal zeigen, ob ein

körperliches Leiden mich wirklich zum lebenslänglichen Gefangenen machen konnte in meinen vier Wänden! An dem Abend desselben Tages war ich nach neunstündiger Eisenbahnfahrt im Lungaue, Herzogtum Salzburg. Meine Überraschung war nicht gering, mich so ohne Vorbereitung und Ausrüstung, nur im Gewändlein, wie man im Hausgarten spazieren geht, auf einer Gebirgsreise zu finden. Und was meine Leute daheim zu diesem unerhörten Ausreißen sagen würden! Das allerwichtigste war vorläufig ein herzhafter Pump, der mir auch gelang, und so stand der weiteren Weltreise nichts mehr entgegen, als ein nebelhängender, regnender Himmel. Die alte Frau Sonne hatte ihre Gunst nur etwa bis Judenburg leuchten lassen, in Unzmarkt, wo von der Staatsbahn die steierische Murtalbahn abzweigt, ging ein so heftiger Wetterguß nieder, daß die Reisenden in den „Kupees" ihre Regenschirme aufspannten. Denn die neuen Wagen, die sonst so gemütlich eingerichtet und mit dem aus allen Enden feuerspeienden steierischen Panther geschmückt sind, wurden unartig und huben an zu tröpfeln. Die steierischen Städte stehen noch im Walde, dieses gilt ganz besonders von Murau, das, so weit Regen und Nebel den Blick freiließen, mitten im Forste liegt. Es hat etwas Berückendes, in wetterdämmerigen Sommertagen durch die engen Waldtäler so dahinzufahren, entlang dem wogenden Flusse, hier „Mur" genannt. Es wäre erst noch zu untersuchen, ob das nicht etwa eine Falschmeldung ist von der guten Mur, und ob Graz von Rechts wegen nicht an der Taurach liegt. Nicht zu bestreiten, daß in den Hohentauern, in der nördlichen Gegend des Ankogels aus wildem Felsengebiete ein Wässerlein entspringt, genannt „Mur" oder auch „Muhr". Aber nachdem dieses Wässerlein viele Meilen geronnen ist durch Hochgebirgsschluchten und Almtäler, ver-

einigt es sich zu Tamsweg im Lungau mit einem größeren Flusse, der Taurach. Wenn es gerecht ist, daß der Mächtigere den Schwächeren beherrscht, ihm Bestimmung und Namen gibt, wie es ja doch allerwärts im Leben vorkommt, so hat Steiermark, mit Verlaub, keine Mur. Wenn sich's aber darum handelt, wer weiter in der Welt herumgekommen ist, dann wird die Mur obsiegen, denn ihr Weg von den Gletscherbergen bis zur Vereinigung ist länger, als jener der Taurach, die von den Radstädtertauern herabkommt.

Im weltentlegenen Alpentale, wo die beiden Flüsse zusammenkommen, liegt das malerische Tamsweg. Im Norden der grünen Matten stehen hohe Ausläufer des Tauern, darunter der Breber, ein leicht zu besteigender, höchst lohnender Berg, auf dem die Grazer eine wohnliche Hütte gebaut haben. Das Lungau hat noch keine internationalen Hotels, sondern nur Gasthäuser nach gutem alten Schlag; wer diese Gegend aufsucht, muß Sinn für eine unentweihte Natur, für ein noch ursprüngliches Volkstum haben. Mein Einzug in Tamsweg an jenem regenfrostigen Abend war nicht ermunternd. Die erste Begegnung im Orte war ein langer, braun angestrichener Sarg, den ein Mann auf dem Schubkarren mir entgegenführte. Ins Gasthaus eintretend sah ich an der Vorhauswand ein Grabkreuz lehnen, was aber die Reisenden nicht abgeschreckt zu haben schien, denn im ganzen Hause war kein Stein mehr zu haben, um das müde Haupt darauf zu legen. Hingegen fand sich im Gasthause „Zur Traube" für mich eine angenehme Herberge.

Am nächsten Morgen lag über dem Tale ein lichter Frühnebel. Ich besuchte den heiligen Leonhard, der auf dem Berge sein altes gotisches Haus hat. Sein Bildnis war in alter Zeit in der Tamsweger Pfarrkirche gestanden, dort muß es ihm nicht gefallen haben, denn eines Tages

stand es auf dem Berge oben, in einem Holunderbaum. Man brachte das Bild wieder zurück, da entfloh es ein zweites Mal auf jenen Baum. Hernach kamen drei fromme Priester zusammen, taten das Bildnis in eine eiserne Truhe, legten drei Schlösser an, wovon jeder Priester einen Schlüssel zu sich steckte, so daß jedweder Humbug ausgeschlossen war. Und sieh, am nächsten Tage stand der heilige Leonhard wieder auf dem Berge im Holunderbaum. Obschon nun dieser heilige Bischof weidlich dargetan, daß er lieber im Grünen sei, als in der dumpfigen Kirche, so hat man ihm doch auf dem Berge neben dem Holunderbaum einen Tempel gebaut, mit dem er sich zufrieden gibt und in dem er vom Volk hochverehrt wird. Mit dem Leonharddienst ist auch ein „Kreuzweg" verbunden, dessen Stationen sich am Wege hinanziehen bis zu den drei Kreuzen mit den lebensgroßen Bildern des Heilandes und der Schächer. An derlei Bildstöcken aus der christlichen Legende ist das Salzburgerland fast noch reicher als Tirol. Dieses Auf-die-Gasse-treten der Religion, diese Erinnerungssäulen an eine andere, ideale Welt, wie sie einem in den Alpen auf Schritt und Tritt begegnen, der Glockenklang von den Türmen, die mit fliegenden Fahnen ziehenden Wallfahrer, das immerwährende Verquicken des Alltäglichen mit dem Ewigen, das alles bringt eine Stimmung und Weihe in die große Alpennatur, die manchem fremden Wanderer noch wirksamer zu Herzen gehen mag, als dem daran gewöhnten Einheimischen. „Der Katholizismus ist bei euch eine Angelegenheit der Gasse", sagte mir einst ein Norddeutscher; meine Antwort war, daß mir der deutsche Norden heimlicher wäre, wenn auch dort Volkskunst und außerirdisches Ideal den Werktag zierte.

Als ich auf einem Einspännerwagen aus Tamsweg zog, erschien mir, gefolgt von Betenden, jener Sarg von

gestern wieder, aber diesmal mit seinem stillen Inwohner, der eben im Begriff war, nachdem ihm wahrscheinlich manches natürliche Eigen vorenthalten worden, sein letztes unbestrittenes Anrecht an diese Erde geltend zu machen. Meine Fahrt ging einstweilen im Sonnenscheine dem alten Sankt Michael zu, an dessen dunkeln Bergspitzen Nebelfähnchen hingen. Zur Mittagsstunde — man begleite mich freundlichst auf der Karte — war ich in Mauterndorf, wo ich mich sofort, aber schon zu spät, nach einem Sitz in der Postkutsche bewarb. Die vier Sitze waren bereits angekauft von einem alten Generalfeldmarschall und drei Domherren aus Klagenfurt. So mußte ich mich mit dem Bocksitze bequemen für die siebenstündige Fahrt über den Hohentauern. Der Himmel hatte seine schönen Wolken stellenweise tief ins Gebirge gesenkt und der Postwirt war unermüdlich bestrebt, mich für alle Fälle in Röcke und Tücher derart einzupuppen, daß ich wie eine unförmige Riesenraupe neben dem jungen Kutscher saß. Um zwei Uhr wurden wir flott und bogen an dem malerischen Schlosse Mauterndorf vorüber sofort ein in das Twengtal. An beiden Seiten steile Berge, neben der Straße die brausende Taurach, bestanden von buschigen Fichtengruppen, und im Hintergrunde des Tales die Wände und Spitzen der Tauern. Leider ging vor diesem Alpenbild bald der graue Schleier nieder. — Während auf der Poststation Tweng die Pferde gewechselt wurden, überzog mich der Postmeister mit trockenen Tüchern, und dann vorwärts im rauschenden Regen. Bald hinter dem Dörfchen Tweng beginnt die Straße zu steigen, zwei Stunden lang, immer höher und höher hinan in die Nebel des Hochgebirges. War ich nicht ein kranker Mann, der kein feuchtes Lüftchen erträgt? Was wird das werden, wenn ich jetzt durchnäßt bis an die Haut zu den wüsten Höhen hinaufkomme, wo eiskalter Wind die

Felsen umpfeift? Ohne Dach und Fach. Die vier hohen Herren in der wohlverschlossenen Kutsche hörte ich in munterem Gespräche lachen. Ich war von Minute zu Minute der Einladung des Generals oder der Prälaten gewärtig, während des schlimmsten Wetters zu ihnen in den Wagen zu kriechen und — sei es unter den strammen Beinen der Armee oder im Schoße der katholischen Kirche — Schutz zu finden. Sie ließen mich dort, wohin ich gehöre — auf freier Warte im Sturm. Und ich habe es nicht bedauert. Während die Herren im dunkeln schwülen Kobel hockten, sah ich von den Hängen nieder die Wasserfälle in weißen Ketten stürzen, sah ich die schwindelnden Brücken, über welche die Straße hinansteigt immer höher in die Region des Knieholzes. Fühlte aber auch den rieselnden Regen und das schneidende Lüftchen. Als das Gewölk sich zerteilte, sah ich die roten Lehnen der Bergkuppen, es war nicht das Rot des Erdreiches, es war nicht das Rot des Abends, es waren die blühenden Alpenrosen in weiten Feldern hin. Wir waren endlich auf der Höhe, der Paß ist 1763 Meter hoch und von ihm aus steigen die dunkeln Riesen erst auf bis zu einer Höhe von fast 3000 Metern. Der Tauern könnte das schwarze Gebirge genannt werden, denn keine leuchtenden Kalkwände, keine Eisfelder blenden unser Auge, aber aus dem braunen Gestein brechen die Wässer, die zur Tiefe wüten.

Das Falkenauge meines Bockgenossen, des Kutschers, sah überall Gemsen an den Wänden und auf den Zinnen.

Auf der Almmatte stehen die Sennhütten und von einer furchigen Felswand schwingt sich ein Geier empor, in die fliegenden Nebel hinein und darüber wieder hinaus. — Und so sah ich mich nun freilich mitten in das Hochgebirge versetzt. Durch zerrissenen Himmel blickte der Abendsonnenstrahl

hervor. Als die Kutsche auf der ebenen Höhe des Passes dahinrollte gegen das alte Hospiz, blies der Kutscher das Posthorn. Und bei seinen Klängen tat sich der Blick auf nach Norden hin in das Tal der Enns, bis zu den weißen Felsgruppen des Tänengebirges und des Dachsteins. Und diesen Hochpaß hatten schon die Römer entdeckt und gebahnt vor so und soviel tausend Jahren; noch stehen verwitternde Römersteine, denn jene klassischen Touristen markierten die Alpensteige nicht mit Farbe, sondern mit Granit.

Bevor wir zum Hospiz Obertauern gelangten, sprang ich von meinem Bock, ließ den Wagen weiter rollen und stand in einsamer Stille. Ich stand vor dem kleinen Friedhofe, der neben der Straße liegt, an der höchsten Stelle des Passes. Er hat eine Umfassungsmauer und ein ragendes Kruzifix, er birgt die Wanderer, die auf diesem Gebirge verunglückt, die Almer und Senner, die in den umliegenden Hütten gestorben sind. Auf diesem Friedhofe soll eine Pflanze wachsen, die sonst nirgends vorkommt auf der Welt und die nur selten blüht. Im Hospiz soll Sommer für Sommer ein fremder Mann einkehren, der aus fernem Lande kommt, um zu sehen, ob die Pflanze blüht. Er hat bisher vergeblich gesucht nach der Blüte. — So erzählte mir der Kutscher, ich aber weiß die seltsame Pflanze nicht zu nennen. Vielleicht wüßten die Schläfer unter dem Rasen mehr davon.

Im Hospiz erhielt ich frische trockene Hüllen. Als hier die Herren aus dem Kobel krochen, um Kaffee zu trinken, sahen sie erst, wie schön das Wetter geworden war, wie frisch und kühl die Matten dufteten und wie stolz die Berge dastanden ringsum im Abendleuchten. Jetzt ließen sie freilich das Wagendach aufschlagen, aber es begann bald zu dunkeln, und die schweren Wasserfälle, welche niederwärts gegen das Ennstal sind, konnte man nicht mehr sehen, nur

noch hören. In der Nähe des „Gnadenfalles“ hielt der Kutscher still, daß wir das Beben des Bodens merken und den Nebeltau fühlen konnten, der aus den Tümpeln aufsteigt. — In Untertauern wurden die Pferde zum drittenmal gewechselt und dann ging es glatt entlang dem Bache. Wie jener von der Tauernhöhe nach Süden hin, heißt auch dieser gegen Norden die Taurach. Sie fließt bei Radstadt in die Enns.

Zu Radstadt „Auf der Post“ fanden wir heimliche Herberge und noch im Bett dankte ich dem Himmel für das Glück dieses Tages.

Am nächsten Morgen zeigte es sich, daß das Unwetter mir auf dem Kutschbock nicht den geringsten Schaden getan, ja vielmehr mich erfrischt und gestärkt hatte. — Ohne Plan und Ziel wie in den ersten Tagen ging es nun weiter, überall ungeahnte Eindrücke, neue Kunden aus dem Volke; mein Hirnkastel füllte sich, wie die Scheune sich füllt im Herbst. Ohne Plan und Ziel, das ist das rechte Poetenwandern! Und damit das Vagabundieren ein echtes war, machte ich an diesem dritten Tage den zweiten Pump. So leichtsinnig, so ohne Heimgedanken, so närrisch war ich bisher noch selten. Wieder auf einen Einspänner setzte ich mich und fuhr in die Welt. Von Radstadt nach Eben und am Fritzbach aufwärts den Türmen des Dachsteins entgegen. Und da bin ich in drei Stunden nach dem Alpendörfchen Filzmoos gekommen. Hinten im Tale ragt der bizarre Felsstock der Bischofsmütze, über der Ausböschung des Rettensteins blinken die lichten Wände des Dachsteins herab und über den Zinnen desselben glänzen einige Bänder des Gletschers nieder. Das stand zu meiner Mittagsstunde da, alles so still und groß und unendlich. In Filzmoos ist ein Wallfahrtsort mit dem Kultus des Kindes Jesu.

überall, an Häusern, Wegsäulen und Bäumen das Bild des Christkindes im roten Mäntlein. An einem solchen Säulchen, das im Walde steht, sah ich zur Rechten und zur Linken zwei Haufen von Steinen, die von frommen Wallfahrern aus dem Ennstal heraufgetragen worden waren. Je schwerer das Anliegen oder die Sünde, die sie tragen, um so schwerer der Bußstein, den sie vor das Christkind niederlegen. In der Kirche ist das Presbyterium durch ein Gitter abgesperrt, wie das in Wallfahrtskirchen häufig vorkommt, denn die fanatischen Pilger und Pilgerinnen bestürmen Altar und Gnadenbild mit Liebkosungen allzusehr oder beklecksen Tisch und Schnitzwerk mit Kerzenwachs oder trachten wohl gar, Dinge an sich zu nehmen für einen Ablaß der Sünden. Im Vorgelaß der Kirche zahlreiche Votivbilder, erzählend von den Gnaden und Wundern, die das Christkind an Gläubigen vollbracht. Dieser Kultus der Kindheit unseres Heilands mitten in der wilden Gebirgsnatur mutet uns an wie eine rote Rose in steinernem Gefäß.

Nach dem, wie Kirche und Friedhof bestellt ist, erkenne ich die Gemeinde. Der kleine Kirchhof zu Filzmoos ist fromm gepflegt, da hat jeder Schläfer, auch der arme Pfründner, sein Blumenbett, sein Weihwassergefäß, sein Kreuz und seinen schlichten Spruch. Die Salzburger Friedhöfe überhaupt sind des Namens „Gottesacker" würdig, während man das z. B. in Steiermark von den Dorffriedhöfen durchaus nicht immer sagen kann.

Am Nachmittage ging ich zu Fuß durch den Mandlinggraben hinab nach Mandling. Der Weg zieht sich bald am Waldhange hin, und da tut sich mitten im Walde eine Lichtung auf, die mir ein unvergeßliches Bild zeigte. Rechts und links finstere Bäume, aus unabsehbaren Tiefen rauscht das fort und fort über Abgründe stürzende Wasser, und

gegenüber hinter schattigem Wald leuchtet hoch und schauerlich wild das senkrecht vom Scheitel bis in den Sockel niederstürzende Gewände des Dachsteins. In so wundervoller Umrahmung und von so überwältigendem Eindruck hatte ich unsern Dachstein noch nie gesehen. Ich dachte mir, wie das vor Jahrtausenden war: alle weiten Lande ringsum eine einzige, ungeheuere Wildnis, und dieser Felskoloß ragt im Sonnengolde hoch über den schwarzen Gründen der Berge und Wälder.

Und als ich so, den Kopf weit in den Nacken gebogen, aus den kühlen feuchten Waldgründen hinaufschaute zu den Felsenzinnen, da glaubte ich „hoch vom Dachstein an“ den Adler emporsteigen zu sehen, der auf den Schwingen des Liedes bis ins Wendenland, ins Bett der Sann fliegt. — Was waren das für Zeiten, als dieses deutsche Lied munter und harmlos auch noch über das Wendenland hinflog . . . Dachstein, du hast die Kelten und Römer überdauert, du wirst die Deutschen und Slaven überdauern, Dachstein, du bleibst stehen!

Am Abende war ich in Schladming. Da gab es Seidenschleppen und Kurmusik, da fand ich's so recht an Ort und Stelle, meinen dritten Pump zu machen. Frisches Geld — frischer Mut. Weiter!

Am nächsten Tage eine Wanderung durch das Ennstal. In einer Schlucht bei Öblarn trug mich in Ermangelung des Steges ein riesengroßer Holzknecht über die Sölk. Er trug mich in den Armen wie man ein kleines Kind trägt. Auf den Steinblöcken stehend, zwischen denen die wilden Wellen gischten, wiegte er mich auf und nieder, „Eia, popeia“, und rieb mir zärtlich seinen Bartwisch in das Gesicht. Dieser Mann hatte eine Vergangenheit. Er war von einem „Kunstdirektor“ aufgefunden worden und gepachtet gewesen und

hatte sich im Prater zu Wien für Geld ansehen lassen müssen. Das war ihm zu dumm geworden und er floh wieder in seine Wälder, wo er nun Bäume fällt und Volksdichter über das Wasser trägt. Was er mir von seiner Künstlerlaufbahn erzählte, war recht erbaulich, so z. B. wie er in eigens gemachten Riesenschuhen auf den Zehen stehen mußte, um noch größer zu scheinen; wie er sich niemals auf der Gasse zeigen durfte, sondern Hausarrest hatte im Zelt, um sich nicht selber Konkurrenz zu machen; und wie er in Gemeinschaft mit einem Zwerge, der ihm nicht bis ans Knie ging, auf der Bühne stehen mußte, vom kunstsinnigen Publikum immer nur „Riesenlackel" genannt, während die nichtige Kreatur zu seinen Füßen stets der „herzige Kerl" war. Der „Herr Direktor" wollte ihn für eine größere „Kunstreise" ins Ausland engagieren. „Und wenn ich ins Steirerland durch ein Nadelöhr hätte zurück müssen, geblieben wäre ich ihm nicht!" sagte der Mann. Na, den habe ich verstanden. Was doch heutzutage selbst der Holzknecht im hintersten Gebirgsgraben für „Karrière" machen kann! Gottlob, daß sie bei meinem Christof von den Sölkeralpen mißglückt ist!

Von Öblarn durch den Stein. Das ist jene Felsschlucht, die sich zwischen den östlichen Ausläufern des Dachsteins und dem Grimming von der Enns hinauf ins Hochtal von Mitterndorf zieht. Ein glattes Weglein am rauschenden Salzabach entlang, von hängenden Felsen beschirmt oder bedroht, von Martertaferln erinnert, daß manche Lebensstraße jäh ein Ende nimmt — jetzt noch in Freuden über die muntere Forelle im Bach, über den blauen Himmel, ob den Felshäuptern — und im nächsten Augenblicke ausgelöscht . . .

Im schönen Mitterndorf, im Garten des Gasthauses,

im Angesichte eines weiten Alpenrundbildes rastet es sich gut. Wem's gegönnt ist, zu rasten. Ich blickte hinab in die Talenge gegen Aussee, dahin führt die Eisenbahn ins Salzkammergut, nach dem Bayernlande, nach der Schweiz. Alpendurstig war ich noch immer, zum Bahnhof ging ich hinaus, ein Eilzug rollte heran. „Eine Karte nach Salzburg!“ „Nein, Herr, dieser Zug geht nicht nach Salzburg, der geht nach dem Mürztal.“ „Also eine Karte nach Krieglach!“

Zufällig, wie ich ausgezogen, kam ich nach vier köstlichen Tagen wieder heim.

Auf die Seekarspitze.

1896.

Das ist schon ein kreuzfideles Reisen, auf den steierischen Landesbahnen! Wie plaudert es sich unterwegs bequem und gemütlich mit biederen Landleuten, die neben der Bahn einherwandeln! Einen Schock Schnaderhüpfeln habe ich mir bei solcher Gelegenheit einmal vorsingen lassen von einer frischen Almerin, die mit Futterkorb und Rechen neben dem Zuge ging, während ich bequem im Gelaß saß und die Liedlein ins Notizbuch schrieb. Für Fremde, die sich auf Volksstudien verlegen, sind solche Einrichtungen von großem Werte. Und dann erst die Wirtshäuser! Jeder Bahnhof ein Wirtshaus, jeder „Stationschef" ein Gastwirt! So oft der Zug halten mag, steht vor der Wagentür ein gedeckter Tisch, an dem sich Zugführer, Schaffner und Passagier mit aller Gemächlichkeit laben können. Haben wir gegessen und getrunken, dann richten wir uns wieder langsam her zur Weiterfahrt bis zur nächsten Restauration. Die Fahrpreise sind auch billig, denn die Landesbahn will den Steirern sparen helfen. Und jener Westfale war ein Philister! Der behauptete nämlich, daß ein solches Sparsystem mit Wirtshauseinfassung etwas für die „Fliegenden Blätter" sei. Den Steirern dürfe man nicht noch mehr Gelegenheit zum Trinken geben, als sie ohnehin haben, am wenigsten dürfe es

die Landesverwaltung selbst sein, die das Volk in seinem Hauptlaster bestärke! — So der Westfale, der alte Zopf!

Auf der Murtalerbahn ist's auch so, aber wir kamen glücklich nach Mauterndorf. In einer Fahrstrecke von vier Stunden fünfzehn Bahnhofrestaurationen. Die Mauterndorfer sagen, manchmal komme der Zug prächtig illuminiert an. Die Passagiere der Fahrt bestanden diesmal hauptsächlich aus italienischen Arbeitern, die an den Bahnhofbrunnen Wasser tranken, und aus Poeten, die sich mit Nektar und Ambrosia nähren — so fluchten die Wirte und meinten, es verlohne sich nicht mehr, Stationschef zu sein!

Im Mauterndorfer Gasthofe „Zur Post" hat endlich auch der Poet seinen weltlichen Sinn einbekannt und sich die irdische Gottesgabe schmecken lassen. Dort würde man sich behaglich fühlen zur längeren Rast, wenn nicht die Tauernherrlichkeiten, die so nahe sind, wie Magnete zögen, bis man in einem der wasserreichen Engtäler oder auf einer eisumsponnenen Bergspitze hockt. Uns war vorher noch ein Besuch im Schlosse Mauterndorf gegönnt. Dieses Schloß war einst ein Sommersitz der Salzburger Erzbischöfe gewesen, die so viele Denkmale ihrer Reichtümer, ihres feinen Geschmackes und ihrer Grausamkeit hinterlassen haben. Seit langer Zeit war Mauterndorf Ruine, bis eines Tages ein Berliner kam, das Schloß ankaufte und es nun ganz im Sinne seiner ursprünglichen Gestalt restaurieren läßt. Wir schritten durch die Herrengemächer des sechzehnten Jahrhunderts, fühlten die Fittiche des trotzigen Geistes, der gegen das Luthertum stritt, und Hausherr jetzt ist ein Lutheraner.

Als der heitere Sommertag — wie es deren im Sommer 1896 wenige gab — sich gekühlt hatte und hoch in der Himmelsbläue die leichten Wölklein standen, rollten wir auf gutem Wagen die gute Straße entlang, deren Vor-

fahrin von den Römern gebaut worden war, als sie die alte Welt gesprengt und die Alpen durchbrochen hatten. Jene Herren sahen bei ihrem Tauernübergang andere Ziele als wir von heute, wenn wir auf dem tischglatten Straßenbande dahingleiten — plangend nach dem Kaffee im Gasthause der Tweng, nach dem Bier in Obertauern und daraufhin, daß wir mit Plangen und Schnaufen einen hohen Berg besteigen aus keinem anderen Grunde, als um auf einmal recht viele andere Berge zu sehen. Wie würden die praktischen Römer lachen über ein Geschlecht, das die Länder bloß sehen, nicht erobern will! Die alten Weltplünderer wußten eben nichts davon, daß auch der freie Genuß der unbegrenzten Naturschönheit eine Welteroberung ist.

Eine Fahrt über diesen Radstädter-Tauern habe ich vorher beschrieben. Noch schöner war es diesmal. Als wir zur Paßhöhe kamen, wo in aller Höheneinsamkeit der kleine, ewigkeitsstille Friedhof liegt, ging die Sonne in voller Klarheit nieder über den Zacken der Ennstalerriffe, und vor uns in satter Bläue türmte sich das Gewände der Seekarspitze. Meine Genossin hatte einen kaum hörbaren Seufzer getan, denn am nächsten Tage wollten wir dort oben stehen auf der hohen Zacke. Jede der umliegenden Kuppen und Wände von mehr als 2000 Metern stand ehrfurchtsvoll zurück vor der einen, die Hochgegend beherrschenden Spitze. Als wir uns im alten Hospiz auf dem Tauern der Nachtherberge versichert hatten, liefen unsere Beine rasch noch eine nahe Höhe hinan, um wenigstens das Hochtal mit den umstehenden Bergriesen noch genauer zu sehen, falls am nächsten Tage der Himmel einfiele und den Tauern bedecke mit seinen Nebeln.

Ich war so erregt, daß ich die Nacht über zwar das Auge schloß, aber trotzdem alles sah, was der vergangene

Tag gebracht hatte und der künftige bringen sollte. Neun Stunden Rast auf kaltem, feuchtem Bette, und keinen Augenblick Schlaf.

Das Hospiz auf dem Tauern. Im Mai, wenn draußen in den Tälern schon die Ähren aus den Halmen schießen, donnern in diesen Bergen noch die Schneelawinen. Kein Baum steht schützend vor dem alten Menschenbau, dessen meterdicke Mauern das Innere nicht zu schützen vermögen vor Zug und Nässe, wenn draußen die Stürme Regen und Eis an die Wände schleudern. In hohen Steinstufen steigt man zur Sommerszeit hinauf zum Eingangstore, zu dem man im Winter ebenso hoch und höher von der Schneestraße niedersteigen muß.

Als die Sonne aufging, verließen wir, ich und meine Lebensgenossin, das Alpenhaus. Von Südwesten stiegen wir den Bergstock an. Vor uns ging der Führer, ein alter, gemütlicher Mann, der im Rucksack die Mäntel und Nahrungsmittel trug, und mit dem Alpstock sachte anstieg. Auch wir hatten lange Stöcke in der Hand, die in den Steinen klangen, während wir schweigend und andächtig bergwärts stiegen. Das kurze Gras der Matten war voller Blümlein; in tieferen Lagen wucherte der Alpenrosenstrauch so üppig, wie auf den Heiden des Vorlandes das Heidekraut. Weiter oben kurzstengelige Enzianen mit den bitteren Wurzeln. Noch weiter oben alles kahl. An schattigen Stellen lag Reif.

Zuerst war es quer über eine Wiese hinangegangen, dann an einer Sennerei vorüber, und an grasenden Kühen, die weiß-rot gefleckt sind. Der Boden war sumpfig, in den von Rindern getretenen Löchern stand Wasser. Wo ein Stein war, da setzten wir darauf unseren Fuß, wo ein fester Rasen war, da nützten wir ihn auch, wo nichts war, da plumsten wir in den schwarzerdigen Sumpf. Nach einer Weile zog

sich der Fußsteig steil an den Hang hinauf gegen die kahle Kuppe, genannt das Seekareck. Meine Genossin fragte nicht ohne Beklommenheit, ob wir zu dieser Höhe hinauf müßten. Der Führer meinte, da oben hätten wir nichts zu tun, verschwieg aber, daß wir eine viel höhere Spitze zu erklimmen haben würden. Wir sahen sie noch nicht. Wir umgingen den Bergrücken nach links, da tat sich der erste große Blick auf in die Felsenwelt. Über einem Sattel des Seekarecks bogen wir wieder nach rechts auf eine Hochebene ein, die mit Zirmbüschen und Felsklötzen bedeckt war. Dazwischen Wassertümpel, sogenannte Gebirgsaugen von trichterartiger Tiefe. Hier keine Matte mehr, lauter Steingerölle. Ein weites Kar war vor uns. Dort drüben ein größerer See, auf dessen Fläche der Südwind spielte, der auch uns lau umfächelte. Der Grünwaldsee, dem nichts so sehr fehlt, als der grüne Wald, der hier oben ein Märchen ist. Oder sollte es doch einmal grünen Wald gegeben haben auf diesen Höhen? Im Gegenteil, man spricht ja von einer Gletscherzeit, die da gewesen, und die abgeschliffenen Steine auf der Oberfläche wie in der Tiefe geben Zeugnis davon. Und ein einziger Lahnbruch enthüllt oft mehr Vergangenheit als manches große geologische Schriftwerk.

Wir waren auf einer Höhe von 2000 Metern, gleich jener der Rax in Steiermark.

Hinter dem Kare mit dem See erhob sich ein wüster Felskegel. Rauh, rissig, zackig — ein Unhold, der in den Himmel aufstand. In Schründen lag Schnee. Und das war die Seekarspitze. Meine Frau mußte immer wieder stehenbleiben und Atem schöpfen. Ich begann mir heimlich Vorwürfe zu machen, sie in diese Hochwildnis mit heraufgeschleppt zu haben. Unsere Füße berührten nur mehr Stein und Stein. Der Steig war kenntlich durch lange

Stäbe, die von Strecke zu Strecke im Gerölle standen. Der Führer untersuchte jedes dieser Wahrzeichen, ob es wohl feststehe und nicht umfalle. Nachdem wir eine Stunde über solchen groben Schuttboden stellenweise steil angestiegen waren, öffnete sich hoch oben ein zweites Kar mit einem See. Der war kleiner als der unten. Er war von nördlichen Winden durch den Gebirgskamm geschützt, lag ganz der Sonne ausgesetzt und hatte eine dicke Eisscholle. Sie war noch vom vorigen Winter her, und wir hatten den 10. September! Der See schien nur wenige Fuß tiefer zu liegen, als unser Steig, ich stieg entgegen dem Willen des Führers hinab, um die Dicke des Eises zu prüfen, mußte aber an zwanzig Minuten zur Tiefe klettern, bis ich am Ufer war. So täuscht der Blick in unbekannter Gegend, und ich hatte meine Neugierde um die Eisdecke mit einer Stunde Zeitverlust zu büßen. Mittlerweile hatte sich meine liebe Genossin ein wenig ausgeruht und wir konnten unseren Aufstieg fortsetzen. An steiler Lehne kamen wir zur Scharte hinauf, die den Bergzug des Seekarecks von der Seekarspitze trennt. Jenseits der Bergkante war der klüftige Abgrund nach Norden in das schwarze Kar. Hier öffnet sich auch der Blick in die nördliche Bergwelt, voll überwältigender Pracht. Von diesem Punkte wollten wir nicht weichen, aber der Führer erinnerte uns, daß wir noch eine Stunde zu steigen hätten und machte aufmerksam auf Nebelflocken, die dort und da an den Bergen hingen. So wagten wir uns an den Felskegel, der unserem Auge noch immer keine Möglichkeit zeigte, wie ein Mensch ohne Flügel da hinaufkommen könne. Aber der Steig fand sich zwischen den Felsriffen, in Schuttmulden und neben Kaminen empor. Nur wenige Stellen, an denen ein unvorsichtiger Tritt verhängnisvoll werden konnte, im ganzen ging es gefahrlos, ja

verhältnismäßig ohne Beschwerde hinan. Der Blick zurück in die Tiefe der Scharte, in das schwarze Kar, konnte wohl schwindelig machen, aber die Felsblöcke, die uns hier überall umgaben, die fast in der Luft zu hängen schienen und doch so fest gegründet waren, hätten jeden Sturz verhindert. An drei Stunden waren wir gestiegen vom Hospiz herauf. Noch galt es, unter ein paar Überhängen durchzuklettern, ein vereistes Schneeband zu überqueren, über einige Steinblöcke zu kriechen, und wir waren oben. So plötzlich waren wir oben, daß ein Doppelschrei der Überraschung ausgestoßen wurde.

In meiner Jugend hatte ich Berggipfel bestiegen, ohne zu fragen, wie hoch. Heute, im Zeitalter der Touristik, innert es mich zu wissen, daß wir zur Stunde 2348 Meter hoch standen, höher als jeder Berg, den ich seit einem Vierteljahrhundert bestiegen. Meine Seele jauchzte ein Gebet: Ehre sei Gott in der Höhe! —

Zwei Erscheinungen fielen uns vor allem auf: Im Norden ein über Almenzüge jäh und wüst in den Himmel emporspringender Felsstock, „nahe zum Greifen". Im Westen fern ein mit weißem Tuche zugedecktes Gebirge. Das erstere ist der Dachstein, das letztere der Großglockner. Im übrigen hunderte von Gipfeln, Kuppen, Türmen, Hörnern nach allen Seiten hin. Zwei große Alpenzüge beherrscht unser Auge: die Zentralalpen, auf deren Hauptkette, den Tauern, wir stehen, und die nördlichen Kalkalpen. Dazwischen das Ennstal, von dessen zahlreichen Ortschaften das einzige Radstadt unbedeckt von den Vorbergen zu uns herauflacht. Über die Tauernkette nach Osten vermag unser Auge den Rivalen des Dachsteins, den Hochgolling, nicht zu überfliegen. Gegen Süden decken die Gamskarspitze, das Weißeneck und andere den Fernblick ins Lungau und nach Kärnten. Gegen Westen

aber ragen aus unübersehbarem, steinernem Gewirre die wilden Herrlichkeiten des Mosermandls, des Rothorns, des Ankogels, der Hochalpenspitze mit ihren leuchtenden Eisfeldern. Und weiterhin die Gletscherwelt des Großglockners, zu der unser Auge immer wieder auffliegt. Einzelne Flächen glänzten wie eitel Silber. Von dem Kalkalpenzug im Norden überblickt man in langer Reihe den Grimming, das Tote Gebirge, die Dachsteingruppe in Steiermark, das Tännen- und Hagengebirge, die Lofererberge in Salzburg und das Kaisergebirge in Tirol. Zwischen dem Hochtauernzug und den Kalkalpen im Westen sieht man über die Schmittnerhöhe und die Zillertaler-Alpen hinaus ins Herz von Tirol. — Zu unseren Füßen in der Tiefe breiten sich grüne Almen mit Zirmbeständen, zahlreiche kleine Seen, dann der Tauernpaß mit dem weißen Straßenbändlein. Die Wolken, die man vom Tale aus hoch im Firmamente sieht, hier fransten sie sich stellenweise nieder an und zwischen den Bergspitzen, strichen an Hängen hin und lösten sich wieder auf, um dann neuerdings in einer Mulde zu erscheinen. Unruhig war dieses Nebelspiel an dem sonst sonnigen Tage, auf unserer Spitze regte sich kaum ein Lüftchen. Die Seekarspitze gupft sich zuletzt in wirr übereinandergelagerten Steinblöcken turmartig auf, und ganz oben auf diesem ungeheueren Steinhaufen legten wir uns hin und stärkten uns mit Brot und Wein. Der Führer kauerte sich hierauf zwischen zwei schwarze Blöcke ein und begann zu schlafen. Wir saßen zwei Stunden lang da und schauten das Alpenpanorama, wie wir ein großartigeres unser Lebtag nicht gesehen haben. Die näheren Spitzen und Kuppen, die gestern von der Straße aus als Riesenberge in den Himmel hineingestanden waren, lagen jetzt wie Hügel da unten, man sah allen auf die Kappe. Die Herren in näherer Runde waren und

blieben der Hochgolling und der Dachstein, während im Westen einzig die Hochalpenspitze und der Glockner regierten.

Mittag war vorüber, als wir unser gutes altes Murmeltier weckten, um den Abstieg zu beginnen. Zwei Stunden später stapften wir tief unten über den Sumpfboden wieder dem Hospize zu, von wo uns ein schneller Wagen in weiteren zwei Stunden nach Radstadt brachte. Unter Regen, Blitz und Donner zogen wir in das freundliche Ennsstädtchen ein.

Auf den Schober.

Zwei Uhr mittags war's, als ich in Wald aus dem Zuge stieg. Was nun? Das Wetter heiß, die Luft klar. Eine Wegtafel nächst dem Bahnhof nennt einige Touren. Als nächster Berg westlich des Ortes steigt steil und spitz also der Großschober auf, die Tafel sagt: Bis zur Spitze vier Stunden. Einstweilen eine Tasse guten Kaffees in Pacherneggs Gasthaus, dann war der Entschluß gereift. Um zweieinviertel Uhr begann, in der Tasche ein Stück Rauchfleisch und ein Stück Brot, der Anstieg auf den Schober. Der gut markierte Weg steil und steinig, aber schattig. Kein Schritt umsonst, jeder findet festen Grund und bringt einen höher. Mit je sechs Schritten — rechnete ich — einen Meter zu gewinnen. Auf solche Berge kommt man am schnellsten, wenn man sehr langsam geht. Langsam, ohne zu rasten, ohne auch nur einmal stehenzubleiben. Das Stehenbleiben und das Wiederangehen bedarf mehr Kraft, als das gleichmäßige Voranschreiten. Mein fast ängstliches Haushalten mit der Kraft schon in den ersten Minuten einer Partie wurde oft verlacht, aber später lachte oben auf hoher Bergspitze einer, während die „Eiligen" noch tief unten waren und schon vor lauter Schnaufen nicht mehr lachen konnten. Allerdings, wenn bei diesem Gange auf den Schober die Waldlichtungen schöne Bilder ins Tal und in die jenseits sich entwickelnden Berge boten, da war es schwer, nicht stehenzubleiben. Und es ist eigentlich auch nicht gut, daß viele

ihren ganzen Trumpf auf das Panorama der Bergspitzen setzen und die Einzelbilder unterwegs vernachlässigen. Diese Einzelbilder zeigen sich später lange nicht mehr so schön, als in der Umrahmung von Fichten, Felsen und Berghängen. Bergpartien haben nicht bloß ein Ziel, sondern auch ein Unterwegs, das nicht übersehen werden soll. Jedes Wässerlein, über das man setzt, jeder Zaunstiegel, über den man steigt, jede Ochsenherde mit den gehörnten Häuptern, jede Schirmtanne, die uns mit ihrem Riesengeäste beschattet, jedes Wildhuhn, das plötzlich aufflattert, jeder bemooste Felsblock, der vom Hochgewände niedergebrochen ist und nun zwischen Knieholz und Alpenrosenstrauch ruht, ist ein Ereignis für den Naturfreund. Wer Zeit und Mittel hat, der soll das Unterwegs genießen und nicht stets der Stunden gedenken, die das Reisebuch oder die Wegtafel bis zur Spitze vorschreibt. Auch in der Touristik schlägt dem Glücklichen keine Stunde. Nun, ich mußte haushalten mit allerhand, die Sonne duckte sich stellenweise schon hinter der Greimelhöhe und den Kleinschober, die hoch und finster über mir in den Himmel hineinragten. Die Großschoberspitze selbst zeigte sich zwischen dem Gewipfel nieder nur ein paarmal und zwar in erschreckender Ätherbläue. Also langsam, nur immer langsam voran.

Noch mehr im Walde als auf der Almmatte fand ich eine Schwaig. Ein kleines Dorf von Hütten, wovon einige kein Dach mehr haben und verfallen. Von Huflattichen und Nesseln umwuchert. Etliche Schweine wühlen in der moorigen Erde und grunzen. Eine Schwaigerin scheuert am Brunnen die „Schaffeln“, ein junger Bursche dengelt vor der Hütte die Sense. Das sind die Schwarzbeerhütten. Ich kehrte zu auf ein Töpfel Milch, denn mir fiel ein, auf das Mittagessen vergessen zu haben.

„Wie weit noch auf die Spitze?“

„Auf 'n Hochschober?“ Der Junge betrachtete mich vom Kopf bis zum Fuß. „A schlechter Mensch wird wohl noch a zwo Stund brauchen.“

Ich belange den Almjodel wegen des Deliktes nicht bei Gericht, der steierische Bauer versteht unter einem „schlechten“ Menschen in diesem Falle nicht einen bösen, nur einen schwächlichen.

„Wenn es schon finster wird, bis ich zurückkomme, dürfte ich hier übernachten?“ Solches Wort war an die Schwaigerin gerichtet.

„Halt auf dem Heu liegen, wenn Er mag. Aber rauchen halt nit. Das leid' ich nit auf'm Heu.“

Da konnte ich nichts versprechen. Wenn der Lungendampf kommt bei der Nacht, da kann ich eine Stramoniumzigarette nicht meiden. „Sonst könntet Ihr morgen einen Kranken haben.“

„Das lieber nit.“

„So will ich wieder anrücken.“

„Vom Weg kann Er nit ab. Nur alleweil der blauen Mark' nach.“

„Ist's genug?“ Zwanzig Heller hatte ich für die Milch hingelegt auf das Brett.

„Aber na, daß der Herr gleich jetzt schon das Nachtmahl zahlen will! Das Tröpfel Milch da! Ein Vergelt's Gott ist auch genug.“

Es ist noch die alte schlichte Bescheidenheit auf diesen steilen Bergen. Wird schon anders werden. Es kommen allerhand Fremde. Die einen geben für ein Glas Milch das Doppelte dessen, was begehrt wird; die anderen handeln vom lächerlich geringen Preis noch einen Teil herab, also

das Naturvergnügen klug mit dem Geschäfte verbindend. — Kaum war ich von den Schwarzbeerhütten über die Matte hinauf ein paar hundert Schritte gegangen, fand sich weder an Baum noch Stein meine blaue Marke. Die Richtung nach links über die frisch gemähte Wiese hin war einladender, doch nach dem Bau des Berges zu schließen, wie er vom Tale aus zu sehen gewesen, mußte ich nach rechts. Da ging's bald in das Dickicht hinein. Immer eine bedenkliche Sache, man will nicht umkehren, nicht an Höhe verlieren, irrt in der steilen Wildnis planlos umher und vertut Zeit und Kraft. Nie fühlt man sich weniger müde und nie ist der Kräfteverbrauch ein rascherer, als wenn man in der Irre umherläuft, nie rieseln die Perlen des Schweißes üppiger. Für meinen Trotz, justament zu den Hütten nicht zurückzugehen, hätte ich eigentlich ein abscheuliches Versteigen in den Zerben und Felsen verdient, statt dessen stieß ich doch wieder zum Fußsteig mit der blauen Marke. Der führte nun allmählich aus geschlossenem Wald, die Fichten standen schütter, waren vermoost und zerzaust. Das Knieholz begann, der Alpenrosenstrauch ebenfalls. Hin und hin hatte der Steig zwischen Rasen sich tief eingefressen in die schwarze Erde mit den weißen Steinen. Die Gegend jenseits des Tales hatte sich groß entfaltet, vom rötlichen Felsenroß des Hochreiting eine Reihe grüner und brauner Bergkuppen und hinter denselben eine höhere Reihe grauer Felsengebirge, aus welchem ganz draußen im Norden das Riesenhorn des Admonter Reichensteins aufragt. So schön das ganze Bild ist und so sehr die Füße stolpern im Gestein, dieser Reichenstein reißt das Auge immer wieder an sich.

Endlich mündet der Steig auf den grünen Almboden ein, der zwischen dem Klein- und Großschober liegt. Hier weideten weiße Ochsen, die sich mir vertrauend nahten;

hinter dieser lebendigen Gruppe tat sich der erste Blick in die große Tauernwelt auf. Vor allem oblag mir die völlige Eroberung meines Berges. Der letzte steile Kegel, an dem stellenweise kleine Steinriffe bloßliegen. Etwas übermütig hatte ich den glatten Boden verschmäht, und war zwischen den Steinen hinangeklettert und hatte mich dabei in fünf Minuten mehr angestrengt, als auf dem ganzen übrigen Weg. Während ich nach Atem schnappte und die Beruhigung des Herzschlages ein wenig abwartete, gab es Zeit, darüber nachzudenken, wie mit der Bergkraxelei ein bißchen Torheit immer verbunden ist. — Endlich war der Berg überwunden. Nach dreieinviertelstündiger Wanderung stand ich auf der Spitze des an 1900 Meter hohen Groß-schober.

In der Umgebung kahle Kuppen, grüne Mulden, Schnee-lager. Alles was Wald, ist tief unten. Das ganze Hoch-tal, von Seiz an bis nach Rottenmann, liegt offen wie ein Kartenstreifen da mit seinen Ortschaften. Jenseits des-selben das massige Urgebirge. Hinter dieser Bergreihe ragen höher die Kalkwände der Eisenerzer Berge, des Hochschwab, der Johnsbacher- und Admonter-Alpen. Im Norden fern liegt die riffige Bank des Toten Gebirges. Gegen Westen die kahlen Gebirgsketten der Tauern. Gegen Süden hin, über dem Steinkegel des nahen Kleinschobers, begrenzt unseren Umblick der verschwommene Zug der Murtaler Alpen. Der Rundblick vom Großschober ist weniger weit als plastisch. Mit Ausnahme des kultivierten Liesing- und Paltentales ist die ganze Gegend wild. Keine Ortschaft ist zu sehen, nur hie und da ein rötlich leuchtender Waldschlag oder eine Almhütte. Der Sonnenstern legte im Sinken noch sein reines Licht auf das erhabene Bergrund und gab jedem seine Farbe, dem Urgebirge das samtene Grün, seinen Felsen

das marmorne Braun, den Kalkbergen das silberige Weiß. Und alles im heiligen Schweigen.

Wer kann die Spitze eines Berges verlassen, ohne sich auf den höchsten Stein zu stellen, gedenkend des Engelgesanges: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ — Dann ein Niedersteigen gegen die Wohnstätten: Und Friede den Menschen! —

Bei den Schwarzbeerhütten bin ich nicht zurückgekehrt, meine Beine meinten: Hätten sie bei der Tageshitze schon heraufsteigen müssen, so wollten sie in der Abendkühle auch gerne wieder zu Tale hüpfen.

Auf dem katholischen Turme zu Wald läutete gerade die Ave-Maria-Glocke, als ich über den Wiesenplan hin zu den Häusern schritt. In Pacherneggs Gasthaus gab's vorerst ein gründliches Waschen der Außenseite und dann ein kaum minder gründliches Befeuchten der Innenseite. Mein Gaumen war sehr bescheiden gewesen, nicht ein einziges Mal auf dem ganzen Wege hatte er zu trinken verlangt, nicht dort, wo Quellen rieselten und nicht dort, wo weitum kein Tropfen zu haben gewesen wäre. Und jetzt auf einmal, in froher Tischgesellschaft, nahe am Bierkeller, gestand er redlich seinen Durst. Auf den Bergen allein, im Wirtshaus zu mehreren, so gleicht sich's fein aus. Völlig entsprach es der Stimmung, wenn die lieblichen Wirtstöchter nun anhuben zu singen:

„Von der Alm, da ragt ein Haus
Still und fein ins Tal hinaus,
Drinnen wohnt mit munt'rem Sinn
A schöne Senderin.
Die Sendrin singt so manches Lied,
Wenn durchs Tal der Nebel zieht,
Und sie singt mit munt'rem Sinn:
Auf der Alma, auf der Alma,
Auf der Alma gibt's ka Sünd.“

Jetzt redete aber die Wirtin drein, eine weißhaarige, noch frische Frau, die sagte: „Die Weis' ist schön, aber's Lied selber g'fallt mir nit, das hat ein Stadtherr g'macht. Singt's lei einmal ein g'rechtes Almerisches."

„Ich weiß schon eins, Mutter," antwortete der Töchter eine und trällerte:

„Du, Knia-wiggl-woggl-Hons,
Und du, Stroh-Pinggl-Panggl Fronz,
Und ös Klee-blittl-blattl Spielleut,
Geht's geigts mar an Tonz!"

In diesem Tone geht's manchmal her dort im Hospiz an der Salzstraße. — Als uns die trauliche Wirtsstube entließ, war es Mitternacht. — Vom Fenster meines Schlafzimmers aus blickte ich noch die schwarze spitze Masse an, die draußen stand unter den Sternen.

Am nächsten Morgen bin ich — eine behagliche Müdigkeit in den Beinen und eine behagliche Sättigung des Naturhungers — heimgekehrt in meine vier Wände. Aber kaum die Glieder sich ein wenig ausgerastet, ist auch der Hunger wieder da. Ich kann nicht, o mein Gott, ich kann mich nicht satt sehen an deiner unbeschreiblichen Alpenwelt.

Über den Gerlos.

1896.

Eine Alpenreise dahin durch Nacht und Nebel. Die Nacht, wenn sie altert, wird grau, just wie der Mensch; die Felsenschründe der Schlucht bekommen Bewegung, der Wildbach wühlt in der Tiefe, aus der schwarzen Nacht ist eine graue geworden. Dichter Nebel. Es ist kein Scherz, das vom Dichter Nebel. Er dichtet, verdichtet den Dunst zu Tropfen, und sein wunderschönes Gedicht heißt: Regen. — Vom Dachvorsprunge des Wagens tropfte es, als der Zug aus der Station Bischofshofen rollte, die Salzach aufwärts. Bei Sankt Johann im Pongau ging der Nebel in Fetzen, und diese flogen wie graue Drachen an den dunkeln Berghängen dahin, um sich hoch oben in Wolken zu sammeln und das wunderschöne Gedicht zu machen. Aber die aufgehende Sonne hatte nicht den schläferigen, wässerigen Glanz wie in vorhergegangenen Tagen der Überschwemmung; mit glühendem Schein prangte sie hoch an den Felsenkämmen, während die rostschwarzen Ballen und Bänke der Nebel ränkespinnend in den Schluchten umherkrochen, sich hier und dort zu regelrechten Niederschlägen sammelnd, um schon im Augenblicke wieder zerrissen zu werden, so daß der blaue Himmel blinkte. An den steilen Bergen waren die Schichten gut zu beobachten: unten standen die Hänge in dem schatten-

gesättigten Blau einer feuchten Klarheit, dann kam die an den Bergen klebende, rostbraune, unheimlich gestaltliche Nebelbank, darüber sichtbar hohes Gewände mit einzelnen Sonnenflecken. Noch höher eine leichte, rosige Nebelschichte und darüber hinaus die klaren Spitzen der Berge. An den Bergrunsen gingen weiße Bänder der Wasserfälle nieder. Der Fall der Gasteiner Ache, die bei Lend aus der Schlucht brandet, überdonnerte das Rollen des Eisenbahnzuges. Bei Bruck leuchteten durch das Fuschertal heraus zwischen tiefliegenden Nebelballen die weißen Ferner der Glocknergruppe. Dann ging's bei Zell den See entlang. In Saalfelden war die Schlacht entschieden, die Steinberge standen klar in der Morgensonne.

Wohin die Reise? Nach Innsbruck in die schöne Stadt. Dort war für den Nachmittag dieses Tages eine Zusammenkunft verabredet mit meinem Sohne Sepp, der von seiner Wallfahrt kam aus Bayreuth. Bei Hochfilzen ist die Wasserscheide und die Grenze zwischen Salzburg und Tirol. Der Zug glitt munter ins heilige Land hinein, aber die Freude dauerte nicht lange. Zu St. Johann in Tirol begrüßte der Schaffner die Reisenden mit dem Ruf: „Alles aussteigen! Der Zug geht nicht weiter, das Hochwasser hat die Bahn zerstört."

Es war sieben Uhr morgens. Der Ort lag mit seinen weißen Kirchtürmen und flachdachigen stattlichen Häusern still im weiten Tale, hinten ragten die Wände des Kaisergebirges auf. Und da stand ich nun. Ich war fast zu gut ausgerastet, um lange stehenzubleiben, eilte zum Posthause und fragte höflich an, ob ein Wagen zu haben wäre bis Wörgl. Fürs erste wurde ich angeknurrt, wieso man bei der Post Wagen suche? Fürs zweite gab man zu verstehen, heute sei überhaupt kein Wagen zu haben in St. Johann.

Wie weit zu Fuß nach Wörgl zur Südbahnstation? Zehn Stunden. — Dazu war ich doch zu wenig ausgerastet.

Vor dem Posthause stand ein schlanker Herr, wie es schien, ein Schicksalsgenosse. Er wollte auch hinüber, hatte aber bereits von mehreren Seiten unwirsche Abfertigung erfahren und stand nun da voll rührender Ergebung. Beim nächsten Wirte erfuhr ich, warum heute in St. Johann kein Wagen zu haben wäre. In der Nachbarschaft war großer Pferdemarkt, und dort hatten sie alle Rösser zusammengetrieben. Besser kann man's ja nicht mehr treffen. Für Geld und gute Worte ließ sich der Wirt mit düsterer Störrigkeit endlich herbei, sein Pferd vom Markte holen zu lassen, und so konnte ich nach kurzer Zeit den Leidensgenossen am Tore des Posthauses einladen, unter Halbpart mit mir zu fahren. Es war Dr. Zsigmondy, Bruder des verdienstvollen Hochtouristen Zsigmondy, der vor zehn Jahren in der Dauphiné verunglückt ist. Es ergab sich ein gutes Plaudern auf dem klappernden Einspännerwäglein. Mein Genosse war Professor der Mathematik in Wien, wir waren unterwegs lebhaft bestrebt, zwischen Mathematik und Poesie ein leidliches Kompromiß herzustellen, was allerdings nicht recht gelingen wollte. Endlich gewann die Poesie über beide die Herrschaft durch die schönen Gestalten des Gebirges, die zur Rechten auf uns niederstarrten. Wir hatten nicht den Weg genommen entlang des Wassers und der zerstörten Eisenbahn, sondern fuhren am Fuße des Kaisergebirges dahin im lichten, weilerreichen Tale von Ellmau und Söll. Nach drei Stunden kamen wir an der Hohen Salve vorbei, hinab zur Hofgartner-Ache, wo uns nun auch die Zerstörung vor Augen lag. Jetzt war es uns sehr begreiflich, warum der Eisenbahnzug nicht fuhr, die Schienen hingen lange Strecken in der Luft, das Wasser hatte den Unterbau hinausgeschwemmt

ins Inntal. Viele Hunderte von Arbeitern waren emsig wie Ameisen beschäftigt, die unwilligen Rößlein und Kutscher von St. Johann baldmöglichst überflüssig zu machen. Von Wörgl an ging's wieder auf Eisen, um drei Uhr war ich in Innsbruck, der schönen Stadt.

Aus alter Anhänglichkeit Einkehr beim „Goldenen Stern" am Inn. Dort gibt's viele Schwarzröcke, aber keinen Schwarzfrack; freundliche Kellnerinnen versorgen uns mit gutem Hirschbraten und ausgezeichnetem Tiroler Wein, und mit den Tiroler Landgeistlichen, die hier gerne einkehren, gibt's urwüchsige Unterhaltung. Einer von ihnen entlarvte mich als den Verfasser des Tiroler Romans „Peter Mayr" und drohte mit dem Finger: „Se Steirer Se! Verschieben die Tiroler Berg und kehren unsere Land'sschg'schicht um wie einen alten Strumpf. Aber guat ischt's, mit den Leuten wird's seine Richtigkeit haben, und das ischt die Hauptsach." Mein erster Gang in Innsbruck war hinaus zum Berge Isel, wo das neue Denkmal Hofers steht. Zu massig gedrungen, sagen sie, sei die Figur. Ich fand das nicht, ich dachte nur an den Löwen, an die Verkörperung des Tirolervolkes. — Von Andreas Hofer lebt heute halb Innsbruck, heißt es. Er hat sein Volk erhöht, er gab ihm den Ruhmesglanz, nun nährt er noch die Wirte, denen er Fremde ins Land zieht, und die Kunsthändler, die seine Bilder verkaufen, und die Buchhändler, die seine Geschichte verschleißen. Welch Segen um einen großen Mann!

Vom Berge Isel stieg ich hinab in das Panorama (das in der zurzeit tagenden Sportausstellung stand), um die Aussicht — vom Berge Isel zu schauen. Es ist die größte Kühnheit der Kunst, an Ort und Stelle mit der Natur konkurrieren zu wollen. Dem Manne, der das Panorama „Die Schlacht auf dem Berge Isel" gemalt hat, ist's ge-

lungen. Das Schlachtenbild als solches mit dem Gemetzel, den Feuersbrünsten, den zahlreichen Gruppen aus diesem einzigartigen Volkskampfe, macht auf den Beschauer einen starken Eindruck, aber in den Menschengestalten ist die Vollkommenheit der Panoramenmalerei noch nicht erreicht. Die Figuren geben sich im Verhältnisse zu riesenhaft, das ist mir noch in jedem Panorama aufgefallen. Prachtvoll aber ist in diesem Panorama von Innsbruck das Landschaftsbild — das unvergleichliche Landschaftsbild, wie so großartig, malerisch und freundlich zugleich es kaum eine andere Stadt unserer Himmelsstriche aufzuweisen hat. Als ob mir jemand das Herz kitzelte, so mußte ich lachen und immer wieder auflachen vor Entzücken, als ich den Rundblick tat auf Innsbruck, sein Tal und seine Bergriesen. Nach Westen gegen Landeck hin Gewitterschwüle, weit unten das Kaisergebirge in Alpenglühen. Von einem dieser Punkte bis zum anderen zwanzig Meilen! Als ich ins Freie trat, stand dasselbe Landschaftsbild in Natur um mich da — und die Natur hat den Eindruck der Kunst nicht erreicht. Ein ungeheurer Erfolg! Da sah ich erst, was an den Lichteffekten gelegen ist. — Dann dachte ich: Wie, wenn wir auch in Steiermark so etwas hätten? Die Türken vor Graz, vom Schloßberge aus gesehen, das gäbe einen großen historischen Stoff und ein stolzes Landschaftsbild. Die weltgeschichtliche Tat der Ostmärker, Deutschland, das westliche Europa vor den Türken beschützt zu haben, sie wäre wohl einer Erinnerung wert.

Mein junger Wallfahrer war angekommen. Er hatte die Begeisterung von Bayreuth noch in sich, und er übertrug die Schönheiten Tirols in Musik. Bei mir liegt der Sinn für Kunstgenuß im Auge, bei ihm im Ohr, er empfand die Schönheit des Achensees, den wir am nächsten Morgen von Jenbach aus mit der Zahnradbergbahn besuchten, gleichsam in

Klängen. Da ist über tausend Meter hoch oben im Felsgebirge ein großer See, über den der Dampfer eine ganze Stunde lang fährt, am Ufer Waldlehnen, Wände, Ortschaften und Gasthöfe, die überfüllt sind mit Reichsdeutschen und Engländern — das ist der Achensee, der vielbesungene. Ein kühler Wind strich nieder von den Schneemulden der Berge, aber der grüne Wasserspiegel ließ sich nicht in die Scherben der schäumenden Wogen schlagen, wie ich's von Herzen gern gehabt hätte, sondern trug uns auf glatter Fläche fast langweilig von einem Ende zum anderen. Das Schiff war bekränzt und beflaggt, im ganzen Lande knallten Böller. Der Geburtstag des Kaisers! An diesem Tage läßt Tirol alle Fahnen lachen und das Pulver krachen!

Am anderen Tage suchten wir schlichtere Wege, auf denen man nicht nur städtische Allerweltsnomaden, sondern auch Landleute, Tiroler findet. Ein ungeriffelter Tirolerwirt ist mir immer noch lieber, als ein geleckter Städter, der sich das Haar parfümiert, dabei den Wert der Berge nur nach dem Metermaße schätzt und auf die Einheimischen mit Geringschätzung blickt, trotzdem er ihnen den Bissen Brot aus der Hand essen muß.

Auf ins Zillertal! Schon am Tage vorher hatte ich in Jenbach zwei Plätze auf dem Postwagen bestellt nach Zell am Ziller. Nun mit dem Morgenzuge von Innsbruck gekommen, belegte ich rasch die zwei bestellten Plätze des bereitstehenden Postwagens mit Plaid und Stock, um noch am Bahnhofe eilig eine Sendung zu besorgen. Zum gefüllten Wagen zurückgekommen, finden wir auch unsere Plätze besetzt. Ein schwarzbärtiger Herr mit Sippe hat sich auf unserem Plaid bequem gemacht. Ich reklamierte lebhaft mein Recht, der Kutscher hatte wahrscheinlich einen Händedruck bekommen, wollte nichts hören, hieb in die Pferde, und

so fuhr die Postkutsche vor unseren Augen davon. — Solche Vorfälle halte ich immer für ein Unglück. Hier nicht so sehr, weil nun ein sieben Stunden langer Fußmarsch auf heißer, staubiger Straße in Aussicht stand, als vielmehr, weil ein Unrecht geschehen war. Jedes Unrecht, das uns zugefügt wird, ist geeignet, uns trotzig, menschenfeindlich und herbe zu machen. Ich hätte nun zwar vom Postmeister einen besonderen Wagen verlangen können, das würde eine Menge Auseinandersetzungen und Umständlichkeiten gekostet, vielleicht Grobheiten gesetzt haben, und schließlich bleibt man der Roheit gegenüber doch der Schwächere. Wir verzichteten auf die löbliche Post und suchten eine eigene Fahrgelegenheit. Da wiederholte sich's auch hier, in ganz Jenbach kein Wagen. So fuhren wir mit dem nächsten Zuge weiter bis zur Haltestelle Zillertal, ließen uns dort über den Inn rudern nach dem Dorfe Straß, wo mit Leichtigkeit ein prächtiges Fahrzeuglein aufgetrieben wurde. Flink trabte der Schimmel die Straße entlang und unser junger Fuhrmann trillerte: „Zillertal, du bist mein' Freud!" Das breite Tal ist mit malerischen Ortschaften, Höfen und Hütten besetzt, jeder Bau mit dem flachen, steinbeschwerten Schindeldache, auf den Häusern die Glockentürmchen, in den Wänden eine stattliche Reihe von hellen Fenstern, Wohlhabenheit zeigend. Die Kirchen mit den bekannten spitzen Türmen. Die Leute in Tiroler Tracht, aufgeweckt und freundlich, sagten uns ihr heimliches „Grüß Gott!" Die Berge an beiden Seiten hoch hinan mit grünen Feldern und Wiesen belegt, mit Höfen und Heuhütten besät, höher hinauf Wald, noch höher Almen, die sich von Kuppe zu Kuppe ziehen. Aus dem fernen Talende blauten und blinkten uns einige Riesen der Zillertaler Alpen entgegen. — Plötzlich sahen wir auf der Straße den schwarzbärtigen Herrn mit der Sippe, der

sich unsere Plätze auf dem Postwagen angeeignet. Den hatte die Nemesis erreicht. Wie wir später erfuhren, hatte die mitfahrende Reisegesellschaft ihre Entrüstung über den Gewaltstreich so unumwunden ausgesprochen, daß der Herr heftige Neigung bekam, den Postwagen zu verlassen. Später holten wir auf unserem flotten Wäglein den schwerfälligen Rumpelkasten selbst ein, und trotzdem wir von Jenbach eine ganze Stunde später abgefahren, kamen wir um anderthalb Stunden früher nach Zell als der Postwagen, so daß für das Unrecht reichliche Genugtuung war. Vor dem Wirtshause in Zell nahm ein ruppiger und struppiger Hausknecht unsere Sachen aus dem Wagen, später entwickelte sich aus demselben Hausknecht der Grandseigneur eines Tiroler Postwirtes, der behäbig und würdevoll durch seine Stube schreitet, mit strengem Blick die Bedienung überwacht, kurz und einsilbig die Gäste grüßt und sich dann wieder zurückzieht. Die Zimmer und Söller waren auch hier von Touristen aus dem Reiche besetzt, welche weiter nach Maierhofen und ins Hochgebirge wanderten.

Wir stiegen nicht zu den Fernern hinan, sondern bogen östlich ab gegen die weiten grünen Almen des Gerlospasses. Vier Stunden bis zu dem Hirtendorfe Gerlos hinein, sagten sie, aber das sind Holzknechtstunden. Der Gebirgler rechnet bergan nicht mehr, als bergab oder talaus, er klaftert überall seinen weiten, gleichmäßigen Schritt; nur glaube ich bemerkt zu haben, daß der Tiroler schneller schreitet als der Steirer, der sich alleweil „Zeit laßt“. Wir sind länger als fünf Stunden gegangen. Als wir von Zell aus steil, an der Kirche Maria-Rast vorüber, den mit zyklopischen Steinplatten gepflasterten Weg emporstiegen in der Sonnenhitze, da sagte keiner ein Wort. Zwischen den Platten rann das Wasser,

über unsere Körper rann es auch. Ein anderer ließe sich gut bezahlen, um solche Wege zu gehen, wir gaben noch was drauf, gerade soviel, als die Reise kostete. Wieviel Kraft und Geld opfert der heutige Mensch dem Götzen „Gebirge“! Und dieser steht nicht einen Augenblick an, den Menschen gelegentlich durch einen rollenden Stein zu zermalmen, durch eine Lawine zu verschütten, durch ein Wildwasser in den Abgrund zu werfen, oder durch einen anderen Zufall zu vernichten. Auf diesem Wege über den Gerlos waren mehr als ein Dutzend Wildgräben und Lahnenbrüche zu übersetzen, die das jüngste Hochwasser gerissen hatte. Über mehrere bauten Holzknechte bereits schwindelnde Notbrücken, andere mußten mit Vorsicht so überschritten werden, daß man von Stein zu Stein sprang, die da aus dem immer noch tobenden Wildwasser hervorragten. Von der Gerloswand und von der Königsleiten herab hatten sich die schweren Fluten gestürzt in die stundenlange Schlucht, wo die Gerlos als ungebärdiger Alpenstrom dahinbrandet. Nach vierstündiger Wanderung waren wir so hoch zu Berge gestiegen, daß wir — in das Tal kamen. Die Kenner solcher Gegenden werden wissen, wie das gemeint ist. Im Hochalpentale, auf waldigem Parkweg schritten wir dahin am Wasser, das bei dem Weiler Gmünd überbrückt wird. Wald und grüne Almen ringsum, die Hirtenhäuser stets im stattlichen Tiroler Stil. Wenige kümmerliche Felder und Gärten, das Korn ist noch grün wie Gras — im späten August. Wir sind 1300 Meter hoch; ringsum stehen die Zweitausender und ein wenig im Hintergrunde die starren Massen zu 3300 und 3500 Metern — dort steigen die wüsten Felstürme des Zillerkogels, der Reichenspitze auf, sie sind beschneit, der Schnee deckt ihr Eis.

Es war ein milder, ruhiger Abend, nur manchmal

von bimmelndem Geschelle der Herden oder dem Grunzen zutunlicher Schweine unterbrochen.

Das Tal war gar nicht einsam. Almer kehrten mit feierlicher Würde in ihre Hütten heim. Mitten auf einem Schuttfelde kauerte ein Mütterlein und betete den Abendsegen, denn vom Hochtale heraus wehte der Schall eines Aveglöckleins. Als wir ins Dörfchen Gerlos eingezogen, war es schon dunkel, einer der rückwärts aufragenden Felsberge stand in purem Golde.

In Kammerlanders Gasthause kehrten wir ein und fanden Touristen. Ob aus Süd oder Nord, man schließt sich bald aneinander, man erzählt, man wird heiter bei Eierspeise und Tiroler Wein, aber bald mahnt das hohe Birg: Gehet zur Rast!

Auf dieser Reise habe ich sonst über allzu große Freundlichkeit der Tiroler Wirte nicht zu klagen gehabt. Mancher stellte sich fast unwirsch über die vielen Fremden und schnarrte diesen oder jenen kurz ab. Man sagte, die Überschwemmung hätte sie unmutig gemacht. Auch hier im Hochtale war die Überschwemmung gewesen und hatte zerstört, was zu zerstören war: das hatte die Wirtsleute zu Gerlos nicht gehindert, den Fremden mit jener warmen Zutraulichkeit zu beherbergen, mit jener umsichtigen Fürsorge zu verpflegen, die den Älplern sonst eigen ist. Mit einem fast innigen „Grüß Gott!" und „Glückliche Reise!" begleiteten sie uns am nächsten Frühmorgen zur Tür hinaus und blickten uns lange nach, ob wir wohl den richtigen Weg einschlügen oder wie es mit unserm Gehwerk stünde.

Ich hatte, wie das auf Reisen bei mir so oft vorkommt, in der Nacht kein Auge geschlossen. Die Erregung der vorhergegangenen Tage, die Anstrengungen der langen Fahrten und Fußtouren, das Glücksbewußtsein wieder einmal im Hoch-

gebirge wandern zu können, all das zusammen hatte mich erst aufgepulvert, dann erschöpft, hatte in der Nacht Asthmaanwandlungen gebracht. Diese waren allerdings durch mein gottgesegnetes Mittel, den Rauch des Stramoniumkrautes, glücklich gedämpft worden, der Schlaf aber war nicht gekommen, müde und erschöpft mußte ich bei Sonnenaufgang die Fußreise fortsetzen. Es war ein klarer, kühler Morgen, die Luft würzig, das Herz wonnig und die Beine schwankend. Langsam und wortlos ging ich voraus durch das schattige Hochtal hinein, neben der brausenden Gerlos, und auf den Höhen lachte die Sonne. Nach fast zweistündiger Wanderung waren wir auf einem völlig abgeschlossenen Almboden, auf dem scheckige Herden weideten. Hirten hatten sie eben aus dem Pfränger getrieben und jagten die Rinder nun munter auseinander, daß sie sich zerstreuten auf den Matten. Zur Rechten öffnete sich das Schönachtal, aus dem die Gerlos herauskommt, herab von den Eiswüsten der Reichenspitze und der wilden Gerlos, die nun ihre leuchtenden Schilde entfalteten vor unseren Augen. Hier stand ich still, hier war der schönste Punkt der ganzen Strecke. Wir waren nun auch an der Grenze von Tirol, und der Berg, der jetzt überstiegen werden mußte, stand schon im Pinzgau.

Den Anstieg beginnend, fühlte ich in höherem Grade die Erschöpfung, die Beine zitterten bei jedem Schritte und jedes geringe Stolpern im Gestein brachte mich dem Zusammenbruch nahe. Nach Krimmel war es noch zwei Stunden. — Zage nicht, ich bin bei dir! hörte ich leise sagen. Nicht mein Sepp war's, ein anderer war's der mir Zuversicht gab, der mich noch nie verlassen hat, wenn meine Kraft unzulänglich war. — Hinter uns kam eine lebende Gruppe nach. Ein Pferd, auf diesem saß eine Dame, hinterher ging ihr Gemahl. Ein junges Ehepaar aus Berlin

war's, mit dem wir schon in Gerlos bekannt geworden. Nun rief die Dame mir mit munterer Stimme zu, ob ich mich nicht auf ihr Pferd setzen wolle, sie möchte gerne ihre Beine ein wenig üben und das Joch zu Fuß übersteigen. Ich wagte anfangs die große Güte gar nicht anzunehmen, sie machten aber nicht viele Worte, hoben mich aufs Pferd, und wie ritterlich einer, der nur gewohnt ist, einen zahmen Pegasus zu reiten, sich auf hohem Rosse ausnimmt, das mögen die erzählen, die kichernd hinter mir hergingen. Der Pinzgauer Gaul hatte einen breiteren Rücken, als die Schneide der hohen Veitsch, auf der ich vor vielen Jahren regelrecht geritten war, und das rechte Bein gen Maria-Zell, das linke gen das Mürztal hinabgestreckt hatte. Hier hockte ich gar demütig auf dem Damensattel und hielt mich an der Mähne des Pferdes fest, um nicht zu Boden zu gleiten. Bei diesem Ritte begriff ich auch, weshalb die Ritter und Herren auf andere Leute immer von oben herabschauen — man kann gar nicht anders, selbst wenn man ein geliehenes Pferd reitet. — Nach einer halben Stunde waren wir oben, und oben stand ein Wirtshaus. Diesen Übergang nennt man die Platte, es ist ein Hochsattel, ein schöner flacher Almboden. Es ist die Wasserscheide zwischen dem Gebiete des Ziller und der Salzach. Auf diesem Almboden blicken wir noch einmal zurück ins Zillertal und seine blauen Berge. Nach einer guten lustigen Stärkung im Wirtshause ging's wieder — und zwar auch bei mir auf Schusters Rappen — frisch vorwärts über die blumigen Matten. Der wilde Gerlos zeigt uns nur ungern seine Schroffen und Ferner herab, wer sie sehen will, der soll hinansteigen; hingegen rollt sich im Südosten der mächtige Tauernzug auf mit der Gletscherwelt des Hochvenedigers und des Großglockners, die freilich hier größenteils noch verdeckt ist. Ge-

rade vor uns liegt das Krimmlerachental; es kommt von der weißen Venedigergruppe herab und senkt sich stufenweise nieder in das hinterste Winkel des Salzachtales. Dort stürzt in drei riesigen Absätzen die Ache herab, und das sind die weltberühmten Krimmler Wasserfälle. Es ist der größte Wasserfall in den deutschen Alpen, von überwältigender Mächtigkeit. Sein dreifacher Fall beträgt gegen 400 Meter. Als wir von der Platte den Schlangensteig niederstiegen gegen Krimmel, hatten wir die Wasserfälle gerade vor uns. Langsam wie weiße Tücher sinken die Wuchten nieder, trotz der Entfernung von mindestens einer Stunde hört man das hohle Donnern. — Nach einem im ganzen zehnstündigen Marsch in Krimmel angelangt, fiel ich im Gasthause „Zur Post“ sofort mit Hut und Stiefeln aufs Bett, auf dem ich zwei Stunden lang unbeweglich liegen blieb. Dann erst war ich fähig, die Mittagssuppe zu mir zu nehmen. Gegen Abend stellte der Wirt mir ein Pferd und ich ritt in die Talenge zu den Wasserfällen. An den steilen Lehnen wollte ich hinaufsteigen bis zum obersten. Aber das ging heute platterdings nicht mehr; nur bis zur Regenkanzel kamen wir, wo man den ersten Fall zu Füßen hat. Wie ein Wetterguß flogen die Staubwolken an, schon im ersten Augenblick waren wir naß über und über. Das Wasser stürzt scheinbar wie eine trockene weiße Masse in die Tiefe, an den seitigen Wänden zerschellend, so daß die Wolken weit auffliegen. Um den Kern des fast senkrechten Falles bildet sich fortwährend ein Schleiermantel, dessen Spitzen wie Raketen in die Tiefe pfeifen. Der Fall schlägt in den untersten Tümpel, wonach er ohne viel Schäumen, Quirlen und Kreisen im Bache ruhig weiterfließt. Fortwährend begegneten uns Leute, die an den Wasserfällen hinauf und herab stiegen. Wir kehrten um gegen das Dorf Krimmel, das in diesem ent-

legenen Hochtale so unschuldig daliegt. Vom Achentale herab kamen die Stöße eines warmen Windes, auf dem Boden zuckten die Halme. Der Himmel umzog sich mit Grau, aus dem wässerige Wolkenballen hervortraten.

Am Abend eine Asthmazigarette, darauf ein sechs Stunden langer, ununterbrochener Schlaf, und am nächsten Morgen fühlte ich Kraft und Mut zu einer Hochpartie auf den Venediger. — Der Himmel sprach, ich sollte es bleiben lassen und tat ein wenig tröpfeln. Und dann begann die neun Stunden lange Wagenfahrt abwärts durch das endlose Salzachtal. Die Berliner waren mit uns, gemeinsam, mit unversiegbarem Humor ertrugen wir die Freuden und Leiden. Die erste Strecke wurde des unterbrochenen Postwagenverkehrs wegen auf einem flachen Leiterwagen zurückgelegt. Über brückenlose Wildbäche und Schutthalden sprangen wir zu Fuß, während der Leiterwagen im Wasser unsere Sachen verlor, Schirme und Stöcke, die auf der Salzach wahrscheinlich unter weniger Umständen talwärts kamen, als wir auf den Rädern. Von Neunkirchen wurden wir in einem engen Postkobel weitergebracht bis Mittersill, wo ein etwas bequemerer Wagen uns aufnahm. Bei Bramberg war auf einer Brücke unser Kobel mit einem entgegenkommenden Wagen so scharf ineinandergefahren, daß mehrere Insassen Gefahr liefen, hinaus und in das Wasser geschleudert zu werden. Der stumpfsinnige Gleichmut des Kutschers bot zur Aufregung der Reisenden einen beruhigenden Kontrast. Ich saß stets oben beim Kutscher, um die Gegend zu betrachten. Das Salzachtal, ein breites, einförmiges Tal, dünn bevölkert, reich an Wässern. Links zahme Bergzüge mit Wald und Almkuppen, rechts der finstere Zug der Tauern mit seinen zahlreichen Quertälern, aus deren Hintergrunde uns oft die Gletscher grüßten. So leuchteten aus dem oberen Sulz-

bachtal die hohe Schlieferspitze, aus dem unteren Sulzbachtal der Großvenediger, aus dem Harbachtal der schroffe Kratzenberg, aus dem Amertal der weiße Landeggkobel, aus dem Stubachtal die Hohe Riffel, aus dem Kapruntal — nein, nun war die Langmut des Himmels zu Ende. Er hatte seine Mäntel lange genug emporgehalten, die Herrlichkeiten des Großglockners verhüllte er tief herab mit Nebel und Regen. — Und bei gießendem Regen kamen wir an in Zell am See, wo putzige Großstädter ihren Sommer- und Tummelplatz haben. Am nächsten Tage wollten wir ins Kapruntal marschieren, das als das schönste aller Ostalpentäler berufen ist. Da wir aber hörten, daß der große Wasserfall dort mit elektrischem Lichte beleuchtet wird und in den Wirtshäusern befrackte Kellner wuchern, haben wir unsere Absicht aufgegeben.

In den Tauern und Dolomiten.

1897.

Wieder einmal nach den Gletscherwassern. Meine Frau packte den Koffer und ich die Frau, und dann sind wir fröhlich in den Augustsommertag hineingefahren.

Die zweitnächste Nacht haben wir schon im tirolischen Dorfe Dölsach zugebracht, beim „Ederwirt", wo es heimlich ist. Ich mag die Hotels nicht, wo nur automatische Kellnergestalten den Gast wie eine numerierte Sache behandeln, wo der Chef des Hauses nur manchmal durch die Säle schreitet, sich gnädig verneigend nach allen Seiten, kundigen Auges das Ergebnis der selbtägigen Schafschur erwägend. Ich liebe die Gasthäuser, wo der Wirt, und wäre er gleich in Hemdärmeln, sich manchmal zum Tische setzt und mit den Gästen über deren Reiseangelegenheiten weisend und beratend plaudert, wo man mit der Frau Wirtin des Leibes Wohl gemütlich besprechen kann, wo mit der flinken, frischen Kellnerin manch ein Scherzwort gewechselt werden darf zu angenehmer Würze beim Essen und Trinken; wo man endlich auch einheimische Sassen findet und durch solche in das richtige Verhältnis zu Land und Volk tritt. In Tirol ist noch eine starke Dorfschaft; so sind auch die Dorfwirtshäuser noch stattliche, festgegründete Hospize, von abhängiger unverläßlicher Pächterwirtschaft noch nicht gelockert, der Besitzer ein altständiger Bauernaristokrat. Die Wirte Tirols waren die Feldherren in jenen denkwürdigen Be-

freiungskämpfen, die das Land mit einer unvergänglichen Gloriole umgeben. In Tirol lasse ich also die neuen Hotels rechts liegen oder links und heime mich im alten, dickwändigen und vielfenstrigen Dorfwirtshause ein, wo man noch behandelt wird „wie ein Kind vom Hause".

Zu Dölsach im Tirolerhof, vor den Fenstern das lachende Lienzertal und die ruppigen Unholde, sind wir gesessen der Tage zehn, haben Bekanntschaft gemacht mit den Einwohnern bis zum Lehrer und Pfarrer hinauf — fast lauter Defreggergestalten, die der hier geborene Meister gerade nur zusammenzustellen und abzuzeichnen braucht, um die prächtigsten Lebensbilder zu erlangen. Alle Jugendstätten des berühmten Künstlers haben wir besucht, das Geburtshaus, wo er die ersten Figuren geschnitzt, die Almhütten, wo er Hirtenjunge gewesen, die steilen Felder, auf denen er geackert, die grünen Matten, auf denen er Gras gemäht, die Wirtshäuser, wo er die Klarinette geblasen, die Tanzböden, wo er mit den unterschiedlichen Moideles im lustigen Kreis gedreht, die Kirche endlich, die er mit dem Altarbilde herrlich geschmückt hat. Meine liebe Genossin ist stundenlang in der Kirche gesessen vor Defreggers „Heiliger Familie" und hat sich nicht satt sehen können an dem wundersamen Antlitz der Mutter des Herrn. Dann sind wir auf dem Friedhofe herumgegangen, wo so viele Defregger ruhen, wo der Maler auch dem braven Bauern Obersteiner ein Denkmal gesetzt hat, der ihn voreinst von einem langwierigen Fußleiden geheilt. Die Ärzte hatten nichts mehr gewußt, der junge Künstler war ein aufgegebener Krüppel, da hatte er noch eine letzte Zuflucht zum Bauernarzt Obersteiner, genannt der Wasler, genommen und ward von dem in kurzer Zeit geheilt. Im Dölsachervolk geht eine schlimme Sage: Dem Wasler hätten die gelehrten Doktoren ein Fest gegeben und kurz danach sei der kräftige

9*

Mann gestorben. — Der studierte Arzt spielt auf den Tirolerdörfern überhaupt keine erfreuliche Rolle, nirgends habe ich mehr Spottanekdoten über die Ärzte gehört, als dort, nirgends blühen die Hausmittel, die unglaublichsten Sympathiemittel, die Winkelärzte noch üppiger als dort, und die Leute sterben in jungen Jahren und werden alt, wie überall. Der Kindersegen ist in Tirol noch ein großer; Mütter mit zwölf Kindern sind nicht gar selten. In Dölsach hörte ich von einem Weibe mit achtzehn lebenden Kindern. Freilich findet man auf Friedhöfen verbucht auch ganze Familien in jungen Jahren dahingerafft, und gleich daneben etwa steckt die Schollenschaufel auf dem frischen Grabe eines Neunzigjährigen. Das neueste Grab ist immer gemerkt; darauf pflegt nämlich das eiserne Schäuflein gesteckt zu werden, mit dem die Leidtragenden Schollen auf den Sarg geworfen.

Die lieben Kindlein kommen in Tirol aber nicht so eigentlich „kärntnerisch“ an (auch die steirische Statistik über „natürliche Kinder“ steigt von Jahr zu Jahr höher), dort ist es zumeist noch reiner Ehesegen. Als ich einen Bauern im Iseltale befragte, ob es in seiner Gegend auch gebrochene Ehen gäbe, starrte er mir mit einer Miene ins Gesicht, als hätte ich die ungeheuerlichste Frage getan. Die Tiroler Bauernweiber, auch die jungen, gehen fast klösterlich gekleidet umher, nichts Buntes, ein lichtes Blau der breiten Schürze ist das einzige Helle an ihnen. Bei barfüßigen Mädchen sind die Waden fürsorglich mit Wollstutzen bedeckt. Die Ärmlinge gehen stets bis zu den Handknöcheln. Das Kleid ist bis hoch an den Hals geschlossen. Der Busen wird vertuscht. Das hat mir einzig nicht gefallen an den Tirolerinnen. Verführerisch ist diese Tracht allerdings nicht, und wenn sie tatsächlich der Jungfräulichkeit zustatten kommt, na denn! Es ist nur schade um die Schönheit.

Das Charakteristische der Tracht des Osttirolers sind noch die spitzen Filzhüte, sie werden aber nur von älteren Leuten noch getragen. Keinem steht die alte Tirolertracht so gut, wie dem Patriarchen von Lienz, dem 79jährigen Großbauern Rohracher. Als dieser Mann in seiner schlanken Gestalt, die Heugabel über der Achsel und den Brotstritzel im Sack, flink wie ein Bursche über seine Wiesen heranschritt, dem Ederwirtshause zu, meinte ich schier, die Gestalt sei aus Defreggers Bild „Das letzte Aufgebot" herausgesprungen. Dieser Mann ist der Urtypus der Tiroler, in seiner äußeren Erscheinung, wie in seiner Klugheit, in seiner Altanständigkeit wie in seiner sicheren Weltanschauung, die auch das Neue versteht und zu nützen weiß. Seine zahlreichen Söhne gehören zu den tüchtigsten, unternehmendsten und geachtetsten Männern des Pustertales.

Wer heute noch die Herrschaft des Krummstabes kennen lernen will, der gehe nach Tirol, dort wird ihm auch einfallen, daß es unter dem Krummstabe gut wohnen ist. Für das Altbauerntum ist der Krummstab gewiß der sicherste Halt, und wenn die Tiroler daran festhalten, so geschieht es weniger aus Religiosität, denn aus Klugheit. Sie wissen, wenn sie diesen Stecken wegwerfen, dann sind sie haltlos im Sturme der Zeiten. Der Pfarrer, selbst ein Kind des Dorfes, ist Herr desselben — der Vertraute aller Familien, keinem ein Fremder. Im Tiroler Dorfwirtshause wird kein Ball abgehalten, wenn es der Pfarrer nicht will; ein einziges Wort auf der Kanzel genügt, und bei der vorbereiteten Tanzmusik bleibt der Wirt allein mit den Spielleuten. Dort aber, wo der Pfarrer der Gemeinde einmal gegen den Strich geht, wissen sie sich recht gut auf eigene Füße zu stellen, und trotz aller Kirchlichkeit stehen sie dann nicht an, ihn mit den derbsten Namen und Ausdrücken zu belegen, worunter Be-

zeichnungen wie „Der grob' Hansel", „Der schwarz' Saggra" und ähnliche noch die harmlosesten sind. Zeitungen liegen beim Wirte zumeist nur solche auf, die dem Pfarrer recht sind. So ist es kein Wunder, daß der Tiroler die Welt in der Regel anders sieht, als wir „Kinder der Zeit". Anders sicher, ob richtiger oder unrichtiger? — Ich finde nur, daß diese geschlossene Weltanschauung noch Charaktere zeitigt.

Auffallend im Tirolerlande sind die vielen und stattlichen Kirchen, zumeist im lichten Rundbogenstil mit reichvergoldeter Ausstattung. Von der Gotik scheinen die Tiroler keine Freunde zu sein, die mag ihnen zu düster vorkommen; ihr Katholizismus ist bei aller Strenge und gelegentlichen Grauenhaftigkeit ein lachender, durch reiche Kunst, von den Kindern des Landes ausgeübt, schön und heiter verklärt. Manches Dorf mit fünf- bis sechshundert Einwohnern hat eine von den Bauern selbst erbaute Kirche, die als Dom zu besitzen mancher ungarische Bischof stolz sein würde. In der Dölsachergegend ist ein Punkt, der Ederplan, von dem aus man in der näheren Umgebung 72 Kirchtürme zählen kann. An Festtagen, wenn gleichzeitig alle Glocken läuten, ist das eine Musik wie leises Harfenspiel. — Ich glaube es gerne, daß demnach der Himmel am Tirolerland seine besondere Freude hat — unsereinem geht es auch nicht anders.

Der erste Ausflug von Dölsach ging hierauf zum Bade Iselberg mit seinen drei Quellen, einem der kleinen Bauernbadeln, wie es deren in dem an Italien grenzenden Tirol so viele gibt. Wissen wir doch, daß dort selbst der Bauernknecht sich etliche Sommerwochen Urlaub ausbedingt, um in ein Badel gehen zu können. Es wäre mir, aus einem andern Alpenlande kommend, eine wahre Sehenswürdigkeit gewesen, wie Bauern baden, allein im Iselbergbade saßen

herrische Sommerfrischler, und so kehrten wir ein im Wirtshause auf der Wacht, das auf dem Passe steht. Dort heimten wir uns ein für die Nacht und ergötzten uns an dem Treiben der Bauernburschen, die den Samstagabend mit Trinken, Kartenspielen, Rangeln, Fingerhäckeln und Nasenstiebern feierten. Zum Teile waren es Tiroler, zum Teile Kärntner, und zum Teile war es Spaß, zum Teile Ernst, wenn sie sich gegenseitig über den Tisch die Finger ausrenkten, daß es knackte; wenn sie sich ringend auf den Boden warfen, daß die Schädel krachten; wenn sie sich die Nasen aneinanderstießen, darauf hin, welche eher blutet. Ein herlebiger Kärntner trat zu meiner Frau und sagte: „Magst mich, Dirndle, so heiraten wir in acht Tagen!“ Darauf der Wirt zu ihm: „Du bist ein Ochs!“ Darauf zu diesem der Kärntner höflich: „Und du mein Bruder!“ „Geht's, werd's warteln!“ rief ein Tiroler drein, „warteln tun die alten Weiberle.“ Hierauf taten die Männer etwas anderes, sie begannen so wild zu ringen, daß im Zimmer die Stühle und Tische umfielen, sie warfen sich so derb aufs Fletz, daß die Körper dröhnten, und als es schien, es wäre wenigstens ein Totschlag begangen worden, standen sie auf und lachten. — Draußen hatte es geregnet; als wir schlafen gingen, standen die Schroffen der Unholde wieder klar, und die Burschen, die ebenso rasend miteinander gerungen hatten, beteten gemeinsam und laut den „Englischen Gruß“, denn aus den Tälern herauf mahnten die Abendglocken. Nur einer stand draußen unter den Dachtraufen und wischte sich das Blut aus dem Gesicht; aber auch dem machte die Sache Spaß. Er war Sieger, denn seine Nase hatte am meisten geblutet.

Am nächsten Frühmorgen rüsteten wir uns zu einer Partie auf den Ederplan. Der Führer, den wir gedungen hatten, war schon von der Frühmesse zurück, es war ein

junger Dölsacher, der auch Defreggers Bote gewesen, als der Meister einmal etliche Sommer hindurch in seiner Hütte auf dem Ederplan gehaust hatte. Nun begann ein dreistündiges Wandern durch Bauernwälder. Die haben in Osttirol ein sonderbares Aussehen. Die langen Baumäste werden ein paar Fuß weit vom Stamme abgehackt zu Streu, und so steht der Baum da wie ein schlanker, kurzbuschiger Stab, was dem Walde ein zerzaustes, ruppiges Aussehen gibt. Unterwegs sahen wir den „gebrochenen Berg", von dem vor Jahren Wald- und Almboden niedergebrochen war, und unten im Tale Häuser und Menschen begraben hatte. Die senkrechte Schuttwand droht heute neuerdings, allein die Menschen leben unten in ihren auf Schutt erbauten Häusern ruhig dahin und vertrauen dem Herrn. In den Bäumen hing der Nebel. Wir strebten den steilen Hängen zu und den Almen, die über der hohen Bergkuppe hingebreitet liegen. Wir kamen zu den drei Brunnen, da hoben die Nebel an zu verdunsten und unten weithin blauten die Täler wie ein hellldurchsichtiger See, denn die Einzelheiten waren nicht zu erkennen. Wir kamen zum Defreggerhause, genannt: Anna-Schutzhaus. Es liegt 80 Meter unterhalb der Spitze des Ederplans an der südlichen Seite und hat nur ein paar Kammern, ist einfach wie eine Sennerei. Defregger hatte sie 1882 erbaut und darin ein Atelier eingerichtet. Da hinauf hatte er die Charaktergestalten der Gegend eingeladen, um sie zu malen, zu verewigen in den Lebensbildern und in den historischen Gemälden, die man heute überall kennt. Gegenwärtig gehört die Hütte dem österreichischen Touristenklub. Zur Sommerszeit haust darin eine alte gute Frau, die den Touristen mit Milch, Kaffee, Eiern, Kaiserschmarn und Wein atzt und im Notfalle mit trockenen Decken und trautsamer Raststatt bemuttert. Man nennt die Frau die Nothelferin

von Dölsach, weil sie in allen Nöten, die das Volk der Gegend treffen mögen, Rat und Hilfe weiß. Zurzeit waren drei muntere Mägdlein aus Lienz in der Alpenhütte, um dort etliche Wochen Sommerfrische zu halten; sie wirkten alle zusammen, um uns ein echtes Tiroler Mittagsbrot zu bereiten. Allerdings half auch unser Hunger, als bekanntlich der beste Koch, getreulich mit zum Gelingen.

Der Ederplan ist an 2000 Meter hoch und hängt zusammen mit dem höheren Zithenkopf, der sich ostwärts zieht. Die Aussicht soll von besonderer Großartigkeit sein über die Tauern und die Dolomiten, in die Glockner- und Venedigergruppe hin und in die Täler der Drau und der Möll. Wir hatten Sonnenschein, aber wenig Aussicht. Die Täler lagen nun rein, doch das übrige war ein wüster Brei von weißen Nebeln, grauen Wölklein und blauen Bergspitzen. Nur die gegenüberstehenden Unholde ragten in ihrer finsteren Größe klar empor, stellenweise mit einer weißen Nebelfahne behangen. Fern im Westen, über den Gebirgen des Defereggentales, stockten sich die Wolken zu einer glatten, grauen Wand, das hieß soviel als, wir sollten trachten, zu Tale zu kommen. So setzte ich mir aus den Scherben der Gegend in der inneren Vorstellung rasch ein einheitliches Bild zusammen, das von den Karawanken bis zu den Zillertaleralpen reichte. Hernach stieg ich befriedigt niederwärts, meine wesentlich bessere Hälfte unterwegs versichernd, daß die Aussicht einfach wunderbar gewesen sei.

Unterwegs talwärts war es heiß geworden, wir suchten in der Mulde der Almmatte eine schattige Stelle zum Rasten. Der Führer öffnete das Tor einer Heuhütte und da drinnen im kühlen duftenden Grase haben wir köstlich geruht. In der Erwägung: „Raum ist in der kleinsten Hütten für zwei Liebste und einen Dritten“ wollte ich auch den Führer unters

Dach laden, er blieb aber bescheidentlich draußen sitzen und schmauchte ein Pfeifl, während ich drinnen im Halbschlummer dem Wässerlein lauschte, das an der Hütte vorbeirann, und des Bauers gedachte, der plötzlich mit dem Stecken kommen konnte, um uns aus seinem köstlichen Heu in den schwülen Sonnentag hinauszujagen. Statt des Bauers drohte der Regen, und so mußten wir die heimliche Rast verlassen, um noch vor dem Unwetter zu den Höfen hinabzugelangen. — Wir kamen zu Defreggers Geburtshaus, dem altständigen Ederhof.

Das ist ein alter, stattlicher Bauernhof, der aber in fremden Händen sich befindet. Die Besitzer sind stolz auf den, der ihr Haus so berühmt gemacht hat, sie zeigten uns die Kammer, in der Defregger am 30. April 1835 geboren worden ist, sie zeigten Porträts ihrer Kinder, die der Meister ihnen gemalt hatte, und endlich bewirteten sie uns mit Brot und Butter und erzählten des Schönen viel vom alten „Eder Franzel".

Vom Ederhof zu Tale steigend begegnete uns ein Kreuzträger. Ein junger, hübscher Bursche schleppte auf der Achsel ein großes eisernes Kreuz den Berg hinan. Oben in Stronach hatten sie nämlich ein Kirchlein gebaut und so wollte sich der junge Tiroler den Sonntag wählen, um das Turmkreuz hinaufzutragen. Man büßt dabei, meinte er, auf bequemschte Art ein paar dumme Sünden ab, und versäumt dabei keine Arbeit. —

Solche Besteigung des Ederplans war auf dieser unserer Tirolerfahrt die einzige Bergpartie, die uns gegönnt gewesen. Um so fleißiger fuhren wir talaus und -ein. Nach einem Regentage lag auf den Berghäuptern Neuschnee. Wir ließen unsern Wirt die Pferde einspannen und fuhren quer durch das Tal über Eisenbahn und Drau nach dem Dorfe Lavant, das hart am Fuße der Unholde liegt, im Winter keine Sonne

und im Sommer keinen Mond hat. Unter den Unholden versteht man eine überaus wilde und schroffe Felsengruppe, deren Spitzen dritthalbtausend Meter hoch sind; mancher „Kofel" hat in seinen Schründen ewiges Eis. Auf dem Berglein zu Lavant, das wie ein grünes Fußkissen der Unholde daliegt, stehen zwei Kirchen, eine davon, die vielbesuchte Wallfahrtskirche, steht hart an einem Abgrund. Beim Bau der Kirche soll ein Dachdecker in diesen Abgrund gestürzt, von der Mutter Gottes aber eigenhändig aufgefangen worden sein, so daß er unversehrt wieder zu seiner Arbeit gehen konnte. Vor nicht allzu langer Zeit, als die Lavanter noch keine Kirchenglocken hatten, sollen sie mit einem Horn die Andächtigen zum Gebete gerufen haben. Da kamen sogar die Leute aus dem fernen Virgentale herab und opferten lebendige Widder. Übrigens sollen die Lavanter nicht ganz von jener heiteren Gemütsart sein, wie die sonnseitigen Dölsacher; ihr Daseinskampf in dem Schatten der Unholde ist auch ein ernsterer.

Dort am Fuße des Rauhkofels habe ich einmal eine Schneelawine liegen gesehen, die mehrere Joch hochstämmigen Waldes mit sich gerissen hatte. Aber es war im ungeheuren Schutthaufen kein einziger Baumstamm zu sehen, nur kurz abgesprengte Blöcke und Splitter, klein zerhacktes Reisig und unendlichen Nadelbrei. Der Schneeschutt war ganz grün und ein scharfer Fichtennadelgeruch stieg auf aus dem Wuste. So hatte die Wucht den Wald zermalmt, daß nichts von ihm zurückgeblieben war, als die Farbe und der Geruch. Von einem Harzsammler, den es auch mit herabgenommen hatte, fand man kein Fetzchen und kein Knöchlein, auch nicht, als im Hochsommer die Schneemasse geschmolzen war.

Von einem Wasserfall des Kreuzkofels kommen bisweilen im Frühjahr riesige Eiszapfen und Eismäntel herab, die sich

den Winter über an ihm gebildet hatten. Sie zerschlagen die größten Baumstämme und bleiben dann manchmal bis zum August in einer Schlucht liegen. Ein anderes Mal beobachtete ich in diesem Gebirge folgendes: An einer Hochzinne hatte sich eine Schneewächte angesetzt, die über der senkrechten Wand den Überhang bildete, daß es aussah wie ein ungeheurer Kappenschild. Dieser Kappenschild nun brach plötzlich herab. Er fiel als ein länglicher weißer Körper, zuerst in wagerechter Stellung, dann neigte sich das eine Ende tiefer. Der Körper fiel scheinbar so langsam wie eine leichte Wollflocke. Neben ihm fiel eine schwarze Gestalt von derselben Größe. Das war der Schatten an der Wand. Endlich kam die Schneewucht herab, fiel auf eine Terrasse und stiebte in tausend Stücke zerbrochen nach allen Seiten scheinbar sachte und sanft auseinander. Hierauf sah man ein paar Augenblicke nichts, bis von der Terrasse nieder die Trümmer zu fallen begannen, die tiefer unten auf eine zweite Terrasse fielen, worauf sie sich zerstäubten, als Schneestaub am Gewände noch eine Weile niederwirbelten und sich dann auflösten. Nach einer Weile, als alles schon in Ruhe war, kam erst der Schall zu mir herab, zuerst ein scharfer Knall, dann ein dumpfer Schlag und endlich ein zweiter Schlag. Es war das Zerspringen des Überhanges und das zweimalige Aufschlagen an den Felsvorsprüngen. Noch lange donnerte es nach in den Bergen. — Genug der Erinnerungen.

Wir fuhren am Fuß des Hochgebirges den Waldrand entlang bis zum Dorfe Tristach und hinan zum Tristachsee, der oben zwischen einem bewaldeten Vorbühel und den Wänden des Rauchkofels eingeklemmt liegt. Wenngleich nur eine Stunde von Lienz entfernt, macht die Stelle den Eindruck tiefer und düsterer Verlorenheit, und es soll selbst in der „Saison" manchen Tag geben, da der Wirt, der am

Seerand eine Schenke gebaut hat, sich als heiliger Einsiedler fühlt. Westlich vom See ragt die „hale Wand“, wo sich einst ein Jäger verstieg, so daß er weder nach vorne noch nach rückwärts konnte. Die Leute von unten sahen ihn in seiner Not und brachten das Sakrament herbei. Das war ihm gnädig, aber nicht so weltlich, wie dem Kaiser Max auf der Martinswand. Aus dem Kelch schwebte die Hostie empor durch die Lüfte bis zum Jäger auf hoher Wand, sie flog zu seinem Munde, er genoß sie in gläubiger Andacht und fiel dann herab in die Tiefe. Wo der Kelch gestanden, wird heute noch der Eindruck gezeigt, den er auf der Steinplatte hinterließ. Das sich darin ansammelnde Regenwasser trinken die Almer als Medizin gegen den Schwindel. —

Am nächsten Tage fuhren wir, durch die Schluchten und über die Almen des Hochpustertales fast 600 Meter ansteigend, auf der Eisenbahn bis Toblach. Das hat eine leichtere, kühlere Luft, obschon das nur wenige Stunden entfernte Italien seinen südlichen Hauch aus dem Höllensteintal herausblasen kann. Im Hotel Rohracher, dessen Besitzer ein Sohn des prächtigen „Patriarchen von Lienz“ ist, kehrten wir ein und ist uns darin behaglich worden. Der Himmel war so blau, die Bergspitzen des Pfannhorns, des Helms, des Sarnkofels und der Toblacher Kämme waren so rein, daß es kein Weilen gab. Um zwei Uhr mittags fuhren wir davon ins fabelhafte Reich der Dolomiten. — Man hört oft von den Touren nach Schluderbach und ins Ampezzotal, es ist leerer Schall; einer, der's nicht kennt, denkt sich nichts dabei, als einen Schock weißer Berge. — Wie diese Gegenden im Sommersonnenschein gibt es kaum etwas Berückenderes für das bergluſtige Auge. Ich war die ganze Zeit unserer Dolomitenfahrt berauscht, als hätte ich Champagner getrunken.

Die Fahrt ging über Landro, Schluderbach nach Italien zum Misurinasee und von dort um den Monte Cristallo herum über Tre Croci wieder nach Österreich herein bis Cordina, wo wir nächtigten. Am nächsten Tage über die Feliconschlucht und Ospitale nach Schluderbach und Toblach zurück.

Und diese Partie nun kurz beschrieben. — Die Fahrt von Toblach bis Schluderbach, wo man vor dem Monte Cristallo steht, und die angedeutete Runde um denselben dauert etwa neun Stunden. Wenn man bedenkt, daß sich unterwegs alle zehn Minuten ein neues Landschaftsbild gibt, so ist zu ermessen, wieviel neue Eindrücke man empfängt. Hinter Toblach auf denkbar schönster Straße der lebhaften Rienz entgegen. Es kommt das blaue Auge des Toblachsees mit den Brauen des ihn umgebenden Fichtenwaldes. Rechts der teilweise noch begrünte Sarnkofel, bald über den Vorbergen aufleuchtend der weiße Zackenkamm des Dürrsteins. Links in blauen Schatten die nasse Wand, darüber das Hochgeschroffe des Birkenkofeln. Das sind die auffallendsten dieser Strecke, von den zahllosen Felsgebilden zweiter Güte nicht zu reden. Nach einer Stunde haben wir die Festungswälle von Landro vor uns, in welcher der Österreicher dem Italiener die Faust zeigt. Hoch oben auf dem Beutelstein ist eine zweite Festung, gleichsam schon die gehobene Faust: „Nicht mucksen, Welschland!“ Aber es muckst ja nicht. Hinter der Talfestung steht das Hotel. Hier heißt es Landro oder Höllenstein, sowie das ganze Tal hinaus bis Toblach eigentlich Höllensteintal zu nennen ist. Wer schlafend hierhergebracht würde und in Landro plötzlich die Augen aufmachte! — Nach links hinein zwischen den finsteren Riesen des Riedel und des Monte Bianco die Engschlucht der schwarzen Rienz, die im Hintergrund durch eine hohe

karstige Querbank abgeschnitten wird. Und hinter dieser Querbank ragen zwei rechteckige Felsblöcke auf und daneben eine scharfe Spitze, schier symmetrisch wie von Riesensteinmetzen gemeißelt, sie glühen immer in einem goldigen Rot, als sei ein Alpenglühen mitversteinert worden. Diese Felskolosse, deren höchster Gipfel fast 3000 Meter zählt, sind die drei Zinnen, in ihrer Art ein einziges Gebilde der Alpenwelt. — Das ist in Landro das eine. Gerade vor uns, so daß das Engtal gerade drauf stößt, erheben sich wuchtig und wüst die Zacken des Monte Cristallo. Sein zwischen schründigen Wänden tief in den Kessel herabliegender Gletscher ist uns zugewendet. Die bewaldeten Hänge der Vorberge und die lichten Wände dieser Hochfelsen, die am Nachmittage duftig blauen, sind von packender Wirkung. Der Monte Cristallo ist auch geziemend eitel auf seine Schönheit und hat einen Taschenspiegel. In dem Dürrensee, an dem unsere Straße nun vorbeiführt, spiegelt sich der vielköpfige weiße Riese mit einer Klarheit, daß man kaum weiß, steht der Berg über der Seelinie aufwärts oder unter ihr abwärts. — In Landro steht an der Straße eine Kapelle. Vor derselben hielten wir ein wenig Umschau über die Weitläufigkeiten des Hotels und beobachteten die fesche Wirtin, die wie ein General das große Hauswesen leitete, das Personal kommandierte und noch Zeit fand, mit den zahlreichen anwesenden Fremden zu plaudern und die beständig heranfahrenden Wagen zu begrüßen. Sie war Wirt und Wirtin in einer Person, an ihren Fingern, an ihren Augen gleichsam hingen die Schnürchen, durch die sie die Wirtschaft scheinbar spielend leitete. Man konnte sie um ihre Tatkraft und Würde beneiden.

In Schluderbach zweigt sich das Tal. Die Reichsstraße — stets glatt wie der Bürgersteig einer modernen Stadt — führt am Monte Cristallo rechterhand in die Gründe, über

denen die hohe Geisel mit der roten Wand und der Monte Casale herüberragen. Links am Kristallberge führt eine minder vollendete, immerhin aber noch gute Straße über ein mit Bäumen bewachsenes Schuttal, auf das die Rinnen des 3231 Meter hohen Bergstockes niedergehen. Diesen Weg schlagen wir ein, nachdem wir für den halben Tag einen italienischen Reisepaß gelöst hatten. Der Weg führt uns wenige Minuten hinter Schluderbach an der italienischen Grenzsäule vorbei, sachte den bewaldeten Sockel des Monte Bianco hinan, und über eine Almhöhe hinaus ins Hochtal zum Moosrainsee, oder wie die Italiener dies ihr Eigentum benennen, zum Misurinasee. Der See ist umgeben von hügeligem, sonnigem Almboden, auf dem weiß- und braunscheckige Rinder weiden. Hie und da stehen verkümmerte Fichtenbäume mit grauen Bärten. Aber dort drüben erheben sich die weißen Wände des Geisterberges Monte Cadin. Im Hintergrunde des Sees senkt sich ein tiefes, langes Tal den fernen Gärten Italiens zu und gegenüber steht gewaltig und langgestreckt der blauende Hochgebirgszug des Marmarole. Ein ganz neues, ungeahntes Bild, bereits in der Farbenstimmung des sonnigen Südens. — Wer hier an diesem See vergäße, sich umzuwenden, der würde das Wunderbarste nicht gesehen haben. Das Gesicht nach Norden gewendet, erblicken wir hinter den steinigen Höhen ein ungeheueres, rötliches Gebäude aufragen. Es ist eine Art Pyramide, mit wagerechten weißen Linien durchzogen, die sich wie Terrassen spielen. In Bilderbibeln findet man den babylonischen Turm ähnlich abgebildet. Diese Erscheinung ist ganz anders, als alles Umliegende, sie ist exotisch, sie ist zauberhaft. Ein Maler dürfte seine ideale Landschaft so nicht malen, ohne in den Geruch unnatürlicher Effekthascherei zu kommen. Die Natur darf sich dergleichen schon eher ge-

statten. Wir haben in diesem Bilde wieder die drei Zinnen vor uns mit ihrem ewigen Alpenglühen.

In der Osteria am See haben wir natürlich italienischen Wein getrunken und dabei neapolitanischen Volkssängern zugehört, die mit ihrem heißen Sang und weichen Lautenklang unsere augenblicklich italische Stimmung natürlich bis zum Entzücken steigerten. An der südlichen Seite des Misurinasees wurde zurzeit ein großes Hotel gebaut, aber dort wird das internationale charakterlose Getue sein, während wir in der alten Osteria noch echtes Italien fanden.

Von dem 1800 Meter hoch liegenden Misurinasee abwärts wird unser Weg zu einer Waldstraße, die am südlichen Sockel des Monte Cristallo hinführt, links stets die Abhänge und den Ausblick durch die ferne Felsscharte ins Auronzotal, aus dem uns schon der warme orangegelbe Himmel des Südens heraufgrüßt. Doch kaum beginnt unsere Phantasie noch recht zu nagen an den hesperischen Früchten, da sind wir schon wieder in Tirol, und zwar dort, wo die Leute zwischen zwei Sprachen auf dem Kauderwelch sitzen. Das ändert aber nichts an der landschaftlichen Pracht. Der Weg hat sich westlich und dann etwas nördlich gewendet und ist angestiegen zu einem Bergjoche, das zwischen den beiden Felsriesen des Kristallberges und des Sorapiß liegt. Hier steht ein großes italienisches Wirtshaus und über dem Paß blaut die Tofana und anderes Hochgebirge herüber, und fern, fern von Westen her schimmert das blendende Gletscherschild der Königin der Dolomiten, der erhabenen Marmolata. Ihre Höhe mißt über 3400 Meter. — Vor uns liegt das fremdvolkliche Ampezzanotal mit Cordina. Seine Gründe dämmern in den abendlichen Schatten, seine Berghäupter glimmern in blassen Lichtern, und das Gewände des Monte Cristallo, der uns hier seine südliche Seite zuwendet, loht

in rosenroter Glut, wie eine versteinerte Opferflamme dem, der diese wundervolle Welt in seinen Händen trägt. — Auf der Höhe unseres Weges neben dem Hospiz stehen drei hölzerne Kreuze, weshalb dieser Punkt unter dem Namen Tre Croci bekannt ist.

Als wir den ziemlich steilen Weg niederwärts fuhren in das Tal Ampezzo, in früherer Zeit genannt „die Heide", grüßte uns vom hohen Campanile zu Cordina die Aveglocke entgegen. Über der lanzenscharfen Spitze des Antelao stieg der Vollmond auf und im Alpentale träumte die Sommernacht in ihrem Silberschimmer, ewig besungen von dem Rieseln und Rauschen der Bergwässer. — Auf einem Theater dürfte das nicht alles so zusammengestellt werden, sonst wäre es „Effekthascherei". Die Natur darf sich alles erlauben. —

Am nächsten Morgen, als wir aus dem „fremdvolklichen" Hotel zu Cordina ganz unversehrt hervorgingen, sahen wir im hellen Sonnenschein die Schönheit dieses Tales. Der Ort, eine Touristenstation, die in der touristischen Welt das höchste Ansehen genießt, liegt mit seinen vielfensterigen Gebäuden und seinem schönen Kirchturme, dem Stolze der Einwohner, gar stattlich da. Er liegt auf den Schutthügeln der niedergebrochenen Bergmassen, die weitum ihre grünenden Almen breiten. Aber geheuer, sagen die Geologen, sei es nicht. Vom zackigen Cristallo, vom klüftigen Sorapiß, von der hängenden Tofana herab würden Nachschübe kommen und dieses neue Cordina gerade so begraben, wie sie das alte begraben hatten. Diese Möglichkeit raubt den heiteren Cordinensern nicht einen Augenblick ihren Frohsinn. Die hohen weißen Berge sind ja ihre Gönner, sie leben doch von diesen Magneten, die ihnen Fremde heranziehen aus aller Welt. Wie wäre es denkbar, daß sie einmal durch diese Berge sollten sterben müssen? Wie wäre es denn überhaupt noch

sicher im Gebirge? Alle Felsen werden einmal brechen, alle Gipfel stürzen. Geht es auch sachte, nach tausend Jahren wird keines unserer Alpentäler wieder in seiner heutigen Gestalt zu erkennen sein.

Am Vormittag — als unsere Augen schier zitternd geworden waren in dem grellen südlichen Lichte, das so scharf herabgeworfen wird von den Kalkwänden in das waldlose Tal — begannen wir die Rückfahrt. Im Wagen waren uns der Insassen drei geworden. Am Tage zuvor hatten wir oben beim Misurinasee ein Studentlein aufgegriffen. Es war aus der steirischen Stadt Cilli, hatte eine Reise durchs große deutsche Vaterland gemacht, hatte auf der Heimreise den touristischen Abstecher ins Ampezzo getan und nun auf den Almen die verknorrten Fichtenbäume und die verwitterten Steinblöcke um ihr — Moos beneidet. Dieser Bursche war unser Reisegenosse geworden und ergötzte uns durch seine jungfrische, heitere Seele. Es hörten sich seine Erzählungen gut an, wie er in der Fremde, und er hatte schon ein gut Stück davon gesehen, sich überall zu helfen gewußt und auch in bedenklichen Lagen seinen Humor nie verloren.

In glücklichster Stimmung rollten wir auf der tischplatten Reichsstraße dahin, der Boita entgegen, nordwärts. Die Landschaft ist auch hier unerschöpflich an allerlei Schönheit. Zur Rechten immer der gliederreiche Stock des Monte Cristallo, links die karstigen Hänge der Tofana und weiterhin die weißen klobigen Massen des Monte Bianco, des Monte Casale, der Lavarella, und wie sie alle heißen mögen, die sich in den westlichen Seitentälern hervorschieben. Kein Berg ist wie der andere, jeder hat seine besondere bizarre Form, und es gehört keine große Phantasie dazu, um in den Felsgestalten allerlei Tier- und Menschenbilder zu finden. Das Tal ist eng geworden, die Straße zieht stellenweise durch

Wald, stellenweise im Bergschatten; sie setzt auf hoher Brücke über die grauenhafte Spalte der Feliconschlucht, in deren dunkler Tiefe das gischtende Wasser sich vielfach unter den kupferbraunen Felsüberhängen versteckt. Vor einiger Zeit — so erzählte unser Kutscher — soll ein am Rande blumenpflückender Hirtenknabe in den Abgrund gestürzt sein. Stückweise hatte ihn das Wasser hinausgeschwemmt auf die Sandbänke der Boita. — Hier kann man eine Abkürzung der Straße auf einem Fußsteige machen und auf solchen Seitenwegen im Gebirge, nach der Leute Sagen, den „wilden Pfarrer" predigen hören. In den Riffen pfeift der Wind, durch die Spalten brüllt er wie ein tiefgestimmtes Nebelhorn, von den Wänden rieseln unter sickerndem Wasser Steine nieder auf die breiten Schutthalden, manchmal rollt ein grauer Felsblock talwärts und reißt eine ganze Schuttlawine mit sich donnernd in den Abgrund. Das ist die Predigt des wilden Pfarrers. Den gewaltigen Bergen, die für die Ewigkeit gegründet zu sein scheinen, der wilde Pfarrer predigt ihnen Vergänglichkeit. —

Wir kommen zur Wasserscheide zwischen dem Piavegebiet und der Rienz und bald hernach zum ältesten Einkehrhause der Gegend, dem gegen 1500 Meter hoch gelegenen siebenhundertjährigen Ospitale. Im dreizehnten Jahrhundert, wie mag's damals hier ausgesehen haben! Die Wildnis war allerdings kaum größer, aber der Menschen waren sicherlich weniger. Am Saumweg für italische Kauffahrer, die vor der Reise das Testament machten und das Sakrament nahmen, ist dieses Hospiz gegründet worden. — Wir kehrten auf ein gutes Glas Italienerwein zu und nahmen dann fröhlich Abschied vom welschen Boden. Über uns zur Linken steht wieder das rote Gewände der hohen Gaisel, deren gezackte Zinnen scheinbar dünn wie ein Brett ins Firma-

ment ragen. Durch ein viereckiges Loch, so groß, daß eine tirolische Dorfkirche drin stehen könnte, guckt der Himmel herab. Überall kommen vom Gewände Schuttrunsen nieder, die sich im Tale verflachen und sich zwischen den Zwergfichten und Knieholzbeständen verlieren. Wir sahen das knochenblasse Felsen- und Trümmerrinnsal starr und trocken liegen. Uns zur Rechten immer noch das abenteuerliche Gewände der Cristallogruppe, die wir nun rund umgangen haben. Denn wir sind wieder in Schluderbach. — Müde des Felsentanzes, der uns nun schon am zweiten Tag wild umreigte — ließen wir die Rößlein talwärts traben.

In Landro, wo wir gestern an der Kapelle standen, um dem Walten der Hotelwirtin zuzusehen, gab es etwas Neues. In der offenen Kapelle, von Lichtern umgeben, stand ein Sarg. Wer ist es? Die gestern von uns bewunderte Wirtin von Landro ist es, die am Abend zuvor vom Schlage getroffen plötzlich hingesunken war. — Mit diesem Memento mori hatte unsere Partie ins Ampezzotal den Abschluß gefunden. —

Am späten Mittag in Toblach angekommen, sahen wir erst, wie schön das Pustertal ist. Dieses breite Hochtal mit seinen stattlichen Ortschaften, seinen sanften mit Bauernhöfen besetzten Berglehnen, mit seinen grünen Almkuppen. Das ist das Schönheitsgeheimnis von Toblach — die wilde Größe des weißen Felsengebirges und das ruhigere Idyll der grünen Almlandschaft. Der Kontrast tut's, eines allein wäre nie so schön, und ein dritter Tag in den Dolomiten hätte mich vielleicht schon müde gemacht. Je stärker der Effekt, je rascher stumpft er ab, je eher wird er langweilig. Wir waren ordentlich froh, den die Sinne fast gewaltsam aufstachelnden Felsgestalten entkommen zu sein. Im heimlichen Zimmer des Hotels Rohracher streckte ich mich hin und

schloß das Auge. Aber da waren sie wieder, die fabelhaften Türme und Zacken; ich ging doch lieber ans Fenster und blickte ins ruhige grüne Tal hinaus. — Unser junger Reisegenosse hatte wohl diese neuen Eindrücke zu seinen übrigen in den Ranzen getan und war heimwärts geeilt nach Cilli, der deutschen Stadt in windischen Landen. —

Wir sind am nächsten Tage auf der Eisenbahn nach Brunneck gefahren, der malerisch gelegenen Stadt an der Ausmündung des Tauferertales. Mit dem Gasthause Niederbachers — nächst dem Bahnhof — hatten wir es auch hier wieder getroffen. Im Zimmer, wo einige Zeit früher König Milan von Serbien geruht, haben auch wir königlich geschlafen, nachdem uns abends zuvor die kluge Wirtin mit Erzählungen ergötzt.

In Brunneck machten wir einen Ausflug nach dem flach am Fuße des Kronplatzberges gelegenen Reischach und auf den Waldhügel zur Kaiserwarte. Der Rundblick von dieser hohen Warte in die Umgebung von Brunneck wäre einer Tagreise wert, wir bedurften für diese Partie eine gute Stunde. Das weite Tal mit den Geländen der stürzenden Rienz, mit dem Einblick gegen Taufers und seinen Gletscherhintergrund, die Hochebenen der Vorberge mit den zahlreichen Dörfern und Kirchen, die Schroffen des Ruthners und des Hochgall, das sind die ersichtlichsten Merkmale dieser Gegend, in deren Mittelpunkte, am Fuß eines langgezogenen waldigen Hügels, die alte Stadt so friedlich daliegt. Die wilde Hochgebirgsnatur winkt nur von ferne herab auf dieses wohnliche Tal. Am Waldhügel bei Brunneck fanden wir eine jener abscheulichen Vogelfangstellen, die ein so ungutes Licht auf die Bewohner Südtirols werfen. Durch einen bereits gefangenen Vogel werden vorüberfliegende Zugvogelkarawanen ins Netz gelockt und ermordet. In Brunneck

soll dieses niederträchtige Treiben vor einiger Zeit verboten worden sein. Die Fanghütte steht in ihrem Walddickichte da, wie ein verfronter, griesgrämiger und noch immer boshaft schielender Bösewicht. —

Von den vielen Kirchen, die wir diesmal in Tirol besichtigt, ist die Pfarrkirche von Brunneck die schönste und vornehmste. Sie hat mehr als eine halbe Million Gulden gekostet und ist der Stolz der Brunnecker. Der breite Rundbogenbau, scheinbar von schönen Marmorsäulen getragen, die reichen Schnitzwerke, die kunstständigen Bilder, die Glasmalereien, die Gitter und Betstühle — alles zeigt von dem achtenswerten Geschmacke der Gemeinde, mindestens von ihrer klugen Nachgiebigkeit gegenüber dem Künstler. Auch hier, wie in vielen andern Kirchen des Landes, war man zur Zeit unseres Besuches damit beschäftigt zu scheuern, abzustauben, überall zu reinigen und alles in gute Ordnung zu stellen. So fleißig pflegen die steirischen Küster nicht zu sein, wie überhaupt der Sinn für die Schönheit und Würde des Gotteshauses kaum irgendwo so entwickelt ist wie bei den ästhetisch veranlagten Tirolern.

Die Kruzifixe der zahlreichen Wegsäulen sind übrigens auch in Tirol nur für Strenggläubige berechnet. Die Kinder der Welt müssen sich zusammennehmen, um den von solchen Bildnissen, wie wir sie am nächsten Tage im Taufertale sahen, herausgeforderten Spott notdürftig zu unterdrücken. Was die Kruzifixe anbelangt, fiel mir in manchen Kirchen Tirols ein Baumstamm auf, der mitten in der Kirche aus dem steinernen Fußboden hervorgewachsen ist. Der obere Teil des Stammes ist zu einem Kreuze geformt, an dem ein lebensgroßer Christus hängt. Ich mag es nicht gerne glauben, was mir ein Bauer im Ahrental sagte, nämlich, daß solche Baumstämme noch aus der Zeit vor Erbauung der Kirche

stammten, wo sie schon an der nämlichen Stelle gestanden wären und ein Bildnis getragen hätten. Die Kirche wäre einfach darüber gebaut worden. Daß solche Kreuzsäulen in den Kirchen manchmal noch mit einem Bretterdache versehen sind, möchte allerdings für diese Auslegung stimmen.

Die Fahrt in das Taufesertal, dem grauen Gletscherflusse die Ahren entgegen, bot wieder Genüsse anderer Art, als die in den Dolomiten. Die Berge sind weit einförmiger, aber massiger, hoch hinauf mit Bauernhäusern bestanden, noch höher hinauf Wald und Almen und erst das Haupt gekrönt mit den braunen Felsenzacken der Tauern. Deutsche Berge, deutsche Menschen. Die Schönheit ist nicht mehr so heftig, um nicht zu sagen rücksichtslos, sie wirkt weniger durch wundersame Formen, als durch monumentale Kraft. Die Dolomiten sind verwitternde, verfallende Berge, die Tauern stehen noch festgebaut in ihren grünen Mänteln trotz der ewig nagenden Wässer in den Runsen.

Im Pustertale von Toblach westwärts, hatte ich an den Häusern die Tiroler Bauart der flachen steinbeschwerten Schindeldächer vermißt, im Taufesertal trat sie um so auffallender hervor; überaus malerische Höfe und Hütten, hoch oben stehend an den schwindelndsteilen Hängen, so daß von denselben ein Kirch- oder Geschäftsgang ins Tal und wieder zurück kaum weniger bedeutet, als eine Tagreise. Dann sind die Tiroler Bauernwege viel steiler und wilder als unsere meisten Touristensteige in Steiermark, die absichtlich verlassen werden müssen, um eine renommistische Gefahr zu erreichen oder gar einen Absturz möglich zu machen. Wenn die Tiroler Bäuerin da oben sich vom Hause entfernt, so pflegt sie derweil ihre Kinder in die Hühnersteige zu sperren, damit sie nicht abpurzeln können. — Nach zwei Stunden langer Wagenfahrt zwischen dunkeln Bergen waren

wir in Taufers vor der hochragenden Ruine, die das vordere Tal abschließt und das hintere, das Ahrental, eröffnet. Hier hätte eine Fußpartie in das großartige Reintal gemacht werden müssen, das nach rechts aufsteigt ins Hochtal von Sankt Wolfgang und zu den Gletschern des Hochgall. Es hätten die Wasserfälle des Reinbaches, die den Krimmlerfällen kaum etwas nachgeben sollen, besucht werden müssen — allein ich litt in diesen Tagen besonders heftig an Atemnot, so daß es damit genug sein mußte, was vom Wagen aus das fleißige Auge zu ernten vermochte. Und das war auch nicht wenig.

Es wird wohl nicht viele Bilder in unseren Alpen geben, die an landschaftlicher Größe das übertreffen, so hinter der Ruine Taufers sich unseren Augen auftat. Die wuchtig und weiß wie eine unendliche Schneelawine uns entgegenbrandende Ahren war der richtige Vordergrund. Man glaubt, es bebten die Berglehnen vor dem Brausen dieses Wassers. — Nun öffnet sich der grüne Halbkessel von Luttach und nun stehen sie da. Der Reihe nach stehen sie da, blauend von unten, leuchtend von oben, die Gletscher der Zillertaleralpen. Durch felsige Vorberge unserem Auge unterbrochen, ziehen sich die Eisfelder stundenweit hin, nach rechts bis zur 3150 Meter hohen Napfspitze, nach links bis zum 3500 Meter hohen Hochfeiler, dem Herrn und Gebieter dieser Fernerwelt. In glatten Kuppen und rissigen Mulden, hier glasblau schimmernd, dort schneeweiß leuchtend, so liegen sie ihre Ewigkeiten da oben ab, so ewig stürzen aus ihren Höhlungen die weißen Wasser zu Tale und ebenso ewig wächst das Eis nach und greift weiter und weiter herab über die Kare gegen die grünen Almen. Bei Luttach ist der schönste Punkt des Ahrentales, hier werden Unternehmer Hütten bauen! Doch das Eis oben lauert auf die Menschen-

ansiedlungen unten und sagt: Weg mit euch, das ist mein Reich. Aus dem Spätsommer 1878 erzählen die Hirten, daß vom Pustertal her und vom Hochfeiler ein warmer Wind gekommen sei, wie aus dem Ofen so warm; das Vieh wollte nicht aus den Ställen, wollte nicht fressen, die Pferde bekamen den Lungendampf. Das warme „Jaucken" dauerte fort, da hub das Eis an zu krachen, zu springen, zu fahren. Ins Tal kam es nicht, aber an der Rotbachschlucht gingen unter sintflutartigen Regenströmen Bergstürze nieder mit mehreren Bauernhöfen, und verschütteten das ganze breite Tal viele Meter hoch. Die Ahren staute sich, es entstand ein See, der Fluren und Häuser unter Wasser setzte und nach wenigen Stunden bis zum Dorfe Sankt Martin hinaufreichte. Dieser Ort stand wie ein klein Venedig im neuen See, in der Kirche reichte das Wasser bis zur Kanzel; von außen ist dieselbe Höhe jetzt noch am Turme markiert. Die Kupferschmelze Arzbach mitsamt den Arbeiterhäusern und der Kapelle wurde verschüttet. Die Ahren hatte dann freilich den Wall durchbrochen, die Gegend von Luttach gänzlich verheerend. Der durch den Bergsturz entstandene See aber ist bis heute noch nicht ganz abgelaufen, und von den verschütteten Häusern und Werken ragen auf dem Platz zwischen Struppwerk einige Schornsteine hervor.

Solche Katastrophen ereignen sich in Alpentälern, die für den Touristen gar so schön sind. Das ewige Drohen der Gewalten trägt gewiß zur erhabenen Stimmung bei, die uns in den Bergwildnissen schauernd durchweht. Die armen Bewohner solcher Gegenden jedoch sehen keine Schönheit, sehen nur Mühsal und Gefahr. Keinen Tag sind sie sicher vor ihren Wässern und vor ihren Bergen. Ist es Schwäche, ist es Heldenhaftigkeit, einer solchen Heimat treu zu bleiben?

Wir fuhren an dem noch versumpften Sankt Martin, an dem noch blühenden Sankt Johann vorbei bis Steinhaus, wo von der großen Kupferbergwerkschaft, das dort jahrhundertelang Segen gestiftet, nur mehr ein Herrenhaus, das Kirchlein und das Wirtshaus übriggeblieben ist. Dieses Wirtshaus ist eine Touristenherberge geworden, in der wir einkehrten. Im Herrenhause wohnte zurzeit Graf Enzenberg, der Besitzer dieser Kupferwerke. Er hat zum ewigen Gedächtnisse auf die Wand des Hauses den folgenden Spruch setzen lassen:

„1470.

Vierhundert Jahr hat das Bergwerk geblüht,
Viel Menschen haben sich darum bemüht,
Die einen mit Fleiß und kräftiger Hand,
Die andern mit Wissen und scharfem Verstand.
Das Kupfer das beste gewesen ist
Vom Uralgebirge bis zur spanischen Küst'!
Hat ins Tal gebracht gar reichen Segen,
Verkehr ist gewesen mit Schlitten und Wägen.
Da kam von Amerika Kupfer zu viel,
Sie gewannen es dort mit leichtem Spiel,
Das hat uns zu Grund' gericht' in kurzer Zeit,
Mir tut's um Menschen und Bergwerk leid.

1894."

So greift durch mancherlei Ursachen in diesem Tale die Verarmung und Verödung um sich. Während oben bei den starren Fernern die Touristen Hütte um Hütte bauen, verfällt im grünen Talgrund Haus um Haus.

Das Ahrental zieht sich hinter Steinhaus noch weit hinein, abgeschlossen wird es von dem grauen Gewände der Krimmlertauern und von den Hochgletschern der Venedigergruppe. Zur Stunde unserer Ankunft ging ein Gewitterregen nieder, der die Nebel, die am Vormittage an den Bergen

umhergekrochen waren, auflöste, so daß nach dem Gewitter, vom Tauernwinde ausgefegt, alle Wände rein, alle Spitzen klar waren und die Eisfelder in der Sonne glänzten. Wir sind noch an demselben Tage mit dem Wagen nach Brunneck und von da auf der Eisenbahn nach Dölsach gefahren in unser Standquartier. —

Am nächsten Morgen bei Sonnenschein eine Fahrt ins Iseltal nach Windisch-Matrei. Aus den lachenden Gefilden von Lienz wieder in die Schatten der Tauernwelt. Das erste Stück dieses Tales ähnelt dem Tauferertal, nur ist die Isel noch stattlicher als die Ahren. In Aineth kehrten wir beim Eggerwirte zu. Dieses alte Haus ist die Burg eines Helden. Zur Zeit der Befreiungskriege war Johann Oblasser Wirt auf diesem Hause, er war Führer der Iseltaler Bauern und lieferte den Franzosen im Tale eine Schlacht, so daß sie bis Lienz zurückweichen mußten. Durch Verrat wurde Oblasser gefangen, am 29. Dezember 1809 erschossen und zum „abschreckenden Beispiel“ vor seinem Hause aufgehängt. Noch heute zeigt ein Kreuzbild die Stelle, wo die Leiche drei Tage lang an einem Baum gehangen hatte. So weist manches Tal in Tirol seinen Andreas Hofer auf. In der Laube des Wirtshauses erzählt eine Tafel von Johann Oblasser und drei anderen Männern, die wie er in diesem Tal den Heldentod erlitten haben.

Zur Zeit unseres Weilens herrschte in dem Hause eine gemütlichere Stimmung. Die Wirtin buk Krapfen, echte, große, scheibenförmige, höchstaufregende Tiroler Bauernkrapfen, wovon sie mir bei der Rückfahrt ein paar herrlich gebaute Exemplare zum Geschenk machte, „aufs Wiederkommen“. Ich werde mir's nicht zweimal sagen lassen, Frau Wirtin! Und zum Traurigsein ist trotz der tragischen Ereignisse kein Grund vorhanden. Auf Schollen, wo Märtyrer für das

Vaterland geblutet haben, muß man jauchzen! Und Krapfen essen, daß man auch so stark wird!

Links oben haben wir die Bergspitze, genannt das „Böse Weibele". — „Da ist einmal," so erzählte mir darüber ein Hirte von Ranach, „ein böses Weibele gewest, und das hat ihren Mann halt alleweil getratzt und gepeinigt, wie die Juden einen Kreuz-Christi. Und so oft sie ihm was Schlimmes hat antun mögen, hat sie's fleißig getan. Da ist der Mann einmal arg krank worden und halt auch ein Eichtel ungeduldig gewest, und wie das Weibele sieht, daß er sich selber nit helfen kann, hat sie gesagt: Jetzt ischt's mir schon butteneins, bei dir halt' ich's nimmer aus, du schlechte Haut, lieber will ich auf den hohen Berg hinauf und versterben. Und ischt fortgegangen just in der heiligen Christnacht und auf den Berg, aber nit willens oben zu bleiben, halt nur, um den kranken Mann recht jammerlich zu machen nach ihr. Und jetzt, wie sie oben ischt in der heiligen Nacht, kommt ein grünes Manndele daher mit einer krummen roten Feder auf dem Hüttle, ischt's der bös Höllteufel gewest und ischt was Schreckbares geschehen."

„Hat er sie geholt?" war meine Frage.

„Das ischt's ja!" antwortete der Hirt, „nit hat er sie geholt. Ängstig ischt ihm worden, davongelaufen ischt er vor ihr und nimmer auf den Berg gekommen, der bis zum heutigen Tag das böse Weibele heißt." — So der Schalk.

Wir kamen auf unserer Fahrt zur rostbraunen, zerfressenen Ruine Kienburg; diese dürfte auch eher spurlos vom Erdboden verschwinden, als ihr letzter Burgherr aus dem Fegefeuer erlöst wird. Was er angestellt hat, das weiß ich nicht, muß wohl etwas recht Arges gewesen sein. Auf der Ruine soll erst eine Fichte wachsen, aus deren Bretter eine Wiege gezimmert werden muß. Das erste Kind dieser Wiege

soll ein Knabe sein und Geistlicher werden, und der kann bei seiner ersten Messe den Schloßherrn erlösen. — Der Fichten stehen schon viele auf dem Mauerwerk, ist denn kein Iseltaler Bauer so findig, das übrige zu besorgen? Vielleicht wäre der erlöste Kienburger freigebig mit einem vergrabenen Schatz. Zu brauchen hätten ihn die braven Iseltaler Leute mehr als je.

Bei Peischlach steigt zur Rechten das Kalsertal auf. Wir gingen nach dem Rate einer Wegtafel zur Linken an die bewaldete Berglehne, etwa zehn Minuten lang. Dort vom Hange aus zwischen Baumstämmen hindurch sieht man hinter dem schluchtähnlichen Kalsertale die Gletscher des Großglockners mitsamt seiner Spitze aufragen. Wir sahen dort drinnen eine blaßblaue Winterlandschaft dämmern, die Spitzen waren in Nebel.

Dann fuhren wir weiter die Isel entlang. Aus einer Schlucht zur Linken kommt ein großer Bach herab vom Defereggental, zu dem eine Straße ansteigt. Ein langes, großartiges Gebirgstal, das ebenfalls mit Gletschern abschließt — von unserer Straße aus ergibt sich kein Einblick. Zwei Weibsleute begegneten uns, die aus dem Defereggentale kamen. Auffielen an ihnen die napfartigen Filzhütln mit den schmalen aufgeringelten Krempen. Die eine hatte um den Hut eine grüne Schnur gewunden, die andere eine rote. Und das ist das Bekenntnis. Die mit der grünen Schnur hat schon einen Mann, die mit der roten ist noch Jungfrau. Ein boshafter Wegmacher deutelte: Bei uns schwört man allweil nur auf die grüne Schnur, auf die rote nit. — Von der Ortschaft Huben an wird das Iseltal sehr enge, das Wasser sehr wild, an beiden Berghängen steigt der Klausenwald an. Diese Gegend, sagen die Leute, war schon neunmal Wald und neunmal Feld gewesen. In wenigen Worten

ein gutes Bild von dem Wechsel zwischen Wildnis und Kultur des Landes und der Menschen. Daß sich hier im Hochgebirge die Kultur freilich nie lange behaupten kann, davon gingen wir an diesem Tage einem Beispiele entgegen.

Nachdem wir von Dölsach her an fünf Stunden gefahren, lichtete sich das Tal. In einem weiten baumarmen Kessel stehen die hohen Berge da, die uns schon längst über den Waldschluchten entgegengeblaut hatten. Es sind Kegel, kahl bis herab zur Talsohle und mit Felszacken gekrönt. Auf den grünen Anhöhen des Tales schmucke Bauernhäuser. Links hinein das lichte Virgental, aus dessen Hintergrunde ganz herrlich die weiten Eisfelder des Totenkars der Rödtspitze, der Dreiherrenspitze und anderer Häupter der Venedigergruppe glänzen. Wir befinden uns zwischen den zwei höchsten Erhebungen der Tauern, zwischen den Eiswelten des Glockners und des Venedigers. — Windisch-Matrei, das kerndeutsche! Dort am Berghange rechts liegt es im Sonnenschein. Kein Baum und kein Strauch und kein Dach beschattet den menschenleeren Ort, die Sonne scheint ihm in alle Stuben und Kammern. „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen . . . .“

Mein Lebtag habe ich eine so große und wüste Brandstätte nicht gesehen, als diesen am 10. Mai dieses Jahres abgebrannten Marktflecken. Am nördlichen Ende, im Brauhause hatte sich das Feuer zur Mittagszeit erhoben, nach zwei Stunden war der stattliche Ort ein rauchender Schutthaufen; von hundert Häusern waren nur vierzehn Baulichkeiten am oberen Rande nebst der Kirche stehengeblieben. Von der Wucht des Nordwindes, der über alles das Feuer warf, kann man sich einen Begriff machen, wenn man der Erzählung des Bezirkshauptmanns von Lienz lauscht. Als dieser mit der Lienzer Feuerwehr hinein gegen das brennende

Matrei fuhr, fiel im Klausenwald, $1^1/_2$ Stunden von der Brandstätte entfernt, aus den Lüften der brennende Leinwandfetzen eines Heiligenbildes nieder zu seinen Füßen. Ehe es der Wind noch weiter wirbelte, erfaßte er mit dem Stocke das Bild, das aus dem Rahmen geflogen hier verbrannte. Das war der erste Gruß, den ihm das unglückliche Matrei entgegensandte. —

Mitten im Ruinenmeere, an einem einzigen Hause, das nicht ganz verbrannt war, hatten sie ein hölzernes Gelaß angebaut und so ein Touristenwirtshaus hergestellt. Sonst überall wüst und öde; nur wenige Leute arbeiteten verdrossen an ihren Brandstätten herum, krauten verbogene Eisenteile aus dem Schutt hervor oder suchten durch Einbretterung sich nötigen Unterschlupf zu schaffen. Doch hörte ich — zufällig an einer Fensterhöhle vorbeischreitend — aus dem Innern eines Mauerwerks auch etwas Erfreuliches. Ich hörte flüstern und schäkern, über dem Rande sah ich ein blondlockiges Haupt und den glattgeteilten Scheitel eines schwarzen Mädchenkopfes. Bursche und Dirndel, was anderes denke ich nicht. Sie machten nicht viele Worte. „Magst mi?" — „Das ischt gewiß!" — „Nimmst mi?" — „Das ischt gewiß!" — „Da hast mi." — Eilig huschte ich davon in der Zuversicht, daß Matrei wieder auferstehen wird. Das Unglück war riesig, aber das Land wetteiferte, dem Orte aufzuhelfen. — Windisch-Matrei hat noch einen größeren Feind als das Feuer. Vom östlichen Berge, an dem es lehnt, vom Sanskofel, aus hoher Schlucht kommt ein Wasser herab. Es läuft, jetzt allerdings sorgfältig eingerinnt, gleichsam auf der Schneide eines hohen Schuttwalls, zu dessen beiden Seiten tief gebettet der Ort liegt. Dieser Wall trennt Matrei in zwei Hälften, man sieht von der einen keinen Schornstein der andern, so hoch ragt die Mure. Man kann sich

eine Menschenansiedelung im Gebirge kaum ärger gefährdet denken. Bei Schneeschmelze oder Regenwetter ein Lahnengang oben im Gebirge, und ein Unglück ist da, unermeßlich größer, als das Feuer es war. — Vielleicht wollte durch den Brand ein gütiges Geschick eine solche Katastrophe verhindern. Der Ort muß sich besser siedeln und sichern.

Mit diesem hoffenden Ausblicke verließen wir nach dreistündigem Aufenthalte das Alpental, in dem es so schön zu weilen und so schwer zu leben ist. Spät abends kamen wir in Dölsach an, um am nächsten Tage dort von den finsteren Unholden und von den freundlichen Wirtsleuten uns zu verabschieden und heimzukehren in das wohnlichere Waldland Steiermark.

Im Schatten des Glockners.

1897.

Ein Alpenmensch im Zeitalter der Touristik muß doch auch den Großglockner in sich haben. Der weiße Riese ist zwar etwas schwer hereinzukriegen und unterzubringen, um so fester bleibt er dann im Menschengehirne eingeprägt — der Große als unveräußerliches Eigentum des Kleinen.

Größere Bergpartien beginnt man bei schlechtem Wetter, damit man bei gutem ans Ziel kommt. Als ich in Begleitung meines jungen Sohnes von daheim abreiste, war das Wetter schwül, dunstig; über der Veitsch sanken Gewitterwolken nieder. In Leoben begann es bereits zu tröpfeln; bei Friesach kam die Metnitz schon als wilde Gieß daher und überschwemmte die Wiesen. Bei Villach war es wieder so licht, daß der Mittagskogel und der Mangart klar in den weißen Himmel aufragten. Auf dem Dobratsch lag ein plumper Wolkenbalken, der sich sachte an den Schründen nieder auszufransen begann. Bei Spital peitschte ein heftiger Regen die Wagenfenster. Über dem Mölltale braute bleigrau unendlicher Regen; hier vorne aber guckte durch Wolkenlöcher ein winziges Goldscheibchen hernieder, lichtes Gewölk aus höheren Regionen, wo die Sonne schien. Bei Sachsenburg regenloser Nebel und lebhafter Luftzug. Bei Greifenburg hatten sich die abendlichen Wolken gehoben

über die höchsten Bergspitzen und zeigten eine so lichtrote Färbung, daß die spiegelnde Drau wie flüssiges Gold war. — Man denke sich, wie durch solche Erscheinungen die zwei Glocknertouristen hin und her geworfen wurden zwischen Hoffen und Zagen. Das letztere gewann in Dölsach Oberhand, denn dort ging der „schlechte Wind“ aus Süden. Trotzdem ließen wir uns in dem Gasthause zum Eder bei Braten und Tirolerwein lustig sein.

Wisset ihr wie das ist, wenn man nicht schlafen kann, weil man nicht Zeit hat dazu, weil man daliegen und warten und denken muß auf das Einschlafen? Es ist sehr närrisch. Man sehnt sich nach Schlaf, um morgen frisch zu sein, man arbeitet mit allen Mitteln, um einzuschlafen, und erlebt trotzdem offenen Auges das erste Tagen. Ich ging ans Fenster. Zeit genug, um zu schlafen den ganzen Tag, denn der Himmel ist verschmiert, an den Bergen hängen schmutzige Nebel, es regnet. Ergeben kroch ich ins Bett zurück und werde nun ein wenig geschlummert haben. Etwa nach einer Stunde schlug mir greller Schein ins Auge, hoch an den gegenüberstehenden Felsbergen leuchtete Sonnenschein.

„Hans! Hans! Auf! Schön Wetter!“

Eine Viertelstunde später waren wir reisefertig. Während der Ederwirt Roß und Wagen bereitstellte, gingen wir hinauf zur Kirche. Vor uns die Steintreppe hinan stiegen Männer in kurzen Lederhosen und Weiber in altweltischen Spitzhüten; von der Kirche herab tönte Orgelklang; die hohen Berge standen voller Alpenleuchten in den blauen Himmel hinein — es war ein Sonntagsmorgen, wie man ihn stimmungsvoller nicht denken kann.

Dazu noch — nicht wahr? — der gute Kaffee, und dann in der Morgenfrische auf dem Wagen davon. Die Straße steigt in Windungen den Berg hinan; immer hat man die

lichten Dolomitwände der Unholden gegenüber und unter sich das grüne Tal.

Wir kamen zu unserem Bergpaß, die Wacht, wo ein Wirtshaus steht. Hier haben Tiroler Bauern einst das Vaterland verteidigt gegen die anstürmenden Franzosen.

Hinter dem Wirtshause auf der Wacht, auf dem höchsten Punkt der Straße, steht ein alter, absonderlich geformter Lärchbaum, der sein Geäst weit über die Straße hereinbreitet, und auf diesem Geäst junge Lärchenstämme trägt, gleichsam als halte er seine ganze Familie auf den Armen. Diesen Baum hat der Maler Defregger — dessen Geburtshaus in der Nähe steht — gekauft, er darf nicht geschlagen werden. Sollte einst der kleine Franzl von dieser Lärche nicht die Rinden genommen haben, aus denen er so gerne Hirschen und Gemsen geschnitzt hat?

Nun hinab ins Mölltal, dessen unterer Teil sich östlich zwischen hohen Bergen viele Stunden lang hinauszieht bis zur Drau, während der obere Teil gegen Norden geht, im Hintergrunde schon einen Gletscher zeigend — den auf dem Sonnblick, wo in der meteorologischen Anstalt „das Wetter gebraut wird", wie ein Tiroler Bauer versicherte. Aus den paar lichten sonnberandeten Wölklein, die zur Stunde darüber schwebten, schlossen wir auf ein gutes Gebräu. Wo das Mölltal sein Knie macht, dort kamen wir zu Tal, dort liegt Winklern, das sich hübsch für Sommerfrischler geschmückt hat. Unser Wagen rollte rasch weiter zur gletscheriggrauen, tobenden Möll hinab, und dann derselben stundenlang entgegen. Diese Möll! Von hundert Sturzbächen und Wasserfällen gespeist, wallt sie wie ein wildlebendiges Gebirge heran, mit raschen schweren Wogen, die Steinkolosse ihres Bettes überflutend. Bald hinter Winklern links vom „hohen Bohn" herab ein großer Wasserfall. Wir bestaunten

ihn, doch unser Fuhrmann meinte, wir möchten unsere Bewunderung für „bessere“ Wasserfälle aufsparen.

Zu Mörtschach, einem Hirtendörfchen an der Ausmündung des schluchtartigen Astentales, traten wir ins Wirtshaus ein. Alles leer. Nach einer Weile fand sich ein hausknechtartiger Mensch, der uns mitteilte, daß alles in der Kirche oben sei, auch die Wirtin, daß er aber nach den Keller- und Vorratskammerschlüsseln suchen werde, um uns einen Imbiß zu verschaffen. Sofort trat er auch seine Forschungsreise an durch das weitläufige Haus und war sehr von Glück begünstigt. Er brachte Milch, Butter, Käse, Wein, Brot, Salami, Speck, Eier und lud uns ein, nach Belieben auszuwählen. Auch gutes Bier habe er im Faß, sollten wir aber Gegner des Bauchgrimmens sein, so rate er uns davon ab, denn es laufe schon seit länger denn eine Woche vom Zapfen und seien bereits ein paar Holzknechte davon wimmernd geworden; er glaube nicht, daß Touristenmägen abgehärteter wären. Wir stimmten bei, verzichteten auf sein gutes Bier, atzten uns an Rotwein und Brot. Nachher stellte es sich heraus, daß wir es mit dem Herrn Wirt selbst zu tun hatten; der Mann war nachgerade gehobener Stimmung über das Gelingen der Gasterei ohne Hausfrau mit den Schlüsseln. Ich laufe übrigens Gefahr zu vermuten, daß er die Sachen vom Nachbarswirtshaus her geholt hat.

Weiterhin bei Döllach und Putschall wird das Tal immer enger, das Gebirge immer höher, das aus allen Gräben hervorbrechende Gewässer immer rasender. Kein Wunder, daß die Drau weit unten bei Marburg so groß und müde dahin liegt — es ist das Grab der zerschmetterten Wasserfälle. Hier, rechts und links leuchten Schneefelder nieder — das Gradenkees, das Klammerkees wird sichtbar und das Eis des Altecks und des hohen Sonnblicks. Von

der Langtolspitze herab ist der Faden eines Baches, der sich dann aus einer Klamme in Wasserfall entladet. Wie er so aus dem Gestein in gewaltigem Bogen, unter welchem ganze Häuser stehen könnten, hervorbricht, da ist er zu sehen wie ein ins Ungeheuerliche vergrößerter Bergquell, durch eine Rinne in die Lüfte geleitet. Der Jungfrauenfall. Eine jungfräuliche Almerin soll sich einst da oben, vor einem begehrlichen Jäger flüchtend, über den Wasserfall herabgestürzt haben und unversehrt geblieben sein. Trotzdem scheint es seither keine mehr nachgemacht zu haben.

Nach fünfstündiger Fahrt waren wir endlich dort, wo die neue Straße in guter Art hügelan steigt. Dann stand es da vor uns, das weltbekannte Bild: Rechts an der Lehne das Dörfchen im Tirolerstil, das hohe Kirchlein mit dem spitzen Turm, und im Hintergrunde zwischen dunkeln hohen Bergen alles überragend die scharfe lanzenartige Gletscherspitze. Heiligenblut mit dem Großglockner. — Dem Recken ist kaum beizukommen, sei es im Süden oder im Norden oder im Osten, stets sieht man den Glocknerzug, aber die höchste Spitze „ist allemal noch weiter hinten". Nun hatte ich sie, nun entrann sie mir nicht. Aber eins hat mich höchlich überrascht: da Heiligenblut doch im Süden der Hohentauernkette liegt, so denkt man, von hier aus den südlichen Abhang des Glockners zu sehen. Und nun hat man den nördlichen vor sich! Denn der Großglockner steht nicht eigentlich in der Reihe der Tauernkette, sondern südlich derselben, von ihr getrennt durch die Möllschluchten, an denen wir hinaufkommen, und dann durch das Gletschertal der Pasterze. Es geziemt sich auch, daß der General nicht in Reih und Glied steht, sondern der Mannschaft gegenüber. — Heiligenblut selbst liegt tief herunten, nur 1280 Meter hoch, liegt auf grüner Alm viel sonniger da, als es die Bilder zeigen.

An den Lehnen Bauernhäuser und Halterhütten. Wo von den Bergen Sturzbäche niederfahren, den Hang hinan ganze Reihen von Wassermühlen. Im Orte selbst Touristenhäuser und ein paar Sommerfrischvillen anmutig aus Holz gebaut. Wir verabschiedeten uns hier von Eder aus Dölsach und seinen braven Rößlein, in der Zuversicht, nicht das letztemal mit ihnen gefahren zu sein. Im Rubertihaus kehrten wir ein, das feinste Touristenheim, das ich bisher gesehen. Die Innenräume mit Zirmholzgemöbel prächtig ausgestattet, mit Büchern, Bergkarten, Zeitungen versehen, mit aufmerksamer Bedienung munterer Kellnerinnen versorgt. Vorderhand innerten wir uns am meisten für das Mittagsmahl, und das war — ganz abgesehen von gutem Touristenappetit — so, daß es bei Sacher in Wien nicht besser hätte sein können. Als es zum Zahlen kam, bangte ich ein wenig um die Gemütlichkeit, der Preis aber war ein äußerst mäßiger, und ein Zimmer zum Ausruhen bekamen wir als Draufgabe. Von meinem Ruhebette aus sah ich gerade vor dem Fenster ein schönes Wasser niedergischten, so daß die Hochgebirgsstimmung auch unter dem Dache vollkommen blieb.

Südlich von Heiligenblut erhebt sich steil der 2490 Meter hohe Kreuzkofel. Am nächsten Tage sollten wir nicht mehr zu ihm hinauf, sondern hinabblicken!

Über die Kirche zu Heiligenblut wäre ein Buch zu schreiben. Das soll ein anderer besorgen. Ich registriere nur ein paar Gebirgsweibln, die zu jener Mittagsstunde vor dem uralten Hochaltare gemeinsam ein lautes Gebet sprachen, um einen gedeihlichen Viehstand und um Genesung der Schweine von der Seuche. Ihr lacht? Ist das nicht dieselbe Gefahr um ihr ganzes Eigentum, als wenn bei einer Feuersbrunst die lodernden Schindeln über euer noch unversehrtes Haus fliegen? So rührend andächtig haben die

alten Mütterlein gebetet, daß auch ich mich einen Augenblick darein mischte mit einer Gedankenbitte: Herrgott, erhöre sie! — Ob der Herrgott mir nicht den Gedankenbescheid gab: Bete du für dich selber, Stadtchrist, diese Frauen will ich schon trösten. — Vor der Kirche auf dem Friedhofe ruht manches Opfer des Hochgebirges, besonders fällt das Grabmal jenes Grafen Pallavicini auf, der vor Jahren hoch an der Glocknerwand verunglückt ist. Auf sein Grab nieder leuchtet der Gletscherschild des Unbändigen.

Um halb vier Uhr machten wir uns auf nach dem Glocknerhause. Es war ein heißes Wandern in der Hochsommersonne. Zuerst stiegen wir hinab zur brandenden Möll, die wir ein paarmal auf schlechten Brücken überschritten. Dann ging's rechts bergan den rohgepflasterten Weg, zwischen Holzzäunen, an Gehöften vorüber, an steilen Wiesen quer an. Nachher führt der Weg an geweihten Wegsäulen und Martertaferln vorüber in den Wald und in Windungen empor bis zur Anhöhe, wo es eben über die Alm hineingeht und wo naive Neulinge das Glocknerhaus zu finden glauben. Es ist aber durchaus nicht dort. Eine Sennhütte steht da, vor derselben schüttete die Almerin einen Zuber köstlicher Milch in den Schweinstrog, von den grunzenden Tieren lebhaft umworben. Auch ich ließ mir einen Becher geben und schaute während der Labung der fleißigen Sennin zu, wie sie die Milchzuber mit heißem Wasser brühte, dann mit einem Besen ausscheuerte und schließlich wie Mehlnocken in den großen Kessel warf, der über dem prasselnden Herdfeuer kochte und gewiß auch den letzten Rest von Unrat an den Holztaufeln verzehrte. Bei einer, die es mit der Reinlichkeit so ernst nimmt, ist es gut Milch zu trinken.

Wir wanderten weiter den Saumweg, immer höher

hinan, sachte immer höher. Die Glocknerspitze war uns längst aus den Augen gekommen, die Vorberge gaben zu schaffen. — Dort am grünen Hang steht eine gemauerte Kapelle. Da ist in alten Zeiten aus dem Morgenlande ein Rittersmann gereist gegen Norden, seine Heimat. Und hatte ein Fläschchen des Blutes bei sich, das wunderbar aus dem Bildnisse des gekreuzigten Christus geflossen war. Aber als er über die Alpen reiste, verließ ihn die Kraft; an dieser Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, brach er im Schneesturm zusammen und wurde tot gefunden. Auf einem Ochsenkarren wollte man den Leichnam hinausschaffen ins Mölltal, aber als sie anhuben zu fahren, da brachten die Tiere den Karren nicht weiter. Nun fand man bei dem Toten auch das heilige Fläschchen und die Urkunde, die es bestätigte. So hat man nachher im Hochtale eine Kirche gebaut und in derselben das heilige Blut beigesetzt. Das war der selige Briccius, und so lautet die Sage von Heiligenblut.

Am Glocknerweg, gegenüber der Bricciuskapelle, jenseits der tiefen Schlucht, in der die Möll wütet, ist der Leiterfall. Das Wasser geht oben hinter dem Berge herum und kommt hoch und weit vom südlichen Glocknergletscher herab. In seinen schweren weißen Tüchern fällt es in mehrfacher Turmhöhe langsam nieder am schwarzen Gewände. Sein Tosen erfüllt die Schlucht, vom Beben der Luft zittern die Blätter der Sträucher.

Unser Weg ist schon schmal geworden wie ein Ziegensteig und nun kommt er zu einer Stelle, die einmal recht ungemütlich gewesen sein muß. Von dem schründigen Wasserradkofel herab bis tief in die Schlucht geht eine Felsplatte, die man in mehreren hundert Schritten durchqueren muß. Sie ist glatt und steil wie ein Kirchendach und ein breites

Wasser schießt an ihr nieder, wie eine Wolkenbruchflut über das Dach. Aber unser Fußsteig ist gut eingemeißelt und das Wasser mehrfach überbrückt. Es wäre aber doch eine hübsche Rutschpartie in die Ewigkeit, da hinab mit dem Wasser zur Möll!

Wir haben — daß ich's nur endlich sage — Drahtstangen bei uns, eine Telephonleitung, die in das Hochgebirge hinaufführt zu den Gletschern! Diese Stangen steigen nun ganz übermütig empor an den kahlen Hängen der Albitzen, und wir müssen ihnen nach, obschon die drei Stunden, die man uns zum Glocknerhause prophezeit hatte, längst überschritten sind. Wir blicken nach dem Glockner aus, aber die Sonne, die gerade dort niedergeht, will das vorwitzige Gucken nicht leiden, sie sticht uns so sehr in die Augen, daß alle Farben spielen und ich mir denken muß: Wenn einer in diesen Hochwildnissen plötzlich erblindete!

Wir überschritten einen Rücken, die Sonne war hinter das Gebirge gesunken und nun war alles da — schrecklich, herrlich nahe. Die Glocknerspitze in unversehrtem Weiß, der Pasterzengletscher mit seinen Schrammen und Brüchen, und gleich daneben in der Talmulde das Glocknerhaus. Wir mußten sogar ein wenig zu ihm niedersteigen, wir mußten zum Gletscher hinabgehen, statt hinauf. Der Himmel war heiter, die Luft lind und leicht, der Wind, der von den nördlichen Höhen herabblies, kühl, so daß wir endlich — jetzt erst — unsere Mäntel anzogen. Von einem Führer, der vor dem Hause herumstand, ließen wir uns den Weg erklären bis zur rund 3800 Meter hohen Spitze des Einzigen. Vom Glocknerhause noch neun Stunden empor bis zu jener alles überragenden Nadel, die „nahe wie zum Greifen" dasteht. — Den Führer Bernhard haben wir gleich aufgenommen für den nächsten Tag, zur Gletscherwanderung.

Und zur Abenddämmer, als das enge Bergrund mit seinen Schneefeldern, Wänden und Spitzen das harte Blau bekommen hatte, und über dem Kreuzkofel der Vollmond aufstieg, traten wir in das Schutzhaus, um 2143 Meter über dem Meere zu übernachten.

Die erste Stimmung, als wir ins recht stattliche Glocknerhaus eintraten, war nicht eigentlich anmutend. Der Speisesaal war überfüllt von biertrinkenden, rauchenden, lärmenden und renommierenden Touristen. Wir zogen uns in ein ruhigeres Nebenzimmer, das düster und frostig war. Dort saß nur ein alter Holländer in feierlichem schwarzem Tuchanzug, die großen Brillen auf der Nasenspitze waren in den Bädeker vertieft. Später verhandelte er unter mißtrauischer Vorsicht mit mehreren Führern über die Partie nach Kals, nahm tatsächlich für den nächsten Tag deren ein paar auf, verbot ihnen aber, an diesem Abende Bier zu trinken, damit sie morgen helle wären. Dann feilschte er mit der kleinen Hausmutter um den Preis des Schlafzimmers, der mit dem in seinem Bädeker nicht stimmen wollte. Im ganzen war er wohlgemut und erzählte uns seine Eindrücke aus Steiermark, die er bereist hatte, besonders entzückt war er von Graz, das weit schöner sei, als er nach Bädeker erwartet. — Mancher Reisender würde die Welt viel unbefangener genießen, wenn er kein Reisebuch mit sich führte.

Das Glocknerhaus, eines der ältesten Hochalpenheime, steht in dem, was es bietet, auf der Stufe eines richtigen Landgasthofes, man speist gut und bei mäßigen Preisen. Die Betten sind vorzüglich, und ihren hohen Preis entschuldigt der hohe Berg. Weitaus lieber, als im Speisesaal bei den Salontirolern, war es mir in der Führerstube, wo die prächtigsten Gestalten und Charakterköpfe zur Auswahl standen, wohl ausgerüstet mit Pickel, Seil und Steigeisen. Die

Touristen pflegen hier nach oben und unten auszugehen, auf die Almen, auf die Felsspitzen, auf die Gletscher — am Großglockner selbst aber drücken sie sich gern sachte vorbei. Zurzeit waren trotz des schönen Sommers im selben Jahre erst drei Partien auf der Glocknerspitze gewesen. Hoch oben, auf der östlichen Kante der Glocknerpyramide, die Adlersruhe genannt, steht aus rohen Steinen fast ins Eis hineingebaut, platt an den Felsen geschmiegt, die Erzherzog-Johann-Hütte. Dort pflegen die Glocknerbesteiger zu übernachten. Die höchste Spitze des Großglockners ist für gewöhnliche Menschenkinder nicht leicht zu haben. Bestiegen wurde sie das erstemal im Jahre 1800, veranlaßt durch Kardinal Salm. Seither ist sie manchem zum Schrecken und manchem zur Wonne geworden. Die Aussicht von der schlanken Nadel des Großglockners, die selbst an Schönheit ihresgleichen sucht, ist bei klarem Wetter unglaublich weit. Die ganze Ostalpenwelt, vom Hochschwab bis zum Ortler, von der Distriza bis zur Zugspitze — sie liegt in ihren Tausenden von Kuppen und Zinnen zu deinen Füßen.

Der beliebteste Ausflug vom Glocknerhause ist die eine Stunde entfernte Franz-Josefshöhe. Von dort aus freier Blick in die Gletscherwelt bis hin zum blendend weißen Johannisberge und den weiten Eisfeldern der hohen Riffel. Gerade gegenüber hat man, hier schründig und zerrissen, dort weiß und glatt wie Elfenbein, den eigentlichen Glocknerstock mit dem Hohenwart, dem Glocknerkar, der Glocknerwand, der Hoffmannsspitze und der Glocknerspitze.

Im Glocknerhause habe ich recht gut geruht. Um Mitternacht wurde ich wach und horchte dem Rauschen der hinter dem Hause niedergießenden jungen Möll. Auf meinem Bette lag ein seltsames Licht; dem kam ich auf den Grund, als ich durchs Fenster zur Glocknerspitze emporblickte, deren

Schneefeld im Vollmonde wie ein ungeheuerer, weißleuchtender Gottvatershut in den dunkeln Himmel aufstand. Dieses Licht brachte den Widerschein in die Kammer. Vier Stunden später lag auf meinem Bette Rosenhauch. Die Glocknerspitze glühte in der Morgensonne!

Es war ein Morgen, wie er nach den Aussagen der Glocknerhausleute seit langem nicht gewesen. Der Himmel tiefblau, ganz wolkenlos, die Umrisse der Berge, die Wände und Eisfelder überaus scharf und klar gezeichnet, die Luft ruhig und angenehm kühl. Es war zum Jauchzen, so selig. Alle Wonnen des Bergrausches waren über mich gekommen. — Der Kaffee dampfte, das Wasserglas schwitzte, der Führer Bernhard tat Fleisch, Brot, Käse, Wein und Kognak in den Rucksack und um fünf Uhr begannen wir den Anstieg zur Pfandelscharte, um über den Hochtauern ins Salzburgische zu wandern.

Mir zitterten anfangs doch wohl ein wenig die Beine, denn drei Stunden Schlaf nach früheren schlaflosen Nächten und nach angestrengtem Marsche ist etwas wenig Erholung. Der Führer meinte, es würde bis Ferleiten im Fuschertal zwar eine sechsstündige Tour geben, mit einer größeren Gletscherwanderung verbunden, aber er fürchte nichts. Ob ich ausgeschlafen hätte oder nicht, die Strapazen gewohnt wäre oder nicht, die Hauptsache sei das Verlangen hinauf zu kommen. Und es zeigte sich bald, daß dieses freudige Verlangen einen Fonds von Kraft in sich trug. Je höher wir an dem Schlangensteige emporkamen, je frischer fühlte ich mich. Das kümmerliche Gräslein, das hie und da noch stand, war bereift. Die Wässerlein hatten dünne Eiskrusten. Das Glocknerhaus war längst in die Tiefe verschwunden. Die Glocknerspitze hatte sich allmählich hinter der Freiwandspitze versteckt, es ging in ein anderes Bereich. Auf

einmal standen wir vor der Moräne eines Eisfeldes. Es war das Pfandelscharten-Kees. Dasselbe lehnt rechts an den Schründen des hohen Spielmann und senkt sich in einer mäßig steilen Mulde nieder. Der Grund war bedeckt mit gefrorenem Schnee, auf dem es sich gut ging. Nur an steilen Stellen mußten wir mit Vorsicht unsere unbeschlagenen Schuhe in die Fußstapfen früherer Wanderer setzen. Stellenweise hieb uns der Führer treppenartige Ansätze aus. Auf die Bemerkung, mein Knabe wolle einen Gletscher sehen, schaute der Führer mich verwundert an und sagte, wir gingen ja eben auf Gletscher schon seit einer halben Stunde. „Das weiß ich, aber man sieht keinen." — „Weil er überall mit Schnee bedeckt ist, der in den letzten Jahren nicht mehr schmilzt, sondern sich auch vergletschert." — „Wie mächtig kann dieses Pfandelscharten-Kees hier sein?" — „Wenigstens hundert Meter tief."

Zwischen diesen Bergen ist eine Scharte mit Gletscherrücken — die 2665 Meter hohe Pfandelscharte. Da hinan ging unser Weg. Der Gletscher wurde steiler, unsere Vorsicht verdoppelten wir. Ich bin steile Schneelehnen allerdings aus früheren Zeiten her gewohnt; meinem Hans war das etwas Neues, aber er schwieg und hielt sich wacker. Oben auf der Schneide tauchten von der anderen Seite her Männer auf, mit ihren in das Firmament hineinragenden Gestalten wie Riesen anzusehen. Sie jauchzten, als das Hochtal mit dem Glocknerstock plötzlich vor ihnen dalag. Es waren ihrer zehn oder zwölf Personen, auch Frauen darunter, mit Steigeisen und Schneebrillen ausgerüstet. Einige kletterten in armseliger Stellung, mit sehr jämmerlichen Gebärden niederwärts, so daß unser Führer zu mir sagte: „Herr, gegen die da sind Sie ein Montblancbesteiger!" Wir kamen zusammen, einander weltfremd, und grüßten uns wie Bekannte. Nord-

deutsche mochten es sein; ich beneidete sie nicht um ihren Führer, einen alten, mürrischen Patron, der aber plötzlich der unsere wurde. Denn die beiden Führer verständigten sich, die Partien gegenseitig zu tauschen, so daß unser Bernhard mit den Norddeutschen wieder zu seinem Standquartier, dem Glocknerhause, der von der Fuscherseite mit uns nach Ferleiten gehen sollte. Natürlich mit Einwilligung von uns Touristen. Nicht sehr gerne, aber den wesentlichen Vorteil der beiden Führer ermessend, habe ich eingewilligt, den Bernhard entlohnt, sowie auch der andere von seinen Herrschaften abgefertigt wurde und beide nachher von ihren neuen Parteien nichts mehr zu fordern hatten. Dieses Führertauschen bei sich begegnenden Touristen soll häufig vorkommen, ist aber für die Reisenden nicht zu empfehlen, weil sie an unbekannte Personen ausgeliefert werden, mit denen sie sich nicht vorher in allem selbst verständigt haben.

Ich hatte mich während des Handels nur mit Mühe vermittelst Bergstocks auf dem Gletscher festgestemmt und als wir dann den letzten steilen Hang auf Eisstufen hinanstiegen, rechts die Schneewand, links den Abgrund, hat sich unser neuer Führer verdammt wenig um uns gekümmert. — Aber wir waren auch schon oben. Mit einem Schritte überstiegen wir den scharfen Gletschergrat, der die Grenze bildet zwischen Kärnten und Salzburg. Einen großen Augenblick standen wir still auf diesem höchsten Punkt unserer Glocknerwanderung. Einen kurzen Blick noch auf die Franz-Josefshöhe und den schon halb versteckten Glocknerstock, dann fliegt das Auge jenseits hinab in das tiefe schattendämmernde Fuscher- und Ferleitnertal, durch dessen ferne Scharte herein die Loferer Berge und das Steinerne Meer blauen. An diesen Bergen hingen weiße, wagerechte Nebelstreifen, und Nebelflocken umflatterten lustig auch das große Wiesbachhorn,

das mit seinen Schneeflächen herüberleuchtete. Vom Glocknerhause bis zur Paßhöhe waren wir nicht ganz zwei Stunden gegangen. Nun mußten wir über den langen Spielmanngletscher, der stellenweise eine wesentliche Neigung hat, gegen die Tiefe hinab. Anfangs ging das schwer, denn unsere glatten Sohlen glitten fortwährend aus. Sehr bald verstanden wir's aber, diese Eigenschaft uns zunutze zu machen, indem wir mit angestemmten Bergstöcken abfuhren. Das war sehr lustig, aber der Führer wollte mit seinen genagelten Schuhen zurückbleiben, bei dem ging die Rutschpartie nicht vonstatten.

Mitten auf dem Kees ragt, von einem Eissockel getragen, eine viereckige Steinplatte wagerecht, wie ein Tisch. Dieser Tisch war von der Sonne ganz warm, ich fand, daß wir uns drauflegen und frühstücken sollten, was denn auch geschah. — Dieses Tafeln auf dem Gletscher, mitten in solchem Hochgebirge, in weltverlorener Stille, nur von fernen Wasserfällen durchtönt, war vielleicht der Glanzpunkt der Partie. Wir sprachen nicht, jeder empfand schweigend für sich die Göttlichkeit der Stunde, und wenn mein Sohn Hans einst achtzig Jahre alt sein wird, dieser Gletschertisch aus lichten Jugendzeiten wird noch wunderbar in seinem Gedächtnisse stehen.

Wir ergriffen wieder die Stöcke und fuhren rasch hinab, bis das Kees ans rauhe Gestein stieß. Nun sahen wir, daß innerhalb unseres Gletschers ein vielarmiges Wasser niederfloß, welches hier am unteren Rande rauschend zum Vorscheine kam. — Der Pfandelbach. „Wir hätten ja können durchbrechen,“ sagte ich zum Führer. „Man bricht nicht durch,“ antwortete er. „Wenn man aber doch einmal durchbricht!“ — „Nachher bricht man halt durch.“ — Ganz nah am Eisesrand blühten weiße und rote Blümlein, wovon wir

uns einige an den Hut steckten. Ich weiß ihre Namen nicht; heute ruhen sie als dünne Pflanzenmumien zwischen zwei Papierblättern und die Grabschrift: „Leise, leise! Sie träumen vom ewigen Eise!“

An den felsigen Hängen der Schwarzen Leiten stiegen wir nieder, der Pfad zwischen dem Gestein war mit schwarzer Erde weich gebettet. Aber unser Führer setzte sich zusammenkauernd auf einen Steinblock und bekannte, daß er Leibgrimmen habe. „Da wird zu helfen sein, Vetter, wir haben Kognak bei uns.“ Jedoch, als er den Rucksack danach durchsuchte, stellte es sich heraus, daß unser Kognak im Sacke des Führers Bernhard vergessen worden war. Dann ging es auch ohne.

Nach einer Stunde kamen wir hinab auf die Almen des Pfandelbodens und bald hernach zum Traunerhause, einem schön gelegenen Touristenhaus am Fuße des Maßfeldes. Hier ist der hinterste Winkel des Fuschertales und gegenüber dem Alpenhause der Hochgebirgskessel, genannt das Käfertal, mit seinen starren Wänden, den gewaltigen Fernern des Fuscher Eiskares und des Wiesbachhornes. Und dort an der senkrechten Wand sinkt wie eine ewige Schneelawine ein über zweihundert Meter hoher Wasserfall nieder, ich meine, der größte und schönste der ganzen Gegend. Es ist die Fuscherache, die vom Eiskar, immerwährend stürzend und springend, herabkommt, bis sie hier in einem Bogen über die letzte Wand niederdonnert. Auf dem Söller des Traunerhauses habe ich die Wasserfälle gezählt, die man da sieht. Es sind deren zwölf, die kleineren Rieseln nicht mitgerechnet, die in weißen Fäden von allen Höhen niederstreifen. — Auf einmal erschien an der Tür unser Führer mit der Meldung, er bleibe im Traunerhaus, er habe uns einem andern Manne übergeben und der werde jetzt gehen.

In der Tat stand ein junger, etwas blödsinnig dreinglotzender Mensch da, mit unseren Mänteln bepackt. Nun mußte ich aber diese Herren, die einen so leichthin von Hand zu Hand gehen lassen, doch daran erinnern, daß wir bis Ferleiten einen ordentlichen Führer aufgenommen und bezahlt hätten und daß der Führer sich nach uns zu richten hätte, nicht wir uns nach ihm. Das ließ unser neuer Pionier schweigend gelten, trotzdem behielt er unsere Mäntel auf seinem Buckel und so kamen wir bis Mittag nach Ferleiten, ohne unterwegs weiteres Tauschobjekt zu werden.

Ferleiten, das früher nur von einigen Almhütten gebildet wurde, besteht heute aus zwei Touristenhotels; dem Tauernhaus und dem Gasthof des Lukas-Hansel. In diesem kehrten wir ein und fanden die urwüchsigste und schneidigste Wirtin, die wohl im ganzen Salzburgerlande aufzutreiben ist. Das rührige Frauchen mit der Adlernase und den Schnurrbartanflügen schüttelte uns gleich die Hand wie alten Bekannten und als sie das geringe Gepäck sah, das wir mit uns hatten, versicherte sie lebhaft, wir wären die gescheitesten Touristen, die ihr je untergekommen, dafür sollten wir ein pikfeines Zimmer haben, denn wer von der Scharte herüberkomme, der stehe lieber auf dem Buckel als auf den Beinen. Wir sollten es uns nur bequem machen, bei ihr wäre es gut, aber teuer. Der Mensch reise nicht, um Geld zu ersparen, sondern um Geld auszugeben. Einen Wagen bis Zell am See könnten wir auch haben, aber der koste das Vermögen eines alten Kohlenbrenners, hingegen würden wir fahren wie Grafen. Es ließ sich derb warteln mit ihr, aber die Preise waren nicht ganz so schlimm, als ihr Ruf. — Diese Wirtin ist unter dem Namen „die schwarze Marie“ bekannt im weiten Lande. Wir haben uns heimlich gefühlt im Hause.

Bevor wir am Nachmittage von Ferleiten abreisten, gab

es noch einen fast betrübten Abschiedsblick hinein in das Hochtalwinkel, wo die Berge buchstäblich himmelhoch aufsteigen, wo die weiten Schneefelder herabhängen zwischen den Kuppen, und wo in mächtiger Höhe die vergletscherte Scharte ist, auf der wir acht Stunden zuvor gestanden. Und dann durch das stundenlange Tal hinab der Salzach zu und der Eisenbahn, um heimwärts zu fahren und die zwei herrlichen Tage mit der Gier eines Geizhalses zu dem Schatze der Erinnerungen zu legen.

Gasteiner Stimmungen.

1906.

Mitten in der Wildnis steht ein Palast. In dem wohne ich und singe ein Lied unter Orgelbegleitung; unter einer so starken Orgelbegleitung, wie wenig Lieder gesungen werden.

Vor meinen Fenstern donnert in schweren, schneeweißen Wuchten die Ache nieder in den Abgrund. Ihr Brausen widerhallt im ganzen Tal. Es ist Frühjahr, die neue Eisenbahn wird bald den schrecklichen Menschenschwall hereinfluten lassen in das entlegene Hochtal der Tauern. Dem komme ich zuvor. Noch ist alles ruhig und reinlich und heimlich. Auch mich hat schon die Bahn heraufgebracht aus dem Salzachtale — über Viadukte, durch Tunnels, zwischen denen einmal so viel Scharte frei wird, daß man in der Tiefe die tobende Ache sieht, die — abgesehen von ihren Großtaten hier oben — unten bei der Eisenbahnstation Lend den bekannten Wasserfall bildet. Solcher Wasserfall ist das einzige, was der Ortschaft Lend, diesem alten Tore zum weltberühmten Kurort, von Gastein übriggeblieben. Gastein ist ihr alles gewesen; die nun von Schwarzach ausbiegende Tauernbahn hat ihr alles genommen. Die alte Straße, die von Lend steil aufsteigt, welche Herrlichkeiten hat sie getragen seit Jahrhunderten — Könige und Kaiser. Vor kurzem noch hat sie gewimmelt, diese Straße wie ein Jahrmarkt — jetzt ist

sie verlassen und öde. Die Regenwässer graben Furchen in ihr, man kümmert sich nicht viel darum. Die Eisenbahn hat ihren schlauen Lauf, läßt das ebene Tal links liegen und steigt bergan. Das sechs Stunden lange Gasteintal ist ein sogenanntes Stufental, wie sie in den Tauern häufig vorkommen. An sich handebene Täler, die aber von steilen, mehrere hundert Meter hohen Stufen unterbrochen werden, an denen in Geselse die Wasserfälle sind, die dann auf dem weißen Sande des ebenen Tales, an Hirtenweilern stundenlang still dahinrinnen bis zum nächsten Sturze. An beiden Seiten dieses stellenweise breiten Stufentales hohe Bergzüge, im Tauernstil möchte ich sagen. Steile Almmatten mit tiefeingerissenen Schluchten und stets den weißen Strähnen der niederstürzenden Bäche. Dann teils noch mit Schneeflecken bedeckte Hochkuppen, auf denen zur Stunde das Wolkengewölbe sich stützt. Unzählige Hütten und Heustadeln beleben das Tal, auch geschlossene Ortschaften, so daß einem in diesem Hochgebirge nicht langweilig zumute werden kann. Aber singen und jauchzen wie in anderen Alpengegenden hört man die Leute hier nicht. Das besorgen die Wässer.

Dort in scheinbarem Talabschluß, hoch oben an einer teils felsigen, teils bewaldeten Stufe stehen die weißen Würfel. Die Paläste von Wildgastein. Die Eisenbahn ist schon lange vorher an der Berglehne emporgestiegen und die Fremden kommen nicht mehr von unten hinauf wie früher durch alle Zeit, sie kommen jetzt von oben herab. Der Bahnhof liegt hoch über dem Kurort. Und da steht es, nein, hängt es nun, mitten in Felsen, Wald und Wasser, dieses wundersame Gastein! So sind in Märchen die Königsschlösser in die Wildnis hineingebaut. Zur Abendstunde meiner Ankunft strahlten überall die Funken des elektrischen Lichtes, selbst unter den Hochstämmen, wo sonst nur Johanniskäferchen

ihre Laternlein getragen haben. Unzerstörbare, urewige Natur und moderner Glanz durcheinander! Ich wohne im Hotel des alten Gasteiner Geschlechtes Straubinger. Gegenüber steht das Badeschloß, das dem Kaiser von Österreich gehört und in dem der Monarch bei seinem Aufenthalte hier zu wohnen pflegte. Dort auf dem Balkon hat man sie nebeneinander stehen sehen: Franz Josef I. von Österreich und Wilhelm I. von Preußen. — Nicht weit davon, an der Straße gegen die Kirche hinab, ein einfaches Haus, an dem dich kein Führer vorübergehen läßt, ohne zu sagen: „Hier hat Bismarck gewohnt!" Wie viele Große haben in diesem merkwürdigen Kurort schon Erholung gesucht und anderes. Die gewöhnlichen Millionäre laufen mit darunter; die sind hier nur so Statisten um die weltgeschichtlichen Personen. Man beachtet sie weiter nicht.

Was kümmern mich die Leute vor meinem Fenster. Habe ich nicht was, das mich seltsamer anmutet? Ist das ein Erdbeben, dieses dumpfe Donnern und Zittern? Ich öffne das Fenster und erschrecke. Gewaltiges Gebrause schlägt mir mit fliegendem Wasserstaub nachgerade brutal ins Gesicht. Tief unten wütet in milchweißen Wirbeln die Ache, die mit wahnsinniger Gewalt durch die steile Engschlucht niederbrandet. „Leider ist kein anderes Zimmer frei," hatte der Bursche gesagt. Die wasserseitigen pflegen übrigzubleiben; es kann dort kein Mensch schlafen. Muß man sich doch weiterhin noch mit Doppelfenstern verwahren vor diesem Getöse, und an manchen Stellen des Ortes hat man Bretterwände aufgebaut, um die Häuser vor dem wirbelnden Wasserstaube dieser niederstürzenden Ache zu schützen. Nun, mir war das Zimmer recht und ich hatte wieder einmal meinen Liebling, den Wildbach. Und was für einen! Vom Schlafen an fremder Stätte kann bei mir ja ohnehin keine Rede sein;

es wäre denn, daß das schmetternde Wiegenlied der Mutter Natur auf mich eine beruhigendere Wirkung hätte, als die nächtliche Stille, in der noch des Tages rüder Weltlärm ungut nachhallt. Und siehe, in dieser ersten Nacht zu Gastein, da kamen die Ewigkeiten. — Die Pharaonen bauen ihre Pyramiden und schon in jenen fernen Zeiten braust hier in den unentdeckten Alpen der Wasserfall. Moses kommt vom Berg Sinai mit den Gesetztafeln und hier braust der Wasserfall. Perikles regiert Griechenland und hier braust der Wasserfall. Zu Bethlehem wird das Kind der Maria aus Nazareth geboren und hier im urteutonischen Hochgebirge braust der Wasserfall. Und so wie damals braust er heute, zu dieser Stunde. Der Mensch hat an seine unwirtlichen Ufer eine Stadt gebaut und rollt mit lachendem Übermut auf eisernen Straßen daher. Wehe ihm aber, wenn er dem rasendem Wildstrome in allzu große Nähe kommt oder wenn der Strom von den Wettern trinkt! Vor wenigen Jahren eines Tages war Gastein in Gefahr, von seiner Ache vernichtet zu werden. Und unsere Nachkommen in den künftigen Jahrhunderten, Jahrtausenden: Welches Geschick wartet ihrer in diesem Hochlande? Wenn niemand mehr da ist und alle Menschenspur vernichtet, wird die Ache noch brausen wie heute, wie einst zur Zeit der Pharaonen. So rausche denn und brause, du herrlicher Bergstrom, in dem die Ewigkeit an uns vorüberzieht, während ich Eintagswürmchen an deinem Ufer träume. Aber es bleibt erst noch die Frage offen, wer länger aushält, der Jahrzehntausend messende Sturzbach oder die sacht himmelwärts strebende Menschenseele . . . .

Neben diesem ewigen Wasser hat Gastein noch ein heiliges Wasser. Geheiligt vom Glauben an seine Heilkraft. Seine warme Therme. Aus unterschiedlichen Quellen täglich

an dreißigtausend Hektoliter Heilwasser, mit einer Wärme von nahezu 40 Grad Réaumur. Kurz, aber viel gesagt. Durch einen Hirschen, so heißt es, sei dieser Quell einst entdeckt worden. Das kranke Tier wäre an der Quelle genesen und habe dann mit hellem Laut die Leute zusammengerufen. Oder war das vielleicht mit weniger Feierlichkeit so, daß man im tiefen Winter immer einen Hirschen grasen sah auf grünem Wieslein, bis Jäger merkten, daß warme Wasserquellen solches Sommergärtlein schufen, und also die Termen entdeckt wurden?

In Krankheiten erfahren und in Heilmitteln unwissend, fragte ich in der Gegend von Gastein einen alten Hirten, für welche Leiden das Gasteiner Warmwasser gut sei? „Uh mei!" antwortete er, „für wos wird's guat sei? Mit oan Wort, für olls. Jung wird da Mensch wieda va dem Wossa. Deroweg'n hoaßt's jo, 's Gastoaner Wosser treibt an Oltweibermühl und an Oltmännermühl. Ob'n ban Wosserfoll schütt' er die Olten eini und unt'n kemen die Jungen aussa." Na, da kann's freilich nicht wundern, das jahraus jahrein die 1600 Fremdenzimmer Gasteins all die Kurgäste nicht fassen können, die jung werden wollen. Jetzt nimmt man für Sommerfrischen und Kuren ja auch schon den Winter zu Hilfe, was gerade zu Gastein gut angeht. Haben doch die Tauerngnomen zu jeder Jahreszeit wohldurchwärmtes Wasser auf ihrem Herde. Mein gesprächiger Hirt hat mir auch den Namen Gastein erklärt. Anfangs hätten die Hirten diese felsige Gegend wohl genannt: Im Gestein, woraus dann Gastein entstanden sei. Gutstehen kann ich für diese Wissenschaft so wenig, wie für die Botschaft von der „Altweibermühl"; der Mann zwinkerte mir dabei zu viel mit den Augen. Richtig ist, daß die Einheimischen das ganze Tal „in der Gastoan" nennen.

Das Gasteiner Wasser kann die Gicht heilen, die kranken Mägen, die schwachen Glieder stark machen und sonst allerlei. Doch derlei weiß die ganze Welt und geht mich wenig an. Ich war an zwanzig Jahre lang krank und blieb es, trotz heißen Bemühens gesund zu werden. Als mir die Sache gleichgültig wurde und ich das Bemühen, gesund zu werden, aufgab, wurde ich allmählich gesund. Wo, das weiß ich nicht, in einem Kurorte war es keinesfalls. So bin ich auch in Gastein als Tourist, der sich die Dinge nur so beiläufig ansieht, die Umgebung betrachtet und dann auf einen der umstehenden Berge will. Aber so oft ich beginne anzusteigen, kommt mir der Himmel entgegen mit seinen Nebeln und mit seinem Regen. Dieses Gasteiner Wasser hat mich weniger begeistert. Doch als es — mit den Gischten der Wasserfälle vereinigt — in leichten weißen Nebeln wieder emporstieg, erbat sich der Poet das Wort:

Wie du, o Mensch, mußt fallen
In Schuld und Gram und Grab,
So fallen wirbelnd und weinend,
Sich trennend und sich einend,
Die heiligen Wasser hinab.

Doch sie, aus dunklem Abgrund
Nun steigen in stiller Ruh
Die lichten Nebel, kreisend,
Den rechten Weg dir weisend,
Dem Himmel zu.

In den Sölkeralpen.

1898.

Im Posthause zu Schöber wollte sich mir eines Morgens ein altes, ganz unheimlich gesprächiges Bäuerlein anschließen. Wenn ich über die Tauern ginge, so müßten wir ja miteinandergehen, er habe auf den Almen beim Vieh zu tun, und zu zweien beim Plaudern sei der Weg kurzweiliger. Zu zweien beim Plaudern! Mir stiegen die Haare zu Berg. Wandern allein, so weit ihr wollt, aber wandern und plaudern zugleich — dieser Leistung ist meine Lunge nicht gewachsen. Ich sagte ihm das, worauf der Bauer entgegnete, wenn ich etwan brustschwach sei, so dürfe man mich schon gar nicht allein gehen lassen; er wolle doch mit mir, und plaudern werde schon er allein. Nun ist mir unterwegs das Zuhören nicht minder lästig, als das Sprechen, daher war mein Dank: Ich wisse überhaupt noch gar nicht, welchen Weg ich nehmen würde.

Da schaute er mich an. „Werbet doch wissen, wohin Ihr wollt!“

„Nein, Vetter, das weiß ich eben nicht. Ich hab' nichts zu tun jetzt und treib' mich so im Land umher. Wo ein langes Tal ist, da geh' ich hinein, wo ein hoher Berg ist, da steig' ich hinauf, wo ein gutes Haus ist, da kehre ich zu.“

Etwas unsicher fragte er mich: „Und sonst, was habt Ihr denn für ein Geschäft?“

„Gar keins. Arbeiten mag ich nicht, jetzt. Ich nehm', was ich find', und wo es nicht gut geht, da wird's halt bös gehen, und unser sind viele um die Sommerszeit im Wald und im Gebirg."

Der Mann hat nichts mehr gesagt, daß er mich begleiten wolle. Wie ich so den Touristen schilderte, sah er den verdächtigen Vagabunden, und so kamen wir mühelos auseinander.

Schon lange nicht mehr wandere ich mit dem Nebengedanken, die Leute auszuhorchen, ihre Sitten, Seelen und Verhältnisse kennen zu lernen; in meinem Sacke findet sich weder Notizbuch noch Bleistift.

Einen jungen, schweigsamen Burschen hatte ich mir dann aufgenommen zur Begleitung über die Hohen Tauern. Über das Sölkerjoch sollte es gehen, ins Ennstal.

Um sechs Uhr morgens begannen wir anzusteigen. Von der Ortschaft Schöder aus, mählich durch Wald gegen den Katschgraben hin, an dessen Hochlehne, von Wald zu Wiese, von Bauernhaus zu Bauernhaus, immer höher, dann auf ebenem Waldwege dahin. Schweigend gingen wir selbander fort und immer fort über Wasserrieseln, über nassen Moorboden, über freie Matten ins hohe Alpengebiet hinein. Weißer Morgennebel erfüllte die Gegend, aus der Schlucht herauf rauschte der Fluß. Das Rauschen kam immer näher, und endlich war das Engtal so hoch zu uns heraufgestiegen, daß wir in seiner Sohle wanderten an der schäumenden Katsch. Drei Stunden etwa waren wir gegangen, da zerriß der Nebel und wo waren wir? Im kahlen Hochtale, umstanden von den braunen Riesenbergen der Tauern. Grüne Hänge, stellenweise mit Zirm bewachsen, brauner Fels, Kuppen, Spitzen, massig hoch. Die Namen der einzelnen Berge? Man möchte sie wissen, als ob sie dann noch schöner würden,

wenn es die Nornspitze, oder der Dönegg, oder der Sauofen, oder der Schöderkofel ist. Im wenig besuchten Hochgebirge gebe ich auf Namen nicht viel; die auf der Karte und die im Volksmunde stimmen nicht zusammen und es ist nicht einerlei, wenn es auf der Karte Nornspitze heißt, und der Hirte „Norrnspitz“ sagt, eine Spitze, auf die nur Narren klettern. Mein Führer verriet, daß es in diesen Gebirgen eine Menge „Sea“ gebe, der Gastelsea, der Schimpelsea, der Kaltenbachsea, der Schwarzensea, der Weißensea, und es wären allerhand Untiere drinnen, und wenn man Steine hineinwürfe, so stiegen gerne wilde Wetter heraus. — Dann, mein Junge, wollen wir's lieber nicht tun, sondern den Hut schwingen und jauchzend danken für den blauen Himmel, der sich über diese Alpen ausgeblasen hat. Bei so entzückendem und beständigen Wetter war ich schon lange nicht mehr gewandert. Im Hochtale gab es zwei Gruppen von Brentlerhütten. Eine dieser Hütten war ein „Wirtshaus“, aber man bekam keinen Wein und kein Bier und kein Ei und kein Brot, nur eine Schüssel dünner Milch mit etwas marmorierter Oberfläche. Wir verzehrten den Mundvorrat, den mir die fürsichtige Frau Wirtin in Schöder zugesteckt hatte. Dann verließen wir das Tal der Katsch, das sich noch eine Strecke hineinzieht in die Hochwüste, und stiegen rechts an. Nun wollte es mein junger Führer einmal besser wissen als die hölzerne Hand, die den Berg hinanwies gegen den Paß. Der Fußsteig schlängelte sich so töricht hin und her, da wäre es doch näher gerade hinauf, entlang einem Sturzbache. Die Folge davon war eine kleine, fünf Minuten lange Lebensgefahr. Hoch oben hinter Zirmbestände waren wir ins Gewände gekommen, kein senkrechtes, sondern ein kirchendachsteiles. Dieses plattenglatte Gestein war braun und schlüpfrig, es rann darüber Nasses

herab. Und da mußten wir hinauf. Aus den Spalten wucherte Buschwerk hervor, an dem man sich festhalten konnte; der eine Strauch riß los oder brach, der andere hielt fest. In solcher Lage merkt man erst, daß der Mensch eine Menge Hilfsmittel an sich hat, von denen er sonst nichts weiß. Alle Glieder werden zur Klette, der Körper schmiegt sich schneckenhaft ans Gestein, die Beine und Arme haben eine Spann- und Schnellkraft, mit der sie den ganzen Körper scheinbar spielend bewältigen. — Endlich über der Wand vor Erschöpfung hingeworfen, hätte ich meinen armen Jungen platt zanken mögen, aber es fehlte mir dazu schlechterdings der Atem. Ein weiterer Besänftigungsgrund, daß wir nicht mehr weit vom Passe waren. Einen Sturzbach überschritten, bogen wir in die Scharte ein und nach wenigen Minuten standen wir auf der Höhe des Sölkerjoches, die nach Angabe des offiziellen Führers 2790 Meter hoch ist. Das ist nun zwar um tausend Meter übertrieben, doch ist der Paß immerhin schon so hoch, daß in den Steinkaren der vergletscherte Schnee nicht verschwindet. Ich verabschiedete hier meinen Jungen und genoß dann den Reiz, allein zu stehen mitten in den Bergwuchten ringsum. Gegen Süden zurück ein ganz beschränkter Ausblick in die Murtaler Gegend, gegen Norden nur das hinterste Tal der Sölk, in das der steinige Steig nun hinabführt. Auf dem Joch steht eine kleine Kapelle, in der man sich schützen kann vor dem peitschenden Nordwind, der den Schweiß des emporgestiegenen Wanderers doch etwas zu rasch aufleckt, besonders wenn man keinen Übermantel bei sich hat, sondern nur im leichten Sommerrock, über der Achsel das „schottisch“ gestreifte „Schaltuch“ geworfen, durch das Land spaziert.

Zwei Stunden später zog ich nach siebenstündiger Wanderung im Dörflein St. Nikolai ein, das trotz seiner Meeres-

höhe von 1126 Metern zwischen den steilen Tauernriesen wie in einem tiefen Abgrunde gebettet ruht auf Almmatten.

Im Einkehrhause „Zum Gemsjäger" in St. Nikolai ist gut ruhen, ich tat es zwei Stunden lang. Auch dieses Haus weiß von einer besseren Zeit, als der Verkehr über das Sölkerjoch noch ein lebhafter war. Seit im Murtale und im Ennstale die Eisenbahnen gehen, verstreicht selbst zur Sommerszeit manche Woche, ohne daß ein Fremder einkehrt in dieses Alpenhospiz. Ich konnte anfangs nicht recht begreifen, warum in dem Gasthause mit den heimlichen Zimmern kein Sommerfrischler saß, kein einziger; später, als ich den weiten und schlechten Weg ins Ennstal hinaus kennen lernte, habe ich's freilich verstanden, wieso es kommt, daß dieses Dorf eine verschlossene Hirtenidylle bleibt. In dem Kirchl, das vom Kreuzleingarten umgeben ist, liegt Stimmung, zu den Fenstern blauen die Bergriesenhäupter herein. Die Leute sind fromm und alter Sitte zugetan; den Kuraten find ich aber im Garten fleißig studierend für die Pfarrersprüfung, die ihn aus diesem Alpenwinkel erlösen soll. Ich an seiner Stelle möchte aber doch lieber Seelsorger sein in dem armen, aber gläubigen Gebirgsdörfl, als auf reicher Pfründe bei Atheisten und Indifferentisten, bei denen kein Priester mehr was ausrichtet, während er hier der Trost und die Liebe der Menschen ist.

In St. Nikolai zweigt von unserer Richtung links das Kaltenseebachtal ab, und der Steig zu dem einst vielbesuchten 2600 Meter hohen Knallstein. Mir hatte der Küster, Organist und Dorffuhrmann, namens Larer, sein Wäglein eingespannt und so ging's der Sölk entlang, talwärts. Die Häuser der Gemeinde ziehen sich an der Sölk stundenweit hinaus, man wundert sich über so viele und

stattliche Menschenwohnungen in diesem entlegenen Alpentale, das kaum eine fahrbare Straße hat. Vor einigen Jahren hatte ein Hochgewitter die Straße ins Ennstal hinaus gänzlich zerstört; man sieht nur unendlichen Schutt und die fahlroten Scharten der Lahnen, die überall von Berglehnen niedergegangen sind. „In der Osternacht soll ein unschuldiges Mädchen einen selbst gesponnenen Faden ziehen durch das Tal; solches schützt vor Lahnengang." Ist das denn versäumt worden? Oder können in den Tauerntälern die unschuldigen Mädchen noch nicht spinnen? — Sommer um Sommer arbeiten seit jener Wetternacht zahlreiche Sträflinge an der Wildbachverbauung und sie sind nun so weit, daß ein Einspänner verkehren kann. Wer sich aber einem solchen Fahrzeuge anvertraut, wie ich es am selben Nachmittage getan, dessen Seele muß doch ziemlich fest an dem Leibe kleben, um nicht losgerüttelt zu werden. Die graubekleideten Sträflinge mit ihrer Markel auf dem Hut zieren diese Gegend etwas seltsam. Einer der Aufseher erzählte mir, daß die Totschläger darunter fleißige und gründliche Arbeit machen, während die Diebe faul sind und nur für den Schein zu arbeiten lieben. Daß die Totschläger gründliche Arbeit machen, ist übrigens bekannt.

Weit unten, in der Gegend von Großsölk, streift das Wasser alle Wege und Stege, Dörfer und Häuser ab und vergräbt sich in eine stundenlange Wildschlucht, in der sie stellenweise ganz grausig toben soll, um dann bei Stein gemächlich ins Ennstal zu fließen. Zu dem Dorfe Großsölk, müßten nach meiner Meinung die Landschaftsmaler wallfahren, nicht bloß, weil auf dem Hügel Kirche und Pfarrhof in einer alten „romantischen" Festung stehen, die einst das Großsölktal und das hier links abzweigende Kleinsölktal vor Feinden beschützt hat, als auch wegen der malerischen Holz-

häusergruppe mit ihren Söllern und zierlichen Fenstergesimsen, an denen Nelken und Pelargonien leuchten. Bald unter Großsölk — unsere Straße führt rechts am Berghang dahin — befreit sich der Blick ins Ennstal. Schon früher hat jenseits vom Ennstale her der zackige Kamm uns entgegengeblaut. Jetzt steigt an ihm der Stoderzinken hervor, und links hin blaut sich höher und immer höher das Kalkgebirge, in weißen Wänden blinkend, in blauen Schatten dämmernd, in ihren Zacken, Türmen und senkrecht abstürzenden Wänden ganz anders zu schauen, als die ungeformten Massen der Tauern. Und ganz hoch im Hintergrunde dieser Felsmassen ragen zwei Spitzen kühn auf, aus blinkend weißen Gründen — es ist der Dachstein mit dem Torstein. Als Gegensatz liegt zu unseren Füßen das weite, sonnige Ennstal, in dem alle Wildnatur, ob Stein oder Wasser, gezähmt zu sein scheint und die Macht der Menschen herrscht. Die zwölfte Wanderstunde war vorbei, als ich an der Haltestelle Stein in den Eisenbahnzug stieg, um über Steinach-Irdning nach Mitterndorf zu fahren.

Und bei schönem Wetter wochenlang so fort in Zickzack durch das weite Alpenland. Manchmal auf stiller Matte beschauliche Rast. Ringsum grüne, blaue, weiße Berge in ewiger Größe seelenlos starrend. Da frägt der müde Wanderer sich: Warum? Was ist es, das dich jagt von Tal zu Tal, von Höhe zu Höhe? Ein unendliches Dürsten nach Bergnatur, und doch nirgends Ruh' in ihr, so unstet wie Wildwasser, das immerwährend forteilt und immerwährend da ist. Diese heiße, selige Bergsucht, was hat sie nur für einen Zweck?

Vielleicht ist sie gerade darum so göttlich, weil sie keinen hat.

Am Brenner.

1899.

Hat schon jemand der Schönheit der modernen Technik ein Preislied gesungen? Wenn nicht, so ist es höchste Zeit dazu. Nicht etwa der Nützlichkeit, ich sage der Schönheit unserer technischen Erfindungen. Man wird bisher wohl nur vor Erstaunen nicht dazu gekommen sein, die Dinge in ein ästhetisches System zu bringen, obschon wir jeden Tag fühlen, daß das stolze Dahinfurchen eines Riesendampfers, das Vorüberrasen eines Schnellzuges, das energische Dahingleiten eines elektrischen Wagens, das glatte lautlose Fliegen eines Fahrrades, die dämonische Maschine im Gewerk, die den glühenden Eisenklumpen wie Butter schneidet usw., dem Beschauer ein Behagen bereitet, das dem Kunstgenuß ähnlich ist. Die Nerven bekommen Schwung wie Harfensaiten, wir empfinden eine wohltuende Harmonie unseres Wollens mit den Naturkräften und sind obendrein stolz darauf, die geheimnisvollen Kräfte in unsere Dienste gespannt zu haben. Ferner ließe sich von der Formschönheit der technischen Werkzeuge und Erzeugnisse sprechen, kurz, Kunst und Ästhetik wird sich mit dem „technischen Zeitalter" auf vertraulichen Fuß stellen müssen, anstatt sich von der „praktischen Prosa" hochmütig abzuwenden. Die Fabrikschlote, die Schlackenhaufen, die Arbeiterbaracken und derlei Werksprodukte gehören allerdings nicht in die Ästhetik.

Aber gibt es nicht in der Natur selbst Häßliches? Hat nicht das Herrlichste, das Feuer, seinen Rauch und seine Asche? — Geradezu wunderbar schön findet es der betagte Mann, im fein eingerichteten Gelaß des Schnellzuges durch das bunte Wandelpanorama der weiten Welt dahinzugleiten, mühelos den hohen Berg hinangetragen zu werden und oben durch das Telephon mit den Lieben in der Ferne persönlich plaudern zu können! Es ist nicht bloß angenehm, durch einen Druck am Knopf die Nacht in Taghelle zu verwandeln, es ist mehr, es ist einfach schön. Es dringt tiefer in unser Herz, als ein behagliches Bett, als eine gute Mahlzeit, es führt uns näher und näher der heiligen Naturkraft, der wir mit angehören, die wir nützen, ohne sie zu kennen.

Ähnlich waren meine Gedanken an jenem heiteren Julitag, als die Dampfmaschine mein bewegliches Haus schnaubend hinantrug am südlichen Hang des Brenners. Hätte ich den Weg von Steiermark bis ins Herz Tirols zu Fuß machen müssen, oder in dem Kobel eines Postwagens, wie sterbensmüde würde ich in Gossensaß angekommen sein, wie gering wäre die Wirkung der Stubaierferner gewesen, die durch das Pflerschertal herableuchten. Hingegen war ich, hoch oben auf der Alpe dem Zuge entstiegen, frisch wie ein Hirtenknab.

Zwar war diese fast vierzehnhundert Meter hohe Alpe eine Niederung mit Wiesen, Bach, Straße und Eisenbahn, ganz wie es sich im tiefen Tale spielt; an beiden Seiten strebten die Bergriesen auf. Ein Adlermensch, der sich da emporschwänge in die dünne Luft, er würde sehen, wie der Brennerpaß mitten in einem ungeheuren Gletscherkranze liegt. An dreitausend Meter hohe Vorberge mit den wunderlichen Namen „Kraxenträger“, „Wolfendorn“, „Hühnerspiel“, „Tribulaun“, „Roßkopf“ usw. laden den Pilger zum Steigen ein.

Sie alle, sogar der „Höllenkragen", sollten ihre starren Nacken unter meinem Fuße beugen müssen in den nächsten Tagen. Seit Jahren hatte sich in mir so viele Steigelust und Bergfrohheit angesammelt, daß meine Seele einstweilen in einem gellendem Juchschrei explodierte.

Gleich an diesem Tage der Ankunft machte ich zur „Trainage" eine Wanderung am Brennersee vorüber in das Vennertal, hinan bis zum Fuße des Kraxenträgers, wo hoch vom Eisfeld nieder das lange weiße Band eines Wasserfalles sinkt. Und langsam sinkt der Riesenstrahl, obwohl er, wie mir närrischerweise einfiel, das Loch in der widerstrebenden Luft schon längst gebohrt haben müßte. Der Bach rann so glatt und klar daher und war doch erst dort oben über der Terrasse in tausend Scherben zerschlagen worden. Am Bach steht eine Marmorschleiferei, so einfach wie eine vor Jahrtausenden. Ein paar rohgezimmerte, vom Wasser getriebene Hebel schleifen mit ihren Sandballen Tag und Nacht ununterbrochen über den Marmorblock und verrichten zwar langsam, aber fast kostenlos die gründliche Arbeit. Lange betrachtete ich diese elementare und zugleich zweckmäßige Bewegung, und selbst in solchem Urzustande ist die Technik sinnreich und schön.

Dann höher hinauf zwischen Felsblöcken und verwitterten Fichtenresten zu den Almen. Allmählich steigen hinter den Nachbarhöhen die Berge Tirols empor in nah und fern. Über Stein und Schnee und Schutt geht's hinein in einen grünen Almkessel. Dort steht eine der Hütten mit flachem, steinbeschwertem Schindeldache. Vier oder fünf Stunden vom nächsten Dorfe entfernt — ist das Bergeinsamkeit genug?

„Nun, wie tut sich's? Ist die Sennerin daheim?" Solches Grußwort zum Fensterchen hinein.

„Wohl, wohl, sie ist daheim," grüßt's heraus.

„Ist sie jung und fein?"

„Was nit noch! Ein alter Schragen ist sie, ein spottschlechter!" Aber die Stimme, die es aus der Hütte hervorrief, war leidlich frisch. Eine Zahnlückenstimme war es nicht, und das ist schon einmal eine Hauptsache. Habe ich also das höfliche Ersuchen gestellt, daß sie aufmachen möge.

„Gar auf keinen Fall!" rief sie. „Ich mach' beim Tag niemandem auf. Keinem Menschen nit."

„Aber schau, Mädel, warum nit?"

„Weil's eh offen ist."

Aber natürlich! Die niedrige Brettertür war nur angelehnt, ein leichter Druck an der Holzklinke und die Scheidewand war gefallen. Das Mädel stand da und stemmte die nackten Arme in die Seiten. Das flackernde Herdfeuer machte kein Hehl aus ihrer Schönheit. Gerade so arg war sie ja auch nicht. Mehr stark als fein. Mehr gesund als schön. Und schon ein wenig angeherbstelt. Merklich angeherbstelt, wie die Brombeere im Oktober. Ich war — treuherzig gesagt — auf eine solche Begegnung nicht gefaßt gewesen, hatte die einschichtige Almhütte für eine Schale ohne Kern gehalten. Nun wollte ich bloß das eine wissen, wieviel Uhr es sei.

„Da muß er halt just einmal die seinige aus dem Säckel ziehen," sagte sie und lachte hell dabei auf.

So zog ich denn an dem Silberkettl und hielt ihr die Uhr, ein Chronometer neuester Art, ans Ohr.

„Uih!" rief sie, „das Ding ist ja mausetot!"

„Allerdings, Bergjungfrau, ist sie tot. Da unten im Vennertal hat sie der Schlag getroffen, ist die Feder abgesprungen. Ohne Feder kann nicht einmal ein Vogel fliegen, geschweige eine Uhr gehen."

„Nachher weiß ich kein anderes Mittel, als daß wir auf des Herrgotts Zifferblatt schauen." Sie trat vor die Hütte, guckte auf die Schattenlinie einer aufrechtstehenden Stange. Diese wies nach einem weißen Stein, wie sie im Halbrund lagen. „Um viere wird's sein."

„Sennerin, diese Uhr tut's wohl für den Tag. Was machst aber bei der Nacht?"

„Schlafen. Und wann ich ausgeschlafen hab', steh' ich auf. Da braucht's weiter keine Uhr."

Ich hatte mich auf eine wackelnde Holzbank gesetzt und überlegt, ob ein Weitermarsch geraten sei oder ob es nicht mit dem Dableiben zu versuchen wäre.

„Was ist es, schöne Almerin, hast du nichts zu essen?"

„Milch, wenn er will."

„Milch? Weißt du — Milch, das ist so 'ne Sache. Wenn ich schon trinken will, ist mir Bier lieber." Das war nur zum Spaß gesagt und in gleichem setzte ich bei: „So ein bissel was Festes und Feistes, wenn du hättest. Schinken oder Speck."

„Ho, ho!" lachte sie, „haben tun wir's schon. Aber noch an der Sau ist's. Und die Sau ist noch in Sankt Jakob. Wenn er warten will bis Martini."

„Recht gern. Derweil mußt mir aber wohl ein paar Eier kochen." Denn bis Martini dauerte es noch rund vier Monate.

„Mit den Eiern mußt auch wieder warten, bis die Woche zu End' geht. Wird eh morgen schon Samstag sein. Da kommt mein Bauer herauf und bringt was."

„Die Einladung ist sehr dankenswert. Aber — morgen Samstag, sagst? Du holde Erscheinung, das kann ich nicht recht glauben. Denn weil heute erst Mittwoch ist."

Da schaut sie auf und wird nachdenklich und kraut sich

am Nacken. Und redet in den Herd hinein: „Mittwoch? Und nit Freitag? Wie geht denn das her? Mittwoch, hat er gesagt, daß heut tät sein?“

Ich konnte sie dessen versichern. Ein so kurzes Gedächtnis der Kulturmensch hat, die Wochentage vergißt er doch nicht. Die merkt er sich sogar ohne Notizbuch.

„Ja, mein Herrgöttl, wohin ist denn nachher das Essen gekommen, wenn heut' erst Mittwoch ist? Da langt's ja nit! Was ist denn das? Na, na, anluigen tut er mich. Wird eh Freitag sein, heut'!“

Allmählich bin ich dahinter gekommen, was die Sennerin auf der Kraxenalm für einen Kalender hat. Und das war so. Am Samstag jede Woche kommt aus Sankt Jakob der Bauer herauf mit der „Butten“. Einen Laib Brot, zwei Maß Mehl, ein Pfund Schmalz, vierzehn Stück Eier, das bringt er mit, und wird der Vorrat so eingeteilt, daß er die Woche über reicht bis zum nächsten Samstag. Wenn nur mehr ein paar Löffel voll Mehl und zwei Eier vorhanden sind, so deutet das untrüglich auf Freitag. — Und jetzt soll erst Mittwoch sein? Da muß schon der Teuxel sein G'spiel haben! Ihren Filzhut hatte sie auf, die nachdenklich gewordene Maid, da riß sie einmal an der Krempe rechts, dann an der Krempe links, als wollte sie dem Kopf vorher keine Ruhe lassen, bis es ihm eingefallen, wie das diesmal zugehe mit den Wochentagen. Plötzlich sagte sie leichthin: „O, ich weiß schon!“ und flog — ich merkte es wohl — ein roter Hauch über ihr Gesichtl. Jetzt wurde auch mir etwas klar.

„Ach, da schau her!“ rief ich, mit den flachen Händen auf die Oberschenkel patschend. „Also auch bei euch Tirolerinnen ist dieser Brauch?“

„Was für ein Brauch?“ gab sie schneidig zurück. „Ich bin eine Kärntnerin.“

„Gut, Dirndel, dann stimmt's noch besser. Dreist sag' ich dir's: Mir gefallen Leute, die keine Uhr und keinen Kalender haben. Die Uhr macht Sorg' und der Kalender macht alt. Es gibt schöne Blümlein, die Zeitlose heißen, weil sie sich nach keiner Zeit kehren. Ein solches bist du. Und jetzt will ich dir sagen, wann deine Uhr stehen geblieben ist."

„Da kannst einpacken. Deine Gescheitheit ist mir zu dumm."

„Das macht nichts. Nachher kannst du mir noch ein Häferl Milch verkaufen. Weißt, ob gescheit oder dumm, zugegangen wird's halt so sein: Wahrscheinlich am vorigen Sonntag hast Besuch gehabt. Im Gebirg kann man niemand hinauswerfen, man muß ihm notgedrungen über Nacht Obdach geben und noch mit Schmalznocken und Eiern aufwarten, gelt? Besonders wenn's so ein lieber Kerl ist, ein fester Holzknecht oder ein frischer Jäger, oder was — gelt? Schau, und der hat dir die halbe Woche weggegessen. So wird's gewesen sein."

„Was er nit alles weiß!" brummte sie und warf die Herdbrände auseinander. Die Milch war ja gar und sonst gab's nichts zu kochen.

Als dergestalt diese Zeitfrage gelöst und die Lösung ohne Widerspruch geblieben war, habe ich mich von meiner Herbstzeitlosen verabschiedet und stundenlang meine Beine vorangesetzt, bis spät abends das alte Hospiz am Brennerpaß erreicht wurde.

Da war alles voll Kalkgruben, italienischer Maurer, Touristen und Kurgäste. Das Hospiz war überfüllt; wenn ich nicht warten wollte, bis das eben im Bau begriffene große Hotelpensionat fertig wäre, so müßte ich für die Nacht vorliebnehmen mit einer Kammer über der Wäscheküche, die

noch unbesetzt war. Nach kurzem Nachtmahl hatte ich mich bald ins Bett gelegt. Die Kammer war dunstig wie ein Schwitzbad, feucht und schwül. Doch ruhte sich's prächtig, und ich war bestrebt, bald einzuschlafen, um morgen beizeiten die Bergwanderung, zu der dieser Spaziergang nur eine Vorrede gewesen sein sollte, anzutreten. Kaum war so eine halbe Stunde vergangen, als mir die Nase zu prickeln begann, Niesreiz, in der Luftröhre ein feines Winseln — mein Geschick war besiegelt. Die „große Tiroler Gebirgspartie" war zu Ende. — Ich kannte die Vorboten nur zu gut und wußte, was kommen würde. Eine Stunde später schnaufte und stöhnte ich in leidiger Atemnot, die mir Lunge und Brustkorb zersprengen wollte. Ein qualvolles Ringen nach Luft die ganze Nacht — jetzt liegend, jetzt lehnend, jetzt nach vorne gebeugt, auf den Ellbogen kniend. So hat mich der Morgen gefunden, zerschwitzt und erschöpft, daß ich kaum die Treppe hinabzusteigen vermochte in die frostige Luft.

Und bin ich am selbigen Vormittage in dem kleinen Orte herumgesessen und am Stock herumgeschwankt, wie ein Siecher, dem man nur raten kann, heute lieber als morgen heimzureisen zu seinem Begräbnisse.

Die Brennerhöhe aber ist so, daß man ungern fortgeht, und wäre es auch nur zur Besorgung der höchst persönlichen Angelegenheit: sterben. In der Nähe des kleinen Ortes stürzen zwei Wasserfälle herab, wovon der eine über das Hochtal hin gegen Süden, zu den Geländen der Etsch, der andere über das Hochtal gegen Norden zum Inn hinausrinnt. Das alte Einkehrhaus auf dem Brenner trägt am Tore links die Tafel mit der Erinnerung, daß am 2. September 1786 der Dichterfürst Wolfgang Goethe in diesem Hospiz übernachtet hat. Ein zweites Gebäude gleich daneben zeigt an der Wand ein Gemälde: Andreas Hofer und seine

Schützen, zum Andenken, daß hier im Jahre 1809 die folgenschweren Kriegsberatungen der bäuerlichen Landesverteidiger getagt haben. Am Berghang das alte Kirchlein, auf dessen Keilturm die Meßglocke läutet, vom Bahnhofe her der grelle Pfiff der Eisenbahnmaschine, so wirbelt hier die alte und die neue Zeit durcheinander. Die neue Zeit sprudelt besonders lebhaft in den modernen Speisesälen und Söllern. Ein internationales Publikum vom leblustigen Hamburger bis zum russischen Fürsten. Stattliche Wiener Frauen in rauschender Seide und mit funkelndem Geschmeide; schlanke Münchner Dämchen in ländlicher „Dirndeltracht" und mit den bleichsüchtigen Stadtgesichtern; dazwischen flirtende junge Herren mit Glanzstiefeletten und schwarzschnürigen Monokeln. Auf der glatten Straße rollen die eleganten Zwei- und Vierspänner reicher Leute, von den Berghängen kommen mit langen Stecken und krummgebogenen Knien Touristen herab, und an der Ecke kauert ein Spielmann, der mit seiner Ziehharmonika die Disharmonie seines Lebens auszugleichen sucht. Und in den Sälen decken geschäftige Kellnerinnen immer wieder die Tafeln mit frischem Linnen und silbernem Bestecke und haben nicht genug Hände und Füße, die nimmermüden Wünsche der Großstädter, die hierher kommen, um „Natur zu kneipen", zu befriedigen. — Ob es an jenem Tage, als der berühmte Exzellenzherr aus Weimar hier Herberge nahm, auch so vornehm zugegangen ist? Oder was der Mann wohl sagen würde zu der heutigen feinen Welt, die sich in diesen öden Gebirgen herumtreibt, einer Schönheit wegen, die er, der größte Schöngeist aller Zeiten, so fast ganz übersehen hatte. —

Im Schauen und Sinnen also ist Ersatz gesucht worden für das hinfällig gewordene Wandern. Dann blieb mir, dem mit so hochfliegenden Fahnen ausgezogenen, nichts übrig,

als mich vom Schaffner in den Wagen heben zu lassen, um heimwärts zu reisen.

An den Berghängen lagen Nebel herab, ein scharfer Wind strich und schleuderte Regentropfen ans Fenster. Das sollten wahrscheinlich wohlmeinende Tröstungen der Natur sein, weil einer, der so ungerne ging, fort mußte.

Als der Zug unten den Eisack entlangrollte, war Sonnenschein, und mein Asthma, — wo war mein Asthma? —

Unterwegs in Verstoß geraten. Im Körper frische Kraft, in der Seele neue Unternehmungslust, so bin ich ausgestiegen in Sterzing, der uralten Tirolerstadt. Soll es gleich auf die Amthorspitze gehen? Oder über den Jaufenpaß ins Passeiertal des Andreas Hofer? Oder wohl gar durch das Ridnauntal ins Stubaier Hochgebirge, über die Fernerwelt zur Frau Kloß in Vent oder zu dem guten Kuraten Stelzer in Obergurgl, dem höchstgelegenen Dorfe Tirols? Die Lunge wieder frei, die Welt wieder offen — juchhe!

Als Einleitung ein Gabelfrühstück mit Begleitung. Diese bestand aus einem Glase Südtiroler jener Gattung, die so reich an Tanin, Kohlensäure und Göttlichkeit ist. Dann habe ich mir einen einspännigen Wagen unterlegt, die Beine würden sich später über eine unnütze Existenz nicht zu beklagen haben, — und fröhlich davon durch das Ridnauntal hinein, über das Sterzinger Moos, „wo die alten Männer Blümel brocken". Immer haben sie nicht Blümel gebrockt, im Jahre Neun haben sie hier eine Schlacht geliefert und den Fremden gezeigt, wer Herr im Lande ist. Die Hochspitzen des Stubaier Gebirges, die dort im Hintergrunde sonst dunkel über den Eisfeldern stehen, ragten heute in die Wolken hinein. Was können auch die Wolken dafür, daß die Tiroler Berge so hoch sind, sie segeln in mäßig schönen Sommertagen

gerne ihre zweitausendfünfhundert Meter Höhe dahin, ohne böse Absicht. — Mein Kutscher wußte übrigens zu sagen, daß die Nebelfetzen, die ums Hochgebirge flattern, nichts anderes seien, als unerlöste Seelen übermütiger Touristen, die dort oben umgekommen sind. — Aus diesem Ridnauntal kommt ein Bachbett hervor, in dem die ganze Donau Raum hätte. Die Wildbachfluten müssen hier fürchterlich wirtschaften. Einmal furchen sie da hinaus und wälzen wuchtige Felsblöcke auf die Auen hin, das andere Mal graben sie dort hinein und reißen hoch vom Berghang die Lahnen, die sie dann in quirlenden Muren weiterschieben und dabei mit hohlem Donnergebrause alles zerstören, was Menschenhände aufgerichtet hatten. In den Sommertagen liegt die breite Steinwüste knochendürr da und das kalkgraue Wasser gießt mit seinem ewigen Geschrei in tieferen Rinnsalen dahin.

Mein Kutscher hielt vor einem Wirtshaus und riet mir von da aus den Besuch der nahen, in einem Seitengraben versteckten Gilfenklamm an. Von dieser Gilfenklamm hatte ich schon in Sterzing so viel Reklame gesehen und gehört, daß ich kopfscheu wurde. Sie soll „hergerichtet" worden sein, billige Fahrgelegenheiten, gutes Wirtshaus! Ob sich die Wirte und Kutscher was verdienen, ist mir gottlos gleichgültig. Die Gilfenklamm mag gewiß sehr schön sein, aber ich lasse mir den Kopf nicht gern zwischen zwei Hände zwängen und das Gesicht dorthin wenden, wo Spekulation die Natur korrigiert hat und wohin die Menge gafft. Selber suchen führt zu gutem Finden. Das ist nicht just auf die Gilfenklamm gemünzt, sondern mehr in die Welt hinausgesprochen.

Die Stubaier rückten immer näher, mehrmals gaben graue Nebel die Sonnklarspitze frei, zum ersten Willkommgruß. Vielleicht, daß an einem der nächsten Tage auf jener Hochzinne ein unendlich winziges Rauplein klebt und

mit zwei noch kleineren Augen glückselig eine Welt in sich saugt. — Das Hochtal steigt an, von Terrasse zu Terrasse, der Menschen Hütten und Straßen und alles Wachstum zurücklassend, bis nichts ist als Stein, Wasser und Eis. Das Brausen der von Hochwänden niederspringenden Bäche, das Pfeifen des Windes in den Riffen sind dort die einzigen Laute. Vielleicht auch, daß noch irgendein Almer jauchzt oder ein Tourist — um Hilfe ruft.

Vor der ersten Terrasse steht noch das Dorf Mareit mit seinem weißen Kirchlein und seinem weithinleuchtenden Schlosse. Dahinter am Waldhang steigt schnurgerade eine Eisenbahn hinauf, die oben im Gebirge hineinzieht bis in den letzten Winkel, nahe dem Übergang zur Passer. Das ist eine Erzbahn, die wohl bisweilen, wenn ihr Erzherz weicher gestimmt ist, einen Bergwanderer mit hinaufnimmt bis Schneeberg, wo unter der ehernen Gletscherhaube Zinkerz gewonnen wird, — das höchstgelegene Bergwerk Europas.

Ich beratschlagte mit meinem Kutscher, ob ein Mitfahren auf der Erzbahn anstrebenswert sei. „Nutzt Ihna nix," antwortete er. „Derfen kein' mehr mitnehm', seit dem Unglück vor etlan Tagen." — „Welchem Unglück?" — „Auf dem nämlan Wägelan, wo der Herr jetzt sitzt, isch er gelegen, wie iach ihn hinausgeführt hab' nach Sterzung. Ein Student aus dem Reich, oder wie's gesagt haben. Auf die Sunklarspitz' hat er wollen. Ein bildschöaner Mensch. Den haben's mitgenommen auf der Erzbahn und ischt samt dem Wagen abigestürzt."

Auf dem nämlan Wägelan, wo der Herr jetzt sitzt! — Dieser Herr hat die Toten ihre Toten begraben lassen und stieg nun aus. Bei Mareit lohnte ich den Kutscher ab, schwang den Rucksack auf die Achsel, faßte den Bergstock fest und begann stramm anzusteigen gegen das Einöddorf Rid-

naun, um dort einen Führer zu nehmen ins hohe Birg. — Das wonnige Herz hielt aber nur etwa drei Minuten vor. Am steilen Anstiege fühlte ich den eisernen Ring, der sich mit jedem Schritte enger um meine Brust schraubte. — Daß in der reinen Hochlandluft das Asthma nach dem nächtlichen Anfall vorüber sein würde, wie es ja auch sonst manchmal flüchtig ist — dieser Wahn war dahin. Der Lungenkrampf war wieder da und zwar so heftig, daß ich kaum talwärts wanken konnte. Mein Kutscher war zum Glück ein Weilchen am Wirtshause zu Mareit kleben geblieben; jetzt war ich klein geworden, und er konnte mich wieder mitnehmen nach Sterzing zum Bahnhof. Dieweilen das Pferd Heu fraß, schleppte ich mich zur Kirche hin, damit diese Fahrt doch ein Ziel hatte. Es war die geräumige, lichte Tiroler Dorfkirche mit ihren alten naiven Bildwerken. Auffiel mir nur der Mangel an Blumen und Fahnen, die sonst um diese Jahreszeit den sieghaften Schmuck der katholischen Gotteshäuser bilden. Über den Altären lag ein Hauch von Trauer, wohl harmonierend mit der ernsten Hochgebirgsstimmung draußen und mit meiner Betrübnis. — Bin ich's denn nicht würdig, den Hochwüsten dort oben ins Allerheiligste zu schauen? Nein, ich will nicht klagen. Herr, du hast mir gnadenvoll schon genug der Wunder gezeigt in deiner erhabenen Welt. Ich will ergeben heimkehren ins Waldland, wo deine Herrlichkeit ja auch ein liebliches Kleid hat. Aber einmal noch — oder zweimal oder wenn's sein könnte, noch öfter, möchte ich halt doch gern auf einem hohen Berge stehen. Gedenke auch der Halbsiechen, gütiger Vater!

An der Kirchhofsmauer zu Mareit steht eine Kapelle, deren innere Architektur mit — Knochen und Totenschädeln geschmückt ist. War nicht auch das Tabernakel erbaut aus Menschenbeinen? An den Wänden anstatt der Heiligenbilder

stehen Gerippe, deren fletschende Schädel Königskronen tragen, deren Armknochen die geknickte Fackel halten? Einer der wunderlichen Knochenheiligen streicht mit dem Fidelbogen die Geige, dieweilen er seinen Fuß mit den grauenhaft langen Zehen auf die Erdkugel stützt. Dem ewigen Kreisen des Erdballs spielt der Tod ein Tänzlein auf! Und siehe dort — dort am Pfeiler, just dem Eingang gegenüber halb in einen braunen Mantel gehüllt, steht ein Menschenknochenmann, grinst mit hohlen Augen und einem breiten Mund voll weißer Zähne und zielt mit gespannter Armbrust, in welcher der Pfeil liegt — haarscharf auf mich. Auf mich keuchendes Menschenbild, diesem Jägersmann anheimgegeben. Aber gerade was an diesem Schützen das Schauerlichste war, nämlich das Gerippe — es war auch das Beste. Fleischlose Finger drücken nicht los. Doch habe ich mir's gemerkt, das Sprüchlein, das unterhalb auf dem Sockel steht: „Sei bereit allezeit!"

Also hat mich an diesem Tage, froher Alpenwanderung gewidmet, das Memento mori verfolgt bis ich erschöpft ins Eisenbahngelaß sank. Und dort, durch Mitreisende, vernahm ich wieder vom Leben und seiner immerdar frohgemuten Wehr gegen Unkraft und Urkraft. Gerade an demselben Tage hatte in Gossensaß eine Versammlung den Bau einer Touristenbahn auf die Amthorspitze besprochen. Also wird auch für die Siechen und Halbsiechen gesorgt sein. —

Ein Besuch bei Defregger.

1900.

Nach zehnstündiger Nachtfahrt wieder einmal in Dölsach. Der Zug hat mehrere Touristen ausgeworfen, die nun um Wagen feilschen zur Fahrt nach Heiligenblut. Der Himmel klar, ein kühles Tauernlüftchen verspricht schöne Tage. Ich setze mich zu meinem Dölsacher Wirt Eder ins Wäglein — 's ist noch der muntere Bursch von früher. Von seinen achtzehn Pferden, die mit Reisenden aus aller Welt ins Glockner Hochtal gingen, war ein einziges übriggeblieben, mit dem wir nun auf den Iselberg fuhren. Nach eiligem Mittagsessen im Paßwirtshause — auf Bergtouren ist meine Ungeduld, rasch emporzukommen, groß — begann ich den Anstieg. Mutterseelenallein! Der wandert nicht einsam, nicht verlassen, den die Mutterseele begleitet. Und sie begleitet jeden, der sich hingibt, der Mutter Natur vertrauend. Und so kroch das Körperlein, Mensch genannt, langsam, mühsam, frohsam empor durch den dunkeln, im Tauernwinde rauschenden Bergwald gegen die Almen, die Felsen, die Eisfelder des hohen Gebirges, das zwischen dem schluchtartigen Devanttal und dem Mölltale hineinzieht zu dem Stocke des Großglockners. Des Glockners, der wie ein ungeheurer Seestern seine eis- und steingepanzerten Fänge ausstreckt über drei Länder. An einem solchen Fänger

eben arbeitete ich mich hinan, auf hoher Alm einem Zaun entlang, der Tirol und Kärnten scheidet. Zwischen einzelnen sturmzerzausten Fichten weideten Pferde. Das ist der „Roßboden“, aus dem der Verfertiger meiner Touristenkarte — „Groß-Bohn“ gemacht hatte. So geht es den Herren, die ihre Wissenschaft bei der örtlichen Bevölkerung holen müssen, ohne deren Mundart zu verstehen. Also haben die Geographen aus dem „Hohen Aar“ einen „Hoch-Narr“ gemacht. Und als jener Landmann in Südtirol auf die Frage, wie der Berg heiße, treuherzig zur Antwort gab: „Däs woaß ih nit,“ schrieb der gelehrte Herr ebenso treuherzig: Desoa-Sinit. Seitdem heißt der Berg in der Karte für alle Welt der Desoa-Sinit.

Nun, ich war auf dem „Groß-Bohn“. Einen mir begegnenden Knaben rief ich an, ob nicht eine Quelle in der Nähe sei?

„Das dechter nit,“ war die Antwort, aber vor dem fuchsigen Roß sollte ich mich in acht nehmen! Das fuchsige Roß, ein Koloß von einem Pferd, kam allerdings auf mich zu, hob hoch sein Haupt, daß die Mähne flog und wieherte kampflustig. Da ich keine andere Waffe bei mir hatte, als die des Schwachen, die Vorsicht, so flog ich vor dem drohenden Feinde nach Kärnten, das mit einem Sprung über den Zaun bequem erreicht war.

Auf meinem Berge weiter oben stand die Ruine einer Halterhütte; sie war nicht mehr zu brauchen als Schutz vor dem heftigen Wind, denn durch die Fugen der Zimmerung und durch die bretterlosen Dachsparren sang der Atem des Tauern ein schönes Alpenlied. Ich stieg hinan gegen die Felsen des Petzeck, hinter denen sich Spitze an Spitze reiht und in deren nördlichen Mulden das Gradenkees und das Klammkees ruhen.

Plötzlich wurde es grau um mich, die Sonne war eine weiße Scheibe, der man mit freiem Auge ins Gesicht schauen konnte. Ein paar Augenblicke später stak ich mitten in einer Wolke, die aus einer Scharte des Petzecks still und tückisch auf mich herabgeflogen war. — Jetzt aufgepaßt! Festhalten im Kopf die Himmelsrichtungen, sonst steigst du unrecht ab und verirrst dich in die Wände. — Erzählte mir doch erst an demselben Tage ein Dölsacher, ein mit diesen Bergen seit Kindheit wohl Vertrauter, daß er vor kurzem auf der Suche nach Schafen vom Nebel überrascht, in einer Felsspalte hätte übernachten müssen, fast verkommend vor Frost. Ich hielt mich an den Grenzzaun und war geborgen. Drei Stunden später vom Tal aus war es recht behaglich zu sehen, wie oben die Gipfel und Zinnen von fliegenden Wolken umsponnen wurden. —

Am nächsten Morgen tiefer hinein nach Tirol. Ungefähr dort, wo die Rienz dem Eisack naht, stieg ich wieder bergan. Das ging zu einem lieben Freund, der auf einige Wochen der Großstadt entflohen, mit den Seinen zur Sommerszeit hoch oben in wilder Alpeneinsamkeit lebt. In Mühlbach, von wo täglich ein Bote das Nötige hinaufträgt, schützen sie ihren berühmten Liebling vor fremden Besuchern so gut sie können und man erfährt es nicht leicht, welcher Weg zu ihm führt. Weiter oben in Spinges habe ich die kleine Kirche gesehen, deren Eingang im Jahre 1795 ein Bauernmädchen mit der Stallgabel gegen die anstürmenden Franzosen verteidigt hatte. Die Bauern hatten dort eine Schlacht gegeben und den Feind zurückgeworfen. Es war ein entscheidender Sieg, von dem heute noch der Denkstein mit dem Kreuze erzählt, der in der Nähe des Ortes vor einigen Jahren errichtet wurde. Zu Ehren des

heldenhaften Mädchens nennt das Dorfwirtshaus sich „Zur Jungfrau von Spinges“. Der kleine Ort macht einen recht armseligen Eindruck. In der Stube des Wirtshauses saß der Wirt ganz allein, vor sich ein großes Glas mit Rotwein und eine Pfanne mit Eierkuchen, woraus er langsam ein Stück ums andere hervorstach, während die Fliegen Glas- und Pfannenrand über und über besetzt hielten. In diesem Hause trieb ich einen Wegweiser auf nach dem versteckten Bergasyle des Freundes. Ein Knabe von etwa acht Jahren war's, der um einen Silberling treuherzig den Verräter machte. Ob Spinges konnte ich die Aussicht betrachten in das breite Tal, wo die Bischofstadt Brixen liegt und das Gelände, wo Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, gelebt hatte und heldenhaft gestritten für die Freiheit des Landes. Und für die Wahrheit, deren Blutzeuge er geworden ist. — Und dann ging es steil aufwärts auf schlechtem Bauernwege, der hin und hin mit Steinplatten ungefügt geflastert ist. Und hoch oben dort an vierzehnhundert Meter fand sich etwas, das man anderswo nur im tiefen Grunde zu treffen gewohnt ist — eine Holzsäge, und am Wege hin der Reihe nach ein halb Dutzend Bauernmühlen. Denn von der Bergeshöhe herab sprengt ein rauschender Bach. An diesem Bache gingen wir eine Stunde lang bergwärts. Dann zieht sich der Weg durch Wald unsteil dahin, immer näher den kahlen Tauerngruppen zu. Die Sonne war schon hinübergegangen hinter den Bergkamm. Plötzlich bog mein Junge vom Wege ab und links hinan zwischen Gebüsch und Steinen.

Und da der Knabe nun ein paarmal still stand, den Hals reckte und unentschlossen hin und her schaute, so war mir nicht anders: der Junge hat den Weg verloren und wir irren planlos. Da sah ich zwischen den Zirmbäumen eine

flinke Bäuerin herabkommen, die wollte ich fragen nach dem Hause, und was sie glaube, ob man es wagen dürfe, dort vorzusprechen und die Waldeinsamkeit mit einem Besuche zu stören. Denn aus eigener Erfahrung weiß ich, wie solche Störungen schmecken. Da tat meine vermeintliche Bäuerin einen lustigen Schrei und rief meinen Namen; die Frau des Freundes war's. Sie nahm mich am Arm, jauchzte hell, wie eine Almerin jauchzen kann, und rief in den schütteren Wald hinein: „Ratet, wen ich bringe?"

Im Walde stand das Haus. Eine Tiroler Berghütte mit flachem, steinbeschwertem Schindeldache. Im offenen Vorraum Männer in kurzen Lederhosen — und ohne weiteres war ich mitten in der Familie des Meisters Franz Defregger.

Soll ich die Idylle kurz dartun?

Früher hatte Defregger, wie schon erzählt, sein Sommerhaus gehabt auf dem Ederplan, nahe seinem Geburtshause. In der fremdenreichen Gegend hatte es dem ruheliebenden Künstler wohl nicht recht behagen mögen. Er wollte für die paar Sommerwochen ein ungestörtes Heim haben, und so hat sich auf diesem abgeschiedenen Berge ein Jagdhaus ergeben, das er zu einem Sommeraufenthalte herrichtete. Da lebte er zeitweilig mit seiner Gattin und den fünf Söhnen, fast alle schon erwachsen, echte Tiroler Burschen, die sich in die Lodenjoppe mit derselben Unbefangenheit schicken, wie in den Frack, dem sie zu München wohl zeitweilig verfallen sind. Aber ich wette, daß ihnen die Lodenjoppe lieber ist. Das Haus steht nahe der Vegetationsgrenze, mitten unter wetterzerzausten Bäumen. Es hat mehrere Bauernstuben und eine Küche mit dem großen Kessel über dem Herd. Neben dem Hause ist eine Hütte mit Tischlerei, an der sie gerade an demselben Tage gebaut

hatten. Der Hausvater hatte just: „Feierabend, Buben!“ kommandiert, als die Hausmutter mit dem ungebetenen Gaste kam. An der anderen Seite des Hauses, hinter einem üppig in den Trog sprudelnden Brunnen, steht ein Halter-Schutzhüttel aus Baumrinden gemauert. Darin sitzen sie des Abends um ein offenes Feuer herum und erzählen sich manchmal das Märchen von der großen, versunkenen Stadt. Von jener Stadt, die ihnen den Sommer über wirklich versunken ist, im Herbste aber wieder auftaucht und wie ein Magnet die Familie aus dem Hochgebirge an sich zieht zu neuem Schaffen und Genüssen, zu Kämpfen und Ehren. Und dann wird es umgekehrt sein, dann, in der glanzvollen Stadt, gedenken sie manchmal nicht ohne Wehmut des Märchens von dem Hause im Zirmkieferwald auf hohem Birg, wo sie an milden Sommerabenden einst gesessen sind am traulichen Feuer. So führen sie ein Doppelleben, wo durch den, ich möchte sagen, künstlerischen Gegensatz, eines das andere hebt und vertieft.

Froher Naturschau und körperlicher Arbeit geben sie sich hin da oben; schmackhafte und nahrhafte Tiroler Bauernkost hat den städtischen Tisch unterbrochen und die zeitweiligen Unbilden des Wetters sind dem alten, wetterharten Tiroler und den jungen Recken eher ein Vergnügen, als eine Widerwärtigkeit. Und abgeschlossen von aller Welt müssen sie sich unter allen Umständen selbst helfen in der Wildnis mit dem Mute und der Findigkeit eines Robinson. Selbst vor plötzlichen Erkrankungen bangen sie nicht. Die reine Luft, der warme Sonnenschein, das frische Wasser ist da, Weichsel-, Kirsch-, Kranabetbranntwein und andere gute Geister sind da — was kann geschehen? Die Krankheit schämt sich, so arglose Almleute angepackt zu haben, und nach wenigen Stunden ist sie weg.

Daß es jedoch durchaus nicht so frugal hergeht als man glauben möchte, das habe ich schon in der ersten Stunde meines Aufenthaltes im „Hoch-Kaser" erfahren. Da gab's auf meinem Tisch Milch, Butter, Käse, Honig, Waldbeeren, Talobst, Geräuchertes, Brot und Wein. Und zum Abendmahle kam der berühmte Bauernkaffee, die herrliche Brennsuppe, es kamen Sauerkraut, Speckknödeln, Eierspeise und Bozener Rotwein von der Gattung, die von mancher Wirklichkeit erlöst. Und sind wir in munterem Geplauder beisammen geblieben bis Mitternacht. Wie die beiden Alten so beieinandersaßen, jeder hinter sich eine Gebirgsbauernjugend und einen absonderlichen Lebensweg, da freuten wir uns der Welt, und die hoffnungsvoll nachwachsende Jugend leistete uns bei dieser Freude tapfer Gesellschaft.

Das will ich auch nicht vergessen, daß wir an demselben Abende vor dem Mahle von dem Berge aus noch eine — Bergpartie gemacht haben. Selbander bestiegen wir die Höhe des „Alt-Karl", es war ja kaum eine halbe Stunde hinauf. Und wie tat sich da oben die Welt auseinander! Die Eisackschluchten, das Valsertal, die waren zu tief unter unseren Füßen; aber von ferne her, aus dem Pustertal, aus der Brixener Gegend, schimmerte mancher Kirchturm, manche Ortschaft, manches Wasser. Im Norden standen die kahlen Gipfel des Vorgebirges zu den Zillertaler Alpen; auf dem südlichsten Ausläufer dieses Gebirgszuges standen wir ja. Die Franzensfeste in der waldigen Tiefe ist der Schlußpunkt. Dann östlich das langgezogene Pustertal, aus dessen Hintergrunde der Helm blaut. Hernach im Süden über langgestreckte Waldhöhen die Dolomiten, von der Schusterspitze bis zum Rosengarten. In weiter Ferne leuchten sie still in den Himmel auf, wie Silberleuchter am Hochaltar! Im Westen die Eiswelt der Stubaier. Die aber war voll

grauer Nebel, hinter welchen die Sonne betrübt niedersank — so daß die Hochfeuer der Dolomiten vorzeitig verlöschten. Blaß und verschwommen standen die Felsschroffen in den wässerigen Abendhimmel auf. Wir hatten den Lohn dahin und stiegen fröhlich zum Hause herab.

Am anderen Morgen standen die Berge, die vom Hoch-Kasern aus sichtbar sind, zwar ohne Nebelhauben, aber die ganze Gegend war in trübem Grau, von den Bäumen tropfte es, vom Himmel „nieselte" es. Nach der glorreichen Brennsuppe mit Schwarzbrot, nach einer vom ältesten Sohne, dem Dr. Robert, vollzogenen photographischen Aufnahme, die ein feines Erinnerungszeichen ist an diesen köstlichen Tag bei Defregger auf der Alm, und nachdem die Hausfrau mir noch ein frisches Blumensträußlein an den Hut gesteckt hatte, hieß es: Lebewohl! Gesundbleiben! Auf Wiedersehn! — Meister Defregger hat mich trotz Regens und Bergessteilheit begleitet bis herab nach Spinges. Und habe ich ihn dann noch heimlich beobachtet, wie er rüstig berganstieg — jeder Zoll ein Alpensohn — und keine Spur der dreiundsechzig Jahre, die er auf den Schultern hatte. Wie anderswo die Leute über Ebenen und Hügel hin und her eilen, so steigt der Tiroler gleichmäßig flink an den Zwei- und Dreitausendern auf und nieder, als ob nichts wäre.

Für mich war nach den zwei Bergwanderungen dieser steile Niederstieg ziemlich anstrengend gewesen, um so behaglicher habe ich mich in Stegers vortrefflichem Gasthofe zu Mühlbach einige Stunden ausgeruht. In Mühlbach läuteten die Glocken, knallten die Böller, wehten die Fahnen: denn es war der Maria-Himmelfahrtstag, die Kirche war voller Rosenduft und die Sommerfrischler aus dem Norden, die Mühlbach bevölkerten, waren vor Staunen außer sich über den großartigen, stimmungsvollen Marienkultus, der

in Tirol getrieben wird. Bei der Table d'hote hörte ich eine Frau sagen, das hätte sie nie geglaubt, daß die katholische Kirche einen solchen Himmel entfalten könne; wenn auch ein heidnischer, ein Himmel sei es doch. —

Am Abende bin ich nach Hochpustertal gefahren, zur Frau Emma in Niederdorf. Wer hätte nicht von dieser berühmtesten aller Wirtinnen gehört! Seit fünfzig Jahren hört man von ihr und sie lebt (1900) immer noch. Wohl hat sie die Wirtschaft schon lange den Kindern übergeben, aber am Abend findet sich das schlichte Frauchen mit dem grauen Haare gerne ein und plaudert mit den Gästen, mit Bauern und Fürsten in gleicher Weise — freundlich, natürlich und klug. Auch bei mir ist sie ein Stündlein gesessen in der Bauernstube und hat, freilich durch mich veranlaßt, erzählt von ihrer Vergangenheit und der Geschichte ihres Hauses.

Als Tochter eines Einkehrhausbesitzers an der Salzburger Straße im unteren Inntal hatte sie 1842 den Wirt Hellenstainer zu Niederdorf geheiratet, 1858 war sie Witwe geworden und hatte seither die große Wirtschaft allein betrieben. Anfangs habe es ihr im öden Pustertale gar nicht gefallen, und wenn sie ihren Mann nicht so lieb gehabt, wäre sie wohl wieder heimgegangen nach Kitzbühl. Das Hellenstainer Gasthaus habe damals zwei Stuben gehabt, eine für die Bauern und Fuhrleute, eine für die besseren Gäste, wenn der Pfarrer, der Schulmeister, der Rentmeister oder einmal eine durchreisende Herrschaft hier einkehrten. Die Tür, die diese Stuben verband, mußte des Abends immer offen stehen, weil am oberen Pfosten die Öllampe hing, die beide Stuben beleuchtete.

Und als die junge Frau Emma eines Abends in der Herrenstube ein paar Kerzenleuchter auf den Tisch stellte,

wie es im unteren Inntale der Brauch war, ließ sie die Frau Schwiegermutter Hellenstainer zu sich rufen und sagte zu ihr: „Liebe Emerenzia, das wird's nit tragen! So nobel können wir's nit geben im Puschtertal!“ Und vollends, als Emerenzia einen zufällig mitgebrachten Fenstervorhang aufspannen wollte, wurde die alte Frau ernstlich böse: „Mit dem herrischen G'schlamp pack' nur gleich z'sam. Wir Putschtertaler haben's noch lang nit not, daß wir die Fenster verhängen, wenn wir beieinandsitzen!“ — Das war damals. Und heute? Wenn die alte Frau Hellenstainer heut aufstünde und den großartigen Gasthof sähe, der unter dem Namen „Frau Emma“ einen Weltruf hat! Wo im Sommer im großen, elektrisch beleuchteten Speisesaal hundert feingeputzte Gäste tafeln! Desweg braucht man schon auch kein Fenster zu verhängen. — So weit hat's Frau Emerenzia gebracht. „Man hat halt immer ein bissel was gehabt, wenn aus der Nachbarschaft Herrschaften gekommen sind, sei es Geflügel, was Aufgeschnittenes, was Gebackenes. Ein gutes Tröpfel Wein auch immer. Auf die armen Studenten hat vorzeit mein Mann was gehalten, die oft abgemüdeten Hascherln sattgefüttert und nachher mit einem Kobelwagen weiterführen lassen. Man hat halt getan, was möglich war, und so sind nach und nach auch Fremde gekommen, Touristen, Stadtfamilien über den Sommer. Aber wenn der Herrgott seinen Segen nit hätt' mögen geben, so hätt's freilich allmiteinander nichts geholfen.“ — Nun ist's so weit gekommen, daß, wenn es in Amerika oder in Japan einem Weltreisenden einfällt, einen Brief abzuschicken bloß „an die ehrengeachtete Frau Emma in Tirol“ — der Brief unfehlbar in Niederdorf ankommt bei Frau Emerenzia Hellenstainer.

Solche Gasthöfe sind es, die uns vorläufig Tirol noch

so heimlich machen. Wenn einmal die feinen Hotels, die in ganz Europa einander ähnlich sind, wie ein Kellner dem andern, auch in diesem Lande allgemein werden, dann wird für Volks- und Naturfreunde Tirol ein bedeutsames Gut verloren haben.

Am nächsten Morgen — vor der Heimkehr nach der Steiermark — bin ich mit einem Einspänner noch hinaufgefahren nach Neuprags. Dieses Tal, weniger wild als malerisch — zwischen Wäldchen, Almen und Äckerlein, kleine Gehöfte und ein paar Kirchdörfer — mutet steirisch an. Die Hochalpe, der Herrstein, der Seekofel, sie dräuen allerdings wüste hinter den Vorbergen, waren jedoch an diesem Tage größtenteils vom Nebel bedeckt, so daß die wilde Hochgebirgsgegend zur freundlichen Waldlandschaft wurde, auf die — um sie frisch zu erhalten — leichter Regen niedertröpfelte. Diese Naturerscheinung machte auch meine beabsichtigte Fußpartie nach Altprags über den Plätzwiesenpaß nach Schluderbach zu Wasser. Mein Weg am Bade Neuprags vorbei und hinauf zum Pragser Wildsee, wo die Hellenstainer ein neues Hotel gebaut haben. Das ist in seiner inneren Ausschmückung allerdings so chinesisch sezessionistisch geraten, daß ein normal schriftkundiger Europäer die Bergpartien, die an den Säulen geschrieben stehen, platterdings nicht lesen kann. Aber das macht ja nichts, die sezessionistische Schrift ist nicht da, um gelesen zu werden.

Ich bin den Wildsee entlang gestrichen. Und wie hinter ihm die Wände aufstiegen und zur halben Höhe die schweren Nebel niederhingen, die grauen, gedunsenen Nebelsäcke, und unterhalb derselben an den Wänden die blaue Nacht — da war ich mit dieser Stimmung gar sehr zufrieden. Ich weiß nicht, was die Leute eigentlich denken, daß sie alle Land-

schaften nur bei heiterem Himmel sehen wollen. Besonders Hochgebirgsbilder gibt es, an denen die dämmernden Schatten tiefer an unser Herz greifen, als das banale Licht der „schönen Tage". Daß man bei den dämmernden Schatten und hängenden Wolken leicht naß wird, ist freilich auch wahr, doch der waschechte Naturfreund muß die Natur nicht bloß von ferne sehen wollen, sondern auch an seinem eigenen Leibe ertragen können. —

Im Maltatal.

1902.

Was habe ich von so einer Bergpartie? Kann ich die Berge in den Sack stecken? Kann ich die Gipfel und Felswände herabbeißen? Kann ich die schöne Aussicht zusammenrollen, unter die Achsel nehmen und mit nach Hause tragen?" So fragte mich einmal jemand, der beim Biertisch saß und Karten spielte. Die Berge in den Sack stecken, von den Steinen was herabbeißen, das kann zwar ich ebenfalls nicht, will es auch nicht, aber die schönen Landschaftsbilder zusammenrollen und mit nach Hause nehmen, das kann ich. Alle die Berge und Gletscher und Wasserfälle und Seen, die Landschaften, die ich je von Berggipfeln aus geschaut, im Archiv der Seele sind sie hinterlegt. Weder Namen noch Menschengesichter kann ich mir merken, aber viele Landschaften in der Erinnerung stehen jetzt schon dreißig, vierzig Jahre und länger. Und recht oft, wenn's dunkel und still ist um mich, da packe ich sie aus, sehe sie mir an und freue mich an ihnen. Und selbst, wenn mein leibliches Auge einmal erblinden sollte, bleiben sie mein Eigentum so lange, bis Gott das letzte innere Lichtlein mir auslischt.

Daher muß es mir jener Kartenspieler am Biertische,

der nur das Herabbeißen und Indensackstecken kennt, schon nachsehen, wenn ich in Lust und Mühsal immer wieder ausziehe, um meine Bildersammlung zu vermehren. So auch dies Jahr, kaum der Schnee zerging. Das ist für Talwanderungen im Gebirge die beste Zeit. Die Eisenbahnzüge sind noch nicht überfüllt, die Gasthöfe noch demütig, die Straßen nicht mehr schlammig und noch nicht staubig, die Matten grünen und blühen, die Flüsse sind wild lebendig, die Wasserfälle rasend, die hohen Berge noch weit herab beschneit, so daß keine große Phantasie dazu gehört, um überall Gletscherlandschaften aus ihnen zu machen.

Von den Tälern Oberkärntens wird das Mölltal als das schönste bezeichnet. Darf ich verraten, daß es ein noch schöneres gibt? — In Spital an der Drau aussteigen. Dort steht gegen Norden hin ein hoher Gebirgszug, dessen Vorberge uns schon Achtung zurufen, obgleich sie noch niedrig und sanft sind gegen jene, die im Hintergrunde stehen. Aus einer bewaldeten Engschlucht der Vorberge rollt mit breiter wilder Wucht die Lieser hervor. Dieses Wasser ist das Kind der Berge und doch kennt es keine andere Gier, als hinab, immer hinab, der Niederung zu. Wir werden es noch sehen, wie ihm kein Stein zu hart ist, es schleift ihn ab, wälzt ihn davon; wie ihm kein Sprung zu hoch ist, nur um aus den Höhen in die Tiefen zu kommen. Und ist es draußen, dieses kindische Bergwasser, in der Unendlichkeit des bitteren Meeres, dann Heimweh, sachte steigt es in Dünsten auf, irrt in Wolken durch die Himmel und sucht sein heimatliches Bergland, um von dort sogleich wieder seine Flucht in die Niederungen zu unternehmen. — Wie nun das Wasser niederwärts strebte und der Mensch aufwärts, so begegneten sie sich in den bewaldeten Bergschluchten zwischen Spital und Gmünd. In einem Nebentale, ganz

nahe an der Lieser und doch versteckt, liegt der Millstätter See. Dort ruhen sie ein wenig aus, die Fallenden und die Steigenden. Ein schöner, langer Hochsee, hinter waldigen Vorbergen in weitem Rund von weißen Bergen bewacht.

Mit einem Weggenossen, der auch gegen Gmünd wanderte, unterhielt ich mich über das Wasser. Das Wasser, war sein Ausspruch, liebe er in allen Gestalten, mit Ausnahme der im Trinkglase. In das Trinkglas gehöre etwas weniger Niederträchtiges, etwas, das anstatt in die Tiefe zu trachten, zu Kopfe steigt. Darauf mein Entgegnen, daß man Flüssigkeiten kenne, die zu Kopfe steigen, dann aber den Kopf und was dran ist, in die Tiefen des Straßengrabens schleudern. Das ließ er gelten. — Dort drinnen, wo zur Lieser links aus dem Hochgebirge die Malta kommt, liegt das Städtchen Gmünd. Nachdem ich daselbst in Feldners Gasthofe — ich sage nicht Hotel, denn dazu ist es viel zu deutschheimlich — mich ausgeruht und gestärkt hatte, war es halbwegs zu wagen mit dem Maltatale. Ein Einspänner beförderte mich, so weit es mit dem Wagen geht, und das ist etwa drei Stunden des Fußgehens. Das Tal hat hinter dem Dorfe Malta einen vorgeschobenen steilen Berghang, sonst ist es breit, sonnig und läßt sich ganz zahm an; Ortschaften, Gehöfte an den Berghängen weit hinauf. Aber zur linken Hand oben hebt sich das Hochgebirge an zu entfalten in Riesengebilden und mit Abstürzen, die seit der Welt Urständ noch nie ein Sonnenstrahl beschienen hat. So träuen sie finster nieder ins Tal, durch das zwischen Wiesen, Felsblöcken und über Sandhalden hin der Fluß sich schlängelt. Dort hinten, wo das Tal sich scheinbar schließt, geht von brauner Felswand ein weißes Band nieder bis zur Talmatt. Nach einer Stunde stehe ich vor diesem Bande. Es ist der Wasserfall des Fallbaches. Man würde ihn stundenweit

hören, wenn nicht jede Schlucht ihr eigenes Rauschen hätte. Der Fall ist über 150 Meter hoch. Er warf zu meiner Frühjahrszeit mindestens zwanzig Mühlbäche auf einmal herab. Hoch oben springt er aus dem Rinnsal der Zinne etwa fünfzig Meter in einer geschlossenen weißen Masse nieder, schwer und dick, als ob Schnee herabflute. Dann prallt er an einen Felsvorsprung, zerschellt zu einem breiteren, dichten Schleier, der in Tüchern wieder an fünfzig Meter niedergeht, sich dann zerfranst und in weißen Raketen herabzischt. Die raketenförmigen weißen Wasserpfropfen lösen sich und kommen immer wieder nach. Keines dieser Tücher und Raketenbänder erreicht den Boden, alles zersprüht schließlich zu einer Nebelmasse, die wie ein Wolkenbruch unten ans Eis schlägt. Denn ein Kessel aus Eis nahm zur Zeit diesen Wasserfall auf. In seinem Rachen verschwand der schwere weiße Nebelschwaden, um unterhalb der Eiswand wieder hervorzubrausen und dann, ein gewöhnlicher Alpenbach, weiterzurinnen, auf der Flur noch einige Bauernmühlen treibend, bis er sich mit der Malta vereinigt. Nie war ich je so lange vor einem Wasserfall gestanden als vor diesem. Er ist unerschöpflich an Mannigfaltigkeit, kommt jeden Augenblick in neuen Geflechten, Strähnen, Aussprühungen, Stäubungen, Raketen usw. herab. Schwer und feierlich langsam fällt er, man kann bequem bis zehn zählen, ehe die oberste Gieß unten ankommt. An hundert Schritte bleibt man diesem Wasserfall vom Leibe. Schon auf solcher Entfernung steht man mitten im Gewitter. Regen und eiskalter Wind schlägt nieder, ein Sausen und Brausen und Donnern betäubt das Ohr und man ist bald naß über und über. Daß in der Sonne die Regenbogenfarben spielen, daß je nach dem Luftzug ein dumpfes Brausen oder ein dünnes Zischen oder ein hohles Gurgeln oder ein säuselndes Singen oder ein wind-

ähnliches Rauschen und schließlich alles durcheinander, herabkommt, weiß jeder, der Ähnliches gesehen. Es ist ein Lied von ewigen Dingen, jede Strophe anders seit undenklichen Zeiten, und in diesem Augenblick, als ich's hier in meiner Stube schreibe, und in diesem Augenblick, als du, mein Freund, es Gott weiß wo in der Welt liest, braust immer und immer das Lied von der Felswand nieder, dort weit oben im Kärntnerland.

Als ob's nur dieser Fallbachfall allein so triebe. Als ob nicht gerade in demselben Tal, wenn auch weniger hohe, sonst aber noch weit gewaltigere Wasserfälle raseten! Man wende sich nur um und man sieht querüber in den Gößgraben hinauf, aus dessen Hintergrund die Ungetüme des hohen Reißeck, des Sauleck, des Tüllneck niederstarren. Gleich am Eingang dieses Grabens der wuchtige Gößfall, weiter oben, wo die Waldnatur ins Starre der Felsen übergeht, der Zwillingsfall, zwei Wasserstürze nebeneinander, ein hoher und ein breiter, sich an Wildheit überbietend. — Mitten in den Fällen, so stehe ich bei einem Gehöfte, der Pflügelhof geheißen, am Ende des Maltatales. Von hier aus wird es eine viele Stunden lange, wilde Schlucht, in der kein Wagen mehr vorwärts kann, in der nur noch wenige Hütten zu finden sind, in der die Alpennatur in ihrer Ursprünglichkeit herrscht und jeden Kulturversuch der Menschen zurückweist. Wege und Brücken mit Mühe und Fleiß, aber die Natur hat darüber geschrieben: dermalen freiwillig gestatteter Weg! Die nächste Lawine, das nächste Hochwasser vernichtet ihn so gründlich, als sei nie ein Menschenfuß hier gewandelt. Nachdem ich vom Pflügelhof aus drei Stunden gegangen, gestiegen, geklettert bin über Quergräben, Wasserstürze, Tümpeln, Steinblöcke und Schründe, donnert's in allen Wänden. Ein feuchtkalter Luftstrom schlägt mir an die Wangen. Ich

stehe vor den zwei größten Wasserfällen dieser Gegend, dem Hochalpenfall und dem Maltafall, an dem mit Fichten und Tannen umstandenen „Blauen Tumpf“, worin die schäumenden Wasser kreisen. Nur Gletscherwasser, denn hoch oben breiten sie sich ringsum, die Eisfelder; darüber kühn in den stillen kalten Himmel aufragend, die Hafnerspitze 3061 Meter, der Ankogel 3252 Meter, die Hochalpenspitze 3355 Meter hoch. Will ich noch einige Stunden vordringen, so biegt das Tal plötzlich links um, und ich stehe am Rande des weithin starrenden Elendgletschers, überragt von dem zerrissenen Schwarzhorn. Im Elend, so heißt dieses weltentlegene Hochtal, ein überaus herrlicher Gebirgskessel, wie die Touristen sagen, die morgen wieder fortgehen; ein urtrauriger, trostloser Bergwinkel, wie die armen Hirten meinen, die monatelang in der starren Einsamkeit leben müssen.

Mir ist der Grazer Tourist sehr gut bekannt, der vor Jahren im Maltatale, unweit dort, wo der Fallbachfall ist, seine Augengläser zerbrochen hatte. Im Klettern den Hang hinan schnellte ihm ein Fichtenzweig ins Gesicht und die Augengläser flogen in den Abgrund. Es waren derer von Nummer sechs, und jetzt war der Mann, der allein im Hochgebirge stand, soviel als blind. Er sah, was zunächst an ihm war, im weiteren nichts, als das Weiß des Himmels und das Grau der Berge mit den verschwommenen Rändern. Ein nebelhaftes Bild, wie durch verblindetes Glas gesehen. Und er war doch weit hergekommen um zu schauen. Er hatte nun Mühe, zum Weg hinabzufinden, ohne über Wände zu stürzen. Dort fragte er einen Steinklopfer, ob denn der in Malta oder drüben in Fernbach niemanden wisse, der Augengläser habe.

„Glasaugen meinens? Schaun's her, die hab' ich ja selber,“ antwortete der Steinschläger. Ja, da hätte der

Tourist erst Augengläser auf der Nase haben müssen, um zu sehen, daß der andere „Glasaugen" auf der Nase hatte. Aber seine Freude war kurz; Steinklopfer tragen Augengläser, selbst wenn sie die adleräugigsten Wildschützen sind, Brillen aus Fensterglas, damit ihnen der Staub nicht ins Auge sprüht — „beim Steinerschlag'n". Hingegen wußte dieser Steinklopfer einen alten Pfründner im Dorf Malta, der Gläser trage, weil er sehr kurzsichtig sei. Der Tourist nahm einen Geißknaben, der ihn zum Alten führte. Und siehe, der hatte Hornbrillen, die besser waren als keine.

„Was steigen's denn herum, wenn S' nix sehen!" sagte er zum Touristen. „In die Schluchten wolln's eini? Gehn's, das is a grausliche Gegend. Wo sein's denn her? Aus Graz? Dort soll's ja eh schön sein, was gehn's denn nachher weg? Leihen tu' ich s' Ihnen schon, die Glasaugen, aber was Schöner's zum Anschauen soll'n Sie sich wohl suchen, als wie den Graben da ins Elend hinein."

So wanderte der Tourist nun frisch bewaffneten Auges in das hintere Maltatal hinauf. Da wurde die Gegend immer schauerlicher. Himmelhohe Berge, grause Abgründe, alles Stein, Schutt, zerreißendes Wasser. Stellenweise hingen die Felsen über, so daß sie herabzustürzen drohten. Der Tourist wagte sich kaum vorwärts, er schwindelte an den Stegen und Abgründen. Wilde Tiere glaubte er zu sehen, oben in den Runsen, Wölfe, Bären, sogar ein Lindwurm reckte seinen schauderhaften Kopf aus einem Felsloche hervor. Dann der versteinerte Schnee, der nimmer weggeht, der Eis- und Felsblöcke herabwälzt auf die Wiesen, wo nur ein kurzes Gräslein wächst. Alles öde, trostlos, nur krächzende Raben fliegen herum unter den Wänden und suchen nach Tieren, die verhungert sind. Dann immer

wieder die Wasserfälle mit ewiger Stimme schreiend: Menschenwurm, weiche zurück! — Dem Touristen graute, er ging in dieser Wildnis nicht weiter. Wie wenn hinter ihm eine Lawine niederfährt, daß er nicht mehr zurück kann! Ein Eingeschlossener, ein Verdammter in dieser kalten Hölle! Als nun auch die Nebel niederstrichen an dem wilden Birg, so daß ein frostiges Dämmern die ewig rauschende Einsamkeit zudecken wollte — da dachte der Tourist ans sonnige, fruchtbare Hügelland draußen, wo es gefahrlos und heimlich umherzugehen ist — ein Paradies im Vergleich zu diesen starren, menschlosen Schrecknissen. Er kehrte um aus dem Elend, war froh, als er die drohenden Wände hinter sich hatte und wieder im Dorfe Malta war, wo es ein wenig Sonne gab und Fruchtfelder und Menschen. Dem Pfründner gab er die Brillen zurück, hernach draußen in Gmünd kaufte er sich neue. Als er dann durch das Liesertal hinab der Eisenbahn zuwanderte, begann es ihm leid zu tun, daß die wilden Berge zurückblieben. Er konnte es nun nicht begreifen, daß er tags zuvor im hintern Maltatal eine solche Angst bekommen, daß er seine Absicht, über den Elendgletscher nach Mallnitz hinüberzuwandern, nicht ausgeführt hatte. Das ärgerte ihn jetzt, er kam sich feige vor.

Ich will dich aufklären, mein lieber Grazer Tourist. Du hast das Hochgebirge durch die Brille des Pfründners angesehen! — Schon der geschäftige Gebirgsbauer findet an den unfruchtbaren, unwirtlichen Alpenwildnissen nichts Anziehendes; und erst gar ein alter Kindskopf, der das Wilde und Großartige ins Märchenhafte steigert und der die Hochgebirge mit Dämonen beseelt. Aber geschadet hat's dir doch nicht. Es ist ganz gut, wenn wir manchmal erinnert werden an die feindlichen Mächte, die in den Wildnissen schlummern. Sei es schon nicht größerer Vorsicht halber,

so gewinnt das Gebirge doch neuerdings den Reiz des Geheimnisvollen, der ihm durch das platte, ehrfurchtslose Touristenwesen und Unwesen fast abhanden gekommen ist. Im allgemeinen möchte ich dem Touristen des Pfründners Brillen nicht anraten, bisweilen jedoch soll er sie nur an die Nase stecken. Denn wenn die Ehrfurcht erlischt, dann ist es mit der Poesie des Hochgebirges vorbei.

Im Leuchten des Dachsteins.

1902.

Alpenfroher Leser, komm heute mit mir. Bist du ein „Auswärtiger", so führe ich dich in die Steiermark zu großen Dingen, bist du ein Steirer, so zeige ich dir etwas Heimatliches, das du vielleicht noch nicht kennst. Es soll dich freuen.

An einem klaren Septembertag fuhr ich durch das Ennstal hinauf bis zur Station Gröbming. Da der Ort in einiger Entfernung hinten oben auf einer Hochebene liegt, so nutzte ich das Postwäglein, das mich auf der Zickzackstraße in den Markt Gröbming brachte. Er liegt am Fuße des im Norden senkrecht aufsteigenden Kamp, dessen zerklüftete und zerrissene Zinnen kammartig den Himmel striegeln. Rechts an ihm ragt der Grimming herüber, und links, durch eine Schlucht vom Kamp getrennt, steigt der wüste Felskegel des Stoderzinken auf. Diese an 2100 Meter hohe Bergspitze des Stoderzinken war des Tages Ziel. Ein guter Weg, so hörte ich, soll eine Karrenfahrt erlauben bis fast hinauf. —

Das erste, was in Gröbming uns grüßt, ist die evangelische Kirche. Die Gröbminger Bauern gehörten bei der Gegenreformation zu den hartnäckigsten, die am Evangelismus festhielten. Endlich, mit Gewalt gezwungen, wurden sie äußerlich katholisch; als jedoch das Toleranzedikt kam,

bekannte sich hier wie im nahen Schladming und der Ramsau ein großer Teil der Bevölkerung wieder zum Protestantismus. Sie vereinigten sich 1810 zu Gemeinden und erbauten Kirchen.

Im Jahre 1680 hat in diesem Hochtale die Pest so arg gewütet, daß die letzten Toten niemand mehr begraben konnte.

Auch am Tage meiner Ankunft gab es im Orte Gröbming nervöse Aufregung. Der Blitz! Der Blitzschlag! — Aber es stand doch nicht ein Wölkchen am Himmel. Ein paar Tage vorher hatte mitten im Markte der Blitz eingeschlagen, zwar nicht gezündet, an Gebäuden nichts beschädigt, nur im Stalle ein paar Tiere betäubt — nichts weiter. Doch der Blitz hat's getan! Ein unerhörtes Ereignis. Seit Menschengedenken, seit der Ort Gröbming eine Geschichte hat, war — wie man mir sagte — in diesem Hochtale kein Blitzschlag vorgekommen. Der Blitzableiter war hier ein unbekanntes Ding. Wallten die Wetterwolken noch so drohend nieder an den Wänden, die Gröbminger brauchten nicht zu bangen, es kam kein Hagel und kein Schlag. Den Kamp halten die Leute für den Blitzableiter, und man könne es sehen, wie bei Gewittern aus den niedrigeren Wänden der Feuerstrahl springe und himmelwärts zucke. Dann rollen manchmal Felsstücke nieder und schlagen, wenn es nächtig ist, Funken aus den Wänden. Und nun hatte auf einmal ein Strahl den Felsenbann gebrochen und war niedergefahren mitten ins Menschennest. Mancher Gröbminger wird von nun an die Zeitrechnung führen: Seit dem Blitzschlag.

Im Orte wurde nach einem jener Karren gesucht, die von Pferden auf den Stoderzinken gezogen werden. Aber es war Erntezeit und da fährt der Landmann lieber Garben

in die Scheune als Poeten auf die Berge, maßen er von seinem Berufe aus mit Recht die Berge und die Poeten für ziemlich überflüssig hält, am überflüssigsten aber das auf den Berg Fahren, wenn einer oben nichts zu tun hat.

Es war vier Uhr nachmittags geworden, und je klarer das hohe Felsenhaupt auf mich niederblaute, je unmöglicher es sich zeigte, einen Karren aufzutreiben, je leidenschaftlicher wurde mein Wille, oben zu sein. Endlich war ein Wägelchen vorhanden, das mich über das ebene Tal bis in das Dorf Winkel, und bis an den Fuß des Berges führte. Und gleichzeitig war ein Führer gefunden, der mich begleiten, meinen Rucksack, meinen Überrock, und wenn nötig auch meinen Leib tragen konnte. Es war fünf Uhr, als ich am Fuße des trotzigen Berges stand, vor mir einen stundenlangen Anstieg, unterwegs kein Dach, oben ein Ungewisses. Mit jener süßen, belebenden Ungeduld, die jeden Touristen erfaßt, wenn er anzusteigen beginnt, hub ich an zu gehen, der Führer hinter mir, mit der Weisung, unterwegs auch nicht ein einziges Wort zu sprechen. Durch den schattendunkeln Dürrenbachgraben (links der bewaldete Kulmrücken, rechts die Wände des Stoderzinken, die zwischen den Wipfeln niederleuchten) führt ein guter Weg sachte anwärts, eine Stunde und länger. Anfangs rieselt ein Wässerlein entgegen, dann wird es still; nur die langsamen Schritte der Bergsteiger knistern im Sand. Kein Stein und keine Baumwurzel und keine Wasserlache, nichts von alledem, was hinderlich sein könnte; ich stieg stillvergnügt sachte dahin. Aber die Zinne des Berges, an der schon die Abendsonne glühte, war immer noch schwindelnd hoch oben, während — nach rückwärts geschaut — der Kamp stark einsank. Wir kamen zum Sattel, das Stöderl genannt, wo endlich der langersehnte Ausblick gegen Westen frei wird. Die Berge

waren schon abendlich, die Spitzen der Tauern im Verglimmen. Der Weg biegt rechts, hebt sich über den Wald und bindet nun ernstlich mit dem Berg an. In Schlangenwindungen steigt er zwischen dem Gewände hinan. Aber seine vornehmen Allüren läßt er nicht, auch im Hochgewände zwischen Schutthalden und wüsten Blöcken bleibt er der glattbesandete Parkweg, der er unten gewesen. Doch nicht dem Touristenkultus ist dieser Weg geweiht, vielmehr einem gewinnsüchtigen Kohlenbergwerk, das hinten in der Dachsteingegend aufgetan worden. Auf der Höhe von etwa 1700 Meter ist eine Wasserquelle. Der Führer fragte, ob ich trinken wolle, es sei die letzte, weiter oben gebe es nichts mehr dergleichen, nur noch Bier und Wein. Na, das waren freilich schlechte Aussichten! So war es allmählich finster geworden und ich sah hier oben nicht mehr, als was man unten auch sieht — die Sterne des Himmels und die Lichter aus den Ortschaften des Tales. Nur fiel mir an einer Bergkontur im Westen eine hohe Masse auf, aus der pechschwarze Kegel in den Himmel hineinstachen. Wir standen auf einem Hochpaß, die Kehr genannt, hinter dem der Weg talwärts jenem Bergwerke zugeht. Auf der Paßhöhe steht ein Haus, oberhalb des Weges zwischen schütter bestandenen, wetterzerzausten Fichten und Kiefern. Und aus diesem Hause war ein Mann hervorgetreten, dem vorausgehende Touristen den nahenden, von ihm geladenen Wanderer verkündet hatten. Frohgemut kam er mir entgegen, führte mich ins Alpenhaus, das er sich hier, 1900 Meter hoch, für den Sommer erbaut hatte, führte mich vor seine Familie, eine frisch heitere Tochter und eine nicht minder frisch heitere Mutter von 86 Jahren, die jeden Tag tapfer ihre Ausflüge machten in die Hänge, Wände und auf Höhen! Da gab's einen feuchtfröhlichen Abend, dem im

Dachstübchen eine kurze Rast folgte. An den Balken rüttelte der Wind, bange blickte ich nach den Sternen aus, ob sie noch da seien, oder nicht schon der Nebel alles verschlinge. Denk' nicht daran und schlafe! sagte ich mir, ein ausgeruhter Körper ist mehr wert als ein heiterer Morgen! Das war zu philisterhaft gedacht, um wahr zu sein. Nicht einen Augenblick hatte ich geschlafen und als es in der Kammer zu tagen begann, hob ich den Kopf, blickte durch das Fenster und erschrak wonnig. Da draußen stand er, hinter den nahen, knorrigen Fichten der Höhe stand er breit und hoch auf mit seinen Wänden, Eisfeldern und spitzen Kegeln — der Dachstein. Ganz schreckhaft nahe. Und in welchem Lichte! Nicht Nacht und nicht Tag; ein mattes, schauerlich schönes Rot war ausgegossen über Baum, Stein und Eis, ein Licht, wie ich es noch nie gesehen auf Erden — das Licht der Ewigkeit. Kaum seliger erschauernd können die Toten aufstehen am jüngsten Tage, als ich jetzt aus dem Bette stieg und unter leisem Beben an Leib und Seele mir die Kleider überwarf. Um die Majestät würdig begrüßen zu können, wollte ich mich noch rasch waschen, als aber diese Vorbereitung vorüber war, hatte das heilige Rot aufgehört und der Dachstein stand blaß und kalt in gewöhnlicher Morgendämmerung.

Ich stieg die Treppe hinab und trat vor das Haus. Nun hatte sich das Bild noch ungeahnt vergrößert. An den linksseitigen Abhängen des Dachsteinstockes, fast noch von blauschattender Nacht gefüllt, lag das Ennstal, ein paar lichtere Punkte deuteten die Ortschaften Haus und Schladming an. Fern hinter dem obersten Ende des Tales die weißen Häupter des Großglockners und des Venedigers. Diese Spitzen begannen nun sachte von oben herab zu glühen, wie Eisen glüht in dunkler Schmiede, und in den nächsten

Augenblicken glühten auch die Gletscher des Dachsteins, zuerst an höchsten Punkten, dann an den obersten Rändern, endlich in ganzen breiten Tafeln bis herab zu den Moränen. Darüber und dazwischen standen dunkel die spitzen Felskegel auf, die dieses Gebirge kennzeichnen. Der Augenblick war so feierlich, daß ich hätte aufs Knie sinken mögen. Ich gedachte zur Stunde der fernen Meinen, die im Schlaf dahinliegen und nichts ahnen von der Gnade, deren Glanz auf hohem Berg mich umstrahlte.

Als das Gebirge endlich im hellen Sonnenscheine stand, kam die Tochter des Hauses herab. Beide den Blick nach der Herrlichkeit gewendet, sagten wir uns schweigend Guten Morgen. Später gestand sie, nicht satt werden zu können am Schauen. Schon vier Wochen sei sie da und könne nicht lesen, nicht schreiben, nicht zeichnen, müsse immer schauen und schauen, denn zu jeder Tageszeit und bei jeder Witterung sei die Schönheit eine andere und immer berückend, bis am Abend das Haupt wie betäubt sei und das Auge berauscht sich schließe.

Weil man auch zum Genusse der Schönheit Kraft braucht, und mehr als man glaubt, so gab's nun ein ausgiebiges Frühstück und dann ging's den letzten Höhen des Stoderzinkens zu. Mein Gastherr geleitete mich zwischen auf Steinboden dünn verstreuten Knorpelbäumen hinan, durch Alpenrosensträucher und Heidekraut, an dem erst die grünen Knötchen wuchsen, wie unten im Juni. Die noch viel höheren Berge der Nachbarschaft schützen auf dieser Höhe von 2000 Metern die spärlichen Bestände. Der Fußsteig geht rechts hin an steilem Hange und in das Gewände. Aus Abgründen dunkelte der Wald, von dem ich gestern heraufgestiegen und dort draußen im Schatten noch lag auf weiter Matte in einem winzigen Häufchen beisammen der Markt Gröbming.

Aus den Hochwänden herab, über deren Kloben gerade die Sonne herüberfunkelte, klang ein helles Glöcklein und nach einer Biegung um den Felsvorsprung standen wir vor einer Kapelle, deren Wandschrift: „Kommet alle zu mir“, uns schweigend grüßte. An der Wand, unter überhängenden Felsen ist sie im Angesichte des langen Ennstales hingeklebt, davor ein ebenes, eingeplanktes Plätzchen, auf dem nur wenige Füße Raum finden können. Die Kapelle war erst in diesem Sommer gezimmert worden, drinnen auf rohem Stein steht ein Christusbild. Mein Gastherr, der Erbauer, hat diese Kapelle das „Friedenskirchle“ genannt, ihr aber nicht den Stempel einer kirchlichen Weihe aufdrücken lassen. Es soll weder eine katholische noch eine protestantische „Kirche“ sein, nur eine christliche. Kein Bildnis im Alpenlande steht so hoch, als dieser Heiland, der mit mildem Auge niederblickt auf die weite Steiermark und mit gehobener Hand ihre Bewohner segnet, die katholischen wie die evangelischen — alle, die guten Willens sind.

Und nun vollends empor zum Gipfel des Zinken. Dazu bedurfte es von der Kapelle aus noch eine halbe Stunde Steigens zwischen Gestein und Knieholz hinan bis zum kahlen Scheitel. Wer Natur schauen kann, Natur erleben kann, der erfährt auf dem Berge eine große Offenbarung. Das Wort ist natürlich ganz unzulänglich, den Eindruck zu schildern, und doch gibt es, um dem Leser die Sache nahe zu bringen, kein anderes Mittel, als die geographische Lage anzudeuten und Namen aufzuzählen.

Der Spitze des Stoderzinkens bietet sich ein Hochgebirgsbild in großen Zügen. Südlich liegt das breite, tiefe Ennstal, von Selztal bis Radstatt offen. Jenseits desselben der gewaltige Tauern, eine zwei- und dreifache Kette von Bergkuppen und Spitzen, von welchen der größte Koloß

mit seinen schwarzen Wänden und blinkenden Schneefeldern, die Hochwildstelle, uns gerade gegenübersteht. Der noch sichtbare östlichste Punkt dieser Bergkette ist der Hochschwab, der westlichste der wilde Gerlos in Tirol. Die höchsten, ich nenne nur die Majestäten, nicht ihr Gefolge, stehen in dieser Reihe: der Bösenstein, die Hochwildstelle, der Hochgolling, der Ankogel, der Sonnblick, der Hochnarr, der Großglockner, der Venediger. Die Eisfelder der letzteren leuchten über dem dunkeln Urgebirge um so heller auf. Das ist der südliche, der Tauernzug.

Den Westen deckt, alles hoch überragend, die Dachsteingruppe. Die Kegel an derselben, die den Abend zuvor so finster in den Himmel aufragten, sind die Scheuchenspitze, der Eselstein, der Koppenkarstein, der hohe Dachstein, umgeben von kleineren Türmlein, die man hier „Dirndln" nennt. Der westliche, der Gosaugletscher, ist uns nicht sichtbar. Vom Karlseisfeld blinkt nur der obere Rand über den Gjaidstein herab. Der Edelgriesgletscher — der einzige Gletscher Steiermarks — senkt sich links gegen den Edelgriesgrund. Hingegen wendet der Schladminger Gletscher uns seinen Silberschild zu. Mit dem Fernglase sah ich mehrere Touristengruppen über dieses Eisfeld sich hinanarbeiten. Sie schienen sich kaum zu bewegen. Mit freiem Auge sah ich sie nicht; danach schätzte ich die Entfernung dieser Bergriesen, die so greifbar nahe und alles um sich niederdrückend dastehen, auf achtzehn bis zwanzig Kilometer. Der Gletscher dacht sich zwischen Felsruppen rechts ab ins gelbliche Gestein, dieses in das weite flachere Karstgebiet des Kammergebirges, das mit meinem Stoderzinken ungefähr die gleiche Höhe hat. Dieser Zinken ist der östlichste Ausläufer des Dachsteingebirges und hängt so mit ihm zusammen, daß man daran denkt, über alle Kogel und Schluch-

ten, über alle zerrissenen Steinrisse und Kuppen hinweg einen verbindenden Touristenweg anzulegen. Dieser Weg müßte vom Zinken aus eine fast 1000 Meter hohe Steigung überwinden und über Stellen setzen, die jedes Jahr von der Natur anders gemeißelt werden!

Hinter dem sachte sich senkenden, breiten und karstig gesprenkelten Kammergebirge guckt aus dem Salzkammergut ein halbstädtischer Bengel herüber — der Schafberg. Dann im Norden das Höllengebirge und näher gegen Osten hin das Totengebirge mit seinem König, dem Hohen Priel. Im Osten die kaltblassen Berge des Gesäuses und uns ganz in der Nähe die zackigen Zinnen des Kamp, hinter denen die Spitze des Grimming hervorragt. Zu meiner Tageszeit zeigte der Rundblick drei ausgesprochene Grundfarben: die Tauernkette braun, der Dachstein rötlich, das Höllen- und Totengebirge blau. Gegen Norden in der nahen Tiefe liegt die Stoderalm mit ihren Sennereien, mit einem Touristenhaus (Brünner Haus) und mit dem Kohlenbergwerk. Weiter hin ein Meer von Wald bis gegen das Tal von Mitterndorf, das aus der Ferne herauflacht.

Das ist das Rundbild vom Stoderzinken. Man sieht von seiner Spitze aus die höchsten Berge von vier Kronländern. Das Berückendste aber sind die großen einfachen Linien; man denkt, der Weltgeist habe die Bergzüge eigens so gruppiert, daß sie, von dieser noch immer mäßigen Höhe aus gesehen, ein jedem Menschengemüte unvergeßliches Bild geben müssen. Doch an dem landschaftlichen Bilde allein liegt's ja nicht. Es ist etwas anderes, ganz Geheimnisvolles, das uns mitnimmt und gegeben wird. Es ist, wie wenn unsere Seele Gestalten bekäme und als Felswand, als Abgrund, als Gletscher vor unserem Auge stünde, es ist, als verschmelze unser geistiges Wesen mit dem Sonnenäther

und als sei die Vereinigung zwischen dem Menschen und dem unvergänglichen All gefunden. Ob nun der herbstklare Sonnentag vom Himmel kommt, wie mir an diesem Tage, oder ob Wetter und Stürme uns umbräuen — man ist herausgehoben aus der Gewöhnlichkeit, man fühlt sich in der Winzigkeit groß und trotz der Gefahr plötzlicher Vergänglichkeit ewig. Wenn ich auf der Spitze eines hohen Berges anlange, so ist mir das immer wie ein Heimkommen. — Lange bin ich auf den warmen Steinen gesessen und habe getrunken von der reinen Alpenluft, von dem leuchtenden Himmelsäther, von der stillen, erhabenen Schönheit. Und dann kam allmählich wieder irdisches Schwergewicht. Tief aus dem Ennstal schimmerten die Sandhäufchen der Ortschaften herauf, und als ein halbverlorener Klang emporgestiegen kam, da wurde ich mir plötzlich des Wunders bewußt, daß ich hier oben stand. Nach monatelangem Leiden noch erschöpft; dem Arzt, der mich mit Sorgfalt im Hausgarten gefangen halten wollte, gleichsam entlaufen — und nun auf diesem Berg, ohne Müdigkeit zu spüren. Wer hat mich denn heraufgetragen? Nicht oft kommt es vor, doch diesmal hat der Wille das Fleisch überwunden.

Zum Berghause zurückgekehrt, wurde mir das Fremdenbuch zugeschoben.

Was soll ich schreiben?
Mir fällt nichts ein
Auf diesen Bergen
Voll Sonnenschein,
Als in Ehrfurcht schweigen
— Und selig sein.

Auf der Jagd nach Jugend.

1904.

Eines frühen Julimorgens trat ich mit Rock und Stock vor die Meinen hin: „Lebet wohl! Ich gehe fort."

„Mein Gott, wohin denn schon wieder?"

„Das weiß ich nicht. Mit dem nächsten Zuge fahre ich, wie weit, wohin, das wird sich geben. Einige Tage bleibe ich aus und werde manchmal drahten, wo ich bin."

„Aber, Mann, das ist unheimlich!"

Köstlich ist das. Wenn man sonst so Tag für Tag auf Stunde und Minute in gespannter Ordnung dahinlebt, dann ist einmal die völlige Ungebundenheit ein köstlich Ding. Man fährt im schönen Land dahin. Jede Gegend, jeder Ort, jedes Seitental, jeder Berg gehört mir, ich brauche nur zuzugreifen oder liegen zu lassen — ganz nach Belieben. Es erwartet mich niemand und nirgends hält man mich. Ein grauer Fremdling, wie deren hunderte auf der Straße wandern, auf dem Rasen ruhen, im Heu liegen oder im Wirtshaus sitzen: „Frau Mutter! Mir ein Stück Rindfleisch und ein Glas Wein!"

Und wenn sie fragen: „Wer san mer? Woher und wohin?" so ist das Sprüchel: „Ich bin und weiß nicht wer, ich komm' und weiß nicht woher, ich geh und weiß nicht wohin, drum ich auch so lustig bin!" eine Antwort, mit der sich zwar nicht die Polizei, wohl aber zumeist der Wirt zufrieden gibt. Und wenn ich mich selbst frage: Du kennst ja das Bergland, wozu die Mühen und Beschwerden, von

denen du fast allemal ganz „matsch" nach Hause kommst? Was willst du, was suchest du? so komme ich mir vor wie ein Mondsüchtiger, der plötzlich geweckt wird und sieht, daß er auf dem Dache sitzt. — Und doch hat auf dieser Welt nichts soviel Zweck als gerade das Zwecklose. Das ist das Leben an sich. Aber ich mühe mich doch ab, um zu ergründen, weshalb es mich immer wieder so mit unerbittlicher Gewalt in die Alpen zieht, und mit jedem alternden Jahr noch heftiger. Ob das nicht eine Krankheit ist? Ich suche nicht gerade dieselben Täler und Berge, wo ich schon gewesen, ich suche andere, aber womöglich ähnliche, die dasselbe Licht und dieselbe Stimmung haben, wie ich sie in jungen Tagen erfahren. Die Almen, die ich jetzt suche, sollen von mir bisher nicht erstiegen sein, sie sollen gerade so erobert werden müssen, wie jene in der Jugend. Aber sie sollen so grünen wie einst, und die Felsen sollen so drohen, und die Wasser sollen so rauschen, und die Gemsen sollen so springen, und die Holzer und die Jäger und die Halter und die Sennerinnen sollen so gemütlich und so einfältig sein wie einst, und ich will ihnen gerade so einfältig gut sein können, wie einst in jungen Tagen. Ja warum denn so, warum will ich nicht etwas Neuartiges erfahren? Ich weiß keine Antwort. Ich will die Stimmungen, die Empfindungen wieder haben, in denen ich einst so jung und froh gewesen bin. Ich will die Wiederholung des Lebens. Und auf das wird's endlich hinauskommen, meine Bergwanderungen sind ein Plangen und Suchen nach dem Jungsein. So sehnt, so lacht, so weint man seiner Jugend, seiner Vergangenheit nach, wie ich immer wieder ins Gebirge muß eilen mit Mantel und Stecken, mit der Bedürfnislosigkeit und dem unbegrenzten Vertrauen des jungen Menschen von dazumal. Die Jagd nach der Jugend.

Mancher Bergwanderer möge sich fragen, ob es nicht auch bei ihm so ist. Ein halb unbewußtes Verlangen, das Naturgefühl, die Freuden junger Tage auf den Bergen wieder nachzuempfinden? —

Als ich nun so einen halben Tag lang planlos durch das Land gefahren war, auch mehrmals umgestiegen von einer Bahnstrecke auf die andere, mehrmals auf dem Absprung war und doch weiter gefahren bin, stieg ich endlich in einem breiten Alpental aus, neunhundert Meter über dem Meere. Der Zug rollte davon, ich stand auf stillen sonnigen Fluren. In breiter Runde sanfte Waldhöhen und in der Ferne ein hohes Gebirge. In Neumarkt war ich, an der kärntnerischen Grenze. Ein Hügelrücken, auf dem eine Ruine steht, verdeckte noch den Ort, durch dessen Platzallee ich bald dahinschritt, um ein gutes Gasthaus zu suchen. Ich nenne nicht gern die Gasthausschilder, das ist Sache des Bädeker; doch macht man, wo es einem gut gefällt, gerne die zwei Sternchen im Gedächtnis. In Neumarkt, der Gasthof am Platze links, ist leicht zu erraten. Im Vorhause wies mir der Wirt zur beliebigen Wahl zwei Eingangstüren zu zwei Gaststuben, eine links, die andere rechts. Wie es oft geht, daß ein einziger zufälliger Schritt, eine an sich völlig unbedeutende Kleinigkeit über den ganzen Lebensweg entscheidet, so entschied für meine Bergwanderung die Wahl dieser Türen. Hätte ich die zur Rechten gewählt, so würde die bevorstehende Partie einen ganz anderen Lauf genommen haben, denn ich dachte schon nach Kärnten hinab. Aber ich trat zur linken Tür hinein, setzte mich dort an einen Tisch, an dem eine Familie saß, die mir zwar ganz fremd war, mit der sich aber ein Gespräch ergab. Sie war mit einem schönen großen Wagen aus St. Lambrecht da und lud mich ein, nach dem Mittagsmahl mit ihr nach dem genannten Ort zu fahren,

wo noch an demselben Tage ein lohnender Berg bestiegen werden konnte.

Die Wagenfahrt ging dann über die Hochebene an dem schön gelegenen Dörfchen Mariahof und an Schauerfeld vorüber und bog westwärts ins Tal zwischen mäßigen Waldbergen. Mein Wagenherr war der Verwalter der Dynamitfabrik in St. Lambrecht, der unterwegs manches Merkwürdige von seinem unheimlichen Beruf zu erzählen wußte. Zur besonderen Illustration begegnete uns an der abschüssigen Straße mit steilem Abhang in die Schlucht, wo das Wasser rauschte, eine Anzahl Wägen, von feurigen Pferden gezogen. Jeder dieser Wägen mit flacher schwerer Verpackung hatte eine schwarze Blechfahne, um anzuzeigen, daß hier der Tod vorüberfährt. Es war Dynamittransport, dem Bahnhof in Schauerfeld zu. Nun wurden, als wir mitten in dieser Wagenburg waren, ein paar Pferde wild und fingen mit den unseren Händel an. Die Dynamitwagen erhielten Stöße, einer und der andere schien auch bereit, über den Hang zu stürzen, wenn nicht durch Erschütterung lieber der ganze Wagenknäuel in die Luft flog. Aber die Fuhrleute hatten die streitenden Parteien auseinandergerissen, der Tod fuhr schwerfällig ächzend vorüber und wir rollten dem Tale von St. Lambrecht zu.

Die Dynamitfabrik birgt sich, teilweise unter Gebüsch versteckt, in einem Nebentale. Hoch über der Schlucht aus dem Walde ragt der blinkende Turm der Wallfahrtskirche Schönanger. Dort oben Himmelsfriede, hier Krieg und Zerstörung, unversöhnliche Gegensätze nachbarlich wohnend in dieser Alpenidylle. Dieses Dynamitwerk gehört jener internationalen Gesellschaft an, deren Haupt Nobel, wohl als Sühne für das gewalttätige Produkt, die großen Nobelpreise für Kunst und Wissenschaft gestiftet hat, wovon jeder

Künstler, Gelehrte und Schriftsteller, also auch ich, einmal einen Brocken zu bekommen hofft. Daß ich wegen Dynamit einmal ein wenig in Lebensgefahr war, gibt mir doch wohl Anspruch darauf?

Nach einer kurzen Einkehr ins freundliche Verwalterhaus machte ich mich an meinen Berg. Es ist die Grebenz, die südlich von St. Lambrecht, anfangs in Wald und dann in Almblößen aufsteigt. St. Lambrecht liegt 1073 Meter über dem Meere, so ist es noch an 800 Meter zu steigen bis zum Gipfel der Grebenz. Von St. Lambrecht, dessen weitläufiges Stiftsgebäude aus der Talung hervorschimmert, waren mehrere Herren gekommen, die von meinem beabsichtigten Bergstieg schon erfahren hatten und denselben mit mir machen wollten. Diese Fürsorge ist mir zu statten gekommen, um so mehr, als ich daheim meinem Töchterlein Martha das Versprechen hatte geben müssen, ganz allein unter keinen Umständen Bergbesteigungen zu unternehmen. Ich hatte auf den Schwur schon beinahe vergessen gehabt, voller Gier nach einsamer Wanderung, wie ich sie in längst vergangenen Tagen so oft und glückselig gemacht hatte. Zudem verlangt es auch meine Natur, beim Bergstieg kein Wort zu sprechen, sondern die heilige Bergfreude still und feierlich hinaufzutragen zu den Alpenhäuptern. Die neuen Wandergenossen ließen diese meine Absonderlichkeit gelten und so schritt ich ihnen auf Sehweite voraus durch die Wälder hinan. Am Wege stehen von Strecke zu Strecke gemauerte Bildstöcke mit den üblichen Kreuzwegstationen. Die zwölfte dieser Stationen ist das Kirchlein, das hoch oben in einem Waldanger steht und an der Vorderwand nach außen die drei Kalvarienkreuze zeigt. Eine Schenke und ein paar Krämerbuden stehen da für die Wallfahrtsfeste an jedem Donnerstag; sie waren jetzt verschlossen

und der Tourist muß sich andere Raststätten suchen, und andere Altäre.

Wie bisher folgen wir der roten Markierung, immer durch Wald empor, manchmal gemächlich, manchmal steiler, beschwerlich nirgends. Hie und da hindern Schneebrüche, Zäune sind zu übersteigen, die Waldbäume werden schütterer und verwitterter, endlich nach ein paar Stunden liegt vor uns eine sachte ansteigende Hochmatte, an deren Rand die Hütte steht. Halb Halterhütte, halb Schutzhaus, teils vom Stifte, teils vom österreichischen Touristenklub, der in St. Lambrecht eine rührige Sektion hat, verwaltet. Bei Brot, Butter, Schafkäse und Wein hätte es sich gut anwachsen lassen auf den Sitzbänken um den Tisch, aber wir waren noch nicht auf der Bergspitze, und das kann ein ernsthaftes Touristenherz schwer ertragen. Wir hatten noch eine kleine Stunde zu steigen, wieder durch Baumbestände und endlich über die Almkuppe hinan, bis zu den höchsten fast 1900 Meter hohen Punkten, wo nach Westen und Süden hin die felsigen Abstürze sind. Nach dieser Seite hin sieht man in einige Täler Kärntens hinab. Im Norden hinter dem Murgebiete ragen in langer Reihe die blaudunkeln Kuppen und Spitzen der Tauern, hinter denen auch einige Ennstalerzacken herüberleuchten. Im Osten jenseits des Neumarktertales steht die breite Masse der Seetaler Alpen mit dem Zirbitzkogel, der diese Gegend beherrscht und von dem lange Bergzüge nach Kärnten auslaufen. Im Süden, tief unten ruht das Städtchen Freisach mit seinen alten Burgen und aus dem Hintergrunde des Kärntnerlandes steigen wüst die Karawanken auf. Das ist der Rundblick auf der Grebenz. Aber an diesem Abend sah man nicht alles. Grauer Höhenäther verschleierte selbst nähere Berge, auch der Sonnenuntergang änderte nicht viel. Es war ein in Grau ge-

dämpftes Bild ohne besondere Lichtwirkungen, das Touristenherz wurde nicht ganz gesättigt, blieb aber auch nicht nüchtern. Es stand auf einem Hochaltare, und so wie in den Kirchen gibt es auch im Tempel der Natur Zeiten, da die Bilder verhüllt sind mit grauen Tüchern.

Ein weiches Lüftchen zog vom Zirbitzkogel herüber, das immer mehr Dämmerung zu bringen schien. Wir stiegen lustig zur Hütte nieder, wo bei Kaffee und Sterz ein Plauderstündchen stattfand. Dann suchten wir die Betten auf im Dachraum. Hernach lag jeder mäuschenstill und ich vermute, daß sich keiner zu schlafen getraute aus Besorgnis, durch Schnarchen die Kameraden zu stören. Da war um die Mitternachtsstunde auf dem Bretterdache ein heftiges Gepolter. Steinwürfe! Eine weitere Gesellschaft aus St. Lambrecht war angekommen und heischte Einlaß. Wir hörten sie lange unten in der Stube lachen und johlen, dann verzogen die Nachtschwärmer sich ins Freie, wo sie bei einem großen Feldfeuer die ganze Nacht schrien und jauchzten, bis die aufgehende Sonne ihren lodernden Brand und die Heiserkeit ihr Singen und Jauchzen zuschanden machte. Sie werden halt auch betrunken gewesen sein von der Bergluft, und da muß man ein Auge zudrücken. Aber ich hätte lieber alle beide zugedrückt, wenigstens auf ein paar Stunden, um den Herrlichkeiten des folgenden Tages nicht ganz erschöpft entgegenzutreten. — Mancher Tourist hat keine Ahnung, was sein nächtliches Lärmen anderen entreißt — nicht bloß die Nachtruhe, sondern auch die Frische des nächsten Tages, die volle Fähigkeit zum köstlichen Genießen. Und wenn ich weiter denken wollte — kann es nicht eine schlaflose Nacht gewesen sein, die den Mann im Hochgebirge erschöpft liegen bleiben oder vor Müdigkeit straucheln und in den Abgrund stürzen läßt?

Als der über Waldwipfeln aufsteigende Sonnenstern durchs Dachfenster die rote Tafel an die Holzwand warf, ein frohes „Guten Morgen!“ vom Himmel, standen wir auf. Nach dem kalten Glase Wasser und der heißen Schale Kaffee waren unsere Nerven in die rechte Stimmung versetzt für den Gebirgsmorgen, der draußen an den Gräsern funkelte und in den Bergen leuchtete. In den Gründen lag noch blauendes Dunkel, auf der Höhe glühten die Wipfel im grünlichen Sonnengolde. Doch wir verließen den frischen Bergmorgen, bevor er zu welken begann, und stiegen, duftende Kohlröserln im Knopfloch, talwärts, und zwar nordwestlich gegen den Auerlingsee, der in einer hochgelegenen Waldklamm ruht. Vor uns im grünen Talkessel lag das friedliche St. Lambrecht, in das wir nach einer Stunde munteren Abstieges einzogen. Dort habe ich mich trennen müssen von meinen Kameraden. Zwei Schulmänner darunter, die mußten an ihren Beruf, während der alte „Waldschulmeister“ sich ein wenig in die kühle Stiftskirche setzte und nachsann darüber, wie es denn gewesen sein mochte in jenen fernen Zeiten, als in von Barbaren bewohnter Alpenwildnis dieses Kloster gegründet wurde. Die Kirche ist eine der größten in Steiermark, aber ich war nicht hereingekommen, um ihre Architektur zu studieren oder ihre Kunstwerke zu beschreiben; ein paar Augenblicke mit Ewigkeitsgedanken, dann bin ich wieder ins Freie getreten. Noch ein Besuch in der nahen, uralten Peterskirche. Hier über dem Hochaltar ist ein geschnitztes Abendmahl, dessen fromme Einfalt gleichzeitig zur Rührung und zum Lachen reizt. Jesus reicht über den Tisch her einem Jünger ein wohlgeflochtenes steirisches Bretzel, aber nicht in die Hand, sondern gerade an den Mund hin, so daß der Jünger gleich dreinbeißt. Gleichzeitig gießt ein nächster Jünger Wein

in den Krug, damit der Bretzelesser den Bissen ordentlich hinabschwemmen kann. Die Alten haben noch soviel Humor gehabt, daß sie das steirische Bretzel als „Leib des Herrn“ nicht genierte.

Der Vormittag war heiß geworden. Was nun? Soll ich hinabfahren nach dem Wörthersee oder ins Gailtal, oder gar nach Tirol hinein? Der Erfolg meines Nachdenkens war, daß ich von alledem nichts tat, sondern ein Wäglein mietete und nach Murau fuhr. Wieder so durchs wald- und mattenreiche Alpental im Sonnenschein! Hin und hin schmucke Einzelhöfe und kleine Dörfer, munter rieselnde Bäche und ein paar kleine Seen. Einige Minuten lang fuhren wir durch Kärntnerland, das hier eine scharfe Spitze ins Steirische bohrt, ohne übrigens den steirischen Patriotismus zu verletzen. Eine Weile hatten wir außer der vor uns stehenden Frauenalpe, aus deren grünen Almen braune Felsknorpeln hervorquellen, keine höheren Berge um uns; als sich dann aber das Tal zu senken beginnt und sein Wasser, anstatt uns entgegen, mit uns gegen Norden strebt, steigen in der Ferne einzelne Spitzen der Tauern auf. Und siehe, diese winkten. „Du weißt nicht recht wohin. Komm zu uns. Hast uns ja doch so gern gehabt vor vielen Jahren, hast ja manche der Volksgestalten, die du aufgeschrieben, bei uns gefunden. Wir haben jetzt bessere Wege als damals, und wasserdichtere Hütten, und wenn die Wurzler und Köhler und Halter dir jetzt ihre Lebensgeschichten erzählen, so brauchst du nichts mehr hinzuzudichten, das tun sie schon selber. Und die frischen Dirnlein, hörst du, die dir einmal so gefallen haben, sie sind freilich längst welk oder nimmermehr da, aber Nachwuchs ist vorhanden, gerade so rosig und süß wie die Kohlröselein auf dem Birg. Komm zu uns.“ — Was war denn das? Können sie sprechen,

die kegelförmigen Berge dort in der blauen Ferne? Wenn ja, dann sollen sie schweigen.

Steil geht der Rest des Weges nieder ins Murtal, und in der Talenge liegt das malerische Nest mit dem vieläugigen Würfel seines Bergschlosses. Murau. Hier Mittagsstation. Dann schickte ich den Wagen nach St. Lambrecht zurück und nahm einen andern auf. Und mit diesem fuhr ich nachmittags ins breite und lange Seitental hinein, das von der Mur sich in nordwestlicher Richtung hinzieht — das Rantental. Unterwegs die erste Begegnung ist unerfreulich. Links an der Straße stehen aneinander drei viereckige Steinsäulen, umwuchert von Buschwerk. Einheimische Wanderer bekreuzen sich oder beten ein Vaterunser für die armen Seelen derer, die an diesen Säulen haben sterben müssen. Nicht jeder brave Mann hat ein so ständiges Denkmal als die armen Sünder, die hier hingerichtet worden sind. Nun — Friede auch ihnen, sie haben ihre Sache bar bezahlt.

Bei dem kleinen Orte Tratten könnte ich recht gut in das schöne Schöder hineingehen, das mir schon in früheren Jahren lieb geworden ist. Doch heute geht's den rauschenden Rantenbach entlang in das uralte Pfarrdorf Ranten und bald darauf zur Stelle, wo von der Straße rechts ein Weg abzweigt und über die Anhöhe in eine der schönsten Alpengegenden unseres Landes führt. Die Krakau. In einem weiten Hochtalkessel, schon von den kahlen Vorbergen der Tauern bestanden, sonnen und schatten sich mehrere Bauerndörfer, in denen noch alte Lebensart und Sitte herrscht wie vielleicht nirgends sonst im Lande. Ganz rückwärts ist der weitbekannte „Tauernwirt in der Klausen“, wo sich gar noch Sommerfrischler niederlassen, die einmal gründliche Ruhe vor gewissen „Segnungen der Kultur“

haben wollen. Dann wird's ernst. Das Hochgebirge baut sich auf, und als König desselben der 2741 Meter hohe Preber, der als Grenzstock zwischen Steiermark und Salzburg steht, seine tiefen Seen hegt und seine Bäche niedergießt in die grünen Täler. Wie der Großglockner auf Heiligenblut, so schaut aus dem Hintergrunde der Preber mit seinen Schneefeldern herab auf das Krakautal.

Von der Eisenbahnstation Murau ist ein weiter, ziemlich umständlicher Weg in diese entlegenen Landschaften hinauf. Ich habe ihn diesmal nicht gemacht, wie hold die klaren Berge und die sonnigen Himmel auch gelockt haben. Es kommt ja alles wieder und immer wieder, was gewesen ist . . . Ich ließ mein Pferd auf dem Sträßlein weiter traben, das den Seebach entlang und am Gstoder vorüber ins Lungau führt. Das geht nun gegen Westen, Wald und Wiesen wechseln im engen Tale, das manchmal zur Schlucht wird. Hin und hin an den Lehnen Bauernwirtschaften und Almhütten. Bei dem Dorfe Seetal, wo links am bewaldeten Fuß des Gstoder die rostbraune Ruine Klauseck ragt, überschreiten wir die Landesgrenze und sind im Salzburgerlande. An einer Kapelle im Waldschachen haben wir den Höhepunkt von 1246 Metern. Nun beginnt das Tal sich zu weiten und der Weg sachte abzufallen. Wir fahren in ein langes, breites Tal, aus dessen fernstem Hintergrunde in der Nachmittagssonne Gletscher glänzen. Ich kann nicht bestimmen, ob es der Sonnblick ist oder das Hafnereck oder das Hochalmkees. Jedenfalls beginnt dort das Allerheiligste der Hohentauern — das Großglocknergebiet. In jenen Hochwüsten ist auch der Ursprung unserer Mur zu suchen, der man's in ihrem ruhigen Lauf durch das Steirerland nicht anmerkt, von welch hoher Abkunft sie ist und welch eine bewegte Jugend sie hat.

Nachdem wir in großer Sonnenhitze an drei Stunden gefahren waren, verlangte es Pferd, Kutscher und Passagier nach erfrischendem Imbiß. Aber diese lungauischen Dörfer haben keine Wirtshäuser. Nachdem wir in drei Dörfern vergeblich nach dergleichen ausgelugt hatten, fand sich endlich im vierten eins mit dem dürren Reisigbüschel über der Haustür. Durch die Fenster grüßten uns Gasttische und Gläserkasten, aber — der Eingang war abgeschlossen. Das Wirtshaus und das ganze Dorf war wie ausgestorben. Alles mochte im Heuen sein oben auf den Almen. Was in den Rebenländern die Weinlese ist, das bedeutet in den Alpenländern das Heuen. Da stehen alle anderen Lebensfragen zurück, und selbst der Pfarrer auf der Kanzel erlaubt unter Umständen auch an Sonntagen das Ernten des Heues.

Dann noch eine Stunde Fahrt durch die Gegend, die von Minute zu Minute sich freier und großartiger gestaltet, bis wir in Tamsweg sind und der entzückend schöne Bergkranz des Lungaues ausgebreitet daliegt. — Von hier aus konnte ich am nächsten Tage über Mauterndorf und über den Radstädter Tauern gehen oder über den Katschberg nach Gmünd und Spittal in Kärnten oder gar ins Hochgebirge zu den Gletschern. Derlei ist nicht geschehen. Das Maß meiner Bergfreude war wieder einmal voll. Nach all den Bewegungen und Erregungen der überglücklichen Seele kam in der Nacht das wohlvertraute Übel, die Atemnot. Am nächsten Frühmorgen mußte ich froh sein, die zweihundert Schritte nach dem Bahnhof bewältigen zu können. Nach siebenstündiger Eisenbahnfahrt war ich daheim und empfand, daß ich auf der Jagd nach Jugend wieder um einige Tage älter geworden war.

Ein Bergstieg auf den Dobratsch.

1907.

Das viele Bedenken vorher hat mein Lebtag manche beabsichtigte Handlung erstickt und hier sollte eine unbedachte Handlung so köstlich gelingen. Die Sehnsucht nach dem mir unerreichbaren Berg hatte ich mit Vernunftgründen endlich zum Schweigen gebracht. Lieber gelegentlich zwei Eintausender, auf denen noch Wiesenblumen wachsen, als einen Zweitausender mit bemoostem Steinhaupte. Nach Kärnten war ich gefahren, um in Friesach der alten Burgenstadt, eine Vorlesung zu halten. Nach derselben fuhr ich mit einem kärntnerischen Sangesbruder nach Villach, in der Absicht, von dort am nächsten Morgen heimzureisen. Die Anstrengung der nationalen Tat in Friesach war es kaum, die mich erschöpft hatte, doch fühlte ich mich müde, ohne aber in der Nacht einen Schlaf zu finden. Ein Ungemach, mit dem ich mich besonders auf Reisen abzufinden habe. Am nächsten Frühmorgen leuchtete ein wolkenloser Himmel über das Kärtnerland und seine schimmernden Berge. Mein Freund und ich gingen vom Hotel ins nächste Kaffeehaus, um zu frühstücken. Als wir hernach auf die Gasse traten, stand da gerade ein Einspänner.

„Was kostet so ein Wagen bis Bleiberg?"

„Sieben Kronen, Euer Gnaden."

„Gut. Fahren wir. Sie, munterer Kärntner Poet, wollen Sie mit? Dann einsteigen, wir fahren sogleich."

Eine Minute später sind wir zur Stadt hinausgefahren.

„Ja, wohin geht's denn eigentlich?" fragte mein etwas verdutzter Begleiter.

„Nach dem Dobratsch natürlich."

Ohne Bergschuhe, ohne Mantel und Wanderstock, ohne Karte, ohne Proviant, kurz, ohne alles, wie man eben ins Kaffeehaus geht, so fuhren wir wegshin. Ich hatte nicht den Mut gehabt, vorerst im Hotel die nötigen Sachen zu holen, aus Furcht, es könnte sich bei einigem Herumtrödeln der Wille schwächen. Mit Hinterlassung unserer sieben Sachen und der Hotelschuld haben wir Villach fluchtartig verlassen. Im Westen, blau vor Ferne, stand der Dobratsch, am Himmel kein Wölklein, klar und rein die Luft. Das war ja ein Tag zum Schuldenmachen! Schon hatten wir die Dörfer St. Martin und Vellach hinter uns, der Wagen rollte sachte über eine Anhöhe. Auf der Hochebene urfrischer Fichtenwald, durch den die schöne tischglatte Straße zieht. Mitten im Walde malerische Häuser eines Kurortes. Mittewald. Über den Baumwipfeln starren die Wände des Dobratsch. Sie sind näher gekommen, aber sie haben nicht mehr die weichen Linien, wie von der Ferne, sie sind höher, steiler, ruppiger, finsterer geworden. Man sieht auf der Spitze des Berges auch schon die Gebäude. Die Straße geht talwärts in einen Graben, der links von den waldigen Abhängen des Dobratschstockes, rechts von dem mit Felsgestalten besprenkelten Bleiberge begrenzt wird. Ein Bach rauscht uns entgegen in dieser Schlucht, bleifarbiges Wasser. Rechts am Hange lehnen noch Bauerngehöfte, weiterhin die Schutthaufen von Bergwerken. Am Wege wird von alten Leuten würfelförmiger Lehm bereitet für Pulversprengungen. Die

Straße setzt über den Bach, macht ein paar scharfe Biegungen links den Berg hinan. An einer solchen Biegung war vor kurzem ein junger Mann verunglückt. Auf sausendem Rade kam er herab, fuhr mit aller Wucht an die Mauerbrüstung, das Rad blieb auf der Straße, der Mann wurde über die Brüstung hinweg in die Tiefe geschleudert. — Ein wenig weitet und lichtet sich das Tal. Es ist Almboden. Zerstreute Häuser, ein Kirchturm. Wir sind in Bleiberg. Alte, hochergiebige Bleibergwerke. Wir sind zwei Stunden lang gefahren und haben nun eine Seehöhe von 923 Metern. Hier verlassen wir das Tal. Es steigt weiter an, fällt dann gailtalabwärts und trennt den Dobratsch von dem langen Gailtaler Alpenzug. So steht der riesige Bergstock da, abgegrenzt von Tälern, zwischen Hochgebirgszügen, als wäre er eigens geschaffen für Touristenfreuden.

Wir lassen den Wagen im Gasthause „Zur Post" zurück und sagen, abends 8 Uhr würden wir wieder da sein, um in der Mondnacht nach Villach zurückzufahren. Nach kleinem raschen Imbiß beginnen wir um ½11 Uhr den Aufstieg. Der Berg schaut beängstigend unfreundlich herab. Zur Winterszeit hat dieses Hochtal wochenlang keinen Sonnenstrahl. Die finsteren Schatten der Felshänge und Kare bedrohen das Tal mit Lawinen. Ein letzter großer Lawinensturz vor 28 Jahren hat in Bleiberg 7 Häuser und 29 Menschen verschüttet.

In der Verfassung, wie man am warmen Sommermorgen ins Kaffeehaus geht, huben wir den Aufstieg an. Der Weg ist zwar gut angelegt, quer durch Wald hinan und anfangs nicht steil. Aber mir begann doch ein wenig zu schwanen von der Torheit, in die der Dämon Bergrausch mich plötzlich gestürzt hatte. In vier Stunden könnten wir leicht oben sein, hatte der Postwirt gesagt. Aber das

war ein Hochgebirgler. Wir konnten uns schon auf sechs Stunden gefaßt machen. Von hundert zu hundert Metern Höhegewinnung sind Stäbe mit der Zahl aufgestellt. Nachdem wir schon zwei Stunden gegangen waren, hatten wir erst 1300 Meter Höhe. Wir gingen und gingen und sagten kein Wort. Mein armer rüstiger Kamerad mochte vor Langeweile fast vergehen neben dem überaus langsam schreitenden stummen Genossen. Aber er hielt treu bei mir aus. Ich spürte leise Asthmamahnungen. Die Brustbeklemmung steigerte sich, wie ein Hauch von Erschöpfung schauerte es durch den Leib. Ein paarmal tauchte der Gedanke auf: Umkehren! Trutzig wurde er zurückgeschlagen. Am Knie des Berges umgekehrt zu sein, das ertrüge ich nicht. Nimm einen Bissen Brot zu dir. Lockere die Halsbinde. Gehe noch langsamer, schau nicht nach rechts und nicht nach links, schone den Atem, sprich kein Wort — hinaufkommen mußt du. Der Abstieg an diesem Tage noch war bereits in Vergessenheit gekommen.

Der Weg hatte in der Richtung gegen Villach allmählich den Berg halb umgangen. Der Wald wurde schütterer. Almboden. Die Fichtenbäume zerzauster, verknorrter. Zwischen diesen Beständen steht die Ottohütte. Ein Schutz- und Wirtshaus. Es hat schon Aussicht auf Villach und Mittelkärnten. Es steht auf halber Höhe des Berges; wir waren bereits über drei Stunden gegangen. Mittagsrast. Ein Glas prachtvoller Milch. Kaiserschmarren mit Kaffee. Ein Musikspielkasten drohte jeden Augenblick mit Kärntnerliedern. Ich wollte solche aber von der jungen Almerin hören, die unsere Wirtin war. Sie sagte, just heute wäre wieder der Tag, wo sie heiser sei. Mein Kamerad verstand das und drang nicht weiter. — Um 3 Uhr machten wir uns wieder auf den Marsch. Zuerst mit Wegabkürzung zwischen

jungen Beständen steil an; zwischendurch im Südosten ein paarmal der Silberblick des Mittagskogels. Dann kamen Halterhütten unter alten, verrenkten Wetterbäumen. Dann kam glatter Almboden mit munterem Jungvieh und vor uns lagen die gewaltigen Hochkuppen, die sich von Villach aus so niedlich und gemütlich ansehen. Der Weg hat sich westwärts gewendet, geht stellenweise glatt und eben über Matten hin, um dann wieder steil und steinig aufzusteigen. Die ganze Strecke her haben wir an diesem Wege die Drahtstangen des Telegraphen und des Telephons. Und die Höhenmaßstäbe verkünden in kürzeren Abständen die Zahlen: 1500 — 1600 — 1800 Meter! — Meine Beine waren leichter, meine Brust freier geworden. Eine stille Frohheit war in mein Herz gekommen und hatte dort alle Lebensgeister aufgeweckt. Denn vor uns im Norden und im Süden begann sich die Herrlichkeit auszubreiten. Oberkärnten mit seinen braunen Bergzügen und Kuppen bis gegen die Tauern hin, Mittelkärnten mit seinen Seen und Hügeln. Mit Hügeln, die sie unten ebenfalls Berge nennen. Bis zum Zirbitzkogel und zur Koralpe reicht das Auge knapp. Weiterhin alles in undurchdringlichem Dunste. Plötzlich im Süden, über eine Einbuchtung her, erschreckend nahe, einige der roten, schründigen Türme der Julischen Alpen. Wie ein feuriger Hochaltar stand der Mangart in den blauen Himmel hinein. Hier hatte er noch keine Konkurrenz, hier war er noch der einzige. Dieses allmähliche Auftauchen einzelner Gruppen unterwegs hat für mich allemal einen fast größeren Reiz, als oben am Ziele das Gesamtbild. Die Berge von unten hinauf oder gerade gegenüber, solange ihre Umrisse noch in den Himmel hineinstehen, sind königlicher, als wenn man sie vom höchsten Punkte aus sieht, wo hinter jedem Berge ein scheinbar noch höherer steht, bis im fernen Hinter-

grunde die kleinen Konturen zumeist in Dunst und Höhenrauch verschwimmen. In diesem Sinne sind die Vorberge dankbarer, als die Hochspitzen, die freilich des Wunderbaren sonst genug haben. Jenseits des Gailtales südlich, vor wildfelsigem Hochgewände, sehe ich einen schoberartigen Vorberg mit ein paar kaum bemerkbaren Gebäuden an der Spitze. Das ist der Berg Luschari, ein berühmter Wallfahrtsort. Von dem habe ich schon in meiner Kindheit gehört. Ein Nachbar von unserem Hofe war damals mit seinem Weibe nach dem Berg Luschari gereist, um ein große Sünde abzubüßen, die sie auf dem Herzen hatten und niemandem sagen wollten. Sie wanderten hinwärts acht Tage lang und zurück wieder acht Tage lang. Heimgekehrt wußten sie nichts zu erzählen, als daß sie in viel wildes Birg gekommen seien, die Leut' eine fremde Sprache geredet hätten und daß die Muttergottes Luschari ihnen eine rote Kerze mitgegeben hätte, die sie in ihrer Sterbstunde anzünden sollten. Die rote Kerze habe ich noch mit eigenen Augen gesehen, in ihr war das Gnadenbildnis der „Luschari-Mutter" eingeprägt, aber sie war schon stark niedergebrannt, denn jeder Sterbende in Alpel wurde mit dieser Kerze „abgeleuchtet".

Doch, zum Rückerinnern und Betrachten gab es heute keine Zeit. Anwärts, immer anwärts; dort an der Hochkuppe, über die der Telegraphenstrang läuft, wird ja das Ziel sein. Dort war aber erst Meterzahl 2000, das Ziel also noch nicht. Es beginnt eine karstige Hochebene mit Steinkaren und trichterartigen Löchern, und hinter derselben erst erhebt sich der letzte Kegel mit seinen Gebäuden. Nachdem wir den ersten offenen Blick nach Westen und die Tiefschau ins Bleiberger Tal genossen hatten, stiegen wir — immer ernst und stumm wie Einherier — das letzte steile Stück des Weges hinan. Nach nahezu achtstündiger

Wanderung von Bleiberg aus traten wir ins Touristenhaus ein, an dessen Tor uns die Hausmutter, ein hübsche, lebensfrische Kärntnerin, mit einem „Grüß Gott!“ empfing. Wir traten ins Herrenstübel und am Fenstererker zog's mich wie magnetisch auf die Bank, wo ich eine Viertelstunde regungslos und verschnaufend lehnen blieb. Mein treuer Weggenosse hielt sich an den anwesenden Touristen und Touristinnen nun schadlos für die stummen acht Stunden, zu denen er an meiner Seite verdammt gewesen war. Milch war auf der Alm nicht zu haben, also Bier her! Nach der Erfrischung neuerlicher Aufbruch, um vollends auf die nahe Spitze des Berges zu kommen und den Sonnenuntergang zu betrachten.

An diese 2156 Meter hohe Dobratschspitze hat man ein Dörfchen hingebaut. Ein Touristenhaus, ein dazugehöriges Unterkunftshaus, die sich nördlich an den Kamm schmiegen, ein deutsches Kirchlein, das auf der höchsten Spitze steht, und ein slowenisches Kirchlein, das knapp unter der Pyramide der nahen anderen Spitze im südlichen Gewände hängt. Der alte Teil des stattlichen Touristenhauses ist schon im Jahre 1810 erbaut worden; damals wohl kaum als Touristenhaus, vielmehr als Herberge für die Wallfahrer, die zu den Gnadenkirchlein heraufgestiegen waren. Jene Bergwanderer damals haben die Wunder der allherrlichen Gebirgswelt nicht gesehen und wir von heute sehen die Wunder der alten Kirchlein nicht; höchstens stehen wir ein paar Sekunden in ihrem kahlen, mit einigen geschmacklosen Bildwerken verzierten Raum. Wer soll denn auch da in der dunkeln, frostigen Kapelle beten können, wenn draußen vor der Tür Gott in seiner Schöpfung so leibhaftig dasteht! Vielleicht daß sein Angesicht zu strahlend ist und unser schwaches Auge deshalb in die Dämmerung flüchtet . . .

Ich denke, daß die beiden Kirchlein einst als Votivkapellen zum Andenken an den großen Bergsturz erbaut worden sind. Vielleicht war ein Wallfahrtsort wie auf dem Berg Luschari geplant. Sicheres über den Ursprung dieser Kirchen habe ich nicht erfahren können.

Abseits von dem Touristenschwarm, der mit Lärm die Aussicht und den Sonnenuntergang bewunderte, stand ich an der höchsten Kante des Berges, voll stiller, dankbarer Seligkeit darüber, daß es mir wieder gegönnt war, von solcher Höhe aus unsere Alpenwelt anzuschauen. — Von Süden her wehte ein heftiger, lauer, feuchter Wind, der Fernsicht augenblicklich höchst günstig, aber keine Ursache zum Jubilieren . . .

Die Aussicht von diesem Berge ist unbeschreiblich schön und weitaus mannigfaltiger, als etwa die vom Großglockner. Ebene und Hügelland, kleine und große Seen, Täler und Flüsse, Wald und Alm, Schnee und Gletscher, meilenlang sich erstreckende Felswälle, großartig geformt und beleuchtet, und in der Ferne höchste Gipfel der Bergwelt. Ich nenne nur Gruppen südlich von Ost nach West: die Karawanken, die Julischen Alpen mit dem „zum Greifen" nahen Triglav, die karnischen Alpen, die oberitalienische Alpenwelt bis zu den fernsten Spitzen der Dolomiten. Über den italienischen Alpen lag ein weißes Meer von Nebel, aus dem nur einzelne Spitzen und Rücken schwarz hervorstanden. Solche Nebel am Abend hatte ich bisher noch nie gesehen und es war mir seltsam, daß Italien einen trüben Tag gehabt haben sollte, während über uns der klarste Himmel war. Wenn im Lande Nebel liegt, da sieht der im Tale den Himmel nicht und der auf hohem Berge die Erde nicht. — Doch ich merke die Aussicht nördlich an, von Ost nach West: Murtaler Alpen, die Dachsteingruppe, die Oberkärntner Alpen und die Tauern-

kette mit ihrer scharfen Hochspitze, dem Großglockner. Die Venediger Gruppe, die Zillertaler Alpen schimmern niedlich gezackt aus unsicheren Weiten, und in fernstem Westen einzelne Spitzen der Ötztaler Alpen. Tief unten und ganz nahe an beiden Seiten des Dobratsch das Bleibergtal und das Gailtal. In dieses macht der Berg einen Absturz, der wahrhaft gräßlich zu nennen ist. Ich stehe hart an der Kante, sehe keinen Abhang, doch ganz unvermittelt das in seiner Tiefe dämmernde Tal vor mir liegen. Im Jahre 1348 zur Winterszeit ist hier ein Teil des Berges niedergebrochen und soll im Gailtale 17 Ortschaften verschüttet haben. Dort unten liegt noch die Trümmerwüste, von kümmerlichem Waldgestrüppe bewuchert, darüber hin zieht sich der dünne Faden der Gailtalerbahn. Und das Gailtal mit seinen Hochbergzügen, seinem Flusse und einem blinkenden See liegt vor uns groß und abendlich düster und zieht sich fast gerade hin viele Meilen lang bis zur Grenze von Tirol. Die äußersten Punkte der Dobratschaussicht sind das Uskokengebirge in Kroatien, die Grenzberge der friaulischen Ebene, die Ötztaler Ferner und der Dachstein!

Und siehe, die Hunderte von hohen Bergen, die da draußen untereinander wimmeln, verlieren an ihrer Würde; einer macht den anderen klein. Vor einem Berge, über dessen Haupt man hinwegsehen kann, verliert man die Ehrfurcht. Sogar der Berg, der uns zu solcher Höhe erhoben hat, liegt in seinen nächsten Hochalmen wie ein Tal vor uns, weil wir seine Plastik nicht mehr erkennen, seine steilen Hänge und Wände, die ihn so hoch tragen, nicht mehr sehen. Man hat nicht das Gefühl, als stünde man auf einem schwindelnd hohen Berg, außer man beugt sich über den Rand und blickt in die Täler, in denen die Ortschaften wie Sandhäufchen daliegen.

In den Tälern brüten die Schatten des Abends. Aller Augen sind dem Sonnenuntergange zugewendet. Aber die Sonne versinkt in ein Gewirre von zerrissenen Wolken, die sich über die Tauern und die Zillertaler Alpen hingelagert haben. Eine tiefe Glut des Himmels scheint diese Wolkenschlacken schmelzen zu wollen, aber endlich vergeht das Licht ohnmächtig und die Alpenwelt liegt dahin in kalter, nüchterner Dämmerung mit ihren verloschenen Schönheiten. Seine Hochaltarlichter zum Abendsegen — das Alpenglühen — hat der Herr diesmal nicht angezündet. —

Nun eilten wir, von heftigem Winde gepeitscht, dem Hause zu. Da gab's für die vielen anwesenden Bergbesteiger eine kleine Hungersnot. Es war aus dem Tale der Fleischträger noch nicht gekommen und so mußte man sich mit Brot und Eierspeise begnügen; und ein Glas Rotwein dazu, das tröstete den müden Alten sehr. Als die Herrschaften dann aber mit den leidigen Ansichtskarten herankamen und ums Autograph ersuchten, flüchtete ich auf mein Zimmer. Es war ein schmuckes, reinliches Stüblein, wie man sie auch in Stadthotels findet. Das besonders Alpine daran waren nur die drei schweren Bettkotzen mit einer vierten, für die Zeit wüster Stürme, so die dicken Mauern wie einen Heckenzaun durchdringen. Das Fenster schaute gegen Nordwesten, aber man sah bloß ein graues Nichts. Nur die weißen Steine der nächsten Umgebung schimmerten im Mondlicht. Ich sank ins Bett, Gott dankend, daß auch dieser Tag seine Ruhe hat. Aber er hatte sie nicht. Ich habe keinen Schlaf gefunden die ganze Nacht. Nach Mitternacht begann es sachte zu blitzen von den Tauern her. Ich stimmte mich auf ein Gewitter, aber es kam keines. Schlimm, dann kommt ein Landregen. Als der Morgen dämmerte, kam der Hausvater auch zu meiner Tür, um mich für den Sonnen-

aufgang zu wecken. Als ich aus dem Bette stieg, zitterten mir Arm und Füße. Langsam taumelte ich zur Bergspitze hinauf. Die Berge standen rein aber glanzlos. Kein Nebel lag auf den Höhen. Jedoch im Norden und im Westen waren die dunkeln Gebirgszüge von dunkeln Regenwolken nicht zu unterscheiden. Die Sonne, die hinter den Lavanttaler Alpen träge emporstieg, hatte ein verweintes Gesicht und barg sich bald wieder hinter leichten Wolkenstreifen, die den östlichen Himmel durchzogen. Der Wind, der noch stoßender als gestern aus dem Süden kam, hat mich die Entwicklung der himmlischen Mächte nicht weiter beobachten lassen. Die beste Verteidigung dagegen, so schien mir, sei die Flucht. Im Touristenhause frischen Kaffee*) und dann bald nach 5 Uhr allein den Abstieg angetreten. So ein heißer Kaffee und so ein drohendes kaltes Wetter wirken Wunder. Ganz leidlich ging es talwärts über die Karste, über die Almen, durch den jungen Fichtenanwuchs. Um 7 Uhr in der Ottohütte ein Glas Milch besserte die Sache noch bedeutend, und als mein braver, besorgter Kamerad mich dort eingeholt hatte, ging es in gutem Marsch durch die Wälder dahin, ein paarmal von leichtem Regenschauer zu rascherem Ausschreiten angeeifert. Um halb 9 Uhr vormittags waren wir in Bleiberg, wo der Kutscher schon gespannt auf uns wartete.

Als wir vier Stunden später im Schnellzug den Ossiacher See entlang fuhren und zurückblickten auf den Schauplatz unserer Alpenfreude, wurde der Dobratsch bereits von fahrenden Nebeln umkreist und nach ein paar Stunden später soll er bis zur Ottohütte herab beschneit gewesen

---

*) Auffallend in diesem berühmten Alpenhause ist die große Billigkeit, die besonders den Mitgliedern des D. u. Ö. Alpenvereines zuteil wird. Man bezahlt für Jause, Nachtmahl, Frühstück und das Zimmer, also für alles zusammen 2 K 82 h.

sein. Es war der erste einer Reihe kalter Sturm- und Regentage.

So unglaublich vernunftlos diese Partie unternommen wurde, so überaus glücklich ist sie ausgefallen. Nachher im Gelaß des Eisenbahnzuges hüllte ich mich in den Überrock, in den Plaid, den wir auf wilden Birg nicht gehabt und nicht gebraucht hatten. — Hochtouristen werden wohl die Achseln zucken über die Wichtigtuerei mit diesem Dobratsch, der eine Spielerei für zehnjährige Kinder sei. Für gesunde Lungen und junge Beine ist er's auch. Mir war er mehr. Mich erfüllt eine köstliche Befriedigung, daß ich das schöne Alpenland — seit vielen Jahren von mir in kreuz und krumm durchzogen — nun mit einem Hochblick noch einmal überschauen konnte.

Hiermit sollen meine Bergfahrten geschlossen sein. Nur wenig und flüchtig haben sie erzählt von den zahllosen Alpenwanderungen, die ich durch ein halbes Jahrhundert gemacht und die mir den größten und reinsten Genuß dieses Erdenlebens gegeben haben. In langen Stadtwinternächten steht aus fernen Alpensommertagen immer das Bild vor mir: der schäumende Wildbach in dunkler Schlucht und der goldene Sonnenschein auf den Gipfeln.

Der Dorfbahnhof.

Dieses Haus ist bisher immer vergessen worden, wenn man das Dorf geschildert hatte. Das wundert mich, denn es macht sehr viel Lärm, mehr als jedes andere Haus im Dorfe, sogar mehr als die Kirche. Die Kirche läutet nur zu den Gebetstunden, am Bahnhofe läutet's und pfeift's Tag und Nacht. Die Glocke am Bahnhofe läutet nicht die Leute zusammen, denn wer auf dieses Läuten warten wollte, der käme zu spät, sie läutet die Züge ein und aus gleich der Kirchenglocke, die den Wallfahrerzug ein- und ausläutet. „Beim Eisenbahnfahren bin ich wie der Bischof," sagte der Kalbelbauer, „beim Bischof läuten auch die Glocken, wenn er ankommt und wenn er abreist." — Und diese Glocke am Bahnhof läutet, wie ein Lied sagt, dem abgehenden Zuge nach,

„Weil mitten auf dem Feld,
Wo das Unglück passiert,
Kein Zügenglöcklein
Geläutet wird*).)

Das Lokomotiv pfeift dem Bauer, er möchte nur mitfahren, aber der Bauer ist beim Schalter des Fahrpreises wegen mit dem Beamten nicht einig geworden und so ruft er nun dem pustenden Ungetüme nach: „Pfeifst mir lang

---

*) Die Bahnhofglocke ist seither abgekommen. Bemerkung zur neuen Ausgabe.

gut, ich geh' zu Fuß!" — Ja, so mag es sich zu Anfang der Eisenbahn einmal zugetragen haben, heute weiß jedes Bäuerl und jedes alte Weibl, daß beim Dampfwagenfahren nicht gefeilscht wird. Wem's zu teuer ist, der reitet auf Schusters Rappen; und wenn alles auf Schusters Rappen reitet, oder auf dem Steirerwäglein fährt, oder — was das billigste und beste ist, ganz zu Hause bleibt, dann läßt die Eisenbahn ganz von selber nach, ohne daß man feilscht, und geht mit dem Preise herab bis auf einen Kreuzer per Kilometer — so billig kann's Schusters Rappen nicht mehr tun; jetzt pfeift der Kutscher, aber der Bauer sagt: „Pfeifst mir lang gut, ich fahr' auf der Eisenbahn."

So hat sich's gewendet, daß nun auch der Gebirgsbauer mit dem Bahnhofe nicht weniger vertraut ist, wie mit dem Schulhause oder dem Dorfwirtshause. Allsonntägig ist ihm jetzt die weite Welt offen um wenige Kreuzer. Früher hat ihm auf dem Jahrmarkt der Guckkastenmann für zehn Kreuzer durch das Guckglas die Welt in Bildern gezeigt, jetzt fliegt ihm für denselben Preis am Wagenfenster die wirkliche Welt mit Dörfern, Schlössern, Brücken, Bergen und sogar Städten vorüber. Dann macht er in der Stadt sein Geschäft ab, trinkt ein Schöppel Wein und fährt gemütlich wieder heim.

Weil die Eisenbahn so billig geworden ist, gibt der Mann mehr aus, als wenn sie teuer und er daheim geblieben wäre und so ist's schon in einem, daß wir uns nun anstatt der Tabakspfeife eine Zigarre in den Mund stecken, wenn sie auch nicht so gut schmeckt, vornehmer ist sie doch; und wenn sie unterwegs dem unkundigen Raucher auch immer wieder auslischt, und wenn ihm auch etwas ungleich geworden sein sollte im Magen: bevor er zu seinem heimatlichen Dorfe kommt, steckt er sie auf alle Fälle wieder in Brand, denn die Zigarre vollendet erst das richtige Ansehen des

Eisenbahnfahrers. Das Lokomotiv raucht ja doch noch einen viel stärkeren Tabak und raucht sogar, ohne sich viel zu entschuldigen, zu den Fenstern jener vornehmen Herren- und Damen-Kupees hinein, in welchen das Rauchen nicht gestattet ist.

Mancher auf der Eisenbahn fahrende Bauer bekommt vor Hochmut sogar einen kleinen Rappel, wie der alte Steckleitner zu K., dem das „Grüß Gott" zu schlecht war. „Grüß Gott, Steckleitner!" rief ich ihm auf dem Bahnhof zu, als er ausstieg. „Ich habe die Ehre!" antwortete er zurück, und da er sah, daß ich darüber stutzte, sprach er: „Wenn der Herr einen bäuerischen Gruß bietet, so kann der Bauer wohl mit einem herrischen aufwarten." Ich sofort Schulmeister: „Das Grüß Gott ist der beste Gruß, ich habe keinen besseren. Selbst der Kaiser ließ sich ihn letztens freundlich gefallen und dankte zurück: Grüß Gott auch! Aber natürlich, der Bauer, wenn er aufs Roß kommt, und wäre es auch dasselbe, das den chronischen Lungendampf hat, der gibt's nobel."

Doch nicht allein für Ehr' und Stolz ist die Eisenbahn im Dorfe ausnützbar, wohl auch für Liebe.

Der fesche Knecht möchte seiner Dirn am Sonntage gern ein Glas Wein zahlen und Zucker hinein, aber daheim im Dorfwirtshaus wachen die strengen Augen der Väter und die scheelen der Nebenbuhler und es ist keine Gemütlichkeit unter so vielen Augen, wo deren vier mehr als genug sind, so daß sogar von diesen ein Teil zugedrückt werden kann, falls die Liebe es nicht vorzieht, das Paar ganz zu blenden. Diesem Paar nun pfeift das Lokomotiv: Kommt nur mit mir, bei mir ist's nicht so heikel. Wenn ihr wüßtet, wie viele rollende Brautgemächer ich täglich durchs Land führe! — Gut, sie fahren am Sonntagnachmittag in die Fremde,

die starke Stunde um fünfzig Kreuzer; wenn eine schwache daraus wird, kostet sie manchmal mehr. Dann in der Fremde ein Wirtshaus, ein Spaziergang, ein Feigenkranz, eine Zigarre — spät abends angeheitert wieder daheim — wen geht's was an?

Und erst, wenn das Dorf in Scharen „aufsitzt"! Wenn der Turnverein, die Feuerwehr, der Gesangverein einen Ausflug macht und schallendes „Grüß Gott mit hellem Klang, Heil deutschem Wort und Sang!" gesungen wird auf dem Bahnhof! Es gibt kaum ein weltliches Fest mehr im Dorfe, das nicht auf dem Bahnhofe anfinge oder zu Ende ginge.

Der Bahnhof ist der Mittelpunkt des Dorflebens geworden, auch wenn man nicht abreist. Erlaubt es die Zeit, so geht man auf den Bahnhof, wenn die Züge verkehren. Da sieht man die Abfahrenden und Ankömmlinge, da sieht man allerhand Gesichter; manchmal schaut zum Wagenfenster sogar ein Mohr heraus, an dem nichts weiß ist als das Weiße in den Augen und die Zähne. Nett ist es auch zu sehen, wie der Zug einfährt, stets mit solcher Heftigkeit, daß man meint, sie könnten ihn nicht aufhalten zu rechter Zeit; aber genau an der richtigen Stelle steht er still, und eine Minute nachher ruft der Schaffner sein „Fertig!" und das Ding setzt sich wieder schnarrend in Bewegung. Man blickt ihm nach, bis die rückwändige Wand des letzten Wagens zusammengeschrumpft ist zu einem winzigen Quadratchen — dann hat man's gesehen und geht wieder heim.

Zehn Kreuzer für den Eintritt in den Bahnhofplatz! Das Geld kommt der Krankenkasse der Eisenbahner zu gut. Ah na, denkt sich der Bauer, da schau ich lieber von außen über den Zaun hinein, da kommt das Geld mir zu gut. — Die Schnellzüge halten nicht an, sind aber doch der Mühe

wert, daß man zusieht, wie sie vorbeisausen, daß die Weichen „scheppern“ und der Erdboden dröhnt. Selten dreht der Bauer seinen Kopf so schnell, als wenn er dem vorüberfahrenden Schnellzug nachschaut. Man kann auch nicht wissen, wer auf dem Zuge ist, lauter hohe Herren und seidene Frauen. Und was alltäglich für Grafen und Prälaten und Fürsten durchs Dorf kommen, seitdem die Eisenbahn geht! „Ja, Schneggen, da hat einer was davon!“ sagt der alte Postwirt von ehemals. „Die Prälaten und Fürsten sind am besten, wenn ihnen ein Wagenrad bricht!“

Gott bewahre, das gebe jetzt ein Eisenbahnunglück. Unsere Zeit ist in allem großartig. Draußen vor den Häusern am Damm unter Trümmern zwanzig Verwundete, sechs Tote! Das sieht sich anders an, als wenn eine Kutsche in den Straßengraben stürzt und der weit hintendrein humpelnde Handwerksbursche ausruft: „Gott Lob, mir ist nichts geschehen!“

Der auf der Eisenbahn reisende Kavalier ist nicht einen Augenblick sicher, in einem Bauerndorfe einkehren zu müssen, und daß ihm nicht von einem Dorfbader ein Verband angelegt wird; und sicherer steht's am Ende doch noch immer mit der elenden Lehmhütte, als wie mit dem eleganten Salonwagen. Als die Eisenbahn aufkam, wollten die Leute nicht mitfahren, denn die Dorfweisen sagten: „Neun kommen glücklich durch, den zehnten behält sich der Eigentümer des Unternehmens, der Teufel.“ Denn damals gab man dem Gutsherrn und dem Pfarrer die Zehnten, so war man des Glaubens, im Bunde der dritte sei der — Eisenbahnunternehmer.

Am höchsten pflegt dem Dorfbahnhofe angerechnet zu werden, daß er die Erzeugnisse der Landwirte so bereitwillig in Empfang nimmt und dafür Geld und andere schöne

Sachen daläßt. Es hat sein Gutes — jedoch aber — ich weiß wohl, was ich mir denke. Wo ein Bahnhof steht, da ist es aus mit der alten Behaglichkeit und patriarchalischen Zufriedenheit. Und wo kein Bahnhof steht, da ist es erst recht aus. Manche Dorfgemeinde, die einst für die Bahn und den Bahnhof keinen Baugrund um vielfachen Preis geben wollte, möchte heute denselben gerne dafür umsonst liefern, ja sogar noch die Geschenksteuer zahlen. Der Bahnhof ist also manchem wichtiger geworden als Kirche und Schule, ja fast so wichtig, wie das Wirtshaus.

Einst hat man die Eisenbahnbeamten im Dorf als Fremdlinge über die Achsel angesehen, heute sind sie kaum weniger geachtet als der Lehrer, der Arzt, der Amtmann, heute ist der „Stationschef" so heimisch im Dorfe, als es einst seligen Andenkens der Postmeister gewesen mit seinem stattlichen Einkehrwirtshaus.

Der Bahnhof ist ja der beste Freund, Handlanger und Beschützer des Dorfes. Er ist — ich spreche von den Strecken größeren Verkehrs — Tag und Nacht wach. Wenn alles schläft und finster ist im Dorf, auf dem Bahnhof brennt noch die Laterne. Der fremde Wanderer pocht vergebens an die Tür des Dorfgasthofes; alles liegt nach des Tages Mühen in Schlaf; am Bahnhof findet er die Pforte nicht geschlossen und im Wartesale kann er — wenn auch nur auf harter Bank — rasten.

Manche Mutter hat erst am Abend Zeit gefunden, an den fernen Sohn einen Brief zu schreiben, der in der Nacht abgehen soll; allein das Postamt hat sich längst zugetan, nur auf dem Bahnhof steht der Schalter noch offen und übernimmt den Brief, den der Wärter zur Nacht in den Postwagen wirft. — Plötzlich in tiefer Nacht ist das Unglück da, der Bahntelegraph ruft die Nachbardörfer um Hilfe.

Und in kurzer Zeit bringt der Extrazug die Feuerwehren mit ihren Werkzeugen.

Auch mit dem Gemütsleben des Volkes hat der Dorfbahnhof sich schon verwachsen. Wie mancher, der in die Fremde zieht, wird von den Seinen auf den Bahnhof begleitet, so betrübt, als ginge es zum Friedhofe; wie mancher, der nach Jahr und Tag zurückkehrt aus der weiten Welt, wird mit hochzeitlichem Jubel hier empfangen. Kaum gibt es einen Ort, wo die Herzen banger pochen, höher schlagen, als auf dem Bahnhof. In Amerika sollen Sektenpriester auf den Bahnhöfen predigen, und in der Tat, wenn schon das Wirtshaus in den Bahnhof eingezogen ist, warum soll es die Kirche nicht? Unser Geschlecht hat nicht mehr Zeit zum Stillestehen, folglich muß es im Eilen und Laufen und Fahren seinen Bissen Brot erhaschen und — weil der Mensch nicht allein vom Brot lebt — auch das Wort, das zu besorgen vorläufig der Reisebibliothek und den Zeitungen obliegt!

Durch den Dorfbahnhof ist der Bauer in das moderne Leben eingeschaltet worden. In den Ländern des Zonentarifs kostet jetzt die Elle (die Eisenbahnelle heißt Kilometer) einen Kreuzer! Ein billigeres Tuch gibt's nicht. Vielleicht ist es manchmal auch nicht mehr wert. Allzugroße Gelegenheit zum Rutschen gefährdet die Festständigkeit. Es kann eine Zeit kommen, da die Fahrigkeit der arbeitenden Klassen als Übelstand empfunden werden wird. Denn ganz darf der Mensch seine abgegrenzte Heimständigkeit nicht verlieren.

Auf der Waldwiese.

Es war wieder einmal alles zurückgeblieben, was uns draußen so lieb und lästig ist. An den drei Mühlen war ich vorübergegangen, an der Brettersäge, langen Rainwiesen dahin bis zur vierten Mühle. Dann an der Köhlerei, dem hüpfenden Bächlein entgegen durch Kernwald hinan, über den Schlag mit den Erlsträuchern und weißen Steinen, hernach durch Jungwald — und hier war die blaurote Markierung nicht mehr. Auf gut ausgefahrenem Wege war sie stets neben meiner gewesen, an jedem fünften Baumstamm, an jeder Mühlecke, an jedem Thörlblock, so als ob sonst Gefahr wäre, daß der Fremde plötzlich den steilen struppigen Hang emporklettern, oder über den Rain in den Bach springen könnte. Und hier im Jungwald, wo mehrere Steige auseinanderzweigen, war der blaurote Farbenklex nirgends zu sehen.

Das sollte mir aber nicht bange machen. Auf zwecklosen Bergwanderungen ist der Weg, den man am liebsten geht, immer der rechte. Vor mir begann junger Lärchenwald. Wenn ich sage, daß über diesem Lärchenwald grünes Gold war, so weiß der Leser damit nichts anzufangen, außer er hätte schon selber junge Lärchen im Vormittagssonnenschein gesehen. Und das hat er auch. Der Tannen-, Fichten- und Kiefernwald ist fast schwarz dagegen und der Laubwald hat sein bläuliches Grün; das grüne Gold gehört dem

Lärchenwald allein. Wandelt man aber unter demselben dahin, so ist ein brauner Schatten, und die dürren Ästlein hacken an die Kleider, kratzen ins Gesicht. Auf keinem einzigen Stamm war der blaurote Klex, also ging ich in eine unermeßliche Irre hinein. Als der Lärchenwald zu Rande war, gingen die Erlstauden an. Das ist ein abscheuliches Gezücht. Das schmale Steigl, das anfangs noch hineinführt, wird bald erstickt von den Strüppen, die Beine verstricken sich und werden unsicher, weil es immer ist, als ob man auf eine Natter getreten wäre; kann auch eine Wurzel gewesen sein, es glitt nur so verdächtig glatt dahin und irgendwo da im langen Grase pfiff etwas. Auf einmal platschte neben mir ein Fladen zu Boden, es war aber keiner, es war eine breite Kröte, die sich so sehr über die Häßlichkeit des Menschen entsetzte, daß sie gleich unters Gras eilen mußte.

Die Erlstrauchwildnis ist endlich durchbrochen, ein Stangenzaun mahnt artig, nicht auf die Wiese hinauszutreten. Ich tue es doch, und der kleine Schaden, den das Beinkleid gelitten, wird reichlich wettgemacht von dieser stillen Hochwiese. Ringsum Wald und Strauch, dort ein Steinhaufen und daran ein Wildkirschbaum. Tief unten ein steiler Graben, der sich weit hinauszieht gegen das Tal, von dem man zwischen den Hängen nur so eine Art Dreieck im Sonnenäther sieht. Unter dem Kirschbaume mache ich mir einen Stein zurecht zum Sitzen; wie ich ihn aus seiner Erde hebe, enthüllt sich eine Welt von Käfern, Würmern und Asseln, und kleine rote Ameisen machen sich bald an den Gliedern bemerkbar durch ein scharfes Prickeln und Brennen. Da wäre man also gut aufgehoben.

Hast du je einmal eine blühende Bergwiese gesehen im Frühsommersonnenschein? Nicht wahr, so etwas ist nicht

ohne! Man kann's nicht vergleichen mit dem holdesten Strauß, nicht mit dem kostbarsten Teppich, auch nicht mit dem üppigsten Kunstgarten. Man kann die blühende Wildwiese mit nichts und gar nichts vergleichen, als mit der — blühenden Wildwiese. Gelbe Schlüsselblumen, weiße Schafgarben, roter Wildklee, blaue Glockenblumen, Vergißmeinnichte, Löwenzahnstämme, hohe Germenrispen, vielarmige Hahnenfüße, Muttergottesschleier — nein, man soll nicht anfangen aufzuzählen, an dem einzelnen liegt es ja auch nicht, das ganze ist es. Doppelt und dreifach sind die Blütenschleier: die hochstengeligen Blumen, die in der Luft wiegenden, dann die niedrigstengeligen Blüten, und endlich die in ihren grünen Nestern gleichsam eingebetteten Blümlein — alle, alle haben ihre Kelche und Mäulchen offen, daß der hohe Himmel seinen süßen Sonnenschein hineingieße.

Die hochstehenden Rispen und das unendliche Halm- und Blättergespinne, Gras genannt, als grüner Untergrund zu der wilden, mächtigen Farbensymphonie, die da ins staunende, berauschte Menschenauge klingt. Man meint, kein von Gott erschaffenes Wesen sei stumpfsinnig genug, diese unbeschreibliche Herrlichkeit auszutilgen. Morgen kommt der Mähder, fährt mit der Sense drein, und seine Spur ist eine fahle Schichte von Blumenleichen. Die Sonne, die diese Blumen entfaltet, soll nun Heu daraus machen, sie tut eins so gleichgültig wie das andere, aber der Kuh ist das Heu lieber als die Blumen, und dem Menschen ist Milch und Butter lieber, als Heu und Blumen. Außer er sitzt am Steinhaufen unter dem Wildkirschbaum und hat ein erkleckliches Frühstück im Magen. In diesem Falle schwärmt er für die Blumen. Die Wiese hat aber außer dem dreifachen Blumenschleier noch einen vierten, lebendigen, wirbelnden,

kreisenden, summenden. Die Legion von Hummeln, Bienen, Fliegen, Mücken und Faltern, die nimmer und nimmer müde über der blühenden Matte schweben.

In dieser Wildnis war ein solches Behagen über mich gekommen, daß ich mich sachte hinlegte auf den kühlduftigen Rasen. Rings um mich wiegten auf hohen Stengeln die weißblätterigen Margariten, und gerade über meinem Angesicht schwebte das scharlachrote Häubchen einer Mohnblume. Würziger Blumenhonigduft wehte gelinde heran, und manch fleißiges Bienlein läutete über meinem Haupte hin und her, umkreiste die sonnengebräunte Nase, um endlich aber doch eine nahe Wildkleeblüte zur Ernte zu wählen. Vom Walde her klang manchmal das Stimmlein eines Finken, und vom Bergforste nieder meldete sich ein Kuckuck. Je höher die Sonne stieg, je stiller wurde es in der Runde. Alle Wipfel standen bewegungslos in den hohen blauen Himmel hinein, auch über der Waldwiese war die milde Ruh', aber die Rispen und Blüten wiegten sich lautlos fort und fort. Manchmal kam aus den Schluchten herauf ein kühler Hauch und brachte ein Wasserrauschen mit — aber nur für den Augenblick, dann wieder Stille.

Nur die Fliegen und Mücken stellen ihr dünnes Summen nimmer ein. Die schwarzen Fliegen sind die redlichsten, sie sitzen ohne weiteres auf die Hand und tun nicht viel. Oder sie tanzen und kreuzen um Kopf und Hände und sitzen gar nicht auf, lassen sich's genügen an dem Dunsthauche, der vom Menschen ausgeht. Hingegen jene mistgrauen ungefügen Dinger — eine leise Berührung macht sie tot, aber man hat das Gift schon im Leibe. Am schlimmsten noch sind jene Gelsen mit den dünnen langen Beinen und den kaum sichtbaren Flügeln; unvermerkt sitzen sie überall an, saugen das Blut aus, legen ihr Serum hinein, und die Ge-

schwülste mit den wachsweißen Scheibchen wuchern und jucken noch, wenn das Tier schon längst aus Altersschwäche oder durch einen Unglücksfall sein Leben eingebüßt hat. Da wird der Rockkragen zusammengezogen, um die Hand das Sacktuch gewunden, und auch diese Feinde sind ohnmächtig und ergötzen nur noch durch ihr zartes Singen und Schwirren.

In solcher Stunde fühlt man sich vertraut mit aller Kreatur. Das Bienlein hatte auch so gemeint und meine Nase für eine üppige Wildkleeblüte gehalten. An ihr plötzlich ein heftiger Schmerz. über den Stich bin ich aufgesprungen und sah nun, daß die Feindin kein rundliches Bienlein war, sondern eine Wespe mit schrecklich dünngeschnürtem Leibe, und daß es viele Wespen waren, die mit ihrem surrenden und schellenden Zickzackfluge mich umgaukelten, und daß ich auf einem Wespenkruge gelegen war, der mit seiner grauen schuppigen Schale sich tief im Grase angebaut fand.

Es schien an der Zeit, weiterzugehen. Man sagt, daß das Tier mit dem Stachel sein Leben lassen müsse. Solches hinderte aber nicht, daß seine Tat fortwirkte noch über seinen Tod hinaus. Es hatte nicht umsonst gelebt, war nicht für nichts gestorben — mitten im meinem Gesichte stand stattlich das Denkmal. Wasser suchend, um kalte Umschläge zu machen, strich ich hin durch den hohen Graswuchs. Da war unter meinen Füßen plötzlich ein winziges Menschlein. Es war so klein, daß die Halme und Blumen um das Blondköpfel zusammenschlugen, es war wohl ein Mädchen in ein blaues Röckl gehüllt, nicht älter, als etwa vier Jahre. Es war darauf aus, alle Blumen der weiten Wiese in sein Fäustlein zu sammeln, und als es den Strauß nicht mehr umspannen konnte, warf es ihn weg, um neuerdings mit dem

Pflücken zu beginnen. Wie dieses Kind, sammelt der Mensch so lange er lebt. Er pflückt die blühenden Wiesen ab und wähnt, die tote Blume in seiner Hand sei schöner, als die lebendige auf der Matte. Er pflückt die Früchte der Wälder und Gärten, mit krampfhaften Fingern umklammert er die Güter, sie sind ihm unbequem, sie belasten ihn, aber er kann sich nicht entschließen, sich ihrer zu entledigen, und erleichtert ihn ein Zufall, so beginnt er neuerdings zu sammeln. Es ist ihm nicht genug, daß die Dinge sind, ihm sollen sie gehören. Nicht an gemeinsamer Schönheit will er sein Auge weiden, nicht an gemeinsamem Tische zehren — nein, für sich besonders will er's haben, und mehr als er fassen kann. Das ist ja ein wahres Ungeheuer im Vergleiche zu den Mücken und Wespen, die nicht mehr nehmen, als was sie für den Augenblick brauchen.

Mit dem kleinen Menschenwesen hub ich ein Gespräch an, das etwas schiefkantig ausfiel.

„Kind, wem gehörst du zu?"

Die zwei Rundäuglein leuchteten ruhig zu mir auf und die Antwort war: „Blümel brocken tu' ich."

„Wie kommst du allein auf diesen Berg her?"

„Ich tu' mich nit fürchten. Klein' Mädeln tut der Mann-Mann nix, hat die Zadel g'sagt."

„Wer ist die Zadel?"

„Ein weißes Zickerl haben wir kriagt, heut bei der Nacht."

„Wem gehörst du zu?"

„Ich hab' schöne Schucherln," zirpte das Kind mit seinem dünnen Stimmlein, dabei hob es ein wenig den Fuß, und wahrnehmend, daß es barfuß war, erschrak es, und huschte im langen Grase davon.

Noch ein Weilchen sah ich darüber die Halme schaukeln,

dann nichts mehr. Wie ein Gespenstlein war es gekommen und vergangen. Ich habe im Weiterschreiten meine Beine unsicher und befangen auf den Boden gesetzt, in der Angst, unter der wuchernden, blühenden Wildnis auf eine Schlange oder eine Kröte, oder ein Menschenkindlein zu treten.

Über dem Waldrande nieder schimmerten weiße Felswände, ich stieg zwischen dem Gestämm bergwärts, aber die Wände waren höher oben, als sie sich gezeigt, es war immer noch Wald.

Auf dem kahlen Boden, zwischen Baumwurzeln und grauen Schwämmchen, die wie Wachs glänzten, war ein braun und gelb gefleckter Molch. Mit seinen fleischigen Armen und Beinen holte er langsam aber weit aus, manchmal hob er seinen dreieckigen Kopf und schaute mit hervorquellenden Augen nach dem Ziele aus, dem er so mühsam zustrebte. Wenn ich wüßte, mein liebes Waldkrokodil, wohin du willst, wir wäre es ein leichtes, dich ein paar hundert Schritte dahin zu tragen. Einen alten Teichgräber kenne ich, der ist der Meinung, daß man alle Salamander totschlagen soll, denn wer sie angreift, der bekommt Warzen an den Fingern, und wen sie anglotzen, dessen Kinder bekommen einen schielenden Blick. Was denkst du darüber, du schöner scheckiger Waldwurm? — Ich habe es nicht erfahren, habe das schweigsame Tier nicht angefaßt und auch nicht totgeschlagen. Wer weiß, ob's ihm recht gewesen wäre.

Allmählich wurden die Bäume schütterer und sie wurden verknorrter und verkrüppelter, und dazwischen standen bleiche Baumgerippe. Über eine Schuttlehne noch hinan, und als die Felswand erreicht war, ging es da nicht weiter. An den Steinen klebten graue Schneckenhäuschen, an deren Rande hie und da etwas vom Hausherrn hervorstand. Als ich eines berührte, zogen sich die Läppchen schnell in die zier-

liche Kalkhütte zurück. — Ich kletterte am Hange dahin und kam in eine Mulde. Ein modernder Brunnentrog war in den Moorboden gewachsen, das Wasser sickerte daneben planlos dahin, und in den Tümpelchen zappelten erbsenrunde Tierchen mit langen Schweifen. Zwischen den ruppigen Steinbergen, die stellenweise mit Knieholz bewachsen waren, tat sich ein Tal auf, schwarze zerrissene Erde mit kurzem Grasfilz und langen Binsenschöpfen, und wenn man auftrat, sank der Fuß in den Sumpf. Aber es lagen Steine da, die eigens hergelegt schienen, um von einem zum andern springen zu können. Daraus schloß ich, daß hier der Weg war. Ich befand mich in der verrufenen Gegend, genannt das „Nasse Gschwend". Es war das Tor in die Felswüsten hinauf. Aber querüber lagen Baumstämme, die der Sturm gestürzt hatte, und es lagen Steinblöcke, die von den Wänden niedergestürzt waren. Und es lagen Gerippe von einem Tiere da, das im strengen Winter umgekommen sein mochte. Und es tauchte hinter Schuttwällen ein schwarzes Menschenwesen auf, das sich überaus mühesam auf dem unwirtlichen Grund vorwärts arbeitete, bis es endlich in meiner Nähe war. Ein Weib, dessen Gewand auf dieser Wanderschaft Schaden genommen hatte, das erschöpft und vergrämt war, vor mir stehenblieb, sich auf seinen Aststummel stützte, den es als Stock trug, und mich fragte, wohin ich denn wolle?

„Wohin ich will, fragt ihr? Wohin ich komme."

„Aber da kommt ihr in die Steinkare. Da hat wohl niemand was zu suchen!" sagte sie mit herbem Ton.

„Wie kommt aber ihr herauf?"

„Ich hab' freilich was zu suchen," antwortete sie. „Habt Ihr denn kein Unband gesehen unterwegs?"

„Was ist das, ein Unband?"

„Der Fratz ist mir davon. Seit aller Morgenhuid lauf ich umeinand. Ist gar nit mein. Meiner Schwester Kind. Zum Aufheben hat sie mir's gebracht, dieweil sie auf Arbeitsuchen aus ist. Wie soll ich's denn aufheben, wenn's davonlauft, das Unziefer! Wenn's mein wär', dem wollt' ich's schon austreiben, das trutzige Davonlaufen! Ein helles Kreuz mit den Kindern! Weiß Gott, wo's der Teuxel hintragen hat!"

Dieweilen sie also greinen tat, wackelte sie mit dem Kopf, um den die schwarzen Haare nachlässig gewunden waren. Schon arg mußte sie hängen geblieben sein an Strauch und Stein mit diesen Haaren, so waren sie zerfetzt. In ihren Augen zuckten Zorn und Angst.

„Frau," sage ich. „Wenn ihr das Kind nicht strafet fürs Davonlaufen, so will ich sagen, wo es ist. Unten auf der wilden Wiese tut es Blumen brocken."

Sie warf auf solchen Bescheid vor Überraschung die Arme auseinander und schlug die Hände zusammen. „Auf der wilden Wiesen? Blumen brocken? Wenns Kind Blumen brocken tut, so ist's nit aus Trutz davon."

„Will lieber mitgehen und suchen helfen," hab' ich gesagt. Und bin mit dem Weibe talwärts gestiegen. Eines Kohlenbrenners Weib war sie, und hatte sich's schon ausgedacht, was geschehen würde, wenn das Kind zugrunde gegangen sein sollte. „Dann geht sie durch. Ganz durch, daß sie kein Mensch mehr findet. Denn die Schwester, wenn sie so um ihr Kind kommt, geht ins Wasser."

„Einstweilen," sagte ich, „gehen wir in die Blumen."

Als wir durch den Wald hinabkamen auf die Wildwiese, war es hoher Mittag, und manches der Blumenhäupter senkte sich müde und welk erdwärts. Selbst das Gezücht der Insekten war müde geworden. Kein Halm regte sich über

die weite Wiese hin und kein verlaufenes Kind war zu sehen. Da ging ich an jene Stelle, wo es am Vormittag gewesen war und verfolgte die Spur. Die ging in kreuz und krumm, verlor sich und fand sich wieder, und verwirrte sich endlich ganz mit den zerfahrenen Pfaden, die der Hirsch und der Bock durch das hohe Gras gezogen hatten.

„Die Kleine wird einstweilen schon heimgekommen sein," rief ich zum Weibe hinüber, das am Waldrand im Schatten saß, auf den Schoß die Finger aneinanderklammernd, als ob es betete. In demselben Augenblick stieß meine Fußspitze an den Körper. Da — tief unter Schlüsselblumen und hochstämmigen Vergißmeinnichten lag das Kind, ein Ärmchen unter dem Kopf, eines über der Brust, den Blumenstrauß noch umklammernd. Es schlummerte.

Wie mein halber Leib noch über den Hochwuchs emporragte, so habe ich mit der Hand hinübergewinkt zu den Bäumen — sie möge kommen. Da sei es! —

Das ist alles, was ich von jenem Ausflug ins Gebirge zu erzählen weiß. Keine Felsenkletterung, keine Gletscherwanderung, keine Fernsicht über die Hochgipfel der Alpen — nichts als Bäume und Strüppe, Mücken, Wespen und Blumen — und darunter verborgen ein Menschenblümlein, dem fürder die himmlische Sonne ein frohes Reisen bescheren möge.

Kreuzsäulen und Hauskapellen.

Den Fremden, die in unsere Alpenländer kommen, fallen die vielen Kreuzsäulen, Heiligenbilder und Kapellen auf, die an Straßen, Dorfgassen, Feldwegen und Waldsteigen stehen. Nicht die eigentlichen Votivsäulen und Martertafeln, Pest- und Türkenkreuze, auch nicht die Kirchlein und Meßkapellen habe ich heute im Sinn, sondern die Bildnisse, Kreuze und Hauskapellen, die nicht so sehr aus äußeren Anlässen, als vielmehr aus inneren Beweggründen oder infolge alten Herkommens entstanden und erhalten sind.

In den Flächen des protestantischen Deutschland gibt es auf freiem Felde kein Lied und kein Kreuz. In den Alpen wandelt man wenig Straßen, wo nicht ein heller Jodler oder Juchschrei in unser Ohr, nicht das ernste Bild des Erlösers oder eines anderen der Himmlischen in unser Auge fällt. Denn der Sinn des Älplers verlangt künstlerischen Ausdruck seiner Stimmungen. Das Jauchzen ist wohl auch in unseren Bergen seltener geworden. Kreuze aber gibt es in mancher Gemeinde mehr als Menschen. Stehen deren doch schon auf dem Friedhofe einige hundert, ungezählt derer, die an Kreuzwegen, Feldrainen, Waldrändern, Brunnen, Grenzpunkten, Brücken, Pässen und an den Gehöften ragen. Es gibt Gegenden, in welchen fast jeder Bauernhof seine Kreuzsäule, sein Hauskapellchen hat. Nur bei den Kleinhäuslern, besonders Ausgedinghäuslern, sind sie kaum zu finden, als ob es ein Vorrecht der Großhöfe wäre, solch

religiöse Zeichen öffentlich aufzustellen. Vielleicht hat's ein solches Vorrecht tatsächlich einmal gegeben, denn auffallend war mir oft, daß die Kleinhäusler ihre Bildnisse stets innerhalb ihres Daches, fast nie im Freien aufrichten.

Der Bauer stellt seine Kreuzsäule auf an der Wegzweigung, etwa damit der Gang gesegnet sei, am Feldraine, damit die Früchte vor argen Wettern geschützt bleiben; an Waldrändern, damit die bösen Geister der Schatten nicht herrschend werden; an Brunnen, damit kein schlimmer Trunk die Gesundheit des Durstigen schädige; an Grenzpunkten, damit ein Siegel sei des Rechtes zwischen mein und dein; an Brücken, damit die Wasser nicht zerstören sollen; an Bergpässen als Zeichen, daß jegliche Höhe dem Herrn geweiht ist; an seinem Gehöfte endlich als Schutz und Schirm gegen alle Feinde. Der vorwiegendste Grund ist, daß der Mensch überall an Gott und die Heiligen erinnert werden soll.

Die Formen und Bauarten der Kreuze sind höchst verschieden. Es gibt Steinsäulen, gemauerte Säulen mit Nischen und Holzdach, es gibt hölzerne Kreuze, manchmal bis zu zwölf Schuh Höhe, mit breitem Holzdache und einem Brettermantel rückwärts, der nicht bis zur Erde geht, sondern die Form eines „Meßrockes“ hat. Es gibt kahle Kreuze ohne Dach und ohne Rückwand und ohne Bild; es gibt solche mit zwei und drei Querbalken und den Marterwerkzeugen des Heilands; diese Kreuze sind oft sehr hoch, man sieht in ihnen einen Schutz gegen Ungewitter. Es gibt Kreuze und Bildkästchen, die an Baumstämme genagelt sind, oder an Wände der Häuser. Es gibt Bildnisse, die mit roten Strichen ungefüg an die weißen Außenwände der Häuser gemalt sind! Es gibt gemauerte Kapellchen mit Altären, vor denen sogar einige Kniebänke angebracht sind. Es gibt Kapellchen aus

Brettern gezimmert; die zumeist geschlossene Tür ist mit einem Gitter aus Holzlatten versehen, so daß man zwischen solchen Latten hineinblicken kann. Die Kreuze und Kapellen sind zumeist mit möglichst vielen Gemälden, Statuen, kleinen Papierbildern und auch frommen Inschriften geziert. Ich werde weiterhin ein solches Bauernhofkapellchen näher beschreiben.

Als Bildnisse der Kreuze und Kapellen sind in Steiermark vorwiegend: Der Gekreuzigte, die heilige Dreifaltigkeit, die Maria mit dem Kinde oder mit dem Leichname des Heilandes, ferner der heilige Josef, der heilige Johannes von Nepomuk, der heilige Sebastian, der heilige Leonhard usw.

Manches der Kreuze gehört der ganzen Gemeinde, wird von dieser gebaut und erhalten; weitaus die größte Mehrzahl gehört einzelnen Bauern; selbstverständlich genießen auch diese von allen und jedem die gleiche Verehrung. Der Bauer geht an keinem öffentlichen Kreuze, Heiligenbilde vorüber, ohne seinen Hut zu rücken oder sich mit dem rechten Daumen zu bekreuzigen. Aber die Allerfrömmsten tun noch mehr, sie küssen den Stamm des Kreuzes, oder wenn diese erreichbar sind, die Füße des Gekreuzigten. An manchem Kreuzstamm hängt an Kettlein ein großer eiserner Nagel, der als Werkzeug der Erlösung besonders innig geküßt zu werden pflegt. Aber auch jedes andere Heiligenbild wird andächtig geküßt. Und das war's ja, weshalb mir als Knabe einmal die Ohren gedreht worden sind. Ich hatte auf ein Blatt Papier mit Kohlenruß und Heidelbeersaft eine „Mutter-Gottes“ gemalt und das Bild dann am Waldwege an einen Baum geklebt. Nun kam der fromme Grabelbauer, dachte: das ist brav, daß sie dahier ein heiliges Frauenbild angeschlagen haben, und küßte es. Als er es

nachher erfahren, daß das Bild aller heiligen Weihe entbehre, daß es vielleicht nur so aus Übermut entstanden und demnach gleichsam ein Götzenbild sei, rieb er sich die Lippen, suchte den Erzeuger auf und brachte es mir zum ewigen Gedächtnisse bei, daß es nicht angehe, ein Heiligenbild ohne kirchliche Weihe zu stiften.

Hieraus ersieht man, daß alle öffentlichen Kreuze und Heiligenbilder die priesterliche Weihe haben müssen. Ist irgendwo ein neues Kreuz, eine Kapelle errichtet, so beeilt sich der Errichter, es sofort seinem Pfarrherrn anzuzeigen und um die Einweihung zu bitten. Die wird gewöhnlich für den Nachmittag eines Sonntags anberaumt. Zu solcher Zeit findet sich der Priester bei dem neuen Kreuze ein, wo viele Leute, oft die halbe Gemeinde, sich versammelt haben. Sie stehen oder sitzen oder liegen auf dem Rasen umher, plaudern, schäkern oder rauchen Tabak. Wenn der Geistliche kommt, wird die Stimmung eine kirchliche, man nimmt den Hut vom Kopf, die Pfeife aus dem Munde und horcht der Christenlehre, die der Geistliche hält. Nach derselben wird mit brennenden Lichtern, Weihwasser und lateinischem Gebete die Weihe der bekränzten Bildsäule vorgenommen und von dieser Stunde an ist sie des frommen Grußes und Kusses würdig. Bisweilen entwickelt sich bei so einer Kreuzweihe ein förmliches Volksfest, das einen recht weltlichen Verlauf nimmt und bei welchem mancher Bursche ein Bildstöckel küßt, das noch nicht geweiht ist und herzlich wenig Aussicht hat, geweiht zu werden.

Manche Kapellen sind mit bedeutendem Kostenaufwande hergestellt worden; die Leute haben Geld draufgehen lassen und daraus mag man am besten ersehen, wie ernst es ihnen mit der Religion gewesen ist. Es gibt wohl auch eine andere Auslegung. Das Hauskreuz, die Kapelle galt als ein Prunk-

stück, dabei wollte keiner zurückstehen und mancher mag aus Eitelkeit seine Kapelle „wunderschön“ haben herrichten lassen. Dann ist sie das Schatzkämmerlein, das Reliquienkästlein für Kunst und religiöse Kleinodien geworden. Alles, was sich im Hause an Heiligenbildern, Statuen, Kreuzlein, Amuletten und dergleichen fand, kam in die Kapelle.

In meiner Gegend hatte der Stinbauernhof, der an der Straße stand, die schönste Kapelle. Sie war nur aus aufrechtstehenden Brettern gebaut, mit einem spitzförmigen Schindeldache eingedeckt, hatte eine hölzerne Tür mit Spangen, durch die jedermann hineinschauen konnte; denn hineingehen konnte man nur an hohen Festtagen, da sie aufgesperrt war. Es waren rechts und links ein paar Sitzstühle drinnen wie in der Kirche. Es war ein Altar mit Stufen und zierlichen griechischen Säulchen, die oben ihre Kapitäler und gebrochenen Rundbogen hatten. In der Mitte stand ein sehr altes, aus Holz geschnitztes Bild der Mutter Gottes mit der vergoldeten Kaiserkrone und dem Christkinde. An beiden Seiten zwei nackte Englein mit goldenen Flügeln, welche die vergoldeten Kerzenleuchter in die Luft hinaushielten. Daneben die Bilder: das Herz Jesu und das Herz Mariä. Dann waren auf mit Spitzentuche bedecktem Altartische noch sechs weitere, rot und blau angestrichene Leuchter, dann waren Blumentöpfe mit Rosenbäumchen; diese blühten in bunten Papier- und Leinwandblättern, waren schon verblaßt und sehr staubig. Solche künstliche Rosen mit Bändern waren auch neben und über der „Mutter Gottes“ und weiterhin an den Bildern zu sehen. Von der Decke hing ein „Heiliger Geist“ herab, eine papierene Taube, ebenfalls mit einem Kranze aus Leinwandblumen umgeben. An den Wänden herum standen die geschnitzten Figürlein vieler Heiligen: der heilige Erhard mit

dem Ochsen, der heilige Nikolaus mit den drei Äpfeln, die heilige Katharina mit dem Rade, der heilige Laurentius mit dem Roste, der heilige Georg mit dem Drachen, der heilige Simon mit der Säge und die heilige Magdalena mit dem krausen Goldhaar und dem Totenkopf. Wer es wissen will, was solche Zeichen der Heiligen bedeuten, der frage einen Bauern aus der alten Schule. Zwischen diesen Statuen, wo an der Wand noch Platz war, klebten papierne Bilder der Gnadenkirche zu Maria-Zell, des gekreuzigten Erlösers, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und des Vaters Radetzky. Diesen dürfte ein Knecht des Stinbauers heiliggesprochen und hierhergeopfert haben; der hatte unter Radetzky den italienischen Krieg mitgemacht. Ferner hingen an der Wand kleine, viereckige und runde Bildchen mit Rauschgold ausgestattet und in Glas gefaßt; daneben Rosenkranzschnüre. Dann hing an der Wand am roten Bändchen ein verschrumpftes Lebkuchenherz; dasselbe, das der Hiesbauer der Stinbauertochter geschenkt, als er ihr seine Liebe gestanden. Daneben ein vergilbter weißer Kranz aus Leinwand; der war auf dem Blondköpflein der Stinbauertochter gelegen, als sie neben dem Hiesbauer vor dem Altare stand. Und nahe an diesem Kranz war ein bleifarbiges Seidenband in eine Schleife gewunden; dieses Band war auf der Stinbauer-Tochter Sarg gelegen, nachdem der Hiesbauer sie zu Tode gepeinigt hatte. Und am Altare auf einem Leistchen lag auch der Donnerkeil, der einst in des Stinbauers Almstadl eingeschlagen hatte. Und in einer Ecke lehnte ganz verrostet die Pflugschar, die einem Vorfahren des Stinbauers beim Ackern in den Leib gegangen war.

Also gab es der Erinnerungen aus der Geschichte des Hauses gar manche in der Kapelle und ich erlebte es gerade, als eine neue dazukam.

Ging ich als zwanzigjähriger Knabe an einem Samstagabende hin zur Stinbauerkapelle, um zu beten. Denn daß die Jungmagd Johanna zu dieser Zeit kam, um die Kapelle auszustauben, das wußte ich. Sie war auch schon drin, nahm aus den Blumentöpfen eben die leinwandenen Rosen und stellte wirkliche Pfingstrosen hinein, die mir überhaupt immer sehr gefielen, weil sie gar so schön rot sind. Weil jetzt just der alte Stinbauer daherkam, so tat ich, als ginge ich ganz zufällig und ganz unschuldig an der Kapelle vorüber, denn das war ja die Straße, und die Straße gehört jedermann. Der Alte schnauzte die Junge sofort an, was sie da mache? Was ihr die Rosenbäume in den Töpfen im Wege wären?

„Mein Gott," antwortete die gescheite Johanna, „im Wege sind sie mir nicht. Wie sollten mir denn diese Rosenbäume im Wege sein! Aber schön sind sie nicht mehr, und die wirklichen Rosen sind ja viel schöner!"

„So!" sagte der Alte, „warum machen sie denn nachher Rosen aus Leinwand und Seiden, wenn die wirklichen, die auf dem Miste wachsen, schöner sind? Und warum kauft man denn die Leinwand- und Seidenrosen um teures Geld, wenn die wirklichen, die umsonst wachsen, schöner sind? He, Urschel, dumme, was sagst denn dazu?"

„Mein Gott," antwortete sie, „was kann ich denn dazu sagen. Ich kann nichts sagen, als daß die wirklichen Rosen halt schöner sind, wie die anderen. Ich kann ja nichts dafür!"

„Du kannst nichts dafür!" schrie der Alte, „abfahren sollst mit diesem Zeug!" schleuderte ihr die Pfingstrosen vor die Füße und wackelte davon.

Dieses Davonwackeln des Alten mit den Säbelbeinen war an und für sich nicht schön, allein mir sehr angenehm.

Ich ging in die Kapelle, hob die roten Rosen vom Boden auf und sagte ganz manierlich zur Jungmagd: „Ich bin zwar noch kein Heiliger; ganz ein kleines Stückel fehlt noch dazu, aber wenn du diese schönen Rosen mir verehren wolltest! Ich wüßte einen noch besseren Platz für sie, als in diesen Töpfen.“

„Ja, das möcht' ich schon wissen!“ spottete sie. Dieweilen stellte ich mich nahe vor die Jungmagd hin und steckte ihr die großen, brennenden Pfingstrosen an den Busen. Sie ließ es zu meiner Überraschung ganz ruhig geschehen. Fast erschrocken war ich darüber, denn gewöhnlich kostet es fürs erstemal keinen geringen Kampf, wenn man so ein Altärlein schmücken will. — Es ist eigentlich nicht zu verstehen, warum ein Bursche von zwanzig Jahren aufwärts so sehr darauf losgeht, einen Mädchenmund zu küssen. Es ist ja nichts. So auch damals. Als ich soweit war mit den Pfingstrosen, wollte ich der Jungmagd einen Kuß geben.

„Mein Gott,“ sagte sie und wandte sich sehr entschieden ab, „ich bin ja nicht geweiht! Wenn du was küssen willst, da sind die Heiligenbilder, die sind wohl geweiht!“ Und fort war sie.

Solche Dirndln gab's damals im Stinbauernhofe — man kennt sich frei nicht aus.

Endlich, daß ich mit der Schilderung der Kapelle zu Rande komme, hing vor dem Altare von der Decke an drei Kettlein ein blechernes Herz herab, das hatte zwei ausgebreitete Flügel wie ein Vogel, und es stak in ihm ein rotes Gläslein mit Öl, denn das war die Ampel. Und wenn ein Gedächtnistag kam, der Jahrestag einer Hochzeit, eines Sterbens im Stinbauerhofe, da zündete die Stinbäuerin diese Ampel an und ließ sie brennen den ganzen Tag.

Am Sonntagvormittage, während die Kirchengänger im

fernen Pfarrdorfe sind, versammeln die Haushüter sich in der Kapelle und beten bei brennenden Kerzen laut ihre Sonntagsandacht.

Es gibt Gegenden, wo man die Leichbretter, die Läden, auf welchen Tote aufgebahrt gelegen, an den Kreuzen und Kapellen aufbewahrt. An vielen Kreuzen ist unterhalb am Sockel in einer Nische das Bild der armen Seelen im Fegefeuer angebracht: Mitten in einem flammenden Feuerofen sitzen nackt und bloß, mit aufgehobenen Händen, Männlein und Weiblein; an manchem Kreuzbilde ist dargestellt, wie das Blut Christi niedertropft, um die Feuersqual zu dämpfen.

Häufig sind an Kreuzsäulen und Kapellen fromme Sprüche angebracht, zum Beispiel: „Jesus, durch die Wunden dein, laß uns nicht verloren sein." — „Heilige Maria, Himmelskönigin, bitte für uns und für die armen Seelen im Fegefeuer." — „Mensch, stehe still und denke nach, wirst du Erbarmen finden?" — „O armer Sünder mein, du willst in Lüsten sein, und hier am Kreuzesstamm stirbt das Gotteslamm!" — „O Herr Jesu Christ, der du am Kreuz gestorben bist, durch deine Todespein laß uns nicht verloren sein. Wer dieses Gebet mit Andacht betet, gewinnt hundert Tage Ablaß." — „18 Liebe Engel und 49 Heilige Gottes, bittet für uns!" (Hier ist die Jahreszahl der Erbauung mit dem frommen Spruche vermengt, Ungeschicklichkeiten, die häufig vorkommen.) — „Gelobt sei die heilige Dreifaltigkeit, renoviert 1854." — „Der Himmel ist dein Hut, die Erden ist dein Schuh, Maria ist dein Gut, und Jesu deine Ruh!" — „O gekreuzigter Heiland, ich opfere dir auf meine guten Werke und meine Sünden, mein Leben und mein Sterben, tu' mich nicht verderben. Gelobt sei Jesus Christus." — „Gelobt und gebenedeit sei das allerheiligste

Sakrament des Altars und die unbefleckte Empfängnis der allerseligsten Jungfrau Maria in alle Ewigkeit, Amen." — „O heiliger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen sein, führe mich auf dunkelm Pfade durch das enge Tor der Gnade einst zu Gott in Himmel ein." — „Wenn schon der am Kreuze rief: Warum hast du mich verlassen? Wie wird auf dem Totenbett erst der Sünder Hoffnung fassen?" — „Ich bin und weiß nicht wer, ich komm' und weiß nicht woher, ich geh' und weiß nicht wohin, mich wundert's, daß ich so fröhlich bin." — „Steh auf vom Erdenstaub, der Herr rufet dich!" — „Heiliger Sebastian, du bist der starke Wassermann, in Wassergefahr und Not bitt' für uns bei Gott." — „Wie schön ist's auf Erden bei Sonnen- und Sternenschein, o Christ gedenke, wie schön wird's erst im Himmel sein!" — „O Herr, erhöre uns! o Herr, erlöse uns! Vor deinem Gericht verdamm uns nicht!" — „Auf Weiden und auf Heiden sollst du die Sünden meiden. Auf Gassen und auf Straßen sollst du die Sünden lassen. Dann wirst auf allen Wegen finden Gottes Segen." — „O Mensch, knie nieder an diesem Kreuzesstamm und bete ein Vaterunser für deinen größten Feind!" — „O Jungfrau rein, ich liebe dich! O Jungfrau rein, ich küsse dich! O heilige, süße Jungfrau rein, ich möchte immer bei dir sein!" —

Manches Sprüchlein ist, wie man sieht, gar sinnig und innig und wohl imstande, das Weltkind einen Augenblick stutzig zu machen in seiner Sucht nach irdischem Gewinn.

So zahlreich die Kreuze und Hauskapellen sind, auch mit ihnen wird es aus werden. Gar manche derselben, die in meiner Jugend in schöner Zier geprangt haben und verehrt worden sind, stehen jetzt tief eingesunken da, halb vermorscht und vermoost, und an ihrem Fuße wächst grünes

Gras, das nicht mehr zertreten wird. Nicht jede Kreuzsäule, die umfällt, wird wieder aufgerichtet, und mehr als ein Plätzchen kenne ich, wo einst eine fromme Kapelle gestanden, und heute eine Kugelbahn, ein „Lusthaus“, ein „Salettel“ steht, dessen Wände mit Bildern aus illustrierten Zeitungen tapeziert sind. An Wegen und Stegen stehen anstatt Kreuzsäulen Wegweiser, Touristentafeln oder eine Säule mit der weithinschreienden Inschrift: „Das Betteln bei Strafe verboten!“

So ändern sich die Zeiten. Immer seltener werden die Emporzeiger und Aufblicke zu dem Ewigen. Trotz aller Brillen, welche die Wissenschaft ihm aufzusetzen vorgibt, wird der moderne Mensch immer kurzsichtiger; er hat nur ein Auge für seine nächste Umgebung; ins Jenseits hinüber dringt weder sein Blick, noch seine Sehnsucht.

Religionsfrevel im Landvolke.

Man braucht wohl nicht erst daran zu erinnern, daß die Landbevölkerung unserer Alpen von großer und vielfach auch von echt christlicher Religiosität ist. Das müßte schon ein seltenes, von fremden Einflüssen mißleitetes Ungetüm sein, dem es einfiele, eine absichtliche Gotteslästerung zu vollführen. Und doch gibt es, wie wir in den Gerichtssälen sehen können, jahraus jahrein viele Religionsfrevel; und solcher, die nicht in den Gerichtssaal kommen, sind noch mehr.

Es wird hier nicht die Rede sein von jenen Freveln, die eine wirkliche Gotteslästerung bedeuten, weil sie an den Allgütigen und Allgerechten oft Zumutungen stellen, die nichts weniger als einen göttlichen Charakter an ihm voraussetzen. Das sind jene Arten von Aberglauben, durch die man Gott zu eigennützigen Zwecken, zum Schaden anderer Personen, zu schlechten Handlungen mißbrauchen will. Jener Mann, der eine große Kerze nach Maria-Zell opferte, in der guten Meinung, beim nächsten Diebstahl nicht erwischt zu werden; jenes Weib, das den Arsenik in die Kirche trug, in der Absicht, das Gift weihen zu lassen, mit dem es den Ehegatten töten wollte; jener Mann, der während seines falschen Eides eine Hostie an der linken Brustseite am Herzen trug, damit der Meineid nicht Sünde sein sollte: das sind die wahren Gotteslästerer. In geringerem, aber nie zu

rechtfertigendem Grade sind es auch solche Personen, die z. B. durch Lippengebete, Geldopfer, durch landesübliche Verehrung von Heiligtümern, durch äußere religiöse Übungen sich entsündigen wollen. Zum mindesten kommt ihr Tun manchmal Bestechungsversuchen gleich, durch die unsere reine Vorstellung von Gott beleidigt wird. Ich habe bei meinen Volksschilderungen mehrmals Anlaß genommen, solche unchristliche Sitten zu rügen, zu verspotten, was mir aber von gewissen Seiten selbst als — Religionsfrevel ausgelegt worden ist. Ein derber Jugendübermut, der solche Dinge manchmal vielleicht etwas unmittelbarer dargestellt hat, als gerade nötig gewesen, mag hie und da bei befangenen Lesern wohl Ursache von Mißverständnissen geworden sein; eines Sakrilegiums bin ich mir nicht bewußt. Bei genauerer Darstellung des Volkslebens lassen sich so bezeichnende Merkmale der Volksseele nicht umgehen.

Ich gedenke hier einige Beispiele volkstümlicher Religionsfrevel zu erzählen, die nach meiner Meinung gar keine Religionsfrevel sind, erstens, weil die Absicht zu freveln fehlt und zweitens, weil in den meisten Fällen das „Ärgernis" nicht Ärgernis erregt.

Der Mensch besitzt, wie wir alle wissen, einen großen Nachahmungstrieb und man könnte sagen, je tiefer seine Kulturstufe, je größer der Nachahmungstrieb. Dazu kommt bei unseren Älplern noch der Hang nach dramatischen Schaustellungen. Welche Vorbilder aber haben sie hierin? Kein anderes, als die Kirche und ihren Kultus. Wenn sie nun bei irgendwelchen festlichen Anlässen, guten Gelegenheiten und bummelwitzigen Stimmungen angeregt sind, etwas zu treiben, darzustellen, an was werden sie sich lehnen, als an kirchliche Zeremonien, was werden sie nachahmen, als das, was sie in ihrer Dorfkirche sehen?

Der Fremde wird betroffen, vielleicht empört sein, wenn er sieht, wie die sonst so religiösen und gut katholischen Bauern bei ihren weltlichen Lustbarkeiten, auf der Hirtenmatte oder im Wirtshause Dinge treiben, die einer krassen Verhöhnung der kirchlichen Gebräuche und Heiligtümer ähnlich sind wie ein Ei dem anderen! In meiner Jugend, lange vor Einführung der Neuschule, habe ich sogenannte Brechlerabende mitgemacht. Das sind Abendfeste, wie sie ein Bauer seiner Nachbarschaft gibt, die ihm den eingeheimten Flachs brechen halfen. Heute sind solche Versammlungen, um zu essen und tolle Streiche zu vollführen, in der Bauernschaft fast abgekommen. In jenen Zeiten ging es hoch her! Da gab's eine große Mahlzeit, der allerhand Spiele und Schaustellungen folgten. Kam zum Beispiel ein Kapuziner, den irgendein mit komischem Talente begabter Bauernknecht darstellte, dieser stieg in seiner braunen Kutte auf den Tisch, las das Evangelium „von den drei Jungfrauen, die durch den Wald spazieren gingen und drei Jägerburschen begegneten". Dann hielt er in dem bekannten Predigertone und mit den dazugehörigen Gesten eine Predigt, die an Drastik und Drolligkeit nichts zu wünschen übrig ließ, aber auch fortwährend Anklänge an die kirchlichen Worte und Anspielungen von manchmal ziemlich dreister Art enthielt. Dann verkündete er ein Ehepaar mit Bezugnahme auf Anwesende. Die Leute lachten und nichts weiter. Nach der Predigt folgte zumeist die Trauung, bei welcher der Kapuziner irgendein Paar ganz nach kirchlicher Art kopulierte. Zum „Segen" wurde dem arglosen Pärchen gewöhnlich ein Topf mit kaltem Wasser über die Köpfe gegossen.

Bei derlei Brechlerfesten hatte man auch gerne die „Allerheiligenlitanei" gebetet, in der bekannte Personen der

Gemeinde angerufen und nach ihren komischen Eigenschaften oder körperlichen Gebrechen bezeichnet wurden. Einen solchen Brechlerabend habe ich in meinem „Volksleben in Steiermark" genauer zu beschreiben versucht.

Beliebte Volksspiele waren und sind in manchen Gegenden heute noch das „Bischofeinweihen" und das „Lazarusbegraben", wobei man immer wieder kirchliche Zeremonien nachahmt, die schließlich aber stets in einen Schabernack ausgehen. So werden beim Bischofeinweihen die weißen (Werg-)Haare des arglosen „Bischofs" mit einem Lichte angebrannt, was unter dem Scheine des Zufalls zu geschehen hat. Mit dem Werge läuft zumeist auch das natürliche Haar des „geweihten Bischofs" Gefahr, in Flammen aufzugehen. Beim „Lazarusbegraben" erhebt sich der Tote plötzlich, um dem nächsten ahnungslosen Leidtragenden in die Nase zu beißen. Manchmal kommt es vor, daß jemand sagt: „Aber Leut', tut's doch nit so Fravel treiben mit heiligen Sachen!" Darauf stellen sie entweder ihr Treiben ruhig ein, oder haben eine bauernwitzige Bemerkung gegen den Mahner und fahren fort oder überhören die Mahnung ganz. Wenn's nachher zum wirklichen Gottesdienste in der Kirche kommt, ist alle Mummerei vergessen und sie geben sich wieder aller Gläubigkeit und Frömmigkeit hin, deren sie von Natur aus fähig sind.

Weitum bekannt ist das sogenannte „Faschingbegraben" am Aschermittwoch, wobei eine Puppe oder ein Faß in einem Trauerzuge gegen den Kirchhof getragen und in der Nähe desselben unter förmlichen Begräbniszeremonien bestattet wird. Prozessionartige Aufzüge sind überhaupt Lieblingsbelustigungen ausgelassener Gesellschaften. Mit Trommeln und Fahnen ziehen sie singend umher, einer oder der andere ist priesterartig angezogen; vor Maibäumen oder Steinhaufen

oder hübschen Weibsleuten, an denen sie vorbeikommen, machen sie ihre Kniebeugungen, klopfen auf die Brust und murmeln im Gebettone Worte, die freilich nichts weniger sind als christliche Gebete.

Vor etlichen Jahren am Faschingdienstage hat sich in einem steirischen Orte folgendes ereignet. Eine lustige Magd hatte zuviel getrunken und mußte sich ins Bett legen. Davon hörten die im Wirtshause versammelten Burschen und ein Spaßvogel machte den Vorschlag, die „schwerkranke Dirn zu versehen". Da waren alle gleich dabei. Einer zog über seinen Kleidern ein weißes Hemd an, hing eine rote Bandschleife als „Stola" um, flocht einen Krapfen in Stroh ein, den er wie das Sakrament vor sich an der Brust einher trug. Vor diesem „Pfarrer" ging ein Bursche mit der Laterne. So schritten sie am hellen Tage durch den Ort gegen das Haus, wo die Magd lag. Unter den Bewohnern entstand Ärgernis und hier war die Grenze, wo der Scherz zum Frevel wird. Als der falsche „Pfarrer" den Krapfen der „auf den Tod kranken Magd zur letzten Wegzehrung" reichen wollte, erhob sich diese Magd und versetzte dem Burschen eine gellende Ohrfeige. Das war der richtige Abschluß einer solchen Feierlichkeit. Später hat sich auch das Gericht um den Fall gekümmert. Dieses pflegt solche Delikte mehr in pädagogischem Sinne zu schlichten. Die Absicht zur Gotteslästerung war nicht vorhanden, also konnte es eine Gotteslästerung nicht sein; Gott in seiner unendlichen Überlegenheit ist auch nicht empfindlich. Aber ein Beispiel des Ungeziemenden war es und das religiöse Gefühl der Leute wurde verletzt, nicht sowohl Gott, als vielmehr die Menschen wurden beleidigt oder konnten verführt werden, an solchen Ungebührlichkeiten Gefallen zu finden. Darum die Strafe.

Aber auch jener Bauer wurde dem Gerichte eingeliefert, der mit seinem Nachbar Prozeß wegen eines Grenzbaumes führte. Nachdem alle Beteuerungen, daß der Baum ihm gehöre und schon seinem Vater und Großvater gehört habe, nichts geholfen, rief er erregt aus: „Und wenn dieser Baum nicht mein ist, so soll unser Herrgott ein —.“ Also hat er das Sprichwort gesteigert, das im Volke sehr oft gebraucht wird: Wenn dies oder das nicht ist, so will ich ein Spitzbub sein! — Diese Rede war hier wohl eher das Gegenteil einer Gotteslästerung, sie war eine eidartige Bekräftigung seiner Aussage, von der er überzeugt und durchdrungen war, sie hatte den Sinn des „so wahr Gott lebt!“ Das Gericht hat deshalb den Mann ruhig nach Hause gehen lassen.

Reich an Gottesentwürdigung wären dem Unverständigen die alten Krippenlieder, in denen Gott ein „alter Tatel“, ein „armes Hascherl“, ein „guter Lapp“ und dergleichen genannt wird. Nie ist es im Volke jemandem eingefallen, an solch einfältigen, herzwarmen Bezeichnungen einen Religionsfrevel zu finden. Hingegen ist jener Schriftsteller beanstandet worden, der in einer Volksszene das Sprichwort anwendete: „Iß den Sterz, er ist mit einem Geseg'ndir'sgott geschmalzen!“ Der übermütige Bauernbursche ferner, der sein Mädchen mit den Worten grüßte: „Gegrüßet seist du, Maria, du bist voll der Gnaden!“ benützte das kirchliche Gebet zu einem bequemen Ausdruck seiner Empfindung, ohne auch nur den Schein eines beabsichtigten Frevels auf sich geladen zu haben.

Unser Landvolk ist mit seiner ganzen Wesenheit so tief eingesponnen in religiöse Gegenstände und Sitten, daß manche Stube eher einer Kapelle ähnlich sieht, als einem Wohnraume. Kruzifixe, Heiligenbilder, Rosenkränze, Weih-

wasserkessel, geweihte Wachskerzen, Gebet- und Erbauungsbücher und dergleichen Dinge zieren Wand und Winkel. Wenn also die alte Grabenschusterin ihr Kaffeetöpflein mit dem aus Pappe verfertigten Bild der heiligen Elisabeth zuzudecken pflegt, damit es nicht zu schnell ausdampfe; wenn die „Grallen" einer unvollständig gewordenen und nicht mehr gebrauchten Betschnur als Spielmarken beim Kartenspiel benützt werden; wenn das Dirndl in verschwiegener Nacht den Liebesbrief schreibt bei dem Scheine einer geweihten Wachskerze — so sind das gewiß keine absichtlichen Frevel, es ist bloß ein gedankenloses Benützen des Nächstliegenden. Freilich muß gesagt werden, daß in solchen Fällen eine Verehrung für die religiösen Gegenstände nicht sehr groß sein kann, sonst müßte den Leuten der Herzenstakt in die Hand fallen mit der Mahnung: Das schickt sich nicht!

Nicht immer ist es Frömmigkeit, wenn der Bauer gegen den Himmel blickt. Dem Bauer ist, so hörte ich einmal jemanden sagen, der Himmel das, was dem Geschäftsmanne der Kurszettel ist. Dieser Ausspruch wäre gleich für sich ein Religionsdelikt, wenn er nicht seinen wahren weltlichen Sinn hätte. Wenn der Bauer gegen Himmel blickt, um zu sehen, wie es mit dem Wetter steht, so ist das tatsächlich ein Blick in seinen Kurszettel. Daß er über den Wolken und über den Sternen noch etwas anderes weiß und sieht, dadurch unterscheidet sich der Bauer himmelhoch von jenen Leuten, die ihre Seligkeit und Verdammnis nur im Kurszettel finden. —

Wer in meinen Volksbeschreibungen erfundene, absichtliche Religionsfrevel wittert, der möge nur einmal ein Jährchen als Bauer unter Bauern leben. Er wird seine Wunder sehen und hören. Doch selten oder nie wird es eine ge-

wollte Gotteslästerung sein, was er da erfährt, als vielmehr Roheit, Übermut, leere Witzelei, Freude an ungewöhnlichen, packenden Szenen und Schaustellungen. In der einen Absicht, witzig zu sein, sündigen die Menschen überhaupt viel.

Ich war einmal in der Lage, einen Hauptspaß zu vereiteln. Dieser „Hauptspaß“ sollte darin bestehen, daß etliche halbbesoffene Burschen dem Wirte ein eben geschlachtetes Schaf stahlen und es ans Missionskreuz nageln wollten. Weil ich mit meinen theoretischen Abmahnungen nicht durchzudringen vermochte, für Ausübung des Zwangsrechtes aber zu schwach war, so griff ich zur List und schlug vor, den Hammel im Walde zu braten und zu verzehren. Das war zwar ein Mithalten beim Diebstahl, doch lieber wußte ich das Schaf in den unrechtmäßigen Mägen als auf dem Kreuze. Da der Braten im Walde ebenfalls ein „Hauptspaß“ war, so gingen sie darauf ein, und obzwar die Bratekunst viel zu wünschen übrig ließ, haben wir doch am nächsten Sonntag zusammengetan, um den Wirt zu entschädigen.

Bei den zwangsweisen Schulbeichten kommt es vor, daß einer für den anderen Kollegen gegen kleines Entgelt zur Beichte geht. Ähnlich trieben es die Bauern Michel und Toni. Da der Michel ohnehin gerade zur Beichte ging, so ward er vom Toni ersucht, auch gleich seine Sünden mitzunehmen und dafür den Beichtzettel in Empfang zu nehmen; er bedingte sich für diese Gefälligkeit eine Maß Bier. Die auferlegte Buße ist nachher aber so ausgefallen, daß der Michel den Handel gerne wieder rückgängig gemacht hätte.

Soviel ich von dieser Sorte noch zu erzählen wüßte, es wird doch am besten sein, zu schließen. Wenn, wie gesagt, solchen Vorkommnissen auch nicht die Tragik be-

wußten Religionsfrevels beigemessen werden kann, so ist es immerhin unbehaglich, allzuviel davon zu hören. Diese Darstellungen möchten nur darauf hinweisen, daß die „Religionsfrevel“ im Volke nicht in Glaubenslosigkeit oder bösartiger Spottsucht ihren Grund haben und daß, wenn die Gefahr des Ärgernisses ausgeschlossen wäre, sie lediglich in die Fälle von Roheit, Dummheit oder Bummelwitzigkeit eingereiht werden müßten.

Schwere Gewitter.

An einem lieblichen Sommertage war's, da gingen zwei junge Leute spazieren. Ein hübscher, schlanker Bursche und ein frisches, munteres Dirnlein. Es war wonnesam. Die Wiesen prangten in üppigem Grün und waren bunt gesprenkelt von den Blumen aller Farben. Das Korn stand in Ähren und zwischen den Halmen leuchteten die Rade und die Kornblume und die Mohnblüte. Auf den weiten Gärten grünten die Kartoffeln und der junge Kohl, zu dem emsige Weiber noch die letzten Pflanzen setzten. Die Leute waren fröhlich allerwegen, denn schon lange war kein so hoffnungsvolles Jahr gewesen, wie dieses. Die Obstbäume prangten in Blättergrüne und hatten die Köpflein der Kirschen, Äpfel und Pflaumen; die Fichten und Lärchen hatten lange schon nicht mehr so schlanke Zweige geschossen, als in diesem Sommer. Und über allem der Sonnenhimmel mit seinen silberschimmernden Wolken in unermeßlicher Höhe.

„Gottlob!“ sagte der Bursche und legte seinen Arm um den Nacken des Dirndels. „Endlich ist die Zeit gekommen.“

„Ist es dir erlaubt, Franz, daß du mir ein solches Joch um den Hals legst?“ fragte das Dirnl.

„Und wenn ich dir zwei Jöcher um den Hals lege, so mußt du es auch leiden,“ sagte er und schlang auch den

zweiten Arm um ihren Nacken. „Mein Vater hat mir's erlaubt. Wenn wir ein glückliches Jahr haben, hat er gesagt, daß wir Brot bauen und Futter fürs Vieh, dann ja!"

Der Bursche war nämlich der Sohn eines Kleinhäuslers, bei dem es auf den Ackerbau ankam, um seine Liebste, die ebenfalls arm war, heimzuführen, und weil der Halm noch nie so gut gestanden auf dem kleinen Gütel, als diesmal, so war er dem Dirndl auch nie noch so nahe gekommen, als diesmal.

„Bis zum großen Frauentag haben wir die Ernte unter Dach," fuhr der junge Mann fort, „und ein paar Wochen später, verhoff' ich, habe ich auch dich unter Dach. Dir ist es ja recht, Zanderl?"

„Weswegen fragst, Franz?" entgegnete die Zanderl, „willst denn, daß ich nein sagen soll? Ein rechter Bub fragt nicht."

„Gut ist's," sagte er und drückte ihr das Siegel auf den Mund. Es war wie Magnetstahl und Eisen, so fest hielten die Lippen jetzt zusammen und so gar nicht wollten sie einander loslassen. Dann kamen die beiden zu einem Feldkreuze, an dem ein hölzerner Christus hing; diesen Christus umarmte jetzt der Bursche und rief: „Du bist wohl brav, daß du uns ein so gutes Jahr schenkst, du bist wohl brav!"

So schritt das junge Paar berganwärts, denn der Bursche wollte auch sehen, wie sich das Korn auf dem von ihm gepachteten Hochfeld mache; sie begleitete ihn. Wo ein Baumschatten war, da blieben sie stehen und trockneten sich den Schweiß, denn die Luft war schwül und drückend. In den Wipfeln sang kein Vogel, dafür schwirrten langfüßige Gelsen umher und stachen die Zanderl am Arm und am Nacken, daß sie weiße Scheibchen bekam mit roten Rändern.

Als die beiden rasten wollten, wunderte sich der Bursche darüber, daß trotz der großen Hitze der Stein feucht war, auf den sie sich niedersetzen wollten. Vom Gebirge her war ein leises Grollen, und als sie hinsahen, stand dort eine graublaue Wolkenschicht, die mit dem dunkeln Blau der Berge zusammenschwamm. Weiter herwärts standen hoch die milchigen Wolken mit den scharfen bauchigen Rändern voll Sonnenschein, viel tiefer schwammen braune, wässerige Wolkenfetzen, die von keinem Sonnenstrahl getroffen wurden.

Das Grollen kam näher und mehrmals sprangen dort über den dunkeln Bergen Blitzstrahlen senkrecht zwischen Erd und Himmel auf und nieder. Zur selben Zeit stiegen auch in anderen Himmelsgegenden finstere Wetter auf. Das Donnern war dumpf und hohl. In lichten Schleiern ging der Regen nieder und verdeckte zuerst die fernsten Berge, bald auch die näheren, so daß die Schluchten und Gräben durch die Farbenabstufungen plastisch wurden. In allen Wolken war der Sonnenschein vergangen und die finsteren Nebelschichten sanken herab auf die Spitzen der näheren Berge und gingen lawinenartig nieder an den Mulden und Schluchten. Die Wipfel der Bäume standen starr und rührten keinen Zweig. Am Himmel von der Wetterseite her kam ein seltsames Sausen, als ob Wildbäche rauschten. Nun faßte der Bursche das Dirndl am Arm und sagte: „Lauf eilends, Zanderl, daß wir den Stadl erreichen, es kommt etwas!"

Sie liefen bergabwärts, es war so dunkel, daß sie an die Bäume rannten, und nur die matten Blitze warfen manchmal einen Schimmer durch den brauenden Nebel, der jetzt zwischen den Bäumen dahinwogte, gepeitscht von den Wipfeln und Ästen, die plötzlich vom Sturme erfaßt, rasend geworden waren. Dichter Wasserstaub gischtete nieder, Hagelkörner sausten, schlugen in den Boden, an die Baumstämme,

sprangen in hohen Bogen auf, daß die weißen Schloßen rauschend in Kreuz und Krumm durcheinanderfuhren.

Von mehreren zackigen Eisstücken getroffen, hatten die jungen Leute den Stadl endlich gefunden; in ihm war es finster, fast wie um Mitternacht, und am Bretterdache knatterte der Hagel, wie die wildeste Feuersbrunst. Als die beiden, einander umklammernd, sich mit schreiender Stimme bei ihren Namen riefen, hörten sie sich kaum. Ein paar Schläge hörten sie vom Blitz, der in nächster Nähe in Bäume eingeschlagen hatte; zwischen den Dachfugen durch, woran jetzt Wasserstrahlen niedergossen, flackerte der rote Schein der brennenden Bäume. Mehrmals war ein Hagelbrocken, das Dach durchschlagend, in den Stadl niedergesaust, und mit ihm Splitter der zerschlagenen Bretter. Jetzt begann unter den Zimmerbäumen der Wand das Wasser hereinzurinnen, daß der Boden des Stadls bald wie ein See war.

Als nach einer Weile das Ungetüm zu wüten aufgehört hatte und nur noch der Regen rieselte, traten die zwei Leute aus ihrem zweifelhaften Obdach und sahen die Zerstörung. Der Waldboden war mit einer Schicht von Eiskörnern überzogen, so daß die Schuhe der Wandelnden an denselben knirschten und ausrutschten. Kleine runde Körnlein, große scheibenartige Schloßen, wildgezackte Eisstücke, schneeig weiß die einen, glasig grau die anderen. Hier und da hatten die Wassergüsse den Hagel in Haufen zusammengeschwemmt, dazwischen überall die von den Bäumen herabgeschlagenen Zweige, Äste, Zapfen und Wipfel, auch tote Vögel und Eichkätzchen. Ein frostiger Lufthauch zog, und im Lufthauch der Harzduft des zerrissenen Waldes.

Der Bursche und das Dirndl schritten mühsam dahin und sagten kein Wort. Sie stiegen nicht mehr hinauf gegen

das Hochfeld, zu sehen, wie dort oben das Korn stehe, sie gingen niederwärts in das Tal. —

Das Gewitter hatte sich endlich verzogen, am Himmel hing zerfetztes Gewölke in düsterem Licht, und manche Wolke schwamm herab und verdeckte die Berge. Die Felder waren weiß, auf einzelnen Matten lagen dünne Nebelstreifen, als wollten sie Wasser und Eis aufsaugen. Auf den Wiesen stand kein Gras, keine Blume. Das Korn auf den Feldern hatte keine aufstehende Ähre mehr, jeder Halm reckte sein Knie, oder deren mehrere hervor aus der Hagelschicht. Es war ein zerzaustes Gefilze über die weiten Flächen hin. Auf den Gärten, in denen wochenlang die Leute fleißig und mit Mühe und Schweiß gearbeitet hatten, stand kein Pflänzlein. Alles in den Boden geschlagen und einzelne Schloßen hatten sich eingebohrt in das zarte Erdreich. Streckenweise war die Erde weggeschwemmt, über die Wiesen hingeschüttet, und an ihrer Stelle in den Gärten lag Eis und Schutt.

Als unser Paar zu dem Häuschen des Franz kam, sahen sie noch etwas Neues. Die Niederung der Wiese war ein trüber See, vom Hang herab war eine schwere Lawine gegangen, hatte ihren Schutt an das Häuschen geworfen, die Wand stellenweise verschoben und eingedrückt.

„Meine liebe Zanderl," sagte nun der Franz, „mit dem Heiraten wäre es vorbei."

Die Zanderl hielt ihre Schürze vor das Gesicht.

An der äußeren Wand des Hauses war ein Kruzifix. Der Franz riß ein Holzscheit her, um damit dem Christus einen Schlag zu versetzen.

„Was tust du?" rief die Zanderl und fiel ihm in den Arm.

Der Bursche ließ das Scheit sinken und murmelte: „Es ist wahr, der ist nur von Holz und kann nichts dafür."

„Unchrist, was sind das für Reden!" rief das Dirndl.

„Die Leut' sind halt so sündig, daß sie der Herrgott strafen muß."

„Sündig!" rief er, „freilich sind sie sündig. Alle sind sie sündig, auch der Kornhändler, der Jud, dem es da nichts zusammengeschlagen hat und der jetzt ein gutes Geschäft machen wird."

„Gott wird schon wissen, warum er's getan hat," belehrte das Dirndl.

„Er macht sich selber ungleich," sagte der Franz in seiner gottlosen Verzweiflung. „Nicht drei Wochen ist es her, seit die Gemeinde beim Pfarrer ein Amt gezahlt hat auf die gute Meinung, daß uns Gott in diesem Sommer vor Blitz und Ungewitter schützen sollt. Jetzt sieht man's! Erst am vorigen Sonntag hat unser Pfarrer über die Sünde der Trägheit gepredigt. Heute hat Gott die fleißigen Leute gestraft und die trägen, die auf der faulen Haut sind gelegen anstatt das Korn anzubauen, lachen uns aus. Wenn ich nur wüßte, was der Herrgott mit seinem Hagelschlag ausrichten will? Will er die gottlosen Leute bekehren? Ha!"

„Du mußt nicht vergessen, warum Gott das Unglück in die Welt wirft," sagte die Zanderl.

„Nun warum?" fragte der Franz.

„Damit den Leuten die Welt zuwider wird und sie dem Himmel zutrachten."

„Willst warten mit dem Heiraten, bis du im Himmel bist?" fragte er. „Hast jemals gehört, daß im Himmel Leute zusammenheiraten?"

„Nein Franz, das ist nicht schön von dir, daß du dich wegen ein bissel Hagelschlag vom Heiraten abhalten lassen magst. Glaubst du, daß ich mich nur füttern lassen will, daß ich nicht arbeiten und mir das Brot nicht selber verdienen kann?"

„Arbeiten! Verdienen! Wenn dir's das Eis niederschlägt!"

„Franz, du hast kein Vertrauen. Ist dir schon Gott nichts, so denke an die Menschen. Wer brav und fleißig ist, den verlassen die Leute nicht. Wir gehören alle zusammen!"

Als sie noch so sprach, kam ein Mann des Weges, der den Franz ansprach, ob hier das Franz-Häusel wäre?"

„Das ist es," gab der Bursche Bescheid, „was wollt Ihr denn?"

„Den Steuerbogen bringe ich."

Den Steuerbogen! Da mußten beide lachen, der Bursch' und das Dirndl. Das war ein guter Spaß von Dem da oben . . .

Im nächsten Jahre um dieselbe Zeit machte er einen noch besseren. Wieder herrlich standen die Feldfrüchte und — das junge Ehepaar schärfte die Sicheln.

Der Mann in Gefahr.

Was doch das zu bedeuten hat!

Die Nacht ist ruhesam, die Stube friedlich, Frau Johanna müde von der Tagesarbeit, der Abendsegen schon das drittemal gebetet — und doch nicht schlafen können! Ihr ist angst und bange, und sie weiß nicht warum. Nun steht sie auf und geht nachsehen, ob die Tür gut verschlossen ist. Dreifach, mit doppeltem Riegel und mit dem Drudenkreuz. Dann geht sie zu den Betten ihrer Kinder. Das Marielein schläft süß, und das Franzelein schläft süß. Sie fühlt ordentlich die weichen Fittiche des Schutzengels, der über den Kleinen wacht. Und dennoch ist ihr ach und weh. — Wird doch nicht ihr Mann in Gefahr sein? Ihr Mann ist Jäger, ist gestern ins Hochgebirge gegangen und nicht zurückgekehrt. Das ist nun nichts Neues, Jäger treiben sich oft tagelang in den Bergen umher. Aber warum ist ihr heute so bang? Vor kurzem ist auf dem Schroffenstein ein Hirtenknabe von Lämmergeiern angefallen worden. Aus den hinteren Karschluchten hat man gehört, daß ein Kräutermann mit einem Steinbock gerungen haben soll und beide in die Tiefe gestürzt sind. Einem Jäger, der Stutzen und Hirschfänger bei sich hat, kann derlei doch nicht passieren. Aber die einfallenden Nebel und groben Wetter! Die Abgründe! Die Wildschützen! Es vergeht kein Jahr, daß sie nicht einen Jäger kalt machen. Der Toni ist ein gewissenhafter Jäger und hat viele Feinde. Heilige Jungfrau, bleib' bei ihm! Gute Nacht!

Das war ihr Denken. Noch faltete Frau Johanna die Hände zwischen den Kissen und ihren glühenden Wangen. So schlief sie ein. Es war aber kein freundlicher Schlaf. Sie träumte, ihr Mann läge auf einer Schaukel von Spinnengewebe und schaukle hin und her über einer grauenhaften Schlucht . . .

Und ihr Mann war zur selben Stunde wirklich in Gefahr.

Von den Gemsgehägen des Schroffenstein war er glücklich herabgekommen, aber auf den weiten, schluchtenreichen Almen überraschten ihn Nebel und Nacht. Da begegnet er dem Halter Hasel. Das war ein krüppelhafter Zwerg. Er war weit älter als der Toni — denn dieser kannte ihn schon seit Kindheit in der gleichen Gestalt, an der keine Jugend und kein Alter zu erkennen war. Dem Hasel wuchs kein Bart; seine Stimme war fein, wie die eines dreijährigen Kindes, und sein Mund war zahnlos, wie der eines siebzigjährigen Greises.

Diesen Hasel fragte der Jäger nach einer Herberge für die Nacht.

„Geh zum Miadele, dorten in der Tale," gigste der Halter, „die ist allein in ihrer Hütten."

Der Jäger pfiff seinem Hund und ging gegen die bezeichnete Hütte.

Die Sennerin war eben beim Buttern. Und als sie den Toni dahergehen sah, rief sie aus: „Uih! Da kommt ein sauberes Mannsbild!"

Der Toni sah es jetzt, das Miadele war eine gute Bekannte von ihm, noch aus der Zeit seiner Junggesellenschaft.

Das Miadele könnte lange schon verheiratet sein, denn sie ist ein leckeres Ding, aber sie hat kein Glück. Zwei Bräutigame hatte sie schon gehabt, aber zufällig zu gleicher

Zeit, und das soll ihr jeder von ihnen übel genommen haben. Weil sie so viel wunderlich sind, die Mannsleute.

„Das ist ja gar ein Seltsamer!" sagte sie jetzt, als der Toni daherging.

„Grüß' dich der Obere!" sagte der Jäger, „hast was zu essen für uns?" Er deutete auch ein wenig auf seinen Hund.

„Das ist gewiß, daß ich was hab!"

„Und wo kann ich nachher liegen?"

„Doch leicht auf der untenaufern Seiten," war ihre Antwort. Schalkhaft ist sie. Und fein sauber. Daß Bauern solche Dirndle auf die kalte Alm stellen! Es ist unbesinnt. Der Übermut ist ihr noch nicht vergangen, der Feinen, gerade im Frühsommer des Lebens ist sie, wann die Himbeeren reifen. Ein Rösl auf der Alm, man steckt es gern auf den Hut.

Das Miadele denkt ihrerseits: Was er doch noch alleweil für ein prächtiger Mensch ist! Man schaut ihn grad' gern an.

Beim Nachtmahl — die Sennerin tut ihr Bestes — wird ein wenig geschmollt und ein wenig gescherzt, eins ist so gut wie's andere. Ja, das Schmollen ist oftmals besser, der Versöhnung wegen. — Aber der Toni ist so viel langweilig worden, er sagt zu allem: Ja, oder: Hast eh recht, oder: Laß dir's gelten — und sonst nichts.

Jetzt werden ihr die Haare zufällig locker; das Dirndl will sie wieder hinaufbinden. Schwer geht's, wenn niemand hilft. Aber wie sie heute ungeschickt ist, jetzt hat sie sich einen Splitter in den Fuß gestoßen. Ob er nicht so gut sein wollt', der Toni, und ihn herausziehen! Er macht nicht lang' Umstände. Mit dem Taschenmesser. Schreien kunnt sie!

Nun meinte der Toni, es wäre Zeit zum Schlafengehen. Er hat's bequem. Von der Sennerin Kammer führt eine

Leiter in das Dachgeschoß. Im Dachgeschoß ist Heu, duftendes Almheu. Auf dem mag er liegen. Zwang ist aber keiner dabei.

Als er die Leiter hinansteigt, atmet er auf. Sie schaut ihm mit Beklemmung nach. Wenn die Leiter bricht! Aber so eine Leiter ist ein Holzklotz, sie ist nicht gebrochen. Die Sennerin will sie wegziehen, unterläßt es aber; man kann nicht wissen, was in der Nacht geschieht. Es kann Feuer auskommen, und jetzt, wenn dieser schöne Mensch verbrennen müßte!

Wenn man so ans Feuer denkt, mein liebes Miadele, da kann man freilich nicht einschlafen. — Ich glaub's, daß ihr heiß wird. Die Hütte kam ihr heute so niedrig vor, so drückend, als ob das Obergeschoß niedersinken wollte. Ein sakrisches Gewicht muß er haben, dieser Jäger.

„Jager!“ rief sie plötzlich hinauf, „ich muß dich was fragen.“

„Frag' zu,“ antwortete er.

„Daß du doch nicht etwan rauchen tust, da oben!“ Als er darauf nichts entgegnete, setzte sie bei: „Wenn du etwan des Abends gewohnt bist, ein Pfeifel zu rauchen, so kunnt's da herunten geschehen. Oben nit, Jager, im Heu.“

Er rührte sich nicht mehr.

Nun stand sie auf, stieß unversehens an die Leiter und legte sich wieder hin. Da dachte er oben im Dachgelaß — denn er schlief nicht — das ist doch eine fleißige Person, dachte er, noch in der Nacht arbeitet sie herum und gönnt sich keine Ruh'. Wer die zur Magd hat . . . Aber warm ist's im Heu, Durst kriegt man. Es waren auch die Nocken, die sie ihm vorgesetzt, wolter fett gewesen. Draußen rauscht der Brunnen. Ja, wenn die Ohren trinken könnten, die hören ihn wohl; aber je schärfer sie auf das Rieseln horchen,

je trockener wird der Gaumen. Er wird hinaus müssen, der Toni. Gefährlich ist das Hinabsteigen jetzt im Finstern. Was da lehnt, es ist die Jakobsleiter, aber die umgekehrte, weil man hier niedersteigen muß, wenn man in den Himmel kommen will. Und ein frischer Brunnen ist wie der Himmel, wenn man Durst hat.

Weil er sich in seinem Schmachten hin und her zu wälzen begann, daß die Trambäume des Bodens ächzten, so fragte sie hierauf: „Fehlt dir was, Jager?"

Da war er mäuschenstill, und nach einer Weile schien es, als wäre er in den Schlaf gesunken.

„Oh mein Gott," seufzte das Miadele, „ist das heut' eine Nacht! Nichts ist unausstehlicher, als wenn ein Mannsbild schnarcht!"

Draußen in der Futterkammer war der Jagdhund unruhig, er kratzte an der Wand und heulte.

„Daß du schlafen kannst bei dem Gewinsel!" rief die Sennerin nun in das Dachgelaß hinauf. „Geh, sei so gut und heiß das Vieh still sein. Ich bin in der Pfaid und kann nicht hinausgehen."

Da dachte sich der Jäger: es ist wahr. Der arme Sultel hat gewiß auch Durst und bei einem Hund ist das kein Spaß. Er kann die Wasserscheu kriegen, wenn er das Nasse zu lang entbehren muß. Der Toni stieg vorsichtig die Leiter hinab und ging hinaus. Den Hund ließ er aus der Kammer und der Sultel sprang vor Freuden den Jäger heftig an, so daß dieser meinte, heute werde das Tier sein Herr. Hierauf umarmte der Toni den Brunnenständer und trank aus dem Rohr. Bei den ersten Zügen war ihm: ewig wird getrunken! Aber nach und nach stellte es sich heraus, daß ein rechter Brunnen länger rinnt, als der durstigste Jägersmann trinken mag.

Nun ging er wieder zurück in die Hütte und verschloß hinter sich sorgfältig die Tür. Jetzt tat ihm die warme Stube wohl, er tastete sich am Milchkasten vorbei, am Herd vorbei, an der Gewandtruhe vorbei. Wo ist denn die Leiter? Da ist eine Bettstufe — da ist der Zipf eines Kissens, eine Haarlocke . . . In diesem Augenblick fällt ihm das erste Fensterln ein, mit dem er vor wenigen Jahren seine Braut begrüßt hatte. — Er schleicht am Bett der Sennerin vorüber . . .

Mit Mühe fand er die Leiter, die er nun still hinanstieg.

Das Miadele zerkrallte ihr Kissen. Der Jäger schlief.

Er schlief nun wirklich. — Und am Morgen, als er herabstieg, bekam er kein Frühstück. Es sei das Feuer ausgegangen, sagte sie, und jetzt sei keine Zeit mehr zum Anheizen.

Der Toni schmunzelte und machte sich nichts daraus. „Behüt' dich der Obere, Sennin, der Untere ist dir eh' gewiß." Mit diesem Bauernspruch, der den also Begrüßten nachgerade dem „Unteren", dem Teufel, zuspricht, verabschiedete er sich von dem gefährlichen Miadele. Das schaute ihm gar nicht nach.

Draußen lag die weite Gotteswelt im Sonnenschein. Es wäre doch schade um einen solchen Morgen . . . Dem Jäger war leicht und wohl zum Jauchzen. Und jetzt fiel ihm ein, was er einmal im Wirtshaus gehört hatte, als ein Stadtherr die Abwesenheit seiner Gemahlin dazu benutzen wollte, die hübsche Wirtin zu küssen. Die hatte dem Herrn ein Nasenstieberlein versetzt, da war der Herr schier unwirsch geworden und hatte die Treue einen „Aberglauben" genannt. Auf solche Lästerung hatte sich damals im Wirtshaus der Schullehrer erhoben, ein schneidiger Mann. Dem leuchtete das Auge, als er nun ausrief: „Die Äpfel in

seinem Hausgarten verderben lassen und Nachbarsbäume plündern, das ist welscher Spitzbubenbrauch, der dem deutschen Manne nicht ansteht. Einer, der sein Weib betrügt, ist auch sonst nicht viel nutz. Wenn der Mann der Mutter seiner Kinder das Ehrenwort bricht, dann ist alles aus, dann ist er auch dem Freund nicht treu, dem Vaterland nicht, seinem eigenen Kind nicht.“ —

An jenen kleinen Vorfall erinnerte sich jetzt der Jäger, auch er hatte daheim ein Weib, und doch war ihm plötzlich zumute, er müsse wieder zur Hütte zurück und ohne Frühstück könne er heute nicht davongehen. — Der Hunger überschreit alle guten Vorsätze, hatte der Toni einmal gelesen. Soll denn das wahr sein? Just nicht soll es wahr sein. Das wollen wir doch sehen, wer da der Stärkere ist. Just nicht! — Das Griesbeil stieß er in den Boden, pfiff dem Sultel und schritt rasch niederwärts gegen die Waldungen.

Sein Weib, das Franzelein auf dem Arm, lachte ihm schon von weitem entgegen und rief: „Weil du endlich nur kommst! Hunger wirst haben!“ Er sah ihre weißen Zähnlein, er sah ihre hellen Augen. Der herzige Knabe packte ihn am Halse und lallte fortwährend: „Ata! Ata!“ Das Marielein, das tief unten herbeigekommen war, packte ihn an den Beinen. In dieser glückseligen Gefangenschaft nahm er, gab er seiner Johanna den Kuß — es war einer der süßesten des ganzen Lebens.

Noch lieber hatte er sie jetzt, seit er ihr zu Lieb' eine große Gefahr besiegt und in Wahrheit ein Mann geworden war.

Und was macht das Miadele auf der Alm? Dank der Nachfrage! Muß schon gut sein, wenn's nicht besser ist.

Das Fremdenbuch in den Alpen.

Eine wunderliche Erscheinung des Schrifttums ist das Fremdenbuch. Nicht jenes Fremdenbuch, das in Hotels kleinerer Städte die Polizei auflegt, um von den Fremden bisweilen hintergangen und gefoppt zu werden, sondern jenes Fremdenbuch, das in Gasthäusern und Schutzhütten, bei vielbesuchten Seen und auf hohen Bergen, an Wasserfällen und sonstigen Touristenzielen bereit liegt, um die werten Namen, Gemüt, Geist, Witz und die liebe Eitelkeit der Gäste in sich aufzunehmen. Der Sohn der Zeit hat den Drang, überall, wo er wirkt und wandert, eine Spur von sich zu hinterlassen; er ist stets bemüht, seinen Mit- und Nachmenschen zu zeigen, daß er da ist oder da war; und wie er für sich selbst den Mittelpunkt der Welt bildet, wie er unter allen Wesen der Erde sich selbst das innerndste ist, so hofft er, daß seine Spur, und wäre es auch nur der Namenszug mit „manu propria“ auch bei anderen Wert haben werde. Der eine schreibt sich auf die Felswand und geht dann stillbeglückt heim in seine Stadt; dort lebt er, einer der Unbedeutendsten, aber er denkt an das Monument, das er sich im Gebirge gesetzt hat und das seinen Namen in die nächsten Jahrhunderte tragen wird. Ein anderer gräbt die Anfangsbuchstaben seines Namens in den Stamm der Buche ein und schneidet ein Herz dazu — das ist ein Liebesbrief und ein Gedicht zu-

gleich; aber allmählich rinnt Pech (Harz) heraus, denn „Pech“ hat er mit seiner Liebe immer, er mag sich in das Herz des Mädchens graben oder in den Baumstamm. Wieder ein anderer zeichnet seinen Namen gern auf Kapellenmauern, Kruzifixe, Votivtafeln. Wer hat nicht schon auf der Brust eines schön geschnitzten Christus oder am Mantelsaum der heiligen Maria Magdalena den Namen Johann Harstapfel gelesen? Er mag auch anders heißen, es ist gleich. Rührender an Bescheidenheit sind Namen auf Sitzbänken, an Wänden von Heustadeln oder in stillen Zellen, die man ohne Not nicht aufsucht. Kurz, das menschliche Bedürfnis, sich auszuschreiben, ist nicht allein in den Buchläden, sondern auch auf allen Wegen und Stegen der Berge zu finden.

Wenn ich nun die Frage aufwerfe: Was haben die Fremdenbücher im Gebirge für einen Zweck? Sollen sie dem Gastwirt Namen und Stand seiner Gäste offenbaren, damit er wisse, welche Sorte von Höflichkeit und Rechnung er anzuwenden habe? Sollen sie den späteren Touristen zeigen, wer vor ihnen schon da war, oder mit klingendem Namen für die Naturschönheit Reklame machen? Sollen sie den vom Unwetter im Berghause überfallenen Wanderer durch ihre Lektüre Ergötzung und Zeitvertreib verschaffen? Oder sollen sie solchen eingeregneten Touristen durch die leeren Blätter Gelegenheit geben, sich mit sich selbst zu unterhalten, ihrer Touristenlaune auf dem Papier freien Lauf zu lassen? — Alles zusammen. Aber das erstere wird für den Wirt, das letztere für den Touristen das wünschenswerteste sein. Das Fremdenbuch ist ein natürliches Kind unserer schreibseligen Zeit, und zwar — ein Mädchen für alle und für alles. Wie wohl muß es ihm tun, dem Sonntagsbummler, der die Woche hindurch kein willig Ohr findet für seine rhetorischen Ergüsse, vor dem jedes Blatt Papier

zittert, daß er es nicht etwa mit seiner Weisheit belege — wie wohl muß ihm sein, wenn hier auf den Bergen, wo es keine Sünde gibt, das Fremdenbuch seine Arme auftut: Hierher schreibe was du willst, ich bin auf alles gefaßt! Und wenn er dann sein Mütchen kühlen kann.

Ich meine daß, das Fremdenbuch habe außer den oben angeführten Zielen auch noch eine andere Bedeutung. Wenn einst einer kommen wird, um die Geschichte der Touristik zu schreiben (es wird geschehen, es muß über alles „Geschichte" geschrieben werden), aus welchen Quellen soll er schöpfen? Natürlich aus den Fremdenbüchern. Das mögen mitunter unlautere Quellen sein, und doch die verläßlichsten, die charakteristischsten — sie werden zeigen, weswegen der heutige Tourist auf die Berge ging, die „Naturschönheiten" suchte und was er dabei dachte oder empfand.

Ich habe auf meinen Ferienreisen, bisweilen im Gebirge „eingeregnet", manches Fremdenbuch durchblättert.

Die Durchschnittsnotizen der Fremdenbücher sind folgende:

„Abends * Uhr hier angekommen, bei den liebenswürdigen * Wirtsleuten gut zu Abend gegessen, hierauf ein prächtiges Bett bekommen und den Sonnenaufgang verschlafen."

„Am * Juli 187* vom *berg Gottes herrliche Natur gesehen. Gegen Süden war die Aussicht etwas getrübt."

„Der empfehlenswerte Führer * hat uns in 4½ Stunden auf die Spitze des Berges geführt; dort bei Sonnenaufgang das Frühstück eingenommen. Dann eine liebenswürdige Gesellschaft aus Wien getroffen."

„Erlaube mir zu berichtigen, daß die *spitze nicht, wie es in der Generalstabskarte angegeben ist, 8693 Fuß, sondern

8689 Fuß hoch ist. Derlei Unrichtigkeiten sollten in Zukunft vermieden werden."

„Am * August * bei herrlichstem Wetter über den See gefahren, hierauf delikate Forellen gespeist. Sehr empfehlenswert ist der Vöslauer Rotwein."

„Am * Juli im * Wirtshaus eingeregnet, von der fidelen Frau Wirtin fein bedient, mit dem Wirte Karten gespielt, die Zeit prächtig vergangen. Der Abschied von der feschen Resi wird mir schwer, auf der Alm gibt's ka Sünd'!"

Ich glaube, daß solche Beispiele genug sind, um einen Einblick in unsere Touristenseelen zu gewinnen. Das sind die Durchschnittsurkunden der Durchschnittsmenschen, die eben auch auf den Bergen, diese mögen noch so hoch, und an den Seen, diese mögen noch so tief sein, Durchschnittsmenschen bleiben.

Wie anders wirkt die Natur auf feiner geartete Geister! Diese erhöhen sich mit den Bergen, vertiefen sich mit den Abgründen. Und so gewinnt das Fremdenbuch manchmal ein paar goldene Zeilen reinster Poesie. Freilich macht sich nicht selten eine arge Nachbarschaft dran und beginnt ein „Sauglockenläuten", wie der Volksausdruck sagt. Der Wirt sieht ratlos die Bescherung; er weiß, daß morgen Damengesellschaft kommen wird, aber er darf die Zeilen nicht vertilgen, aus dem Fremdenbuch wird kein Blatt gerissen und es ist verboten, eine Zeile zu streichen!

Ein nächster Naturfreund fühlt sich durch das begonnene „Läuten" angeregt und er läutet weiter und läutet mit noch mehr Glocken und illustriert den Gesang gar mit Federzeichnungen. — Das sind die gelesensten Blätter, man spürt die Leser an den schmutzigen, abgegriffenen Stellen.

Solchem alpinen Tingl-Tangl folgt dann das trost- und

endlose Klingl-Klangl der Versifexen, eine Naturbesingerei, nicht warm und nicht kalt, ein Gereimel und Gebeimel, als wären die Nebel den Papierkörben aller Redaktionsstuben entstiegen und hätten sich auf hoher Alpe entleert. — Und wie breit sich daneben die Namen der Verfasser machen, wie grauenhaft deutlich sie geschrieben sind! Und genau das Datum dabei, wann die Welt um den Gedanken reicher geworden, daß „die Natur Gottes Spur ist", oder daß „die Berge bestehen und die Menschen vergehen."

Derlei Blätter bleiben die unbegriffensten im Buche; ganz zu überschlagen sind sie aber nicht, weil zwischen den Nebeln doch bisweilen ein Bösewicht sein Raketlein losläßt, das man nicht übersehen darf.

Im ganzen kommt es so weit, daß der seltene Tourist, der doch einen Gedanken zu vergeben hätte, ihn gar nicht mehr ins Fremdenbuch schreibt, außer er will dem Vormann einen ausgiebigen Rippenstoß versetzen, worüber die Nachmänner dann häufig eine Polemik fortspinnen, die an und für sich mitunter ganz ergötzlich sein kann, sachlich aber zumeist nicht in das Fremdenbuch paßt.

Wenn „Gottes freie Natur" des Touristen Kirche ist, so ist das Fremdenbuch sein Beichtstuhl. Vor diesem legt er seinen Menschen dar, erleichtert sein volles Herz, bekennt, wenn auch ungewollt, seine Schwächen. Leider werden hier die Sünden nicht verziehen, sondern bleiben aufgeschrieben und ungetilgt.

Mitunter weisen Fremdenbücher, wie gesagt, Lesenswertes, sogar Wertvolles, das aber immer wieder durch Trivialitäten oder auch witzigen Spott unterbrochen wird.

Hier einige Proben aus einem Ausseer Fremdenbuche:

Dessen erster Inskribent vom 13. Mai 1830 ist der

Erzherzog Maximilian. Er reiste, wie er pflichtschuldigst angibt, von Linz über Ischl, Aussee, Radstadt, Salzburg nach Linz. Dem folgen große und kleine Herrschaften, wovon die Mehrzahl gemäß der behördlichen Verordnung bloß Namen, Stand und die Reiseroute eintrug. Viele loben die Gegend und die gute Bewirtung, indem sie im Fremdenbuche jedem Reisenden raten, doch ja in diesem Gasthause einzukehren. Daß man schon drinnen sein muß, um den guten Rat im Buche lesen zu können, ist eben — Sache der Reisenden.

Freiherr E. v. Feuchtersleben:

„Steiermark!
Beglücktes Land! — Entzückt schau ich dich wieder,
Ob auch der Mann nicht, wie der Jüngling weich:
Ich lieb', wie einst, dein Volk, so treu und bieder,
Und deine See'n und Berge, schön und reich."

Eine Dame schrieb:

„Natur führt unsern Geist zur Tugend,
Und Tugend führt ihn zur Natur."

Unter den Namen dreier Herren, welche sich am 18. September 1840 in welscher Sprache eingetragen hatten, steht folgendes Denkmal: „Fuhren auf dem Grundelsee zwei Stunden lang, ohne die Schiffleute zu bezahlen, indem sie schändlich davonliefen."

An einem nebeldüsteren Sommerabende des Jahres 1845 schrieb eine Dame ins Fremdenbuch:

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Heut' kommt er nicht, er ist besoffen."

Ein begeisterter Tourist erzählt in einem längeren Gedichte, wie er viele Länder der Erde gesehen, aber ein besseres

und ein schöneres Land nicht gefunden habe als die Steiermark. Und motiviert das am Schlusse:

„Ans Vaterland knüpft uns ein heiliges Band,
's bleibt ewig das schönste, das herrlichste Land."

Worauf ein anderer unterschrieb:

„Wohr ist's eh'!"

1853 wurde in Aussee verordnet, daß fürder jede Seite des Fremdenbuches mit schwarzen Strichen in Rubriken eingeteilt werde, damit die Leute nicht so allerlei Zeug schreiben, sondern ordnungsgemäß Name, Stand usw. angeben könnten.

Somit war die Poesie verbannt und die Blätter wurden von dieser Zeit an meist nur gefüllt von den polizeilichen Angaben ehrsamer Brauer-, Sattler-, Schuster-, Schneider- und anderer Gesellen. In die Rubrik „Mit oder ohne Begleitung" schrieb ein Nagelschmied: „Gestern in Steinach auf dem Bettlerheu geschlafen; seither reise ich mit Begleitung."

Am 19. September 1868 kam L. A. Frankl und schrieb den Spruch:

„Was dich treu bewahre
Vor der Menschen Neid?
Altersgraue Haare,
Und ein Bettelkleid."

Damit haben die Einzeichnungen in dieses Fremdenbuch ihr Ende. —

Die Poesien in solchen Büchern sind selbstverständlich nicht immer original und auch nicht immer kurzweilig, so daß wir jenen Dichter begreifen, welcher ins Fremdenbuch auf dem Lindkogel (Baden) schrieb:

„Es kehrt kein Ritter wieder,
Von denen, die vertrieben,
Aus Furcht, er müßte lesen,
Was alles hier geschrieben.“

Und einer ins Fremdenbuch am Grundelsee:

„Hier sitz' ich am See,
Und vergeß auf alles Weh,
Ergötz' mich am herrlichsten
Punkte der Welt.
Doch kostet er Geld!“

Dann wieder einer:

„O Gott, wie schön hast du die Welt gemacht,
Wenn sie dein Licht umfließt;
An Engeln fehlt's, und nicht an Pracht,
Daß sie kein Himmel ist.“

Dieser Einseitigkeit in der Weltanschauung tritt ein Erfahrener entgegen:

„Das holde Angesicht
Der Mirz hat mir gefallen!
An Engeln fehlt es nicht,
Doch mancher ist gefallen.“

Etwas trübseligerer Natur sind die Wahrheiten im Grundelseebuche:

„Geboren, um zu sterben,
Gelebt, um zu erwerben,
Geliebt, um zu leiden,
Geseh'n, um zu scheiden.“

Oder:

„Man sieht sich — man lernt sich kennen —
Man liebt sich — man muß sich trennen.“

Nicht weniger sentimental besingt im Fremdenbuche zu Weichselboden Josefine Gallmeyer die Vergänglichkeit alles Irdischen:

„Nichts dauert ewig.
Auch der schönste Jud' wird schäbig."

Im Buche am Leopoldsteiner See finden sich folgende tiefsinnige Verse:

„Ich bin scho gonz vazogt. Mein Herz
Däs trogt a großes Weh';
Derawegn bin i her auf Eisenerz,
Und aussa do zum See.

Ih möcht holt gern a Dirndl hobn,
Kreuzsauba bis zan Kopf;
Hon gsuacht auf der Olm, hon gsuacht in Grobn,
A jeds hot ghobt an Kropf.

Grod do ban See, do find i oans,
Hot die Kröpfler auf da Brust.
Auf n Hols dagegn, do siacht ma koans,
Is däs a Freud und Lust!

Und schauts, auf d Letzt is s' füra gruckt,
Zwe, daß s' koan Kropf nit hot:
Ban holsn hobn s' ihrn einidruckt,
Nacht obends spot."

Das Fremdenbuch auf der Gleinalpe erzählt vom Heinrich Martens:

„— der zittert nicht
Am schaurigsten Gesenke;
Und wenn er wackelt, g'schieht es nur
Am Heimweg von der Schenke."

Hymnen auf die Naturschönheiten sind nichts Seltenes; manche Touristenseelen tun ihre Gefühle ziemlich einfach

ab. So schrieb auf einem herrlichen Aussichtspunkte (Bürgeralpe bei Maria-Zell) inmitten der großartigen Alpennatur, einer das inspektionsmäßige Wort: „Recht zufrieden!" Wonach ein anderer beisetzte: „Na, das freut mich!"

In demselben Fremdenbuche stehen auch folgende Zeilen:

„Die Bäume haben Gipfel,
Die Berge haben Höh'n,
Und alle bleiben einsam,
Die hohen Sinnes steh'n."

Alsogleich ist der Parodist bei der Hand:

„Die Bäume haben Wurzeln,
Die Berge haben Grund;
Und wer nicht auf den Berg steigt,
Ich glaub': der bleibt herunt'."

Ein paar Seiten weiter hin schrieb eine adelige Dame die kräftigen Zeilen:

„Ich will! Das Wort ist mächtig;
Spricht's einer ernst und still,
So reißt's die Stern' vom Himmel,
Das eine Wort: ich will!"

Ein anderer setzte bei:

„Du mußt! Das Wort ist mächtiger;
Spricht's einer pflichtbewußt,
So reißt's die Berg' zum Himmel,
Das eine Wort: Du mußt!"

Die verschiedenen Ansichten verschiedener Menschen über Wollen und Müssen werden hierauf weitergeführt, bis die so poetischen Verse in den Schmutz gezogen sind.

Hieronymus Lorm erzählt von einem Wiener Millionär, der nach einem köstlichen Diner in einer reich und

weich austapezierten Tragbahre von zwei seiner gallonierten Diener sich auf den Lindkogel bei Baden tragen ließ, und dort ins Fremdenbuch schrieb: „Wie wenig braucht der Mensch, um glücklich zu sein!"

Im Fremdenbuche beim Baumgartner auf dem Schneeberge löst einer mit kurzem Worte das Geheimnis manches kritzelnden „Touristen." Dieses Wort heißt: „Ich bin auch dagewesen."

Einem rührenden Ausdrucke des Gefühles begegnen wir in dem Fremdenbuche auf Stuhleck. Dort schreibt Herr Samuel Veigelstock aus Wien: „Ach, stünden meine Aktien so hoch als ich!"

Auf dem Bös-Tauring.

Endlich waren die Tage des Urlaubs da. Die lange, o wie lange und heißersehnten! Unschuldig zu sein und in der Gefangenschaft einer großen Stadt schmachten zu müssen Jahr für Jahr; nur wenige Tage der Gnaden! Wie angelegen man den Barometer fragt! Wie zagend, hoffend und wieder zagend man nach den Wolken blickt! Wenn jener Zigeuner schon gutes Wetter haben wollte zum Sterben, um wieviel mehr verlangt sich der Sonntagswanderer einen heiteren Tag zum Leben, zu seiner kurzen, doch so glückseligen Freiheit!

Die Südbahn führt den Wiener ohne Umstände ins Hochgebirge von vier Kronländern. Wir wählten das weniger bekannte. In unserem Herzen jauchzte das Gefühl wiedergefundener Jugend. Um so mehr wunderte es mich, daß mein Wandergenosse, mit dem ich das Hochtal durchschritt, heute nicht so heiter war, als das sonst in seiner frischen jugendlichen Natur lag. War es doch Freund Ludwig, der diese Partie auf den Bös-Tauring veranstaltet und sich schon so lange darauf gefreut hatte. Er war eine urgesunde Natur, ein vortrefflicher Bergsteiger, er war vermöge seines gutmütigen Charakters und seiner Stellung im Bureau des Kultusministeriums von allen, die ihn kannten, wohlgelitten, dazu war er erst seit kurzem im Besitze einer schönen, geliebten Frau — lauter Dinge, die doch eher

zur klingenden Lust Anlaß geben als zu dem stillen Ernste, in dem Ludwig neben mir dahinwandelte.

Mehrmals begann ich ein Liedchen anzustimmen, er hielt dazu mit den Füßen den Takt ein, sang aber nicht mit. So fragte ich ihn endlich nach der Ursache seiner Schweigsamkeit.

Es war heiß geworden, wir setzten uns unter eine Tanne und schauten die Felshänge an, die greifbar nahe vor uns zu stehen schienen und doch in dem bläulichen Dufte dämmerten.

„Ich habe mir," sagte nun Ludwig, „diese Bergfahrt ein klein bißchen anders gedacht." — Auf meinen fragenden Blick fuhr er, mir rasch die Hand auf die Achsel legend, fort: „Du bist bei mir, das ist freilich schön. Aber ich hätte auch gerne mein Weib bei mir. Es ist alles noch viel schöner, wenn ich's in Gemeinsamkeit mit ihr genieße."

„Und warum hast du sie nicht mitgenommen?"

Auf diese meine Frage blickte er mir mit seinem großen Auge ins Gesicht und lächelte ein wenig.

„Meine Frau," sagte er dann leise und ruhig, „ist ein ganz besonderes Wesen. Ihr kennt sie alle als eine liebenswürdige Dame. Wie gut sie aber ist, wie unbeschreiblich gut, das wißt ihr nicht. Und wie tief, wie unbeschreiblich tief sie mich manchmal kränken kann, das wißt ihr auch nicht."

Er schwieg und ich sagte: „Es ist die Liebe. Mit wenigen Worten hast du mir es ganz genau gesagt, Freund: Was da in Glück und Leid zwischen euch spielt, es ist die Liebe!"

„Meine Frau," fuhr Ludwig fort, „gehört zu jenen Wesen, denen der Himmel unrecht tut. Er macht sie würdig,

glücklich zu sein, und versagt ihnen dazu das Talent. Das Leben mag ihnen alles bieten, die sie liebenden und von ihnen geliebten Menschen mögen ihnen alles zu Füßen legen, sie werden unbefriedigt sein. Aus der Unzufriedenheit entwickelt sich allmählich ein Trotz, gerade das zurückzuweisen, was ihnen noch das Liebste ist, sich selbst in eine Art Askese zu vergraben, um dann in der Vorstellung, daß sie alles entbehren müssen und Märtyrer seien, noch eine gewisse Genugtuung zu empfinden."

„Das verstehe ich nicht," war mein Einwand.

„Vom Verstehen kann auch keine Rede sein, wo es sich um Frauen handelt," sagte Ludwig traurig lächelnd. „O Freund, das sind Rätsel, die Gott uns aufgegeben hat und endlich, wenn wir ein Leben lang darüber unseren Kopf zerbrochen haben, doch nur er selbst lösen kann. — In unserer Ehe," fuhr er fort, „war bisher recht viel Sonnenschein, nur selten ein trüber Tag und kaum zwei Gewitter. Es kam nicht so schlimm, als du es mir einmal vorausgesagt hattest. Gestern jedoch spielte der Teufel seine Karte aus. Ich hatte ihr für unsere Partie einen breitkrämpigen Strohhut nach Hause gebracht, weil ich nicht will, daß die Sonne mir ihr Angesicht verbrenne. Sie legte den Hut beiseite und sprach: ein solches Strohdach aufs Haupt zu setzen, dazu gehöre mehr Geschmacklosigkeit, als sie aufzutreiben wisse. Ich redete ihr zu, daß sie nicht töricht sein möge und kam schließlich zum Ausspruch, daß der aufgedonnerte Stadthut auf den Bergen nicht bloß unbequem, sondern auch lächerlich sei. Das war schlimm. Lächerlich! rief sie, wenn du besorgst, daß man dich mit mir verlachen werde, so verzichte ich auf diese Alpenpartie. Sie weinte in der Nacht, sprach aber auf mein gütiges Zureden nichts als: sie sehe wohl, ich hätte es darauf angelegt, ihr auch noch die einzige und

letzte Freude, die sie auf dieser Welt habe, zu verleiden. Sie gehe nicht mit, denn das wolle sie mir nicht antun, daß ich mich mit ihr schämen müsse. Und dabei blieb sie. Du kannst mir glauben, daß auch ich am liebsten zu Hause geblieben wäre, wenn ich die Partie nicht mit dir schon so fest verabredet gehabt hätte. Die Freude ist mir nun einmal verdorben."

Ich war innerlich empört über diese vertrackte Weiberlaune, die dem Jungen so bösartig den kleinen Urlaub verderben konnte. Wie gering muß doch ihre Liebe zu ihm sein, wenn sie sein Herzleid nicht ahnt, und wie unendlich geringer noch, wenn sie es ahnt und doch heraufbeschwören konnte. Fast ärgerte mich die Innigkeit, mit welcher Ludwig an diesem Weibe hing.

Nach zweistündigem Steigen durch Wald und Matten saßen wir in der Almhütte am Fuße des Bös-Tauring. Die dralle Almerin bewirtete uns mit Milch, Butter und Kaffee und ich flüsterte meinem Kameraden die Frage zu, ob sie nicht hübsch sei?

Er schmunzelte, und bei der Gelegenheit, als sie die leeren Schalen vom Tische räumte, faßte er sie mit zwei Fingern leicht am Kinn und fragte, ob sie schon einen Herzliebsten hätte? — Ihre Meinung war, sie brauche keinen, was Ludwig sofort bestritt, so daß sich zwischen beiden eine kleine Neckerei entwickelte. — Ich hätte etwas gegeben, wenn sein böses Weib daheim diese liebliche Szene im Geiste gesehen haben würde, ohne sie verhindern zu können. Diese Evastöchter lassen sich durch nichts anfechten, was den Mann betrifft, aber weh tut ihnen die Eifersucht.

Als wir uns wieder aufmachten und mit der Almerin verabredet hatten, auf der Rückkehr vom Bös-Tauring in ihrer Hütte Nachtherberge zu nehmen, nickte sie uns mit

schalkhaftem Lächeln zu und steckte dem Ludwig ein Sträußchen von Thymian und Kohlröschen an die Brust.

Mein Genosse war munter geworden, er trällerte jetzt Vierzeilige und versuchte sich im Jodeln. Ich dachte, am Ende wird er noch recht froh sein, daß sein liebes Weibchen zu Hause geblieben ist — sagte es aber nicht.

Die grünen Almmatten hatten wir endlich hinter uns, es begann der steile Anstieg über Steinschutt, zwischen Gewirr von Felsblöcken und Knieholz. Wir waren gut alpin ausgerüstet, nur die nackten Knie brannten uns, weil die zarte Haut von der Sonne geschmort wurde.

„Es ist ja gut," bemerkte Ludwig, „heute büßen wir unsere Torheit und morgen sind wir klüger."

Wir kamen an eine Einsattelung des Gebirges, genannt die Scharten, durch die ein kaum erkennbarer Fußsteig ging, von Hirten und Gemsjägern getreten. Dort stand ein stark verwittertes Kreuz, dessen Dachbretter vom Winde zerrissen waren. Ludwig blickte auf den wohlgeschnitzten Christus hin, als ob er sich wundere darüber, daß da heroben in der starren Einsamkeit noch das Bild des Erlösers sei. Es war kein Strauch und kein Blümchen mehr ringsum.

Plötzlich sagte Ludwig: „Ich weiß, was ich tue." Damit löste er sein Sträußl und steckte Thymian und Kohlröschen an das Haupt des Heilandes.

Dann rasteten wir auf den Klötzen und schauten hinaus in das schründige Gefelse, das uns in nah und fern umgab. Uns gegenüber stand eine fast senkrechte Wand, wohl an Hundert von Klaftern hoch.

„An der ist sicher noch keine Gemse gegangen seit Erschaffung der Welt," bemerkte Ludwig.

„Sie ist nicht so glatt, als sie von der Ferne aussieht," sagte ich. „Jedes Knörzchen ist dort eine Felskante, auf welcher die größten Häuser stehen könnten; jedes Rünslein ist eine Schlucht, in der ganze Sand- und Schneekare versteckt sein werden. Nicht Gemsen allein, auch Menschen wagen sich heute schon an dieses Gewände, weil manchem Bergsteiger der schlechteste Weg zum Gipfel als der beste dünkt."

„Ich begreife es," sagte nun Ludwig. „Ich billige es, wenn man des Bergfexen spottet, der aus Prahlsucht sich in Gefahren begibt; dem geschieht recht, wenn ihm schlecht geschieht. Aber ich ehre die Begierde des Mannes, seinen Mut an den Gewalten des Hochgebirges zu messen, es steht ihm besser an, als damit die Leute zu berempeln; ich kann mir die tiefe und nachhaltige Befriedigung denken, die der mutige Bergsteiger nach überwundener Gefahr empfinden muß. Die menschliche Natur will nicht verkümmern, und je mehr nach einer Seite hin ihr heute Verweichlichung und Erschlaffung droht, je lebhafter spornt sie den Hang an, nach der anderen Seite hin die körperliche Kraft, Geschicklichkeit, Ausdauer und die Keckheit des Herzens zu üben. Zudem ist dieses Aufsuchen von Gefahren ein uneigennütziges Preisgeben seiner selbst, wodurch weder sachliche Güter erworben, noch grobe sinnliche Gelüste befriedigt werden können. Es ist ein selbstloses Opfer, das der Mensch seiner Liebe zu Gottes Natur bringt, es ist ein frisches Aufraffen aus dem Kulturlande unserer Städte in das reine, göttliche Bereich der Ursprünglichkeit. Wie unvergleichlich heldenhafter als das Verenden im Zweikampfe ist der Untergang im Hochgebirge, bei dem der letzte Gedanke nicht Rache ist, sondern glühender Drang, die Herrlichkeit der Schöpfung zu schauen."

So sprach Ludwig. Ich staunte ihn wortlos an. Ich kannte ihn von jeher als eine sinnige und sinnende Natur, aber so pathetisch wie zu dieser Stunde hatte er sich noch kaum jemals gezeigt.

Endlich mußte ich zum Aufbruch erinnern, denn es war drei Uhr nachmittags geworden. In der Luft war es ganz still und regungslos. Die Sonne brannte so heftig, daß man die bloße Hand kaum an das heiße Gestein legen konnte. Wie auf Erden das krause Gebirge von Felsen lag, so stand im Himmel ein krauses, blendend weißes Gebirge von Wolken, in tiefer Region als dunklere Massen, in fernster Höhe wie Gletscherzinnen leuchtend. Die Sonne riß durch ihre Strahlenspeere sich freie Bahn zu uns nieder und sog uns aus allen Poren den Schweiß, daß wir bereits anhuben, vor Durst zu lechzen.

Wir stiegen voran und kamen bald an die Moränen, die überklettert werden mußten, diesseits mühsam hinauf, jenseits mühsam hinab, so daß wir viel mehr bergan steigen mußten, als der Berg hoch ist. Im wirren Steingeblöcke, jetzt in flacher, jetzt in steiler, jetzt in überhängender Richtung — spaltig, klüftig, zackig, kantig in unendlichen Formen, jede Form dem Menschen feindselig — gab es kein Gehen mehr nach menschlicher Art, sondern nur ein Klettern auf sechs Füßen, wenn man Hände und Knie dazu rechnet, welche hier zum Weiterkommen oft weit besser zu gebrauchen sind, als die Füße selbst. Jetzt lag ein Eisfeld vor uns. Es war mäßig geneigt und hatte zahllose Striemen, aber es war wie durch einen tiefen Festungsgraben von uns getrennt. Wir stiegen in die Kluft hinab, da war es kühl, wir schnallten unsere Fußeisen an und banden uns durch ein Seil zusammen, das zwischen uns etwa zehn Fuß lang war. Hernach kletterten wir den

Gletscher an. Die Striemen, die wir nur für leichte Erhöhungen gehalten hatten, wie sie uns vor dem Ausrutschen schützen konnten, erwiesen sich bald als oft mannshohe Riffe, denen wieder ebenso tiefe Schründe und Spalten folgten. Da wir aber hoch über dem Eisfelde den dunkeln Kegel ragen sahen, der die höchste Spitze des Bös-Tauring war, so ging es zwar schwierig, aber wohlgemut hinan.

Nach einer Stunde hatten wir den etwa fünfhundert Schritte breiten Gletscher überwunden. Am Fuße des Kegels entledigten wir uns des Seiles, rasteten und genossen Fleisch und Wein. Dann kletterten wir die letzten Felsen empor. Manchmal war es fast bequem wie auf einer Treppe, dann war über schiefliegende Steinplatten hinanzurutschen, oder manch senkrechte Wand zu erklimmen, wobei einer auf die Achsel des anderen stieg, sich hinaufschwang und den Kameraden hernach mit dem Seile nachzog.

Endlich waren wir oben. Die Spitze war lange nicht so schroff, als sie von unten aussah, wir setzten uns auf das Steingetrümmer, an dem man überall die sprengende Macht des Eises sah, und andere Spuren geheimnisvoller Natur, die auf diesen aller Vegetation baren, scheinbar ewig starren, leblosen Höhen tätig sind. Wir hatten unten am Gletscher den Imbiß eingenommen, weil wir auf der Spitze heftigen Wind vermuteten, dem wir etwa nicht lange würden standhalten können. Es strich aber kein Lüftchen, die Sonne war in ein stahlgraues Dunstmeer gesunken, das im Westen lag. Die Luft war lau, dünn und angenehm. Wir schauten mit freudigem Staunen hinaus über das Bergland. Das grauenhafte Gewände, die Zacken und Häupter, die, vom Tale aus gesehen, so massig und hoch in den Himmel hineinragten, sie lagen tief zu unseren Füßen, wir sahen über

sie hinaus andere Berge, sie hatten die Herrlichkeit verloren von dem Augenblicke an, da ihre Linien nicht mehr den Himmel schnitten. Um so erhabener, alles weit überragend und beherrschend, erschien uns das Haupt des Bös-Tauring, auf dem wir standen. Dieser Berg zeigte uns nun nicht allein ein fast unbegrenztes Gebirgsland, das freilich gegen Westen hin im Dunstmeer des Himmels verschwamm, sondern auch die ungeheuren Glieder seines eigenen Leibes. Da waren stundenlange Felsriffe und Ausläufer, die wieder ihre eigenen Hochspitzen hatten, und schattenfinstere Engschluchten dazwischen, in denen nichts als Schutt und Schnee lag. Das einzig Glatte und scheinbar Sanfte in dieser versteinerten Welt war ein Gletscher, der sich tief unten sachte und weich wie ein weißes, leicht gestreiftes Tuch über eine Mulde legte und an dem das Eisfeld, über das wir gekommen, nur einen kleinen Seitenarm bildete. Wir wußten nun freilich aus Erfahrung, daß es mit der Glätte und Weichheit dieses Gletschers sein besonderes Abkommen habe. Den Berg von allen Seiten betrachtend, sahen wir, daß auf dem Rückwege genau die Richtung des Aufstieges einzuhalten war. Südlich unten, in schwindelerregender Tiefe, fast wie in der Talsohle, lagen die grünen Matten mit der Almhütte.

Ludwig hatte träumend hinausgeblickt. „Wie doch die Welt schön ist!“ sagte er nun für sich. „Und der Mensch, der sie beherrscht, wie er doch groß ist, sobald es ihm gelingt, alle kleinlichen Gefühle, Rücksichten und Wünsche wie Kehricht von sich zu fegen. — Glaubst du nicht, Freund,“ so wandte er sich an mich, „daß trotz unserer atheistischen Zeit manchen Menschen die Gottessehnsucht auf hohe Berge zieht?“

„Und daß Lebenslust ihn wieder in das Tal führt,“

war meine Antwort, denn mir kam die Sorge, daß wir vor eintretender Dunkelheit noch bis zum Kreuz in der Scharten zu gelangen hatten. Von dort ginge es dann durch die Zirmregion leicht auch bei Sternenlicht bis zur Hütte, wo uns ein Sennermahl und eine gute Lagerstätte für die Mühsal des Tages entschädigen sollte.

„Einstweilen möchte ich nichts als trinken," sagte mein Freund, „und das werde ich."

Unter dem nördlichen Hange des Kegels, zwischen Felsblöcken, lag ein schwarzer Tümpel. An einer Seite begrenzte ihn eine Eiszunge des Gletschers, die überschritten werden mußte, um zum Gebirgsauge zu gelangen. Der Gletscher war steil und ohne jene rauhen Striemen. Ludwig sprang rasch über das Gestein hinab auf den Gletscher und in langen Sätzen über ihn quer hin. Noch etwa zehn Klafter vom Tümpel entfernt, glitt er aus und, auf dem Rücken liegend, mit den Füßen voran, gleitete er nicht allzurasch nieder, gegen die Moränen. Er tat keinen Laut, schien bestrebt zu sein, sich mit Füßen und Ellbogen festzustemmen, aber das Gleiten wurde rascher und, am Rande des Eises angelangt, schleuderte es ihn hoch hinaus, kopfüber in den Schrund.

Ich muß einige Augenblicke erstarrt gewesen sein, denn es ist mir nicht erinnerlich, daß ich in jenem Momente etwas dachte oder empfand. Später kam mir zu Sinn, ob ich auf dem Berge denn allein wäre? und ich horchte, ob nicht jemand nach mir rufe. Es war nichts zu hören. Dann rief ich laut den Namen Ludwig. Still war's, selbst die Felsen in der Tiefe versagten ihren Widerhall.

Jetzt begann ich rasch den Kegel hinabzukollern. Das Eisfeld, auf dem er in die Tiefe gefahren, mußte umgangen werden; ich tat es wohl, weiß aber nicht mehr, wie

ich herabkam. Auf einmal war ich im Schrunde und vor mir lag zusammengeknickt, das Haupt in den Schutt gebohrt, mein Freund. Ich riß ihn empor, sein offenes Auge starrte ins Leere, aus seinem Munde war ein Blutquell gebrochen. Ein lebloser Klumpen in Menschengestalt, in menschlichem Gewande, ein starres Bild dessen, der vor kurzem noch mit mir geplaudert, gelacht hatte ... Lange währte es, bis ich fassen konnte, was hier geschehen war.

Die Schatten, die jetzt allmählich emporstiegen aus den Tälern und Schluchten, mahnten mich an die Nähe der Nacht. Es gab kein Säumen mehr, allein den Riff und den Gletscher mit der Last zu übersteigen, um an der entgegengesetzten Seite zur Almhütte niederzugelangen, dazu fühlte ich nicht mehr die Kraft. Ich kniete nieder, hob den Toten auf meine Achsel und suchte mit ihm in ein Kar zu klettern, das aus der Tiefe emporgähnte. Wohin das auch führte, es war mir eins, nur fort von diesem Berge! Als es steiler und steiler wurde und ich mit Händen und Füßen zugreifen mußte, band ich den Freund mit dem Seile an meinem Rücken fest, faßte den Alpstock und fuhr ab. Das rauschte und rieselte im Geröll, und hinter wie über mir sausten die Steine.

Nachdem ich ein paar hundert Klafter lang so niedergesaust war, stand ich vor einer Wand, an der ich mich nur mit Anspannung aller Kraft vor einem ähnlichen Schicksale, wie das meines Freundes war, bewahrte. Ich umging sie und geriet in ein Felsblockgewirre, dem ich nach harter Not entkam. Es war nun das Gezirm da und ich fand zwischen demselben eine Sandrinse, die schnurgerade in die Tiefe ging. Meine Glieder zitterten vor Anstrengung und Aufregung; ich löste den Toten von mir, legte ihn auf einen Zirmast und zog ihn so zu Tale.

Endlich war ich eingeschlossen in einen Felsenkessel, aus dem zu allen Seiten die Wände im finsteren Blau des Abends gegen Himmel ragten. Aus einer Tiefe drang das Rauschen von Wasser. Ich stand auf einer kleinen Wiese, die überragt war von mehreren dürren Fichten. Und unter einer dieser Fichten, auf kleiner Erhöhung, war ein Hüttlein aus Baumästen geflochten und mit Baumrinden gedeckt. Das konnte ein Hirten- oder Jägerunterstand sein, zum Schutz bei rasch einfallendem Unwetter.

So war ein Obdach gefunden für die Nacht. Ich trug meinen Freund unter das Dach, mit dem Zirmast deckte ich ihn zu und setzte mich neben ihn auf einen Holzblock.

So bin ich dagesessen in der Felseneinöde zur nächtlichen Stunde, und da ist eine Traurigkeit über mich gekommen, so tief, so schwer, daß ich Gott mit gefalteten Händen bat, er möchte mich neben meinem stillen Kameraden sterben lassen. Endlich muß ich vor Erschöpfung hingesunken und eingeschlafen sein.

Dumpfe Töne, ähnlich, als ob man auf eine mit Tuch umhüllte Pauke schlüge, weckten mich auf. Es war ganz finster, ich wußte nicht, wo ich mich befand und tastete mit den Händen umher, bis ich das kalte Haupt meines Freundes fühlte. Ein grünlich weißer Blitz zeigte mir meine Lage genauer. Lauter und lauter rollte der Donner. So unheimlich hatte ich noch kein Unwetter nahen gehört als dieses. Als ob alle Gewalten des Himmels mit unabwendbarem Verderben niedersänken in die Gebirgsschlucht, als ob alle Felsen schauerten vor den Blitzen, als ob die Wände stöhnten vor diesem Rollen und Grollen des Himmels. Wie brandete das hohl und dumpf und doch durchdringend, daß der Boden bebte und daß die Holzpfähle ächzten, die mich und meinen ewig schlafenden Freund beherbergen

sollten. Die Schlucht stand in zuckendem Feuer, aber kein schmetternder Schlag löste den Bann des Grauens, den das Getön in den Lüften hervorgerufen. Propheten sagen von unerhörten Schrecken des Jüngsten Gerichts; ich glaube nicht, daß ein Mensch imstande ist, je eine größere Bangnis zu empfinden, als ich sie in jener Nacht empfunden habe. — Die Hände auf den Knien gefaltet, so saß ich da. Wenn uns, so konnte ich noch denken, die stürzenden Berge nicht begraben, so wird man vielleicht die Gebeine finden, und es wird in der Zeitung von zwei Verunglückten die Rede sein, und die Angehörigen werden klagen und weinen, wie sie um jeden, der ihnen gestorben ist, geklagt und geweint haben, aber niemand wird ahnen die Todesangst, diese unsägliche Pein des Herzens, gegen die alles körperliche Leiden und Sterben fast eine Labnis ist. Wie selig, o Freund, bist du, der dich dein Engel jäh hinübergetragen hat! Vielleicht aber, daß auch dir der Augenblick, als du über das Eis glittest, wie eine Ewigkeit der Angst und der Schrecken erschienen ist! Vielleicht, daß du in dem einen Momente ein langes, peinvolles Leben gelitten hast in deiner vergehenden Seele — ganz im Vordergrunde den Schmerz deines Weibes, dem du nicht mehr sagen konntest, daß in deinem brechenden Herzen kein Groll war . . . Nun brachen die Wässer der Lüfte los. War es das betäubende Brausen der Fluten, oder war es, daß ich meine Bangigkeit gleichsam in das rasche Sterben und in den ewigen Frieden des Freundes geborgen hatte — mir wurde leichter. Ich tat den Zirmast hinweg, ich nahm den toten Kameraden auf meinen Schoß und preßte sein Haupt an meine Brust. So wollte ich das Verderben nun erwarten. Ich hörte von draußen das Rinnen des Sandes, das Klappern der heranwogenden Steine, das erdbebenartige Rollen der La-

winen. Ich hörte auch das dröhnende Auffallen eines Felsblockes, der, hoch im Gewände losgebrochen, in mehreren Sätzen herabkam. Jeder Riesenschritt, den der niederspringende Block auf dem Boden tat, pochte lauter und erschütternder, bis er, eine Fichte knickend, hoch über unserem Obdache dahinsetzte.

Allmählich legte sich der Aufruhr. Allmählich graute der Morgen, und nun sah ich, daß es um das Hüttlein anders war als am Abende zuvor. Es war keine Wiese mehr, es war ein ungeheures Schuttfeld, aus welchem von den dürren Bäumen nur wenige Äste hervorragten. Der Baum über unserem Dache war auch gebrochen, fortgeschleudert, das Hüttlein selbst stand noch, und wohl nur aus dem einen Grunde, weil es so klein und so widerstandslos gewesen. Und — was mir gar merkwürdig vorkam — die wilden Wände standen auch noch, alle standen sie, ganz wie gestern, und auf den höchsten Zinnen leuchtete der Morgensonnenschein.

Meinen Freund mußte ich nun verlassen. Ich legte ihn an die Wand der Hütte, umfriedete ihn mit Steinen, hüllte ihn mit dem Zirmast zu und ließ ihn allein. Zum Wasser stieg ich hinab, das trübrot war, Erdreich, Wurzelgeflechte und Gestein mit sich wälzte. Diesem Wasser wanderte ich nun entlang, so gut es ging. Stundenlange Schluchten ohne Weg und Steg waren zu überwinden, bis ich endlich in den waldigen Kessel kam, wo ein Jagdhaus stand. Ohnmächtig an die Brust sank ich dem alten Förster, denn die Zeit, seit ich keinen lebendigen Menschen mehr gesehen, schien mir unermeßlich lang gewesen zu sein.

Der Förster schickte Holzleute hinauf in das Felsental, und gegen Abend war es, als sie mir meinen unglücklichen Genossen brachten. Wir schliefen nun noch einmal, das

letztemal, gemeinsam unter einem Dache. Erst am nächsten Morgen fühlte ich mich kräftig genug, um die Rückreise anzutreten und daheim die Unglücksbotschaft zu verkünden.

Zwei Tage später wurde Ludwig auf dem Kirchhofe zu Nieder-Tauring begraben. Sein Weib war dabei nicht gegenwärtig, es lag, von der Botschaft zutiefst getroffen, darnieder auf dem Krankenbette. Erst viele Wochen später kam die junge Witwe nach Nieder-Tauring, wo sie sich eine kleine Wohnung mietete, um dort zu leben und zu sterben. Von ihrem Fenster aus sieht sie den kleinen Kirchhof. Und dort, hinter Waldbergen, ragt — manchmal von grauen Nebeln umbraut, manchmal im hellen Sonnenscheine glühend — die Spitze des Bös-Tauring empor.

Diese Erzählung ist aufgeschrieben nach den Mitteilungen dessen, der sie erlebt. Ein Memento mori allen gar zu lustigen Bergsteigern.

Touristentod im Hochgebirge.

Vor vielen Jahren, als der erste Tourist in unsere Alpen trat, war das erste, was ihn an Straßen und Wegen begegnete — eine Unzahl Martertafeln. Das hätte ihm eine Warnung sein müssen: Nimm dich in acht, wenn du dem Hochgebirge nahest! Es hat Gefahren, die nicht einmal der kundige und abgehärtete Eingeborene zu überwinden vermag, wie erst du, der fremde, unerfahrene, ungeübte Mensch!

Aber der Wanderer hat sich nicht zurückschrecken lassen. Zwar weniger des Sportes, des Naturgenusses wegen ist er zuerst vorgedrungen, vielmehr als Pionier der Wissenschaft. Und als solcher bedachtsam, mit großer Vorsicht und allmählich. Wer die Touristengeschichte unserer wilden, hohen Berge durchgeht, der ist erstaunt zu sehen, seit wie kurzer Zeit wir einen Großglockner, eine Jungfrau haben, oder einen Ortler. Früher blieb man ihnen in schaudernder Ehrfurcht fern, und in Tausenden von Jahren hatte es kein Mensch gewagt, seinen Fuß auf ihr Haupt zu setzen. Die ersten Mutigen, die es taten — welche fast unüberwindlichen Hindernisse hatten sie zu bewältigen, welche Mühsal hatten sie auszustehen, welche Gefahren zu besiegen, um einzudringen in die unbekannten Wüsteneien, um emporzukommen in die mit unheimlichen Sagen um-

wobene Eiswelt! Und verunglückt waren sie nicht. Mit zweckmäßigen Mitteln — was sie auch kosteten — mit ruhiger Ausdauer, mit strengster Vorsicht, vor allem aber mit der entsprechenden Körperkraft und Gesundheit ausgerüstet, so eroberten sie das Reich. Zum grenzenlosen Erstaunen der Eingeborenen haben diese Männer die Standarte aufgepflanzt auf den höchsten Alpengipfeln, ohne die Martertafeln auch nur um wenige zu vermehren.

Aber das wurde anders. Den Besonnenen folgten die Tollkühnen. Die Überwindung größter Gefahr pflegt so zuversichtlich, ja übermütig zu machen, daß man dann oft an einer weit geringeren Gefahr zugrunde geht. Wohl wurden die Menschen vertraut mit den Beschwerden und Tücken des Hochgebirges und wurden erfinderisch, bis sie sogar glatte, senkrechte, ja überhängende Hochwände überwanden. Jeder hat Gelegenheit, manchmal Abbildungen von Touristenaufstiegen zu sehen, die ihn schaudern machen, die unglaublich erscheinen. Wenn uns nun schon das kleine Bild Entsetzen einflößt, wie erst, wenn wir einen solchen Aufstieg an Ort und Stelle betrachten! Wie sie in Kaminen sich mit gestemmten Gliedern hinanzwängen, turmhoch; wie sie über senkrechten, Hunderte von Metern messenden Abgründen wie Fliegen an der Wand kleben, sich mit Händen und Füßen weitergreifen, wo wir weder Vorsprung noch Spalte zum Festhalten erblicken können; wie sie sich gleich Spinnen an dünnen Seilen hinanarbeiten, in freien Lüften hängen — unerträglich für den Zuschauer. Doch der in der Gefahr Schwebende empfindet keine Angst, er ist ganz erfüllt von der Sicherheit des Gelingens. Und in der Tat, das Wagnis gelingt.

An gefährlichsten Stellen geht selten jemand zugrunde, da ist die Vorsicht zu groß. Wenn aber solche Stellen öfters

passiert werden, ohne daß etwas „geschieht", dann werden sie eben als nicht gefährlich bezeichnet; und nicht gefährliche Stellen geht man mit weniger Vorsicht an. Und der Draht trägt die Nachricht des Unglücks heim zu den verwaisten Familien.

Den Tollkühnen folgen die Nervösen. Das sind die, so mit Hast und Aufregung den Berg erstürmen wollen. Zumeist Städter, fühlen sie in sich so viel unverbrauchte Kraft zum Steigen, Klettern, Schwingen und Springen, daß ihnen ist, als gäbe es keine Not, kein unbesiegbares Hindernis. Aber es geht in Ungeschicklichkeit und Übertreibung, bald läßt die ungeübte Kraft aus, Erschöpfung ist da, Zittern und Mutlosigkeit. Und verunglücken schließlich an ungefährlichen Stellen. Die richtigsten Martertafelngründer aber sind jene eiteln Gesellen, die sich im Klub schlechterdings einen Namen machen wollen. Sie möchten einen Bergsteig, einen Schrund, einen Gipfel haben, der ihren Namen führt. So müssen sie natürlich einen bisher nicht bekannten Anstieg suchen, einen unbegangenen Hang oder Schrund traversieren, eine jungfräuliche Spitze besteigen. Oder sie wollen mit kühnen Wagestücken die Leistungen anderer übertrumpfen — haben es auf verblüffende Bravour abgesehen. Derer liegen viele in den Alpen begraben.

Dann aber die unzähligen Bergsteiger, die mit allerbestem Vorsatz, vorsichtig zu sein, ihr Heim verlassen, allerlei Sicherheitsmaßregeln beobachten, sich aber auf dem Wege verirren, in Nebel, in Nacht, in Unwetter geraten, nach aufgeregtem Eilen, Klettern, Suchen erschöpft liegen bleiben. Oder die sich bei kleinem Sturz, oder auch nur einem Fehltritte, verletzen, nicht weiter können, keine Hilfe zu erschreien vermögen und an Ort und Stelle erfrieren oder

verhungern. Solche Zufälligkeiten sind oft so unvermeidlich, als sie unvoraussichtlich sind. Und besonders wenn einer allein geht — er mag sich die kräftigsten Vorsätze machen, gewissenhaft acht zu geben, er mag glauben, für allerlei denkbare Fälle ausgerüstet zu sein; der Weg an sich mag noch so unbedenklich daliegen: plötzlich gibt eine Scholle nach, und er rutscht, oder er macht einen schiefen Tritt und verstaucht sich den Fuß, oder es kommt von oben ein Stein geflogen, verwundet oder erschlägt ihn. Zu Zeiten des reichen Schnees, der Lawinen, lauert der Tod in allen Hängen. Wanderungen über leichtverschneite Gletscher, Kletterungen über verwittertes Gestein sind nichts anders als Tänze über dem offenen Grab. Und dann, was in Gewittern die Stürme, die Wildwässer, die Blitze vermögen! Kurz, der Gefahren gibt es unzählige in allen Formen. Gehen die Wanderer in Gruppen, mit Führern, so ist es oft nur, daß anstatt einer mehrere umkommen. Die Geschichte der Touristik, so jung sie noch ist, weist schon zahlreiche Beispiele auf, wie der „weiße Tod" seine Hand auch gegen musterhaft ausgerüstete Expeditionen ausstreckt. Der weiße Tod? Wir sahen ja eben, daß er nicht bloß auf Schnee und Gletschern, im blassen Nebel haust, daß er auch im Grauen und Grünen, in allen Farben vorkommen kann. Seit dem Roman von R. Stratz „Der weiße Tod" pflegt man aber unter dieser Bezeichnung den Touristentod im Hochgebirge zu verstehen.

Es läge nahe, hier eine Reihe drastischer Unglücksfälle, wenigstens die typischen, zu beschreiben. Aber das tun die Zeitungen mit großer Passion. Das Abstürzen über Gewände, das Einbrechen in Gletscherspalten, das Erschlagenwerden durch springende Steine, das Begrabenwerden unter Lawinen, das an einen Felsen Geschleudert-

werden beim Abrutschen oder Abfahren über Gletscher, das Erfrieren an Stellen, wo kein Weiterkommen mehr möglich ist — das sind so die gewöhnlichen Todesarten. Andere finden den Tod durch versuchsweises überspringen von Spalten oder durch verzweifeltes Abspringen; oder es kommt bei übermäßiger Anstrengung und Anspannung der Herzschlag. Und dann die unzähligen Vermißten, die in unzugänglichen Schründen und Abgründen liegen, nimmer gefunden und bestattet werden können. Und noch eine besondere Ursache von Touristenunfällen wäre zu nennen: Jene Jäger, die im Hochgebirge Markierungen auslöschen oder gar fälschen, was auch schon geschehen ist. Wenn man, denkt sich so einer, diese Hahnenscheuchen, diese Hirschen- und Gamsenschrecker schon nicht hängen kann, leider Gottes! — so sollt' man ihnen wenigstens die Wege aufheben. Ich weiß mehr als einen, der sich auf solche Weise verirrt hat und in Gefahren gekommen ist. Las man doch erst vor kurzem, daß im Tännengebirge, von gefälschten Wegmarkierungen irregeführt, eine Person verunglückt ist.

Von Hochpartien ohne Führer will ich nicht ein Wort reden. Daß die allermeisten Unglücksfälle bei führerlosen Bergbesteigungen sich ereignen, liegt klar zutage. Doch „auch beim Führer ischt der Tod im Rucksack", wie jener alte Tiroler Kempe sagte, der mich einmal übers Glocknereis geführt hat.

Wie bei allem, was uns umgibt, so kann man auch in der Hochtouristik, wenigstens für Vernünftige, die Gefahren mindern, aber nie und nimmer aufheben. Ich beabsichtige mit dieser Betrachtung nicht, die Bergwanderer ängstlich zu machen, doch aber sie an immer wache Vorsicht zu mahnen. Und noch viel weniger sollen und werden sie sich durch die Schilderung der Gefahren abschrecken lassen,

diesen herrlichsten aller Sporte zu pflegen. Ja, die Touristik ist mehr als Sport, sie ist eine höchste Weihe des Daseins. Und die Sache ist so groß, daß man die Leute für Touristik mit besonderer Sorgfalt erziehen sollte. Erziehen für die Heiligkeit der Alpenwildnis, und daß man nicht in die Berge geht, um sich auszulaufen, Bravourstücke zu machen oder Ulk zu treiben. Man müßte sie lehren, das zarteste wie das gewaltigste Weben der Natur zu beobachten und dieses hohe Lied von ewigen Dingen zu verstehen, wenigstens zu ahnen.

Manchmal steht der Hochtourist vor einem viele hundert Meter tiefen Abgrund, und es fällt ihm ein: Wer sich da auch nur ein paar Spannen Länge vorbeugt, der ist von allem erlöst. Er zerschellt in der Tiefe, ohne sich im geringsten weh getan zu haben. — Sollten die gute Gelegenheit sich nicht bisweilen Lebensüberdrüssige zunutze machen? Es mag schon geschehen, aber ich denke, nicht allzuhäufig. Mancher mag mit der finsteren Absicht hinaufsteigen; aber in den Herrlichkeiten des Hochgebirges herrscht ein Hauch, waltet ein Geist, der einer Selbstmordstimmung nicht günstig ist. Und diese in solchen Regionen sich steigernde Lebensenergie ist es ja, die alle Touristengier, selbst vielleicht die übermütigste, fast entschuldigt, den Touristentod aber um so tragischer macht. Einen Fall indes weiß ich, daß ein überseliger Tourist mit Gewalt zurückgehalten wurde, um nicht in den Abgrund zu springen. Die Natur hatte ihn in eine so göttliche Wollust versetzt, daß er auf der Stelle jauchzend sterben wollte. Er zürnte heftig, als man ihn daran hinderte, und rief aus, wie es denn nach solcher Himmelslust möglich sein werde, das Alltagsleben zu ertragen! — Man kann den Mann fast verstehen. Im grünen Tale angekommen, dankte er aber doch seinen Lebensrettern, die ihn

für neue Weltschönheiten und Hochbergfreuden aufgespart hatten.

Ähnliches erzählte mir vor einiger Zeit ein Wiener. Der sei einmal sieben Stunden lang an einer „Latschen" gehangen. Aus Verdruß über geschäftliche Mißerfolge und anderes sei er eines Tages auf die Rax gestiegen, absichtlich an gefährlichen Stellen. „Das Leben is ja so nix." Dann sei er über Riedgras abgerutscht, über eine Wand gestürzt und im Gezirm hängen geblieben. Unter ihm ein wenigstens neunzig Meter tiefer Abgrund. Und in diesen allerschlechtesten Stunden seines Lebens hat er das Leben erst schätzen gelernt, viel höher als in glücklichen Zeiten. Er sei sehr froh gewesen, als aus Hirschwang Leute gekommen, die ihn mit einem langen Seil gerettet hätten.

Der plötzliche Sturz in die Tiefe ist ein Glücksfall. „Das Fallen tut nicht weh," sagte mir einmal ein alter Bergsteiger, „am Ausrutschen stirbt man nicht, und das Aufschlagen erlebt man nicht." Es herrscht der Glaube, daß schon der Luftdruck betäuben, ja töten könne. Was aber in solchen vorgeht, die schwer verletzt liegen bleiben und mit klaren Sinnen den Tod vor Augen sehen! Sind vielleicht reich an Liebe, an mächtigen Freunden, an Gütern und Ehren und müssen unerreichbar in der Wildnis wie ein Tier verenden.

Einer, der es erfahren, hat mir einmal erzählt von dem Seelenzustande in den Augenblicken, da er im Vorhofe des Todes stand. Er hatte mit seinem Führer eine Felswand durchquert. An einem Abgrund, wo ein Weiterkommen unmöglich war, kehrten sie um und kletterten mit aller Vorsicht an einem kaum fußbreiten Felsbande dahin, bis sie sahen, daß eine Lawine ihnen den Rückweg abgeschnitten hatte. Nun waren sie gefangen. Sie schritten

wieder gegen die andere Seite. Unter ihnen steilste Wand, auch über ihnen eine mehrere Meter hohe, senkrechte Platte. Na, habe der Tourist sich anfangs gedacht, jetzt heißt's gescheit sein, daß wir auf gute Art hinwegkommen. Erst einmal rasten, was essen und überlegen. Sagte der Führer — und ganz ruhig sagte er es —: „Da wird's halt nit viel zu überlegen geben. Mir scheint, wir müssen einrucken." — Wieso? Standen wir doch auf festem Boden, war doch Steinwerk da, um sich festzuhalten, stehen dort unten auf den Almen doch die Sennhütten mit den Haltern und Jägern, steht über allem doch der liebe, warme Sonnenschein — wo soll denn da die Gefahr liegen? Der Führer hatte mit seinem Eisenstecken versucht, ob das Gestein etwa morsch sei und sich ein Weg ausmeißeln ließe. Es war stahlhart. Da wurde er tiefrot im Gesicht. Mir huben an, die Beine zu zittern, aber zum Niedersitzen war kein Platz. Nur an die Wand lehnen konnte ich mich. Kalter Schweiß. Und das Augenlicht verging mir. Da dachte ich noch: Es ist gut, es ist schon soviel als vorbei. — Als ich wach wurde, war Dämmerung. Ich lehnte noch immer an der Felswand. „Stehn's nur fest!" sagte mein Führer, der neben mir eng zusammengekauert hockte auf einer Kante, mich stützend, und mit dem Stecken ein Seil heranhakte, das pendelnd von oben herabhing. „Ich hab's schon. Jetzt heißt's schauen, daß wir oben sind, eh's finster wird." Während ich ohnmächtig gewesen, hatte der Mann um Hilfe gerufen; auf der Felszinne waren Hirten zusammengekommen und hatten das Rettungsseil herabgelassen. Nun band mich der Führer an, und wie ein lebloses Ding wurde ich hinaufgezogen. Als auf demselben Wege endlich auch er selbst nachkam, brummte er: „Der Teuxel, das wär mir bald zu dumm worden jetzt, da unten!" Tapfer war er gewesen, nur das

Wort vom „Einrucken" sollte ein Führer nicht aussprechen.

Hingegen mag der Tourist, wenn er des Morgens hochgemut in die Wildnisse ansteigt, manchmal an solche Möglichkeiten denken.

Nicht so sehr die wildesten und gefährlichsten Berge fordern die meisten Opfer, als vielmehr solche, die in der Nähe einer großen Stadt stehen. Da läuft alles hinauf. Greis und Knabe, Mann und Weib, der Schwächling wie der Kraftprotz, der Dümmling wie der Überkluge. Die meisten Großstadtleute sind ja überhaupt wie Kinder nach der Schule, wenn sie aufs Land kommen. Da fühlen sie sich uneingeschränkt, frei, werden vor lauter Freiheit übermütig und sind anderseits den Unbilden schlechter Wege, schlechter Wetter, schlechter Wirtshäuser nicht gewachsen. Da dampft des Morgens der unerfahrene Bursche von Wien ab, mit dem Vorhaben, auf den Semmering zu fahren. Unterwegs sieht er die Rax, wie sie bei wunderschönem Wetter so klar, so nahe vor ihm aufragt. Er entschließt sich rasch, und ohne alle Ausrüstung, ohne Mundvorrat geht er auf die Rax. Oder der Münchner wollte ursprünglich einen Ausflug nach Innsbruck machen, unterwegs entschließt er sich für das Kaisergebirge. Ein geringer Umstand genügt, um eine solche obendrein meist führerlose Bergpartie mißlingen, ja verhängnisvoll werden zu lassen. Wir wissen, daß für Wien die Rax, für München das Kaisergebirge zu einem berüchtigten Touristenfriedhof geworden ist. Je entlegener und schwieriger ein Berg, je weniger Unglücksfälle wird er aufzuweisen haben. Natürlich, mit Erschließung neuer Hochalpengebiete durch die Eisenbahn, mit dem noch größeren Aufblühen der Touristik mehren sich auch die Unglücksfälle. Die Wege, die Schutzhäuser, die im Hoch-

gebirge gebaut werden, vermindern zwar einerseits die Gefahr, locken anderseits auch wieder um so mehr Leute herbei, wovon viele mit gutem Weg und Unterkunftshaus sich selbstverständlich nicht zufrieden geben, sondern immer nach neuen Bereichen ausgreifen in der unerschöpflichen Alpenwelt.

Die Touristensaison des letztvergangenen Jahres 1906 hat an Unglücksfällen alle vorhergegangenen Jahre weit übertroffen. Vom Mai bis in den Herbst hinein brachte jeder und jeder Tag die Nachricht von einem, oft auch mehr toten oder mindestens schwerverletzten Touristen. Wenn schlechtes Wetter einerseits Touristen von geplanten Partien abhielt, so ist dasselbe schlechte Wetter manch Mutigem zum Verderben geworden. Mit der völligen Eröffnung aller unserer neuen Alpenbahnen, fürchte ich, wird die Zahl der Unglücksfälle noch immer zunehmen. Wimmelte es schon im vergangenen Sommer trotz des vielfach so ungünstigen Wetters im Gebirge von Menschen, was wird erst ein günstiges Jahr leisten an Hochtouren und Unglücksfällen!

Wir erinnern uns noch, wie zu Beginn der Volkstouristik ein Unglücksfall mit Entrüstung oder gar mit Spott glossiert wurde. „Die Narren! Warum steigen sie hinauf? Was haben sie denn zu suchen in den Bergen? Dumme Jungen! Bravourjäger! Verbieten sollte man die Fexerei!" — In unserer Zeit verstummen solche Anschauungen mehr und mehr. Die Unfälle machen ihrer Häufigkeit wegen nicht mehr so großes Aufsehen, man liest sie, bedauert sie und geht an ihnen vorüber, wie an einem Unabänderlichen. Und es wird wohl auch unabänderlich sein, solange die Hochtouristik blüht und das Schicksal dem einzelnen in die Hand gegeben bleibt. Und solange unsere Städte noch immer wachsen, wird als notwendiges Gegengewicht die Wildheit der Natur, die touristische und sportliche Körper-

betätigung aufgesucht werden. Insofern die Touristik der Mode unterworfen — und zum Teile ist das gewiß der Fall — wird sie sich ändern. So kann es im Hochgebirge wieder einsamer werden. Verloren gehen wird das Höhenglück, das der modernen Menschheit gleichwie eine neue Religion geschenkt worden ist, wohl nimmer. Und so werden auch die Unglückssäulen, die statt der alten, frommen Martertafeln erstanden, immerfort Zeugnis geben davon, daß der erhabene Hochaltar der Natur auf Menschenopfer nicht verzichtet.

Tönende Natur.

Da sind zwei Freunde gewesen. In der Stadt, in der Studierstube, bei der Arbeit und bei den Belustigungen waren sie einig und eins gewesen. Aber als sie einmal eine Wanderung haben gemacht über Land, da haben sie sich entzweit. Da haben sie erst entdeckt, wie verschieden sie waren. So verschieden, daß einer den anderen ausschloß und sie unmöglich beisammen bleiben konnten. Wenn sie trotzdem beisammengeblieben wären, so hätte es sich vielleicht gezeigt, daß sie einander nicht ausschlossen, vielmehr ersetzten, weil der eine hatte, was dem andern abging, daß die beiden zusammen erst einen ganzen Menschen ausmachten. Aber soweit kommen die Leute selten. Sie meinen, die Freundschaft müsse in der Gleichartigkeit bestehen. Sie erfahren es, aber sie merken sich's nicht, wie schal und hohl solche Freundschaften bald werden, und sie sind zu ungeduldig, um die schöne Wirkung abzuwarten, die aus zwei redlichen Gegensätzen hervorgehen kann.

Auf dieser Wanderung durchs Land also, da war es so gewesen. Der Peter sah nur ragende Berge und grüne Wälder; der Paul aber sah den Gemskogel und die Donnerspitze und das Nutzholz, berechnete von den ersteren die Höhen und Gemsen, von dem letzteren den Nutzen. Peter sah nur rauschende Wässer; Paul beschaute die Bäche auf

ihren Fischreichtum, auf ihre Triebkraft. Peter sah nur schöne Tiere, ohne zu fragen wie sie heißen mochten; Paul sah den Hirsch, den man jagen, die Ringelnatter, die man für ein Museum fangen, den Goldfalter, den man mit Äther töten und mit der Stecknadel an den Pappendeckel heften kann. Peter sah lauter Blumen; Paul sah Eriken und Margariten, Steinnelken und Arnika, bedenkend, wie man sie in der Medizin verwenden könne. Das leuchtende Gestein, das Peter so sehr entzückte, betrachtete Paul darauf hin, ob es Kalk enthielte oder Ocker, oder gar Eisen. Selbst die segelnden Wolkengestalten, in denen Peter seine fahrigen Gedanken und süßen Stimmungen dahingleiten ließ über den großen Ozean des Himmels, prüfte Paul darauf hin, ob es regnen würde oder nicht.

Nun war aber Paul einer von denen, die laut denken. Alles, was ihm durch den Kopf ging, lag auch schon auf der Zunge. Peter wollte still seinen schönen, krausen Träumen nachhängen, doch der Kamerad berechnete plaudernd neben ihm her, wieviel dieses Kornfeld tragen, jene Kuh wiegen oder das und jenes Gehöfte wert sein könne. An feuchten Stellen wollte er eine Quelle fassen, an dunkelschieferigen Berghängen nach Steinkohlen schürfen. Dann wieder pflückte er seltene Pflanzenexemplare, sammelte Mineralien und jagte nach Kohlweißlingen, um solche Kulturschädlinge zu töten. Und mit dieser beständigen Unruhe brachte er den still beschaulichen Peter zur Verzweiflung. „Unglücklicher Mensch," rief dieser einmal aus, „der du nur Sachen willst!"

„Und du nur Schein," antwortete Paul.

„Ich will nicht Schein, ich will sein," sagte Peter.

„Sein ist mir zu wenig, ich will auch haben," entgegnete Paul.

„Mich wirst du nicht mehr lange haben. Heb' dich weg!"
Im Zorne rief es Peter und wendete sich ab. Paul ging einer Eisenbahnstation zu und so haben sie sich getrennt.

Wonnig atmete Peter auf. Nun endlich war er allein. Die Welt sehen, das hätte er ja auch in Gesellschaft können, aber sie schauen! Das hätte er nicht können. Sich mit allen Sinnen und mit ganzem Herzen versenken in die Schöpfung, das war unmöglich, wenn ein Ziffern- und Zahlenmensch neben ihm schwatzte. Vor allem war ihm Sinn und Verständnis für das Hören aufgegangen. Das Licht, die Farbe war ihm traut, das Auge ist ja die erste und weiteste Pforte, durch die alle Welt in die Seele strömt. Aber das Ohr! Das hatte er gleichsam erst entdeckt. Welch ungeahnte Herrlichkeiten taten sich ihm auf in der tönenden Natur. Nun konnte er das Auge schließen, die Welt kam zu ihm in anderer Gestalt. Und weitaus intimer als durch das Gesicht. Darum wollte er Einsamkeit.

Jetzt, wenn er über Feld ging, fiel ihm erst auf — das Säuseln der Heimchen, das überall die Luft erfüllte und dessen Ursprung doch nirgends zu entdecken ist. Es war zu hören wie ein Rieseln der Luft, wie man das Rieseln eines seichten Wassers hört über den ebenen Sand hin. Und wenn er so recht hinhorchte auf das zarte Zirpen, da wußte er auf einmal nicht mehr, höre er es noch oder war es verstummt. Es war nicht verstummt. Das Ohr war dieses leise liebliche Säuseln nur schon gewohnt worden. Sobald er seine Aufmerksamkeit unterbrach und dann neuerdings hinhorchte, hörte er es wieder.

Mit dem schallenden Chor der Vögel war es anders. Da war die Verschiedenartigkeit der Stimmen, der Töne, vom feinsten Zwitschern bis zu den hellsten Pfiffen. Kleine

und große Sänger, talentierte und untalentierte, liebende und feindselige geben ohne jegliche Verabredung und Probe gemeinsam ein Konzert. Und siehe, es ist alles wohlgestimmt und harmonisch. Menschenkonzerte geraten nicht immer so gut. Da fällt Peter jäh die Frage ein: Woher hat der Mensch seinen Maßstab für das Schöne? Aus eigenen Leistungen? Kaum. Sein ihm unbewußtes Vorbild oder Kunstideal ist die Natur. Uns ist die Farbenzusammenstellung von gelb und rot unangenehm, weil wir diese Farben in unseren Landschaften kaum beisammen sehen. In Ländern, wo diese Farbenzusammenstellung häufig vorkommt, wird sie auch in der Kunst beliebt und ist schön. Ähnlich dürfte unser Ohr sich nach den ewigen Naturlauten ausgebildet haben. Was die Menschheit seit ihrem eigenen Urzustande immer hörte in der tönenden äußeren Natur, das wurde ihr schön und bildet die Grundstimmung ihrer Musik. So daß am Ende der schneidigste und boshafteste Musikkritiker verstummen muß, wenn er ein Vogelkonzert hört. Da gibt's einfach nichts zu sagen. Es ist in seiner Art vollkommen. Oder doch anders? Ist das nervenzerreißende schrille Geschrei des Hahnes, das hohle und traurige Gekreisch des Raben vollkommen? Dürfte eine von Menschen gemachte Musik dem widerlichen Gekrächze der Truthühner ähnlich sein? Dürfte in der Oper der Verliebte wie der brünstige Hirsch röhren? Das dürfte er nicht, weil der Mensch kein Truthahn und der Operntenor kein Hirsch ist. Am Truthahn aber ist's gut und das gewaltige Liebeslied des Hirsches ist ein so elementarer Naturschrei, daß alle Kreatur davor zu erbeben scheint. Peter kennt die schönsten Liebeslieder aller Völker, aber so dämonisch wahr scheint ihm keines, wie im Wald der brünstige Schrei eines Hirsches.

Ebensowenig weiß Peter einen Menschensang, der an Ausdruck von Leidenschaft oder zornigverzweifelter Daseinsklage den brausenden Stürmen der Lüfte gleichgestellt werden könnte. Das Strömen und Stürzen der Lüfte hört man nicht, so lange es von keinem Widerstande gehemmt wird. Erst wenn die fliegende Luft an einen Baumstamm streicht oder an den Felsen, oder sich durch eine Schlucht zwängt, stöhnt sie, schreit sie, wütet sie und spielt uns zagenden Zuhörern auf der Riesenorgel der Dinge ein Lied, das wir in wonnigem Schauer nachempfinden, weil es wie Auslösung, wie ein großer Ausdruck unseres lastenden Gemütes ist. Peter hat in seinem Leben Leidenstage gehabt, da nichts imstande war, ihn zu trösten. Der Sturm der Heide, des Hochgebirges allein hat ihn beruhigt. Die heftigen unsichtbaren Schwingen, die an seinen Körper schlugen, haben ihm wohlgetan, wie dem büßenden Aszeten die Geißelstreiche. Wie ein urheiliges Gebet gegen Himmel gehoben hat ihn das Sausen und Brausen, die Musik des Sturmes. Es hebt sich zu vollen Hymnen, es senkt sich zur müden Klage. Es schwillt neuerdings an zu mächtigem Dröhnen, zu wuchtigem Tosen, dessen Wut Himmel und Erde zu zerreißen droht, um dann wieder herabzusinken zu einem weinenden Säuseln. Und dramatisch ist das hohe Lied, wenn die Äste der Bäume heftig aneinanderschlagen, wenn die Stämme sich biegen und dahinstreben, als wollten sie losspringen von ihren Wurzeln, und wenn die schmetternd brechenden Wipfel hinsausen und niederstürzen. Warum fliehen die Menschen vor dem Sturm in ihre dumpfen Hütten? Es ist nichts auf Erden, das der halblahmen Seele einen solchen Schwung zu geben vermöchte, als der Sturm mit seinem erhabenen Gebrause. Peter stellt sich auf die freie Höhe, unbeweglich steht er da und schaut in

den Aufruhr. Sein Gesicht hat einen halb trotzigen, halb verzückten Ausdruck. Seit Tagen vielleicht hat er sich abgemüht, einen Stein zu heben, der ihm auf dem Gemüte lag. Er fand das rechte Wort nicht und keine Gestaltung, und das drängende Lied erstickte in der Dumpfheit. Und nun plötzlich ist er erlöst davon — der Sturm singt's hinaus im entfesselten Klange.

Die dramatische Höhe erreicht der Schall im Donner des Blitzes. Der erzielt an dem Menschen die größte Wirkung. Und doch ist Blitz und Donner etwas Kleines, Begrenztes im Vergleich zum länderdurchflutenden Sturm, zu dem Hinklingen des Vogelgesanges ins Ungemessene. Der Donner liegt dem Menschen am nächsten. Das Heimchengezirpe und den Sturm in die Ferne hin kann er nicht machen; den Donner kann er machen. Ist der Donner in den Wolken auch nicht so bösartig wie der Kanonenknall, der Mensch zittert doch vor ihm; aber ist das Donnerwetter vorüber, so bleibt unserem Gemüte nicht viel davon zurück. Der Donner ist ein Schalleffekt, der bald verpufft. Peter steht aber doch auf seiner Anhöhe und horcht, wie der die Menge erschreckende Schlag noch lange dahinhallt von Wolke zu Wolke, jetzt fast ersterbend, dann wieder sich erhebend zu einem schwerdumpfigen Rollen, vor dem der Boden bebt. Der heftigste Donnerschlag ist nach einem kurzen Nachhall dahin; während ein anderer Donner gleichsam eine Reise durch den Himmel macht, in Hebungen und Senkungen, einmal wie das Schlegelrollen auf einer Trommel, einmal wie das rauhe Geräusch einer Sandschütte, einmal wie das Widerhallen im Walde. Je nach der Beschaffenheit der Wolken, durch die der Donnerschall zieht, kommt er wie Rollen auf hartem Boden oder wie Brausen eines Wasserfalls, wie das Niederschütten einer Lawine an unser Ohr,

bis er endlich entweder jäh abzuckt oder in der Ferne allmählich erstirbt. Da wird Peter ein Kind und hört in solchem Grollen das „Greinen des Himmelvaters" und freut sich. Na, wenn er nur wieder greint! So wissen wir doch, daß er noch da ist und sich nach uns umschaut.

Nach Sturm und Donner kommt das Rauschen der Gewässer. Um dieses Rauschen, das oft die Luft erfüllt, ohne daß man irgendwo eine Bewegung wahrnimmt, hat Peter sich eine ganze Wasserpoesie zurechtgemacht. Der tief in den Schluchten versteckt grabende Wildstrom gibt eine geheimnisvolle Offenbarung von sich. Den einen regt diese Musik an zu Ewigkeitsgedanken, den andern wiegt sie in Betäubung, Traum und Schlummer. Da meldet sich in den Lüften zitternd eine Naturkraft, die nicht aufgezogen, nicht angerichtet werden muß und nicht abgestellt werden kann. An dem Problem des Perpetuum mobile sind manche Denker wahnsinnig geworden. Hier, der rauschende Bergbach ist ein Perpetuum mobile, sowie die Natur an sich eins ist, das nicht wahnsinnig macht, das uns beruhigend vom ewigen Spiel und Streben nach kaum erreichbarem Gleichgewicht singt, und vom ewigen Leben. Und wer nicht sinnen mag, der lege seine Seele in die Sänfte des Wasserrauschens, so wie man ein Kind in die Wiege legt, sie wird zu einer süßen Ruhe kommen. — Daß die Schöngeistler noch keine Ästhetik der Naturtöne, besonders des Wasserrauschens, geschrieben haben, ist ein wahres Wunder und — ein wahres Glück. Peter wollte es einmal versuchen; er spitzte schon den Griffel, da besann er sich und warf ihn in den Bergstrom. Und nahm die Leier, um dem ewigen Rauschen ein Lied zu singen. Aber die Wasser haben das Lied überrauscht. — Höher ins Gebirge gedrungen, begegnet er erst den großen Musikanten. Die

niederfahrenden Erd- und Schneelawinen schlagen ihre hohldröhnenden Pauken, und in den Felsriffen, Spalten und Löchern bläst der Föhn sein klagendes Lied. Dieses schauerliche Klagen der Luft in den geklüfteten Felswänden wird vielfach noch so gedeutet, als prophezeiten ruhelose Geister ein nahendes Schicksal. In manchen Gegenden trifft es zu, daß, wenn hoch oben die Wände weinen, über kurz schwere Wetter und Wildwässer kommen und Bergstürze die Ansiedlungen der Menschen zerstören.

Aber Peter sucht nun die Stille.

Noch tiefer in die Einsamkeiten wandernd, ist es endlich ganz ruhig geworden um ihn, und da hat er einen anderen Ton gehört: das Klingen der Stille. Wie es so ganz urwelteinsam und urfriedensstill um ihn geworden war, da vernahm er ein Klingen — zart, leise, wie aus den Fernen der Ewigkeit her. In weher Stille klang es so fort. Und als es unterbrochen wurde von dem Geläute einer heran kreisenden Hummel, da war dieses dagegen, wie das Glockendröhnen auf dem Dome. Als die Hummel über Gebüsche und Gestein davongeschwommen war, und als Peter plangend nach trautsamen Tönen aushorchte, da war wieder nichts als das ewige Klingen der Stille. — — Nun ist in dem Naturwanderer die Sehnsucht wach geworden. Er sehnte sich und wußte nicht recht nach was; es kam sachte eine Betrübnis über ihn, er wußte nicht recht warum. Er hatte ja alles, was er je gewünscht — das köstliche Empfinden des Seins. Plötzlich scholl von der Höhe herab ein gellender Schrei. Ein Menschenschrei. Kein Hilferuf, dafür war er zu fröhlich, kein Gesang, dafür war er zu gellend. Es war ein Naturlaut, wie der des Wasserfalles und der des Hirsches. Es war das Jauchzen eines Hirten, der zu seiner Maid ging.

Da hat sich Peter erhoben. Dieser Laut hat ihn aufgeweckt und jetzt hat er gewußt, was ihm fehlt. Das Sein war nicht genug, er mußte auch etwas haben. Er hatte nichts, und was noch schlimmer war, er hatte — niemand. Jetzt fiel ihm ein, das er manchmal geträumt hatte von etwas Liebem. Genau besehen, war es ein holdes Menschenmädel gewesen. Er hatte es früher öfter gesehen und nun dünkte ihn, zum rechten Dasein gehörten ihrer zwei. Aber wo ein Nest? Allein konnte er in verfallenden Hütten wohnen, unter alten Bäumen schlafen. Aber nicht zu zweien.

Jetzt ging er mißmutig umher, es freute ihn kein Blumenblühen, kein Vogelsingen, kein Wasserrauschen. Nur des Hirsches wilder Schrei regte ihn auf.

Da begegnete ihm eines Tages sein Freund Paul. Peter wollte seitabducken, denn jetzt in seiner Liebesnot konnte er das Rechnen und Wägen schon gar nicht brauchen.

„Wohin?" rief ihm Paul zu. „Du kommst mir gerade zurecht. Wisse, ich habe ein Haus gebaut, das will ich morgen einweihen und du sollst dabei sein."

„Ziehe ein und lebe glücklich!" rief Peter und winkte mit der Hand ab.

„Ich ziehe ja gar nicht ein," lachte Paul. „Ich wohne schon lange im eigenen Haus. Während du in den Wildnissen herumgeträumt hast, und ausgehorcht, was die Mücken sagen, habe ich fleißig Häuser gebaut. Eines davon ist dein. Bin ich gleichwohl ein nüchterner Patron, soviel von deiner Naturschwärmerei ist doch an mir hängen geblieben, daß ich bisweilen, wenn die Feierstunde ist, mich nicht bloß am Werte des Holzes, sondern auch an der Schönheit des Waldes freuen kann. Das ist ein guter Gewinn für mich, der an Wert steigt, je satter ich an der Materie werde. Und dafür bekommst du das Haus."

Und seither erfreut sich Peter erst des wahren, schönen Seins, denn er ist nicht bloß, er hat auch etwas, und er hat jemand. Einen wackeren Freund und ein liebes Weib. Jetzt zirpen die Heimchen noch lieblicher als früher, der Sturm ist noch herrlicher, seit er ihn auch fürchten muß. Er ist nicht mehr bloß Poet, er ist auch Mensch geworden. Und lange kann's nicht mehr dauern, so wird er einen Naturklang vernehmen, der — wenn auch nicht gerade als musikalisch anerkannt — an Lieblichkeit alles andere übertrifft.

Der Kirschbaum.

Wer hätte nicht die Bäume lieb? Aber ich trage zu einem besonderen Baume eine heimliche Liebe. Er steht nicht im Walde, er gehört nicht zum Walde, er ist ein Hausbaum. So wie es wilde Tiere und Haustiere gibt, so ist's auch mit den Bäumen. Es gibt Bäume, die zahm und freundlich zum Menschen stehen und ohne Menschen nicht leben können. Auch wenn sie von diesem nicht gerade Hege und Pflege finden, sie bleiben bei ihm. Wo der Mensch in die Wildnis dringt, da folgen sie ihm gleichsam von selber nach. Wo er den Urwald rodet, da sind sie schon am Zeuge, um mit neuem Gepflanze des Menschen Heim zu bekränzen. Kaum steht das neue Haus, so sproßt am Rande auch schon die Hagebutte und am Gemäuer der Holunder. Am Bächlein wuchert die Weide, am Gartenrand der Vogelbeerstrauch und am Wiesenhage die Esche. Die Obstbäume lassen sich laden und Ehre erweisen, bis sie kommen und erstehen. Aber sie kommen doch oder — auch nicht. In unseren nördlichen Alpen wollen sie über sieben- und achthundert Meter nicht hinan. Der Apfelbaum, der von einem Hochberghof etwa geladen ist, läßt sich entschuldigen, er könne die scharfe Luft nicht vertragen, und schickt dafür den Holzapfelbaum. Der Birnbaum macht's ähnlich und sendet den Holzbirnbaum hinauf. Aber „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen". Es kümmert sich niemand um sie, als etwa einmal ein kluger Bauer, der

guten Essig haben will. Von den edeln Apfel-, Birn-, Zwetschken- oder gar Pfirsichbäumen besucht keiner ein Menschenhaus, das tausend Meter hoch auf dem Berge steht.

Nur der Kirschbaum.

Diesen geht es an, wenn ich sage, er ist meine heimliche Liebe.

Am Hause dort oben stehen Eschen, ihre Blätter fressen die Rinder gerne. Es stehen die Ahorne, deren Laub ist für die Schafe gut. Es stehen die Lärchen, deren Zweige benagen die Ziegen. Es stehen die Fichten und die Tannen und die Kiefern, deren bitteres Genadel will niemand kauen und die leckerigen Knaben gehen leer aus. Und siehe, dort hinter dem Stall am Wiesenhang steht ein Kirschbaum. Er ist rot besprenkelt über und über, durch alles Geäste hindurch, im dunkelgrünen Blätterwerk Millionen von roten Punkten, die — näher besehen, glänzen, als wären es feurige Sternlein. Das sind die kleinen, süßen, würzigen Wildkirschen. Der Baum hat weitum im Lande vornehme Vettern; die sind in den Adelsstand erhoben und tragen Kirschen so groß wie die Pflaumen, und sie sind die Freude der Jungen und der Gewinn der Alten. Aber ihr Fleisch ist wässerig und hat nicht das glühende Blut; so süß und so würzig sind sie nicht wie die kleinen Wildkirschen, die hier der Baum auf der Hauswiese den armen Bergknaben beschert. Ganz umsonst beschert, ohne daß jahraus jahrein eine Hand sich rührt, um den Baum zu hegen. Also ist es, daß in dem ungeheueren Früchtegarten des flachen und hügeligen Landes ein einziger Baum daran gedacht hat, die oben im kalten Gebirge würden auch einmal etwas Süßes haben mögen; und er ist hinaufgestiegen und gibt, wenn der Spätsommer kommt, mit hundert Händen seine köstliche Frucht.

Und wenn der Alpenknabe später in die weite Welt geht, von allen Früchten genießt und an allen Süßigkeiten nascht — den Wildkirschbaum daheim am Vaterhause vergißt er nimmer, dem bewahrt er die heimliche Liebe. Nur im Frühherbste war damals dem Baume auf der Wiese das Herz zugewendet worden, die übrige Jahreszeit hatte man nicht viel nach ihm ausgesehen — war er doch wie andere Bäume auch: im Winter kahl, im Sommer grün. Aber nun, in späten Tagen, da der alte Knabe den Kirschbaum einsam und verlassen stehen weiß hinten in den Bergen an der Ruine des Hauses, nicht mehr auf sonniger Wiese prangend, sondern mitten unter Erlengebüschen und jungen Lärchen, in aufwuchernder Wildnis erstickend — nun denkt der in die Fremde verschlagene Alpensohn wieder einmal an jenen Baum, wie er still und anspruchslos hat dahingelebt und wie viele Freude er hat ausgeteilt. So gedenkt man manches Freundes, wenn es schon zu spät ist.

Zur Winterszeit, ja, da war er kahl gewesen. Auf den Ästen die Wulsten des Schnees, an den Zweigen die feinen Nadeln des Reifes, als wollte er im Wintertraume einmal ein wenig Nadelholz spielen. Die Krähen und die Dohlen flatterten darüber, setzten sich ins Gezweige und stäubten den Schnee herab. Der Knecht sucht wohl einmal seinen alten Kugelstutzen hervor, um so ein krächzendes Getier zu erlegen, aber die alte Ahne ruft: „So warte nur, bis der Vogel auf den Fichtenbaum hinüberfliegt; du weißt doch, daß man nicht auf den Kirschbaum schießen darf.“ Das ist für junge Leute die einzige Kunde davon, daß die Alten den Hauskirschbaum heilig gehalten haben. So heilig, daß er selbst den Raubvögeln ein Gottesfrieden gewesen ist. Im Frühjahre blühten auf der Wiese schon die Dotterblumen und die Maßliebchen und

die goldigen Krönlein des Löwenzahns, als der Kirschbaum noch immer kahl dastand, als wäre er im langen Winter über gestorben. Wer aber nur näher zusehen wollte, wie die Spitzen der Zweige zu schwellen beginnen — und eines Tages steht der Baum in einem weißen Schleier, wie die Braut, die zum Altare will. So dicht sind alle Äste und Wipfel eingehüllt von den weißen Röselein, daß man kaum das dazwischen und dahinter treibende grüne Laub sieht. Gott schütze uns jetzt vor dem Sturmwind! Wenn über die Almen der Föhn gefahren kommt, daß es vom Baume die Blüten dahinjagt über die Wiese, wie ein Schneetreiben einst im Winter, dann stehen zwischen dünnem Laube bald alle Knospen entblößt und der Knabe mag übers Jahr einmal anfragen, ob er Kirschen bekommen wird. Oft, gottlob, kommt der Föhn zu früh, da die Blüten noch nicht entfaltet sind, oder zu spät, da das Fruchtknötlein schon anhebt zu schwellen. Fällt auch kein Reif in der Frühlingsnacht, dann, lieber Kirschbaum, gehab' dich wohl über den Frühsommer hinaus. Dein dichtes Geblätter schütze die zarte Frucht vor Hagel und lasse doch recht viel Sonne drauffallen, bis die Kirschlein — reif werdend — anfangen zu erröten. Sie wiegen sich auf langen Stengeln und werden glänzend rot „wie Karfunkel". In Träubchen zu zweien, dreien, vieren und fünfen, so schaukeln sie sachte im lauen Sommerwinde. Die Jungmagd, sie mäht auf der Wiese Gras, bemerkt die ersten reifen. Sie streckt den Rechen aus und zieht den Ast herab und erhascht den Zweig, und wie sie schon das Träubchen pflücken will, steht der Jungknecht da und hält gerade den Mund so auf, daß die Kirschen wundersleicht hineinkommen. Er schmatzt mit der Zunge und lacht, sie schimpft ihn einen Raben und lacht auch. Denn sie weiß, der Jungknecht ist einer, der Gestohlenes reichlich

gutmacht. So klettert er denn jetzt, mit Armen und Knien sich festklemmend, den Stamm empor, steigt am Ast hinaus, der sich biegt unter solcher Last, pflückt Träubchen um Träubchen und läßt sie niederfallen. Die Jungdmagd steht unter dem Baum im Schatten und hält ihr Schürzlein auf. — Von jetzt an hat der Baum keinen Mangel an Besuchen. So oft ein Knecht sein Viertelstündchen freie Zeit findet, steigt er auf den Kirschbaum und unten hagelt es von Kernen, wenn sie der Knecht nicht etwa samt und sonders verschluckt. Der Hausvater bindet die Schürze zu einem Sack, steigt auf den Baum und pflückt die Kirschen handvollweise hinein, damit sie dann die Hausmutter am Herde zu einer schmackhaften Suppe verkochen kann für den Leutetisch. Aber der Baum hilft sparen; damit seine Frucht nicht in wenigen Tagen verzehrt werde, läßt er sie nicht auf einmal, vielmehr nach und nach reif werden, zuerst die sonnseitigen, später die im Innern des Laubes verborgenen, so daß er wochenlang in der Lage ist, die Gäste zu bewirten. Wer nicht innerhalb im Gestämme und Astwerk hinaufsteigt, der legt eine lange Leiter an, nimmt einen Hakenstock mit und erreicht die entlegensten Zweige. Und sollten immerhin an dem stattlichen Baum etliche Gegenden übrig bleiben, deren Frucht dem Menschen nicht erreichbar ist, so kommen die Vögel und picken Kirschen. Sie halten nicht reinen Tisch, picken die Früchte nur zur Hälfte auf, die andere Hälfte mit dem halb bloßgelegten Kern lassen sie am Stengel hängen zum Ärger der nachkommenden Gäste.

Endlich kommt der Herbstreif. Der frißt nicht bloß Kirschen, sondern auch Laub; die Blätter beginnen sich abzulösen und tänzeln auf die feuchte Wiese hin und die noch oben bleiben, werden gelb und leuchten rötlich wie Gold-

münzen, gleichsam: Einen Dukaten für eine Kirsche! Aber es ist keine mehr oben, oder hier und da noch eine eingerunzelte, verdorrte. Der erste Schnee findet den Kirschbaum bereits kahl und die moosigen Äste und dünnen vielgekreuzten Zweige stehen nackt und leblos in den Nebel hinein.

Wenige Wochen steht er so; aber mitten im Winter kommt den Menschen schon wieder die Sehnsucht nach blühenden Bäumen. Am Barbaratag im Dezember ist es, daß die Jungmagd über den hohen Schnee hinausgeht, vom Kirschbaum einen Zweig bricht, ihn in ein Wasserglas steckt und in der Stube über den Ofen stellt. Ihre Freundin, die Augustina, hat ihr das so geraten. Vielleicht wird etwas! Nach drei Wochen ist das liebe Christfest und siehe, der Kirschbaumzweig blüht. Er blüht in weißen Röslein, wie einst im Mai und es ist, als ob von diesen Röslein ein sanftes Licht ausginge über die dunkle winterliche Stube. — Der Jungmagd ist still wonniglich. Nicht jedem Mägdlein gelingt es, daß solcherweise der Kirschbaumzweig blüht. Der es geschieht, von der sagen die Hausgenossen in Scherzen und Ernsten, im nächsten Jahr werde ihr der Brautkranz geflochten. Der Jungknecht scherzt nicht so, er schweigt. Aber schon nach Heiligdreikönig, wenn der Fasching angeht, macht er die Weissagung wahr. In großen Bauernhöfen paaren sich nicht bloß Herr und Frau, sondern auch Knecht und Magd und sie bilden in der alten Familie eine junge — einen Abzweiger am Stamme. Allen gemeinsam ist die Gesindestube und der große Leutetisch und — der Kirschbaum.

Nach wenigen Jahren, während die Magd auf der Hauswiese den Klee mäht für ihre Kühe und der Knecht zur Feierabendzeit auf dem Kirschbaum herumklettert, hockt unten auf dem Rasen schon ein blondlockiges Bübel. Manch rotes

Träublein fällt nieder ins grüne duftende Gras. Der Kleine hascht danach und jubelt. Der Knecht sieht hoch in den Zweigen große glänzende Kirschen, auch die will er noch für sein Knäblein. Er steigt den langen Ast hinaus — dieser kracht, bricht, der Knecht stürzt herab und schlägt in wuchtigem Falle sein Haupt in die Erde. — Da wird der Rasen rot, aber nicht von den Kirschen. Die Leute kommen und tragen ihn schweigend ins Haus.

Auch die Magd ist schweigend. Nur in den Nächten, wenn sie ihren Arm um das süß schlafende Kind schlingt, da muß sie bitterlich weinen. Aber sie will's verdrücken, daß man's nicht sollte hören in der Nebenkammer. — Wohl freilich hart sind die Jahre, die nun kommen, sie sagt es niemandem, wie hart. Mit einundzwanzig Jahren wird der blonde Bursche Soldat. Er schreibt der Mutter drei- oder viermal des Jahres und sie antwortet ihm, daß sie frisch und gesund sei, bis plötzlich ihre Antworten ausbleiben. Sie war beinahe unversehens alt geworden. Was die herbe Arbeit von ihr übrig gelassen, das hat eine kurze Krankheit verzehrt. Der alte Bauernhof auf der Höhe wird an einen Baron verkauft, dieser will dort nicht hausen und bauen, das durchaus nicht, sondern Rehe und Hirsche schießen. Der Wald rückt zusammen um die Ruine, auf dem Herde wächst Holler, in der Stube die junge Lärche. Und dort am Wiesenrain zwischen Erlsträuchern und aufwuchernden Jungfichten halb erstickt steht der Kirschbaum. Er hat nur mehr wenig Laub. Seine Äste bleiben kahl auch im Sommer; statt des Blätterschmuckes hängen graue Flechten nieder. Die wenigen grünen Zweige wollen nicht mehr blühen. Seit die Menschen fort sind, will den Baum nichts mehr freuen. Aber ganz sein lassen mag er alte Gewohnheiten doch nicht und auch der Kirschbaum hat seinen Jo-

hannistrieb noch in später Zeit mitten in der Wildnis. Die Krone ist ja ein wenig grün und trägt im Frühjahre noch manch weißes Blütensternchen. Und wenn das Jahr gnädig ist, so wiegen sich hoch über dürrem Astwerk etliche leuchtende Kirschlein. Der Soldat ist nicht mehr zurückgekommen ins arme, schöne Land seiner Kindheit; in einer Kanzlei ist er Schreiber geworden, hat die Zufriedenheit des Waldlandes für sich in die Stadt verpflanzt und ein leidliches Leben geführt.

Zu diesem Menschen kommt eines Tages ein altes Weiblein und bringt ihm ein Körbchen voll roter Wildkirschen. Auf dem Kirschbaume des Hochberghofes seien sie gewachsen. Sie wäre die alte Augustina, eine Jugendfreundin seiner seligen Mutter. Sie habe erfahren, daß er in der Stadt ein Herr Schreiber geworden sei und habe sich gedacht, vielleicht freue es ihn, wenn er von jenem alten Kirschbaum noch einmal einen Gruß bekäme.

Mit wahrer Andacht hat der Mann die Kirschen gegessen. Sie waren so wundersam süß, wie seit seiner Kindheit ihm nichts mehr so süß gewesen. Aber der Tropfen, der dabei über seine Wange rann! — Du lieber, treuer Kirschbaum im wilden Walde!

Das Waldspinnlein.

Ich war damals so einer, der mitunter, wenn ihm just langweilig zumute war, ein wenig mit dem „Schicksal" haderte. Ja, so weit war es mit mir gekommen. Für mein Leben wollte mir demnach nichts lieber sein, als ein grünes Angerlein, ringsum Fichtenbäume, in deren Geäste die Nachmittagssonne hineinschaut, und in weiter Runde Wald und Wald.

Von diesem einsamen Standpunkte aus betrachtet, ist die Welt nahezu schön, sind die Leute nahezu gut. So gut, daß es sich verlohnt, fernab von ihnen im Walde zu liegen und ihrer zu gedenken.

So kam mir bisweilen ein Stündlein absoluten Glückes zustande; man empfindet alles so still und mild und heilig — nur mit den Augen des Herzens muß man ausschauen und nicht mit denen der Vernunft. Sobald diese mitspielt, erwächst selbst im kleinen Leben des Waldes dasselbe Reich der Ichsucht, der Falschheit, des Verbrechens, wie anderswo. Aber das ging mich weiter nichts an. Ja, es war für mich bisweilen sogar unterhaltsam, zu beobachten, wenn ich unter den Tierchen im Gezweige und im Grase dieselbe Niedertracht wiederfand, der ich anderswo entfloh. Und doppelt spaßhaft ist es, wenn man unter dem kleinen Gezücht jene Tücke und Schlauheit entdeckt, die man unter dem großen erfahren kann.

Doch der Trieb zur Selbsterhaltung ist ja etwas sehr

Schönes, darum hat meine Waldspinne in ihrem Gebaren ganz recht getan; der Spitzbub war eigentlich ich.

Als ich im sommerlichen Walde auf dem ausgebreiteten Wollentuche dalag und meinem lieben Gott Artigkeiten sagte von wegen seiner vortrefflichen Schöpfung, da lief plötzlich etwas sehr rasch über mein Bein herauf. Meine Hand schnellte hin, war aber nichts mehr da und auf dem Wollentuche lag ein graubraunes Kügelchen. Ich mußte sehr scharf und genau darauf hinblicken, bis ich sah, daß es ein Tier war, welches sich fest zusammenkauerte und seine Beine so nahe an den Leib zog, daß sie von diesem kaum zu unterscheiden waren. Ich rührte es an, es bewegte sich nicht, ich suchte es in Bewegung zu bringen, es kollerte ein wenig über das Tuch hin und blieb liegen, unbeweglich und starr wie ein dürres Baumkörnchen.

Ich glaubte endlich auch, es sei nicht jenes Tier, welches über das Bein gelaufen war, sondern wirklich ein Stückchen Baumrinde oder dergleichen. Anderseits war es doch wieder so etwas Tierhaftes. Da kam mir der Gedanke: Halt, kleines Ding, vielleicht bist du etwas Abgefeimtes, stellst dich nur so, damit ich mich wieder von dir wende und du deinen Angriff auf mich im günstigen Augenblick neuerdings machen kannst! Warte, necken wir dich ein wenig. —

Ich stupfte es mit einem Grashalm, es blieb leblos und starr. Nun ließ ich es vom Tuche auf ein grünes Blatt rollen, da ging es in die Falle. Das Blatt mochte es für seinen freien Boden halten, allsogleich sprangen die Beinchen auseinander und das Wesen — eine Waldspinne war's — lief. Als ich es hierauf mit dem Finger berührte, war es wieder das regungslose Kügelchen. Kein Glied, kein Kopf, kein Auge war zu sehen, keine Ähnlichkeit mit einem lebendigen Wesen. Hexe du kleine.

Da denkt sie sich: Au, hier ist ein Ungeheuer, das den Spinnen nachstellt. Ich stelle mich tot, sonst macht es mich tot. Nur ruhig, es ist noch immer da — ein schreckliches Ungetüm.

So will ich doch sehen, dachte ich mir wieder, ob deine Verstellungskunst größer ist, als deine Raubgier. Was meinst du zu einem Mücklein? Sieh, da treib' ich dir eins zu. Mich dünkt, ein appetitlich Ding. Bedien' dich!

Aha! denkt die Spinne, jetzt will er mich ködern. Wenn du glaubst, daß ich so dumm bin und jetzt aufspringe und die Mücke fresse, so ist es traurig für dich. Ich weiß mir besseren Fang, ist nur erst wieder meine Zeit. Jetzt bleibe ich liegen und bin mausetot.

Wohlan, meine liebe Spinne, wenn du mausetot bist, so muß man dich in einen Sarg legen. Da habe ich ein leeres Streichholzbüchschen bei mir, darin will ich dich mit mir tragen und sehen, wer es länger treibt, du oder ich.

Denkt sich die Spinne: Auch gut. Und kollert in das Büchschen und ist tot.

Ich liege noch eine Weile da und sinne nach, wie es wäre, wenn jetzt ein Riese gegangen käme, der mit seinen Füßen den Wald in den Erdboden hineinträte, als wäre er sprödes Gras, und da — ganz unten im Grund ein Insekt kauern sähe mit zwei Beinchen und zwei Pfötlein und ein rundes Köpfchen obenan, und er dächte sich: Halt, mit dir will ich mich ein wenig unterhalten — und läse mich auf und steckte mich in den Sack —?

Es gibt solche Riesen, nur nennen wir sie anders.

Ich stand auf, ging nach Hause und war begierig zu erfahren, was daheim auf dem Tisch mein Spinnlein machen würde. Vielleicht wird es sich immer noch tot stellen. Vielleicht wird es wirklich tot sein, obwohl ich achtete, daß es

in seinem Verließ nicht ersticken konnte. Die Lunge von einem solchen Tierchen möchte ich einmal sehen! — Vielleicht läuft es, befreit, auch allsogleich davon.

Die Spinne aber dachte in ihrem Streichholzschächtelchen: Das ist sehr finster. Ich habe acht Augen, und keines sieht was. Und ein Schaukeln, daß einem übel werden könnte, wenn man's von wackelnden Halmen und Ästen her nicht gewohnt wäre. Ich will mir aber eilig Fäden spinnen, man kann nicht wissen, in welche Lage man gerät. Das Ungeheuer scheint mir spinnefeind zu sein; stärker ist es, als ich; wenn ich nicht gescheiter bin!

Ich komme heim, versammle meine Kinder um den Tisch, erzähle ihnen die Geschichte von der schlauen Spinne und fordere sie auf, zu beobachten, was nun geschehen würde, wenn ich das Schächtelchen öffne.

Und was geschah?

Kaum daß das Büchschen geöffnet war, flog die Spinne heraus — flog. Es war — ich wußte nicht wie, auf einmal ein Faden durch die Luft gespannt, und auf dem lief sie hin, wie eine, die nicht allein das Komödiespielen, sondern auch das Seiltanzen gelernt hat. — Oho! Spinne, so haben wir nicht gewettet. Ich zerstörte den Faden, da fiel sie auf den Tisch und lief rat- und planlos hin und her. Jetzt sprang sie auf ein Buch, gleichsam, als wollte sie von dem erhöhten Gegenstande eine Aussicht gewinnen. Aber die Aussicht auf die nahen Ungetüme und auf die fernen Fenster schien ihr trostlos gewesen zu sein — augenblicklich lag wieder ein Kügelchen da, leblos und erstarrt.

So lag sie über eine Stunde und wir hielten Rat, was nun mit ihr zu machen sei. Meine Stimme war die einzige, die vor Ärgerem schützte, aber diese Stimme ist so, daß sie manchmal respektiert wird.

Nach zwei und drei Stunden lag noch immer das regungslose Kügelchen da, so daß die Mutmaßung aufstieg, nun wäre sie wirklich tot, vielleicht vor Schreck gestorben. Andere Obliegenheiten winkten, wir vergaßen einen Augenblick auf das Tierchen und als wir wieder hinsahen — war es nicht mehr da.

Bot ich das Haus auf, um die Flüchtige zu verfolgen? Nein, ich freute mich, daß sie glücklich entkommen war.

Ameisen als Mörder.

Im stillen Walde kann man eben allerhand sehen, natürlich, wenn man die Augen aufmacht.

So sah ich's denn, sah's anfangs zufällig und hernach mit Bedacht.

Was nur der Auflauf bedeutete! Der ganze Platz war voll von Hinzueilenden und Davonspringenden. Sie drängten und wogten hin und her, sie stießen in der Hast aneinander; die nicht schnell weiter konnten, wurden niedergedrückt, ja, hie und da lief sogar eins über den Leib des andern hinweg. Ich ragte über der erregten Menge, und zwar so hoch, daß die kleinen Augen selbst mittelst eines Ameisen-Fernglases kaum imstande gewesen sein würden, mein Haupt zu erblicken.

So bückte ich mich, um zu sehen, was denn dieser Auftritt der Tierchen auf dem sandigen Waldweg bedeute. Und sah es bald. Es war der Kampf der Ameisen mit einer Kieferraupe. Diese mochte träge ihres Weges gekrochen sein, vielleicht durchdämmert von religiöser Ahnung eines zukünftigen Schmetterlingslebens, vielleicht auch nur in Hunger nach Materiellem, saftige Föhrenzweige heischend. Da mochten die Straßenräuber hervorgebrochen sein aus dem Laubgehölze des Heidelbeerkrautes und die Wallerin überfallen haben. Den ersten Anfall hatte sie mit geschickten Wendungen und scharfen Bissen pariert, ihre braune Be-

haarung steifte sie zu einem Panzerhemde und eine und die andere der Angreifenden trat sie sogar mit ihren Pfoten zugrunde. Aber immer mehr der Ameisen sprangen herbei und packten die Raupe von hinten und vorn. Sie richtete sich in der Mitte zu einem Bogen auf, da liefen einige unter den Bauch, andere stiegen rasch auf den emporstrebenden Rücken und drückten ihn nieder und sie setzten ihre Zähne ins Fleisch des hilflosen Tieres. Der Hinterleib der Raupe war bereits ganz umklammert, da bäumte sie sich noch mit dem Vorderkörper zur Höhe, wie ein unstetes Pferd und schlug mit dem Haupte wild um sich. Allsogleich schossen ein paar Ameisen unter ihre Brust und versetzten ihr mit den Fühlern wütende Stiche, wobei die Raupe noch einmal mit dem ganzen Körper emporschnellte und ihre Angreifer über den Haufen warf. Nun griffen diese noch hitziger an, ihrer zwanzig rangen mit dem Wurme, stachen, bissen und schlugen ihn und spritzten unter den verzweifeltsten Zuckungen des Tieres ihr heißes Gift in die Wunden.

Mein Ergötzen an dem Kampfe ging nun in Mitleid über, für die arme Raupe, die von aller Welt verlassen gegen eine Unzahl von Feinden sich mit unerhörter Tapferkeit ihres Lebens wehrte.

Rasch riß ich einen steifen Rispenhalm ab und versuchte mit demselben die kleinen Würger von der in Todesangst sich windenden Raupe wegzuschieben und wegzustechen; nun wollten die erbitterten Ameisen aber auch mit mir den Kampf beginnen; hastig kletterten sie den Halm empor bis zu meinen Fingern, die bald das Prickeln ihres scharfen Saftes zu spüren bekamen. Die andern aber klammerten sich so fest an das unterliegende Tier, daß ich den schwachen Halm gegen einen dürren Baumzweig vertauschen mußte, um die Raupe mit Gewalt von den Räubern zu

befreien. Es war jedoch zu spät. Als die Ameisen fortgescheucht waren, brach die Raupe zusammen und regte sich nicht mehr. Rote Tröpfchen standen auf ihrem braunen, stellenweise stahlblau schillernden Körper. Nun tat es mir leid um das Tier, das in einem rechtlosen Streite, nur weil es der Schwächere war, sein Leben lassen mußte, und mir kam zu Sinne, die strafende Vergeltung zu spielen und die hin und wieder schwärmenden Ameisen, ja ihr ganzes, nur wenige Schritte entferntes Raubnest mit einigen Fußtritten zu zerstören. — Da trat mir, ich weiß nicht wie, der Kalbsbraten ins Gedächtnis, der mir mittags zuvor so trefflich gemundet hatte; zwei Tage früher hatte ich gesehen, wie der Fleischhauer das Kälbchen von seiner Mutter weggerissen und zur Schlachtbank geführt . . .

Ich ließ nun die Ameisen gewähren. Sie nahten sich sogleich wieder der hingestreckten Raupe; diese, von neuem angefaßt, hob noch einmal ihr Haupt, es knickte aber wieder ein und war tot.

Die Menge hatte sich verlaufen. Die wenigen Zurückbleibenden befaßten sich mit dem Fortschaffen der erlegten Beute. Aber sie vermochten den Körper, der eine Ameise wohl dreißigmal überwog, nicht von der Stelle zu bringen. Da lief eine davon und brachte bald Gefährten zur Hilfeleistung. Nun faßten sie die tote Raupe an beiden Seiten an, einige krochen unter den Körper hinein, als wollten sie diesen heben und tragen und jetzt bewegte sich die Last weiter. Es ging recht rasch über den glatten Boden hin. Jetzt erwachte in mir noch einmal die Bosheit, oder wenn es besser klingt, der Gerechtigkeitssinn. So ohne jegliches Hindernis sollte die Untat doch nicht abgehen. Ich legte ein flaches Steinchen auf die Raupe. Für den ersten Moment allerdings einige Verwirrung und Verlegenheit unter den

Ameisen. Aus der Wucht, unter welche sie zum Teile selbst gekommen, hatten sie sich bald wieder und unversehrt hervorgearbeitet. Nun umkreisten sie den Stein, stiegen auch darüber hin, prüften die Last und schienen dann Rat zu halten, wie ihre Beute unter dem Steine herauszukriegen wäre. Der Versuch, den Stein wegzuwälzen, erwies sich als vergeblich. Das etwa ein Achtel Pfund schwere Stückchen regte sich trotz aller Anstrengung nicht von der Stelle. Was taten sie nun? Sie fingen an, den Boden zu unterminieren, gruben einen kleinen Kanal unter dem Stein, höhlten um die Raupe und unter derselben das Erdreich aus, was ich für den Augenblick zwar nicht beobachten konnte, jedoch später sah, und nach einer Viertelstunde zogen sie den Leichnam unter dem Steine hervor.

Die Tat erfüllte mich mit Respekt und ich legte den kleinen Wesen nichts mehr in den Weg; ungesäumt schleppten sie die Raupe dem Ameisenhaufen zu, wo sie dieselbe in eine der Vorratskammern transportiert haben mögen.

In wenigen Wochen, so dachte ich, werden Kiefernspinner aus dem Geschlechte der ermordeten Raupe den Ameisenhaufen umgaukeln und in ihrem Fluge höhnend niederblicken auf die krabbelnden Wesen.

Liebestragik der Vögel.

Ein fröhliches Schwalbenpaar und ich hatten jahrelang dieselbe Sommerwohnung. Es war ein Landhäuschen in einem Tale der oberen Steiermark. Wir flogen fast zu gleicher Zeit an und zu gleicher Zeit ab. Wir arbeiteten und jubilierten und der Unterschied war nur, daß sie zu Paaren lebten und ich allein. Das hatte zur Folge, daß ich mich jedenfalls mit ihnen mehr beschäftigte als sie sich mit mir; ich hatte meine Freude daran, sie in ihrem heiteren und fleißigen Vogelleben, in ihrer Häuslichkeit und Kinderzucht zu beobachten und wenn sie im Herbste anfingen, mit ihren Jungen lebhaft zwitschernd in der Luft zu kreisen, so schnürte ich mein Bündel und im nächsten Frühjahre bezog ich allemal wieder mein Dachzimmer und die Schwalben nahmen das alte Nest unter dem Dachfirst ein.

Da war es einmal, daß bei einem Ausbessern des Schindeldaches das Nest beschädigt wurde, bevor noch die Jungen flügge waren. Das alte Paar baute sofort am Mauergesimse ein Nothäuschen, in das es die Jungen übertrug, und im nächsten Frühjahre — kam das Paar nicht mehr.

Hingegen waren eines Tages andere da, von denen ich nicht wußte, ob sie von meinen alten Freunden abstammten, oder ob sie Fremde waren. Sie taten fremd, oder wenigstens sehr unerfahren. Sie flogen immer ums Haus

herum und waren tagelang unschlüssig, in welchem Winkel sie ihr Heim gründen sollten. Und eines Morgens, als ich in mein Arbeitszimmer trat, flogen sie geschäftig zum offenen Fenster aus und ein und begannen gerade über meinem Schreibpult ein Nest zu bauen. Sie schleppten Halme, dürres Blattwerk, Lehm usw. herbei und woben und bauten und ich wußte, daß sie die Dinge mit Speichel befestigten, und ich sah, wie das Ding an der Zimmerdecke rasch gedieh. — Ja, ihr Närrchen, das geht nicht! Ich bedauere, daß ich euch diesen Bauplatz nicht abtreten kann. Somit scheuchte ich die Schwalben mit Mühe zum Fenster hinaus und ließ die Magd darüber, um die Grundfesten des Vogelnestes wieder zu vertilgen.

Doch mußte das eine sehr ungeschickte Schwalbenfamilie sein, die sich an keine Traditionen zu halten und selber noch blutwenig Praxis zu haben schien. Bald sah ich, wie sie gerade vor dem Fenster meines Dachzimmers ihr Nest bauten, und zwar an einem hervorstehenden Holzbalken, der weder vor Wind noch vor Regen Schutz hatte.

Das körbchenförmige Nest war in wenigen Tagen fertig, obzwar nur in den Morgenstunden daran gearbeitet wurde. Es war fest gebaut und gekittet und gegen die gewöhnliche Art solcher Nester darüber mit einem Dächelchen versehen, ähnlich den Vorsprüngen über Kanzeln. Also doch praktisch! Während des Baues war unausgesetzt schönes Wetter gewesen; woher wußten die Tiere, daß hier ein Schutzdach nötig sei?

Tagsüber war das Schwalbenpaar selten zu Hause, sondern stets auf offenem Markt um den Kirchturm herum bei Genossen oder auf Bäumen und Sträuchern bei der Mahlzeit. Gegen Abend kamen sie heim und hockten ins Nest und flatterten mit den stahlblauen Flügeln. Bisweilen

flog abends das Männchen noch einmal aus, wenn es der Frau gerade nach Leckerbissen gelüstete, und brachte ein Würmlein oder ein Käferchen heim.

Nach einiger Zeit lagen im Neste fünf Eierchen. Nun blieb die Frau freilich die meiste Zeit zu Hause, doch ihr Mann versorgte sie reichlich mit Nahrung, und wenn er von seinen Ausflügen zurückkam, wußte er allemal eine Menge zu zwitschern, was es draußen Neues gebe, und warnte vielleicht das Weibchen mitunter, es möge die Fliegen nur nicht in einem verschlucken, sondern stets ein wenig kauen, sonst könnten die Dinger einer Frau in ihren Verhältnissen unmöglich gesund sein. Und in der Tat, das Männchen kaute ihr oftmals die Nahrung vor, ehe es sie ihr in den Schnabel steckte. Mitunter setzte es sich selbst auf die Eier und gönnte der Frau einen Ausflug.

Ich konnte durch das Glasfenster alles recht gut beobachten und hatte mein Vergnügen an den beiden Wesen.

Da ereignete sich auf einmal eine seltsame Geschichte.

Das Nest war eines Tages verlassen. Das Weibchen hatte einen kurzen Ausgang gehabt und als es zurückkam, saß im Neste ein fremder Gast. Ich sah, wie es am Fenstergesimse zitternd kauerte und mit angstvollem Blick nach dem Eindringling schaute, der auf den Eiern saß und wie es dann wieder das Auge in die Luft hinauswandte, nach dem Ehegatten. Der Eindringling war ein struppiger, schmutzig grauer Geselle, und zwar von einer Größe, daß er das ganze Nest ausfüllte. Mit einer geradezu zynischen Unverfrorenheit blieb er sitzen und glotzte mit seinen runden Augen die Schwalbin an. Endlich kam eine Schwalbe auf Sehweite geflogen — es war sicherlich das Männchen — eilig schwenkte es sich und flog zwitschernd wieder davon. Auch die Schwalbin flog ab und wenige Augenblicke her-

nach schossen Dutzende von Schwalben herbei gegen das Nest an meinem Fenster.

Nun schien der Eindringling einzusehen, es wäre Zeit, sich davonzumachen, da war er aber schon von mehreren Seiten überfallen und alsogleich derart eingehüllt von den schlagenden Schwalbenflügeln, daß ich gar nicht beobachten konnte, ob sie ihn mit den Klauen oder Schnäbeln, oder beiden bearbeiteten. Der Angefallene versuchte noch fortzufliegen, wobei er die Angreifer ein Streckchen mitriß, bald jedoch fuhr der ganze Knäuel bodenwärts, umschwirrt von zahllosen Gabelschwänzlern, die teils zur Hilfe, teils aus Neugierde herbeigekommen sein mochten.

Und im Schwalbenneste lag nun neben den fünf Eiern noch ein sechstes, grau- und grüngeflecktes. Die Schwalbin saß ein wenig auf dem Rande des Nestes, schaute die Bescherung an und setzte sich hernach gelassen auf die sechs Eier. — Nach einiger Zeit krochen die Jungen hervor, und darunter ein kleiner Kuckuck. Dieser war — obgleich seine Mutter der Lynche zum Opfer gefallen und unten auf grünem Rasen verbluten mußte — vom Schwalbenpaar längst adoptiert und mit derselben Liebe und Sorgfalt gehegt und gepflegt, wie die eigenen Kinder. Gleich, als ob sie's gewußt hätten, es wäre nicht aus Lüsternheit und Bosheit geschehen und Frau Kuckuckin könne nichts dafür, daß sie alle Wochen ein neues Ei zu legen hat und daher nicht jedes brüten kann. — 's ist eben auch wieder einmal eine Bosheit oder Dummheit der Natur, wie es deren genug gibt und die hernach allemal das Individuum so oder so zu büßen hat.

Was die Schwalbinnen selbst anbelangt, so sollen es die Sperlinge auf sie stark abgesehen haben und sich bei Abwesenheit des Mannes ins Nest schleichen. So erzählte mir ein Schullehrer im Salzatale, daß er unter dem Dachvor-

sprunge seines Hauses beobachtet habe, wie ein solcher Hausfreund einmal im Schwalbenneste überrascht und mitsamt der Ehebrecherin auf der Stelle eingemauert worden sei. Während vom herbeigeströmten Schwalbenvolk etliche Wache hielten, daß die Malefizvögel nicht entkommen konnten, trugen die anderen mit unglaublicher Eile Gras, Halme, Kot, Erde und derlei herbei und wölbten das Nest zu, ungeachtet des Jammergeschreies der Lebendigbegrabenen. In wenigen Stunden war die Arbeit vollbracht; die Schwalben schwirrten davon und kehrten zu diesem Hause nicht mehr zurück. Der Schulmeister hat das Nest wieder aufgetan, es war hart und zähe und kaum zu zerreißen. Darinnen fand er den Sperling und die Schwalbin tot.

Wie Bienen Hochzeit halten, und wie sie entarten können.

Das Volk der Bienen besteht aus Männchen (Drohnen), Weibchen und Geschlechtslosen. Diese sind zwar auch Weiber, aber unfruchtbare, doch machen sie sich anderseits nützlich genug, sie sind die Arbeiter, während die Drohnen nur das Geschäft der Fortpflanzung zu besorgen haben; ist dieser Pflicht Genüge getan, so verkommen sie, oder werden von dem Volke der Arbeiter ermordet.

Ein Bienenstaat hat nur ein Weibchen — die Königin, die einen männlichen Harem von sechs- bis achthundert Männchen besitzt.

Hat sich ein Schwarm mit seiner jungen Königin vom Mutterstamme losgelöst und sich auf seiner neuen Ansiedlung niedergelassen, so ist nun das erste und wichtigste Geschäft die Hochzeit der Königin. Dabei geht's lustig zu und alles ist auf den Beinen und Flügeln; selbst der Arbeit wird vergessen, und das will bei den Bienen schon viel sagen, es wäre denn, daß die Gemächer der Braut noch ordentlich gereinigt, mit Wachs tapeziert, mit Nahrung und Dienerschaft versorgt werden müßten. Ein helles Summen und Singen ist das im Reiche, und ein Balgen und Schwelgen und alles schart sich um die Königin, die Holde und Hehre, die schöne, minnevolle Frau. Aber nicht, weil sie Königin ist, wird sie so hoch verehrt, sondern weil sie die Mutter der Nachkommenschaft werden soll.

Da fliegen ein paar Bienen ins Freie, sehen nach, wie es mit dem Wetter steht. Warm und windstill, kein Wölklein am Himmel und die Sonne leuchtet nieder über die weite, grünende, blühende Welt. Diese Nachricht bringen sie in die Stadt. Das ist ein Tag zur Hochzeitsreise. Der Ehemänner etliche haben sich vielleicht an der Festtafel etwas zu gütlich getan, den Honigopfern, welche die Arbeiter aus der Mutterkolonie noch haben mitschleppen müssen, vielleicht in zu reichem Maße zugesprochen und möchten nun am liebsten ein bißchen Siesta halten. Aber die Königin ist höchst aufgeregt — ihr verlangt sehr nach einem Ausflug und das Volk drängt auch danach und getraut sich's wohl zu sagen, daß ihm sehr um einen Thronerben und überhaupt um jungen Nachwuchs zu tun ist. Die faulen Ehegatten werden förmlich aufgetrieben und aus dem Hause gejagt — und endlich erhebt sich der Hochzeitszug in die Lüfte.

Die Arbeiterbienen bleiben taktvollerweise zurück, umtanzen aber den Stock oder Korb und sind in großer Erregung. Mit Ängstlichkeit bewachen sie ihren neuen Heimatsort und weder Menschen noch Tieren wäre zu raten, sich in dieser Zeit dem Stocke zu nahen. Dann wieder beobachten sie den Himmel, ob wohl keine gefahrdrohende Wolke auftaucht, die dem Brautzug gefährlich werden könnte. Und wenn sich ein Wind erhebt, welch' eine Verwirrung, welch' Schreck und Jammer in der Menge, welch' wildes Summen und Umherschießen! Boten werden ausgesandt, um nach der Richtung zu spähen, in der sich der Hochzeitszug erhoben hatte, und um, wenn er einzuholen ist, ihn zu warnen und zum Rückzuge zu bewegen — denn die Hochzeiter selber kommen kaum dazu, erst eine Weile nach dem Wetter zu lugen. Aber sie sind nicht zu finden.

Die Königin ist mit ihrem Harem davon und hat sich

gefreut darüber, daß der Plebs zurückgeblieben. Die Ehemänner schlugen zuerst das grüne Geäste einer Linde zum Ruheplatz vor.

„Nein," sagte die Königin (und die Bienen haben ihre Sprache), „nein," sagte sie, „da sind die Mücken und die Hummeln, und die Käfer und die Ameisen steigen den Stamm herauf — wir wollen höher fliegen."

Und als sie um die Wipfel und Kronen des Waldes tanzten, wollten die Herren sich dort niederlassen.

„Nein," sagte die Königin, „hier flattern noch die Schmetterlinge, schwirren die Häher und die Meisen und anderes Volk. Wir wollen höher fliegen."

Und als sie so hoch in den Lüften waren, daß der Zug von unten wie ein winziges Rauchwölklein zu sehen, und als sie sich überzeugt hatten, daß kein Habicht und keine Lerche und kein anderes Wesen mehr in der Nähe war — und als die Gatten hier wieder angefragt hatten — schwieg die Königin still. — In diesem Brautgemache des hohen Himmels konnte kein unberufenes Auge ihre Fraulichkeit mehr verletzen. — Ruhig schwebt das Häuflein in einem Punkte und die Jünglinge bringen der Braut ihre Huldigungen. —

Erst nach zwei Stunden denken sie wieder an die Heimkehr — aber wer weiß jetzt den Weg? Da unten der weite Wald mit seinen tausend Wipfeln, dort die Wiesen, dort wieder der Wald — wo ist ihr Heim? — Über den Bergen steigen Wolken auf, durch die Luft geht mancher Stoß und schiebt unsere bangenden Hochzeiter vor sich hin. Sie sind ratlos, hilflos. Sollen sie sich niederlassen auf fremdes Gebiet? Wie sich ernähren? Das Arbeiten haben sie nicht gelernt, den Genuß und den Luxus sind sie gewohnt und Nachkommenschaft ist zu erwarten. Sich eine fremde Kolonie, ein Hummel-, ein Wespenreich erkämpfen, den Honigvorrat rauben?

Die Königin wirft die Frage auf; die Ehemänner zittern. — „Feiglinge!“ ruft sie ihnen zu, „nur im Genuß und in der Eifersucht seid ihr stark, im Hetzen und Lästern, und im Übermut ersticht ihr euch selber; — wo's was Rechtes gilt, da seid ihr Memmen. Ach, wäre ich bei meinem Volke daheim!“

Mittlerweile sieht sie ein Bienlein heranfliegen, es ist eine aus den Arbeiterscharen ihres Reiches. Die Königin eilt dem Sendling zu, er will sie auf seinen Rücken nehmen und nach Hause tragen, er hat den Weg gut gemerkt, den er hergekommen und findet leicht zurück.

Mit Jubel wird sie daheim empfangen. Ein kleiner Teil der Ehemänner ist ihr gefolgt, aber keiner im Staate kümmert sich jetzt mehr um die männlichen Gatten. Hingegen wird die Königin mit um so größeren Aufmerksamkeiten überhäuft, und einige aus dem Volke treten vor und verbeugen sich tief und sprechen von der hohen Ehre, die ihnen zuteil werde, indem sie erwählt wären, dem Volke die Überzeugung zu verschaffen, daß die Hochzeitsreise von allgemeinem Nutzen geworden wäre.

Die Königin hat keine Ursache, die Folgen geheim zu halten, kann obendrein den Begriffsstützigeren noch mit einem handgreiflichen Beweis erfüllter Pflicht dienen, indem sie wohl imstande ist, irgendein Härchen vom männlichen Barte vorzuweisen.

Die Zukunft ist gesichert, der Jubel ist grenzenlos. Alles Volk streckt die Hinterbeine aus und fächelt mit den Flügeln und jauchzt und singt und drängt sich herbei, die Königin mit Lecken und Bestreicheln zu liebkosen. Und sofort bestimmt es ihr einen Hofstaat von zehn oder auch zwanzig Bienen, die sie überallhin zu begleiten und für alle Bedürfnisse zu sorgen haben.

Und schon nach wenigen Tagen muß die Wiege her. Die Königin legt Eier, je eines in eine besondere Zelle, jeden Tag über hundert bis tausend Stück — vermag im Laufe des Sommers 30—40000 Eier zur Welt zu bringen. — Glücklicherweise hat sie für die Familie selbst nicht zu sorgen, das tut das Volk. Nur zu bald aber ist eine junge Königin da, oder es sind deren gar mehrere, und die Königin-Mutter muß das Feld räumen, will sie nicht von ihren Untertanen erstochen werden.

Die Bienen sind seltsame Leute, sie kennen kein Mitleid, keine Dankbarkeit und keine Pension; sie halten jeden aufrecht, solange er dem allgemeinen Wohle nötig ist — dann aber schaffen sie ihn rasch aus dem Felde. —

Nun will ich aus dem Leben der Bienen in menschlicher Sprache aber noch eine Tatsache erzählen, die uns nicht mehr Vorbild des Fleißes, sondern Spiegel des Verkommens ist.

Es geschah im deutschen Norden zu Grünewald, in der Nähe eines Hafens, daß sich im Bienenkorbe eines Landwirtes das Volk verdoppelte. Der junge Schwarm wanderte aus; wegen einer neuen Heimat ist keine Sorge, jeder Nachbar hält einen leeren, feingebauten Korb bereit, um den jungen Stamm in Empfang zu nehmen. So die Hoffnung. Aber auch Tiere haben Schicksale.

Der Bienenschwarm flog aus seinem Mutterkorbe über die Büsche hin, über die blumige Wiese hin, über das Kiefernwäldchen hin, dem Strande, dem Hafen zu, wohin der Lärm und das Geklirre der Matrosen ihn lockte, wo der Mastenwald der Schiffe ragte — auf dessen höchstem Stamme er sich niederließ. Wie eine große Traube hing er im obersten Takelwerk und ergötzte sich an dem Glitzern und Schrillen da unten, dergleichen er bisher noch nicht gehört und gesehen. Und wie war das erst ein Spaß, als das

ganze Ding anhub sich zu bewegen, zu schaukeln und der hohe Baum, auf dem der Schwarm saß, sich mählich hinauswand zwischen dem wunderlichen Gestämme, bis er endlich mit seinem Schiffe auf dem Spiegel des Gewässers dahinglitt.

So fuhren die guten Bienlein stundenlang mit; nun aber, da sie ringsum keinen Baum und keinen Boden mehr sahen, wollte es ihnen unheimlich werden. Rasch entschlossen, flogen sie ab, irrten eine Weile auf dem Meere umher und da sie nirgends einen Ruhepunkt fanden, mußten sie wieder zurückkehren auf das Schiff, das ihnen nun doch so trostlos war, weil auf ihm kein Blatt und keine Blume wuchs. Aus schrecklichen schwarzen Röhren stob Rauch hervor und wollte das kleine Völklein im Takelwerk ersticken. Sie wechselten mehrmals ihren Platz, aber von Stunde zu Stunde wurde es ungemütlicher. Da drängten sie sich um ihre junge Königin und hielten Rat.

Eines der Männchen brachte seine Ansicht vor. „Ich halte mich insofern berechtigt, das Wort zu ergreifen," sagte das Bienlein, „als ich mir schmeicheln darf, unsere Lage, obgleich dieselbe sehr sonderbar ist, zu begreifen. Bei meinem vielen Schwärmen um die Blumenhecken des Dorfschulhauses in Grünewald habe ich unter andern auch von der Geographie etwelches profitiert. Es obliegt keinem Zweifel, daß wir uns auf der Nordsee befinden. Wenn sich's noch bloß um eine Fahrt nach England handelte; aber ich fürchte nur zu sehr, daß wir uns auf einem Auswandererschiffe befinden, denn alles was uns auf dieser schwimmenden Stadt umgibt, läßt eine weite Fahrt voraussetzen. Königin, ich ahne, daß wir unsere grüne Heimat niemals wiedersehen werden!"

Darauf entgegnete eine andere: „Mein geehrter Herr Vorredner hat unsere Lage sehr trostlos geschildert. Ich

teile nicht ganz seine Ansicht. Soeben bin ich von einem Einzelausflug durch die Lüfte zurückgekehrt. Allerdings muß ich gestehen, daß mir das ungeheure Wasser, das uns umgibt, einen sehr unangenehmen Eindruck verursachte; allein ich glaube in jener Richtung, der wir zusteuern, ein Streifchen grünen Landes entdeckt zu haben. Wir können also, wenn wir ihm in der Nähe sind, sehr leicht anfliegen. Und sollte uns dort eine beständige Niederlassung nicht gefallen, so wird sich gewiß, etwa auf Umwegen zu Lande oder durch ein Schiff, Gelegenheit finden, in unsere Heimat zurückzukehren. Ich beantrage demnach, daß wir auf jenen grünen Streifen, der uns immer näher kommt, unser Augenmerk richten mögen."

Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Aber, die Biene denkt und der Steuermann lenkt. Weit ab bog der Dampfer vom grünen Eiland.

Schon früher hatte ein Schiffsjunge auf dem Maste den Bienenschwarm bemerkt. Als nun der Kapitän darauf aufmerksam wurde, klatschte er in die Hände, wie das sonst Kapitäns selten zu tun pflegen, und sagte: „Ein Bienenschwarm! Das ist trefflich. Ich ging schon lange mit der Idee um, in Astralien die europäische Biene einzubürgern; nun kommen die Tierchen selbst mit uns; so werden wir auf unserer Kolonie in Australien auch an Honig keinen Mangel leiden. Möge der Schwarm nur sofort zweckmäßig verwahrt und verpflegt werden."

Das geschah, und die armen Tierchen aus Grünewald waren nun Gefangene auf dem Dampfer, der mit seinem Stückchen europäischer Kultur nach Australien ging.

Wer sollte hier die Reiseeindrücke der auswandernden Bienen wiedergeben? Nichts als Meer und Meer, wochenlang. Da und dort einmal eine heiße, gelbe, kahle, steinige Küste, dann wieder Landstriche, anzuschauen wie das Eden,

wo Milch und Honig fließt. Die Bienen mußten an allem vorüber. Die Arbeiter waren in solch' schrecklicher Tatlosigkeit schier krank geworden. Die Männchen unterhielten sich zeitweilig mit der Königin und eine zahlreiche Nachkommenschaft, die zu erwarten war, erfüllte die Herzen der Gefangenen mit besonderer Sorge. Unter herben Stürmen heute, unter sengender Glut der Äquatorsonne morgen, zog das Schiff dahin, bis es endlich im Westen von Australien landete.

Alsogleich wurde den Bienen in der Nähe eines Akazienwäldchens ein Korb angewiesen. Das Völklein war glücklich, als es hinaussummte durch die milde, süße Luft in das tropische Gelände. Die Arbeiter machten sich alsogleich ans Sammeln, damit die Speicher des neuen Hauses sich füllten mit Vorräten für den Winter. Aber mit gar manchem Gewächse, das hier so prunkhaft und vielversprechend aufwucherte, war nichts anzufangen; z. B. mit den lederhäutigen Gummibäumen rangen sich die Bienlein vergebens ab, um Wachs und Honig zu gewinnen. Manch fleißige Arbeiterin flog aus und kehrte nicht mehr zurück; manche schwirrte zerfahren und verwundet ihren Genossen zu; einen Kampf mit Stechfliegen hatte es gegeben. Wieder andere waren in ihrem Sammelfleiße sogar von Heuschreckenschwärmen belästigt worden. Es schien ein so fruchtbares Land, aber es war ein gefährliches Land, und die Bienen sehnten sich den kalten, kurzen Tagen und der Winterruhe entgegen. Der Korb war längst voll des feinsten Wachses, des köstlichsten Honigs, die Wohnung mit allem versehen, was zur Winterbehaglichkeit nur immer wünschenswert ist — aber der Winter wollte nicht kommen.

Die Tage wollten nicht abnehmen, die Sonne blieb heiß, neben den Früchten der Bäume setzten sich neue Blüten an, neben dem abfallenden Laube wucherte junges hervor.

Eines Tages war den Bienen der Korb ausgeraubt.

Nicht einen etwaigen Überfluß hatten sie weggenommen, wie man es fern in der kühlen Heimat wohl erlebte und verwand, sondern aller Vorrat an Honig und Wachs war fort und der Korb harrte auf neue Frucht. — Es ist doch gut, daß die schöne Jahreszeit noch anhält, dachten die Bienen und machten sich mit neuem Mut und Fleiß wieder an das Sammeln.

Wieder füllte sich allmählich die Vorratskammer, während sich die Tierchen das Nötige fast von ihrem eigenen Mund absparten und immer noch wollte der Winter nicht erscheinen.

Da trat eines Abends ein Mitglied der arbeitenden Klasse auf, rief alles Volk aus den Zellen hervor und begann folgendes zu sprechen:

„Mich dünkt, Kameraden, hierlands geht's nach einem anderen Takt. Seit vielen Wochen habe ich geforscht und berechnet und bin zu einer Überzeugung gekommen, die ich nicht mehr länger verschweigen kann. Zuvörderst frage ich euch, meine Brüder, wofür arbeiten, sammeln und sparen wir eigentlich? Für den Winter, antwortet ihr. Ich aber sage euch, in diesem Lande gibt es keinen Winter!"

Große Aufregung in der Versammlung.

„Wozu also sammeln wir?" fuhr der Redner fort, „damit Fremde unsere Vorratskammern leeren können? nimmermehr! Die Arbeit wird eingestellt!"

Ein unheimliches Surren ging durch die Menge; der Revolutionär blickte selbstbewußt um sich.

Ein Polizeibeamter erklärte die Versammlung für aufgelöst. Der Redner rief, er lasse sich nicht einschüchtern, wo es gelte, das allgemeine Beste zu fördern. Der Polizeibeamte drohte, dem in wildem Aufruhr hin und wider wogen-

den Volke mit Belagerungszustand, in demselben Augenblicke wurde er niedergestochen. Über seiner Leiche proklamierten die Arbeiter den Streik auf ewige Zeiten. — Ein Abgesandter der Königin erschien mit einem Manifest. Dem gegenüber machten sie insofern Zugeständnisse, als man sich bereit erklärt hatte, für die Bedürfnisse der Königin auch in Zukunft zu sorgen und durch deren Männer sorgen zu lassen.

„Nicht mehr arbeiten!“ rief der Abgesandte einen Satz aus dem Manifeste, „ihr Bienen nicht mehr arbeiten! Wollt ihr denn die Weltordnung stürzen!“

Da sagte einer aus dem Volke: „Herr, unsere Königin sei gepriesen! — Wir sind Bienen, aber wir leben nicht, um zu arbeiten. Im Gegenteile, meine Herren und Genossen, wir arbeiten, um zu leben. Wir und unsere Urahnen — heilig sei ihr Andenken! — waren gezwungen und gewohnt, im Sommer für den Winter zu sorgen. Nachdem nun aber ein gütiges Geschick den Winter von uns genommen hat und die Früchte unserer Arbeit voll und ganz dem Geschlechte der Ungeheuer zufallen würden, so sehe ich im Grunde genommen keine schädliche Idee in dem Bestreben, die Arbeit einzustellen. Sorglos fliegen wir aus, denn der Tag gibt, was wir für den Tag bedürfen. Hier sind die Himmelsstriche Salomons, unter welchem jener Gott, der die Vögel des Himmels ernährt und die Blumen des Feldes bekleidet, auch der Bienen nicht vergißt. Ich habe gesprochen.“

Nun wußte der königliche Gesandte kein Wort der Entgegnung mehr, und die neue Verfassung, daß es keine Arbeiter mehr gebe im Bienenstaat, war angenommen.

In neuer Jugend flogen sie aus und schwärmten durch die ewigen Blumengärten des wiedergefundenen Paradieses.

Die Ungeheuer, wie jener Redner in der Versammlung

die Menschen genannt hatte, heimten aus dem Korbe wieder Wachs und Honig ein, und ahnten nicht, daß es das letztemal war. Es wollte sich nun nichts mehr vermehren und immer weniger und immer seltener kehrten die Bienen zum Korbe zurück.

Nun erst merkte die Königin, daß und weshalb es schief ging. Durch die Einstellung der gemeinsamen Arbeit verlor der einzelne das Interesse an dem Korb; auf eigene Faust schwirrte er in den Weiten umher, genoß die Frucht, wo sie wuchs, nahm das Nachtlager, wo er es fand. Der Sinn für die Zusammengehörigkeit und für das Gemeinsame war dahin. Aufrufe über Aufrufe schickte die Königin ins Land, aber nur die wenigsten der Bienen wurden noch gefunden, alle anderen kehrten nicht wieder — sie hatten sich zerstreut, verloren, waren teils in der Üppigkeit, teils im Kampfe mit unbekannten Feinden zugrunde gegangen.

So elend war der brave Schwarm aus dem deutschen Grünewald verkommen. Die Zeitungen verschwiegen mehr, als sie sagten, da sie vor einiger Zeit folgende Notiz zur Kenntnis brachten: „Der Versuch, die europäische Biene in Australien einzuführen, ist gelungen, aber — nach wenigen Jahren sammeln die Bienen dort keinen Honig mehr; sie machen einfach die Erfahrung, daß in jenen Teilen Australiens, wohin man sie zu bringen pflegt, fortdauernder Sommer herrscht, daß also für sie die Notwendigkeit, Honigvorräte anzulegen, nicht mehr existiert. So niederschlagend diese Wahrnehmung für die Kolonisten sein mag, so interessant ist sie für den Naturforscher."

Und wenn der Winter kommt.

So ist der Alpensommer nun vorbei mit seinen Bergwanderungen, Naturbeobachtungen und mit seinen Spaziergängen durch Dorf und Volkstum. Und im Herbst, wenn die Touristen und Sommerfrischler nach und nach sich alle verzogen haben, wenn der Landmann seine Früchte eingeheimt hat, sitze ich noch gerne am Waldrand in der stillen, blassen Sonne, schaue hin über die kahlen Felder, auf die gilbenden Wälder, auf die Berge, die ihre Ätherschleier abgeworfen haben und schier kristallklar dastehen. Ich schaue den Geheimnissen des schlafengehenden Sommers zu.

Andere Leute werden zu solcher Jahreszeit von Todesahnen befallen. Ich nicht. Ich empfinde es wie einen stillfrohen Feierabend vor einem hohen Festtag. Die Bäume legen ihren Schmuck ab, ihre Kleider; alles schickt sich nach einem monatelangen Streit gegeneinander an zu einem behaglichen Ausruhen. Und hat der Wind das letzte Blatt von den Zweigen gerissen, dann ist ja wohl der Weg wieder frei für den Frühling, der morgen die Knospen schwellt. Auch das Fest der Toten sollte man nicht begehen, wenn die Natur so in sachter, behaglicher Vorbereitung ist, sondern warten, bis in wenigen Monaten alles wieder wach wird und aufersteht. Da grüßen uns aus der Erde hervor die Toten, da lachen sie uns an in den hellen Augen der Blumen,

und da empfinden wir sie wieder als traute Ankömmlinge und als neue Lebensgenossen.

Aber nein. Das ist die Stimmung des rührseligen Stadtmenschen. Das Landvolk, das lebensfrische, weiß von keinem Schlafengehen der Natur, von keiner Ruhe seiner selbst. Im Winter wird's auf dem Lande erst recht lebendig. Die Natur ist nie so übermütig als im Winter, wenn sie, anstatt in Halmen aufwärts zu wachsen, in langen dicken Eiszapfen niederwärts wächst; sie ist nie so ungestüm als im Winter, wenn der Wind in den trotzigen Bäumen tost, sie ist nie so blendend hell als im Winter, wenn die Schneefelder funkeln wie ungeheure Silberschilder, wenn die Feuchtigkeit der Luft uns umgaukelt in wunderbaren Schneeflockengebilden, die an Schönheit keiner Frühlingsblume nachstehen. Und die Landleute? Nie sind sie so frisch und ebenmäßig geruhigt in sich, als im Winter. Nie arbeiten sie munterer als unter dem Scheunendach oder im Walde unter schneebelasteten Bäumen, wenn der Frost an den Wangen prickelt. Nie spinnen sie behaglicher am Phantasierocken ihrer Seele als an langen Winterabenden beim Herdfeuer oder am warmen Ofen. Und nie ruhen sie so gottesfriedlich als unter der Wollendecke, wenn draußen der Uhu kreischt und der Schneestaub um die Dachgiebel tanzt. Ja, noch mehr. Ich glaube sogar, die Menschen sind nie so gut als im Winter, wenn nebeltrübe Tage und lange Nächte sie veranlassen, in sich selbst einzukehren, wenn der enge gezogene Weltkreis sie in ein gemütliches Gleichgewicht bringt. Das Weihnachtsfest könnte ich mir in keiner anderen Jahreszeit denken als mitten in dem hohen Winter. Und nichts bittet so eindringlich für die Armen, als das Gestöber, das an den Toren der Wohlhabenden rüttelt, als der Frost, der geheimnisvolle Zeichen meißelt aufs Fenster-

glas. Im Sommer weist man manchen Bettler ab, der um Nachtherberge bittet, er solle im Freien schlafen oder in einer verfallenden Hütte. Wer wagt das im Winter zu tun? Der Winter führt die Leute näher zusammen und was er an äußerer Wärme nimmt, das gibt er an innerer.

Ein Winterabend im entlegenen Bauernhause! Wenn einmal ein übersatter Weltling als Jäger oder Tourist verirrt oder durch Unwetter gezwungen in einem alten Bauernhause des steirischen Gebirges Nachtherberge suchen müßte, er würde vor sich in natura das deutsche Märchenbuch aufgeschlagen finden. Die wohlgewärmte Stube ist durch eine Kienspanlunte in mattem Rot beleuchtet. Das einfache, aber reichliche Mahl ist eingenommen, der große Eichentisch abgedeckt. Daran sitzt noch der Hausvater und raucht seine Pfeife. Vor ihm liegt die alte Hauspostille, aber er liest nicht, er schaut zufrieden in die Stube hin. Die Hausmutter wiegt das jüngste Kind in den Schlaf — eijo popeijo! Das größere Töchterchen strählt dem Brüderlein das blonde Haar. Die Magd flickt das Hemd des Knechtes und der Knecht beschlägt über einem Eisenleisten die Schuhe der Magd mit Nägeln. Auf dem Lehnstuhl sitzt die Großmutter beim Spinnrade und summt ein uraltes Lied. Im Ofenbankwinkel hockt ein weißlockiges Greislein und schmunzelt. Denn die Kleinen bestürmen ihn, daß er ein Märchen erzähle. Er sagt, er wisse keins mehr, dabei ist seine alte Hirnschale voll der köstlichsten Mären und Schwänke. Die Stube ist bald erfüllt von schalkhaften Geisterlein, und durch der Hausmutter und der Magd angestimmten Doppelgesang weht die Weihe des altheiligen Volksliedes in dem niederen Raum. Was da in diesem kleinen Bergwaldhause gesagt und gesungen wird — es raunt herüber aus uralten Zeiten, es ist noch das Wort und die Seele derer, die vor

tausend Jahren auf diesen Schollen gewandelt sind in Lust und Leid. So führt der Winter auch die Gegenwart mit der Vergangenheit zusammen.

Ja selbst das Verhältnis der Menschen zu den Tieren wird vertrauter im Winter. Im Bauernhofe werden die Haustiere oft nahezu wie Familienmitglieder behandelt. Das Gesinde rückt mit seinen Lagerstätten in die Stallwärme zu den Rindern und Schafen, und selbst in der Stube das Ehebett ist nächtlich umgeben von Tieren. Unter dem Bette schläft der Hund, der in grimmen Kältenächten von der Kette befreit ist; auf der Ofenbank schläft die Katz' und auf den Wäschestangen hocken die Hühner. Die Ammern und Gimpel, von Nahrungssorgen getrieben, kommen in die Scheunen, ja — wie es schon in der Kinderfibel steht — sogar an die Fenster und picken ans Glas, ein Almosen heischend. Und das Reh, das sich sonst ängstlich scheu von aller Menschheit ferne hält, im Winter naht es sich den menschlichen Wohnungen im Vertrauen, daß das gleiche Schicksal vielleicht doch den Erbfeind versöhne. Und der zweibeinige Feind zieht statt der Flinte das Mitleid hervor und streut dem Tiere Nahrung in den Schnee. Und dieselben schreckigen hochbeinigen Wesen, die zu anderen Jahreszeiten mit Lust und Gier totgeschossen werden, um die Winterszeit sind sie die gerngesehenen Gäste der Menschen.

Der Jäger hat schon im Herbst vorgesorgt und in tiefergelegenen Waldmulden hölzerne Hütten gebaut, sie mit Krippen versehen und mit Heu gefüllt, damit — wenn alles sonst im hohen Schnee begraben liegt — Reh und Hirsch gedeckten Tisch finden. Da kommen aus den Wäldern, aus Schluchten und Strüppen ganze Rudel von hochgeweihigen Hirschen herbei, mit schrillem Geröhre die Luft erschütternd. An größeren Fütterungsstellen versammeln sich auch

Leute wie zu einem Volksfest, aber die hungernden Tiere fürchten sich nicht, mit Gier fressen sie an dem ausgeworfenen Heu. Nach der Sättigung werden sie munter, beginnen miteinander zu scherzen, erproben einander die Gestämme, aber vorsichtig, daß sie sich nichts zuleide tun, belecken einander am Halse und mancher der kühnsten reckt sein Haupt über den hohen Zaun hinaus, betrachtet sich die Leute und fühlt sich sicher seines Lebens. Freilich ahnen sie nicht, weshalb sie so freundlich betraut, wozu sie so fürsorglich gefüttert werden. Es kommt der Tag, da der Jäger, der die Tiere heute so liebreich zählt, auf seinem Kerbholz anmerkt, wie viele „zur Strecke gebracht" worden sind.

Wie der Winter in dieser Art das Zusammenkommen der Wesen begünstigt, so fördert er auch den Verkehr in anderem Sinne. Wenn der Städter glaubt, daß der Winter die einzelnen Höfe und Dörfer voneinander abschließe und einmauere, so irrt er freilich auch wieder einmal. Es kommt ja bei besonderem Unwetter vor, daß Menschenbehausungen durch Schnee voneinander auf mehrere Tage abgeschnitten werden. Im allgemeinen aber ist der Schnee ein Verkehrsmittel. Er glättet die Wege, wie die See sie glättet. Der Sommer hat kaum etwas, das sich mit der Lust einer gemeinsamen Schlittenfahrt vergleichen ließe, und seit das Skilaufen aufgekommen ist und die Rodelschlitten wieder in ihre Rechte gesetzt sind, ist manche Gegend mit Berg und Tal ein einziger meilenweiter Festplatz geworden.

Aber wichtiger als das Spiel ist die Arbeit, und für den Fleißigen auch ergötzlicher. Monatelang hat der Baumeister Steine gebrochen, der Förster Holz geschlagen, der Hirte Heu gemacht, und dann warteten sie mit Verlangen auf den Winterschnee, der ihnen über Stock und Schründe für ihre Fracht die Bahn bereite. Was im Sommer oft

nur mit ungeheuren Anstrengungen befördert werden kann, das geht im Winter spielend, und lustig gleiten die wuchtigsten Urwaldstämme auf glatter Runse dahin an ihr Ziel, ohne daß der Holzknecht dabei etwas anderes zu tun braucht, als dem Block mit der Hacke den ersten Ruck zu geben.

Aber in den Sturmtagen, wenn feiner unendlicher Schnee quer vom Himmel niederweht, wenn er vom Boden wieder auffliegt, wenn er von den Dächern, den Bäumen, den Wänden herabsprüht, wenn er durch die Wandfugen in die Kammern dringt, daß ganze Schneeberge drin entstehen, wenn er die Fenster vermauert und die Tür, so daß ununterbrochen geschaufelt werden muß, um den Zugang zu den Ställen aufrecht zu halten, und wenn dieses Wirbeln und Brausen dauert tage- und tagelang, während die Morgendämmerung und die Abenddämmerung sich die Hände reichen zu einem Bunde ewiger Nacht — da wird es den Leuten wohl bange und sie sagen: „Was soll da werden?“ Wer geboren wird, der kann nicht in die Kirche zur Taufe, wer stirbt, der kann nicht zum Grabe. Aber siehe, eines Morgens leuchtet aus blauem Himmel die Sonne nieder auf eine stille, blendend weiße Schneelandschaft. Trockene Kälte ist da und über alle Flächen hin fliegen lustig die Schlitten. Auf einem sitzen musizierende Spielleute — dem Dorfwirtshause geht es zu.

Lasset sie pfeifen und tanzen. Wir genießen den Winter nach unserer Weise. Die Luft ist stahlhart und glattgefroren der Schnee. Wir gehen über die weite Heide hin, es ist alles so wundersam neu. Wo sonst die buschigen Fichten gestanden, ragen jetzt reglose Schneekegel auf; wo sonst Strupp und Strauch gewuchert, liegen weiße Riesenkissen; wo sonst der schimmernde Teich geruht, starrt jetzt das verglaste Auge des Eises. Dort und da fliegen Raben,

suchen vergeblich nach Nahrung und krächzen. Dann rudern sie mit müden Flügelschlägen durch die Lüfte davon, und es ist ganz still. War da nicht der rieselnde Bach? Ja, der ist eingewölbt mit Eis und zugedeckt mit Schnee, wir gehen darüber hin und suchen ihn.

Und mitten in der Schneewüste da läutet plötzlich — aber ganz von ferne, das Glöcklein der Sehnsucht. Wie eine Lerche, so schwebt es einen Augenblick über uns, das Märchen vom Frühling. Nach wenigen Vollmonden und hier an dieser Stelle am murmelnden Bach wachsen die Primeln, die Veilchen, die Maßliebchen und die Vergißmeinnichte. Die Kirschbäume blühen in weichem, lieblichem Weiß. Wie ein kreiselnder See, so wogt das Kornfeld, und die Schmetterlinge zucken darüber hin wie schaukelnde Blumen. Zarte Wölklein mit sonnigen Rändern ziehen selig durch das milde Blau. Eine unendliche Lust lebt und webt am Himmel und auf der Erde.

Wer wüßte, empfände etwas von dieser wonnigen Lust, wenn der ernste Winter nicht wäre! Alljährlich einmal muß uns der Sommer genommen werden, damit wir seinen Wert empfinden. Und alljährlich muß eine herbe Zeit den Menschen weisen zur Heimkehr in sein Selbst, damit er sich nicht verflüchtige und verliere in der weichen Üppigkeit des Sommers.

Inhalt.

Gesammelte Werke von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Sechster Band

Sonnenschein

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Sonnenschein

Von

Peter Rosegger

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort.

Sonnenschein — welch glänzender Titel! Ich bewundere meinen Mut, der ihn schrieb auf dieses Buch, dessen, wenn auch zumeist heiterer Inhalt mit der Sonne wohl kaum etwas anderes gemein haben kann, als vielleicht eine Anzahl Bündel warmer Strahlen, einige Flecken, einmal eine Sonnenfinsternis und darunter ziehende Wolken. Aber schau, mein Leser, die Finsternis kommt von unserem Erdschatten und geht vorüber. Die weißen Wolken gehören zur Sonne, sie erhöhen ihr Licht oder hauchen eine lauschige Dämmerung über die Landschaften der Seele. So wird die Heiterkeit des Buches von absichtlichen und wohl auch unabsichtlichen Schatten durchzittert werden.

Ich empfinde nur allzuoft die Unzulänglichkeit meiner Kraft. Ein starkes Talent aber fühle ich in mir, eines, das jeder haben soll, der da sein Licht leuchten lassen will: das Talent, an Gott und an die Menschen zu glauben, den Sieg der Freude zu erhoffen und zu lieben den Sonnenschein, der vom Himmel kommt. Hätte jemand alle Fähigkeiten, aber diese nicht, so müßte er sich zurückziehen in eine dunkle Höhle und schweigen. Die Wahrheit dieser Erde ist ernst und oft trüb, aber sie verträgt es recht gut, von ein bißchen Poesie beleuchtet zu werden, ohne daß sie unwahr wird. Die Welt ist reich an Niedertracht und sie ist reich an Größe und Schönheit. Nur darauf kommt es an, was wir Poeten liegen lassen oder auflesen.

Ich entscheide mich für das Bessere. Und so will ich dir, mein Leser, in diesem Buche etwas Frohes, Liebes geben. Nimmst du es an, so bringe nur auch eine gute Stimmung mit. Ich möchte nicht, daß es mir am Ende so erginge wie jenen klugen Schildbürgern, die den Sonnenschein sackvollweise tragen wollten in ihr Rathaus, das keine Fenster hatte.

Krieglach, im Herbst 1912.

Der Verfasser.

Onkel Sonnenschein.

Ein Tagebuch.

Ach, die reizenden Zeitgenossen! Wie barmherzig sie einem ins Gesicht lügen. „Vortrefflich sehen Sie aus. In der Tat, Sie sehen — unberufen — viel besser aus als das letztemal! Kein Vergleich!"

Danke schön für die freundliche Erinnerung. Weiß zwar ohnehin, daß ich krank bin.

Mein gütiger Arzt pflegte immer zu sagen: „Schwächliche und kränkliche Leute werden älter als starkgesunde, weil sie auf ihre Gesundheit nicht sündigen." Seit einiger Zeit bringt er den Trost in anderer Form. „Bei gewissenhafter Diät läßt sich immer noch ein Weilchen gewinnen."

Wie alt ich bin? Just in den besten Jahren. In den besten! Ich spüre es in allen Gliedern. Mindestens fünfzig Jahre hätte ich noch auf dem Kerbholz, wenn's der Ewigkeit-Herr nicht übers Knie abbricht und ein Kreuzl draus macht. Aber mein eigener Adam will mir untreu werden. Ich hätte ihn zu sehr vernachlässigt, hätte es allfort mit der Seele gehalten. Wenn die Seele lustig sein wollte, habe der Leib Wein trinken müssen und den Katzenjammer bestreiten; wenn der Seele ums Lieben war oder ums Hassen, habe sie Feuer in den Leib geworfen, daß er sich verzehrte. Und wenn sie, diese herrische Seele, in langen Nächten ihre närrischen Gedankenfäden spann und

wob, mußte der arme Leib dabei hocken, zusammengekauert, schlafdurstig und gebrochen. Man möge nur einmal andere, etwa vierfüßige Leiber betrachten, die ließen sich derlei Knechtungen nicht gefallen, die stampften mit ihren vier Pfoten das bißchen Seele einfach in den Dreck — basta. Aber, so opponiert der Leib weiter, nun wäre seine Geduld zur Rüste, er wolle zusperren vor Torschluß, und ich könnte mit der obdachlosen Seele gerade einmal davonfliegen, in den Himmel hinauf zu den so begeistert besungenen Göttern oder — anderswohin.

Jeden Tag mehrmals deutet er mir das an, der unliebenswürdig gewordene Körper. Ich glaube, es ist sein Ernst. Zum Satan, mir ist aber die Sache nicht gleichgültig. Ich bin noch nicht satt und ich mag die fragenden Blicke meiner Kinder, das heimliche Flennen meines Weibes nicht aushalten. Was hilft's? Ich will ins klare kommen. Muß es sein, na, Dagobert, dann fangen wir langsam an, einzupacken. Morgen will ich meinen Arzt an der Gurgel packen: Blut oder Wahrheit! Der soll mir nicht auskneifen. Heute will ich mich noch der lieben Unwissenheit freuen. Sie macht ja glücklich, sagt man. Wenn ich dem Spiegel glauben wollte! Diese Grobiane mit den blutleeren Quecksilberrücken zeigen ja allemal um mindestens fünfundzwanzig Prozent zu jämmerlich.

* * *

Sapperlot, Dagobert, was ist denn das für eine Aufführung? Siebenschläfer! Schickt es sich auch, am Tage der Urteilsverkündung so sorglos zu schlafen? — Mehr als Sterben kann mir nicht leicht passieren. Das dürfte abends mein letzter Gedanke gewesen sein. Das wäre schon gar schön, wenn dieses Leben mit seinen täglichen zehn Plagen

kein Ende hätte! Da müßten alle Wissenschaften und anderen kulturellen Kräfte schnell zusammenhalten, um einen ausgiebigen Tod zu erfinden. Das wäre die größte Errungenschaft des Jahrhunderts, der Erfinder des Todes würde unsterblich werden, und die künftigen Kalender würden eine Zeitrechnung einführen: „Seit der Erfindung des Todes so und so viele Jahre."

Meinem Doktor Balsam hätte es wohl zuzutrauen sein mögen, wenn ihm nicht Kain zuvorgekommen wäre. Er macht sich ein Vergnügen daraus, dem Patienten, der ihn darum fragt: zu versichern: „Lieber Freund, ich kann Ihnen zu Ihrer vollsten Beruhigung mitteilen, daß Sie keine drei Monat' mehr leben!" Und er hält Wort! Mir ist kein Fall bekannt, daß ein Kranker sich gestattet hätte, das Maximum zu überschreiten. Und zu diesem verläßlichen Mann will ich nun gehen. Wenn er auch heute wieder Hypochonder zu mir sagen sollte, dann schreibe ich mich von jetzt ab: Dagobert Hypochonder, und ein Manupropria dazu, so groß wie der Schweif eines Lindwurms.

* * *

Ich war schon bei ihm. Ich komme schon zurück. Ich weiß es schon.

Im Vorzimmer habe ich eine volle Stunde warten müssen. Da gab es genügend Zeit zum Sichausschnaufen von der Treppe, die nicht weniger als dreizehn Stufen hat. Meine Mitwartenden hatten es alle so dringend, hineinzukommen und gesund zu werden. „Bitte," habe ich gesagt, „will schon warten." Diese Wartezimmer der Ärzte! Jodoformduft, schwellende Sammetsessel und Spucknapf daneben. Und Teppiche, daß sich die Bakterien passabel einnisten

können. Alles luftdicht verschlossen, natürlich, weil die lieben Kranken kein offenes Fenster vertragen können und es vorziehen, die ausgeatmete Luft der Mitkranken in sich zu saugen, als den frischen freien Tageshauch zu trinken. Ob das Ordinationszimmer wohl allemal soviel gutmacht, als das Wartezimmer schadet? Auf dem runden Tisch lagen illustrierte Zeitschriften herum, abgegriffen und schmutzig, auch ein alter Jahrgang der „Fliegenden Blätter" war vorhanden. Da kann man sich ja unterhalten. Hätte mich auch. Guten Morgen! sagten seine Schergen, als sie in die Zelle traten, um den Delinquenten zum Galgen zu führen. — Sah der freundliche Doktor Balsam, als er die Tür öffnete, meine werte Person und bedeutete den übrigen höflich, er müsse mit mir die Reihenfolge stören, denn ich wäre nicht in der Lage zu warten.

Im Ordinationszimmer mußte ich mich auf das rote Sofa setzen. Der Doktor steht hoch, stramm vor mir da, stemmt den Arm in die Seite, strotzt vor Behagen. Man sieht es, wieviel Gesundheit der zu vergeben hat. Dann setzt er sich mir gegenüber, legt seine wulstige Hand auf meine abgezehrte und sagt: „Es steht ja recht leidlich, nicht wahr?"

Ich entziehe ihm die Hand, klammere die Finger ineinander und beginne mein banges Anliegen vorzubringen: „Doktor! Ich will auf die Polizei, wo die gefundenen Sachen abgegeben werden. Ich habe meine Geduld verloren. Schon zwei Jahre lang so krank sein —" Da versagte der Atem.

„Sind Sie denn wieder so gelaufen?" fragt er mit aller erheuchelten Einfalt.

„Sie müssen mich heute noch einmal untersuchen, Doktor, und zwar gründlich. Ich glaube — mit mir ist's aus."

„Ei, warum nicht gar!" lacht er auf.

„Ich will es nun gerade einmal wissen, wie es steht. Ich will mein Haus bestellen.“

„Das soll jeder bestellen und jederzeit bestellt haben. Sie sagten mir doch, daß Sie schon vor Jahren, in gesunden Tagen, das Testament gemacht haben.“

„Sapperlot, ja! Ein Mann mit regelmäßiger Frau, dito Kindern wird viel Testament machen! Dahin stünde nichts mehr im Wege, Doktor. Allein die Familie — sie will vorbereitet sein. Und mich wird die Wahrheit nur stärken, so wie mich die Ungewißheit lahm gemacht hat und noch verrückt machen würde. Helfen können Sie mir nicht, Herr. Alles, was Sie mir tun können, was ich von Ihnen verlange: Prüfen Sie nochmals genau meinen Zustand und sagen mir, wie es steht.“

Er fühlt mir den Puls. Es pocht sein eigenes Blut an den Fingerspitzen. „Sie sind heute etwas aufgeregt. Das Fieber ist mäßig. Entkleiden Sie einmal den Oberkörper.“

Und dann beginnt er das bekannte Spiel. Er klopft an der Brust und horcht. Er klopft am Schlüsselbein, hinter den Achseln, an den Seitenrippen, legt seine bebartete Wange dran und horcht. Kein Wort sagt er. An einzelne Stellen legt er neuerdings sein Blatt und klopft. Ein Mehlsack kann nicht tonloser sein. Er befiehlt, tief Atem zu holen, und legt wieder sein kaltes Ohr an. Dann richtet er sich auf und sagt: „Na!“ Sonst nichts. Bei der gebückten Stellung ist ihm das Blut ins Gesicht gekommen.

„Wie steht's?“ frage ich etwas kleinlaut.

„Ich kann nur wiederholen, daß Sie sehr acht geben müssen.“

„Geben Sie mir Monate? Wochen?“

Da sagt der Doktor: „Und wenn jetzt der gesundeste

Mensch vor mich tritt und will wissen, wieviel Lebenszeit ich ihm gebe, so sage ich: „Herr, nicht einen Tag. Das menschliche Leben ist wie ein Schatten, heißt es in der Schrift."

„Um Bibelsprüche zu hören, geht man nicht zum Arzt."

„Allerdings muß ich Ihnen sagen, Herr Dagobert, daß Ihr Übel in ein neues Stadium getreten ist. Doch wenn es nicht weiter greift. — Um ein, zwei Wochen, gottlob, handelt es sich noch nicht."

„Also um Monate?"

Er schweigt.

„Ich danke Ihnen, Doktor. Eine größere Deutlichkeit will ich Ihnen ersparen. Sie können sehen, daß mein Puls jetzt nicht anders geht wie vor einigen Minuten."

Jetzt springt er über auf den Buchbinder Artor. „Sie wissen, daß der Mann an einem schweren Herzleiden laboriert. Wenn er in vierundzwanzig Stunden noch lebt, so hat die medizinische Wissenschaft einen beispiellosen Erfolg zu verzeichnen. Vierundzwanzig Stunden, sage ich! Dagegen werden Sie noch ein Methusalemalter erreichen."

Mit diesem Trost war die Ordination geschlossen.

Den Heimweg trat ich durch die Gärten an. Der Herbstsonnentag schlief über den gilbenden Birken, von welchen manches Blatt träumerisch niedertänzelte auf die Astern. Der Herbst tat „Dukatenzählen". — Nur noch Monate.

In meinem Leben nie hatte ich mich so leicht getragen als auf diesem Gang. Ich fühlte keinen Körper mehr, es war, als ob ich ihn beim Arzt vergessen hätte. Ein paar Bekannte, die mir begegneten, schauten durch mich in die leere Luft, ich glaube, einer ist sogar mitten durch mich hindurchgeschritten und hat über die Gelsen geschimpft.

— Wie ich um die Straßenecke komme, ist in der Wohnung des Buchbinders Artor ein ungewöhnlicher Lärm. Türen gehen auf und zu, und mehrere Kinder weinen laut und so kläglich, daß mir übel wird. Er ist tot, der Vater, der Ernährer. — Nur noch Monate, Dagobert, und auch aus deinem Hause wird ein solches Weinen dringen.

Die Stufen zu meiner Wohnung hinauf erinnerten mich wohl daran, wieviel Erde noch an meiner Seele klebt. Im Zimmer helle Klänge. Das Goldköpfel griff in die Saiten und sang: „Holder Mai, du lieber Knabe!" Der größere Junge kauerte über dem Buch: „Mythologie der Hellenen." Der Kleinste, der mit Mutters Schere aus Papier just einen Altar schnitzte, ließ das Spiel und packte mich jubelnd am Bein, dem zitternden, wankenden. Gepfropft voll ist die Welt vor Schönheit und Freude . . . Mein Weib kam mir ruhig entgegen, aber ihr forschender Blick! Diese stumme, flehende Frage — sie ging mir durch Mark und Bein.

„Es ist wie im Juli," sagte ich, dabei fröstelte mir. „Konrad, höre, Maikäfer bin ich keiner!" Denn der Kleine wollte mir vor Vergnügen über meine Heimkehr das Bein ausreißen."

* * *

Der Tag war vorüber. Schon im Bette liegend, verglich ich den Morgen und den Abend — das Nichtwissen und das Wissen. Jetzt erst. Jetzt erst. — Meine Leutchen schliefen in der Nebenstube. Ich rang mit dem abscheulichsten Schmerze, der je seinen Zahn zerfleischend in ein Wesen geschlagen hat. — Sterben müssen! So früh, so lebensdurstig noch. Für immer und ewig von Weib und Kind gerissen. — Und unschuldig! Was hatte ich denn getan, als gelebt? — Wenn ein Mensch den anderen tötet,

da durchglüht es die ganze Gesellschaft, und sie rastet nimmer, bis Gerechtigkeit gewaltet hat. Die Richter zittern vor der Möglichkeit eines Irrtums, vor einem Justizmord schreit die ganze Menschheit auf, als wäre sie ins Herz getroffen. Und ein Wesen mit demselben Rechtssinn wird langsam, bei vollem Bewußtsein hingemordet, und fromme Leute nennen das Ratschluß Gottes. Nennen es so, ist ihnen völlig recht und mucksen nicht unter dem Beile der grausamen Henkerin Natur. Man sollte doch lieber das Frommsein lernen anstatt andere Künste. — Die Fäuste wollte ich aufmachen und die Hände zum Gebet zusammenlegen; aber sie krampften sich wieder zur Faust.

Gegen Mitternacht kam der Brustkrampf. Qualvoll — Stunde um Stunde. Aller Trutz, alle Liebe war dahin, das ganze Leben bestand nur aus einem Wunsch: tot zu sein.

* * *

Durch die Fenster schien der Mond und legte seinen Silberäther auf das Bildnis meines Großvaters. Das hub leise an zu sprechen: „Du sollst nicht trotzig sein, Kind, der treue Gott ist's, der mit einer Laterne dir den letzten Weg erhellt, während andere, die sorglos hintanzen, plötzlich in die Grube stürzen. Du wirst nicht auf fremden Wegen zusammenbrechen, sondern im Kreise der Deinen einschlafen, du wirst nicht erst lebenssatt und seelenleer sterben, nachdem du schon lange die Leiche an dir herumgetragen. Das Beste hast du gelebt, die sonnige Jugend, die fruchtbare Manneszeit. Um dich vor dem Greisenalter zu retten, führt er dich hinüber so sachte und sanft, wie du jeden Abend einschlummerst. Und noch Gelegenheit zu haben, mit Ruhe und Bedacht zu schlichten, den Verbleibenden manches ratende Wort zu geben, manche Herzensangelegen-

heit zu ordnen. Dich beängstigt kein möglicher Verlust, dich erregt kein Gewinn. Im müden Körper Seelenfrieden. Sei doch dankbar, Kind."

Also du meinst, Großpapa, daß ich mir aus dem Sterben ein Vergnügen machen soll. Gut. Ich werde frühen Feierabend halten und vom Sofa aus den Meinen behaglich zusehen. Arbeitet, sorget, kümmert euch, kränket euch — ich tue nicht mehr mit, ich habe jetzt ein wichtigeres Geschäft und bitte, mich nicht zu inkommodieren. Ich will bequem sterben.

* * *

Diesen Gesellen muß ich mir einmal recht angelegentlich in die Seele prägen, damit er im nächsten Leben gleich herzunehmen ist. Denn auch der Bildhauer muß in mein Inventar der Ewigkeit. Also halte still, Roderich Steinschnabel, alter Kerl mit den schwarzen Moseslocken und dem zweischweifigen Paulusbart! Das lebenglühende Gesicht mit den breiten Wangenknochen, auf denen immer die zwei sonnigen Scheibchen einer Freude sind. Wenn bei deiner Mutter Tod damals die hellen Tropfen nicht herabgerieselt wären, man hätte die Miene für ein seliges Lachen halten müssen. So vergnügt blüht es um die stattliche Nase und auf der breiten Stirn und um die buschigen Brauen, die wie zwei kühngeschwungene Bärte wuchern. Und dieser immer sprühende Phosphor des Auges! Wenn die Seele losbricht und das ungefüge, oft unklare Wort nicht ausreicht, so spricht er mit seinen Augenflammen, dieser glühende Mensch. Zwei italienische Blutstropfen hat er in sich und eine heidnische Seele. Alles ist gut, lautet sein Bekenntnis, mit Ausnahme von zwei Dingen. Die Steine des Anstoßes sind ihm die fabrikmäßig erzeugten

Grabobelisken auf unseren Friedhöfen, und kein Märtyrer kann schwerer an seinem Kreuze tragen, als mein Steinschnabel an den gußeisernen Grabkreuzen trägt. In seinem Skizzenbuche keimt es immer, in seiner Werkstatt wachsen die weißen, heiteren Marmorgestalten, und sein Lebenszweck besteht darin, unsere Friedhöfe mit Schönheit zu schmücken.

„Denke dir, Dagobert!“ kommt er heute lachend zu mir herein, „die Baronin hat meine Psyche abgelehnt. Sie wolle mir die Arbeit vergüten, habe sich aber entschlossen, auf die Familiengruft ein Ecce-Homo-Bild stellen zu lassen. O Freund, wie anbetungswürdig groß ist doch die Einfalt!“

„Die Psyche wird wohl noch Anwert finden,“ will ich ihn trösten.

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel der Buchbinder Artor. Der wird ja doch auch bißchen ein Grabmal haben wollen.“

„Der Artor? Ist er denn gestorben?“

„Gestern mittag.“

Steinschnabel schüttelt das große mähnige Haupt und sagt nachdenklich: „Merkwürdig, was es doch für Leute gibt. Gestern mittag ist er gestorben, und heute morgen sitzt er am offenen Fenster und putzt seine Brillen.“

„Ich sage dir, gestern mittag ist er gestorben.“

„Und ich sage dir, heute morgen putzte er seine Brillen.“

„Dann ist dieser Mensch pflichtvergessen. Der Arzt hatte ihm keinen Tag mehr gegeben.“

„Dann ist der Arzt ein Schmutzian. Die Tage reichen für alle, und jeder nehme sich ihrer, soviel er tragen kann.“

„Nein, ich hatte doch die Kinder weinen gehört, gestern, als er gestorben war.“

„Dieses Geheimnis will ich dir offenbaren," sagt Steinschnabel. „Denn das Heulen ist auch anderen aufgefallen. Der Älteste hatte Geburtstag und bekam von der Frau Godl Lebkuchen. Die Hauskatze scheint dem Ältesten wohlgewogen zu sein, wollte den Festtag auch mitfeiern und fraß die Lebkuchen auf. Wie dann die Kinder feiern gehen wollten und nichts mehr da war, haben sie geheult, man kann's ihnen nicht verdenken."

Muß gestehen, dieses Ereignis hat mich angenehm berührt. Den Lebkuchen will ich ersetzen, und Doktor Balsam irrt sich hoffentlich öfter.

„Wie weit bist du denn mit deiner Psyche?"

Sie kraucht bereits aus der Puppe hervor."

„Kraucht sie?"

„In einem Monat kann sie flügge sein."

„Schon? — Höre, Steinschnabelchen, vielleicht machen wir zwei ein Geschäft mitsammen. Wir sprechen noch davon."

Denn es trat Frau Radegunde ein, mein flachsblondes Gespons mit dem hellen Rundgesicht und dem taubengrauen Kleid. Mein Weib und Steinschnabel sind wie Tag und Nacht. Ein bewölkter Tag und eine sternhelle Nacht. Denn Radegunde ist vielfach bewölkt; wettert's nicht, so regnet's, und regnet's nicht, so tröpfelt's. Wenn sie bisweilen auf zwei Tage zu ihrem alten Vater verreist, so halten es die Kinder und ich wie die Mäuse, wenn die Katze nicht daheim ist, da ist alles erlaubt. Das heißt, auf einer gewissen Ordnung bestehe ich. Wenn zum Beispiel bei Tisch der Konrad oder einer der anderen in die Suppenschüssel steigen will, so muß er vorher Schuhe und Strümpfe ausziehen, daß sie nicht naß werden. Aber nur am ersten Tage geht's so fidel her, am zweiten zählen wir schon sehnsüchtig die

Stunden, bis sie heimkommt. Sogar die Dienstmagd wird nervös, wenn sie ein paar Tage die gnädige Frau nicht greinen hört. Der Wind treibt eben die Mühle, und wenn ich allein die Herrschaft führe, so ist nach acht Tagen das ganze Haus korrumpiert. Viel zu gut wäre ich, sagen die Leute; Radegunde weiß das besser — zu bequem bin ich, zu gleichgültig, zu patschig, kurz, um es mit einem einzigen allgemein verständlichen Worte auszudrücken — zu faul. Schleifen soll's, aber treten wolle ich nicht; dieses Sprichwort hat sie vom Scherenschleifer, sowie sie überhaupt gern drastische Bilder aus dem Leben nimmt, um mich zu kennzeichnen. — Nun, das alles war einmal, ist aber leider nicht mehr. Umwölkt ist die flachsblonde Kleine freilich noch, aber es donnert nicht mehr. Wie wenn es leise tauen täte am nebelichten Herbsttag, so ist es. So still traurig, so liebreich mit mir, daß einem angst und bange wird. Ich fürchte, sie weiß alles, ahnt es vielleicht schon länger als ich, wie es mit mir steht. Na, die soll mich erst kennen lernen! Ich mach's wie der Buchbinder und lasse mich von keinem Doktor Balsam, oder er möge heißen wie immer, auf den Kirchhof komplimentieren.

Steinschnabel war langsam von der Bank aufgestanden und hatte ihr mit leuchtendem Aug' entgegengelacht. Sie sagte nur: „Soviel sprechen soll er nicht." Da gab mir der Freund einen erklecklichen Händedruck, grüßte die Frau mit einem leichten Scherzwort und ging weg.

* * *

Sie hat recht, ich spreche zu viel. Wenn sie mein Tagebuch zu Gesicht bekäme, dann wäre es auch dran, daß ich zuviel schreibe. Was bliebe mir schließlich übrig, als zu singen! Sie brummt, wenn ich einmal einen Vierzeiler

summe, merke aber, daß es ihr heimlich wohltut. Und vollends scherzen! Sonst ist sie doch ein Feind von Kindereien bei Erwachsenen. Sie denkt wohl, je schlechter der Witz, je besser das Befinden. Und lacht und kraut mir mit zarten Fingern das Haar und lobt mich, daß ich ein liebes Lamm sei und ist so dankbar, daß ich wohler bin.

Ich hab' sie getäuscht auf muntere Art,
Das Klagen mir, ihnen die Tränen erspart.
Ich habe des Lebens buntes Panier
Noch einmal entfacht mit froher Begier.
Doch in den Nächten, einsam und still,
Da hab' ich beweint mein verwegenes Spiel.
Wie warm mein Leben, wie kalt das Grab —

An dieser Stelle hat sie mir das Büchlein richtig abgefangen, nachdem sie vorher mein Geheimnis Zeile für Zeile über die Achsel her gelesen. Dann ist eins geflennt worden.

Also auch das nicht. Ja, womit soll man sich denn eigentlich die Zeit vertreiben? — Kaum ein paar Monate noch, und die Zeit sich nicht zu vertreiben wissen. Welch ein Unglück, wenn Doktor Balsam mir hundert Jahre verschrieben hätte!

Eigentlich eine recht lange Zeit gab's, da ich unseres Herrgotts Spaß nicht verstanden habe. Das Leben, ich hatte es schrecklich ernst genommen. Mit grausamer Wichtigmacherei habe ich die kindischen Pläsierchen genossen oder ihnen nachgejagt, schwitzend und keuchend. Konrad, kleiner, mit deinem Seifenblasenspiel betreibst du ein viel vernünftigeres und sachlicheres Lebensglück, als ich es getan. Denn du plagst dich nicht dabei, freuest dich redlich an den bunten Kugeln, weißt, daß es Seifenblasen sind, und freuest dich sogar, wenn sie zerplatzen. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein!“

Ja, ja, bibelfest, das bin ich. Der Mensch braucht notwendig wie das Stück Brot einen Herrgott, dem er die Schuld geben kann, wenn er selber dumm ist. Freilich ist es einem gescheiten Herrgott schwer zu verzeihen, wenn er dumme Menschen erschafft — ich hätte, meint der Bildhauer, nämlich gerade noch so viel Religion, daß sie knapp ausreicht, um Gott zu lästern.

Die Stimmungen fliegen wie die Wolken im Herbstwind. Und schwankende Rohre, sagt Steinschnabel, brechen nicht. Jetzt frostiger Schatten, jetzt wieder Sonnenschein. Und wenn nur die Schmerzen schlummern, will man schon jauchzen vor lauter Wohlbefinden. Das Kranksein, so empfinde ich's in diesem Augenblick, hat auch sein Gutes. Mancher genießt das Leben nur halb, solange er es ganz hat, und genießt es erst ganz, wenn er's nur halb besitzt.

Eben läuten die Glocken für den Buchbinder. Diesmal ist es nicht die Katze, diesmal ist es der Tod. Doch schön, wenn man sich auf einen Arzt verlassen kann.

Und mich will er auch schon fort haben, der liebe Doktor Balsam. Die Riviera, meint er, oder wenigstens Arco am Gardasee. Den Winter über. Da habe ich ihm heute bedeutet: „Gelehrter Herr! Wenn Ihr keine anderen Anekdoten mehr wisset, als wie man einmal einen Todkranken in die Fremde geschleppt hat, damit er dort in einem Hotelzimmer unter Kellnerfräcken ruhig versterben kann, dann — mit Verstattung — seid Ihr mir nicht mehr ergötzlich genug."

Ich hätte ihm noch gern mehr und Erklecklicheres gesagt, da setzte sein Verbündeter ein, der Brustkrampf, und erstickte die Sachen, die ihm vermeint gewesen.

Später unterhielt ich mich mit Radegunde über das merkwürdige Begräbnis des Kommerzienrates. Und unser

kleiner Konrad setzte sich seine größten Augen ein — der will sie sicherlich wieder nachahmen, die erhabene Feierlichkeit. — Hundert Leute in auswendiger Trauer, die „Pompfunebre“ mit dem Leichenwagen aus Sammet und Spiegelglas, sechs Rappen daran mit Silberbeschlag, auf den Rappen sechs schwarze Reiter, mit Silber betreßt. Die hohe Geistlichkeit im Trauerornat. Beflorte Sänger und Musikanten, drei Kranzwagen und was eben alles dazu gehört, um einem Kommerzienrat ins Grab hinein das Kompliment zu machen. Nur eine Kleinigkeit fehlte. Aus Versehen war an einer Bahnstation der Waggon abgekoppelt worden, in dem der Sarg stand, und so hat sich zu dem feierlichen Begräbnis die Leiche nicht eingefunden. Der Herr Rat hatte nämlich auch die Mode mitgemacht, nach Italien sterben zu gehen, wie man dahin seine Hochzeitsreise tut, und so hatte er nun auf dem Rückweg den Anschluß versäumt.

„Ist es euch ein Vergnügen, dann können wir's auch so machen.“

Radegunde gab mir eins — ein ganz leichtes — auf die Wange und kramte am Nähtisch herum. Da merkte ich, wie die Sterbenden unbarmherzig sind. Es wird schwer halten, mit ihr das Notwendige zu besprechen. Da wird Steinschnabel mittun müssen.

* * *

Was dies Leben mir beschieden,
Es war gut, ich bin's zufrieden.
Könnt ich eines noch erwerben:
Nur daheim, daheim zu sterben.
Nicht auf fernen Wanderswegen
Möcht ich mich zur Ruhe legen,
Nirgends auf der ganzen Erde
Als daheim am eigenen Herde.

Vor des Todes grausen Schrecken
Will ich nimmer mich verstecken,
Wenn aus Augen, schmerzbefeuchtet,
Liebe mir zu Bette leuchtet,
Wenn die Meinen mich umgeben,
Atmend mein entschwindend Leben,
Und aus gottergebnem Sterben
Meines Herzens Frieden erben.

„Das gefällt mir recht gut," sagte Steinschnabel, als ich ihm dieses Gedicht zu lesen gegeben, „nur in der achten Zeile hapert's, da hast du eine Silbe zuviel gespendet."

Ich war nachgerade empört. Erst später kam es mir, daß er mit der Versmesserei die Rührung wird haben verbergen wollen. Denn dieser Schwächling kann keine Traurigkeit vertragen. Und ich? Ich weiß mir oft gar nichts Lustigeres, als traurig zu sein.

* * *

Bisweilen sieht man in der Nacht mehr als am Tage. Sie kommen alle, die Gedanken, denen lebensfrohe Leute auszuweichen pflegen, und die Bekannten, die vor uns schlafen gegangen sind. Sie machen ihre Einladung. Frau Hofrat muß auch jetzt noch ihre Schleppe haben und zerrt das Bartuch nach, und mit dem Japanischen fächelt sie gar kokett, dabei mit Recht ihr Antlitz verdeckend. Und draußen auf dem Meere gleiten die unzähligen Schiffe der ewigen Dunkelheit zu.

O Nacht, du heilige Urwesenheit! Wenn Gottes zornige Hand einst die Ampeln vom Himmelsgewölbe reißt, was vor allen Lichtern war, wird nach allen Lichtern sein — die Nacht. Der schlaflose Kranke in dunkler Stube hat Gelegenheit, sich bei Zeiten mit ihr vertraut zu machen.

* * *

Allerseelen! Ich bin auf den Friedhof gefahren zu meinem Grabe. Vom Eingange die Ecke links. Heute wildes Gekräute, vom Reif welk gesengt, wie gekocht auf der Erde liegend. Wenn wieder Allerseelen kommt, wird hier ein schönes Blumenbeet sein, in blauen Glastulpen brennende Kerzen. Davor kniet eine junge, schwarzgekleidete Frau, mit schwarz behandschuhter Hand ein weißes Tüchlein ins Gesicht pressend. — Dann kommen die Kinder, daß sie auch ein Vaterunser beten sollen. Mit munteren Augen und frischen Wangen denken sie dabei an Roß und Wagen, an Taschenfeitel und Mundharmoniken und an die Weidengerten, die sie sich auf dem Heimweg schneiden werden. — Ob die Seele nicht hinüberspringen könnte vom modernden Leib auf den leblustigen Knaben? Vielleicht. Fliegt nicht auch der Vogel, wenn der Baum umgehauen wird, auf einen anderen über? Wahrscheinlich stehe ich dann selbst an meinem Grabe und denke: da unten ruht mein Vater.

Wie es auch sei, am besten, daß es nicht nach Menschenwitz und Menschenwillen geht — da wäre es sicherlich verfahren.

* *
*

Heute bin ich zum Steinschnabel in die Werkstatt gefahren. Denn die Nacht war wieder schlimm gewesen, aber ich will die Plagen nicht immer aufschreiben, sie graben sich schon selber ein. Das stete Sandbrünnlein in der Uhr rieselt ganz zart, und doch schüttert davor mein ganzer Leib, als stünde er an einem donnernden Wasserfall.

Die Hammerschläge der Steinmetze klingen, und ich stehe mitten im Olymp. Die weißen Göttergestalten ringsum warten nur auf ein schönheitsfrohes Geschlecht, um

herauszutreten ins Leben, in die Kirchen und Tempel, auf die Straßen und Friedhöfe. In einem besonderen, lichten Raum mit Glaswänden arbeitet der Meister. Er hat den grauen Linnenkittel an und das weiße Käppchen auf, unter welchem zu allen Seiten das Löwengelock hervorquillt, grau vor Gipsstaub. Er steht an seiner Psyche, der Mädchengestalt mit den Schmetterlingsflügeln. Alle Sprödigkeit des Materials ist überwunden, in leuchtender Schönheit, zart und schmiegsam schwebt sie, man glaubt Wärme aus diesen Gliedern hervorströmen zu fühlen.

„Ich brauche sie nur zu küssen," sagt Steinschnabel, „und sie ist lebendig."

Er wurde bei dieser geplanten Lebenserweckung leider gestört. Obschon die Steinmetze im Vorraum laut riefen, der Meister sei augenblicklich nicht zu sprechen, trippelte es doch herein, das Blondlockel. Ein kleines Herrchen war's, die nagelneuen, gestreiften Hosen an den Knöcheln waren aufgestülpt, aus den kurzen Hemdärmeln standen weit die steifen Manschetten mit mächtigen Perlmutterknöpfen hervor, der hohe Hemdkragen schraubte den kleinen, wohlrasierten Kopf empor. Auf dem Näschen ritt ein goldener Zwicker. Das ganze eckige Kerlchen schaukelte ein wenig. Mit seitlings gehobenem und rechtwinklig gekrümmtem Arm reichte er die Hand und näselte: „'n Tag, Meister, 'n Tag!" Und dann begann er Spreu zu sprechen, kurzgehackten, spießigen Spreu. Das Korn darin war, daß er ein schönes, sinnreiches Grabmal wünsche für seine verstorbene Schwiegermama. Er denke sich aufs Grab schwarze Marmorplatte, weißes Hautrelief: lebensgroßes Totengerippe mit Hippe und Sanduhr.

„Kolossal sinnig, nicht wahr?"

„Für Frau Schwiegermama. Gewiß," spottete mein

Steinschnabel, und sein Auge blinzelte unter dem Busch. „Gut, will die Arbeit besorgen. Der Stein soll wohl recht schwer sein?"

„He, he. Charmante Dame gewesen," lächelte der Herr. Damit war das Geschäft abgemacht.

Als das Gigerl davon war, sagte ich zum Meister: „Mensch, wie kannst du eine solche Arbeit übernehmen?"

„Ich habe sie ja nicht übernommen," lachte Steinschnabel. „Dieses lebensgroße Totengerippe werden meine Lehrjungen herstellen."

Die „charmante Dame" hatte dem Herrn Schwiegersohn nämlich eine halbe Million hinterlassen. Nicht jede Schwiegermama ist so liebenswürdig. Doch begreift man, daß auf solch ein Grab nicht etwas Sinnbildliches taugt, das durch einen Kuß lebendig wird.

„Schnabel," sagte ich endlich, „weil wir schon bei Sanduhr und Hippe sind, ich komme heute mit einem großen Anliegen zu dir. Die Sache — du gestattest schon, daß ich mich auf den Balken setze und an die Wand lehne," denn mir war zum Umsinken. „Die Sache ist die. Ich habe, wie du weißt, drei Kinder."

Er zählte lustig an den Fingern ab: „Richard — Konrad — Frida. Es stimmt."

„Nun höre. Ich tue nicht lange um, Freund. Meine Kinder werden einen Vormund brauchen. Wen soll ich mir denken als den Beschützer meiner Familie? Es kann kein anderer sein als du."

Er hatte sich mir gegenübergesetzt, trommelte mit den Fingern auf dem Balken, schaute mich an und sagte: „So, so! Hm, hm!" Und setzte ruhig und leise bei: „Wann erwartest du denn schon?"

Diese Bemerkung in dieser Form machte mich verwirrt,

da verbesserte er sich rasch: „Ah, ja so! Ich bin zerstreut. Dachte an Gevatterschaft.“

An die Mauer hingesunken, trocknete ich mir mit dem Taschentuch die feuchte Stirn: „Du siehst ja, wie es mit mir steht.“

Er faßte meine Hand. Das Feuer seines Auges glühte warm auf mich her. „Dagobert, wenn es dich beruhigt: Wo du mich brauchen kannst im Leben oder im Tod, ich stehe zu deiner Verfügung. Hast du aber in dieser von dir bemerkten Angelegenheit mit deiner Frau gesprochen? Ich meine, ob es ihr wohl recht sein würde? Mir scheint nämlich, und du mußt es ja auch schon wahr getan haben, daß der Bildhauer Steinschnabel nicht ihr besonderer Günstling ist.“

„Ach Gott, Roderich, du kennst ja ihre Art. Allerdings, der Sache wegen gesprochen habe ich mit ihr noch nicht. Wenn ich vom Sterben rede, da hält sie mir nicht stand, da zankt sie, daß man Gott nicht versuchen solle, und behauptet, daß ich sie weit überleben würde. Wenn sie wüßte, was mir der Arzt gesagt hat! Glaubt ihr denn, ich hätte nicht den Drang, mich darüber auszusprechen? Ihr müßt es doch so gut wie ich selbst merken, was es bei mir geschlagen hat. Was soll denn diese verdammte Vertuscherei! Verneint mein Leiden, wenn ihr könnt, mir ist's recht, ich lebe gern, Gott weiß es. Und wenn ihr das nicht könnt! Laßt mich die furchtbare Wahrheit doch nicht so allein tragen!“

Weil ich keuchend und mit gerungenen Händen vor ihm niedersinke, so richtet er mich erschrocken auf: „Um Gottes willen, Dagobert, welche Erregung! Deine lebhafte Phantasie —“

„Laß die Phantasie. Höre, was Doktor Balsam ge-

sagt hat. Er tat's auf mein Bitten, nach einer gewissenhaften Diagnose. Weißt du, was er gesagt hat? Daß ich nach zwei Monaten sterben muß."

„Das hätte er dir gesagt?"

„Der eine Monat ist schon vorüber."

„Verzeihe, lieber Freund," sprach hierauf Steinschnabel, „so redet kein Arzt zum Kranken. Er mag gesagt haben, daß dein Leiden noch ziemlich lange dauern kann, daß es überhaupt schwer heilbar sei, ja daß man unter Umständen gefaßt sein müsse, schon in wenigen Monaten das Los aller Erdenkinder —"

„Und das ist nicht genug? Ist es nicht genug, wenn der Arzt so zum Kranken spricht? Ein Tor, der's nicht versteht."

„Übrigens," sagte der Bildhauer und legte seine Hand auf die meinige. „Es ist ja nicht zu leugnen, daß du krank bist. Aber ist denn noch nie ein Schwerkranker gesund geworden? Hat sich noch nie ein Arzt geirrt?"

„Darum," war mein Geständnis, „habe ich die letzte Hoffnung auch noch nicht aufgegeben. Ohne jeden Funken von Hoffnung lebt selbst der Resignierteste nicht einen Tag. Weil es aber weitaus wahrscheinlicher ist, daß mein Leiden gewöhnlichen Verlauf nimmt, so muß ich eben mein Haus bestellen. Und du sollst mich beruhigen und sagen, daß du im Fall meines Todes die Vormundschaft über meine drei Kinder übernimmst."

Er drückte mir frisch die Hände: „Abgemacht." —

Es ist ja nicht zu leugnen, daß du krank bist. Auch der Schnabel sagt's. Na ja. Schwerkranke, die im Bette liegen, das ist in Ordnung. Aber Schwerkranke, die umherwandeln wie ein Schatten ohne Mann, das sind Gespenster.

Allerlei muß der Mensch lernen, seines Fortkommens wegen, warum nicht auch die Kunst zu sterben. Der richtige Kursus dauert achtzig oder neunzig Jahre lang. Dann kann man's und schickt sich willig drein. Mancher Arme, Verlassene kann es schon früher, obschon es für ihn auf Erden immer noch zu hoffen gebe, während beim blasierten Reichen alles aus ist. Nicht leben können und nicht sterben wollen — das muß eine Hundeexistenz sein. Ich hätte noch soviel zugute gehabt.

Und immer solche Gedanken! Seltsam, daß bei einer Aufbahrung das Vorzimmer unheimlicher ist als der Raum, wo die Leiche liegt. Und daß an einem Toten die Kleider das grauenhafteste sind. Also nur das Drum und Dran.

In meiner Kindheit machte es mir den größten Spaß, Gestorbene anzuschauen und Leichenbegängnisse mitzumachen. Die Totenschädel auf dem Traueraltare lachen so lustig. — Das ist die göttliche Einfalt des Kindes. Später ist man „tief gerührt“ oder gar „erschüttert“. Und man jammert sich in eine flotte Desperation hinein, die eher ein Vergnügen als ein Leid genannt werden könnte. Es kommt nicht selten vor, daß Fernerstehenden ein Todesfall viel ungeheuerlicher erscheint als den nächsten Angehörigen. Und daß sie sich dann ordentlich wundern, diese in ruhiger Gelassenheit zu finden. — Wo also ist die Schrecknis des Todes, wenn nicht in nächster Nähe?

„O Tod!“ rief jener Pfarrer aus bei der Leichenrede, „o Tod, wo ist dein Stachel?“

Ein Handwerksbursche, der sich hinter dem Strauche barg, antwortete: „Lassen Sie das, Hochwürden. Wir brauchen es nicht zu wissen.“

* * *

Es ist Winterszeit, und ich komme rasch zur Tiefe. Der Gang durch die drei Zimmer bedeutet eine Fußreise, vor deren Antritt ich das Testament machen würde, wenn es nicht schon geschehen wäre. Die Füße wollen den Körper nicht mehr tragen, und er ist doch so leicht geworden. Schwer ist nur das Herz.

* * *

Wenn ich des Morgens erwache, fällt mein Blick auf das marmorne Haupt meines geliebten Friedrich Schiller, den ich mir nicht als Greis denken kann. Wer jung stirbt, hinterläßt der Welt ein ewiges Bild der Jugend.

Mein Sterbezimmer hat mir die Radegunde schon vorwegs ausgestattet mit schönen Bildwerken, mit grünen Blatt- und Nadelsträuchern, mit frischen Blumen.

„Mitten im Dezember ein Garten, der auf die Bahre wartet." Das Wort muß mir entschlüpft sein, denn nun brach das Wetter los. — Ob ich denn alles mißdeuten müsse? Dieweilen sie mir das Zimmer angenehm machen wolle, glaube man, sie bereite schon auf den Tod vor? Ob sie denn noch nicht genug gepeinigt sei? — Und weinte zum Herzbrechen. — Da habe ich zu mir gesagt: Schlechter Kerl! Tut sie nicht alles, daß dir wohl sei, daß du getröstet seiest? Fällt nicht durch die Fenster Luft und Sonnenschein, aber so, daß mein Haupt beschützt bleibt? Rückt sie mir nicht täglich hundertmal die Kissen, die Sessel zurecht? Stehen nicht beständig Labsale bereit? Kommt eine Zeitung, ein Buch unaufgeschnitten auf den Tisch? Verliert sich ein Sacktuch, ohne daß ein anderes schon bereit ist? Und trällert sie, die sonst so ernste, nicht ein heiteres Liedel, während sie vielleicht aufschreien möchte vor Bange? — Und du? Du wirst nicht müde, sie zu quälen mit deinen Todesphan-

tasien. Hast du nicht in niedrigsten Volksschichten Familienväter gesehen, die sterbend noch die Ihrigen beruhigen und trösten und bis zum letzten Atemzug leugnen, daß sie sterben. Jämmerlicher Mitleidshascher! Wo du froh sein solltest, daß dein tapferes Weib nicht mit Klagen, vielmehr mit stetem Sorgen und Wohltun ihr Mitleid beweist!

Heute. Sie meint, ich schlafe, rückt mir leise die Klingel nahe und entfernt sich auf Zehenspitzen ins Nebenzimmer zu ihrem Nähtisch. Aber ich wache und rufe: „Gunde!"

Sofort ist sie am Bette.

„Wo sind die Kinder?"

„Richard und Frida sind in der Schule," berichtet sie.

„Und Konrad?"

„Der? Ich weiß nicht. Ich glaube, im Stöckel ist er."

Das Stöckel ist eine Art Gartenhaus und Rumpelkammer, wo Geräte aufbewahrt sind und alte Gewandtruhen stehen.

„Was macht er im Stöckel? Er wird sich erkälten."

„Weißt du, er ist ein guter, dummer Junge. Von der Kirche hat er's —"

Da klingelt es. Ein angenehmer Besuch. Der Steuerbote. Er bringt eine Vorladung. Es sei im Einbekenntnis wieder einmal was nicht in Ordnung. Möglich! Ich habe bei dem letzten Einbekenntnis gleich die Betriebskosten des kommenden Jahres abgezogen, fünfhundert Kronen fürs Begräbnis. Daran haben die Herren natürlich wieder was auszusetzen.

„Frau," sagte ich nachher. „Ich werde den Steinschnabel bitten müssen, daß er für mich den Gang macht."

Weil sie darauf nichts sagt, sondern sachte mein Gewand herrichtet, falls ich das Aufstehen versuchen wolle,

so fahre ich fort: „Sage mir einmal, Gunde, hast du gegen den Schnabel etwas?"

Die Hosen über den Arm gelegt, steht sie da und schaut mich an. „Ich? Gegen den Bildhauer? Wie meinst du das?"

„Ich meine, weil wir ihn noch öfter zu brauchen haben werden. Ein herzensguter Mensch. Man kann sich auf ihn verlassen. Man kann ihm schon was anvertrauen. Ich sage dir, Gunde, der Schnabel ist ein braver Kerl, durch und durch!"

Fast betroffen antwortete sie: „Mein Gott, das hat ja niemand bestritten."

„Siehe, das freut mich, Weib, daß du nichts gegen ihn hast. Ich meine, daß er dir nicht zuwider ist. Möglich, daß wir ihn vielfach brauchen werden. Wenn's mit mir noch lange so fortgeht — es dürften uns auch Veränderungen nicht ganz unvorbereitet treffen. Wenn ich einem meine Familie anvertrauen wollte, so wäre es der Schnabel."

„Nun gut," sagte sie, „wenn du stirbst, so soll Steinschnabel der Kinder Vormund sein." Und ging zur Tür hinaus.

Hart und kalt wie Eisen hat mich das Wort getroffen. — Habe ich es nicht selber hervorgelockt? Kranke sind Egoisten, aber solche, die nicht mehr wissen, was sie wollen.

* * *

Weil der kleine Konrad heute wieder im Stöckel war, so wollte ich doch einmal sehen, was er dort treibt. Das muß ein besonderes Kinderspiel sein! Eine Beschäftigung, die ihn den Frost nicht fühlen läßt.

In den großen Filzpatschen und dem langen Schlafrock

aus Wolle, den mir meine Gunde genäht hat, siffelte ich hinüber.

Unterwegs im Hof begegnet mir Richard, der gerade aus dem Gymnasium kommt, bei meinem Anblick hinter der Ecke abbiegen will, endlich aber doch auf mich zugeht. Er hat ein krebsrotes Gesicht und reibt mit der Faust an den Augen herum. Er getraue sich nicht zur Mutter, sie werde ihm das Mittagsmahl entziehen und Strafaufgaben verordnen. Denn er habe wieder einen Zensurschein bekommen.

Wacker, Junge! Nur gesunde und aufgeweckte Knaben bekommen Zensurscheine. Aus einem fleißigen Schüler ist noch selten ein bedeutender Mann geworden. Genies waren stets leichtsinnige Studenten. Nur so fort, junger Mann! — Just laut ausgerufen habe ich diese pädagogischen Grundsätze nicht, aber gedacht habe ich sie mit aller Redlichkeit. „Gib her den Wisch!" sage ich und stecke ihn in die Tasche. „Ich werde ihn schon unterschreiben."

Er hüpft munter davon, und ich habe ihm wieder einen Tag der seligen Jugendzeit gerettet. Im Griechischen hatte der Junge das Malheur. Daß doch ein siebenfaches Blitz-Kreuz-Donnerwetter dieses verdammte Griechisch einmal aus unseren Schulen hinausfege!

Über die Schulnot der Kinder habe ich mich ja immer getröstet. Die Schwerlernenden sind gewöhnlich selbständige Naturen, für äußere Einflüsse wenig empfänglich. Leute, die mit der Theorie nicht viel anzufangen wissen, sind die eigentlichen Tatmenschen. Ich glaube, Richard ist beim unrichtigen Tor hinein. Er gehört in die Realschule.

Steinschnabel wollte sogar, daß dem Knaben, nachdem ihm schon einmal das Leben geschenkt worden sei, auch die Jugend geschenkt würde. Man soll, ist seine Meinung,

die zwölfjährigen Knaben in den Wald hinausjagen, wo sie sich selber ihre Nahrung und ihre Felle erjagen müßten. Dabei würden sie tüchtiger als auf allen papiernen Hochschulen und wüßten, was Leben heißt. Das wird nicht wahr sein. Ich bin ein ganz papierner Mensch und weiß doch, was Leben heißt. Allerdings erst, seit es sterben heißt.

Wie glücklich ist doch noch der Konrad in seinem achten Lebensjahre! Aber im Stöckel ist es mäuschenstill. Ganz leise öffne ich ein Spältchen die Tür, um zu gucken, worin denn der Knabe so vertieft sein könne. Nun, da habe ich's gesehen. An der Wand über der alten Truhe steht hübsch aufrecht eine Blechpfanne. Sie wird meinen Vorfahren die Schmalznocken geröstet haben, ist aber jetzt vom Rost zerfressen. Auf dem schuppigen Boden dieser Pfanne ist mit Kreide eine Figur gezeichnet, eine Art Dreieck mit zwei Ringlein an der oberen Ecke. In den Ringlein Punkte, Augen, Nase und Mund darstellend, und das ganze eine Kopie der Maria mit dem Christkind von Zell. Auf der Truhe an beiden Seiten der Pfanne zwei brennende Kerzen. Zwischen diesen ist noch ein mit dem Sacktüchlein verhülltes Geheimnis. Und davor steht mein Konrad im Priesterornat aus Goldpapier. Die Arme leicht ausgestreckt, murmelt er Gebete. Tief versunken in seine Andacht. — Jetzt hob er sein verzücktes Auge zur Pfanne empor, jetzt machte er eine tiefe Kniebeugung, jetzt zog er feierlich das Sacktuch weg, und was enthüllt dastand — es war die Pfefferbüchse von der Küche. Als dieses geschehen war, faltete der kleine Zelebrant die Händchen und sprach leise und langsam: „Heilige Maria, Mutter Gottes! Lasse uns unseren lieben Vater wieder gesund werden!"

Da wäre ich wohl am liebsten hingestürzt und hätte ihn an die Brust gerissen. Nein. Leise habe ich die Tür

wieder angelehnt, dann bin ich niedergekniet im Schnee, und wie der Knabe drinnen für den Vater die Messe las, so hat hier der Vater ein Gebet getan zu dem allmächtigen Gott für das Kind.

* * *

Es ist doch eigentlich merkwürdig, daß der eine stirbt und der andere leben bleibt. Dieser sieht jenen daliegen, eiszapfenkalt auf dem Schragen und frißt sein Heu mit demselben Appetit als früher, solange noch ihrer zwei waren. Die Liebe, wenn eine vorhanden ist, tut einen Schrei, im übrigen getröstet er sich und denkt an seinen Vorteil. Täglich Todesnachrichten, Leichenzüge, links und rechts sinken sie hin, die Bekannten — der Überlebende trottet seine gewohnten Wege und bleibt der windige Kleinigkeitskrämer.

Das alte Ehepaar im dritten Stock. Sie hatten doch achtundvierzig Jahre lang füreinander gelebt. Er ringt mit dem Tode, die Frau hockt weinend daneben, muß zuschauen bei seinem Sterben und kann nicht helfen. Sie hatten stets ihre gemeinsame Liebe und ihr gesondertes Geld im Kasten. Nun sehe ich rabenschwarz, Gott verzeihe mir! — Sie labt ihn mit Essig, betet laut und merkt, daß sein Leib sich krampft und sein Auge starr wird. Sie eilt zur Lade um das Sterbelicht, da kommt ihr zufällig sein Kassenschlüssel in die Hand. Da ist er, denkt sie, für alle Fälle, und verbirgt ihn in ihrer Tasche. Dann krampft sie ihm das Kerzenlicht zwischen die Finger und horcht, ob er noch atmet. Als es aus seinen Mundwinkeln hervorschäumt, stockt ihr Gebet. Dann fährt sie mit dem Tuch über sein Antlitz, da sind auch gleich die Augenlider zu. Sie horcht. Nichts mehr. Sie huscht eilig zu seiner Kasse. Die Leiche ist noch kaum kalt, so nahen die Notare. Der Staat wie

die Familie haschen mit gleicher Gier nach dem Glücksfall, und eins sucht das andere zu überlisten. Ist es gut bestellt, dann kommt die pompöse Trauer. Er war so gut, sie sind ihm so dankbar und können sich verlassen auf den Tod, der keinen wieder aufwachen läßt. — Nein, ein solches Totsein möchte ich nicht erleben.

Der Himmel hat mich vor dem Unangenehmsten behütet — als reicher Mann zu sterben. Es muß eine wahre Kalamität sein, das, was man mit Sorgen erworben, mit Schmerzen geliebt hat, von dem man weiß Gott was für Freude und Lust erhofft hat, auf einmal fremden Klauen überlassen zu müssen. Vor dem letzten Beraubtwerden schützt keine Polizei. Und nicht zu wissen, ob die klagenden Hinterbliebenen Freudentränen weinen oder Trauertränen lachen. Bei den Armen geht es redlicher her, wird geweint, so ist es echt, wird gelacht, so ist es auch echt — und der im Sarg ist stillvergnügt.

Wenn man nur schon so weit wäre! Wenn bloß einmal das mit dem Schnabel in Ordnung ist!

Mein Testament. Es sind herzensgute Worte drin, und doch — und doch — Ziffern wären besser. Gott und der Schnabel, die werden's schon machen.

* * *

In der Jugend studiert man Erwachsene, um klug zu werden. Im späteren Leben studiert man Kinder, um glücklich zu werden. Mein Siechtum gibt mir Muße, von der Einfalt Weisheit zu lernen. Wenn das Kind eines zerbrochenen Spielzeugs wegen weint, so können wir lachen. Das ist Überlegenheit. Wenn die Flammen auf unseren Dachfirsten prasseln, so jubeln die Kinder. Das ist auch Überlegenheit. Werdet wie die Kinder. Und steht es nicht

irgendwo geschrieben, daß der Umgang mit Kindern gesund machen kann? Die Welt bedarf Männer, das Haus Kinder und der Sterbende lechzt nach einem Jungbrunnen.

In gesunden Tagen habe ich an meinen Kindern viel gesündigt. Die Kleinen wollten zu mir. „Kinder, ich habe keine Zeit!“ Sie wollten mit mir spielen. „So laßt mich doch, es kommt Besuch!“ Sie bitten, daß ich ihnen Märchen erzähle. „Aber Rangen, ihr seht ja, daß ich schreibe!“ Immer für Fremde, nie für die, deren Kreis noch so klein ist, die niemanden haben als Vater und Mutter. Auf den Abend werden sie vertröstet. Sie bestehen darauf mit hartnäckiger Sehnsucht. Der Abend kommt. „Ich bin müde, und ihr gehört ins Bett! Am Sonntage wollen wir miteinander spazieren gehen.“ Sie ergeben sich betrübt, zählen die Stunden bis zum Sonntag, bauen so zuversichtlich auf das Versprechen, als ob sie noch nie getäuscht worden wären. Am Sonntage wird man von Bekannten zu einem Essen geladen und sagt zu. So betrügst du das Kind um dich und dich um das Kind. Man kann unter einem Dache wohnen und doch um mehr als ein Weltmeer voneinander getrennt sein. Schicke deinen Sohn nach Australien, und du wirst die Bande, die dich an ihn knüpfen, inniger fühlen, als wenn euch eine zolldicke Zimmertür trennt. Freilich ist die Tür nur dünn, aber sie geht nicht auf. Eltern sind ihren Kindern lange nicht immer so treu, als sie glauben. Auf einmal sind diese erwachsen, und jetzt geht das Verwundern an über das Entfremdetsein der Kinder und daß es überhaupt keine Kinder mehr gebe.

Frida, das Mädel, ist stets die kleine würdige Schwester. Sie bemuttert die Knaben, brummt mit ihnen; ist anderseits wieder bereit, die Sünden der Brüder auf sich zu nehmen, wenn ein Strafgericht droht.

Von meiner Seite droht selten eins. Selbst als vor einigen Tagen die Gebrüder Dagobert gemeinsam eine Katze totwürgten, empfand ich zwar das Bestialische dieser Tat, polterte auch einige Flüche und Sittenregeln hervor, aber eigentlich zornig konnte ich nicht werden. Manchmal lechze ich nach einem jener Zornausbrüche, die in früherer Zeit mich oft so sehr erleichtert und erfrischt haben. Aber es glüht nichts mehr.

Radegunde jagte die Katzenmörder dreimal ums Haus herum, warf ihnen dann einen alten Handkorb nach, in dem sie das Tier zum Abdecker tragen sollten. Sie weigerten sich, es zu tun, sie vermochten eingestandenermaßen ihr Opfer nicht anzusehen, ein richtiges Verbrecherschauern ging über ihre Rücken.

„Ihr bösartigen Buben!" rief die Mutter ihnen zu, „als Merks werdet ihr mir drei Wochen lang täglich um diese Stunde ein Vaterunser beten!"

„Für die Katz?!" rief Steinschnabel dazwischen, der dem Auftritt beiwohnte. „Darf ich mich in den Handel mischen?"

„Und ob! Du bist ja künftig der Erzieher."

„Ihr werdet die Jungen doch nicht mit dem Gebet des Herrn strafen wollen! — Laßt mich machen!"

Er rief die Knaben vor. Und welch eine Miene! Das Sonnenleuchten seiner Augen wurde zu förmlichen Blitzen, die jeden Augenblick einschlagen konnten. „Warum habt ihr das arme Tier getötet?"

Sie schwiegen, ließen die Köpfe hängen. Sie wußten nicht warum.

„Böse Buben! Zur Strafe werdet werdet ihr eine ganze Woche lang das Vaterunser nicht in den Mund nehmen. Verstanden das?"

Sie huben an zu brüllen. Konrad, der gewohnt war, allemal vor dem Schlafengehen mit frommer Innigkeit das Vaterunser zu beten, kniete nieder: „Lieber Onkel, verzeihe uns!“

Der Onkel wandte sich mit strenger Miene ab. Und zu uns: „Auch die Alten können sich's merken und es gelegentlich ihrem Beichtvater erzählen.“

* * *

Also ist es, daß mir die Krankheit meine Kinder näher führt. Aber mein Zustand scheint ihnen selbstverständlich, und sie haben keine Traurigkeit.

Gestern kam Onkel Steinschnabel — jetzt ist er natürlich schon immer der Onkel — und brachte dem Konrad ein sonderbares Spielzeug mit. Eine Sanduhr. Bei einem Antiquitätenhändler soll er sie erstanden haben, er bedurfte sie als Modell zur Sanduhr am Denkmal für jene „charmante Dame“. Das Dinge hat sehr zierlich geschnitzte Säulchen aus Elfenbein und zwei Glastrichter, die mit den engen Ausmündungen aneinanderstehen, so daß der feine, gelbe Sand, der im oberen Trichter ist, durch den engen Hals in den unteren läuft. Der Knabe hatte das laternenförmige Ding, das an allen acht Ecken mit niedlichen elfenbeinernen Totenschädelchen geziert ist, auf den Tisch gestellt und betrachtete den lebendigen Sand. Oben am Rande wie in der Tiefe rieseln die Körnchen ineinander, unversiegbar rinnt das dünne trockene Brünnlein hinab, und kaum merkt man, daß im oberen Trichter der Sand in sich zusammensinkt, während der im unteren sachte ansteigt.

„Wie lange denn, Onkel?“ fragte der Knabe.

„Bis abends neun Uhr ist's abgelaufen,“ antwortete Steinschnabel. Durch Mark und Bein ging mir das Wort.

„Und dann?“ fragte der Knabe.

„Das sollst du sehen,“ sagte der Schnabel. Die Kleinen umkreisen ihn jubelnd, geben aber doch immer ein bißchen acht, daß das Sonnenleuchten seines Auges nicht plötzlich zum Blitze wird. Dieses helle, ewig frohe Auge durchleuchtet gleichsam die ganze Wohnung, bis ins Gemach der Frau hinein. Er spielt mit den Kindern, als ob er selbst eins wäre, und was ihnen an Schabernack nicht einfällt, das fällt ihm ein. Sind sie müde vom Tollen, so setzen sie sich zusammen, und er erzählt ihnen Märchen oder Schwänke, daß alle wie die hellen Glöcklein lachen. Selbst Gunde, die ernsthafte, läßt bisweilen ihre Hand mit der Nähnadel auf dem Knie ruhen und betrachtet die Gruppe wohlgefällig. Mit dem Schnabel spricht sie wenig und er mit ihr nicht viel, aber manchmal schauen sie sich doch offen an, wenn auch sehr kurz, nur so blitzartig. Mich dünkt immer, zwischen ihnen ist noch nicht ganz das Vertrauen, wie es zwischen Freunden sein soll.

Ich bringe an diesem Tage etwas in Anregung.

Meine Gestalt richte ich auf, soweit es noch gehen will, so stelle ich mich vor ihn hin.

„Schnabel, sieh mich an. Glaubst du denn nicht, daß sich der Dagobert noch rechtzeitig um ein bißchen Unsterblichkeit umsehen soll?“

„Aber versteht sich, wozu ist man denn Philosoph!“

„Nun also. Warum zögerst du denn immer noch, mir einen Antrag zu machen? Wenn so ein Kerl schon in Fleisch und Knochen nicht halten will, so stellen wir ihn einfach aus Stein her.“

„Wirklich?“ lachte er mich an. „Wäre es dir angenehm? Wird es dich nicht zu sehr ermüden? Wir können ja ganz kurze Sitzungen halten, und jeden zweiten Tag.“

„Gedenke der Sanduhr! Spute dich."

„Wir wollen uns vortrefflich dabei unterhalten."

„Na, weißt du, der Unterhaltung wegen gerade nicht, so gut du dich auf Kurzweil verstehst. Man sollte dich ja geradezu einsperren, du lieber Zeitvertreiber und Lebensverkürzer! Doch in diesem Fall ist's anders. Wenn einer weiß, die Witze sollen nur verhüten, daß die Visage des Modells nicht ganz in Apathie versumpft, dann zündet das Feuerwerk nicht."

„Das ist abzuwarten. In der nächsten Woche beginnt die Schöpfung. Gott nahm Lehm. Material zweiter Güte. Wir wollen es mit Carrara-Marmor versuchen."

„Sage mir, Vertrauter, hast du einen größeren Vorrat von dieser Gattung Geist? — dann lieber nicht. Wisse, allzuviel Spiritus ist Kranken nicht zuträglich."

„Und schon gar, wenn es Fusel ist, nicht wahr? Na, Freund, du sollst nur nahrhaftes Getränk haben. Milch, wie ein Säugling an der Mutterbrust. Kind, altes, launenhaftes! Zeige deinem himmlischen Vater nur noch einmal ein frohes Gesicht." Er nahm meinen Kopf zwischen seine Hände, von Aug' zu Aug' ging ein Strahl, der mein ganzes Wesen warm durchrieselte.

„Sei doch wieder einmal ein ganzer Mensch!" sprach er weiter, „erhebe dein Herz, und das Schicksal hat keine Macht über dich. Schau doch. Ob es Glück oder Unglück um dich gibt, das kommt auf dich selber an. Nach dem, wie du bist, gestaltet sich dein Geschick. Gewöhne dir doch einmal das Wünschen ab und die Ungeduld nach der Gesundheit. Verzichte gelassen auf sie, vielleicht hast du sie dann."

„Mir schwillt das Herz bei deinen Worten!" rief ich entzückt aus.

„Das soll's aber nicht. Schwellen soll's nicht. Ich

gedenke dir eine leidenschaftslose Heiterkeit ins Gesicht zu meißeln, dann sollst einmal sehen, was du für ein Bursche bist."

Beim Abendessen ging's wieder gemütlich zu. Ich fühlte mich wohler als gewöhnlich, mein Weib legte mir das beste Stück Kalbsbraten auf den Teller und bat den Onkel, sich selber zu bedienen. Die Knaben stritten lustig über Raben. Richard behauptete, die Raben wären schwarz, Konrad versicherte, sie seien weiß. Der Schnabel schlichtete den Streit, Konrad habe recht, denn es gebe auch weiße Raben — wenigstens im Sprichwort. Richard hätte übrigens auch nicht ganz unrecht, weil die schwarzen Raben in der Mehrzahl seien.

Plötzlich wandelte mich eine Ohnmacht an; mein Weib bettete mich auf das Sofa und hielt mir ein in Weinessig getauchtes Tuch vor die Nase.

„Onkel!" rief Konrad, „die Sanduhr ist abgelaufen."

Auf dem Schranke stand sie, wie ein Laternlein anzusehen, in dem kein Licht ist. Der obere Trichter war leer, der untere voll. — Aller Augen schauten hin, Konrads blickten erwartungsvoll auf den Onkel.

„Ist sie abgelaufen?" sagte dieser.

„Ja, Onkel, sie ist abgelaufen."

„Na, dann macht man's immer so."

Und stülpte die Sanduhr über, daß der volle Trichter oben war und das dünne trockene Brünnlein sachte begann, nach unten zu rieseln.

* * *

Zu blöde ist das. Über das Christfest habe ich heute weinen müssen — daß es so glückselig ist. Ja, mein Gott, wenn man auch in diesem Fall weint! Wann kommt man

dann überhaupt zum Lachen! So nervös wäre ich! sagen sie. Was heißt das? Ist dann nicht auch ein morscher Strick nervös?

„O Weihnacht und kein Kind im Haus!" sang vor etlichen Tagen der Schnabel. In lustiger Melodie sang er es, aber die Stimme hatte einen Trauerschleier um.

„Kinder! Es sind ihrer ja im Hause!" sprach ich. „Du weißt doch, wohin du gehörst am Weihnachtsfeste!"

So ist er bei uns gewesen. Gunde war nicht sonderlich davon erbaut, sie möchte solche Feste allemal „ohne Zeugen" begehen, aber dann fällt's immer ein wenig herb hausbacken aus. Onkel Sonnenschein zerstreut das leichte Gewölk.

In solchen Tagen kommt alles wieder, was man je an solchen Tagen gesündigt hat. Die größte Weihnachtstugend, hatte ich immer geglaubt, bestünde im Geben. Tatsächlich besteht sie im Nehmen. In der Kunst, recht und liebreich und dankbar zu nehmen. Mein ganzes Herz legte ich in die Geschenke für mein Weib, und was sie gab, das war mir oft fast peinlich, weil ich nicht an ihre Liebe, sondern an ihre Opfer dachte. Heute mache ich das besser. Ich schenke nicht viel, lasse mich aber tapfer beschenken, und das macht meine Gunde froh und heiter, auch ohne den Onkel Sonnenschein.

Mein Nachbar, der alte Bankier Golding, hatte wieder seinen Anfall von Schenkwut. Zu Weihnachten pflegt er seinen Bekannten Körbe von Naschwaren, Spielwaren und Nippsachen ins Haus zu schicken. In hastiger Erregtheit bindet er schon tagelang vorher Pakete, windet Flaschen in Stroh und nagelt Kisten. Am Vorabend beschäftigt er neun Dienstmänner zum Austragen. Ist das Fest vorüber, dann hockt er sich zu seinen Geschäftsbüchern, rechnet und knausert, und seine Seele sitzt wieder ein ganzes Jahr lang im Arrest

— der Wertheimerkasse. Meinen Leuten hat der Edle diesmal ein Fäßchen Heringe geschickt und mir ein Paar benagelte Bergschuhe mit Rucksack und Eispickel. Der Witz ist gut, aber — das Fleisch ist schwach.

Einst hatte ich halb Europa durchwandert mit meinem Haselstock, den ich mir als Student am Fuße der Wartburg geschnitten. Heute dient dieser Stock noch dazu, daß ich ein Kerzchen dran binde und mit ihm den Christbaum anzünde. Während solcher Tätigkeit begann der Christbaum sachte zu tanzen, das Zimmer begann zu tanzen — später fand ich mich liegend auf dem Fußteppich, Haupt und Kleider feucht von dem Wasser, das sie mir an den Leib gegossen hatten. Gunde labte mich wie immer mit Essig, der Schnabel löste mir die Schuhe von den Füßen, in schweigendem Verständnis waren sie eins, mir zu helfen. Die Kinder standen schluchzend umher und wimmerten: „Mein Vater! Mein Vater!"

Und das ist dies Jahr ihre Christbaumfreude gewesen.

Der Doktor ist geholt worden und hat mich wieder einmal gründlich untersucht, auch Herz und Nieren durchforscht. Gundes und des Bildhauers Augen hingen an seinem Munde, aber er hat nichts gesagt. Auf die Bemerkung meiner Frau, daß ich einmal Verlangen nach Früchtebrot geäußert hätte und ob sie mir unter Umständen davon geben dürfe, antwortete er fast barsch: „Ich bitte, Frau. Geben Sie ihm alles, was er wünscht!"

* * *

Am Tage der unschuldigen Kinder ist der Volkssitte entsprechend früh am Morgen Konrad an mein Bett gekommen, hat mit einem Birkenrutlein auf meine Decke los-

geschlagen unter dem hellachenden Ruf: „Kindel auf! Kindel auf! — Frisch und g'sund! Frisch und g'sund!"

Ich wüßte auf Erden keinen Schlag, der so süß wäre als des lieben Kindes zarter Rutenstreich an diesem Lostage. Und ich wüßte keinen furchtbareren Schicksalsschlag als den nach Vater oder Mutter geführten Schlag eines ruchlosen Kindes.

* * *

Aus meiner Lade habe ich heute alte, heilige Sachen hervorgeholt. Das Myrtensträußchen vom Hochzeitstage. Das knistert, so dürr ist es. Wie fange ich es nur an, daß sie mir dieses Kleinod in den Sarg mitgeben? Ich fürchte mich vor der großen Einsamkeit im Grabe und möchte einen Segen bei mir haben. Aber man darf ja nicht ein Wort davon sprechen. Alle stecken ihren Kopf in den Sand und lassen mich allein mit meinem Sterben.

Ich will wieder einmal meinen letzten Willen schreiben.

Schreiben und immer schreiben! Das zagende Wort, sonst habe ich ja nichts mehr. Und Sterbende sollen bekennen und beichten.

* * *

Meiner Tage habe ich noch keinen toten König gesehen. Auch keinen toten Bettler. Nur tote Menschen. Ich kann nicht fassen, weshalb der eine Mensch ohne weiteres und der andere mit aller Umständlichkeit ins Grab geworfen wird. Mir ist es unfaßbar, daß der heilige Menschenleib dessen, der im Leben angesehen war, mit kindischem Takt entehrt werden muß. Vor der Majestät des Todes ist aller Prunk kurzweg lächerlich. Oder wäre es gerade der pas-

sende Abschluß für das Possenspiel des Weltlebens? Wenn der Tod nur auch einen Spaß verstünde!

Ich will für meine werte Person das Begräbnisprogramm aufstellen und selbiges an die Kasse kleben, damit sie es gleich finden.

Da liegt auf kaltem Bett die Lehmgestalt, die aus dem Menschen eine Sache geworden ist. Sie waschen das Antlitz und strählen das Haar, denn es ist der hohe Festtag gekommen. Vielleicht weht die abgeschiedene Seele, bevor sie den Flug weiter nimmt durch die Ewigkeiten, noch ein Weilchen ums Ruhebett und schaut verwundert die Gestalt an, in der sie gehaust hat. Manches Menschenantlitz ist in den ersten Stunden des Todes schöner, als es im Leben gewesen. Der Abschiedskuß der Seele.

Drei Tage lang liege der Leib noch im Lichte, damit denen, die in Liebe und Nachsicht ihn gewohnt waren, das Entschwinden nicht zu plötzlich sei. Die ihm gut gewesen, sollen an dem friedlichen Schläfer sehen, daß es auch so gut ist.

Das Schweigen des Toten! Nichts ist so beredt. Aber seine ganze Weltanschauung heißt: Mir ist alles eins. Nicht einmal Bahre und Grab kümmern ihn was, das sind Angelegenheiten der Überlebenden, die sie sich einrichten mögen nach ihrem Belieben. Je persönlicher dieses Belieben, je unabhängiger von Brauch und Sitte — je echter.

Die starre Gestalt in ein dunkles Gemach legen, zu Häupten eine Ampel anzünden und ein paar Kerzen und ihr ein einfaches Kreuz in die Hand geben. Das Sterben ist als eine religiöse Handlung zu betrachten, als ein Opfer seiner selbst dem Ewigen. Dann auf die Brust den Myrtenzweig. Sind Blumen da, so sollen sie nicht gebrochen, sollen

lebendig sein. Was macht ein Toter mit toten Pflanzen? Erdreich will Lebendiges hegen.

Mit Heftigkeit lehne ich ab den Metallsarg, die gewölbte Gruft. Kein Kerker soll mich absperren vom Leben der frischen fruchtbaren Erde, die ein Anrecht auf mich hat, wie ich auf sie. Was sagte doch letzthin der Schnabel, als er mit Lehm umtat? „Wir wollen miteinander ja noch vieles schaffen, wir wollen die Zukunft noch überraschen mit dem, was wir können, die Erde und ich, der Wille!" Ein Sarg aus Fichtenholz, nicht angestrichen, denn die Farbe „konserviert", das heißt in diesem Falle, sie hält lange tot, was tot ist. Ich will aber baldigst wieder anfangen. Am nettesten wäre es, den Leib bloß in Leinwand gewickelt der Erde zu übergeben.

Des Leichenbegängnisses wegen bin ich unbescheiden. Nicht von Tieren will ich gezogen werden, vielmehr von Menschen getragen. Auf zwei Bahrstangen, die auf den Schultern der Männer liegen. Kranzspenden verbeten. Grünzeug und buntes Bänderwerk in Haufen nachschleppen? Nein. Es ist ja wahr, was Roderich sagt, daß der Mensch, wenn er sein Innerstes heben will, zur Blume greift, eine Blume der Braut, eine Blume dem Toten. Allein die Vielheit des Straußes heißt Laub und die Vielheit der Blume heißt Heu. Ich habe Leichenzüge gesehen, deren Kränze ein kleines bürgerliches Vermögen ausgemacht haben. Und rechts und links am prunkvollen Toten darben Lebendige. Wenn jenen Armen, deren fleißige Hände vielleicht die Kränze wanden, noch der Ertrag zukäme! Nein, er kommt den Krämern zugute. Das Kränzeunwesen ist eine der dümmsten Sitten und grenzt in seiner jetzigen Unwahrhaftigkeit schon beinahe an — nein, ich will's nicht sagen.

Die Prunkgewinde, deren Schleifen stets mit dem Namen

der Spender geschmückt sind, zeigen aller Welt, wer sich um die Trauer auch was kosten lassen kann. Kurz, ich hasse die Kränze, ich hasse sie aus Liebe zum Kranz; in der Masse erstickt das Symbol, nur der eine Kranz auf dem Sarge, von den Nächsten hingelegt, nimmt Weihe an. Was die Liebe tut, um sich zu genügen — Gott sei davor, daß ich es tadle!

Und nun die letzte Station: das Grab. Wem wird vor der Erde grauen — vor sich selber! Sagte das nicht Onkel Sonnenschein? Also intime Beziehungen. Ein tiefes eigenes Grab ohne Kündigungsfrist. Der Hügel ein Garten. Hier beginnt das Reich der Kränze, der lebendigen. In frischen Halmen gedenke ich wieder heraufzukommen, durch die Blume will ich zu Weib und Kindern sprechen: Auferstehung von den Toten, ewiges Leben.

* * *

Gesagt ist es ganz hübsch.

Doch im Halm, in der Blume fortzuleben, oder in einem Schmetterling, einem Vogel, oder im Tau, oder im Lehm — nein, das wäre mir zu lumpig. Mir schwant eine ganz andere Offenbarung, und wenn ich jetzt sehr gescheit philosophieren werde, so brauchst du, mein lieber Steinschnabel, mich deshalb nicht gleich für verrückt zu halten. In schlaflosen Nächten, wo das Ticktack der Uhr gleichsam mit unaufhörlichen Schritten von einer Ewigkeit zur anderen geht, da kommt's. Schon an der Pforte des Jenseits stehend, möchte man doch gern ein wenig durchs Schlüsselloch gucken — aber der Schlüssel steckt von innen. Da tut man ein übriges und — spinnt. In Spiel und Ernst spinnt man weiter und verstrickt sich sachte in das Hirngespinst, daß es schließlich ist, als hätte die Seele, die arme, ein Hemd aus Spinnweben an.

Wohlan! — Was ich heute schreibe, es wird morgen belächelt, übermorgen vergessen, nach hundert Jahren unverständlich, nach tausend Jahren selbstverständlich sein.

Es ist mir nicht möglich, das Leben zu lassen, es ist nicht möglich. Das ewige Sein, ich gebe es nicht hin, und müßte ich die Zukunft mit der Vergangenheit ausfüllen. Daß ich's nur sage: Unser Leben muß sich wiederholen. Denn der Wahn, daß wir just und eben jetzt ein Eintagsfliegenleben hätten, ist zu dumm. Ich bin, und das ist mir der allersicherste Beweis, daß ich war und sein werde. Daß wir täglich Leute um uns geboren werden und hinsterben sehen, beweist nichts, sie sind eine Erscheinung, sie kamen nach unserer Wahrnehmung her und gingen wieder fort. Das werden auch wir anderen so erscheinen, als wenn wir kämen und gingen. Als moderner kritischer Geist glaube ich nur das, was ich persönlich weiß und erfahren habe. Vom Geborenwerden weiß ich nichts, das Sterben habe ich nicht erfahren. So werde ich wohl immer sein. Nicht wahr, ich bin verrückt, wie ein Philosoph, oder philosophiere wie ein Verrückter!

Plaudern kann man ja davon, wir haben reichlich Zeit dazu, wir Bürger der Ewigkeit. Es kommt dicker: ich will ewig sein, ohne alt zu werden, ohne die Kette von Ursache und Wirkung bewußt fortschleppen zu müssen.

Seit Kindheit weiß ich, daß uns der liebe Gott einen Himmel bereitet hat. Der wird unsinnig schön sein! Weil man aber nicht weiß, wie und wo und wann, so ist das beängstigend. Und weil der Bauer nichts ißt als das, was er schon kennt, so möchte ich einen Himmel haben, den ich schon gewohnt bin. Und so werde ich den lieben Gott, wenn er just einmal in guter Laune ist, bitten: Herr! Willst du mir schon recht gut sein, so gib mir mein Leben wieder,

das zu Ende will. Laß mich mein altes Leben wieder durchmachen. Nicht etwa, weil ich's besser machen wollte ein zweites Mal, sondern, weil's mir gerade so gefällt, wie es war und ist. Geht's oben an den Rand, so fange ich wieder unten an. Und allemal so herum. Gib mir's ganz genau wieder, wie es war, als ob es photographiert und phonographiert und typographiert wäre, mit allen Örtlichkeiten, Menschen, Freuden und Plagen, Dulden und Taten, Tugenden und Sünden. Die Sünden vergiß mir nicht, sie haben auch ihr Gutes! Ich will nichts vermissen, nicht das rotblumige Tuch am Busen meiner Mutter, das ich beiseite schob, wenn's zu trinken gab; nicht das blaue Kinderkittelchen mit den weißen Sternen; nicht das tönerne Milchschüßlein mit den gemalten Spiralringen; nicht ein einziges Bein vom roten Pferde, dem hölzernen, außer bis ich es selber kaputt mache; nicht ein Härchen von meinem ersten Bartanflug, an jedem hing ein Himmelreich. Alles, alles wieder, in derselben Reihenfolge, mit derselben Entwicklung in mir und weit ringsum. Es werde, wie's gewesen ist. Amen!

Nun mag es ja sein, daß der liebe Gott wundershalber nicht anders wie ein vernünftiger Mensch antwortet: „Aber Kind, was für Mucken! Soll ich deinetwegen die ganze Welt zurückschrauben um so und so viele Jahre? Soll ich alle Toten wieder erwecken, daß sie dein Gefolge seien? Soll ich den alten Zeitgeist wieder einführen, den sie unter vielen Plackereien endlich losgebracht haben? Nein, ein solcher Reaktionär ist der Alte doch nicht."

Und wenn wir zwei beide schon einmal so im gemütlichen Gespräch wären miteinander, so würde ich nun bescheidentlich entgegnen: „Herr und Vater! Wie du jetzt gesprochen, das ist dein Ernst nicht. Es ist sicher nur ein

liebenswürdiger Spott auf die menschliche Naseweisheit. Denn so klug reden nur die törichten Menschen. Wozu wärest du der Allmächtige, der alles kann! Und schließlich — an der Welt brauchst du ja gar nichts zu ändern, lasse in Gottesnamen alles, wie es ist, nur gib mir die Vorstellung, als ob alles so wäre, wie ich es meine. Nur ein Rädchen im Gehirn berühre mit deinem Finger, und es ist."

Darauf wird der Herr mir wahrscheinlich auf die Achsel klopfen und sagen: „Laß das gut sein. Wie es zu machen ist, das weiß ich schon selber. Gehe jetzt an dein Tagewerk, wir sprechen noch davon."

* * *

O, so lebensdurstig, so lebensdurstig! Dieses Sein, das die vom Doktor Balsam gezogene Grenze bereits überschritten hat, auf Wucherzinsen möchte ich es anlegen im altrenommierten Bankhause Ewigkeit.

Der Winter geht zu Ende, und ich atme noch. Beim Buchbinder hat er sich auch geirrt, endlich aber doch recht behalten. Der Buchbinder wiederholt vielleicht just anderswo sein Leben, und ich springe morgen über oder — schnappe über.

Ach, Santa Maria! Wenn ich nur einmal noch einen Lebenswandel führen könnte, wie es Gott gefällig ist — nämlich auf zwei Füßen.

Vor ein paar Tagen sind wir ausgefahren, um frische Gottesluft zu schnappen. Die Felder liegen noch im Schnee, die Straßen sind grundlos, von oben scheint die Sonne, und auf den Fichtenwipfeln, die scharf und klar in den blauen Himmel hineinstehen, singen die Finken. In zwei Bettdecken hat meine Gunde mich eingeschlagen, um Hals und

Kopf noch ein Wollentuch gewickelt, so daß nur Nase und Augen ein bißchen hervorgucken können. Sie sitzt neben mir und wendet keinen Blick von dem alten Wickelkinde. Gegenüber der Schnabel, immer der gleiche frohe Bursche, warmherzig, schalkhaft, ihre Sorgen, die er heimlich teilt, zerstreuend. Wie schwer er die Zigarre entbehrt an meiner Seite! Wie tapfer er auf das Glas Wein verzichtet, das ich als Temperenzler abgeschafft habe. Er ist sonst einer, der's nicht verschmäht — durchaus nicht. Im vorigen Jahre, noch bestrebt andere zu retten und selig zu machen, habe ich denn mal auch diesem Lebemann etwas Moralisches versetzen wollen. Wir begegneten damals im Walde einem alten Holzknecht mit roten Wangen und weißem Haar. Voll frischen Schwunges klob er Scheiter; aus seinem lebhaften Auge blickte soviel Gesundheit und Nüchternheit, daß ich ihn schier meinem Freunde Schnabel als leuchtendes Beispiel aufstellen wollte.

„Immer fleißig?" sprach ich den Mann an.

„Passiert."

„Wie alt seid Ihr nur?"

„Rat' einmal."

„Ich geb' Euch sechzig."

„Ich nehm' sie nicht. Um zwanzig Jahre zu wenig."

„Daß Ihr bei Eurem hohen Alter noch so bei Kraft seid!"

„Passiert."

„Saget uns doch einmal, Vetter, wie Ihr immer gelebt habt?"

Er zuckte die Achseln, denn er wußte keine Antwort.

„Daß Ihr noch so frisch und rüstig seid und so alt geworden, was tut Ihr denn?"

„Ich? Was ich tu, daß ich so alt geworden bin? Saufen tu ich!“

Man kann sich's denken, wie schadenfroh der Schnabel aufgelacht hat darüber, daß der Mäßigkeitsapostel ein so unpädagogisches Vorbild erwischt.

Erst später hat es sich herausgestellt, was der Alte unter „saufen“ verstand. Wenn in der Gegend der Typhus drohte oder die Cholera oder die Blattern grassierten, da ging der Mann her und soff. Nämlich, er trank Wacholderbranntwein als Schutzmittel gegen Ansteckung. Vor einem lukullischen Bildhauer möchte ich aber doch keinen Waldsohn mehr fragen, wie er lebt.

Von der Spazierfahrt heimgekehrt, mußten mich zwei Dienstmänner aufs Zimmer tragen, so sehr hatte mich die freie Luft angegriffen. Dann merkte ich aber, wie hinter der Tür Gunde in ihr Tuch schluchzt und wie der Schnabel neben ihr steht und zu trösten sucht. Heute ist's doch wieder so weit, daß wir miteinander ein Terzett gelacht haben, weil der Schnabel aus einer Kartoffel den Doktor Balsam modelliert hatte.

Mit meinem Porträtsitzen ist's nichts. Sie haben mir sogar den Spiegel aus dem Zimmer genommen unter dem Vorwand, es müsse der Rahmen einmal frisch vergoldet werden. Der eigentliche Grund — ich kann mir ihn schon denken.

Wir haben eine alte Magd im Hause, die seit gestern über heftiges Magenleiden klagt, daß sie gar nichts mehr essen könne. Doktor Balsam fand sofort, daß sie an einer Halsentzündung litt, und stellte es sich heraus, daß die Person den Schlund für den Magen hielt. Unter diesem Dafürhalten ist sie achtundfünfzig Jahre alt geworden. Der Schnabel meint, sie hätte es auch jetzt nicht notwendig zu

erfahren gebraucht, wie die Sache steht. Der Mensch müsse anständigerweise wohl einen Magen haben, brauche aber nicht zu wissen, wo er sitzt.

* * *

Immer und überall die schlimmsten Zeichen!

Gestern war mein Geburtstag — der siebenunddreißigste; ist viel für meine Gesundheit getan worden. Als ich mit Gunde anstieß, zerbrach mein Glas, so daß der rote Wein sich über das Tischtuch ergoß.

„Hurra, Kindstaufe!" rief der Schnabel.

Frau Gunde war erschrocken — ich merkte es wohl.

„Und du mach' mit deinem dummen Krimskram in den Winkel!" schrie sie dem Konrad zu. Dieser spielte nämlich mit der Sanduhr.

* * *

Muß schon ein paar Jahr her sein, daß wir, Steinschnabel und ich, eines Tages in unserer Stadtpfarrkirche gestanden haben, um die Marienstatue aus dem dreizehnten Jahrhundert zu betrachten. In der Kirche saßen Andächtige und summten ein Gebet.

„Was ist denn das?" fragte Steinschnabel.

„Das ist eine Litanei."

„Aber sie beten immer: Vom jähen und unversehenen Tode erlöse uns, o Herr!"

„Ja, ja, so lautet's."

„Mensch, das ist ja falsch!" sagte er fast laut. „Den jähen und unversehenen Tod beschere uns, o Herr! muß es heißen."

Wenn einer in Leiden und Angst so dahinsiecht, sich und anderen zur Qual, da denkt man daran.

* * *

Rhythmisch wiegend waren Klänge durch mein Haupt gezogen während des Schlafes. Dann war ich aufgewacht. Im Nebenzimmer gingen geschäftige Schritte auf und ab. Das ist was Besonderes. Ich klingele. Gunde kommt herein und versichert, es sei nichts. Da bin ich schon auf den Beinen und eile ins Zimmer der Kinder. Liegt ausgestreckt der kleine Konrad, stahlblau im Gesicht, starr der Blick — ringt furchtbar nach Atem, an den Lippen Schaum. Die Magd läuft mit warmen Tüchern herbei, murmelt: „Es wird gleich besser!" Und mit dem gleichen Atemstoß ruft sie alle Heiligen an. Ich werfe mich in die Kleider, laufe die Treppe hinab, hinaus in die regnende Nacht — zum Arzt. Der erschrickt nicht wenig und jagt mich nach Hause. Mein Gott, jetzt fällt mir ein: Ich bin ja selber krank!

Nach zwei Stunden war bei dem Knaben der schreckliche Krampf vorüber. Er schlummerte, ich rang zornig mit dem Doktor, der mich mit Gewalt an mein Bett schleppte. Ich war nicht müde, in der lebhaften Betätigung für das Kind hatte ich Erquickung gefunden. Erst auf die Versicherung, daß es bei dem Jungen nichts als ein Stimmritzenkrampf gewesen und die Gefahr vorüber sei, habe ich mich beruhigen können.

Am Morgen hatte ich ein paar Stunden länger geschlafen als sonst. Wenn es noch eine Ordnung gäbe auf der Welt, so müßte ich jetzt tot sein. Aber es gibt keine Ordnung mehr. Doktor Balsam ist arg erbost. „Solche Patienten habe ich schon gar gern," soll er bei einem Nach-

bar über mich gesagt haben. „Da begehen sie mutwillig einen Selbstmord, und der Arzt soll sie wieder von den Toten auferwecken.“

* * *

Vier Tage seit der Schreckensnacht, und ich lebe immer noch. Ich schlage wieder einmal in einem pathologischen Werke nach, was hätte geschehen können. Regelmäßigerweise hätte ich an einem Herzkrampf zusammenstürzen müssen. Es ist ein sehr interessantes Buch, ich finde alle meine Krankheitserscheinungen drin: die Brustkrämpfe, den abnormen Herzschlag, die unheimliche Abmagerung, die Verdauungsschwäche, den Schwindel, die Appetitlosigkeit, die Unruhe im Schlafe, das Blutbrechen, die enorme Erschöpfung, kurzum, mein ganzes Todesarsenal ist in dem gelehrten Werke genau aufgestapelt. Nur die Ursache, weshalb ich an meinem Exzesse nicht gestorben bin, steht nicht drin. Und gerade das ist das Ungeheuerliche.

Nun, so will ich weiter hangen und bangen und mich vertraut machen mit dem Unabwendbaren. Es wird doch auch im gestorbenen Zustande auszuhalten sein, mutmaßt der Schnabel. Wer weiß, warum die Totenschädel alle lachen!

* * *

In guten Tagen denkt man selten daran, daß sie mit schlimmen bezahlt werden müssen. Bevor du zum Festschmause gehst, wähle dir einen Arzt. Wähle klug, nimm einen erster Güte. Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein! Dieses Wort sprach einer der berühmtesten von ihnen.

Ich möchte gern dankbar sein und den Ärzten, die

mir schon so viele Ratschläge erteilt haben, auch ein paar geben.

Der Kranke sucht beim Arzt vor allem persönliche Teilnahme. Der Arzt soll ihn geduldig ausreden lassen, und für diese wohltätige Geduld darf er — ich gestatte es — Honorar einstecken. Bei den Verordnungen braucht er nicht gerade allemal der Buchwissenschaft das erste Wort zu lassen, er darf manchmal auch seinen oder anderer Hausverstand zum Konsilium laden.

Kranken, die Medizin wünschen, soll sie verschrieben werden. Der Glaube wirkt auch hier das Wunder. Oft bittet der Kranke um volle Aufrichtigkeit. Aber! Nur die größten Verbrecher dürfen zum Tode verurteilt werden. An mir hat Doktor Balsam einen Justizmord begangen. Oder begehen wollen. Junge Ärzte leiden an der Gier nach Operationen. Zwei Stunden von hier lebt ein Mann, dem das Bein abgeschnitten werden sollte. Das erste und das zweite Mal ließ er die Doktoren mit ihren Messern nicht vor; als sie, in höchster Besorgnis, die Sache könne mit einer allgemeinen Blutvergiftung enden, das dritte Mal kamen, war der Kranke geflohen und zwar — zu Fuß! Die meisten Patienten sind undankbar. Geht's gut, tut's Gott oder ihre eigene Umsicht; geht's schlecht, ist der Arzt schuld. Es gibt auch Ärzte, die den Spieß umdrehen.

Manchem Arzt wird nachgesagt, daß er hauptsächlich auf Gelderwerb ausgehe. Das glaube ich nicht. Wer wird deswegen in die Tiefen des menschlichen Elends steigen und sein ganzes Leben darin zubringen! Nein, dahin schickt ihn die Liebe. Wenn er auch abgestumpft ist gegen das Leiden und oft gleichgültig erscheint — es ist die starke, opferfähige Liebe. Mancher Arzt bringt — anstatt Honorar zu nehmen — Geld mit ins Haus des armen Kranken.

Arm, aber angebetet von dem Volke. Mein Doktor Balsam ist just kein solcher Popularitätshascher.

Wöchentlich ein paarmal kommt er zu mir, stets sorgfältig rasiert, in guter Laune und in weißer Weste. Er setzt sich breit und behaglich zu mir, prüft die Temperatur, erklärt mir, wie man Zwiebeltunke bereitet, weshalb die ungarischen Kornpreise steigen und erzählt dann Witze aus der „Jugend“. Nebenbei schreibt er manchmal ein paar lateinische Worte auf, für die Apotheke. Von mir ist weiter nicht die Rede.

* * *

Mein Vater sah einmal einen armen Sünder zum Hochgericht fahren. Der hatte schwarze Handschuhe angezogen und um seinen Hut einen Trauerflor gewunden. Ordentlich in Feststimmung schien der arme Teufel zu sein. War er doch jetzt einmal der Mann des Tages. Bin ich nicht derselbe Tropf mit meiner geistigen Trauertoilette?

Der Frühling ist da. Wie soll ich mich zu ihm verhalten? Ich empfinde keine Betrübnis und keine Freude, bin völlig stumpf. Vielleicht läßt mich der Herrgott so dumm werden, daß ich vom Sterben nichts merke.

Das wäre gescheit.

* * *

Wenn das Sterben nur nicht gerade das letzte wäre, was einem passieren muß! Wenn nach demselben nur noch ein bißchen was käme, sei es eine Stunde Liebesglück, sei es ein frohes Lied, sei es ein Ausblick von der Bergeshöhe, sei es ein frischer Freundschaftstrunk, nur etwas als Lohn für ein tapferes Sterben, nur eins, das nicht mehr unter dem Siegel des Todes steht.

„Ja," fragte mich auf solche Klage der Freund, „bist denn du nicht bei den Göttern geladen im Elysium?"

Vielleicht wird das Sterben nicht schmerzlich sein. Schmerz ist nur ein Zeichen von Lebenskraft. Gefühllosigkeit, Bewußtlosigkeit — tot. Na nu, jetzt weiß ich, weshalb mir der Lenz nicht mehr fühlbar ist.

Aber — Sterbende haben ihre Launen. Mancher will, daß die Hinterbleibenden hübsch gesittig zu seinem letzten Segen niederknien. Einer wie ich macht in der letzten Stunde noch das Programm fürs Begräbnis und bestimmt seine Gewandung, in der er die große Reise antreten will. Sie möchten nach ihrem Tode gern noch eine Weile mitspielen und es anderen aufmutzen, was ihnen selber nicht gelang. In Krimdorf drüben starb einer, der des lieben Himmels wegen seinem Töchterlein das Versprechen abnahm, ins Kloster zu gehen. Nun hat das Mädchen mit der Erfüllung solange gewartet, bis die Liebe kam. Es muß den Schwur brechen oder ins Elend wandern. Und das hat der liebende Vater auf dem Sterbebett getan.

* * *

Ich glaube schon darum, daß es zu Ende ist, weil ich mich bereits nach allen Seiten hin ausgestreckt habe. Es gibt nichts Erhabenes, und es gibt nichts Niederträchtiges, das ich nicht gedacht und gefühlt hätte. Ich bin in der Gesinnung ein Heiliger gewesen und im Leben ein Erzschelm. An einen Beichtvater werde ich noch denken müssen. Hat man die lateinischen Rezepte hinter sich, dann kommen die lateinischen Gebete. Lateinische Küche, lateinische Kirche — deutscher Michel!

* * *

Meine Krankenstube ist eine Künstlerwerkstatt. Da ich mich für die Reproduktion leider nicht mehr eigne, so ist Radegunde herbeigeholt worden. Da hilft kein Sträuben, sie wird in Lehm gemodelt, später in Gips gegossen, damit ich — spaßen sie — ein Andenken hätte, wenn sie einmal gestorben sein würde.

Ich solle hübsch daneben sitzen, meint der Schnabel, und zusehen bei dem Kunststück, wie man eine bewegsame Hausfrau festbannt. Ich hatte das in der Tat nicht für möglich gehalten, aber dem Schwerenöter gelingt's. Es zuckt ihr wohl in den Gliedern, wenn draußen die Knaben poltern oder die Magd schreit. Sie kneift die Lippen zusammen, das ist jedoch dem Schnabel nicht recht. Sie wirft den Kopf und schupft die Achseln, das ist ihm auch nicht recht. Sie grollt über das gottlose Dasitzen, wo das Haus voll Arbeit sei, das macht ihm gar nichts, denn sie sitzt doch. „Auf ein Andenken, wenn sie nimmer sein wird." Kindereien!

Ich habe diese Sitzungen hauptsächlich veranstaltet, damit die beiden sich ein wenig aneinander gewöhnen. Denn sie trutzt wirklich manchmal mit ihm. Seine heitere Geduld mit ihr scheint grenzenlos, könnte aber doch einmal ein Ende nehmen, und damit wäre die Vormundschaft in Frage gestellt.

Sogar schon an der halbfertigen Büste sieht man's, was meine Gunde eigentlich für einen klassischen Kopf hat. Dieser Hals und diese Nasenlinie und diese leicht vorgeschwungene Oberlippe! Man sieht sich solche Dinge, in denen so viel Seele liegt, vereinzelt zu selten an. Der Schnabel legt sein Löwenhaupt einmal nach der einen, dann nach der anderen Seite hin und betrachtet das Werk fast mit Begierde, und aus seinen Augen sprüht heißes Leben auf das kahle Ton-

gebilde, daß mich manchmal dünkt, es müsse die Augen niederschlagen. So sind die Künstler, alles Wirkliche wird ihnen erst bedeutsam, wenn es in Kunst übergeht.

Zum Andenken, wenn sie nimmer sein wird! Der dumme Gedanke ließ mich heute nicht schlafen. Er ist wie ein wildes Tier, das in friedliche Gefilde einbricht. Er ist nicht zu fassen. Daß sie mir vorangehen könnte! O Herrgott, bin ich ein Egoist! Was ich nicht ertragen kann, soll sie ertragen! Immer nur denke ich an mein Sterben, nie an ihr Leid. Jetzt erst, o Heiland, sehe ich die ganze Gräßlichkeit dessen, was uns bevorsteht. Wenn sie mich so lieb hat als ich sie — o mein Gott! o mein Gott!

* * *

Ist es nicht merkwürdig, daß man einen Menschen als fahlen Lehm oder braune Erde ansehen kann, ohne wahnsinnig zu werden? Ein junger Mann stand auf dem Kirchhof, hatte in der Hand schwarze Erde und rieb sie zwischen den Fingerspitzen. Erde, gewöhnliche Erde, nichts weiter.

„Nichts weiter?" bemerkt der Schnabel. „Mein Lieber, es scheint, du weißt nicht, was Erde ist!"

* * *

Läuft heute Konrad zur Tür herein und sagt, er hätte mich lieb und mir zuliebe just die ganze Schüssel Reisbrei ausgegessen. Und der Onkel habe gesagt, nun werde er groß, viel größer wie ein Baum, so groß, daß man ihn auf einen Zwirnknäuel haspeln müsse, um ihn zur Tür hereinzubringen.

„Laß die Possen und gehe!" sagte ich. Will allein

sein, muß nachdenken, was Erde ist. — Das junge Leben weise ich von mir, der Tod bleibt neben mir stehen.

* * *

In vergangener Nacht träumte mir, ich hätte Speckklöße mit Sauerkraut gegessen. Als ich erwachte, lag mir die Kost so sehr im Magen, daß „doppelkohlensaures Natron“ genommen werden mußte. „Schnabel!“ sage ich, „wenn man im Traum sich den Magen verderben kann, dann stehe ich für nichts.“

„Freilich,“ lacht er, „nimm im Traum doch einmal eine Handvoll Dukaten aus der Kiste und sieh beim Erwachen nach, ob du sie in der Hand hast. Und du willst die Freuden dieses Lebens mit hinübernehmen in ein anderes?“

* * *

Während Konrad heute seinem Unterricht im Rechnen oblag, ging ich im Garten umher und sah, worin der Junge vorher unterbrochen worden war.

Am Raine unter dem Birnbaum war in der Erde ein Loch ausgewühlt. Auf dem Kieswege dahin war der Kondukt aufgestellt. Vorne Mutters grüner Kaffeetopf, in welchem mit aufragenden Spießen eine Tischgabel stak. Hinter demselben das neue Paar Schuhe Konrads. Diesem reihten sich an die Kalblederschuhe Fridas und die Stiefeletten Richards. Dann Onkel Sonnenscheins Bierkrug, dessen Henkel mit einem schwarzen Florfetzlein behangen war. Hernach der hölzerne Fußschemel, der sonst unter Mutters Nähtisch steht. Darauf lag das rote Kopfkissen Fridas, und auf diesem war etwas Längliches und Eckiges gebettet und mit einem blauen Sacktuch zugedeckt. Hinter solchem

Katafalk kamen meine großen Röhrenstiefel, dann Mutters Hausschuhe und ganz hinten die Filzpatschen der Magd. Und das alles stand in einer Reihe auf dem Kieswege des Gartens.

Also ein Leichenzug! Hm, hm! — So, so! — Wer ist dir denn gestorben, Konrad, wenn man fragen darf? — Meine Frage bestand darin, daß ich das blaue Sacktuch mit zwei Fingern an der Ecke faßte und es aufhob.

Die Sanduhr! — Die Sanduhr ist tot. Da lag sie auf dem Bahrkissen. Einer der Trichter in Scherben, Zeit und Ewigkeit ausgeronnen.

„Wenn die Kinder so spielen, da nimmt's nachher allemal einen!" sagte das alte Moidle, dieweilen es scheuern ging.

„Es nimmt einen!" Natürlich nimmt's einen, das Moidle, einen Waschlappen, wenn es die Zuber scheuern soll!

* * *

Heute früh ist Doktor Balsam gestorben. Plötzlich, während des Ankleidens. Der starke, lebensfrische Mann, der für ein Jahrhundert gebaut schien. Der immer so behaglich saß an meinem Krankenlager und der mir bloß — ein paar Monate gegeben hat.

Wann war denn das?

* * *

Als sie vom Begräbnis kamen, drückte der Schnabel mir munter die Hand. Just, als wollte er gratulieren.

Nachher wankte ich auf den Friedhof zu meinem Doktor Balsam. Weiß nicht recht, war's der Abschieds- oder An-

trittsbesuch. Dabei sah ich, daß der Friedhof ein anderer wird. Er belebt sich mit leuchtenden Marmorgestalten. Teils sind sie aus klassischer und germanischer Mythe, teils aus dem christlichen Himmel. Der Blick wendet sich ab von den schauerlichen Bildern des Jammers und des Todes, und auf den Grabstätten stehen künstlerische Sinnbilder von Auferstehung, Leben und Freude. Besonders rührte mich ein schöner, weißer Engel, der mit einem Arm gegen den Himmel weist, mit dem anderen sich beugend anschickt, den Gruftdeckel zu öffnen. Statt des Kreuzes sieht man den Auferstandenen, oder die Erweckung des Lazarus, oder ein Sinnbild aus den Offenbarungen. Auf der Ruhestätte eines jungen Mannes schläft ein bildschöner Jüngling, bewacht von Genien, die ihren Finger an den Mund legen, gleichsam als solle der Schläfer aus seinem süßen Frieden nicht geweckt werden. — Ein anderer Jüngling ist mit allen Zeichen der Ehrfurcht und Anbetung aufs Knie gesunken vor einer verschleierten Bildsäule. — Ein Greis kauert da mit der zerbrochenen Fackel, hinter ihm steht aufrecht ein Engel, mit hochgehobenem Arm eine Lampe haltend. — Voran schreitet der Schnitter mit der Sichel und Garbe, hinter ihm die Heilandsgestalt als Säemann. — Mutter Gea in sitzender Stellung, auf dem Schoße ein schlafendes Kind. — Der Friedhof wird ein Ort des frohen Glaubens und der tröstenden Liebe. Und das tut mein frohgemuter Bruder Sonnenschein!

Auf diesem Friedhofswege habe ich auch etwas anderes erlebt, das aufgeschrieben werden muß.

An der Totenkammer vorüberschreitend, hörte ich drinnen laut sprechen und lachen. Die Fensterecke ist gerade so tief, daß ich gucken konnte. Saßen in der Kammer der Totengräber und der Stephan Eschbaumer, pensionierter

und jubilierter Stadtschreiber. Zwischen sich hatten sie die schwarzangestrichene Tragbahre und auf derselben ein Brett liegen. Und das war der Tisch, auf dem sie Karten spielten. Dem Totengräber schien es aber an Lust zu fehlen, er ließ die ausgeworfenen Blätter vor sich liegen, stemmte den Ellbogen an und den Kopf auf die Faust, klöpfelte mit den Fingern der anderen Hand und sagte nachdenklich: „Um den Mann tut's mir leid. Er hat mir viele Kunden zugeführt!" Dann lachte er auf. Von wem nur die Rede sein mochte!

Der Eschbaumer strich seinen langen Bart, starrte wie traumversunken vor sich hin und gröhlte plötzlich auf: „Es ist zum Lachen!" Wie durch dasselbe aufgeschreckt, fuhr er empor und sagte: „Beinlkramer, weißt! Zum Karteln haben wir jetzt zwei beide keinen Löffel. Ich bin eigentlich wegen etwas anderem zu dir gekommen."

Der Totengräber raffte die Blätter zusammen.

„Du," sagte der Stadtschreiber, „steht es nicht geschrieben, der Tod ist der Sold der Sünde."

„Mir scheint."

„Aber Narr, von diesem Sold kann ja keiner leben!"

„Da hast recht."

„Du hast's gut, Lochschaufler, bei dir wird's alleweil größer, je mehr du wegnimmst. Sei so gut, schaufle meiner Alten auch eins aus."

„Deiner Alten? Deiner Alten, sagst du?"

„Willst du den heiligen Leib anschauen? Die Seel' ist schon ausgeflogen — heut bei der Nacht."

Einem Totengräber ist das sonst nichts Besonderes. „Witwer bist du, Eschbaumer!" rief er, „aber das ist, aber das ist!"

„Ja, das ist," antwortete der Stadtschreiber gelassen.

„Achtundzwanzig Jahre haben wir die Ehefreuden miteinander gelitten. Ich hab' in dieser langen Zeit, wenn ich zur heiligen Beicht gegangen, nicht ein einziges Mal mein Gewissen zu erforschen gebraucht; sie hat mir jeden lieben Tag alle meine Sünden vorgehalten."

„Na, und hast du sie nicht —?" sagte der Totengräber und machte eine schwingende Bewegung mit dem Arm.

„Nur im ersten Jahr," antwortete der andere verständnisvoll. „Ist aber nichts. Dem Weibe schlägt man allemal drei Feiertage und sich selber drei Fasttage. Na, und tut man nichts, so heißt es: Mann, ich bin dir gleichgültig. Widersprechen tun sie schon allemal, nur ein Wunder, daß sie beim Altar ja sagen, diese lieben Engerln."

„Von Engeln ist halt kein Menschenverstand zu erwarten," lachte der Totengräber.

„Engel! Und ich hab' immer gedacht, die Weiber wären unsterblich, weil sie keinen Geist aufgeben können. Und jetzt ist sie doch dahin. So sanft und lieb ist sie gewesen in letzter Zeit, daß ich gesagt hab': Brigitta, bei dir ist was nicht in Richtigkeit. Und heut nacht auf einmal —. Na, sie wird jetzt in die Erden wollen, sonst macht sie mir wieder andere Geschichten. Also, sei so gut, alter Maulwurf." —

Das habe ich ihnen abgelauscht und mich baß gewundert über die merkwürdige Leichenrede. Stark säuerlich soll sie ja gewesen sein, die kleine Frau des Stadtschreibers, und so hat er sich stets mit einer lustigen Philosophie getröstet. Diesmal ist's ihm aber allem Anschein nach nicht ernst damit. Er soll nicht essen und nicht schlafen können und will mit dem Zynismus nur seine Traurigkeit herumkriegen.

Umgekehrt wie bei anderen, die sich bei Todesfällen die Traurigkeit auswendig hinaufhängen, soviel nur Platz hat, krampfhaft und oft erzwungen jegliche Zerstreuung meiden, gerade wo sie manche am nötigsten hätten. Trauer auf Termin. Ist das halbe Jahr aus — die Flore weg, ist das Jahr aus — ein großer Ball.

Ich möchte im Herzen der Meinigen weiterleben, aber nicht als traurige Gestalt.

Jetzt stirbt der Balsam, und ich lebe noch. Es ist doch komisch!

* * *

Nur einmal noch den Frühling erleben! So weinte ich auf vor wenigen Monaten. Er kam und — rührte mich nicht. Der Sommer ist da, alles leuchtet und blüht, unendlich flutet das Leben. In mir bleibt es kalt. Das heißt ja schon gestorben sein! möchte man glauben, wenn nicht anderseits jeder lebhafte Schritt im Vorhause, jeder frische Ausruf eines Kindes, jedes Hundegebell auf der Gasse mich in Aufregung versetzte. Wenn ausgefahren wird, darf nie ein Kind mit, weil jede lebhafte Bewegung desselben mich in Schreck versetzt, es falle aus dem Wagen. Jedes helle Lachen ist mir zuwider, jeder leichte, noch so harmlose Widerspruch versetzt mich in Unmut, zum Aufbrausen ist mir; doch anstatt des kräftigen Zornausbruches sinkt allemal alles wieder ohnmächtig zusammen. Fahre ich mit Steinschnabel allein, so sehne ich mich nach Gunde, und fahre ich mit dieser, so finde ich es unerträglich, ohne den Schnabel. Der, wenn er mit mir allein fährt, läßt den Wagen manchmal beim Forsthause halten, und wir steigen auf den Hochanger. Er schleppt mich am Arm, und aus seinem breiten, geröteten Antlitz lacht eitel Freude, wenn's

passabel geht. Gesprochen wird dabei wenig, wir dürfen uns nur ansehen, um zu wissen, was wir meinen. In seinem Auge Wohlwollen, Lust, Übermut; in dem meinen —?

Der Hochanger ist im Halbrund umstanden von alten, verwitterten Tannen. Sie ragen mit ihrem Gezacke und ihren Bärten in das lautere Himmelsblau. Nach der anderen Seite hin ist der kahle Abhang. Im weiten Kessel liegt die Stadt mit ihrem Rauchschleier. Die Seitentäler führen ins Waldgebirge, das im sommerlichen Äther schlummert, herüberschweigend aus der Ferne. Und doch alles so lebendig und vogelsangdurchklungen.

So sind wir auch gestern wieder gesessen da oben. Über junges Gras das Wollentuch gebreitet, und die warme Sonne auf uns nieder. Im Schatten fröstelt mich. Auch mein Schnabel streckt sich lieber im Lichte aus, legt sich gern hin und öffnet Weste und Hemd, um sich die Sonne so recht ans Herz glühen zu lassen. Davon kommt wohl die Wärme und die Sonnenheiterkeit dieses Menschen. Auch gestern legte er sich so hin und sagte, ich möchte wie er die Brust auftun und doch einmal den Himmel hineinlachen lassen.

„O Freund," antworte ich traurig, „bei mir vergeht ihm das Lachen. In mir wird's nimmer warm!"

Er schweigt. Erst nach einer Weile sitzt er ein wenig auf, wendet sich zu mir und sagt mit veränderter Stimme: „Dagobert, laß das. Du treibst deinen Totentanz jetzt schon zu weit. — Ich will dir von einem Kameraden erzählen, den ich in Rom kennen gelernt hatte. Wenn du jedoch hier auf dem stillen Anger ein wenig schlafen willst, so ist es noch besser. Du magst dabei nach Belieben den Mund auftun, damit einmal ordentliche Luft in deine Lunge rinnt. Daß dir keine Eidechsen und Lindwürmer hineinkriechen, will ich getreulich wachen."

Darauf meine Antwort: „Ich werde noch schlafen genug. Erzähle mir von deinem Kameraden in Rom."

„Giuseppe Cypresso habe ich ihn genannt, und das hörte er nicht ungern. Der hatte an sich eine Gitarre hängen, die nahm er vor, kniff die Saiten, schlug sein schwarzes Auge auf und sang vom Sterben. Er blühte wie eine Pfingstrose so üppig und hatte Backen wie Kaiseräpfel, so derb und rot, und sang vom Sterben. Elegien hatte er gedichtet, voller Sehnsucht nach Ruhe und Grab, und in seiner keckſten Burschenlaune hob er das Glas und stieß mit Freund Hein an: Auf Bruderschaft, alter Schelm! Er besuchte Sterbende und sah ihnen zu, er wachte bei Toten und schaute sie an, fast vergnügt. Den Friedhof nannte er das letzte Eden, weit wertvoller als das erste, das wir verloren hätten. Wenn andere vor dem Tode schauerten, lächelte er überlegen: Was wollt ihr? Der Tod ist die größte Gnade, die der Himmel dem Menschen gegeben."

„Wenn diese schönen Worte auf mich zielen sollten, erspare dir sie, Schnabel, ich bin längst resigniert."

Er fährt ruhig fort: „Als mein Giuseppe Cypresso im dreißigsten Lebensjahre war, zeigten sich bei ihm die ersten Spuren eines Brustleidens. — Das ist die gerade Straße, sagte er gelassen. Doch war die Straße lang, viele Stufen des Leidens hatte er durchzumachen bis zu jener, wo er in schlaflosen Nächten mit wunder Brust nach Atem rang. Hatte er Luft, so sprach er vom Sterben. Er testierte, er ordnete sein Begräbnis an und kam sich als Mittelpunkt der Feier interessant vor. Die Ärzte meinten, das sei nicht wohlgetan, sich solchen Phantasien hinzugeben, so schlimm stehe es nicht, und Wille und Mut zum Leben sei die halbe Genesung. Nein, er blieb bei seiner Lieblingsbeschäftigung und vertrieb sich in den schlaflosen Nächten

die Zeit damit, sich kalt und starr auf der Bahre zu sehen, den schlanken Leichnam mit dem schönen blassen Gesicht; die Umstehenden schluchzen zu hören, hinter seinem eigenen Sarge einherzugehen und sein dumpfes Hinabrollen zu vernehmen. Er setzte sich einen schönen Denkstein mit tiefsinniger Inschrift, er bepflanzte das Grab mit Rosen und ließ jeden Abend eine liebe Maid, die früher spröde gewesen, hinausgehen und an seinem Grabe weinen. — Aber er starb nicht, und er genas auch nicht. Eines Tages bestellte er sich beim Tischler den Sarg, genau nach der Länge seines Körpers. Er ließ ihn in seine Wohnung schaffen, zog das schwarze Gewand an und legte sich hinein. Die Hände über der Brust gekreuzt, die Augen geschlossen — aber nur halb, so daß er zwischen den Wimpern durch noch in den schiefhängenden Wandspiegel blicken konnte."

„Und hat ihn der Herr nicht mit dem plötzlichen Tode bestraft?"

„Nein," sagt Steinschnabel. „Wenn auf Dummheit die Todesstrafe stünde, da träte mancher Überkluge nicht zwei Paar Stiefel zuschanden. Mein Cypresso lebte noch Jahre. Da setzte sein Leiden plötzlich von neuem und ganz seltsamlich ein. Der Arzt untersuchte ihn genau und machte ein bedenkliches Gesicht. Giuseppe bat ihn mit schwacher Stimme, kein Hehl zu machen, er blicke dem Tod ruhig ins Auge. So sagte der Arzt: Ich weiß es, lieber Herr, Sie sind Philosoph und erwarten das, was uns allen bevorsteht, mit Würde. Wenn Sie vielleicht eine letzte Angelegenheit zu ordnen haben — tun Sie's heute!"

„Nun?" In so großer Spannung, daß ich mich aufsetzen muß. Das Herz pocht bis an den Hals herauf. Mein Erzähler sieht völlig verändert aus, die Mähne sträubt sich, aus den Augen geht ein mondlicher Glanz.

„Giuseppe Cypresso — als er so den Arzt vernommen — ist totenblaß geworden. Auf der Stirn große, kalte Tropfen. Taumelt in die Ecke und wimmert: Sterben?! — Wirklich sterben? Nein, das ist nicht möglich. — Das ist Unsinn, Doktor! Bin oft schon viel kränker gewesen als jetzt, solche Leute werden alt. Ich will nicht sterben, helfen Sie mir! Irren kann man ja, selbst der beste Arzt. Prüfen Sie mich noch einmal, strenge, strenge, Sie werden finden, daß ich gesund bin — fast gesund. Sehen Sie, Herr! Fühlen Sie mich doch einmal ordentlich an! — Wir alle erschraken ob seiner fast rasenden Verzweiflung. Dagobert, dann ist er nach Hause gekommen, hat zu essen verlangt, zu trinken. Ein Rekonvaleszent habe Hunger! Und während des Essens — ich bin dabei gewesen, Dagobert — soll ich noch sagen, was geschehen ist?"

„Nicht nötig, Roderich."

„Na — dann sage ich's eben nicht."

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenn dieser Schnabel einmal ernsthaft wird, dann ist er wirklich unangenehm. Seinen Cypresso habe ich in Verdacht, daß er nur für mich gelebt hat und gestorben ist. Mit dem Tode solange kokettieren, spielen, als man sich vor ihm sicher fühlt; dann aber, wenn er plötzlich brutal in Sicht kommt — pfui! Ich will gesund werden.

* *
*

Heute sammelte ich diese Blätter. Und bei ihrer Durchsicht scheint es, als wäre ich zuweilen noch leidender gewesen als jetzt. Was sind das stellenweise für hippokratische Schriftzüge! Die Hand geht nun sicherer, der gekrümmte

Rücken droht nicht zu brechen; innerlich jedoch ist mir ekelhafter als je. Der Gleichmut der Ergebung ist dahin. Ich will gesund sein und bin's nicht. Die fliehende Seele wird festgehalten an den Strängen des Fleisches, hat sich durch die Befreiungsversuche nur verwundet, zerrissen, aber nicht gerettet. Leben wollen, das ist zu wenig. Was will ich denn sonst? Ich weiß nicht was. Ich bin unausstehlich. Mein Weib erträgt meine Launen und schweigt, meine Kinder nahen mir nicht mehr so häufig als sonst. Nur wenn Onkel Sonnenschein da ist, kommen sie heran und entfalten ihre Blüten, wie am Maimorgen die Margariten.

Aber selbst der Schnabel ist anders. Er plaudert nicht mehr so harmlos wie sonst, nur sein Angesicht lacht, und aus seinen Nachtaugen leuchtet der ewige Tag, sprüht Freude ob allem, was ihn umgibt, Wohlwollen für alle, die ihm nahe sind. Mir scheint, daß er auch mit Gunde endlich auf gutem Fuße steht und sie mit ihm. Obschon . . . Ich weiß nicht . . .

In seinem Berufe hat er einen Sieg errungen. Ein Teil der Presse und mit ihr des Volkes hatte sich lange ablehnend verhalten gegen seine klassische Richtung, die das kirchliche verdrängen wolle, um heitere Bilder oder freventlich gar weltliche Gestalten an seinen Platz zu stellen. Als dieser „Heide" aber trotzdem aufkam, als seine Gestalten sachte einzogen in Kunsttempel, Kapellen und Kirchen, als sie auf öffentlichen Plätzen standen, an Brunnen und Brücken und auf den Grüften, und als die Menschen sich daran erfreuten und erbauten und stolz darauf waren, wenn Fremde ihren Meister lobten — da schwieg jene Partei und begann gelegentlich selbst Bestellungen zu machen bei dem fröhlichen Heiden, der Licht aus dem Steine schlug, so wie es aus seinem Auge blitzte.

Und nicht allein seine Gebilde bewundern die Leute, auch schon seine Person. Angesehene Häuser suchen ihn in ihre Kreise zu ziehen; er hat dafür stets ein frohsinniges Dankwort, einen festen Händedruck, geht aber — zu Dagobert. Weil er noch Junggeselle ist, so suchen sie für ihn Bräute, finden ihrer auch in allerbester Gesellschaft — schöne, reiche, liebenswürdige Jungfrauen. Er scheint aber nur die Schönheit zu sehen, die seinem Meißel aus dem Marmor entgegensteigt. Ein Modell mag noch so reizend sein, er verliebt sich erst in die Gestalt, wenn sie in weißem Steine vor ihm steht. Kunstliebende Damen, die seine Werkstatt bisweilen besuchen, finden, daß er schon graue Locken und grauen Bart hat. Sie ahnen nicht, wie jung er sein kann. Nein — er sollte heiraten.

*   *
*

Der Rahmen meines Zimmerspiegels ist hergestellt, er ist sehr schön geworden. Die Glastafel dunkelt klar wie ein Bergsee. Das beste daran aber ist der Kerl, der mir daraus entgegenschaut. Fast mußte ich ihn anrufen, wie vortrefflich er aussehe. In der Tat — unberufen — viel besser als das letztemal. Kein Vergleich! — Ich hielt zurück, wohl wissend, daß leidende Menschen es nicht gern haben, wenn man ihnen Wohlbefinden nachsagt, von dem sie nichts spüren.

Neben dem Spiegel steht ein anderes Bild. Es war mir immer klar gewesen, daß meine Gunde schön ist. Aber daß sie so schön ist, das sehe ich erst jetzt an ihrer Marmorbüste.

„Man braucht ihr nur einen Kuß zu geben, und sie wird

lebendig!" sagte der Schnabel und legte den Arm um den schlanken Hals der Büste. Ich stieß ihn zurück.

Und jetzt ist mir lebhaft darum zu tun, daß dieses Bildnis ein Seitenstück bekomme. Ein rechtmäßiges . . .

*   *
*

Und deshalb haben die Sitzungen heute begonnen.

Eine Stunde vorher hatte er den schweren feuchten Lehm um das Gerüste gebaut mit emsiger Hand, und als ich dazu kam, war Dagobert fast schon zu erkennen. Ich muß doch wohl in ihm drinnen sein, weil er mich aus sich, aus dem Gedächtnisse geformt hat. Ob er denn bei Gunde das auch so gemacht hat?

Und dann begann das Fliegen seines leuchtenden Auges zwischen meinem Haupte und der Tonbüste und das flinke Graben, Streichen und Staupen seines Griffels, seiner Finger, die, kaum den Ton berührend, einen charakteristischen Zug um den anderen hervorriefen. Dabei tat er heitere Bemerkungen und manch ernsthaftes Sprüchlein über allerlei, so daß es war, als brauche er an seine Arbeit gar nicht zu denken, als vollziehe sich die Schöpfung ganz von selbst.

„Halte dich nur gut, Dagobert," sagte er. „Dieses Bild wird dich überleben und deine Tugenden oder Unarten beim Sitzen in die spätesten Zeiten tragen."

Da fiel mir ein, daß ich wohl eine Bestimmung würde treffen müssen, welchem der Meinen die Büste gehören soll, wenn sie sich einmal zerstreuen.

„Triff keine," sagte der Schnabel, „außer etwa die, daß der Stein in vier Stücke zerschlagen werden soll —"

Den Schnabel verstehe ich auch, wenn er seine Sätze nicht zu Ende spricht. Drei der Lieben zu kränken, um eines zu bevorzugen! Dieser große Gerechtigkeitssinn in ihm, mit ewigem Frohmut verklärt, macht ja den ganzen herrlichen Kerl aus.

„Roderich,“ sage ich, aber nicht ganz unbefangen, „zu den wenigen klugen Taten meines Lebens gehört deine Ernennung zum Generalbevollmächtigten für meine Familie.“

Er hält einen Augenblick still mit seinem Griffel, legt mir einen forschenden Blick zu und beginnt wieder zu modeln. Er ist just bei der Nase.

„Es bleibt also dabei?“ sagt er leichthin und tut mit seinem Griffel an den Nüstern herum. „Dagobert, ich muß dir noch einmal etwas erzählen.“

Sein Auge drang nicht so ins Innere wie sonst, wenn er mir ins Gesicht schaut, es blieb äußerlich an der Form haften. Da ward mir plötzlich mein Doppelwesen bewußt: der Leib ist ihm eine Sache, nur die Seele ist ihm der Mensch, mit dem er spricht, um ihn hervorzuholen und in den Ton zu bannen.

„Schnabel,“ sage ich, „daher ist es kein Wunder, daß man beim Modellsitzen so geistlos wird, um nicht zu sagen leblos. Wenn du so die Seele nimmst. Denn ich bin vor Erschöpfung dem Tode nahe. Deine Absicht, mich mit Geplauder zu konservieren, macht die Sache nur noch schlechter.“

„Na,“ lacht er, „wenn es schon so schlecht ist, wollen wir's gut sein lassen — für heute. Morgen will ich dir eine Geschichte erzählen, die dich ergötzen wird.“

* *
*

Nun, und heute? Es war ein Regentag. Die Kinder beim Lernen, Gunde in der Wäschekammer.

Jetzt schreibe ich. Aber merkwürdig! Meine Hand ist so fest und ruhig wie seit lange nicht. Ach Gott, war das ein Tag! War das ein Tag!

„Heute will ich mit dem Mund ins reine kommen," hatte mein Bildhauer gesagt.

„Das heißt, ich soll den Mund halten," gab ich noch launig bei.

„Bitte, das habe ich nicht gesagt. Wenn du jedoch die Gehörwerkzeuge ein wenig gebrauchen willst, so ist es zweckmäßig, denn ich muß dir eine Geschichte erzählen. — Nicht wahr, du bist so gut und hebst den Kopf ein klein bißchen höher. So! gut! — Wenn wir ein halbes Stündchen ungestört bleiben, so ist es mir recht. Wir haben heute die wichtigste und die schwierigste Partie."

Nachdem er den Türschlüssel von innen umgedreht und den Fenstervorhang vollends in die Höhe gezogen hatte, begann er zu arbeiten und gleichzeitig zu erzählen.

„Es war einmal —"

„Ah, die Geschichte kenne ich."

„Um so besser. Alten Bekannten begegnet man bisweilen gern. — Es war also einmal ein alter Bekannter. Auch so einer wie der Cypresso und doch anders. Er siffelte noch so ein bißchen herum, sein Arzt hatte ihm das Leben abgesprochen. — Gelt, Dagobert, du tust mir den Gefallen und lässest den Kopf nicht so hängen. Es quatscht mir den Unterkiefer zu breit. — Nun, daß ich fortfahre. So benutzte der kranke Mann das Restchen Zeit, um sich allerhand Gedanken zu machen, wovon etliche ein bißchen krause waren. Er begann sich bei noch lebendigem Leibe einzubalsamieren

und bestellte als braver Familienvater einen Gerhab für Frau und Kind. Nun war dieser Gerhab in spe ein Rappelkopf. Anfangs wollte er sich durchaus nicht drein finden, später jedoch — aber ich muß dich schon wieder plagen. Der Kopf ist jetzt zu hoch. Ein bißchen tiefer, bitte ich. So! gut! — Er war nämlich, ist zu sagen, ein guter Freund des Kranken. Das Hinsiechen und die Traurigkeit gingen ihm zu Herzen. Zuerst, wie gesagt, wollte er nicht, durchaus nicht, allein der Kranke ließ nicht ab und tat alles, um den Freund ans Haus zu fesseln. Die Frau wollte auch nicht. Der Mensch war ihr zuwider wegen seiner beständigen Heiterkeit, dieweilen ihr weh ums Herz war. Doch das änderte sich. Weil sie in eine immer tiefere Betrübnis sank, so haben sich die beiden bisweilen zusammengesetzt und gemeinsame Trauer gehalten um den Freund und Gatten. Das mußte natürlich heimlich geschehen. Und bei solcher Heimlichkeit begann — ganz unvermerkt anfangs, allmählich jedoch — Er wurde natürlich abgewiesen. — Dieses Weib, ich sage es dir . . . Und er ist auch kein . . . Sie huben an, voreinander sich zu fürchten. Denn die Gefahr . . . Ich weiß nicht, ob . . . Kurz und gut, oder vielmehr — lang und schlecht —"

Jetzt bin ich aufgesprungen: „Ich glaube, er lebt zu lang, der alte Bekannte!"

„Noch mehr, Dagobert, er wird gesund. Und wird keine geringe Mühe haben, die Frau und den Gerhab, die er anfangs so schwer zusammengebracht hat, wieder auseinander zu bringen."

Mir stockt der Atem in der Brust. Und kann nur noch sagen: „Also, das ist's! Also, das ist's! Und darum muß ich fort!"

Ich taumele zur Tür, reiße sie auf. Dann — dunkel.

Wie ich wieder zu mir komme, ist er nicht mehr im Zimmer. —

Jetzt ruhig Blut, denke ich, und gehe hinaus gegen die Wäschekammer. Mich wundert es unterwegs, daß ich auf einmal so ruhig gehen kann, da doch alles in mir kocht zum überſprudeln, zum Zerplatzen. Dieser unerhörte Verrat! — Nur ruhig Blut. — Ich schleiche an die Kammertür und drücke die Klinke. Die weicht nicht. Die Tür verschlossen. Ich lege mein Ohr an. Flüstern. Eine weibliche Stimme — und eine andere.

Was wird nun geschehen? Jetzt wird der Onkel Sonnenschein erschlagen! Eine so süße, grause Wut habe ich in meinem Leben noch nicht gehabt als in diesem Augenblick. Meine Glieder sind leicht wie Flügel. Feuerfunken muß ich gesprüht haben, sie tanzten mir vor den Augen. Im Hofe steht ein Holzstock mit eisernem Amboß, auf dem der Gärtner die Sicheln zu dengeln pflegt. Diesen erfasse ich mit beiden Händen, stürze gegen die Kammertür. Mit einem Schwung hebe ich das schwere Gerät zum Schlag. Die Tür springt in Scherben auseinander. Ein Schreckschrei der Sünde. Am Wäschetisch steht sie, und neben ihr — sei tapfer und schreibe es nur hin, du alter Tor. Schäme dich nicht fürs Wort, schreib' es nur hin! — neben ihr steht der Junge — der Richard.

Lieber Leser! Ich spreche nämlich zu mir selber, der ich wahrscheinlich nach vierzig oder fünfzig Jahren diese Blätter lesen werde. Also lieber Leser, du willst wissen, wie das kam? Das kam so: Der Gymnasiast war mit einem zerrissenen Beinkleid nach Hause gekommen, und weil das kein Zensurschein ist, so hatte er bei der Mutter Zuflucht genommen, die hinter verschlossener Tür den Schaden schlichtete. — Diese Erkenntnis hat mir jedoch nichts ge-

holfen, in der nächsten Minute wußte es die ganze Nachbarschaft, daß der halbverrückte Dagobert vollends übergeschnappt sei.

Mag ja sein — einen Schnapper hat's gemacht.

* * *

Was habe ich seit fünf Tagen versucht, geleistet und gelacht! Und nicht geglaubt und doch erlebt! Hell zum Aufkreischen wäre es bei solch beispiellosem Schicksalswirbel! Daß ein glühender Zorn fressenden Rost aus dem Leibe brennen kann, soll ja wohl vorkommen können. Die Ärzte bringen es bei einem Kranken allerdings häufig bloß zu einem schleichenden Ärger. Ein weit größeres Wunder ist's, wenn man durch eine gewaltige Dummheit — gescheit wird.

Ich schließe mein Tagebuch. Weiß mir nun Besseres.

Es ist auf einmal ganz anders wie sonst. Als ob in einer jahrelang verschlossenen Kammer plötzlich die Fenster aufgerissen worden wären. Frische Luft, frische kühle Luft. Wenn nun auch noch Sonnenschein hereinkommt!

Ein Brief, der heute mit dem Eilboten abgeschickt wurde, hat folgenden Wortlaut:

Lieber Freund Roderich Steinschnabel!

Mache dir zu wissen, daß ich, Gott sei Dank, so weit gesund bin — und zwar seit fünf Tagen, da ich den Onkel Sonnenschein töten wollte. Aus welchem Grunde immer du mich eifersüchtig gemacht hast — es ist dir gelungen. Die Wut, die so groß war, daß sie kein Mensch beschreiben könnte. Gerettet, geheilt! Ein Sturm, der die faulen Dünste hinweggefegt. Wie wohl mir nachher gewesen, gar nicht zu sagen. So gut wie in diesen Nächten habe ich seit meiner Jugend nicht mehr geschlafen. Die höchste Zeit. Es ist

ja immerhin möglich, daß du dieses Weib liebst, wer's nicht täte, wäre ein siebenfacher Esel. Doch wenn Untreue dabei im Spiele wäre, hättest du mir's sicher nicht auf die Nase gebunden. Jetzt auf einmal kann ich klar denken.

Verzeihe mir, daß ich so krank gewesen bin. Die Wolke ist vorüber. Komm zu uns, du unentbehrlicher Kamerad, du heller Sonnenschein meines Hauses. Liebe die Meinen, wie du willst. Dagobert sitzt wieder fest im Sattel. Amen.

Frühling.

Über den Fluren lag Winter. Wo einst die blühenden Matten gewesen mit den grasenden Herden und barfuß hüpfenden Hirten; die Bäche, bestanden von Dotterblumen und Vergißmeinnicht, bewohnt von nach vorwärts schießenden Forellen und nach rückwärts schleichenden Krebsen; die Felder, belebt von lachenden Schnittern mit klingenden Sicheln; die hin und her sich schlängelnden Wege mit kollernden Karren und trillernden Handwerksburschen; die Gärten mit Nelken und Reseda hegenden Maiden — wo das alles und noch vieles andere in Prangen und Prachten einst gewesen, da starrte jetzt eine unabsehbare Schneeheide. Wo einst buschige Fichten gestanden, da ragten reglose Schneeschober auf; wo einst Strupp und Sträucher gewuchert, da lagen glatte Schneehügel. Wo einst schimmernde Teiche gelegen, da war das glasige Auge des Eises. Etliche Raben flogen hin und her, ließen sich nieder auf dem Schnee, suchten vergeblich nach Nahrung und krächzten erbärmlich. — Und wie man keine Erde sah, so sah man auch keinen Himmel. Unten weiß und oben grau und nach allen Seiten hin in graue Nebeldämmerung verschwimmend das ganze Bild. — Was war das für ein grauses Gestöber gewesen, viele Tage lang, bis es so geworden! „Graus!" hatten die Leute gesagt, und ich jauchzte im Innern. Hätte ich laut hinaus-

gejauchzt in das Unwetter, so würden sie mich für närrisch gehalten haben, denn wie kann ein vernünftiger Mensch sich freuen an Sturm, Schneien und wüstem Schneetreiben? Also strich ich draußen umher, bis auf die Knie im Schnee, an den Wangen die eisigen Nadeln — und jauchzte still für mich. Und als die Stürme sich endlich gelegt hatten, als die starre Ruhe eingetreten war, und aus frostigem Nebel sich nur bisweilen ein Schneefünklein hervorspann, nahm ich mein längstes Paar Füße und ging hinaus aufs Land. Stellenweise waren die Füße noch zu kurz und ich versank in die Schneewehen bis an die Lenden, später festete sich unter mir der Boden, der Schnee war hart wie Stadtpflaster und ich ging darüber hin.

Über ein eisernes Kreuz stolperte ich plötzlich — ein schmiedeeisernes, rostiges Ding mit zwei Querbalken. Wer das nur in den Schnee gesteckt haben mag! Der Schnee ist ja doch kein Grabhügel, vielmehr eine Wiegendecke, unter welcher der junge Frühling schläft. Mit scharfem Ruck riß ich das Kreuz heraus und trug es mit mir bis zu einem großen Gehöft, das halb in den Schnee versunken und halb aus dem Schnee herausgewachsen war. Der Greuthof.

Dort waren sie in der Stube beisammen; eine ältliche Frau stand hinter dem großen Ofen und hielt die Schürze ins Gesicht gepreßt; ein paar Männer am Tische spielten Karten, wobei der eine schmunzelte und der andere fluchte.

Ich war in diesem Hause nicht fremd, daher fragte mich der Fluchende, was ich ihnen denn für ein Kreuz ins Haus brächte. Auf meinen Bescheid, wie ich dazu gekommen, schrie der Mann auf: „Herr Jesses! So hoch ist der Schnee? Von der gemauerten Pestsäule, die am Rain steht, hat der Mensch das Giebelkreuz gerissen! Und im Sommer

kunnt's der größeste Mann mit der Hand nit derlangen!" — Als Heiligtumschänder hätten sie mich jetzt packen können; der Pestsäule das Kreuz vom Schopfe zu reißen! Sofort zog ich mir einen Gulden Sühngeld aus der Tasche für den Maurer oder Schmied; was weiß ich, wer's wieder festmachen kann!

Nun wollte ich einmal sehen, warum das Weib die Schürze vors Gesicht hielt. Sie stand am Fenster, tat als schaue sie hinaus, sah aber nichts, als Urwald. Tropischen Urwald, den das Eis an die Scheibe gemalt, gleichsam wie einen schwermütigen Traum aus längst vergangenen Zeiten, da turmhohe Schachtelhalme und Farnkräuter gestanden in diesem Himmelsstriche, wo heute der starre Winter liegt.

So wird es kalt und kälter auf Erden. Nur das Mutterherz bleibt warm, immer und immer gleich warm.

Die Greuthoferin hatte ein Kind gehabt, eine Jungfrau von neunzehn Jahren. Ein weißes Gewand am Leibe, einen grünen Zweig um die Stirn — so war sie vom Elternhause fortgeführt worden der Kirche zu, wo die Glocken klangen. — Darum weinte die Mutter still vor sich hin. Da hegt und erzieht man ein Kind mit Not und Sorgen, hängt sein Herz und Hoffen daran, und wenn man alt wird, führen sie es einem fort.

„Sie zog in ein Land, wo nicht Winter ist, sondern ewiger Frühling!" also tröstete der Pfarrer, denn das Brautpaar hatte seine Hochzeitsreise angeblich nach Italien gemacht. Es ist ja so der Brauch, und obzwar die Braut gesagt hatte: „Gustav, was sollen denn wir jetzt in dem stockfremden Italien anfangen?" drang doch der Vater des Bräutigams, ein Kaufmann im Flecken, die Vornehmheit mitzumachen, denn er gehörte zu den ersten Häusern, und

die ersten Häuser fahren, wenn sie neu verheiratet sind, nach Italien.

Wenn der Pfarrer mit dem italienischen Paradiesesgarten getröstet hatte, so tröstete ich das trauernde Weib mit kleinen Kindern, Buben und Mädeln, Blauäuglein und Braunäuglein, Blondköpflein und Schwarzköpflein — lauter Enkelkinder, die ihr allmählich die Stube beleben würden und das Herz erfüllen mit neuem Sorgen, Lieben und Hoffen. — Jetzt, wie ich so schön tröstete, weinte das Weib noch mehr, und wir wären beide in eine großartige Rührseligkeit geraten, wenn der Mann, der Greuthofer, nicht so wacker geflucht hätte.

„Du Hauptschelm!“ rief er seinem Gegner zu, „meine Tochter hast mir schon abgespielt, jetzt willst du mir auch noch das Haus abspielen!“

Denn sein Gegner war der Eidam, der Bräutigamsvater, Herr Wernhut, der gekommen, um die vereinsamten Brauteltern ein wenig zu zerstreuen. — Lasse ich ihn gewinnen, so dachte der schlaue Handelsmann, dann sagt er: Gott, es wäre alles schön, wenn ich nur auch das Töchterlein hätte! — Lasse ich ihn verspielen, so ärgert er sich, flucht und schilt, und vergißt das Herzleid. Deswegen laß ich ihn verspielen. — Also der Kaufmann, und gewann dem neuen Schwieger Groschen um Groschen aus dem Sack. Sieht man, wie prächtig manche Leute trösten können.

Ich blieb im Greuthofe über Nacht, um am nächsten Morgen meine Winterreise fortsetzen zu können. Ich wollte ins Gebirge, so recht in den nordischen, finsteren, in den allertiefsten Winter hinein. Der Mensch, dem innerlich wohl und warm ist, verlangt manchmal nach großer Rauheit, Herbheit, Wildheit der äußeren Welt. Und wenn der Schnee so hoch ist, daß man über die Wipfel der Fichtenwälder hin

spazieren gehen kann, fühlt man sich im Bereiche der Vöglein der Erde fern und den Gräbern ganz entrückt.

Beim Nachtmahle ging es leidlich zu und wir plauderten natürlich von dem neuvermählten Paare. — Heute wird's in Mailand sein, oder schon in Florenz?

„Reisen sie auch nach Rom?" war meine Frage.

„Jetzt nicht; die Frau erst später," gab der Kaufmann Wernhut zur sinnigen Antwort.

„Den Kopf kunnt ich mir herabreißen," schmetterte die Bäuerin auf einmal und riß einen nagelneuen rotseidenen Sonnenschirm aus dem Kasten, „hat sie vom Oheim das Dachel bekommen für Italien, und dieweilen sie jetzt dort in der Sonnen umhersteigt, steht das blutrot' Unding da im Kasten! Wie ein Weibsbild so verliebt sein kann! Den Schirm vergessen!"

„Das ist noch nichts," gab ich drauf, „manche sind so verliebt, daß sie sich selber vergessen. Desweg ist's allemal gut, wenn man ordnungsgemäß zusammentut, was beisammen sein will."

„Den Sonnenstich kann sie kriegen!" jammerte die Mutter.

„Des Weibes bester Schirm ist der Mann," sagte ich. Das junge Paar war mir schon lange bekannt. Gustav war ein Jugendkamerad von mir gewesen, ein hübscher, kluger Bursche, der auch ein bißchen frische Eigenart in sich hatte und also zum aufgeweckten, gelehrigen Großhoftöchterlein wohl paßte. Ein Jahr oder zwei hatten sie sich heimlich gern gehabt, der Kaufmannssohn und das kreuzsaubere Dirndel. Wenn ich sie an Sonntagsabenden so miteinander im Garten umherschleichen sah, nicht viel miteinander plaudernd, um so mehr einander aber in die Augen lugend und

ein wenig schäkernd — da ward mir oft angst und bang. Neidisch war ich nicht, ich hatte die Meine schon im Trocknen, aber bei zwei Liebenden, die gerne scherzen, ist immer die Gefahr, daß sie auf einmal ihr Glück verscherzen könnten.

Nun, jetzt hatten sie sich fest und sicher, und ich konnte mich am selbigen Abend ruhig schlafen legen.

Am nächsten Morgen wanderte ich weiter. Ein kalter Sonnenschein vermochte den dichten blauen Äther, welcher über der Gegend lag, kaum zu durchdringen. Der Schneepfad winselte unter meinen Füßen, die Schuhe klangen wie Holz, der Bart war weiß bereift, die Ohren brannten im eisigen Feuer. Vor mir stand das Gebirge, dessen Waldung der unteren Region in weißem, flimmerndem Reif prangte. Aus dem Engtale kam Wasser heraus, das in seinem Bette zu Eis gestockt war. Eine Weile war es noch unterhalb der Eisdecke mühsam fortgekrochen, endlich ward es ihm in solchem Gewölbe zu eng, es ergoß sich über das Eis, rann auf die Flächen hinaus und bildete dort sulzige Tümpel. Im Engtale war Schatten. An den Wasserfällen, wo es zur Sommerszeit rauschte und toste, hatten sich in Orgelpfeifenform Eiszapfen und glasige Schäfte gebildet, stellenweise ganze Burgen aufgebaut, und das Wasser gurgelte darunter kaum vernehmbar.

Der Weg war gut ausgefahren von Schlitten, die Holz zu Tale beförderten. Er ging die frostige Schlucht entlang, ging die Hänge hinan und kam ins Bereich von Sonnenschein, der hier heller und wärmer war, als unten. In den Zweigen der Bäume hüpften Eichhörnchen und Vögel umher und schüttelten Schneeschollen von den Ästen. Weiter am Berge hatten die Fichten und Tannen ihre Schneemäntel schon früher abgeworfen und sie standen wie dunkle Kegel auf weißem Grunde. Ich kam zu einer verlassenen Köhlerei,

da lagen statt Kohlenmeiler große Schneewuchten zusammengetrieben, aber daneben rieselte aus der Berglehne ein munteres Brünnlein und das Wasser im Troge war klar wie Kristall und ich sah daran nicht ein Krustlein Eis.

Noch weiter oben auf der Holzschlagblöße luden Männer Baumstrünke auf einen Schlitten, ihre Röcke hatten sie an Lärchenäste gehangen, sie selbst waren in Hemdärmeln. Auch ich hatte schon längst meine Pelzhandschuhe von den Fingern gestreift und den Mantel aufgeknöpft. Und das war eine liebsame Enttäuschung auf meiner wonnigen Winterfahrt!

Endlich waren die Wälder hinter mir, freie Almmatten dehnten sich weithin und die weißen Flächen hatten stellenweise dunkle Flecken. Der Blick war frei ins weite Land hinaus, über welchem das eingefrorene Meer des Nebels starrte. Hoch über allem die Himmelsglocke in unendlicher Bläue und der Sonnenstern so prächtig lodernd, wie in Sommertagen. Um eine Bergkante bog der Weg in die Hochmulde der Karalm, da waren die sonnigen Hänge ganz schneefrei, moorige Wieslein lachten in hellem Grün der Kresse, und an den Rändern blühten Schneeglöckchen. Auf einer Gruppe von Schirmtannen sangen Finken, nichts ahnend vom Jänner, der im Kalender stand. Der graue Kiesweg lag trocken vor mir und ging einem stattlichen Hause zu, das hinter den Schirmtannen stand und von welchem helles Hundegebell herüberhallte.

Neben dem Wege stand ein wandiger Felshügel. Den bestieg ich von hinterwärts und setzte mich auf einen von der Sonne hübsch bewärmten Stein. Also blickte ich hinaus in die Welt. Anstatt stöbernden Winter, den ich gesucht, hatte ich im Gebirge den Frühling gefunden. Warm, sonnig und feierlich umgab mich die reine, weiche Luft. Auf dem sandigen Grunde blühten Eriken; zu meinen Füßen rieselte

ein Eidechschen hin, und unterhalb meines Felsens hörte ich eine heitere Mädchenstimme.

„Daß doch," kicherte sie, „die Männer gar so ungeschickt sind!"

„Ich habe schon mancherlei versucht," sagte auf das Gekicher unten zart und schmiegsam eine männliche Stimme, „ganz mißlungen ist mir eigentlich noch nichts. Und just mit dem Weiberhaar sollte ich nicht fertig werden können?"

Ich war ganz nahe den Sprechenden, sah sie aber nicht, weil sie unten enge an der Felswand sitzen mußten, über welcher ich lehnte.

„Ja, ja," sagte nun das Mädchen, „im Weiberhaar, da hat sich schon mancher verwickelt. Das ist unser Netz, mit dem wir fischen. Aber, Tschapperl, du wirst doch Zöpfe flechten können! Nur nicht so fest."

„Einmal ist es zu fest, dann wieder zu locker," antwortete der junge Mann — es war gewiß ein junger, weil er so täppisch ins Garn gegangen. „Die Zöpfe sind ja fertig, nur muß ich sie an den Enden immer festhalten, sonst gehen sie wieder auf."

„Närrlein, mußt sie halt mit dem blauen Bandel binden und nachher hinabhängen lassen, wie es der Brauch ist bei einer deutschen Jungfrau."

„Bei wem?"

„Ei geh, du zupfst schon wieder zu arg!"

„Rickerl," sagte nun die männliche Stimme — aber da mußte ich die Ohren schon heidnisch spitzen, daß ich's verstand — „Rickerl, das möcht' sich nicht recht schicken. Ich denk', um das Köpferl winden, die Zöpfe, wie es bei einer deutschen Hausfrau der Brauch ist."

„Mach' mich halt, wie ich dir am besten gefall'," sagte

sie, „wenn du mich garstig herrichtest, hast du selber den Schaden.“

Nach einem Weilchen sprach die männliche Stimme: „So, jetzt hast du wieder dein Kranzel auf dem Haupt, eines aus Menschenhaar, das steht dir am besten.“

Länger war es nicht mehr auszuhalten. Ich kroch an den Rand des Felsens hinaus und lugte hinab. — Wie? Was? — Ei, das ist hübsch! So steht's? Darum hat sie den rotseidenen Sonnenschirm zu Hause vergessen!

Ich zog mich zurück und rief laut: „Italien ist dies Jahr hoch gelegen!“

War es mäuschenstill. Ich aber stieg an der rückwärtigen Seite hinab, und bald hatte ich sie beide zwischen mir und der Felswand.

„Ein Entkommen ist unmöglich,“ sagte ich, „ergebt euch!“

Nach dem ersten Schreck ein lautes Auflachen: „Der Peter ist's!“

„Ja, der Peter ist's. Aber nicht der zu Rom in Italien!“

„Nein,“ rief Gustav, „der auf der steirischen Alm. Bist aber doch ein Schelm, Peter, daß du uns nachsteigst . . .“

„Ich steig' euch nicht nach, aber ihr stieget mir voraus! — Nein, Kinder, das ist kein Land für Hochzeitsreisende. Ja, für Liebende, das laß ich mir gefallen, für die gibt's nur auf der Alm kein' Sünd; für Verheiratete gibt's auf der ganzen Welt keine, nicht einmal im heiligen Italien.“

Gustav reichte mir die Hand und sagte: „Nicht wahr, zum Mittagsmahl gibst uns die Ehre und dann mach', daß du wieder fortkommst. Gegen Abend wird es arg frostig da heroben, ich versichere dich. Und kein Mensch da,

mußt bedenken! Wir sind heute und morgen in Florenz, dann reisen wir nach Pisa zum schiefen Turm, hernach wollen wir uns in Padua noch aufhalten beim heiligen Antonius, und in Venedig bei Sankt Marko. Es kann noch der Tage zehn oder zwölf währen, bis wir heimkommen."

In diesem Augenblick gellte vom Jagdhause her ein Pfiff.

„Mittag ist's, Kinder, lassen wir die Suppe nicht kalt werden."

Also gingen wir zu dreien gegen das Haus hin, Gustav links, ich rechts, Rickerl in der Mitte. Was die für eine Gesichtsfarbe bekommen hatte auf der Alm! So fein rot hatte ich ihre Wangen noch nie gesehen.

Im Forsthause, in einer traulichen Stube, dessen großer Kachelofen eine weiche Wärme ausströmte, dessen Fenster in die weite Alpenwelt hinausschauten, war ein Tisch gedeckt, freilich nur für zwei Personen, doch dem graubärtigen Forstjäger und seiner emsigen Frau machte das dritte Gedeck keine Sorgen.

„Im Bunde der dritte!" Also deklamierend setzte ich mich hin.

„Das ist dein Teil," sagte Gustav und stellte mir die Weinflasche hart vor die Nase hin.

Welch ein Tropfen!

„Vom Rhein, vom deutschen Rhein! Peter, bade in ihm dein Herz."

Gott, und wie es nun Frühling wurde in jedem Winkel der Seele!

„Jetzt begreife ich, Kinder!"

„Was begreifst du?" fragte Gustav. „Daß wir nicht nach Italien gepilgert sind? Ha, das ist wahrlich leicht zu

begreifen. In der wonnig einsamen Zeit, die nur einmal in unserem Leben da ist auf ein paar Wochen, werde ich mein Weibchen in den Eisenbahnwagen zerren, von Hotel zu Hotel schleppen, es den Glotzaugen frecher Portiers und dummer Kellner aussetzen, ihm unter fremdem Klima jeden Tag eine neue Unbequemlichkeit machen, hier eine schlechte Fahrt, da einen schlechten Tisch, dort ein schlechtes Bett, ruhelos hetzen von Stadt zu Stadt, von Galerie zu Galerie, ohne Interesse dafür, beständig in den Bädeker schauen, statt einander in die Augen — natürlich, ich werde eine Hochzeitsreise machen!"

„Und wozu habt ihr es uns denn glauben machen, ihr falschen Leut'?"

„Ja, Alter, das wird freilich schwer zu erraten sein, weshalb wir den Leuten aus dem Wege gehen. He? Weil wir für uns sein wollen. Was ist die Hochzeitsreise anders, als eine Flucht? Eine Flucht vor Bekannten und Verwandten. Ob das Asyl Italien heißt, oder Jagdhaus auf der Karalm, das ist eins. Mit meinem alten Freunde, dem Karjäger, ist die Geschichte schon lange abgemacht gewesen, er hat uns, wie du siehst, gut eingenestet. — Gelt, Nickerl, es tut's!" — So wandte der Schelm sich zu seiner jungen Frau.

Der ganzen Anlage nach merkte ich, daß die beiden sich kein Leid antun würden, wenn sie mich ehestens wieder verlören. Doch gab ich ihnen vor meinem Aufbruche noch zu bedenken, daß sie dem Jänner-Frühling auf dem Berge nicht zu sehr trauen sollten. Schon die nächste Nacht könnte einen so schweren Schneepelz über sie werfen, daß sie wochenlang nicht mehr hervorzukriechen vermöchten.

„Schweig!" unterbrach mich Gustav, „ich mag gar nicht daran denken, es wäre zu himmlisch!"

— Er mochte wohl recht haben. Auch unter dem Winterpelz ist Frühling, wenn zwei junge Leute sich gern haben. Alles Alpengestöber und nordische Eis ist nimmer imstande, das göttliche Flämmlein zu ersticken, das in den Liebenden ist und an Glanz und Wärme den Maiensonnenschein weit übertrifft.

In dem Augenblicke, als ich fortgehen wollte, stellte Gustav sich mit seiner stattlichen Gestalt in die Tür und sagte: „Oho, Freund, so leichten Kaufes kommst du mir nicht davon. Den schauderhaftesten Schwur, der je geschworen wurde, mußt du mir jetzt schwören, daß du uns nicht verraten wirst!"

„Bedenke, daß ich Poet bin," war mein zagender Einwand, „wie soll ich so etwas für mich behalten?"

„Bis wir von unserer Hochzeitsreise zurückgekehrt sind, magst du plaudern. Und nun siehe, daß du vor Abend zu Tale kommst."

Bin ich also von den sonnigen Höhen wieder hinabgestiegen in die frostige Fläche, um im Greuthofe die Mär zu erzählen: Auf der Karalm wäre die Luft so rein, daß man von dort aus mit freiem Auge bis nach Italien hineinsehe. Mit einem guten Fernrohr könne man sogar die Hochzeitsreisenden erblicken, und wie der junge Mann seiner jungen Frau die Haarzöpfe flechte.

Der junge Geldmacher.

„Das mach' nach, wenn du kannst!" sagte der Oberseitel zu Dölsach und zeigte am Tisch eine neue Fünfzigernote herum. „So ein Nachmachen von Geldzetteln, das kann kein Mensch vollbringen, keiner nicht! Da gehört ein Kaiserkopf dazu, zum Geldmachen. Ja, meine lieben Leut'!"

„Was einem etwa geschehen tät, wenn man herginge und mit dem scharfgespitzten Bleistift den Fünfziger schön sauber nachzeichnen wollt!" So gab einer dran.

„Probier's!" rief der Oberseitel, „bist imstand', den kleinwinzigen Druck da auch nur zu lesen? Und werden dir nicht die Finger zittern, wenn du zwanzigmal schreiben sollst: Die Fälschung dieser Staatsnote wird mit lebenslänglichem schweren Kerker bestraft? Hast die Kurasch dazu?"

„Leicht nicht," sagte ein anderer, „da tue ich lieber drei Monate lang holzhacken — ist der Fünfziger auch gemacht und ist keine Gefahr dabei."

Des waren sie alle einverstanden, die Bauern von Dölsach. Nur einer, ein ganz junger noch, ein schlank aufgeschossenes Bürschl, schien nicht recht darüber im reinen zu sein, wieso man diese interessante Sach' so mir nichts dir nichts fallen lassen könne. Etwas tiefsinniger, als es der Franz sonst gewohnt war, ging er vom Hause hinan gegen die grüne Höhe, wo die Zirmbüsche stehen und wo man den weiten Ausblick hat ins schöne Land Tirol. Da

unten sind die blauenden Täler, in welchen man von diesem einen Punkte aus nicht weniger als achtundvierzig Kirchtürme blinken sieht. Dort drüben stehen die weißen Berge der Dolomiten, von wannen im Lenz der lawinenstürzende Föhn kommt und im Sommer das schloßenschleudernde Wetter.

Heute liegt über der Gegend Sonnenschein, und die Glocken der Almherden klingen auf den Hochmatten, und die Hirten jauchzen oder liegen im Grase, wollen nichts und denken nichts — lassen sich schaukeln von dem, der in seiner Hand den Erdball dreht.

Dem Franz ist heute nicht ums Jauchzen und nicht ums Liegen auf dem Bauch. Er sieht aus, wie alle übrigen munteren Bauernburschen, aber inwendig ist er ganz anders geraten als die anderen. Schnitzen und malen! Unser Herrgott hat's auch so getrieben, hat die Erde geschnitzt, hat den Himmel gemalt. Der Junge zieht jetzt sein Taschenmesser, schärft es an einem Quarzstein und schneidet sich damit einen Zirmast. Der Bacherwirt unten im Dorfe hat einen fuchsbraunen Hengst, ein schönes Tier, das soll jetzt dran — das wird nachgeschnitzt aus dem harten, glattrindigen Zirmholz. Das Hengstenachmachen ist nicht verboten. Ist aber auch keine so große Unterhaltlichkeit dabei, als etwa beim Geldnachzeichnen.

Kein Mensch könnt's vollbringen? Es gehört ein Kaiserkopf dazu! meint der Oberfeitel. Das wollte dem Jungen nicht aus dem Sinn. Dabei stellte sich heraus, daß das zu gleicher Zeit nicht geht, nämlich das Denken ans Geldmachen und das Schnitzen von Hengsten; der Hengst bekam unglaublich lange Ohren und der Geldmachergedanke einen langen Schweif. Und der Schweif hing ihm an, so daß der Bursche niederstieg zu seinem Hause, von seinem Vater eine

Fünfzigernote borgte und sich damit in die Kammer einschloß. So eine große Banknote war im Hause ein seltener Gast, der es allemal gar dringend hatte und sich nur für kurze Zeit im Ederhofe aufhielt; sie machte immer nur eine flüchtige Rast auf ihrer abenteuerlichen Wanderung durch das Land — dort Gutes stiftend, hier Übles. So was muß porträtiert werden! Dann mag's ja wieder laufen und Sünden machen soviel es will. Der Franz spitzte den Bleistift. Immerfort das Heiligenbildermalen, das Rösser- und Vogelzeichnen — das ist nicht spaßig. Wir wollen einmal redlich wissen, ob der Oberfeitel die Wahrheit sagt: Das kann kein Mensch vollbringen. Keiner nicht. — Wollen es versuchen.

So der Franzl und ging mit flinken Fingern an die Arbeit. Das feine Papier können wir freilich nicht nachmachen, dachte er bei sich, wir sind kein' Papiermacher. Der Wasserdruck schiert uns auch nicht — der ist was für den Müllner. Aber die Zeichnung! Die Fälschung dieser Staatsnote wird mit lebenslänglichem schweren Kerker bestraft — diese Worte schrieb der Franzl mit einem einzigen wagrechten Striche.

„Jesses Maria, Franzl!" rief seine Schwester draußen, „was treibst du in der Kammer, was denn, daß du dich einsperrst?"

Die Fälschung dieser Staatsnote wird mit lebenslänglichem schweren Kerker bestraft, schrieb der Franzl.

„Du bist drinnen?" rief die Schwester, „du stellst was an; du brichst was."

„Ich mach' was," antwortete der Bursche.

„Dabei verriegelt man nicht die Tür."

„Sie ist schon offen."

Am Abend, als die Leute beisammen waren, schauten

sie das Kunststück an; einer gab die Note dem anderen in die Hand, und sie fingen an, die echte mit der falschen zu vergleichen, bis einer fragte: „Ja, wo ist denn nachher dem Franzl seiner?“

Der war's, den der Mann in der Hand hielt.

„Aber das ist ja doch der echte! Wie? Was? Das wäre der falsche?“

„Da schau her!“ rief der alte Eder, Franzls Vater, „du Lump, du junger!“

Die Zeichnung ging — stolz knisternd, wie ein echtes Stück Papiergeld — in den Händen herum, und der Franz kümmerte sich nicht weiter drum. Er hatte es vollbracht — das Blatt brauchte er nicht mehr.

Ein junger Nachbar war im Hause, der Patritz; der verfolgte an diesem Abende eine Person der Ederfamilie, um sie auf lebenslang gefangen zu nehmen. Aber eine unschuldige Person, nicht etwa den Geldfälscher, sondern dessen muntere Schwester mit dem krausen Haar. Er schlug sie in jene gefährlichen Bande, denen sich selten ein Mädchen entwinden kann oder will: er legte seine Arme um ihren geschmeidigen Leib.

„Maria,“ flüsterte er ihr ins Ohr, „ich will dir was sagen.“

„Sag's nur her!“ antwortete sie, „es wird gewiß wieder was Wichtiges sein, was ich schon seit Ostern her weiß.“

„Wissen wirst es schon seit letztem Fasching her.“

„Seit letztem Fasching her weiß ich, daß du ein dummer Bub' bist,“ neckte sie.

„Wenn's dumm ist, daß einer das schönste Dirndl auf der Welt gern hat! Das liebste Dirndl! Das herzliebste Dirndl! — nachher hast du mit deiner Red' recht.“

So stritten sie sich in die Verlobung hinein — der Patriz und die Maria. Als an demselben Abende der Patriz fast ungebührlich spät nach Hause ging, gesellte sich ihm der Geißbub des Jakhofes zu und lud ihn ein, noch mit ins Wirtshaus zu kommen; er zahle heute eine Maß Glühwein.

„Schau hin, das Wirtshaus hat schon schwarze Fenster,“ sagte der Triz (Patriz).

„Die Kellnerin muß noch einmal aufzünden. Die Wirtin muß aus dem Bett; ich will einen gezuckerten Eierschmarn haben und einen Kaffe dazu. Der Wirt muß auch aus dem Bett; ich will was Zithernschlagen hören; ich bin just einmal aufgelegt zum Lustigsein. Himmelherrgott, geh' her — was kostet die Welt?“ So der Geißbub.

„Du tust ja gerad', als ob deine Geißen eine goldene Milch täten geben,“ sagte der Triz.

„Die Lieserl muß auch aus dem Bett,“ fuhr der Geißbub' fort, „ich will mit ihr eins tanzen.“

Der Triz konnte den Übermut des sonst so duckmausigen Burschen gar nicht begreifen.

„Mir scheint, du kommst ohnehin schon vom Wirtshaus,“ sagte er.

„Von unsers Herrgotts Keller, ja; hab' mir beim Ederhofbrunnen gerad' meinen Durst gelöscht. Ist schade um den prächtigen Durst, aber 's ist schon wieder ein neuer da, und den lösch' ich mit Löschpapier!“

Damit hielt der Geißbub' eine große Geldnote in die mondhelle Luft hinein:

„Der Krämer muß auch aus dem Bett; ich will einen Feigenkranz für die Lieserl.“

„Wo hast denn du diesen Funfziger her?“ fragte der Triz, indem er nach dem Papier langte.

„Du kannst auch einen haben, Kamerad," vertraute ihm der Geißbub', „der Eder-Franz macht sie."

„So," sagte der Tritz, „das ist der vom Eder-Franz? Schau, Geißbub', den muß ich dir wechseln. Geh' mit zum Richter; dort laß ich dir zweimal fünfundzwanzig dafür geben, ist auch fünfzig."

Damit war der Geißbub denn nun gar nicht einverstanden; er bettelte, er schmeichelte, er zankte und schimpfte, aber er war von beiden nicht der Stärkere. Der Tritz hatte das Papier schon in gutem Gewahrsam, und dem Geißbuben blieb auf der Welt nichts übrig, als seinen schönen Durst beim nächsten Hausbrunnen zu löschen.

Der Tritz ging seines Weges, und die falsche Geldnote sorgfältig glättend und in seine Brieftasche legend, dachte er: So, mit dem Häutlein mach' jetzt ich meinen Spaß.

* * *

An einem der nächsten Tage finden wir den Eder-Franz wieder auf der freien Höhe.

„Auf der Alm, da ist's fein,
Gibt's ka Sünd und ka Pein.
Ist der Berg wie ein Rosenstock,
Ist der Wind wie ein Nagerlduft,
Glanzt's Wasser wie ein Silberring,
Spielt d' Sonn' wie eine goldene Luft.
Wann ih jauchz und a Gsangl sing:
Der Schall wie ein Glöckerl klingt;
Mein Herz, das ist alleweil voll Freud,
Kennt ka Sünd und ka Pein.
Auf der Alm ist's gut sein!"

So sang der Bursche, und sein leuchtendes Auge sagte, daß er's nicht aus dem Leeren sang. — Wir dürfen den

Franzel ja wohl näher betrachten; denn das ist einer, an dem wir ein wenig Herzeleid erleben werden, aber auch viel Ehre und Wunder.

Er kann nicht viel älter sein als sechzehn Jahre; sein volles Haupthaar ist braun wie reife Kastanien; ob es auch recht lind ist, möchte die Sennerin wissen, aber er biegt ihre Hand weg, wenn sie ihn anfühlen will. Sein längliches Gesicht ist weiß und rot, echte Farben, die sich selbst in der Sonne nicht bräunen, von Bart noch gar nichts da; die Oberlippe spitzt sich noch in Knabentrotz, aber das Auge ist weich und sinnend; es schaut eine Welt von Schönheit heraus, und es schaut eine Welt von Schönheit hinein.

Niedrige Bundschuhe trug der Junge und nackte Waden und eine ziegenhäut'ne Kniehose, und über der sich frei wölbenden Brust nichts als das rauhe Linnenhemd und den ledernen Hosenträger. Das Ungefügige an dem ganzen Bürschl war ein hoher trichterförmiger Filzhut, ein sogenannter Sternstecher, wie die spitzen Tirolerhüte heißen, die nach landläufigem Sprichwort so hoch sind, daß man damit vom Himmel die Sterne herabstechen kann. Dieser Sternstecher ragte wie ein finsterer Turm über das heitere Antlitz des Franzel.

So ging er über die weichen Matten hin zwischen den Zerben, und es war ihm, als suche er etwas und wisse nicht, soll es ihm aus dem Erdboden herauswachsen oder von Himmel herabfliegen. „Es war ein extriger, ein staber Bua," hat einer von ihm erzählt.

Aus dem Tale der Drau, der Isel, aus dem weiten Boden von Lienz klangen in zartem Gesumme die Glocken des Feierabends herauf. Zu solchen Stunden ist es ja, als wären vieltausend Saiten gezogen von Berg zu Berg über das ganze Tirolerland, und als spielte auf dieser Zither

ein unsichtbarer Künstler — so leis', so zart und getragen tönt es durch die Lüfte.

Die Glocken der Kirchtürme waren es, die zum Feierabendgottesdienste riefen. Es war ja wieder eine arbeitsschwere Woche vorbei, und die Leute hatten vollauf zu tun gehabt, das liebe Brot zu fassen und zu heimen, das der Weltvater in goldenen Halmen aus der Erde reckte. Jetzt sollten sie danken gehen und sich ausruhen in der kühlen, dunkeln Kirche und sich an Leib und Seele vorbereiten für den Sonntag. Das riefen die Glocken im Tale. Aber der Franzel stieg nicht hinab; ihm gefiel es auf dem Berge, und er schaute zu dem lichten Hochaltare des Großglockners hinüber, hinter welchem still und groß die Sonne niedersank.

„Mein Herz, das ist alleweil voll Freud'!
Auf der Alm, da ist's gut sein!"

Auf demselben Berge gab es heute auch andere, die das Läuten der Kirchenglocken nicht achteten. Dieselben anderen saßen in der Bergschänke der Niederung, die den schönen Namen „Auf der Wacht" trägt. Im heiligen Jahre Neun sind dort die Tiroler auf der Wacht gestanden mit Messer und Stutzen, um ihr Heimatland zu schützen vor den übermütigen Franzosen.

Das Heimatsgefühl der Völker, der Freiheitsdrang einer Welt, das Ideal unserer Zeit ist im Bauerntume eingeweiht worden.

Heute ist es friedsam auf den Matten, genannt „Die Wacht". Und auch an jenem Sonnabende war es friedsam dort und heiter dabei, obwohl ein anderer, ein unsichtbarer Feind bigott heuchlerisch heranschwamm in den sonst so schönen Klängen der Festglocken. Es fanden sich in dem Berghause an schönen Sommertagen gern die Almer ein und

die Burschen des Tales, die Scharfschützen, um beim roten Tirolerwein, bei Mädchenaugenglut und Zitherklang die Nächte zu „durchwachten"; denn nimmer veröden darf das Haus „Auf der Wacht", und ein Feuer, sei es nun das der Vaterlandsliebe oder der Mädchenminne oder auch des Hasses gegen einen persönlichen Feind, wird in jedem einsamen Berghause bewahrt, wie unten in der Pfarrkirche das „ewige Licht".

Die Frömmigkeit des alten Moidle, das des Wirtes Schwester ist, hilft all' nichts. Schon mehrmals war sie heute lauernd in der Gaststube umhergeschlichen und hatte ziemlich laut vor sich hingemurmelt:

„Zusammenläuten tun sie. Zum Segen tun sie läuten. Christenmensch! Unsereins mühselige Haut wollt' gern in die Kirchen gehen, wenn die Füß' täten tragen. Und das jung' Volk schaut sich neuzeit um den Herrgott gar nimmer um. Geh weg; jetzt seh' ich's schon, die Leut' werden ganz kalt im Glauben. Eiskalt werden sie im Glauben, die Leut'; jetzt seh' ich's schon."

Man kümmerte sich nicht um das Getue der Alten; man sang, man lachte; man scherzte mit den Mädchen, bis das Moidle dreinschrie:

„Jawohl, die Dirnen sind euer Rosenkranzgebet heutzutag. Jawohl, ihnen den Kranz vom Kopf beten, das ist euer liebster Gottesdienst. Jawohl!"

Die Burschen lachten und einer rief:

„Sag' noch so was, Moidle, daß wir wieder was zu lachen haben!"

„Werd's nicht lachen, wenn die Straf' Gottes kommt, weil ihr keinen Glauben habt," versicherte die Alte.

„Weible," sagte einer der Burschen, „wegen unseres Glaubens brauchst du dir gar kein graues Haar wachsen

zu lassen, das wachst dir so auch schon. Einen Glauben haben wir noch, mußt wissen. Bin voreh gewiß nicht der letzte in der Predigt und im Segen gewesen. Seitlang sie aber die Leut' mit den Standarn (Gendarmen) in die Kirchen treiben lassen, seitlang mag ich gar nicht mehr hineingehen. Ich mag nicht mehr. Zum Beten laß ich mich nicht zwingen."

Der Wirt „Auf der Wacht" war an den stämmigen Burschen herangetreten, der die obigen Worte gesprochen.

„Reden könnt's, was ihr wollt's," sagte er leise, „aber nur nicht zu laut. Ich sehe euch gern bei mir, Mannerleut' und Weiberleut', aber soll ich's aufrichtig sagen, heute wär's mir lieber, wenn —"

„Wenn wir beim Loch draußen wären," vervollständigte einer die Rede des Wirtes.

„Auf das sag' ich nicht nein," versetzte jener. „Es ist halt morgen der Rosenkranzsonntag, wo im Wirtshaus keine Zusammenkunft sein soll und an solchen Feierabenden auch nicht; Neuzeit ist's halt wieder so viel streng. Schau' dir die neue Polizeiverordnung an, die ich erst heut' an die Wand genagelt habe!"

„Die hängt ja umgekehrt!" riefen die Burschen lachend. „Wirt, die hast du bei den Füßen aufgehängt, wie ein geschlachtetes Schwein."

„O du Höllsaggera," knurrte der Wirt; „so ist's, wenn der Mensch nicht lesen kann; dann stellt er die Gesetze auf den Kopf. Das muß ich gleich anders machen; ich fürcht' halt, die Spitzhauben kommen noch heut' herauf."

„Sie sollen nur kommen."

„Aber schaut's, meine lieben Leut'," gab der Wirt zu bedenken, „wenn sie euch da beisammen finden! Unsereiner wird halt so viel gestraft, wenn man Unterstand gibt."

Im Tischwinkel hub sich eine braune Knochengestalt zu bewegen an.

„Was meinst, Wirt, was meinst?“ grollte sie. „Von Unterstand sagst was? Sind wir Schwärzer, Wilddiebe, Strolche, daß von Unterstandgeben die Red' ist? Wir sind Bauersleut' und Holzleut' und sitzen nach der Arbeit friedlich im Wirtshaus. Weißt, Wirt, daß im Wirtshaus der ehrliche Gast sein gutes Recht hat? Weißt es nicht, so schreibe ich dir's auf den Buckel, und gewiß nicht verkehrt, wie deine Polizeiordnung.“

„Geh, geh!“ beschwichtigte ein anderer, ein dicker, staubiger Kohlenbrenner aus dem Iseltale, „weißt es so gut wie wir, daß der Wirt nicht anders kann. Willst deinen Zorn auslassen über die neumodische Einrichtung, so mußt ganz wo anders anklopfen.“

„Anklopfen,“ rief der Knochige, „wie im Achtundvierzigerjahr zu Brixen beim Herrn Bischof, daß die Fenster haben gesungen! Wir sind katholische Christen, will ich ihm ins Ohr schreien, aber mit deiner neuen Standarnreligion hol' dich der —“

„Spielmann!“ rief der stämmigste der Burschen in die Stube.

„Schlafst, Spielmann?“

„Ein klein Bissel bin ich noch da,“ sagte dieser, sich aus dem Ofenwinkel hervorwindend.

„Wenn du nicht schlafst, so sei so gut und kratz' ein paar Saiten!“

„Lustig wohlauf
Ist der Drauthaler Lauf,
Ist der Drauthaler Zier,
Und das Dirndl g'hört mir.“

Singend umschlang er das blühende Mädchen, das an seiner Seite saß und jetzt dem kernfrischen Burschen freudig und stolz ins kecke Auge blickte. Das war der Tritz, und das Mädchen seine Braut Maria, die Schwester des Franz, der zurzeit draußen auf den freien Höhen sich umtrieb. —

Laut erschollen jetzt die übermütigsten Lieder; die Zither klang, und es wollte just der muntere Reigen anheben — da schoß plötzlich der Wirt durch die Stube, um in angstvoller Hast das erst angezündete Kerzenlicht auszublasen.

„Was willst denn?" rief der Tritz und zog ihm den Leuchter weg, „ist's besser, wenn wir im Finstern sind?"

„Um des lieben Gottes willen!" schnaufte der Wirt, „da draußen, da draußen — ich hab' sie gesehen; es steigen die Spitzhauben daher."

„Wer wird denn da das Licht auslöschen? Wir wollen sie uns anschauen. Sie sollen kommen!"

Sie waren auch schon da. Dröhnenden Schrittes traten zwei Gendarmen zur Tür herein. Die Stube war finster vor Rauch, aber die Eintretenden waren noch finsterer; zwischen den Zechtischen blieben sie stehen und schauten um sich. Die Burschen taten trotzig, und keiner rückte an seinem Tische, daß die Landwacht Platz nehmen konnte.

Endlich sahen die Gendarmen einen leeren Tisch, setzten sich und hielten die Gewehre zwischen den Beinen. Sie wollten etwas trinken. Über diese Wendung war der Wirt froh. Schmunzelnd sagte er, als er auf einer Blechtasse die schwitzende Flasche brachte, es wäre „der Beste", und in der Tat, sie merkten es bald, der Schlechteste war es nicht.

Nun ja, sie wollten auch einmal ein gemütliches Stündl haben. Mußten sie doch unten im Tale mit ihren Spießen tagaus tagein umhersteigen, wie die leibhaftige Straf' Gottes,

fanden nirgends freundlichen Anspruch und mußten gar manchmal einen einführen, weil er etwas getan hatte, was sie selber getan hätten, wenn Gelegenheit dazu gewesen wäre. Aber — „auf der Alm gibt's ka Sünd," da braucht man also keinen Pfarrer und keinen Gendarmen, und da darf jedweder, der das Zeug dazu hat, ein lustiger Bursch' sein. Das martialische Aussehen der Landwächter wurde von Minute zu Minute zahmer; sie wollten sich an die heitere Gesellschaft schließen, mit den Burschen „warteln", mit den Mädchen schalken. Doch die Gesellen taten nicht viel desgleichen, als ob sie an dem geselligen Zuwachse eine besondere Freude hätten, und etliche knurrten gar wie ein Kettenhund, der gern beißen möchte, aber den Stiefelabsatz fürchtet.

Als es wieder ans Tanzen ging, warb einer der Gendarmen um das schönste Dirndl im Reigen; da stand schon der Tritz da, zog das Mädchen mit sich fort und sang:

„A Spitzkappenbua
Hat ein' Dirndl nachg'fragt;
A Spitzbua will ih hoaßn,
Wann's ihm was tragt."

Da war's nun freilich kein Wunder, daß es kam, wie es kam. Es stand nicht lange an, so leerte der Gendarm sein Glas, stieß es scharf auf den Tisch und rief:

„Heimgehen! Sperrstunde!"

Jetzt trat eine befremdliche Stille ein; nur einer der anwesenden Bauern brummte in die Ofenwand hinein, aber so laut, daß man es weithin hören konnte:

„Sperrstunde! überall wollen sie zusperren, heutzutage. Redlich wahr: Haus Österreich ist ein Gefangenhaus geworden."

Als das Wort heraus war, hätte es der Sprecher selbst wieder gern eingefangen und seinen eigenen Mund fürsorglich zugesperrt. Aber der Landwächter schickte sich schon an, den Namen des Vorlauten aufzuschreiben.

„Seid keine Narren miteinand'!" rief jetzt ein Mölltaler dazwischen, um der bedenklich werdenden Stimmung einen kecken Ruck zu geben, „lasset jetzt die gespreizten Geschichten und seid's lustig! Wir kommen so jung nimmer zusammen. Wein her, Wirt! Und die Herren müssen auch mittun. Wisset, wir Bauersleut' haben keine Rösser; darum reiten wir die Wörter — und ist nicht schlecht gemeint. Na, auf Gesundheit! Auf gute Freundschaft!"

Einer der Gendarmen wollte schon anstoßen mit dem neugefüllten Glas.

„Hüte dich!" raunte ihm der andere zu, „sie retirieren — nur aufschreiben, alle aufschreiben!"

Sie schrieben — aber sie schrieben in ihr Armensünderbüchel lauter falsche Namen; den echten behielt jeder der Befragten schlau für sich selber.

„Die Kerze ist auch schon benebelt," bemerkte der Aufschreiber nicht ohne Laune, da das Licht vor lauter Tabaksqualm kaum den nötigen Schein gab.

„Wirt!" rief der Tritz, „bring' noch Kerzen, daß dem Herrn Standarm ein Licht aufgeht. Ich zahl's."

Er möge, murmelte der Landwächter, das Geld in seinem Beutel behalten, würde leicht Platz haben da drinnen. Und die Bettelkerze sei man bei den Drautaler Bauern gewohnt.

„Bettelkerze!" sagte der Tritz mit spottender Weichheit. „Na, das nicht! So vornehmen Herren müssen die Drautaler Bauern schon eine Extrakerze verehren."

Dabei zog er sein Ledertäschchen aus dem Sack und langte aus ihm eine Fünfzigguldennote hervor.

„Versaufen?!“ rief der Bursche mit heller Stimme, indem er den Schein mit zwei Fingern hoch über den Köpfen hielt, daß er wie ein Kirchweihfähnlein flatterte, „versaufen? Nein. Licht wollen wir machen, wir Drautaler Bettelbauern, daß der Herr Standar zum Schreiben sieht.“

Gelassen rollte er vor den Augen der Gendarmen den Fünfziger zusammen, hielt die Rolle über das Kerzenlicht, und als sie lichterloh brannte, rief er:

„Ich bitt', meine Herren, wenn's gefällig!“

Die Landwächter schrieben nicht; sie taten den Mund auf und waren stumm. Hingegen schlugen die anderen Leute einen hellen Lärm, und die Weiber waren dem Tritz in den Arm gefallen, um ihm das Geld zu entreißen. Zu spät war's, zu spät — die „Anweisung“, für welche der Sage nach die privilegierte österreichische Nationalbank dem Überbringer fünfzig Gulden Silbermünze ausbezahlt, flog als Aschenflaum auf den Tisch.

„Heilige Maria vom grünen Anger!“ zeterten sie, „jetzt hat er Geld verbrannt. — Jetzt hat er eine Kuh verbrannt!“ riefen die Halter. „Jetzt hat er ein Joch schönes Lärchbaumholz verbrannt,“ riefen die Holzhauer. „Den heurigen Haferbau hat er verbrannt,“ riefen die Bauern. „Auf zehn Jahre Tabakgeld hat er verbrannt,“ kicherte ein alter Raucher.

Und Maria, seine Braut, fragte den Geliebten:

„Bist denn ein Narr worden, Tritz?“

„Den Arrest habe ich einem verbrannt,“ sagte der Bursche und setzte sich ruhig an seinen Platz.

„O wart', Bauer!“ brummte der Gendarm, „der Arrest und die Hölle sind feuersicher gebaut; du kommst in beide.“

Und er schrieb die Tat des übermütigen Burschen in das Sündenbuch.

Jetzt fistelte aus dem dunkelsten Winkel her eine Stimme: „Ist nicht so gefährlich beim Patritz, wenn er Banknoten verbrennt. Er hat einen künstlichen Schwager.“

Was das heißen sollte?

„Der macht ihm's!“ schrie der Gauch und huschte zur Tür hinaus.

Da horchten die Gendarmen erst recht auf, aber die Leute merkten, es wäre nun die höchste Zeit, das Wirtshaus „Auf der Wacht“ zu räumen, und sie räumten es auch. — —

Der Eder-Franz wußte von all dem nichts; er erging sich immer noch auf den mondhellen Höhen und sang in die Nacht hinaus:

„Mein Herz, das ist alleweil voll Freud'!
Auf der Alm ist's gut sein!“

* * *

Am Sonntag darauf, nach dem Gottesdienst war es, daß auf dem Kirchplatz zu Dölsach der Oberfeitel plötzlich neben dem Patritz stand und ihm ins Ohr flüsterte:

„Lauf' eilends davon! Versteck' dich in dem Wald! Sie suchen dich.“

„Wer sucht mich?“ fragte der Bursche.

„Die Spitzhauben.“

Da war zwischen der Menge schon der Dorfrichter in Sicht, hinter ihm die Gendarmen. Der Richter machte mit der Hand ein paar verstehbare Deuter: der Tritz solle sich davonmachen! Da sie aber nicht bemerkt wurden, so machte der Richter vom Amte Gebrauch und ließ den Burschen festnehmen.

Wohin die Reise? Nach Lienz zum Gericht!

Der Patriz Neuleitner hat den Feierabend entheiligt und die Polizei verhöhnt. Diese beiden Fälle wären noch etwa von den Behörden in Dölsach zu schlichten gewesen. Anders der dritte! Der Bursche hatte eine große Geldnote verbrannt. Was hat es damit für eine Bewandtnis? Das muß untersucht werden; da steckt was dahinter.

Das Protzigtun mit dem Gelde war ein alter Schaden der Drautaler Bauern. Man ließ es noch hingehen, wenn sie bei Hochzeiten tagelange Gelage hielten, wenn die Totenmahle oft die ganze Erbschaft des Verstorbenen verschlangen; man „verstattete" es dem Drautaler Großbauer oder Holzknecht, wenn er an seiner Sonntagsjoppe anstatt Bein- oder Messingknöpfe echte Maria-Theresientaler trug. Wenn sie aber würfelten, kegelten, karteten um nichts Geringeres als um Dukaten, wenn sie zur „Bankozettelzeit" (beim großen Staatsbankerotte) ihre Pfeifen mit eitel Zehnguldennoten anzündeten — das konnte man nimmer gehen lassen, nicht vom moralischen und nicht vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus. Es war Zeit, einmal ein nachdrückliches Beispiel aufzustellen, wie man in Zukunft gegen Übermut, Verschwendung und Trotz vorzugehen gedenke.

Die sehnigen Arme des Patriz hatten sich anfangs gegen die Eisenbanden aufgelehnt, aber die hohe Obrigkeit hatte guten Stahl in ihren Ketten, und der schnitt ins Fleisch. Mit aneinandergeschlossenen Armen schlug sich der Bursche den Hut in die Stirn, und so ging es die weiße Landstraße entlang gegen Lienz. Die ihm begegneten, wunderten sich baß, was doch der Patriz Neuleitner auf einmal für ein hoher Herr geworden sei, daß er zwei Adjutanten mit sich habe.

Am selbigen Nachmittag saß Maria in der Christenlehre und weinte. Der Pfarrer war höchlich darüber er-

freut, daß sein Wort Gottes heute einmal ein Herz rühre. Aber sie hörte nicht die heilige Lehre; sie hörte das Gericht, das über ihren Trītz das Urteil sprach. Und er war trotz der schweren Anklage so unschuldig wie das Gotteslamm dort auf dem Altare.

Sie wußte alles. Als Verschwender werden sie ihn strafen und ihm sein Haus wegnehmen und es einem „Gerhaber“ (Vormund) zur Verwaltung geben; war schon davon die Rede gewesen. Es war anderen auch schon so ergangen. Dann steht auch die Heirat um, und sie hat nichts und er hat nichts. Und alles dieses höllischen Fetzen Papiers wegen! Es war ja nur ein nichtiger Fetzen gewesen, den er am Kerzenlicht verbrannt, nichts als jene gottverlassene Zeichnung, die der Franzel wundershalber gemacht hatte.

Jetzt eilte das Mädchen den Berg hinan zu ihrem Elternhause, dem Ederhof. Sie lief zu dem Franz, der eben an der Schnitzbank saß und eine Figur schuf.

„Jetzt wirf mir den Holzscherben weg und geh nach Lienz hinab,“ sagte sie. „Du bist an allem schuld. Jetzt geh und sag's! Das Papier hat keinen Wert gehabt — geh und sag's! Du hättest es gezeichnet, das sag' jetzt, wenn du mein Bruder bist!“

„Ich soll es beim Gericht sagen, daß ich eine Banknote nachgemacht hab'? Der Narr werde ich nicht sein.“ So der junge Schnitzer. „Hab' ich ihm das Papier gegeben? Hab' ich gesagt, daß er die Standarn damit foppen soll? Etliche Tage im Schatten sitzen — sonst geschieht ihm nichts, dem Tritz, und das schadet nicht.“

„Du bist der Fälscher, und er soll eingesperrt sein — ist das eine Gerechtigkeit?“ rief das Mädchen. „Kannst das verlangen, Franz? Hat er dir's nicht gut gemeint, daß er dem Geißbuben den Wisch weggenommen und ihn verbrannt

hat? Sonst holen die Spitzhauben leicht dich, und dich hängen sie auf. Noch jetzt kann er dich einbringen, wenn er will, aber er läßt sich lieber mit Messern schneiden, als daß er dich verrät'."

Sie schluchzte zum Erbarmen.

„Schwester," sagte Franz, „zum Gericht geh' ich nicht. Aber wenn sie kommen und mich fragen, werd' ich's nicht leugnen."

„Und sie werden kommen!" sagte Maria. — Nun trat der Vater, der alte Eder, bekümmert herzu.

„Kinder," sagte er, und sein Haupt wankte bei jedem Wort, „ihr werdet mir noch eine Dummheit machen. Der Teufel hat dich reiten müssen, Franz, daß du mit dem Geld angefangen hast. Jetzt ist die Sau fertig. Dein Glück kann's dir kosten. Aber das sage ich dir: selber verrat dich nicht! Ob der Tritz ein paar Tage im Arrest sitzt oder du zwanzig Jahr' im Kriminal — das wird ein Unterschied sein. Nicht? Meinst nicht, Dirn? Nur gescheit sein!"

Gescheit sein! Das ist leicht gesagt. Und vollends von verliebten Leuten verlangen, daß sie gescheit seien! Die Maria war ja verliebt. Und jetzt, da der Tritz unschuldig im Gefängnis saß, wie die wahrhaften Helden in den Rittergeschichten, jetzt stand er in ihrem Herzen so groß da, und ihr war, als gehöre zu diesem ritterlichen Helden eine treue, ebenso heldenmütige Jungfrau, die ihn befreite. Ihr Vater mußte sie fast mit Gewalt zu ihrer Arbeit auf die Alm schicken, daß sie nicht hingehe, um dem Bräutigam zuliebe den Bruder zu verraten. — —

Am nächsten Tage wurde der alte Eder vor Gericht geladen. Als der Franzel sah, wie ernst die Sache zu werden begann, wollte er sich stellen.

„Untersteh' dich nicht!" rief der Alte. „Spring' nicht

selber in die Schlammaß! Geh' du zu deinen Zirmmatten hinauf, bleib' in den Heuhütten, bis ich dich rufen laß!"

Dann ging der Alte nach Lienz zum Gericht. Dort wurde er an den grünen Tisch gestellt vor das Kruzifix. Aber einer der Herren setzte sich neben ihn und sagte vertraulich:

Die Sache ist nicht so bös, mein lieber Eder. Tut es jetzt nur schön offen erzählen, was es mit der verbrannten Fünfzigerbanknote für eine Bewandtnis hat."

„Gebt's mir Ruh!" brummte der Alte.

„Ihr habt es gesehen, als Euer Sohn den Schein zeichnete. Er ist ja noch ein Kind, und wir wollen daraus auch gar nichts Kriminalistisches machen. Aber den Sachverhalt müssen wir wissen, daß wir den Patriz Neuleitner freilassen können. Also Euer Sohn hat zum Scherz versucht, das Ding nachzumachen?"

Sie wollen dich fangen, warnte eine innere Stimme den Alten, sag' nichts, bleib still wie der Fisch im Wasser! Jedes Wort könnte dem Franzel ein Jahr seines Lebens kosten. Er ballte die Fäuste auf seinen Knien und starrte mit verglasten Augen auf den Boden.

Der Richter erhob seine Stimme:

„Hat Euer Sohn die Note gemacht oder nicht?" Er deutete auf das Kruzifix: „Ihr steht vor dem, den Ihr in Eurer Sterbestunde anrufen werdet! Ihr seid ein Ehrenmann gewesen Euer Leben lang; Ihr wollt es bleiben. Also auf meine Frage: Ja oder nein!"

Da zuckte der Verhörte seine Achseln und murmelte:

„Wenn Ihr mich so angeht! Lügen kann ich nicht. Mein Franzel hat die Dummheit gemacht, aber keine Absicht dabei gehabt, keine schlechte Absicht. Der Fetzen ist uns

aus der Hand gekommen — sonst hätten wir ihn gleich zerrissen."

„Und ist's auch das einzigemal gewesen, daß er sich in derlei versucht?"

„Das hab' ich ihn gefragt, und er hat gesagt: das erste- und das letztemal. Und es ist auch so; ich kenne meinen Franzel; es ist auch so."

„Folglich ist die Sache in Ordnung, Eder, und Ihr könnt wieder nach Hause gehen."

Der Bauer ging, aber sein Herz war nicht leicht. „'s ist doch eine Falle," sagte er sich; denn zu jener Zeit hat jeder dem Gericht mißtraut.

Als er nach Hause kam und der Franzel noch immer nicht davongegangen war, wollte er ihn zur Flucht bewegen.

„Davonlaufen mag ich nicht," sagte der Bursche trotzig, „dann täten sie mich erst recht für einen Spitzbuben halten."

Am nächsten Tage kam auch der Patritz heim und wußte zu sagen: Alles sei abgetan. Aber den Franzel möchten sie sehen.

Der Alte schlug die Hände über den Kopf zusammen: Jetzt sei alles verspielt. Der Franzel aber ging nach Lienz.

Die Herren schauten ihn mit Wohlgefallen an und meinten, wenn er schon so eine gute Hand zum Zeichnen habe, so solle er ihnen einen Beweis geben. Der Franz nahm Bleistift und Papier und porträtierte einen nach dem andern. Und als sie die Bilder sahen, da waren sie darüber eins: das wird kein Banknotenfälscher; der findet sein Fortkommen und seinen Ruf anderswo. —

Es kam jetzt noch eine kurze, aber lustige Bauernlebenzeit. Der Patritz heiratete seine Maria, und es ist ein

Paar geworden, an dem die Leute noch heute ihre Freude haben.

Und der Franzel? Ihr lieben Leute, den findet ihr nicht mehr in der Gegend. Er lebt in einer großen Stadt und ist ein berühmter Mann. Gern erzählt er noch von jener harmlosen, aber nicht ganz ungefährlichen Geldmachergeschichte. Was er heute schafft, das ist mehr wert, als alle Papier-Banknoten auf der ganzen Welt zusammengenommen — es sind die herrlichen Bilder aus dem Tiroler Volksleben; denn der Träger dieser kleinen Geschichte ist kein anderer als unser — Franz Defregger.

* * *

Die Geschichte vom jungen Geldmacher ist zwar jetzt aus. Aber es muß doch noch erzählt werden, wie das weiter ging.

Es fängt mit dem Gerede der Leute an, das einige Jahre nach obiger Geschichte folgendermaßen lautete:

„Der Franzl hat jetzt den Ederhof z' Stronach übernommen? — Das ist der Rechte! Ich sag' nur soviel: Schaut euch nach etlichen Jahren sein Hausdach an! Zerrissen und verwindiert. Weil's nachher — malerisch ist. Und seine Melkküh' schnitzt sich der aus Zirmholz." — So sagten die Bauern von Dölsach. Und die Weiber und Mädchen: „Wird er bald heiraten, der Franzl?"

Die Leute redeten und der Franz wirtschaftete auf dem überkommenen Gute seines Vaters. Es ging nicht besser und nicht übler wie bei den Nachbarn; es war ein großer Grund, aber ein kleiner Erwerb, es waren keine Schulden da, aber auch kein Bargeld, es war schier wie an jenem Orte, wo nach dem Volkswort die ungetauft verstorbenen Kinder hinkommen: keine Freud' und kein Leid.

Aber der Franzl war kein ungetauftes Kind, und „keine Freud' und kein Leid", das war ihm zu langweilig. Wenn er noch Zeit zum Schnitzeln hätte! Wie glücklich sind doch die Grödner Holzschnitzer, die Pitztaler Herrgöttlmacher, die Tessiner Bilderhändler! Die lassen ihre Landwirtschaft den Weibern und widmen sich der Kunst, und reisen mit ihren Werken in der Welt herum und führen ein fröhlich Leben. Einmal war der Franz gar schon dran, ins Pitztal auszuwandern und sich dort dem Schnitzen hinzugeben — Werke zu schaffen, vor denen die braven Tiroler auf den Knien liegen, wie vor dem lieben Gott selber. Der Gedanke tat ihm wohl, wenngleich er sich der Sehnsucht nach Künstlerehre nicht bewußt war. — Aber er war an den Ederhof gekettet und gab sich drein.

Eines Abends, der Franz saß gerade beim Anschaften einer Stallgabel — war ja auch Schnitzarbeit! — trat der Unterschlager Martin aus dem Iseltale ins Haus: Ob er fleißig wär', der Ederhofer? ob er nicht schon bald Feierabend mache?

Der Franz antwortete, was man eben darauf zu antworten pflegt, und der Martin möge abrasten, und es sei jetzt ein passabel schönes Wetter und was es Neues gebe in Lienz?

„Laß gehen," sagte der Martin und warf die Hand so hin durch die Luft, „in diesen Bergen gibt's nie was Neues. 's ist ein ödweiliger Weltwinkel."

„Der Weltwinkel ist nicht zuwider," sagte der Franz.

„So?" darauf der andere, „na, du schaust mir nicht darnach aus, als ob's dir just gefallen tät' dahier."

Der Franz schlug den Gabelstiel an, schob die Achseln in die Höhe und murmelte: „Was kann man machen?"

„Eder," sagte der Martin und blickte ihm scharf ins Gesicht, „geh mit!"

„Wohin?"

„Nach Amerika. — Jetzt schaust drein! Du, auf das Dreinschauen von dir hab' ich mich schon lang' gefreut. Ernsterweis', Eder, ich bin der Sach' wegen da. Sind allzuschlechte Zeiten jetzt im Land Tirol. Wir, an zwanzig Bauern aus dem Iseltal und auch von der Draugegend wandern aus in die Neue Welt. Und sie lassen dich fragen, ob du dabei bist."

Der junge Eder warf die Stallgabel in die Ecke und sah dem Martin frisch und munter ins Gesicht. Der Iseltaler — es war der wortfähigste, den sie schicken konnten — setzte das Unternehmen jetzt auseinander, sprach von den deutschen Ansiedelungen in Peru, von einer tirolischen Kolonie, von einem Neu-Innsbruck am Maranon, und wie man sich dort für geringes Geld große fruchtbare Grundstücke erwerben könne, auf denen aller Lebensbedarf selber wachse, so daß der Eigentümer zum größten Teile seinen Lieblingsbeschäftigungen leben könne. — Bauerngüter seien jetzt leicht an Mann gebracht. In drei Monaten, um Jakobi, wären sie reisefertig und schifften sich in Bremen ein. — Er sollte sich's überlegen.

Der Franz trommelte mit den Schuhspitzen auf dem Boden und dachte nach. Er hatte schon manches von Amerika gehört und gar selber gelesen; nicht zu leugnen, es war ihm auch schon einmal der Gedanke gekommen, die Neue Welt müßte besser halten, als die Alte. Jetzt hob er den Kopf gegen den Martin und sagte: „Wo kann man euch finden, jetzt die Sonntage?"

„Auf der Post in Lienz sind wir allemal beisammen. Etliche haben ihre Häuser schon verkauft, andere sind noch

in Unterhandlung. Der Zirbelhofer heiratet noch eher seine saubere Matreierin. Sollst du auch tun, Franz, wenn's dazu kommt — daß es eine Kurzweil gibt auf der See. Und kernechte Tirolerkinder, nachher drüben. Überleg' dir's halt."

„Will mir das Ding überlegen," meinte der Eder, aber mit einer Miene, aus welcher der Martin nicht klug werden konnte, war's Spaß oder Ernst. Der Iseltaler ging davon und berichtete den Genossen: „Schwerlich, daß er wird mit dabei sein, der Eder z' Stronach. Er hat g'rad nit ja und nit na g'sagt."

* * *

Einige Tage darauf war eine Hochzeit beim Wirt in Dölsach. Die Verwandten Ederhofers waren auch dabei. Das dürfte eine Gelegenheit sein, dachte sich der Franz und ging des Abends, als es finster wurde, ins Wirtshaus nach. Da hatte er guten Empfang, bei den Tischen wollten sie den unterhaltsamen Burschen haben und auf dem Tanzboden auch. Er entschied sich für den Tanzboden. Mit den hübschesten Dirndln der Gemein hopste er und bei jedem dachte er insgeheim: Wolltest du mit übers Wasser? — Sie lachten ihn alle so treuherzig an und sie ahnten es nicht, daß jetzt auf einmal das große Wasser lag zwischen ihnen und dem lieben, flinken, dunkelgelockten Eder-Franz.

Erst nach Mitternacht zog sich der Franz in eine Nebenstube zurück, wo mehrere seiner Grundnachbarn und Verwandten im Gespräche saßen. Sie sprachen über Wirtschaftssachen und daß jetzt billig Häuserkaufen wäre, da ein ganzes Rudel Iseltalerbauern nach Amerika auswandere. Mehrere Kauflustige waren darunter.

„Kauft mir das meine ab!" sagte der Eder plötzlich.

„Dein Haus? Ist es feil? Gehst etwa auch ins Amerika, Franz?"

„Freilich."

„Zweimal darfst es nicht sagen, so glaub' ich's," rief seine Schwester. „Gleichschauen tät's dir, daß du auf einmal davonliefest, so weit der Himmel aufgespannt ist."

„Mir ist's recht, daß wir heut' beisammen sind und davon reden können," sagte er, „ihr wißt alle miteinander, daß ich meines Vaters Wirtschaft, so lang' ich sie hab', nicht verschandieren werde, wißt aber auch, daß ich keine rechte Freud' dran hab'. Nehmt ihr von meinen Geschwistern eins das Haus, — ich verkauf mein Teil — probier' mein Glück auf andere Art. Was kann mir denn geschehen, wenn ich nach Amerika gehe?"

Sie blickten alle auf ihn hin. Der Eder sah nicht aus, als wolle er spaßen. Seine Schwester riß gleich die Schürze zum Gesicht und schluchzte: Das hätt' sie ja gewußt, hätt' sich's immer gedacht, der Franzl würde auf einmal so was anfangen. Jetzt sei das Unglück da.

Der Franz lachte überlaut, er sehe kein Unglück, und schon vor Zeiten, da sie noch keine Eisenbahn und kein Dampfschiff gehabt, hätten sie schon gesungen: Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.

„Na, na, Franzl," sagte ein schon betagter Vetter und legte die hagere Hand auf den Arm des jungen Mannes: „Das ist nichts, das mußt du dir aus dem Kopfe schlagen. Bleibe im Land und nähre dich redlich, heißt's."

Es wäre schon gut, sagte der Eder, aber es wäre auch spät, er wünsche allen eine gute Nacht. Stand auf, ging davon.

Die Schwester war verzagt. „Es ist so viel, als wie wenn er schon fort wär'," meinte sie, „was sich der einbildet, das führt er aus."

„Oho, da werden schon auch noch andere Leute was d'reinzureden haben!“ rief ein Greis vom Nachbarstisch her, „ich bin sein Göd und den Göden hat er zu fragen. — Daß er am End' heimkäm' wie ein Haderlump und brächt' uns das gelb' Fieber mit und andere Schlechtigkeiten. Lieber geh' ich ins Amt und laß ihn noch einmal assentieren. — Schau da her!“

Die komische Entrüstung des Alten weckte eine Gegenströmung. Mehrere junge Leute riefen, wenn der Eder-Franzl nach Amerika gehe, so gingen sie auch mit. Mädchen liefen herbei, was das für eine Mode wäre, auf dem Tanzboden kein einziger Tänzer mehr!

Amerika! — Aber die Fiedeln übertönten schließlich das Wort.

* * *

Am nächsten Sonntag nachmittags nach dem Segen kamen sie im Ederhofe zusammen, die Geschwister, Schwäger, Vettern und Muhmen des Franz. Zuerst lobten sie seine Wirtschaft, den stattlichen Hof, den weiten Ackergrund, die schöne Alm, und was das für ein Glück wär', heutzutag' hausgesessen zu sein, und daß einer wisse, wo er daheim sei und seine Freunde finde, so oft er sie brauche.

Franz freute sich, nur Gutes zu hören von denselben Leuten, die sonst immer mit seinem Hauswesen zu nörgeln gehabt hatten, denen sonst weder er, noch die Dölsachergegend, noch sie selbst recht gewesen waren, die dem lieben Gott unter der Hand seine Welt ausbessern wollten, oder ihm weisen, wie man am besten eine neue erschaffe.

Als sie nun aber in ihrem Gespräche der Wendung immer näher kamen, unterbrach sie der Franz: „Laßt's

gut sein, Leut', mich g'freut's, daß ihr mich doch gleichwohl noch so gern habt; das wird mir wohl tun, wenn ich in der Fremde bin."

Jetzt fuhren sie los:

„Du darfst nicht fort!"

„Dein Vater müßt' sich noch im Grab umdrehen, wenn du den guten, alten Ederhof so wolltest verscherzen!"

„Und ein Vagabund wolltest werden —"

„— und zu den Heiden wolltest gehen —"

„— und so viel Schand' bringen auf deine Landsleut'!"

„Wenn du den Hof verkaufst!" rief ein Ältester von Dölsach, „so legt die Gemeinde das Geld in Beschlag, wie's für einen Verschwender gehört."

Da ließ der Franz seine Hand plötzlich stark auf den Tisch fallen und sagte: „Jetzt hab' ich genug! Noch ist das Haus mein und das sag' ich euch: wenn ich gehen will, euretwegen bleib' ich nicht!"

„Ist auch gut," brummten sie, „weil wir's nur wissen." Und verloren sich nach und nach aus dem Hause. —

Und der Eder ging wiederholt nach Lienz, kehrte auf der Post ein und unterredete sich mit den Iseltalern. Ein Käufer fürs Haus war auch gefunden. Franz wollte nur früher noch mit Bruder und Schwester reden und ihnen in ernster und gütlicher Weise die Sache klarlegen, und sie dahin bringen, daß sie mit seiner Auswanderung einverstanden wären.

Der Bruder hatte schließlich nichts mehr dagegen, nur meinte er, dürfe der Franz nicht allein fort, auch er würde mit ihm gehen. Jetzt saß der Franz erst recht in der Klemme; den jungen Burschen, der niemals nach weiterem gestrebt hatte, als was eben ein Bauernjunge im Gebirge bedarf, mitzunehmen, konnte er nicht wagen; ihn zurückdrängen

war dasselbe Unrecht, was die anderen an ihm, dem Franz, begingen.

„Ja, Brüderl," sagte Franz, „ließe dich denn die Hannele mit?"

Der Bruder schwieg, das war ein Punkt, der erwogen sein wollte. Und nach einiger Zeit kam er darüber ins reine; es würde denn doch wohl das Vernünftigste sein, der Franz tue nach freiem Willen, und er aber bliebe daheim.

Aber bei der Schwester ging es schwerer. Sie hing mit leidenschaftlicher Liebe an ihrem Bruder, und hub in dieser Zeit schon immer zu weinen an, so oft sie ihn ansah: „Gerad', als ob du mir auf der Totenbahr' lägest. Gestorben bist mir schon und fortgetragen haben sie dich noch nicht."

Er war heiter und schmeichelte ihr bisweilen ein Lächeln ab, und bat sie dann, sie möge die Sache mit Ruhe und Vernunft überlegen; nach Amerika sei es heute nicht weiter, als wie früher nach Galizien, nach Siebenbürgen hinein, wohin doch so viele Tirolersoldaten marschiert und glücklich wieder zurückgekommen wären. Auch er komme wieder zurück, er bleibe nicht im fremden Land, er suche nur sein Glück und würde es finden, und würde in wenigen Jahren die Mittel erwerben, sich seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Bildschnitzen hinzugeben — und dann würde sie erst sehen, was sie für einen Bruder habe!

So sagte sie endlich, wenn er in dieser Auswanderung denn sein Glück zu finden hoffe, sei es im Gottesnamen — sie füge sich; nur auf seine Gesundheit sollt' er schauen.

Am nächsten Feiertage sollte der Hausverkauf amtlich geschlossen werden. Am Vorabende kam der Schwager Fritz und nahm den Franz mit ins Dorf und ins Wirtshaus.

Da waren schon Leute beisammen, taten aber, als ob sie ganz zufällig so zusammengekommen wären. Der Herr

Pfarrer war auch da. — Die Unterhaltung wollte nicht recht vorangehen. Eine lange Weile wurde vom Wetter gesprochen, dann eine halbe Stunde lang von der Klauenseuche, die auf den Almen grassiere, endlich wußte man, daß es mit der Eisenbahn durch das Tal, von Franzensfeste her doch Ernst werden würde. Aber merkwürdigerweise war heute kein rechtes Leben an der Eisenbahn, die Leute kamen bei dem Diskurs nicht in die Hitze wie sonst, und das Gespräch wollte wieder versickern.

„Ja, einer muß doch anfangen," flüsterte man und trat einander unter dem Tische auf die Füße. So fing einer an: „Ja, die Eisenbahn, die sollt' halt in acht Tagen schon fertig sein."

„Warum?" fragte man.

„Damit unsere Auswanderer nach Amerika gleich per Dampf könnten abfahren."

Die Wendung war plump, aber sie war gemacht und nun mußte man — wohl oder übel — den Stier bei den Hörnern packen. Der Pfarrer erhob sich von seinem Platze und setzte sich an die Seite des Eder-Franz. Da schwieg noch alles.

„Franz," sagte der Pfarrer und schmiegte sich an den Angesprochenen, „Franz, ich kann's nicht glauben, daß du uns verlassen willst."

Nach einer Weile antwortete der Eder: „Ja doch, Herr Pfarrer."

„Es ist nur ein Spaß gewesen oder fürs höchste eine kleine Übereilung, nichts weiter. Du bleibst uns daheim."

„Es ist schon alles so ziemlich in Richtigkeit. Mein Haus ist so viel als verkauft; habe darauf schon die Hand gegeben."

„Der Handel geht wieder zurück!" riefen mehrere, „dafür sind wir da! Schau, was sollt' denn aus der Dölsacher

Musikbande werden, wärest du nicht dabei? — Du bleibst bei uns, Franz. Da kannst treiben, was du willst, wir lassen dich nicht fort!“

Sie fielen ordentlich über ihn her und hielten ihn an den Händen und schlangen ihre Arme um seinen Nacken. Lauter Nachbarn und Schulfreunde von ihm waren es.

„Schau,“ sagte jetzt der Pfarrer wieder, „könntest es denn übers Herz bringen? An jedem dieser Freunde, die dich heute an ihre Brust schließen, hängt ein Stück deiner Kindheit und Jugend. Mir bist eines der liebsten Pfarrkinder seit je gewesen; ich weiß am besten, wie treu du stets gehangen hast an Vater und Mutter, an Geschwistern und Freunden, an der ganzen Gemein. Wie, daß du dich jetzt loszureißen vermöchtest für immer aus dem heiligen Verband, der Freud' und Not zu jeder Zeit brüderlich mit dir getragen hat; daß du dich jetzt könntest trennen von dem stillen, alpenumfriedeten Tale der Heimat, um, ein Abenteurer, auszuwandern in einen fernen Weltteil, einer höchst unsicheren Existenz entgegen, um in der Jagd nach Gold vielleicht unter wilden Stämmen elendiglich zugrunde zu gehen! — O blicke hier hinaus, wie friedlich deine altehrwürdige Pfarrkirche im Mondlichte steht! — Franz! an diesen Kirchhofmauern ruhen die Gebeine deiner Eltern, deiner Vorfahren, die der treuen Heimat treu geblieben sind . . .“

Der Eder riß sich los, sprang auf und schritt rasch hinaus in die Stille der Mondnacht. Er stützte sich an einen Pfeiler und krampfig hob und senkte sich seine Brust.

* * *

Am anderen Tage unterzeichnete er den Kaufvertrag — und das Heimathaus war in fremden Händen.

Aber zurzeit ging ein Gerücht, die Abreise der Auswanderer sei verschoben worden. In das Iseltal waren durch Zeitungen und Privatbriefe beunruhigende Nachrichten gekommen: man möge sich wohl vorsehen, mit der amerikanischen Angelegenheit stünde es nicht ganz so, wie man etwa glaube; die Reise nach Peru sei viel kostspieliger, als es die Agenten eingestehen; in Peru sei Grund und Boden längst verteilt und bevölkert, und in den Gold- und Silberminen fänden wohl Tausende ihr Elend und ihr Grab, aber nur wenige ihr Glück. Die Eingewanderten, die der Landessprache nicht mächtig, das Klima und die Lebensweise nicht gewöhnt wären, würden bald das Opfer gewissenloser Spekulanten oder böser Seuchen; glücklich noch diejenigen, die einen letzten Blutpfennig besitzen, um wieder in die alte Heimat zurückzugelangen.

Ja, dachte der Eder-Franz: von solchen Gründen lasse ich mich gern bestimmen. Und aufrichtig, ich wüßte nicht, ob ich es übers Herz gebracht hätte, der Heimat, den Verwandten, besonders der Schwester, die so sehr an mir hängt, Ade zu sagen.

Auf der Post zu Lienz blieb bald einer und der andere der Amerikalustigen aus und die Sache schlief ein. Unser Franz aber stand da und hatte kein Haus und kein Geschäft. Jetzt gab es wieder gar nicht viele zu Stronach und Dölsach, die sich sonderlich um ihn kümmerten; wohl aber etliche, die heimlich lachten über einen, der da zwischen zwei Stühlen auf dem Lehm saß.

Saß eines Tages wirklich auf der Lehmbank am Wege, als zwei Maurergesellen, gute Bekannte von ihm, die wie er zu der Dölsacher Musikbande gehörten, mit Stock und Reisesack bepackt daherkamen.

„Ei, wohin denn?“ fragte sie Franz.

„Ins Amerika,“ antwortete der eine, schmunzelte aber dabei, daß man sah, es war ein Schelmenwort.

„Nach Sprugge (Innsbruck) gehen wir,“ sagte der zweite, „wenn du mit willst, Franz?“

Meinte der Franz: „Ihr habt mir's zu eilig.“

„Wir warten auf dich, wir packen sogleich ab, wenn du hernach mitgehst.“

„Welchen Weg nehmen wir?“

„Wir reisen dem Land nach“ (nach der Landstraße).

„So laßt Zeit ein paar Tage.“

„Was fangen wir an dieweil?“

„Ich weiß euch was,“ sagte Franz. „In Drauburg ist morgen Hochzeit. Eine Wegmacherdirn heiratet. Die kann sich nicht viel kosten lassen; der spielt ihr den Hochzeitsmarsch und ein paar Tanzeln im Wirtshaus auf. Die dankt euch's ihr Lebtag lang. Und ich bin, dieweilen ihr geiget, fertig.“

So war's den Maurergesellen recht. Sie gingen mit ihren Musikinstrumenten nach Drauburg. Der Franz ging zu seiner Schwester und erzählte ihr von seinem neuen Reiseziel. Ihr war auch das nicht recht. — Er vertut sein Geld und wird vom Glauben abkommen. —

Nichtsdestoweniger ging der Franz nach Innsbruck. Es war im Frühjahr 1860. Es war eine lustige Burschenreise mit den zwei Maurergesellen — alle drei Musikanten.

Bald hernach schrieb er einen Brief an seine Schwester, in welchem unter anderem auch folgendes stand:

„Als mir das letztemal beisammen wahren, da wahr mein Herz noch so bedrängt, das es mir stäte Trehnen aus den Augen preste und so mußte ich euch in meiner Heimat verlassen. Aber nach Regen kommt Sonnenschein. — Den als ich zum erstenmale Innsbruck erblickte, da wahren meine

Trehnen abgewischt. (Hierauf schreibt er von einer Reise, die er nach München, Augsburg und Kempten machte.) Und jetzt ist mein einziges Bestreben nach meinen Vorhaben, den meine Provesion scheint auch nicht schlecht zu sein, wenn ich einmal weitere Vortschritte machen kann. Und ibrigens bin ich ganz gesund Gott sei Dank, wie ich euch auch alle anzutreven hoffe und es geht mir recht gut. Und wenn du vielleicht gedenkest jetzt ist er in einer Stadt da wird er sich nur an eitelkeit und underhaldung ergozen, und beten wird er nichts, so irrst du dich treue Schwester den Innsbruck bietet zum guten eben so viel gelegenheit dar, als zum schlechten denn an Kirchen velt es ja nicht wenn man behten will. Seit nun tausendmal gegrüst treue Schwester u. s. w. — Die Adres ist zu machen. An Erwirdigen Herrn Michael Stolz Bildhauer k. k. Riallehrer in Innsbruck."

Franz war nämlich in die Zeichenschule gegangen, wo er unter der Leitung des Professors Stolz ungefähr drei Monate lang Unterricht nahm. Da zeigte es sich denn, daß in diesem Bauernburschen mehr stecke, als bloße Auswanderungslust und als Neigung für Baumrindenschnitzereien. Dem fehlt nur ein großer Lehrmeister, dachte sich Professor Stolz, und empfahl seinen Zögling dem Maler Piloty in München.

So kam der fünfundzwanzigjährige Franz von Stronach aus Innsbruck in die Großstadt, in die Maler- und Künstlerstadt an der Isar. Dort begann er mit Hilfe seiner aus dem Hause gelösten Geldsumme ein geordnetes Studium. Er besuchte die Gewerbeschule und trat bei Meister Piloty in die Lehre. „Was?" sagte Piloty eines Tages; „Sie wollen auch Maler werden? Da haben Sie eine schwere Aufgabe in den heutigen Tagen!" Sah aber bald, daß der

gelehrige, geniale Schüler die schwere Aufgabe überwinden dürfte.

Ein andermal stand Franz vor einer Gemäldeauslage in der Stadt und hörte hinter sich die Bemerkung: „Ja, die Bilder sind schön. Nur schade, daß die Maler verhungern müssen." Aber er verlor nicht den Mut — er lernte und lernte. — Wenn ich's nur einmal so weit bringe, dachte er, daß ich mir täglich zwei Gulden verdiene! — Er hat's noch weiter gebracht. —

Piloty gewann den schlichten, offenen Tiroler bald lieb, und oft sah man an seiner Seite den strammen Alpenburschen, der noch seinen grauen Lodenrock und eine mit Pfauenfederkiel gestickte Leibbinde trug, durch die Gassen wandeln. Pilotys Haus und Atelier standen ihm stets offen und war ein eigenes Klopfzeichen an der Tür verabredet, das ihm zu allen Tagesstunden Einlaß verschaffte.

Später lebte der junge Maler aus den Tiroler Bergen ein paar Jahre in Paris, kehrte dann (1865) aber mit um so größerer Freude in die Alpenheimat zurück — ein ganz anderer, als der war, welcher fünf Jahre früher mit den Maurern davongezogen. Solange er unter den Leuten und Naturgegenständen noch Skizzen sammelte — hier einen Kopf, dort eine Hand, ein Tier, einen Baum, da ein Geräte, ein Haus, einen Stein — solange lächelten sie über sein Gehaben. Als er aber den Dölsachern für ihre neue Kirche das herrliche Altarbild malte, die heilige Familie — da lächelten sie nicht mehr, da wollten ihre Hände sich schier heben zum Hutabnehmen vor diesem Manne.

Der Kinderkittel.

In mein drittes Lebensjahr gekommen, entdeckte ich an mir etwas sehr Widerwärtiges. Einen Kinderkittel. Einen blaubarchentenen Kinderkittel mit Armlöchern und Hinterschlitz, genau so einen, wie ihn meine ältere Schwester trug. Nun war aber meine ältere Schwester ein Mädel, was bei mir nicht zutraf. Die Schwester gehörte zur Mutter, hieß es immer, und ich zum Vater. Nun hatte aber der Vater keinen Weiberkittel an, sondern eine graue Hose mit grünem Hosenträger über dem roten Brustfleck.

Also war es eines Morgens, als die Mutter mir den Kinderkittel über den Kopf streifen wollte, daß ich mich verzweifelt dagegen sträubte. Ich wolle nicht mehr hinein und nicht mehr hinein, ich wolle eine Hose haben!

„Eine Hose, die wirst du auch kriegen, mein Kind," sagte die Mutter, „aber früher mußt du dir mancherlei Dinge abgewöhnen. Sobald du dir den Zutzel abtust, kriegst du die Hose."

Es war nämlich, daß ich den Zulp im Munde hatte. Da war in einem weißen Leinwandfetzen geschnittene Semmel und Zucker eingebunden, so daß es ein Knötlein bildete. Dieses Knötlein wurde in warme Milch getaucht, bis der Inhalt sich geweicht hatte, und mir dann in den Mund gesteckt, so oft ich unruhig, ungebärdig war, so oft ich drohte,

es zu werden, oder auch, wenn ich schlafen sollte. Es war ein Ersatz für die Mutterbrust gewesen, die mir ein Jahr früher entzogen worden; ich hatte mich nun so sehr an den „Zutzel“ gewöhnt, daß er mir fast den ganzen Tag im Munde stak, selbst wenn er schon ausgesogen und eine plattgedrückte ödschmeckende Lutsche war. Er stak im Munde, wenn ich einschlief und wenn ich aufwachte, war mein erster Schrei nach ihm. Und diesen Unentbehrlichen sollte ich hingeben um die Knabenhose! Ich war aber sofort dazu entschlossen, wurde jedoch wieder rückfällig, noch bevor der Schneider die Sache fertig hatte. Nur daß ich's heimlich tat, was öffentlich nicht beliebt war, in Abwesenheit der Leute, die mich darob ausgespottet hätten. Einmal war ich krank, da bekam ich den Zutzel sogar ohne Ausschluß der Öffentlichkeit und ohne Spott, was mir sehr wohltat.

Eines Tages aber, als ich am Herde hockte und wieder recht lebhaft sog und schmatzte, kam mir plötzlich, ohne äußeren Anlaß, die ganze Schmählichkeit der Sache ins Bewußtsein, ich riß den Zulp aus dem Mund und warf ihn ins Feuer.

Diese Mannestat gab mir, wie ich glaubte, volles Anrecht auf die Hose, allein mein Vater sagte, es hätte noch einen Haken. Ich müßte auch noch die Docken fortwerfen und anstatt mit derselben mit Peitschen und fichtenzapfenen Rössern spielen. Ich hatte nämlich gleich meiner Schwester aus alten Lappen ein striezelförmiges Ding gebunden und dasselbe wie ein kleines Kind geschaukelt, geatzt und liebkost; ihm auch mit einem Löffel manchmal Suppe in den Mund geflößt, der gar nicht vorhanden war; es in ein Bettl gelegt und in den Schlaf gelullt, ohne daß es je einmal wach gewesen. Diese süße Beschäftigung sei, so hieß es, wohl eine Arbeit für das Mädel, aber nicht für den Knaben, der seine

Beine schon in die Hose stecken wolle. Das sah ich ein, das Kindl adoptierte meine Schwester, und ich war frei.

Einige Tage nachher brachte mein Vater ein Paket nach Hause; es war in blaues Papier gewickelt, er hielt es mir vor die Nase und sagte, ich solle riechen, was drin sei. Endlich enthüllte er ein Höselein aus braunem Zeug und mit Drahthasteln. Ich weiß nicht, was wonniger war: als ich den Kittel das letztemal auszog, oder als ich die Hose das erstemal anzog. Ersterer bekam einen verächtlichen Fußtritt und doch kehrt man einst zu ihm zurück. Denn wie merkwürdig: der Kittel ist männlichen, die Hose weiblichen Geschlechts! — Der Kittel wurde nun von der Mutter als Schreckgespenst aufgestellt: „Wenn du in dem neuen Hösel nicht ordentlich bist, so mußt du wieder in den Kittel zurück!" Die eiserne Jungfrau mit ihren Messern konnte nicht gefürchteter sein, als es von mir der Kinderkittel war. Mein heimliches Grauen wich erst, als mein jüngerer Bruder in denselben hineinwuchs und für mich die Gefahr demnach beseitigt war.

In der Hose war es herrlich! Am ersten Tage schritt ich beständig die Stube auf und ab und blickte nieder auf meine Beine und die schönen Falten, welche die Braune bei jedem Schritt abwechslungsweise einmal nach rechts, das andere Mal nach links zog. Nur schien mir — nach Vergleich mit anderen Beinkleidern — einiges nicht an der richtigen Stelle angebracht zu sein. Mein Vater sagte, das würde sich ändern, sobald mein sauberes Verhalten verbürgt sei.

Und schon die zweite Hose hatte die richtige Bauart, sie war jedoch wieder aus braunem Zeug, hatte noch immer Drahthasteln. Die Beinknöpfe kämen erst, bis ich mir angewöhnt hätte, des Morgens sogleich nach dem Geweckt-

werden aus dem Bette zu steigen und mich ordentlich mit kaltem Wasser zu waschen. Es ward auch das und nun kamen schwarzglänzende Beinknöpfe. Auch ein gleichfarbiges Jäckel gab es und einen roten Brustfleck, über welchen der grüne Hosenträger ging. Dieser Hosenträger diente hauptsächlich dazu, daß er in der Schule mir ein Beispiel gab, wie ein großes H aussieht. Es wäre das schon recht gewesen, wenn nur die Nachbarburschen nicht graue Anzüge mit grünen Aufschlägen getragen hätten. Wie mußten diese Burschen glücklich sein!

Ganz bescheidentlich wurde darauf hingewiesen, da sagte mein Vater: „Was du nicht alles möchtest, kleiner Knauß! Ein Steirergewand kostet mehr Geld als du wert bist. Bis du erst die Ochsen führen kannst, bekommst du graues Gewand mit grünen Aufschlägen. Es muß alles verdient sein."

Das ist auch in Ordnung, dachte ich, und ein halbes Jahr später führte ich schon die Ochsen, als wir das Heu und das Korn in die Scheunen taten. Das war aber nun nicht genug; um ein neues Gewand zu bekommen, mußte auch noch das alte zerrissen sein. Ich tat mein Möglichstes. Doch erst an meinem vierzehnten Namenstage kroch ich glückselig in die graue Tuchhose, die an beiden Außenseiten der Schenkel einen schmalen grünen Streifen hatte von oben bis unten. Und ich zog die grautuchene Weste an, deren Ränder ebenso grün ausgeschlagen waren; und ich schlüpfte in den grauen Tuchrock, der einen grünen Kragen hatte und über den Säcken grüne Deckeln, und Knöpfe aus Hirschhornknochen. Die Mutter hatte dazu ein rotes Halstuch gespendet, welches zwischen den weißen Hemdkragenflügeln ein niedliches Knötlein machte.

Jetzt war ich's! Jawohl, Kleider machen Leute! und ich kann sagen, daß die Kleider mich erzogen haben. —

Schlimm stand zu solcher Pracht nur der schwarze Strohhut. Andere trugen dunkelgrüne Filzhüte mit breiten lichtgrünen Bändern. „Das einzige, was mir noch fehlt.“

„Der grüne Hut kommt, bis du den Pflug führen und Gras mähen kannst,“ sagte mein Vater.

Ich versuchte diese Aufgaben alsbald zu lösen, aber es ging nicht, mein Leiblein war noch zu leicht für so schwere Arbeit. Erst im siebzehnten Jahre packte ich mit Erfolg den Pflug an den Hörnern. So war auch der Filzhut da mit dem grünen Bande.

Um diese Zeit hatte ich auch etwas anderes bekommen, an das der strenge Vater keine Bedingung geknüpft, und das nicht wenig zu meinem Ansehen beitrug — einen Schnurrbart. Wenn auch einen ganz zarten. So hatte ich nun alles beisammen.

Alles? Alles eigentlich doch nicht. Die Nachbarsburschen hatten auf ihren grünen Hüten Federbuschen mit weißen Flaumstößen und krummen Hahnenfedern.

„Uh je!“ sagte ich einmal, „die haben schöne Federbuschen.“ Wollte aber nicht weiter anspielen. Der Vater überhörte die Bemerkung und pfiff so ein wenig mit gespitztem Munde. Er konnte das fein.

„Auf grünen Hüten stehen sie gut, die Federbuschen,“ sagte ich, um nicht näher anzuspielen.

„Der Federbuschen geht mich nichts mehr an,“ sagte der Vater, „der ist deine Sache.“

Jetzt das verstand ich nicht. Denn ich hatte in den Säcken mit den grünen Deckeln kein Geld drin, hatte bisher auch keines bedurft, weil die Eltern für alles sorgten. Nun hieß es plötzlich: Der Federbusch ist deine Sache. Und so ein Ding kostete der Sage nach nicht weniger als drei Gulden.

Sonach fragte ich eines Tages einen Nachbarsburschen, der mein Freund war, wie der Mensch zu einem Federbuschen kommen könne?

Der Freund tat einen unbändigen Lacher, welcher mich fast in den Erdboden bohrte.

Nach langem Schweigen fragte ich leise: „Wie ist das gemeint?“

„Ha, ha, das ist gar nicht gemeint,“ lachte er. „Einen Federbusch kauft sich kein Bursch. Den Vogel selber schießen!“

„Hast du ihn selber geschossen?“ fragte ich.

„Kann schon sein, aber nicht mit der Büchsen.“

„Womit denn?“

Er zuckte die Achseln.

„Wie also bist du zum Federbusch gekommen?“

„Spendasche!“

„Von wem denn?“

„Von wem etwa?“ fragte er zurück und schaute mich verschmitzt an. „Geh heim und denk nach, vielleicht fällt's dir ein, von wem man Federbuschen kriegt.“

Ich ging heim, dachte nach, aber es fiel mir nicht ein, von wem man Federbuschen zur Spendasche bekommen könne.

Es verging ein Tag und eine Nacht und fiel mir nicht ein. Es verging eine Woche, ein Monat, ein Jahr und fiel mir nicht ein. — Alles, vom ersten Hösel bis zu den grünen Aufschlägen, hatte sich so glatt entwickelt, und jetzt stockte es. Mein Vater sagte einmal, bis ich mir tüchtig verdienen könne, würde es auch eine Sackuhr geben, aber vom Federbusch sagte er nicht ein Wort.

Nun war einmal Faschingtag und ich ging ins Wirtshaus. Mein Vater gab mir einen Silberzwanziger mit und ich solle zeigen, daß ich meines Vaters Sohn sei. Das —

dachte ich — würde doch wohl auch ohne Silberzwanziger feststehen. Aber ich nahm ihn sehr gerne.

An der Wirtshaustür stand ein braunes Mädel in rotem Kittel. „Hei!" rief es mir entgegen, „jetzt kommt er. Der muß mich zum Tanz führen!"

Vom Damm-Müller die Tochter war's, ich kannte sie vom Sehen schon lange und hatte mir oft gedacht: Wie kann die beim Wasser so braun werden? Schade, daß sie so braun ist! Ich wäre aber zu schämig gewesen, jetzt ein freundliches Wort zu ihr zu sagen, auch fiel mir keines ein; daher nahm ich sie bloß am Arm und führte sie in den Tanzsaal. Wir tanzten etlichemale herum, sie legte ihren warmen Kopf an meine Brust, ich neigte mich so über sie, daß meine Wange auf ihrem Haare lag, welches nach Nelkenöl roch. Lange hernach, wenn ich irgendwo Nelkenöl roch, fiel mir ihr Haar ein.

Als wir nach einer Weile rasteten, sah ich zu meinem Erstaunen, daß die Welt noch auf ihrem alten Flecke stand, daß alles war wie sonst, ja, daß sich gar niemand um uns kümmerte, sondern alles vor sich ging, als wäre nichts geschehen. Und es war doch das Unerhörteste geschehen. Ich, der vor den Weibsbildern sonst geflohen war wie der Hase vor den Jagdhunden, weil ich mich schämte, anders zu sein als sie, dem heiß geworden war vor Angst, wenn er in Gefahr lief, von Mädeln angeredet oder gar gehänselt zu werden: ich hatte jetzt mit einer getanzt, hatte meinen Arm um ihren Hals gelegt, hatte meine Wange an die ihre geschmiegt, der Hauch unseres Mundes war ineinander geflossen — so saßen wir jetzt nebeneinander da, und ich schaute verblüfft drein. Dann lachten wir uns an, sagten aber nichts zueinander.

Etwas später teilte ich ihr mit, daß ich jetzt in die Zech-

stube gehen wolle und Wein trinken, und fragte, ob sie nicht auch durstig wäre?

„Das ist gewiß," antwortete sie, „willst mir Wein zahlen?"

Da zog ich sie gleich mit mir fort, und wir aßen und tranken eine ganze Stunde lang, und die Wirtin bediente uns freundlich und emsig, als wenn wir ein junges Ehepaar wären. Wir sprachen während des Essens ein wenig davon, daß ihres Vaters Mühle schon seit langer Zeit vereist sei und daß endlich doch einmal wärmeres Wetter werden müsse. Als wir uns ohne viel Umstände gesättigt hatten, gingen wir, die Finger ineinandergehäkelt, in den Tanzsaal und tanzten bis Mitternacht. Um Mitternacht sagte sie: „So, das ist schön! Jetzt kommt mein Bruder nicht, mich zu holen, und ich kann allein nach Hause gehen." Ihr Bruder war zwar auch im Wirtshause gewesen, doch seit einer Stunde verschwunden, ohne daß wir viel fragten wohin und warum.

„Wenn es dir recht ist, so will ich mit dir bis zu deiner Mühle gehen." So trug ich mich an.

„Wird mir eine Gnade sein," war ihre Antwort. Da stutzte ich und wußte nicht, war das ernst oder gefoppt. Ich ging mit ihr. Weil der Schneepfad enge war, so schritt ich voraus und sie hinter mir drein.

„Es ist aber viel Schnee," sagte sie einmal.

„Sehr viel Schnee," antwortete ich. Sonst redeten wir nichts unterwegs.

Als wir an die Dammühle kamen, gab sie mir so ein wenig die Hand her und sagte: „Dank schön."

„Ist gern geschehen," antwortete ich. Dann ließ ich ihre Hand fahren und wir gingen auseinander. Kaum ich allein war, wollte ich vergehen vor Reu und Leid; vor Reu,

daß ich ihre Hand fahren gelassen hatte, vor Leid, daß ich plötzlich allein war. Das war doch nicht das richtige Ende gewesen von einem solchen Faschingstage.

Solches war um Lichtmeß gewesen. Ich dachte nachher daran, und wenn ich daran dachte, so ward mir heiß und kalt, als stecke von jenem Tanzabende her ein heimliches Fieber in mir. Man sagt's ja immer, daß es nicht gesund sei, so aus dem heißen Tanzsaal in die kalte Nacht!

Eine Woche vor Ostern kam ein Knabe und brachte mir ein Päckchen in rotem Papier. Das gehöre mir.

„Was ist es denn?“ fragte ich den Boten.

„Ich weiß es nicht.“

„Wer schickt es denn?“

„Das sag' ich nicht.“ Und lief davon.

Das rote Päckchen war mit einem roten Bändchen umbunden. Ich knötete es mühsam auf, um zu sehen, was das doch für eine unerdenkliche Sach' sein könne — da hatte ich auf einmal einen Federbuschen in der Hand. Ein weißes Flaumstößchen und daran eine schwarze sichelkrumme Feder. Mein erster Gedanke: das ist von der Müllerischen! denn ich hatte inzwischen erfahren, daß nach altem Brauch ein Mädel dem Burschen, welcher es zum Tanz geführt und bewirtet, ein Seidentuch oder einen Federbuschen zum Gegengeschenk machen müsse. Daß der Federbusch gewählt worden, freute mich unbändig.

Am Karsamstage steckte ich den Federbusch auf den Hut ins grüne Band und ging umher, zu sehen, was die Leute zu diesem Weltwunder sagten. Sie sagten nicht viel dazu, als ob sie es ganz für selbstverständlich hielten, daß auch ich etwas auf dem Hute trage. Und im Grunde war's auch selbstverständlich. Ich fühlte mich nun eine ganze Spanne höher gewachsen, so als ob der Federbusch ein Teil meines

Leibes wäre. Am Abende, als es schon finster war und just der Vollmond aufging, schlich ich hinaus durch das Tal zur Dammühle. Als ich hinkam, stand dort am Gartenzaun das Mädel, aber es war der rauschende Bach zwischen ihm und mir. Ich schwenkte den Hut, da sah sie mich. Wir waren beide still und verständigten uns durch Zeichen. Ich setzte den Hut so auf, daß die krumme Feder keck nach vorne stand; sie neigte rasch den Kopf: das wäre schon recht. Ich suchte durch Deuten mit dem Finger zu fragen, ob sie die Spenderin wäre? Sie nickte wieder mit dem Kopfe. Jetzt warf ich ihr Kußhände hinüber; sie warf nichts zurück, hielt aber an den Zipfen ihre Schürze auf, um die geworfenen Küsse in derselben aufzufangen. Jetzt faßte mich ein solches Entzücken, daß ich einen Sprung machte zu ihr hinüber. Da plumpste ich in den Bach und rann rasch davon.

Es ist weiter nichts gewesen. Bloß daß ich ertrunken wäre in der Radstube, wenn es mir nicht gelang, mich am Pfosten zu stemmen und am Mühlrade aufzurichten. Jetzt begann sich aber das Mühlrad zu drehen von meiner Schwere und ich kletterte von Daube zu Daube, und so weit ich emporkam, senkte mich das Rad wieder zurück, es war ein verdammter Spaziergang an den Radschaufeln hinan und mit den Füßen immer im Wasser — so dauerte es, bis der Müller den Spaß entdeckte und mich aufs Trockene zog.

Was ich in seiner Radstube zu suchen hätte?

Weiter nichts, als meinen Hut, der mir ins Wasser gefallen wäre.

Dieweilen kam schon sie und brachte mir den Hut, den sie herausgefischt. Der Federbusch war zwar naß, trocknete aber sehr bald, und mich hatte der brave Müller eingeladen, in seinem Hause zu übernachten, damit meine Kleider trocknen könnten. — Zur Beruhigung derer, die sich etwa

um meine Gesundheit kümmern sollten, teile ich mit, daß ich in jener Osternacht sehr gut geschlafen habe. Am nächsten Morgen begegneten wir uns unter der Haustür. „Mädel," sagte ich rasch, „du gefällst mir, magst mich?"

„Bist mir auch nicht zuwider," antwortete sie. Die Verhandlung dauerte nicht drei Sekunden.

Und so hatte ich endlich alles beisammen, ich hatte die Hose, den grün ausgeschlagenen Rock, den Steirerhut, den Federbusch und das Mädel.

Heute habe ich noch mehr. Ich habe einen dreijährigen Knaben, der einen blaubarchentenen Kinderkittel mit Armlöchern und Hinterschlitz trägt, im Arm ein kleines Kind aus alten Lappen schaukelt und an einem Zutzel lutscht.

Wer des Knaben weitere Geschichte wissen will, der mag vorne bei diesem Kapitel wieder anfangen. Ich behaupte nur das: so widerwärtig uns Männern der Kinderkittel auch sein mag, wir kriegen ihn doch nicht los, wachsen wir an der einen Seite aus ihm hinaus, so wachsen wir an der anderen wieder hinein.

„Und es ist recht gut so," schloß der Mann, der mir diese seine Kittelgeschichte erzählt hat.

Die Magd mit dem zugenähten Kittelsack.

Beim Stecken im Stock hatten sie eine alte Magd. Die war weltberühmt, nämlich ihr Ruf ging durch das ganze Waldland, nach der einen Seite bis zur Mürz hinaus und nach der anderen Seite bis in das Tal von Stanz hinüber. Und noch unermeßlich weiter. Die Leute erzählten sich eine Mär, daß sogar in Graz unten, in der großen Herren- und Frauenstadt, die Magd Ernesta Guggenhoferin irgendwo ehrenhaft festgeschrieben sei.

Diese merkwürdige Magd hatte nämlich einen zugenähten Kittelsack. Werktags merkte man nichts. Wenn da ein kümmerliches Menschenkind herumstand, das offenen Auges in den blauen oder grauen Himmel hineinfragte, ob nicht etwa einmal was zum Essen herabfiele, fuhr die Ernesta in ihren Sack und zog eine Brotrinde hervor, oder ein paar gedörrte Birnen, oder gar einen Kreuzer, und bat das Menschenkind, ob es nicht so gut sein und das Ding annehmen wolle, sie könne bei der Arbeit im Sack die Knötteln nicht leiden. Am Sonntag jedoch, wenn sie über den Bergrücken hin nach der weißen Kirche der heiligen Katharina ging, hatte sie am Leib einen wulstigen kurzen Zwilchkittel. Der hatte rote und schwarze Streifen, die von oben bis unten gingen, und hatte zwei tiefe Säcke, einen rechterhand und einen linkerhand, wie die Männer an den Hosen. Der zur Linken barg mancherlei Sachen, als den roten Taschenfeitel,

den braunen Rosenkranz und wohl manchmal auch eine Semmel oder ein paar Birnen, eben für solche Menschenkinder, die in den Himmel hinaufschauen, ob nicht etwas zum Essen herabfiele. Wenn die Ernesta aber einmal gedankenlos in den rechten Sack fahren wollte, da — da glitt die Hand außen an den roten Streifen hinab und kam unverrichteterweise zurück, denn der Sack war zugenäht. Am Feldsteig, wenn sie über den Zaun stieg, da spielte es so, als ob in diesem Sack ein platter, eckiger Gegenstand wäre. Gebetbuch war's keins, weil sie gar nicht lesen konnte, und Dienstbotenbüchel war's auch keins, weil's bei der Ernesta derlei Faxen einfach nicht gab. Die Kennzeichnungen brav, fleißig und treu waren ihr Lebtag nicht über sie gesprochen oder geschrieben worden — was soll denn der Mensch anders sein? Davon redet man gar nicht. Dreißig Jahre lang war die Ernesta beim Stecken im Stock im Dienst gestanden als Stallmagd. Dann war sie eines Tages in das Amt nach Kindberg vorgerufen worden. Die einzige Schreckenszeit, die sie in ihrem Leben durchgemacht hatte, mit Ausnahme des Jahres, als die große Viehseuche gewesen und ihr alle Kühe und Kälber im Stall bettlägerig geworden waren. Und wenn sie jetzt eingesperrt werden sollte! Ja, warum denn, was hatte sie denn angestellt? Man riet ihr, der Vorladung sich zu widersetzen, aber sie dachte, dann könne es so sein wie mit der alten Zigeunerin, die von dem „Standarn" geholt worden war. Nein, sie wollte in Gottesnamen freiwillig gehen, und je näher sie dem schönen Marktflecken Kindberg kam, je mutiger wurde sie und je neugieriger, was man mit ihr wolle. Vor der Amtsstunde sättigte sie sich im Wirtshaus für alle Fälle noch mit einer Portion Fleischsuppe und einem Seidel Wein. Beim Amt gab es mehrere Leute, an keinem war etwas Verdächtiges

zu merken. Endlich kam ein großer graubärtiger Herr, rief etliche Namen auf und auch den der Ernesta Guggenhoferin.

„Sie sind das? Heißen Sie so? Beim Stecken im Stock, nicht wahr? Na gut.“ Und dann kam's: „Sie haben dreißig Jahre lang ununterbrochen bei einem und demselben Bauern gedient. Sie bekommen hier ein Prämium.“ — Ein braunes, ganz dünnes Büchelchen gab er ihr in die Hand. „Gut einstecken, daß Sie's nicht verlieren! Ja, jetzt können Sie schon wieder gehen.“

Außer dem Orte bei dem ersten Baume setzte sie sich in den Schatten, um wundershalber einmal nachzusehen, was lauter in diesem Büchel drin sein werde. Ein Heiligenbild vielleicht oder gar die Mutter Gottes. Ob's wohl auch geweiht sein wird? Das hätte sie doch fragen sollen. — Mein Gott, schreiben lernen soll sie noch in ihren alten Tagen! Denn das Büchel hatte weiße, liniierte Blätter, so wie bei einem Schulkind. Auf dem einen Blatt steht was geschrieben. Eine Aufweisung wird's sein, so was wird's sein. Was der Will, stecken wir's halt wieder ein und gehen heim.

Die Leute im Steckenhofe zerbrachen sich die Köpfe, aber auch in den zerbrochenen war nichts vorfindbar, was über das braune Büchel hätte Aufschluß geben können. Wenn's der Waldbauernbub auch nicht weiß?! — Natürlich, der wußte es auch nicht. Der sah nur, daß auf dem einen Blatte eine geschriebene Zeile stand, Ziffern vorn und Ziffern hinten und dazwischen ein paar Namen, die kein Mensch lesen konnte. Aber siehe — ganz vorn, es war ein wenig zugeklebt — doch auch etwas Schöneres. Ein Engel und darüber mit zierlichen Buchstaben geschrieben: Steiermärkische Sparkasse. — „Aha!“ sagten die Leute,

„zusammensparen sollst was, Ernesta, so ist es gemeint. Nachher mußt Steuer zahlen. Weil's dein Geld haben wollen. Geh, wärst nit g'scheit!"

Anders der Steckenbauer, als er selber das Büchel in Augenschein nahm.

„Ernesta," sagte er, schier feierlich ernsthaft sagte er es. „Gefreut mich, daß du das bekommen hast. Eine Auszeichnung. Verdient hast sie eh. Hundert Gulden hast in der Sparkasse liegen. Sie sind eine Ehrengabe von der Landschaft und gehören dein."

Nun und seither war's, daß die Magd einen zugenähten Kittelsack hatte. Sie blieb hierauf noch zehn Jahre beim Stecken, dann noch zehn Jahre und endlich war keine Rede mehr vom Bleiben und keine vom Gehen. Das Ansehen der alten Magd war hoch gewachsen. Nicht, weil sie ein gutes Dienstbot war, sondern weil sie Geld hatte. Eine Schüssel voll Geld, wenn's beisammen wär'. Hundert Gulden, nicht um einen Groschen weniger.

Es gibt Leute, die in der Jugend ein unschönes Gesicht haben und erst lieblich anzusehen sind, wenn die aufgeblähten roten Wangen ein wenig schmächtiger und zarter werden und feine Fältchen bekommen. Der Bachleitner Hetzel fand, daß die Ernesta immer hübscher werde. Der Hetzel war ein ausgedienter Soldat und Wassermeister in der Gegend. Er hatte die Aufgabe, aus dem Bach je nach Bedarf die Mühlen zu speisen und die Wiesen zu bewässern. Bei diesem wässerigen Gewerbe wurde er nicht gerade fett, aber er trug sich mit der Hoffnung, daß ihm in seinem Leben noch einmal ein großes Glück zustehen werde. Einstweilen fand er, daß die Magd Ernesta ein gutes Herz habe.

„Hab ich eins?" lachte sie auf und schlug mit der flachen Hand an den zugenähten Kittelsack, daß es klatschte. Die

Form dieser Antwort war nicht nach seinem Sinn, er sagte nichts mehr.

Zur kleinen Aushilfe war sie immer zu haben, ob nun ein Armer das Herabfallen des Essens erwartete oder ob ein anderes Dienstbot notwendig Schuhriemen brauchte oder Nadel und Zwirn oder auch ein Pfeifel Tabak. Für derlei fiel vom Jahrlohn ab und der Kittelsack blieb zugenäht. Da sie keine Verwandten hatte, so fragte sie eines Abends im Stall der Steckenbauer, was sie wohl vorhabe mit dem Sparkassebüchel? Was damit zu geschehen habe, falls sie einmal — na, halt nur, daß man davon rede. Nämlich, falls sie einmal nicht wäre. —

Die Magd saß just unter einer Kuh und molk ein weißes, sprühendes Brünnlein in den Sechter. „Aber was glaubst denn, Bauer, ich bin ja!"

„Ist eh recht, ist eh so weit recht, Ernesta. Ich hab halt gemeint: Wer dir deine Sach' in Ordnung halten soll. Es ist unsicher, sind wieder Zigeuner im Land. Oft denk' ich, wenn wir all auf dem Felde arbeiten: Das Haus steht allein und die Truhen haben kein G'schloß. Auch deine Gewandtruhe hat keins, wo der schöne Sonntagskittel drinnen liegt. Mein Kasten hat eins und wenn du etwan solltest Sorgen haben um dein Büchel, gern heb' ich dir's auf."

„Geh kindisch!" antwortete sie. „Wer wird denn 's Büchel nehmen! Ist ja fest eingenäht!"

Von dieser Zeit an aber doch, daß sie den schwarzrot gestreiften Kittel, der viele Jahre lang ihr Sonntagskleid gewesen war, auch an den Werktagen zu tragen begann. Denn besser als ein eisernes „G'schloß" ist ein lebendiger Wachter! dachte sie, und auf eine Untersuchung, ob beim Sack oben und unten und seitlings die Nahden in Ordnung waren und auch der Zeug nirgends ein Loch hatte, war

sie gänzlich beruhigt und trug ihren Schatz bei sich. In der Nacht legte sie den Kittel unter das Strohkissen und betete den Abendsegen, worauf ein Christenmensch unbesorgt einschlafen darf.

So kam also die Ernesta mit ihrem vernähten Sack glücklich über viele Jahre hinweg. Und als sie schon recht alt war, klagte sie einmal einem Meßner auf dem Sonnberg, der ihr Seelentröster war, ihre Bekümmernis von wegen des Sparkassebüchels. Darüber wurde der Meßner so betrübt, daß er die Hände auf dem Schoß zusammenklammerte und das Haupt nach der rechten Schulter neigte. „Bekümmernis!" sagte er mit leiser und bewegter Stimme, „das wäre nichts, Ernesta! Wenn dich dieses Geld belastet, so wirf es von dir, daß nicht deine Seele Schaden leide. Das heißt, just wegwerfen auf die Gasse hin, so ist es nicht gemeint. Es gibt viel Notleidendes. Hast du dir unseren Seitenaltar einmal recht angesehen? Was wäre nötiger, als daß die Heiligen dran neu vergoldet würden! Du kannst machen, was du willst mit deinem Geld, Gott bewahre mich, daß ich dich zu was überreden wollte. Wie sehr aber so eine Kirchenstiftung, oder was zum Troste der Seelen ist, not täte, das kannst du dir selber denken. Für deine verstorbenen Verwandten einmal ein paar Seelenmessen — möchten ihnen auch gut tun. Na, überleg' dir's halt und komm' glücklich heim. Und verlier' nichts."

Unterwegs nach Hause dachte sie schon nicht mehr an die Worte des Kirchendieners, auch nicht an ihr Büchel, sondern nur an ihre Stallbewohner. Sie wäre doch eine schlechte Person, daß sie so in weit und breit umginge, während daheim das arme Vieh bei der leeren Krippe stehen müsse! Dann jedoch griff sie um so emsiger zu und entschuldigte sich mit zärtlichen Worten beim Vieh, daß sie

es so lange habe warten lassen. Sie konnte die Stallarbeit jetzt nicht mehr recht so leisten, als der Bauer verlangte, aber sie ließ neben sich keine andere Magd dran, lieber arbeitete sie selber Tag und Nacht.

„Du bist nit gescheit,“ so sagte ihr nun wieder einmal der Hetzel, der sie zeitweilig heimsuchte, weil er nicht immer nur Wasser, sondern auch einmal Milch wollte rieseln hören. Zudem lugte er gerne manchmal nach dem Glücke aus, ob es denn nicht endlich einmal komme. „Bist nit gescheit, Ernesta,“ sagte er zu ihr. „Wenn ich das Geld hätt', wie du, da wollt' ich noch einen Finger rühren! Nit um ein Hammerhaus! Da leget ich mich hin aufs Heu, die Weinflaschen daneben und die Tabakpfeifen — und jetzt leckt's mich ins Gnack!“

„Du alter Wasserpatsch, das kannst auch ohne Geld tun!“ lachte die Alte lustig auf, „einen Heustadl und ein' alte Weinflaschen wirst doch noch auftreiben mögen!“

Der Hetzel lugte sie schief an; ganz krumm wie ein Haken war sein Blick und mit zärtlich girrender Stimme sagte er: „Du bist ein Luder, Ernesta, dich sollt' man totschlagen! Wenn du einmal allein durch einen Wald gehst, so laß mich's wissen.“

„Mit solchen Reden treibt man keinen Spaß!“ verwies sie. „Es haben schon bessere, als du bist, die Gnad' Gottes verloren.“

Daß es beim Hetzel nicht schlecht gemeint war, das wußte sie gleichwohl. Seit er damals so halbwegs um sie geworben hatte, machte sie heimlich einen Unterschied zwischen ihm und anderen. Einer hat halt doch um mich angehalten! Diese Vorstellung tat ihr wohler als das Büchel im Kittelsack. Und daß sie ihn damals so lustig abgeschnalzt hatte,

machte ihr auch noch immer Vergnügen. Er ist zwar um vierzig Jahr' jünger als ich, aber wenn ich will, mein Büchel heiratet er jederzeit. — So hörte sie ihm ernsthaft zu, als er ihr ernsthafte Ratschläge gab. Er an ihrer Stelle möchte das Geld nicht immer bei den Stadtleuten liegen lassen. Das seien auch nicht die Verläßlichsten, soviel man höre. Auch gebe es alle Augenblick' wo einen Rummel, da wisse man nicht, ob eine Sparkasse, und wäre sie aus noch so dickem Eisen, wohl auch sicher sei. Dann komme es darauf an, wer die Schlüssel habe! Heut' lieber als morgen solle sie sich auf die Füß' machen nach Graz und ihr Geld aufheben.

„Hast du nit Zeit, so schicke mich," fügte er bei.

„Oder was beißt mich!" lachte sie auf.

„Wenigstens nimm mich mit als Beschützer. Bin einmal Soldat gewest und weiß den Weg. Mit den Herren kann ich auch umgehen. Nur zehrungfrei halt'st mich, sonst verlang ich nichts."

Sie lehnte ihn aber doch ab. Sie hatte so eine Art von züchtiger Empfindung. Sie wollte keinen in ihr Büchel gucken lassen. Und die hundert Gulden, die will sie zuerst einmal ganz allein in der Hand haben. Der Steckenbauer war auch der Meinung, sie solle sich endlich einmal um ihr Geld umsehen. Und so ging sie eines Tages in aller Herrgottsfrüh fort nach der Grazerstadt. Auf weiten Straßen sind Bauersleute nicht so ratlos, als man etwa annimmt. Sie gehen von Kirche zu Kirche. Die Ernesta mußte nur die Kirchen wissen, an denen sie vorüberkommt, und die lernte sie sich ein wie das Vaterunser. Einmal Fischbach, dann Heilbrunn, nachher Passail, nachher Semriach, nachher Straßengel, und so hin und hin. Freilich sind diese Kirchen viele Stunden weit auseinander und zwischen ihnen liegen manch-

mal ausgebreitete Wildnisse. Zwei Begleiter hatte die alte Ernesta, den Schutzengel und das Brotbündel, in welches ihr die Steckenbäuerin auch Käse und Rauchfleisch gebunden hatte. „Aber sie sollt' dafür einen schönen Grazer Markt heimbringen.“ Weil sie einen alten Pilgerstab bei sich hatte und daran den Rosenkranz hängen, so hielt man sie unterwegs für eine Wallfahrerin. Die Alte hingegen kam sich schwer sündhaft vor, daß sie eitel Geldes wegen so in die Welt wandere. Und das viele Geld! Mit hundert Gulden kann sich der Mensch alles kaufen, nur den Himmel nicht. — Was sie sich nur lauter kaufen wird! Ob dem Stecken wohl die Kühe und Kalben feil wären? Einstweilen beschenkte sie arme Kinder mit Kreuzern. Bei einem Rasten unterwegs besichtigte sie den Kittelsack, in den das Büchel immer noch genäht war. Es wunderte sie, daß die Nahten noch so fest zusammenhielten, und waren doch vor so vielen und vielen Jahren genadelt worden. Am zweiten Tage war sie am Ziel. Als sie an einer Ecke des Gebäudes stand, wo es hieß, sie bekomme ihr Geld, zog sie sich in eine dunkle Ecke zurück, trennte mit dem Feitel die Naht auf und zog das Büchel heraus. Es hatte verknitterte Ecken und war ganz warm. Dann trottete sie vor und der Diener führte sie an den Schalter. An demselben standen Leute wie daheim das liebe Vieh vor dem Brunnentrog. Einer der Herren, die da hinter dem Gitter überall umhersaßen und schrieben, nahm ihr das Sparkassebuch aus der Hand, bog fürs erste einmal die Ecken zurecht, öffnete es, blickte hinein und schaute dann die alte Magd an. Diese sagte, sie wolle ihr Geld. Hernach gab er das Büchel weiter. Bald wurde an einem anderen Schalter gerufen: „Ernesta Guggenhofer!“

„Hier!“ antwortete sie hell, denn das hatte sie von der Christenlehre, wenn sie gerufen worden war. — Ob's wohl

auch das Ganze setzt, dachte sie, ob man nicht was abzieht fürs Geldaufheben? Der Mann drin nahm einen Buschen Geld aus der Lade und legte ihr einen Hundertguldenschein vor.

„Bedank mich halt fleißig!" sagte sie zitternd vor Freude.

Und legte ihr einen zweiten Hunderter vor. Und einen dritten und noch mehrere Gulden.

„Das weitere gehört halt nit mein," sagte sie und schob das Geld zurück.

„Sie wollen doch beheben mitsamt den Zinsen? Nun also. Macht dreihundert und fünf Gulden."

Das kaum hören und die Alte begann laut zu jammern: „'s recht Büchel han ich nit! Mein Büchel ist weg! Mein Büchel ist mir vertauscht worden! Meins ist auf hundert Gulden, gradaus. Au weh, au weh, mein Büchel!" Sie schoß aufgeregt hin und her und andere drängten herbei.

„Sie einfältige Person!" rief der am Schalter. „So kommen Sie doch und packen Sie Ihr Geld ein!" Er hatte keine geringe Mühe, ihr zu erklären, daß es wirklich ihr Büchel sei, daß eben durch die vielen Jahre her die Zinsen so groß geworden wären.

Krampfhaft hat sie endlich die Geldnoten zusammengetastet; wahrlich, ihre steifen, knochigen Finger machten das nicht am besten. Und war froh, als der ganze Ballen mit einem roten Taschentuch umwickelt im Sacke stak. Dann taumelte sie hinaus und in ihrem Kopfe war's wie an jenem Leihkauftage vor Jahren, als sie aus Übermut zu viel süßen Wein getrunken hatte. Nachher, als sie in einer Kaffeeschänke saß, ließ sie den Kopf hängen und sann nach, was sie denn um Gottes willen anfangen werde mit diesem lasterhaft vielen Geld. Als dann die Zeche zu bezahlen war, feilschte sie, ob man von den acht Kreuzern nicht etwas

10*

nachlassen wolle, sie sei eine alte Bauernmagd und habe einen weiten Weg bis heim.

Die Schänkin schob ihr die kleinen Münzen gutmütig zurück, sie möge nur gesund nach Hause kommen.

Auf dem Heimweg beteilte sie zwei Bettler mit kleinen Almosen, als ihr aber der dritte begegnete, gab sie nichts. Wozu Geld kriegen, wenn man's wieder soll vertun? Man hat seine Sach' auch nit gestohlen, wahrlich nit! — Sie wischte sich mit dem Ärmling den Schweiß vom Gesicht. — Und tut doch nur Bettler züchten mit dem fortwährenden Geben und Geben. Sollt' jeder selber schauen auf sein' Sach', tät's kein Bettelvolk geben!

Als sie am zweiten Tag durch den großen Teufelsteinwald ging, wo kein rechter Weg war, nur schlechte Fußsteige hin und her, dunkelte der Abend. In den Wipfeln kein Laut, nur ein Rabe schrie auf einem der alten Bäume, die über den Jungwald aufragten. Die Ernesta huschte — so müde sie auch war — eilig und dachte: Wenn jetzt ein Räuber tät' kommen! — Da stand er schon vor ihr, der Wassermeister Hetzel, der wieder einmal einem längst erwarteten Glücke entgegenging. Sie erschrak nicht schlecht.

„Da bin ich!" sagte er gemütlich. „In welchem Säckel hast es denn?"

„O Halbnarr!" rief sie, „wenn du dem Geld nachfragst, mußt schon selber nach Graz gehen. Nit einen Groschen!" Und sie wunderte sich heimlich über ihre Lüge. Die hat mir 'leicht der Schutzengel eingegeben? dachte sie.

„Ist das Büchel falsch gewest?" fragte der Hetzel.

„Ist falsch gewest, verfallen — abgestanden, weil ich zu lang gewartet hab."

„Jetzt hast nix, Ernesta! Ah, da muß ih lachen!"

Sie betastete heimlich den Knoten in ihrem Sack. Daß sie doch am Ende der Himmel nicht wirklich strafe!

„Halt' dich an bei mir," so lud er sie ein, sich in seinen Arm zu hängen. „Halt' dich nur fest an, daß d' nit fallst übers Wurzelwerk. — Du, das Sauglück, das ich erst noch hab'! Wenn du mich hättest geheiratet! Eine Alte und kein Geld! Marand Josef!"

Endlich kamen sie hinab zum Alpsteigwirt, da kehrten sie ein. Sie würde Hunger und Durst haben nach dem weiten Weg, wenn sich der Mensch aufs Geld verlaßt und nix kriegt! Er ließ ihr Wein geben und zwei Portionen Lämmernes backen. Dabei kicherte er immer in seinen buschigen Schnauzbart hinein.

„Derbarmen tust mir, Alte!" lachte er laut auf und legte seinen Arm um ihren Hals. „Weißt, Ernesta, ich muß dir was sagen. Wenn du heut' das Geld hättest gehabt, da oben im Wald! Ich hab' mir's schon vorgenommen. Umsonst gehst ihr nit entgegen, hab' ich mir gesagt. Auf der Stell' muß sie dir's versprechen und morgen gehen wir zum Pfarrer."

„Narr, das können wir eh so auch noch tun," meinte sie mit Schalkheit.

„Na, Alte, ohne Geld nit! Denk' dir leicht die Stuben voll Kinder — und kein Kreuzer im Haus!"

Da hatte er den Seitenstoß. Doch die ganze Schärfe ihres Ellbogens hatte sie ihm nicht fühlen lassen. — Das ist ja ein grundguter Mensch, dachte sie. Derweil ich ihn angelogen hab', derweil ich Verdacht gehabt hab'! Wie soll denn das weitergehen, wenn mich das Geld schon am ersten Tage hautschlecht macht? Das ganz' Jahr bring' ich sonst nit so viel Sünden zusamm', als ich jetzt auf dem Heim-

weg von Graz schon begangen hab'. Das kunnt sauber werden! —

Plötzlich faßte sie das Weinglas und tat einen so ausgiebigen Zug, daß der Hetzel ihr den Arm abfing.

„Warum laßt mich nit trinken?" fragte sie ihn scharf. „Weißt denn so gewiß, daß ich heut' keine Kurasch mehr brauch'? Ja, mein Lieber!" Sie fuhr in den Kittelsack, zog den roten Tuchballen hervor und hieb ihn auf den Tisch hin.

„Was hast denn da für einen Knödel?" fragte er.

„Schau' nach, Neugieriger!"

Er nestelte das Tuch auseinander und kam auf zerknittertes Papier. Er nestelte auch das auseinander und schnob mit der Nase. Nichts sagte er, kein Wort, schnob nur mit der Nase. Und nestelte und schmunzelte.

„Hetzel, du bist besser, als du ausschaust," sagte sie, „mein Gut, dein Gut."

Ihm war unsicher. Ihm verging das Lachen.

„Und muß — muß ich dich heiraten?"

„Bleib sitzen, Hetzel, und iß dein Kälbernes. Ich bleib bei meinen Kühen und du bei deinem Wasser. Aber zusammenhalten — wenn's dir recht ist."

„Und — heiraten?"

„Batsch, dummer! Daß du alleweil vom Weib redest! Brauchst denn kei' Mutter?"

„Machen wir's einmal wie die Herrischen," sagte der Hetzel und hob sein Glas, um mit ihr anzustoßen.

„Na, du!" weigerte sie sich, „daß ich noch rauschiger tät werden! Hab' eh schon zu viel geredet."

Und am nächsten Tag tat sie wirklich, als sei der Abend beim Alpsteigwirt gar nicht gewesen. Sie wollte vom Hetzel nichts wissen. Und als Leute zusammenkamen, um die Million zu sehen, die sie von Graz mit heimgebracht, schlug

die Alte ihre Arme auseinander: „Gscht, gscht!“ wie man die Hühner vom Brotkorb jagt. Von der Million ließ sie nichts sehen. Der Kittelsack war wieder zugenäht.

Am dritten Tage nach ihrer Heimkehr blieb die alte Ernesta in ihrem Bette liegen. Der Arzt, der just bei einem Nachbar zu tun gehabt hatte und herüber kam, schrieb es der Reiseanstrengung zu und riet, sie solle mit ihrem Stechen und Hitzen ein paar Tage liegen bleiben. Sie tat ein übriges und stand gar nicht mehr auf. Am sechsten Tage starb sie an der Lungenentzündung — in ihrem einundachtzigsten Lebensjahre. Testament hatte sie keines hinterlassen, bei dem Versehenwerden aber in Gegenwart mehrerer Leute hell und deutlich die Worte gesagt: „Mein gestreifter Kittel gehört dem Wassermeister Hetzel!“

Der trennte nun mit vergnüglicher Betrübnis die Sacknaht auf. Dann holte er rasch eine Ziegenhirtin hervor, die in der Köhlerhütte gesessen war. — Sie trug zeitlings den gestreiften Kittel, aber in den Sack greifen tat e r, wann er wollte.

Die Sonnseitige und der Schattseitige.

Diese vorstehende Geschichte muß man aus verschiedenen Gründen wissen. Sie ist sehr einfach und sehr ärgerlich und sehr lustig und sehr merkwürdig.

Von zwei Großbauern handelt sie, die nebeneinander ihren Besitz hatten, der eine an der sonnseitigen Berglehne, der andere an der schattseitigen. Der Sonnseitige baute Weizen, der Schattseitige mußte sich mit Hafer abgeben. Der Sonnseitige trieb Viehzucht, der Schattseitige Waldwirtschaft. Der Sonnseitige hatte Obst, der Schattseitige verlegte sich auf Kartoffeln. Der Sonnseitige hörte auf seinem Dache manchmal eine Nachtigall singen, der Schattseitige immer nur Spatzen. Fast widernatürlich erschien nur das eine, daß der Sonnseitige ein schwarzbärtiger, sehr ernster nachdenklicher Mann war, und daß der Schattseitige fast Goldlocken und ein stets freundlich lächelndes Rundgesicht hatte. Und noch unglaublicher ist es, daß diese beiden ganz verschiedenen Männer mit den ganz verschiedenen Höfen in treuer Freundschaft zusammenstanden. Sie halfen sich gegenseitig in der Arbeit, die bei der Ungleichheit der Lage selten in die gleiche Zeit zusammenfiel. Sie standen sich in allem bei, wie das bei den aufeinander angewiesenen Hinterbauern wohl so herkömmlich ist. Sie tauschten je nach Bedarf ihre Naturprodukte aus, so daß sie größtenteils den Handel ersparten mit der weiten Welt.

Ihre Freundschaft stammte aus jungen Zeiten. Damals waren beide in ein und dasselbe Dirndl verliebt gewesen, was sonst nicht gerade das Gefühl der Brüderlichkeit erzeugen soll. Aber während sie sich zögernd anschickten, einander in aller Nachbarlichkeit den Standpunkt klarzumachen, kam ein Dritter über das Mädel und verdarb es. Diesen Dritten bläuten die beiden schneckenweich durch, und seit solch gemeinsamer Tat waren sie zusammen wie Brüder. Während ihres Soldatenlebens standen sie sich auch bei, der genügsame Schwarze gab dem genußfrohen Blonden manchmal ein Stück Kommißbrot, der fleißige Blonde putzte dem bequemeren Schwarzen Gewehr und Bajonett. Auf ihre Höfe heimgekehrt, haben sie sich Weiber genommen, der Schwarze eine vom Tal herauf, der Blonde eine von der Alm herab, und sie waren stillschweigend dahin übereingekommen, daß sie in allem Gemeinschaft halten wollten, nur nicht in den letzteren Stücken.

Beim Blonden, dem Schattseitigen, schrie es zuerst, das war ein Bub. Ein paar Jahre nachher schrie es auch beim Sonnseitigen, und das war ein Mädel. Und jetzt kam dem Schattseitigen der übermütige Gedanke, sein Johansel und des anderen Margretel müßten ein Paar werden. Und die beiden jungen Leutchen waren zurzeit noch gar nicht verliebt. Falls sie aber je einmal verliebt werden sollten, hatte der Sonnseitige nichts dagegen. „Gut ist's, Nachbar, und brav bist!"

Also haben die Väter sich versprochen, daß die Kinder einander lieben würden, damit Sonn- und Schattseiten endlich auch Form rechtens zusammenkämen.

Die Kinder wuchsen heran und waren frisch und sauber. Der Johansel war heiter wie sein Vater, die Margretel war ernsthaft und klug wie der ihre. Daß die junge Sonnseitige

das weiche Blondgelocke des Schattseitigen, und der junge Schattseitige das dunkle Haar des alten Sonnseitigen hatte, war auch wieder so ein Spiel der Natur, die auf diesem Berge ihre Schalkereien trieb.

Und die jungen Leute betrugen sich zur vollsten Zufriedenheit der Alten. Schon als Kinder kamen sie zusammen auf die Matte, um Blindekuh zu spielen, in der Schule saßen sie auf einer Bank und traten einander oft trutzig auf die Zehen. Später gingen sie, von den Eltern geführt, auf die Kirchweih und tanzten miteinander und keiner versuchte es, dem strammen Schattseitigen das Dirndl abwendig zu machen. Die beiden Bauern trugen sich schon mit Plänen, ihre Höfe zusammenzutun zu einem Großgrundbesitz und die jungen Leute daraufzusetzen, daß sie ein Ahnenpaar würden des Geschlechtes der Sonn- und Schattseitigen für Jahrhunderte.

Und die Kinder waren sehr sittsam. Der Johansel war neunzehn Jahre alt geworden, tat aber noch nichts desgleichen. Die Margretel ging auch allemal so ruhig und werktägig an ihm vorüber und fragte ihn höchstens, ob das Wetter anhalten werde. Dem Johansel war das Wetter gleichgültig, wenn es nur in den Samstagnächten nicht regnete, denn da ging er mit anderen Burschen im „Gasseln" und Fensterln um unten im Tal und drüben auf den Bergen. Am Fenster des sonnseitigen Nachbarhofes meldete er sich nie, er dachte nicht daran.

Weil er das einzige Kind war auf dem Hofe, so brauchte kein Soldatenleben besorgt zu werden, und weil der Alte sich schon gerne in die Behaglichkeit zu setzen gedachte, so stand dem Burschen nichts im Wege, von der Erde Besitz zu ergreifen und die Braut heimzuführen.

„Mach' halt Ernst, Sohn!" sagte der Vater eines Tages.

Der Johansel machte ein ernstes Gesicht, anders verstand er's nicht.

„Rechtschaffen sauber hat sie sich ausgewachsen," sagte der Alte.

„Ein Vogelnest ist auch schon drin," antwortete der Bursche, denn er meinte, der Vater spiele auf die junge Linde an, die vor dem Hause stand.

Der Sonnseitige hinwiederum, wenn er bei Weib und Tochter saß, redete gern von Nachbars Johansel. Ein bildhübscher Mensch! Ein braver Bursch'! Ein lieber Kerl! Und was die Margretel dazu sage?

Was soll sie denn dazu sagen, er sei halt auch so wie die andern jungen Leut'.

Die Alten machten Gelegenheit, die Jungen ergriffen sie nicht. Die Alten trachteten, daß Sonntags auf dem Kirchweg die Kinder zusammenkamen; diese kamen zusammen, gingen gleichgültig nebeneinander her und wendeten sich bei nächster Gelegenheit wieder voneinander ab. Zu Ostern schickte die Alte vom Sonnseitigen dem Johansel fünf rote Eier mit der Bemerkung, er könne sich's wohl denken, von wem.

„Eier tu' ich gern essen," sagte der Bursche, schälte sie ab und steckte eins nach dem andern in den Mund.

Zu Pfingsten kam der alte Schattseitige in den sonnseitigen Hof, ging dem Dirndl zu, das im Garten Blumen jätete und rief über den Zaun hinein: „Schon wieder fleißig bist, Margretel. Du wirst schon einmal eine brave Bäurin. Einen schönen Gruß hab' ich auszurichten, willst raten von wem?"

„Einen schönen Gruß nimmt man allemal, und von wem der will!" Das war ihre Antwort.

— Und sie taten nichts desgleichen. Man konnte auch nicht dahinter kommen, als hätten die Kinder andere im

Kopf. Der Johansel scherzte mit vielen Nachbarsdirndeln so herum, die Margretel neckte manchen Burschen, besonders bevorzugt wurde keine und keiner.

„Daß die zwei gar so g'schamig sind zueinander," sagte eines Tages der Sonnseitige.

„G'schamig meinst?" entgegnete der Nachbar. „Ich weiß es nicht."

„Müssen ihnen halt einmal die Nasen zusammenstoßen, daß sie's merken."

„Du, ich weiß es nicht!" antwortete der Schattseitige mit bedenklicher Miene.

„Wenn wir nicht dazuschauen, so mischt sich der eine oder die andre drein — was machst nachher?"

Er wisse es nicht. Wenn ich ein so gemütliches Rundgesicht hätte wie der Schattseitige, so wollte ich doch einmal etwas anderes sagen als: „Ich weiß es nicht."

Der schiefwinkelige Viehhändler Zusel kam wieder einmal in die Gegend und trat beim Sonnseitigen ein, als die beiden Freunde just so beisammensaßen. Ein paar schicksame Redensarten zuerst, dann vom lieben Gesund, vom Vieh und auf einmal die Frage: „Na, Bauern, macht's schon bald Hochzeit miteinand?"

„Weiß nichts," sagte der Schattseitige.

„Du weißt nichts? Und überall reden die Leut' davon. Und habt's ja mir selber schon einmal gesagt, sie sollten ein Paar werden allzwei!"

„Wie's Gott will," gab der Sonnseitige bei.

„Ich denk', er wird's nicht wollen," meinte der Schattseitige.

„Oho, mögen sie sich nicht?" fragte der Viehhändler überlaut.

„Mich deucht, 's ist schlimmer," sprach der Sonn-

seitige. „Wenn sie sich spinnefeind wären, so ließe sich noch darüber reden, da kunnten sie ja Freundschaft machen miteinand. Aber 's ist schlimmer. Sie sehen einander nicht; wie zwei Holzstücke, so sind sie sich gleichgültig."

„Mit Holzstücken ist auch noch nicht zu verzagen," sprach der Viehhändler. „Holz kann Feuer fangen."

Sprach es, schob ein wenig die Zungenspitze zwischen den Lippen hervor und zog seine linke Achsel in die Höhe. Er war in manchen Händeln schon der Bauern Vertrauter gewesen von Jugend auf, nun da durfte er wohl mitreden, und er tat's jetzt redlich.

„Männer!" sagte der Zusel, „ernsterweis', ihr sähet es gern, daß die zwei zusammenkämen. Und die Leut' wissen's auch und möcht euch niemand hinderlich sein. Ich weiß was, Männer, denn ich bin ein vertrackter Strick. Wenn ihr's durchsetzen wollt, so müßt ihr's ein bissel anders angehen. Der Johansel hat sich hören lassen, von anderen ließe er sich keine aussuchen und nicht einmal von den Vaterleuten. Er sei schon selber so klug zu sehen, welche ihm gefällt. — Und der ledige Trotz ist's, und so ist's und nicht anders!"

„Nachher hätten wir's ja selber verdorben?" sagte der Sonnseitige.

„Ja, und nachher müßte man's selber wieder gutmachen," gab der alte Viehhändler mit bedeutsamer Miene drein.

„'s ist eigentlich ein heller Spaß!" lachte der Schattseitige auf.

„Spaß!" entgegnete der Nachbar, „das kunnt ich just nicht sagen. Mir geht's nahe. Wenn man sich einmal seit vielen Jahren in was hineingedacht hat! Mir steht's nicht an, daß ich einen weltfremden Schlingel in mein Haus setze."

„Und ich will auch keine andere zur Schwiegerin haben," so der Schattseitige.

„Nun also!" sagte der Viehhändler und netzte sich mit der Zunge die Lippen, „alsdann mögt's vielleicht einen guten Rat brauchen. Ich hätt' einen im Sack, ist mehr wert als ein paar Ochsen. 's wär' nicht der erste Kuppelpelz, den ich verdiene. Zwei junge Leut' nicht zusammenbringen! Das wär' schon auch was Neues. — Macht's die Tür zu, daß nicht jeder hereinlosen kann."

Und weil sie die Tür zugemacht haben, so weiß ich nicht, was weiter gesprochen worden ist.

— — — — — — — — — — — — — — — —

War eines Morgens der Johansel damit beschäftigt, den stahlgrauen Stier schön zu machen. Das Tier sollte nämlich an diesem Tage auf die Kirchweih, auf welcher es Tanzmusik, Jahrmarkt und Viehmarkt gab. Dazu wurde der Stahlgraue fast hochzeitlich hergerichtet. Der Johansel striegelte ihm von der Haut alle Mistkrümchen herab, beraspelte mit einer Hornfeile die Klauen und die Hörner und stutzte den Schweif. Das Tier hielt ruhig still, als wisse es um die Vorteile einer sorgfältigen Toilette.

An der Stalltür stand der Schattseitige und schaute seinem Sohne mit Wohlgefallen zu. „Laß gehen, wird ja gut sein," sagte er endlich, „und jetzt geh' und tu' dich auch selber zusammen."

Blickte der Junge auf den Alten und antwortete: „Ich bin ja beisammen."

„Das Haar wirst dir doch auskampeln, wenn du auf die Kirchweih gehst!"

„Das kann ich eh' tun," sagte der Johansel und fuhr sich mit den ausgespreizten Fingern ein paarmal durch die Haare.

„Johansel,“ sprach der Alte ganz gelassen, aber ernsthaft, „du mußt mehr halten auf dich. Wer selber nichts auf sich hält, auf den halten andere auch nichts. Den Grauen kannst verkaufen auf dem Markt, das ist recht. Aber was anderes kannst dafür heimbringen. Na, was glaubst, was ich meine? Mir ist's schon eingefallen in deinem Alter, nur daß mir dazumal mein Vater die Wirtschaft noch nicht übergeben hat. Du bist besser dran. Ich und deine Mutter, wir haben uns viel geplagt unser Lebtag und möchten es ein paar Jahrlen gut haben, ehevor wir einrucken müssen. Da hat eine schön hereinzusitzen, eine junge Bäuerin. Hast dir denn noch keine ausgesucht? — Schau du, das rechte Hörndl muß mehr aufg'spitzt sein, wart, gib her!“ Er nahm dem Burschen die Raspel aus der Hand und feilte dem Stahlgrauen die Hornspitze mehr aufwärts. Dabei fuhr er fort: „Oder willst mir ihn gunnen, den Kuppelpelz? Ist auch recht, hab' eh gern warm. — In der Hebenreuth drüben steht eine. Aha, du spitzest schon das Ohrwaschel. Die Höfelgruberische! Gelt, die ist's? Na, ist sie's? Ein braves Mädel. Holz bei der Hütten, und die Kittelsäcke voller Dukaten. Wirst nicht leicht eine Gescheitere finden. Na, wenn sie heut' auf dem Markt ist, schau sie an darauf hin. Mich brauchst weiter nicht mehr zu fragen. So, das Hörndl ist recht. Das Hirnblatt mußt ihm noch glatt striegeln.“

Die „Ohrwaschel“ hatte er freilich gespitzt, der Johansel, weil er anfangs meinte, die Margretel von der Sonnseite käme aufspaziert, und jetzt war's die kropfige Höfelgruber-Dirn. Just, daß er nicht laut auflachte. Er sagte nichts, kein Wort. Es war überhaupt zu dumm. Die Höfelgruberische! Daß die Alten schon einmal gar kein Auge für die Figur haben! Daß sie alleweil nur ans Geld denken!

Himmel-Hollerbuschen, was wäre dagegen die Margretel für eine!

Unter solchen Gedanken führte er den Stahlgrauen zu Markte. Ob er ihn verkauft hat, das weiß ich nicht, daß er die Höfelgruberische nicht angeschaut hat drauf hin — das weiß ich.

Das war just nicht dumm, aber noch klüger war die Margretel auf der Sonnseite. Die hatte schon Wind bekommen; ach, du lieber Sankt Isidor! Ein einziges Mädel ist gescheiter als drei Mannsleute, und selbst wenn ein Viehhändler darunter ist.

Stand sie da unter dem Apfelbaum und hielt eine große blaue Schürze auf, in welche der Vater Äpfel vom Baume schüttelte. Auf einmal schüttelte er nicht mehr, sondern hub an zu sprechen: „Tochter, hast gehört? Ich will dir was sagen, was die jungen Weibsbilder alleweil gern hören. Nu, was wird's wohl sein? Heut' oder morgen wird wer kommen. Sollt' er sich bei dir anmelden, so wirst ihn nicht hart abweisen, denk ich. Wie der dir's gut meint, Kränkung tät' er keine verdienen. Wenn du den nimmst, da brauchst dein Lebtag keine Schuh mehr, der tragt dich auf den Händen. Zwei Häuser hat er im Stadtel, und wenn dir keins davon gefällt, so baut er dir ein drittes. Dirndl, hörst, um den ist viel Augenwasser geronnen — und mögen, sagt er, tut er nur dich und sonst keine, keine einzige mehr. — Hessa, das ist ein Saftiger. Verkost' ihn."

Mit dem Saftigen meinte er einen gelben Butterapfel; sie legte ihn zu den übrigen und dachte einen Augenblick: Der Johansel kann's doch nicht sein, der hat keine zwei Häuser im Stadtel.

Am nächsten Tage kam er und wurde vom Vater anmutiglich vorgestellt. Schiefachselig war er und glatzköpfig

und mit der Zunge leckte er immer über die Lippen heraus, als ob er das, was von den süßen Worten dran kleben blieb, wieder wollte hineinlecken. Der Viehhändler Zusel war's und kein anderer, und der hielt manierlich um ihre Hand an.

„In Züchten und Ehren," sagte er nach altem Spruche, „will ich mich nahen, werte Jungfrau Margarete. Daß ich kein Jüngling mehr bin, sehet Ihr gleichwohl, das ist nur ein Grund für mich, ernstlich ans Freien zu denken, und ein Grund für Euch, Euere Hand mit Vertrauen in die eines erfahrenen Mannes zu legen, und sein herztausiger Schatz zu sein."

Weil sie ihn jetzt mit ihren großen Augen fast andächtig betrachtete, so fuhr der alte Zusel fort: „Seit einem halben Jahre oder länger habe ich heimlich um Euch gekundschaftet und erfahren, daß Ihr gar sittiglich seid und klug und keinem jungen Lecker Gehör gebt. Und mein kleiner Finger tut mir's sagen, daß Ihr ganz heimlich den Zusel im Herzen traget, und daß Ihr wohl nimmer nein sagen werdet, wenn ich Euch jetzt in Gegenwart Eures Vaters frage, ob Ihr in Lieb und Treuen Haus, Tisch und so weiter mit mir teilen wollet. Liebstes Jungfräulein, ich frage Euch!"

Auf solchen Spruch war es still. Das Dirndel schlug den Blick zu Boden, zerzauste eine Schürzenecke und sagte nicht nein. Dem Vater war das nicht ganz geheuer, rasch setzte er ein: „Stark über die Fünfzig ist er freilich schon . . ."

„Das macht nichts!" rief die Margretel aus. „Die Alten sind gut behalten, heißt's, und ein Mannsbild wird ja gar nicht alt, sagt das Sprichwort. Und besser alter Mann und junges Weib, als umgekehrt."

„Freilich," setzte der Vater bei, „heißt's auch: Alter schützt vor Torheit nicht, und wer altet, der kaltet."

„Geht's, geht's," sagte der Viehhändler mit fast kreischender Stimme: „Was wollt's denn mit so dummen Sprücheln? Der Zusel nimmt's noch mit einem Dreißigjährigen auf, wenn's was gilt! Gilt's was? He!"

„In Gottesnamen," flüsterte das Dirndel, „will ich's halt wagen."

Der Zusel tat schon die Arme auseinander und wetzte die Lippen mit der Zunge für den Verlobungskuß. Der Vater fuhr dazwischen. „Das hat auf morgen noch Zeit," sagte er schneidig, „wer neunundfünfzig Jahr gewartet hat, wird auch noch einen Tag warten können. Hörst, Dirn, in die Küche geh' hinaus, die Mutter hat gerufen."

Na, da ist das Mädel hinausgegangen, und der Sonnseitige hat seinem schiefwinkeligen Viehhändler höllisch einfältig ins Gesicht gestarrt. „Du Zusel," sagte er, „das Band foppt uns!"

„Geh', Patsch, foppen!" war des andern Ausruf. „Merkst es denn nicht, Schwieger, was es geschlagen hat? Verliebt ist sie in mich!"

„Oho!"

„Was?"

„Oho ter odoh, singen die Halter!" drauf der Bauer. „Freilich verliebt in dich! Gewiß auch noch. Kann mir's denken, he, he!"

„Dein Frotzeln kannst just sein lassen, Vater. Deinen Willen hast hergegeben, sie hat ja gesagt, der Spaß ist ernst geworden, und ich bin nicht der Narr und steh' zurück."

„He he — he he," meckerte der Sonnseitige und schob sich sachte zur Tür hinaus.

Kurze Zeit nach diesen Begebenheiten kam der Allerseelentag. Unter den Kirchhofbesuchern war auch die Margretel, sie hatte eine große Flasche mit Weihwasser bei sich und goß dieses auf das begraste Grab einer alten Muhme. Da trat der Johansel zu ihr; ganz hastig trat er hin und sagte halblaut: „Heut ist just der rechte Tag dazu, daß man dir gratuliert.“

„So, gratulieren! Zu was denn?“

„Na, halt zu deinem schönen Bräutigam!“

„Gott geb' ihr die ewige Ruh!“ hauchte sie, den Rest aus dem Glas auf den Rasen schüttend, dann wendete sie sich schneidig zum Burschen: „Hörst, Johansel, von dir nehm' ich nichts an. Kein gutes Wort und kein schlechtes und gar nichts und du laß mich in Fried'!“

Sie wollte davon, er faßte sie am Arm und sagte: „Zornig bist! Jetzt laß ich dich erst recht nicht in Fried. Warum bist denn früher nie so zornig auf mich gewesen? Und ich mag dich auch nicht, und du bist mir viel zu — zu — gar nichts bist mir, und ich will dir nur noch meine Meinung sagen.“

„Ich bitt' dich gar schön, gehen wir hinaus, die Leut' schauen schon auf uns. Da auf dem Friedhof solche Sachen!“

Denn es war ihr zumut', als wäre das der Streit eines Liebespaares.

Draußen am Rain unter dem Ahorn auf der Schichte der niedergefallenen gelben Blätter, dort standen die zwei jungen Leute und machten sich Vorwürfe. Er ihr, weil sie sich diesem lächerlichen Menschen verlobt hatte; sie ihm, weil er sich um sie die ganze Zeit her nie gekümmert. Und als sie so weit waren, daß die Margretel zu weinen anhub, legte er seinen Arm um ihren Hals und sagte mit einer

recht unsicheren Stimme: „Wenn ich weiß, daß du heiraten willst und nicht gleich den erstbesten nehmen mußt, so kann ich auch aufwarten. Dem Viehhändler gunn ich dich nicht, daß du's weißt!“

Lachte sie mitten aus dem Schluchzen hervor: „Lapperl, dummes! Glaubst denn, es ist mein Ernst? Will mit dem Alten ja nur den Vater in die Ängsten jagen — und auch noch einen andern —“

„Leicht gar mich?“

„'s wär' bald verpaßt, Bübel! Allzulang' wartet man nicht auf einen, der alle Fenster probiert in der Nachbarschaft. Und wenn du glaubst, der jung' Bursch' hat nur zu winken, daß eine dem Bräutigam durchgeht und ihm nachlauft, so kannst auch noch was lernen. Für nichts kriegt mich keiner. Derweil seh' ich nur deinen Trutz, aber der ist mir zu wenig. Auch der Possen, den du dem Zusel spielen willst, ist mir noch nicht genug, ich will mehr, mein Lieber!“

„So viel Geld wie der Viehschacherer weiß ich nicht, ob ich aufbringe.“

„Nach Geld frag' ich nicht, daß du's weißt.“

„Was lauter sonst?“

„Wenn's dir nicht einfällt, was zum Heiraten gehört, nachher, nachher — behüt' dich Gott.“

„Was wird denn dazugehören zum Heiraten? Kunnt mir's nicht denken. Ein bissel Gernhaben wird halt dazu gehören.“

„Na endlich! das hat was gebraucht, bis er draufkommt.“

Vom kahlen Ahornbaum flatterte das vorletzte Blatt herab und gerade zwischen den Köpfen der beiden. Es war so schön dreilappig, aber es hat wenig genützt. Und

als das letzte fiel, das allerletzte Blatt — nun, ihr könnt euch's denken.

Also haben die Alten von der Sonn- und von der Schattenseite die Erfüllung ihrer Absicht doch erlebt. Der Zusel hätte Hochzeitsbitter sein sollen, aber er hat sich dafür bedankt. Daß er das Mädel foppen wollte, daran fand er nichts; aber daß er selber gefoppt wurde, das nahm er übel. Nun, er kann schon heimgehen, wir brauchen ihn nicht mehr.

Der Vagabunden-Franz.

Nächtliches Werben.

Mitten auf seinen winterlichen Landflächen liegt der stattliche Karmerhof. Eine blasse Mondnacht deckt ihn zu — er schläft.

Der Kettenhund schläft, denn es rührt sich nichts; der Brunnen vor dem Hause rieselt fast unhörbar in seinem eisigen Mantel; der rote Schein an den Fenstern ist erloschen.

Aber traue man so einem Bauernhofe nicht! Wenn er noch so still und regungslos daliegt — inwendig lebt's, wacht's. Sind die Fenster auch dunkel, es kann doch was glühen, lodern und leuchten da drinnen in verschlossener Kammer.

Wir haben den Zauberschlüssel und dürfen hinein. Den Schnarchenden wünschen wir friedsame Ruh' und schleichen vorüber, den Träumenden gönnen wir heitere Gestalten, den Weinenden lassen wir ungestört ihr Herzleid verrinnen und schleichen vorüber. Hingegen, wo die alte Thres bei der matten Ampel ihr Jöppl flickt, daß es übermorgen zum ersten Werktag nach den Weihnachtsfesten die Kälte nicht hinein- und den Rest der lieben Wärme nicht herauslasse, da mögen wir uns nebenhin auf das Fußende ihres Bettes setzen — wenn sie's erlaubt. Sie erlaubt's aber nicht. Wer mit ihr was zu tun hätte, der möge beim hellen Tag

kommen und nicht zur nachtschlafenden Stund' — sie sei in guten Sitten alt geworden.

Da weiß ich aber im Hause ein Kämmerl, das ist gerade über der Stube, in welcher der brave Karmer mit der Seinigen schläft; und im Kämmerl steht ein weißes Bett mit blauen Bändern in dem Kopfkissen, und da drinnen liegt etwas, auch in guten Sitten groß geworden, das viel jünger und anmutiger ist, als die gute Thres, und das nicht flickt, sondern an Gedanken spinnt, das keine Ampel brennen hat und doch soviel sieht. Ein sonniger Wintertag und die Leute gehen von der Kirche heim und unter ihnen geht der alte Student. Die Burschen umringen ihn, die vorwitzigen Dirndln gucken ihnen unter den Schultern durch und möchten auch was sehen und hören, denn er macht ihnen wieder was vor, erzählt Geschichten, sagt ihnen neue Lieder und Sprücheln — er macht sie selber, er kann so Sachen, er weiß allerhand Schwänke, daß es ein heller Spaß ist, und wenn er will, so muß den Leuten auf der Stelle das Wasser aus den Augen rinnen — er kann's. Schier fürchten muß man ihn; wenn er anfängt, da hebt's einem inwendig ordentlich zu graben an. Kein Mensch glaubt's, was das für einer ist! 's schickt sich gar nicht, auf dem Kirchweg so weltliche Sachen, aber man muß dabei sein und zuhören, will man oder nicht. Ich verwett' nichts drauf, der Mensch kann zaubern! —

So sah es und so dachte es, das Lichtl.

Das Lichtl! So ward das Töchterlein des Karmer genannt. In der heiligen Taufe, bei der noch niemand weiß, als was der Mensch einst gerufen werden wird, gab man ihm den Namen Mechtildis. Kaum das Mädchen aus den Kinderschuhen gesprungen war, sah man, daß der Nonnenname für es nicht passe. Auch konnte ihn keiner kunst-

gerecht aussprechen, die Zunge der Bauersleute in der unteren Schlehn ist nicht danach gewachsen, daß sie des Namens Mechtildis Herr zu werden vermöchte. Man weiß nicht, wie es kam, aber wie auf Verabredung nannten die Leute das Töchterl des Karmer: 's Lichtl. Wenn man's betrachtet, es war nichts Fremdes dabei, es waren im neuen Namen lauter Buchstaben aus der Mechtildis und auch sonst: die Jungfrau lebte so still, heiter und fromm und schön für sich, als wie ein Lichtlein vor dem Muttergottesbilde. Der Vater sorgte freilich brav für den Docht und die stille Mutter goß täglich das Öl ihrer zärtlichen Liebe dazu. Und da geschah es wohl, daß in der Gegend, die an Mädchenschönheiten nicht reich ist, das Lichtl vom Karmerhofe weithin sichtbar war und daß in den langen Nächten kein Stern am Himmel so viele heimliche Verehrer hatte, als das Lichtl im Karmerhofe. Es brannte im neunzehnten Jahre und das gibt gerade den hellsten Schein. Die größte Glut kommt erst später.

In der Kammer des Mädchens duftete noch der Weihrauch; es war nämlich die Dreikönigsnacht, die letzte der drei „Rauchnächte", da man vor dem Schlafengehen alle Räume des Hofes mit geweihtem Rauche besegnet. Und wie nun das Lichtl auf ihrem Bette ruhte, längst mit ihrem Abendgebete fertig war und doch nicht einschlafen konnte, sondern in ihrer Seele dem Treiben des alten Studenten zusah, da hörte sie plötzlich draußen vor dem Hause Tritte knistern. Sie lugte durch's Fenster. Drei schreckbar große Männer gingen langsam auf das Haus zu und blieben vor demselben stehen. Nach genauerer Betrachtung bemerkte das Lichtl, daß alle drei oben und unten Köpfe und die Füße in der Mitte hatten. Die Hälfte der Gestalten war nicht echt, sondern nur der Schatten des Mondes, drum sagte ja die

alte Thres immer: „Dirndln, gebt acht, die Mannerleut', die beim Mondschein dahersteigen, sind zur Hälfte falsch!"

Sie stellten sich gerade vor das Fenster des Karmer, da hub einer von den dreien so an zu sprechen:

„Wach' auf, du lieber und ehrsamer Hausvater mein, es grüße dich das Kind Jesulein, wir stehen im Schutz und Schirm der heiligen drei Könige, Gott sei Lob und Ehr' und wir haben ein großes Begehr!"

Nicht lange hernach wurde hinter dem Fenster die Stimme des Karmers hörbar, diese sagte: „Manner, ich kenne euch nicht; aber weil ihr mir den heiligen Gruß bringet, so gottwillkomm! Was ist euer Begehr?"

Der Redner fuhr in seinem alten Spruche fort: „Gott der Herr hat einen Junggesellen erschaffen, der kann nicht wachen und nicht schlafen, der schickt uns aus zu diesem ehrsamen Haus und läßt fragen, ob er die Jungfrau Tochter zum Eheweib kunnt haben."

Man kann sich denken, wie das Lichtl über diese Worte, die es deutlich gehört hatte, erschrak. Das waren die Brautwerber, wie solche nach der Väter Sitte in der Dreikönigsnacht anklopfen, um, ohne sich zu erkennen zu geben, mit den Eltern eines Mädchens vorläufige Anfrage und Verhandlung zu pflegen. Waren die äußeren Bedingungen, die man Gesicht um Gesicht so ungerne abmacht, für die Eltern oder den Vormund des Mädchens annehmbar, so erscheinen die nächtlichen Unbekannten an einem der nächsten Tage als wirkliche Werber, als welche sie erst angeben, für wen sie die Braut eigentlich begehren. Das gibt dann freilich mitunter eine höllische Überraschung, zumeist aber kommt die Einigung leicht zustande. Dieser Brauch ist in manchen Gegenden Österreichs heute noch üblich, so auch in der unteren Schlehn, wo die Geschichte spielt.

Das Lichtl horchte nun, was der Vater sagen würde.

Der Vater gab nicht sogleich Antwort. Endlich aber machte er das Fenster auf und sagte: „Meine werten Manner! Meine Tochter ist noch schier ein Kind und hat wohl bis jetzt an keinen Bräutigam gedacht. Gleichwohl weiß ich, daß Vater und Mutter das liebste Kind müssen hingeben, wenn's Zeit und Gotteswill' ist, und haben die Eltern zu fragen, wer der Tochtermann sein soll und ob er wohl imstande ist, Weib und Kind ehrsam zu versorgen."

Nach diesen Worten trat der Redner noch näher ans Fenster und sagte: „Der Junggesell', der uns schickt, ist ehrenwert und wohl nicht mehr jung genug, als daß er noch länger zuwarten kunnt, die Jungfrau zu begehren, die er meint. Er kennt sie seit etlichen Jahren und hat sich den Schritt wohl überlegt. Führt er sie heim, so wird er ein freudenreicher Mann sein, wird sie ihm verweigert, so will er sich als Junggesell' auf die Totenbahr' legen. Das laßt er sagen."

„Nichts für ungut, Manner," entgegnete der Karmer, „was ihr da vorbringt, das sagt jeder, das hat auch der Färber zu Schlehnfeld gesagt, der sich jetzt den Ehebund mit seinem Weib wieder auseinander trennen lassen will, als wär's ein verkehrt zusammengenähter Pelz, bei dem die Wolle nach außen geht und einwendig die harte, kalte Schöpshaut ist. Ich frag', ob euer Junggesell' ein gutes Gemüt hat?"

„Mein ehrsamer Hausvater! Unser Junggesell' ist nicht reich und nicht arm; er hat nichts, als ein kleines leeres Haus, aber er hat den lieben Gesund und er hat den ehrlichen Namen und was den Verstand anlangt, so ist er etwan um einen Kopf größer, als manch anderer; und er hat viel Gemüt, ein gutes und leichtes Gemüt — das ist

sein Weg und Steg. Weiter können wir nichts sagen. Wenn Eure Jungfrau Tochter nicht nach einem gar Jungen ausschaut und nicht meint, sein Gesicht müßt' wie Milch und Blut sein, und nicht viel auf der Leut' Reden geht, so soll sie ihn nehmen — er ist ihrer wert."

's ist der Kurschmied, 's ist der Timotheus! so rief es jetzt im Mädchen und es hätte am liebsten laut aufgelacht, wenn man hätte wissen dürfen, daß sie gehorcht. — Ja, ja, der Timotheus hat sein Häusel bei Schlehnfeld und läuft ihm alles zu, weil er so gut Zahnreißen kann; Verstand und Humor hat er auch, sonst könnte er jetzt in seinen alten Tagen nicht auf den Gedanken kommen, zu heiraten. Jetzt wird er erst schön! Die Blatternarben sieht man vor Falten nicht mehr und die roten Haare werden grau. Alles paßt auf ihn, es ist der Kurschmied.

Jetzt ist sie nur begierig, was der Vater auf eine solche Zumutung für einen Bescheid geben wird. Das hörte sie bald, der Karmer antwortete: „Wenn das alles so ist, wie ihr sagt, so soll er am Erharditag kommen und sich zeigen. Meine Tochter wird das letzte Wort haben. Ist er brav und ihr recht, so werde ich nichts dagegen haben."

Hierauf entgegnete der Redner: „So hätten wir in Sitten und Ehren unsere Sach' getan und Ihr habt uns in Sitten und Ehren empfangen. Seid bedankt, Karmer, und wir sprechen den heiligen Dreikönig-Segen über Euer Haus und Hof und rufen den heiligen Schutzengel an zur guten Nacht."

„Gute Nacht," sagte der Karmer und schloß das Fenster. Die drei Männer gingen davon. Das Lichtl aber, das wußte sich nicht zu helfen. Zuerst war ihr, als hätte sie ein schwerer Stein auf den Kopf getroffen, die zwei Fenster ihrer Kammer huben an sich zu drehen. Als sie wieder zu sich kam, be-

gann sie zu weinen und das war das gescheiteste, was sie tun konnte. Dabei wurde ihr leichter und endlich begriff sie, daß sie sehr albern war. Hatte der Vater nicht gesagt, daß seine Tochter das letzte Wort habe? Wo man ihr solche Dinge zumutet, daß hier gehandelt wird, wie um eine Katz' im Sack, da ist ihr erstes und ihr letztes Wort: Nein.

Warum hat sie es nicht gleich zum Fenster hinausgerufen? Dann wäre alles überflüssige Hinundhergehen und Hinundherreden abgetan. So fest stand ihr Nein, daß sie es mitten in der Nacht noch verkörpern wollte. Sie hob ihren Zeigefinger und schrieb mit demselben auf das schwitzende Fensterglas das Wort: Nein. Der Mond schien durch das Fenster und legte das Wort mit silberweißen Buchstaben auf die Bettdecke des Mädchens. Es war das ganze, wahrhaftige Nein, aber — umgekehrt.

Auf Gassen und Straßen.

Als der Karmer am Dreikönigsmorgen erwachte, sah er nicht gut aus. Bei offenem Fenster kann sich der Mensch in der Nacht erkälten. Sonst war er gewohnt, sich an jedem Sonn- und Feiertage das Gesicht zu rasieren, heute ließ er die Haare stehen, wie sie standen, so daß sein Weib ihn fragte: „Ja, Michel, willst denn du heut' nicht in die Kirche gehen?"

„Ich bin nicht aufgelegt," war die Antwort.

Sie wußte recht gut, was ihn wurmte. Er war zu vorschnell gewesen. Wer weiß, was jetzt für ein Geselle vorsprechen wird! Es ließ sich nichts Rechtes vermuten. Die nächtlichen Werber waren ihm, so viel er sie sah, unbekannt, und den Sprecher, wenn es nicht der Postmeister zu Schlehnfeld gewesen sein sollte, den wüßte er schon gar nicht. — Der Bauer hatte die Nacht über alle Häuser

in der unteren Schlehn abgedacht, in keinem fand er einen heiratsmäßigen Mann, der auf die Beschreibung der nächtlichen Werber paßte. Auf den Kurschmied Timotheus dachte er nur, wenn er Zahnschmerz hatte; gottlob, das war heute nicht der Fall. — Ehrenwert, ein gutes Gemüt, ihrer wert? Der Karmer war ein Mann, der auf solche Sachen was hielt. Als er das Weib genommen hatte, war er auch nichts gewesen, als ehrenwert, lustig und ihrer wert, und wie schön und gut war's geworden! Sein Haus und Hof war gewachsen, seine Familie war gewachsen, schließlich war auch sein Bäuchlein gewachsen, und so hatte er wohl Ursache, der munterste und gemütlichste Mann von der ganzen Schlehn zu sein — und er war es auch. — Heute aber nicht.

Wenn er verstimmt war, pflegte er nicht unter die Leute zu gehen; er ließ sich denn heute nicht viel blicken, aber machte sich doch auf den Weg zur Kirche. Vor ihm ging ein Trupp von Bauern; der Karmer hielt sich zurück, aber sie zogen ihn bald in ihren Kreis. Und wird auch besser sein, dachte er sich, je mehr man so einen Gedanken auseinanderzieht, je wüster wird er. Das Herzanliegen muß man nicht noch spazieren führen, sonst wird es gar zu kräftig.

Bei der Bauerngruppe, die mit dampfenden Tabakspfeifen des Weges dahertrottete, gab es viel zu lachen — aber für den Karmer war doch nichts Rechtes dabei. — Sie sprachen vom Färber zu Schlehnfeld, der sich von seinem Weibe scheiden lassen wollte und da wußte der Stiegelwirt, der keine Pfeife, sondern eine Zigarre im Munde hatte und anstatt des Hutes eine Pelzmütze auf dem Kopf, eine schöne Geschichte. Hätten sich der Stiegelwirt und der Färber nicht beim neuesten Pferdehandel verfeindet, so wäre sie nicht erzählt worden.

„Der Färber zu Schlehnfeld, das ist ein Hauptadut!" sagte der Stiegelwirt.

„An ihr soll's liegen," bemerkte ein anderer, „sie soll ein Band sein!"

„Was weißt denn du!" fuhr ihn der Wirt in die Rede. „Tät's mir nicht leid um den Färber, ich kunnt eine schöne Geschichte erzählen."

„Wird eh nit wahr sein," sagte ein Dritter.

„So!" rief der Stiegelwirt, „wollt's auch nicht glauben, wenn ich's nicht von ihm selber hätt'. Schon vor zwei oder drei Jahren, ehzeit, nachdem sie geheiratet haben, ist's auseinander gegangen. Leicht, daß ihm was anderes in den Kopf geschossen ist — er hat ihrer wieder ledig sein wollen."

„Schon dazumal?"

„Schon dazumal. Sterben wird sie nicht so bald, auf das darf er sich keine Hoffnung machen. Zur Zeit war von der neumodischen Ehe viel die Rede und von den Ehescheidungen. Das packt der Färber gleich auf, das ist seine Sach'. Aber ein gehöriger Grund muß sein, sagt der Notar. Wo eine Ursach' hernehmen? Sein Weib ist soweit brav und macht er die Ursach', so heißt's alle Kosten zahlen und Vergütung auswerfen. Das will mein Färber nicht. Ist selb' Zeit oft in mein Haus gekommen, sind ja von der Schulbank auf Kameraden gewesen. Und da sagt er mir einmal, daß ich nicht verheiratet wäre; das weiß ich, sag' ich, willst mir vielleicht die Deinige geben? Warum denn nicht? lacht er auf, laß dich erwischen mit ihr. Nachher hab' ich sie, wo ich sie brauch' —. Geht aber schon ein verdammt schneidiger Wind heut'."

„Na und —?" fragte einer der Weggenossen.

„Dreikönigwind macht Lichtmeß lind," sagte der Karmer,

um das Gespräch auf einen harmloseren Gegenstand zu lenken; ein schneidiger Wind schneidet doch keine Ehre ab. — „Der dort vorangeht, ist es der Förster-Toni oder ist es der Vagabunden-Franz?"

„Ei, der Förster-Toni geht nicht so flink fürbaß. Es ist der alte Student, der Weltvagabund. Eilen wir voran, der muß uns was erzählen." Des einigten sie sich.

Der Mann voran sah einem Weidmann ähnlich von den Wasserstiefeln an bis zur Feldmütze, auf der nicht einmal das grüne Tannenreis fehlte. Auch der schöne, lange Vollbart war da und die Adlernase, wie sie Förster tragen. Nur die Locken hingen zu lang in den Nacken herab. Die beiden Hände in den Rocksäcken vergraben, die Beine flink vorsetzend, so schritt die schlanke und doch kernige Gestalt dem Markte Schlehnfeld zu — der feinste Vagabund, der je diese Straße unter den Füßen gehabt hat. Er war einmal Student gewesen und wollte was werden. Er ward aber nichts, sondern ist alter Student geblieben, bis er wirklich ein recht alter geworden. Im Buch, aus dem er studierte, waren Berg und Tal die Blätter, Mensch und Tier die Buchstaben, Wirtshäuser die Interpunktionen. Wenn draußen in der Universitätsstadt die Burschen lustige Kneipen hielten, da saß er mitten unter ihnen und machte die übermütigsten Lieder. Wo sich ein Paar in Fehde und Zweikampf hineinsprühen wollten, da warf er allemal einen Schwank dazwischen, der so toll und närrisch war, daß sie aufs Schlagen vergaßen. Wo sich's um eine Liebschaft handelte, da holte er den Beteiligten die Kastanien aus dem Feuer, so daß sie ihn aus Dankbarkeit den Onkel des Cupido hießen.

Die übrige Zeit strich er im Lande herum und meinte es mit den Bauernburschen gerade so gut, wie mit den Musensöhnen. Er war selber ein Bauernbursche, drei Stunden

von Schlehnfeld in einem Winzerhäuschen geboren. Weil der Knabe so aufgeweckt gewesen, hat ihn der Dechant von Schlehnfeld studieren lassen. Und nach und nach ist es halt so geworden: Der Dechant starb, der Vater des Knaben starb, der junge Mann begann zu leben. Er kegelte und kartelte so ein wenig in der Welt herum, guckte hier einmal zu tief in den Krug, dort einmal zu tief in die Augen, war heute zu Gast bei einem lustigen Schloßherrn und schlief morgen in einer Scheune oder im Schatten eines Baumes. Dabei sang er Lieder, die noch kein Mensch gehört, aber jeder in Lust und Leid schon in sich empfunden hatte.

Vom Hunnenkönig Etzel erzählt man, daß aus der Scholle, auf welche er seinen Fuß gesetzt, kein Halm mehr wächst. Bei unserem alten Studenten war das gerade umgekehrt, überall, wo er ging und stand, und wäre es auf steiniger Straßen oder auf Schnee und Eis, überall wuchsen Blümlein auf hinter ihm, Knospen und Rosen, und die Leute pflückten und heimten sie, um damit ihr Leben zu schmücken.

Einmal zog er mit Volkssängern, das andere Mal mit einer Schauspielerbande; dann sah man ihn an der Seite eines alten, blinden Geigers, dem seine Führerin gestorben war, und zu den Liedern, die er dichtete, strich der Geiger die Weisen — neue, seltsame Weisen, die durch Dorf und Wald klangen und nimmer verklangen.

„Ich bin ein Vöglein
Zur Maienzeit,
Ich flieg' umher
Im Lande weit,
Und süß gestimmt
Sing' ich mein Lied,
Daß, wer's vernimmt,
Im Herzen glüht.“

O frohe Zeit! Je üppiger aber sein blonder Bart ward und je mehr graue Härchen in diesen Bart kamen, um so öfter setzte er auch das folgende bei:

„Ich möchte mir bauen
Im Strauch ein Nest,
Von innen recht lind,
Von außen fest.
Da sieh', schon hockt
Das Huhn auf dem Ei,
Ho, wie frohlockt
Mein Herz dabei.
Dann Brot, ja Brot
Für die Brut im Nest!
Ein Schuft, der in Not
Die Seinen läßt!
Dann sing' ich dem Wald,
Der lauschenden Welt,
Bis jung und alt
In Schlummer fällt.
O Vögelein, wie
So lieb und leicht,
Was kaum mit Müh'
Ein Mensch erreicht!"

Wie lange währte das? Bald war die Wandermüdheit weg, er wanderte wieder im fremden Tal und sang:

„Gott sei Lob und sei Dank,
Ich bin frei, ich bin frank!
Ich bin frank, ich bin frei,
Wie der Stein, den ich kei (werfe),
Wie der Schrei, den ich schrei,
Wie mein Zeiserl,
Dem ich's Häuserl
Auftua und — fliag zua!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gelts Gott, wann s d mich bschenkst,
Und Gott gsegns, wann s d mich bstiehlst,

Aber gscheiter, laß s bleibn,
Wann s d nit ausglacht wern willst.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wia mehra, daß d hast,
Und wia mehr, daß d verlangst,
Um so größer wird d Last und dei Plag und dein Angst.
Wia s Haserl sei Graserl,
Find s Büaberl sei Liab,
Na, und stiehlst dir a Busserl,
Bist ah noh ka Diab.

s Vingerl aufn Bugl,
A Rüathl in d' Händ,
Rul ich um, wir a Kugl,
De s Rastn nit kennt.
Wir a Kügerl, a klingads,
Wir a Vögerl, a singads,
Wir a Wasserl, a springads,
Dem s im Wald nimmer gfallt.

Was ich han, va dem iß ich
Und gwandt mich und spiel
Oda trink, wann ich n Himmel
Auf Erdn habn will.
Freili, Null va Null hebt sich
Jahraus und jahrein,
Aber s lebt sich, es lebt sich
Pfarr aus und Pfarr ein.

Han nia z weng und nia z viel,
Bin nia arm und nia reich.
Aber just wir ich will,
Ich bin frank, ich bin frei.
Drum Gottlob und sei Dank,
Daß ich frei bin und frank,
Daß ich frank bin und frei,
Jucheissa, juchei!"*)

*) Diese und folgende Lieder sind von Franz Stelzhamer, dem Urbild der Erzählung.

So sang er — so lebte er.

Doch war einmal eine Zeit, nachdem man lange nichts vom Studenten-Franz gehört hatte, daß er gar zerrissen und zerfahren in die Schlehn heimkam. Die Stiefel taten den Schnabel auf, der fuchsfarbige Rock grinste an den Nähten auseinander und hing mit den großen Taschen, in denen die ganze Habe war, schlotternd hinab. Haar und Bart aber waren gepflegt, wie in guten Tagen und unter den buschigen Brauen die großen blauen Augen waren noch die alten, guten, treuherzigen Augen. Sie blickten wohl etwas unruhig hin und her und wäre ihnen fast lieber gewesen, keinem Bekannten zu begegnen, als so vielen, wovon ihm doch die meisten gerne ausgewichen wären, um nicht „Grüß Gott, Franz!“ sagen zu müssen, und „wie geht's, wie steht's alleweil?“ wo es doch der Augenschein gab, wie es ging und stand.

Er wäre nicht gekommen, aber es rief ihn eine mit sterbendem Hauch: „Nur meinen Franzl möcht' ich noch einmal sehen!“ Und weit weg, wo er weilte, mitten unter lauten, lustigen Brüdern in der Straßenschenke war es ihm plötzlich gewesen, er hätte sein Mütterlein „Franzel“ rufen gehört. Er stand auf und ging den kürzesten Weg in die Schlehn zum lieben Winzerhäuschen. Das war verschlossen. Er blickte zum Fenster hinein. Da lag auf ihrem armen Bette die Mutter — o wie schmal und blaß im Gesicht! Sie sah ihn, sie lächelte, sie hob ihre Hand zu seiner Stirne und eine Freudenträne in ihrem Auge dankte, daß er gekommen war. Dann sagte sie, er möge nur ein klein Weilchen Geduld haben, die Wärterin habe wegen eines Ganges die Tür versperrt, sie müsse bald kommen. Er ging einigemal ungeduldig um das kleine Haus herum; da kam endlich vom Nachbar her die Wärterin, in der Hand

einen großen Wachskerzenstock, den sie geholt zu haben schien; sie schloß die Tür auf, sie tat einen Blick nach dem Bette und eilig zündete sie die Kerze an.

Aber die alte Frau schlief schon.

Sie hat noch sein liebes, schönes Gesicht gesehen, aber nichts von seiner bedenklichen Zerfahrenheit. Und kurze Zeit nachher sang man in der Gegend das Lied: „Mein Mütterl," wozu der Karmer die Bemerkung tat: „Ich bin ein angesehener Mann, ich hab' brave Kinder, aber keines wird mir einen solchen Marbelstein (Marmorstein, Denkmal) auf das Grab setzen, wie dieser Weltvagabund seiner Mutter selig."

Seither war der Student wieder lange Zeit verschollen gewesen, aber nicht vergessen. Seine Lieder lebten und manch' vornehme Kalesche fuhr in Schlehnfeld beim Postmeister vor und die Inhaber stiegen aus und erkundigten sich nach dem Geburtsorte des Dichters. Auf einmal war er selber wieder da und heimte sich in einem Wirtshause ein und schaffte sich ein Gewand an, wie es die Förster tragen und strich in Berg und Tal um und machte Bekanntschaft und Freundschaft mit allem, was ihm begegnete, war es Baum, Tier oder Mensch. Und wo es heiter herging, da holte man ihn herbei, den lustigen Studenten-Franz.

Sie hätten ihn immerhin gern den Vagabunden-Franz geheißen, aber der Wirt, bei dem er wohnte, brachte heraus, daß er den Namen Student doch nicht ganz umsonst trage. In seiner Stube lägen allerlei Bücher und Schriften herum — die Unordnung sei höllisch groß — und das Verdächtige wäre, daß er sich bisweilen einschließe und mit jemandem laut in einer fremden Sprache rede. Letztlich hätte er, der Wirt, ihn einmal geradaus gefragt, wer denn so oft bei

ihm drinnen sei? Hätte er, der Student, geantwortet: Der Homer. — Wird ein guter Bekannter von ihm sein. —

Also, und jetzt am Dreikönigstage, wollten ihn auf dem Kirchwege die Bauern einholen, aber es war ganz sonderbar, heute gesellte er sich nicht zu, und als sie ihm nahe kamen, schlug er einen Seitenweg ein. Sollte auch der Mücken in den Kopf kriegen? Dann wird ein schlechtes Jahr.

Auf dem Kirchplatze übergab der Postbote dem Karmer einen Brief. Vom Karl, dem Sohn und Feldwebel aus Ungarn? Nein, vom Steueramt. Der Bauer zahlt seine Steuern gern, ja er ist der einzige in der Gegend, der dem Steueramtsboten Trinkgeld gibt, weil solcher Bote ohnehin von anderen Seiten schmählich genug behandelt wird. Aber heute wäre ihm ein Brief von seinem Sohne lieber gewesen und hätte derselbe gleichwohl wieder eine Zehner-Banknote gekostet.

Es ereignete sich denn nichts an diesem Tage und am nächsten, was ihm den Humor wiedergebracht hätte. Mit dem Lichtl war er doppelt zart und liebevoll, aber das Lichtl wich ihm aus oder zeigte ihm ein schmollendes Gesichtchen, so daß die alte Thres den Finger hob und lispelte: „Wie kommst denn du mir neuzeit gegen deinen Vater vor? Lichtl, Lichtl, ich glaub', dir tut eine Lichtputzen not!"

Sei zum Lieben mir gegeben.

Am Morgen des Erharditages stand das Lichtl mit verweinten Augen auf, es wußte heute nicht, wohin sich wenden. Dem Vater konnte sie nicht in das Gesicht sehen. Sie wußte nichts von der Unruhe, die auch ihren Vater quälte. Sie kam sich verraten und verkauft vor. Die

Mutter hielt es immer mit dem Vater, zu der durfte, wollte sie heute nicht gehen. Das ganze Mädchen, wie es jetzt dastand in seinem geschlossenen Hauskleide, mit seinen scharf geschlossenen Lippen und in der geschlossenen Kammer, war ein leibhaftiges Nein.

Es war noch nicht hoch am Tage, als der Kettenhund Fremde verkündete und an der Haustür wurden Männerstimmen vernehmbar. Das Lichtl hielt es jetzt im Stübchen nicht mehr aus; sie lief durch den finsteren Bodengang in die Kammer ihrer Großbase, der alten Thres.

„Du bist ja nicht gescheit," sagte diese, „du läufst bigott um, wie ein verliebtes Ding! Nicht? Nu, was gehen dich denn nachher die Bidelleut (Brautwerber) an? Wirst gefragt, so trittst vor, bedankst dich für die Ehr', hättest gar nichts gegen den braven Soundso, wolltest aber aufrichtig sein und kurzweg sagen, dein Herz täte dir nichts weisen und ohne das könntest du nimmer in den heiligen Ehestand treten. Drauf machst du dein Beugerl und gehst weg."

Im Vorboden ging der Hausjunge um und rief das Lichtl, es möge eilends zum Vater auf seine Stube kommen. Sagte das Mädchen: „In Gottesnamen, so gehe ich, in fünf Minuten ist alles vorbei!"

Liebes Lichtl! In fünf Minuten war alles ganz anders, aber nichts vorbei.

In der Stube bei ihrem Vater und ihrer Mutter stand der Postmeister von Schlehnfeld und der alte Student. Beide hatten schwarze Kleider an; der dicke Postmeister machte ein breites, lächelndes Gesicht, als das Mädchen eintrat, der Student stand ernsthaft da, sein Gesicht war braun und rauh, nur die hohe Stirne war weiß, von der die Haare rückwärts gingen, wie beim Herrn Christus. Der braune

Vollbart zuckte ein wenig und sein Auge richtete sich so gutmütig und treuherzig auf das Angesicht der Jungfrau.

Der Karmer trat seiner Tochter entgegen und sagte: „Mein liebes Kind! Diese zwei Männer, die du wohl kennen wirst, sind deinetwegen gekommen. Der Herr Franz hält um deine Hand an."

Das Lichtl stand da — unbeweglich und rot erglüht wie ein Flämmchen, wenn kein Lufthauch zieht. Der Franz hielt ja den Atem ein. Der Postmeister hatte das Seine bereits gesprochen, der Vater wartete auf ihre Antwort. Aber sie schaute vor sich hin und sah nichts und schwieg.

„Daß ich es bin, nicht wahr, daß ich es bin, du liebes Kind!" so rief jetzt der Student aus und hielt die Hände über der Brust gekreuzt, „ich, der Mann, der nichts ist, als ein leichtsinniger Singsang, der nichts hat, als ein froh Gemüt und — graue Haare im Bart. — Vierzig Jahre bin ich jetzt alt, aber zehn davon sind dein; ich habe dich, da du noch ein kleines, blondes Mädel warst, umwunden und mir verbunden in meinem Gedenken. Ich bin gegangen und habe nicht gefragt, was die Menschen meinen, nicht geschaut, ob die Sterne scheinen — du in mir und nur du allein! Singen und lieben, sonst kann ich nichts, o Jungfrau, komm', sei zum Lieben mein!"

„Ist schon recht, das ist schon recht," beschwichtigte der Karmer den überquellenden Burschen, „ich glaube es, Franz, daß euch das Herz hat hergeführt, aber jetzund muß man wohl auch den Kopf was reden lassen. Ich frage nicht: Könnt Ihr eine Familie ernähren? Denn ich weiß, Ihr könnt das und Ihr werdet es. Aber Eure Wege gehen weit herum in Land und Stadt, wird Euch meine Tochter folgen können? sie ist ein Bauernkind. Sie ist ein Bauernkind und wird nicht denken können, was Ihr denkt, und

wird nicht wollen können, was Ihr wollt. Sie wird unschuldig dran sein und Ihr werdet unschuldig sein und es kann doch ein Elend sein."

Sagte der Postmeister: „Das ist alles überlegt worden. Er zieht mit seinem Weib in das Häuschen seiner Mutter, das ihm gehört, dort wird er arbeiten, wie sein Vater gearbeitet hat. Von der weiten Welt will er nichts mehr, er will daheim sein."

Die Karmerin stand an der Ecke und tat nichts, als weinen.

Der Karmer nahm seine Tochter an der Hand und sagte: „Das Begehren hast du gehört, so gib deine Antwort."

Sie fiel ihrem Vater um den Hals und schluchzte: „Ich kann's nicht glauben, daß es sein Ernst ist!"

„Haben schon gewonnen," flüsterte der Postmeister dem Studenten zu.

Und nach wenigen Minuten hing das Lichtl nicht mehr an des Vaters, sondern an des Bräutigams Brust.

„Sind aber noch nicht fertig," sagte der Karmer. Nun hatte auch die Mutter ihr Kind an sich gerissen und schluchzte: „Ich hab' gemeint, du einzige Tochter, du müßtest mein bleiben, bis ich die Augen werde schließen. Jetzt bist auf einmal weg —"

„Nein, Mutter, so mußt du nicht —"

„Das lass', das hilft alles nichts," unterbrach sie der Vater, „du wirst uns lieb behalten, das weiß ich. Aber gehören wirst du ihm und er dir und das wird immer wachsen, wachsen in dir, und endlich werden Vater und Mutter keinen Platz mehr haben. Es ist ja recht so, und wenn du mir's anders wolltest, ich könnt's nicht gut heißen.

Du trittst aus deinem alten Kreis und gehst in einen neuen ein. Es segne dich der liebe Herrgott!"

„Und weil," so begann jetzt der Postmeister wieder, „unser lieber Freund Franz glaubt, bei ihm wär's schon hohe Zeit, und es auch der gute Brauch ist, daß man, wenn's einmal angefangen, nicht allzu lang' herumzieht, so möchten wir es gleich der Hochzeit wegen besprechen."

Wie da dem Lichtl zumute war! Ist meine liebe Leserin schon in deren Lage gewesen? Dann ist mein Beschreiben überflüssig, sie möge zurückdenken an die einzigste Stunde und — weinen. Hat sie es noch nicht erfahren, dann gelingt es dem Erzähler nimmer, ihr ein Gefühl zu schildern, so die junge, liebende Braut befällt, wenn das erstemal von der Hochzeit die Rede ist . . .

„Der Hochzeit wegen, meint ihr?" sagte der Karmer; „fürs erste setzen wir uns zu einem Glas Wein — man redet dann leichter."

Und als das Haus erfuhr, es werde den Freiersleuten Wein aufgetragen, da schoß alles kichernd und flüsternd durcheinander und die alte Thres brummte: „So sind sie heutzutag', da zieren und sperren sie sich — und nehmen tun sie den ersten, der kommt!"

Wie hätte es die gute Alte wissen sollen, daß eben der Rechte kam? — Das Lichtl hatte doch viele Männer gesehen, junge und alte, die meisten sind artig mit ihr gewesen, manche sogar süß — aber in der Brust heiß geworden, ganz plötzlich heiß und unstet war ihr nur gewesen, wenn sie den alten Studenten gesehen hatte. Er schaute sie oft an, redete aber mit jeder anderen mehr, als mit ihr. Es gibt Männer, die mit Furchen auf der Stirne noch ein Kind sind, wenn sie die Liebe erfaßt. So einer war der Franz. Er dichtete allerlei von der Liebe, was ihn eigent-

lich gar nichts anging; er war der Mund eines Herzens, das so heiß ist, so gewaltig bebt in Lust und Schmerzen und — stumm ist. Er war der Mund des Volksherzens. Und wie es ihn nun selber erfaßte, da erging es ihm auch nicht besser, als anderen — er war stumm und konnte das Mädchen nur ansehen und träumen. Endlich wollten seine Pulse nicht mehr gleichmäßig schlagen — er mußte wissen, ob sie ihn liebhaben kann. Nun stand er aber — unverdient wie die meisten lustigen Gesellen — im Geruche der Flatterhaftigkeit; er fürchtete, das Lichtl würde ihm eine Liebeserklärung unter vier Augen nicht glauben wollen; sie sollte seinen Ernst sehen, und so ging er hin und warb um sie nach altem Brauch. — Das alles haben sie jetzt hinterher beredet.

— Man wollte den Leuten nicht viel Zeit zum üblichen Geschwätz lassen. Die Hochzeit wurde bestimmt als am dritten Sonntag nach der Verlobung.

„Und nun will ich noch was sagen," sprach der Karmer und schob das Weinglas vor sich hin.

„Franz, Ihr wollt' in das Häusel Eurer Mutter ziehen und arbeiten wie Euer Vater? Seht, das ist schön, aber es taugt nicht. Die Sorgen kommen später, ich möchte Euch gern so lang' als möglich davor bewahren. Man wird sich arg verwundern, daß ein Mann, wie Ihr, die Tochter eines Großbauers bekommt. Ich, der Karmer, aber sage, ich bin stolz darauf, daß Ihr sie begehrt. — Franz, gebt mir Eure Hand. Ich halt' Euch in Ehren seit dem ersten Sang, den ich von Euch gehört hab' und seit ich Euch näher kenne, seit ich das Lied von Eurer Mutter weiß, hab' ich Euch lieb. Und wenn Ihr jetzt mein Sohn seid, so sollt Ihr wohl arbeiten im Weinberg, aber nicht wie der arme Winzer, Euer Vater selig — ich hab' ihn gut ge-

kannt — sondern wie es der Herr Jesus meint — im Geist und mit dem Herzen. Ihr sollt Lieder machen und schöne Märchen und Geschichten, die das Herz erfreuen. Auch dazu muß wer auf der Welt sein und es sind doch so wenige. Ich habe gehört, Ihr tut noch gern mit Büchern um und schreibt was Neues. So wollte ich Euch doch in meinem Haus die zwei Stuben, die gegen den Baumgarten hinausgehen, herrichten lassen, daß Ihr arbeitet und studiert, wie es Euch zur Freude ist. Und ich möchte wissen, ob sich der Bauernhof nicht so gut seinen Dichter halten kann, als wie das Schloß und die Stadt!"

„Vater!" hatte der Franz hierauf gesagt. Sonst nichts.

Am nächsten Tage gingen sie alle miteinander zum Pfarrer von Schlehnfeld. Der Karmer war wieder in seiner gewohnten Fröhlichkeit und fast vornehm ging er in seiner stattlichen Gestalt neben dem „alten Studenten" daher. — Wo ist ein Mann weit und breit, der einen lustigen Stromer zu seinem Tochtermanne machen kann? Keiner kann's. Wo ist der Bauer, der einen Liedermann zu seinem Schwiegersohne kriegt? —

Und das Lichtl! Was das hell brannte und rein und still! Und der sonst so kecke, übermütige Franz, wie war er so zart und schüchtern und aufmerksam, und fast ehrerbietig gegen seine schöne Braut, als wäre sie keine Bauerndirne, sondern eine Prinzessin.

Als sie an den Pfarrhof kamen, schossen aus dem Tore zwei Menschen heraus und liefen, der eine rechts, der andere links, seitab.

Der Postmeister, der als Beistandszeuge mit unserem Pärchen war, konnte es nicht unterlassen, folgende Bemerkung zu tun: „Da gehen zwei hinein, die gern beisammen wären, und da sprangen zwei heraus, die gern auseinander wären."

Der Färber und seine Frau waren es gewesen. Sie waren beim Pfarrherrn oben, um sich gegenseitig zu verleumden und die Ehescheidung zu erwirken. Der Pfarrherr hatte ihnen einen derben Strafsermon gehalten, die Scheidung rund abgeschlagen und als sie beide gegen ihn auf waren, ihnen die Türe gewiesen.

„Ist das ein Vorbedeuten?“ fragte das Lichtl den Bräutigam etwas beklommen, als die verfahrenen Eheleute vor ihren Augen auseinandergestoben waren.

„Ja, gewiß, mein Kind,“ antwortete Franz, „wenn schon das rostige Band so fest hält, an dem zwei Bestien nagen, wie der Hund an der Kette, wie muß erst das blanke goldene Band halten, an welchem jeder leichte Schaden allsogleich im Liebesfeuer wieder festgeschmiedet wird.“

„Du kannst alles so schön und gelehrt auslegen,“ sagte sie, „ich kann mir's wohl immer denken, wie du's meinst, aber aufrichtig, Franz, aufs Wort verstehen kann ich dich nicht immer.“

„Dann machen wir's so! Das ist die Weltsprache, die jeder versteht.“ Er gab ihr einen Kuß, gerade als sie durch das Tor in den Pfarrhof traten.

„Es zeigt sich alles gut,“ sagte der Postmeister zum Karmer.

„Gott sei Dank!“ antwortete dieser, „aber mir tut doch das Herz weh.“

* * *

Die Hochzeit war ganz, wie alle Bauernhochzeiten sind, so wollte es der Bräutigam. Er lud aber keinen seiner entfernten Freunde in der Stadt und auf Schlössern dazu ein, denn so Leute blasen und spreizen sich den guten Bauernsitten gegenüber allzugern auf, spötteln oder deuteln und

verstehen doch nichts davon. Bei dem Gesundheittrinken, wo jeder mit dem Weinglase in der Hand sein Sprüchl zu sagen hat, legte der Franz seinen rechten Arm um den Nacken des Lichtl, so daß der grüne Kranz auf ihrem Haar seine Stirn berührte und lispelte zu ihr:

„Vier Viertel ist ein Ganz's,
Und ganz dein g'hört der Franz . . .“

Im warmen Nest.

„Es ist doch um das Lieben
Ein wonnigliches Ding fürwahr!
Man treibt und wird getrieben,
Macht Narren und ist selber Narr.

— — — — — — — — — — — —

Das Suchen und das Finden,
Das Wenden und das Winden,
Das Bändigen und Binden —
Wem das nicht tief zu Herzen ging!
's ist doch ein wonnig Ding!“

So sang er damals.

In den ersten Monaten war sein Geist wie betäubt gewesen, „betäubt von frischem Erdengeruch des aufwirbelnden Lebens“. Dann kam allmählich die milde Ruhe und die Abklärung; er ging in den sonnigen Weiten um und dichtete, er weilte auf seiner heimlichen Stube und arbeitete. Er studierte und schrieb und der Karmer hütete seine Wohnung, daß kein Lärm und Unfrieden den Franz störe. Dem Hirten war verboten, die blökende und schellende Herde an den Fenstern des Schaffenden vorbeizutreiben; den Knechten war an den Feierabenden — als der Zeit, da Franz am liebsten arbeitete — nicht gestattet, sich im Baumgarten herumzubalgen. Dem Lichtl fiel es auf, warum

der Fuhrmann nicht mehr mit der Peitsche knatterte, wie er das sonst so gerne und lustig getan hatte, und so kamen sie dahinter, daß ein Verbot darauf liege. Es wurde erst wieder anders, als Franz hoch und teuer versicherte, daß ihm bei Herdenschellen, Peitschenknallen und Knechtejodeln die Arbeiten, die er mache, viel besser gelängen, als in der Klosterstille.

Aber der Großbauer blieb in seiner Fürsorge, die Muse nicht zu verscheuchen, die eingegangen war unter sein Dach. Der Franz durfte sich weder kümmern um Küche und Keller, noch um ein anderes Nötige, so daß er einmal zum Karmer sagte: „Ich muß dir zu verstehen geben, Vater, daß man Dichter nicht zu mästen pflegt."

Auf das entgegnete der Karmer, daß es auf der Bauernschaft nicht der Brauch wäre, ein Hausgeschöpf, sei es Mensch oder Tier, Hunger leiden zu lassen. Doch werde er seinen Hammel schon ausnützen. Hernach fragte er, ob es nicht erlaubt wäre, einmal zuzuhören, wenn er — der Franz — dem Lichtl die neuen G'schriften vorlese?

Wie freute sich Franz über diese Frage, und so saß denn der Bauer manchen Abend in der Stube seines Schwiegersohnes, und dieser las seine Studien und Schöpfungen vor. Dabei schaute denn der Vater unverwandt seiner Tochter ins Gesicht und nach ihren Mienen beurteilte er das Vorgelesene — lachte, wenn sie lächelte, war ernsthaft, wenn sie es war. Sie — die Frau dieses gelehrten Mannes — mußte seine Schriften wohl verstehen, und begriff er sie nicht, so war er eben dafür ein Bauer, und je weniger er ein Stück verstand, um so höher und gelehrter mußte es wohl sein, und um so mehr war er stolz auf seinen Mann. Bisweilen, so hoffte er, würde der alte Vagabund doch wieder ein lustiges Lied haben, oder eins, das zu Herzen

geht. — Aber tatsächlich — der Vogel sang spärlicher, seit er bei Zucker und Brot so warm im Bauer saß.

Einmal fand das Lichtl auf dem Tische ihres Mannes ein angefangenes Lied:

„Mir tut das Herz so weh,
Wenn ich der Zeit gedenk' —"

Nichts weiter. Am nächsten Tage fehlte das Blatt.

Zur selben Zeit war es, als der junge Töpfer Hieronymus aus Schlehnfeld im Karmerhofe vorsprach. Er wendete sich vor der Haustür an den Bauer: Ob der Herr Franz daheim wäre?

„Was wollt Ihr denn von ihm!" fragte der Karmer, der den Schwiegersohn eben in seiner Arbeit wußte und ihn nicht stören lassen wollte.

„Wisset, Karmerhofer," entgegnete der Töpfergeselle, „ich sag's nicht gern, aber — so ein Gedicht täte ich für wen brauchen und weil der Franz so schön allerlei zusammenreimen kann —"

Da unterbrach ihn der Bauer, was man denn glaube? Sein Herr Sohn arbeite nicht auf Bestellung, so wie Schuster und Schneider.

„Soll's ein Liebsg'sangel sein?" rief der Franz zum Fenster herab.

„Maria und Josef!" sagte der Töpfer, „da oben reckt er ja den Kopf herfür."

Der Franz trillerte:

„So viel, als da Wörtl
Stehn auf dem Papier,
So viel han ich Seufzer tan,
Seufzer zu dir!

„Ist das recht?“

„Franzl, sing' weiter!“ bat der Töpfergeselle.

„Und mehr, als is gflossen
Tinten aufs Papier
Han ich Tränen vergossen,
Schware Tränen zu dir.

Und wollt ich dir sagen,
Was ich Tag und Nacht denk,
Hätt ich Seufzer und Tränen
Und Tinten viel z'weng.“

„Das brauch' ich, das kann ich schon brauchen!“ jubelte der Töpfergeselle, „zuck' (höre) nur nicht auf!“

„Und wollt ich dir klagen
All mein Lieb und mein Leid,
Siebn Ellen wurd er lang, der Brief,
Siebn wurd er breit!

Und so bschließ ich mein Schreiben
Und petschier's mit ein Kuß,
Und es wird dir treu bleiben
Dein Hieronymus.“

Der Töpfer war entzückt. Also gar auf seinen Namen lautete das Gedicht. Auf ein Blatt geschrieben trug er es nach Hause, um es sofort an die richtige Adresse zu befördern. Und zwei Wochen später war der Franz Besitzer eines kunstreichen Kruges mit weißer Glasur, zwei roten Herzen und den zierlich geschriebenen Worten: „Dem Herrn Dichter.“ Aus diesem Kruge trank Franz manches neue Lied, denn es kam eine Zeit, da er zu frohem Sange von außen hinein begeistert werden mußte.

Als der Frühherbst da war, die schönste Zeit des Wanderns, wurde der alte Vagabund in seinem friedlichen Daheim von Tag zu Tag unruhiger.

Schon früher hatte er dem Lichtl öfters von seinen alten Freunden und Studiengenossen erzählt, die draußen in Städten oder Märkten, oder auf Landgütern und Schlössern wohnten und daß manche unter ihnen ihn mit seiner jungen Frau auf einen Besuch eingeladen hätten. Das Lichtl hatte stets dafür gedankt, sie sei nicht für so weite Reisen, auch könne sie sich zu den Herren nicht schicken und ihr sei es am liebsten daheim. Auch der Karmer hatte geraten, der Franz möge für dieses Jahr sich daheim ausruhen und wohl sein lassen, und wenn er gerade einen besonders lieben Bekannten habe, so sei er jetzt ja in der Lage, ihn zu sich einzuladen, ihm, dem Karmer, würde jeder bescheidene Gast willkommen sein. Und der goldherzige Mann verdoppelte seine Güte und Aufmerksamkeit; auch der mittlerweile auf Urlaub heimgekehrte Sohn des Bauers gewann seinen Schwager bald lieb und erwies ihm allerlei Artiges. Es waren lauter warme Herzen, die den Vagabunden-Franz umgaben.

Das Gesinde des Hofes hatte aber seine besonderen Ansichten: So was würde man nicht bald wieder finden, wie diesen Franz, zuhalb Stadtherr, zuhalb Bettelmann — arbeitet nichts und lebt wie ein Prinz.

„Dennoch kommt er mir nicht mehr so lustig vor, wie voreh," bemerkte eine der Mägde. —

Und eines Abends legte der Franz seinen Arm um das Weib und sagte: „Lichtl, ich mag nicht mehr."

Sie schwieg, er auch. Nach einer Weile sagte er: „Lichtl, ich muß — ich muß fort. Da wird mein Blut zu Blei, des Hauses Umfriedung zu Ketten, ich möcht' schreien einen Schrei, daß sie kommen und mich retten!"

„Jeß, Maria, Mann, was hast du für Gedanken?" fuhr das Lichtl auf. Er sah sie überrascht an: „Gedanken? Hab' ich laut gedacht? Dann war's ein Gedicht."

„Franz," bat sie, „sei aufrichtig mit mir, du hast was auf dem Herzen!"

Er starrte auf den Tisch hin, seine hohe Stirne wurde rot, ein zuckendes Rot, sein rückwärts wallendes Haar zitterte.

„Ja!" rief er, „ich will fort, ich muß fort, aber du mußt mit mir. Wir besuchen meinen lieben, alten Freund Berger in der Arch, er hat dort ein Landgut, er hat mich schon so lange und so fein eingeladen. Das ist ein prächtiger, alter Junge, er wird dir gefallen. Und wir besuchen endlich einmal den wackeren Edelknaben, den Grafen auf Stoßberg — ich bin bei ihm wie daheim. Vor dem brauchst du dich nicht zu fürchten, das ist ein Ritter vom Fuß bis zum Kopf, der weiß nichts von bürgerlich und adelig, ist ein alter Student geblieben, und der am besten zecht und pürscht und dabei ein ehrlicher Kerl ist, der ist sein Freund. O, was freue ich mich, dich endlich wieder zu umarmen, du gutes, altes Haus!"

Das Lichtl sagte nichts. Und am anderen Tage teilten sie es dem Vater mit, sie wollten eine Reise tun.

„Mein lieber Vagabund," sagte der Karmer ernsthaft und hielt den Franz an der Hand, „ich laß euch ohne Sorgen fort, ich will mir denken, es ist die Hochzeitsreise. Aber gib acht, daß dich der Vagabundenteufel nicht packt, er kennt dich allzugut. Zu einzeln tanzt sich's lustig hin, und du, der Heimatlose, warst überall daheim, wo sie dein Wort verstanden haben. Aber zu zweien ginge jeder Schritt ins Blaue hinein dem Unguten zu. Ich wollt's nicht erleben, meine lieben Kinder, daß ihr einmal in jenen Zustand zurückkämet, in welchem eins von euch schon einmal heimgekehrt ist. Ich will jetzt nicht sagen: Franz, leg' ab und bleibe; ich kann mir's denken, wie dir's ums Weite ist. Ich will auch nicht sagen: Laß dein Weib daheim; sie soll

mit dir auf alle Wege, und wär's ins Elend; Mann und Weib gehören zusammen, wie der Doppelkern in einer Nuß. — Jetzt zählen wir Maria Geburt; bis zu Michelli, verhoff' ich, halten wir zusammen das Erntemahl."

Neues Vagabundenleben.

„Gott sei Lob und sei Dank,
Ich bin frei, ich bin frank!"

So jauchzte er auf, der Vagabunden-Franz, als er auf der Straße hinter Schlehnfeld dahinstapfte.

Neben ihm ging sein Lichtl. Sie war still. Ihr taten schon die Schuhe weh, aber sie wollte es ihm nicht sagen, sie wollte seine Lust nicht verderben, und die Schuhe hatten eigentlich noch gar kein Recht zu drücken, waren sie doch erst eine Stunde gegangen.

Sie wird später ja fahren, aber er läßt sich das freie echte Wandern nicht nehmen. Das Ranzel am Rücken, den Stock in der Hand und

Funkelnagelneue Stiefel,
Die Taschen voll Geld,
Und mei Vater hat gsagt:
Bua, jetzt betracht d Welt!

Das Weib war bald glücklich auf einen Wagen gebracht. „Zu Lehmdorf, Lichtl, steigst aus, beim Fuchsenwirt wartest auf mich."

„Will's schon halten. Übergeh' dich nicht, Franz!"

Der Wagen rollte davon, der Vagabund pfiff und sang und trat mit den Füßen den Takt dazu.

„A Lebn voller Freuden
Führ ich auf der Welt,
Mein Zimmer is d Leiten,
Mein Haus s weite Feld.

Meine Wänd, meine Fenster
Sein die Bäum grün und frisch,
Stein und Stock meine Stühl,
Meine Knie sein mein Tisch.

Auf dem les ich und los ich,
Drauf iß ich und schreib,
Drauf hutschad (schaukelte) ich die Kinder,
Wann ich s hätt, zsamt dem Weib.

Da Wind is mein Knecht,
Fleißig schon, aber dumm,
Er blattelt wohl um,
Aber selten is s recht.

Meine Köchin, d Frau Sunn,
Dient mir treu ohne Lohn,
Und mein Kellner, der Brunn,
Nimmt kein Trinkgeld nit on.

Linde Waserl, feine Graserl,
Zum Liegn findt ich gnua,
A gsunds Fell über d Seel,
Mit dem hüll ich mich zua.

Statt n Spanlicht brenn ich Mondlicht,
Statt n Kerznlicht Stern!
Bin begierig, wann ich stirb,
Was s mir anzündn wern.

Wer möcht sich drum kümmern
Und wunderli sein,
So Heilign, wie ich
Gebn selten an Schein!"

Solche Lieder sprudelten jetzt aus ihm hervor — ein Quell aus dem Felsen, den ein Moses mit dem Wanderstab berührt hat. So ging es nun fort tagelang — sein Lichtl teils zu Wagen, teils zu Fuß — bis sie endlich

die Arch erreichten, wo der alte Jugendfreund Berger sein Landgut hatte.

Als sie dem stattlichen Hause nahten, sah Franz seinen Freund schon am Fenster stehen, er winkte mit der Hand hinauf: „Grüß' dich, grüß' dich, alter Freund, wir sind da!" Doch jener war vom Fenster zurückgetreten und hatte es nicht gesehen, nicht gehört. Sie gingen in das Haus, ein Diener trat ihnen in den Weg, was sie begehrten?

„Melden ist nicht nötig, wir gehen zum Hausherrn."

„Ich darf Fremde nicht vorlassen."

„So sagt, der Vagabunden-Franzl ist da — und mit ihr." —

„Jetzt paß auf," schmunzelte der Franz zu seinem Weib, „der wird eine Freud' haben!"

Der Diener kam zurück und sagte: „Der Herr ist nicht zu Hause."

„Aber ich sah ihn ja vorhin am Fenster."

„So wird er seither ausgegangen sein."

„Das ist nicht möglich, wir hätten uns an der Tür treffen müssen."

„Wenn ich sage: er ist nicht zu Hause, so ist er nicht zu Hause. Adieu!"

Da schlichen sie davon und der Franz war kleinlaut. Das Lichtl wollte ihm seine Vertrauensseligkeit verweisen, aber er dauerte sie und da hub sie an und zog höllisch gegen diesen Herrn Berger los, der seinen besten Freund ins Haus lade, um sich vor ihm verleugnen und ihm die Tür weisen zu lassen.

„Nein," meinte der Franz, „so ist er nicht, er wird mich nicht erkannt haben, er mag wirklich durch eine Hintertür davongegangen sein in die Wirtschaftsgebäude, auf die Äcker, mein Gott, so ein Mann hat auch seine Geschäfte und

Sorgen. Gib acht, Lichtl, er reitet uns nach oder holt uns mit dem Wagen ein — denke dir den Spaß!"

Aber der Herr Gutsbesitzer kam weder geritten noch gefahren, sie kehrten in einer Schenke ein und es war von ihm weiter nicht mehr die Rede.

Auf derselben Straße begegnete ihnen aber ein Bekannter aus Schlehnfeld — der Färber. Er reiste in die Stadt und machte ein gar fröhlich Gesicht. So fröhlich, als ob er zur Hochzeit ginge. Er ging zur Ehescheidung. Der Prozeß war gewonnen. Zur Scheidung war endlich ein Grund gefunden worden.

Als der Vagabund mit seinem geduldigen Weibe in den Marktflecken Menberg kam, erinnerte er sich, daß in Menberg sein alter Freund, der Meister Peter lebe. „Lichtl, den müssen wir aufsuchen. Weltewig wäre mir der böse, wenn er erführe, daß wir in Menberg waren, ohne ihn zu besuchen. Meister Peter ist ein berühmter Maler; Kind, ich sage dir, der läßt dich nicht fort, dem mußt du sitzen. Wenn du nur erst die wunderprächtigen Bilder von seinen Frauen siehst!"

„Hat er mehrere Frauen gehabt?"

„Er hat sie noch. Ja, da wirst du lachen. Er lebt mit zwei Frauen."

Man kann sich das Entsetzen des Bauernweibes denken.

„Zwei auf einmal! Und ist es denn möglich, daß er beide gern hat?"

„Er hat gar keine gern. Aber er laßt sich gern haben. Die eine ist gescheit, die braucht er zum Diskurieren, die andere ist schön, die braucht er zum Malen."

„Du hast saubere Freunde, Franz," sagte sie.

„Wie sie Gott gibt."

„Na, zu so einem gehe ich nicht mit!"

Es kam auch nicht dazu. Als sie am Friedhofe vorbei in den Marktflecken einwanderten, begegneten ihnen die zwei Frauen des Meisters Peter; jede hatte ein schwarzes Kleid an, jede trug am Arm einen grünen Kranz mit zinnoberrotem Band. Der Peter war gestorben. Der Franz ging mit auf den Friedhof. Diese zwei Frauen, sonst so bissig aufeinander, feindselig, fortweg lauernd und sich überlistend und tastend, wie zwei Katzen um eine Maus — sie gingen jetzt friedfertig, teilnehmend nebeneinander her wie zwei Schwestern. Als sie ihre Kränze auf das Grab legten, lehnten sie sich aneinander und waren einig um den Toten, wie sie um den Lebenden uneinig gewesen waren.

„Tröst' uns, Franz, tröst' uns," schluchzte die eine.

Hierauf sagte der Franz:

„Freud und Leid hat alls sein Zeit.
Wie s kommt, so gehts und keins verstehts,
Aufs Hirn kannst hammern, ans Herz kannst schlagen,
Das gescheidest is: geduldig tragen."

Unvorsichtig mit dem Lichtl!

Die Reise wurde von Tag zu Tag beschwerlicher. Beide hatten sonnenverbrannte Gesichter, beide hatten wunde Füße und an Franzens Kleidern wären allerlei vagabundenmäßige Schäden bemerkbar geworden, wenn sie das Lichtl unter Baumschatten oder in verschwiegenen Schlafkammern nicht sorgfältig ausgebessert hätte.

Das Lichtl schlug vor, umzukehren, aber der Franz bat sie, sie möge ihm die Freude gewähren, den alten, treuen Busenfreund auf Stoßberg wiederzusehen. Sie waren doch kaum mehr eine Tagereise von der alten Grafenburg entfernt. Das Lichtl gab sich drein und machte den Gatten

nur noch aufmerksam, daß die Reisekasse der Erschöpfung nahe sei.

„O, du gutes Kind!“ rief der Franz, „das laß dir keine Sorge sein; überall, wo ich meinen Namen nenne, finden wir ein gedecktes Tischlein.“

Einmal wurden sie von einem Landwächter angehalten und um den Paß befragt. Das Lichtl schämte sich halb zu Tode — wie mußten sie schon aussehen, daß in einer so ruhigen Zeit, in einer so sicheren Gegend eine solche Frage frei war! Aber der Franz sagte: „Seit wann haben denn Vagabunden einen Paß? Na, schaut mich nur einmal recht an.“

„Ich kenn' Euch nicht,“ brummte der Landwächter.

Da begann der Franz zu trillern:

„Alleweil kreuzlusti
Und trauri gar nia,
Ih steh da, wia da Kerschbam
In ewiger Blüa!“

„Der Franzl, der Franzl!“ rief der Landwächter aus, „dich kennt man wie den Vogel am Singen; aber so fein beieinander bist jetzt, daß du völlig fremd ausschaust.“

„Aha, hierzuland' hält der Landwächter nur die feinen Leut' an.“

„Na, ist schon gut, Franz, du brauchst keinen Paß, bist ja, wie das schlecht' Geld, überall bekannt. Wer ist denn die da?“

„Dem schlechten Geld sein Weibel.“

Er ließ sie wandern.

„Franz,“ sagte das Lichtl und weinte in ihr Sacktuch, „ich komm' mir vor, wie eine verlorene Seel'.“

„Laß Zeit, bis wir beim Grafen sind,“ tröstete er sie,

„dort rasten wir aus, lassen uns gut geschehen, so lang's uns freut."

Und am selbigen Abend kamen sie auf Stoßberg an. Der Graf hatte Gäste, die schon zu den Herbstjagden angekommen waren, es ging lebhaft zu im Schloßhof, und Mensch und Hund trollte sich lustig durcheinander. Der Graf war ein Mann „in den besten Jahren", diese besten Jahre währen bei Herren seinesgleichen, bis das Zipperlein kommt. Edelmann, Weltmann, Lebemann, diese drei Männer hatte der Graf Stoßberg unter seinem Hütl beisammen.

Er empfing den Franz sehr höflich und zuvorkommend, stellte ihn den Gästen als den „Liederdichter Franz von Schlehnfeld" vor; mancher trat auf ihn zu, um ihm verbindliche Worte zu sagen; er schlug seinen gemütlichen Ton an, es mochte aber keiner recht darauf eingehen. Der Graf wollte mit dem vor Verlegenheit überaus ungeschickten Lichtl ein kleines Gespräch anfangen, versuchte es in schäkerndem Tone, war gar freundlich und herablassend und sagte ihr allerlei Artiges, aber sie knüpfte fortwährend an ihrem Handbündel und tat, als wäre der Knoten an diesem Bündel die Hauptsache auf der Welt.

Dann wurden sie bewirtet, aber nicht mit den anderen Herrschaften, sondern im Gesindehaus. Der Franz machte sich Hoffnung auf einen fröhlichen Abend und bereitete in sich schon allerlei Schwänke und Schnaken vor, womit er die Gesellschaft zu unterhalten gedachte. Da kam ein Diener und brachte die Nachricht, daß der Herr Graf meine, die zwei Leutchen möchten von dem weiten Wege müde sein und so würde ihnen unten in der Hube eine Nachtherberge angewiesen werden.

Ein halbes Stündchen später kauerten der Franz und sein Lichtl in einer Scheunenkammer des Bauernhauses,

das am Fuße des Schloßberges stand und die Hube geheißen war. Die Kammer duftete nach frischem Stroh, das an einer Wand aufgeschichtet war; auch die Liegerstätten bestanden aus Stroh, das mit Leinwand überzogen worden. Franz war verstimmt über diesen Empfang beim Grafen, aber als er sich zur Rast legte, sagte er: „Das Bett ist nicht schlecht."

„Mein's daheim im Karmerhof wäre mir lieber," bemerkte das Lichtl.

„Weil dir nichts recht ist!" fuhr er jetzt plötzlich gegen sie auf. „Weil du auf der Reise Ansprüche machst, als wie eine Fürstentochter und meinst, der Graf müßt' uns mit Musik ins Schloß geleiten lassen und in seinem Rittersaal unsertwegen eine Mahlzeit geben und was weiß ich für Sachen!"

„Das magst wohl du erwartet haben, Franz, ich nicht," so antwortete sie und barg ihr Gesicht in das Kissen.

Als es schon finster und still war im ganzen Hause und draußen nur der Bach rauschte, wurde der Franz erst inne, daß er seinen Zorn gegen den Grafen an einer ganz Unschuldigen ausgelassen habe. Er legte seine Hand zu ihr hinüber und sagte: „Gute Nacht, Lichtl, morgen reisen wir heim zu."

Sie erwiderte warmherzig das Gute Nacht — dann schliefen sie ein.

Am andern Morgen, als sie sich hastig zur Abreise rüsteten, kam vom Schlosse herab wieder der Diener: „Der Herr Graf läßt sagen, wenn der Vagabund gut ausgeschlafen hätte, so solle er sich aufmachen und mit auf die Jagd gehen."

„Siehst du!" jubelte der Franz zu seinem Weibe, „das ist mein Graf, das gemütliche, alte Haus! Oh, er kommt

auch noch darauf, daß wir Duzbrüder sind. Ja, versteht sich, daß ich dabei bin. Ich laß dem Herrn Grafen einen guten Morgen sagen und eine gute Stund', einen guten Anblick und einen guten Hund, ein gutes Pulver und ein gutes Blei. Ich komme glei'." —

Der Franz war über das Lebenszeichen seines alten Freundes in hellen Freuden.

„Was nur ich dieweilen anfangen werde?" meinte das Lichtl.

„Dir wird die Zeit zu kurz. Du schaust dir die Schießstatt an und die Kugelbahn; findest auch nicht bald eine, wie die da oben. Wirst an der Wand einen aufgeschrieben sehen, der vor sieben Jahren am Jakobitag alle Neune schob! Kennst ihn gut, denselbigen! Nachher laßt dir im Schloß die schönen Zimmer zeigen."

„Nicht einen Schritt ins Schloß!" rief das Lichtl, „ich pfeif' auf dem seine Zimmer!"

„Wirst dich schon unterhalten, behüte dich Gott, Schatz!" Verließ sie und ging mit den Jägern.

Es ging lustig zu auf der Jagd, obschon der Jagdherr wegen Unpäßlichkeit nicht dabei war. Der Franz schoß nichts, machte aber ein paar Weidmannslieder, die man im Lager bei Wein und Branntwein nach bekannten Arien sang, wo man den „ewig jungen Sohn in Apollo und Weltvagabunden" mit rasendem Geschrei „leben" ließ. Schade nur, daß es so nicht dauern wollte; bald zerstreuten sich die Jäger wieder im Gebirge und der Franz wollte nicht begreifen, wie ihnen die Tierhetze besser gefallen konnte, als Wein und Gesang. Ganz allein lag er nun im Waldschatten da und so blieb er liegen und schaute zwischen den Tannen in den blauen Himmel hinein.

„Urgroß ist Waldesruh'!"

Ganz allein kehrte er im Abenddunkel ins Tal zurück. Das lag im roten Scheine. Am Fuße des Schloßbergs brannte das Haus. Es brannte lichterloh und die Rauchwirbel umhüllten das stolze Stoßberg. Mit Löschen befaßte sich niemand, es war zu spät.

Die Leute umstanden ein Weib, das an einem Steine kauerte. Bei dem Scheine des Brandes erkannte der Franz sein Lichtl.

Er fuhr drein: was hier vorgehe?

„Sie hat die Huben angezündet!" riefen mehrere Stimmen.

„Das ist erlogen!" schrie der Franz.

„Mein lieber Mann," rief das Lichtl, „es ist wahr."

„Hinweg da!" schrie er und öffnete sich mit seinen Ellbogen eine Gasse zu ihr. Er hob sie vom feuchten Boden auf, sie schrie vor Herzleid.

„Sei still, sei still," beruhigte er sie, „es ist aus Unvorsicht geschehen."

„O nein," sagte sie, „ich hab's mit Fleiß getan."

„Lichtl! Bist du wahnsinnig geworden?"

„Ich will dir wohl alles sagen, Franz!"

Und dann hat sie ihm was gesagt. „Wie es finster wird, sitz' ich in der Kammer beim Kerzenlicht und ist mir, als wärest du in einer Gefahr und als sollt' ich was beten. Auf einmal geht die Tür auf und ein Mann steht vor mir, hat eine Larve an. Ich spring auf und frag' ihn, was er will. Steht nicht lang' an, so weiß ich's. Wer hilft mir? Das Schreien ist umsonst. — Da kommt mir der Gedanke: das Feuer muß mir helfen, lieber verbrennen! Ich fahr' mit der Kerze ins Stroh. — Er springt hinaus, ich lauf' auch davon. — Da hast du mich noch einmal, Franz, aber verlaß mich nimmer!"

Ehe vom Hause die letzten Brände einfielen, kam vom Schlosse herab der Befehl: Für den Brand sei niemand verantwortlich zu machen, aber der Landstreicher möge mit seinem Weibe sofort die Gegend verlassen.

Jetzt hat der Franz aufgelacht — aber so seltsam aufgelacht, daß es war, wie ein gewaltiges Lied. Er nahm das Weib an seine Seiten — dann gingen sie heim.

Zerfahren und erschöpft kamen sie nach Tagen von dem Besuche bei ihren „lieben Freunden" nach Schlehnfeld zurück.

„Nu, wie ist's ergangen?" fragte der Karmer, seine Kinder mit offenen Armen empfangend, „seid wohl überall recht gut aufgenommen worden?"

Da faßte der Franz den Schwiegervater bei der Hand: „Jetzt hab' ich wieder ein neues Liedl:

„Viel g'habt habn und nix mehr,
Das nimmt den Mut;
Viel gwest sein und nix mehr,
Wie weh das tut!

Und noch eins:

Die Heimat und d'Herzen
Reißt nix auseinand,
Ih bau' mir mein' Himmel
Daheim in mein' Land!"

Jetzt ging's.

In der unteren Schlehn gab's eine Neuigkeit. Die Färbersleute lassen sich nicht scheiden, sie bleiben beisammen.

Es war endlich durchgesetzt, die Scheidung konnte von beiden Teilen verlangt und vollzogen werden. Aber der Prozeß hatte das Vermögen der beiden Teile verschlungen.

Und nun sie arm waren, wußte eines oder das andere nichts Rechtes zu beginnen; sie bedurfte eines tüchtigen Arbeiters, er bedurfte einer häuslichen Wirtin — so blieben sie beisammen. Um das Ding aufzuputzen, sagten sie: sie hätten in Glück und Freud' beisammen gelebt, so wollten sie sich in der Not nicht verlassen.

Jetzt hatten sie andere Sorgen, als ihre Ehe, jetzt ging's. Sie wußten es nun selbst nicht mehr zu sagen, welcher Teufel sie denn eigentlich geritten hatte. Sie hätten ja gewiß gerne zusammenbleiben *wollen*, aber zusammenbleiben *müssen*, das war für zwei Trotzköpfe eine zu harte Sach'.

Und unsere lieben Vagabundenleut'? Sie wollten, als der junge Karmer das Gut übernahm, in ihr Winzerhäuschen ziehen, aber im Karmerhofe ließ man sie nicht fort. „Schwalben, Dichter und Störche sind für das Haus allzeit ein Segen!" sagte der alte Karmer und der junge widersprach nicht.

Im nächsten Frühjahre mit den Schwalben kam vom Landesfürsten eine goldene Ehrenmünze für den Sänger Franz von Schlehnfeld; im nächsten Herbste kam der Storch.

Da saß die junge Mutter mit dem Kind an der Brust und da neigte der Franz sich nieder, schlang den Arm um sie und — blieb stumm.

Es gibt kein Wort, es gibt kein Lied dafür.

Drei Mittagsessen.

Jedermann hält — so begann mein Freund seine Erzählung — seinen eigenen Kopf für den klügsten, sein eigenes Kind für das schönste und seine eigene Liebes- und Heiratsgeschichte für die interessanteste.

Meine Heiratsgeschichte ist wirklich interessant und ich würde glauben, ich hätte sie aus einem munteren Roman gelesen, wenn nicht mein treues Eheweib Juliana neben mir weilte, zu dem ich unmöglich anders gekommen sein kann, als durch nachstehende Heiratsgeschichte.

Ich lebte von meinem neunzehnten bis zu meinem dreißigsten Jahr im Städtchen B. als kleiner Steuerbeamter. Ein lustiger Kerl, der ich war, hielt ich mit aller Welt gut' Freundschaft und sie mit mir. Eingemietet hatte ich mich in einer Hofkammer, was natürlich den ständigen Witz verursachen mußte vom „Kammerherrn bei Hofe". Er war aber völlig ungerechtfertigt, denn ich war überall im Städtchen daheim, nur nicht in meiner Wohnung. Die erstere Zeit zwang mich mein Kanari, daß ich täglich oder nächtlich einmal heimging in die Hofkammer, um ihn zu füttern; später trug ich das Vogelhaus der Bequemlichkeit halber zum Lindenbräu, wo ich es im Extrazimmer aufhing und das Tierchen denn ordnungsgemäß speisen und tränken konnte. Da einmal der Vogel beim Lindenbräu war und ich nicht verlangen konnte, daß ihn die Kellnerin atzen und sich

von ihm umsonst anpfeifen lassen sollte, so ging ich täglich hin, aber nur einmal, nämlich zu Mittag nach der Amtsstunde. Ich blieb — Genossen sind in B. immer zuwege — im Extrazimmer sitzen, natürlich bis ordentlich in die Nacht, und legte mich dann der Bequemlichkeit halber unter meinem Vogelbauer auf die Bank hin.

Lustig war es immer, Possen gab es jeden Tag und an alles dachte ich eher, als ans Heiraten.

Da drehte sich eines Abends, als meine Genossen einmal recht vernünftig waren, das Gespräch um das Wirtshausleben. Mitten im Wirtshaus erdreisteten wir uns zu sagen, daß gegen den Trank zwar nichts einzuwenden sei, daß aber die Speisen für die Länge in einem Privathause doch besser schmeckten, als das unablässige Schnitzel und Rostbeef im Gasthause. Das Gespräch hatte einen philiströsen Beigeschmack, und schon gar, als den vorhandenen Junggesellen die Gründung eines häuslichen Herdes geraten wurde. Empört über die süßelnde Moralsiederei des Abends rief ich urplötzlich aus: „Ich brauche keinen eigenen Herd und wenn mir die Wirtshauskost nicht ansteht, so speise ich eben in einem Privathause."

„Wenn du geladen bist," warf einer her.

„Bin täglich geladen, wenn ich will!" rief ich, pochte kühnlich auf meine Beliebtheit, deren ich mich in der Stadt erfreute, und hingerissen von diesem stolzen Bewußtsein setzte ich bei: „übrigens warte ich nicht erst auf die Einladung, ich gehe ins nächstbeste Haus, wann ich will und speise dort."

Das wäre doch etwas viel gesagt, meinte einer, und so elastisch dürfte selbst die zäheste Freundschaft nicht sein, daß man den ungeladenen Gast, eben wann es ihm beliebt, zu Tische zieht.

„Warum denn nicht?“ war meine Frage. „Ich gehe eine Wette ein, daß ich in jeder Familie der Stadt B. speise, wann ihr wollt! Ich gehe ins Haus, und sie werden mich zu Tische laden.“

„Was gilt die Wette, du sitzest auf!?“

„Wer sie verliert,“ sagte ich, „der gibt den Stadtarmen eine Mahlzeit!“

„Wacker!“

„So werdet ihr mir morgen um halb zwölf Uhr vormittags sagen, in welcher Familie ich zu Mittag speisen soll. Ich werde hingehen, und sie werden mich zu Tische laden.“

„Angenommen.“

„Nur eines bedinge ich mir. Arme Familien, denen ein Gast schwerfallen würde, sind ausgenommen.“

„Selbstverständlich.“

„Auf wie viele Tage wollt ihr es vorläufig versuchen?“

„Auf eine Woche,“ sagten einige.

„Auf drei Tage,“ meinten andere. „Drei Tage, an welchen ihm wir die Häuser seines Mittagsmahles vorschreiben, werden reichlich genug sein, um den Prahlhans gründlich zu heilen.“

So ward es festgenagelt. Ich bestellte beim Lindenbräu schon an demselbigen Abende den Rostbraten des nächsten Tages ab und schlief dann recht wohl auf der Bank unter meinem Kanarienvogel.

Am nächsten Tage von acht Uhr morgens an saß ich wohlgemut in meinem Amte. Die bockbeinigen Parteien, mit denen ich zu tun hatte, konnten mir den Humor niemals verderben. Etwa um Glockenschlag elf meldete sich der Magen, höflich fragend, was heute zu gewärtigen stehe? — Laß Zeit, mein Kind, noch weiß ich es nicht. — Um halb zwölf Uhr brachte der Kanzleidiener ein versiegeltes Briefchen

herein. Ich wog es in der Hand und roch einmal darauf hin; nichts von Küchenduft, es war geruchloses Kanzleipapier.

Ich öffnete und las, daß ich heute, Donnerstag den 11. Juni 1885, beim Herrn Apotheker Bitterle speisen solle.

— So, so! Beim Apotheker Bitterle. Ein ganz braver Mann, der Bitterle. Indes, ich hatte ihn erst am selbigen Vormittag angeschnauzt, weil er Umstände mit der Einkommenssteuer machte. Herr Bitterle ist ein etwas sparsamer Mann, der das viele Schweinsfett, welches er jährlich kauft, nicht für die Küche eignet, sondern damit in der Apotheke die Hasen-, Dachs-, Kreuzotterfettöpfe und andere Salbendosen füllt. —

Nun, im Gottesnamen, wir wollen es versuchen.

Um zwölf Uhr stieg ich die finstere Treppe hinan zur Wohnung des Apothekers. An der obersten Stufe lag ein großer Kater, der schnurrte mich an, blieb des weiteren aber liegen. An der offenen Küchentür blieb ich stehen und sagte, höflich den Hut lüftend: „Guten Morgen, Frau von Bitterle!" Denn sie stand beim Kochen.

„Uh!" versetzte sie, „der Herr Karl! Sie suchen gewiß meinen Mann. Er ist in der Apotheke."

„Er hat ganz recht," antwortete ich, „aber mir ist heute die deutsche Küche lieber als die lateinische."

„Ist auch gesünder," sagte die gescheite Frau und glättete mit einem Handstrich ihre schneeweiße Küchenschürze.

„Besonders wenn eine so geschmackige Köchin drin steht," sprach ich. „Da kriegt einer auch ordentlichen Appetit. Aber ich bitte, Frau von Bitterle! kein Schmuck und keine Seiden steht der deutschen Frau so gut als der Kochlöffel. Allen Respekt! Wenn ich nur wüßte, womit die gnädige Frau den Salat einmacht? Tafelöl ist das nicht!"

„Mein Mann ißt den Salat nur mit Leinöl.“

„Nicht möglich!“ rief ich aus.

„Vortrefflich, sage ich Ihnen!“ versicherte die Frau und träufelte das goldige Öl auf das Grünzeug, „wer Leinöl einmal gewohnt ist, der ißt kein anderes mehr. Und gesund für die Brust!“

„Sein mag's,“ sagte ich ernsthaft, „sein mag das wohl. Ich glaub's geschwind. Soll ja das beste Öl sein, das Leinöl, hab's immer gehört. Delikat muß es sein! Aber frisch wird man es selten haben können.“

„Wissen Sie was, Herr Karl,“ sagte das Frauchen und wendete mir ihr am Feuer gerötetes Gesicht zu, „wenn Sie glauben, daß wir den Salat mit abgestandenem Öl einmachen, so rate ich Ihnen, sich vom Gegenteil zu überzeugen und einmal mit uns zu Mittag zu essen.“

„Liebste Frau Bitterle!“ sage ich und halte die Hand hin, „es gilt. Ich speise heute mit Euch.“

Jetzt kommt der Apotheker die Treppe herauf, der Kater ist still, aber der Bitterle knurrt.

„Du, Mann,“ ruft ihm die Frau entgegen, „denke dir, wir haben heute einen lieben Gast!“

„Hol' ihn der —“ brummte Bitterle, „so oft man im Steueramt zu tun hat, ist der Humor für den ganzen Tag weg. Wer ist es denn?“

Da trete ich vor. „Freund,“ sage ich und halte ihm beide Hände entgegen; „die Schrift sagt: wenn du jemand beleidigt hast, so lasse die Sonne nicht untergehen, ohne ihn zu versöhnen. Ich mag die Sonne nicht einmal den Zenit überschreiten lassen, ohne dir Abbitte zu tun. Im Drange des Geschäftes entrollt einem eben manchmal ein herbes Wort, ohne daß man die Parteien eigentlich ansieht, wer sie sind. Schlimm war's nicht gemeint, Franz, ich muß

mit dir heute eine Flasche Wein ausstechen, du, stolpere nicht, da liegt ein großer Kater. Grüß dich!"

Da hätte ich den Kerl sehen mögen, der mich jetzt die Treppe hinabgeworfen! Gerührt reichte mir Herr Bitterle die Hand.

„Er gibt uns die Ehre, mit uns zu speisen," rief die Frau und war emsig beschäftigt, das Zimmer zu richten und den Tisch zu decken. „Müssen halt fürlieb nehmen. Wenn ich's nur um eine Stunde früher gewußt hätte! Ich habe zwei Hühner. Nun verhungern werden wir nicht. Ich bitte, ist's gefällig?"

Kurz, es ward ein munteres Mahl. Ich wußte allerhand Schnurren und trällerte mitten durchs Rindfleisch und den Leinölsalat heraus tirolische Schnaderhüpfeln, denn mein Gastherr war ein Tiroler. Vaterländischen Wein tischte er auf und nach der ersten Flasche schon machte er allem Ehre, nur nicht seinem Namen Bitterle. Die Frau brachte zum Überfluß noch Aufgeschnittenes, wozu ich insgeheim gerne meine Wettgegner eingeladen hätte, die ich schon unten auf der Straße stehen sah, spähend, wie es mir wohl erginge beim Apotheker Bitterle. Wie waren sie erstaunt, als ich das Fenster öffnete, und in der einen Hand eine Havanna, in der anderen ein schäumendes Stengelglas schwingend, ihnen zutrank auf gute Gesundheit.

So war die erste Probe glänzend ausgefallen und am nächsten Morgen — ich gestehe es — stieg ich absichtlich mit dem rechten Fuß zuerst von der Bank, auf daß ich nicht minder glücklich sein möchte. Vormittags kam mir der Gedanke, ob ich mir gegen alle Fälle nicht ein Paar Frankfurter holen lassen sollte, gewann aber die Oberhand über das Gelüste und erwartete ruhig die Weisung. Punkt halb zwölf war sie da: Heute, Freitag den 12. Juni, beim Herrn Propst.

Beim Propst. So schlimm hatte ich's nicht erwartet. Ich hatte die letzte Zeit her — weil man doch auch für die Unsterblichkeit etwas tun will — ein wenig Propaganda gemacht für den Altkatholizismus und war deswegen von dem klerikalen Wochenblättchen ordentlich plattgebügelt worden, woran ich zwar schon vergessen hatte. Und nun soll mich der Propst, ein kirchenstrenger Mann, heute zu Tische laden. Noch dazu war Freitag, da die Geistlichen kein Fleisch essen. Die Bosheit meiner Gegner war grenzenlos.

Indes, der Mut verließ mich nicht, obzwar ich unterwegs schon den Speisezettel zusammenstellte für das Mahl der Stadtarmen. Als ich durch den Hof der Propstei schritt, begann ich zu ahnen, daß die Wahl des Tages beim Propst doch nicht ganz so boshaft sein dürfte, als ich mir vorgestellt. Bestechender Schmorduft machte meine Sinne wirbeln; am Brunnen wurden Fische ausgeweidet und ein Mann trug einen Flaschenkorb die breite Steintreppe hinauf. — Heute, wenn du schlau wärest, heute lohnte es sich der Mühe, dachte ich, aber es fiel mir keine Form und keine Finte ein und klar wurde es mir: wenn der hochwürdige Herr mich aus eigenem Antriebe nicht zu Tische lädt, mit Listen kann man ihm nicht bei, abgesehen davon, daß man sich bei solchen Herren nichts vergeben darf. Ich bedauerte, in meiner Prahlsucht mich zu weit vorgewagt zu haben, in jedem Hause zu B. wird für den Karl doch nicht gedeckt sein.

Ich trat in das Stiegenhaus, schritt durch einen düsteren Kreuzgang und klopfte an der Tür des Herrn. Als ich eintrat, kam er mir von seinem Pulte her, wo er augenscheinlich gelesen hatte, mit kalter Höflichkeit ein paar Schritte entgegen. Das war's, was ich am meisten gefürchtet hatte. Gegen einen tüchtigen Zornerguß, wie er Halbketzern doch offenbar gebührt, war ich mit allerlei Philosophie und Humor

gerüstet gewesen, aber ein glatter Eiszapfen läßt sich nicht anfassen.

Was mir zu Diensten wäre? war seine Frage.

„Herr," entgegnete ich, „es muß nicht heute sein, es kann auch ein anderes Mal sein. Ich wollte nur gebeten haben, daß Sie mir einmal ein halbes Stündlein schenken möchten. Es läge mir dran, es wäre mir wichtig — heißt das, wenn ich Sie nicht inkommodieren sollte."

„Bitte," sagte er kühl und deutete auf einen Ledersessel.

„Ihr seid," versetzte ich rasch Platz nehmend, „in der Nähe besehen doch nicht ganz so schlimm, als wir Ketzer euch malen. Aber vollkommen trauen mag ich euch nicht, es müßte mir denn gegönnt sein, anstatt mit dem hochwürdigen Herrn Propst, mit einem wohlwollenden Freunde zu plaudern. Auf hohem Kirchenstuhl sitzend könnten Sie mir meinen heutigen Besuch schrecklich schief nehmen."

Ich gebe mein Ehrenwort, daß — indem ich so sprach — mir nicht der mindeste Faden vorschwebte, an dem ich entlang wollte. Der würdige Herr, der im ganzen eine recht behagliche und gemütliche Erscheinung gab, mochte vermuten, daß der sonst allenthalben wohlgelittene, fröhliche Steuerbeamte sich bei ihm seines altkatholischen Treibens wegen zu rechtfertigen suchen wollte, oder wohl gar Belehrung über diesen Punkt. Er war fein genug, solchem Vorhaben die Wege zu glätten, er schmunzelte und klingelte nach einer Flasche Wein. Das war verfahren. Wer eine Flasche Wein auftischt, hat nicht die Absicht, zum Mittagsessen zu laden. Doch plötzlich zuckte durch meinen Kopf die rettende Idee.

Ich war sehr ernsthaft und sagte: „Es sollte mich nicht kümmern und es ginge mich nichts an. Ihr Herren möget tun, was ihr wollt. Aber es gilt eine Wette. Ich behaupte, es ist nicht wahr, daß die geistlichen Herren das selbst nie-

mals halten, was sie anderen predigen. Es ist nicht wahr, daß sich die Herren an Fasttagen Fleischspeisen auftafeln lassen. Fische, Krebse und Schnecken natürlich ausgenommen. Ja, es ist nicht einmal wahr, daß sie ihre Fastenspeise mit Schweinsfett kochen. So behaupte ich, aber die anderen beteuern, ihr füllet selbst eure Torten und Freitagskuchen mit Schinken, Ganslebern und anderem Fleische. Das wäre kein Fasttag, habe ich gesagt, und ich gebe es nicht zu. Alle sind gegen mich und wir streiten hin und her und endlich bin ich ihnen hereingefallen. Einen Eimer Reininghauser gilt's."

Mit großer Desperation brachte ich das vor und trank; der Propst lachte und trank auch.

„Ich hätte," fuhr ich fort, „zur Richtigstellung den kürzesten Weg nehmen können, den in die Küche, welchen wahrscheinlich meine Gegner finden werden. Aber ich halte das nicht für korrekt. Ich gehe stets den ehrlichen Weg und bitte Euer Hochwürden, die Wette entscheiden zu wollen."

Aber lieber Freund!" lachte der Propst, „wie soll ich in dieser Sache entscheiden? Und wenn ich jeden Freitag eine ganze Fleischbank aufäße, so müßte ich es leugnen und im Worte wenigstens das Kirchengebot verteidigen. Das sollten Sie ja wissen und wissen es auch, und darum werden Sie und werden es Ihre Gegner mir nicht glauben, wenn ich sage, daß in meinem Hause das Fastengebot genau im kirchlichen Sinne gehalten wird."

„Herr!" sage ich und stehe auf, „ich habe das Vergnügen, Sie seit neun Jahren persönlich zu kennen. Ihr Wort genügt mir vollkommen."

„Und ich werde es Ihnen trotzdem durch die Tat beweisen," sagte der Propst, „daß wir katholische Priester auch nach unserer Lehre leben. In zehn Minuten von jetzt ist es

Mittag, ich werde mich mittlerweile nicht von Ihrer Seite begeben und Sie erweisen mir die Ehre, heute mit mir zu speisen."

„Herr," sage ich und verneige mich tief gerührt, „die Ehre ist meinerseits."

Eine Viertelstunde später saßen wir, ihrer vier heitere Priester und meine Wenigkeit, im Refektorium und schmausten. Ich muß wohl gestehen, daß ich mein Lebtag keinen stilgerechteren Fasttag gehalten habe, als an jenem Freitag. Erbsensuppe, Salat mit harten Eiern, Hummer mit Mayonnaise, Forellen mit Krentunke, Rahmstrudel, Obst, Käse, schwarzer Kaffee mit Zigarren, Kerschbacher und Ofner Weine zu Ehren des Gastes. Als der Kaffee kredenzt ward, blickte mich der Propst triumphierend an; ich drückte ihm die Hand. „So wird euch halt immer unrecht getan von der bösen Welt," sagte ich. „Hoch! Es lebe der Fasttag!"

Während unsere Gläser aneinanderklangen, erhob sich draußen auf der Gasse ein Lärm. Meine Gegner waren wieder dort versammelt und stimmten laut in unser Hoch ein.

„Sie sollen heraufkommen," rief der Propst, „auch diese Herren müssen sich überzeugen!"

So saßen wir bald alle zusammen in der Runde und hielten bei munteren Reden ein scharfes Trinken.

Erst im Abenddunkel gingen wir mit illuminierten Köpfen nach Hause, heißt das, ich zum Lindenbräu. Der Propst und ich waren dicke Freunde geworden, und mir fiel es nicht mehr ein, mich je noch einmal um den Altkatholizismus zu kümmern, da es sich bei dem noch älteren so trefflich leben ließ.

Nach diesen zwei so glänzend bestandenen Proben hätte ein anderer an meiner Stelle wohl erwarten mögen, daß

am dritten Tage ihn die Gegner selbst zu einem solennen Mittagsmahle einladen würden. Aber der hätte meine Freunde schlecht gekannt. Am dritten Tage um halb zwölf Uhr kam der Befehl, daß ich bei der Frau Regierungsrätin Langen zu Mittag essen sollte. Das war zuviel. Die Frau Regierungsrätin war ein junges hübsches Weib, dem erst wenige Wochen früher der Regierungsrat gestorben war. Die Witwe lebte seither ganz zurückgezogen mit ihrem Kinde und einer alten Magd. Die ganze Stadt teilte den Kummer mit der stillen hochachtbaren Frau, niemand aber wagte sie in ihrer Trauer zu stören, sie wünschte allein mit ihrem Knaben zu sein und das Andenken an den geliebten Gatten, mit dem sie kaum vier Jahre glücklich verheiratet gewesen war, in der häuslichen Stille zu feiern. Ich, als übermütiger Bursche und mitunter ganz rasender Witzbold bekannt, war durchaus nicht die richtige Berufenheit, um der trauernden Witwe einen Besuch abzustatten.

Schon wollte ich mich meinen tückischen Feinden ergeben, als mir einfiel, daß auf dieser Erde mitunter ganz unglaubliche Dinge zu geschehen pflegen, daß ein einziger Mann, wie Napoleon, die ganze Welt erobert hatte; warum sollte es mir nicht gelingen, ein einfaches Mittagsessen bei der Frau Rätin zu erobern?

Ich ging in die Neugasse, wo ihr Haus stand. Schon von außen war es mit einem gewissen weihevollen Frieden umgeben; die Fenster waren mit weißen Vorhängen verschleiert. Ich zog an der Klingel. Die Magd rief von der Küche her, es sei offen, was man wolle?

Ob die gnädige Frau zu sprechen sei?

„Ach Gott,“ sagte die Magd, als sie mich erkannt hatte, „sie will immer allein sein, und wie gut wäre es, wenn sie sich etwas zerstreuen ließe! Die gute Seele wird mir noch

krank. — Versuchen Sie es nur," flüsterte sie, wies gegen die Zimmertür und machte mit dem gebogenen Finger die Geste des Anklopfens.

Das ließ ich mir freilich nicht zweimal gesagt sein. Nach wiederholtem, etwas ängstlichem Klopfen hörte ich ein mattes Herein. Ich trat in das Zimmer. Sie hatte eben, soviel ich noch bemerken konnte, ihr zweijähriges Knäblein geherzt, jetzt stand sie auf und ging mir ruhig ein paar Schritte entgegen. Ihr Gesicht war recht blaß, und in den schönen Augen waren Spuren von Tränen, die sie jetzt wie durch eine zufällige Handbewegung über das Gesicht zu verwischen suchte.

Ich weiß nicht mehr, welche Worte ich gestottert und was sie mir darauf zur Antwort gegeben hatte. Es ist wohl das gleichgültigste gewesen, was man sagen kann, und ich sah sofort, hier sei ein rasches Umkehren das beste. Mit einer verfehlten Tür entschuldigte ich mich und trat mit einigen Verbeugungen überaus plump den Rückzug an. Als ich die Stiege hinabschritt, rief sie von oben nach: „Herr Karl, erlauben Sie! Sie haben gewiß der Verlassenschaftssteuer wegen mit mir zu sprechen und sind zu zartfühlend . . . Ich bitte, wenn das der Fall ist, nur herzukommen; mir selbst, die sich nun einmal in das Unvermeidliche fügen muß, wird es angenehm sein, wenn sich die Dinge endlich geordnet haben."

Ich trat wieder bei ihr ein. „Sie sind ja der Freund meines Mannes gewesen," fuhr die Witwe fort, „und ich muß mich auch noch bedanken für die freundliche Kondolenzkarte . . ."

„Das liebe Kind!" rief ich aus und beugte mich zum blondlockigen Knaben nieder. Dieser blickte mich etwas befremdet an, fragte dann die Mutter: „Mami, ist das Papa?"

Die Frau antwortete nicht, sondern wendete sich beiseite und weinte.

Ich hob das Kind auf meine Arme, trug es gegen die Mutter und flüsterte ihm zu: „Sage der lieben Mama, sie soll nicht weinen; sie hat ein so herziges Bübl, sie ist so jung noch und soll sich wieder freuen an der schönen Welt."

„Ich danke Ihnen," sagte sie und legte einen Augenblick ihre Hand auf meinen Arm, „die Leute meinen es so gut mit mir. Es ist eine traurige Zeit für mich."

Jetzt kam die Magd mit einem braungefleckten Töpflein und einem Schüsselchen herein und sagte zum Knaben: „Fritz, deine Suppe ist da!"

„Ich mag nicht," antwortete der Kleine und machte sich zutraulich mit meiner roten Halsbinde zu schaffen.

„Fritzchen," ermahnte ihn die Mutter wehmütig, „sei brav, iß jetzt deine Suppe."

„Ich mag nicht," sagte der Kleine.

„Schau, Fritz, wie groß du schon bist!" sagte ich und hob das Kind hoch empor, was ihm Spaß machte, „und du wirst noch größer, viel größec, wenn du deine Suppe ißt. Dann wirst du so groß wie ein Baum."

„Wirst du auch so groß wie ein Baum, wenn du Suppe ißt?" fragte der Knabe.

„Ei freilich."

„So iß. Dann esse ich auch."

„Gut, Junge," rief ich vergnügt, „wir wollen miteinander die Mittagssuppe essen."

Ich setzte mich zum Tisch, nahm den Kleinen aufs Knie und wir löffelten beide ganz emsig die Suppe aus. Hierauf schlang Fritz seine Ärmchen um meinen Hals und sagte: „Papa, jetzt darfst du nicht mehr fortgehen."

Ich blickte auf die junge Witwe, unsere Augen zuckten so

seltsam aneinander, daß ich erschrak. Und wie mich dünkt, sie war auch erschrocken.

Wir wechselten hierauf wieder einige gleichgültige Worte, ich sagte, daß ich meine Amtssache doch besser ein andermal abmachen wolle. Dem Kleinen versprach ich, daß ich bald wiederkommen würde und so verließ ich die Wohnung.

Unten stand einer meiner Gegner und machte ein triumphierendes Gesicht. Diesmal also abgeblitzt!" lachte er.

„Wieso?" fragte ich, „bin eingeladen worden und habe zu Mittag gegessen." —

Drei Monate später ging ich mit demselben Partner schwarz befrackt zur Frau Regierungsrätin, aus welchem Anlaß, ihr werdet es vermuten. Sie zierte sich nicht lange, sondern erbat sich die Jährung des Todesfalles.

Am 13. Juni 1886, es war das liebliche Pfingstfest, haben wir Hochzeit gehalten. An demselben Tag gaben meine Wettgegner den Stadtarmen ein Mahl. Rindssuppe mit Mark und Leber, Rauchfleisch mit Kren, Schweinsbraten mit Salat, Reispudding und Wein. Ich führte meine junge Frau in den Saal, daß wir uns an dem Behagen der alten, lahmen und tauben Tafelgäste erfreuten. Alsogleich boten sie uns einen Ehrenplatz, wir tranken auf ihr Wohl, und sie tranken „auf gute Gesundheit des Mannes, der — ein Liebling der Stadt — nicht bloß zu Tische geladen wird von den Wohlhabenden, sondern auch von Kindern und Armen."

Ich aber ließ vom Lindenbräu den Kanarienvogel holen und in unsere neue Wohnung bringen, nahm von dieser Zeit keine Wetten des Mittagstisches wegen mehr an, sondern speiste stets bei mir selber. Und mit gutem Appetit.

Die Geschichte vom Schmied und seiner Liebe.

In einer schwülen Stunde hatte Stachel, der Schmied, den folgenden Brief geschrieben:

„An die Nelda Haslinger, beim Herrn Franz de Paul Haslinger zu Oberstraßen.

Liebster Schatz! Bleibt also beim Sonntag von fünf bis sieben. Auf bewußten Plausch. Wo, das weißt eh. Ich verlass' mich drauf. Wenn ich einmal was derspart hab' oder wir sonst zu einem Vermögen kommen, so heirat' ich dich. Drauf kannst dich verlassen.

Dein herztreuer

Eustach Schlägler,

Schmiedgesell in Unterstraßen."

Man sieht, dieser Brief war nicht lang. Auch das Papier war ziemlich lumpig, und doch muß gesagt werden, daß der Schmied-Stachel sein Lebtag keinen Eisenring geschmiedet hatte, der so unverbrüchlich festhielt, als dieser Brief. Das Eisen rostet, Liebesbriefe aber rosten nicht, und selbst, wenn sie tausendmal naß werden unter Küssen und Tränen. Und die Nelda bestand auf ihrem Schein.

Der Stachel war in der Arbeit ein fleißiger Bursch und hatte keinen schlechten Lohn, aber er vertrank ihn und verspielte ihn. Denn wenn er spart, dann erspart er sich etwas, und dann muß er sie heiraten. Anders konnten sie

gottlob wohl kaum zu einem Vermögen kommen. Der Stachel hatte von seinen Verwandten bereits geerbt: vom Vetter einen noch fast neuen Tuchrock, von der Muhme ein ägyptisches Traumbüchel und eine Tabaksdose aus Krötenhorn, vom Vater den ehrlichen Namen und von der Mutter die Medizinflaschen und die ärztlichen Rechnungen. Bei der Nelda stand auch nichts in Aussicht, denn ihr Oheim, dessen Junggesellenwirtschaft sie seit einiger Zeit versorgt, war sehr schwerhörig, wenn sie manchmal von ihrer Zukunft sprach. Also fühlte der Stachel sich ziemlich sicher. Jenes Briefes würde er selbstverständlich längst vergessen haben, allein die Nelda brachte ihn manchmal zum Vorschein. Sie bewahrte ihn an einer — man möchte sagen — einbruchsicheren Stelle, wohin keine Diebeshand mehr griff, wo auch kein Brandunglück mehr zu fürchten war. Der Stachel war noch in die Volksschule gegangen, als die Nelda schon so schwach stand, daß sie einer sitzen lassen konnte. Seither war sie vorsichtiger geworden. Dem Schmiedgesellen gefiel nur nicht, daß sie ewig jung blieb — seit sechs Jahren schon im neunundzwanzigsten! Ihm gefielen — aufrichtig gestanden — besser solche, die noch in dem Alter stehen, in welchem man sich lieber älter macht, als jünger. Eine saß am Sonntag in der Kirche, die — Eustach Schlägler! Wer hat sich verschrieben? — Wenn der Mensch nur kein Gewissen hätte!

Eines Tages kam die Nelda zu ihm, hochgerötet war sie und aufgeregt, und sie hätte ihm ein Geheimnis anzuvertrauen. Er erschrak unsäglich, beruhigte sich aber, als sie ihm folgendes mitteilte: „Hinter dem Ofen, in welchem ihr alter Oheim fast beständig sitze, und von welcher Stelle er nicht wegzubringen sei, befinde sich in die Wand eingemauert ein eisernes Kästlein!

„Was geht das mich an!“ sprach der Stachel.

„Aber denke doch, Stachel! Denkst du denn nicht? Er ist einmal in Mailand gewesen, als Soldat, nachher auch in Welschland, ja sogar in Italien! Da kann er sich schon was dermacht haben!“

„Ist er bei den Banditen gewesen? Bei den Strauchrittern mein' ich, weißt eh.“

„Aber Stachel, wo denkst du hin! Mein alter brummiger Oheim! Der brummt ja alleweil so laut, den hätten sie gleich aus dem Versteck gehabt. Derspart wird er sich was haben, und nichts davon gebraucht, weil er seine Pension hat. Und denk' dir nur, der Oheim ist kränklich — und auch schon alt!“

„Das ist wahr,“ sagte der Stachel.

„Und ich noch jung.“

Darauf schwieg der Stachel.

„Richte dich zusammen, Stachel, laß dir die Bräutigamshosen machen. Den Schneider werd' ich schon zahlen.“

Der Schmied ging seit dieser Unterredung mürrisch um und hieb mit seinem Werkzeug auf das glühende Eisen heftiger, als es nötig war. Er verdarb damit manches. Und da meinte der Meister, dem Stachel müsse man nicht soviel zu essen geben, er leide an überschüssiger Kraft. — Wenn einmal ein Schmied zu stark ist! Nur schade, daß so kräftige Mannsleute manchmal sonst so schwach sind! — Wenn der Mensch nur nicht schreiben lernen müßte! Dieses verdammte Schreiben! Der Stachel hätte sich am liebsten fremd gemacht zu Unterstraßen und wäre in die weite Welt marschiert. Aber jene, die am Sonntag in der Kirche saß! — Als ob am Sonntag nicht viele in der Kirche säßen! Nein, für den Stachel nur eine. — Wer sie ist? — Ein armes

Zuchtdirndel beim Steckelbauer. Arm und verwaist, hat nichts Gutes auf der Welt, die Leute sind hart auf sie. Ihre liebste Zeit ist in der Kirche, da gilt sie soviel, wie die anderen, da weiß sie einen, der ihr gut ist . . . das ist eine, die in der Kirche noch an den lieben Gott denkt. Dieser hinwiederum schiebt den Schmiedgesellen vor. Und am Pfingstsonntage, nach dem Gottesdienst, wie sie unter den Birken steht und ihr Busentuch in Ordnung bringt, das sich im Gedränge verschoben hat, geht der Stachel auf sie zu und fragt ganz freimütig. Und sie läuft davon. — So dumm ist der Stachel sich sein Lebtag nicht vorgekommen, als jetzt, da er mutterseelenallein unter den Birken stand, unter denen er gerade zu zweit hatte stehen wollen. Er hätte sich vor Zorn Maschen und Hemdkragen vom Halse reißen mögen; auf dem Boden lag ein rissiger Stein, den trat er in Scherben. Und das soll Liebe sein?

An einem der nächsten Abende ging er hinauf gegen den Steckelbauernhof. Es war schon dunkel, es war gewitterschwül und hinter den Bergen zuckten Blitzscheine auf. Des Hohlweges herab lief die Nelda, sie lief mit Hast. Er wich ihr schnell aus: „Du hast's eilig, will dich nicht aufhalten."

„O Lapperl, du willst mir ausweichen!" sagte sie vertraulich, „ich wollt' ja zu dir hinablaufen."

Da blieben sie stehen beisammen und der Stachel dachte: Was ist jetzt zu machen, daß ich ihr entkomme?

„Endlich, mein Lieber, endlich können wir Ernst machen," flüsterte sie.

„Ernst? Mit was? Wieso?"

„Geh', stell' dich nicht so tappig. Hast schon lang' genug danach geplangt. Im Schreiben bist alleweil aufrichtiger wie im Reden. Heiraten können wir."

Der Stachel schüttelte den Kopf. „Ja, wenn ich was verspart hätt'!" rief er wie unmutig aus. „Ich bin ja soviel ein leichtsinniger Mensch und kann mir's nicht abgewöhnen. Was ich mich schon geärgert hab' über mich selber! Nein, nein, so ein Lump wär' das größte Unglück für seine Familie!"

„Was redest denn, Stachel?" sprach sie und packte ihn an der Hand. „Ich acht's ja, daß du so redlich denkst, aber hab' ich dich gefragt nach deinem Ersparten? Das ist nimmer Not, jetzt nimmer. Ich hab' die Mittel."

„Du?"

„Mein Oheim . . ."

„Aber der gibt nichts her."

„Alles gibt er her."

„Ist ja soviel sparsam, dein Oheim . . ."

„. . . gewesen. Du, der hat sich kurios geändert!"

„Was du nicht sagst!"

„Alles, was da ist, gehört mein, seiner einzigen Verwandten."

„Hat er das gesagt?"

„Gesagt hat er's!"

„Kann sich aber doch wieder anders besinnen."

„Das tut er nimmer."

„Wird's wieder zurückhaben wollen."

„Das kann er nimmer."

„Warum soll er das nicht können?"

„Weil er auf dem Brett liegt."

Der Schmied ging langsam weiter, sie neben ihm her. Er schwieg und war nachdenklich. Da hatte er es ja gehört, wie dieses Weib einmal sprechen würde, wenn er selber auf der Bahre läge. Überaus widerlich kam sie ihm vor,

und er sann auf Mittel, sich ohne Aufsehen von ihr loszulösen. Das Heiraten hatte er ihr versprochen — und brieflich; unter Bedingungen zwar, aber diese waren jetzt erfüllt. Ein guter Freund hatte ihm gesagt: Hättest dich dem Teufel verschrieben, so könntest vielleicht noch erlöst werden; aber so . . .? Hat sie nicht schon einmal durchblicken lassen, daß sie ihn bei Gericht verklagen will, wenn er „seinen Wechsel“ nicht einlöst?

„Warum bist denn so still, Stachel?“ fragte sie ihn. „Sollst dich ja gefreuen über unser Glück!“

„Gefreuen? Soviel traurig bin ich.“

„Ja, weswegen denn, Stachel?“

„Weil dein Oheim gestorben ist!“

„Narr! Der hat's überstanden.“

Der Stachel blieb wieder stehen: „Weißt, Nelda, ich will dir was sagen. Du hast jetzt ein Vermögen, ich bin ein armer Teufel. Du mußt dich nicht für gebunden halten. Du kriegst jetzt Männer, die weit besser für dich passen. Ich glaube nicht, daß du mit mir könntest glücklich werden; meine Untugenden kann ich mir nicht mehr abgewöhnen, ich bin schon zu alt dazu.“

Sie flog ihm an den Hals: „Jetzt erst weist sich's, was du für ein braver Mensch bist! Und daß du nur auf mich denkst! Ja, ja, Stachel, ich erlaub' dir's schon, du brauchst dich nicht zu ändern, ich mag dich wie du bist. Sollen wir ein Hammerwerk kaufen? Oder gefreut dich ein großer Bauernhof? Oder willst du lieber in die Stadt?“

Der Stachel stutzte. „Soll denn soviel da sein?“ fragte er dann mit weicher Stimme.

„Es wird schon was da sein!“

„In Bargeld?“

„Wahrscheinlich. Möcht' es selber wissen. Bin schon höllisch neugierig."

„Ja, hast du es nicht gesehen?"

„Es ist im eisernen Kastel hinter dem Ofen. Das ist noch gesperrt."

„Da heißt's zuwarten. Ist gerichtliche Sach'."

„Es wär' bald offen. Mit Schmiedewerkzeug wär's bald offen."

Jetzt wendete sich der Schmied rasch zu ihr: „Nelda, das ist wahr! Ich könnte einbrechen."

„Na, das heißt, nicht so," entgegnete sie abwehrend. „Gleich so ein grausliches Wort da! Wer spricht denn vom Einbrechen? Aufmachen, wenn's leicht geht — wegen der Gewißheit."

„Na freilich," sagte er in gutmütig beistimmendem Tone und insgeheim: Jetzt möcht' ich doch wissen, wie weit sie geht und ob ihr das ernst ist. Vor der habe ich keine Angst mehr, mit der treibe ich jetzt mein Spiel.

„Ich will dir schon helfen, Nelda," sagte der Stachel, „geh' nur voraus, ich muß bloß Werkzeug holen und werde bald nachkommen."

„So komm fein bald," flüsterte sie und eilte dem Häuslein zu, in welchem sie mit dem Oheim zur Miete seit einem Jahre gewohnt hatte.

Soviel Werkzeug glaubte der Schmied bei sich zu haben, als er brauchen würde bei dem bevorstehenden Einbruche. Er ging also nicht hinab zur Schmiede um Werkzeug, sondern er ging hinauf gegen den Steckelbauernhof. Mittlerweile waren die Blitze greller geworden, man hörte schon das Nachhallen ferner Donnerschläge. Als er zur Weide kam, die von alten Bäumen und Büschen eingeschlossen war,

sah er im Scheine der Blitze, daß hier Rinder grasten und bei denselben ein Menschenwesen stand. Steckelbauers Ochsen, die tagsüber auf der Brache gepflügt hatten, waren beim Abendmahl, und wer sie dabei beaufsichtigte, das war — ein blinkender Blitz verriet es — das Kirchendirndel. Es stand in seinem Werktagsg'wandlein recht schlank da, mit den Barfüßen im feuchten Grase; auf dem Köpfel hatte es einen alten Männerhut mit sehr breiter schwammiger Krempe, die es vorne über die Augen herabzog zu Schutz und Schirm vor den schreckbaren Blitzen. Das Dirndel schlich ganz nahe an die Rinder heran, als suche es bei diesen Heil und Trost im nahenden Gewitter. Als die Tiere aber jetzt anfingen, miteinander zu gaukeln und sich gegenseitig mutwillige Stirnstöße zu versetzen, kam die Hirtin in Gefahr, von ihnen in den Boden getreten zu werden, sie mußte zurückweichen und war ganz allein mit ihrer Angst. Jetzt trat der Stachel vor, und um sie nicht auch noch zu erschrecken, blieb er etliche Schritte vor ihr stehen und sagte heiter: „Dirndel, soll ich dir fürchten helfen?"

Heute lief sie nicht davon, denn es war ihr beruhigend, einen Menschen nahe zu wissen; zwar gestand sie nicht ihre Gewitterangst, erzählte nur, daß der Blitz vor einiger Zeit auf der Erlau einen Hirten mitsamt den Schafen erschlagen habe. Und so oft ein Strahl durch den Himmel flog, zuckte sie mit dem Atem auf, und je näher die Donner kamen, je näher kam sie an den Stachel her.

„Ist denn niemand anderer in eurem Hof, der so spät abends die Ochsen tät weiden?" also der Schmied.

„Es will sonst niemand," antwortete sie.

„Und du willst?"

„Ich werde nicht danach gefragt. Da heißt's nur: Es ist ausgespannt. Nandel-Dirn, geh' Ochsen weiden."

„Nandel-Dirn, ich sag' dir was," sprach nun der Schmied. „Von heut' an sollst du nimmer allein Ochsen weiden. Ich will dir allemal Gesellschaft leisten."

Sie entgegnete nichts darauf, denn sie war über sein Wort ordentlich erschrocken, gerade wie damals unter den Birken, sie war derlei ja nicht gewohnt. Ganz leise sagte sie endlich: „Du mußt mir wohl recht gut sein . . ."

Jetzt war der Sturm da. Er toste in den Bäumen, er pfiff im Gebüsch, er grub Sand aus dem Boden und streute ihn in die Lüfte. Vögel, die schon schlafen gegangen, flatterten wieder auf, und Wassertropfen, so kalt und scharf wie Eis, sausten nieder. Die Rinder liefen mit gehobenen Schwänzen in den Wald hinein; die beiden Menschen fanden unter einer vorspringenden Felswand einigen Schutz. Sie schmiegten sich enge aneinander, das Dirndel zitterte, er suchte es mit seinem Rocke zu decken, doch schon in den ersten Augenblicken waren sie durchnäßt bis an die Haut.

Das Unwetter wütete nur kurze Weile. Dann ward es ruhig, die Bäume troffen, die Wolken standen in lichten Fetzen und zwischendurch schien der Mond.

„Das muß auch noch sein," sagte der Stachel und preßte ihr einen ausgiebigen Kuß auf die Lippen. Sie drückte rasch entgegen, wahrscheinlich, um ihn zurückzudrängen. Dann trieb sie ihre Ochsen dem Hofe zu und er ging nach Oberstraßen. Von einer zur andern! Und einbrechen! Der Schmied mußte lachen darüber, daß er ein so bodenlos niederträchtiger Kerl geworden war.

Der alte Franz de Paul Haslinger lag ganz manierlich da. Er brummte nicht und verweigerte nichts. „Alles, was vorhanden ist, kannst haben!" Das war sein vorletztes Wort gewesen. Sein letztes, gab die Nelda an, habe sie nicht mehr verstanden. Dasselbe soll ihre Person bezeichnet haben,

und zwar sehr bündig. Unter dem Kopfkissen hatte sie seine Brieftasche gefunden, in der fand sich sein Pensionsbogen und ein Zehnguldenschein und ein Vater Radetzky in Holzschnitt und ein buntbemaltes Bildchen des heiligen Franz de Paul. Natürlich! — Als nun der Schmied kam, nahm die Nelda ihre Handlampe und führte ihn hinter den Ofen. Ja, da war das eiserne Kästl, wohl eingemauert in die Wand, so daß man nur das Türchen sah mit dem kleinen runden Schlüsselloch. Das Ding lag fest im Schlosse und rührte sich nicht, wie auch die Nelda daran zu rütteln suchte.

„Das soll es sein?“ fragte der Stachel.

„Freilich,“ lispelte sie.

„Das ist's?“ fragte er nochmals.

„Mach', mach', ehe die Leute kommen. Mit dem Eisen kannst du ja umgehen. Bei dir ist's bald geschehen.“ Sie bebte vor Gier.

„Wohl, wohl,“ sagte er ganz ruhig, geschehen wird's bald sein. Aber den Schlosserlohn sollst mir im voraus zahlen. Ich meine, sobald du den Schatz siehst, kann dich der Geizteufel packen, und du gibst nichts mehr her.“

„So schwatz' nicht und mach' auf!“

Er zog schmunzelnd sein Taschenmesser hervor, öffnete an demselben ein Eisenhäklein, steckte es ins Schlüsselloch des eisernen Türchens, stocherte ein wenig — offen war's.

Die Nelda stürzte hin und starrte in das Loch. Da drinnen war es sehr finster und sehr rußig — der Stachel lachte laut auf.

Das eiserne Türchen führte in den Schlauch des Schornsteins, für den Rauchfangkehrer in außergewöhnlichen Fällen. Die Nelda war wie gelähmt. Sie fuhr sich in ihr Gewand und zerrte daran, fuhr sich in ihr Haar und grub darin,

daß es ganz wüst wurde. Jetzt streckte sie ihre Arme in die finstere Öffnung, nach unten hin, nach oben hin, nach den Seiten hin — die Hände kamen leer zurück, aber grausam rußig. Der Schmied lachte noch immer, lachte, daß er sich den Bauch halten mußte, der unfromme Schelm — und war doch eine Leiche im Haus.

Die Nelda, nachdem sie sich ausgetobt hatte, verfiel in einen Weinkrampf. Als die Nachbarn kamen, um an der Bahre die nächtliche Wache zu halten, wie es Sitte ist zu Oberstraßen, verwunderten sie sich baß über den tiefen Schmerz der armen Thusnelda Haslinger. Ihrer bekannten Artung nach hätte man erwartet, daß sie den Tod des alten Rittmeisters wesentlich gefaßter ertragen würde. — Freilich, der einzige Verwandte, es ist ja zu begreifen. Es war sehr traurig, und doch mußte noch einmal gelacht werden, denn die Nelda sah im Gesichte aus wie ein Zebra — das hatten die rußigen Finger getan. — Der alte Oheim lag sehr behaglich da und schien sein letztes Wort nicht zu bereuen.

Der Stachel sagte: „Gute Nacht!“ — Die Nelda war so wütend, daß sie ihm alle Töpfe und Kübel hätte nachschleudern mögen, die da umherstanden; an den Busen fuhr sie sich, riß ein Papier hervor, zerknüllte es in der Faust und warf es dem Burschen nach auf den Rücken. Schon im nächsten Augenblicke bereute sie den Wurf, war aber zu spät; der Stachel hob an der Haustüre den Knüllen auf, steckte ihn in den Hosensack und sagte: „Jetzt ist's gut!“ Dann war er fort, verschwunden in der dunkeln Nacht.

Nach Hause ging er, geradewegs nach Hause und legte sich schlafen. Am nächsten Tage war Sonntag. Er ging in die Kirche und lugte hin auf die eine. Wieder ganz trocken war sie, gottlob! Nachmittags ging er nicht ins

Wirtshaus, nicht auf die Kugelbahn, denn heute hub er an zu sparen. Jetzt konnte es ihm ja nicht mehr gefährlich werden, der Knüllen war in seiner Hand.

Es währte nicht zwei Jahre, was sage ich, zwei Jahre! kaum eins! und es geschah, was wir ja schon wissen. Der Eustach Schlägler führte die eine, die Seine aus der Kirche. Das weitere ist ohnehin gut.

Die Häuselschnecke.

Einen Juchezer zum ersten! denn heute geht's auf die Alm. Einen Juchezer zum zweiten, denn wir holen die Braut. Einen Juchezer zum dritten — warum, das wird sich zeigen.

Auf der grünen Kärntner-Alm, da ist sie und da weint sie. Auf einem moosigen Stein kniet sie und betet. Es ist da oben selten eine so steinunglücklich oder so der himmlischen Freuden voll, daß sie beim Beten weinen muß. So eine ist unser frisches Dirndel, die Toni. Über knietief steckt sie im Glück, darum muß sie so närrisch weinen, daß sie sich vor sich selber schämen möchte. Jetzt trottet die semmelfalbe Kuh daher, da tut das Dirndel mit der grauen Schürze das Nasse weg von den Wangen und sagt: „Du, Alte, jetzt hab' ich lei so viel lachen müssen, daß mir 's Wasser in die Augen ist gestiegen. Denk' dir, jetzt kommen zwei Toni zusammen, er heißt Toni und ich auch, und das wird einen schönen Wirrwarr geben, sag' ich dir!" Die Kuh gab eine etwas unverständliche Antwort, aber Bräute verstehen an solchen Tagen auch die Tiersprache. „Der Namen wegen," sagte die Semmelfalbe, „wird's keinen Wirrwarr geben, wenn nur sonst . . .! Daß es dir mit dem deinigen nur nicht so geht, wie mir mit dem meinigen! Möcht' dir's nit wünschen. Die Männertreu, meine liebe Toni, die Männertreu'!" Auf das mußte das Dirndel wirklich lachen. „Die Männertreu'!" rief sie, „ach, was fällt dir ein. Die

ist ja gar so viel stark, die bricht nit! Dem Toni seine, sagt er, ist aus Eichenholz und an den Eckelen noch dazu mit Eisen beschlagen." Und sie lachte so lang', bis sie einen Schrei tat.

Von hinten her hatte sie einer mit kräftigen Armen um die Mitte gefaßt und hoch in die Lüfte geschwungen.

„Hops auf, Schneckerle!" sagte der Toni, „jetzt bin ich da um dich."

„Geh, schlechter Toni!" sagte die Toni, „daß du mich so schrecken kannst! Auslaß!"

Hochzeitlich angetan stand er vor ihr in nagelneuer Bauerntracht.

Von den Höhen her in der Morgenfrische klangen Waldhörner und Schwegelpfeifen. Die Halter und Senninnen, welche von den Musikanten aufgesucht und abgeholt worden waren in ihren zerstreuten Hütten, kamen herbei, um von der Genossin Abschied zu nehmen. Sie brachten bekränzte Butter und Kuchen und in Binsenkörblein frische Brunnenkresse und Eier. Dann huben sie an zu tafeln auf der grünen Alm. Der Halter Jirgel hatte einen Plutzer bei sich. „Greift's zu," lud er ein, „für jedes ein kuhmaulvoll Geist!" Sie tranken den Branntwein und wurden unbändig munter.

Nur die Toni, obzwar sie auch ihr „kuhmaulvoll Geist" zu sich genommen hatte, war völlig weinerlich. Denn die Kameradinnen setzten ihr jetzt das Kranzel aus Alpenblumen aufs Haar, und bei solchem Geschehnisse werden jeder Braut die Augen naß. Doch aber schaute sie der Toni forschend an und sprach: „Was weinst denn jetzt, Tonele? Des Kranzels wegen? Du wirst es doch heut' wohl noch tragen dürfen, gelt!?" — Heftig nickte sie mit dem Haupte auf und ab, so daß die Kameradin sagte: „Aber so halt still den Schädel! 's ist ja noch nit festgespendelt."

„Macht's, macht's!" drängte der Bräutigam, denn ihm war schon ums Hochzeiten.

Die Tonele war aber noch nicht fertig. Jetzt trug sie dem Almbuben strenge auf, die Hütte und die drei Kühe sorgfältig zu bewachen, bis die Sefferl heraufkomme; sie selber bleibe für das Jahr schon unten im Tal, und die Almer möchten im Herbst mit dem Vieh gesund heimkommen ins Häusel. Dann wendete sie sich an ihre Almgenossinnen: „Der heurige Sommer hat bei mir nit lang' gedauert," sagte sie feierlich, „aber wenn halt der Rechte kommt, da verlaßt man die Küh' und Kalmen und die besten Kameradinnen und geht mit ihm, wohin er will, und wär's bis ans End' der Welt oder gar nach Amerika, wie die Glöckel-Kathrin mit ihrem Thomas. Ich geh' freilich nur mit ihm in mein Staudenhäusel hinab und verhoff' euch schon immer einmal noch zu sehen. Dank euch Gott für alles! Du, Theresel, daß du mir meine Küh' oft hast heimgetrieben; du, Nandel, daß du mir der krummen Kalm den Schinken (Fuß) hast einfatschen helfen; du, Stefel, daß du mir immer einmal einen Bund Futter hast zur Hütten getragen. Seid's all bedankt. Und dich, Mariedl, hab' ich einmal ein treckigs Mensch geheißen, tu' mir's heilig verzeihen. Und wem ich sonst was Leids hab' getan, tut's mir's heilig verzeihen, und in den Ehestand nachschelten, das soll mir niemand."

„O du narrische Tonele!" riefen alle, „wir wünschen dir tausend Glück und hundert leibige Küh' und zehn kleine Buben!"

Länger hielt's der Toni nimmer aus, rasch nahm er die Braut am Arm und fuhr mit ihr ab über die grüne Alm.

Er war ein Holzknecht, von der Murauergegend herübergekommen erst vor kurzer Zeit; gerade nicht von den schönsten einer, aber mein Gott: Jugend, Gesundheit und

gerade Glieder, was braucht man denn mehr? Der Jugend wegen hätte er zwar noch um zehn Jahre früher heiraten können, aber — und das waren seine eigenen Worte — eine Weichschneck' (Waldschnecke) konnt' er nicht brauchen, und ein Häuselschneck' hätt' er bisher nicht gefunden; die Tonele ist Erbin des Staudenhäusels und der kleinen Alm, und so wagt er es mit ihr und sie mit ihm. Und just der allein steht ihr an.

Als sie jetzt durch den Wald hinabgingen, legte er den Arm um ihre Mitte: „Wir haben uns halt gern, du Schneckerl, du! Gelt?"

„Was fragst denn?" sagte sie, „wie gern ich dich hab', das weißt du, und wie gern du mich hast, das mußt du lei auch wissen."

„So gern wie dich, hab' ich noch keine gehabt."

„Am End' bin ich gar die erste!" rief sie und klatschte die Hände zusammen.

„Bei meiner Treue!" versicherte er. „Und ich bin ja auch dein erster, gelt, Tonele?"

„Ja, was glaubst denn, Toni?" rief das Dirndel lustig. „Daß ich alleweil auf dich gewartet hätt'? Und hab' doch gar nit gewußt, daß du auf der Welt bist! Mein letzter kannst sein, wenn du willst!"

„Geh', Tonele, tu' nit so Späßle machen!" sagte er. „Wenn's ernst wär', was du jetzt gesagt hast, ich wüßt' nit, was ich tät'!"

„Na, versteht sich!" lachte sie, „gleich da über die Wand abi! Wie du schon bist! — Du schau, da haben sie uns abgesperrt."

Kein Sturmwind war gegangen, nicht gestern und nicht heute, aber die Bäume lagen in kreuz und krumm über dem Hohlwege. Das hatten mutwillige Bursche den Brautleuten

zu Ehren getan. Aber der Toni stieg darüber hin und die Tonele kroch unten durch. Als sie ins Tal kamen, wo zwischen einem Waldschachen und dem Wasser das Staudenhäusel steht, ging die Tonele hinein, und den Bräutigam ließ sie heraußen stehen. Er stand da, schaute um und um und überlegte, was nun zuerst gearbeitet werden müsse am Häusel, im Garten und auf dem sonnseitigen Feldlein. Es ist alles hübsch beieinand, und es wird sich leben lassen. Das alles kriegt er zum Lohn, weil er so ein schöner Mann ist! Eine feine Häuselschneck' hat er gefunden, und die andern — die Weichschnecken —? Ah was, vom Murauerischen herüber ist's weit. Er schien die Weiber zu kennen, daher hatte er sich auf eine Stunde Wartens gefaßt gemacht, und daher begann er nun die jungen, lose gewordenen Obstbäumlein mit Weidenzweigen fester an den Stab zu binden; denn eine Stunde lang müßig stehen, das war des jungen Holzknechts Sache nicht. Aber sie kam schon nach einer halben Stunde aus dem Häusel und leuchtete wie ein Maienstrauß. Ein weißes Kittele mit blauen Sternlein und hellen Röslein, ein vergißmeinnichtfarbiges Schürzele, ein schwarzes Joppele mit rotseidenem Busentuch darüber. Das Gesicht war schon auf der Alm gewaschen, das Haar schon auf der Alm gekraust, das Kranzel schon auf der Alm angespendelt worden.

„So, jetzt bin ich's," sagte sie lustig, „wenn man einen so sauberen Mann heiratet, muß man sich lei auch sauber herputzen. Gefall' ich dir? — Du bist mir aber ein schöner Bräut'ger, du hast ja gar keinen Buschen auf dem Hütele! Gib her, ich steck' dir einen hinauf. So, jetzt bist es."

Nelken und Rosmarin hatte er im grünen Band und ein Stammel davon stand hoch über den Hut hinaus, also daß seine heutige Würde wohl von weitem zu erkennen war.

Die Braut trug in blaues Tuch gewickelt einen großen Laib Brot bei sich, aber nicht für den Bräutigam, falls er unterwegs zur Kirche hungrig werden sollte, sondern für die Armen, die nun anhuben, hin und hin am Wegesrand zu stehen, und an denen sie das Brot stückweise verteilte. Barmherzig sein, damit soll nach altem Brauch der heilige Ehe- und Wehestand anheben.

Neben dem Wege im Moorgrund balgten sich verwahrloste Kinder. Ihre Kleidchen waren fahl, zerfetzt, mit Morast bespritzt. Diese Rangen rief der Bräutigam, warf ihnen aber die kleinen Münzen nicht vor die Füße, sondern gab sie ihnen in die beklecksten Hände.

„Du hast die Kinderle wohl recht gern, Toni?“ fragte ihn die Braut.

„Vielleicht arme Waislein!“ sagte er, „kein Mensch kümmert sich um sie. Wenn eins auch noch Eltern hat, so schauen sie sich nit um nach dem Würmel oder dürfen sich nit umschauen; 's is halt ein Kreuz. — Na, jetzt geht's nur und tut's nit raufen! Wirst ihn auslassen, du Racker, den andern beim Haar! — 's ist halt ein Kreuz!“

Je näher sie dem Dorfe und der Kirche kamen, je feierlicher ward der Braut zumute, und auf manche holde Red' des Bräut'gers gab sie kaum eine Antwort. Auf dem Kirchenplatz waren schon die Hochzeitsgäste versammelt mit den Musikanten. Die Hochzeitsmutter nahte mit einem dürren Palmkatzelzweig und verlangte nach der Väter Sitte, daß der Bräutigam sich drei Katzeln in die Schuhe tue. Jetzt wurde der Holzknecht das erstemal rot; vor den Leuten die Stiefel ausziehen, daß sie sahen, er hätte keine Strümpfe an? — Mit einem Silberzwanziger kaufte er sich los vom alten Brauch. Auch die Braut legte eine Münze auf den Teller, mit dem der Küster demütig umherging.

„Tut's ihn nur recht schamiern, den Himmelvater, daß er euch Glück und Segen gibt!“ sagte die dicke Hochzeitsmutter sinnig, sie selber gab nichts.

Als sie zu Paar und Paar in die Kirche schritten, bemerkte der Toni, der mit einer „Kranzeldirn“ hinter der Braut mit dem „Kranzelbuben“ ging, daß neben dem Tore der Forstjung' stand, und daß die Tonele ihr Gesicht rasch auf die andere Seite wendete. Der Forstjung' stand am Tor, starr, finster und wüst. Sein Auge zuckte und konnte sich nicht wenden von der Braut, bis sie in der Tür verschwunden war. Der Toni knirschte mit den weißen Zähnen so stark, daß das Kranzdirndel ihn flüsternd fragte, ob er sich jetzt nicht einen Zahn ausgebissen hätte?

Eine Viertelstunde später ist das Jasagen da. Er stößt seine drei Ja scharf heraus, sie lispelt dieselben schämig und so leise, daß die Fernerstehenden schon meinen, die Tonele habe ihre Ja verweigert, aber der Geistliche hat sie recht wohl gehört — und somit ist das Schloß zugeschnappt und der Schlüssel hinausgeschleudert in die bodenlose Ewigkeit.

Der Bräutigam hatte während der Trauung mehrmals nach dem Eingange geschielt. Wenn jemand käme und Lärm schlüge! . . . Das wäre so was! Es ist halt ein Kreuz! — Aber es geschah nichts, und sie gingen hernach ins Wirtshaus zum Tanz und zum Essen.

Daß in Spaß und Ernst noch manch sinniger Hochzeitsbrauch erfüllt wurde, wird man mir ohne besondere Beteuerung und Berichterstattung glauben. Als die dreifache Mahlzeit zu Ende ging, waren schon die Lichter angezündet im Saal, da stand der Hochzeitsvater (Hochzeitsleiter) auf, schrie in den lustigen Festwirrwarr hinein, er bitte um Ruhe,

es sei der Engel aus dem Paradies gekommen mit einer Botschaft.

Der Engel aus dem Paradies? Na, da horchten sie auf. Der Brautvater räusperte sich ganz wie der Pfarrer auf der Kanzel, legte auch die Hände so vor sich hin auf den Tisch und hub mit derselben Manier an, also zu sprechen:

„Liebe Braut- und Hochzeitsleute!

Im heiligen Paradies, als sie fertig waren allbeide, küßte der Gottvater den Adam auf die Stirn und die Eva auf den Mund, und deswegen hat der Mann seinen Verstand im Hirn und das Weib den ihren auf der Zung'. Und sintemalen und alldieweilen das Weib ihren Verstand auf der Zung' hat, so sagt sie ihre Geheimnisse frank und frei, und der Mann tut seine verschweigen. Und deswegen hat mir die schöne Braut just anvertraut, daß ihr das Herz möcht' zerspringen vor lauter Lieb' und Freud' und anderen Dingen, und daß sie einen so braven Mann hat gekriegt und daß so viele ehrenwerte Gäste sich zu ihrem Ehrentag haben eingefunden. Und da wollt' sie gleich ihre Brieftasche aufmachen und dem Herrn Speisemeister (Hochzeitswirt) und Kellerwartel alles bezahlen, was die ehrsame Gesellschaft genossen, auf den Bescheidteller gelegt und in die Gurgel gegossen. Noch zu rechter Zeit stupft sie der Engel aus dem Paradies in die Seit' und sagt: ‚Geldverschwenden willst heut'? Und aufs Jahr tut liegen ein Kindele in der Wiegen und schreit um Brot. Und in sieben Jahren sind sieben Kindelein da und schreien alle um Brot, um Brei und noch um sonst allerlei. Bedenk's und gib Ruh' und mach' dein Tascherl wieder zu und laß den lieben Hochzeitsgästen die Freud' und Ehr', daß sie das selber lei büßen, was sie verzehrt und daß sie auch für das ehrsame Brautpaar zahlen

und für die Brautmutter, gar lobenswert, die sich rechtschaffen geplagt hat an dem heutigen Tag, und für den Brautvater, den alten armen Hascher, der predigen soll und keine Stimm' nicht hat.' — Just so hat's ihr der Engel gesagt, und just so hat es die schöne Jungfer Braut mir anvertraut, sintemalen sie kein Geheimnis verschweigen kunnt, weil sie der Gottvater geküßt hat auf den Mund. Und wetten will ich nichts, das Stuck hat ihm der schlaue Bräut'ger abgeguckt und macht ihm's nach, wozu er meinen Segen hat und unser aller Glückwunsch für hundert Jahr! Vivat das Brautpaar!"

Also hatte der muntere Alte gesprochen, und jetzt wußten sie die Botschaft des Engels aus dem Paradiese: Zum zahlen war's.

Nun fiel es aber jemandem ein, daß dieser schöne lange Tag auch eine Nacht habe, weshalb der Tanzboden frisch mit Federweiß zu bestreuen sei. Allein der Toni vermutete, die Tonele würde nach all den Sachen schon müde sein, und so schlich er mit ihr heimlich davon.

Unterwegs gegen das Staudenhäusel ging ihr der Toni zu schnell, es schien, als wäre sie noch gern im Wirtshaus geblieben.

„Soll wer nachkommen, weil du so stad gehst?" fragte sie ihr Mann.

„Willst wen einholen, weil du so laufst?" fragte sie entgegen.

Dann schwiegen sie und gingen. Es war dunkel. In der Schlucht rieselte das Wasser, die Schuhe der nebeneinander Wandelnden stießen manchmal leicht an einen Stein, sonst war alles still.

„Gut hat er gesprochen, der alte Eichinger," hub nach einer Weile der Toni wieder an. „Gerade das hab' ich

nit recht verstanden, daß ein Weibsbild kein Geheimnis sollt' verschweigen können."

„So was sagen die Leut' halt lei spaßeshalber," meinte die Braut.

Dann gingen sie wieder schweigsam nebeneinander hin. Die Braut trug in der Hand ein Bündel Bescheidessen, da drin waren Bratenstücke, Kuchen und Krapfen, Dinge, die der Hochzeiter bei der Tafel nicht zu essen pflegt, sondern mit nach Hause trägt zum Verteilen. „Für wen, Schneckerl, für wen bringst denn du das Bescheidessen heim?" fragte sie der Toni.

„Na, halt für die Kinder!" lachte die Tonele, und über diese launige Rede lachte auch er hell auf. „Da mögen die Krapfen wohl ein wenig altbacken werden, bis so ein kleiner Saggra hineinbeißen wird."

Sie gab darauf keine Antwort.

Nach einer Weile sagte er: „Hast du ihn eingeladen zur Hochzeit?"

„Wen?"

„Den Försterjung."

„Wie kommst du jetzt auf den Försterjung?"

Der Toni blieb stehen, machte einen Griff in den Sack, einen Strich über den Ärmling und leuchtete ihr mit brennendem Streichholz ins Gesicht: „Will doch einmal sehen, wie du ausschaust, wenn vom Försterjung die Red' ist."

Sie war nicht rot geworden, sie schaute ihm ganz keck in die Augen und sagte: „Da guckest umsonst, Bübel, vom Försterjungen wirst nit viel hängen sehen an meiner Nasen."

„Aber bei der Kirchtür hab' ich ihn stehen sehen," murmelte er, und der Klang der Stimme war unsicher geworden.

Sie hub an laut zu lachen: „Ah, das ist gut!“ rief sie, „jetzt zwickt ihn schon die Eifersucht. Ja du mein herzliebster Toni! Ein Mensch und ein Engel zusammenheiraten, das tät's ja nit! Da ist's doch gescheiter, wenn zwei Menschen mit Fleisch und Blut zusammen kommen. Und was wirst denn sagen, wenn du schon ein paar junge Schnecken findest im Schneckenhäusel?“

Er blieb stehen, faßte sie am Arm und sagte: „Wenn ich dich versteh', Tonele, es ist zum Erschrecken, wie du redest! Wenn ich doch nit der erste wär'!“

Sie schnellte von ihrem Arm seine Finger los, faßte aber mit der Hand um so fester seinen Jackenflügel an. „Wenn es so ist, meinst du,“ sagte sie, „so müssen wir schon deutlich miteinander reden. Jetzt sag' mir einmal, du schöner Holzknecht, warum soll uns Weibsleuten das auf Punkt und Siegel verboten sein, was ihr Männer euch nicht bloß erlaubt, sondern sogar für Recht und Ehr' betrachtet? Daß in der Ehe der Aushupf beim Weib schlimmer ist als beim Mann, das verstehe ich, und so dumm bin ich nit, daß ich solches nit kunnt verstehen. Aber daß beim Heiraten sie ihm die Zukunft schenken und die Vergangenheit umsonst draufgeben soll, und daß der Mann beim Heiraten mehr Erspartes von ihr verlangen kann als sie von ihm, das verstehe ich lei schon gar nit.“

„Daß ich nichts Erspartes hab', werd' ich dir wohl eh gesagt haben,“ wendete er ein.

„Nein, nein, Toni, du weißt recht gut, was für ein Erspartes ich meine. Du wenigstens verlangst von mir die erst' Lieb'.“

„Verlang' ich auch, Schneckerl, verlang' ich auch.“

„Warum aber bringt denn das Bübel so was nit mit?“ fragte sie.

Der Toni antwortete: „Wenn du etwan auf mich solltest anspielen —!“

„Ei beileib' nit, auf dich schon gar nit!“

„Wär' ein rechter Irrtum,“ sagte er, „ich hab' mir nichts vorzuwerfen, Gott sei Dank, ich nit!“

„Toni,“ entgegnete hierauf sie ganz ruhig, „jetzt möcht' ich dir aber kein Streichhölzel vor die Nasen halten. Wenn du jetzt nit rot wirst wie ein Paradiesapfel, nachher — nachher wärst ein grundschlechter Mensch.“

Nun fand es aber der junge Ehemann an der Zeit, seine Herrlichkeit aufzumutzen. Wenn er sich gleich das erstemal weichkriegen ließe, dann wäre die Schlacht verloren noch vor dem Kriege. Nicht einmal zum Eifersüchtigsein hätte er ein Recht, wenn sie jetzt nicht scharf zurückgeschlagen wird. Er strampfte also seinen Fuß auf den Boden und rief: „Was soll das heißen? Jetzt wird's mir zu dumm! Hab' ich dich betrogen? Gut, so zeig' hin, wo, wann, mit wem! Zeig' hin! Gelt, jetzt bist still, weil du mir nichts nachsagen kannst. Und wenn was wär' gewesen, ging's wen was an? Hättest du einen Schaden davon? Hättest du Sorg' zu tragen dafür? Ich glaub' nit. Ich sag' dir das, meine liebe Toni: Wenn jeder und jede so brav ist wie ich vor der Verheiratung, nachher wird keine Sintflut mehr kommen und kein Schwefelregen auch nicht mehr, daß du's weißt! Und daß du so verdächtig herumredest, als ob was nit richtig wär' bei mir, das kannst lei bleiben lassen, und das verbiet' ich mir, verstehst! Ich hab' vor dem Altar leicht und gern' ja gesagt, und gehört haben sie's auch, und ich hab' keine Ursach' zu fürchten, daß ein ungebetener Gast vor der Kirchtür steht, hast verstanden? Und mit solchen Sachen kommst mir nimmer, merk' dir's — verstehst?!“

Darauf sagte die Tonele fast gütig: „Sollst recht haben, und wir wollen nit gleich in der ersten Stund' miteinander streiten. Nur soviel: Was du jetzt von dir gesagt hast, das kann ich von mir sagen, und mit gutem Gewissen. Und wenn ich anders geredet hab', so ist's gefoppt gewesen. Wollen die Vergangenheit in Ruh lassen. Muß immer eine alle zwei Augen zudrucken bei ihrem Mann, das weiß ich eh. Aber wenn einer gar keine Fehler hat, da wird er sie freilich nit eingestehen, das kann ich mir denken. — Halten wir nur von jetzt an schön zusammen, mein Mann, helfen wir einander geduldig und nachsichtig die Pflichten und Sorgen tragen, wie der Pfarrer heut' gesagt hat, und von vergangenen Geschichten weiter kein Wort mehr. Toni, gib mir die Hand drauf."

Das tat der Toni denn äußerst gerne, und er war überaus zufrieden mit dem Erfolg seines strammen Auftretens, durch das ihm in dem Staudenhäusel die Würde des Mannes für immer gesichert war.

„Und jetzt gehen wir eilends heim!" sagte sie, ihren Arm in den seinen legend. „Wir haben nimmer weit."

Sie sahen auch schon die rotschimmernden Fensterscheiben des Staudenhäusels. Als sie über den schmalen Wiesensteig gingen, das Weib hinter dem Mann, blieb der Toni stehen und bemerkte, daß auf diesem Wieslein schon die zweite Mahd reif sei. „Das wird gleich morgen gemacht. Um sechse weck' mich auf. Ist das Heu fertig, nachher geht's an den Staudenschopf. Den kann ich nit brauchen beim Haus; etliche Schirmbäume bleiben stehen, das andere wird Acker. So oft ich den Bach höre, der gleim an uns vorbeirinnt, denk' ich an eine Mühle. Der Zuspruch wollt' sich schon finden. In zehn Jahrln, Weib, wird's anders anschaun da herum, so aufwirtschaften, das macht mir just einmal eine Freud'."

Jetzt hätte sich's aber wahrlich verlohnt, wenn er ihr mit dem Streichholz ins Gesicht geleuchtet hätte — jetzt waren ihre Wangen rot und ihre Augen strahlend. Der tüchtige Wirt, den sie an ihm einführte in ihr Häusel!

Als der Toni durch die niedere Tür in die Stube trat, gab's da drin eine kleine ältliche Weibsperson und zwei nett herausgeputzte Knaben von etwa vier oder fünf Jahren. Im ersten Augenblick erschrak der Toni fürchterlich — im zweiten erschrak er noch mehr.

Die Knäblein duckten sich etwas scheu, dann kamen sie sachte an ihn heran, und eins sagte beklommen: „Vaterl!"

Und der Toni — er erkannte sie.

Sprachlos war er und versteinert. Die Tonele packte auf dem Tisch rasch ihr Bündl aus und rief den Kindern zu: „Na jetzt, euren Vater habt ihr wieder. Der geht euch lei nit mehr durch. Und die Mutter ist auch da! Schaut einmal, was sie euch mitgebracht hat." Und teilte Fleisch und Krapfen an die beiden Knaben aus. Hernach ging sie in die Nebenstube. Er schälte die zutraulich gewordenen Kleinen von seinen Knien und ging ihr nach. Sie saß auf der Ofenbank und weinte. Er stand vor ihr, da er doch knien sollte; er stand da wie ein Strunk, von dem der Blitz den stolzen Wipfel geschlagen. Endlich sagte er kaum hörbar, so dumpf: „Weib, du kannst dir's denken, wie mir jetzt ist. Neun Ellen in den Erdboden hinab schäme ich mich. — Tonele!" Ihre Hand hätte er fassen mögen und die Tropfen ihr von den Wangen küssen — er getraute sich nicht, sie zu berühren.

Endlich richtete sie sich ein wenig auf, strich mit der Schürze über das Gesicht. In ihrem Haar war noch der Hochzeitskranz. „Wenn ich *dich* gern hab'," sagte sie dann, „so werd' ich deine Kinder auch nit verlassen. Und mußt

wissen: So eine Schneck', wie du sagst, hat nit grad 's Häusel allein, hat auch ihre Fühlhörner, mein Mensch! — Von der Kramer-Klara, die oftmals ins Steirische hinüberkommt, und die jetzt draußen in der Stube bei den Kindern ist, hab' ich ja schon vor zwei Wochen alles erfahren; sie hat mir dort in der Murauergegend bei den Bauernhäusern herum die Waislein zusammensuchen müssen. Man soll die Hascherlen — sagt die Klara — recht gern hergegeben haben, recht gern, sagt sie. Auch das G'schrift hat sie mir alles mitgebracht, und die kleinen Buben können dir gar nimmer abgestritten werden. Daß du sie so unter fremden Leuten hättest verderben lassen wollen, das glaub' ich nit, und ich glaub's nit. Na, hab' ich mir gedacht, erspar' ihm den Gang und laß sie lei selber holen. So sind sie da, und jetzt haben wir halt schon ein paar gesunde Buben miteinand, und gut ist's und aus ist's."

Ich glaub's, was sie sagen, daß jetzt der Holzknecht feuchte Augen bekommen hätte, und kein Wort gesagt, auch nicht ein einziges. So etwas verschlägt einem das Redewerk — ich glaub's gern.

In der Familienstube des Schneckenhäusels soll es an demselbigen Abend noch ein heiteres Stündl mit Naschen und Schäkern gegeben haben. Und der Toni, heißt es, hätte dabei den würdigen Hausvater gespielt. Wie aber die Kinder zu Bette gebracht worden, da sei er fast schwindelig zur Tür hinausgetreten in die Mondnacht und hätte einen Juchezer getan, der weit und weit fortgeklungen in die Wälder. — Und das — das ist der Juchezer zum dritten!

Reich.

Jetzt bist du noch in Sorgen; in einer Stunde wirst du fröhlich sein. Jetzt bist du noch demütig und mußt dienen; in einer Stunde wirst du herrschen. Jetzt bist du noch arm — in einer Stunde wirst du reich sein. Gutes Weib, liebe Maria Steinwenderin, wie ist dir ums Herz? Dein Leben lang hast du keinen lastenfreien Tag gehabt; schwer arbeiten vom Morgen bis in den Abend und dann die müden Hände erst aufheben zur Bitte ums tägliche Brot. Und vor dem Einschlafen die Angst, deinen Kindern könne es einst noch schlechter gehen als dir, und im Schlafe träumen von deinen verstorbenen Eltern, die wie du in Drangsal haben gelebt. Das ist bisher dein Lebenslauf gewesen. Aber heute — Maria Steinwenderin — heute ist dein Mann nach Landeck gegangen, um bessere Zeiten heimzutragen in dein Haus. Geld wird er bringen, viel Geld, so lasterhaft viel Geld, daß du jetzt schon anfängst, dich vor der Hölle zu fürchten, die nach der Bibel reichen Leuten so gewiß ist.

Zwölf Wochen mögen nun aus sein, oder gar ein Vierteljahr — wie doch die Zeit vergeht! — seit du das gestrickte Geldsäcklein gefunden hast. Unten auf der Innbrücke war's, und just zwischen zwei Balken ist's gelegen, und wenn die Balken um ein nadelspitzbreit weiter auseinander gewesen wären, so wäre das Säcklein ins Wasser hinab-

gefallen. Es war nicht gar dick, ein zusammengerunzeltes Heiligenbildchen war drin — der heilige Jakobus — und vier Zehnkreuzerstücke. Als wie wenn es glühende Kohlen gewesen wären in deiner Hand, so bist du mit dem Fund in den Pfarrhof gelaufen und dreimal ist's verkündet worden auf der Kanzel: es wär' auf der Stubener Innbrücke ein Geldsäckel gefunden worden und der Verlustträger möge es im Pfarrhofe abholen. Verwunderlich! 's ist niemand gekommen um das Geld und dasselbe ist der Maria Steinwenderin als Eigentum anheimgestellt worden.

Darauf hat sie eine ganze Nacht nicht schlafen mögen, hat simuliert, was sie denn anfangen sollt' mit dem Fund, daß er ihr am besten gedeihe und auch der armen Seele des Verlustträgers noch zugute kommen möge. Und da — wie schon der Hahn das erstemal kräht draußen in der Lauben, fällt ihr jählings ein, daß der heilige Jakobus, der beim Geld gelegen wäre, ein Patron für die Lotterie ist. Ordentlich einen heißen Stich gibt's ihr im Herzen; ja, in die Lotterie setzen will sie die vier Münzen, und das wird zum Glücke sein. Sie betet noch ein Vaterunser und dann will sie einschlafen, da ist schon die Zeit zum Aufstehen und sie muß die Steine abtragen von des Nachbars Kornfeld. Und am Sonntag, wenn ihr Mann heimkommt von der Holzarbeit und die zwei Kinder hütet, geht die Maria nach Landeck und setzt drei Nummern — wie sie ihr zufällig in den Kopf kommen — in die Lotterie. Sie hat so große Hoffnung auf den Gewinn, daß sie den Kindern zwei Lebkuchen kauft und ihrem Manne neue Schuhriemen und, weil sie immer noch Geld in der Tasche hat, auch einen großen Wecken. Und jetzt ist Geld angebaut auf einem großen fruchtbaren Acker. — Je näher aber die Zeit der Ziehung kam, je kleiner wurde die Hoffnung, und am letzten

Tage war sie so mutlos, daß sie es gar nicht wagte, in das Städtchen zu gehen, um sich von ihrer Enttäuschung zu überzeugen. Da schleppte sich ein Dörchergespann des Weges, das die Bauernhäuser und Kleinhäusler abbettelte und ablauerte, ob nicht irgendwo etwas heimlich zu erhaschen wäre und das den Leuten die Nummern angab, die bei der nächsten Ziehung herauskommen müßten.

Die Maria Steinwenderin schenkte dem Gesindel ein paar Stücke Brot und sagte, um neue Nummern wär' ihr nichts, aber die zuletzt herausgekommenen möchte sie wissen.

„Kann ja gern sein, Bäuerin," gab ein altes Fraulein zur Antwort und holte mit den erdfalben Fingern ein Papierstück aus ihrem Wanderbuche, „derlei heißt eins fort mit, wenn man aus der Stadt geht. Sind brühwarm, sind erst gestern herausgekommen."

Die Maria griff nach dem Papier, sah, las die Ziffern und erschrak so heftig, daß sie sich auf die Bank setzen und das Fraulein bitten mußte, es möge ihr die Gutheit tun und ein Schöpfel frisch Wasser holen vom Brunnentrog.

Die Ziffern, mit widerspenstigem Bleistift von der starren Hand einer Bettlerin auf das zerknitterte Löschpapier gekritzelt, sagten der Maria, daß sie reich war, daß sie wohl — — jetzt mußte das Weib auf die Bank sinken — wohl an die tausend Gulden bar in der Stadt liegen habe, die ihr und ihrem Manne und ihren Kindern aller Not ein Ende machen sollten. — Weiter konnte sie nicht mehr denken, bis das Wasser kam. Und während sie, die Ellbogen zitternd auf die Knie gestemmt, trank und absetzte, um Atem zu holen, und wieder trank — trottete das Dörchergespann träge davon.

Und noch an demselben Tage hat sie ins Holz zu ihrem

Manne geschickt, er solle alles liegen und stehen lassen und eilends heimkommen.

„Na, in Gottesnam'!" sagte der Gatte, als er die Botschaft hörte, „jetzt kann ich mich zusammenhalten, jetzt ist daheim was geschehen. — Das Haus steht noch?" fragte er den Boten.

„Warum soll's denn nimmer stehen?"

„Hat mein Weib selber mit dir geredet?"

„Sie hat mich selber geschickt."

„Und hättest auch noch einen kleinen Buben gesehen?"

„Zwei Bübeln — recht flinke, saubere Bübeln — sind vor der Tür herumgelaufen."

„Hui!" jauchzte der Holzer auf, „sonst kann's sein, was es will!" und eilte nach Hause. Daß anstatt dem großen Unglücke ein großes Glück da war — wie hätte der arme Mann daran denken können!

Als er vernahm, sie hätten einen Terno gemacht, faßte er sein Weib mit beiden Armen um die Mitten und rief: „O du sakrische Mirzel!"

Dann verglichen sie die Nummern mit denen auf dem Setzschein und es waren dieselben — das Glück war verbucht.

Und am Tage darauf ging also der Holzer Simon hinaus nach Landeck. Er nahm einen schweren Weißdornstock mit sich, er schliff sich noch das Tischmesser, das sonst zum Brotschneiden war und steckte es in den inwendigen Rocksack, denn das wußte er, wer Geld hat, der muß auch Wehr haben. Als er fortging, stolperte er noch über den holperigen Fußboden der Vorkammer und brummte lachend: „Du verfluchtlete Keischen, du alte, von dir laß ich mir schon lang' noch kein Bein stellen."

Und nun verging im Hause der Vormittag und die Maria zählte die Stunden auf der wurmstichigen Wanduhr

bis zur Rückkehr des Simon. Die Uhr hatte mit ihrem hölzernen Zeiger fünfzig Jahre oder mehr herabgemessen, aber mit dem heutigen Tage wollte sie nicht fertig werden. Jetzt war's um zwei Uhr nachmittag. Die Maria hatte ein gutes Mittagessen fertig, das sie auf dem Herde sorgfältig mit einer umgestülpten Kochpfanne zudeckte. Sie aß selbst keinen Bissen davon, mit ihm zusammen wollte sie heute Mahlzeit halten, und in einer Stunde konnte der Simon da sein.

Aber das Glück — weil's eh so selten kommt — muß man höflich empfangen. Zuerst warf die Maria ihre rauhen, beflickten Werktagskleider weg und zog was Besseres an. Dann wusch sie den beiden Knäblein Gesicht und Hände und versah sie mit frischen Hemdchen. „Müßt nicht schlimm sein heut'," sagte sie, „es kommt das Geld!"

„Ist das Geld brav?" fragte der kleinste Knabe, der in seinem weißen Hemdchen auf dem Strohpolster saß, mit seiner zarten Hautfarbe schon jetzt anzusehen wie ein Herrenkind, das nur zufällig in die Holzerhütte gekommen sein mochte.

„Ja freilich, Simerl," antwortete die Mutter von freudigster Hochstimmung getragen, „das Geld ist wohl brav. Wisset, Kinder — geh' her, Sepple, und setz' dich da auf die Bank und lass' mir das Fingersutzeln sein! — jetzt loset einmal zu. Wenn der Vater mit dem Geld kommt, nachher kaufen wir das Hochbrunnerhäusel, wo wir gestern oben gewesen sind."

„Und den Taubenkobel auch dazu?" fragte der größere Knabe.

„Freilich, Sepple, auch den Taubenkobel dazu. Und nachher kauf' ich euch ein schönes Gewandel, wie die Schlagwirtbuben haben, und nachher gehst mir mit dem Schlag-

wirtbuben in die Schul', Sepple, und lernst was und kommst nachher gar auf Sprugge und kannst ein Pfarrer werden. Wirst aber sauber sein, wenn du in der weißen Pfaid predigen tust und nachher mußt für deine Mutter schön eine Mess' lesen —"

„Und wenn du stirbst, so werde ich dich einsprengen (einsegnen)," sagte der Kleine.

Sie lachte über den Einfall des Kindes, aber das war doch ein Dämpfer gewesen und sie brach die weiteren Schilderungen von ihrem künftigen Pfarrer ab.

„Herentgegen du, Simerl," sagte sie aber zu dem kleinsten Knäblein, „du wirst nachher schön daheim bleiben, wirst dein' Vater und Mutter hausen helfen und in zehn Jahren mögen wir 'leicht einen großen Hof kaufen, den Talschlösserhof, weißt, wo der große Kettenhund ist."

Der Knabe schmiegte sein Köpfchen an den Busen der Mutter, ihm graute vor dem Kettenhand, der ihm in Erinnerung war, weil derselbe vor etlichen Tagen, als er mit dem Vater am Hof vorbeigekommen, so schauderhaft bös gebellt hatte.

„Klein's Närrle du!" rief die Mutter, „wenn du Bauer auf dem Talschlösserhof bist, wirst schon froh sein, wenn du einen scharfen Kettenhund hast. Der Talschlösserhofer hat viel Sachen, da sind die Schelm' (Diebe) nit weit. — Ja, Büble, aber halt still, daß ich dir das Pfaidle kann einknöpfeln! Du magst doch nit ein Vaterunser lang' Ruh' geben den ganzen Tag! Wart, wenn du erst Talschlösserhofbauer bist, wirst schon gewetten (eingespannt) werden. Alle Kammern voll Korn und alle Ställ' voll Küh' und Ochsen wirst haben, Lämmle auch! Freilich Lämmle auch! Und Dienstknechte wirst haben müssen und Mägde, daß es

nur so staubt im Hof. Nachher bist angesehen weit und breit, und nachher mußt dir ein Weib heiraten —"

„Und nachher kriegst du kleine Kinder," ergänzte der Sepple mit ernsthaftem Kopfneigen.

„Ja, und du laß lieber das Fingersutzeln sein!" mahnte die Mutter den Größeren, „weißt, was der Vater sagen wird, wenn er heimkommt und einen Lebzelten (Lebkuchen) mitgebracht hat? Den geb' ich allen dem Simerl, wird er sagen, der Sepple hat eh seinen Finger im Maul."

Da zog der Junge seinen Zeigefinger aus dem Munde, ballte die Hand und steckte sie rasch in die Hosentasche. Ging aber nicht lang' her, so fand er den Finger wieder zwischen den Lippen; ganz von selber und ohne daß es der Sepple gemerkt hatte, war er hineingekommen, dafür biß der Junge jetzt die Zähne darüber zusammen, um den Ungebärdigen zu strafen und war überrascht, daß der gebissene Finger ihm weh tat.

Die Maria Steinwenderin aber hub nun an, zum Fenster hinauszugucken. Der Simon konnte schon da sein oder sie sollte ihn fürs wenigst dort über die Grabenwiese herangehen sehen. — Im Schlagwirtshaus unten wird er vielleicht ein halb Stündl abrasten. Da hat er schon recht; er gunnt sich so sonst nie ein Tröpfel. Aber lang' bleibt er nicht sitzen, das weiß ich, und so möcht' er schon da sein. — Wenn man's aber recht bedenkt, so kann er noch nicht leicht da sein. Das Geld werden sie ihm nicht gleich bis vor die Tür entgegengetragen haben, selb' kann sich eins raiten (denken, berechnen); da wird gewiß auch bei der Herrschaft (Amt) was zu tun sein und allerlei Geschrift ausgestellt werden müssen, 's ist kein' kleine Sach'. Oder zuletzt hat die Lotterie gar nicht einmal soviel Geld beisammen, daß sie's auf einmal auszahlen kunnt. Wenn

sich der Simon nur nicht überdölpeln (übervorteilen) läßt, und daß wir alles kriegen, was uns gebührt! — So simulierte das Weib, und es waren schon neue Sorgen da, bevor noch das Geld kam. — Daß ihm unterwegs nichts Böses begegnet sein wird! dachte sie weiter, es gibt allerhand so Leute auf der Straßen, und daß einer in der Lotterie was gewonnen hat, kommt gleich auf. — Nein, 's ist ja der hellichte Tag. Wenn auch; den Holzmeister haben sie auch beim hellichten Tag ins Wasser geworfen und haben ihm das Geld weggenommen, mit dem er hätt' sollen die Knecht' auszahlen. Vor einem Jahr wird's gewesen sein und die Leut' sind heut' auch nicht besser wie dazumal, und das Gesindel wird alleweil mehr auf der Straßen.

Immer tiefer dachte sie sich in die Angst hinein. Da rief der Sepple, der auf der Bank kniete und zum Fenster hinauslugte: „Der Vater geht über die Grabenwiesen!"

„Du machst wieder ein' Possen!" rief die Mutter, als wollte sie die Kunde erst nicht glauben.

„Ja, und aufrichtig Gott wahr, er geht über die Grabenwiesen!"

Die Maria sah es nun selbst. Mit großen, aber sehr langsamen Schritten stieg der Simon über den weichen Moorgrund, wo hie und da ein Brett, ein Stein lag, um den Fuß darauf zu setzen. Seinen Stock benutzte er als dritten Fuß, auf welchem er sich bisweilen über einen Sumpf oder Wassergraben schwang. — Ist so viel wie gar kein Weg, da von der Straßen bis zum elendigen Steinwenderhäusel. Ein ewiges Glück, daß eins von diesem Grund einmal erlöst wird — und wie er zu Boden schaut, der Simon, und in die Erden hineinlacht! Und nicht einmal die Pfeifen hat er heut' im Mund. Dem sieht man's leicht an, daß er extra was hat. Glaub's gern, der ist seiner Tag' mit

Tausendern noch nicht spazieren gegangen. — So war wieder das Denken der Häuslerin.

Als der Simon von der Wiese über die Holzschranke auf den Hausanger hereinstieg, brach er einen Zaunstecken, daß es krachte, und schleuderte ihn dann von sich. — Wie er schon übermütig ist! dachte Maria; nun, wir brauchen auch diesen alten Zaun gar nicht mehr.

„Jetzt, Kinder, seid hübsch ruhig, jetzt kommt das Geld!“ flüsterte die Maria; da schrien die Kinder: „Jetzt kommt das Geld!“ und polterten der Türe zu. Diese ging schärfer als gewöhnlich auf und nicht ganz ohne Gefahr für die Kleinen. Der Simon trat herein. Wortlos schob er die Kinder von seinen Knien weg, schritt dann schwerfällig über die Stube, zog seinen Janker aus und warf ihn auf die Bank hin. Davor erschrak die Maria etwas. Er hing den Rock sonst immer hübsch an den Nagel, wenn er ihn auszog, und heute, wo in dem Sack die volle Brieftasche steckt, sollte er's schon ganz besonders tun. Der Simon wird doch von denen keiner sein, die leichtsinnig werden, sobald sie Geld haben! Nein, das nicht, ein Seidel getrunken dürft' er haben.

Der Simon, den Hut noch auf dem Kopf, etwas ins Gesicht hereingeschoben, ging in der Stube so hin und her, griff ein- ums anderemal an die Wandstelle hinauf, als ob er was suchte, fuhr sich dann mit den Hemdärmeln über das rauhe gerötete Gesicht, wobei er in seinem Schnurrbarte einige Verwirrung anrichtete. Dabei knurrte er gegen die Wand gekehrt ein paar Silben, die nicht verstanden werden konnten.

Sein Weib war nicht weit von der Ofenbank gestanden und hatte ihn so von der Seite angesehen.

„Na,“ sagte sie endlich, „jetzt ruck' nur aus.“

„Ein höllvermaledeites G'lumpert!" stieß der Mann wild hervor.

„— Aber, Sim, was —? wirst doch nit!" stotterte das Weib.

Da wendete er sich gegen sie und schrie ihr ins Gesicht: „Derstunken und derlogen ist's!"

„Wird leicht doch nicht sein," hauchte sie.

„Keinen Hundskreuzer haben wir!" rief er, „nit eine Nummer ist da, nit eine, die auf unserem höllmentischen Fetzen steht. 's ist eine angespielte Sach' oder 's ist ein helles Teufelsg'spiel, daß die Nummern, die du dir von den Strolchen hast aufschwatzen lassen, just zusammpaßt haben. Ausg'lacht haben sie mich, wie ich, der Narr, heut' hintrott und 's Geld haben will. Und gemeint hab' ich, bei der Gurgel packen müßt' ich ihn auf der Stell', den Lotterieschreiber, bis er mir mein' Sach' weist. Zum G'raten, daß sie mich nit eingesperrt haben. Ich sag' dir, Alte, eine Bestie kannst werden, wenn du dir zuerst einbildest, du hättest die Säckel voll Geld, und ein einzig Wort, ein Rauberwort, greift dir hinein und reißt dir's weg. So ein Rauberwort ist das gewesen, wie der Schreiber den Fetzen anschaut und sagt: Was wollt denn Ihr? Das soll ein Treffer sein? sagt er. Alles falsch. Nicht eine Nummer stimmt. — Lump! sag' ich ihm ins Gesicht, weil Ihr meint's, ein Arbeitsmensch kunnt sich nit verefentieren (verteidigen), so wollt's ihm's ablaugnen. Ja, wie ich sag', ein kleines G'fehlt hat's g'habt, daß sie mich nit in die Keichen (Arrest) stecken."

Die arme Maria setzte sich jetzt auf die Ofenbank und sagte kein Wort. Die Kinder kamen zu ihr und fragten, wo das Geld wäre. Dem Kleinen reinigte sie mit ihrer Schürze das Näschen. Und mit derselben Schürze fuhr

sie sich dann selbst zu Gesichte, um anscheinend ein ähnliches Geschäft zu verrichten, in Wahrheit aber, um in die Leinwand zu schluchzen.

„So was halt' ich für das größte Unglück," rief der Simon und ging, die Hände in den Hosentaschen, rasch über die Stube.

„Ist es auch," antwortete das Weib, „und oft genug hat der Schlagwirt gesagt: Die Armut kennst nur, wenn du einmal reich gewesen bist. Jetzt trifft's uns selber. — Ich hab' mir schon den Talschlösserhof gekauft gehabt," lachte sie mit nassen Augen.

„Der ist dir niedergebrannt und du darfst nit einmal Brandsteuer sammeln gehen."

Und sollten wieder fortrackern und fortkümmern in der Elendigkeit."

Er blieb vor ihr stehen und die Fäuste in den Taschen machten zwei große Knoten an den Hüften: „Weißt, daß ich jetzt ein schlechter Mensch werden kunnt?"

Sie sah ihn an.

„Ich trau' mir nimmer."

„So mußt halt nicht denken," sagte sie.

„Wenn's mir einmal so zusetzt, daß, wenn eins schon bettelarm ist, man vom Herrgott noch obendrein zum Narren gehalten wird — nachher bin ich alles imstand."

„So unchristlich möcht' ich mir auch wieder nicht denken," sagte das Weib.

„Ich möcht' auch nicht!" rief er, „aber wenn's einen so überfällt und der Mensch etwan in den Inn gestürzt ist, mit dem ich heut' unten bei der Kreuzwand zusammenkommen bin —"

Sie sprang von der Bank auf, daß das Sepple, welches

ihr im Schoß gehockt war, ordentlich auf den Boden hinabkollerte.

„Jesu Christi — Simon!“ kreischte sie, „wirst doch nichts angestellt haben!“

„Schon vor dem Postwirtshaus z' Landeck hab' ich ihn 'troffen. So ein Stadtherr, der sich vor lauter Gutleben in der Stadt gar nimmer zu helfen weiß, daß er für nichts im Gebirge herumsteigt, weil er sein Lebtag einmal möcht' müd' und hungrig werden. Mit einem Hunderter hat er den Postwirt auszahlt; hab's wohl gesehen, hat noch mehr so Papier gehabt in seiner Brieftaschen. Und nachher, wie ich später hell verzagt auf der Straßen dahergeh', zur linken Hand die Steinwand, zur rechten das Wasser, und kein Mensch ist weit und breit, als wie der Stadtherr, der ein paar Büchsenschuß vor mir hinsteigt, so hab' ich mir denkt: Simon, weil's heut' so schlecht ausgangen ist und daß du noch verlacht worden bist, dieweil deine Elendigkeit wieder neuerdings anhebt, wag' einmal ein ander G'spiel.“

„Simon!“ schrie das Weib, und als wenn sie ihn würgen wollte, fuhr sie mit den Fingern gegen seinen Hals: „Red' mir nit weiter!“

„Weiß auch nichts mehr,“ sagte er.

„Der lieb' Herrgott wird dich beschützt haben!“

„Auf den hab' ich nit denkt. — Du bist mir eingefallen — die Kinder —“ die Stimme verschlug's ihm.

„Geh',“ fuhr er dann spöttisch fort, „grimm dich nit um den Stadtherrn, der steigt frisch und gesund dem Engadin zu, und du hast ja so viel einen braven Mann, der läßt Weib und Kind schon noch eine Zeitlang Hunger leiden.“

„Vom Hunger leiden ist gar keine Red',“ sagte sie, „und wenn wir und unsere Kinder in Plag' und Kümmernus

fortleben müssen, so ist das freilich wohl bös, dieweil's anderen so gut geht, aber daß eins desweg' schlecht werden müßt' —"

„Sei lieber still!" fuhr er sie an, „wir sind einmal für die Mühsal auf der Welt, und da hilft kein Reden. Du bist auch so dumm! Hättest das Geld, das du hast gefunden, lieber im Sack behalten, anstatt dem Kaiser einzuspielen, der eh genug hat, wär' mir der heutige Tag verspart blieben und die Ärgernus. Das hättest dir denken mögen, hättest ein Tüpfel Verstand in deinem dicken Kopf."

„Freilich!" entgegnete sie gereizt, „zu tot gern hast mir's glaubt, wie ich dir vom Glück hab' erzählt. Und jetzt hätt' ich die Schuld! — Geht' weg, ihr Gezücht!" damit schob sie die beiden Kinder, die sich an sie gedrängt hatten, unwirsch von sich. „Euretwegen hat man nichts Gut's und kein Stündel Ruh' auf der Welt, und letztlich gebt auch ihr einem die Schuld seiner Tag', wenn's euch nit so geht, wie's euch tät taugen. — Wahr ist's: wer heiratet, der begeht siebenmal eine Narrheit und neunmal eine Dummheit, und gar eine Straf' Gottes ist's, wenn Betteleut' zusammenheiraten."

So ging's zu, und es war ein rechtes Elend zu dieser Stunde in dem sonst so friedlichen Steinwenderhause. Der Mann grollte, das Weib schmollte, die Kinder röhrten. Der Sepple aber, der sich gar nicht beruhigen wollte, weil er das Böse, so ins Haus eingekehrt war, schon ahnte — er bekam von der Mutter endlich doch eine Birne geschenkt, die ihm den Mund stopfen sollte. Der Simerl hockte in einem Winkel, nichts am Leibe, als das weiße Hemd, das ihm zur Feier des Tages angetan worden war. — Das erwartete Glück aber ließ sich fein entschuldigen, es sei bei Fürsten und Grafen geladen, es könne nicht kommen, schicke aber,

da die alte Armut denn einmal abgedankt sei, eine neue ins Haus. —

An der äußeren Seite der Stubentür war ein Tasten nach der Klinke, ein unsicheres Drücken an derselben, bis endlich die Tür ein wenig aufging, dann aber wieder langsam zugezogen wurde. Dem Kleinen kam das so unheimlich vor, daß er trotz allem von seinem Winkel zur Mutter schoß. Aber draußen war keine Ruhe, und an der hölzernen Türklinke knarrte und ächzte es leise, bis es dem Simon zu toll wurde. Er trat zornig zur Tür, riß sie auf — da kollerte ein alter Bettelmann, der sich an der Klinke gestützt haben mochte, über die Schwelle herein zu den Füßen des Holzers.

Diesem wäre der Bettler sehr gelegen gekommen, um an ihm seine Wut auslassen zu können! Aber vor allem mußte der Alte von der Erde aufgehoben werden. Tat wohl selbst das möglichste, der bresthafte Mann, um wieder auf die Beine zu kommen, aber der starke Arm des Simon war doch auch nötig. Und als der Holzer sah, wie ihn der Alte mit seinem abgezehrten stoppelbärtigen Gesichte, mit seinen müden und trüben Augen so traurig und dankbar anblickte, da verging ihm die Wildheit.

„Wie närrisch, daß Ihr da hereingefallen seid!“ sagte er.

Der Alte blickte ihn an und antwortete nichts.

Stand auch schon die Maria da und fragte: „Was wollt Ihr denn? Ist Euch letz geworden, gelt?“

Er richtete sein müdes Auge auch auf sie; mit halbgeöffnetem Munde und vorgebeugtem Haupte stand er da, und sagte noch immer kein Wort.

„Mein Gott, Ihr seid ja hell nit bei Euch selber!“ rief das Weib.

Da tastete der alte Mann zitternd nach ihrem Arm,

um sich zu stützen, und mit der anderen Hand fuhr er gegen den Mund und machte die Geste des Essens.

Jetzt blickte die Maria ihren Mann an und er sie. Nun wußten sie, der Greis hatte Hunger.

Der Simon hieß ihn auf die Ofenbank niedersetzen, aber der Alte hörte die Einladung nicht, er wankte wieder zur Tür hinaus, und vor derselben auf der Wandbank legte er mühevoll sein Bündel ab und setzte sich mit Hilfe seines Stockes daneben hin. Welch ein Mühsal, der selbst das Abrasten so sauer wird!

Das kleine Simerle auf dem Arm, das sich fest an sie schmiegte, eilte die Maria Steinwenderin in die Milchkammer und brachte eine volle Rein Milch heraus, von der sie nicht einmal die Rahmschichte weggeblasen hatte, wie sie sonst stets tat, wenn sie den Ihren die Gottesgabe auftischte. Der Simon nahm aus der Tischlade den Laib Brot, schnitt ein Stück davon ab, und das Messer ging tiefer, als sonst.

Und als die Maria an der Tür stand, an ihrer Seite der neugierige Sepple, der an seiner Birne nagte und dabei, halb in Furcht, halb in Mitleid, den alten Mann beschaute; an ihrem Arm das Knäbl im weißen Linnen, mit apfelroten Wangen und seinem Paar klaren Augensternen, und wie sie, die Maria, in ihrer drallen Gestalt, mit zierlich geflochtenem Blondhaar, dastand und mit einem Angesichte voll Milde und Wohlwollen die Milchschüssel reichte, da blickte der Simon nur so hin. — Und als der alte taubstumme, allverlassene Mann vorgebeugten Leibes mit zitternder Begier nach der Schüssel langte, während die blassen Lippen zuckten und aus den stieren Augen der Hunger glotzte, da blickte der Simon nur so hin.

Und während der Greis draußen Milch und Brot ver-

schlang und Maria in die Stube zurückgekehrt war, setzte sich der Holzer auf einen Dreifuß, hielt die Ellbogen auf seine nackten Knie gestützt und sah zu seinen Schuhspitzen hinab.

„Geh' her ein wenig, Maria," sagte er nach einer Weile, ohne aufzublicken.

Sie ging ganz leise zu ihm, neigte ihr Haupt nieder zu dem seinen und sagte: „Willst mir was, Simon?" Ihre Stimme war gütig.

„Maria," sprach er und zog mit beiden Händen, aber lässig die Riemen seiner Bundschuhe fester. „Mußt nit bös sein dessertweg, daß ich so bin gewesen. Mußt mir die Red' verzeihen, so schlecht, wie ich's gesagt, hab' ich's nit vermeint."

„Geh', sei nit närrisch," war die Antwort.

„Gar versündigen kunnt man sich mit solch gottlosem Reden," fuhr er fort. „Wenn man's nimmt, möcht' wissen, was uns fehlt? Sind gesund, mögen unsere Sach' verdienen, haben unser Dach und Fach, halten brav zusamm' und haben keine Feindschaftlichkeiten herum. Nachher — Maria — schau' dir einmal die zwei Buben da an. — Wenn man's nimmt und wenn man den alten Hascher anschaut da draußen, so kann man wohl sagen, wir sind nicht arm, wir sind reiche Leut'!"

Darauf antwortete das Weib: „Gerad' wie du's jetzt gesagt hast, so hab' ich denkt, wie ich dem armen Mann das Reindl Milch hab' gereicht. Der ist alt und krank und hat 'leicht keinen Menschen auf der Welt, zu dem er kunnt' seine Zuflucht nehmen. Und sein Anliegen, das kann er nit sagen und wollt' ihn wer trösten, so kann er's nit hören. Halb blind ist er auch schon. — Der ist arm und doch weiß man's nit, ob er auch unglücklich ist. Zwischen

Armut und Unglück liegt ein tiefer Graben, hab' ich oft gehört. Und anderteils, wenn man bedenkt, daß wir reich sind, damit wär' ich noch lang' nit zufrieden. In der Brust muß einem leicht sein — und das ist mir jetzt wieder. Schau' mich an, mein Simon! Gelt, du verzeihst mir das grob' Wort, das ich voreh hab' dahergeschrien, wo ich selber nit dran glaubt hab'. Gelt, Simon, 's tut dir nit mehr weh?"

Er neigte mit dem Kopfe tief hinab, zog die Schuhriemen ganz übermäßig fest zusammen und sah starr zu Boden.

Jetzt ging wieder die Tür auf, ganz leise, aber weit, und herein schaute der alte Bettelmann und der hatte ein ganz anderes Gesicht, als das erstemal, und die Augen waren lebhafter. Er war gestärkt.

Und als er sah, daß die Eheleute auf ihn hinschauten, tappte er mit dem Finger seiner rechten Hand auf die linke Seite seiner Brust und zeigte darauf hastig mit demselben Finger nach oben, gegen den Himmel, wo der Vergelter wohnt.

„Gesegne Euch's Gott!" rief ihm die Maria zu, gleichwohl sie wußte, daß er taubstumm war.

Der Simon sprang auf, rascher, als man es sonst tut, wenn man ein gut Werk verrichten will, schnitt noch ein Stück Brot ab und reichte es dem Alten.

Dieser dankte durch allerlei Gebärden, dann trippelte er auf seine Bank zurück, lud das Bündel auf den Rücken, faßte den Stock und wandelte davon. Beinahe frisch und munter sah er aus, der Gesättigte, aber der Schüssel, die auf der Bank stehen geblieben, war es nicht anzusehen, was heute in ihr gewesen sein mochte.

Der Simon hatte dem Alten eine Weile nachgeblickt;

dann setzte er sich wieder auf den Dreifuß, aber mit der Miene des Behagens. Dann tat er einen Pfiff und sagte: „Geht her, Buben, wir wollen eins hopsen miteinand'! — Und du, Mutter, wenn du was zum Essen hast, so bring's herein, sonst krieg' ich Schaben im Magen."

Da war sie die geschäftige Hausfrau und das glückselige Weib. Und der Simon, als er am Tische stand und Brot in die Suppe schnitt, wackelte mit dem Haupte und murmelte: „Du verdangelte Sach'! Jetzund wär' ich heut' bald verrückt worden. Eine Schand für die Welt, daß der Bettelmann muß reich machen!"

Zwei, die sich nicht mögen.

Eines Sonntags nach dem Gottesdienst war's, da klopfte es sehr höflich an der Stubentür des alten Herrn Pfarrers von Großhöfen.

„Herein!" rief der Pfarrer. Es ist erfreulich, daß er trotz seines schneeweißen Haupthaares noch die frische Stimme hat. Was draußen war, ging aber nicht herein, sondern klopfte noch einmal. Wenn man bittweise kommt, kann man nicht höflich genug sein.

„Ist ja offen!" schreit der Pfarrer. Da geht endlich die Tür auf und ein gut untersetzter, kerngesunder Bauernbursche windet sich schwerfällig herein und lacht gutmütig auf den Pfarrer her.

„Ei schau," sagt dieser und rückt sich auf seinem Ledersessel zurecht, „der junge Vetter läßt sich einmal ansehen."

Der junge Vetter hebt ein wenig die Hand gegen den Kopf, läßt sie aber auf halbem Wege stehen. Er weiß nicht recht, ob man vor dem Pfarrer, auch wenn er Oheim ist, den Hut abnehmen soll. Der geistliche Herr ist nämlich der Bruder seines Vaters, und vor solchen Blutsfreunden — kurz, der Bursche weiß nicht, was sich schickt, will aber doch auch nichts Unschicksames machen und —

„Nur herab mit dem Hut, Franzl," sagt der Pfarrer lachend, „genier' dich nicht. — Noch alleweil wachsen tust."

Der Franzl bleibt mitten in der Stube stehen und lacht immer noch so her. Der Hut wäre glücklich herunten, jetzt aber weiß er nicht, soll er ihn in den Händen halten oder sonst wo hintun, heut' scheniert er sich so viel.

„Wie geht's, wie steht's, Franzl?" fragt der Pfarrer.

Der Bursche hat noch nicht ein einziges Wort gesagt, es ist also die höchste Zeit, daß er etwas Passendes spricht.

„Ei Teuxel," sagt er, „wie wird's gehen? Beim bessern Ort nix nutz."

„Oho! Wenn einmal ein junger Bursche so klagt! Und der einzige Ebenholzersohn obendrein, der mit zwei Rössern in die Kirche fährt."

„Kunnt wohl sein," meint der Franzl, setzt sich auf eine Bank und trifft Anstalten, seine Tabakspfeife in Brand zu tun, aus lauter Verlegenheit. Die beinerne Rohrspitze zwischen den Zähnen, mit zwei Fingern aus der halb übergestülpten Tabaksblase die Pfeife stopfend, sagt er: „Ist halt eine zuwidere Sach' das, jetzt für mich."

„Haben sie dich etwa gar zu den Soldaten genommen?"

„Das nit. Ich habe Plattfüß', hat der Feldscher gesagt. Aber mein Vater hat mir jetzt die Wirtschaft übergeben."

„Das wird dich doch nicht kränken!" ruft der Pfarrer.

„Das just nit. Aber haben muß ich wen. Und deswegist's zuwider. Beweiben soll ich mich jetzt."

Der alte Herr lugt den Burschen an. „Solches wird wohl kein Unglück sein," sagt er dann.

„Kein Unglück just nit," meint der Franzl.

„Und Sorgen wird's dir auch nit viel machen."

„Wohl, wohl!" sagt der Bursche und nebelt Rauch aus.

„Franzl," spricht der alte Herr, „geh', tu' mir den Gefallen und leg' den Stinktiegel weg."

„Mag der Herr Vetter leicht das Rauchen nit leiden?“ fragt der Bursche und nebelt weiter.

„Ist mir lieber, wenn du's bleiben läßt in der Stube.“

„Das kann ich eh' tun,“ sagt der Franzl gutmütig und legt die Pfeife auf das nebenstehende Betpult.

„Wollen dafür eins schnupfen miteinand,“ sagt der Pfarrer und reicht die Dose her.

„Wann ich Verlaub han,“ sagt der Franzl, macht aus den zwei Fingern kunstgerecht ein Zänglein, taucht ein und steckt sich die Nüstern an.

„Und jetzt erzähle mir halt deine Schmerzen, Franzl,“ lenkt der Pfarrer ein, „und weswegen dir das Heiraten zuwider ist.“

„Zuwider sonst nit,“ gesteht der Franzl, „sein tut's halt so — ah — ah — ahzih!“

„Helf Gott!“ sagt der Pfarrer. Es muß aber was passiert sein, der Franzl wird feuerrot.

„Mach' dir nichts draus,“ tröstet der alte Herr, „ist halt eine Hosennaht gesprungen. — Na halt, wenn schon, denn schon! sagt der Preußenkönig. Frisch anpacken!“

„Ich weiß mir frei keine,“ meint der Franzl und fährt sich mit dem roten Sacktuch über das Gesicht. „Wenn halt der Herr Vetter eine tät wissen.“

„Ich? Für dich? Na hörst, Junge! Ich werde sie dir anbinden, aber suchen mußt du sie selber. Es gibt ihrer mehr als genug.“

„Das ist eben der Teuxel,“ meint der Franzl, „daß ihrer so viele sind. Wär' nur eine, da tät' mir keine Wahl weh'.“

„Besinne dich einmal,“ riet der alte Herr, „eine wird dir doch lieber sein als die anderen.“

„Wird mir ziemlich Wurscht sein. Wenn mich der

Herr Vetter wollt' fragen, die, welche ich am wenigsten mag — da kunnt ich Antwort geben."

„Und welche ist denn dieselbe?"

„Die Haubruggerische ist's!" ruft der Franzl und wird neuerdings rot im Gesicht.

„Und weswegen wolltest du gerade diese nicht? Ist ja ein kreuzbraves, arbeitsames Dirndl. Haben tut sie auch was."

„Aber der Stolz! Herr Pfarrer! Eine Schmalzgräfin kunnt sie sein, so stolz! Soll sich in ein Glaskastel einfassen lassen. Freilich auf den Altar dürft' man so ein Frauenbild nit stellen, die tät' keinen Menschen erhören bei der Maiandacht."

„Wie kommst denn jetzt auf die Maiandacht!" frägt der Pfarrer. „Franzl, du mußt über die Haubruggerische schon höllisch gekränkt sein. Hast gewiß schon eine Wallfahrt zu ihr gemacht und hast unerhört wieder fortmüssen. Hab' ich's erraten?"

Der Bursche nimmt sein Pfeifenzeug in die Hand, schraubt an dem Rohr, als wäre es nicht fest genug im Tiegel, legt es wieder hin und murmelt: „Wird nit weit gefehlt sein."

„Schön," sagt der Pfarrer, „da hätten wir sie schon."

„Ich nit, ich," meinte der Franzl, „ich sag' nichts mehr zu ihr. Werd' mich nit noch einmal abtrumpfen lassen. Von der Haubruggerischen Prinzessin da." Darauf nimmt er seinen Hut, schaut ihn über und über an, auch inwendig, wie es mit dem Futter steht und sagt: „Hätt' halt ein großes Gebitt." Dabei macht er ein Auge zu und mit dem anderen zwinkert er.

„Hast dir dein Blinzeln noch nicht abgewöhnt!" lacht der alte Herr. „Dein Vater hat's auch gehabt. Alleweil

ein Aug' zudrücken! Erspar' dir das, bis du ein Weib hast. — Also was denn, Franzl, was denn?"

„Zum Herrn Vetter kommen allerhand so Weibsbilder. Wenn er mir halt eine tät' aussuchen."

Der Pfarrer schaut so eine Weile auf den Burschen hin, klopft dann auf die Dose, nimmt eine Prise und spricht: „Du bist mir ein sauberer Held, du!"

„Sonst laß ich's gar sein," sagt der Franzl und steht auf. „Ich kann die alte Thresel-Muhm auch nehmen zum Wirtschaften. Ich brauch' kein Weib."

„Nur nicht gleich so verzagt! Ich will sehen, was sich machen läßt." So der Pfarrer.

„Bitt' gar schön," sagt der Bursche und preßt zwischen den zwei Fäusten, die ein Händefalten zur Not andeuten wollen, den Hut zusammen.

„Ja, ja, geh' nur!" versetzt der Pfarrer, dem Neffen auf die Achsel klopfend.

Ob er bald nachfragen kommen dürfe? will der Bursche noch wissen, dann windet er sich täppisch zur Tür hinaus.

* * *

Einige Tage später, als der alte, würdige Pfarrer über den Kirchplatz geht und die Dorfdirndln zutraulich herbeikommen und ihm die Hand küssen, faßt er die Haubruggerische, die Hannerl, so ein wenig am Kinn und sagt: „Schau, du läßt dich auch nicht mehr sehen im Pfarrhof. Kleinerweise, ja, da kommen sie, aber wenn sie halt groß und sauber werden, da vergessen sie den alten Herrn. Na, bleib' nur schön brav, Dirndl!"

Schämig duckt sie sich hinter die anderen, heimlich voller Glück und Stolz darüber, daß der Pfarrer gerade zu ihr die freundlichen Worte gesagt hat.

Am nächsten Sonntage nach dem Nachmittagssegen spricht die Hannerl schon vor im Pfarrhof. Ein Gartentöpflein trägt sie mit einem Nelkenstamm und den will sie dem Herrn Pfarrer verehren.

„Der Tausendsapperlot!" ruft der Pfarrer, „das ist ja schon gar aus der Weis'! Die Menge von Knospen, die dran sind! Hast du den schönen Stamm selber gezügelt, Hannerl?"

„Kann wohl sein," meint sie, „aber ist halt nit gar groß."

Sie stellt den Topf behutsam auf einen Tisch, aber ganz an den Rand, weil sie das für bescheidener und schicklicher hält. Auch wie sie sich hierauf niedersetzen muß, setzt sie sich ganz an die Ecke des hölzernen Stuhles — beileibe nicht auf die lederne Bank — und hält mit beiden Händen das zierlich gefaltene Tüchlein an den Busen und weiß nichts zu reden.

Auch dem alten Herrn geht's schier nicht besser und da müssen Vater und Mutter her. — „Was machen sie alleweil? Sind sie gesund?"

„Dank der Nachfrag', gottlob, so weit ja."

„Und dein Bruder, tut er noch fleißig Klarinett' blasen?"

„Jetzt hat er nit Zeit dazu," flüstert das Dirndl und macht ein schalkhaftes Gesicht.

„Wieso denn?"

„Geht ja jetzt biedeln (brautwerben) um!"

„Der Tausend! Dein Bruder, der Jörgel?" — Der alte Herr tut, als ob er von nichts wisse. „Da kriegst du nachher gar eine schöne Schwägerin ins Haus."

„Gefreu' mich zwar nit gar recht viel drauf," meint die Hannerl und glättet mit der flachen Hand an ihrem Tüchelchen eine Falte.

„Nachher tät' ich ihm's nachmachen," sagt der Pfarrer.

„Wem?" frägt das Dirndl und schlägt die großen schwarzen Augen auf.

„Dem Bruder. Heiraten täte ich auch."

Sie tut einen hellen Lacher. So was muß man für Spaß nehmen; alsogleich aber hält sie das Tüchlein vor den Mund, als ob sie zu vorlaut gewesen wäre mit dem Lachen.

„Im Ernst, Hannerl," sagt der Pfarrer, „ich denke, es ist schon bald Zeit, daß du ans Heiraten denkst."

„Ich mag nit heiraten," sagt sie.

„Ei, das wird wohl dein Ernst nicht sein."

„Das Heiraten wär' halt ein kitzlich Ding, sagt meine Base, die Seffel."

„Da hat deine Base, die Seffel, freilich wohl recht," entgegnet der alte Herr, „aber so saubere und brave Dirndln dürfen nit ledig bleiben. Wäre doch schad'."

„Wird desweg die Welt nit zusamm'fallen," meint sie und neigt züchtig ihr Köpfchen.

Der Pfarrer spielt auf dem Tisch so ein wenig mit seiner braunbeinernen Schnupftabaksdose, stellt sie auf die Schmalseite, legt sie wieder um, stellt sie wieder auf und sagt: „Ich wüßte dir einen."

Sie schämt sich in ihr Handtüchlein hinein und meint: „'s selb wird nit sein."

„Ja, ja, Hannerl. Ein braver tüchtiger Bursch'. Ein sauberer Bursch'. Könntest gleich Großbäuerin werden."

„'s selb wär' mir nit z'wider," lacht sie.

„Wird dir auch der Bursch' nicht zuwider sein, denke ich," sagt der Pfarrer; „was meinst denn du zum Ebenholzer-Franzl?"

„Der?" sagt die Hannerl und ist ein wenig überrascht.

„Das wäre der Rechte für dich, tät' ich meinen."

„Den mag ich nit!" sagt das Dirndl.

„Ei das!" ruft der Pfarrer.

Sie schüttelt das Haupt, ihre Wangen sind rot geworden und die Mundwinkel zucken ein bißchen.

„Ja, warum denn?" fragt der Pfarrer. „Der Ebenholzer-Franzl ist nicht zu verachten. Hab' ihm kürzlich erst beim Ackern zugesehen. Wie der den Pflug packt mit einer Hand und ihn in die Furche setzt! Man meint, es geht alles von selber. 's ist gerade lustig, dem bei der Arbeit zuzuschauen. Gutherzig ist er auch, soviel ich weiß. Und gern hat er dich. Schon lange hat er dich gern, Hannerl. Drauf kannst du dich verlassen."

„Und ich will ihn nit," sagt das Dirndl.

Der Pfarrer schiebt die Dose wieder ein paarmal über, dann sagt er: „Na, wenn du ihn nicht willst, das ist was anderes. Muß halt schauen, daß man eine andere für ihn findet. Ein Weib muß er haben, weil er das Haus übernimmt. — Wie geht's dir sonst, Hannerl?"

„Muß schon gut sein," sagt sie und zupft am Handtüchel.

„Wie steht die Feldfrucht bei euch?"

„Soweit gut," sagt sie und dreht aus der Tuchecke einen Zipfel.

„Wenn das Wetter so forttut," meint der Pfarrer, „so haben wir ein gutes Körndel zu hoffen."

Das Dirndl sagt nichts.

„Die Wiesen bedürfen Regen."

Das Dirndl sagt nichts, sondern lockert sachte den Tuchzipfel wieder auseinander.

„Heißt's halt fleißig wässern."

„Wenn," spricht nun die Hannerl und windet schier

mit Gewalt das Tüchel zu einem Strick, „wenn der Herr Pfarrer schon durchaus will —"

„Was meinst, Dirndl?"

„— daß ich ihn nehmen soll —"

„Nein, nein, Kind, wenn du nicht selber willst," sagt der Pfarrer, „zu einem so wichtigen Schritt darf man niemand zwingen. Er wird schon eine finden."

Der Strick wird immer fester gedreht, immer fester. Plötzlich wirft sie das zusammengewundene Tüchel zu Boden und sagt: „Gut, ich nehme ihn."

Zwei, die sich mögen.

Es war Feierabend vor der Kirchweih. Im Steinleitnerhof ruhten die Werkzeuge, und die untergehende Sonne legte schon den Feiertagsschein darauf. Der alte Steinleitner hatte sein Kinn rasiert und seine dünnen grauenden Haare glatt gestrichen und das grüne Samtkäppchen daraufgesetzt. Die weißärmeligen Hände in die Hosentaschen gesteckt, so ging er jetzt ums Haus herum — er suchte seinen Sohn. Mit dem hatte er was zu besprechen; kann's mit Güte abgemacht werden, dachte er, so wird's am besten sein. Er hatte stark vorspringende Stirnknochen, wie Leute, die geschaffen sind, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Daher ist sein liebevolles Fürnehmen doppelt erfreulich. Anderseits ging auch sein Sohn, der Martel, ums Haus herum; das war ein kerniger Bursch' so zwischen vierundzwanzig und dreißig — näher ist bei diesen Bauernköpfen das Alter ja selten zu bestimmen. Er hatte einen großen schwarzen Schnurrbart, kleine scharfblitzende Augen und auf dem buschigen Kopfe eine schwarz- und rotgestreifte Zipfelmütze, aber ohne die dazugehörige Quaste, weil der Martel das Gängeln und Baumeln nicht leiden mag. Nun gängelte und baumelte aber seit einiger Zeit im Hofe etwas, das war nicht so leicht festzukriegen wie die Quaste an der Zipfelmütze, und darum wollte auch er heute mit dem Alten ein Wörtel reden. So ein Wörtel mit dem Alten redet man

sein Lebtag' nur einmal, und darum ist's am besten, wenn's in Güte geschehen kann.

Also geht jeder der beiden mit seinem Anliegen dem anderen entgegen, und wie die vorsätzliche Güte ausgefallen ist, das werden wir bald erfahren.

Dort, wo unter vorspringendem Lattendach die Mostpresse steht, dort begegnen sie sich.

„Magst nicht rasten, Martel?" sagte der Alte und setzte sich selber auf den Schragen, „mußt ja müd' sein, wie du wieder brav zur Arbeit g'schaut hast in dieser Wochen — recht wolter brav."

„Für seine eigene Sach' arbeiten, das macht nicht müd'," antwortete der Bursche und rüttelte an dem Preßbaum, als ob er nur darum stehengeblieben wäre. Er setzte sich nicht nieder.

„Für eigene Sach', meinst," sagte der Alte, „freilich wohl. Kriegst sie auch, die Wirtschaft, in ein paar Jahrln. Bist mir alleweil lieb gewest. Über und über wär's in Ordnung mit dir, bis auf ein klein Stückel. Bis auf ein ganz klein Stückel, mein Martel. Wenn du mir das Stückel wolltest lassen, ich wüßt mir auf der Welt keinen besseren Buben zu finden, als wie du bist. Auf der Welt keinen."

Der Martel tat, als sinne er nach, und dann sagte er: „Kunnt mir's nit denken, was der Vater meint."

„Nit? Und daß dir dein Gewissen nichts vorwirft? Schau', nicht allein meinetwegen, Martel, auch unsers Herrgott's wegen. Hat uns heuer wieder ein so gutes Jahr geschenkt. Das viele Korn! Most, verhoff' ich, kriegen wir auch der Eimer vierzig, und guten. Sollst wohl doch ein bissel dankbar sein und dem Herrgott eine Freude machen. Und ich weiß es, Martel, er hat eine, wenn du die Dudel laufen laßt . . ."

Damit war der alte Steinleitner rasch aufgestanden und versuchte jetzt des Burschen Hand zu fassen, die der aber wieder an den Preßbaum legte, als wollte er ihn tiefer unter das Dach schieben.

„Geh', Martel, mach' uns die Freud', mir und dem Herrgott, laß sie laufen. Das ist keine für dich. Bist auch noch zu jung, schau', ich hab' erst in meinem Zweiunddreißigsten geheiratet."

„Ich hätt's nit verlangt, daß mich der Vater auf seine Hochzeit mitgenommen —" warf der Bursche ein, biß sich jedoch sofort auf die Lippen, als sollte es nicht gesagt sein.

„Meinst was damit?" fragte der Alte schief und streckte seinen Kopf vor.

„Will's nit gesagt haben," versetzte der Bursche, „in diesen Stücken ist jeder sein eigener Herr. Ist aber mein Denken, daß wir dennoch gut miteinander auskommen sollen, Vater. Was sollen denn wir zwei uns das Leben sauer machen? Der Vater hat die Wirtschaft auf die Höhe gebracht, er soll ihr vorstehen noch viele Jahre lang. Ich verlang' mir nit die Herrschaft im Haus. Aber das muß ich den Vater schon bitten, daß ich jetzt heirate und mit meinem Weib — die Magd sein soll, wie ich der Knecht — auf dem Steinleitnerhof leben will. Das wollt' ich dem Vater heut' sagen und verhoff' ich, es wird kein Unwillen sein."

So sprach der Bursche. Auf das faltete der Alte seine Hände und sagte: „Martel, das tu mir und deiner Mutter nicht an, daß du jetzt schon eine junge Bäuerin ins Haus bringst — ich bitt' dich um tausend Gotteswillen! Du siehst es in anderen Häusern, wie das ein Elend ist, wenn zwei Weiber sind und jede das Recht haben will. Und erst gar diese Dudel! Für Leut', die sich nicht ausstehen mögen,

wird die Welt zu eng, und jetzt soll uns das kleine Steinleitnerhaus weit genug sein? Ich mag sie nicht, die Dudel, und ich mag sie einmal nicht!"

„Wenn der Junge allemal die heiraten sollt', so der Alte möcht', da kunnt der Herrgott die Weltkugel bald in den Sack stecken. Der muß mit den Jungen wirtschaften und nit mit den Alten!" So der Martel.

Das verdroß den Alten, mit der Faust gab er sich einen Hieb an den Oberschenkel, daß das Leder daran knarrte, und rief: „Du nimmst sie nicht, die Dudel!"

„Der Vater kann's wehren, daß ich sie nicht ins Haus bring', das kann er; aber mir — der alt genug ist und sich soweit nichts vorzuwerfen hat — das Heiraten versagen, das kann er nicht!"

„Das Heiraten versag' ich dir nicht. Zehn kannst nehmen, wenn du magst, für jeden Finger eine, wenn du magst. Aber die nimmst mir nicht. Aus ist's!"

„Schandfleck, der seinen Vaterleuten nicht folgt!" schrie jetzt eine weibliche Stimme zur Türe heraus und goß einen Kübel Spülicht gerade gegen den Martel hin.

„Schandfleck, wahr ist's!" gab auch der Alte scharf bei, „folgen wirst deinen Eltern, Laff, verdammter!"

„Vaterleut!" sagte nun der Martel, „wenn ihr gewußt hättet, was auf eure Reden geschieht! Ihr hättet sie nie gesagt. Wenn ihr sie nit zurücknehmt, so bin ich von dieser Stund' an fremd in eurem Haus. Ich folg' euch, wo es die Pflicht ist; in dem Stuck folg' ich euch nit. Nehmt's zurück, euer Wort!"

„Schandfleck!" zeterten die beiden Alten noch giftiger.

„Ihr seid nimmer ganz jung," fuhr der Bursche ruhig fort. „Daß es euch nit reut! Ihr habt keinen, als wie mich. Ich brauch' den Steinleitnerhof nit. Schenkt ihn

einem, daß er dafür euch eine heiratet, und nit sich selber. Wenn ihr so einen findet . . ."

„Geh' zum Teufel, du Racker!" kreischte der Alte und hob beide Arme empor, als wollte er seinen Sohn damit verscheuchen oder niederschlagen.

Ohne ein Wort zu sagen, ging dieser in seine Kammer, trat nach einem Weilchen aus derselben hervor und hatte einen vollbepackten Tragkorb auf dem Rücken. Seine Kleider und sein Bettzeug hatte er aufgepackt. Er ging nun zu seinen Eltern, die drinnen am Feuerherd standen und noch vor Erregung zitterten. Schweigend hielt er ihnen die Hand hin zum Abschied. Der Alte tat einen scharfen Wink mit seiner Linken: „Fahr' hin" — und so schieden Kind und Eltern, ohne sich auch nur mit den Fingerspitzen berührt zu haben.

Als der Martel aus den Augen war, wollte ihm die Mutter nachstürzen; der Alte hielt sie starr am Arm zurück: „Mach' keine Dummheit, Weib. Der kommt uns wieder."

„Der kommt uns nimmer," sagte sie und begann zu weinen. „Ich kenn' meinen Martel, wenn der sich was auffetzt, so bleibt er dabei."

„Die Dudel hat ihn verruckt gemacht," knurrte der Steinleitner, „verhext hat sie ihn, ich will drauf wetten. Dieses Spulergesindel ist alles imstand! Jetzt geh' ich auf der Stell' ins Spulerhäusel hinab und rauf' ihnen die Haar aus. Allen rauf' ich sie aus!"

Er wollte fort, sie war zur Besinnung gekommen und ergriff seine Hand: „Vorhin hast du mich zurückgehalten, jetzt tu' ich's. Im Zorne muß man so heikle Sachen nicht anpacken. Heut' bleib' daheim und schlaf' darüber, morgen tu', was du willst."

Das war klug gesprochen für ein Weib, dem selbst herb war in der Brust. Er blieb daheim, aber er schlief nicht, sondern wachte die ganze Nacht und sann und überlegte, was da zu machen wäre. Sauber und fein ist sie freilich; der Narr, er hätte sich's damit genug sein lassen sollen. Aber heiraten!

Man sagt den Spulerleuten nichts Gutes nach. Ein eingewandertes Gesindel! Sogar lange Finger sollen sie haben, wenn's leicht geht. Beweisen! So klug sind sie schon, daß sie sich nichts beweisen lassen. Der Alte tut, als erwerbe er sich im Holzschlag seine Sach'! Das Weib geht betteln. Die Söhne weiß man ohnehin, wie sie's treiben, und das Mädel will sein bissel Schönheit jetzt um einen festen Bauernhof ausspielen. Na, ich glaub's. Und schon gar, wenn so ein kerniger Bursch dran hängt. Ich glaub's. Zu scharf sind wir dreingefahren heut'. Wir wollen es mit Feinheiten probieren, vielleicht geht's besser. Morgen früh geh' ich ins Spulerhäusel hinab und red' ihnen im Guten zu. Auch dem Martel. Wo wird er sein, als unten bei der Dudel! Liebschaft, ich hab' nichts dagegen. Aber heiraten nicht. Brauchen sie Korn, Holz oder was, sie sollen es haben. Vom Vorjahr her sind sie mir noch ein Stück Loden schuldig, soll vergessen sein. Ihre Geißen mögen sie auf meine Brachen treiben, sollen keinen schlechten Nachbar haben an dem Steinleitner, nur den Buben sollen sie mir nicht närrisch machen, nur das nicht. Und jetzt in Gottesnamen schlafen, morgen heißt's munter sein.

Das waren seine Gedanken und Pläne. Der Morgenstern fand ihn noch mit offenen Augen.

* * *

Als die Sonne so hoch war, daß sie niederschien über die Waldhöhen ins Engtal, trat der Steinleitner im Spulerhäusel ein. Das war ein ärmlicher Holzbau und mit Lehm verworfen. Die Fensterscheiben waren teils aus Papier, aber davor standen in Töpfen frische Blumen. Im Vorgemach, das zugleich Küche war, hantierte am kümmerlichen Herd das Spulerweib in etwas zerfahrenem Anzug. An dem faltenreich und schlaff hinabhängenden Kittel zerrten ein paar halbnackte Rangen, die sich auf dem bloßen Lehmboden herumwälzten. Als der Bauer durch die niedrige Tür in die Stube trat, sah er auch dort ein Nest mit kleinen Kindern, vom Wickelkind an bis zu Geschöpfen von etwa zwei Jahren. Sie krochen auf und unter verschlissenen Kissen herum, die auf dem Fußboden lagen. Das Kleinste lag in dem breiten Familienbett, unter dessen bunten Lappen noch mehrere vergraben sein konnten. Ein anderes kletterte kreischend an einem Stuhle hinauf; noch ein paar andere balgten sich im Ofenwinkel, und der Bauer mußte nur acht geben, daß er bei seinem Eintritte nicht auf die Brut trete.

Am Rande des Bettes saß der Spuler, der einen Höcker hatte und einen langen grauen Bart, welcher so tief unter dem Kinn hervorging, als wäre er nicht von den Backen, sondern vom Hals herausgewachsen. Die langen, dünnen Haupthaare hatte er von beiden Seiten hinauf über dem Scheitel in einem Knötlein zusammengebunden, der Glatze wegen. So saß er da und umwickelte eben die Schuhe an seinen Füßen mit einem Strohband, daß sie nicht auseinanderklafften.

„Ich muß schon ein wenig hereinfragen," sagte der Steinleitner ohne besonderen Gruß, „ob vielleicht mein Martel da ist?"

„Sie sind schon fort, vor einer Stunde schon," ant-

wortete der Spuler. Dann trat er dem Bauer entgegen: „Grüß dich Gott, Schwieger! Wirst hinwegkrauchen, Wurm, elendiger!" Das letztere galt einem Knäblein, dem er bei der Begrüßung auf die Zehen getreten war, und der jetzt ein Zetergeschrei erhob. „Wär' schon ich zu dir kommen, Nachbar. Na, mich gefreut's, mich gefreut's."

„Will wissen, wo mein Bub ist," fragte der Bauer.

„Wo? Zum Pfarrer sind sie in aller Fruh, die jungen Leut'! Ich und mein Weib haben es ihm noch vorgestellt, er soll sich Zeit lassen und überlegen. Das schon, daß er ein braves Weib kriegt an unserer Tochter, aber sonst: haben tut sie nichts, sein tut sie nichts, und wissen wir nicht, ob sie in allen Stucken passen wird für eine Steinleithoferin. Wir wollen kein Falsch haben und wissen recht gut, daß es unsere Tochter büßen müßt' späterer Zeit, wenn wir sie jetzt mit Trug täten verschachern. Wir reden nicht zu, wir reden nicht ab. Aber sein hat's müssen, heut', auf einmal, so daß ich schon zu meiner Alten hab' gesagt: sie müssen eine starke Ursach' haben, daß sie so eilen."

„Der Ursach' wegen, wenn ich dich versteh', wollt' ich gern ein Aug' zudrucken," sagte der Steinleitner.

„Laß es nicht darauf ankommen, Nachbar, ich rat' dir's," sprach der Spuler schier so leise, daß der Kinderlärm darüberging. „Wie es meine zwei Buben treiben — das ist ein Elend! Hab' sie abgehalten vom Heiraten in meiner tollen Verblendung. Der Mensch, und der eigene Vater noch dazu, kann ja so schlecht wie der Beelzebub sein, wenn er dumm ist, allzudumm, blitzdumm, so strohmarterdumm, als wie ich. Den Kopf kunnt ich mir wegreißen. Seid's gescheit, hab' ich gesagt. Sollt's desweg das Weibervolk ja nicht verachten, hab' ich gesagt, nur binden

tut's euch nicht und ein Hauskreuz aufladen, das ihr nachher nimmer vom Buckel kriegt's. Wäre schad' um eure jungen Jahr', hab' ich gesagt!"

„Verstanden haben mich meine Buben," fuhr der Spuler fort, „gescheit sind sie gewesen und jetzt schicken mir die Lotter alle Jahr' — — weg da unter den Füßen, ihr Ungezliefer! — Das ist ein Elend, mein Mensch! Na, Hiesele, geh', krauch' herauf an mein altes Kamelgeripp', ist nicht so schlimm gemeint gewest, bist ja doch mein Hiesele du!"

So schwatzte der alte Häusler abwechselnd mit dem Bauern und mit den Kindern. Man hätte es ihm anmerken können, daß insgeheim ihn sein Gewissen peinigte, weil er dazu beigetragen, der Söhne gutes menschliches Recht und Trachten nach einem eigenen Herd zu verkürzen, zu hintertreiben, und wie er diesen Irrtum an seiner Tochter nun wieder gutmachen wollte.

Als ob er nichts gehört hätte, fragte jetzt der Steinleitner: „Und die zwei, was wollen sie denn machen beim Pfarrer?"

„Weil ich nicht glaub', daß sie sich begraben lassen wollen," sagte der Spuler, „so denke ich, sie werden sich versprechen."

„So hol's der dreidoppelte Teufel übereinand!" schrie der Bauer und stürmte davon.

Wie ein Wahnwitziger rannte er wegshin und durch den Wald hinauf, seinem Hause zu. Es war ihm, als höhnten die Bäume und schaukelten spottend ihre Wipfel, und die Vögel pfiffen ihn aus. Der hochpropere Steinleitner, der alleweil der erste hat sein wollen an Ehrenhaftigkeit, der jeden Nachbarn über die Achsel angesehen, weil er — der Steinleithofer — in der Gegend der einzige war, der auf seinem Hause jetzt einen hundertachtzigjäh-

rigen Familienstammbaum aufweisen konnte, wie sich's im Pfarrbuch wies! Der stolze Steinleitner jetzt der Spulerleute Schwieher! Ein einziger Spatz war vernünftig unter dem losen Gevögel; ist's denn eine Ehr' für den jungen Steinleitner, zwitscherte dieser Spatz, wenn er eine von oben herabholt? Ist's nicht eine größere Ehr', wenn er eine von unten hinauf heiratet? Ich nehm' mir keine Geierstochter von der Höh', die wollte gleich fertig sein mit mir, da möcht' ich mir lieber die Amsel oder gar das Kibitzl, da könnt' ich von oben herabschauen auf sie, anstatt sie auf mich. Sei kein Lapp, Bauer! Machst zu dem, was unvermeidlich ist, einen Ja-Deuter mit dem Kopf, so halten dich die Leute bald für klug und du selber wirst dir kaum vorzuwerfen haben: Ei, hätt' ich's anders gemacht! — Nicht schlecht, was der Spatz da schwatzte, aber der Bauer war arg mißmutig, schon auch über sich selber, daß er heute wieder so arg in Zorn geraten, wo er sich doch vorgenommen, die Sache mit Feinheit zu schlichten. Ihnen zum Pfarrer nachgehen? Das Pfarrdorf steht dort drüben, aber beim Pfarrer richtet man in dieser Sache nichts aus, so einer will alles zusammenheiraten lassen, schon aus Bosheit darüber, daß er selber ledig bleiben muß.

Arg verwirrt kam der Bauer heim, aber er sagte nichts, er knurrte nur, als ihn das Weib fragte, was er ausgerichtet.

So war's.

Und nun kamen unterschiedliche Zeiten. Zuerst kam der Tag der Trauung des jungen Paares: es waren keine Musikanten dabei, es waren keine lustigen Gäste dabei, es war auch der Steinleitner nicht dabei. Der ging an jenem Tage in Einödden um, wo er vermuten konnte, daß ihm kein Mensch begegnete.

Bald hernach hörte der Bauer — ganz zufällig wohl, denn er fragte nicht danach und litt es auch nicht, daß in seinem Hause von seinem Sohn gesprochen werde — der Martel habe draußen in einem großen Eisenhammer Arbeit gefunden und mit seinem Weibe ein Stübchen im dortigen Werksarbeiterhause bezogen. Der Steinleitner mußte einen fremden Knecht ins Haus nehmen, der den Martel ersetzen sollte. Das war ein langweiliger, unsauberer Patron, wollte sich aber fortwährend durch geschmeidige Reden und Hervorheben seiner Leistungen und seines guten Herzens einschleichen, weil der Gauch sich Hoffnung machte, der Bauer werde ihn anstatt des anderen zum Sohn einsetzen. Als er endlich die Eitelkeit seiner Hoffnung einsah, weil ihn der Bauer ein- fürs anderemal einen gottvermaledeiten Wichtling nannte, hub er zu stehlen an. Der Bauer verjagte ihn, mußte seinetwegen aber mehrmals vor Gericht, wobei nichts herauskam als Schande und Ärger.

Auf einem solchen Gerichtsgang vernahm der Steinleitner, daß der große Eisenhammer aus Mangel an Arbeit stehenbleibe, und daß die meisten der Arbeiter bereits entlassen seien. Was wird der Martel machen? fuhr es ihm durch den Kopf, aber er war zu stolz, danach zu forschen.

* * *

Dem Martel, dem ging's schlecht. Gar wiederholt kam es ihm in den Sinn: Ist's denn doch eine Strafe Gottes? Ich habe meinen Eltern in allem gehorcht, hätte ich denn auch in diesem einen Stück ihren Willen tun sollen? Hätte ich diese gute liebe Seele an der Straße liegen lassen sollen? Meinetwegen bereue ich es nimmer und nimmer, daß ich sie genommen; aber ihretwegen ist's mir hart . . .

Sie waren anfangs, als sie brotlos geworden, von

Häusel zu Häusel gezogen, von armen zu ärmeren, weil der Erwerb immer kärglicher ward. Es waren so schlechte Zeiten gekommen. Nun wohnten sie in einer von Holzbauern verlassenen Hütte im Rodwald. Sie hatten zwei Kinder; die Mutter war kaum imstande, sie zu nähren und zu pflegen, denn sie kränkelte. Der Martel arbeitete, wo er Arbeit fand, er tat das Schwerste gegen geringen Lohn, er brachte alles heim und sie wurden alle nicht satt.

Bisweilen kam die Spulerin, die brachte Mehl und Brot, wie sie es erbettelt hatte; sie blieb manchen Tag bei ihrer Tochter und half ihr weinen.

Mehrmals war der Martel im Begriff, zu seinem Vater zu gehen, dem wohlhabenden Bauer, aber sein Weib hielt ihn davon ab. „Wenn du der Schuldige wärest," sagte sie, „so müßtest du freilich hingehen und ihm abbitten. Aber du wirst wohl im Recht gewesen sein, und wenn du jetzt hingehst und ihn um Hilfe bittest, so ist es gerade, als ob du dein Recht tätest schimpfen. Du hast oft gesagt, Martel, bei der jetzigen Zeit, wo alles so freigeisterisch ist, tät' man irr' werden im Glauben. Jetzt hast gleich eine Gelegenheit zu probieren, ob ein Gott im Himmel ist oder nicht. Wir tun unsere Schuldigkeit, und wenn einer im Himmel ist, so muß er uns helfen."

So tröstete ihn das Weib.

„Wenn du es darauf ankommen lassen magst, du gute Haut," entgegnete er, „ich will's auch noch verwinden."

Endlich war gar keine Arbeit mehr zu finden. So währte es lange. Da, eines Tages; Martel kam von einem Gange heim und sagte: „Für morgen weiß ich Arbeit; sie trägt mehr als eine Woche. Schau, wie das Michele schon anhebt zu lallen!"

„Das ist gewiß," antwortete das Weib und hielt den

einjährigen Knaben vor den Vater hin, „wart' einmal! Paß auf, Michele, paß auf!"

Der Kleine schaute ihr mit seinen hellen Äuglein auf den Mund.

„Paß auf, Michele! Sag': Vater!"

„Vater!" sagte das Kind ganz deutlich. Dem Martel ging ein Strahl der Freude durchs Leben.

„Vater," wiederholte der Martel leise. „Vater unser."

Der Knabe schaute ihn an, schier ein wenig verwundert darüber, daß er nicht zufrieden war mit dem einen schönen Wort! —

Am nächsten Morgen — es war sehr früh am Tage und die Dämmerung lag noch fast öde auf der bereiften Matte — ging der Martel davon. Er hatte seine Wassersuppe gegessen, er hatte die schlafenden Kinder geküßt und bekreuzt, er hatte dem Weibe Lebewohl gesagt, wie gewöhnlich, wenn er fortging. Aber tagsüber wurde dem Weibe angst und bang', und es wußte nicht warum. Die scharfen Fußeisen waren heute nicht da, der Martel mußte sie mitgenommen haben.

Das ängstigte sie noch mehr, doch zum Troste sagte sie sich: Die Fußeisen hat er schon oft mitgenommen, wenn er über den Berg ging, was weiter?

Sie hätte ihn aber doch fragen sollen nach seinen Wegen. Nein, nein, diese Kümmernis ist gar zum Lachen. Er ist schon selber klug. — Und trotzdem kam ihr Gemüt heute nicht zur Ruhe.

Durch häusliche Arbeit suchte sie sich zu zerstreuen, aber es zitterten ihre Hände und Füße vor Erschöpfung. Es war ein schlimmer Tag, die Luft wie Blei, und das Herz in einer seltsamen Beklemmung.

Da nahm sie das Michele auf ihren Schoß und lehrte ihn die zwei Worte sprechen: „Vater unser . . .“

* * *

An demselben Morgen war's, als weit drinnen im Gebirge, in seiner Stube, auch der alte Steinleitner ein Vaterunser betete. Er hatte wieder einmal eine schlaflose Nacht gehabt. Es meldete sich zu dem vielen Kummer, den er insgeheim trug, auch schon die körperliche Mühsal an. Sein Weib machte ihm in manchem Vorwürfe, wo sie selber mit schuld war, und die Unzufriedenheit mit sich selbst ließ sie am Gatten aus. Da war ihm oft bitter zumute, und je mehr ihn der Schlaf floh in den Nächten, je häufiger flogen ihn böse Gedanken an und nagten an seinem Gehirn.

So hatte ihn auch an diesem Tage das Morgengrauen noch wachend gefunden. Und als von der Dorfkirche her, die auf gegenüberliegendem Berge stand, die Frühglocke klang, richtete er sich auf und betete ein Vaterunser. Da war ihm heute das erstemal etwas in diesem Gebete, was er früher nie entdeckt hatte. „Führe uns nicht in Versuchung! Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben!“ Vater unser! beten die Menschen gemeinsam. Die Glücklichen gedankenlos, die in Not und Elend Lebenden mit Andacht und Schmerzen. — Wie wohl der Martel beten wird und die Seinen? Man hört, er hat auch Kinder. Und wenn sie in Not sind und ihre Hände falten: Vater unser! Wird da der Gott ihr Gebet nicht an mich weisen? Ihr habt auf Erden noch euren Vater, der soll euch helfen. Und wenn sie klagen: Der hilft nicht, der hat einen Kieselstein in der Brust! so wird er antworten: Geduld, wir wollen den Kieselstein zermalmen. —

So kam es ihm vor, dem trotzigen Mann, der den

Gedanken, seinen Sohn und dessen Familie zurückzurufen, so oft mit wildem Trotz zu Boden geschlagen hatte. Immer wieder daran gedacht, und immer wieder zu Boden geschlagen, und immer wieder geknirscht. — Gestern hatte die Dorfglocke einen seiner Nachbarn, der jünger gewesen als er, zu Grabe geläutet. Heute läutet sie ihm zum Gebete, und „Vater unser!“ hallte es wie aus Kindesmund durch die Luft. —

Der Bauer stand auf, ging zum Kasten und tat sein Sonntagsgewand heraus.

„Was ihm einfalle? Am hellen Werktag!“ sagte das Weib.

Er antwortete nicht, zog sich an, nahm aus der Tischlade ein Stück Brot und ging fort. Fürs erste ging er hinab zum Spulerhäusel. Der Alte dort hockte mitten in der Brut von schreienden, kreischenden Kindern; die größeren waren schon flügge geworden und bei Bauern als Hirten untergebracht. Die braven Söhne, die als Taglöhner herumgearbeitet, einmal näher, einmal ferner waren, bisweilen ganz verschollen, ließen aber doch plötzlich wieder etwas von sich anrücken . . . Die Alten sind just recht zum Kinderatzen. Wäre es ihnen einst anders recht gewesen, so könnte jetzt jeder sein eigenes ehrliches Nest haben, denn der Ehestand macht tüchtiger zur Arbeit, ernster und gewissenhafter, als das ledige Dahinleben und das schelmenhafte Umhergaunern. Wenn die Kinder von ihren eigenen Eltern verführt werden, das ist gar lustig. Aber es geschieht jedem, wie er's verdient. — Dachte es der Steinleitner?

Der alte Spuler war stumpfsinnig geworden und kreischte und röhrte jetzt selber mit, wenn es das Gezücht tat.

„Wo die alte Spulerin wäre?“ fragte der Steinleitner.

„Wer?“

„Die Spulerin!"

„Die Spulerin? Die Spulerin? Wer ist denn die?"

„Dein Weib — Tropf, alter!"

„Ei, so, so. Mein Weib, die meinst? Die Alte meinst? So, so, die Alte!"

„Wo ist sie denn?"

„Wer?"

„Dein Weib!"

„Die? Die wird wohl eh da sein."

„Sie ist nicht da."

„Nicht?" fragte der Spuler überrascht, „nachher — nachher ist sie gewiß fortgegangen. Hi, hi, jetzt ist sie fortgegangen."

Der Steinleitner dachte sich's wohl, sie war wieder auf dem Bettel aus. So konnte er hier nichts erfahren.

Er ging seiner Wege.

Er ging stundenlang, bis er in Gegenden kam, wo die Berge niedriger und die Täler weiter wurden. Dem Eisenhammer wollte er zu, vielleicht war dort etwas zu erfahren.

Da kam der alte Mann, wo die Waldungen zu Ende gingen, durch eine Engschlucht, an welcher eine Felswand aufstieg; über derselben ragte eine hornartige Zacke in den Himmel. Von unten hinauf war der Fels, der durch einen Sattel mit dem Bergzug zusammenhing, mit Flechten und einzelnen Fichtenzwergen bewachsen; gegen die Schlucht, in welcher die wilde Gins an den Steinblöcken toste, stürzte der Fels fast von seiner Spitze bis zum Grunde senkrecht ab.

Dem alten Bauer wäre all das nicht aufgefallen, wenn am Wege nicht Leute gestanden wären, welche, die Hände über den Augen, alle wie einer, zur Spitze des Felsens schauten.

Der Steinleitner blickte auch hinauf, und da er nichts sah, als die starre Spitze, die immer gleich blieb, fragte er, was denn da zu sehen wäre?

„Jetzt noch nichts," antwortete ihm ein munteres Männlein, „und wenn was zu sehen sein wird, halten wir uns, denke ich, die Augen zu. Es ist kein Spaß. — Habt Ihr's nicht zu eilig, so laßt Euch doch ein wenig Zeit. Von hinten geht er hinauf, er muß bald kommen."

„Ein Mensch? Da oben ein Mensch?" fragte der Bauer.

„Die blechene Gems trägt er hinauf," belehrte der Alte redselig. „Der Baron draußen — dem gehört hierum die Jagd, dem Baron — der will da auf dem Geierstein eine blechene Gems, weil sie vom Weg aus so schön anzuschauen ist, und etwan auch, weil er im Hochgebirg' oben die lebendigen schon alle totgeschossen hat. Soll früher auch eine oben gewesen sein, auf dem Geierstein, eine Gems, eine blechene. Habt Ihr gute Augen, so seht Ihr den eisernen Stab noch, wo sie angenagelt ist gewesen. Schon im vorigen Herbst hat sie der Baron wollen oben haben, die Gems, ist keiner gewesen, der hinaufgestiegen wäre. 's ist aber auch! Nicht um sein ganzes G'schloß, wenn er mir's geben wollt', der Baron, möcht' ich da hinauf. Wenn einer da oben nur ein Ruckerl macht, ein unrechtes, so tut ihm kein Zahn mehr weh. Dem nicht mehr! Jetzt hat er endlich einen Narren gefunden, der Baron. — Schau du! Schau du! Er taucht herfür!"

Hinter einem Steinvorsprung des spitzen Kegels wurde ein schwarzer Punkt sichtbar, das Haupt und bald auch die ganze Gestalt des Mannes, der die Blechgemse an den Rücken gebunden hatte.

Der Vorsprung mochte ihm ein erwünschter Ruhpunkt sein, er stand etliche Augenblicke still. Er war, wie er so

mit seiner scharfgeschnittenen Gestalt in den Himmel aufragte, wie eine Fliege zu sehen. Nun begann er wieder zu klettern, das stellenweise scheinbar senkrechte Gewände hinan.

Da man die feinen Zacken und das Moosgeflecht in den Spalten, woran er Hand und Fuß legte, nicht sehen konnte, so schien es, als klettere er, wie eine Fliege am Fenster, die glatten Tafeln empor.

Mehrere der Zuschauer wendeten die Augen ab und lugten nur verstohlen hin, als fürchteten sie, ein scharfer Blick könne ihn in den Abgrund stoßen.

„Brav hält er sich!“ flüsterte einer zum anderen, „jetzt wird er bald gewonnen haben.“

„Wer ist er denn?“ fragte der Steinleitner, der unverwandt zur Felsspitze emporsah, welcher sich der kühne Steiger immer mehr näherte.

„Ein vazierender Hammerschmied,“ war die Antwort. „Soll Weib und Kind haben und nichts zu essen, heißt es, und desweg' hätt' er diese Arbeit übernommen. Armer Teufel!“

„Wird gut zahlen, der Baron!“ mutmaßte man.

„Und wenn's ein' Zehnerbanknoten wär', ich möcht' mein Leben nit drum ausspielen.“

„Und schon Gottigkeit, wenn ich eines reichen Bauers Sohn wär', wie der Martel.“

„Jesus Maria!“ rief der Steinleitner. Alle zuckten zusammen über den Schrei. „Gott!“ atmete der Bauer auf, „mir ist's gewesen, er wäre gestürzt.“

„Er ist oben!“ riefen sie erregt. „Gut Heil! Gut Heil!“

Der Mann stand auf der schärfsten Spitze, mit der einen Hand hielt er den Stock in den Boden gestemmt, mit der anderen schwang er den Hut.

„Warum er nicht jauchzt?“ bemerkte einer. „Hat gesagt, daß er's tun will, wenn er oben ist.“

„Wird's auch getan haben,“ belehrte ein anderer. „Der Hall und Schall bleibt auf der Höh'.“

„Wenn ihn nur der Herrgott hört!“ sagte der Steinleitner und faltete die Hände.

Der Mann auf dem Felsen begann seine Arbeit. Er löste die Blechgemse von seinem Rücken und befestigte sie an den eisernen Stab, der aufrecht stand.

Man merkte die große Vorsicht, mit welcher der Steiger das vollbrachte. Er hielt den einen Arm um die Stange geschlungen, während er mit dem anderen hantierte. Plötzlich flog ein schwarzer Punkt davon.

„Den Hut hat er von sich geschleudert!“ heißt es.

„Der Wind hat ihn genommen,“ sagte einer, „seht, wie er in die Lüfte hinauffliegt! Es muß ein wenig ungestüm sein, da oben.“

Der schwarze Punkt wirbelte in der Luft und wehte dann in weitem Bogen gegen die Waldhöhen hin, wo er entschwand.

Als die Augen wieder zur Felsenspitze zurückkehrten, stand auf derselben die Gemse, aber der Mann war nicht mehr da.

„Wo ist er?“ rief alles, „er ist jäh verschwunden!“

„Er müßte doch denselben Weg zurückmachen, wo wir ihn hinaufsteigen sahen!“

„Wenn er auf der rückwärtigen Seite hinabgefahren ist!“

„Gnade ihm Gott!“

Einige knieten nieder, um zu beten. Andere eilten davon, gegen die Felswand hin. Unter diesen war auch der alte Steinleitner.

Wie ein Knabe von zwanzig Jahren, so sprang er von

Felsblock zu Block über den reißenden Bach, der in Gischten aufspritzte bis zu seiner Brust. Er eilte durch Haselgebüsch gegen das Gestein empor, er verlief sich in Schründe und mußte umkehren, er geriet in Brombeergestrüppe und anderes Dorngehege, dessen Ritzen er freilich nicht achtete, das ihm aber Bänder und Schlingen um die Beine warf, höhnend: Du hast dich früher nicht um ihn gekümmert, vielleicht braucht er dich jetzt nimmer.

Als ob's der Wind hingeweht hätte, so ward es bekannt unten im Dorf und in allen umliegenden Häusern: der Gemsträger ist nicht zurückgekehrt, ist in Verlust geraten oben auf dem Geierstein. Jetzt umkreisten sie den Berg, stiegen hinan, kletterten an den Wänden herum, spürten in Schründen und Gründen und fanden ihn nicht. Eine Schlucht war, deren Tiefe allerlei Gestrüppe bedeckte, da konnte er hinabgestürzt sein. Es wollte keiner wagen, sich durch Seile in den Abgrund niederzulassen. Auch der Baron war gekommen, und als es gegen Abend ging, rief er einen Preis aus für den, der den Verunglückten auffinde.

Zur Stunde, da die Abendglocke Ave-Maria läutete, baumelte der alte Steinleitner an einem langen Seil durch wilden Holler, Einbeerlaub und Schierling hinab in den Abgrund. „Dem ist um den Preis!“ meinten die Leute.

Zur selben Zeit war's, als oben an der senkrechten Wand von einer scheinbar unzugänglichen Felsbank her eine weibliche Stimme um Hilfe rief. Das Weib des Martel war's, das nach vernommener Kunde alsogleich herbeigeeilt war aus der Hütte im Rodwald, das ohne Säumen, Wanken und Klagen den rechten Weg fand, das, vergessend des eigenen Lebens, emporkam an den wüsten Massen, als trügen es die Engel.

Dort auf der Felsbank — gerade so breit wie ein Bahr-

brett — lag auf Steinmoos, zwischen einem Alpenrosenstrauch und wilden Nelken, der Steiger.

Als die Leute endlich mit vieler Not hinaufkamen, lag das Haupt des Verunglückten auf dem Schoße des Weibes. Große Schrammen am Haupte waren mit einer Blutkruste überzogen. Sie atzte seine Stirne mit kühlen Blättern. Er atmete langsam, aber ruhig, schlug jetzt die Augen auf und schaute befremdet auf seine Umgebung. Das war ihm alles unbekannt, nur an den blassen Zügen seines Weibes blieb sein Blick ruhen.

Man bedurfte schon der Fackeln, als sie den alten, in Verzweiflung bereits stumpf gewordenen Steinleitner aus dem Abgrund heraufzogen und den Martel mit heißer Gefahr vom Hange herabtrugen. Dort, wo das kahle Gestein aufhört und an sanfteren Lehnen das Gebüsch wuchert, dort kamen sie zusammen. Die Leute warfen lange zuckende Schatten über das Gestein hinauf.

Der alte Bauer wankte der Tragbahre zu, und als er das Angesicht seines Sohnes erblickte und das des Weibes, hat er laut gröhlend beide umschlungen.

Der Dorfarzt erklärte den Zustand des Verunglückten nicht für hoffnungslos. Der Baron erbot alle seine Kräfte — deren mögen freilich viele sein, aber wohl oft noch zu wenig, um ein Leben zu retten, das eine Herrenlaune leichtfertig aufs Spiel gesetzt.

Und nun war denn Gott einmal vom Himmel gekommen in die arme Hütte des Martel. Nach wenigen Wochen war die Wunde geheilt, der große Blutverlust ersetzt. Sein Weib wurde vom alten Steinleitner mit Liebe schier überladen, sie und die Kleinen. Wie ein Springquell drang das so lange zurückgedrängte Vatergefühl hervor, und der Alte

sah nun, es war alles anders, als es seine Bitterkeit und sein Trotz ihm vorgespiegelt.

Heute leben sie alle zusammen auf dem Steinleithofe. Die alte Bäuerin keift mitunter ein Weniges; lieber Gott, wer wollte dem braven alten Weiblein in aller Welt diese unschuldige Ergötzung mißgönnen. Die Schwiegertochter und die Kinder haben längst erfahren, daß es nicht grob ernst ist.

Zu vermelden ist noch, daß das heranwachsende Michele, welches einst so brav „Vater unser" sagen gelernt hatte, nun Miene macht, als wolle es sich auch um eine Dudel umschauen.

Der Großvater und der Vater halten Rat, was in dieser Sache zu tun sei, und kommen zu folgendem Entschluß: Solange der Junge nur noch herumflattert und er die eine möchte, weil sie hübsch ist, und die nächste, weil sie munter ist, und die dritte, weil sie ein anderer haben will, solange nur gescheiterweise abreden und zurückhalten.

Wenn er sich aber einmal auf eine festgesetzt hat, und die müßt' er haben und keine andere — nachher in Gottesnamen ja sagen. Was der Herrgott anstiftet, das wird er auch verantworten.

Heilige Wunder.

Das war ein glühender Kampf der zwei jungen Eheleute. Mein Garten, in welchem ich arbeitete, stößt hart an ihr Haus und so mußte ich unfreiwilliger und wohl auch unbemerkter Zeuge sein, wie sie alle bräutliche Zier, die sie sich in den Tagen still aufkeimender Liebe, in den Tagen des Werbens, des Brautstandes, der Trauung und der Flitterwochen gegenseitig an das Herz gehangen hatten, nun roh und unbarmherzig herabrissen. Die Ursache des Streites habe ich nicht vernommen, aber ich habe gehört, wie sie sich gegenseitig alles Harte und Bittere sagten; sie schreiend, mit einer Stimme, die scharf wie Nadeln und Messer war; er grollend, in einem Tone, der dumpf und stumpf war, wie eine schwere Holzkeule. Von Falschheit und Untreue hörte ich sie sagen.

„Du bist mein Unglück geworden!" ruft er.

„Was ich denn hab' verschuldet," schreit sie, „daß mich Gott so hart kann strafen, bei solch einem Menschen leben zu müssen!"

Er hat höhnenden Trotz, versinkt manchmal in finstere Ruhe. Sie gibt sich heftig und rasch aus, und ist sie mit ihren Vorwürfen zu Rande, so beginnt sie wieder von vorne, daß es wirklich zu hören ist, als nehme sein Sündenregister kein Ende. Ihre Stimme zittert, das eine Mal vor Wut, das andere Mal vor Schluchzen, ganz wie es in den Text paßt. Endlich haben sie sich so tief in ihr Elend hineingefeindet, daß sie den Tag verfluchen, da sie sich das erste-

mal gesehen, verfluchen ihre Liebe und Ehe und alles Gute, das sie sich gegenseitig angetan, verfluchen ihr Leben.

„Du bringst mich noch auf den Freidhof (Friedhof)!" weint sie, „tu's bald, ich bitte dich! Tausendmal lieber unter dem Rasen, als in diesem Haus!"

„Jetzt ist alles aus," murmelt er und wankt davon.

Mir tat das Herz weh. So brave Leute, vor sechs Wochen erst Hochzeit gehalten, beneidet und befreudet zugleich vom ganzen Dorfe! Und nun dieser wilde, plötzliche Bruch!

„Gottlob! Gottlob, wenn alles aus ist!" rief das junge Weib dem Manne nach und begann — soviel ich wahrnahm — Kasten und Laden auszuräumen und ihr Eigentum in Bündeln zusammenzupacken.

Mir war bange. Ob ich nicht den Vermittler zu machen hätte versuchen sollen? Es wäre damit ja kaum etwas mehr zu verderben gewesen. Mir selbst zitterten die Glieder so sehr, daß ich von meiner Arbeit ablassen mußte. Ich ging, um mich zu beruhigen, hinaus über die Wiesen und Felder in den friedensheiteren Mainachmittag.

Es war eine milde, stille Luft, der Himmel war mit einer zarten, blassen Schichte überzogen, die sich hie und da zu leichten Wolkenballen verdichtete. Trotzdem brannte die Sonne manchmal so scharf und schwül herab, daß ich mich in den Schatten eines Lärchenbaumes setzte, der in seinem lichten Grün still und freundlich zwischen den Feldern stand. Ich sah hinaus ins blühende Tal, hinab auf das Dorf, das scheinbar so friedvoll daliegt und doch soviel Leidenschaft und Unheil birgt unter seinen Dächern. — Von meinen Träumen erwachend, gewahrte ich, daß die Sonne mir ins Auge schien. War ich denn so lange hier gesessen, daß mittlerweile der Schatten sich wendete? Und hatte ich die Sonne denn jemals an so nördlichem

Himmel gesehen, als sie jetzt stand, halb verdeckt hinter der milchigen Dunstschicht? Was war denn das? Ich stand rasch auf und sah nun am Himmel erst auch die eigentliche Sonne, fast noch an der Stelle, wo sie vorhin gestanden.

Zwei Sonnen! In einer alten Urkunde des Dorfes war zu lesen, daß einst an einem Pfingstsonntag ein Hirt auf der Weide am Himmel zwo Sonnen gesehen. Es sei hierauf ein großes Sterben gekommen, aber nach demselben seien die Menschen so fruchtbar gewesen, daß auf den Gassen und Wiesen kleine Kinder wie Maikäfer herumgezappelt wären und man acht haben mußte, keines zu zertreten.

Heute sah ich das Unerhörte, und es war nicht Einbildung, die zwei Sonnen standen vor meinen leiblichen Augen am Himmel. Etwa fünfzehn Grade weit standen sie auseinander; die südliche war so funkelnd, daß man sie nicht anblicken konnte, die nördliche war sanfter, fast größer, weiß wie der Mond, und ihr Rand war so scharf geschnitten, daß man ihn durch den leichten Schleier genau erkennen konnte. — Ich war tief erregt; nicht das „große Sterben" fürchtete ich, das nun kommen sollte, auch nicht die Kinder, die auf Gassen und Wiesen unzählig wie Maikäfer umkrabbeln werden — mich bewegte das heilige Wunder der Natur, das sich still und groß vor meinen Augen zeigte. Ist es denn wirklich? fragte ich mich. Träume ich nicht? Ach, wäre ein zweites Wesen hier, daß es mit mir sehen und mir die Wahrheit bestätigen könnte! — Das zweite Wesen war der Lärchbaum, der bestätigte mir die zwei Sonnen am Himmel, denn er hatte zwei Schatten. Sie lagen über dem grünenden Felde hin, der schärfere mehr gegen Norden, der sanftere ein wenig gegen Süden gelegt. Es muß in unserem Gliederspiele etwas Unwillkürliches sein, eine angeborene Art: als ich jetzt wieder so zu den zwei

wunderbaren Sonnen aufblickte, da wollten sich die Knie beugen, die Arme streckten sich gegen Himmel, und ich hätte was dafür gegeben, zu wissen, wen ich für dieses herrliche Naturspiel preisen, wem ich dafür danken dürfte.

Sachte begann endlich der zweite Schatten zu verblassen, die nördliche Sonne verlor ihre Ränder und floß gleichsam auseinander zu einer lichten Wolke, in deren Schicht die Widerspiegelung stattgefunden hatte. Die andere, unsere liebe alte Sonne, stand klar und strahlend am Himmel.

In einer wahren Weihestimmung setze ich meinen Weg fort. Im Friedhofe, der feierlich ernst und doch fast freundlich einladend zwischen Feld und Flur liegt, kehre ich ein. An einem frischen Grabe stehe ich still und sinne darüber nach, wie es doch sein kann, daß von zweien Wesen, die auf ewig miteinander verbunden sind, das eine oben auf dem Rasen steht, die Wunder des Himmels sieht, die Nachtigall hört — und das andere ist da unten zu Erde geworden. Und wie mein lichtmüdes Auge sich senkt, sehe ich den erdigen Hügel nicht mehr, sehe ich zu meinen Füßen einen prangenden Flor von wilden Blümlein und Röslein. — Ist dieses Wunder nicht ebenso groß, als jenes vorhin am Himmel? Ist es nicht größer? — Wie die Menschen immer noch bangen mögen vor der dunkeln Tiefe, die nimmer müde wird, Blumen heraufzusenden!

Wenn Schafe vor einem Muttergottesbilde niederknien, wenn ein aus Holz geschnitzter Christus Tränen vergießt, welch triviale Wunder! Wenn auf dem Haupte eines Hirschen zwischen den Geweihen ein Kruzifix wächst, wenn in der Christnacht das Rind in der menschlichen Sprache redet, welch kindische Wunder! Wenn der Lahme vor dem Gnadenaltar seine Krücke vergißt oder der Stumme davor plötzlich ein helles Loblied anstimmt, welch knechtisch eigennützige

Wunder! Wenn in dunkler Kammer die Tische tanzen, aus der Wand ein Menschenarm hervorwächst und die Satzungen der Spiritisten niederschreibt, welch theatralische Wunder!

Von der heiligen Rosa wird erzählt, daß sie den christlichen Gefangenen verbotenerweise in einem verdeckten Korbe Brot zugetragen habe. Da fragte sie einst der Gefängniswärter, was sie im Korbe trage, und sie antwortete: Rosen. Der Gefängniswärter wollte ihr nicht glauben, sondern öffnete den Korb, und siehe, es waren — zum eigenen Erstaunen der Jungfrau — wirklich Rosen. Also hat der Herr seine fromme Dienerin bezeugt. — Daß Geduld Rosen bringt, mag manchmal wohl auch ein Wunder sein, aber wenn eine Lüge Rosen bringt, das ist ein größeres; weitaus das größte jedoch: wenn das Grab Rosen bringt. Die heiligen Wunder Gottes sind zu groß, um bewundert zu werden, sie begegnen uns auf Schritt und Tritt, sie begleiten uns von der Stunde, da wir das Licht der Welt erblicken, bis zu jener, da das Auge bricht. Der sanft niedersinkende Herbst ist nicht minder voll von Wundern, als der aufblühende Frühling; der Erde unheimlicher Grund nicht minder wie des Himmels unendliche Höhe. Und wenn wir Menschen das Wunder am Ende gar begreifen, so ist es ja noch um so größer!

Jetzt war die Sonne untergegangen, das Tal, sonst voll des gesättigten Lichtes, lag im Dunkel und hoch am dunkeln Himmel standen Funken. Wer das mit reifen Sinnen das erstemal sähe!

Ich ging den Feldrain entlang bis zum Schachen, dort war eine Sitzbank, dort wollte ich ausruhen und träumend an die finsteren Tannenwipfel meine Jakobsleiter lehnen. Als ich gegen die Stelle kam, merkte ich, daß auf der Bank schon jemand war. Der lag darauf hingekauert und stöhnte

und schluchzte, daß sein Körper schütterte. Ich dachte gleich an meinen Nachbar, der heute mit seinem Weib die unselige Stunde gehabt. Ich schlich durch das Dickicht, daß ich hinter der Bank zu stehen kam, um zu fragen, was ihm wäre. Nun erkannte ich bestimmt, daß er's war. Sein Weinen hier in der einsamen Nacht, sein Weinen um ein verlorenes Leben war so herzbewegend, daß ich nicht den Mut hatte, zu ihm zu treten.

Wohl unversehens kam jemand anderer, und das war sein Weib. Sie mußte ihn gesucht haben. Zagend schritt sie gegen die Bank, beugte sich nieder, legte ihre Hand auf sein Haupt und sagte leise: „Sei gut, Franz! Sei wieder gut!"

Er hatte sich erschrocken rasch aufgerichtet, mit der Hand deutete er heftig, daß sie ihm fernbleiben solle, blieb dann am anderen Ende der Bank kauern und suchte sein Schluchzen aufzuhalten, was ihm kaum gelingen wollte.

Sein Weib stand nun neben der Bank, unbeweglich wie eine Bildsäule. Endlich trat sie noch einen Schritt näher und blieb wieder stehen — soviel ich im Dunkeln sah, ihr Haupt war gesenkt. Plötzlich stürzte sie auf ihn hin, nahm sein Haupt mit beiden Händen, küßte stürmisch sein Haar, seine Stirne, und rief mit schluchzender Stimme fortwährend: „Franz! Franz!"

Dieser wehrte ab und fragte mit fremder Stimme: „Was willst du von mir? Wir kennen uns nicht!"

Sie wich zurück. Eine lange Weile stand sie wieder unbeweglich da; er kauerte, den Arm auf die Lehne gestützt, an der Bank. Das Sternchen eines Johanniskäferchens schwebte umher, gleichsam als wollte es einen holden Kreis ziehen um das entzweite Ehepaar. Das Weib tat einen Seufzer, kniete hin vor den Mann, hob die gefalteten Hände und bat: „Verzeihe mir, Franz! Schau, es

ist in der Aufregung geschehen und ich weiß nicht, was ich gesagt habe. Franz! Schau mich an, du bist mir ja der liebste Mensch auf der ganzen Welt. Wenn du mich nicht gern hättest, ich könnt' nimmer leben. Aber soviel gereizt kann ich sein, wenn mir etwas über die Leber lauft, und da tu' ich leicht unrecht. Mußt mir den Fehler verzeihen, es ist ja bald wieder gut und tut's mir selber am meisten weh. Du bist ja so gut. Du bist eine Bessere wert als ich bin — ich will's werden, Franz!"

Mit ihrer Schürze trocknete sie ihm auf der Wange die Tränen. „Sei gut, mein Alter, ich kann dich nicht weinen sehen. Ich will dich nicht mehr kränken, du bist mein liebes Herz . . ." Vor Schluchzen konnte sie nicht weiter sprechen. Er fuhr auf und riß sie mit beiden Armen an seine Brust und preßte sie an sich und küßte voller Wonne ihre Augen, ihren Mund . . .

O heiliges Wunder! Zwei Leute, die wenige Stunden früher so bitter uneinig gewesen, daß man glaubte, es sei zwischen ihnen keine Versöhnung und kein Verständnis mehr möglich, waren hier in weicher, friedsamer Nacht so einig und eins, wie das bei zwei jungen Menschen, wovon jedes in einer besonderen Haut steckt, nur immer möglich ist.

Als ich hierauf, nach Hause gekommen, die wunderbaren Erfahrungen dieses Tages meinem alten Vetter erzählte, der den Ehestreit vorher auch wahrgenommen hatte, sagte der Vetter: „Es sind wunderbare Ereignisse, es sind sehr wunderbare Ereignisse! Bedenkest du aber, was an allem noch das größte Wunder ist?"

„Du meinst wohl die zwei Sonnen?"

„Nein, ich meine die Frau, die ihren Fehler einsieht."

Der Mann mit den sechs Händen.

Im Brücktal, ganz hinten oben, steht ein Bauernhaus, das man für Geld anschauen lassen könnte. Dort sitzt der Mann mit den sechs Händen. Sitzt? Der sitzt? Wo er zu gleicher Zeit im Stall ist und auf der Wiese, und auf dem Felde, und in der Scheune! Der hat mehr Füße als ein Krebs, nur daß er damit nicht rückwärts geht. Und so einer soll sitzen? Aber er sitzt doch in der Stube und hat ein Kind auf dem Arm, und läßt eins auf dem Knie reiten und schaukelt das dritte in der Wiege. Und just vorher ist er noch bei der Kornfuhr gesehen worden, auf dem Acker und bei den Melkkühen im Stall. Es liegen ja noch die Halme in seinem Haar, es klebt ja noch ein bißchen Kuhmist an seinen klobigen Schuhen, die mit Weidenbändern geraidelt sind, damit sie nicht auseinandergehen. Für den Werktag tut's alles und das Linnengewand dieses Bauers hat mehr Flicker, als das Dorfkirchdach Bretter. Im Kasten hängt schon was Besseres für den Sonntag.

Das ist der richtige Bauernzogel aus alter Zeit. Hat sich aber in der weiten Welt schon umgesehen. In einer großen Bierfabrik ist er Brauknecht gewesen und in einem Eisenwerk Schmied so manches Jahr. Das Stilett hat er auch ein paar Jährchen an der Seite getragen, dann noch ein halbes Jahr Dienstmann in der Stadt. Dann wird er langsam draufgekommen sein, was an der weiten, rau-

schenden Welt dahinter ist, denn es gelüstete ihn wieder zurück ins stille Gebirg' zu den Bauern, deren einer er von Haus aus war. Die Tauben hätten's nicht besser zusammentragen können, den Erhard und die junge Witwe, die auf einem verschuldeten Bauernhofe hauste, im Brückeltal, ganz hinten oben. Die Witwe zog ihn an, die Schulden schreckten ihn nicht ab. Da gab's einmal ordentlich zu tun, ein beständiges Arbeiten, bei dem man wußte, für wen und für was. Die meisten Leute glauben, essen, trinken und schlafen wäre das notwendigste für den Menschen; nach dem Erhard im Brenthof mußte man glauben, die Tätigkeit sei noch viel wichtiger, ersetze essen, trinken und schlafen. Letzteres verschmähte er ja auch nicht ganz, soviel just Zeit dazu übrigblieb; blieb keine, war's auch gut. Aber es blieb alleweil noch eine. Trotzdem er selber Großknecht, Weidbub und Stallmagd sein mußte, saß er doch fast immer auch zu rechter Zeit bei Tisch, kniete zum Gebet und stieg früher ins Bett als die Nachbarsleute, die im Dorfkrug saßen oder an Weiberfenstern umherklöpfelten. Er hatte für alles Zeit; behäbig, aber weitschrittig ging er umher, bedachtsam, sachte faßte er an, und nie umsonst. Jeder Schritt, jeder Griff hatte seinen Erfolg.

Anfangs hatte er es natürlich mit den Dienstboten versucht, denn die siebzig Joch Grund und die zwanzig Stück Vieh verlangten seit jeher mindestens ein halb Dutzend Leute. Dienstboten hatte der neue Bauer sehr leicht bekommen, denn sie waren begierig, wie es bei einem Manne, der weit in der Welt herumgekommen und sogar bei den Sozialdemokraten gewesen, zu leben wäre. Bald aber erzählten sie einander, daß es keinen größeren „Leuteschinder" gebe, als den Erhard auf dem Brenthof. Nicht, daß er zur Arbeit greinend angetrieben hätte, dieweilen er sich selber wohl

geschehen ließ, nein, es war schlimmer: ohne viel zu meistern, arbeitete er ihnen selber vor, von früh bis abend. Und da konnten sie schon schandenhalber nicht allzuweit zurückbleiben, um so weniger, als der Hausvater auch das Essen mit seinem Gesinde teilte und nicht einen Bissen zu sich nahm, den nicht auch seine Dienstboten haben konnten. Außer dem Sonntagskaffee, den er seinem Weibe zuliebe eingeführt hatte und nur mit ihr teilte, im Küchenwinkel, bescheidentlich und schüchtern, als müsse er sich bei Magd und Knecht entschuldigen, daß er einmal etwas aus dem Extratöpfel löffelte. Daß er in der Arbeit nicht mächtig viel von ihnen verlangen konnte, wußte er freilich, strenger war er, wenn sie Luderleben treiben wollten. Die Leute waren nicht gerade unwillig, aber oft noch vor der abgemachten Zeit, und gewöhnlich bei genötigter Arbeit, trödelten sie zum Erhardt heran und sagten, sie wollten gehen. Mancher verzichtete sogar freiwillig auf den fälligen Lohn, es sei ihm nicht des Geldes wegen, er habe auch sonst keine Klage der Behandlung halber; am Ende wäre ihm weder die Arbeit zu stark, noch die Kost zu schlecht — aber so viel langweilig täte ihm halt werden in der Einschicht und er wolle doch auch in eine Fabrik gehen. Der Erhard hatte gefunden, daß die Wirtschaft durch die Dienstboten eher gehemmt als gefördert worden war, er hatte gefunden, daß allzuviel Rücksicht auf Knecht und Magd genommen werden mußte, daß eigentlich sie die Herren im Hause waren und er der Knecht — so ließ er sie ruhig ziehen. Gab es zeitweilig im Übermaß zu tun, so nahm er irgendeinen halbverhungerten Häusler auf, der an gutem Willen zusetzte, was ihm an Kraft gebrach, so daß es recht ward. In gewöhnlichen Zeiten schlichtete der Erhard alles, was früher die Knechte und Mägde getan hatten, es wurde nicht

überall angefangen, aber es wurde das Angefangene gründlicher durchgeführt und gut vollendet. Den Feldbau setzte er zurück, die Viehzucht tat er voran, das gab geringere Arbeit, doch mußte sie sorgfältiger verrichtet werden. Eine Kuh ist wehleidiger gegen schlechte Behandlung als ein Kornfeld, woran das meiste der Himmel tut. Der Erhard liebte die Tiere aus zweifachem Grunde: erstens wegen ihrer Nützlichkeit, zweitens weil sie lebendige Hausgenossen waren, die ihn gutmütig anglotzten und zutunlich Hände und Kleider beleckten. Sie hatten ihn gerne, und dies tat ihm wohl, obschon er auf das Gernhaben der Rinder, Schafe und Schweine nicht anstand. Sein Weib hatte ihm allmählich acht Kinder geschenkt. Diese hüpften, wenn auch barfuß, so doch in gut geflickten Höslein, Kittlein und reinen Hemden, stets wohl gewaschen und gekämmt, lustig umher. Die älteren waren außer der Schulzeit schon beim Vieh zu brauchen, zu Botengängen und anderem. Die jüngsten trug die Mutter auf dem Arme umher, wenn sie in Haus und Garten nach dem Rechten sah. Sie säugte das Kind, sie schaukelte das zweite, sie schürte am Herde das Feuer, sie unterwies das ältere Mädel. Das alles tat sie auf einmal, und noch mehr, wenn es sein mußte. Manchmal schalt sie die Kinder, brummte ein wenig mit dem Mann, war sonst aber frohlaunig, summte gern ein Liedel und — was die Hauptsache war — fütterte die Ihren stets mit einem nahrhaften Essen. Stillsitzen konnte sie nicht fünf Minuten, wenn sie eine Arbeit sah; und war des Abends schon alles getan, so scheuerte sie noch einen Zuber, der ohnehin blank war, oder flickte ein Höslein, bevor noch das Loch ganz durchgewetzt worden. Wenn sie dann auch wieder anhub, neue Windeln zu nähen, da schlugen die Nachbarinnen ihre Hände über dem Kopf zusammen darüber, daß dieser Brenthof denn

wahrhaftig ein reines Kaninchennest sei und wie der Erhard wohl glaube, die davongelaufenen Dienstboten mit Eigenbau ersetzen zu müssen. Zu bedauern sei das Weib, das vor lauter Kindern allgemach ein reines Kramperl werde. — Wenn der Brenthoferin so etwas zu Gehör kam, da verwunderte sie sich baß, was sie denn wollten? Sie sei froh des Kindersegens, und wenn sie zwei Dutzend hätte, so möchte sie täglich den lieben Gott bitten, ihr ja keines wieder wegzunehmen. Der Erhard sagte überlaut, schon deswegen, daß die Kinder einmal brave Arbeitsleute abgeben würden, seien sie nicht zu verachten; denn er schämte sich zu gestehen, daß es die Herzensfreude, die Vatersfreude war. Bauersleute sagen es nicht, daß man die Kinder liebt, weil sie ja doch eigen Fleisch und Blut sind. Hätschelt man denn eigen Hand und Fuß? Nein, das gestehen sie nicht zu, das wäre gar zu kindisch, wenn sie ihre liebe Brut so vor allen Gaffern und Neidern enthüllen wollten. Da muß denn die Brauchbarkeit herhalten, der Arbeit wegen muß man Kinder haben und erziehen. Der Bauer schämt sich jeder Liebe, und die bäuerliche Schämigkeit deckt oft tiefere Gemütswerte, als so ein gebildet sein wollender Windhund mit allem sentimentalen Wortschwall zu zeigen hat.

Und wie ich — der mit dem Brenthofer gut bekannt ist — eines Tages das viele Kinderwerk dort ansehe und bemerke, wie schon wieder ein neues unterwegs ist, sage ich: „Aber Erhard, wie kannst du so unbesinnt sein? Hast du denn noch nicht genug Kummer und Sorgen auf deinem Hof? Wie wirst sie denn aufbringen, alle?“ — Da hat er mich nur so angeschaut, völlig verständnislos, was ich denn meine? — Die Kinder schienen in der Wirtschaft nur so neben mitzulaufen, und sie liefen wie junge Rehe, so frisch und munter, und wenn sie Erdäpfel ausgruben,

Krautblätter sammelten, Ziegen fütterten, Hühnereier suchten, so war das den Kindern ein Spiel, in Wirklichkeit aber doch schon eine kleine Arbeit, zu der sie Erhard gütig und wie selbst mitspielend, anleitete. Herb sein mit den Kindern und greinen, das trug sich nicht zu, erziehen tat er sie gar nicht, er war bloß selber so, wie er die Kinder haben wollte und sie taten ihm's unwillkürlich nach. Einmal nur, als der ältere Bub mit einer Vogelstelle beschäftigt war, ließ der Kleine es darauf ankommen und den Vater ihn drei- oder viermal rufen. Darauf sagte dieser nur ganz gelassen: „Ich will dir's zeigen! Für ein anderes Mal!" und hieb ihm den pfeifenden Geiselriemen um die Barfüße, daß das Büblein jämmerlich zappelte und dann willig auf den Acker lief, um die kleinen Steine zu sammeln und auf den Steinhaufen zu tragen.

Die Nachbarn wunderten sich, daß der Erhard mit seinen Arbeiten immer auch so früh oder noch früher fertig wurde, als sie bei ihrem Schock Dienstboten. Und es war nicht gehudelt, es war mit Fleiß und Schick bestellt. Manch einer wollte es ihm abgucken, wie man's denn mache, aber er sah nichts, als daß der Erhard ruhig, ohne Säumnis und ohne Hast arbeitete und daß im Brenthofe alles ununterbrochen tätig war, wie auf einem Ameishaufen, wo alles läuft und trägt und schiebt und zieht, zu den Löchern heraus, zu den Löchern hinein, und man kommt doch nicht dahinter, wieso es wird. Beim Erhard sah man's freilich, wo er angriff, da tat sich's. Fast selber schien es sich zu tun, und brach einmal ein Haustiel entzwei, so tat's der Stumpf, und brach ein Rad, so band es sich mit der „Wieden" leicht wieder fest und die Arbeit ging voran. Er war bei tagläufigen Schäden sein eigener Wagner und Schmied, und als einmal der Schneider die Ster verlog, sagte er:

„Das wird auch noch keine Hexerei sein!“ und machte sich die Hosen selber. „Es ist rein, als ob der Mensch sechs Händ' hätt'!“ sagten die Leute. Dazu fand der Erhard noch Zeit, bisweilen tagelang im Viehhandel umzugehen. Er wollte nicht bloß das „zuchtigste“ Vieh haben, es mußte auch das schönste sein. Nicht bloß, daß die Schnauze feucht sein sollte und die Haut nicht festkleben durfte an den Rippen, es mußten die Vorderfüße kurz sein, der Rücken gerade wie ein Lineal, das Hinterteil gehoben und der Schwanz an der Wurzel in einem schwunghaften Bogen getragen. Wenn es in der Bauernschaft von einem heißt: Der hat das schönste Vieh! so ist das mehr als anderer Ruf, denn schönes Vieh bedingt Klugheit, Fleiß und Geschmack. 's ist ein idealer, uneigennütziger Hang, denn für Milch, Pflug und Fleischer wären häßliche Tiere gerade so gut. Es kann aber sein, daß auch bei dem Vieh die Schönheit ein Erfolg der Gesundheit ist. Ein krankes Kalb konnte den Erhard weit mehr aus dem Häusel bringen, als ein krankes Kind. Das letztere steht in Gottes Willen, ums Kalb kümmert sich der Herr weniger, das hat der Bauer auf dem Gewissen.

Am Sonntage versäumte der Erhard selten einen Kirchgang, wozu er sein Weib oder eines seiner Kinder mitnahm. Nachher gab's im Wirtshaus ein Krügel Wein, bei dem er nach den Tischen hin aushorchte, was es Neues gebe und sich auch selber ins Gespräch tat. Es waren zumeist gut abgelegene Nachrichten aus der weiten Welt, an denen er dann jahrelang festhielt, nicht ahnend, daß sich draußen in einem Jahr mehr verändert, als bei den Bauern in zehn. So hatte er vor zwanzig Jahren vom Türkenkrieg in Bosnien gehört, daher sagte er zu seinen Leuten: „Gott geb's, daß ihr nicht einmal müsset Soldat werden, 's ist

halt alleweil Türkenkrieg." — Lieber als im Wirtshause trank er aber sein Tröpfel Wein daheim, wenn ihn die Kinder umsummten und sich kletternd an seine Beine und Arme hingen. Fliegen verscheucht man mit dem Tabakrauch; Kinder wollen sogar probieren, ob sie's auch könnten, wenn ihnen der Vater den Stummel probeweise in den Mund stecken ließe. Der Vater aber sagte ernsthaft: „Pfui, das Tabakrauchen ist abscheulich!" und nebelte dabei, was das Zeug hielt. Das war aber auch der einzige Fall, wo er seine Kinder mit Worten erziehen wollte und nicht mit dem Vorbild. Dafür feixten ihn die Fratzen auch aus hinter seinem Rücken und duschelten einander zu: „Der Vater tut ja selber rauchen!" Und weil es gar so abscheulich war und er es trotzdem tat, wurden sie danach leckerig. Die Mutter aber sagte zu den Buben: „Untersteht's euch nur! Wenn ich bei einem den Tabaktiegel sehe, so schmeiß' ich ihn mitsamt dem Buben hinaus auf den Misthaufen!" Dazu nun schmunzelte der Erhard, das war auch für ihn gesprochen und er versteckte sein Rauchzeug sorgfältig von einem Sonntag zum andern.

Also führte Erhard manchmal ein rechtes Genußleben, bei dem er sich aber im Grunde lange nicht so wohl befand, als bei der Arbeit. Er gehörte ja zu jenen Glücklichen, denen Pflichterfüllung zugleich das beste Genießen ist. Die Schulden, die er mit dem Hofe übernommen, waren längst getilgt. Die Steuern zahlte er so regelmäßig, daß die Herren ihm schon größere Abgaben vorschreiben wollten. Denn diese Leute können die Ordnung nicht vertragen, und wenn einer ordentlich zahlt, so glauben sie schon, er habe das Geld buttenweise im Keller stehen. Und zahlt er verspätet und unregelmäßig, so gibt's Verzugszinsen und endlich eine Verwirrung, bei der sich der Bauer und der

„Herr“ nicht mehr auskennt. So weit ließ es Erhard nicht kommen und er lugte dem Steueramte scharf auf die Finger. Als die Steuer sich aber trotzdem erhöhte, war's richtig. Die Scholle hatte sich unter den fleißigen Händen Erhards so sehr verbessert, daß sie fast das zweifache trug gegen ehemals. Fruchtbarkeit überall, vom Gewipfel der Waldbäume an bis in die trautsamste Kammer.

Als er mir den gesegneten Zustand seines Weibes zum elften Kinde mitteilte, habe ich wohl müssen keifen. „Ich hatte doch gemeint, mit dem Dezimalsystem würdest du's gut sein lassen und nun scheinst es aufs Dutzend anzulegen.“

Sagte er: „Mich freut's, daß mir Gott so viele anvertraut.“

Na, dachte ich, der hat besseren Mut, als unsere nobeln Herrschaften, denen nach dem zweiten Kind schon das Herz in die Hosen fällt. Man braucht sich also nicht zu fürchten, daß die feine Gattung das Übergewicht bekommen wird auf der Welt. Und solange ein Land solchen Bauernschlag hat, ist noch nicht aller Tage Abend.

Nun — und heute hat der Mann „mit den sechs Händen“ richtig zwölf Kinder. Das dreizehnte war ihnen gestorben, bald nach der Geburt. War das eine Trauer! Gejammert haben sie nicht, aber ein Leid haben sie gehabt, wie es nicht größer sein kann bei dem zweitägigen Leichlein eines Herzenslieblings. Das kleine Hanserl war schon so lieb gewesen, so gescheit, so alle Vorzüge hatte es schon gehabt auf seinem achtundvierzigstündigen Lebenslaufe. Die Mutter hatte es schon mit dem Schulsack laufen sehen und der Vater es als Kuhbub mit der Geisel lustig knatternd geschaut. Alle süßen Sorgen und hellen Freuden, die sie bei den bereits erwachsenen gehabt, sahen sie schon

sich an dem Jüngsten wiederholen — und auf einmal langten die unsichtbaren Arme Gottes herab: Nein, den nehm' ich mir wieder!

Nach wenigen Wochen war auch das verwunden, denn wo Arbeit ist, besonders körperliche, da gedeiht kein chronisches Herzleid. Und die jungen Racker geraten dem Vater nach, sie werden gar nicht müde. Wenn sie die ganze Woche gearbeitet haben, gehen sie am Samstagabend noch zu Nachbarsfenstern, hinter welchen was Warmes atmet. Ob die Jungen auch sechs Arme haben werden, wie der Vater? Hoffentlich. Zum „Halsen" einstweilen braucht man nur zwei.

Der Lachenmacher.

Nach Stockwiesen müssen wir. Dort geht's heute lustig zu. Über den Giebeln des Dorfes surrt die Luft, denn es wogt, es treibt und schwärmt in den Gassen und auf dem Kirchplatz. Alle Sträßlein, die zum Dorfe führen, sind bestreut mit dunkeln und bunten Tierchen, die sich dem stattlichen Orte Stockwiesen zu bewegen. Es sind aber keine Tierchen, es sind Leutchen, manche nahezu Menschen. Der Kirchturm winkt auch so freundlich. Der hat zu seinen obersten Fenstern, über der Uhr, ein weißrotes Fähnlein ausgesteckt. Es flattert an der Stange, wie ein Fetzen Freude, der in alle Welt fliegen möchte und nicht los kann. Die Glocken singen auch schon Willkommen den Herbeieilenden, die sich aber unterwegs bei Krämerständen, Schaubuden und Schenken verweilen, auf dem großen Platz sich herumdrängen, plaudern, feilschen, kaufen oder verkaufen, oder plump und starr dastehen im schiebenden Gedränge und ihre Pfeifen rauchen. Bis zum weit offenen Kirchtor dringen die wenigsten vor, obschon aus dem Innern Lichter herausfunkeln und die Orgel summt. Aber die Leute meinen, Kirchweih heiße doch nicht beten, vielmehr feilschen, trinken, tanzen, Weiberleut' foppen und Männer prügeln. Die evangelische Kirche, die in einer Häusergruppe jenseits der Ach steht, ist zugeknöpfter. Auf ihrem Turm flattert keine Kirchweihfahne, aber ein Kirchentörchen hält heute auch sie offen, wer etwa von den Katholiken kommen und sehen wolle, wie

es in dieser Kirche gehalten wird, und ob es ihnen nicht etwa besser gefiele als drüben. Der katholische Kirchendiener, ein kleiner grämlicher Mann, stand nach dem spärlichen Gottesdienst ebenfalls auf dem Kirchplatz herum, aber nicht um sich zu belustigen, sondern um sich zu ärgern. Das Ärgern schien ihm lieber zu sein, denn er hatte doch die Wahl zwischen beiden. Er schnitt ein Gesicht, als ob er Kalmuswurzeln kaute. Er sah in der Menge allzu viele solche, die heute nicht hergehörten. „Was geht den Lutherischen unsere Kirchweih an!“ schnurrte er. „Bei der heiligen Meß ducken sie sich weit ab, aber beim Handeln und Schandeln und Lumpen sind sie dabei. Da wollen sie zu uns gehören. Heimgeht! ihr habt keine Kirchweih, heimgeht!“ Das sagt er ganz freimütig gegen die Evangelischen hin, die überall unter den „Christen“ herumstehen, so daß man immer fürchten muß, die „Unseren“ werden angesteckt. Aber der Mann sagte die abweisenden Worte ganz leise, daß es nur ein paar der nächsten Katholiken hören konnten. Auf diese Weise kann der Mensch freimütig sein, ohne daß es ihm schadet. Denn der Mensch ist nicht bloß Kirchendiener, sondern auch Schneider, und wenn die lutherischen Bauern nicht mehr bei ihm schneidern lassen, dann — wird die Kalmuswurzel, an der er kaut, noch bitterer. Das Schlimmste war nur, daß man es den Leuten gar nicht anmerkte, ob sie „christlich“ oder „lutherisch“ waren. Sie plauderten, handelten und scherzten miteinander, als ob sie lauter gut Freund wären, und wenn die herlebigen Burschen sich nach munteren Dirnen umsahen, so dachten sie gewiß an alles andere eher, denn an die Kirchenzugehörigkeit. Schau! Steht dort beim Büchelkrämer nicht der Pastor? Der neue, den wir erst frisch vom Sachsenland herein'kriegt haben. Hat einen Schnurrbart wie ein Husar und will Geistlicher

sein. Na, zugeht's auf der Welt! Er schaut wohl nach, ob der Büchelkrämer auch lutherische Bibeln hat.

„O Pardon!“ sagt der Pastor, denn er ist im Gedränge jemand auf die Zehen getreten. Und steht neben ihm der katholische Pfarrer. Der macht ein sehr freundliches Gesicht und versichert, es sei nichts geschehen. Dann verlieren sie sich unter der Menge.

Aus dem Gesumme hört man von allen Buden her die Marktschreiereien. Metallgießer schwingen ihre Glöcklein, Pfeifenschneider versuchen ihre Pfeifen, Spielwarenhändler lassen ihre Trommeln und Kindertrompeten hören; mit singendem Gekreische künden diese Krämer — die noch keine Zeitungsreklame haben — ihre allerbesten und allerschönsten und allerbilligsten Waren aus. Zwischendurch hört man den dünnen, grellen Ton einer Geige. Vor dem Bäckenwirtshaus auf einem leeren Bierfaß steht er und fiedelt so lebhaft, daß alle Glieder des alten Spielmanns zucken und schnellen wie galvanisierte Froschbeine.

„Je, der Brosel!“ ruft hell ein Bursche aus, „der Lachenmacher ist auch da! Lustig wird's heut, zum Lachen gibt's. Und tanzend werden wir alle miteinand. Gelt, Schatzerl!“ Ein rundes, rotwangiges Dirndl hatte der Bursch am Arm gepackt und mit dem andern Ellbogen sich durch die Menge eine Gasse bohrend strebt er dem Bäckenwirtshause zu.

Der Brosel, wer ist denn das? Seht ihr nicht, daß alle lachen, die ihn bemerkt haben? Die Milzreichsten dürfen gar nicht hinschauen auf den geigenden Spielmann und seine Gebärden, sonst müßten sie sich in Lachkrämpfen zusammenkauern und winden, und dazu fehlt im Jahrmarktsgedränge schlechterdings der Raum. Der Lachenmacher war von den Wirten abonniert für Sonn- und Feiertage,

einmal bei diesem, einmal bei jenem. Wenn aus einem Wirtshaus das brüllende Lachen der Gäste gehört wurde, das man fürchtete, es platze das Haus — da wußte es jeder auf Platz und Gasse, der Brosel war drinnen, sang seine Schelmenliedeln, sagte seine Sprüche und erzählte seine Schnurren, womöglich alles in zierliche Reime gebracht, denn nicht bloß das liebe Leutgesindel, der Gescheite wie der Narr, auch die Wörter müßten tanzen zu Paar und Paar. Im Texte lag's übrigens gar nicht, die Liedeln, die Sprücheln, die Schwänke waren keinem neu. Aber der Gesichtsausdruck, mit denen sie vorgebracht wurden, war über alle Beschreibung lächerlich. Darum beschreibe ich sie auch nicht. Denke man sich ein rührsames Männlein mit einem runzeligen verkniffenen Gesicht, das in alle Formen gezogen wird — in die Länge wie eine Gurke, in die Breite wie ein Kürbis. Jetzt sind die Augen glotzig, wie zwei Pflugräder, jetzt zwinkernd und dünn wie zwei Kohlraupen. Die Nase jetzt dick wie eine Kaiserbirne, jetzt schmal wie ein „Bockshörndl". Der Mund jetzt ein Schnitt von einem Ohr zum andern, jetzt wieder ein kleinwinziges Nullerl zwischen aufgepfauchten Wangen. Dabei wackelt das Kinn, über den Stirnknochen gleitet behendig die Haut auf und nieder, die grauen Haarbüscheln sträuben sich oder zucken munter hin und her und die Ohren trieben dabei ihre besonderen Spiele. Auch mit den Gliedmaßen bringt er allerlei zuwege, es ist, als seien keine Knochen in ihnen, als sei der ganze Kerl aus Kautschuk. — Man behauptete, der Brosel brauche bei seiner Kammer keinen Schlüssel, er schlüpfe durch das Schlüsselloch wie ein langer Regenwurm und bedürfe dazu fünf Minuten. Die Geige, setzten solche Witzbolde bei, müsse er freilich zum Fenster hineinwerfen, denn die ließe sich nicht spinnen. Übrigens könne er sie auch draußen

hängen lassen, er brauche nur die Beine zum Fenster herauszustrecken, er geige mit den Zehen geradeso gut als mit den Fingern. Auch solche, die sonst sich über kein „Ausgeschau" lustig machen wollen, über dem Brosel seine Grimassen konnten sie lustig lachen, denn er tat sie deswegen. Das hatte er sich ja zur Lebensaufgabe gesetzt, auf dieser traurigen Welt die Leute lachen zu machen. Es gibt Schuhmacher und Kammacher und Knöpfelmacher, warum soll's keine Lachenmacher geben? Das Gewerbe ernährt seinen Mann. Es war eigentlich ein Nebengewerbe für den Brosel. Seines Zeichens war er Spielmann und schon als solcher geboren worden, denn sein Vater — behauptete er — habe nur gespielt. Allerdings mit Tarockkarten, wobei er sein Gütchen verlor, so daß der Sohn sich einen anderen Beruf wählte. Er entschied sich für die Chirurgie bei den Haustieren. Das tat er jahrelang. Endlich aber ward ihm der Beruf, der so vielen Geschlechtern der Zukunft vorwegs das Leben abschnitt, zuwider, er wurde Spielmann. Schon in der Volksschule hatte er gelernt, die Geige zu beunruhigen; jetzt trat er mit mehr Liebe an sie heran und sie kreischte nicht mehr, wenn er den Fiedelbogen strich, sie erhörte sein Werben um ihr Lied und gab bisweilen einen lieblichen Ton; Hauptsache war der Takt, den er extra noch mit dem Fuße stampfte. Wer gern tanzt, dem ist leicht gestampft. In Zeiten, da man nicht tanzen wollte oder durfte, unterhielt er die Leute mit seinen „Faxen" und lachen tat mancher noch lieber als tanzen, was mir durchaus einleuchtet. Es gibt zwar Holzapfelseelen, die das Lachen einfach lächerlich finden, ich weiß mir auf der weiten Welt keinen größeren Spaß, als ein herzliches Gelächter.

Nun aber war dem lustigen Brosel nicht zu trauen. Er sprach und sang Zwetschken. Hinter dem süßen Fleisch

barg sich manchmal ein bitterer Kern. Wer ihn aufbiß, der glaubte dran. Auf solchen Schleichwegen brachte der Alte manche heilsame Wahrheit an den Mann und nahm noch Kleingeld dafür ein und allerhand Wohlwollen. Fühlte sich vom Kerne einmal einer getroffen, so tat er nichts desgleichen und lachte mit den andern, was immer weitaus das Klügste ist.

Man hätte es frei nicht glauben mögen, daß der pudelnärrische Spielmann insgeheim ein so kluger Beobachter war und wohl wußte, in welches Holz die Nägel einzuschlagen waren.

Jetzt also stand der Spielmann auf dem Bierfaß und geigte die Kirchtagsleute in das Bäckenwirtshaus hinein. Er geigte den ganzen Nachmittag und schaukelte sein geschmeidiges Körperlein dabei und schnitt seine Gesichter dazu. Damit diese um so deutlicher und ausdrucksvoller wurden, hatte ihn der Bäckenwirt glatt rasieren lassen; sein braunes Hochzeitsgeigengewandel hatte er auch an und so hätte er können bei jedem König an den Stufen des Thrones als Hofnarr sitzen.

Aber er stand an den Stufen des Tanzbodens, auf dem Ihre Majestät die Freude herrscht. Noch stieg er aber nicht hinauf, denn vor dem Abendgebetläuten durfte nicht getanzt werden. Der Herr Pfarrer saß beim Bäckenwirt im Extrastübel, da hieß es strenge nach der Verordnung vorgehen und sittsam sein. Übrigens war es im Wirtshause schon sehr laut geworden. Als auch der neue Pastor kam, um bei der schönen Gelegenheit Ortsbekanntschaften anzuknüpfen, fand er in der großen Stube keinen Platz und der Wirt, sein grünes Käppchen lüftend, erinnerte höflich, daß der Hochwürden Herr Pastor ohnehin ins Extrastübel gehöre. Mir nix dir nix saßen sie plötzlich neben-

einander, der Herr Pastor und der Herr Pfarrer. Anfangs waren heute auch sie zwei Spielleute, machten zum bösen Spiel gute Miene, bedachten, daß manches auf dem Spiel stünde und besprachen in überlauter Gemütlichkeit das schöne Wetter, den belebten Jahrmarkt und das gute Geschäft. Man muß sich in der Nachbarschaft denn einmal miteinander abfinden, dachte jeder bei sich, und sie nahmen, um hübsch wohlgemut zu bleiben, ihre Zuflucht zum weltberühmten Friedens- und bisweilen wohl auch Kriegsstifter, dem Wein. Der Wirt hatte einen guten Tropfen, und wie er im Vertrauen versicherte, nicht bloß einen. Der Pastor entschuldigte sich beim katholischen Pfarrer, daß er noch nicht Gelegenheit gefunden, im Pfarrhause seinen Antrittsbesuch zu machen.

„O, nix entschuldigen," lachte der Pfarrer überlaut, „werd's leicht erwarten. Hab' keine große Sehnsucht nach Ihnen."

„Das glaube ich," sagte der Pastor und lachte auch. Es war ein ungutes Lachen beiderseits. Es war keins, das der Brosel gemacht hatte.

Endlich war es dunkel geworden auf der Gasse und licht in den Wirtsstuben. Das Gebetläuten war vorüber, die Hüte flogen wieder auf die Köpfe und die jungen Leute auf den Tanzboden.

Der Brosel setzte sich an den erhöhten Spielleutetisch im Winkel, strich seine Saiten mit Geigenharz und drehte an den Stimmschrauben. Er drehte das Spiel um einen Ton höher, Tanzmusik darf nicht brummen, die muß jauchzen. Ganz erfüllt von der Würde seines Berufes machte der Alte ein ernstes Gesicht. Die Stirn runzelte sich immer mehr, die Augensterne traten immer tiefer hinter die Lider zurück, die Nase wurde immer länger und die Mundwinkel

dehnten sich immer tiefer übers Kinn hinab, so finster ernsthaft, daß die Leute — in helles Lachen ausbrachen. Da zog er plötzlich andere Muskeln an und sieben Taler hätte einer wetten mögen, daß es ganz entschieden nicht dasselbe Gesicht war als früher, daß zwei Köpfe in dem Manne stecken mußten, wovon er je nach Belieben einen oder den andern wie die Schildkröte aus dem Rumpf hervorschob. übrigens, jetzt ist's zum Tanzen. Ein gemütlich langsamer Steirischer klang los, die Paare hielten sich um die Mitte und die Gesichter der Tanzenden, die männlich trutzigen, die weiblich hingebenden, die verliebten und die zärtlichen — alle spielten auch im kleinen Rundgesichte des Spielmanns, so daß sich in ihm gleichsam das ganze Seelenleben des Tanzbodens Stelldichein gab.

Von den Gaststuben kamen immer mehr Leute herauf, auch ältere, die sonst auf dem Tanzboden nicht mehr viel zu suchen haben. Unten sei es heute nicht gemütlich, im Extrastübel täten sie streiten, von wegen des Glaubens ginge es her. Der Herr Pfarrer, meinten sie, solle gescheiter sein. Er täte ja sonst bei solchem Diskurs nicht mit und solle auch nicht mittun, aber der Pastor habe immer Wasser auf die Mühle geleitet.

Der Spielmann verzog sein Gesicht sehr in die Länge.

„Sollen Fried geben," murrte ein hagerer, grauköpfiger Bauer, „wir von hüber und drüber der Ach vertragen uns ja auch."

Der Spielmann zog sein Gesicht in die Breite und fiedelte. Ein flotter Walzer. Jedes Paar eine Erdkugel, die sich um sich immer selber drehend einen großen Kreis macht um den lodernden Sonnenball der Liebe. Und Brosel der Spielmann war's, der dieses kreisende Sonnensystem leitete mit seinem Fiedelbogen. In Wirbeln flog der Staub

über den Köpfen, Wein- und Schweißdunst erfüllte das Haus mit Kirchtagsstimmung; halberschöpfte Tanzpaare taumelten in die Winkel hin und frische stürmten in die Reihen hinein. Manches Paar stieß im Gewirbel unsanft an ein anderes, das gab weiter keinen Weltuntergang; war der Bursche schneidig, so schmetterte er einen Fluch hin, war er sanft, so tat er einen Lacher, und wenn der Schweiß vom Gesichte troff, so fuhr ihm das Dirndel mit rotem Handtüchel über Stirn und Wangen und flüsterte ihm ins Ohr: „Tschapperl, mußt du dich denn gar a so plagen? A bissel stader!"

Da hebt einer das Weinglas: „Vivat! Sollt leben all miteinander!"

So ging es toll und toller — aber es war eine kreuzlustige Tollheit — durch den Abend hin. Da kam plötzlich der Wirtsjunge die Treppe heraufgesprungen: „Leut', geht helfen. Der Herr Pfarrer und der neue Pastor sind raufend worden!"

Der Spielmann zuckte ab mit dem Fiedeln und hatte ein sehr langes Gesicht. Als sei die Feder gesprungen, so stockte das tanzende Rad, stand still und fiel auseinander.

„Raufend? Wer? Die Herren?" Was Platz hatte in der Treppe, das drängte hinab; und hinten drein, aber ganz weichmütig gelassen, Brosel, der Spielmann. Seine Gucker zwinkerten, seine Stirnhaut zuckte auf und nieder und der gekniffene Mund bog sich im Halbkreis weit in die roten Wänglein hinein. Lacht so der boshafte Vollmond auf die Erde herab, wenn in lockenden Nächten leidenschaftliche Menschen in allerlei Unglück rennen? Unter dem Arm trug der Spielmann seine Geige, in der Hand schwang er den Fiedelbogen, als hätte er damit nebst dem Tanzboden auch das übrige Haus und die Welt zu regieren.

Im Extrazimmer war der Sturm zwar vorüber; nun stand es so, daß die beiden Geistlichen kein Wort und keinen Blick mehr füreinander hatten; jeder stellte sich gleichmütig und rief seine Gemeindeangehörigen. Die Schafe sollten sich von den Böcken trennen und dem Hirten folgen. Aber die Scheidung mißlang. Protestanten wie Katholiken blieben untereinander sitzen, wo sie saßen und schauten betroffen auf die beiden Herren hin, die da plötzlich einen solchen Unfried erhoben hatten. Der stattliche Bäckenwirt stand am Gläserkasten, immer noch um die Seinen besorgt, die über den hölzernen Ständern stürzten.

Und von den Gästen tat mancher heimlich schmunzeln über den Auftritt, den sie erlebt hatten.

Jetzt drängten die Tanzbodenleute in die Gaststube herein und zwischendurch der Spielmann. Der blieb in der Tür des Extrazimmers stehen und fiedelte zum Gruß die Weise: „Da streiten sich die Leut' herum.“ Dann ließ er seine Gesichter spielen, und die beiden Herren in ihrem Ärger wußten nicht recht, was jetzt zu machen sei. Hinaus konnte weder der eine noch der andere, so gaben sie sich den Anschein des Lässigen: der Pastor steckte seine Hände in die Tasche und blickte mit überlegenem Humor auf die possierliche Gestalt; der Pfarrer machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, gleichsam, solche Narreteien kenne er zur Genüge, und kehrte sich an sein Weinglas.

Da zuckte der Brosel sein Spiel ab, tat ein äußerst gemütliches Gesicht hervor und begann halb sagend, halb singend eine Rede, dieselbe manchmal mit einer drolligen Grimasse oder mit einem Fiedelstrich künstlerisch mildernd.

„Verzeiht, ihr Herren, es währt nit lang, ich will euch singen ein altes Gesang, von zweien Hochgeweihten, die taten gar bitterlich streiten. Oho! — Der eine tat

sagen: Dein Luther ist ein Fresser; der andere: Dein Papst ist auch nichts besser. Der eine: Dein Luther ist Trug und Spott, der andere: Dein Papst ist auch kein Gott. Aha! — Du bist falsch und ich bin wahr! Ich bin gescheit, und du ein Narr. Hehe! — Da kommt ein alter Spielmann herein: Ihr Herren, ihr kunnt schon g'scheiter sein, wollt streiten, so steigt auf die Kanzel hinauf. Da gibt's keinen Gegner und keinen Tort, da habt ihr selber das letzte Wort. Im Wirtshaus gibt's ein andern Brauch, das ist eine Kirchen allgemein, kann jeder leben und lustig sein. Hehe! — Die Leut' auseinanderzanken dahier, was ist denn das für eine Manier? Könnt ihr nit schweigen, so kauft euch Geigen. Mehr Leut, als ihr mit Disputieren, hab' ich mit Fiedeln und Musizieren zusammengebracht und glücklich gemacht. Jaha! — Ich kenn euch einen, der's auch tut meinen, dem Fried und Freud das liebste ist, sein Name heißt Herr Jesu Christ."

Als der Brosel das gesagt, streicht er eine leise, liebliche Melodie und sein Gesicht nimmt einen natürlichen, rührend innigen Ausdruck an und schaut so treuherzig, fast flehend auf die beiden Seelenhirten hin.

Der Pfarrer hat seine gewohnte gemütliche Art wiedererlangt. Bei den närrischen Sprüchen des Spielmanns muß man ja lachen — und er lacht. Dem Pastor ist nicht so wohl zumut. Sein Gesicht ist gerötet, er möchte am liebsten draußen sein. Denn als der Brosel sein lieblich Spiel — wie ein Wiegenlied war's, so zart — geendet hat, da lachen die Leute nicht. — Niemand hat diesmal zum Spruche des Lachenmachers gelacht! Ein andächtiges „Vergelt's Gott" sagten sie im Chore, wie es nach jeder guten Predigt üblich ist. Über die zwei Streitenden hat ein dritter den Sieg davongetragen.

Die Stille in den Wirtsstuben war fast feierlich geworden. Aber das geht doch nicht an einem solchen Tage. Der alte Spielmann tat plötzlich einen flinken Hopser, jauchzte dazu und führte dann seine Gemeinde wieder auf den Tanzboden.

Die beiden Geistlichen waren, jeder für sich unauffällig nach Hause gegangen. Aber am nächsten Tag, als sie sich zufällig auf der Achbrücke begegneten, blieb der Pastor stehen und sagte: „Ich glaube, Herr Amtsbruder, wir sind gestern ein wenig zu weit gegangen. Die Sache wäre beinahe lächerlich geworden. Mein Wunsch wäre, daß wir uns miteinander vertragen."

Der Pfarrer sah auf dem Boden ein Steinchen liegen, das wollte er mit der Spitze des Spazierstockes beiseite schnellen, trafs aber nicht. Dann gab er's auf.

„Herr Pastor," sagte er, „Sie haben es leicht. Sie können sein, wie Sie wollen. Aber ich!"

Der liebe kleine Gott geht durch den Wald.

„Der liebe Gott geht durch den Wald!“ — so singt ein altes Lied, aber eine alte Erfahrung zeigt, daß er im Walde nicht jedem begegnet. Die Rehe und Hirsche vielleicht sehen ihn, fürchten ihn aber nicht — er geht ohne Büchse um. Der Pecher-Lenz, im Walde geboren und den Wald seit vierzig Jahren durchstreichend, ist, wie er meint, dem lieben himmlischen Waldgänger noch nicht ein einzigesmal begegnet, wohl aber manchem, vor dem er fluchend ausgerufen: „Ei, der Teufel nocheinmal!“ Und doch! Auch der Lenz hat's erfahren: „Der liebe Gott geht durch den Wald.“

Sein — des Pechers — Haus steht im Walde; alles ringsum strebt in wilden Büschen und hohen Stämmen himmelwärts, und auf den Wipfeln klingt die Luft — nur das Haus kriecht auf dem Sande, und seine Kammern sind dunkel. Bis ins dreißigste Jahr war der Lenz ein armer Pechersbursche gewesen; dann nahm er sich ein Weib und war nun der arme Pechersmann geheißen. So groß war der Unterschied.

Seinem Vater ist's nicht viel besser ergangen. Der ist Waldhüter gewesen, aber von dem hochgelobten Walde war nur das Bitterste sein eigen — das Pech (Harz). Doch ließ sich's dabei leben; die Pecher, wohlgemerkt die ledigen, pfeifen beim Baumschaben heitere Liedeln, und die Terpentiner haben mitunter so schlecht nicht gezahlt. Das Handwerk ernährt seinen Mann — aber nur den Mann, nicht etwa auch noch Frau und Kinder.

„Bei Euch in der Waldhütte sollte der Zölibat sein," sagte einst ein fremder Jäger zum Pecher-Lenz.

„Was ist denn das für ein Ding?" fragte der Lenz, „ist's was zum Essen oder zum Anlegen?"

Als sich der Fremde näher erklärte, wurde der Lenz fast aufgebracht. Sein ganzes Glauben, Lieben und Hoffen geht auf Weib und Kind. Er selber ist so viel als Bettelmann. Wenn er im Walde ein grünes Reis auf seinen Hut steckt — es ist fremdes Gut. Die Hütte, in der er wohnt, steht auf dem Boden des Herrn Gallheim und ist gebaut aus dem Holze des Herrn Gallheim. Nur Weib und Kind sind sein eigen. Gallheim ist ein flinker Jäger und fröhlicher Lebemann, und ein kleiner Scherz mit der drallen, biederen Pecherin — warum nicht? Anderer Meinung ist der Lenz; der hat dem Gutsherrn darüber etwas Grobes gesagt. Grobsein aber ist nichts für einen armen Teufel; der muß allemal Süßwurzeln kauen, wenn er mit dem „gnädigen Herrn" spricht.

Nun, der Lenz hat eben getan, wie er getan hat — wie ich auch täte, an seiner Stelle — und so ist ihm eines Tages ein großer Brief ins Haus gekommen. Der Lenz kann nicht lesen, aber sein Weib hat die unselige Kunst gelernt; er knittert mit Mühe das feine Zeug auseinander; das Blatt bleibt kleben an seinen harzigen Fingern: „Alte, geh', schau', was da drauf steht."

Da drauf stand solches:

„An Lorenz Hackbretter im Kesselwald. Demselben diene zur Kenntnis, daß von nun ab forstwirtschaftlicher Rücksichten wegen das Pechschaben nicht mehr gestattet ist. Dawiderhandelnde verfallen der Strenge des Gesetzes.

Der Oberförster
im Auftrage des Herrn von Gallheim, Gutsbesitzers."

So hatte das junge Weib gelesen.

„Nau?" sagte der Lenz, „und sonst nichts mehr? Der paar Worte wegen das viele Papier?"

Er steckt die Hände in die Hosentaschen, ging in den Wald und brummte. „Nicht mehr gestattet! Forstwirtschaftlicher Rücksichten wegen, oder wie das Zeug heißt! Nun ja, die Sach' muß einen Namen haben! Allfort hab' ich acht gegeben auf den Stamm; dieser schöne Wald, wie er heute dasteht, unter der Pechschabe ist er aufgewachsen. Und jetzt auf einmal ist's ein Verderben. Sakra, was heb' ich jetzt an!"

Gelernt hat er nichts. Wurzeln- und Kräutergraben ist noch das einzige; aber wenn er des Abends heimkehrt von seinen Gängen ist er oft trotzig und launisch, und unwirsch stößt er sein Kind, das Magdale, von sich, wenn es zu ihm herankommt und in Kindlichkeit fragt, was das Reh mache draußen im Walde.

Das Reh draußen im Walde? Das bringt den Lenz auf neue Gedanken. Und eines Tages nimmt er den alten Kugelstutzen aus dem modernden Schranke hervor, schleicht damit hinaus, stellt sich an und siehe, harmlos kommt ein prachtvoller Hirsch mit hohem Geweih herangeschritten. Der Mann fährt mit dem Gewehr zur Wange — da sieht er in den Schaft eingegraben das Herz, aus dem ein Kreuz wächst. Das ist das liebe, traute, alte Zeichen, welches sein Vater so gern in Stab und Stiel seiner Werkzeuge eingegraben hatte.

Ein Kreuz — der Vater ist arm gewesen; ein Herz — er ist treu geblieben. Das Gewehr entsinkt der Hand des Mannes, und der Hirsch läuft flink über die Matte hin.

Ein Herz und ein Kreuz! Er hat Weib und Kind und wird sie mit Kräuter- und Wurzelgraben in Gottes Namen ernähren.

Was geschah? Die Hirten taten sich zusammen und verklagten den Wurzelstecher, daß er den Grasboden verwüste. So wurde ihm auch dieses untersagt, und er ging verloren in den Wäldern umher und wußte nicht, was beginnen.

Ihr fragt, ob ihm nicht doch der liebe Gott begegnet sei mit einem guten Gedanken? Was helfen gute Gedanken dem, der sie nicht ausführen kann! Wohl aber ein anderer Geist trat ihn bisweilen an, der flüsterte: Lenz, bist ein Mensch, hast ein Recht an die Welt; hast die Pflicht der Erhaltung gegen die Deinen, aber keine gegen Gallheim, keine gegen die reichen Bauernhöfe draußen, keine gegen den Wanderer, der durch den Wald muß.

„Hinweg!“ rief der Mann in solchen Augenblicken und schlug mit der Faust in die Luft hinein, „ein ehrlicher Mann will ich bleiben. Sakra, das will ich sehen, ob ich's nicht durchsetz'!“

Ein Raucher war er. Für all seine Mühe und Arbeit war der persönliche Lohn stets ein Pfeifel. Dieweil er nun keinen Tabak mehr kaufen konnte, beizte er Buchenblätter in Harz und wunderte sich schließlich, wie der Arbeitsmensch so viel Geld ausgebe für ein Ding, das er selber bereiten kann.

Magdale gedieh. Sie war nun sieben Jahre alt, war fleißig und brav, und als Weihnacht herankam, hoffte sie auf eine Gabe vom Christkind. Vater und Mutter lächelten bitter. Das Christkind kommt zu den braven Kindern nicht alle Jahre! —

Der Lenz hatte an dem Tage draußen beim Klausenwirt wohl eine Semmel und etliche Äpfel erstanden, um damit die Ehre des heiligen Christ zu retten. Aber auch ein Tannenbäumchen soll dazu sein, und Lichteln dran. So war's früher stets gewesen, und so wurde es erwartet.

Der Lenz ist am selben Tag wieder nicht daheim. Er

streift im Walde herum. Der Boden ist hart gefroren, das Moos knistert unter den Füßen, die Äste hängen, von Eisnadeln des Nebelfrostes belastet, tief herab. Der Lenz wandelt zwischen den Bäumen. Vor manchem jungen Tannenwipfel bleibt er stehen. „Es wäre schon das rechte," murmelt er, „aber — darf ich denn? — Ich dürfte freilich nicht, aber heute schickt mich das Christkind, das diesen Wald hat wachsen lassen. Mein seliger Vater hat viel tausend Bäume gepflanzt und gehütet — so kann's doch nicht soweit gefehlt sein, wenn ich mir ein Stämmel davon heimtrage für mein klein Dirndl."

Mit Hast fährt er nach seinem Taschenmesser, ein kräftiger Schnitt, und eine zarte Tannenkrone ist geknickt. In diesem Augenblick gellt ein Fluch. Zwei Männer mit Jagdgewehren stehen vor dem Lenz: Gallheim und sein Förster.

„Haben wir dich endlich, du verdammter Waldfrevler!" rief der Förster. „Schon seit lange werden von boshafter Hand in unseren Wäldern Bäume geknickt. Dieser Lump da tut's!"

„Ho ho," brummte der Lenz, „nicht not, daß Ihr mich so anknurrt! Ich bin kein Lump, ihr Herren!"

„Was denn?" sagte Gallheim.

„In böser Absicht hab' ich mein Lebtag kein Zweigl vom Ast gebrochen."

„So? Und dieser Wipfel, der weder einen Spatenstiel, noch ein Stück Brennholz gibt?"

„Zu Gnaden, Herr — für's Kind daheim ein Christbäumel."

„Die Ausrede ist nicht übel," lachte Gallheim, „aber einen ertappten Dieb und Waldfrevler läßt man nicht laufen. Förster nehmt mir den Lungerer fest; die sichere Kammer wird ihm über die Festtage wohlbekommen."

Der Lenz zerstampfte den Moosboden. „Schau, du großer, gestrenger Herr,“ sagte er knirschend, „das Moos ist auch nicht mein eigen, und ich zertrete es doch. Klag' mich! Die Luft ist auch nicht mein eigen, und die ich ausatme, mußt du vielleicht wieder einatmen — gnädiger Herr, du armer Schelm!“

Damit machte er es nicht besser, aber in ihm kochte Trotz und Wut. Einerseits sah er's, er war ein Dieb; anderseits fühlte er's, es geschah ihm Unrecht. Finster grub er seinen Blick in den Boden, ließ sich fesseln und davonführen.

Und das Tannenbäumchen blieb liegen auf dem frosterstarrten Boden, und statt der Christlichter glitzerten Eiskörner an den Zweigen.

* * *

Da hat sich an jenem Tage etwas zugetragen, das ganz so aussah, als hätte sich das Christkind für den armen Wäldler ins Mittel legen wollen; das liebe Christkind, welches den Reichen wohl glänzende Gaben bescheren mag, es heimlich aber doch lieber mit den Armen hält.

Im Arrest hatten seit langem schon die Spinnen ihre Webstühle aufgerichtet. An diesem Weihnachtsabend nun wurden sie durch den Pecher-Lenz ein wenig gestört. Der Lenz zerriß sich seinen Bart vor Schmerz und Wut. Er dachte an sein schutzloses Heim, in welchem ihn heute die Seinen vergeblich erwarten würden: das Weib in Furcht und Angst; das Kind schluchzend, bis es einschläft — das ist ihre Weihnacht. Und er, der Lenz, der sich gehütet hat sein Leben lang, daß er ein ehrlicher Mann verbleibe, sitzt im Gefängnis, wo vor ihm der Räuber saß, wo nach ihm der Strolch sitzen wird. Das ist seine Weihnacht! —

Zornig ob des Waldfrevlers und befriedigt zugleich, denselben erwischt zu haben, kehrte Gallheim in sein Herrenhaus zurück. Dort war Wirrnis und Jammer.

Theobald, der zehnjährige Sohn des Herrn, war, wie gewöhnlich, am Nachmittage auf seinem Schimmel ausgeritten. Das Haus stammte aus dem sechzehnten Jahrhundert und besaß eine Waffenkammer, in welcher sich mancherlei Rüstzeug befand. Nun war es heute dem Knaben eingefallen, derlei vom Reitknechte glätten und putzen zu lassen, daß es glänzte, und an sich zu hängen. So war er mit Blechwams und Helm und Schwert ausgezogen. Ein junger Ritter, dachte er an die Turniere und an die Burgfräulein, die er begehren und erstreiten wollte — und das feurige Roß trabte hinaus in den finsteren Wald.

Die übliche Reitstunde ging vorüber — Theobald kehrte nicht zurück. Es begann zu schneien, es begann zu dämmern, — er kehrte nicht zurück. Als der Hauswart im Hofe die Laternen anzündete, rannte der Schimmel schnaubend und mit hochfliegender Mähne zum Tore herein. Aber auf dem Rosse saß kein Reiter.

Jetzt ging das Entsetzen an. Die Mutter fiel in Ohnmacht. Der Vater schoß planlos umher. Die Dienerschaft stob verwirrt durcheinander; das Gesinde jammerte über den „lieben, guten, jungen, gnädigen Herrn". Die Knechte sprengten auf Pferden zum Tore hinaus. Der Wächter läutete in seiner Kopflosigkeit die Sturmglocke.

Die Frau des Hauses war die erste, welche wieder zur Besinnung kam. Sie eilte in den Schnee, in die Nacht hinaus; laut und hell rief sie ihr Kind, bis die Stimme versagte. Durch Heide und Wald irrte sie, und wo ein Kreuzbild stand, da sank sie auf die Knie und rang die Hände.

Herr Gallheim hastete wie ein gehetztes Wild über Berg und Tal; das Reh und der Edelhirsch, nach denen er sonst so gierig sein Feuerrohr gerichtet, flohen erschreckt und lugten aus Verstecken hämisch auf ihn hin. In der Finsternis stolperte Gallheim über ein gebrochenes Bäumchen. Der Tannenwipfel war's, weswillen der Pecher-Lenz im Gefängnisse lag. „Auch dieser Mann hat ein Kind!" so rief es in ihm. Er eilte weiter und stieß in sein Horn.

Die ganze Bewohnerschaft des Herrenhauses irrte im Walde. Der Pecher-Lenz war zu dieser Stunde fast der einzige Bewohner im großen Gebäude.

„Das ist eine schlimme Weihnacht!" sagten die Suchenden zueinander. „Wir werden morgen einen traurigen Christtag haben!" Und sie stießen ins Horn und lauschten; sie feuerten Schüsse ab und horchten vergebens auf ein Gegenzeichen. Wohl, sie vernahmen Schreie, aber das waren die der anderen Sucher. Keiner hatte eine Spur, keiner wußte Rat. Endlich begann ein wildes Gestöber; der Sturm rüttelte in den Stämmen und erstickte den Schall der Hörner. Die Schneeflocken tanzten wie rote Sternchen um die Pechlunten; da sagte einer: „Der Herrgott legt schon das Bahrtuch darüber."

* * *

„Das ist eine schlimme Weihnacht!" so seufzte auch das Weib des Lenz im Waldhause. Sie ging von einem Fenster zum andern, eilte bei jedem Geräusch an die Tür — aber er kam nicht.

„Der Vater wird noch zum Christkind zu spät kommen," meinte das kleine Magdale.

„Weiß Gott," antwortete die Mutter halb für sich, „zu spät für das Christkind wird er nicht kommen. Aber so

lange ist er noch nie ausgeblieben. Mir ist heute den ganzen Tag bange. Geh' ins Bett, Magdale."

Jetzt klopfte es ans Fenster.

„Gottlob! Gottlob!"

Aber er war's nicht. Ein verspäteter Holzhauer ging vorbei, der rief durch die Scheibe herein: „He, Muhme, was hat er denn angestellt?"

„Wer?"

„Er!"

„Ich weiß nicht, was Ihr meint," fragte das Weib.

„Die Muhme wüßte es gar nicht? Na, so sage ich auch nichts. Das Beste wird sein, die Muhme laßt mich heut in ihr warmes Stübel hinein."

„Ich laß niemand ein. Mann! Lenz!" rief sie gegen den Ofenwinkel hin.

„Tue sich die Muhme nicht foppen," lachte der Holzknecht draußen, „der Lenz ist heute nicht daheim — das weiß ich recht gut — und kommt auch nicht heim."

Sie stürzte zum Fenster hin: „Wißt Ihr was? Wo ist er denn?"

„Mir sind sie begegnet," berichtete der Holzer, „er hat den Hut im Gesicht gehabt, aber ich habe ihn doch erkannt. Die Hände sind ihm gebunden gewesen."

Das Weib tat einen Aufschrei. Der Holzhauer ging weiter.

Und so ist anstatt des Christkindes im Waldhause der Jammer eingekehrt. Vielleicht als Vorbote nur.

„Geh' schlafen jetzt!" sagte die Mutter zum Mädchen.

Magdale blickte verwundert auf. War denn nicht Christabend? Das Weib hielt ihr Weinen zurück, das einzige, was sie ihrem Kinde tun konnte. Immer und immer wieder blies sie in die Glut des Herdes, und es wollte nicht brennen;

so oft der Span verlosch, war es dem Mädchen, als hörte es irgendwo ein Schluchzen. Dann fragte es wieder nach dem Vater.

„Sei still!" gab das Weib endlich unwirsch zur Antwort; bald setzte sie weicher hinzu: „Der Vater sucht das Christkind und hat sich im Walde ein bissel verirrt."

„Er wird es schon finden," meinte das Magdale, „der kleine Gott geht durch den Wald, das Christkind hat gewiß ein goldenes Röckel an. Das tut schon leuchten."

„Freilich," sagte die Mutter.

Tiefer und tiefer ging es in die Nacht hinein. Draußen rauschte der Wind, und die Fensterwinkel waren vollgestopft von frischem Schnee. Im weiten Lande ist Glanz und Freude in dieser heiligen Nacht . . .

Das Weib des Pechers zündete eine rote Kerze an. Mehrmals hatte die Kerze schon geleuchtet — es war ein trüber Glanz. Als der Vater des Lenz gestorben war, da hatte sie gebrannt; als in einer wilden Gewitternacht die Lawine vom Schollberge niederfuhr und das große Wasser gegen dieses Haus tobte, hatte sie gebrannt. Die rote Kerze sollte brennen, wenn einstmals nach diesem Leben der Lenz und sein Weib das Auge schließen müßten im Waldhause. Es war die Sterbekerze. Und jetzt, da des Hauses ältester Bewohner, der ehrliche Ruf, gestorben war, jetzt brannte sie wieder.

Das Weib kniete vor dem Lichte nieder und betete zum Jesukinde.

Sie betete nicht in wilder Leidenschaft, wie die vornehme Frau, sie betete mit Ergebung: „Ich lege, du heiliges Kind, mein Anliegen in deine Hände. Böses kann er nichts getan haben; es ist ja meine tägliche Bitt', daß ihn sein Schutzengel nicht sollt' verlassen. Aber mit

gebundenen Händen! Hätte er denn doch gewildert, um dir zu Ehre, du heiliger Christ, einmal ein Stückel Fleisch heimzubringen? Armut und Sorge, o Gott, wie gern erträgt man's, nur nicht Schand' und Schmach!"

„Jetzt sind sie draußen," flüsterte das Magdale plötzlich. Und wahrhaftig, es war nicht das Klopfen des Windes — das war ein Pochen an der Tür.

Sogleich erfaßte das Weib die Kerze und eilte, zu öffnen.

Ein fremder Knabe stand vor ihr. Ein seltsamer Knabe; er hatte ein leuchtendes Kleid an. Die langen Locken waren voll Eis, die Augen voll Wasser. Vor Frost zitterte er und bat um Obdach.

„Ist denn kein Mensch bei dir?" rief das Weib. „Bist du allein? So komm, so komm nur!" Und sie fächelte den Schnee von seinen Kleidern, aber die Brust blieb leuchtend.

„Du liebes Christkind," lispelte das Mädchen voller Andacht, „da setz' dich zum Ofen und wärme dich."

Und immer wieder fragte das Weib, wo er herkäme, wer er wäre?

„Ich bin Theobald Gallheim," antwortete endlich der Knabe. „Ich bin ausgeritten; da sind Wildhühner aufgeflogen, das Pferd ist scheu geworden und hat mich abgeworfen. Ich bin herumgegangen, bis es finster geworden ist. Dann ist der Wind und der Schnee gekommen, und ich habe gar nichts mehr gehört und gesehen und bin gefallen. Bin doch wieder weitergegangen lang und lang, und dann habe ich das Licht gesehen. Laßt mich liegen in Eurem Hause, und tut mir nichts Böses! Mein Vater wird schon kommen!"

Das Fieber schüttelte ihn, als er das sprach. Das Weib hatte Mühe, ihm die Schuhe von den Füßen zu

bringen; sie waren schier angefroren. Der Knabe ächzte vor Schmerz; die Pecherin legte ihm kaltes Grubenkraut auf die froststarren Hände und Füße, dann brachte sie heiße Milch und führte den Löffel selbst zu seinem Munde.

Das Magdale war ein wenig zutraulich geworden. Und doch furchtsam schlich es spähend um den Knaben herum, schaute seine zarten Locken und seine weißen Wangen an und seine glänzende Brust und seine Augen. „Du armes Christkind, ist es doch richtig wahr, daß du so viel Kälte leiden mußt!"

Das Weib trug von allen drei Betten, die in der Stube standen, die Kissen zusammen und baute damit auf der Ofenbank dem kleinen Gaste ein Lager. Theobald legte sich hin, dann fielen ihm auch schon die Augen zu.

Dem geängstigten Weibe war leichter ums Herz geworden. Ihr war dieser Knabe, der in der Christnacht hilflos zu ihr gekommen, ein gutes Vorbedeuten. Das Magdale, das gar nicht schlafen wollte, zerstreute sie mit alten Weihnachtsliedern:

„Ach, wie friert das göttlich Kind,
Wie geht nicht aus und ein der Wind —
Es liegt auf Heu und Stroh.
Ei, wenn ich nur das Häuserl hätt',
Das dort unt' im Dörferl steht,
Wie wär' ich doch so froh!
Ich nähm' die Mutter mit dem Kind,
Tät's führen in mein Häuserl g'schwind!"

Dabei unterbrach sich die Sängerin und horchte auf den Atem des Schlummernden; und das Magdale saß daneben und faltete die kleinen Hände . . .

Gellender Waldhornschall draußen! Dem Weibe blieb das Lied in der Kehle stecken. Draußen schwere Tritte, die

Tür geht auf, über und über beschneite Männer treten herein, unter ihnen eine schöne Frau.

Die Pecherin tat einen scheuen Blick auf die polternden Ankömmlinge, legte den Finger auf den Mund und wies auf den schlafenden Knaben. Kaum erblickte diesen die eintretende Frau, als sie mit einem Freudenschrei auf den Schläfer zustürzte. Der Knabe fuhr empor und blickte um sich. Und sah in dieser Hütte sich und seine Mutter.

Sogleich wurde auf dem nahen Feldhügel das Zeichen geblasen: Gefunden! Gefunden! —

Da kam auch Herr Gallheim. Alle kamen sie hier zusammen, und noch nie hatte das kleine Haus im Walde so viele und so fröhliche Gäste gesehen, als in dieser Nacht.

Dem reichen Manne barst schier das Herz. Da sah er seinen Sohn so liebevoll gehalten von der Familie dessen, den er heute — —

Den schnellsten Reiter sandte er nach dem Herrenhause, um die eiserne Tür zu öffnen.

Sie waren alle noch beisammen, als der Lenz in einem vornehmen Wagen, bespannt mit zwei Rappen, angefahren kam.

Zur Stunde ging schon der Morgen auf.

„Verzeiht mir! Verzeiht mir alle drei! Ich will es gutzumachen trachten!“ rief Gallheim. „Das Pechhacken, Lenz, das tut Euch schlecht und den Bäumen nicht gut. Aber die Förstersstelle wird frei, und zu Christbäumen für Eure Nachkommenschaft haltet von heute an dreißig Joch Waldgrund als Euer eigen.“

Na also, Magdale! Da wird der liebe kleine Gott ja noch oft durch den Wald gehen!

Der Fremde im Vaterhause.

Die Tür geht auf, in den Saal tritt der Institutsvorsteher.

„Anderlacher Franz!“ ruft er.

„Hier!“ antwortet ein zwölfjähriger Junge aus dem Pustertale. Ja, das war der Anderlacher Franz, der Sohn des Hegers „unter der Alm“, den sein Vater nach Innsbruck geschickt hatte, um „geistlich“ zu werden.

„Ein Brief!“ sagte der Vorsteher.

„O je!“ riefen die andern Jungen, „ein blinder — der hat keine roten Augen!“

Der Anderlacher Franz war fast der einzige im Institut, der niemals einen jener Briefe bekam, welche durch die fünf roten Augen des Petschafts den Empfänger so freundlich anlachen. Franzens Vater wußte nicht, daß ein Mensch, wenn er zu essen und zu trinken, ein Gewand und ein Dach hat, auch noch Geld brauchen könne. Sein Bauernhaus lag im Gebirge — für ein Bauernhaus zu hoch, für eine Almwirtschaft zu tief, für ein „Kleingütel“ gerade recht. Macht nichts. Wenn aus diesem Hause ein geistlicher Herr hervorgeht, dann hat es mehr, als seine Schuldigkeit getan.

Nun, der kleine Franz drängte sich freudig zwischen seinen Kollegen durch, um den Brief in Empfang zu nehmen. Damit begab er sich eilig hinaus auf den langen Gang zu einer Stelle, wo durch das Hoffenster Licht hereinfiel; er wollte nicht, daß ihm beim Lesen ein neugieriges Auge

über die Achsel gucke. Das Schreiben war zwar von seinem Vater, aber es war doch wieder nicht von seinem Vater — und die Genossen brauchen es nicht zu wissen, daß sein Vater nicht schreiben kann.

Und richtig, der Franz kennt die Schrift sogleich — der Herr Pfarrer von St. Agnes ist es wieder. Der gute alte Herr hat den Jungen selbst nach Innsbruck gebracht und seitdem schreibt er ihm alles nach, was daheim vorgeht und was Vater, Mutter, Ahne, Schwester und Bruder ihm sagen lassen.

In dem heutigen Briefe steht solches zu lesen:

„Lieber Franzel!

Ich hoffe, daß Dich diese Worte in guter Gesundheit finden werden, wie Du ja vernünftig bist, dieses größte Geschenk Gottes dankbar zu behüten.

Durch das Semesterzeugnis, welches Du Deinem letzten Briefe beigelegt, hast Du den Deinen und mir eine rechte Freude gemacht.

Besonders freut es mich, daß es mit dem Latein so gut geht; das Rechnen wird sich schon machen. Nur fort so, lieber Franz! Bei Deinen Eltern ist alles wohlauf, Dein Vater sagte mir, daß die Großmutter schon die Wochen zählt, bis Du auf die Vakanzen kommst. Es sind deren nur mehr neun. Wir wollen dann recht heiter sein und darfst mir nicht jeden Tag auf den Berg hinauf, bleibst im Pfarrhof, und bis dahin wird auch die neue Kugelbahn fertig sein.

Bei Deinen Eltern daheim wirst ohnehin keinen Platz haben. Dein Vater, scheint es, will Dir die Sache nicht schreiben, aber ich muß Dir's doch verraten, was daheim vorgeht.

Vor einiger Zeit — ich glaube, es ist schon drei

Monate — haben sie bei Dir daheim Einquartierung erhalten. Sie ist unbequem und ganz absonderlich. Ein junger Mensch ist gekommen und der hat sich festgesetzt und läßt sich gar nicht mehr fortbringen. Und das nicht genug, er nimmt das ganze Haus in Anspruch und will bedient sein; ist dazu noch unglaublich wählerisch an Nahrung und allem, was man ihm aus Güte tut — kurzum, er spielt den Herrn im Hause. Die Leute müssen noch freundlich mit ihm umgehen und allerlei Rücksichten beobachten — ich weiß nicht, ob sich der junge Student mit diesem wird vertragen können.

Nun, es wird sich alles tun, Franzel, bleibe nur hübsch brav und vergiß nicht auf Deine Eltern und auf Deinen väterlichen Freund

Bernhard Paumgartner,
Kurat zu St. Agnes."

Dem Briefe beigelegt, in ein feines Papier gewickelt, war ein Guldenschein, über den sich der Knabe den Kopf zerbrach, was der Pfarrer von St. Agnes aus der Stadt dafür geschickt haben wollte. Im Schreiben fand sich darüber keine Bemerkung.

Aber noch mehr Kopfzerbrechens verursachte dem Burschen der Bericht über den seltsamen, fremden Menschen, der in sein Elternhaus gekommen sein soll. Warum ihn nur der Vater nicht fortschickte, wenn er so herrisch und zuhabig ist? Im Hause ist ohnehin nicht überflüssig viel Sach', was soll noch ein Fremder mitschmarotzen! Ob denn der Vater etwa einen Gläubiger hat, der sich so unsauber eindrängt? Ob er nicht gar etwa das Haus an jenen verkauft hat? — Nein, nein, heimlich, das tut der Vater nicht. Der hat kein Geheimnis vor der Mutter und die Mutter hätte mir's sicherlich schreiben lassen.

Oder? —

Jetzt hatte er's und das war's — albern, daß es ihm früher nicht eingefallen. Ein Exekutionssoldat. Hatte der Vater nicht so oft erzählt von Exekutionssoldaten, die vom Amte dem Bauer ins Haus geschickt werden, wenn der nicht zur rechten Zeit die Steuer erschwingen kann? Werden ins Haus geschickt und bleiben sitzen und lassen sich gut geschehen und spielen den Herrn, bis das Geld erlegt wird. Und da bläht sich hernach so einer auf, und je mehr er — sagt der Vater — in der Kasern' hat kuschen müssen, je närrischer stranzt er sich und muß alles zuweg sein, was er verlangt. — Der Franzel selber hatte einen solchen Schüsselreiter gekannt. Ein Kroat war's, konnte auf deutsch nur Braten, Butter und Kuchen sagen und wenn die Mutter nicht jeden Tag damit aufzuwarten vermochte, etliches auf deutsch gotteslästerlich fluchen. Der Vater fand sich beim Steueramt um einige Gulden im Rückstand, weil das für dasselbe Jahr zu verkaufende Stück Vieh in einen Abgrund gestürzt war. Nun blieb der Soldat so lange im Haus, bis der Anderlacher bei guten Nachbarsleuten das Geld zusammengebracht hatte. Das währte wochenlang, der Kroat aß dreimal so viel auf, als was das Steuergeld ausmachte, lag größtenteils auf der Ofenbank und vernebelte des Vaters Tabak oder er ging im Kuhstalle um und stellte der Magd nach, die vor ihm kreischend davonlief, wie die Henne vor dem Geier. Bis endlich das Steuerbüchel gedeckt war, hatte der Kerl auf gut deutsch schelten gelernt und ohne „Vergeltsgott" und ohne „Dankdirgott" ist er davongegangen.

Kein Zweifel, so einer hält auch jetzt das Elternhaus belagert, so einer liegt ihnen auch jetzt in der Schüssel, auf der Ofenbank und weiß Gott wo sonst überall herum.

In einem nächsten Brief nach Hause stellte der Ander-

lacher Franz unter anderen die zwei Fragen: „Ist der lästige Mensch noch im Haus und was soll ich dem Herrn Pfarrer für den geschickten Gulden einkaufen?“

Antwortete wieder der Pfarrer: „Der Mensch ist immer noch im Hause und der Gulden, lieber Franzel, gehört Dein. Wenn ich Dir's nicht geschrieben habe, so hättest Du Dir's selber denken können. Heute liegt das Geld zur Heimreise bei; sei vorsichtig. Im Posthause zu Brixen frage dem Hans Halbscheid nach, mit dem fahre bis Bruneck. Wir erwarten Dich mit Freuden.“

Ein herzensguter Mann, der Herr Pfarrer — aber diese verdächtige Einquartierung daheim!

Die Vakanzen sind da.

Als der Franzel sein Zeugnis bekommt, muß er an sich halten, daß er nicht laut aufjauchzt; das täte sich im Lehrsaal doch nicht schicken. Der Franzel ist in seiner Klasse der Erste.

„Das gibt noch einen Bischof,“ scherzte der Professor. „Vor Zeiten zwar hat man den Frömmsten dazu gemacht, aber heute steckt man den Gescheitesten unter die Schnabelhaube. Mußt dir aber nichts einbilden, Anderlacher.“

Bischof hin und Bischof her — der Franzel geht jetzt heim auf die Alm. Da gibt's Vogelfangen zu stellen, Forellen zu fischen, zu reiten auf des Kronenwirts Braunen und die Kugelbahn ist auch fertig! Vielleicht läßt sich sogar mit dem Exekutionssoldaten was anfangen: leiht er nur sein Gewehr — im Schachen gibt's Spatzen.

Flink packt er seine sieben Sachen in eine Handtasche, hängt sein graues Jäcklein mit dem Samtkragen um, dann das Seitentäschchen, legt noch die Reisedecke in den Wagen und den großen Regenschirm. O, dieser Regenschirm ist

seine Pein; was hat er dieses Schirmes wegen schon für Verfolgung ausstehen müssen! Aber die Mutter hat's nicht anders getan, hat gesagt, als er fort nach Innsbruck ging, sie hätte keine ruhige Stund', wenn er den Regenschirm nicht mitnehme, man wisse niemals, was für ein Wetter einfalle. So nahm damals der Junge das Unding, das größer war, als er selber, unter den Arm und trug es in die Stadt Innsbruck. Dort bei den Kollegen ging das Gehetze los, sie nannten ihn den Paraplui-Jackel und wenn er den Schirm einmal aufspannte, so drängte sich die ganze johlende Rotte unter denselben herbei und sie stießen ihn hin und her wie fürwitzige Böcklein. Es war keine Ruhe, bis der arme Franzel den Schuldiener bat, das rote Ungeheuer zu verbergen. Aber wie die Mutter gesagt hatte, daß er den großen Regenschirm mit nach Innsbruck nehmen solle, so hatte der Vater ihm eingeschärft, daß er ihn wieder nach Hause bringen müsse. Darum wählte nun der Student zur Abreise eine dunkle Abendstunde und noch einmal schwang er sein Tuchkäppchen mit dem glänzenden Schildchen zum Scheidegruß der schönen Hauptstadt von Tirol — und fröhlich ging's der Heimat zu.

Was waren ihm die Berghöhen so sonnig und die Morgenschatten so taufrisch! Was wuchsen ihm an den Füßen die Flügel, gleich dem steinernen Knaben auf dem Hause der Handelsschule zu Innsbruck, was ging ihm das Herz auf!

An der Sill schnitt er sich einen Haselstock, den braucht er unterwegs, und kommt er heim, so mag's etwan auch nicht schaden, wenn der fremde Mensch sieht, er bringe so was mit.

* * *

Am Samstagabend ist's, vor Jakobi.

Im Hause unter der Alm ist's schon um drei Uhr Feierabend. Der Samstagabend gehört unserer lieben Frau. Der Hausvater läßt die Arbeit im Walde ruhen, kommt hemdärmelig, wie er an Sommertagen stets umgeht, ins Haus. Auf dem Filz hat er auch immer die Hahnenfeder, die holt er sich gelegentlich selber von der Luft herab. Mit heiler Haut kommt er selten vom Hage heim, hat's an den Kleidern keinen Riß, so gibt's am Finger eine Schramme. Es ist wohl wahr, er ringt mit der Arbeit trotz, wenn er dabei ist. Ihr seht auch kein Fleckel an seiner Hand, an seinem stets lustigen Brusthemd, an seinem Gesicht, auf welchem nicht einmal eine Wunde war. Vernarbt und verwegen sieht er aus, der knorbelige Mann mit dem buschigen Schnurrbart; da er jetzt in die Stube tritt, sagt er zu seinem Weibe: „Du, Mutter, klenk' (nadle) mir das Leible z'samm!"

Wahrhaftig, das Leible (die Weste) ist arg auseinander, aber die Hausfrau setzt sich auf den Schemel: „Na, duck' dich her, Vater!" und bald ist alles geschlichtet.

Jetzt schickt er sich an, seine Pfeife zu laden — geschnitzt hat sie der Rinleger-Sepp. Und das barfüßige Tonele muß mit dem funkelnden Stahlzänglein in die Küche um eine glühende Kohle. Dieweilen kommt schon das Büble gesprungen, klettert auf des Vaters Knie, will „reiten nach Wien, in die Kaiserstadt hin", und das Maidle kettet dienstfertig des Vaters Lendengurt loser und das Kleinste — das erst seit kurzem seine eigenen Händchen entdeckt hat, und wie sie brauchbar sind zum Anpacken — langt nach der Pfeifenquaste oder gar kecklich nach dem „Schnauzbart", unter dem von Zeit zu Zeit — der Anderlacher ist haushälterisch im Genuß — ein dünnes Rauchwirbelchen hervorquillt. So sitzt er mitten unter den Seinen und schaut ernsthaft drein

— aber inwendig, da schmunzelt sein Herz. Er spricht nicht von Glück, aber er hat es.

Warum nur die Weibsleute keinen Feierabend haben?

Der Rinleger Sepp ist ein alter Spintisierer, der erklärt alles, der weiß auch, warum an Samstagen die Weibsleute keinen Feierabend haben, sondern bis spät in die Nacht in Haus und Scheuer beschäftigt sind, während die Mannsleute schon ihren Vergnügungen nachgehen, oder ihrer Ruhe obliegen. „Denen mit dem langen Haar und mit dem kurzen Verstand hat Gott desweg die Samstagsrast versagt, weil sie doch nicht täten rasten, sondern vor dem Spiegel stehen und Haar flechten und Hoffart betreiben. Da ist's gescheiter, Kübel waschen, Töpfe scheuern und Fußboden reiben. Wollen sie schon was putzen, so ist's von wegen der himmlischen Freud' besser, sie putzen was anderes, als sich selber."

Das Maidle soll noch mit dem Garnsträhn fertig werden, der über den Haspel gespannt ist; denn wenn über den Sonntag im Hause ein unabgezogener Faden bleibt, sei's am Rocken, sei's am Haspel, sei's am Spulen, sei's beim Nähkorb — so kommt gleich die Maus der Gertrudis und beißt den Faden ab oder webt allerlei Verdruß hinein.

Die Anderlacherin hat eben auch keine Ruh', sie ist ein recht „g'schmackiges" (anmutiges) Weib, sie schafft an der Wiege. 's ist ein süß' Geschäft, süßer als Feierabend. —

Das sagt auch die alte Ahndl (Großmutter), die sich ebenfalls um die Wiege zu tun macht und nicht eher Frieden findet, als bis sie den Platz erobert hat. Der „süße Namen" JI±IS, der zu Häupten der Wiege gemalt ist, macht's nicht aus; aber das Büberle, das Lieberle, was drinnen liegt! Geschaukelt will der kleine Martin sein, wenn er ihnen den

Gefallen tun soll, jetzt, da noch die sonnengoldigen Bäume zum Fenster hereinschauen, schon zu schlafen.

„Kindlein haben gut schlafen," meint die Ahndl, „Kindlein träumen immer vom Himmelreich."

Sie schaukelt und singt:

„Nutz Heidl, mei Schatz,
Auf'm Ofen steht die Katz,
Die schwarze und die weiße,
Die will das Büble beiße.

Nutz hei ab, nutz hei ab,
Das Katzl lauf den Steig ab,
Lauft ein schwarzes Hündl nach,
Beißt dem Katzl 's Fußel ab.

Nutz Heidl
Grüne Stäudl
Rote Beerl dran,
's Büble schlaft schon."

Das alte Mütterlein lullt sich dabei schier selber in den Schlaf, das Martinele hingegen tut die Auglein hell auf und zappelt mit den Beinchen unter der Decke und just heut' will es nicht zur Ruh' kommen, abgesehen von der Ahndl tragischem Gesang, der ja gar nicht ernst ist, weil sie allemal ein lustiges Gesicht dazu macht. Heute ist auch sonst kein Fried' im Haus — ein Poltern vor der Tür und schnurgerade will der Hund von der Kette ab und — sonst doch ein so gescheites Tier — bellt er und jauchzt wie närrisch.

„Geh', Maidle, schau, was draußen hergeht."

Das Maidle macht kaum die Tür auf: „Herr Jesseles, der Franzel!"

Ein Geschrei durchs kleine Haus: „Der Franzel ist da!"

Ein Herbeistürzen aus der Küche, aus der Kammer, vom Hofe herein. Nur der Vater — so sehr ihm auch die

Freude aus den Augen zuckt — trottet langsam, er weiß, der Junge läuft ihm nicht davon. Die Mutter, schier schämig vor dem Herrn Sohn, wischt mit der Schürze den Arm, daß er tauglich wird zum Willkomm; sie denkt: ein bissel wird sie wohl schon geweiht sein, seine Hand. Das geschäftige Maidle hat ihm die Reisetasche abgenommen und den Regenschirm — gottlob, diesen Regenschirm! Vom Kronenwirt die Burga bringt den Handsack herein. So kommen sie zusammen . . .

„Gott Ehr' und Dank, daß du da bist!" schreit die Mutter.

„Grüß Gott, Franzel!" sagt der Vater schmunzelnd.

Der Franz sagt gar nichts, er lächelt nur ein wenig und da hat er richtig noch seine beiden Grübchen hinter den Mundwinkeln! — Man weiß nicht, ob sie sich alle die Hände gedrückt haben; Kuß hat's keinen gesetzt. So ein Küssen ist nicht der Brauch dort im Gebirge, wo die Tannen wachsen. Sie täten sich schämen.

Die Ahndl ist im ersten Freudenschreck in den hintersten Ofenwinkel gerannt und an ihre Rockfalte hat sich das größere Knäbel geschmiegt, dem ist diese Rockfalte zu aller Zeit der sicherste Hort. Nun schleicht das Mütterlein mählich hervor und luget unter der Achsel dessen durch, der dort Vater, hier Sohn ist, ihr Kind, das ihr die anderen Kleinen in den Arm gelegt. Sie luget auf den Franzel hin.

„Gewachsen!" murmelt sie, „gottunmöglich gewachsen!" Und endlich fällt sie drein mit ihren Herzensworten und hält dem schönen heimkehrenden Enkel zitternd die alten Hände entgegen.

„Und bist heut' schon von Bruneck her?" fragt der Anderlacher. Drauf ist die Sprache vom Wege und daß ihn das letzt' Wetter rechtschaffen zerrissen hat, und ob der

Brunecker Postmeister den Schimmel vom Kronenwirt noch habe? — Was schiert er sich jetzt um solche Sachen, der Anderlacher, aber er will reden und es fällt ihm gar nichts anderes ein. Das alte Mütterlein kann sich länger nicht mehr halten. „Du, Franzel," lispelt sie dem Jungen zu, „jetzt haben wir aber einen im Haus, den du noch gar nicht kennst!"

„Ja richtig!" sagt der muntere Student, „der Pfarrer hat mir's geschrieben, hat sich der Kerl noch nicht getrollt?"

Sie schauen sich gegenseitig an.

„Sicherlich wieder so ein Soldat?"

Jetzt wendet sich die Mutter, daß der Blick frei wird auf die Wiege, jetzt hebt sie das kleinwinzige Martinele auf: „Ja, Franz, der ist gekommen, dieweilen du z'Innsbruck bist gewesen."

Da macht der Bursche große Augen: Der!

„Er will dein Bruder sein," sagt die Mutter.

Der Franz ist still und macht ein merkwürdig herziges Gesicht. — Noch in der Reiserüstung streckt er die Arme aus nach dem Brüderl. Aber der Kleine sträubt sich baß, stemmt das nackte Händchen trotzig gegen des Angreifers Brust, dann halb in Furcht und halb im Vertrauen blickt er ihm wie sinnend ins braune Auge und jetzt will's ihm schier bedünken, dem kleinen Martinele, der junge Mann hätte gute Ähnlichkeit mit dem Tonele, mit dem Maidle und mit den andern.

Der Maler — Franz Defregger ist sein Name — hat diese herzige Gruppe geschaut und in einem Bilde, „Die Brüder" genannt, zu unserer Lust dargestellt.

Und das kleine Martinele, ein wenig zurückhaltend noch, aber im ganzen nicht ungern, trachtet es hinüber zu dem, der es so liebherzig anblickt.

Glücklich ist die Mutter und der Vater luget gar stolz und vergnügt auf die zwei Buben, als wollt' er zu jedem der beiden sagen: Schau, da hab' ich noch so einen! — Ja, gottlob, die Tiroler kommen nicht ab; unter der Alm stehen sie nach der Orgelpfeife, und der Rosenkranz, noch ist er nicht zu Ende! Drauf schielt er schalkhaft hin, was sich der zwölfjährige Bursch nur dabei denken mag. Und dem Großmütterl wird jetzt warm bis in die Zehenspitzen hinab und sein altes Auge leuchtet noch einmal auf und sein Fühlen ist Segen und nichts als Segen für die Brüder, die sich so gefunden. Wie ihre Arme, so sind nun ihre Leben ineinander verschlungen, sie werden zusammenstehen in unlöslicher Brüderlichkeit auf dieser harten Welt. Großmutter sieht den Tag, da steht das Martinele vor dem Altare in der Kirche zu St. Agnes, aber nicht mehr so klein als heute; zu seiner Seite die Braut, rechtschaffen und schön — und aus der Sakristei kommt der Bruder, der geistliche Herr, und gibt, treuen, feuchten Auges wie heute, dem Martinele das, was er selbst nicht hat — ein liebes Weib.

Die Fahnelträgerin.

Am Ende leitet der Verein für Priesterschutz eine Verfolgung gegen mich ein, wenn ich wieder einmal einen schalkhaften Landpfarrer aufzeige. Ich habe an solchen Schalken im Talar halt einmal meine besondere Freude, es ist an ihnen so etwas Deutschderb-Christliches und seit Abraham Santa Clara hat mancher Eulenspiegel in der Kirche manche schläfrige Seele mit einem hellen Lachen aufgeweckt.

Da oben im Gebirge, in dem kleinen weltentlegenen Wildalpen, soll er gelebt haben, mein lustiger Pfarrer, ich habe ihn persönlich nicht gekannt, denke mir ihn aber als einen behäbigen ältlichen Herrn, der die Gaben Gottes, soweit sie in Wildalpen geboten werden, nicht verschmäht, mit derbem Wort und gerader Tat der Wahrheit die Ehre gibt und die Frömmigkeit, wenn sie ihm zu süßlich wird, gerne mit einer dreisten Schalkheit würzt. Von seinen Predigten spricht man noch heute, es sei ihm gerade gut zuzuhören gewesen. Weil er den Nagel stets auf den Kopf getroffen, so hätten ihn auch die vernagelten Köpfe wahrgenommen.

Weitum war es bekannt, daß der Pfarrer von Wildalpen so possierlich predigen täte. Selbst in das neun Stunden entfernte Eisenerz hinüber war sein Ruf gedrungen. Dort kannten ihn etliche Krämer und Wirte sogar persönlich, weil er mehrmals des Jahres über das Gebirge

herüberkam mit einem alten Buckelkorbe, um Kochsalz, Schnupftabak, Schreibzeug und andere Notwendigkeiten einzukaufen, die damals in seiner Wildnis zeitweise nicht zu haben waren. Wie ein Hochgebirgler kam er daher in Knielederhose, grünen Wadenstrümpfen und grobgenagelten Bundschuhen. Nur sein Kollare hatte er um den Hals gebunden und auch den Handküssen der Weiber und Kinder wehrte er nicht; das ist ja nicht dem alten Adam in mir vermeint, sagte er, sondern der heiligen Weih, die auch hinter der Lederhose überallhin mitgeht. Manchem halbgewachsenen Dirndl griff er ans Goderl: „Na, wie du aber wachst, Annamirl, das ist frei aus der Weis', da muß ich dir ja bald einen braven Mann suchen! Na, tu' nur schön brav bleiben; Gott behüte dich!"

Da war es einmal, daß mehrere Eisenerzer Herren sich verabredeten, sie wollten doch einmal eine Bergtour machen nach Wildalpen hinüber, um den possierlichen Pfarrer predigen zu hören. Und das taten sie, ihrer fünf oder sechs, auch der Bergverwalter und der Rentner waren dabei, und der Zolleinnehmer, der schon seit Jahren inwendig keine Kirche gesehen und dessen Hosen immer nur beim Sitzteil, nie aber bei den Knien zu flicken gewesen, weil er wohl auf den Wirtsbänken, aber nie in einem Betstuhl daheim war. Am Vorabend gingen sie bis zu einer schlechten Hütte auf der Eisenerzerhöhe, um am nächsten Tage, einem Sonntage, rechtzeitig zur Predigt in Wildalpen einzutreffen, was sie auch nach angestrengten Märschen zuwege brachten. Das Kirchlein war schon gefüllt mit Andächtigen, und die vornehmen Gäste bargen sich möglichst hinter den Pfeilern, um von dem Pfarrer nicht etwa unzeitig bemerkt zu werden. Der mußte sich doch mit seinen Bauern allein wissen, um nach guter Gewohnheit loszulegen.

Daß vor der Predigt in der Sakristei der Pfarrer und der Küster die Köpfe zusammensteckten, ist dem Erzähler wohl bekannt, aber die andern wußten es nicht. Und ist zu sagen, daß die Eisenerzer Herren mit Spannung auf die Predigt warteten, obschon dem dicken Rentmeister das Stehen gleich zum Beginne sauer ankam. „Grobe Wetter dauern ja nicht lang," damit trösteten sie sich.

Endlich erschien der Pfarrer auf der Kanzel. Ganz gleichmütig las er das Evangelium, betete dann das Vaterunser, was die Herren hinter den Pfeilern für ziemlich überflüssig hielten. Dann stand er auf, zog das blaue Taschentuch hervor, schneuzte sich schmetternd, wendete sich gegen den Kirchenraum und begann:

„Meine lieben Pfarrkinder! Ich hab' mir's heut' überlegt. Was ich euch zu sagen hätt', das wißt ihr eh, befolgt nur das fleißig, was ich euch schon gesagt hab'. Heut' wollen wir statt einer Predigt um Erhaltung der Feldfrüchte drei Rosenkränze beten, den freudenreichen, den schmerzhaften und den glorreichen." Dann kniete er wieder hin, begann das langwierige Gebet, das von der ebenfalls sich niederknienden Gemeinde eintönig nachgebetet wurde. Die Eisenerzer Herren schauten einander mit langen Gesichtern an, dann duckten sie sich noch weiter nach rückwärts, sachte dem Ausgange zu. Und wie sie abfahren wollten, war jetzt die Kirchentür zugesperrt — sie konnten nicht hinaus. Mit Entsetzen sahen sie sich verurteilt zum Psalter. Um nicht aufzufallen, mußten sie ebenfalls niederknien auf den steinharten Boden; wenn auch einer und der andere sein Sacktuch unters Knie bauschte, wenn sie auch einmal das rechte, einmal das linke Knie vorspannten, so blieben doch die Rosenkränze höchst schmerzhaft — alle drei.

Als endlich, endlich nach geendetem Gottesdienste der

Küster kam und mit einem absichtlich höchst einfältig stilisierten Gesicht die Kirchentür aufsperrte, huschten die fremden Gäste hinaus und davon und waren fürder nicht mehr leckerig auf eine Predigt des Pfarrers von Wildalpen. —

Solche Geschichten also werden erzählt von diesem Dorfpfarrer, der eines Abends auf dem Kirchplatz stand hinter der Linde und heimlich einem sauberen Almdirndl zuschaute. Er wird eigentlich wohl nicht so sehr gelugt haben, weil sie so frisch und sauber war, denn solche Dirndeln sind nichts Neues in Wildalpen, als vielmehr, weil sie so andächtig vor dem großen Kruzifix kniete und betete. Einen schwarzen Filzhut hatte sie auf und ein blaues Röckel an, das hoffentlich etwas weiter hinabgehen wird, wenn sie erst nicht mehr kniet. Neben ihr auf der Erde war ein weißes Bündel mit Achselbändern. Als sie nach verrichteter Andacht aufstand, trat der Pfarrer vor und fragte sie ohne weiters: „Nau, Dirn, woher? wohin?"

„Küß die Hand, Hochwürden!" antwortete sie, derweil sie sich zu schaffen machte, das Bündel aufzuladen. „Von der Alm herab und nach Mariazell." Er setzte sich auf die Kniebank hin vor das Kreuz und lud sie ein, doch auch ein wenig zu rasten. Gar weit würde sie ohnehin nicht mehr kommen an diesem Abend.

„Wenn's halt noch bis Weichselboden tät gehn," sagte sie.

„Oho! Das wirst nimmer dermachen mögen."

„Müd bin ich noch gar nit, von der Brennalm komm' ich herab. Das Almvieh haben wir gestern abgetrieben ins Gams hinüber, wo ich daheim bin, und jetzt will ich grad einmal unserer lieben Frau Dank sagen gehen, daß mir meine Küh' und Kalber und Säue gesund sind verblieben über den Sommer und ich meinem Bauern hübsch ein eichtl Butter und Käs hab können heimschicken."

So plauderte sie treuherzig und schaute aus dem roten Rundgesichtl munter auf den Pfarrer hin.

„Almerin," sprach hierauf dieser, „du bleibst heut' da und morgen gehst mit uns. Du weißt es doch, daß wir Wildalpner morgen auch nach Mariazell gehen — mit der Prozession. Müssen freilich schon mit dem Haushahn auf, wenn wir beizeiten in Zell sein wollen. Deswegen gehst bald schlafen. Magst nicht im Pfarrhof über Nacht bleiben?"

Dem Dirndl war das recht, aber die Haushälterin nachher wollte Umstände machen. „Wo tät ma's denn hin, das fremd' Weibsbild? Im Kaplanstübel sind jetzt die Hühner und das Bischofzimmer ist voller Krautgebel, wissen's eh, Herr Pfarrer!"

„Ah mei, für mich ist gleich was gut!" versicherte die Almerin bescheidentlich. „Im Stadl auf ein' Schaub Stroh schlaf' ich wie ein Ratz!"

Nachtmahl essen taten sie selbander zu dreien. Es gab Eierschöberl mit Milch, aber als der Pfarrer eine wohlverkorkte Flasche Apfelwein auftun wollte, fand die Haushälterin den Stoppelzieher nicht und erinnerte, daß die Zellerprozession am nächsten Morgen zeitlich abziehen müsse.

„Was glaubst, Dirndl!" rief der Pfarrer plötzlich und hieb seine flache Hand auf den Tisch, daß die Almerin schier erschrocken einzuckte, „bist denn so schreckig, Nandl oder Kathl oder wie du heißt. Oder bist eine schlimme Liesel?"

„Nix derraten, Herr Pfarrer," antwortete die Almerin. „Heißen tu' ich wie dieselbige, die wir morgen heimsuchen gehen." Aus Schämigkeit darüber, daß sie sich unbedacht mit der Gottesmutter verglichen hatte, deckte sie eine Wange mit der Hand zu und mit dem anderen Auge forschte sie

aus, was der Pfarrer zu einer solchen Hoffart für ein Gesicht machen werde.

Dieser aber knüpfte von vorne wieder an: „Also, Maria! Was glaubst, Maria, wirst uns Wildalpern morgen das Fahnl (Fähnlein) vorantragen? Spaß und Ernst auch, wir haben keinen Fahnltrager; der Kirchenbub, der sonst mit der Fahnenstang' gegangen ist, fahrt mit seinem Rössel hintendrein, mit der alten Fischerin, die zu Fuß nicht mehr mitkommen kann. Andere Mannsbilder wird's wieder nicht viel geben. Will ja keiner mit bei der Prozession. Das heißt, ein paar schon. Und gleich, Dirndl, wie ich dich heut' hab' gesehen, was du für ein nutzes Stuck bist, hab' ich mir gedacht, das wär' die richtige Fahnlträgerin. Ein sauberes rotes Fahndl, ist die heilige Barbara drauf, den Wildalpern ihre. Und recht komod zu tragen. Gar nix schwer, aber eine Ehr', wie die Leut' sagen. Dem Kirchenbuben tut's eh leid, möcht' eh lieber mit der Fahnstang' gehen, wie mit der alten Fischerin."

Das Dirndl war über die ihr in Aussicht gestellte Würde ganz verblüfft. „Wenn die alte Fischerin mich kunnt brauchen!" sagte sie kleinlaut.

„Bist schon einmal mit einem Roß gefahren?"

„Das freilich wohl nicht. Aber Fahnl hab' ich auch noch keins getragen. Ich möcht' mich nicht schicken können. Die Fahnltrager müssen vorausgehen und ich weiß den Weg nicht recht gut."

„Hättest ihn für dich allein nicht verfehlt, wirst ihn auch mit der Prozession nicht verfehlen. Dein Bündel muß dir wer anderer tragen, das versteht sich. Und zehrungsfrei gehalten wirst von der Gemeinde. Ist alter Brauch."

„Um das geht's mir nicht. Etliche Sechserln hab' ich

wohl selber bei mir. Aber mein Lebtag hab' ich's nicht gehört, daß bei der Zellerprozession ein Weibsbild fahnltragen tut."

„Gelt! Die Mariazeller werden einmal schauen, wenn die Wildalper mit einer bildsauberen Fahnlträgerin anrucken!" rief der Pfarrer lustig aus. „Also? Abgemacht und petschiert!"

„Na, Herr Pfarrer, na. Zu tot schamen tät ich mich mit der Fahn'. Ich taug' nicht dazu. Werd's doch noch so viel ein Mannsbild zusammenbringen in Wildalpen, daß er die Fahnstang' tragt!"

„Mannsbilder genug, liebe Dirn, Mannsbilder mehr als zu viel. Aber zu hoffärtig und nixnutzig sind sie mir für die Fahn'. Fuchteln um damit wie mit einem Peitschenstecken. Und nicht aufpassen. In der Veitsch drüben hat gar einmal einer frühmorgens, wie die Wallfahrer vom Wirtshaus fort sind, verschlafenerweis' statt der Fahnenstang' den Ofenbesen derwischt; daß die Leut' heut noch darüber lachen. Na, na, Maria, die Fahn' mußt morgen du zu dir nehmen. Die Zeller Muttergottes wird uns doppelt gnadenreich sein, wenn wir mit so einer braven, demütigen Fahnltragerin anrucken. Also, es bleibt dabei. Um fünf Uhr ist die Meß, nachher hebst dir dein Fahnstangel aus dem Bankhalter und wir marschieren in Gottesnamen ab."

Überredet hat er sie. Was kann ich denn machen? dachte die Almerin. Gegessen hab' ich jetzt im Pfarrhof und über Nacht bleib' ich im Pfarrhof; wenn er wahrhaftig will, daß ich's Fahnl trag', so wär's eine rechte Undankbarkeit, wollt' ich mich noch länger spreizen. Und sagt: „In Gottesnamen, Herr Pfarrer. Ich hab' den Futterkorb dertragen auf der Alm, ich werd' das Fahnl auch noch dertragen mögen."

Das war festgemacht. Dann stand schon die Haus-

hälterin mit dem Kerzenleuchter da, daß sie das Dirndl in den Stadl hinausbringe aufs Stroh. Der Pfarrer gab der Almerin noch den Abendsegen: „Schlaf' dich aus, lass' dir was Gutes träumen und denk', wenn's wieder Nacht wird, sind wir in Mariazell."

Also führte sie die Haushälterin hinaus ins Wirtschaftsgebäude, über eine Leiter hinauf und wies ihr einen Haufen Stroh an. Ein etwas mürrisches „Gute Nacht!", dann ging sie mit dem Kerzenlicht über den knarrenden Bretterboden hin und dachte: Was sich unser Herr Pfarrer doch immereinmal für Leut' aufgabelt! So ein bunkigs (rundliches) Weibmensch Fahnl tragen! Und morgen früh wird sie ihren Kaffee haben wollen. — Der Herr Pfarrer hatte auch noch einen Gedanken, bevor er am selbigen Abend einschlief. Schade, daß ich's vorigen Sonntag noch nicht hab' verkünden können, was wir dies Jahr für eine Fahnltragerin haben. Da hätten sich gleich alle Burschen von Wildalpen zur Prozession gemeldet.

Die ärgsten Gedanken aber hatte unser Almdirndl auf dem Stroh. Als Kopfkissen hatte sie ihr Bündel gelegt und die Füße hatte sie ins Stroh gebohrt. Sonst war ihr warm. Aber immer mußte sie dran denken. Geradezu die Versuchung war da, ihr Wort nicht zu halten. Jetzt erst bedachte sie recht, was sie da zugesagt hatte. So ein einfältig Almdirndl, das immer nur beim Vieh gewesen, das alleweil am liebsten bei ihren Kühen und Kalben allein ist gewesen und nicht weiß, was sich schickt — das soll jetzt vor dem Leutschock her Fahnltragen! Und was sie für ein Gewand anhat! Hätt' man so was vorher gewußt, wollt' man den roten Sonntagskittel angelegt haben und die weißen Baumwollstrümpf'. Und wenn die Mannerleut' hinten drein gehen und heimlich ihr Gespött treiben! Und schon ums

Kaiserg'schloß in der Radmer nicht! Sie tut's nicht. Das Fahndl soll tragen wer will, sie tut's nicht. Aber! was wird der Herr Pfarrer sagen, der ihr drum so gut zugeredet hat und dem sie zugesagt hat? — Da gibt's kein anderes Mittel als durchgehen. — Kein Aug' hat sie zugetan. Die Kirchenuhr schlägt zwölf und nach einer langen Weile eins. Du liebe Welt, wie stad (langsam) die Zeit vergeht, wenn der Mensch so da liegt und keinen Schlaf hat. Endlich schlägt es zwei Uhr. Noch drei Stunden und sie muß an die Fahnenstange. Jetzt geht der Mond auf und scheint wässerig durchs Dachfenster herein. Da hebt sie sich hastig, schüttelt das Stroh von dem Gewand, nimmt ihr Bündel auf, hängt sich's an den Rücken, steigt vorsichtig die Leiter herab. Und wie sie in der freien kühlen Nacht steht und vor ihr die Straße blaß und still dahin liegt, da läßt sie einen frischen Atemzug aufspringen und eilt wegshin — die Richtung gen Mariazell. Finsterer Wald, bisweilen blinkt ein Mondstrahl auf die Straße, dann wieder steht der Mond hinter hohen Felsen und in der Schlucht rauscht die Salza. Endlich wird der Himmel blasser über den Gebirgskämmen, kalter Wind fächelt in den Bäumen, helle Vogelstimmen werden laut — es kommt der Tag. Dort, wo die Straße durch eine stille ebene Au führt, bleibt die einsame Wanderin stehen und horcht. Ob man am Ende nicht schon die Wallfahrerprozession beten oder singen hört hinten drein? Oder ob der Herr Pfarrer nicht etwa gar wen nachschickt, um die Flüchtige einzuholen und mit Ernst zurückzuführen zu ihrer Pflicht. Dann eilt sie weiter, je heller der Tag, je schneller ihre Schritte. Nach Stunden kommt sie ins Dörfchen Weichselboden, das in einem stillen Wiesentale liegt zwischen aufsteigenden Felswänden. Sie hätte Hunger und Durst, wagt es aber nicht, im Wirtshause einzu-

kehren aus Angst, die Prozession von Wildalpen könnte sie einholen. Ein Stück Brot und ein wenig Käse holt sie aus ihrem Bündel hervor, an der Quelle Wasser trinkt sie, und eilt weiter. Die Straße geht bergan und talab. Holzknechte und Steinschläger, Kohlenfuhrwerke, auch Roheisenwagen begegnen ihr in der Bergwildnis, und mancher Hirt treibt seine Herde daher und ruft ihr ein munteres Wort zum Gruße zu. Marand Josef, denkt sie, wenn mich alle diese Leut' gesehen hätten mit der Fahnlstang', zu Tod hätt' ich mich geschamt, in den Erdboden hinein, und ist er auch noch so steinhart.

Hoher Mittag, da kommt sie ins Gußwerk, wo die großen Hochöfen stehen und Eisenhämmer und die weiße Kirche. In diese kehrt sie ein wenig ein, um sich andächtig vorzubereiten auf Mariazell, dem sie schon nahe ist. Dann spricht sie bei einer kleinen armen Hütte um einen Löffel Suppe zu; bei großen Häusern, denkt sie, kriegt man ja ohnehin nichts geschenkt. Rückt dann wieder ihr Bündel zurecht und wandert rasch — sich immer umsehend, ob ihr nicht etwa die Wildalper schon auf der Ferse seien — nach Mariazell hinein, wo sie ganz verschwitzt und erschöpft ankommt.

In der großen Wallfahrtskirche bringt sie ihren Ankunftsgruß der lieben Frau und dann eilt sie wieder ins Freie, um nach der Wildalper Prozession auszuschauen. Diese kommt erst gegen Abend an. Das rote Fähnlein mit dem funkelnden Kreuz flattert über der kleinen Schar von Weibern, Greisen und einigen jungen Burschen, die während des lauten Singens ihre Augen vorwitzig nach allen Seiten ausflattern lassen. So viele und schöne Häuser, eine so prachtvolle Kirche und so allerhand Leute sieht man in Wildalpen freilich nicht. Ein weißköpfiger Alter, der den

Hut hinten am Nacken hängen hat, trägt die Fahne, sicher und würdig trägt er sie und neigt sie dreimal vor dem Kirchentor. Hinter ihm geht der Pfarrer im Chorrock, und unserer Almerin, die sich hinter eine Mauer duckt, ist es, als schaue er finster drein und strampfe mit den Füßen wie einer, der auf jemand einen Zorn hat.

Sie schleicht hinaus auf den Markt und kauft sieben kleine Kühe aus rotem Wachs und drei Kälbchen aus weißem. Diese trägt sie in die Kirche und an der Mariensäule, wo über einem Haufen ähnlicher Wachsgebilde viele Lichter brennen, legt sie ihre Opfer hin, und kniet davor nieder, und während die Wildalper weit hinten an dem Gnadenaltar ihren Preisgesang tun, gedenkt die junge Almerin ihrer Herde von der Brennalm und betet in Einfalt für die Kuh und jedes Kalb und jedes Schwein, daß die Himmelmutter, so wie den Sommer über, sie auch im Winter beschützen möge. In der Kirche, in den Winkeln und Seitenkapellen, in den Gewölben und Kuppeln dunkelt der Abend. Maria, die Hirtin, kniet unbeweglich vor dem Lichterherd und ist versunken in liebevolles Gedenken an ihre Tiere. Sonst hat sie bisher ja niemand begegnet, der so sehr ihrer Liebe bedurfte als die guten Rinder mit den treuen großen Augen. Das Gefühl war süß, und doch ist der Maid nicht ganz wohl zumute gewesen bei dieser Andacht. Wenn sie jetzt zum Beichtstuhl gehen soll, so wird sie auch sagen müssen, daß sie eine gar weltlich gesinnte, eitle, unverläßliche Person ist. Der Beichtstühle gibt es in allen Winkeln und in jedem sitzt einer drinnen. Sie sieht, wie ein paar Wildalperburschen in grünverbrämten Lodengewand an den Beichtstühlen hinschleichen und überlegen, in welchem der nachsichtigste Beichtvater sitzen könnte. 's ist ein Unterschied und mancher Knab' hat ein besonderes Bündel, das er

daheim beim eigenen Pfarrer nicht gerne auspackt. Jahre alte Sachen sind drinnen, die man nur auf der Wallfahrt anbringen mag. In einer gar dunkeln Nische steht ein Beichtstuhl und den wählt unser Almdirndl. Und bekennt dem würdigen Greis, der drinnen sitzt, ihre Sünden. Besonders die von Wildalpen, wie sie dort vom Herrn Pfarrer so gütig in der Herberge aufgenommen worden sei, recht tüchtig gegessen habe, wie sie das Fahnltragen versprochen hätt', dann aber in der Nacht ganz leichtsinnig durchgegangen wäre.

Und was sagte auf dieses Bekenntnis der Beichtvater? „Liebes Kind! Da du deine Sünde beichtest und bereuest, so will ich dich davon lossprechen und dir eine heilsame Buße aufgeben. Hast du das Wildalper Fahnl schon nicht ausgetragen, so wirst es heimtragen."

Und jetzt merkte sie's erst zu ihrem Schreck, ihr Beichtvater war kein anderer als der Herr Pfarrer von Wildalpen. — So ungeschickt! Just den zu erwischen! grollte sie zornig sich selber aus. Es muß mir rein aufgesetzt sein, daß ich Fahnltragen muß. Na meinetwegen, Buß' ist Buß', also her mit der Stang'!

Dann am Mittag des nächsten Tages, als alle und jedes ihre frommen Obliegenheiten verrichtet hatten, sammelten die Wildalper sich in der Kirche, um in guter Ordnung auszuziehen, wie sie eingezogen waren. Da winkte der weißköpfige Alte die Maria aus der Bank, nahm ihr das ohnehin zusammengeschrumpfte Bündel ab und hing ihr einen Lederriemen um die Achsel, an dem unten eine Hülse war. Dann hob er aus einem Fahnenhalter vor dem Gnadenaltar das rote Fähnlein mit dem Bildnisse der heiligen Barbara, gab es dem Dirndel in die Hände, das untere Ende der Stange in die Hülse versenkend. So, jetzt

war sie angeschirrt. Aber das war ja federleicht zu tragen und nahm sie sich vor, gewissenhaft und tapfer ihren Beruf zu erfüllen. Stramm voraus. Hintendrein die alten Weiber und Dirnen und Greise und Bursche — auch die zwei mit dem grünausgebrämten Lodengewand. Sie hörte flüstern und kichern. Das ist ihr jetzt schon alles eins, wenn sie sich ausgekudert haben, werden sie schon aufhören. Ihr schwarzes Hütl hatte sie sich fest in die Stirn gedrückt. Als Frauenzimmer kann sie es auch beim Beten und Singen aufbehalten und braucht es nicht an den Rücken zu hängen. Der Herr Pfarrer guckte mit stillem Wohlgefallen auf die tapfere Büßerin, und wenn Leute, die sie auf der Straße begegneten, stehenblieben und so dreinschauten, was die Wildalper für eine saubere Fahnenträgerin haben, war der Pfarrer nicht wenig stolz darauf und sagte das Wort: „Paßt auf, der Schock wird bald wachsen. Dieser Fahne folgen auch die Waldlotter!" Denn es hatten sich schon etliche Holzhauer und Pechschaber angeschlossen und sogar ein schmucker Jägerbursch' ging eine Strecke mit der Prozession und surrte den Psalter, sein Auge andächtig auf die Fahnenstange gerichtet.

In Weichselboden kehrten sie ein im Wirtshause und Maria lehnte die Fahne neben der Türe an die Wand, um die Schale Kaffee zu trinken, die sie vermöge ihres Amtes vorgesetzt bekam. Ein wenig schämte sie sich zwar darob, doch tauchte sie mutig ihre Semmel ein und genoß die wohlverdiente Sach', immer mit dem Auge wachsam. Plötzlich sprang sie auf, eilte zur Türe hinaus und erfaßte dort einen der grünverbrämten Lodenburschen am Kragen: „Oho Bübel! Derweil gehört das Fahnl noch mein!" Und entriß ihm das schon zusammengerollte Fähnlein, das er von der Stange gelöst hatte, in der Absicht, es ihr scherzes-

halber zu entwenden. Er ließ sie nicht willig los und da im Augenblick die Ringenden sonst niemand sah, so suchte der lebfrische Bursch im Kampfe um die Fahne seinen Arm um ihren Nacken zu schlingen und ihr Rundgesicht an seinen Mund zu bekommen. Aber das Almdirndl wehrte sich so heldenhaft, daß er weder Fahne noch Kuß eroberte, vielmehr unter Gelächter Herbeieilender mit Schand und Spott abziehen mußte. Der Pfarrer hatte zum Glück von diesem Angriffe nichts gewahrt, sonst hätte es wohl ein höllisches Wetter setzen mögen.

Es dunkelte, es wurde finster und sie waren noch lange nicht daheim. Das Beten unterwegs hatten sie aufgegeben, stolperten und tappten nur langsam so dahin auf schlechtem Wege. Der weißköpfige Alte hatte der Maria die Fahne abnehmen wollen, um sie einzuwickeln und die Stange bequemer über der Achsel tragen zu können. Aber das Dirndl gab sie nicht her, hoch aufrecht wie am Tage trug sie die Fahne in der Nacht, sie tat's ja nicht der Leute wegen und Gott hat auch in der Nacht helle Augen. Die Schar war merklich kleiner geworden und als endlich das Dörfchen Wildalpen erreicht wurde, löste sie sich schon halb verschlafen auf. Aber ehe das Dirndl noch die Fahne an den Alten abgeben konnte, war ein Augenblick, daß der grünausgebrämte Bursch' neben ihr stand und ihr etwas ins Ohr flüsterte. Da schwang sie die Stange: „Soll ich dir eins geben?!“

Am nächsten Morgen wanderte das Dirndl seiner Heimatgegend zu und es kümmerte sich niemand mehr um sie — ausgenommen der eine. Der junge Großbauer Steinschlachtinger ging eines Tages nach der Messe dem Pfarrer zu auf dem Kirchplatze und er möchte wissen, was es mit der Fahnlträgerin sei?

Schief blinzelte der Pfarrer den Grünverbrämten an und sagte endlich: „Schau du! Gewundert hätt's mich, wenn du nicht gekommen wärst fragen. Hab's wohl wahrgenommen dazumal auf der Wallfahrt. Aber ich bin nicht so dumm, dir ihren Unterschlupf zu verraten."

„Meiner Seel', Herr Pfarrer, die möcht' ich heiraten!"

„Das glaub' ich dir, Franzl. Aber ich fürcht', einen solchen Lotter nimmt sie nicht."

„Mich ziemt, wenn ich die hätt', so wollt' ich brav werden."

„Das ist eine Red'," antwortete der Pfarrer. Aber als dieser nachher bei einem Amtsbruderbesuch in Gams der Maria begegnete, die im schlechten Kitterl mit dem Spaten auf der Achsel ins Erdapfelgraben ging und er bei ihr gleich das Kuppeln versuchte für den jungen Burschen, antwortete sie scharf: „Er hat gesagt, wenn er mich hätt', nachher wollt' er brav werden? Ich laß ihm sagen: Wenn er erst brav wird, nachher kann er mich haben."

Drauf ein wenig ungleich der Pfarrer: „Aber 's ist ein blutarmer Bursch', muß ich sagen. Steinerschlagen tut er und geht's halt ein bissel kümmerlich her in seiner Hütten."

„Das macht mir nix, das Kümmerliche bin ich eh gewohnt. Wenn er brav wird, so mag ich ihn."

„Jesseles, Madl!" rief der Pfarrer aus und faßte sie an beiden Händen, als ob er auf der Straße mit ihr eins tanzen wollte, „du machst ja dein Glück! Ein reicher Bauer ist er. Der größt' in meiner Pfarr'! Und brav ist er so weit auch — wenn man die verliebten Übermütigkeiten ausnimmt. Und die gewöhnen sich im Ehestand bald ab. Also ich darf ihm sagen, daß er kommen mag? Schon am

nächsten Sonntag, wenn ihr wollt, schmeiß' ich euch von der Kanzel herab."

Mit großen Augen, fast erschrocken, schaute sie auf, was ihr da widerfahren soll mit dem Burschen, von dem sie seit der Wallfahrt immer hat träumen müssen.

„Siehst du," rief der Pfarrer, „siehst du, Dirndl, den Mann schickt dir die Zeller Mutter fürs Fahnltragen!"

Ums Dirndl.

„Jetzt bist frei," sagte der Altgeselle Simon.

„Jetzt bin ich frei," sagte der Junggeselle Lucian, der vor etlichen Tagen noch Lehrling war beim Tischlermeister zu Grabenbach.

„Was wirst jetzt machen?" fragte der Altgeselle.

„Ich werde mir einen Gesellenhut kaufen," antwortete der Lucian.

„Und sonst nichts?"

„Und eine Tabakspfeife."

„Geh', Luci, da wärst nicht gescheit. Rauch' Zigarren, brauchst für die Pfeife kein Geld auszugeben, und ist fürnehmer. Jetzt bist Tischlergeselle, jetzt mußt dir ein Ansehen geben. Mußt auch einen Aufputz haben."

„Was soll ich denn für einen Aufputz haben? Bin ja kein Weibsbild!"

„Jetzt will ich dir was sagen, Lucian: Das Weibsbild putzt sich mit Blümelein und Bandeln auf, und das Mannsbild — mit dem Weibsbild. Verstehst mich. Ein Mädel mußt du dir zulegen."

„Das habe ich mir auch schon gedacht," meinte der Lucian, „wenn das Ding halt nicht gar so viel Geld tät' kosten!"

„Geld kostet es schon!" gab der Altgeselle bei, „mußt dir nur eine aussuchen, die ihr Geld wert ist."

„Ich versteh' halt nichts bei der Sach'!"

„So, du verstehst nichts dabei und willst ein Tischlergeselle sein?" begehrte der Simon auf. „Guck' einmal. Da mußt du dir erstens eine nehmen, die dir gefällt."

„So gescheit bin ich gleichwohl."

„Und eine, die dich mag."

„Das wären zwei," sagte der Junggeselle.

„Wieso denn? Das muß in einer beisammen sein."

„Bei mir nicht," bekannte der Lucian, „bei mir geht's nach dem Sprichwort: Die ich krieg', mag ich nicht, und die ich mag, krieg' ich nicht."

„Du, Luci!" sagte der Altgeselle, „mir scheint, du hast in dieser Sach' schon als Lehrjung' vorgearbeitet. Da hätte ich dich aber schon einmal beim Schopf nehmen sollen. So ein nichtiger Lehrbub' da und liebeln! Ist das eine Aufführung? So ein Umflanieren mit Weibsleuten! Das ist sündhaft, hörst du?! Der Lehrjung' muß sittsam sein, und wenn ich noch einmal so was wahrnehm' an dir, so jag' ich dich weg! Hast mich verstanden, Luci?! — Ja so, ja so, du bist freigesprochen, du bist Geselle. Das ist so viel gach gekommen; vorgestern noch der Schopfbub' und heut' schon meinesgleichen — heißt das, noch nicht, ich bin Altgeselle, und als solcher kann ich dir den Rat geben, daß du dir um ein Dirndl schaust. So allein leben für einen herlebigen Burschen, das taugt nicht. Aber auf das mußt aufpassen, daß du nicht eine erwischest, die alleweil vom Heiraten spricht. Du, wenn man so eine hat, das ist dir ein Elend, sag' ich dir! Da ist gar keine Unterhaltlichkeit dabei; wo du mit ihr gehst und stehst, was du mit ihr redest und anhebst, sie nur immerfort: heiraten! Nicht einmal ein Bussel kannst ihr aufs Göscherl drucken, so wirft sie den

Kopf zurück und: Heiraten, heiraten! Geh', laß mich aus mit so einem Weibsbild!"

So belehrte der ehrsame Altgeselle den neugebackenen Junggesellen. Dieser aber schaute drein und endlich sagte er: „Ja, jetzt hab' ich alleweil gemeint, die Weibsleute wären zum Heiraten da!"

Tat der Altgeselle einen lauten Lacher. Nichts als das, aber das war genug.

„Jetzt weiß ich nicht, wie ich dran bin," versetzte der Lucian kleinlaut.

„Hast du dir unsere Frau Meisterin schon einmal angeschaut?" fragte der Simon.

„Oh je!" machte der Junggeselle.

„Und du weißt nicht, wie du dran bist! Nachher, mein lieber Lucian, nachher hast Leim in deinem Schädel."

Ja, die Meisterin anzuschauen, wie sie aussah, was sie sagte und tat, und wie sie sich zu ihrem Eheherrn verhielt — das war freilich lehrreich.

„Lehrling," sagte der Altgeselle, „Lehrling wollt' ich in diesem Hause allzeit sein, aber Meister nicht. Ein Meister ist dahier ein Wenigster! verstehst? Und weißt, von was der Name Eheherr kommt? Das kommt von: eheher, eher war er Herr, ehe er in die Ehe ist gegangen. — Ja, mein lieber Lucian, das sind Sachen!"

„Wenn ich nicht ans Heiraten zu denken brauche," meinte der Lucian, „für den Tanzboden, da wird mir bald eine recht sein."

„Nur gescheit sein!" mahnte der Altgeselle. „Du bist jetzt ein freier Vogel — aber denke auf die Leimspindeln! Nur gescheit sein!"

Das ist am Tage nach der Freisprechung des Lucian gesprochen worden.

Am Sonntage drauf ging der Junggeselle in die Kirche. Da hatte er schon den Gesellenhut auf und die Zigarre im Munde stecken. Jetzt will er sich nur noch mit einem Weibsbild aufputzen.

Der Lucian ist ein flinkes, hübsches Bürschl, und seine Frau Meisterin hatte ihn für sein sittsames Verhalten, für seine Anstelligkeit und fleißige Arbeit am Tage der Freisprechung mit etlichen Silberzwanzigern ausgestattet — was nur ein Beweis sein kann, daß ihr der Altknecht mit seinen boshaften Bemerkungen unrecht tut.

Ein ordentlicher Kirchweg hat viele Seitensteige; so auch hier. Von jedem Dörfl, von jedem Hofe, von jeder Hütte führt einer heran und auf allen gingen die fein herausgeputzten, sittsamen Weibsleute daher. Sie — man spricht nur von den jungen — hatten schwarze Hüte auf und rote Kittel an und hatten am Busen gern ein Sträußchen stecken von Nelken, Rosmarin und Herzenstrost und waren recht vorwitzig mit ihren schwarzen oder blauen Äuglein, oder sie senkten ihren Blick gar züchtiglich zu Boden — um zu sehen, wie die neue Schürze passe und wie die Sammetschuhspitzen bei jedem Schritt neugierig aus dem Saum des Kleides hervorgucken, was es denn eigentlich heute mit den Mannsbildern wäre, mit den schlechten Mannsbildern, vor denen sich ein jung' Dirndl nicht genug in acht nehmen könne. Und solche Mannsbilder waren gar nicht weit, ganz junge, saubere Burschen darunter. So etwan der Tischler Lucian dort!

Ja, der Tischler Lucian. Die Zigarre taugte nichts, die warf er in das Brombeergestrüpp. Jetzt möcht' er's doch mit einem Dirndl versuchen. — Wie man nur mit einer anhebt? Es ist nicht so, wie der Altgeselle meint, er — der Lucian — hat sich noch spottwenig mit den Weibs-

leuten zu schaffen gemacht und sich auch nie viel darum gekümmert, wie es in dieser Sache andere machen. Eine wußte er freilich, eine ganz besondere — na, an die ist gar nicht zu denken. Also halt eine andere. Vielleicht dieselbe, die dort vom Granitzbachhäusel heraufsteigt. Sie ist just nicht allzu sauber und hat kein Geld. 's ist kein G'riß um sie. Blutjung ist sie gleichwohl. Die wird's tun, die packen wir an.

So simulierte der Junggeselle, trat gegen das Dirndl hin und sagte: „Laß dir Zeit, Granitzdirn, ich möcht' einen Kirchweggespan haben."

„Gefreut mich," gab sie zur Antwort, „der Weg ist breit genug für zwei."

„Das mein' ich auch," sagte der Lucian, „und jetzt will ich dich gleich fragen, wie du heißen tust."

„Gundl, wenn's dir recht ist."

„Freilich! Gundl sagst? Gundl ist ein sauberer Nam', Gundl. So schön rund ist er, kugelrund: freilich, so kommt er mir vor, dein Nam'. Und jetzt möcht' ich wissen, Gundl, ob du mich zum Schatz haben willst?"

„Ja!" sagte sie, „warum denn nicht, wenn ich noch keinen hätt'? Aber ich hab' schon einen."

„Das ist schade," sprach der Bursche, „ich hab' mich schon gefreut auf dich. Schau du, jetzt fällt's mir ein, ich muß auf wen warten, der nachkommt. Laß dir Zeit auf deinem Weg, Granitzdirn."

Sie ging voran, er blieb stehen und wartete auf ein anderes Dirndl, das des Weges kam. Das war noch schöner als die Gundl und lachte den Burschen schon von weitem an.

„Geh', Sandel, geh' her, ich wart' schon auf dich!" rief er ihr zu.

„So?" sagte die Angesprochene, „das ist gescheit. Allein dahergehen, das ist eh so viel langweilig."

„Ich sag's auch. Gib mir die Hand, Sandel."

„Da hast sie. Au weh, wer wird denn gleich so fest zusamm'drucken? Das tut ja weh!"

„Das macht dein Ring da," bedeutete der Bursche. „Willst mir's nicht sagen, wer dir das Ringel an den Finger hat gesteckt?"

„Wenn du's wissen willst: das hab' ich mir selber angesteckt."

„So einen Ring möcht' ich," sagte der Lucian, „ich geb' dir meinen dafür."

„Na, Bürschel, den geb' ich nicht her."

„Von wem hast ihn denn?"

„Wenn du's wissen willst; von meiner Mutter selig."

„Ist sie schon gestorben, deine Mutter?"

„Ja freilich."

„Ist dein Vater auch schon gestorben?"

„Der ist auch schon gestorben."

„Und Geschwister?"

„Sind auch gestorben."

„Geh'!" sagte der Bursche und wußte nicht recht, was er sagen sollte. „Alle gestorben. Das ist aber g'spaßig. Da mußt du dir einen Liebhaber beilegen."

„Warum denn nicht? Wenn einer kommt!"

„Einer ist da."

„Und mehr brauch' ich nicht."

„So gehst heut' mit mir ins Wirtshaus, Sandel?"

„Ins Wirtshaus geh' ich schon mit."

„Ich zahl' dir einen Glühwein."

„Das hebt ja gar fürnehm an," sagte sie.

„Was eine rechte Liebschaft ist, da gehört ein Glüh-

wein dazu, sagt unser Altgesell. Und was bin ich jetzt doch so froh, daß ich einen Schatz hab'."

„Mir ist's auch nicht zuwider," gestand das Mädchen.

„Aber eins muß ich dir noch sagen, Sandel," sprach der Lucian, „es wird dir ja nichts machen, nur daß man's früher ausmacht, und keine unnötige Streiterei herauskommt. Heiraten tu' ich dich nicht."

Wie sie gleichen Schrittes nebeneinander hergegangen waren, so blieb sie jetzt stehen, schaute den Burschen an und sagte schier traumhaft: „Heiraten willst du mich nicht? Und das getraust du mir ins Gesicht zu sagen?"

„Weil ich die Unaufrichtigkeit nicht leiden mag."

„Das ist recht brav von dir," sagte sie, „ich will auch so redlich sein wie du und will dir sagen: Mir ist's nicht ums Liebeln, dazu wärst mir du viel zu lahmleidig. Aber zum Mann nehm' ich den ersten, den ich krieg', ich will heiraten."

„Nachher hätten wir ja ausgeredet," meinte Lucian, „und es ist allemal gut, wenn zwei so leicht miteinander reden."

„Brauchst mir jetzt keinen Gespan mehr abzugeben, wenn's dir etwan sauer ankommt. Leicht magst zurückbleiben und auf eine andere warten. Die Straßen ist lang, einmal wird schon eine daherkommen, mit der du dich leicht vergleichen wirst. Behüt' dich Gott!"

Ja, da blieb er zurück, da mußte er wohl zurückbleiben. Aber das nahm er sich vor; er wollte keine mehr anreden. Die Weibsleute sind halt doch nicht allemal so, wie die Männer glauben.

Als er am frühen Nachmittage vom Kirchgang nach Hause kam, sagte der Altknecht: „Na, Luci, bist frühzeitig

heim, für das, daß du heut' das erstemal als Junggeselle in die Kirche bist gegangen."

Der Lucian vertraute ihm, die Zigarren hätten ihn nicht gefreut und von den Weibsbildern hätt' er keine 'kriegt.

„Keine 'kriegt?! Nicht einmal ins Wirtshaus mit?"

„Das schon. Ins Wirtshaus wäre sie gern mitgegangen. Weil ich aber gesagt hab', daß ich sie nicht heiraten will —"

„Das hast ihr vor dem Wirtshaus gesagt?" rief der Altgeselle. „Luci, du hast Sägespän' im Schädel. Hörst! Verstehst: der warme Wein muß erst her. Hat sie den Glühwein im Blut, nachher kannst ihr sagen, was du willst. Aber vorher nicht, du Dodl, du!"

„Ich lass' das ganze G'spiel sein," brummte der Junggeselle verdrossen.

„Da hast du recht," sagte der Altgeselle und wandte sich geringschätzig ab. „Beim Tabakrauchen und Weiberleutgernhaben wird einem das erstemal immer übel. Wenn man sich davon schon wollt' abschrecken lassen! Du bist mir ein Tischlergesell', du!"

Der Lucian ließ sich das nun aber nicht weiter anfechten.

— „So werd' ich halt erst rauchen und liebhaben, bis es mir schmeckt," das war sein vernünftiger Gedanke. Damit waren diese Begebenheiten abgeschlossen. —

Jetzt gingen sachte zwei Jahre vorbei, und als sie vorbei waren, sah es anders aus.

Der Altgeselle war ganz und gar verzagt worden, so sehr hatten ihm die Weibsleute von allen Seiten mit allerlei Beweggründen zugesetzt, bis er floh. Denn heiraten wollte er keine. So zog er aus dem Lande — wie man

wissen will — in den freien Bundesstaat der Schweiz, wo das Asylrecht herrscht.

Der alte Tischlermeister hinwiederum hatte ein Beispiel geliefert, wie man sich vor den Weibern am nachhaltigsten in Sicherheit bringt: er starb. Die trauernde Witwe wollte den Lucian zum Werkführer erheben, allein dieser zog es vor, auf eigene Faust ein Tischlergeschäft zu eröffnen. Denn während der zwei Jahre war ihm allerhand in den Sinn gekommen. Die Bethl, des Weizenwart Bethl, war nun ganz und schön aufgeblüht. Das war dieselbe, von der er schon vor zwei Jahren gesungen: „Und die ich mag, krieg' ich nicht." Der Weizenwart war nämlich ein angesehener Bauer und die Bethl hielt nicht viel zu den Mannsleuten.

Jetzt dachte sich aber der Lucian: Warum soll ein fleißiger und — wie die Leute sagen — tüchtiger Tischlermeister die Tochter des angesehenen Bauern nicht haben können? Und warum soll die schöne und kluge Bethl einen jungen und, gottlob, rechtschaffen gesunden Mann nicht nehmen wollen? Zum Manne nehmen! Ja, bei der Bethl, da ist's was anderes. Und warum soll der junge Tischlermeister nicht heiraten? — Schau die alte Meisterin an! würde der Simon gewarnt haben, aber dem hätte der Lucian mit Recht die kurze Antwort gegeben: Die Alte und die Junge, das ist kein Vergleich. — Was will er tun?

Wenn die nächste Kirchweih kommt, so will er die Bethl auf dem Kirchplatz anreden, will sie einladen auf einen Schluck Wein ins Wirtshaus, und beim Glühwein, und wenn die Musikanten spielen, und wie gerade alles am lustigsten ist, will er sie fragen. Lustig sein, lustig sein, das haben die Weibsleute ja so viel gern, und ist erst der Glühwein im Blut, so läßt sich mit ihnen reden.

So war's ausgedacht. Es hätte sich erwiesen, daß es unklug ausgedacht war, wenn nicht der Zufall, der bisweilen ein besserer Weiberkenner ist, als der feinste Tischler, vermittelnd dazwischen getreten wäre. Es muß nicht gerade auf der Kirchweih sein, meinte der Zufall, und Glühwein wäre bei der Bethl schon gar ein verfehltes Mittel.

Am Tage vor der Kirchweih hatte der junge Tischlermeister eine dringende Arbeit bekommen. Tut nichts, sie läßt sich bis zum Feierabend leicht fertig bringen.

So steht er nun in der Werkstatt und hobelt ein Brett. Er ist guter Dinge dabei, läßt den Hobel flink auf und nieder gleiten, pfeift ein lustig Liedel dazu und denkt: Morgen ist Kirchweih!

Der Herbst schaut mit roten Wangen zum Fenster herein; an den weißstämmigen Birken hängen wie Dukatlein die goldenen Blätter, und ein Mensch, wie der junge, arbeitslustige und lebensfreudige Lucian, hat das ganze Jahr hindurch Frühling — und morgen ist Kirchweih.

Nun das Brett auf der einen Seite gehobelt ist, wird's gewendet. Da tritt plötzlich was zur Tür herein. Ein Mädel ist's — rotwangig, gelbhaarig, blauäugig, und daß sie weiße Zähnln hat, sieht man, weil sie jetzt lacht. Ja freilich, sie lacht ein klein wenig.

„Du steigst daher?“ frägt gottlos ruhig der Lucian, „was tragt denn dich zu mir?“

So ein dummes Fragen da! Er ärgerte sich über das alberne Wort, aber jetzt, und just bei der fällt ihm nichts Gescheites ein. Heißt das, einfallen schon, aber wenn sie ihn abtrumpft, wie ihn andere abgetrumpft haben! Nein, er will lieber warten, bis der Glühwein mitspricht. Aber einleiten wird er's doch heut schon sollen.

„Heut' willst was von mir, Dirndl?" sagte er und ließ seinen Hobel ruhen.

„Das ist gewiß," antwortete sie, „sonst wär' ich nicht gekommen. Mein Vater läßt dich schön bitten, daß du uns ein Kreuz machen tätest."

„Ein Kreuz? Wer ist denn wieder gestorben?"

„Das nicht, gestorben nicht," lachte sie, „und ein Totenkreuz nicht — nein, deshalb schon gar nicht. Ein Sterzschüsselkreuz täten wir brauchen. Wir essen zum Sterz so viel gerne saure Milch dazu. Du auch?"

„Aber schon höllisch gern, Bethl."

„So wirst es wissen, daß man ein hölzernes Kreuz hat, was eins auf die Milchschüssel legt, damit man auf das Kreuz die Sterzschüssel stellen kann, und daß jeder mit dem Löffel wie er will in die Milch und in den Sterz fahren kann."

„In die Milch und in den Sterz fahren kann," wiederholte der Lucian, „ei ja, freilich weiß ich das."

„Und wirst es uns machen, das Kreuz?"

„Machen will ich's," sagte er und stellte das Brett in die Quere, daß er auch die Ränder glätten konnte. „Willst nicht ein Eichtel niedersitzen, Dirndl?"

„Meinst, ich wollt' warten aufs Kreuz?"

„Wenn du auch just das nicht willst, aber ich möchte plaudern mit dir."

„So?" sagte die Bethl und schaute auf seine Arbeit. „Das Brett da, was ist denn das für ein Holz?"

„Das ist ein Tannenholz," antwortete der Lucian, „was ist's, Bethl, trinkst du den warmen Wein gern?"

„Wie kommst denn du jetzt auf den warmen Wein? Der sauren Milch wegen brauchen wir das Kreuz."

„Ja richtig, der Milch wegen," sagte der Bursche und

dachte bei sich: 's geht nicht. Jetzt will ich aber doch einmal g'rad drauf losbohren. Und sagte: „Was meinst denn, Bethl, möchtest du nicht fort von heim?"

„Uh Gott und Herr!" lachte sie, „möchte wissen wohin!"

„Zu mir her!"

„Kunnt'st mich brauchen?" war ihre schalkhafte Frage.

Der Lucian maß das Brett mit dem Zollstab und schnitt mit rauschender Säge ein Stück davon ab.

„Du wärst mir schon recht," sagte er, aber sie hörte im Geräusche das Wort nicht. Sie schaute auf das Brett und fragte: „Wie lang' muß es denn sein?"

„Fünf Schuh und drei Zoll," antwortete er. — „Und meinst, wir möchten uns nicht miteinander vertragen?"

„Oh du, ich bin bös, mein Lieber!" rief sie lachend, setzte aber ernsthafter bei: „Nein, kränken wollt' ich einen nicht, wenn —"

„Wenn?"

„Wenn ich mir ihn einmal ausgesucht hätt'."

„Und wolltest dir nicht etwa einen Tischler aussuchen?"

Sie schwieg erschrocken.

„Wolltest du ihn gern haben, Bethl?"

Sie schwieg. Er blickte auch nicht auf, sondern schnitt jetzt ein kleineres Brettchen mit sechs Ecken zurecht.

„Was meinst dazu?" fragte er wieder, aber immer ohne sie anzublicken.

Bethl wischte mit der Schürzenecke die Lehne des Stuhles ab, die aber gar nicht staubig war.

„Was meinst dazu?"

„Und —" lispelte sie nun mit hochroten Wangen, „tät's dem Tischler sein Ernst sein?"

„Nach Spaß geht's mir jetzt nicht," sagte er und arbeitete.

Sie sah ihm ein Weilchen still zu und tat dann, um ihre Befangenheit zu verbergen, die Frage: „Ein Winkelkastel, gelt, ein Winkelkastel wird das?"

„Versteht sich, ich wollt' schon gut sein auf dich," sagte er.

„Ich kunnt dir wohl zu leicht sein," gab sie zu bedenken, „ich bin halt nur eine Bauerndirn auf dem Berg oben."

„Und ich bin ein Tischler im Tal herunten," antwortete der Lucian, während er mit einem kleinen Bohrer einige Löcher in den Rand des Brettes schnitt.

Nach einer Weile fragte die Bethl wieder: „Da werden jetzt Nägel eingeschlagen?"

„Da werden jetzt Nägel eingeschlagen," antwortete der Bursche. „Und im Tal ist's schön eben. Wir wollten recht verträglich miteinander sein —"

„Aber nein!" rief jetzt das Mädchen und sprang vom Sessel auf, „was ich doch ein närrisches Ding bin! Da versitz' ich mich, und daheim warten die Ferkeln auf mich. Weil ich die Ferkeln füttern tu'."

„So, die Ferkeln tust füttern?"

„Ja, das tu' ich. — Jessas und Josef, was du da für einen spaßigen Trog zusammenmachst!"

„Ja," sagte er und fügte die Bretter ineinander. „Wolltest nicht noch ein wenig bei mir dableiben? Schau, weil wir schon im Plaudern sind, sollst nicht fortgehen, ehevor wir's richtig gemacht haben. Ledig bleiben mag ich nicht und auf dich hab' ich schon lang' gedacht. Kann ich mich verlassen?"

Sie schwieg.

„Hast aber einen anderen im Sinn, so tu' mir's offenherzig sagen."

Sie schüttelte das Köpfchen: „Einen anderen hätt' ich dieweilen freilich noch nicht."

„So sag' mir ja. So sag' mir frisch ja."

„Das Jasagen," meinte nun die Bethl, „das wollt' ich gerade noch zuweg' bringen. Aber was nachher dran hängt —"

„Die Hochzeit hängt dran und viel lustig' Sach'."

„Und ans Auseinanderscheiden denkst nicht?" fragte sie.

„Geh', wer wird denn an so was denken! Nur der Tod scheidet."

„Nur der Tod, nur der Tod!" rief das Mädchen lebhaft. „Aber der Tod ist mir schon genug und mehr als genug. Bin ich allein, so macht er mir gar nichts. Aber hab' ich einen Mann, so — deucht mich — kunnt' ich ihn so viel lieb haben, daß ich den Tod tät' fürchten, wie das höllische Feuer! daß ich keine Stund' kunnt lustig sein, weil ich wüßt': so kann's nicht dauern, wie es auch jetzt freudig ist! freudig ist auf der Welt! Es kommt ein Tag, der uns auseinanderreißt. Den Tag wirst erleben. — Nein, Lucian, wer kunnt sich das denken und nicht närrisch werden auf der Stell'!"

Jetzt ließ der Tischler das Werkzeug fallen. — Das ist eine! Das ist eine goldene! Ist's nicht aber doch zu unrechter Zeit, daß er jetzt mit ihr spricht? — Er starrte auf das weiße Tannenbrett.

„Bethl," sagte er dann, „den Knappenpaul, den hast du gekannt."

„Den Paul, freilich kenn' ich ihn."

„Der ist ein kreuzlustiger Bursch' gewesen, hat geblüht

wie das helle Leben, hat schon seit manchem Jahr ein Dirndl lieb gehabt."

„So?" sagte sie.

„Aber mit dem Heiraten hat er zugewartet, ist ihr wohl nachgeschlichen und hat nichts denken können, als alleweil nur an das Dirndl. Ist sie ihm begegnet, so ist er ihr ausgewichen, hat gemeint, es wär' alleweil noch Zeit dazu. Gestern im Bergwerk hat ihn ein Stein erschlagen."

„Das ist aber zum Erschrecken!" sprach sie.

„Jetzt ist er ausgelöscht," sagte Lucian; „nein, Bethl, so lang' wart ich nicht. Drum, jetzt, so sag's!" Er stellte sich kerzengrade vor das Mädchen hin: „Schau mich an! Bin ich dir recht? Wie ich auswendig bin, das siehst. Und inwendig — inwendig bin ich brennheiß in dich verliebt und mag mein Lebtag keine als wie dich allein! Kannst jetzt nein sagen? Sag's, wenn du kannst!"

Ihre Zunge ist schwer, wie neun Pfund Blei. Ihre Hände und Füße zittern, sie muß sich an den Türpfosten halten und starrt drein. Der Lucian schafft an seiner Arbeit weiter, fügt die Bretter ineinander, treibt die Nägel ein. Vor dem hohlen Schall schrickt das Mädchen auf und ruft: „Jessus Maria, das ist ja eine Totentruhen!"

„Ja freilich!" sagt der Lucian, „das ist das neue Haus für den Knappenpaul — der zu lang' gewartet hat. Zergrimm' dich nicht, Dirndl, schau mich an und sag': Ja."

„Aber die greulich' Totentruhen da!" haucht sie. „Daß du gar so traurige Arbeit hast, Tischler!"

„Wie's Gott gibt. Heute eine Truhen, morgen ein Sterzschüsselkreuz, übermorgen eine Wiegen. Wie's Gott gibt."

Mit nassen Augen, mit zuckenden Lippen, so stand sie da. — Von den Lippen gesogen hat er ihr das Ja, dann floh

sie mit hochwogender Brust davon — ihre Füßchen haben den Boden kaum berührt.

Der Lucian stand da neben dem Sarge und war erstaunt, daß es jetzt auf einmal geschehen war, was er so lange gedacht, geplant hatte. — Der Altgeselle Simon hat doch Unsinn geschwätzt. Der Glühwein ist nicht nötig.

Wer sich nur nicht zu frühzeitig verzettelt! Wer in starker und junger Mannhaftigkeit zu warten weiß, bis das Glück reif ist! Wie singt jetzt der Tischler Lucian? Der singt: „Die ich mag, krieg' ich!"

Am Tage der Sonne.

Der Wildeisboden ist eine der höchsten Erhebungen unserer Alpen. Er ist eine meilenweite Landschaft für sich mit Berg und Tal. Während sonst in den Tälern und auf den Ebenen aperer Boden ist und der Schnee nur an den Bergen hängt, ist es dort umgekehrt, die Felsgipfel erheben sich nackt und kahl, in den Talungen und Muldungen liegt Schnee, ewiger Schnee, toter Schnee — Gletscher. Wer einmal auf einem jener braunen, zerklüfteten Felsgipfel gestanden, der hat es für sein ganzes Leben. Er hat eine Welt gesehen, in der nichts ist als Stein und Eis, so weit das Auge reicht. Ferne Gebirge, die ebenfalls Gletscher tragen, schließen sich scheinbar an die Wüste der Wildeisböden (man gebraucht den Namen auch in der Mehrzahl); die tiefen Täler, die dazwischen liegen, nimmt das Auge nicht wahr. Nach allen Weltgegenden furchen sich die Täler aus von diesen Wildeisböden und ihre grauen Gletscherwässer fließen in alle Meere.

In eines dieser Täler müssen wir hinabsteigen. Ich werde den Leser anseilen, um ihn zu erinnern an die Beschwerden und Gefahren dieses viele Stunden langen Abstieges, bei dem im letzten Jahrzehnte mehr als ein Hochtourist das Leben eingebüßt hat. Das tiefe Engtal zieht gegen Westen hin, weit draußen eine scharfe Scharte lassend, aus der die sonnigen Vorgelände blau hereinschimmern. Zur Linken dieses Tales zieht sich vom oberen Wildeisboden das Fels- und Eisgebirge hin, dessen zerklüftete Nordwände fast senkrecht bis zur Talsohle niederstürzen. Zur Rechten, eben-

falls vom Wildeisbodenstock abdachend, steht ein Bergwall von kahlen Kuppen, Felsriffen und Almen, auf denen Sonnenschein liegt, während die Nordwände des Gebirges nur hoch an den Vorsprüngen und Türmen beleuchtet sind, tiefer herab im ewigen Schatten dämmern. Der Bach, der in vielen Runsen und Fällen vom Wildeisboden niederstürzt, braust in weißen Schäumen durch das enge meilenlange Tal hinaus, er ist mehr eine Kette von Wasserfällen als ein Bach. Holzblöcke, die am Fuße der Böden in dieses Wasser fallen, kommen ganz zerschlagen erst nach zwei Tagen draußen an, wo das Gebirge sich sachte in Hügelgelände verliert.

Dort, wo aus Gletscherbereichen das Wasser niederstürzt in den Engkessel des hinteren Tales, wächst auf den schmalen Matten, zwischen Bach, Gewände und Felsblöcken kurzes, kümmerliches Gras und unter Knieholz steht dort und da ein von Sturm zerrissener Fichtenstamm. An einer etwas erhöhten Stelle nahe den schwindelnd aufragenden Sollerwänden steht eine Gruppe von solchen Bäumen, unter deren Schutz eine Holzhütte sich duckt. Seit die Welt steht, ist in diesem Bergwinkel kein Vogelgesang und kein Grillengezirpe vernommen worden; selbst wenn solche Tierlein hier hausten, erstürbe ihr Sang in dem Brausen der Wasser. Seit die Welt steht, ist kein Sonnenstrahl gefallen in diesen Engkessel am Fuße der Sollerwände. Der Sonne Widerschein, der von den gegenüberstehenden Almkuppen herabkommt, legt ein mattes, trauriges Licht auf die beständige Dämmer in der Tiefe. Von der Hütte gegen den Bach hin erstreckt sich eine Böschung aus Schutt und Stein. Wenn man auf derselben etwa hundertfünfzig Schritte lang dahinklettert, so kommt man zu einer flachen Felsplatte, die wie ein Tisch auf anderen Steinen ruht. Sie ist immer feucht von dem Nebelstaub, der aus dem schäumenden Wasser der Tiefe heraufsteigt.

Der Engkessel heißt die Not. Aber von dem Felstische aus kann man einmal im Jahre Wunder sehen. Am 22., 23. und 24. Juni zur Abendstunde erscheint hier die Sonne.

Wenn man von diesem Punkte aus talabwärts gegen Nordwesten schaut, so sieht man ganz unten, wo die lichte Himmelsscharte hereinblinkt, als letzten Vorsprung der Bergkette eine scharfe Felswand stehen. Ihr fast senkrechter Absturz, der 1500 Meter hoch sein soll, bildet eine schnurgerade Linie vom Himmel bis in die tiefste Talniederung, mit dem gegenüberstehenden Waldberghang die lichte Himmelsscharte einrahmend. Dieser Felsvorsprung hat zwei Namen: er heißt Donnerstein und auch Sonnwender. Wenn im Engkessel, die Not genannt, an den Wänden ein Gemsjäger steht, oder auf den gegenüberliegenden Almen ein Hirte, und es erhebt sich in den Wildeisböden ein Gewitter, so hört er bei jedem Blitz zwei Donnerschläge. Den einen zuerst über dem Gletscher und den andern eine Weile später vom Donnerstein herein. Drei Vaterunser, sagen die Hirten, soll man bequem beten können, bis nach dem ersten Schlag der zweite hereinkommt. Dieses Widerhalles wegen heißt jene Felswand der Donnerstein. Der Sonnwender ist sie geheißen, weil an den genannten Junitagen abends um halb acht Uhr hinter dem Profil der Wand die Sonne hervorkommt und einige Minuten in die Not hereinleuchtet, ehe sie in der Scharte untergeht. Die Hütte unter den Schirmfichten erreicht sie auch zu dieser Zeit nicht.

Wenn also jene Tage kommen, gehen die wenigen Hüttenbewohner längs des Schuttwalles hinaus bis zum steinernen Tisch und warten, bis hinter dem Donnerstein die liebe Sonne hervortaucht. Und wenn sie kommt, schauen die Leute schweigend auf sie hin, so lange, bis sie in der untersten Schartenecke verschwunden ist. Am ersten Abend

der drei Tage taucht von der Sonne nur die Hälfte hervor, dann sinkt sie hinten hinab; am zweiten Tage löst sie sich in ihrer ganzen Runde aus der Felswand hervor, leuchtet in mildem, rötlichem Abendschein und sinkt in den Trichter hinab. Am dritten Tage lodert nur wieder die halbe Scheibe hervor, ehe sie untergeht. Ist sie dahin, dann gehen die Leute wieder der einsamen Hütte zu, um neuerdings ein Jahr auf den Besuch der Sonne zu warten. Am vierten Tage — so sagt man — würde die Sonne nicht mehr sichtbar und nur ein strahlender Glanz gehe aus vom Donnerstein, vor Sonnenuntergang.

In der Hütte wohnte zur Zeit dieser kleinen Geschichte der alte Hirte Bastian mit seinem Weibe, seiner Tochter, ihrem Manne und ihrem Knäblein. Es waren Hirten ohne Herde. Zur Sommerzeit, wenn aus den Dörfern der unteren Gegenden die Rinder, Pferde und Schafe auf die Almen geführt wurden, übernahm es die Familie des Bastian, über die Tiere zu wachen, daß sie sich nicht verliefen und daß sie den gefährlichen Absturzstellen ferne blieben.

Wenn bei schlechtem Wetter die Herden sich versammelten unter Schirmtannen, wie sie da und dort stehen, ging von den Bastianleuten eines hinauf, zählte sie ab und teilte unter ihnen Salz oder Mehl aus; war eines der Tiere krank oder fehlte eines, dann mußte nach dem Eigentümer eine Botschaft geschickt werden. Trotz der Hunderte von Stücken mußten die Hirten jedes einzelne Rind oder Pferd unterscheiden und wissen, wem es zugehört. An den Schafen waren nur die Rudel zu merken, die sich je nach der Zusammengehörigkeit von Haus aus sonderten und sich nie miteinander vermengten. Bei diesem Hüterdienst, der im Hoch- und Nachsommer etwa acht oder zehn Wochen lang währte, bis die ersten Schneestürme niederwirbelten von den

Böden, verdiente sich die Familie so viel, um den Winter über leben zu können. Um sich einen Notpfennig zu erhausen, arbeitete der Schwiegersohn Killi manchmal im Holzschlag. Dieses Hirtenamt war seit alten Zeiten an die Leute des Bastian geknüpft, die man auch die Unterwander hieß, weil sie unter der großen Sollerwand ihre Hütte hatten.

Bastians Vater hatte drüben am sonnseitigen Hang die Hütte gebaut. Da war eines Maientags der Föhn gekommen und hatte hoch oben am Kar die Schneelawine gelöst. Sie kam niedergefahren, ihr Luftdruck fegte die Hütte weg und schleuderte die Trümmer mehrere hundert Klafter weit über das Tal, über das Wasser bis an die Felswand der Schattseite. Die Einwohner waren an demselben Tage draußen im fernen Kirchdorf bei der Fronleichnamsprozession gewesen. Als sie ins Hochtal kamen und kein Heim mehr fanden, da taten die drei armen Menschen ganz verschiedene Dinge. Das Weib weinte, der Sohn fluchte und der Vater betete ein Dankgebet, daß sie durch das „allerheiligste Altarssakrament" gerettet worden seien. Die Nacht über schliefen sie in einer Felsnische, am nächsten Tage begannen sie aus den Trümmern eine neue Hütte zu bauen unter der Wand bei den Schirmbäumen. Seitdem stand das Haus der Hirtenfamilie in dem ewigen Schatten. Zwar das Weib und die Kinder des Bastian hatten Sonne genug, wenn sie auf den Almen umherstiegen bei den schellenden Herden. Der alte Bastian jedoch hatte schon seit Jahr und Tag keinen Sonnenstrahl mehr gesehen. Er war einst, als er die von den Wildeisböden niedergehende Gletscherzunge zu überschreiten hatte, durch den Schneesteg gebrochen und in eine Eisspalte gefallen. Dort unten stak er neun Stunden lang, ehe er gefunden und gerettet werden konnte. Nach monatelanger Krankheit genas er, aber die Füße blieben lahm und tot. Der Bastian

war ein Krüppel, der durch das Fensterlein in ohnmächtigem Wehe hinaufblickte zu den sonnigen Kuppen. Er hatte nie vorher empfunden, daß die Sonne so einzig nicht zu entraten ist. Nun konnte er mit dem alten Attingshausen klagen: „Wenn die liebe Sonne zu mir nicht kommt, ich kann ihr nicht mehr folgen auf den Bergen!" — Nein, sie kam nicht zu ihm, die liebe Sonne. Als nach seinem Unglückstage der erste Sonnwendtag war und die Bewohner der Hütte den einjährigen Enkelknaben hinaustrugen zum steinernen Tisch, um dem Kinde die Sonne zu zeigen, lag der Sebast noch auf dem Krankenbette. In dem darauffolgenden Jahre hätte der Alte sich wohl auf einem Steinkarren hinausschieben lassen über den Schuttwall, aber es war trüber, regnender Himmel, und wieder war die Sonne verspielt für ein ganzes Jahr. Nun aber kam die dritte Sonnenwende.

Die Sonne spannte ihren höchsten Bogen in den Himmel auf, aber den Zenit erreichte sie nicht und über die Zinnen der Sollerwände kam sie nicht. Jenseits stieg der Schein herab über Alm und Wald, aber ins Tal kam er nicht. Gegen Abend begannen dort die Schatten, wie aus der Unterwelt steigend, den Berghang hinaufzukriechen, höher und höher die bunten Farben der Wälder und Matten löschend, bis endlich auch die höchsten lichten Gipfel zu dunkeln Wuchten geworden waren. Die Not mit ihren Felsblöcken und ihren verwitterten Baumgruppen und ihrer Menschenhütte versank in dunkle Nacht. Am 22. Juni war der alte Sebast schon frühmorgens rege und blickte aus, wie der Himmel sei. Soviel von ihm niedersah, er war blau und die Almkuppen leuchteten rein, wie grünliches Gold. Es ist der Tag der Sonne. Noch fünfzehn Stunden und er wird die Sonne sehen!

Zur Mittagszeit hatten sich über die Zacken der Wildeisböden ein paar milchweiße Wolkentürme heraufgebaut.

Am Nachmittag zerfransten sie sich und verschwanden. Der Alte kratzte mit dem Schermesser seine Bartstoppeln weg und zog sein Sonntagsgewand an nach langer Zeit. Er merkte, es war ihm recht weit und luftig geworden. Auch sein Weib kleidete sich besser und die Tochter richtete ihr Knäblein festlich her, wusch ihm mit feuchtem Lappen das blasse Gesichtl und strählte ihm das flachsfalbe Haar. So richteten sie sich her zum Empfang der Sonne. Der Bastian saß schon auf seinem Sandkarren und blickte ununterbrochen hinaus in die lichte Scharte. Ja, sie war licht, aber blaßlicht und mit einer Dunstschicht überzogen, die sich rasch verdichtete. Als sie hinausfuhren über den Schuttwall, standen in der Scharte bleigraue Wolken, aus denen es blitzte. Es war halb acht, und es wurde acht Uhr und hinter dem Donnerstein kam keine Sonne hervor. Betrübt kehrten sie in der Dämmerung zur Hütte zurück — hoffend auf den nächsten Tag.

Am nächsten Tage regnete es vom Morgen bis zum Abend und die Nebel hingen so tief nieder, daß nicht einmal die Scharte zu sehen war am Donnerstein. Am dritten Tage regnete es nicht, aber der Himmel war umzogen und auf den Bergen hingen Nebel. Der Knabe hüpfte den ganzen Tag um die Hütte herum und jauchzte, er werde die Sonne sehen, die liebe schöne Sonne!

„Du wirst sie freilich sehen, Kind," sagte der Großvater zu ihm, „du bist jung. Aber ich werde wohl ohne Sonnenuntergang schlafen gehen müssen."

Am Nachmittage heiterte es sich auf, am Abende leuchtete die Scharte im hellen, wolkenlosen Himmelslichte. Der Tochtermann war nicht zu Hause, war im Gebirge bei den Herden. Das Weib und die Tochter spannten sich an den Karren, in dem der Bastian kauerte; der dreijährige Knabe

schob hinten nach und so zogen sie in feierlicher Andacht den rauhen Wall hinaus bis zum steinernen Tisch. Dort standen sie und blickten auf die Scharte hin, die zwischen den beiden Berglinien immer heller und heller wurde. Der Bastian blieb im Karren und legte die Hände gefaltet auf den Tisch, sie zitterten ein wenig. Neben ihm hockte sein auch schon mühseliges Weib. Die junge Mutter hatte den Knaben auf den Schoß genommen und gesagt: „Jetzt mußt du schön still sein, Kind. Es kommt die liebe Sonne.“ Aber das hörte man nicht, denn es donnerten die Wasser in der Schlucht. Die vier Menschen blickten schweigend.

Hinter dem Absturz des Donnersteins begann es blendend hell zu blinken. Dann quoll aus der Wand eine glühenden Lohe, ein feuriges Halbrund, immer größer und weiter sich dehnend, bis die ganze funkelnde Sonnenscheibe in der Scharte stand und ihr rosiges Licht hereinlegte durch das tiefe Engtal. — Ein paar Minuten stand sie so da in stiller Majestät, dann plattete sich der untere Rand und die Sonne versank allmählich ins Dunkle.

Als sie verschwunden war, rief der Knabe: „Ist das die liebe Sonne gewesen?“ Die Frauen jubelten jetzt. Die Gnade war größer gewesen, als sie erwartet hatten. Die ganze Sonne hatten sie gesehen, während sie als am dritten Tage nur einen Teil von ihr erwartet. Es ändert sich nicht der Lauf der Gestirne, aber es irren die Menschen.

„Und wie geschwind alles wieder vorüber ist!“ sagte die alte Frau; sie zog ihren Loden um die Achseln zusammen, denn es strich die frostige Abendluft.

„Ihr solltet doch beten, solange die Sonne da ist,“ sprach der Greis, er mußte es schreien und hielt immer seine Hände gefaltet auf den Tisch gelegt.

„Gott der Herr führe uns all' zur ewigen Freud' und

Seligkeit, Amen." So betete die Frau, „und nun, Alter, wollen wir wieder in die Stube fahren."

„So wartet doch, bis die Sonne unten ist!" rief er laut.

„Sie ist ja schon lange unten, Vater, und es wird dunkel."

Da schrie der Alte, die Sonne sei noch da, er sehe sie! Er sehe sie groß und tanzend vor seinen Augen stehen! Dann tastete er nach der Hand seines Weibes und tastete mit den Händen in die leere Luft und rief: „Was ist denn das? — Was ist denn das? Jetzt sind zwei Sonnen da! Jetzt sind drei Sonnen da! Sie tanzen in allen Farben. Was ist denn das?"

Die Frauen brachten ihn in die Hütte. Den Bastian umtanzten die Sonnen noch stundenlang. Und als der Morgen tagte und auf den gegenüberstehenden Kuppen wieder der goldige Schein lag — sah der Alte nichts mehr. Er war erblindet.

Nach einer Weile kamen Leute zusammen und schauten den armen Mann an, der hilflos im Winkel der dunkeln Stube kauerte. Sie sagten, der schwache Augennerv sei von der grellen Sonne getötet worden, in die er anhaltend geblickt hatte.

Der Bastian saß da und sagte nichts als „In Gottesnamen!" Er hat sein Gesicht keinem Fenster und keiner besonnten Bergkuppe und keiner Herdglut und keiner Kienspanfackel mehr zugewendet; ein unendliches Meer von Dunkelheit umgab den hinsiechenden Greis. Aber in dieser Dunkelheit begannen wieder zu kreisen, bald blasser, bald heller, die feurigen Sonnenräder. Der alte Hirte merkte es kaum, wie seine Seele auf solchem Sonnenwagen sachte entführt wurde empor zum ewigen Licht.

Inhalt.

VOLU

7

Gesammelte Werke
von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Siebenter Band

Nixnutzig Volk

Eine Bande paßloser Leute

1913
Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Nixnutzig Volk

Eine Bande paßloser Leute

Von

Peter Rosegger

1913
Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort.

Wenn die Kerle aneinandergeheftet sind, dann kann sie einer leicht vor sich hertreiben!" sagt der Landwächter Johann Krösel gern, wenn er einen Trupp Zigeuner einzubringen hat. Ich habe aus denselben Gründen meine Bande vom Buchbinder zusammenheften lassen.

Aber seht euch diese nixnutzigen Herrschaften einmal näher an, ob nicht vielleicht etliche darunter, die unschuldigerweise in diese Gefangenschaft gekommen sind, weil der Schein gegen sie war! Es ist eigentlich bei allem Gesindel so, wenn man näher hinschaut, sind es lauter Menschen. — Na, für moralische Betrachtungen ist jetzt keine Zeit. Bitte, meine Herren, voran!

Voran Batzenlippel, Fleckelpatschenmacher, Keuchenferdl, Quartallump, Unkrott, Luderskerl und so weiter. — Wollen einmal sehen.

Krieglach, im Sommer 1913.

Der Verfasser.

Batzenlippel.

Aus einem Schreibebuch.

Dann wurde ich Schauspieler. — Unsere Gesellschaft war eine wandernde, weil man uns überall sehen wollte. Wo wir einmal waren, da mochten sie uns nicht fortlassen, bevor sich nicht jeder von uns förmlich losgekauft hatte. Mein schauspielerisches Talent war sehr groß, doch wollte es nicht recht heraus; zwischen Lunge und Leber mußte es sich verklemmt haben, denn wenn ich von der Leber weg sprechen wollte, versagte mir regelmäßig der Atem. Doch war ich der beliebteste der ganzen Truppe und rettete manches Stück. Denn ich bin geborner Komiker — eigentlich. Man gab Ritterstücke und Tragödien. Aber die Leute wollen lachen. Ich hatte nämlich mehrmals die Rolle tragischer Helden bekommen, ich wollte sie gar nicht lustig spielen und sie wurde doch lustig. Das ist das Unbewußte — die Genialität. Der Alte war die ersteren Male verdrießlich über die, wie er sagte, unpassend erregte Heiterkeit, als aber dann das Haus zum Platzen voll ward, so oft ich in tragischen Rollen auftrat, erkannte er meine hinreißende Kraft und versprach mir, wenn ich auch das Zettelaustragen übernehmen wollte, eine Erhöhung der Gage. Wir sagten nicht „Gasche“, sondern Gage, wie sie geschrieben wird; nur wenn der Direktor manchmal auf-

gebracht war, denn der Mann litt an Jähzorn, verfiel er in den alten Fehler und nannte uns Bagasche, bis der rote Louisel ihm einmal höflich nahelegte, daß er doch keinen solchen Aufwand treiben solle, alldieweilen wir nur auf die zwei letzten, wenn auch falsch geschriebenen Silben Anspruch machten. Denn die Gagen wurden nicht so regelmäßig zugestellt, wie die Rechnungen unseres Herbergsvaters.

Der rote Louisel — wegen seiner roten Gesichtsfarbe und des ziegelblonden Haares so geheißen — hatte allerhand Einfälle; er verfertigte Theaterstücke, neue, und besserte alte aus. Der Schiller und der Schekspier waren auf unserer Bühne nämlich nur möglich, wenn der Louisel die letzte Hand angelegt hatte. Aber er war komisch, dieser Louis Gruber; während er auf Befehl des Alten ganze Seiten streichen mußte, streckte er seine krumme Nase und sagte, das Feine siebe man durch, das Grobe, die Kleie, sei gut für die Säue. Der Louisel war ein gemütliches Haus und seiner geringen Begabung gemäß stets bescheiden. Er hatte etwas Geist und Gemüt, aber kein Taschenmesser. Wir beide tranken beim Wirt nie immer noch eins, wie die alten Deutschen, sondern immer nur eins. Und wenn es dann zum Zahlen kam, sagte der Louisel manchmal zu mir: „Tu' mich auch gleich mit ab, Walter, du weißt, der Alte hat wieder einmal nicht gegagt. Bis er aber seine Gage erhielte, würde er für den ganzen Tisch zahlen. Einmal wurde er von uns andern daran erinnert; er antwortete, beim Wort bleiben zu wollen und für den ganzen Tisch zu zahlen — es war ein großer viereckiger Eichentisch — falls dieser etwas verzehre. Das waren aber nur faule Fische; wir Umsitzenden hatten uns, wenn er bei Taschenmesser war, nicht zu beklagen. Es verstand sich von selbst, daß für zwei solche Kerls, wie der rote Louisel und

der Heldenspieler Walter, die Welt der Bretter zu enge werden mußte. Der Louisel hatte wieder einmal ein Stück geschrieben, und ich sollte einen meineidigen Bauern geben, der sehr fromme Reden im Mund führte, dabei seine Blutsverwandten betrog, dann bei einer Geistererscheinung sich bekreuzen will, aber die Hand nicht heben kann, mit der er einst den falschen Eid geschworen. Eine abscheulich langweilige Rolle. Ich hätte trotzdem daraus etwas gemacht, wenn der Dichter nicht darauf bestanden haben würde, mich spießgenau an den Text zu halten und nicht ein einziges Wort zu extemporieren. Die Herren selber können ja nichts, und schöpft man einmal aus dem eigenen Vollen, dann wird man „Batzenlippel" genannt, was soviel heißen soll, als eingebildeter Tropf. Das ist der Neid. Nun diesmal dachte ich gleich, daß sich diese kleinliche Prinzipienreiterei rächen würde. Wenn dem Schauspieler etwas Besseres einfällt, als der Souffleur weiß, warum nicht sagen! Daß geniale Menschen, die mit reicher Phantasie begabt sind, an Gedächtnisschwäche leiden, ist eine alte Erfahrung. Und da ein guter Schauspieler sich auf den Souffleur nicht verlassen soll, so war ich eben wieder ganz auf mein eigenes Ingenium angewiesen bei derselben Premiere. Der erste Akt ging vorzüglich, ich heuchelte flott drauflos, als bewegte ich mich allen Ernstes in der guten Gesellschaft, und schwur mit salbungsvollster Frömmigkeit den falschen Eid. Gegen Ende des Aktes jedoch, wie der Louisel als Geist erscheint, komme ich plötzlich aus der Fassung und kann nicht weiter. Der Geist zischelt mir Flüche zu, die gerade auch nicht im Buche stehen; das verehrungswürdige Publikum beginnt zu kichern, mir wird ganz blau vor den Augen, der Souffleur schreit mir den Text her, das macht mich erst recht irre. „Halt's Maul!" rufe ich ihm zu, „laß dich

einsalzen mitsamt deinem Büchel!“ Die Leute werden unruhig; da ich schon einmal entgleist und in meinem Fahrwasser bin, so trete ich vor und rede lustig ins Haus hinein: „Verehrungswürdige! Was sollen's denn noch sitzen bleiben bei der Hitze! Den ganzen dritten Akt lang! Daß Sie's nur wissen, der Meineidige hat halt ein böses Gewissen, und wenn er sich vor dem Geist bekreuzen will, kann er die Hand nicht heben, es trifft ihn der Schlag, er fällt zusammen und wird vom Teufel geholt. So — da habt ihr die ganze Geschicht'.“ Der Vorhang fällt, aber — weil ich zu weit vorn am Rande stehe — hinter mir, so daß er mich zwar von den hinten drohenden Mächten trennt, hingegen dem rasenden Publikum aussetzt. Das rast, aber vor Vergnügen, und wer das nicht miterlebt hat, weiß nicht, was Applaus ist. Von der vordersten Reihe herauf wird mir der Riesenblumenstrauß gereicht, der dem Autor des Stückes bestimmt gewesen. Ich sage noch tiefgefühlte Worte unaussprechlichen Dankes im Namen des Dichters, da höre ich rufen: „Selber behalten! Selber essen!“ Das dämpfte etwas, für was halten sie mich denn, daß ich Blumen essen soll!

Das Ende ist zu erraten. Das Stück hatte keins an diesem Abend, die Wurst hatte zwei und das meinige schien gekommen zu sein. Klipp und klar zerreißen wollten sie mich. Der Direktor wollte gar nicht aufhören, mir Backenstreiche zu versetzen, rechts und links, so daß vor meinen Augen allemal die Funken stoben. Umgekehrt, wie bei einem Gewitter, wo zuerst der Blitz und dann der Schlag erfolgt. Der Louisel war halb gebrochen hinter einer Kulisse gesessen, aber nun, da es galt, einen Mord zu verhindern, eilte er herbei, um mich aus den Händen des Tyrannen zu befreien. Jene aber, die sich mit meinem Blumenstrauß

befaßt, brachen plötzlich in einen mächtigen Spektakel aus, sie hatten darin, verborgen wie eine Schlange unter Rosen, eine riesengroße Leberwurst entdeckt. Diese sensationelle Entdeckung änderte — wie das schon oft so vorkam — den Lauf der Geschichte. „Volkes Stimme ist Gottes Stimme!“ deklamierte der Alte — er hatte keinen übeln Baß — „und wenn's dem Publikum recht ist, so kann's uns um so lieber sein.“ Wir zogen uns in das Theaterrestaurant, zum Schöpsenwirt, wo unser Logement war, zurück, und der Direktor hat zur Wurst das Bier gezahlt.

Nach solchem Erfolge — der weder dem Zufall, noch dem Talente, sondern einzig nur dem Ingenium zuzuschreiben war — litt es mich natürlich nicht mehr länger bei der Schmiere. Ich wollte mich bloß einmal im Burgtheater engagieren lassen, vorher aber eine Kunstreise durch Amerika machen, denn später bekommen erste Kräfte für derlei Seitensprünge keinen Urlaub mehr.

Aber nun spreche ich aus schlimmer Erfahrung. Keinem Kollegen von der Kunst möchte ich raten, so aus dem Stegreif zu reisen. Man extemporiert wohl auf der Bühne, aber nicht nach Amerika. Das muß gut memoriert sein und für den Mimen ist der Impresario noch weit wichtiger, als der Souffleur. Ich kam natürlich gar nicht hinüber. In Bremerhaven haben sie mich zurückgewiesen; sie ahnten in mir einen Defraudeur und ahnten recht. Wollte ich nicht das größte, oder bescheiden gesagt, das zweitgrößte Genie Europas nach der Neuen Welt hinüberlotsen? Auf der Rückreise wandte ich mich wiederholt an Mäzene, wovon die meisten Zwei-, andere auch Fünf-, einige sogar Zehnpfennigstücke gaben. Ich sah nun, daß meine Ruhmesbahn starke Krümmungen hatte. Eine davon führte mich aufs Schloß, wobei ich den Vorteil, der in einem einstweiligen Berufs-

wechsel lag, sofort erkannte. Ablenkende Nebenumstände bleiben unberührt; es sei vor allem kurz angemerkt, daß ich mir auf jenem Landschlosse einen Herrn aufgenommen hatte.

Ein Baron, im übrigen ein ganz netter Mensch. Nur etwas hochmütig. So ließ er z. B. seine Stiefel jeden Tag stundenlang antichambrieren vor seinem Zimmer. Mir folgte er, obgleich ich wenig zu sprechen pflegte, nahezu auf den Wink; besonders wenn ich ihn zum Diner befahl, gehorchte er augenblicklich. Doch hatte er seine Kaprizen. Ich besaß in seiner Lade immer gute Zigarren, er aber versteckte mir regelmäßig den Schlüssel dazu. Ich galt als Erzieher seiner nächsten Umgebung. Waren aber ein paar lederne Kerle dabei, die manchmal ein bißchen gewichst werden mußten, wenn sie Politur annehmen sollten. Doch auch die Pantalons, Jacketts und Paletots mußten täglich mit dem Stock gezüchtigt werden. Derlei erregt natürlich die Galle, und eines Tages, als ich diese nichts weniger als angenehme Aufgabe an einem unordentlichen Pantalon erfüllte, stak zufällig schon der Herr drin. Wegen dieses Versehens gab es Verdruß. Der Herr faßte mich am Kragen, warf mich an die Wand und stieß mich mit einigen Fußtritten zur Tür hinaus, daß ich die Treppe hinabkollerte. Diesen Wink verstand ich so, als ob mich der Herr nicht in seinem Hause haben wollte. Da ich soweit immer mit ihm zufrieden gewesen war, so tat ich seinen Willen und ging.

Nun wieder freier Weltbürger. Doch das ist kein Beruf, der seinen Mann ernährt, weshalb sich meine Ideale anderen Richtungen zuwendeten. Plebejische Neigung zur Arbeit hat meinen Charakter nie besudelt, und wenn die Staatseinrichtung in Preußen bürgerliche Existenz nur gegen Arbeit garantiert, so hatte ich dafür bloß ein Lächeln der

Verachtung. Weil mich aber Frost und Hunger — ich will brutal aufrichtig sein — zu einem Erwerbe zwangen, so ging ich auf dem Stadtplatz von Lichtenfelde zu einem Sicherheitswachmann hin und schleuderte ihm einen wohlgezielten Schimpf ins Gesicht. Er blickte mich an, zuckte die Achseln und wandte sich einer anderen Weltgegend zu. Ja, mein Gott, was soll ein Notleidender dann nur anfangen! In Österreich ist es doch bei Arrestquartier verboten, eine Amtsperson zu beleidigen. Glauben denn diese Herren, man wird ihrer Kotterlöcher wegen einen Diebstahl begehen? Wartet mal, ich will euch noch kurios zwingen, mir ein warmes Winterquartier zu verschaffen. Am Marktplatz, der voller Zeugen war, stieg ich auf die Brunnenstufe und schwang eine Majestätsbeleidigung hin, daß das Krämervolk nur so niederzuckte vor Schreck. Nun brauchte ich nicht mehr lange zu warten; zwischen zwei untadelhaft strammen Adjutanten marschierte ich dem Arreste zu, und der Richter verbürgte mir zuvorkommend drei Monate. Das genügt. Dann ist April, die Straßen sind trocken, und die Ruhmesbahn führt dann hoffentlich schnurgerade nach Wien.

Man will aber nicht mit leeren Händen kommen.

Ich hatte einmal gelesen, daß ein Hauptmerkmal von Genialität ununterbrochene Schaffenslust sei. So fragte ich meine Torwache, ob sie ungefähr wisse, was ein Dichter ist. „Na nu! Jlauben Sie man, wir sinn so unjebildet, um nich zu wissen, wer das Lied jedichtet hat: Ei, was kraucht im Busch herum? Wir können unsern Joethe uswendig — wissen Sie!“ „Schön. Dann werden Sie auch Verständnis haben für die Persönlichkeit, der zu dienen Sie die Ehre haben. Es wird für Sie noch viel Trinkgeld abfallen, wenn Sie die Fremden in dieses Lokal führen, in welchem Goethe der Zweite interniert war. Jawohl, mein Herr,

Goethe in verbesserter Auflage. Ich schreibe hier einen neuen Faust!"

„Ach herrje, is nich der alte noch jut?" sagte der Schwachkopf, brachte aber doch Tinte, Feder, Papier und Streusandbüchse, worauf ich ihn kurz entließ. Mein Schreibtisch war aufs beste eingerichtet, und ich ging an die Arbeit, das heißt: ich versuchte die Feder, ob sie nicht spießig sei, und das Papier, ob es nicht die Tinte durchlasse. Soweit alles in Ordnung, übrigens . . . Man kommt sich in solchen Stunden, trotzdem einem nichts einfällt, etwas einfältig vor. Plötzlich jedoch hatte ich's — ein wahrhaft klassischer Stoff! Sofort begann ich zu schreiben vom Liebespaar, das nicht zusammenkommen soll und deshalb einen Doppelselbstmord begehen will, sich aber in dem Mittel vergreift. Die Einfälle purzelten nur so herbei, einer nach dem andern, bis mir auch noch einfiel, daß die ganze Geschichte der rote Louisel einmal erzählt hatte. Um so besser, ist gleich ein Zeuge vorhanden, daß sie wahr ist. Wenn's nach mir so viele wissen sollen, warum soll's vor mir nicht auch einer gewußt haben! Es liegt mir dran, das Stück auf die Bühne zu bringen, ehe mir etwa der Rote den Stoff stiehlt.

Bis das Frühjahr gekommen, war die Majestätsbeleidigung so gründlich herausgehungert, daß meine Seele wie eine weiße Taube vom Mund auf hätte können nach dem Berliner Schloßplatz fliegen. Dann begannen zwischen Preußen und Österreich die diplomatischen Verhandlungen, wobei ersteres den kürzeren zog. Preußen wurde nämlich verhalten, mich an Österreich abzugeben, und zwar franko und rekommandiert. Als ich unter sicherem Geleite angekommen wieder auf der Scholle des geliebten Vaterlandes stand, zu Jung-Bunzlau, haperte es mit der Sprache. Bei der gründlichen Ausbildung in meiner Jugend waren die

süßen Laute der tschechischen Sprache vergessen worden. Was anfangen? Für das Burgtheater war es keine Jahreszeit, so ging ich nach Karlsbad. Aber nicht etwa, weil ich mir auf der preußischen Festung stark den Magen verdorben hätte, denn vielmehr als Gesandter! Aus dem Notenwechsel zwischen den Regierungen hatte es sich nämlich ergeben, daß mein Vater nach Karlsbad zuständig war, nun so sandten sie mich dorthin, um die Gemeinde zu vermögen, mir die weiteren Subsistenzmittel auszuwerfen. Ich verzichtete darauf, nachdem diese Stadt mich nun blindlings verleugnete und mir jegliche Ehrengabe verweigerte. Meine Absicht, mich der Chirurgie zuzuwenden, indem ich mich in einer Badeanstalt inkognito als Heizer und Frottierer unterzubringen versuchte, mißlang. So ging ich in Staatsdienste und nahm ein Amt als kaiserlich-königlicher Straßenschotterer an. Hier konnte ich aber gerade einmal die menschliche Undankbarkeit studieren. Ist es glaublich? Nicht eine einzige der Herrschaften, wie sie da auf der Straße, die ich ihnen mit väterlicher Sorgfalt bereitet, zwei- oder vierspännig darüberrollten — nicht eine einzige hat mich gegrüßt, den ganzen Sommer über nicht eine einzige. Erst gegen den Herbst hin fiel es einem Herrschaftskutscher ein, mit der Peitsche nach mir zu hauen, weil ihm der Schotter zu grob war. Komisch sind die Leute. Ihm gefiel der grobe Schotter nicht und unsereinem soll der grobe Kutscher gefallen.

Endlich um die Zeit von Allerheiligen konnte ich mich aufmachen nach Wien. Zum Behufe ethnographischer Studien wählte ich den Fußweg. Er ist auch etwas näher als die Eisenbahn, die mehrmals um die Ecke biegt. Unterwegs traf ich einen Naturarzt, einen drolligen Patron. Der suchte mich für seine Grundsätze zu gewinnen, er wollte

partout das menschliche Leben verlängern. Dem sagte ich es aber! ob er denn glaube, daß die Natur ein langes Leben der Personen wünsche? Bei der ungeheuren Zahl an Mehrgeburten! Warum gab die Natur uns den Alkohol, den Tabak, den Heißhunger und die Weiber? Doch offenbar zur Kurzweil, das heißt, um uns das langweilige Alter zu ersparen. Wenn alles darauf ausgeht, die Zeit zu verkürzen, wieso kann es der Heilkünstler wagen, das Leben zu verlängern! Solch gemeingefährliche Leute sollte man gar nicht frei herumgehen lassen! — Na, wie der Mann gestutzt hat! Einem schlichten Wanderer hatte er diese philosophische und einzig richtige Auffassung wohl nicht zugetraut. Während dieser Erörterungen wanderten wir gerade durch die böhmischen Wälder. Da packte mich mein Begleiter, der Naturarzt, ganz jählings an der Gurgel, warf mich hin und sagte, er wolle mir die Zeit verkürzen. Da ich mich nicht mehr zu wehren vermochte, so wollte ich ihm meine Habe schon freiwillig abtreten. Da wurde er von einem heranrasselnden Wagen verscheucht, und ich war froh, den gelehrigen Heilkünstler, der plötzlich so — kurzweilig werden wollte, los zu sein.

In Wien hatte ich einen Freund. Es war der Baron, auf dessen Landschloß ich einmal Erzieher gewesen. Er besaß ein Palais auf der Ringstraße und hätte sich über meinen Besuch gewiß herzlich gefreut, wenn er nicht gerade verreist gewesen wäre. Um in der Burg eine Audienz zu erwirken, beim Theaterintendanten, das war eine Angelegenheit späterer Tage, bis mein neuer Anzug fertig sein würde. Da ich an diesem Abend also weiter nichts anzufangen wußte ging ich in ein Vorstadttheater. Weder der Kassierer noch der Billetteur erkannte mich, ich war nämlich vorher noch nie dort gewesen. Das Theater war zum

Brechen voll, ich hatte einen der obersten Plätze genommen und konnte mich ganz in das neue Volksstück vertiefen, das gegeben wurde. Allen Respekt, das heiße ich Komödie spielen — und schreiben! Die können es um einiges besser, als weiland wir von der Schmiere, mit Einschluß des Louisel, der auch just kein Plattschädel gewesen war. Ein Landpfarrer, der sein Stubenmädchen liebt und es mit einem andern trauen muß. Mag bitter sein! Und ein halbwilder feindseliger Mensch, der ihn verraten hat und doch nachher zum Pfarrer kommt, weil seine Mutter ins Wasser gegangen ist. — Nach meiner Ansicht war diese Figur verhaut. Inkonsequente Charakterdurchführung. Was kommt er denn zum Pfarrer, wenn er ihn nicht leiden mag? — Ich blieb indes bis zum Schluß — um eine Überraschung zu erleben.

Als der Vorhang gefallen, brach ein solcher Beifallssturm los und ein Lärmen nach dem Verfasser, daß dieser, von zwei andern gezerrt, auf die Bühne kam. Ein Mensch — mir kommt er bekannt vor, den muß ich ja schon — Wo mag ich ihn nur — Jesses und Jusef, ist das nicht der Louisel? Der rote Louisel — wenn er heute gleichwohl schwarz ist auf und auf. „Louisel, Collega!" schrie ich und klatschte mir die Hände zuschanden. „Louisel! Collega!" Aber er hört's nicht, denn die tausend anderen lärmen noch abscheulicher. Immer wieder kommt er heraus, der Popularitätshascher, ich schwenke das Sacktuch, es war freilich nicht mehr weiß, er sah und hörte mich nicht, so tief war er vertölpelt in seinem Erfolgsdusel. — Armer Junge!

Nun endlich beschaute ich mir auch den Theaterzettel recht. Meiner Six! L. Gruber! — Gruber schrieb sich doch der Rote. Daß mir das nicht gleich auffiel! — Natürlich lief ich wie wahnsinnig durch alle Gänge, verlief mich in

alle Winkel, fand aber nicht den Eingang auf die Bühne. Diese verdammten Stadttheater. Wie einfach war es doch bei uns auf dem Lande, zur Bühne zu kommen! Vom Anger durch das Scheunentor und drinnen war man. Aber hier die Schlamperei! Wohin man wollte, dahin kam man nicht; und wohin man nicht wollte, dahin kam man. Am hinteren Ausgang, wo die Schauspieler sich entfernten, habe ich ihn erwartet. Nach einer Weile kam er mit mehreren aufgeregt sprechenden Herren heraus. Ich flog ihm an den Hals: „Louisel! Ich bin's, ich, der Walter!“ Vor eine Straßenlaterne zog ich ihn, er schaute mich erstaunt an. Er murmelte was. „Das Stück hast du gemacht!“ rief ich fast toll vor Vergnügen. „Louisel, dieses großartige Stück! Bist aber doch ein Mistvieh, du! Wenn man noch du sagen darf zu dir!“

„Du sagen schon,“ antwortet er, „das — das andere aber kannst du für dich behalten.“

„Nicht böse sein, Brüderl!“ Immer wieder von neuem mußte ich ihn umarmen, den Gefeierten. Mehrere Männer schleppten ihm Kränze nach, einer rief den Fiaker. Jetzt erst wurde es mir klar, wie gern ich den Louisel hatte. „Närrisch werde ich dir vor Freude!“ rief ich, „dieses Wiedersehen! Ein solches Wiedersehen! Knabe, dieser Abend wird gefeiert. Gefeiert, wie die Götter keinen in ihrem Kalender haben.“

„Du mußt mich schon entschuldigen,“ sagte er zerstreut, wie Dichter immer sind, „ich bin heute in einen kleinen Privatkreis geladen.“

„Genier' dich nicht, alter Freund! Jeder Kreis ist mir recht, auch der privateste, wenn nur du drinnen stehst. Große Gesellschaft habe ich, soviel du weißt, nie geliebt. Da sind mir die gemütlichen Zirkel weit angenehmer. Wohl

auch hübsche Damen, wie? Na, heute will ich dir das Vorrecht, Löwe zu sein, nicht streitig machen. Kolossal lieb von dir, daß du mich mitnimmst!"

Dieweilen bemerkte ich, daß ihm mein Anzug aufgefallen war. „Der ist etwas malerisch, Junge, was? Nun, den neuen hat der Schneider noch nicht fertig."

„Nicht wahr, Walter," sagte er freundlich, aber verteufelt bestimmt, „du bist so gut und kommst nächster Tage einmal zu mir. Warte, ich will dir meine Adresse aufschreiben."

„Dein Stück muß ins Burgtheater!" rief ich begeistert.

Er stieß jenes kurze heisere Lachen aus, das wir bei ihm immer das ungläubige Lachen genannt haben.

„Laß das gut sein, Louisel!" sagte ich, „es soll meine Sorge sein. Das Stück kommt in die Burg!"

Mittlerweile überreichte er mir das Papier mit der Adresse und unter demselben — ich erkannte es schon im Greifen. Nur wußte ich nicht, wieviel. Damit war ich aber auch entlassen. Der Schlucker! Gedrückt fühlte er sich in Gegenwart eines künftigen Hofschauspielers. Diesen Abend wollte gerade er einmal der Hahn im Korbe sein in seinem Privatkreis. Ich will ihm's nicht verdenken. Aber neugierig war ich doch. Kaum war der Wagen davongefahren, ging ich hart unter die Laterne. Zehn Gulden! Schundig, bei diesem vollen Hause. Und für morgen ist dieser verliebte Pfarrer wieder angesetzt. Ich höre, die ganze Woche hindurch. Ein Schweineglück! Lasse Zeit, Louisel. Das Glück ist kugelrund.

In wenigen Tagen war ich soweit beisammen, daß ein Antrittsbesuch bei der Intendanz gemacht werden konnte. Ich ließ mich also melden, doch war Seine Exzellenz dies-

mal nicht zu sprechen. Es werden Tage kommen, mein lieber Herr, wo du bei Walter antichambrierst! Dann unterhielt ich mich leutselig mit dem Diener im Vorzimmer. Natürlich war die Rede von dem neuen dramatischen Stern, der aufgegangen.

„Ich bitte Sie," sagte ich, „noch heute wäre dieser Mensch bei der Schmiere! Ganz natürlich! Seinen Erfolg hat er mir zu verdanken, mir einzig und allein. Wenn meine Bemühungen nicht schon auf kleinen Theatern das bißchen Talent zum Leuchten gebracht hätten! Ist übrigens ein guter Junge, wird sich hoffentlich noch machen, wenn er die Ratschläge vernünftiger Freunde nicht in den Wind schlägt."

„Sie kennen also diesen Anzengruber?" fragte der Diener ergebenst.

„Anzengruber? Nein, den kenn' ich nicht. Wieso?"

„Weil Sie sagen, daß er Ihnen den Erfolg verdankt."

„Ich spreche vom Louisel. Vom Gruber, wenn Sie die Güte haben wollten, etwas weniger zerstreut zu sein."

„Wenn Sie vom Verfasser des Pfarrers sprechen, lieber Herr," versetzte der Kammerdiener unangenehm dreist, „so heißt derselbe nicht Louisel, sondern Ludwig, und nicht Gruber, sondern Anzengruber. Früher ein fahrender Komödiant; seit kurzem ein kleiner Polizeibeamter. Heute ein gemachter Mann. Es steht schon in allen Blättern."

In solchen Momenten greift der klügste Mensch sich an den Kopf. Ist das möglich? Ist eine solche Falschheit möglich? Hat sich der Mensch jahrelang unter falschem Namen herumgetrieben, hat seine Freunde damit beschwindelt und hat schließlich noch die Frechheit, Polizeibeamter zu werden!

Ein Komödiant müsse doch Komödie spielen können, hatte damals der gute Cerberus an der Pforte der Intendanz gesagt. Zum Teufel, ja, das muß er können. Verstellen muß er sich können. Aber — wie es sich später zeigte — der Hund ging weiter. Da hat er sich immer gleißnerisch für einen kleinen, bescheidenen Kerl ausgegeben und in Wahrheit war's ein großer Mann! — Nein, eine solche Unverläßlichkeit überschreitet die Grenzen! —

Was ich noch sagen wollte. Der Intendant nachher, der war angemessen höflich, jedoch —. Mir scheint, die Herren haben Angst . . .

Die Fleckelpatschenmacher.

In einer alten Stadt steht ein altes Haus und in diesem alten Hause wohnen zwei alte Männer. Aber nicht allein. Im Erdgeschoß sind Geschäftsanlagen mit höflichen und wohlgeölten Handelsbeflissenen und Warenmagazine mit breitbuckligen, lederbeschürzten Packträgern. Im ersten Stock sind Advokaturskanzleien und Versicherungsbureaus mit jovialen Chefs und halbblinden Schreibern. Im zweiten Stock wohnt die altgestammte Bürgersfamilie, der das Haus schon seit zweihundertdreißig Jahren zu eigen ist und die keine Parkettböden und keine tapezierten Wände leidet, weil es „sich bisher auch so getan hat". Im dritten Stock wohnen ein paar untertänige Beamte, die im Bureau den Chefs und zu Hause den besseren Hälften subaltern sind. Vierter Stock ist keiner und gerade in diesem wohnen die zwei alten Männer.

Der vierte Stock ist nämlich eine Mansarde mit Wäschetrockenboden, ein paar Rumpelkammern und einer großen Stube, die in ihrer schiefen Wand zwei Fensternischen hat, von deren Fenstern aus man eine Menge von Dachgiebeln, Schornsteinen und Türmen sieht.

Jedes der beiden Fenster hat seinen besonderen Teil an der Stube, den es zu beleuchten verpflichtet ist, insofern es monatlich einmal von dem Kohlenstaube qualmender Nachbarschornsteine gereinigt wird. Die Stube ist in zwei Teile

geteilt durch einen Sparherd, einen Tisch und zwei Schubladkästen, die in der Mitte eine Reihe bilden von den Fenstern bis zur Eingangstüre. An der läßt diese Wand so viel Raum frei, daß man von einem in den andern Stubenteil gelangen kann, ohne den Tisch oder eine Kommode überspringen zu müssen. Auf diesen Möbeln steht übrigens eine Welt von Krügen, Gläsern, Kerzenleuchtern, Rasiersachen, Waschbecken, Pfannen und Werkzeugen. Auf dem Herd stehen zwei Tontöpfe, wovon der eine braun, der andere grün glasiert ist.

Obschon der Inhalt dieser Töpfe der gleiche ist, nämlich Erbsen in Milch gekocht, dürfen sie um keinen Preis verwechselt werden. In dieser Stube wohnen seit dreiundzwanzig Jahren zwei Feinde, eben die beiden alten Männer, die zu Beginn dieser merkwürdigen Historie erwähnt worden sind. Weil diese Männer schon sehr alt sind, so ist es tunlich, die Darstellung ihres Lebens und ihrer Feindschaft zu beschleunigen, damit sie noch vor dem Ableben beider Zeugen vollendet werden kann.

Der eine unserer Helden heißt Andreas und ist sechsundachtzig Jahre alt. Der andere heißt Christl und ist um sieben Jahre jünger. Der Andreas ist klein, rundlich, rötlich, glatzig, glatt rasiert, trägt Hornbrillen und ist trotz seines hohen Alters reg- und bewegsam. Der Christl ist schlank und hager, blaß, hat einen grauen, stattlichen Schnurrbart, ist stark nach vorne gebogen, langsam und eckig in seinen Bewegungen. Der Kleine, Dicke hat über sechzig Jahre Anderl geheißen. Aber als mit der Glatze und der damit einlangenden sittlichen Weltanschauung das Gefühl eigener Ehrwürdigkeit über ihn kam, änderte er den Namen in seine ursprüngliche klassische Form um und seither heißt er Andreas. Das konnte sich der Große, Hagere

nicht gefallen lassen. Er fand eine solche Namensänderung geschmacklos und höchst anmaßend und, um dem Stubengenossen zu zeigen, daß er nicht gesonnen sei, sich von ihm demütigen zu lassen, so änderte auch er seinen Namen, und dieser scheinheilige Andreas soll nur einmal sehen, was in einem Christl steckt. Christl, Christl! ist leicht gesagt. Ziehe ihn erst einmal auseinander: Chrysostomus! Wie? Was sagst du dazu? Keck krabbelte der Christl seinen Schnurrbart auf: Chrysostomus!

Der Kleine wieder konnte es sich nicht bieten lassen, daß der Große einen so herausfordernden Schnurrbart trug. So wollte er auch den seinen wachsen lassen — aber der wuchs nicht. Um das Manko zu verheimlichen, rasierte er sich jeden zweiten Tag.

Nun wußten die beiden Stubengenossen zwar, wie sie hießen, aber sie wußten nicht recht, was sie waren — auch eine Streitsache, die seit Jahren unausgetragen fortwucherte in den beiden Nachbarn. Andreas war, so weit er sich zurückerinnerte, einmal Tuchmachergeselle gewesen. Aber dieses Metier unter fortwährend widerhaarigen Meistern stand ihm nicht dafür. Er hatte keine Lust dazu, während die böswilligen Meister behaupteten, es fehle ihm an Talent zum Wollrichten, Geduld zum Weben und Fleiß zu beiden. Nachdem er erkannt, es werde mit dieser Sache nicht recht gehen, gab er den Ehrgeiz, bürgerlicher Tuchmachermeister zu werden, auf und wählte sich die Freiheit. Die Freiheit war ihm lieber als Tuch und Zunft, Geld und Gut, Weib und Kind. Immer kleiner wurde seine Decke, unter der er sich längst nicht mehr strecken konnte, unter der er die Knie bis zum Kinn heraufziehen mußte, sollten die Zehen noch ihren Unterschlupf haben. Da erfand er sich einen neuen Beruf und wurde Patschenmacher. Patschen, das

sind Hausschuhe für alte, kränkliche Leute; sie werden aus verschiedenfarbigen Tuchenden und Restschnitzeln geflochten, halten die Füße warm und sind schön anzuschauen, derer-wegen sie auch den weitberufenen Namen Fleckelpatschen führen. Als einer vom Tuchgewerbe bekam er die Tuch-enden umsonst und damit begründete er die Firma „Andreas Zugestamm, Patschenmacher".

Der um sieben Jahre jüngere Chrysostomus hatte einen unvergleichlich dramatischeren Lebenslauf. Seines Zeichens war er Schuster, aber das zählte nichts. Er wurde Soldat, Korporal, Feldwebel, und als er beim italienischen Feldzug eine welsche Kanone gefangennahm, obschon sie ihren schau-derhaften Rüssel nach ihm auftat, war es entschieden, daß er nicht mehr herniedersteigen konnte zum Dreifuß, sondern daß er sein Heldenleben als kaiser- und königlicher Invalide weiterführen und beschließen müsse. Er hatte dort bei Sol-ferino nämlich einen Schuß ins Kreuz bekommen, so daß er nicht mehr aufrechtstehen konnte und auch nicht recht sitzen. Nur gebückt gehen konnte er. Das tat er denn auch fleißig mit der grauen Holzmütze in der Hand und seine Geschäftsfirma hieß: „Zum armen Invaliden". Das ging ziemlich lange gut und wäre noch länger gut gegangen, da scheiterte der Betrieb plötzlich an seiner Ritterlichkeit. Christl hatte nämlich die Tugend besonderer Frauenver-ehrung. An keinem weiblichen Wesen unter fünfzig Jahren konnte er vorübergehen, ohne ihm seine wärmste Zutunlich-keit zu bezeigen. Ja, er beabsichtigte im Zusammenhang mit solcher Ritterlichkeit noch in alten Tagen Erneuerung seiner Heldenperson. Ein paarmal hatte man ihm darob seine Unbotmäßigkeit vorgehalten und ihn der Polizei zum Auf-heben übergeben. Die Polizei fand sich jedoch für derlei Dinge nicht kompetent und ließ ihn wieder höflich gebückt

herumgehen. Aber es war nichts mehr, seiner Liebe wurde nur Mißtrauen entgegengebracht und seine Holzmütze blieb leer.

Eines Tages — es war in der Vorstadt Jahrmarkt — hatte er sich an die Straßenecke gestellt, einige Münzen gesammelt, dann im Wirtshause drei Gläschen Kirschbranntwein gekostet und dann an der Ofenecke einem schönen Fräulein den Bartwisch in den Nacken gerieben. Der struppige Schnauzer mußte nicht fein gekratzt haben, denn das Fräulein hub ein störendes Geschrei an. Da zogen drei Burschen wohl über ihn 'rein und das Ende vom Lied war draußen hinter der Mauer eines Kohlgartens, wo ihn Andreas fand.

Die beiden Alten waren sich schon vorher einige Male begegnet, wobei der Invalide den andern allemal seiner herzlichen Verachtung versicherte, weil er — der Anderl — sich mit dem lumpigen Patschenflechten abgab, und wobei der Anderl dem Christl stets Komplimente machte, weil der es verstand, vom Nichtstun so gut zu leben. Heute an diesem Jahrmarkt hatte der Anderl mit seinen feilgebotenen Patschen sehr schlechte Geschäfte gemacht. Immer guckten die Leute den Patschen auf die Sohle und weil diese nicht von Leder war, sondern eben auch nur von Fleckeltuch, so ließen sie die armen Dinger allemal zurückfallen auf die Erde. Dem Christl wiederum tat der Rücken weh, wesentlich ärger als zur Zeit der Bleikugel. — „Welsche Ludern sind's gewesen!“ fluchte er, „weil ich ihnen dazumal die Kanon' hab' weggenommen.“

„Nix Kanon'!“ rief der Anderl, „du weißt recht gut, die Burschen, warum sie dich — ausgezeichnet haben.“

Und zu dieser Stunde hinter der Mauer war es, wo sie die gemeinsame Firma gründeten. Keiner der beiden

hatte in der weiten Welt einen Verwandten mehr, keiner irgendeine andere Lebensaufgabe als etwa die, nicht zu verhungern. Sie konnten sich behalten oder vergeben wie der Will. Und da hatten sie nun beschlossen: Der Invalide sollte zum Anderl auf seine große Stube ziehen, dort sein altes Handwerk auftun und die tuchenen Fleckelpatschen mit Leder besohlen.

Bevor noch diese gemeinsame Arbeit begonnen, hub zwischen den Stubengenossen der Streit an um den eisernen Sparherd, um den Tisch und um die Kommoden. Der Christl konnte es sich nicht gefallen lassen, daß er von jeder dieser Sachen immer nur die Hälfte haben sollte. War es nicht er, der die Patschen mit Leder besetzte? Folglich gebührten ihm vom Herde die Hälfte, vom Tische drei Viertel und von der Kommode alle Laden. Daß der Anderl anfangs für beide kochte, den gemeinsamen Tisch deckte, allerhand Gewandwerk und andere Sachen für die Laden hatte, war nicht maßgebend. Im Gegenteil, eben weil der Anderl mehr Arbeit und mehr Tuchzeug und mehr Geschirrwerk und mehr Sonstiges hatte, wollte der Christl die Möbeleinrichtung haben. Er focht alles an, doch insgeheim ging es nach dem Willen des Patschenmachers. Der durfte diesen Willen nur nicht aussprechen, mußte dem Polterer, der bisweilen arg jähzornig war, nur alles gelten lassen, im übrigen tat er, was er wollte; der andere ließ sich alles gefallen, lebte aber in der stolzen Einbildung, daß er stets Recht behalte. Haushalt und Geschäft regelte sich — immer durch die diplomatischen Winkelzüge des älteren Anderls — allmählich dahin: Der Anderl kochte und flickte; der Christl reinigte die Stube und wusch die Hemden. Der Anderl sammelte Tuchenden, der Christl sah sich nach altem Leder um. Der Anderl flocht die Patschen, der Christl besohlte

sie mit Leder, auch schlug er die Schnürringlein ein. Der Anderl trug die fertige Ware auf den Markt und der Christl begleitete ihn stets, weil er Argwohn hegte, der Patschenmacher könne Geld unterschlagen; denn das Geld teilten sie sich, obschon der Christl den Löwenanteil haben wollte, weil Leder teurer ist als Tuch. Der Anderl gab das gerne zu und gab dem Kameraden die größere Hälfte hin, machte sich aber bei dem Einkaufen von Milch und Gemüse erkleckliches „Körbelgeld".

Um diese Zeit tauchte die Streitfrage auf: Was sind wir? Dem Anderl war sie anfangs gleichgültig, aber die ständige Behauptung Christls: „Ich bin Schuster, du bist nix!" ließ ihn endlich doch Partei ergreifen für sich selbst. „Erstens," sagte er, „bist du kein Schuster, weil du keine Schuhe machst und auch keine Stiefel, sondern nur Fleckelpatschen besohlst, die auch ohne das Fleckelpatschen sind. Und zweitens bin ich nit nix, sondern Fleckelpatschenmacher."

„Fleckelpatschenmacher ist nix," sagte der Christl mit schneidender Kälte. „Schau nach im Zunftbüchel, ob es eine Fleckelpatschenmacherzunft gibt. Fleckelpatschenmacher sind Leut', die sonst zu nix taugen und die einen Schuster haben müssen, der ihnen die Patschen besohlt."

Da schwieg der Anderl und sagte wochenlang gar nichts, verrichtete aber musterhaft seinen Teil an Haushalt und Geschäft. Um aber seine Überlegenheit dem Hausgenossen zu zeigen, schrieb er eines Tages mit Kreide auf die braune Tür: „Ich heis nit Anderl, ich heis Andreas!" Worauf der ander oben darüber schrieb: „Ich heiße nicht Christl, ich heiße Chrysostomus!" Der kleine Alte war wieder übertrumpft.

Weil sie Feinde waren, besuchten sie einander nie. Nur über den Herd und über den Möbeln hin und her knurrten

sie sich an und reichten einander die Sachen an Arbeit und Hausrat. Die Betten standen an den Wänden gegenüber, so weit als möglich voneinander entfernt. Jede Woche einmal schleuderte der Andreas seine Wäsche über den Tisch dem Chrysostomus zu, der sie nach ein paar Tagen gereinigt und sogar geplättet wieder zurückschleuderte. Am Herde machte jetzt jeder für sich sein Gericht. Der Andreas in Milch gekochte Erbsen. Der Chrysostomus haßte diese gemeine Speise; er für sich kochte die Milch gesondert und die Erbsen gesondert und schüttete sie erst nachher ineinander. Gespeist wurde am gemeinsamen Tisch. Weil der Chrysostomus dabei immer brummte, so wollte der Andreas seine Essenszeit verlegen; das ließ sich aber der Chrysostomus einmal nicht gefallen und er wartete mit seiner Kost immer die Mahlzeit des Andreas ab. Denn er mußte beim Essen wen zum Ausbrummen gegenüber haben, sonst schmeckte es ihm nicht.

Eines Tages, als der Andreas auf den Markt gehen wollte, war sein brauner Havelock nicht da. Der Chrysostomus war in den Wald gegangen, um Brennholz zu „kaufen“ und hatte ihn angezogen. So mußte der Alte in seiner gestrickten, ziegelroten Wollenjoppe ausgehen. Diese kurze Joppe ließ den breiten Rücken allzu frei, so daß man an dem aschfarbigen Beinkleid die großen schwarzen Knöpfe sah, die hinten übers Kreuz hinab — ganz hinab — ihrer fünf in der Reihe standen, wie bei Knaben im ersten Höserlein. Des grämte sich der Patschenmacher, und weil ihn die Gassenbuben tatsächlich darob ausspotteten, so ward er zornig auf den Schuster und beschloß, ihm die Wohnung zu kündigen. Als er heimkam, war der Schuster schon zu Hause und fluchte gräßlich über den Havelock. Dieses höllkreuzsternverdammte Gewandstück hätte ihn bei einem Haar

ins Malheur gebracht! Das im Walde gesammelte Holzbündel hatte er unter dem Mantel sorgfältig geborgen, aber der Mantel hatte hinten an der linken Seite ein großes Loch; dort guckten die Scheiterlein heraus und der Waldhüter nahm ihn fest. Nur dem Umstande, daß auch der ein Veteran war, konnte es zugeschrieben werden, daß er den Kameraden laufen ließ mit dem guten Rat, das Holzbündel ein anderesmal auf der rechten Seite zu bergen, wo der Mantel noch „gut“ war. Da war es nichts mit dem Aufkündigen; der Andreas hatte ihn vielmehr als Märtyrer in gemeinsamen Angelegenheiten zu verehren.

Zärtlich war der Chrysostomus nur mit etlichen kleinen Photographien, die über seinem Bett an die Wand genagelt waren. Die streichelte er manchmal vor dem Schlafengehen, aber die alten Augen des Andreas waren nicht imstande, von seinem Bereiche aus zu erkennen, was die Bilder vorstellten. Einmal, während der Chrysostomus ausgegangen war, Leder zu „kaufen“, wurde der Andreas schwach, schlich auf Zehenspitzen in den Raum des Nachbars hinüber, um die Photographien zu besehen. Natürlich! Er hätte sich's denken können. Weibsbilder! — In demselben Augenblick trat der Chrysostomus ein. Er stand an der Tür still und starrte den Eindringling an. Dieser schwang sich ganz jugendlich über den Tisch in sein Gelaß. Dann duckte er sich hinter sein Bett und dachte: Jetzt gibt's was. „Nix weiter,“ sagte er in recht gemütlichem Ton, „hab' mir nur deine Heiligen einmal anschauen wollen.“

Der Chrysostomus grinste und schwieg. Es war ihm lieb, daß er den Alten — so nannte der Neunundsiebzigjährige den Sechsundachtzigjährigen — auch einmal auf sündigen Wegen ertappt hatte. Er war von diesem Tage an viel freundlicher mit dem Nachbar und einmal bei der

Mahlzeit schob er ihm das Salztöpfchen zu: „Magst denn du linde Milch, Andreas? Tu's ein bissel salzen."

„Dank dir Gott, Chrysostomus," sagte der andere, „hab' sie eh' gesalzen."

Am selben Tage war die monatliche Teilung der geschäftlichen Einnahme und in der Freude über den freundlich werdenden Kompagnon gab der Andreas dem Chrysostomus um zwei Silbersechser mehr als sonst. Darüber sprang der Chrysostomus wütend vom Sessel auf und stieß diesen auf die Diele, daß einer der drei Füße brach (der vierte war schon früher einmal gebrochen).

„Also betrogen bisher!" knurrte er. „Wenn du mir heut' mehr geben kannst, warum nit auch früher? Wo du erst gestern gesagt hast, das Geschäft geht immer schlechter!"

„Ich hab' dir ja nur a bissel was schenken wollen," sagte der Andreas begütigend.

„Von dir brauch ich nix geschenkt!" kreischte der Chrysostomus und schleuderte die Sechser in den Wandwinkel des andern.

Am nächsten Morgen, während der Fleckelpatschenmacher auf dem Gemüsemarkt war, stieg der Schuster über den Tisch und suchte im Wandwinkel nach den zwei Sechsern. Die waren nicht zu finden, hingegen stand in der Fletzecke mit Kreide geschrieben: „Zu spat, Bruder Chrysostomus!" Dann fand er in Andreas' Speisekastel neben dem Erbsensack ein Fläschchen Kirschgeist. Da wußte der Chrysostomus nicht recht, was er jetzt für ein Benehmen aufstecken sollte. Er begann zu ahnen, wie arg der geschmeidige Alte ihm überlegen, und anderseits, wie gut er bei diesem Patschenmacher geborgen war. Er beschloß also, ihm das Salztöpflein nicht mehr so bereitwillig hinzuschieben und auch nicht mehr zu

schimpfen, sondern sich völlig gleichgültig zu verhalten. Er tat's auch etliche Tage.

Da kam ein Frauenzimmer und wollte sich ein Paar Fleckelpatschen kaufen. Der Andreas brachte aus seinem Patschenlager, das in einer flachen Kiste unter dem Bette war, etliche Paare zum Aussuchen herbei, aber der Chrysostomus behauptete vorlaut, diese Frauensperson habe einen besonderen Fuß, der müßten die Patschen angemessen werden, und lockte sie in sein Gelaß hinüber, um mit einem Streifen Papier das Werk zu vollführen.

„Na, na, Stiefelröhren brauch ich keine!" kicherte das Weibsbild und zog mit beiden Händen den Saum ihres Kleides tiefer hinab. Der Chrysostomus blies durch die lange Nase in seinen Bartstrupp, die Kundin aber kaufte dem Andreas ein fertiges Paar ab. Kaum sie zur Tür draußen war, bekam der Schuster seine Mette. Fast zornig verwies der Alte ihn zur Gottesfurcht und guten Sitte.

„Halt's z'samm!" rief der Neunundsiebziger, „bist nit auch du einmal jung gewest?"

„Wenn mir so was noch einmal vorkommt!" drohte der Patschenmacher.

„So will ich wenigstens alle Tag mein' Schnaps haben!" begehrte der Chrysostomus.

„'s wird auf deinen Lebenswandel ankommen."

Daraufhin wurde dem Schuster ganz heimlich. Wie einst in seinem Vaterhause. Er war schier gerührt über die erzieherische Fürsorglichkeit des Alten und murmelte: „Vielleicht bringst mich doch noch auf gleich — wenn ich Schnaps gnug han?" —

Bisher ist nur das Alltagsleben der Fleckelpatschenfirma angezeichnet worden. Ganz ungebührlich verschwiegen wurden aber die großen Tage, die diese zwei alten Leute in

ein hohes Bereich hoben. Jeder von ihnen hatte im Jahre einmal einen großen Tag. Die Veteranen der Stadt feierten alljährlich am Tage des Auszuges aus Italien ein großes Siegesfest. In ihrer flotten grauen Uniform, mit ihren befederten Hüten, bebändert und auf der Brust Medaillen — so marschierten sie bei klingendem Spiele hinter der Fahne drein, zuerst durch lange Straßen in die Kirche zur „Feldmesse“ und zum „Gotterhalte“, dann durch lange Straßen ins Wirtshaus zu Festessen und zum Tanz. Zu den Veteranen nun gehörte auch der Chrysostomus und das war sein großer Tag, für den er sich stets wochenlang rüstete und von dem er nachher wochenlang in stolzer Begeisterung sprach. Seine Uniform lag das Jahr über im Versatzamt, doch zur Siegesfeier wußte er sie allemal wieder herauszukriegen, obschon sie, wie er mit Befriedigung gestand — längst verfallen war.

Der Schuster hätte für sein Leben nichts sehnlicher gewünscht, als daß sein Stubengenosse, der Patschenmacher, ihn einmal bei solchem Siegesfeste als funktionierenden kaiser- und königlichen Veteran sehen könnte; das müßte ihm bei dem Alten Respekt verschaffen. Aber für sein Leben brachte er es nicht über sich, diesen Wunsch auszusprechen. Der Andreas hörte immer schweigend zu, wenn er von seinem großen Tage erzählte, und hatte dafür nur wohlwollende Geringschätzung. Was war das im Vergleiche zu seinem großen Tage! Wenn Seine fürstbischöfliche Gnaden vor ihm — dem Andreas — niederkniet und wenn er — dieser Andreas — dann mit den Zwölfen das Abendmahl feiert! Ja — der alte Fleckelpatschenmacher gehörte zu den zwölf ältesten Männern der Stadt und war seit einigen Jahren schon bei der Fußwaschung zur Osterzeit. Wenn der Vorabend kam und er sich mit besonderer Sorgfalt rasierte und seine weißen

Haarreste strählte und das feierliche Bad nahm und das schwarze Festgewand hervortat — denn seins war nicht im Versatzamt — da hatte der Schuster nur ein Achselzucken.

„Es ist in der Kirche," sagte ihm der Andreas einmal, „kann zuschauen wer will."

„Das glaub' ich," antwortete der Chrysostomus, „daß es nit überfüllt sein wird, etwan wie bei uns, wo bei der Feldmeß Leut' todgedruckt werden und auf der Straßen stehen sie links und rechts, als tat der Kaiser daherreiten, so viel Leut'!"

„Wem's Freud macht!" sagte der Andreas wegwerfend. Insgeheim aber hätte er gern einmal den Veteranenfestzug geschaut, wo sein Kompagnon dabei war, und der Schuster hätte ebenso gern den Bischof vor seinem Hausvater knien gesehen.

In diesem Jahre, als der Siegeszug nahte, sagte der Schuster gar nichts, sondern riet dem Alten, mit einer Tracht Fleckelpatschen auf den Markt zu gehen, maßen viele Landleute in der Stadt wären. Er selber wolle sich nach frischem Leder umsehen. Weil das so klug und freundlich gesagt war, ging der Andreas mit Patschen aus und begegnete unterwegs — dem Veteranenzug. Er wollte sich hinter der Menge ducken, aber der Schuster hatte ihn schon gesehen, obzwar er sich stellte, als wären ihm alle Fleckelpatschenmacher der Welt — einfach Luft. Er schritt in der Ehrenfront, knapp hinter der Fahne, bei den Invaliden. Er ging unter seinem hochgefederten Hute sehr gebückt, schwerfällig auf einen Stock gestützt — denn heute war der Blessierte Trumpf, und Frauen und Mädchen aus dem Volke bewarfen die Krüppel und ergrauten Degen mit Blumen. Dem Andreas wollte Wasser in den Augen brechen — das wäre

noch schöner, wenn's dieser hoffärtige Schuster merkte, daß jemand um ihn Freudentränen weint!

Der Zug marschierte ins Wirtshaus, dessen Tor mit einem Fichtenkranz und schwarzgelben Fähnlein geschmückt war. Dort stand auch schon allerhand Frauenvolk. — Na! dachte sich der Andreas und kehrte mit seiner Tracht Fleckelpatschen heimwärts.

Am nächsten Tage ging es bei dem Chrysostomus einigermaßen unglatt her. Er war erst am Morgen, als es schon tagte, heimgekommen. Nun lag er, noch angetan mit seinem schönen „Kaisergewand", zeitweilig im Bett und schnarchte, zeitweilig torkelte er zur Tür hinaus und stöhnte.

Die Tage, die nun folgten, waren wieder wie sonst. Nur ein wenig kümmerlicher, weil das Geschäft von Woche zu Woche schlechter wurde. So daß der Armenverein eine Kommission hergeschickt hatte, um zu erwägen, was mit den zwei Greisen, die schon lange den Wohnungszins nicht bezahlen konnten, zu machen sei. Der Andreas redete zum Genossen kein Wort von dem Festmarsche; der Chrysostomus konnte diesmal erst recht schweigen, wußte er doch, daß er in seiner Herrlichkeit gesehen worden war.

Drei Tage vor Ostern zog der Andreas seinen besten Menschen an und ging in die Bischofskirche. Dort wurde ihm ein weißes Kleid umgeworfen und er setzte sich in die Reihe der zwölf Ältesten, die ebenfalls im weißen Gewande der Reihe nach dasaßen.

In den Kirchenbänken saßen Andächtige und Zuschauer und darunter — Andreas sah ihn auf den ersten Blick — sein Schuster. Und zwar wohl gewaschen und gekämmt und im Veteranengewand! Jetzt hätte er am liebsten aufstehen mögen, nackten Fußes, wie er war, hingehen und dem Chrysostomus um den Hals fallen. Aber es nahte schon die

Geistlichkeit. Als der Bischof seine Füße mit Wasser begoß, empfand er eine übergroße Weihe, aber er hätte nicht sagen können, was ihm größer war, die Ehre, die der Kirchenfürst ihm antat, oder die Ehre, daß sein ruppiger Stubengenosse im Veteranengewand erschienen.

Nachher beim Liebesmahle aß er nur wenig, sondern legte sein Teil an Fisch und Opferbroten auf sein blaues Sacktuch, um es dem Bruder heimzubringen. Von diesem Tage an, das sagte er sich, war der Christl sein Bruder. — Vieles tat die Herzenserhebung und einiges der halbe Liter Wein, der ihm zugeteilt worden — glückselig trat der Greis am Nachmittage den Heimweg an. Die ganze Stadt war ihm wie eine Kirche und als er die dunkle Treppe hinaufstieg zu seiner Wohnung, da war ihm, als nahe er einem stillen heiligen Tempel Gottes. Als er hinein wollte, war die Tür verschlossen. Der Chrysostomus, der den Schlüssel hatte, mußte ja doch schon lange zu Hause sein. Er rüttelte an der Tür und nahm wahr, daß sie von innen verriegelt war.

Da pochte und rüttelte er heftig, bis sie sich auftat. Der Schuster war zu Hause. Auf dem Tisch standen Eßsachen und unter dem Tisch kauerte — ein Frauenzimmer.

„Alter Gaißbock, gottverdammter!“ keuchte der Andreas in plötzlich ausbrechender Entrüstung.

Über diese dumme Wut begann es im Kopfe des Schusters plötzlich zu wirbeln; er erwischte den eisernen Feuerhaken. Der Andreas flüchtete zum Fenster und riß es auf, um nach Hilfe zu rufen. Der Chrysostomus stürzte auf ihn, packte ihn an den Beinen, hob ihn und warf ihn hinaus . . .

Als der Schuster sich hierauf in der Stube umsah, war auch das Frauenzimmer nicht mehr da, das von der wohltätigen Hausfrau geschickt worden mit einigen Lebensmitteln. Er war allein. — Einen Augenblick stand er still. In

seinen Ohren klang es, als ob man Stimmschlüssel ans Eisen geschlagen hätte. Nun hub es an zu kreisen in seinem Kopf, es kreiste die Stube. Zur Tür taumelte er hinaus, die Treppe hinab. Er lief durch die Gassen, lief schneller als sonst und gebückter — ohne Hut und Rock. In gestreiften Hembärmeln ruderte er mit gekrümmten Armen dahin. Einen Wachmann hatte er gefragt, ob er ihn zum Gericht begleiten wolle oder ob er allein hingehen müsse? Der Wachmann antwortete: „Gehn's nur allein hin."

Und dem Richter sagte er es: „Macht mit mir, was ihr wollt, ich hab' einen umgebracht."

Da gingen ein paar Herren und ein Gendarm mit ihm und er sollte ihnen zeigen, wo der Ermordete liege. Aber Chrysostomus jammerte: „Ich kann ihn nicht anschauen. Es ist mein liebester Mensch gewesen." Und dann schlug er sich die Faust ins Gesicht und gröhlte vor Verzweiflung. Dennoch mußte er mit den Männern, bis sie im großen Hofe des Hauses standen, in dem hoch oben seine Wohnung war.

„Da muß er liegen!" stieß er mit vor Entsetzen gedämpfter Stimme hervor und zerrte den Untersuchungsrichter an die Stelle, wo der Andreas herabgefallen sein mußte. Aber er lag nicht da. Jetzt schaute er hinauf zu den Dachfenstern und da oben in der Dachrinne hockte in seinem Festgewand der alte Fleckelpatschenmacher. Dort hielt er sich fest und rührte sich nicht, bis ihm vom Dachfenster aus die Seilschlinge zugeworfen wurde.

Der Chrysostomus war auch bald oben und wartete in der Stube, um vor dem hereingeseilten Freund sogleich auf die Knie zu fallen und ihn um Verzeihung bitten zu können. Aber als der Patschenmacher am Fenster erschien und vom Gendarmen hereingeholt wurde, vergaß er seines

guten Vorhabens und hub an zu zanken: „Nau, alter Schragen, ist dir jetzt leichter, weil d' uns so g'foppt hast? Ein sauberer Freund! Henken hätt' er mich lassen! Vom Dach aus zuschau'n, wie s' mich als Mörder aufknüpfen! Zwanzig Jahr lang hab' ich ihm seine Patschen ang'sohlt, daß er sich sein Erbsenkoch hat können kaufen. Das ist der Dank dafür."

Der Andreas verstand das nicht. Er wußte gar nicht, um was es sich handelte.

Erst am Abend, als die beiden Alten verdrossen an ihrem Sparherde saßen, der eine hüben, der andere drüben, sagte plötzlich der Chrysostomus: „Anderl, bist bös?"

„Wegen's Weibsbild?"

„Wegen's Fenster. Ist a Dummheit g'west."

„Weil d' a Narr bist!" sagte der Andreas.

Das letzte Gespräch war's, so die beiden Stubengenossen miteinander geführt. Schon am nächsten Tage wurden sie abgeholt — der Andreas ins Armenhaus, der Chrysostomus ins Invalidenheim.

Dort geht es beiden gut. Doch seufzt manchmal der eine wie der andere: „'s wär' alles recht, nur mein lieber Bruder sollt' noch bei mir sein."

Der Keuchen-Ferdl.

„Und der größte Verbrecher," sagte der Gefangenwärter, an einer kleinen Türe rüttelnd, „der größte Verbrecher ist da drinnen!"

Als er seinen Schlüsselbund anstecken wollte, hielt ich ihn zurück: „Warten Sie, bitte! Ich bin nicht gefaßt. Der größte Verbrecher, sagen Sie. Da müssen Sie mich doch vorher unterrichten. Wenn man einen Besuch macht, will man doch erst wissen —"

„Bei wem. Ich begreife."

Etwas Schnurriges hat er, der alte Graubart, mit seinem barschen, derben Gehaben und in seiner herablassenden Höflichkeit, in die sich ein bißchen Ironie über sein Schlüsselamt und das hohe Gericht mischte.

„Sind Sie für die Macht oder für das Recht?" fragte er.

„Für das Recht, natürlich."

„Dann bitte ich, mich voraustreten zu lassen, denn Macht geht vor Recht."

„Auch hier?"

„Überall."

So schritten wir den schmalen, halbdunkeln Gang entlang, die Macht voran, das Recht hintendrein. Der Wärter blieb bisweilen stehen, wandte sich zu mir um und erzählte in kurzen, raschen Worten von seinem größten Verbrecher.

„Gehen Sie manchmal in die Kirche? Ja? Auch in

die Stiftskirche? Na, dann werden Sie sich an den Alten erinnern, der am Eingang jedem das Tor aufgemacht hat."

„Der mit der grauen Pelzmütze?"

„Die er allemal höflich abgenommen hat, um den Eintretenden zu grüßen."

„Und der mit dem breiten, weißbartstoppeligen Gesichte die Leute immer so schlau angeguckt hat?"

„Die Äugeln halb gekniffen."

„Und immer hübsch sorgfältig angezogen im langen, schwarzen Rock und mit der schwarzseidenen Halsbinde —?"

„— und ausgeschaut hat wie ein pensionierter Schulmeister."

„Und der die Almosenkreuzer immer ablehnen wollte?"

„Der allemal: O, und aber Herr! gerufen hat, wenn ihm einer die Münze in die offene Hand gelegt."

„Und sie doch in die Westentasche gesteckt hat?"

„Genau derselbige."

„Der gute, komische Alte!"

„Er steht nicht mehr am Kirchentor."

„Ist er gestorben?"

„Abgefangen worden. In den Kerker geworfen. Zurzeit größter Verbrecher, der morgen seinen Tag hat."

„Aber mein Gott, was hat dieser arme Mensch denn angestellt?"

„Ja, mein lieber Herr! Das ist kein Spaß! Es ist noch nicht alles aufgeklärt. Morgen werden wir ja sehen. — Gebettelt soll er haben!"

„Ha ha, natürlich!" mußte ich auflachen, „weil er eben ein Bettler ist."

„Herr! wägen Sie Ihre Worte! Ein Bettler ist der Alte nicht. Wenigstens leugnet er's. Darf's auch nicht sein. Die Gemeinde hat endlich das weise Gesetz heraus-

gegeben, daß kein Bettler mehr sein darf. Und weil dieser dumme Mensch das Gesetz übertreten hat, so wird er morgen gerichtet!"

„Am Ende wohl gar hingerichtet!"

„Scherzen Sie nicht!" — sagte der Gefängniswärter und zog sein runzliges Gesicht erschreckend in die Länge. „Wenn Sie jetzt zu ihm hineingehen wollen! Er wird Zuspruch brauchen."

„Darf ich ihm auch einen kleinen Schmaus mitbringen?"

„Was Sie wollen. Sie wissen ja, daß der Delinquent am letzten Tage —"

„Alles haben darf, was sein Herz begehrt?"

„Mit Ausnahme des Kerkerschlüssels."

Als hernach hinter mir die sattsam bekannte „Eichentür knarrend ins Schloß gefallen war", stand ich in der etwas allzu schattigen Kammer vor dem Alten. Der hockte gemütlich auf einem niedrigen Schemel, stemmte die Ellbogen auf die spitzen Knie, das graue Köpflein auf die Fäuste und kicherte: „Hau, einen Kameraden gibt's?"

„Wir kennen uns wohl von der Stiftskirche her," erinnerte ich.

„Ah, Sie sind auch so einer, der —" er stockte und setzte gemütlich hinzu, „der mich zu der Schandtat verleitet hat, hätt' ich bald gesagt."

„Ich bin nur auf Besuch da, Herr — Herr —"

„Keuchen-Ferdl. Nur ein Ehrentitel. So, so, auf Besuch. Bitte, Platz zu nehmen!" Behendig erhob er sich von seinem Schemel, „das einzige Fauteuil, bitte! Ich setze mich derweil auf den Diwan." Und er setzte sich auf ein Brett, das über zwei Schrägen lag und wohl den Tisch abgab.

Ich dachte anfangs, er stecke in der Sträflingskleidung; ein leinenes Beinkleid und ein graues Wollenjäckl hatte

er am Leib und blaue Socken an den Füßen. Sein eigenes Untergewand; denn der schwarze Anzug war beim Schneider, um für den Gerichtstag hergerichtet zu werden. Arrestanten pflegen viel Gewicht darauf zu legen, anständig gehalten, gut gebürstet und sorgfältig frisiert vor die Herren zu treten. Mancher betrachtet den Gerichtstag für einen Ehrentag, auch falls er verurteilt wird. Ist er doch einmal der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, die Leute laufen zusammen, die Zeitungen schicken ihre Berichterstatter, die Richter haben ihre feierlichen Mäntel an — und alles um des einen willen, der im Mittelpunkt steht und eine Leibwache an der Seite hat, wie der Kaiser. Die klügsten Köpfe sind beisammen, die schlauesten Rechtsdoktoren, aber was sie erfahren werden, das liegt in seinem Belieben und sie richten sich nach ihm. Sein Lebtag dünkt sich mancher nicht so hoch oben, denn wenn er als Angeklagter im Gerichtssaal steht. Natürlich müssen da auch die Kleider im Glanze sein.

„Daß Ihr Keuchen-Ferdl heißet, Alter, ich wußte es nicht. Den Namen habt Ihr Euch wohl erst dieser Tage beigelegt, seit Ihr da in der Keuchen (im Arrest) sitzet.“

„Aber nein!“ lachte er mit dünnem Stimmlein auf. „Das ist ein alter Herr, dieser Keuchen-Ferdl. Seit ich meine Jahre abgesessen hab', heißen sie mich halt so. Jawohl! Zwanzig Jahre lang hab' ich keinen Zimmerschlüssel in der Hand gehabt!“

„Gesessen seit Ihr? Zwanzig Jahre lang?“ Ich erschrak nun wirklich.

„Nicht wahr? Und so plunzendick verstockt, daß ich mich noch prahlen mag damit. Gelt? Morgen will ich's ihnen ins Gesicht sagen: Ihr Hascherln, ihr könnt mir höchstens drei, vier Wochen auf den Buckel nageln. Da sind das andere Kerle gewesen, dazumal, die mir meine

zwanzig Jahre schweren Kerker, mit einem Fasttag und hartem Lager in der Woche angeschustert haben."

„Aber das müßt Ihr mir doch erzählen, guter Freund. Ich höre Kriminalgeschichten für mein Leben gern und besuche deshalb häufig Gefangene."

„Da werden's halt wenig Gegenbesuche bekommen." Dabei, wie er so zusammengeknickt hockte, schaukelte er sich leicht auf seinem Brette.

„Ja, aber wie ist denn das zugegangen, daß Ihr so lange im Kerker gesessen seid?"

„Dumm ist das zugegangen."

„Mindestens ein Mord — wie?"

„Sind Sie wirklich recht neugierig?" fragte er schalkhaft. „Beim jüngsten Gericht, morgen, wenn Ihr Euch einfinden wolltet. Da wird's wohl vorkommen, daß der Ferdl schon vorbestraft ist, und wegen warum. Da werden sie Augen machen, die mit ihrem Bagatellgerichtel, da oben!"

Ich dachte aber, daß es im Arrest, unter vier Augen, hinter wohlverwahrter Tür sich heimlicher plaudern ließe und schmeichelte dem alten Ferdl seine Geheimnisse ab. Das Geräucherte, das ich ihm mitgebracht, erfüllte hierin seinen Nebenzweck schlecht, das verstopfte dem Alten eher den Mund, als daß es ihn öffnete. Als nachher jedoch das Glas Wein kam, forderte er mich auf, tüchtig mitzutrinken, damit ich Kurasch bekäme. „Sonst fahren Sie mir am End' beim Ofenloch davon." — Er hatte noch so getändelt und geschaukelt auf seinem Brett. Plötzlich neigte er sich vor, streckte auf langem Hals mir sein stoppelbartiges Gesicht zu mit den zwinkernden Augen und rief: „Sie, das ist merkwürdig! — die Mühle in Unterdorf, die was bei der Achbrücke steht, ist einmal mein gewesen. Aber natürlich! Mein Vaterhaus. Und einmal, am Mariaverkündigungstag

ist's gewesen, in der Früh, ich sitz' just bei der Topfensuppe und will in die Kirche gehen, kommen zwei Spitzhauben, fragen, ob ich der Ferdinand Seimer bin. Ja? Na, dann müßten sie mir die Hände schließen. Und wie ein Kalb fortgetrieben in den Arrest. Mir ist das natürlich unangenehm gewesen, war dazumal gerade Bräutigam mit der Beckischen. Mit der schönen Margerl — erinnern Sie sich — die mit dem schwarzen Samthütel und dem rotseidenen Tuch immereinmal über der Achsel. Ja so — Sie sind damals noch gar nicht auf der Welt gewesen. Macht nichts. Also mit mir in die Keuchen. Und in den Gerichtssaal. Wissen Sie, was ich angestellt hab'?"

Er faßte das Weinglas, hielt es gegen das Fensterchen.

„Wie ein goldener Ring, so hell!" Dann tat er einen leichten Schluck, schnalzte mit der Zunge, und goß das ganze Glas auf einmal in die Gurgel.

„Also was, also was, Ferdinand?"

„Also was? Den Holzmeister hatte ich erstochen. Der Margerl wegen, er wollte sie auch haben. Im Rinnwald — mit meinem Taschenmesser. In der Faschingsdienstagnacht. Von hinten in den Nacken hinein. Alles haben sie auf dem Papier gehabt und Zeugen dazu, und mein Leugnen hat nichts geholfen. Nicht zwei Tage lang hat die Verhandlung gedauert. Verurteilt bin ich worden — zum Tod durch den Strang." Das sagte er leise, fast feierlich. — „Na sehen Sie. Aber hängen haben sie mich doch nicht können, weil ich nichts gestanden hab'. Also halt lebendig eingemauert. Auf hübsch lang. Ja ja, und einmal, wie der Kaiser die große Amnestie erlassen hat, sind sie links und rechts davongelaufen, meine Genossen. Mich haben sie festgehalten. Wer nicht gesteht, hat's geheißen, und nicht bußfertig ist, der verdient keinen Nachlaß. Also sitzen bleiben.

Herr, das ist ein saurer Tag gewesen für mich, dieser Gnadentag. Zuerst schreckbar gewildet und alles verflucht, bis mir die Stimm' hat versagt. Nachher tot. Hab' mich fallen lassen. Sind's noch zehn Jahre, oder zwanzig, oder fünfzig — wie der will. Keine Jahre, keine Tage hab' ich mehr gezählt, mein Elend hab' ich nicht mehr gemessen mit anderer Leute Wohlleben. Abwechslung hat's ja doch gegeben: hab' ich gut geschlafen, so war's ein glücklicher Tag, und war ich gar krank und lag im Spital, da gab's Feste — das mögen Sie mir glauben, Herr. Und wie das so fortgeht und fortgeht, wirft mir der Kerkermeister auf einmal das Bündel vor die Füße: sollt' machen, daß ich weiterkomme! — Wieso? — Ja, die Zeit ist aus. — Herr, ich sag's, schier nicht glauben hab' ich's können! Ist denn so was möglich? daß auch zwanzig Jahre Kerker ein End' haben können? — Im Bündel meine alten Kleider. Na, die waren nicht schlecht schäbig! Nicht einmal betteln gehen in einem solchen Gewand, auf der Stell' packen sie dich wieder zusammen, und du sitzest!"

„Aber Eure Mühle!" warf ich ein, „was ist es denn mit Eurer Mühle?"

„Mühle? Mit der ist es nichts. Alte Schulden darauf. Vergantet worden. — Kritische Zeiten gewesen. Betteln verboten, stehlen nicht erlaubt. Das bissel Kraft, so noch übriggeblieben, hätte ich gerne verkauft. Aber — Sie wissen ja, — alter Arrestant! Keine Arbeit! Der Keuchen-Ferdl! der mag aus dem letzten Loch pfeifen. Hat der Regenschori drüben in der Stiftskirche gesagt: Dagegen gibt's ein Mittel! Ob ich an der Orgel den Blasbalg treten wolle? Gut, sage ich, auf das viele Getretenwordensein will auch ich einmal treten. Hätten die Leute gewußt, daß zu dem schönen Orgelspiel der Atem vom Keuchen-Ferdl kommt, die wollten

sich bedankt haben. Mir ist's gut gegangen, habe fürs Treten das schöne Gewand bekommen, das der Herr Regenschori abgelegt hat. Wie ein Graf hab' ich Ihnen ausgeschaut! Auch diese Zeit ist vorbei."

„Nun aber," ich rückte ihm traulich näher, „sagt mir doch einmal, lieber Alter, — der Mord, ist er Euch denn gar nie nachgegangen?"

„Mord? Welcher Mord?"

„Immer an die Straf' denkt Ihr. Und an das Verbrechen? Hat Euch denn Euer Gewissen gar nie beunruhigt?"

„Nicht einen Augenblick, Herr!"

„Nein, das nenne ich verstockt sein!"

„Ja, das glaub' ich, daß einem so was nachgehen müßt'!"

„Ihr habt doch den Holzmeister erstochen!"

„Fällt mir nicht ein. Ich hab' keinen Menschen erstochen, mein Lebtag nicht! Hab' ihnen's ja gesagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Erst wie vor etlichen Jahren der Franz Schienbeiner, wissen's, der was so ein Zwerg ist gewesen und so viel Karten gespielt hat — auf den Tod ist gelegen, hat er's seinem Beichtvater gestanden, daß er mit dem Messer, das er vorher mir gestohlen, den Holzmeister umgebracht hat — Geldes wegen."

Jetzt muß ich aber arg in die Höhe geschnellt sein vom Schemel, denn der Alte springt auch erschrocken auf und was mir denn wäre.

„Jesus und Maria! Mensch! Du wirst doch nicht zwanzig Jahre lang unschuldig gesessen sein?"

„Was denn! Hab' ihnen's ja eh gesagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Aber gute Leut' gibt's halt doch noch auf der Welt. Wie die Wahrheit aufgekommen ist, sind sie für mich sammeln gegangen und haben mir ein

rundes Sachel auf die Hand getan. Viel! Sicherlich hätt' ich noch was davon, wenn nicht die alten Nachbarn gekommen wären und ihr Geld, das ich ihnen noch von der Mühle her schuldig gewesen, zurückverlangt hätten."

„Und das Geld, das wegen des Justizirrtums für Euch, und nur für Euch gesammelt wurde, habt Ihr alten Gläubigern gegeben?"

„Aber natürlich. Ich bin ihnen ja schuldig gewesen."

— — „Lieber Mann, ich glaube, man muß Euch noch einmal einsperren. Denn zu der heutigen Menschheit außerhalb der Kerkermauern paßt Ihr wirklich nicht."

„Wenn Sie sich noch einen Augenblick gedulden wollen, geehrter Herr, morgen wird alles wieder für längere Zeit in Ordnung gebracht werden. — Ah! hat mir das Weinl geschmeckt!"

„So trinkt doch noch das Restchen aus!"

„Darf nicht, guter Herr, darf nicht. Muß morgen bei Kopf sein!"

Eine wunderliche Unterhaltung! Den haben sie sauber zugerichtet, dacht' ich beim Verlassen des Arrestes. — Am nächsten Tage war ich natürlich bei der Gerichtsverhandlung.

Da stand er und die Leibwache neben seiner. Der Richterstuhl war ein gewöhnlicher, grüngedeckter Tisch mit Kruzifix, Kerzen und einem Bezirksrichter. Er war weder mit Staatsanwalt, Verteidiger, noch mit Geschworenen besetzt, also nach der Auffassung des guten Alten, der schon Großartiges gesehen, etwas windig. Der Angeklagte stand in seinem schwarzen Anzug, mit der seidenen Halsbinde und dem weißen Haar schlicht und würdevoll da, wie ein alter Priester etwa, der sich beim Konsistorium wegen irgendwelcher verkehrten kirchlichen Handlung zu verantworten hat.

„Also, Ferdinand Seimer," begann der Richter, als

er sich in seinem Lehnstuhl zurechtgerückt und das Protokoll vorgenommen hatte. „Sie sind zweiundsiebzig Jahre alt, katholisch, ledig, vorbestraft, vazierend. Ist das alles richtig?"

„Zu dienen."

„Wodurch bringen Sie sich fort?"

Der Alte schob die spitzen Achseln empor. „Mein Gott, mit Sitzen."

„Sie waren eine Zeitlang in der Stiftskirche Blasebalgtreter. Warum haben Sie diesen Beruf aufgegeben?"

„Herr Richter, mein schwacher Kopf. Jungheit, da geht's, das Auf- und Niederhupfen an den Tretbalken, wie ein Kanarienvogel auf den Sprosseln. Aber wenn man halt mit der Zeit kopfschwach wird — der Schwindel! Der Herr Regenschori wird's selber sagen, wie ich vorig Ostern beim Treten auf einmal hingeflogen bin an den Orgelkasten, daß alles 'kracht hat. Seither laßt er mich nicht mehr dran."

„Gut, gut." Der Richter blätterte in Papieren. „Ferdinand Seimer, es wird Ihnen zur Last gelegt, daß Sie vor der Stiftskirche gebettelt haben."

„Ich bitt', gebettelt hab' ich nicht. Hab' den Leuten nur die Kirchtür aufgemacht, daß man doch nicht ganz umsonst auf der Welt ist."

„Aber der Zeuge sagt aus, daß Sie Almosen genommen haben."

Der Angeklagte kniete nieder auf beide Knie, legte die Hände zusammen: „Herr Richter, ich bitt', noch mein letzt' Eichtl Zeit möcht' ich in der Tageslichten herumgehen. Ich bitt' Ihnen, schenken Sie mir die Straf'!"

„Bis jetzt haben Sie ja noch gar keine Strafe. Gedulden Sie sich doch bis zur Urteilsverkündung. Stehen Sie auf."

Dann wurde der Wachmann vorgerufen, der den Alten wegen Bettelns an der Kirchentür festgenommen hatte. Diesen fragte der Richter: „Also, Zeuge, wie ging das eigentlich zu?“

Der Wachmann stand stramm aufrecht, legte die Hand an die Schläfe und hielt seinen Rapport: „Der Mensch ist vor dem Eingang gestanden, hat den Leuten die Tür aufgemacht und allemal die Mütze vom Kopf gezogen. Es ist mir auch vorgekommen, als wenn er die Hand offen hingehalten hätt'.“

„Ist das wahr, Angeklagter?“

„Aber ich bitt', die Faust kann ich doch den Leuten nicht zeigen. Hat mir ja kein Mensch nichts getan.“

„Haben Sie gehört, Zeuge, daß er die Leute angebettelt hat?“

„Just gehört hab' ich das nicht, aber weil er gar so untertänig getan hat, und das Mützenabnehmen und die offene Hand, und halt gar so freundlich beim Türaufmachen. Wegen was denn sonst, als daß er Geld sollt' kriegen!“

„Nun, Angeklagter, und haben Sie Geld bekommen?“

Der Alte trat einen Schritt vor und gestand mit leiser Stimme: „Ein bissel wohl, immereinmal.“ Ganz rot war sein Gesicht geworden.

„Und haben Sie es nicht zurückgewiesen?“

„Das hätt' ich mir nicht getraut, Herr Richter. Beleidigen hab' ich sie nicht wollen. Wenn sie vor dem Gotteshaus einem armen Menschen schon was schenken wollen, hab' ich mir gedacht. Ich möcht' ihnen auf dem Weg zum Himmel kein Hindernis sein.“ —

Dann trat Schweigen ein. Das schwere Schweigen vor dem Urteilsspruche. Ich war im Auditorium der einzige Zuschauer, aber mir pochte das Herz für zehn. Wird der alte Mann wieder in sein Halbdunkel abgeführt werden?

Oder wird er den Rest seines ihm zuschanden prozessierten Lebens in der „Taglichten" verbringen dürfen? Findet er es nicht selbst ganz in Ordnung, daß er wieder sitzen wird? Der elementare Aufschrei seines gedrückten Herzens: „Ich bitt', schenkens mir die Strafe! Ich möchte, ehe das dunkle Grab kommt, noch ein wenig im Lichte sein!" Aber, er schämte sich nun fast dieses vorwitzigen Wunsches. Ist es nicht leichtsinnig, mit so hochtrabenden Gelüsten eine sichere Altersversorgung zu verscherzen?

Der Richter stand auf, erhob seine Stimme und sprach: „Im Namen Seiner Majestät. Der Ferdinand Seimer ist von der Anklage, an der Tür der Stiftskirche gebettelt zu haben, freigesprochen. — Ferdinand Seimer, Sie können nach Hause gehen."

Da blickte der Alte mit einer komischen Verblüffung um sich: — „Nach Hause?"

Der Herr Onkel von Sandnigg.

Ich wanderte damals zu zweien. Mein Kamerad war ein Lateiner aus der Fünften, der es nicht unter seiner Würde hielt, mit dem armen Handelsschüler zur frohen Ferienzeit über Land zu reisen. Handelsschüler waren sonst von den Gymnasiasten verachtet als „Krämerbuben", und die Gymnasiasten wieder waren von den Handelsschülern verachtet als „Bettelbuben". Jetzt waren aber die Schattenseiten der beiden Arten in mir vereinigt, ich war Krämerbub und Bettelbub in einer Person. Ich war ein aufgebesserter Peter Schlemihl, statt keines Schattens hatte ich deren zwei. Hingegen fand ich an meinem Kameraden gar keine Schattenseiten: er war ein etwa siebzehnjähriges, lustiges und treuherziges Bürschl, das schon auch seine „Hermannsschlacht" gedichtet hatte, wie sich das für einen ordentlichen Gymnasiasten geziemt, und das so gut war, zu seufzen, wenn ich ihm eines meiner sentimentalen Gedichte vortrug, und zu lachen, wenn ich einen Spaß machte. Auch darin harmonierten wir, daß jeder von uns sehr wenig Geld und sehr viel Appetit mit auf die Reise hatte. Also ein Herz und eine Seele; ein Wesen mit vier Füßen! wie Freund Rochus so sinnig sagte.

Die grüne Steiermark lag bereits hinter unseren Füßen; wir zogen ins Kärtnerland ein; auch das war grün, wir verwunderten uns darüber.

„Warte nur," sagte mein Freund, „in diesem Lande kommen wir auch noch auf einen grünen Zweig. Wir gehen nach Sandnigg, dort habe ich einen Onkel. Bei dem kehren wir ein und lassen es uns einige Tage wohl geschehen. Der Herr Onkel Bradler hat in Sandnigg ein großes Gut und ist ein sehr reicher Mann."

„O Freund!" rief ich, „du bist wirklich talentiert! Einen reichen Onkel hast du! Eine Eigenschaft, die mir gänzlich fehlt. Glaubst du, daß ich mit dir kommen darf?"

„Du wirst sehen, was das für ein prächtiger Mann ist!" sagte Rochus. „Ein Zolleinnehmer, pensioniert, hat sich nachher ein Landgut gekauft. Er wird sich sehr freuen. Ich glaube, er hat selber keine Kinder."

„Aber was seine Frau sagen wird?" gab ich zu bedenken.

„Er ist nicht verheiratet."

„Dann glaube ich auch fast, daß er keine Kinder hat."

Wir steuerten kühn auf Sandnigg los, und als wir im Engtale den spitzen Kirchturm sahen, sagte Rochus: „Na endlich. Es ist auch wahrlich Zeit, mir kracht schon der Magen."

Das letzte Wort war der bildliche Ausdruck auch meiner Empfindung, daher sagte ich: „Rochus, du bist ein trefflicher Lyriker."

Etwa um drei Uhr nachmittags kamen wir an. Das Haus des Onkels sah wie ein Schlößlein aus. Es war in französischer Form des vorigen Jahrhunderts gebaut, nun aber etwas vernachlässigt, so daß man gleich sah, sein Besitzer gebe mehr auf das Sein, als auf den Schein. Ein weitläufiger Meierhof lag da, und auf dem Platz zwischen etlichen Feldwägen ging ein Mann in seiner stattlichen Gestalt, mit Schlafrock und langer Pfeife im Munde, behäbig hin und her. Hinter der linken Schulter hatte er einen Höcker.

„Das ist er!“ flüsterte mir Rochus zu, dann trat er vor und rief: „Herr Onkel!“

Der Mann wendete sich und war anfangs ein wenig verblüfft.

„Was Teufel!“ sagte er und nahm die Pfeife aus dem Munde. „Das ist ja der Rocherle! — Aber verdammt gewachsen!“

Sie schüttelten sich tapfer die Hände, und der Onkel lachte unter seinem grauen Schnurrbart recht hell und gemütlich hervor.

„Und das ist mein Freund!“ stellte Rochus mich vor.

Der Onkel Bradler schüttelte auch mir die Hand und murmelte: „Laß ich mir gefallen. Interessiert euch gewiß für die Landwirtschaft. Natürlich, so junge Männer. Da kommt nur gleich mit, ich will euch meine Salzburger Kühe zeigen, die ich eben erst gestern bekommen habe. — Mittag gegessen habt ihr wohl schon.“

Wir fanden im Augenblick nicht Worte, um ihn zu widerlegen, da rief er sogleich: „Natürlich, so gesunde Mägen, wie man in euren Jahren hat! Da wartet man nicht bis drei Uhr mit dem Mittagsmahl. Jetzt seht euch einmal diesen Weizen an!“ Er führte uns zu einer hoch geschichteten Wagenfuhr, die eben zwei schwere Pferde vom Felde heimgebracht hatten. „Das ist ein Körndle, wie? Keiner hat so etwas in Sandnigg. Fühlt euch die Ähren nur einmal an!“

„Man möchte gleich hineinbeißen!“ sagte Rochus.

„Nicht wahr!“ lachte der Onkel und war sehr gesprächig.

Mein Freund flüsterte mir tröstend zu: „Es kommt ja bald die Jausenzeit, da gibt's Milch und Käse!“

Der Onkel führte uns hinaus auf die Felder. Der lange

graue Schlafrock und das blaue Hauskäppchen auf dem weißlichen Haar, das rote, wetterharte Gesicht und der Buschbart drin, und die kleinen, klugen Augen — all das stand ihm gar nicht übel. Dazu wußte er so munter zu plaudern und auch zu scherzen, daß wir uns insgeheim das beste Anhoffen stellten für den Abend. Als wir zu einem Rübenfelde kamen, riß Rochus eine Pflanze aus dem Boden.

„Was machst du denn?" fragte ihn der Oheim.

„Ich habe gemeint, es wäre schon eine Rübe dran," antwortete mein Freund das Ding hochhaltend, welches zwar ein recht üppiges Kraut hatte, aber anstatt der erwarteten süßen Frucht nur ein schlankes mageres Schwänzlein.

„Leckermaul!" neckte der Onkel und tippte ihm mit dem Finger am Arm.

Endlich kam der Abend, wir kehrten in den Hof zurück und da sagte der Onkel: „Trinkt ihr Bier? Dann gehen wir ins Wirtshaus. Der Stingelewirt hat gewiß frisch angeschlagen."

Höher schlug uns beiden das Herz.

Der Onkel warf sich in einen andern Staat, gab einigen Leuten noch Anordnungen und dann schritten wir wohlgemut und ziemlich rasch hinab zum Stingelewirt. Mitten in der großen Gaststube hing die Lampe, wir setzten uns an einen etwas dämmerigen Wandtisch und der Onkel fragte: „Also, Jungen, was wollt ihr essen?"

Die Kellnerin bot Schnitzel, Rostbraten und Schweinsschlägel an.

„Was ist mehr?" fragte ich.

„Die größere Portion? Mein Gott, Rostbraten kann man so groß machen, als man will," belehrte die Kellnerin.

„Mir Rostbraten."

„Mir auch Rostbraten," sagte Rochus.

„Und mir?“ fragte der Onkel sich selbst, „warten Sie. Mir können Sie — haben Sie Bratwürste?“

„Sind ihrer nicht.“

„Oder ein Bäuscherle?“

„Ist schon weg.“

„Schon weg,“ murmelte der Onkel. „Dann — machen Sie mir einen kleinen Pfannenkuchen. — Ich halte viel auf Pflanzennahrung,“ wendete er sich zu uns. „Möchte euch dazu raten. Zu viel Fleisch taugt nicht für junges Blut.“

Zu wenig auch nicht, wollte ich sagen, verschwieg's aber. Der Rostbraten kam; auch saure Erdäpfel dazu, und Bier. Es war ein köstlicher Schmaus. Drei große Semmeln hatte ich angebrochen, die erste zum Vorbeißen, die zweite zum Tunken, die dritte zum Knuspern. Eine vierte gedachte ich zum Nachtisch zu schmausen, da zog der Onkel, der mittlerweile mit stiller Andacht seinen Pfannenkuchen verzehrt hatte, die Zigarrentasche hervor.

„Eine Tugend an euch, die man sonst bei der leichtsinnigen Jugend selten findet,“ schnarrte der Onkel, einer Zigarre die Spitze abbeißend, „ist, daß ihr nicht raucht.“

„Aber wir rauchen ja!“ rief Rochus vorlaut, „nur müssen wir erst eine Zigarre haben.“

„Laß das gut sein, Junge!“ sagte der Oheim und klopfte ihm auf die Achsel, „eine Lungensucht sich in den Leib zutzeln! Das ginge just noch ab. Wie dein Vater, der hat's auch nicht lassen können, bis er auf dem Brett lag. Der,“ er meinte jetzt mich, „hat auch nichts dazuzusetzen. Milch saugen! ist gescheiter, wie Zigarren. Und das Geld in die Sparkasse legen. Was glaubt ihr, was das in dreißig Jahren ausmacht, wenn man täglich das Zigarrengeld von, sagen wir zehn Kreuzern, in die Sparkasse legt? Was glaubt ihr? Und die Zinsen dazuschlägt. He!“

„Aber," wagte Rochus einzuwenden, „es tut ja der Herr Onkel auch —"

„Leider! Leider Gottes! Alte Gewohnheit, eiserne Pfaid. Darum nur nicht angewöhnen. — Ich denke — Sie, Kellnerin! — ich denke wir wollen zahlen. — Was habe ich? Einen Pfannkuchen — einen kleinen hab' ich. Und ein Viertel Wein. Sonst nichts."

„Auch ein Brot?" fragte die Kellnerin.

„Richtig, das hätte ich bald vergessen. Auch ein Brot."

„Macht achtundzwanzig Kreuzer."

Mein Freund und ich guckten uns verdutzt an. Der arme Rochus wurde erst rot, dann blaß. Ich wußte, wie wenig er im Sacke hatte. Aber er griff heldenmütig hinein. Ich besaß noch Mammon für etwa acht Gulden. Der größte Teil des mir für Ferienfreuden das Jahr über aufgesparten Vermögens. Es war manche Knackwurst darunter und manches Krügel Bier, die ich mir in Zeiten des Hungers und des Durstes vom Mund abgespart hatte. Nun wollte ich damit durch die Alpenländer reisen, bis Innsbruck und noch weiter. Und mit diesem prasserischen Nachtmahle hatte ich mir das Essen auf ein paar Tagreisen sozusagen vorweg verschmaust. Das alles aber war nicht mehr zu ändern, ich langte in den Sack und bezahlte meine Zeche.

Auf dem Heimwege war der Onkel besonders heiter und stellte für den nächsten Tag allerhand Ergötzlichkeiten in Aussicht. „Frühstück ist um 6 Uhr," sagte er, „da werdet ihr wohl schon aus dem Neste sein." Auf den Hof gekommen, stand er plötzlich unentschlossen still und sagte: „In meiner Jugend habe ich immer am liebsten in luftigen Scheunen geschlafen, das ist sehr gesund. Ich hätte da oben frisches Heu." — Da wir darauf mäuschenstill waren, denn wie frisches Heu bekommt, das hatten wir auf unserer Reise

schon erfahren, so fuhr er fort: „Aber die jungen Herren heutzutage sind etwas verwöhnt, sie wollen ein Federbett haben."

Wir bekamen richtig eins. Während wir einander die bestaubten Stiefel herunterrissen, gab ich meinem Kameraden zu bedenken, ob wir nicht am nächsten Morgen zeitlich unsere Weiterreise antreten sollten?

„Was fällt dir ein!" sagte Rochus, „morgen wird's ja erst lustig hier. Pass' auf, der Onkel hat Mucken, er will uns prüfen. Ich wette, morgen haben wir einen guten Tag!"

Mit dieser Hoffnung schliefen wir ein.

Als ich erwachte, leuchtete schon hell die Sonne in die Kammer. Die Uhr schlug halb sechs. Da dachte ich an das Frühstück und weckte meinen noch süß schlummernden Freund, daß er es nicht versäume; denn wie ich ihn kannte, war er ein Freund von frischem Kaffee, Honig und Butterbrot.

Wir machten uns also rasch fertig, kämmten auch unser Haar sorgfältig und gingen die Treppe hinab. An der Stubentür stand ein altes Weib, das rief uns zu: „Wenn Ihr Frühstück haben wollt, so geht nur gleich herein, wir sind schon dabei."

Der Herr Onkel Bradler war nirgends zu sehen, wir setzten uns säumig zum Gesinde, das um eine große Schüssel herum saß und mit großen Löffeln wässerige Milchsuppe aß. Wir taten mit sauren Gesichtern mit und mein Freund warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu, warum ich ihn nicht schlafen gelassen hätte.

Am Vormittage, als wir uns auf einer mit Gras halbverwachsenen Kugelbahn die Zeit zu vertreiben suchten, kam

der Onkel im Schlafrocke, schüttelte uns tüchtig die Hände, wollte gehört haben, daß wir gut geschlafen hätten und freute sich über unser gesundes Aussehen. Nachdem er durch Rochus vernommen, daß wir noch einen Tag zu bleiben gedächten, rief er: „Nicht wahr, schön ist diese Gegend! Wollt ihr nicht den Kreuzkofel besteigen?"

Dazu hätten wir keine Lust.

„Aber den Pfarrer zu Leimbach werdet ihr doch besuchen?"

„Der geht uns nichts an," sagte Rochus.

„So, dein Vetter geht dich nichts an!" verwies der Onkel, „ist ja verwandt mit uns, der Leimbacher Pfarrer. Heute ist Maisernte, sonst ginge ich gleich mit euch, es ist kaum eine Stunde nach Leimbach, dort der Weg links, das Seitental hinein! Ich laß ihn grüßen! Und am Abende, wenn ihr zurückkehrt, dann wollen wir uns aber eins gönnen zusammen! Bin zwar ein alter Knasterbart, aber wenn's drauf ankommt, kann ich auch noch jung sein. Der Weg geht immer im Schatten nach Leimbach, ein schöner Weg! ein sehr schöner Weg!"

Natürlich, weil der Weg gar so schön war, so gingen wir jetzt zum Vetter Pfarrer nach Leimbach. Als wir ins kleine Alpendörfchen kamen, schlug ich dem Freunde vor, während seines Besuches beim Vetter im Wirtshaus bleiben zu wollen; „ich kann's nicht verantworten, wieviel ich deinen Verwandten Unkosten mache", war dafür meine Begründung.

„Du hast recht," sagte der gute Junge, „sei nur nicht böse. Ich mache meinen kurzen Besuch, dann komme ich zu dir ins Wirtshaus und wir machen uns gemütlich."

Er ging in den Pfarrhof hinauf, kam aber früher zurück, als ich erwartet hatte. Na, mein lieber Rochus hat saubere Verwandte, dachte ich, der Herr Pfarrer scheint ihm sofort

die Türe gewiesen zu haben. Indes sah ich bald sein munteres Gesicht, als er mir zurief: „Komm, Peter, wir sind beide zum Mittagsessen geladen, beim Vetter!"

Wenige Minuten später traten wir beide in den Pfarrhof. Der alte Herr kam uns schon entgegen, ein kleiner, rasch ausschreitender Mann mit kurzgeschorenem Weißkopf und kleinem, wohlgerötetem Gesicht. Auf dem niedlichen Näschen saß ein großes altmodisches Augengläserpaar. Anstatt der Kutte trug er ein schwarzes Gehröckel. Er sah fast wie ein Professorlein aus, dem der Student noch in den Gliedern steckt trotz der weißen Haare. Die weißen Haare kann man ja wegschneiden, wie man hier sah, und so ist nichts da, das an die sechzig Jahre erinnerte, die der Mann in seinem Kalender hat.

„Das sind ja ein paar Kapitalburschen!" rief er aus und streckte jedem von uns eine Hand entgegen. „Na, Gott grüß euch! Wenn ihr recht bescheiden seid, so kann ich euch einladen, mit mir einen Löffel Suppe zu essen. Viel wird's nicht setzen bei dem armen Landpfarrer, nehmt halt christlich fürlieb."

Er führte uns dann in sein Obstgärtlein, zeigte uns seine zahlreiche Familie, wie er sagte, die in jungen Apfel-, Birn- und Zwetschkenbäumen bestand, welche er gepflanzt hatte. „Die Jungen werden aber erst erzogen," scherzte der Pfarrer, indem er hier ein Zweiglein richtig bog, dort ein halbdürres Ästlein wegschnitt. „In ein paar Jahren, wenn ihr wiederkommt, werden uns die jungen Herren hoffentlich schon mit guten Früchten aufwarten."

Wir kamen zu einer Holunderlaube, und in der war bereits der Tisch gedeckt für drei Personen. Ein Topf kräftiger Fleischbrühe mit Klößen, ein Teller frischen Rindfleisches mit Meerrettigtunke, eine Blechtasse mit wohl-

geschmortem Rahmstrudel, das war vorhanden. „Mit dem Trank," sagte unser heiterer und stets zum Essen aneifernder Gastherr, indem er eine goldfunkelnde Weinflasche brachte, „mit dem Trank werde ich wohl nicht gar viel Ehre aufheben. Studenten trinken Bier, und ich habe keines. Der Wein ist ehrlich sauer, aber eine gute Gesundheit läßt sich doch damit trinken." Er schenkte die Gläser voll, dann erhob er das seine und sprach: „Es freut mich recht, ihr lieben jungen Freunde, daß ihr mich aufgesucht habt und daß ihr fürlieb nehmt mit dem Wenigen, was ein unvorbereiteter Alpenpfarrhof zu bieten vermag. Würdet ihr mir länger eure Gesellschaft gönnen, so könnte ich euch Hirschbraten, Forellen und mancherlei so Herrenkost vorsetzen; denn was ihr drinnen in eurer Stadt genießt, wachsen tut es bei uns heraußen; nur ist es bei euch drinnen hübsch gewürzt mit teuren Preisen, während wir es hier fast umsonst haben. Dafür ist es aber bei uns heraußen um so frischer. — Gottes Segen mit euch, junge Freunde! Ihr sollt leben!"

Wir stießen mit ihm an und erhoben, seine Gesundheit ausbringend, ein so heftiges Geschrei, daß die alte Haushälterin erschrocken herbeikam, zu sehen, was für ein Unglück geschehen sei in der Laube.

„Margarethe," rief ihr der Pfarrer zu, „geschehen ist nichts, aber schwarzen Kaffee möchten wir haben. — Zum Kaffee," sagte er dann, ein zierliches Holzkästchen öffnend, „gehören auch Zigarren. Mein Kraut ist billig und leicht, aber trocken. Bedient euch."

Da wir bemerkten, daß es eine kostspieligere Sorte zu sein scheine, antwortete er: „Aber die billigste, die man sich denken kann. Der Herr Graf M. in Klagenfurt, bei dem ich vor vielen Jahren Hauslehrer gewesen, schickt mir zu

Neujahr allemal ein Kistlein Zigarren. Ich rauche ihrer nur in fröhlicher Gesellschaft, da schmecken sie mir. Wenn ich allein bin, würde mir das Rauchen nicht wohlbekommen. Ich glaube, die deine hat keinen Zug!" sagte er zu Rochus, „ich bitte dich, quäle dich nicht damit, nimm eine frische! Lerne daraus, daß auch billige Zigarren schlecht sein können."

So plauderten wir, als plötzlich auf dem Kirchturme ein Glöcklein klang. Ein alter Mann trat heran und brachte die Botschaft, daß die Müller-Kathi sterben wolle und die Sakramente wünsche.

„Die Müller-Kathi!" sprach der Pfarrer, „gottlob, dann ist es nicht so schlimm. Seit ich in Leimbach bin, liegt die arme Frau krank, und das ist jetzt schon sechzehn Jahre; und allmonatlich einmal will sie sterben und schickt nach dem Priester. Die kann es noch so weit bringen, daß sie einst ohne Sterbesakramente fort muß, denn wenn's Ernst wird, nehmen es vielleicht die anderen nicht ernst. Nun, so lange ich lebe, tue ich ihr den Willen. Ein Trost ist's ihr gewiß, und den darf man niemandem versagen."

Das Müllerhaus war eine Wegstunde im Gebirge drinnen, der Pfarrer mußte fort, und uns blieb nichts übrig, als uns von dem lieben Wirte zu verabschieden. Doch haben wir ihm versprechen müssen, wiederzukommen. Nach etwa zwölf Jahren berührte ich auf einer Gebirgswanderung nochmals das stille Dörfchen Leimbach, doch der gute Pfarrer lag schon unter dem Rasen; er war früher gestorben als die seit vielen Jahren „sterbende" Müller-Kathi. Bewirtet aber hat er mich doch wieder, denn die schönen Obstbäume im Garten waren voll von vortrefflichen Früchten.

Und nun wieder zurück nach Sandnigg zum teuren Herrn Onkel Bradler. Der erwartete uns schon am Eingange des Hofes und hatte Festgewand an. In Alpen-

tracht war er, auf grünem Hut Hahnfeder und Gemsbart, so daß er aussah wie ein Förster.

„Seid ihr endlich da?“ lachte er uns entgegen, „ich dachte schon, ihr wolltet den alten Oheim pensionieren und euch zum Klerus schlagen. Wohl rechtschaffen gut gespeist? Natürlich, beim Herrn Pfarrer, da schmeckt's! beim Oheim verschmähen sie's.“

Aber wir haben beim Oheim ja gar nichts bekommen! wollte Rochus nach späterer Versicherung ausgerufen haben. Ich habe nichts davon gehört, wohl aber, wie der Onkel sagte: „Und nun, meine Herren, glaube ich, daß auch wir uns was Gutes antun sollen, so lange wir noch beisammen sind. Morgen, höre ich, wollt ihr ohnehin schon wieder fürbaß ziehen, was man euch nicht wehren kann. Die Jugend will ja die Welt sehen und hat recht. Aber heute muß ich meinen Gästen einen vergnügten Abend machen. Wir wandern das halbe Stündele bis zum Bachwirt hinab, da gibt's Backhühner, versichere ich euch, wie im ganzen Kärntnerland nicht wieder. Ihr müßt meine Gäste sein — kein Wort! Ihr müßt meine Gäste sein!“

Weder meinem Freunde, noch mir war es eingefallen, auch nur ein Wort dagegen einzuwenden. Also marschierten wir nach dem Bachwirtshause.

Das halbe Haus setzten wir dort in Bewegung. Die Wirtin ließ das Feuer prasseln, der Wirt schlug Pipen an, die Mägde weideten am Brunnen Geflügel aus und frischten Grünzeug.

Ich gestehe, es war ein feines Nachtmahl, so wir beim Bachwirt einnahmen. Ein Backhuhn und ein Brathuhn mit Salat und eingemachtem Obst, dazu Bier. Dann Backwerk und Tee, dazu Wein. Wir ließen es uns schmecken, auch der Onkel griff tapfer zu, uns ermunternd, so daß wir

dachten: er will von dem Pfarrer, dessen Gastfreundschaft wir mit aller möglichen Gestaltungskraft und Farbenpracht geschildert, eben nicht in den Schatten gestellt werden. Wir wurden sehr lustig, erzählten Anekdoten, der Onkel wußte stets die besten; wir sangen Zechlieder, der Onkel sang am lautesten und benahm sich überhaupt so fidel, daß wir auf die Vermutung kamen, sein früheres philiströses Benehmen sei pure Verstellung gewesen. Der Rochus blinzelte mir nur immer glückselig zu.

Mitternacht war es fast, als der Onkel mit heller Stimme nach der Frau Wirtin rief. „Bitte, meine Herren, zahlen werde ich!" wehrte er uns ab, wo es gar nichts abzuwehren gab. Dabei griff er würdevoll in die linke Brusttasche. Griff dann würdevoll in die rechte Brusttasche, gleich darauf weniger würdevoll wieder in die linke, begann hastig alle seine Taschen von außen zu betasten, von innen zu durchsuchen, und machte endlich einen hellen Pfiff. „Das ist jetzt lustig!" rief er. „Meine Geldtasche habe ich zu Hause vergessen. Muß schon ein Anlehen machen bei einem von euch, bis morgen."

Rochus gestand unumwunden, daß seine Barschaft nicht langen würde. Ich griff mit verhängnisvoller Dienstwilligkeit nach meiner Börse und bezahlte eine Zeche von vier Gulden achtzig Kreuzern.

Dann gingen wir nach Hause und hatten in der hellen Mondnacht allerhand drollige Einfälle und Schnurren, wobei der Onkel mit entzückendem Bummelwitze mittat.

Ahnungslos schlief ich in derselben Nacht. Am nächsten Morgen war unsere Abreise festgesetzt. Als wir dazu gerüstet waren, trug uns die Haushälterin in weißen Schalen eine bräunliche Suppe auf, ich bin noch heute der von meinem Kameraden bestrittenen Ansicht, daß die Kaffee vorstellen

sollte. Nach dem Frühstück teilte die Haushälterin uns mit, daß der „Herr“ schon frühmorgens einen wichtigen Geschäftsgang ins Gebirge angetreten habe, daß er uns nochmals auf das Herzlichste grüßen und glückliche Reise wünschen lasse.

Ich muß völlig versteinert gewesen sein. Mit dem Gefühle, als wäre mir an die Kehle ein Strick gelegt, fragte ich, ob er sonst nichts gesagt habe?

„Ja richtig!“ rief die Haushälterin, „das hätt' ich bald vergessen. Ihr möchtet so gut sein, läßt er sagen, und möchtet ein kleines Paket mitnehmen zum Oberdorfer Schmied, wo ihr ohnehin vorbeigeht, und dort abgeben, vom Bradler in Sandnigg, er wisse es schon.“

„Und für mich dagelassen hat er nichts?“ war meine beklommene Frage.

„Nichts sonst. Gar nichts.“

Da zog sich der Strick um die Kehle zusammen. —

Im Paket, das mit einem alten Zwilchsacke umwunden war, seien, erklärte die Haushälterin, ein paar zerbrochene Spaten und ein stumpfgewordenes Pflugmesser. Wir schleppten das Zeug mit uns und untersuchten es sogar unterwegs. Allein auf unsere Berechnung stellte es sich heraus, daß der Bettel nicht zwanzig Groschen wert war, daher als Entschädigung nicht verwendet werden konnte. Wir gaben das Paket denn getreulich ab beim Schmied in Oberdorf und wanderten ratlos weiter.

Nicht gen Innsbruck mehr. Nach links bogen wir ab, der schönen Stadt Klagenfurt eilten wir zu, wo wir opferwillige Studiengenossen wußten.

Rochus und ich sind dicke Freunde verblieben, aber auf Besuche bei seinem Onkel hat er mich nicht mehr eingeladen, soll auch selbst deren nicht sehr zahlreiche gemacht haben. —

Zehn Jahre später:

Es ändern sich aber die Zeiten. Im letztvergangenen Sommer habe ich mehrere äußerst vergnügte Wochen zugebracht auf dem Hofe in Sandnigg. Denn ich war dort als Gast meines Studienfreundes Rochus; wir haben viel von der schönen Jugendzeit geplaudert, viel gegessen und getrunken und sehr viel gelacht, denn — mein Freund war lachender Erbe.

Ein mißratener Vetter.

Da hockte die Klatschbaserei beisammen. — Nein, so fange ich nicht an.

Blutsverwandte waren es, die zufrieden beisammen saßen und ein Plauderstündchen hielten. Es war ja Sonntag nachmittags, wo man sich im trauten Kreise gerne einem belehrenden und unterhaltenden Gespräche hingibt. Es waren Personen beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters. Alle waren aber auch erfüllt von einem entschiedenen Hasse gegen alles Böse, deshalb verurteilten sie mit sittlicher Entrüstung die Fehler, Schwächen, Sünden und Laster der übrigen Dorfbewohner, die samt und sonders ein Gesindel sind. Der Stangenwirt z. B. warf ein Auge (und noch dazu das einzige, das er hatte) auf die Kaufmännin, die Wirtin hinwiederum fand den Fleischhauerburschen nicht unwirtlich. Der Müller tat Gips zum Weizenmehl; die Bäckermeisterin war eine hochmütige Person, wahrscheinlich stolz auf ihren Herrn Gemahl, der O-Beine hatte. Der Pfarrer war der leibhaftige Geiz, und seine Haushälterin, von der konnte man überhaupt nicht reden — aus Christenliebe nicht. Die aufgedonnerte Tischlermeisterin war auswendig hui und inwendig pfui. Dann kamen die übrigen, die alle einen so höchst zweideutigen Charakter hatten, daß man nur im Flüsterton und andeutungsweise von ihnen sprechen konnte.

Die Versammlung im Hechelhofe, welche so harmlos Sonntagsruhe hielt, war mitten in dem Pfuhle der Schlech-

tigkeit eine wahre Insel der Reinen und Seligen. Manches Mitglied seufzte inmitten seines Hochgefühles, manches konnte sein Entzücken nicht verbergen über die Fülle von Jämmerlichkeit und Niedertracht, die an den Dorfleuten entdeckt wurde. Die Männer waren auch hier die Ungeschickten, sie fuhren mit ihrer Entrüstung plump und täppisch drein und brachten so den Gegenstand um allen Reiz und tieferen Gehalt. Die Weiber griffen unter ihren wehmütigen Mienen, zurückhaltenden Gebärden, halb abgebrochenen Aussprüchen und züchtigem Flüstern viel gründlicher ein, und das Schlaueste dabei war, daß manche scheinbar an jemandem einer Tugend erwähnte, die nachher sofort geprüft, zerpflückt und in ein ganz niederträchtiges Gegenteil verwandelt wurde. Wenn dieser oder jener ein gutes Werk geübt, so würde er schon wissen, warum! Wenn diese oder jene sich sittsam und wohlwollend gezeigt, so habe sie sicherlich etwas anderes zu verhüllen, es sei aber kein Faden so fein gesponnen — der Krug gehe so lang zum Bronnen usw.

Die Haustochter Hanne schaute halb verloren zum Fenster hinaus. Trotzdem alle Leute sehr schlecht sind, die da draußen umgehen, so möchte sie doch einen davon haben, einen ganz für sich allein. Denn sie ist sich schon soviel geworden, daß sie sich zu wenig ist. Manchmal hat sie Zeiten, wo sie die braven Burschen — langweilen.

„Jeßtl Maria, er ist da!“ rief sie plötzlich aus. „Der Florian!“

Auf diesen Ruf schoß alles zu den Fenstern. Wahrlich ja, dort am Brunnen saß er, der Lump, der Landvagabund, der Tunichtgut, dieses Schandmal der ganzen Verwandtschaft! Der Florian.

„Ein rechtes Galgengesicht!“

„Und wie verdächtig er umherschaut!“

„Der weiß auch, warum er sich die Fenster betrachtet!“

„Diesmal hat er wenigstens kein zerfetztes Gewand an.“

„Weiß Gott, wo er das feine Röckel her hat! Ich möcht's nicht untersuchen.“

„Mit den Zigeunern kunnt er umgegangen sein, so braun ist er!“

„Und das wildbartete Ausgeschau! — Im Wald möcht' eins dem nicht begegnen.“

„Will gewiß da über Nacht bleiben.“

„Gott verhüt's, wir haben keinen Platz. Tragt ihm was zu essen hinaus und dann soll er schauen, daß er weiterkommt. Möcht' das ganze Haus in Unehr bringen. Das kunnt mir einfallen!“

So flüsterten und pfiffen sie untereinander. Der Weber Ignaz, der nicht zur Verwandtschaft gehörte, sondern nur auf der Ster da war, fragte nun, was es mit diesem Menschen, der draußen am Brunnen sitze, für ein Bewandtnis habe.

„Lieber Gott!“ entgegnete die Hausfrau. „Traurig genug für die ganze Freundschaft, wenn ein solcher Taugenichts darunter ist. Der Florian ist von meinem Bruder selig halt ein Sohn. Sein Vater hat den Hechelhof gehabt; ist auch selber nichts nutz gewest für die Wirtschaft und hat nach seinem Versterben mein Mann das verschuldete Anwesen übernehmen müssen. Natürlich, wir haben Geld drauf gehabt. Den Florian haben wir ein Handwerk lernen lassen wollen, ist aber nicht dabeiblieben und hat alleweil die Ausred' gehabt, auf seines Vaters Haus wollt' er sein. Ist ihm eigentlich nur ums Herumlottern gewesen. Haben ihn alsdann noch zum Schmiedmeister gegeben. Da hätte er was lernen können und soll er soweit auch anschickſam gewesen sein. Auf einmal lauft er davon. Einer Kleinigkeit wegen.

Für nichts wegen! Der Schmiedsohn hat der Meisterin das Kaffeetöpfel zerbrochen und soll dafür leicht der Florian ein bissel bei den Ohren gezaust worden sein. Unschuldigerweis'! schreit er, und weg ist er. Lieber Gott, fügte sie launig bei, wenn jeder Lehrjung', der unschuldigerweis' bei den Ohren gezaust wird, davonlaufen wollt', da kunnt kein einziger freigesprochen werden. — So ist er fort und hat man lang' nichts mehr von ihm gehört. Zum wenigsten nichts Gutes. Einmal eingesperrt wegen Vagabundierens. Nachher viele Jahr' nichts mehr, daß wir schon verhofft haben, er ist verstorben. Wär' ein kleiner Schad gewest, Gott verzeih mir's. — Und jetzt auf einmal sitzt er da draußen. Mir zittern die Füß vor Schreck. Was fangen wir denn an! Wenn sie ihn erkennen im Dorf, was das für ein Geschrei sein wird! Lassen nicht einmal an braven Leuten ein gutes Haar, jetzt erst bei so einem Anlaß! Was können wir für den mißratenen Menschen! Traurig genug, daß er die ganze Freundschaft verschandiert."

So die Hausfrau in ihrer sittlichen Entrüstung.

Der Mann, von dem sie sprach, saß mittlerweile auf der Bank draußen neben dem Brunnen und schaute unverwandt in die Gegend. Er schaute über die Giebel des Dorfes hin auf die Waldberge. Er war in sich versunken, schien gedrückt zu sein und zu warten auf eine Gabe.

Die Haustochter war eben dran, ihm Brot und einen Krug Apfelwein hinauszutragen. Da trat er zur Tür herein. Er tat's so unbefangen, als wäre er hier zu Hause. „Grüß euch Gott, beisammen!" sagte er und wollte den Leuten die Hand reichen.

„Ja, grüß Gott auch!" entgegnete die Hausfrau ziemlich scharf und barg ihre Hand unter der Schürze. „Das ist was Seltsames, daß sich der Vetter einmal anschauen laßt.

Wie es geht, wird man wohl nicht erst fragen dürfen; gewiß recht gut. Da ist etwas zu essen und zu trinken."

Damit deutete sie auf den Brotlaib und den Krug, die auf den Tisch hingetan worden waren.

„Ist mir gleich recht," sagte der Mann, lehnte den Stock an die Wand und legte den grünen Gebirgshut neben sich auf die Bank. „Bauernbrot schmeckt allemal, und schon gar im Heimatshaus."

„Ist's einmal gewesen," sagte die Hausfrau. „Nur ein groß Stück abschneiden, für unterwegs auch eins. Wir können leider Gottes niemand über Nacht behalten, es ist kein Platz."

Der Florian aß und trank tapfer drauflos.

„Hab' doch wieder einmal schauen müssen, wie es hergeht in Staggeldorf," sagte er.

„Hat sich halt viel verändert," antwortete die Hausfrau. „Schlechte Zeiten."

„Wer Lust zum Arbeiten hat, bei dem geht's nothalber," redete ein anderer Verwandter drein. „Übrig hat keiner was. Jeder muß auf sich selber schauen."

„So ist's," sagte der Fremde und trank.

„Der Weg wird eh noch bekannt sein, hinüber nach Buchberg," bemerkte die Hausfrau vorsorglich, „sonst soll ein Knecht mitgehen."

„Dank' schön, Frau Muhm, ich kenn' mich schon aus," antwortete der Florian. „Will mich aber etliche Tage aufhalten in der Gegend."

Auf diese Eröffnung waren sie ein Weilchen still, dann trat der Hausvater vor, der bisher schweigsam seine Würde bewahrt hatte. Der trat zum Tische hin und sagte leise und mit ruhiger Gewichtigkeit zum Florian: „Der Vetter sieht's, wir wissen, was Christenpflicht ist. Aber dableiben, das wird

sich nicht machen lassen. Im Stall auf dem Heu darf niemand schlafen, seit Schardorf abgebrannt ist. Halten streng drauf und gehen auch immer die Standarn um, da bei uns."

Das letzte Wort war mit einem vielsagenden Blicke gesprochen.

„Unser neuer Bezirkshauptmann ist scharf!" sprach die Hausfrau. „Alles, was so herumgehen tut, will er gleich einstecken."

„Ich glaub', er fahrt gerade vorüber!" flüsterte die Haustochter und blickte auf die Straße hinaus.

„Wer?"

„Der Herr Bezirkshauptmann. Es kommt eine Herrschaftskalesch mit zwei Rappen."

„Wird mein Wagen sein," sagte der Florian. „Ich bin ihm vorausgegangen, den Berg herauf über den Fußsteig."

Die Gesellschaft schaute sich gegenseitig an. Sein Wagen? — des Florian Wagen? — Manches Gesicht war etwas verworren, manches ganz dumm.

„Ich wollte," sagte der Florian, „mein Vaterhaus wieder einmal sehen. Wenn's einem anderswo auch gut geht, man vergißt doch nicht so leicht drauf. Auf dem Kirchhof vorhin. Mein Vater hat kein Kreuzl und kein Steindl. — 's ist viel anders geworden, nur die drei Bäume dort auf dem Bergrücken, wo ich mit dem Vater oft gewesen bin, die stehen, wie sie vor Zeit gestanden — sind nicht größer geworden und sind nicht kleiner geworden. — Ja, so will ich halt ein bissel umherschauen, nachher fahr' ich wieder. Dirndl, kleins, geh' sei so gut, sag's dem Kutscher, er soll nicht ausspannen, ich fahr' bald wieder davon. Soll noch in den Gressingerwald hinüber, den will ich kaufen; tu' nämlich holzhandeln. — Was bin ich schuldig fürs Vesperbrot?"

Jetzt klangen andere Pfeifen. Um Gottes willen, der Herr Vetter! was ihm einfalle? Das mundvoll Brot zahlen! Er würde doch den Bissen Gottesgab' nicht verschmähen. Ein Pfandel Eierspeis wär' den Augenblick fertig. Mein Gott, es sei ja eine Freud' und Ehr'! Oft und oft habe man gesprochen vom Herrn Vetter Florian, wie es ihm denn gehen mag? Ob er denn gar nimmer heimkommt! Er weiß ja doch, wie gern er aufgenommen ist!

Unglaublich, wie schön sich die Herzen schlichter Menschen ändern können.

Die einen suchten schicksame Übergänge von dem abweisenden Verhalten auf den herzlichen Willkomm; die anderen enthoben sich dieser Mühe und taten, als sei das frühere gar nicht vorgefallen.

Der Florian machte ein munteres Gesicht, und mit diesem schaute er jetzt um sich. „Ihr seid eine nette Gesellschaft!" sagte er. „Wenn es bloß Spaß gewesen wäre, das mit dem Wagen! Wenn ich doch noch der arme Teufel wäre! Wie kämet ihr nur gleich wieder zurück auf die schlechten Zeiten und daß auf dem Heu liegen verboten sei! Oh, erschreckt nicht, ihr guten, barmherzigen Seelen! Ich bin wirklich ein ganz anständiger Vetter, nämlich ein wohlhabender Mann, der seine lieben Verwandten einmal besucht. Ich habe sehr brave Blutsverwandte, ich bin stolz auf meine Blutsverwandten! Meines Vaters Schwester, die jetzt auf meinem Heimatsanwesen sitzt als umsichtige Hausfrau, hätte den Schlingel von Vetter, wenn er elend und müde gewesen wäre, zwar des Abends davongejagt, so tugendsam ist sie, aber den reichen Holzhändler nimmt sie mit großen Ehren auf. Ist eine sehr brave Frau. Die anderen Vettern und Muhmen sind auch sehr ehrenwert. Ich habe sie überaus lieb, meine Verwandten, und oft habe ich mir

gedacht, wenn ich einmal heirate, weit aus der Freundschaft springe ich nicht. Zwar bin ich eigentlich nur hergekommen, um dieses alte Haus und meiner Eltern Grab wieder einmal zu sehen, und die lieben Vettern und Muhmen da herum sind mir allzeit Wurst gewesen, ich bin nämlich ein undankbarer Mensch, denn sie haben es mir immer sehr gut gemeint. Haben mich ledig gemacht von den Haussorgen und daß ich die schöne Welt kunnt sehen. Aber der Kleinen da — wie heißest du denn? Baberl heißest du! brav! — Der kleinen Baberl muß ich doch ein Gröschel geben. Kannst dir eine Semmel davon kaufen, wenn du dein Lebtag einmal hungrig werden solltest. Seh, pack an! — Und jetzt behüt euch Gott, ihr herzlieben Vettern und Muhmen und bleibet gesund beisamm!"

So der Florian, dann stülpte er den Hut auf, zwickte den Stock unter den Arm, steckte die Hände in den Sack und ging zur Tür hinaus. Draußen machte ihm der Kutscher den Wagenschlag auf, er setzte sich hinein, blickte noch einmal in der Runde umher und fuhr davon.

Das Gröschel, welches er der Baberl geschenkt, war von jener Gattung, die man Dukaten nennt. Die Blutsverwandten schlugen ihre Hände zusammen. „Der Geldprotz! Der Hochmutsteufel! Der Holzwurm!" So ging es nun von neuem an. Die erwachsene Haustochter schwieg. Ihr war so ach und weh. Was wäre das für ein Vetter! Sie hat seine Finger betrachtet; ein Siegelring, sonst nichts Verdächtiges. Weit aus der Freundschaft springt er nicht, hat er gesagt . . .

Der Abend desselben Sonntags ist höchst öde verlaufen im Hechelhofe. Natürlich, wenn ein so liebwerter Vetter davongeht! —

Zehn Jahre später wurde der Hechelhof vergantet. Die

Bewohner desselben hatten sich durch ihr Lästern und Ehrabschneiden und Ohrenblasen und Tratschen so unbeliebt gemacht im Dorfe, daß sie vereinsamten und ihrer Wirtschaft die Lebensadern unterbunden wurden. Jetzt verlästerten sie auch sich selber, denn sie waren fertig. Den Hechelhof erstand der Florian. Er ließ nichts merken von dem, was einst zwischen ihm und seinen Verwandten vorgefallen, er lud die alternde Muhme mit ihrem Manne ein, in einer Nebenstube des Hauses zu verbleiben. Ihr böses Gewissen und ihr Neid gestatteten es nicht, den Vorschlag des Vetters anzunehmen. Sie zogen fort und stromerten als Bettelleute im Lande umher, bis sie endlich verschwanden.

Die „Haustochter" Hanne ist eine alte „Tant'" geworden. Ob sie als solche das Leutausrichten aufgegeben, ist nicht Glaubensartikel.

Der Quartallump.

Der Prost am Berg bekam alle Jahre drei- oder gar viermal die Gelbsucht. Da wurde er ganz gelb wie ungebleichtes Wachs, aus dem man die wohlfeilen Kirchtagskerzeln zieht. Sogar das Weiße in den Augen war gelb, und diese Gelbsucht bekam er vom Knecht. Vom Altknecht, dem Damian. Und warum? — Es ist eine bange Frage. Wenn man braven und fleißigen Bauernknechten Denkmäler setzen wollte, dem Damian müßte man aus Marmelstein und Erz auf dem größten Dunghaufen ein Monument setzen, wohl geziert mit den Emblemen Dreschflegel und Mistgabel, und mitten drin der Mann mit dem borstigen Haar und mit der kurzen Stülpnase.

Das war ein großartiger Knecht! Seit fünfundzwanzig Jahren war er im Prosthofe, seit fünfundzwanzig Jahren nahm sich der Prost am Berg vor, zu Neujahr den Damian zu verjagen, seit fünfundzwanzig Jahren sagte er bei jedem neuen Jahre zum Knecht: „Gelt, Dami, wir zwei bleiben wieder beieinander!" und seit fünfundzwanzig Jahren hatte er unzähligemal die Gelbsucht gehabt aus Ärger über diesen Altknecht.

Der Damian war des Morgens der erste auf und des Abends der letzte unter. Wenn der Bauer am Feierabend zu ihm sagte: „Gelt, Dami, du wirst müd' sein und mir heut' nimmer gern eine Butten Mehl von der Mühl' her-

auftragen?“ so antwortete der Knecht: „Warum denn nit? Wenn wir Brot essen wollen, so müssen wir auch die Mehlbutten heimtragen. Soll ich vielleicht auch ein Bündel Korn mit hinabnehmen?“ Wenn am Feiertag der Prost sagte: „Morgen wird's regnen. Wenn wir nur den Heuschober unter Dach hätten!“ so antwortete der Knecht: „Na wart', das Schöberl werden wir bald drin haben!“ und ging flink mit der Heukränze. Wenn das übrige Gesinde beim Freitagstisch sich manchmal ungebührlich verwunderte über die wässerige Milch oder über den mageren Sterz, so meinte der Damian: „Meine lieben Leut', der Freitag ist kein Faßtag und kein Fraßtag, sondern ein Fasttag.“ Das war eines der witzigsten Worte, die der Altknecht je ausgesprochen, deshalb wiederholte er es auch fast an jedem Freitage, oder wenigstens, so oft die übrigen Knechte brummten über die schmale Fasttagskost. Beim Prost ist es, wie überall im Oberlande, der Brauch, daß der Bauer im Herbste seinen Dienstboten ein neues Lodengewand gibt. Wenn der knauserige Prost sich dann auf seine Handwerker ausredete: „Mußt es schon gut sein lassen, Dami. Der Weber hat unversehens Garn unter die Wolle gebracht, und der Schneider hat für deine Jacke just das garnige Stück derwischt!“ so antwortete der Damian: „Wenn's das Garn einwendig bei der Pfaid tut, so wird's es auswendig bei der Jacken auch tun. Ich rait's nit heikel.“ Und wenn der Prost zu Neujahr den Jahrlohn nicht zahlen zu können vorgab, weil der Haferbau schlecht gewesen und das Kohlengeld noch nicht eingenommen wäre, so sagte der Damian: „Gibst mir halt meine Sach, sobald du kannst, Bauer. Wenn ich's brauch', werd' ich's schon sagen.“ Und das beste dabei war, daß er sein Geld überhaupt nicht zu brauchen schien. Sonntag für Sonntag eilte er nach dem Gottes-

dienste am Dorfwirtshause vorbei, so hastig wie der Bauer am Steueramt. Wochenlang, monatelang sah der Damian kein Glas. Denn daheim beim Prost am Berg gab es nur Wasserkrüge.

Und nun fragst du: Wie kann man bei einem so unvergleichlichen Knecht aus Ärger die Gelbsucht kriegen? — Ich habe gesagt, daß der Altknecht Damian wochen- und monatelang kein Trinkglas sah. Sachverständigen wird diese Wendung gleich verdächtig vorgekommen sein. Und warum das hastige Vorbeieilen am Wirtshause und der Vergleich mit dem Steueramte? Wer keine Steuer schuldig ist und keine Zeche, der kann wohl auch langsam gehen. — Und so muß es endlich eingestanden werden, wo der Haken saß. Im Wirtshause saß er, und wenn sich der Damian einmal ganz unversehens hinsetzte, blieb er dran hängen. War es, daß er eines Sonntags auf dem Kirchweg lustige Gesellschaft traf, der er sich anschloß zum Traubenwirt, war es, daß er vom Regen überrascht ins Haus trat und die innere Nässe der äußeren vorzog. Oder war es endlich, daß der Damian in der Tat einen dämonischen Durst bekam, den, wie die Liebe, kein Wasser löschen kann auf Erden — kurz und schlecht, der Knecht huschte eines Tages ins Wirtshaus. Er setzte sich zuerst allemal an die Tischecke zunächst der Tür und behielt den Stecken in der Hand, weil er ja nach dem einen Seidel gleich wieder fortgehen wollte. Beim zweiten Seidel hielt er den Stecken immer noch in der Hand, beim dritten lehnte er ihn in den Winkel. Später verließ er den Platz an der Tür und ging zum vorderen Tisch, wo man an der Wand bequemer sitzt. Er saß behaglich da, rauchte eine Pfeife um die andere, und wenn das Glas leer war, schob er es mit der Fingerspitze sachte über den Tisch hin: „Gelt, Kellnerin, einmal laßt mir noch rinnen!“ Und

wenn es wieder leer war, schüttelte der Damian langsam den Kopf und murmelte: „Weil das Faß im Keller schon einmal angegänzt ist! Im halbleeren Faß wird der Wein gern kamig (schimmelig). Wär' schad' drum." Und er schob das Glas über den Tisch hin. Wenn die Zechgenossen fortgegangen waren, saß der Altknecht des Prost am Berge noch fest im Tischwinkel, und wenn die Wirtsleute Nachtmahl aßen, ließ auch er sich ein Schüßlein Suppe bringen, „damit der Magen wieder ein bissel eingerichtet werde". Der Traubenwirt brachte um diese Zeit stets eine Stallaterne, zündete darin die Kerze an, stellte sie auf den Tisch: „So, Dami, daß du zum Heimgehen siehst. Es ist stockfinster draußen."

„So!" antwortete der Damian. „So viel finster, sagst? Da kunnt ich gar noch deine Latern' zusamm'schlagen! 's wird am gescheitesten sein, ich leg' mich da auf die Bank. Wenn die Nacht vorbei ist, wird's eh wieder licht. Nachher ist's gut heimgehen. Und von wegen der Bettschwere noch ein letztes Seidel. Ein Gutenacht-Seidel."

So am ersten Abend. Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, der Damian sich kreistend von seiner Bank aufrichtete und die Augen rieb, fand er, daß ein blauer Montag war. Er ging hinaus zum Brunnen, wusch sich das Gesicht und trank Wasser. „Pfui Teuxel!" sagte er darauf. Aber der Wirt wollte nicht in den Keller. Als der Damian hierauf wieder in seinem Tischwinkel saß, fest und zielbewußt, wie der Handwerker sich zum Wochenanfang in seine Werkstatt setzt, schlich ihn der Wirt an und tat den Mund auf zu dem geschmeidigen Worte: „Damian, wie steht's denn mit deinen Kreuzerlein?"

Zog der Altknecht seinen Geldbeutel hervor, es war einer aus Katzenfell, stülpte ihn auf den Tisch und sagte:

„Mit meinen Kreuzerlein steht's schlecht, wie du siehst.“ Denn es waren lauter Silberzwanziger. So tat der Wirt wieder einschenken.

Und ähnlich ging es fort den zweiten Tag und den dritten Tag. Der Damian saß bei seinem Weinglase, stopfte sich manchmal eine Pfeife Tabak, tat manchmal mit dem Wirte ein Kartenspielchen, oder legte seine Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme und schlief. Er war nicht nüchtern, und er war nicht besoffen, er war gerade so, wie es lustig ist, zu sein.

Im Laufe der Zeit jedoch gestalteten sich die Dinge so, daß der Dami an den Traubenwirt bescheiden die Anfrage stellte, ob er für die Zechschuld nötigenfalls auch ein Taschenmesser nehme, mit Pfeifenstierer, Hirschhorngriff und Kapfenbergerstahl, oder als Pfand eine Sackuhr mit echtem Pakfonggehäuse? Für die bereits fällige Schuld nahm der Wirt die Uhr, für weiteres erklärte er nur gegen Bargeld einschenken zu lassen.

„Du bist nit gescheit, Herr Vater!“ sagte der Dami. „Schau, du hast zuviel Wein im Keller, er wird dir sauer, er wird dir schimmelig. Ich hab' zuviel Gewand am Leib. Wenn der Mensch ein Barchentwestel anhat, so braucht er keine Jacken. Ist eh so viel schön warm in der Stuben. Wie oft willst mir einschenken lassen für meinen Lodenrock da? Guter Bauernloden. Vier Säck' hat er, kannst allerhand einstecken, auch eine große Brieftaschen, wenn du hast. Schau dir ihn um und um an!“ Und er langte die schwere Jacke vom Nagel.

„Ja, ist schon recht, Dami,“ sagte der Wirt überlaut, wie man mit Kindern spricht oder mit Teppen (Halbtrotteln), „leg' ihn nur an, deinen Rock, und geh' heim.“

Aber der gute Dami blieb sitzen. Und der Unterschied

zwischen Tag und Nacht bestand bei ihm darin, daß er bei Tage am Tische saß, und bei Nacht neben ihm auf der Bank lag. Und ganz verdursten läßt der Traubenwirt keinen, der ein gutes Herz hat und allenfalls noch eine Lodenjacke, die unter Brüdern immerhin ihre zehn Maß Wein wert ist.

Der Prost am Berg hatte tagelang gewartet auf seinen Altknecht, und dabei wurde seine Hautfarbe sachte gelb und gelber. Endlich ging er hinab ins Dorf, um Jungvieh einzukaufen. Dabei guckte er zum Traubenwirt hinein wegen des Knechtes. Als er polternd in die Stube trat, legte die Kellnerin ihren Finger an den Mund und deutete dann gegen den Tisch, wo der Dami seinen Kopf auf der Platte liegen hatte. Im Glase war noch ein wässeriges Restchen, an dem ein paar Fliegen tranken. Der Zecher schlief. Der Bauer trat heftig hin und hieb mit dem Stock so stark auf den Tisch, daß der Dami emporschnellte und verwirrt um sich glotzte.

„Von Rechts wegen gehört der Stecken wo anders hin!" rief der Prost, „alter Lump! Schamst dich nit?"

„Gotterl!" murmelte der Knecht, schaute ihn zutraulich an und rülpste. „Mein Bauer ist's. Derschrocken bin ich aber! Gemeint, sieben Faßreifen wären auf einmal abgesprungen — so ein Schnalzer! — Geh', Bauer, setz' dich her!" Dabei rückte er so eng in den Winkel hinein, daß drei Proste Platz gehabt hätten neben seiner, während sich nicht einmal der eine hinsetzen wollte.

„Meiner Seel!" sagte der Dami wohlgemut, „jetzt zahl' ich extra noch eine Maß! Meinen Bauern, den hab' ich gern. Sitz' ich schon sonst bei deinem Tisch, so sollst du heut' einmal bei meinem sitzen. Keinen Kreuzer kosten tut's dir. Wir zwei haben immer einmal fleißig gearbeitet mit-

einander, so wollen wir auch einmal miteinander lustig sein. Geh' her!"

Sagte der Bauer äußerlich mit Überwindung schier gelassen, inwendig voller Galle: „Das Heu ist dürr! Das Korn ist zu schneiden! Und das Faultier sumpft die ganze geschlagene Woche im Wirtshaus. Wenn du nit auf der Stell' mit heimgehst, so werde ich dir eine Leibgarde schicken, die dich dahin begleitet, wohin du gehörst. Verstehst?"

Fing der Dami an zu schluchzen: „Schandarm! — Bauer, schau, du wirst mir nit viel Ungutes nachsagen können! Und jetzt so hart sein auf mich!"

Sprach nun auch die Kellnerin drein: „Wirklich wahr auch, Prost am Berg! Wie er dich so schön einladet, daß du ein bissel sollst niedersitzen, auf einen Trunk. Und du ihm gleich mit dem Schandarmen — gelt, Dami!" Und das sagte sie vernehmlicher: „Wenn dein Bauer ein Seidel mit dir trinkt, nachher gehst mit!"

Der Dami hieb die Faust auf den Tisch: „Nachher geh' ich mit!" Und rülpste.

Dachte der Bauer: Wegen meiner! und setzte sich an den Tisch, aber weit vom Knecht, ganz an die entgegengesetzte Ecke. Die Kellnerin ging in den Keller, der Wirt eilte ihr nach! „Eine Maß vom Strohfassel: Den Prost nageln wir an. Der hat Geld, der soll nachher auch die Zeche für seinen Knecht zahlen."

Nun hatte der Traubenwirt im Strohfassel einen ganz besonderen Saft. Das Heu war zwar dürr, das Korn zu schneiden, aber als der Abend dämmerte, saß der Prost noch beim Wirtshaustisch, tat Karten spielen mit dem Dami und dem Wirt, und die Kellnerin zündete eine Lampe an.

Der Bauer hatte Geld in der Tasche gehabt, um beim Züchtelhofer drei Ferkeln zu kaufen. Als er nach Stunden

vom Wirtshaustische aufstand, war das Geld weg, vertrunken und verspielt, und der Prost am Berg kam um Mitternacht ohne Ferkeln heim und — ohne Knecht. Der Dami hatte nämlich unterwegs gesagt, er wolle beim Steibel-Schnegg eine Laterne ausborgen, denn es war finster. Jetzt beim Steibel-Schnegg schlief schon alles, er pochte an der Tür, und während des Wartens auf das Aufmachen schlief auch er ein auf dem Türpfosten.

In der nächsten taukühlen Frühe, als die Morgenröte so lieblich aufging und im reinen Himmel die letzten Sternlein verblaßten, rieb sich der Dami die Augen und rief begeistert aus: „Das ist wieder ein Tag zum Schuldenmachen!“ Ging sachte hinüber in die Tafernschenke und begehrte ein „Stamperl Zweschbengeist“.

Nachdem der Prost ohne Ferkeln heimgekommen und hierauf als etwas Ausgewachsenes derselben Gattung bezeichnet worden war von seinem Weibe, da zeigte sich die gelbe Farbe seines Gesichtes noch um einige Grade gesättigter, höllisch übel war ihm, und der Bader sagte, die Gelbsucht wär's.

So kam es, und so ähnlich wiederholte es sich; der sonst so sittsame Dami blieb eines Tages im Wirtshause sitzen, der Bauer ging hin ihn zu holen, setzte sich hin, und blieb auch sitzen. Dann kam einmal des Prost Söhnlein nach, um zu sehen, wo der Vater bleibe. Das bekam vom Wirt, der die Kinder gern hatte, ein halbes Trinkglas voll gezuckerten Weines und blieb auch sitzen. Endlich kam die Prostbäuerin selber und die setzte sich nicht. Mit flammendem Besen trieb sie die Sünder aus dem Paradiese und fegte einmal unterwegs dem Altknecht, dann wieder dem Ehegespons die Spinnweben vom Rücken.

Der Dami ging hierauf wieder an seine Arbeit, anfangs

zwar ein bißchen schläferig und verdrießlich, doch die Heugabel, der Pflug und die Sichel machten ihn bald frisch und munter. Dann war er wieder der Musterknecht, wie es zwischen dem Dachstein und der Sann kaum einen zweiten mehr gibt. Wenn ihm der Wirt bisweilen Liebesbrieflein schrieb wie das folgende:

„An Damian Pampersegger ist Mihr 7½ maß Wein schuldig, 2 Vierding Tobak und 1 Gubazikarn Macht aus 2 fl. 96 Greizer und wann du nich balt zallst mus ich den Nodarn ibergebn. Achtungsfohl

Christian Mengler,
Traubenwirt“,

so ließ der Damian dem gestrengen Gläubiger antworten: „Geh' zu meinem Bauern, der soll mir's vom Jahrlohn abziehen und geht's mich weiter nichts an.“ — Dann nahm sich der brave Altknecht natürlich allemal vor, ein anderes Mal nicht mehr so Dummheiten zu machen. Aber wie sich schon alles wiederholt auf dieser kreisenden Weltkugel, wenn die Zeit kam, und in des Damians Bauernseele der Hochschwung abgelaufen war bei der staubigen Arbeit auf dem Hofe, dann ging er ins Wirtshaus, blieb tagelang drin sitzen, war nicht nüchtern, war nicht besoffen, war gerade so, wie es lustig ist, zu sein.

Von einem eiligen Jäger.

Aus dem Pfarrhofe trat der Jäger. In schmucker Alpentracht, das Gewehr über der Achsel, so schritt er die Kirchgasse entlang. Mit seinem jugendlich frischen, wohlgerundeten und geröteten Gesichte (erst noch hatte er sich mit einem Glase Wein geatzt) blickte er munter um sich und pfiff dem Hunde. Dieser, ein fuchsbraunes hochbeiniges Tier, lief herbei, hinweg und wieder herbei und war voller Lust; er wußte es ja, heute geht's zu den Rebhühnern. Die Rebhühner, das war ein Spaß!

Aber als Jäger und Hund so munter dahineilten, begegnete ihnen draußen beim Dorfkreuze ein altes Weib. Nun ist unser Jäger zwar nicht abergläubisch, und bei der Jagd auf Niederflugwild konnte es nicht so leicht mißlingen; allein das alte Weib hatte ein kleines Kind bei sich — und das war das Malheur. Hinter dem Weibe schlappte ein alter Mann daher in der Sonntagstracht eines Holzhauers; als dieser nun den Jäger herangehen sah, riß er seinen Spitzhut vom Kopfe und trat hin, um ihm die Hand zu küssen.

„Schon gut, schon gut, Matthias!" wehrte der Jäger ab und wollte rasch weiter. Allein der Alte trippelte ihm ein paar Schritte nach. „Ein großes Gebitt, hochwürdiger Herr, da hätten wir halt was Junges, natürlicherweis', und das tät' bitten um die heilige Taufe."

Blieb der Jäger freilich stehen und fragte etwas unwirsch: „Ein kleines Kind? Von wem denn schon wieder?"

„Ah, nichts," meinte der Holzknecht. „Diesmal ist es nichts Unrechtes, hochwürdiger Herr Kaplan. Von der Moschbeer-Liesel, ist eh verheiratet, natürlicherweis'. Heut' bei der Nacht ist's angeruckt, das Kleine, und ein bissel schwacherlad, daß es ehzeit gut wär' mit dem geweihten Wasser. Und ich wär' halt der Göd, natürlicherweis'."

Hol's der Kuckuck! Geht zum Pfarrer! — Bewahre, gesagt hat er's nicht, der schmucke Jägersmann, denn der Pfarrer war schon sehr alt und gebrechlich. Was bleibt übrig?

„Na, so macht's schnell!" rief der Jäger, sich umwendend. „Hätt's auch einen anderen Tag wählen dürfen. Warten werden sie nicht auf mich, oben auf der Haselau. So lauft schnell hinüber, Matthias, daß der Meßner komme, aber sputet euch. — Pst, da komm' her, Waldmann!" Damit pfiff er den fortgelaufenen Hund zurück, mit dem er sich, dem Kindsweibe vorauseilend, auf dem Wege zur Kirche mit „Aufwarten" und „Aporteltragen" unterhielt. Das Weib murmelte, um sich für die heilige Handlung vorzubereiten, Gebete, und schaukelte das Kleine, so oft es sich regte.

Der Matthias kam zurück: „Der Meßner ist unten auf der Wiese bei der Teicharbeit, natürlicherweis', und wird bald da sein."

Ließ auch in der Tat nicht lange auf sich warten, der Meßner, doch weil er über und über voller Schlamm war, so wollte er sich eilends in „was Besseres stecken". „Ei, geh' Meßner, mach' keine Geschichten, ist so auch gut," sagte der Kaplan. „Eile nur gleich in die Sakristei um die

Sachen, daß wir bald fertig sind. — Pst, Waldmann, da komm' her!"

Der Meßner mußte nun aber erst einen Knaben um den Kirchenschlüssel schicken, und während dieser Zeit wurde der Kaplan immer ungeduldiger, spielte mit dem bellenden Hund, spielte mit dem Hahn seines Gewehres, blickte ein ums andere Mal auf die Taschenuhr und fragte den Matthias, ob es im Schliergraben drin dies Jahr viele Rehe und Hirsche gebe?

„Nicht gar viel. Überall Wildschützen, natürlicherweis'."

Endlich war der Schlüssel da, der Kaplan warf über den grauen Steirerrock rasch das weiße Chorhemd und die Stola, begann vor der Kirche die üblichen Zeremonien, wobei der Waldmann, fortwährend vor Ungeduld winselnd, an seinem Herrn emporsprang, erteilte dann in der Kirche ohne Umständlichkeit die Taufe, nach welcher er die kirchliche Gewandung rasch hinwarf, den grünen Hut aufsetzte, das Gewehr umhing, sogar die Frage des Matthias „von wegen der Schuldigkeit" überhörte, dem Waldmann pfiff und davoneilte.

Der Matthias und die alte Frau standen da, blickten einander an und schauten ganz betroffen auf das Kind. Das war schnell gegangen. Getauft war es worden, das hatten sie gesehen, aber Namen? In der Eile war auf den Namen vergessen worden — natürlicherweis'.

„Da gehört ein guter Glauben dazu," sagte das Weib, „ich hab' schon viele Sachen gesehen, aber so was nicht. Jetzt frag' ich, für was, wenn der Mensch nachher noch keinen Namen hat!"

„Ich denk', wir bessern nach," meinte der alte Matthias und wollte mit Beihilfe des Meßners die Taufe wieder-

holen. Da erschien der alte Pfarrer. Er ging in seiner Kutte, gebückt an einem Stocke, er hatte weißes Haar.

„Ah, das ist gescheit, daß der Herr Pfarrer selber kommt!" Mit diesen Worten hastete der alte Holzknecht auf ihn zu und küßte ihm die Hand. „Unser Bübel da, na, nicht unseres, weil ich nur der Göd bin. Nachgeholfen wird noch einmal müssen werden, natürlicherweis'."

Der Pfarrer hatte früher, soviel von seinem Fenster aus zu sehen war, den Vorgang beobachtet, und nun sagte er: „Na, Leuteln, jetzt geht nur in Gottes Namen wieder nach Hause."

„Ist alles recht, Hochwürden, und wenn ich weiß, daß er's so gut kann und deswegen so geschwind ist gewesen, so wird's ja halten. Ich muß halt reden drum, ich bin der Göd, natürlicherweis'."

„Freilich hält es, Matthias, seid vollkommen ruhig, die Taufe hat ihre Richtigkeit."

„Aber das Kleine hat frei gar keinen Namen! In der Geschwindigkeit haben wir alle darauf vergessen. Oder sollten wir's überhört haben! Hansel soll er heißen, natürlicherweis', und wie stellen wir das jetzt an?"

Da blieb dem würdigen Priester freilich nichts übrig, als die schon erteilte Taufe für eine Art von Nottaufe zu erklären und nun die heilige Handlung nochmals vorzunehmen. Sie fiel zur vollsten Zufriedenheit der beiden Leute aus, auch der Täufling hatte weiter nichts einzuwenden. Die drei zogen in ein Wirtshaus und taten sich dort gütlich — die zwei Großen mit der Milch der Alten — dem Weine, das Kleine mit dem Wein der Jungen — der Milch.

Auf den Wein der Jungen schlummerte das Kleine ein, auf die Milch der Alten wurden diese so übermütig,

daß der Matthias dem Weiblein einen Heiratsantrag machte. Natürlich war es nur Spaß; allein Heiratsanträge sind auch bei den Jungen selten ernst gemeint. Sie lachten und tranken, und als es endlich zum Heimgehen wurde, war das Kind nicht da. Die Bank, wohin das Weib es gelegt hatte, war leer, und das Kind war fort. Einen kreischenden Schrei stieß die Alte aus, da lachte der Wirt schon und brachte das Kleine hinter dem Ofenwinkel hervor; er hätte gedacht, wenn sie heiraten wollten, brauchten sie keine fremden Kinder.

Der Matthias atmete nach dem Schreck schwer auf und sagte: „Wir hätten weiter Ursache, über den geistlichen Herrn loszuziehen! Wo wir selber noch viel schlechter sind, natürlicherweis'. Er hat in der Geschwindigkeit auf das bissel Namen vergessen, wir haben auf das ganze Kind vergessen. Lumpige Wirtschaft das! Gehen wir, Alte!"

Na, dann haben sie das Kleine hoffentlich wohl glücklich heimgebracht.

Der alte Pfarrer hatte sich in seinen Pfarrhof zurückgezogen, war schweigsam den ganzen Tag, stieß seinen Stock manchmal derb auf den Boden und wartete.

Gegen Abend kam der Jäger heim. Als sie zusammenkamen, ins Speisezimmer, zum Abendbrote, fragte der Pfarrer so ganz ruhig hin: „Was geschossen?"

„Zwei Rebhühner."

„Sie sind halt ein bißchen zu spät gekommen!"

„Man war schon dabei."

„Es war ein kleines unvorhergesehenes Hindernis — bedauerlicherweise," sagte der Pfarrer in etwas singendem Tone. Au! dachte sich der Kaplan, das pfeift aus einem unguten Loch.

„Sie haben unterwegs eine Taufe besorgt," sagte der Pfarrer.

„Ja, Herr Pfarrer, ich hab' — ich war . . ."

„Haben Sie sie schon ins Taufbuch eingetragen?"

„Ich will eben . . ."

„Ist's ein Knabe?"

„Das — weiß ich wahrhaftig nicht."

„Und der Name?"

Jetzt erschrak der Kaplan.

Der Greis stellte sich, den Stock mit ausgestrecktem Arm in den Boden stemmend, vor den jungen Geistlichen und sprach, die ersten Worte weich, die letzten herb betonend: „Am vergangenen Sonntag haben Sie eine Predigt gehalten über die Heiligkeit der Sakramente. Sie haben geeifert über die Unehrerbietigkeit, die man den Sakramenten häufig entgegenbringt. Sie haben heute ein hübsches Beispiel dafür geliefert. Sie scheinen auch nur Priester geworden zu sein der Versorgung wegen. Sie wollten nicht; nur Ihren Eltern zuliebe, ich weiß es. Da haben wir's jetzt. Kugelschieben, Kartenspielen, mit der Büchse ausgehen! Auf der Kanzel so strenge und im Leben so weltlich! Ja, ja, ich weiß es, Sie sind nicht der einzige, der es so hält. Und dann wundert man sich, daß die Leute der Geistlichkeit und der Kirche den Rücken kehren. Und wir anderen müssen mitbüßen; wenn einer, zwei leichtsinnig sind, so heißt's gleich: die Geistlichkeit ist nichts nutz! In schönen Worten predigen, das hilft nichts, mein Lieber. Wenn Sie nicht mit guten Beispielen predigen, dann wird Ihnen die Tonsur zum Brandmal werden. Merken Sie sich das. Gehen Sie!"

Diese kleine Geschichte ist aufgeschrieben, wie sie erzählt wurde. Sie mag wohl so zu erklären sein, daß der alte

Matthias nicht recht bei Sinnen war, natürlicherweis', und die Sache ganz anders vorgebracht hat, als sie sich verhielt.

„Verhalten" muß sich allerdings etwas haben, denn der junge Mann wurde plötzlich befördert. Ob hinter die grauen Mauern eines Korrektionshauses, ob in den grünen Wald zu den Hasen und Wildhühnern, das ist nicht bekannt. Hoffen wir das letztere.

Sein Nachfolger im Dorfe ist ein gewissenhafter Priester, ein freundlicher Mensch; und solche Herren — meint der alte Matthias mit uns übereinstimmend — müsse man wohl hoch in Ehren halten — natürlicherweis'.

Der Sonntagsschütz.

Da lag er im Bette, auf das die Sonne hereinschien, und betrachtete schmunzelnd das schwarze Kreuz auf der blauen Decke.

Wenn der Mensch abergläubisch wär'! So ein schwarzes Kreuz da — just wie auf Bahrtüchern, nur schmälere Streifen, weil die Fenstergatter eben nicht dicker sind.

Ein Schattenkreuz läßt sich für allerlei deuten, da muß der Mensch nicht gleich allemal ans Sterben denken. Treff' ich den Rehbock am Kreuz, so bricht er ein. Fällt mir im Spiel das Kreuz-Aß in die Hand, so steche ich. Und halst mich ein Dirndl übers Kreuz, so ist das auch kein Unglück.

Wer ist's denn, der schon frühmorgens im Bett so wunderlich simuliert?

Der Prestl, der Jungknecht im Hollershof ist's, der leibhaftige Übermut, und heute schon gar — heute am Sonntag. Jetzt wirft er die Decke fußüber hin, als wollte er das schwarze Kreuz von sich schleudern, aber dieses liegt jetzt auf der weißen Pfaid.

Da ist schon wieder was Verkehrtes, denkt der Prestl in seiner Schalkhaftigkeit, auf der Netteldirn ihrer Hüll' (Decke) wird jetzt gewiß kein Kreuz liegen, weil ihr Fenster kein Gatter hat. — Jetzt ist's schon sieben Wochen, seit wir das eiserne Gatter dort aus dem Loch gehoben und hier eingesetzt haben, daß sie aus dem Hollershof den Jungknecht nicht stehlen, wenn er's nicht selber tut — und der Bauer hat's immer noch nicht bemerkt.

Plötzlich wurde in der Sonnentafel, die das Fenster aufs

Bett legte, aus dem Kreuzbilde eine schwarze Scheibe, denn durchs Fenster schaute der Kopf der Nettelbirn herein.

Ob denn die Kirche heute zu ihm komme? war die Frage, da er um Stund' acht noch nichts dergleichen tue zu ihr zu gehen.

„Wenn sie mir was will," antwortete der Prestl, „sie weiß, wo sie mich findet."

„Ja, im Bett," sagte das Mädel, „ich geh' halt voraus und verhoff's, du passest mir nach dem Amt beim Bäckenkramerstandl auf und führst mich zum Tanz."

Da war sie fort. Und der Bursche hub, während er sich langsam anzog, mit sich selber ein Gespräch an. „Ja freilich," sagte er, „das ginge mir ab — ja freilich. Heute haben wir was anderes zu tun, meine liebe Nettelbirn, als dich zum Tanz zu führen. Fürs erste" — er tat sein Rauchzeug hervor — „stopfen wir uns eine an. Nachher tun wir uns über die Grießsuppen her, wenn die Kirchleute wohl eine übriggelassen haben. Haben sie s' alle g'schledert (aufgegessen), auch gut, suchen den Branntweinplutzer herfür. Nachher gehen wir Gott loben; wir machen's ganz, wie die Neuchristen, von denen der Steuereinnehmer einer ist, der seinen Gottesdienst im grünen Walde hält. Wo die Geschöpf' sind — der Baum, der Fuchs — der Rehbock. Heute steht er mir, das weiß ich, der Bock, und der Jäger Matthias ist zum Glück noch einer von den Altchristen. Geht ihn zwar weiter nichts an, das Dankamt für's fruchtbare Jahr, so wenig wie mich; unser Acker ist das Hirsch- und das Rehfell, in das wir Bohnen säen, der ganze Unterschied zwischen uns ist der, daß er Jäger heißt und ich Wildschütz. Jetzt ist der Teufel auseinander."

Der Teufel, der auseinander war, das war der Schuhriemen, den er bei dem Durchziehen entzweigerissen hatte.

„Das ist kein Hundshäutener!“ brummte er; „der Gürtler schmiert Leut' an, der Krämer, der Mühlner, der Wirt und alles schmiert Leut' an, nur unsereins soll den Narren machen und ehrlich sein. Und Gottigkeit (sozusagen) tu' ich's nicht einmal des Leutanschmierens wegen, wenn ich mir den Bock nehm'; der Wirt braucht Wildbret und ich brauche Geld. Ja, Netteldirn, und nach dem Amt werd' ich dir beim Bäckenstandl aufpassen und dich zum Tanz führen! Das wird just so sein. Just so. Als ob ich g'rad wegen deiner auf der Welt wäre! Wir werden es ganz gut machen, wenn du dich wieder einmal willst anhängen. Nettel, werden wir sagen, was sollst in deiner Jungheit an einem kleben bleiben; von einer Schönen wollen andere auch was haben. Der Bäckerjung' stellt dir schon lang' nach, der braucht eine zum Heiraten, weil er ein eigenes Geschäft anhebt — ich will deinem Glück nicht im Wege stehen. Was kann sie drauf sagen? Daß ich gutherzig nachgebe, wo andere raufen! — Leicht, Prestl, leicht raufen wir heut' nach der Vesper auch noch um eine, der Wirt ist schon mitgespielt und ich nehm' dem Schmied-Franz die Dirn weg — die rothaarig' Thresel. Das ist ein Brocken! — Auf das wird der Tag wohl vorbei sein.“

Die Tagesordnung war gemacht, der junge Kerl stak im Sonntagsgewand — und jetzt kann's vorangehen.

Als er bei dem rückwärtigen Türl aus dem Hause tritt, könnte man sich nur verwundern, daß er ein so schweres Gebetbuch im Sacke trägt. Es zieht die graue Jacke nach einer Seite stark hinab. Der Bursche legt auswendig den Arm drüber hin, daß es nicht schlenkern kann, und eilt durch den Hohlweg gegen den Wald hinan. Der langen Woche harte Arbeit hat nicht eine Spur an dem Burschen zurückgelassen, so leicht und flink wie ein Seiltänzer springt

er dahin über die Steine, die das Wasser kahl geschwemmt hat, und so geräuschlos hüpft er hin, als wäre der Sand Pelzwerk und als hätten die Steine Schnellfedern.

Der alte Waldjodel torkelt mühsam auf seinen dünnen Beinen und mit einem langen Stocke des Weges herab. Der hat da oben seine Hütte; er geht in die Kirche und gedenkt der Freuden, die nach dem Gottesdienst sein könnten, wenn man einen Sechser in der Tasche hätte. In seinem mageren Gesichte, aus dem der weiße Bart hervorsticht, hat er das Pfeifl stecken, er raucht den ganzen Tag, der alte Jodel, aber kalt — dazu braucht man keinen Tabak und es kommt nur auf die Gewohnheit an. Jetzt zieht er die Pfeife aus dem Mund, und mit wackelndem Kopf sagt er zum Prestl: „Schenk' mir was!"

Der Bursche schenkt ihm eine Lüge, er müsse heute in die Roßhald' hinauf, es sei — habe der Halter sagen lassen — der Braune krumm geworden.

Er stieg an. Der alte Jodel schüttelte sein Haupt: „Heut' ist schon wieder ein Unglückstag. Auf dem Wege kriegt man nichts und zum Betteln vor der Kirchentür kommt man zu spat. Jessas und Jesseles, wenn ich so jung wär' und laufen kunnt, wie der da, ich wollt' mir eins zusammenbetteln beim sommerlangen Tag!" Und torkelt seines Weges weiter.

Der Prestl stand endlich oben auf der Hochblöße, wo sonst kein Mensch mehr war, wo ihm der strotzige Baumschlag das Tal verdeckte, wo er die fernen Berge nur über die Wipfel hereinblinken gesehen, wenn er dafür einen Blick gehabt hätte. Er stand gekrümmt und schaute auf den Erdboden und ins Gekräute nach Spuren und lugte in das nahe Dickicht hinein und horchte. Es war still, nur ein leises Summen ging, wie wenn Hummeln flögen. Unten

im Dorfe läuteten sie zum Hochamt. Der Prestl denkt: Da kommt er mir, er kann nicht weit sein. Dann zog er's denn hervor, sein Gebetbuch, und steckte es zusammen, Schaft zum Rohr, und ließ aus einem messingbeschlagenen Hörnl das Pulver ins Rohr rieseln und tat eine Bleikugel nach und den Papierstöpsel mit leichtem Stoß des Ladstockes, ans Zündloch das Hütchen, somit konnte die Andacht beginnen und er stellte sich an den Anstand.

Bisweilen war im Walde ein Geräusch, als ob etwas auf dürres Reisig trete. Dann strich aber ein Lufthauch von schlechter Seite; das Tier hat eine scharfe Nase und kann um alles den Menschen nicht riechen. Der Bursche will des Luftstriches wegen just einen anderen Standplatz wählen, da sagt plötzlich einer hinter ihm: „Guten Morgen!"

Der Jäger Mathias steht da.

„Prestl," sagt er, „wirf den Stutzen weg!"

Anstatt das zu tun, fährt der Bursche mit dem Gewehr zur Wange.

Der Jäger tut's auch und schreit noch einmal: „Den Stutzen weg!"

Da knallt ein Schuß und rasch darauf der zweite.

Der Jäger eilt seitab, denn man kann nicht wissen, ob der Wildschütze nicht Genossen hat.

Der Prestl hat auch einige Sprünge gemacht, wankt nun, und auf einen Baumstock niedersinkend, röchelt er: „Jetzt hab' ich's."

Über den Schuh des rechten Fußes rieselt Blut hinab. Der Bursche reißt sich das bunte Halstuch vom Nacken und und verbindet die Wunde am Schenkel. Dabei wird ihm übel, seine Glieder zittern, kalter Schweiß steht auf seiner Stirne, vor seinen Augen ist ein graues Firmament mit kreisenden Sternen.

Nach einer Weile springt er auf und fährt durch den Wald bis zu den Feldern hinab, wo das Wetterkreuz steht und wo man das breite Tal überblickt. Dort stürzt er zusammen und aus der schlecht verbundenen Wunde rinnt das Blut.

Unten steht das Dorf mit der Kirche, wo die Glocken läuten. Über die grünen Wiesen hin bewegt sich langsam die bunte Reihe der Prozession. Manchmal weht halb verloren der Schall der Lobgesänge herauf, die sie unten dem Allmächtigen darbringen für das gesegnete Jahr.

Sie sind voller Freuden, so vermag der verwundete Wildschütze noch zu denken; sie haben Überfluß dies Jahr, haben einen lustigen Winter vor sich — und ich muß heut' sterben. — Der Braune ist krumm auf der Alm, hab' ich dem Jodel gesagt — gar sehr ist er krumm. — Daß ich heut' nach der Vesper raufen tu', das wird schier ausbleiben. Wundern werden sie sich, daß der Prestl nicht ins Wirtshaus kommt. Der hat gewiß wo ein ander Schelmenstück. Ja, freilich hat er. Ausbluten. — Ist schon recht gewesen — das mit dem Kreuz — heut' früh auf dem Bett. — Daß ich der Nettelbirn die Lieb' wollt' künden, ganz gescheit ist's. Jetzt brauche ich keine mehr. — Auch dem Schmied-Franz seine nicht. — Jetzt, wenn ich mir was wünschen kunnt — daß ich fein bei einer blieben wär', wollt' ich mir wünschen. — Morgen kann's schon umgehen im Dorf: Da oben beim Wetterkreuz ist er gelegen — maustot. — Jetzt kommen sie nach der Reih'. Jede will mich noch einmal anschau'n. — In der Totenkammer! wird's heißen. — Sein tut er's richtig, werden sie sagen und schaudern und davonlaufen — und einen Lebendigen aufsuchen. — Und keine denkt dran, daß ich ihretweg' in der Höll' bin. — Bis sie selber nachfahren. —

So sann der entkräftete Schütze halb im Wachen und halb im Träumen, bis neben ihm ein Schrei war.

„Aber so schlecht sein!“ rief die Stimme der Nettelbirn, die eben von der Kirche heimkehrte, „daß du in der Kirchen kein' Andacht hast, weiß ich schon lang', aber daß du gar nicht hineingehst, ist mir was Neues. Auf Längs in der Sonn' hinliegen und faulenzen!“

„Faulenzen!“ Der Bursche tat ein Lachen, voll Wehmut, voll Hohn! Jetzt sah sie sein aschenblasses Gesicht, das Blut auf dem Rasen, jetzt sagte sie: „Prestl, was ist das?“

„Lieber wär's mir gewesen, du wärst um eine Stund' später kommen,“ sagte der Bursche. „— Ich brauch' kein Jammergeschrei.“

Sie machte auch kein's.

Die richtigen Weiber sind schon einmal so, bei klein Ding, da zetern und lärmen sie, daß man meint, der Himmel stürzt ein, und ist auf einmal ein großes Unglück da, daß oft die Männer nicht wissen, wo sie ihren Kopf haben, da vergißt manches Weib auf Klagen und Zagen und tut das Rechte und hilft und ist stark.

„Wenn's so steht!“ sagte die Nettelbirn, fragte aber nicht weiter, was da geschehen. — Mit einem Riß war das Beinkleid entzweigetrennt; mit ihrem Busentuch verband sie die Wunde, nachdem sie ein blutstillendes Kraut darangelegt, lief dann zum nahen Wacholderstrauch, kam mit Beeren zurück, die sie zerrieb und ihm vor die Nase hielt und auf die Zunge legte. Das brachte die entschwindenden Lebensgeister zurück — und jetzt wollte er ihr danken und erzählen und abbitten; aber das Mädchen schlug ihre Eitelkeit und Neugierde zurück, das Heldenhafteste, was ein Weib tun kann, und gebot ihm, daß er still sei und raste.

Weil keine Möglichkeit da war, den Verwundeten in den Schatten der nahen Fichtenbäume zu bringen, und weil die Sonne so scharf niedersengte auf den fiebernden Burschen, so stellte das Mädchen aus ihrer Schürze, die sie mit zwei dürren Aststielen aufspannte, ein Schutzdach her. Auch hatte sie ihre weichgefütterte Joppe ausgezogen, dem Prestl zum Kopfkissen. Und so saß sie nun halb entkleidet neben dem schlummernden Burschen da und schaute ihn an mit einem so liebesinnigen Blick, wie sie dem Wachenden wohl in ihrem Leben nicht zeigen möchte. Wie mag das hergegangen sein? —

Oben am Waldrande schritt der Jäger Mathias dahin, er hatte zwei Gewehre umgehangen. Die Netteldirn eilte ihm zu: „Jäger, da ist einer erschlagen!"

„Ich gehe ins Dorf und will den Arzt heraufschicken," sagte der Jäger, ohne näherzukommen, „'s wird eine Kugel aus dem Bein zu ziehen sein."

Da hat sich's das Mädchen wohl zusammengereimt. Der Jäger hat geschossen. Jäger schießen — das wußte sie von ihrem Oheim, der auch Jäger gewesen — nur auf Wildschützen, und zwar, wenn sie bedroht sind. Sollte der Prestl so einer sein! So schlecht, so wild?! — Wenn man glaubt, daß beim Weibe die Liebe zu einem Manne aufhört, wenn sie erfährt, daß er schlecht ist und wild, so ist man im Irrtum.

Als der Abend kam, lag der Prestl in der Kammer des Hollershofes, in der er am Morgen gelegen. So schwarz, wie in der Sonnenfrühe das Schattenkreuz auf ihm gelegen, so schwarz lag jetzt der Abend in der Kammer. Die Nettel war bei ihm, sonst niemand mehr, so voll Neugieriger auch das Haus gewesen, als sie ihn hereingetragen!

„Also nicht?" fragte der Bursche.

„Es ist keine Gefahr mehr," antwortete das Mädchen; „nur das Bluten hat dich so schwach gemacht, sagt der Bader."

„Mir wär's schon g'rad alles eins gewest. — Hättest mich fahren lassen!"

„Prestl!" sagte nun das Mädchen und faßte ihn fest bei der Hand ab. „Mit so Reden sollst dich nicht versündigen, jetzt, wo dich der Herrgott wieder aufgeweckt hat —"

„Zum Betteln gehen!" unterbrach sie der Bursche. „Heut' vormittags ist mich der Waldjodel angegangen, ich sollt' ihm was schenken. Morgen geh' ich ihn an."

„Das wirst nicht vonnöten haben," sagte die Nettel-dirn, „und jetzt will ich dir eins sagen; Prestl, jetzt kann ich's sagen, jetzt darf ich's sagen, was ich sonst nimmer gesagt hätt' und wenn du mich auch in Unehren verlassen hättest. Du mußt mich heiraten, Prestl!"

„Hi, hi, das ginge mir jetzt gerade noch ab," lachte der Bursche heiser.

„Das geht dir auch ab!" rief sie, „nicht meinetweg! Ich bin ein gesundes Mensch und mag arbeiten. Daß ich auf dich schau, daß ich dir verdien', was du brauchst — daß ich dich nicht verlass', geh', Narr, das versteht sich gleichwohl. Aber den Leuten wird's alleweil nicht recht sein und werden uns voneinander abbringen wollen. Desweg müssen wir zusammheiraten, daß sie uns beieinander lassen. Nachher schauen wir uns um ein kleines Stübel um, und ich geh' ins Tagwerk . . ."

Etliche Minuten lang lag nach diesen Worten des Mädchens der Prestl ganz still da und spürte an sich zwei Freiersfüße. Einer war durchschossen und mit Instrumenten zermartert, aber ein Freiersfuß war's denn doch. Der Bursche preßte ihr die Hand fester und sagte: „Heiraten!

Dirndl, das gescheiteste wird's eh sein." — Das gescheiteste war's freilich, und die frische Nettelbirne wußte recht gut, warum sie ihre ganze Lebenszeit und Kraft an diesen Burschen hing.

Nach sechs Wochen war's so weit, daß der Bräutigam leidlich humpeln konnte. Die Hochzeit war schlicht. Der einzige Aufputz war an der Kirchentür der alte Waldjodel, der auf einem Kirchhofstein hockte und der, als die Brautleute vorüberkamen, seine Pfeife aus dem runzeligen Gesichte zog und dem Paare den Vorschlag machte, es möge ihm was schenken.

Die Braut, die an diesem Tage ihr Lederbeutelchen ohnehin fortwährend in der Hand halten mußte, dachte: Warum denn nicht, so lang' was drinnen ist.

Ein „Vergelt's Gott!" sagte der alte Mann und mit diesem Spruch gingen sie in die Kirche. —

Die Familie Nagerl auf der Bergpartie.

Anfangs war die Bergpartie überaus heiter angegangen. Die Kinder pflückten Blumen, die Frauen suchten lustig plaudernd nach Pilzen, die sie in freier Hand auf dem kleinen Umweg über das Gebirge nach Hause tragen wollten. Die Herren kletterten auf Gefälle und losgerissenen Baumwurzeln herum und bewarfen sich mit dürren Fichtennadeln eines entvölkerten Ameisenhaufens. Solange der glatte, sachte ansteigende Waldweg dauerte, währte auch der Schabernack; als es steiler wurde, verscholl der übermütige Lärm, und als es noch steiler wurde, begannen etliche zu schnaufen und zu brummen, und als es ganz steil in einer Holzriese emporging, blieben sie stehen und sagten untereinander, sie wollen nicht der Narr sein und da hinauf krallen, ohne eigentlich zu wissen warum. Da täten sie die Berge lieber von unten ansehen, vom Jochwirtshaus, in welchem sie sich den Tag über häuslich niederlassen möchten. Des waren sie einig und das wollten sie tun.

Nur der Oberbuchhalter Nagerl, seine niedliche Frau und seine schlanken Töchter waren Bergfexen genug, um dem ebenen Mattenweg bis zum Jochwirtshause die steile Holzriese vorzuziehen, und so haben sie sich von der Gesellschaft unter guten Zurufen getrennt. Die Weibsleute des Herrn Nagerl hatten ihre Pilze unter einen Tannling gelegt, in der Absicht, auf der Rückkehr die vortrefflichen

Gewächse wieder mitzunehmen, und hatten dafür aus Geäst rauhe Bergstöcke gebrochen und derb in die Hand gefaßt. Der Oberbuchhalter gab den Befehl aus, daß beim Bergwärtsgehen kein Wort gesprochen werden dürfe und erläuterte unterwegs solange die Schädlichkeit des Sprechens beim Bergsteigen, bis er atemlos war und in solchem Zustande noch etwas gereizt die Frage herausstieß, was ihnen denn über die Leber gelaufen sei, daß sie so verschlossen und verdrossen hinter ihm einhersumpften?

Die Holzriese hatte sich endlich in drei Arme verzweigt und im Gefälle und Erlgebüsche verloren. Der Mann fand zwar, daß ein Weg auf die Bergspitze etwas ganz überflüssiges wäre, weil sie ohnehin nicht zu verfehlen sei, wenn der Mensch immer redlich aufwärts stiege. Die Frauen waren wohl auch dieser Meinung, doch wurden sie am Aufwärtssteigen immer wieder verhindert durch Spieße und Haken, mit denen das Gestrüpp sich an ihre Kleider festklettete. Besonders das Brombeergesträuch war zutunlich und legte der tugendhaften Mutter nicht minder, als den heranblühenden Töchtern geradezu Fallstricke! Sie hatten sich wohl vorgenommen, auf Bergtouren unter keiner Bedingung den Humor zu verlieren. Sie verloren ihn auch nicht, aber ihr kleines Nähzeug verlor die eine der Töchter, und ihren Taschenkamm die andere, und ihren Mann die Frau Mutter. Denn der Oberbuchhalter war voraus auf eine Höhung geeilt, um sich zurechtzuschauen. Da sah er, daß die Berge, Schluchten und Wege eigensinnig waren und sich den Angaben der Landkarte nur sehr unvollkommen fügen wollten. Die Hohe Viere, deren Gipfel ihr heutiges Ziel sein sollte, lag boshafterweise noch sehr weit drüben, verschanzt hinter ganz unrechtmäßig dastehenden Vorbergen.

Als die Frauen schnaufend nachkamen, fand es der Herr

Vater an der Zeit, einen kleinen Imbiß zu nehmen. Die Frau Mutter dachte auch ungefähr so, als sie jedoch ihr Handkörbchen durchsuchte, war das Paketlein mit Brot und Schinken — ebenfalls verloren. Darob wollte er seinen häuslichen Zorn hervorbrüllen, die Weibsleute aber lachten und meinten, wenn der Hunger denn schon einmal da sei, so solle man ihn nicht durch Ärger verscheuchen, sondern fleißig Blaubeeren und Erdbeeren suchen, die Gott für den Fall erschaffen habe, wenn unachtsame Frauenzimmer unterwegs das Brotpakel vertäten. Da mußte der Herr Vater doch beigeben und sie begannen nach altbekanntem Bibelbrauch im Schweiße ihres Angesichtes —

Die jüngere Tochter hatte ihn zuerst bemerkt, den rotbärtigen Halter mit dem schmierigen Seitenzegger.

Was er drin habe in seinem Sack?

„Etwas, das auswendig nit hängen bleibt."

Ob es was zu essen wäre?

„Das ist gewiß. Viehmehl."

Ob daherum nicht irgendwo ein Holzerhaus wäre, oder eine Almhütte, oder so was?

„Der Teuxel!" schalt der wüste Rotbart, „das sind ihrer wieder solche! So herrische Zodeln, die nix zu tun haben und alleweil nur so herumsteigen und die Tör' offen lassen, daß sich's Vieh verlauft! Die Sakra! Just gestern ist so ein Rudel dagewest, alle Zäun' aufreißen, alle Löcher offen lassen. Jetzt such' ich sie schon den ganzen Tag, meine zwei Kalben, die sich gewiß verlaufen haben bis in den Riffelgraben. Die Sakra, die! Überall, wo sie hinschmecken, tun's Schaden. Vorig Wochen ist's gewest, haben ihrer drei Herrische drunten auf dem Speierschlag Feuer g'macht, daß bald der ganz' Wald wär' brennend worden, wenn nit der heilige Florian einen Wolkenbruch hätt' niedergelassen.

Sakra sein's! Letzt' Jahr her hat auf der Speikalm so einer die Küh' ausdudelt — und kein' Schwaigerin geht sicher. Die Höllsakra, die Herrischen!"

Während dieser eindringlichen Rede hatte er mit dem schwammigen Filzhut ein ums andere Mal auf den Oberschenkel geschlagen, daß es nur so klatschte. Unserer Oberbuchhalters-Familie ward ganz lausig zumute, daß sie jetzt den für alle bösartigen Touristen aufgespeicherten Halterzorn so ganz allein über sich ergehen lassen mußten, und sie waren doch gar nicht bösartig, sie waren nur hungrig.

Darum tat der Herr Vater, als hätte er die schneidige Rede gar nicht verstanden und fragte nochmals überaus geschmeidig, ob da herum nicht irgendwo eine Leuthütte wäre?

„Hütten ist keine da," antwortete der Halter. „Aber das Scheidsteinhaus steht da drenten hinter dem Wald. Gehts nur überi, die werden's euch schon auch sagen. Sakra!"

Sprach's, pfottete talwärts und rief mit klingender Stimme die Namen seiner Kalben, die sich verlaufen hatten.

Der Oberbuchhalter sagte zu den Seinen: „Über uns soll keine Klage sein, wir werden niemand Schaden tun, wir werden zeigen, daß es auch unter den Herrischen noch anständige Leute gibt." — Als hernach unsere vierspannige Gesellschaft durch den Schachen war, sah sie hoch an der Lehne ein Gehöft. Unterwegs steilan fragte der Vater seine Ehegesponsin, wieviel Schinkenbrot sie eigentlich mitgehabt und verloren habe? Wieviel Uhr es etwa sein möchte? Warum sie an so einem Tag ihre Taschenuhr zu Hause gelassen? Ob der Kanarienvogel daheim in seinem Bauer wohl versorgt wäre mit Futter und Wasser? Als die Frau derlei Fragen schnaufend beantwortet, rief er ihr ebenso schnaufend zu: „daß die Weibsbilder aber den Mund schon einmal gar

nicht halten können! Schwatzen sollst nicht, beim Bergsteigen, sage ich!"

Endlich waren sie am Gehöft. Das lag breit und behäbig da, und weil sie weder sprechen durften noch konnten, so dachten sie sich ihr gottlob und daß sie doch endlich was würden zu essen bekommen. Die Tore der Stallungen und Scheunen standen offen, und auch die Haustür, zu sehen aber war kein lebendiges Federlein. Sie gingen in das luftige Vorgelaß, in die dumpfige Stube, dort setzten sie sich auf die Bank und hörten, daß es totenstill war, und sahen, daß niemand zu sehen war. Der Herr Vater ging zuerst im Hause herum, ging in den Ställen und Stadeln herum und suchte Leut'. Er fand niemand. Dann ging die Frau Mutter in die Küche, machte einen großen Kasten auf und fand Milch, Brot, Butter und Honig. Alsogleich wollten sie Hand anlegen, besonders die schlanken Töchter, da sprach aber — und sehr zur Unzeit — beim Herrn Vater das Gewissen drein.

Sie hatten sich gesagt, daß sie niemand Schaden tun wollten, und jetzt sollten sie da einen Raub ausführen? Sollten sich Sachen aneignen, ohne ein Recht darauf zu haben? Das darf platterdings nicht sein. — Die ältere Tochter aber tauchte ihren Zeigefinger in den Rahmtopf und leckte ihn ab. Die Frau Mutter verwies heftig, weil sich so was nicht schickt — ohne Löffel in die Töpfe zu greifen. Sie fand in der Tischlad' Eßzeug, und gerade, als ob sie daheim wäre am eigenen Herd, deckte sie den Tisch und trug die lockenden Sachen ordentlich auf. Der Herr Vater erging sich solange in schönen Moralbetrachtungen über mein und dein, bis er mit einer großen Schnitte Butterbrot seinen Mund zustopfte.

„Wir werden ja Geld dalassen! Einen ganzen Gulden!"

Mit diesem Vorsatz beschwichtigten sie ihre grübelnden Gemüter. Doch als der erste Heißhunger gestillt war, fand der Herr Vater, daß ein halber Gulden auch genug wäre.

„Reichlich genug!" rief die Frau Mutter, „auf der Alm wachsen solche Sachen ja soviel als umsonst. Wär' nicht schlecht, so ein Töpfel Milch und ein Laibel Brot um einen halben Gulden zu zahlen!" Mit großer Tapferkeit griffen sie zu, alle vier, und ausdauernd nährten sie sich.

„Es wird's tatsächlich auch ein Viertelgulden tun," meinte der Herr Vater und strich sich Honig auf ein zweites Stück Brot.

Die ältere Tochter fand, als sie gesättigt ihre roten Lippen mit einem Sacktüchlein abwischte: Wenn die Bäuerin bei ihrer Rückkehr einen Silberzwanziger vorfände auf dem Tisch, so würde sie höchlich überrascht und zufrieden sein.

Man dürfe diese Naturmenschen mit Geld nicht verderben, gab die Frau Mutter weise dazu, übrigens sei die Milch schon sauer, die Butter ranzig und das Brot schimmelig. Der Honigtopf könnte auch sauberer gehalten sein. Da vergehe einem schon der ganze Appetit — denn sie war ebenfalls bereits satt geworden.

Die jüngere Tochter warf das Bedenken auf: Wie, wenn jetzt plötzlich der Bauer käme! Der rohe Bauer mit dem großen Stock, und die fremde Sippe sähe, die sich mir nichts dir nichts häuslich eingerichtet und über den Vorrat hergemacht hatte! Wenn man in dieser schönen Gegend den Herrischen überhaupt nicht grün ist, so kann's wohl sein, daß sich da etwas Absonderliches zuträgt. Die Stube hatte so dunkle Winkel und Nägel an der Wand. Der große Ofen konnte einen Scheiterstoß und eine ganze Familie fassen. — Der jüngeren Tochter fielen allerlei unheimliche Geschichten ein.

In Erwägung von Möglichkeiten tat der Herr Vater doch einen halben Gulden aus seinem Ledertäschlein und legte ihn aufs Fensterbrett, damit im Falle einer plötzlichen Überraschung die Absicht redlicher Erstattung offen daliege. Durch das Fenster blickten die Töchter und sahen nichts Erquickliches. Vom Lärchenwald heran kamen zwei Männer. Der rotbärtige Halter und ein schwarzer Riesenkerl, der auf der Achsel ein Schock Heustangen trug. Sie sprachen sehr eifrig miteinander und schienen es eilig zu haben, das „herrische Gesindel" in den Bergen auszurotten. Unsere Familie wollte versuchen, ob durch die Hintertür noch zu entkommen wäre, da trat ein stämmiges Weib ein. Das hatte Rechen und Futtergabeln bei sich und einen großen Handkorb mit leerem Eßgeschirr. Die Bäuerin selber war's, man merkte es an der überlegsamen Gelassenheit, als sie die fremde Einsiedlung sah. Die Frau Oberbuchhalterin trat vor und sagte ganz anmutig: „Wenn das die Hausmutter ist, so wird sie sich was Schönes denken! Wie wir uns da eingenistet haben, als ob wir daheim wären!"

„So!" sagte die Bäuerin, dieweilen sie ihre Sachen ablegte, „das ist ja recht. Werdet wohl Platz haben in der Stuben."

„— und uns gleich was zu essen genommen haben. Wir waren hungrig zum Umfallen. Müsset schon verzeihen, daß wir's derweil gleich selber genommen haben."

„Seids doch so gescheit gewesen!" rief die Bäuerin heiter aus. „Wenn eins Hunger hat und kein Mensch im Haus ist, da muß man's freilich selber nehmen. Wir haben auf der Wiese geheuet, wird bald's Wetter umschlagen."

„Einerseits seid auch Ihr schuld, liebe Frau," sprang nun auch der Oberbuchhalter mit gemütlicher Betonung ein, „daß Ihr alles so offen laßt, wenn Ihr ins Heuen geht."

„Narren!“ lachte sie, „das ist wohl gut gewesen, wenn ihr etwas zu essen habt haben wollen. Den Kasten zusperren, das wär' schon gar zum Lachen! Dafür ist's ja da, daß es gegessen wird.“

„Wir haben allerdings dafür Geld hergelegt.“

„Was nit noch!“ rief die Bäuerin und stemmte ihre dicken Arme in die Seiten, so daß sie — wie die jüngere Tochter später dartat — aussah, wie ein großer Plutzer mit zwei Henkeln. „Zahlen wollt's das bissel Milch!“

„Wir haben auch Brot, Butter und Honig genommen.“

„Recht habts gehabt, 's ist ja da. Dafür ist's ja da. Geh', nehmen tu' ich nix dafür. Ein Vergeltsgott, wenn 's mir geben wollt's, den hat der Bauersmensch alleweil zu brauchen, daß ein anderes Jahr wieder was wachst. Tut's doch weiter essen, wenn's schmeckt, ich füll' noch nach. Die jungen Menscherln möchten gewiß noch ein' Honig! Aber freilich, dafür ist er ja da!“

Nun trat aber der Riesenkerl in die Stube. Er mußte sich in der Mitte fast einschnappen wie ein Taschenmesser, daß er durch die niedere Tür konnte. Auf dem klobigen Kopf hockte ein ganz schmächtiges Hütel, aus dem zu allen Seiten wild und üppig die schwarzen Haarwuchten hervorquollen. Das braune viereckige Gesicht war rasiert, denn es war zwei Tage vorher erst Samstag gewesen. Die Augen und der breite Mund waren eingekniffen und zeigten ein böses Vorhaben.

„Du, Vaterl,“ redete ihn die Bäuerin an, „hungrige Leutln hab'n mir kriegt, derweil mir auf der Wiesen g'wesen sein!“

Stand der Riesenkerl da und blickte finster auf die Gäst'. Dann schnob er zwei-, dreimal durch die Nase und sprach mit zarter Fistelstimme: „'s Essen soll ihna vergunnt sein.

Aber nachher solln's schau'n, daß 's weiterkummen und sollen die Tör' zumachen, daß sich 's Vieh nit wieder verlauft!" —

Das war alles.

Als unsere Touristenfamilie später draußen im Lärchenwald stand am gabelnden Weg, um zu beraten, ob man den Berg vollends besteigen oder umkehren solle, meinte die Frau Mutter: „Mir wär's schon bald lieber, wieder talwärts."

„Mutter," sagte darauf die jüngere Tochter, ganz leise sagte sie es: „Trachten wir, von diesem Bauernhause wegzukommen, 's ist gar nicht zu sagen, wie sehr ich mich schäme."

„Du, ich auch!" gab die andere Tochter bei. „Hätt's nimmer geglaubt, daß einen solche Leute so demütigen könnten."

Sagte die Frau zu ihrem Mann: „Du hättest doch einen ganzen Gulden aufs Fensterbrett sollen legen."

„Einen Dukaten, wenn ich mitgehabt hätte," rief der Oberbuchhalter begeistert aus, „das sind goldene Leute! Ich bitte euch, Kinder, macht allemal die Torschranken zu auf dem Land, laßt euch's gesagt sein. Man ist auf fremdem Eigentum. Wir Stadtleut' sollten einmal bedenken, ob es uns angenehm wäre, wenn unberufene Leute in unseren Gärten so herumspazieren täten. Man sollte sich immer vor Augen halten, daß auch anderer Rechte respektiert werden müssen. Lasset es euch gesagt sein, Kinder! Alles, was recht ist!"

Dieweilen der Herr Vater in würdiger Weise solche Moral entwickelte und die drei Weibsleute munter einer Amsel zuhörten, die im Walde sang, gingen sie durch eine Torschranke und — ließen sie offen.

Der zerschlagene Bräutigam.

Wütend war sie. Man hatte sie nie noch so gesehen, die gutmütige Person. Ihr Bruder, der Pfarrprovisor, meinte bei sich: Wenn der Zorn größer ist als die Liebe, um so besser, so wird sie's leichter verwinden.

„Jetzt geh' ich!" rief sie, raffte das kastanienbraune Umhängetuch zusammen und warf es sich unordentlich um die Schultern.

„Wohin willst du doch?" fragte sie der Pfarrer.

„Wohin denn sonst? Zu ihm."

„Zum Lehendorfer? Du? Und jetzt? — Marianna, das täte ich nicht an deiner Stelle. Ihm nachgehen, dem Lumpen."

„Ihm nachgehen! Na, Bruder, das hab' ich Gott sei Dank nicht vonnöten."

„Das meine ich auch. Mein liebes, feines Schwesterl, bekommst zehn für einen."

„Ich mag keinen! Gar keinen. Lauter schlechte, falsche Kanaillen!" Sie zitterte am ganzen Leib, ihre Wänglein waren fahl wie eine Kirchenmauer, ihre sonst so roten Lippen hatten die Farbe der Zähne, die sie zusammenbiß, daß es knackte. Aber das Auge! Zu diesen Augen loderten die Flammen heraus, wie zu den Fenstern eines Hauses, dessen Inneres in hellem Brande steht.

„Und doch willst du zu ihm?"

„Weil ich ihn züchtigen muß!“

„Gezüchtigt ist er ja schon.“

„Aber von mir nicht! — Wart', Bübel, die anderen haben dir ihre Meinung schon beigebracht. Jetzt sollst noch die meinige erfahren —“ Sie riß etwas vom Wandnagel.

„Was, die Hundspeitsche, Marianna?!“

Sie war schon zur Tür hinaus.

Der Pfarrer ging mit raschen Schritten die Stube auf und ab. — Diese Liebeshändel! Diese verdammten Liebeshändel! So haßerfüllt, so rachgierig! Und das heißt man Liebe. — Wie die Leute erzählen, bin ich ja nicht einen Augenblick sicher, auf den Versehgang zu müssen! Und ich werde in die Lage kommen, dem Manne, der meine arme Schwester hintergangen hat, die Sünden zu vergeben. Daß man solchen Gesellen die Hölle heiß macht, um dann doch wieder zu löschen, dazu fehlt gewöhnlich schon die Zeit. Schade um ihn. Was hilft's, wenn der Geselle sonst ein sogenannter anständiger Kerl ist, wenn ihm das Wichtigste fehlt. Bigamisten, wie die Hunde! Pfui Teufel!

Durch die hellen Fenster sah er draußen den Arzt vorübergehen.

Der Pfarrer riß den Flügel auf: „Guten Morgen, Herr Nachbar! Wie steht's?“

„Guten Morgen, Herr Pfarrer! Wir können läuten lassen.“

„Aber nein doch! Das ist ja schrecklich! Der hat's einmal hart gebüßt.“

„Gebe uns Gott allen ein so sanftes Ende. Nach so hohem Alter!“ sagte der greise Arzt.

„Sie meinen am Ende den alten Zinnstauber!“

„Er hat Feierabend gemacht.“

„Ich meinte aber doch den Adjunkten.“

„Aah, den Lehendorfer. Na, mit dem steht's allerdings schlimmer."

„Ich höre — ein Raufhandel. Die Leute reden allerhand."

„Der wird lange nicht mehr zum Nachbarsmädel gehen!"

„Hat auch wahrlich nichts bei ihm zu tun, der Lotter! Der Spitzbub', der — sackerment, jetzt hätt' ich bald geflucht."

„Die Beine haben sie ihm abgeschlagen — alle zwei," berichtete der Arzt. „Ihrer ein Schock Bauernburschen. Vor dem Fenster der Grillbaumerischen. Zuerst — heißt's — haben sie ihn gedroschen, nachher hat er mit dem Messer gestochen, alsdann hat er seine Fetten halt bekommen. Zerbrochen wie eine Kinderpuppe. — Mahlzeit, Herr Pfarrer!"

Na, prost Mahlzeit! Armes Dirndel. Jetzt hast einen Bräutigam, der nicht stehen kann. Richtig, du gehst ihn ja karabatschen. Dünkt mich also doch, daß du ihn noch behalten willst . . . So sprach der Pfarrer mit sich selber, weil der Arzt schon davon war.

Nach längerer Zeit wurde es zwölf Uhr. Auf dem Turm läutete die Glocke. Der Pfarrer stand am Fenster und betete das Ave Maria. Er konnte es heute nach Belieben wiederholen, ohne daß die Suppe kalt wurde. Denn sie stand noch gar nicht auf dem Tisch. In der Pfarrhofsküche brannte kein Feuer, und die junge Köchin war noch nicht zurückgekommen.

Sie war mit sehr raschen und fast mannbar großen Schritten hinaufgeeilt gegen das Haus des Gerbermeisters. Dort hatte der Mensch sein Zimmer. Auf der Gasse standen die Weibsleute still und schauten ihr boshaft nach. Sie hätte sie mit den Augen totstechen mögen. Den Blick etwa zu Boden schlagen! Just nicht! Mehr wert ist sie, wie die

anderen alle. Stolz macht das Unglück. — Die Peitsche ließ sie in der Luft schwirren über schnatternden Gänsen. So heiß war in ihr der Zorn, daß sie kein Herzweh spürte. — Sechs Wochen vorher hatten sie sich verlobt. Der Adjunkt erwartete eine Beförderung, dann wär's zum Heiraten gewesen. Ein so lieber Kerl! Und so falsch! So falsch! — Aber jetzt soll er's sehen! Sie wird ihn wegwerfen. Sie wird ihn mit ihrer Verachtung in den Abgrund werfen! Dann soll ihn nur die Grillbaumerische auflesen — diese Schlange! Diese Giftschlange! Lutschen! Diese — Gott, wenn sie nur heute all die Schmachworte zur Hand hätte, die diesem Beſt gebühren! Sie hat ihn verführt, anders ist's nicht! —

Als die Marianna in das Gerberhaus kam, mußte sie erst seinem Zimmer nachfragen. In der hofseitigen Stiege begegnete ihr ein altes, unsauberes Weib. Vor lauter Vergnügen über den Besuch zog es den Mund auseinander, daß man alle drei Spitzzähne sah. Sie war die Wärterin, wollte aber die beiden Leutchen jetzt bereitwillig allein lassen.

„Ist nicht notwendig!" rief das Mädel. Die Alte blieb aber doch heraußen. Die Tür ist ja ganz dünn.

Aus dem Hof grunzten die Schweine herauf. Aus einer Bretterkammer, die so weit offen stand, daß die Gesellen zu sehen waren, wie sie die Haare fetzenweise von den gebrühten Häuten schabten, kam ein widerlicher Geruch. Das Zimmer war dumpfig, das Fenster geschlossen, auf dem Bette lag ein junger Mann, dessen Beine wulstig in Tücher eingewunden waren, wie die Riesenfatschkinder. Soweit ein hübscher Mensch. Auf der feuchten Stirn klebten ein paar braune Locken. Ein Schnurrbärtel war da, aber ganz ungepflegt, die Haare kamen ihm zum Munde hinein, wenn er sprach.

Sie hatte gedacht, er würde sehr erschrecken, wenn sie nun auf einmal vor ihm stand. Nicht annähernd. Mit einem gutmütigen Blick schaute er sie an und hielt ihr die weißärmelige Hand entgegen.

Sie war ganz an der Tür stehengeblieben, verblüfft. „Ah, das ist gut!" sagte sie. „Wie freundlich er mich grüßt! Mir scheint, daß er gar nicht bös ist auf mich!" Der ganze Hohn, den sie vorläufig aufgebracht. Dann schleuderte sie das braune Tuch von sich, und das Unwetter brach los: „Du Schandfleck! Du Schandfleck! Recht geschieht dir! Alles hätten sie dir zerschlagen sollen! Die Händ' und den Schädel!"

Er antwortete nicht. Merkte jetzt, wo das hinaus wollte. Abzuleiten suchte er und verlangte heiser nach der alten Wärterin, daß sie ihm Wasser reiche.

„Ja, ich bitt' dich gar schön!" sagte die Marianna. „Ist denn deine Herzliebste nicht da? Daß sie dich pflegen könnt'. Weil du soviel für sie leiden mußt!" — Daß diese Worte in ihrer eigenen Brust wie Messer wühlten, wer merkte es ihr an?

„Marianna!" sprach endlich der Kranke. „Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Habe groß gefehlt. Aber soweit nicht, wie du meinst. Soweit hätt' ich mich nicht vergessen, nie und nimmer . . ."

„Lüg' nicht!" rief sie grell aus. „Umsonst schlägt man einen aus Eifersucht nicht zum Krüppel! Der du jetzt bist!"

Nach einigem Schweigen sagte er trotzig: „Wer hat's denn zu leiden, als ich selber! Wenn du mir so kommst! Wen geht's denn noch was an?"

„Wen's was angeht, fragst du," sprach sie ganz sänftig-tiglich. „Wem hast du dich denn versprochen, Hans? Am

Ostermontag. Weißt du noch? Wirst mir wohl treu sein? habe ich dich gefragt. Und du: Was denkst du von mir? Ein Mann, der sein Ehrenwort bricht! Seiner Braut Treu' versprechen, hast du gesagt, ist so gut ein Ehrenwort, wie jedes andere. Ein Schurke, wer's bricht! hast du gesagt. — Und heute nach sechs Wochen? Ich brauch' dich nicht zu nennen, wer du bist, du hast es schon selber getan."

Er richtete sich rasch mit dem Ellbogen auf und sagte scharf: „Kannst du mir was Schlechtes vorwerfen? Hast du's gesehen?"

Jetzt fuhr sie los: „Leugnen! Leugnen! Hautschlechter Lump, du! Weil ich es nicht gesehen hab', willst du mir's abstreiten. Das möchte eine saubere Ehe werden, wo du denkst: Wenn sie's nur nicht sieht! Wenn sie's nur nicht sieht! Wo hat denn die Treue zu stehen, vor oder hinter dem Rücken? Wofür heirate ich denn, als daß ich einen treuen Menschen hab'! Ich kann ledig bleiben auch. Bei meinem Bruder fehlt mir nichts. Und tausendmal lieber ein Dienstbot' aller Lebtag', als eine Ratsfrau sein — wenn du's mit deiner Treu' und Gewissenhaftigkeit soweit bringst — und alle Tag' betrogen werden hinter einer jeden Küchenschürze! Schandbub', du!"

„Marianna!"

„Mir graust vor dir! Ich kann's nicht sagen, welchen Abscheu! Zigeunerzodel, schlechter!"

„So laß mich doch reden!"

„Kannst sagen, was du willst, das Vertrauen ist hin. Kannst brav sein, wie du willst — wenn du's zusammenbringst. — Mir wird der Tag nimmer aus dem Kopf gehen: Er kann betrügen, er kann's! Schon in der ersten Brautzeit, wo sonst die Lieb' am größten ist, hat er dich betrogen. Ist zwar halbtot geprügelt worden, und das ganze Dorf hat's

erfahren. So wird er ein anderes Mal vorsichtiger sein und man hätt' den ausgemachten Spitzbuben im Haus, vor dem man sich selber zusperren muß, wenn man schon die Kisten und Kästen offen läßt!"

„Du Marianna!" Er wäre am liebsten aus dem Bett gesprungen, da krachten die Beine. Die Zähne biß er ineinander, auf der Stirn standen große Tropfen.

Sie schaute ihn einen Augenblick schweigend an.

Er sagte aus zusammengepreßter Kehle: „Und wenn ich mich vergangen hätte! Was du für ein steinhartes Herz hast! Jetzt, wo ich so verlassen bin — so verlassen..."

Sie war mit raschen Schritten durch das Stübchen gegangen, hin und her, hin und her. Zum Aufschreien war ihr vor Pein, die ihre eigenen Worte in ihr angerichtet hatten. — Und wie sie unten im Winkel stand, vom Bette fast fern, da wendete sie sich hin und sprach ruhig: „Also wenn du unschuldig bist, wie ist's denn zugegangen?"

Er ballte mit der Faust das Leintuch zusammen und sagte: „Mein Gott, wie ist es zugegangen! Der Chef feierte seinen Geburtstag. In der Nacht auf dem Heimweg bin ich lustig, und wie das Grillbaumerhaus kommt, fällt's mir ein, da schläft auch ein Mädel drin, das man foppen könnte. Und klopfe ans Fenster."

„Daß du aber das Fenster so genau gewußt hast!"

„Weil ich früher etlichemal mit den Burschen gasseln gegangen bin bei der Nacht. Der Gregelmaier hat sie gehabt, und wie es die jungen Leute schon treiben. Wir sind Wacht gestanden vor dem Haus und ist's mir halt eingefallen, wie ich in derselbigen Nacht am Fenster vorbeigeh'."

„Und sonst nichts? Aber — diese Unschuld! Zu rührend! Nur necken hast wollen am Fenster? Nur das? — Hans! Wenn ich dich jetzt bei deinem heiligen Ehrenwort

frag'! Du hältst ja soviel aufs Ehrenwort! Wenn ich dich frag', ob's wahr ist! — Schau mich an!"

Er schaute ihr ganz offen ins Gesicht, auf einmal aber zuckte er mit den Wimpern, als wäre ein grelles Licht. Dann blickte er wie hilfesuchend umher. Ganz stumm.

„Nun also! Heraus mit dem Ehrenwort!" Starr wie eine Bildsäule stand sie vor ihm. Er schob sich gegen die Wand um, verdeckte sein Gesicht mit der Hand und — weinte.

Sie ging wieder auf und ab. Die Peitsche hatte sie längst nicht mehr in der Hand. Das Fenster öffnete sie, um mit dem Taschentuch die Fliegen hinauszujagen. Der starke Geruch aus der Häutekammer drang herein, sie schloß wieder. Sie tat, als wollte sie aufräumen, warf Kleider und Bücher hin und her, aber alles nur, um ihre Bewegung zu unterdrücken. — Dieser schlechte Mensch, wie furchtbar arm er jetzt ist! Ein Krüppel, und so Schmerzen, und muß dahin liegen, und hat niemanden mehr . . .

Jetzt trat sie sachte, ganz sachte wieder an sein Lager, legte ihm die Hand leicht auf die Stirn und strich ein wenig das Haar zurück. Er schluchzte, daß die Achseln heftig auf und nieder stießen. — Vom Ehrenwort sagte sie nichts mehr. — Ganz jäh beugte sie sich über ihn nieder, riß seinen Kopf an ihre Brust, küßte seine Stirn, seine feuchten Wangen, seinen Mund so heftig, daß es ihr den Atem fast verschlug. Er ließ es bloß geschehen, dann, als sie müde geworden war, stöhnte er: „Ich bin deiner nicht wert . . ."

„In Gottes Namen!" stieß sie hervor. Ihre Stimme war heiser, halb gebrochen. Und nach einer Weile, da sie sich aufgerichtet hatte und ziemlich ruhig geworden war: „So kann's nicht bleiben, da. Du mußt eine ordentliche Wartung haben. Was sagt der Arzt?"

„Einen Verband hat er mir gemacht. Alle zwei sind ab."

„Ich will dir doch einen Beinbrucharzt kommen lassen."

„Unserer hat gute Hoffnung. Aber Geduld — sagt er."

„Ist dir die alte Wärterin recht? Sonst bestelle ich die Spital-Nandl. Weißt, die kann umgehen und ist lieb mit den Kranken. Ich werde täglich ein paarmal heraufschauen, ob dir was fehlt. Und bring' dir das Essen mit, wenn's dir recht ist. Aber schau, liegen wirst schlecht. Wart', ich schiebe dir die Kissen besser. Du kannst dich nicht bewegen?"

Er nickte nur so ein wenig.

„Tut's dir arg weh?" fragte sie in voller Innigkeit.

„Jetzt nicht mehr, Marianna, jetzt nicht mehr."

„Schau, du bist ja mein Hans!" Mit beiden Händen streichelte sie sein Gesicht. Feuchte Augen. Und so selig, so selig! — Das Mitleid war schier noch süßer, als die Liebe. Oder — war das erst die rechte Liebe? Seitdem sie ihm etwas zu verzeihen hatte! Jetzt erst hatte sie aus Freiem ihn angenommen, jetzt erst konnte sie sehen und zeigen, wie gut sie ihm ist. Und erst jetzt wußte sie es auch für sich, daß kein Zerstören des Bundes mehr möglich ist, daß ihr aller Schmerz und alles Glück von diesem einen Mann bestimmt sein muß.

„Was hast du denn? Aber was hast du denn, Hans?" fragte sie, lebhaft bestrebt, mit den Händen sein Haupt so zu rücken, daß er sie anblicken mußte. Er verdeckte immer wieder sein Gesicht. Dann murmelte er ein einziges Mal: „So viel schämen!"

Sie begann zu plaudern von allerhand heiteren Dingen, berührte aber die Ursache des Vorgefallenen mit keiner Silbe mehr. Da hob der Adjunkt plötzlich die Hand in die Luft und schnalzte mit den Fingern.

„Was heißt denn das?“ fragte sie.

„Weil ich jetzt anders nicht jauchzen kann!“ —

Gegen zwei Uhr nachmittags knisterte in der Pfarrhofküche das Feuer. Der Pfarrprovisor schlich zur Tür, um durch das Guckloch zu erfahren, ob es ihm auch schmecken werde, das Mittagsmahl. Sie schaffte fleißig und hatte ein hochgerötetes, munteres Gesicht.

Treues Bruderherz, freilich wird's dir schmecken!

Der breitdruckte Kriesel.

So oft behauptet wird, daß in einem gesunden Körper ein gesunder Geist, in einem schönen Leibe eine schöne Seele wohnen müsse, möchte man gerne beifügen, daß dann wohl auch in dem ungestalten Leib die ungestalte Seele daheim sein werde. Darauf will ich nun hinaus. Eine ungestalte Seele, wie ist, wie wird sie das? Oft durch den häßlichen Körper, dessen sie inne wird. Wer ganz für sich allein leben könnte, der allerdings würde die Häßlichkeit seines Körpers nie inne werden und selbst wenn er vier große Spiegel um sich stehen hätte. Wer aber unter wohlgestalten Leuten leben muß und er ist häßlich, der bekommt es durch Vergleich mit anderen zu sehen, zu hören und zu fühlen. Ein häßliches Kind wird nie soviel Liebe erfahren, als ein wohlgebildetes, es kann sich also in ihm die Liebe auch nicht sammeln und entfalten. Ein schielender Mensch, der uns nie gerade ins Gesicht blicken kann, hat für uns etwas Widerliches, wir trauen ihm Tücke und Falschheit zu. Ihm wird's also viel schwerer gemacht als anderen, auf geradem Wege etwas zu erreichen, er muß krumme Wege versuchen. Das Anmutige, das ihm abgeht, muß durch Schlauheit ersetzt werden; also erziehen die Leute in einem häßlichen Körper recht oft einen häßlichen Charakter. Daher kommt es auch, daß in einer Gestalt, die irgend etwas Komisches an sich hat, sich schwer ein ernster, würdevoller Mensch entwickeln kann. Der wenn auch nur harmlose

Spott, der ihn von der Schulbank an durchs Leben begleitet, macht einen solchen Menschen entweder verbittert oder ein wenig närrisch. Als Zielscheibe für Neckereien ein gutmütiger Geselle, der sich alles gefallen läßt, unter Ausnahme von zeitweiligen Wutausbrüchen seine Willenskraft verliert und durchaus ein komischer Kerl wird. Die Seele paßt sich allmählich dem Körper an, aber nicht aus ihm heraus, vielmehr durch Einwirkung von seiten seiner lieben Nächsten.

Ähnliches war wohl auch im „breitdruckten Kriesel" vor sich gegangen. Solcher war seines Zeichens ein Schuster, der seinen Beruf zwar sehr ernst nahm und der doch überall, wohin er kam, Lachen erregte. Freilich kam er über den Kreis roher und törichter Leute selten hinaus. Der Kriesel hatte nämlich eine etwas verunglückte Gesichtsbildung. Das Gesicht schien in sich zusammengedrückt zu sein, so ungefähr, wie es ein nichtswürdiger Hohlspiegel zu zeigen pflegt, der, eines verzerrten, schmalen, langen Gesichtes satt, im Handumdrehen ein breites, kurzes, grinsendes zeigt. Die Augen waren zusammengezwinkert, und die Nase wurde von Stirn und Mund so in die Enge getrieben, daß sie, anstatt behäbig niederwärts zu streben, sich wie ein beschränktes Knötlein kümmerlich behelfen mußte. Um was die Nase zu kurz, schien der Mund zu breit, und zwischen beiden war nur für ein ganz schmales, dünnes Schnurrbärtlein Raum. Die Stirn und der Kiefer waren so stattlich, fast wuchtig, daß es den Eindruck machte, als würde das Gesichtlein eben von diesen Massen so breit und platt gedrückt. Natürlich machten die Jugendgenossen Kriesels sich lustig über diesen Anblick und behaupteten, bei seiner Geburt habe Frau Meier sich unversehens auf seinen Kopf gesetzt, wodurch das Malheur geschehen sei. Der Junge

stand solchen Späßen hilflos gegenüber, oder vielmehr, er stand über den Gemeinheiten, denn er lächelte gutmütig, wenn ihm jemand sein „breitdrucktes Gesicht" ins Gesicht warf. Allmählich begann er sich auf dieses Gesicht beinahe etwas einzubilden, denn es machte ihn auffällig. Während andere seinesgleichen unbeachtet blieben, übten die Burschen an ihm ihren Witz. Und weil er sich alles gefallen ließ, so ließen sie ihn bei ihren Spielen und jugendlichen Unternehmungen mancher Art gern mittun, ja nützten ihn launig aus, und wo „Kösten aus dem Feuer zu holen waren", da schoben sie den Kriesel voran. Dafür durfte er aber auch mittrinken im Wirtshaus, und der Spott wurde durch manche kleine Guttat, die sie ihm erwiesen, wettgemacht. Allein durch diese besondere Behandlung, die er erfuhr, bildete sich allmählich auch die bescheidene Seele so aus, daß sie anders war als die der anderen, man wußte nur nicht recht, ob besser oder schlechter.

Wenn der Kriesel ein paar Schluck Wein getrunken hatte, da wurde er allemal weichmütig, redete davon, was er doch für ein armes Hascherl sei, ganz verlassen auf der Welt. Sein Vater sei in Bosnien mitsamt den Stiefeln ins Bett gestiegen, seine Mutter habe er ausgetrunken und der Schatz, den er liebe, möge ihn nicht, „wegen dem breitdruckten G'sicht". Solches war so zu verstehen, daß sein Vater bei der bosnischen Okkupation stehenden Fußes erschossen und dann mitsamt dem Gewand in die Grube geworfen worden war; daß er als Säugling seiner siechenden Mutter so lange Milch und Herzblut aus dem Leibe gesogen hatte, bis sie eines Tages verstarb, und endlich, daß die feine Schwickel-Tochter Anda statt des armen unansehnlichen Schusters den Dreihahn mit seinem stattlichen Hof zum Bräutigam erwählt hatte. Solange andere Burschen um die Anda sich

bemüht, war er unter ihnen und nahm den Wettkampf, wie es schien, mit Erfolg auf. Als das Dirndl sich aber zum reichen Bauern schlug, verließ ihn der Mut. Er schrieb ihr ein Briefel, er wünsche nichts, als daß sie es beim Dreihahn recht gut haben möchte, nur den Fingerring hätte er gern zurück, der sei ein Andenken von seiner Mutter. Denn er war schon so weit gekommen, daß er eines Abends am Gartenzaun ihr den Ring hatte anstecken dürfen. Sie hatte dabei den Finger hübsch gerade gehalten und es geduldet, als er den Gliedknorpel mit Speichel bestrich, damit das Ringlein leichter dran konnte. Er war im ganzen ja ein netter Junge, und der Einfalt und Blödheit, die sich manchmal an ihm zeigte, stand eine größere Gutmütigkeit zur Seite. Diese Gutmütigkeit war bei ihm ganz Natur, denn er hatte eigentlich gar keine Erziehung genossen, und wenn er aufwuchs wie das Tier, so war dieses Tier kein Bär, sondern ein Lamm.

Die Anda war mit dem Dreihahn schon das erstemal von der Kanzel aufgeboten, als sie den Ring des Schusterburschen immer noch an ihrem Finger trug. Der Dreihahn wollte ihn mit derbem Griff herabziehen, da schrie sie „au weh!" und sie wollte nur warten, bis der Knorpel abgelaufen sei, dann werde sie ihn schon selber vom Finger tun. Der „Knorpel" wurde aber eher dicker als dünner und es schien schon, sie würde sich den Ring müssen „herabfeilen" lassen, als sich etwas ganz Seltsames ereignete, das die Geschichte in einen unvorhergesehenen Lauf und den Kriesel in ein anderes Licht brachte.

Der Dreihahn hatte den Schuster Kriesel zu sich bedungen, daß er ihm die Bräutigamstiefel mache. Es mag das sauer sein für einen Schuster, seinem sieghaften Nebenbuhler die Hochzeitsschuhe zu nageln, und es mag das mehr

als einem Schuster schon passiert sein. Aber dagegen läßt sich nichts tun, als etwa ein paar Nagelspitzen durchstechen zu lassen, der in die Ferse oder in die Fußsohle sticht; dem Kriesel fiel das richtig ein, doch er tat nichts. Wenn ihn der Nagel sticht oder der Schuh drückt — so dachte der Junge — dann wird er grob, der Dreihahn ist ein wüster Mensch, und die Anda muß es büßen. Er machte also im Dreihahnhof gewissenhaft und geduldig seine Arbeit und pfiff beim Drahtziehen und beim „Zweckstechen" sogar unterschiedliche Liedlein, „Verlassen, verlassen" oder „Wenn ich mein Dirndel halſ', hupst mir das Herz im Leib." Er benahm sich dabei mit großer Bescheidenheit und Demut, während der Dreihahnbauer gern seine Körperkraft, seine vielerlei Wirksamkeit hervortat, seine Herrschaft über das große Gesinde und seinen Reichtum aufspielte, um zu zeigen, welch' ein Glück die Anda mit ihm mache, gegenüber anderen Freiern, die krüppelhaft und bettelhaft seien und dumme Gesichter hätten.

Nachdem die Bräutigamsstiefel fertig waren, sollte der Schuster auch noch die alten Schuhe des Gesindes flicken, was bei solchen Sterarbeiten stets mit unterläuft. Die Flicken dazu wurden aus noch älterem Schuhwerk genommen, das in irgendeinem Winkel des Hauses aufbewahrt ist und etwa noch brauchbare Sohlen und Überlederteile an sich hat. So führte der Dreihahn den Kriesel auf den Dachboden, um solches Schuhwerk zu suchen. Da sah nun der arme Schuster mit Freude und Wehmut einen Teil des Reichtums, in den die Anda sich hineinsetzen konnte. In den Dachkammern, durch die sie schritten, sah er eine Fülle aufgespeicherter Lebens- und Wirtschaftsmittel allerart. Da gab es große Lodenrollen, die wie Riesenwalzen übereinanderlagen. Dann aufgeschichtet mächtige Schafwollbündel, teils noch knollig und

ungereinigt, teils schon gekrempelt und geflockt. Da gab es Buschen von Leuchtspänen mit Strohbändern geraidelt für die nahenden Winterabende vorgerichtet. Da gab es Kuh-, Schweins- und Schafhäute, die noch ungegerbt, rindenartig getrocknet auf Stangen hingen. Da gab es eine Reihe irdener Töpflein, in welchen Kuhkäse trocknete, da gab es Flachsballen, Leinwandtruhen und Fässer mit gedörrten Zwetschken. Gleich daneben stand ein großer Korb voll schwellender Kaiserbirnen, wie sie eben aus dem Unterlande angekommen waren. Dann war ein Stoß von Strohschauben, fest gebunden und an den Köpfen glatt geschnitten, zum Neudecken des Daches vorbereitet. Darüber hingen auf Stangen geräucherte Schweinsschlägel und Würste; auch in längliche Stücke zerhacktes geräuchertes Kuhfleisch, dann drei Zoll dicke Speckfladen und an großen Eisenhaken Schmerleibe und Talgtöpfe. Soviel nur von dem, was dem Kriesel im Gesichte blieb; vieles andere sah er nicht in den halbdunkeln Bodenkammern, denn der Bauer schritt voraus und riet dem Schuster nur, sich an den Kübeln nicht zu stoßen, die neben den Stützbalken standen und hinter denen der Haufen von alten Schuhen lag, die zu durchstöbern sie eben heraufgestiegen. Diese Schuhe waren grau wie Mäuse, zusammengedorrt und so hart wie Horn. Sie hatten keine Riemen mehr in den Löchern, die Sohlen klafften vom Überleder los und dieses war teils so verschimmelt, daß der Schuster das alte Zeug mit dem Fuße beiseite stieß und sagte, davon wäre nichts zu brauchen. In Wahrheit dachte er jetzt überhaupt nicht an Schuhe, sondern an die kostbaren und guten Dinge, die ihn auf diesem Dachboden umgaben und die seine verwichene Anda mit dem protzigen Bauer genießen sollte. Geräucherten Schweinsschlägel hatte der Schuster schon lange nicht mehr gegessen, auch der Bratwürste

mit Sauerkraut erinnerte er sich nur dunkel, trotzdem lief ihm das Wasser schon im Munde zusammen. Doch, davon konnte keine Rede sein. Näher lagen schon die üppigen gelben Birnen, von denen der Schuster überlaut behauptete, sie müßten schon mehr als reif sein. Der Dreihahn nahm mit zwei Fingern eine am Stengel, hob sie sachte in die Luft, drehte sie um, guckte sie an und sagte: „Die werden noch alle Tage besser“ und legte sie wieder zu den anderen in den Korb. Der Kriesel wischte sich mit der rückwärtigen Handseite den Mund ab und dachte, so wird er warten bis sie ganz gut sind und dann wird er mir von den Kaiserbirnen welche zum Kosten geben.

Er arbeitete noch drei Tage im Hof, aber es kam weder eine der schönen Birnen zum Vorschein, noch eine Bratwurst, noch ein Schweinsschlägel, noch sonst etwas von jenen Vorräten. Es gab immer nur die gewohnte Schottensuppe, die Mehlnocken und die gesäuerten Rüben mit Einbrenne. Abends, wenn er in der halben Dämmerung ums Haus herumstrich und auf den jenseitigen Berghang hinüberschaute, gilbten dort im Abendlicht zwischen den dunkeln Fichten die Ahorne, es war ein Gelb zum Hineinbeißen, es war genau das gesättigte, süße Gelb der Kaiserbirnen auf dem Dachboden. Diese Birnen hatten es dem Kriesel angetan und die Anda nachgerade verdrängt aus seinem Herzen. Sie besetzten das hilflose, zuckende Ding ringsum, so daß man sagen konnte, jeder Herzschlag poche an eine Kaiserbirne. Und am Samstagabend, als er seine achteckige Zeugtruhe und den klappernden Leistenbündel über der Achsel seiner Berghütte zuging, dachte er an die Kaiserbirnen, und als er zum Abendbrot die beim Herdfeuerchen mühsam gebratenen Erdäpfel aß, dachte er an die schönen Birnen, aber statt ihres Honigsaftes hatte er im Mund nichts als den mehligen Erdapfel

mit halbverbrannten Krusten. Kein Verliebter kann ungesegneter schlafen, als es der Kriesel tat in derselben Nacht. Ja, er tat es wirklich den Verliebten nach, stand auf, zog sich an, steckte sich Kerze und Feuerzeug in den Sack und schlich durch den Wald und über die Felder hin, dem Dreihahnhofe zu. Am Vortage hatte er an der Hinterwand des Hauses eine Leiter lehnen gesehen zum Dach hinauf. Auch neue Dachlatten und Weidenbuschen lehnten an der Wand. Der Strohdecker hatte seine Arbeit vorbereitet, die in der nächsten Woche beginnen sollte. Wenn das alles so belassen war, dann — deuchte dem Schuster — wäre es keine Kunst, zur nachtschlafenden Stund' die Leiter hinanzusteigen, etliche Strohsetzen vom Dache loszureißen und bei dem Loche hineinzusteigen zu — den Kaiserbirnen. Zwar rasselte der Kettenhund aus dem Kobel und wollte anschlagen; als er aber den Kriesel erkannte, der das Tier die Woche über oft freundlich gestreichelt hatte, schwieg er und ließ den Nachtwandler passieren. Ein paar Minuten später war dieser im Dachboden, wo er einiges Poltern nicht vermeiden konnte, bis er die Kerze anzündete, sie in einen Schaub steckte, um aus seinem Taschentuch ein Säcklein zu formen und Birnen hineinzutun. Es hatten nicht ein halbes Dutzend drin Platz, so groß waren sie, er füllte auch noch die Rocktaschen und tat's ihm leid, nicht mehr unterbringen zu können. Ein paar Würste hätten just in der Hosentasche Raum und wenn auch noch der Schweinsschlägel unterzubringen wäre . . . Er sputete sich, um, einmal bei der Arbeit, an sich zu bringen, was das Zeug hielt. Da war ihm, als hätte er unter seinen Füßen im Hause ein Geräusch gehört. Mit der größten Gelenkigkeit, die ein Schuster entwickeln kann, kroch er durchs Loch und floh dahin, woher er gekommen.

Als der Kriesel mit seinen Schätzen durch den Wald hinaufging, fiel ihm etwas Komisches ein. Es fiel ihm ein, er sei ein Dieb, der gerade in ein Bauernhaus eingebrochen und dort Sachen entwendet hätte. Dummes Zeug! Ein Dieb. Da müßte er doch selber etwas davon wissen, müßte den Willen dazu gehabt haben. Er wollte doch um Gottes willen kein Dieb sein, hatte nur zum Scherz dem geizigen Bauern ein paar Birnen und ein paar Würste entlehnt, damit er sich morgen recht ärgern soll. Gelegentlich kann er es ihm ja auch sagen: Du Neidhammel, ein anderes Mal verwahr' deine Sachen besser, sonst stehlen dir das, was du einem armen Schuster nicht gönnst, die Schelme. — Aber die schöne Umschreibung half nichts, ein Uhu im Gebäume hub an zu schimpfen: Du Dieb! Du Dieb! — Der Kriesel stolperte über eine Wurzel, weil es ganz dunkel war. — Paß auf, Schuster, es wird bald licht werden! — Er stand still und horchte. Hatte nicht jemand gerufen: Es wird bald licht werden? — Lächerlich, es ist noch nicht Mitternacht. Er stieß an einen rauhen Baumstamm; nach dem Ungetüm dieses Baumes — er betastete ihn ringsum — schloß er, daß es die Dreifaltigkeit sei. Das war eine alte Drieseltanne, das heißt eine, die sich aus einem Grundstamm auf Manneshöhe in drei Stämme zweigt und deshalb auch die Dreifaltigkeit genannt war. Hier dachte er, es sei doch am besten, die Kerze anzuzünden, um durch den dichten Wald weiter zu kommen. Da durchfuhr es den Kriesel plötzlich wie heißes Eisen vom Scheitel bis zur Zehe. — Die Kerze! Die Kerze brennt ja im Dachboden auf dem Strohschaub und steckt in einer Stunde den Hof in Brand! — Einen Augenblick stand der Schuster starr, dann die nächste Regung: Fliehen, damit sie den Brandstifter nicht erwischen! Aber das kam nicht auf in ihm. Die Bündel warf er an den

Drieselbaum und lief stolpernd, so gut es gehen konnte, durch den Wald zurück, dem Dreihahnhofe zu, um die vergessene Kerze auszulöschen. Er dachte nichts als das eine, ob er noch früh genug kommen wird. An den Stämmen stieß er sich Beulen, ohne es zu merken. Endlich auf dem Feldrande — siehe, das Tal ist noch dunkel, dort liegt der Hof wie eine unförmige Masse. Die Leute sind gerade im ersten Schlaf, sie können jämmerlich verbrennen, alle, o heiliger Gott! Er läuft über die Felder, jeden Augenblick erwartend, daß die Lohe aufsteigen wird über den Dachgiebel. Endlich steht er am Gebäude, wo die Leiter lehnt. Aus der Dachlücke dringt kein Schein. Oder doch? Ist's nicht, als ob ein rötliches Räuchlein hervorsteige? Wie er über die Leiter gekommen, weiß er nicht, er ist im grell erleuchteten Dachraum, der Strohschaub steht in Flammen. Eine Kuhhaut reißt er von der Stange, wirft sie über den Schaub, und wirft sich selbst auf die Haut, um so das Feuer zu ersticken. „Wenn's muß sein, ich nehm's fürs Sterben." Im Hause haben sie es schon wahrgenommen und poltern von den Stuben und Kammern herauf mit Laternen. „Ein Dieb, ein Brandleger!" schreien die Knechte, dringen durch den Rauch heran und packen den Schuster. Die Flammen sind erstickt, doch wie der Dreihahnbauer herbeikommt in seiner weiten blädernden Nachthose und den Schuster sieht, da wird er wütend. Nicht sieht oder nicht achtet er die Brandwunden, die der Kriesel an den Händen und am Halse hat; an den Leib springt er ihm, setzt ihm die Knie an die Seiten, stößt ihm die Fäuste ins Gesicht: „Ich will dir dein breitdrucktes G'friß einmal auseinanderbügeln, du Rab'! Du hast mir Sachen gestohlen! Wo ist der Schweinsschlägel? Du Galgenstrick!" Der Schuster vermochte kaum seine Augen zu schützen und war noch froh, daß ihn ein Knecht an den

Beinen faßte und so die Stiegen hinabzog, wobei der Kopf an den Staffeln geklappert hat. Lieber war ihm das doch, als die schrecklichen Fäuste des Wüterichs, die ihm die Nase platt gestoßen, die Zähne eingeschlagen haben mußten, so überströmte das Blut sein Gesicht. Alles im Hause war auf und flatterte in Nachtgewändern umher, in der Küche brannte am Haken ein Leuchtspan, dorthin schleppte man den Schuster und tat, als wollte man ihn schlachten. — Das Haus hatte er anzünden wollen! Aus Eifersucht, weil der Dreihahn die Anda heiratet! Das war die Meinung im ganzen Hause. Als der Schuster, in den Herdwinkel hingeschleudert, diesen Vorwurf hörte, begann er sich zu verteidigen und erzählte in zerrissenen Worten den Hergang. In den Dachboden sei er eingestiegen, um einige Birnen zu nehmen, dann habe er auch Würste und den Schweinsschlägel mitgetragen. „Und hast Feuer gelegt, damit der Diebstahl nicht aufkommen soll!“ schrie der Dreihahn drein.

„Das ist nit wahr, das ist nit wahr!“ beteuerte der Kriesel und rang die Hände verzweifelt. „Nur meine Kerze habe ich vergessen. Und wie mir im Wald einfällt: sie brennt noch und kommt ins Stroh, bin ich eh gleich zurück! Und hab' das Feuer noch können derstiсken. Aber tut's mich nur einsperren, das verdien' ich.“ Dann ließ er die weiteren Püffe und Schläge ruhig geschehen, als wären sie ganz selbstverständlich und ballte selbst die Fäuste, um sich damit den Kopf zu zerschlagen, so zornig war er auf den Dieb, der in ihm steckte.

Am nächsten Tag beim Gericht ging's ernst her, aber dem Schuster war's, als sei er im Himmel, vergleichs der Mißhandlung im Dreihahnhof. Bei der Dreifaltigkeit waren die Bündel gefunden worden, das rettete ihn, denn es bewies ungefähr die Wahrheit seiner Aussage. Der Richter

sagte in wenigen Worten, was sich da ergeben: Der Andres Kriesel sei zwar ein kleines Dieblein aus Genäschigkeit, weiter gehe seine Verderbtheit nicht. Wo es um eine Feuersbrunst hergegangen, da habe er unbedenklich sein eigenes Leben in den Handel gesetzt. Er frage den Dreihahn, ob er dem Schuster die Dummheit nicht etwa nachsehen wolle, da ohnehin für jede Birne ein Nasenstieber und für den Schweinsschlägel ein ausgeschlagener Zahn in Rechnung komme. Doch der Bauer verlangte für seinen Brandstifter zehn Jahre Kerker.

Der Richter gab dem Schuster einen vierzehntägigen Kotter, und als der vorüber war, brach für den Kriesel eine andere Zeit an. Die Leute hatten den Fall viel bedacht und besprochen und nun erschien es ihnen so, als sei der arme Kriesel erwiesenermaßen ein besserer Mensch als manch anderer, der nie eine Birne gestohlen und auch nie seinen Leib aufs Feuer geworfen habe für das freilich von ihm gefährdete Gut eines andern. Und etliche meinten, daß die Roheit des reichen Dreihahnbauern viel schlimmer sei als die Dieberei des Schusters. Dieser Meinung war auch die Schwickel-Tochter Anda. Sie ließ dem Bauer sagen, er möge in seinen neuen Bräutigamstiefeln, wenn sie ihm überhaupt nicht zu schlecht wären, seiner Wege gehen, sie heirate nicht. Allerdings hat sie nichts davon verlauten lassen, daß sie den Andreas Kriesel heiraten würde. Soviel aber hat sie vor kurzem angedeutet, daß es ihr just keine Unmöglichkeit dünke, sich an sein „breitdrucktes" Gesicht zu gewöhnen.

Aber der Kriesel ist auf die Wanderschaft gegangen.

Eine mit Geld.

Der Junge, der Samuel, trieb's — er trieb die Ziegen auf die Weide und hütete sie.

Er suchte sich Himbeeren auf und Brombeeren, und aß, und war er satt, so pflückte er sie in einen Korb, und war der Korb voll, so aß er wieder, und war er das andere Mal satt, so legte er sich in den Schatten und schlief. Schlief und träumte von Roß und Reiter, oder von der Marianka, oder von seinem Vater mit den Silberlingen.

Diese Silberlinge!

Diese sollen noch von dem Dreißigjährigen Krieg hergerührt haben — vielleicht eines braven oder schlimmen Söldners Sold oder Raub; das Geld wechselt den Besitzer, aber es ist ihm niemals anzusehen, in wessen Händen es gewesen ist; und so weiß man auch von der Geschichte der Silberlinge nichts Rechtes. So viel steht fest: aus jener kriegerischen Zeit stammend, waren sie gewohnt, vergraben zu sein. Und so hielt sie der Sammel — der alte — denn begraben, nicht in einem ehernen Sarge, sondern in einer eisernen Wiege, denn nicht tot waren sie, sondern im Schlafe lagen sie und einer glorreichen Urständ schlummerten sie entgegen. Doch sollten sie — wie Kaiser Rotbart — so lange als möglich schlummern und nur zur Zeit der größten Not geweckt werden. Das war der für den alten Graben-Sammel

alleinseligmachende Glaube und diese Religion lehrte er auch seinen Sohn.

Und als der Alte starb, sagte er zum Jungen: „Mich — tust am besten — grabst ein, aber den Schatz — wenn du einmal auf ihn anstehst — grabst aus. Er liegt oben unter der Söllertann' vom Stamm gegen Sonnenaufgang fünf Schuh tief vergraben. Tu' ihn grüßen!"

Der junge Sammel tat's, legte den Vater in die Kühle und sah sich nach dem Schatz um. Es war in Richtigkeit, in einem eisernen Topf wohl verwahrt, verdeckt mit Stein, verklebt mit Harz, ruhten friedlich nebeneinander und übereinander die lieben Silberlinge, die Bildnisse jener Fürsten und Feldherren, die voreinst so mörderisch gegeneinander Krieg geführt hatten. Der junge Erbe dachte nicht sowohl daran, wer sie waren, sondern weit mehr daran, wie viele ihrer sein mochten im Topfe. Er zählte die Silberhäupter, so ehrwürdig alt, und wieder so jugendlich glatt und klingend. Es war eine große Heerschar; der junge Sammel hätte damit ohne Blutvergießen einen kleinen siegreichen Feldzug halten können. Aber er beschloß, den schweren Eisentopf wieder in die fünf Schuh tiefe Rast zu legen, und nach des Vaters Wort die Recken erst zu rufen zur Zeit der Not.

Er konnte demnach fröhlich die Ziegen weiden und sorglos unter dem Schatten ruhen — zuweilen sogar bei den Seinen in der Nähe der Söllertanne.

Unter ihr selbst aber nie — schon um keinen Verdacht zu erregen. Die Tanne stand nicht auf seinem, sondern auf des Söllerbauers Grund. Der Graben-Sammel hatte keine Scholle zu eigen. Doch war der Schatz unter der Tanne gut geschirmt, selbst wenn der Baum zusammenbrechen sollte, selbst wenn — kurz in allen Fällen. Der Boden war steinig

und unfruchtbar und nur von wilden Büschen bewachsen; da konnte es niemandem einfallen, zu pflanzen, zu ackern — und selbst in diesem Falle lag die eiserne Wiege so tief, daß sie nicht entdeckt werden konnte.

Es hätte sich alles fein geschlichtet — wäre nur die Marianka nicht gewesen.

In den ersten Jahren ging's ja noch. Da gesellte sich der Sammel — wollte er sich überhaupt gesellen — gern zum Förster, der oft durch den Wald kam und Verschiedenerlei zu erzählen wußte von Hirschen, Rehen und Raubvögeln. Je größer der Sammel wurde, je reizender beschrieb der Förster das Pürschen und je nachdrücklicher warnte er den Jungen vor dem Wildern. Das verdroß den Sammel, und er ging dem Jäger nicht mehr zu, er lag im Waldschatten und dachte an die Marianka.

„Was lobt er mir denn die Jägerei, wenn sie mir verboten ist! Bei der Marianka hat er nichts zu loben und nichts zu verbieten. Die Marianka, das ist *mein* Revier."

Die Marianka war die Tochter des roten Fok, eines Einwanderers aus dem Böhmerlande, der seit etlichen Jahren beim Söllerbauer wohnte, das Teichgraben, Pechsammeln und Branntweinbrennen betrieb, rote Haare, einen roten Bart, ein rotes Gesicht, einen roten Namen und eben auch die blühende Tochter Marianka hatte.

Die Marianka war beim Söllerbauer als Schafhalterin, und kam schon die Zeit heran, wo die Hirtin weniger sicher ging vor den Burschen, als die Schafe vor den Wölfen.

's war kein Wunder — bei meiner Treue! Wenn sie stand auf dem Hügel und Schelmenliedchen sang, oder wenn sie saß, gelehnt an einen Stein und sann und im Sinnen einschlummern wollte, da war sie wert, daß man sie lieb

hatte, da war sie wert, daß man sie herzte, und da war sie imstande, daß sie einem eine Ohrfeige gab.

Das war's ja! Wem's passiert ist, der denkt nicht gern daran, wem's nicht passiert ist, wie etwa dem Sammel, der denkt an's Mädchen im Walde, an sein Weilen bei ihr — aber spricht nicht gern davon.

Der Sammel und die Marianka — nun, ihr mögt euch's ja denken. Am liebsten hätte der Grabenbursch auch diesen Schatz vergraben — so eifersüchtig war er. Ihr erging es nicht besser, und wären wir jetzt mitten in der Liebesgeschichte.

Da sagte der rote Fok eines Tages zum Graben-Sammel: „Na, junger Kerl, willst sie nehmen, die Marianka?“

„Was gibst drauf?“ fragte der Bursche.

„Was ich drauf geb'? So groß ist deine Lieb'?“ begehrte der Fok auf. „Was ich d'rauf geb'? Nicht einen Knopf. Erstens hab' ich nichts, und hätt' ich was, so tät' ich's zweitens selber brauchen. Mein alles ist die Marianka, und was sie kostet, das muß sie wert sein.“

Schlich der Sammel davon. Aber nach etlichen Tagen erhielt der Fok durch den Schulknaben des Söllerbauers folgenden Brief:

„Lieber Fok!

Ich liebe die Marianka von Herzen und mit Schmerzen, und sie heiraten ist mein ernstlicher Willen, aber umsonst tue ich's nicht. Ein Weib, das Geld hat, bleibt lang' schön, hat mein Vater gesagt. Ich weiß keine, aber ich such' eine mit Geld; denn ich selber habe nichts. So lang', bis ich eine Rechte finde, werde ich die Marianka noch lieb haben. Dein aufrichtiger Sammel.“

So ein Brief da!

Aber der Fok war nicht einmal sehr überrascht. Er gewann Achtung vor dem Burschen. Was der Sammel wollte — war es nicht ganz ehrenwert? Die reichsten Leute tun's, Vernunftheirat nennen sie's. — Die Armen haben um so mehr Grund dazu. Eine mit Geld!

Anders ging's dem Liebhaber. Der war dem Schulbuben eine lange Strecke nachgelaufen, um ihm den Brief wieder abzunehmen. Der Knabe aber meinte, der Sammel wolle den Botenlohn wieder zurückhaben; er lief daher, was er konnte, um sich und den Botengroschen in Sicherheit und das Schreiben an den rechten Mann zu bringen. Der Grabenbursche war nun in Verzweiflung; denn plötzlich war ihm jetzt das — was man Herz nennt — rebellisch geworden und rief: Jetzt hast alles verdorben. Ist mir die Marianka hin, so lauf' ich dir auch davon, häng' du an meiner Statt den Geldbeutel in die Brust!

Den Geldbeutel? Die Silberlinge?

In einer Mondnacht ging der Sammel hinauf zur Söllertanne, grub den Topf aus, zählte die Münzen, ob er's denn wagen dürfe, mit ihnen den kostspieligen Ehestand anzutreten. Jammerschade wär's wohl um dieses schöne Geld! — Er grub es noch tiefer ein und murmelte: „Wird's wie der Will', ihr bleibt da drin liegen. — Ich hab' zwei Hände, sie hat zwei Hände, sind deren vier, der Mägen dieweilen nur zwei. Es dürft' gehen auch ohne Topf." —

Freilich hat er nicht bedacht, daß Tannenbäume Ohren haben können, insonderheit wenn Pechschaber sitzen im Geäste. Pechschaber, die in der Nacht schaben, weil es ihnen beim Tag nicht immer erlaubt ist.

Zur selbigen Zeit — er wurde gesehen — ging der

Jok einmal wie gewöhnlich mit seinem Pechsack aus — und hatte auch eine großmächtige Kraue bei sich.

Und der Sammel ließ es nun ein Weilchen anstehen, spähte aber an Sonntagen nach den Mädchen der Gegend aus. Die Wohlhabenden waren meist schon versprochen, weil die Mehrzahl der Burschen so liebt, wie der Sammel. Die Reichen waren hochmütig, weil die Mehrzahl der Mädchen so denkt wie die Burschen: Lieb' ohne Geld ist kein Schick auf der Welt. — Zudringlich und fügsam waren nur die Armen, die Häßlichen und die Alten. Die Marianka — die arme — wurde ganz blaß und tiefäugig vor Kränkung, und alle Gedankensünden, die sie am Osterfeste zu beichten hatte, betrafen den Grabenburschen.

Oft und oft ging sie hinaus in den finsteren Wald und hatte fromme Vorsätze auf die gute Meinung, daß ihr der liebe, verteufelte Sammel nicht sollte verloren gehen.

Der Sammel hütete stets seinen Schatz unter der Tanne.

Da sah er eines Tages im Frühling, wie der Söllerbauer auf seinen Feldern die ausgeackerten Steine sammeln und sie unter der Söllertanne zusammenführen ließ. — Da haben sie gut liegen, wenn sonst auch nichts will wachsen.

Bald war über den vergrabenen Silberlingen des Sammel ein breiter, hoher Steinhaufen geschichtet. Im ersten Augenblick entsetzte sich der junge Mann darüber, im zweiten dachte er: Was denn? Um so besser geschützt ist das Geld; und mir soll das ein Zeichen sein, daß ich einer Heirat wegen die schönen, alten Silbernen nicht heben werde.

Er litt Liebesnot, schien aber an das Freien nicht mehr zu denken.

Da kam eines Tages der Jok zu ihm: „Na, Bärenhäuter, hast denn keine Schneid' mehr? Willst die Marianka?"

„Zahlst die Hochzeit? Zahlst die Kinderschuh'?"

„Die Hochzeit, bei meiner Seel', die zahl' ich. Und die Kinder verliebter Leut' gehen barfuß. Aber — wenn du schon drauf anstehst — zubind' ich ihn nicht, den Geldbeutel, vor meiner Tochter! Ist auch nicht viel drin, etlich' Gulden des Jahrs — so lang mir der Herrgott die Gesundheit schenkt — etlich' Gulden fallen schon aus. Ein Hunderter zum Anfangen — was meinst?"

Ein Hunderter zum Anfangen, da kann man schon was meinen!

„Ist eine Red', Fok," sagte der Sammel, „ich pack' sie zusamm'!"

„Eine Red'!"

Ein Wort — ein Mann. Das Wort war für den Fok, der Mann für die Marianka.

Bald darauf wurde das Kirchentor bekränzt.

Am Tage nach der Hochzeit legte der Fok einen nagelneuen Hunderter auf den kleinen Tisch im Grabenhäuschen, dabei drückte er das eine Auge zu, so daß die Marianka sagte: „'s wird nicht der letzte sein, Sammel, so oft er ein Auge zutut, ist allemal was dahinter."

Da hat der Mann das Weib in Freuden umfangen. Mitunter ist die Liebe ein Feuer, in das man Silbergeld werfen muß, wenn es recht brennen soll.

Um dieselbe Zeit war's, daß sich der Fok das unfruchtbare Stück Boden an der Söllertanne erwarb, sich hart am Steinhaufen eine Hütte aufrichtete und eine kleine Branntweinbrennerei anlegte. Auf den nahen Wildflächen wuchsen so viele Vogel-, Heidel- und andere Beeren und allerlei wilde Baumfrüchte, aus denen der gescheite Fok mit seiner Retorte den guten Geist hervorzubeschwören verstand, der in ihnen stak.

Der Schwiegersohn wußte wieder nicht, sollte er sich

ärgern oder freuen darüber, daß der Alte seinen Silberschatz gewissermaßen in Belagerungszustand versetzt hatte, doch kam der Sammel auch hierin wieder folgendermaßen ins reine: Der Schatz ist sicher unter dem Steinhaufen, aber er ist noch sicherer, wenn neben dem Steinhaufen wer wohnt. Nur zu wissen braucht er nichts davon, mein lieber Schwiegervater, der Branntweinbrenner. — Der Sammel fürchtete nur eins: es könnte der Fok auf dem Steinhaufen einmal ein blaues Flämmlein sehen, oder ein geisterhaftes Winseln hören, wie derlei an Stellen, wo Geld vergraben liegt, gern vorkommt. Er fragte daher den Branntweinbrenner einmal: „Glaubt der Vater Fok an Geister?"

„Freilich," antwortete jener, „ich leb' ja davon."

„Und was denkt er über der Leut' Reden von vergrabenen Schätzen?"

„Narr!" rief der rote Fok, „wer wird denn seinen Schatz vergraben! Vor Zeiten hat man's getan; heutzutag braucht jeder den seinen im Haus."

Der Sammel war beruhigt. — Der Alte weiß nichts von seinen Silbernen in der Erde. — Er, der Sammel, kam zwar auch nicht zu ihnen, denn der Fok ist fast immer zu Weg und der Steinhaufen läßt sich heimlich nicht so leicht abtragen. — So mag das Geld ruhen bis auf spätere Zeiten. Der Graben-Sammel braucht's jetzt ja nicht; er verdient sich, sie verdient sich und jedes Jahr kriegen sie ein Sümmchen vom Schwiegervater.

's eine prächtige Ehe. Ein paar Kindlein rücken an, sie brauchen nicht barfuß zu gehen. So lieb ist's, wenn sie mit ihrer Mutter aufs Feld trappeln, und sie weist ihnen die Frucht, die aus der Erde heraufsteigt, wo sie vor Monaten begraben worden war. Des Sonntags, wenn das Ehepaar in die Kirche geht, sieht es ganz stattlich aus

und der Pfarrer stellt es als Muster allen Eheleuten auf. Zu einem guten Teil war es wohl der jährliche Geldbetrag, der das Glück ins Grabenhäusel brachte. Die Leutchen arbeiteten und sparten, so wie es der Sammel gewohnt war und die Marianka gelernt hatte, und wäre das insoweit eine ganz moralische Erzählung.

Im neunten Jahre ihrer Ehe sagte der Sammel einmal zu seinem Weibe: „Was ich ein Narr war, daß ich dich ohne Geld nicht hab' nehmen wollen! Du bist mein lieber Schatz und einmal will ich dir noch eine Freude machen. Marianka, ich habe ein Geheimnis — noch von meiner Junggesellenschaft her."

Die Marianka erschrak. Aus seiner Junggesellenschaft? Das kann was Sauberes sein. —

Der Fok war betagt geworden. Stundenlang saß er auf dem Steinhaufen und sein rotes Haar wurde fahl, und seine Wangen waren noch rot, wenn die Enkelkinder spielten am Steinhaufen zu seinen Füßen.

„Ihr Kinder," sagte er einmal, „was wirds sein, wenn euer Ähndl (Großvater) nicht mehr dasitzt auf der Wacht, wenn euer Vater die Steine auseinanderwirft?"

Einige Tage nachher war er gestorben. — Und von dieser Zeit an blieb das Jahrgeld aus. Der Fok hatte nichts hinterlassen, als die Bretterhütte, die schlichte Schnapsbrennerstätte und ein paar alte Plutzer.

Da dachte der Sammel: Wie gut es ist, wenn man sein Erspartes hat! Jetzt will ich meinem braven Weibe die Freude machen.

Und eines Abends nahm er den Spaten und den Korb und sagte zu ihr: „Also jetzt geh' ich!"

„Wo willst denn heut noch hin?"

Da war er schon davon. In der Vollmondnacht ging er zur Söllertann', warf den Steinhaufen auseinander, grub die Erde auf — sie lag nicht allzu fest. Bald war's erreicht. Der Eisentopf fand sich gut verwahrt und mit Harz verklebt, aber als ihn der Sammel hob, war er schreckhaft leicht. Mit wilder Hand riß er den Deckel herab, und siehe — siehe — alles Silber war dahin.

Hingegen aber!

Hingegen lagen im Topfe nagelneue Banknoten — nagelneue, die erst vor wenigen Monaten in Umlauf gekommen waren. — Und als sie der Sammel in wirrer Aufregung zählte und wieder zählte, da gaben sie eine höhere Summe, als jene des Silbers gewesen war. Und tief unten auf dem Boden des Topfes lag ein beschriebener Zettel:

„Mußt mir schon verzeihen, Schwiegersohn, daß ich von den Jahreszinsen Deines eigenen Geldes die Aussteuer meiner Tochter bestritten habe. Ich selbst bin arm wie ein Maulwurf, und Euch zwei hätte ich doch gern glücklich gesehen. Ganz sind die Zinsen darauf nicht hingegangen, den Rest lege ich hier in den Topf zum Kapital, das durch den Austausch des Silbers ums Papier selbst eine größere Ziffer bekommen hat. Du wirst ja gewiß gleich nach meinem Verscheiden kommen und nachschauen bei deinem Geld. Der Topf ist neun Jahre lang leer gewesen. Ich hätte anstatt der Banknoten jetzt auch das Sparkassebüchel hineinlegen können, aber Du weißt etwan gar nicht, was das ist, und hättest es im Zorne können vertilgen. — Schwiegersohn, treib's fort, wie ich's getrieben habe, laß' das Geld wachsen, es arbeitet für Dich und Deine Kinder, und sei nicht übel auf den alten Fok, der es gut mit Euch gemeint hat."

„O, du alter, siebendoppelter Fuchs! Hast du mich aber was zum Narren gehalten!" brummte der Sammel,

und in demselben Atem: „Na, vergelt' dir's Gott, vergelt' dir's Gott!"

Das Loch warf er mit Steinen voll; die Banknoten trug er heim zu seinem Weibe: „Siehst du, daß ich mein Erspartes hab'!"

„Mar and Josef, wieso denn?!"

„Verliehen war's!" —

Wer heute freien mag, ich rate ihm des Graben-Sammels älteste Tochter an, eine Brave, Saubere. Die hat ihr Geld in der Sparkasse, im Topf aber das Huhn.

Der verunglückte Maler.

Selbstbekenntnis eines Bekannten.

Mein Name ist Waldemar. Akademischer Maler. Will also erzählen, wie ich gestorben bin und ehrenvoll begraben wurde. Zu aller Nutz und Frommen, damit man weiß, wie man das macht und wie es bekommt.

Ich bin einer jener Künstler, deren Bedeutung nicht gewürdigt wird, so lange sie leben, die verkannt werden so lange, bis sich über sie geschlossen hat der Hügel, auf dem man nachher Denkmäler setzt und endlich in immer steigender Begeisterung die Grube aufwühlt, um die Überreste in ein Ehrengrab des Zentralfriedhofes zu übertragen. Das ist alles recht schön und erbaulich für die Lebendigen, dabei Wirkenden, im Ruhmesglanze des Toten Schillernden wie Eintagsfliegen, auf die ein Sonnenstrahl fällt. Der Tote selbst hat nichts davon, und ob sie jetzt seine Knochen feierlich heben oder die eines vorweltlichen Mammuts, das ist ihm vollkommen gleichgültig. Ich will mich aber so nicht abtun lassen, ich will auch etwas wissen und haben von den Ehren, die sie nach meinem Tode mir antun werden, wenigstens — das ist ohnehin nicht viel — ein paar Nekrologe über mich in den Zeitungen lesen. Ich will sterben, damit ich's erlebe, daß man mich lobt, daß man meine Bilder kauft und daß ich womöglich in das Lexikon bedeutender Künstler komme.

Solcher Gedanken trächtig — sie waren aber, wie sich's

nachher zeigte, nicht folgerichtig ausgearbeitet —, wanderte ich eines Julimorgens durch das Gebirgstal. Den Touristensack auf dem Rücken, den Bergstock in der Hand und einen Strauß auf dem Hut, das war meine ganze Ausstattung für die Hochtour auf den Zink. Meine Bekannten hatten mich gewarnt, weil sie wohl wußten, daß ich gebirgsunkundig bin, hatten mir allerhand praktische Ratschläge wegen Ausrüstung und Führer erteilt, ich aber hatte Warnung und Rat lustig in den Wind geschlagen und die Überzeugung ausgesprochen, daß man um so leichter wandere und klettere, je weniger Anhängsel man sich auf- und angeladen. Noch hatte ich aus meiner Kehle helle Bergwanderlust klingen lassen und so war ich unter Kopfschütteln der Freunde davongegangen.

Als ich an der rauschenden Miesling in dem kühlen Schatten der Felsschlucht dahinschritt, wo ich zwei Hirten begegnete, ward mir fast feierlich zumute wegen meines Todesganges, und daß ich hier vielleicht das letztemal lebendig gesehen würde. Ich erkundigte mich bei den Hirten um den Aufstieg durch die Schrame. Sie mißrieten entschieden, diesen Weg zu nehmen, ich antwortete, daß ich schon schlimmere Wege gemacht und wanderte munter pfeifend fürbaß.

Gegen Mittag war ich dort, wo aus dem grünen Bergstock die starren Felsen aufsteigen. Ich setzte mich auf den Rasen, Kohlröschen dufteten, ich schaute hinaus in das höhenrauchschimmernde Land und genoß etwas von meinem Brote, aber sehr wenig von der landschaftlichen Schönheit, die mir unter sotanem Vorhaben ziemlich gleichgültig war. Dann begann ich an den Felsen hinzustreichen, ohne aber das Ansteigen zu versuchen. Ich kam in eine enge Kluft und prüfte sie, ob sie etwa zum Verunglücken geeignet wäre. Sie erwies sich als zu einfältig, weil sehr viel guter Wille dazu gehörte, um in dieselbe hineinzufallen. So mußte

ich doch hinan, gab aber acht, daß aus dem Vorwitz nicht etwa Ernst würde. In einer Runse ohne Weg und Steg ging's langsam anwärts, ich vergaß nicht, dort und da ein Stückchen Papier zu verstreuen und im Sande die Fußstapfen einzudrücken. Der Bergstock klang im Gestein, und ich sah mir die Wände an, daraufhin, an welcher ein Marterlein am besten stehen würde. Also kam ich wohlbehalten auf einen scharfen Felsvorsprung mit schöner Aussicht über die Bergzacken der Umgebung. Hübsche Motive für Landschaftsbilder, was gingen sie mich, den Historiker, an! Der Felsvorsprung tat's auch nicht, seine Nase stand viel zu absichtlich hinaus in die Lüfte, das wäre eher etwas für einen Selbstmord, aber nichts zum Verunglücken. Einen Selbstmord zu begehen, lag mir jungem, lebenslustigem, strebsamem Künstler ferne, ich mußte in der Blüte meiner Jahre als bedauernswertes Opfer des unseligen Touristensportes verunglücken.

Nachdem ich eine Weile in den Felsen umgeirrt war, ohne auch nur auf einen Augenblick die Möglichkeit des Rückweges aus den Augen zu lassen — denn damit war es mir furchtbar Ernst — fand ich endlich eine Stelle, die mir geeignet schien. Es war ein schauerliches Gewände, das in wilder Zerrissenheit niederstürzte in die Schatten der Tiefe, man konnte sich — besonders bei Nacht und Nebel — beim Abstieg vom Zink sehr leicht hier versteigen und in einen der unzugänglichen Schründe hinabstürzen, von keines Menschen Auge mehr gesehen. Auch kreisten da unten um die Zacken schon ein paar Geier. Die Stelle war überaus malerisch und eines großen Unglückes durchaus würdig.

Ich warf meinen Hut und meinen Bergstock hin und kletterte mit großer Vorsicht zurück an einen sicheren Platz. Dort zog ich aus meinem Rucksack einen braunen Rock und

ein leichtes Hütchen und schließlich auch ein Rasierzeug, womit ich mir meinen langen Vollbart wegschnitt. Dann setzte ich mir Brillen auf, die aus Fensterglas waren, damit sie mein gesundes Auge nicht beeinträchtigen konnten, kleidete mich um und verbarg die abgelegten Dinge auf das sorgfältigste in einer Felsenkluft, die ich dann mit Steinen und Schutt zuwarf.

Nun war es geschehen und ich eilte behendig niederwärts. Gegen Abend war ich wieder in den Waldbergen, wo ich, Hütten und Menschen möglichst ausweichend, die halbe Nacht lang fortging, bis ich, stundenweit vom Zink, in ein breites Tal kam.

Am nächsten Morgen untersuchte ich nochmals meine Erscheinung, ob an ihr wohl nichts Touristisches mehr sei. Anstatt des Rucksackes hing an meiner Seite ein zierliches Reisetäschchen, anstatt des Bergstockes schnitt ich mir einen schlanken Haselstab. In aller Weise entstellt, aber dann frisch gebürstet, gewaschen und gekämmt, wie neugeboren, so munter kehrte ich in ein großes Dorfwirtshaus ein und nahm eine Stube für längere Zeit. Ein Professor aus Wien, der in der Gegend botanisieren will und nebenbei auch in dem Gestein gern umherklopft mit seinem Hämmerl. Das Zimmer ward aber erst aufgenommen, als ich mich überzeugt hatte, daß in dem Wirtshause ein Tagesjournal auflag, denn von nun an wollte ich ja meine weiteren Schicksale in der Zeitung lesen.

Die Tage vergingen langsam. Ich blieb die meiste Zeit auf meiner Stube oder strich in Wald und Tal umher, den Leuten lieber ausweichend als nahend. Das Wetter war sehr schön, die Natur sehr frisch, aber das verfing bei mir jetzt nicht; war es doch ein Abgeschiedener, der da wandelte. Gegen Abend kam die Post in mein Wirtshaus, und

ich haschte nach der Zeitung. Nationalitätenhader in Böhmen. Handelsinteressen im Osten. Verstaatlichung von Eisenbahnen. Schadenfeuer. Schulvereinsfeste. Radfahrerklubs. Sklavenkongreß. Delegation. Sängerfeste. Ausgleichsverhandlungen. Katzenmusiken. Turnvereine. Orientfrage. Fleischergenossenschaftliches. Strike. Liedertafeln. Klerikalismus in Belgien. Theater. Deutscher Sprachreinigungsverein. Realitätenverkehr. Kriegsrüstungen. Studentenkrawalle. Inserate — unendliche Wüste von Inseraten — das war langweilig. Es verging der vierte Tag ohne Unglücksfall im Hochgebirge. Es kam der fünfte Tag, und ich ging ihnen immer noch nicht ab. Am sechsten Tage stand unter den Tagesnachrichten zwischen einer „Klauenseuche“ und der „Auslosung von Geschworenen“ folgende kleine Notiz:

„Abgängig ist seit einigen Tagen der Maler Hans Waldemar. Er unternahm am vorigen Dienstag angeblich eine Tour auf den hohen Zink und ist bisher nicht in seine Wohnung zurückgekehrt.“

Das war alles. Der Ausdruck „angeblich“ rauchte mir in die Nase. Das war ja gerade, als ob man sich an meinen Angaben zu zweifeln erlaubte! Na wartet. Ihr sollt mich noch lange nicht in meiner Wohnung sehen!

Am nächsten Tage, er war regnerisch und stürmisch, ging ich doch im Walde um. Als ich des Abends ins Wirtshaus zurückkehrte, saß in der Gaststube der Wirt, und die Zeitung in der Hand brummte er über das leichtsinnige Touristenvolk.

„Abgestürzt ist wieder einer!“ rief er mir zu. „Vom Zink.“

„Wer denn?“ fragte ich.

„Ein Maler, oder so etwas. Warten Sie, wie heißt er denn nur? Waldemor oder Waldmar oder Waldnarr

oder wie. Ist auch ganz gleichgültig. Ein dummer Mensch war's auf jeden Fall, der allein, ohne mit dem Gebirge vertraut zu sein, auf den Zink steigen wollte."

Na, das war nun eine etwas wegwerfende Behandlung.

„Lassen Sie doch sehen," sagte ich und nahm ihm das Zeitungsblatt aus der Hand.

„Wieder ein Opfer touristischen Leichtsinns. Der Maler Waldemar, von dessen Abgängigkeit wir gestern berichteten, ist aller Wahrscheinlichkeit nach am hohen Zink verunglückt. Trotz wiederholter Warnung seiner Freunde unternahm er vor einer Woche ohne Führer und ohne mit dem Gebirge vertraut zu sein, eine Tour auf den Zink. In der Schollerschlucht ward er von zwei Sennern gesehen, bei denen er sich nach dem Aufstieg durch die Schrame, bekanntlich der bedenklichste Aufstieg, erkundigte. Auch die Alpler warnten ihn, ohne daß er darauf achtete. Vor zwei Tagen wurde die Bezirkshauptmannschaft zu Braßbach verständigt, welche sechs Holzarbeiter und mehrere Gemsjäger aufbot, um den Vermißten zu suchen. Bis zur Stunde ist keine Spur von ihm entdeckt worden. Der Vermißte ist von mittelgroßer Statur, trägt graue Kleider nach städtischem Schnitt und einen rotblonden Vollbart."

Ich schüttelte den Kopf und dachte: Das geht etwas träge voran. Und nicht ein einziges Wort von dem „großen Verlust, den — im Falle das Schlimmste sich bewahrheiten sollte — die Kunst erleidet!" — Ich fand, daß unsere Berichterstattung noch durchaus unzulänglich ist.

Die nächste Nummer brachte über den vermißten Maler nichts, hingegen die übernächste im Beiblatte einen längeren Bericht:

„Der Maler Hans Waldemar ist ohne Zweifel tot. Zwar konnte bisher seine Leiche nicht aufgefunden werden;

an der Donnerswand aber fand ein Jäger Hut und Stock, die als dem Vermißten gehörig erkannt worden sind. Fast mit Sicherheit ist anzunehmen, daß Waldemar die hundert Meter hohe, beinahe senkrechte Wand hinabgestürzt ist. Mehrere Mann sind beständig auf der Suche nach dem Leichnam, unter anderen auch Herr Leupert, unser geschätzter Operntenor, der als Freund des Verunglückten die Gegend rastlos durchstöbert."

„Bravo, Leupert!" rief ich aus. Aha, jetzt kommt die Biographie.

„Hans Waldemar," fuhr die Zeitung fort, „wurde geboren 1861 zu Wien als der Sohn eines kleinen Beamten. Er studierte Gymnasium, später Realschule, kam dann als Hofmeister ins Haus des Grafen C., wo er ein halbes Jahr verblieb. Nach absolviertem Militärdienst ging er zum Theater, wo er in L. als Kostümzeichner und Dekorationsmaler tätig war. Auch das behagte ihm nicht lange, und er versuchte es mit der historischen Malerei, mit welcher er übrigens kein Glück hatte, während einige Porträts von ihm bei der vorletzten Kunstausstellung nicht unbeachtet blieben. Waldemar war ein etwas überspannter Kopf, bei welchem in Anbetracht der künstlerischen Mißerfolge auch ein Selbstmord nicht ganz ausgeschlossen ist."

Ich muß gestehen, daß diese Lektüre mich nicht gerade erbaute. Soll das der ganze Nekrolog sein? War das Gewäsch eines so tragischen Unglücksfalles wert? — Ach, die Welt ist herzlos. Aber von dem Leupert ist das wirklich nett. Er war immer ein guter Junge. — Was nützt mir das! — Mir schwant etwas. Gibt's schon keinen verunglückten Touristen, so gibt's doch einen verunglückten Maler. — Ich schleuderte den Wisch aus der Hand und ging mißmutig auf meine Stube. Dort überlegte ich, was nun zu tun sei.

Wenn ich jetzt wieder hervorkrieche, wie läßt sich mein Ausbleiben begründen? Das Liegenlassen von Hut und Stock im Gebirge und vor allem der weggeschnittene Vollbart? Es ist ja nicht zu leugnen, daß ich absichtlich irreführen wollte. Was kann mein Los sein, als unauslöschlicher Spott oder gar Arrest wegen Irreführung der Behörden! — Wie es jetzt steht, nach allen Seiten hin schlimm, wäre es wirklich schon das beste, die Zeitungsberichte wahr zu machen. — So sehr kam ich in die Desperation, aber zu einem Entschluß kam ich nicht, sondern blieb einstweilen noch im Dorfwirtshause, wo man natürlich nicht ahnen konnte, daß ich der tote Maler sei, und wo man auch gar nicht weiter über den Vorfall sprach. Meinen Nekrolog fand ich sehr bald an einem stillen Orte. O traurige Unsterblichkeit!

Ein nächstes Zeitungsblatt enthielt folgende Notiz:

„Gestern wurde in der Pfarrkirche zu Mariahilf für den verunglückten Maler Waldemar ein Totengottesdienst abgehalten, welchen eine Verwandte des Verstorbenen veranstaltet hatte.“

Bei dieser Nachricht ging es mir kalt über den Rücken. Ein Totengeläute und Requiem, schwarzes Meßgewand und Totenschädel! Und der Abgeschiedene sitzt wohlbehalten in einem Wirtshause und hört der Sache von der Ferne ruhig zu! Ist das nicht die größte Frevelhaftigkeit? Und meine gute Tante Natalie, meine einzige Verwandte, der ich nie etwas Gutes getan, die ich sogar oft betrübt, gedenkt meiner. — Hans, jetzt zeigt sich's, du bist ein niederträchtiger Kerl! Am besten dürfte es sein, wenn du davonläufst in ein fremdes Land und deinen heutigen Leumund, der noch viel zu gut ist, nicht zerstörest. Vielleicht läßt Tante Natalie auch noch ein gußeisernes Kreuz setzen, auf dem dein Name in Goldbuchstaben glänzt.

Das Fortlaufen in ein fremdes Land wollte mir aber der Geldsack nicht gestatten, und eigentlich auch das Dableiben nicht mehr. Mein Wirt schaute mich bisweilen etwas sinnend an. Den Professor aber, der Pflanzen sammelt und mit dem Hämmerchen Steine klopft, spielte ich leidlich.

Also war ich schon fast zwei Wochen in meinem Dorfwirtshause, als die Zeitung eine Neuigkeit brachte, die mich auf das Tiefste beunruhigte.

„Gestern ist auf dem hohen Zink, an der sogenannten Teufelsriese, die Leiche des verunglückten Malers Waldemar gefunden worden. Sie lag in einer engen Felsenkluft, von Raben zerrissen und fast zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Leiche wurde nach Braßbach gebracht, wo sie nach der Obduktion auf dem Ortskirchhofe beerdigt werden soll."

Das ist hübsch! dachte ich. Jetzt begraben sie mich, ohne daß ich gestorben bin, ohne daß ich dabei bin. Wer hat mir denn diese Gefälligkeit getan, für mich auf dem Zink abzustürzen? Jetzt brauche ich nur drei Tage zu warten und dann hervorzugehen als ein von den Toten Auferstandener! Das könnte mir noch einen Namen machen — hol's der Teufel!

Gerade vierundzwanzig Stunden lang blieb ich über den Fall im unklaren. Schlief aber nicht dieselbe Nacht; so oft ich einschlummern wollte, fühlte ich an meinem Leibe die scharfen Messer der Obduktion und immer sah ich meinen Doppelmenschen starr und entstellt ausgestreckt in der Totenkammer.

Den Teufel an die Wand malen! Wehe dem Vorwitzigen, der mit ernsten Dingen frivoles Spiel treibt! Das nächste Zeitungsblatt brachte eine Nachricht, bei deren Lesung mir Hören und Sehen verging. Das Blatt noch in der Hand soll ich zusammengebrochen sein. Erst nach mehreren

Tagen des Fieberwütens fand ich mich wieder, aber mit einer fürs ganze Leben zerrissenen Seele.

Die Zeitungsnachricht lautete:

„Der hohe Zink hat rasch ein zweites, noch empfindlicheres Opfer gefordert, und zwar infolge des ersten, vor einigen Tagen gemeldeten. Bei der Obduktion der aufgefundenen Leiche stellte es sich heraus, daß dieselbe nicht die des Malers Waldemar ist, sondern leider die — unseres beliebten Opernsängers Leupert. Dieser, ein Freund des Waldemar, war tagelang auf der Suche nach dem Vermißten im Hochgebirge umhergeirrt, bis ihn das Schicksal des Freundes selbst ereilt hat. Er verlor wahrscheinlich bei dem letzten Unwetter, das ihn überraschte, Pfad und Halt. Ein Sturz in den Abgrund hat dem braven Mann, von dem wir morgen Näheres berichten werden, den Schädel zerschmettert. Ehre seinem Andenken!“

Die Äpfelträger.

Der Jungbub lag in seinem Bette und dachte bei sich: Jetzt wär's doch schon bald Zeit.

Nachdem der Jungbub dieses gedacht hatte, dachte er eine Weile nichts. Eine erkleckliche Weile. Zu dem Dachfenster schaute die kohlrabenschwarze Nacht herein, im Hof aber krähte schon der Hahn. Nun legte sich der Jungbub auf die linke Seite, denn vorher war er auf der rechten gelegen, aber es war ein Ding, er dachte auch auf der Linken: Jetzt wär's schon bald Zeit, daß ich mich um ein Dirndel umschau.

In diesem Augenblicke pochte es unterhalb des Fußbodens und der Bauer unten in der Stube rief: „Leo! Es ist Zeit!"

Der Bauer sagt's auch, dachte sich der Jungbub und drehte sich wieder auf die rechte Seite.

„Es ist Zeit zum Aufstehen!" rief der Bauer. Zur Bestätigung dessen krähte der Hahn das zweitemal.

„Dummes Geschrei!" brummte der Leo, „ich werd' ja eh nit liegen bleiben."

Als er aus dem Bette stieg, machte er einen ernstlichen Vorsatz. — Schon lang kunnt ich eine haben, wenn ich kein solcher Traumichnit wär'! Was tut denn der Egg-Simmerl? Ist um ein Jahr jünger als ich und hat alle Samstagnacht sein Standel beim Fensterl! Und der Heidel-

Max! So oft er einen Finger ausstreckt, bleibt eine dran hängen. Ich bin auch nicht schlechter. Aufs Jahr komm' ich zu den Soldaten. Das Maß hab' ich heuer schon. Ist ja eine Schand, Soldat zu werden und daheim keinen Schatz verlassen können. Und wenn sich der Mensch vor den Weibsbildern fürchtet, was erst vor dem Feind? Kurasch, Leo, Kurasch!"

Während dieser Morgenandacht hatte der Jungbub sein Gewand angezogen und sein Haar ausgebürstet. Wenn man ein Dirndel haben will, muß das Haar ausgebürstet sein. Weil er keine Haarpomade hat, so netzt er zwei Finger mit der Zunge und streicht damit an den beiden Schläfen die Locken nach vorne.

Als er hierauf die dunkle Stiege hinabsteigt, steht unten im Vorhause, ganz nahe an der Stiege, die Jungdirn. Er erkennt sie sofort, streicht sogar ein wenig an ihre Achsel, sagt aber nichts als: „Oha! Da hätt' ich bald wen umgestoßen!"

Als er in die Gesindestube tritt, denkt er: das ist dumm gewesen, daß ich sie nit besser angeredet hab', die Regerl, und ihr eins aufs Göscherl druckt. Ist eh so wunderselten, daß die an der Stiegen steht.

Der Bauer steht am Tisch und schneidet Brot in die Milchsuppe.

„Geh'", sagte er zum Leo, „setz' dich gleich dran. Du mußt heut auf Sankt Mirten hinaus um Äpfel. Zwei Metzen hab' ich kauft beim Stadlhofer, faßt's auf, was Platz hat und tragt's heim. Die Regerl geht mit dir."

Die Regerl geht mit? — Da stutzte der Knab', und jetzt können wir ihn einmal ansehen. Er ist hoch aufgeschossen, aber gefüg (schlank, schmal). Ein schier feines Gesichtel und noch kein Bart. Braune sanfte Augen, die

aber manchmal aufblitzen und ein freundliches Feuer zeigen. Wenn der Kopf mit dem Flachshaar nicht etwas zu sehr nach vorn geneigt, die Brust ein wenig mehr herausgekehrt wäre und die Knie nicht die spitzen Knie machten, die sie eben machen, so wär's ein sauberer Bursch. Nun, das wird sich bei den Soldaten schon geben.

Kaum wir also den Jungbuben fest haben, tritt auch schon die Jungdirn in die Stube. Sie ist bereits fertig, hat ein Gewand an, das für den Sonntag etwas zu „leicht", für den Werktag zu gut und für ein Äpfeltragen von Sankt Mirten her just recht ist. Die Regerl schmunzelt ein bißchen, ich weiß aber nicht warum. Ursache hat sie dazu, denn sie ist eine frische, dralle Dirn. Weiß Gott, wie viele Liebhaber sie schon hätte foppen müssen, wenn sie nicht einen Schaden hätte mitten im Gesicht. Mitten in der Oberlippe, wo bei anderen Leuten das feine Rinnlein ist, hat sie eine Scharte bis zur Nase hin, die Leute nennen das Hasenscharte und die Burschen haben das Vorurteil, daß es sich darauf nicht wohl busseln ließe, „weil die Busseln alle durchfallen". Die, so sich über das Vorurteil hinaussetzen, sollen sich aber nicht zu beklagen haben.

Nun, jetzt essen sie miteinander die Milchsuppe, dann nimmt er einen Hanfsack und nimmt sie einen Hanfsack, und nachher gehen sie miteinander davon. Es ist ein noch kaum dämmernder Herbstmorgen, der Leo geht über den hartgefrorenen Boden voraus, die Regerl geht hinter ihm drein.

„Ist noch nit einmal der Morgenstern auf," sagt er.

„Nein," sagt sie, „der Morgenstern ist noch nit auf."

„Hopsa!" sagt er, denn er war über einen Stein gestolpert.

„Fall nit," sagt sie.

Sie kommen in den Wald.

„Tun wir doch ein bissel staber gehn," sagt die Regerl, „sonst kommen wir zum Ländkreuz, eh' es licht wird."

„Das macht ja nichts," sagt er.

„Jessas!" sagt sie, „weißt es denn nit, Leo, daß es gespenstern tut beim Ländkreuz?"

„Gespenstern? Alsdann laufen wir, daß wir bald hinkommen, gespenstern möcht ich einmal sehen!"

Denkt sich die Jungdirn: Wenn du in allem so viel Kurasch hättest!

„Tun wir uns zusammenhalten allzwei," schlägt sie vor, „nachher fallen wir nit so leicht."

„Tun wir's," gibt der Bursche bei und sie hängen sich Arm in Arm ein.

Jetzt ist's, dachte der Leo, jetzt hab' ich sie bei der Hand, wie es so lang mein Verlangen ist gewest. Was ist dran? Dran ist schon was, aber schamen tu ich mich. Und wenn mir nur eine schicksame Red' wollt einfallen.

„Geh'n wir halt miteinander Äpfel tragen, gelt!" sagt er.

„Geh'n Äpfel tragen, ja," antwortet sie.

Er spürt etwas wie Atemnot. „Der Fußsteig ist doch zu schmal für zwei nebeneinand," sagt er und läßt ihren Arm los. Und gehen hierauf wieder hintereinander. Als sie jedoch in die Nähe des Ländkreuzes kommen, das am Waldrande steht und wo manchmal zur nächtlichen Stund' ein geisterhaftes Lichtlein gesehen oder ein Totenvogel gehört wird, hängt sich die Jungdirn neuerdings an den Leo und weit fester, als vorhin; denn wer so große Angst vor den Geistern hat, der flüchtet sich gern zu den Leibern.

„Jetzt steigt er auf!" rief der Leo plötzlich.

„Um Gottel willen, wer?" hauchte die Regerl erschrocken.

„Der Morgenstern."

Und war auch so. Es kam allmählich der Tag, und

das bereifte Gras, über das sie nun schritten, knisterte immer unter den Füßen.

Wenn wir nur erst rasten, dachte sich der Bursche, nachher nehm ich sie um den Hals. Als die Sonne aufging und sie an einen Reisigstoß gekommen waren, gestand die Jungdirn, daß sie schon müde sei. Sie setzten sich auf das Reisig, ganz nahe setzten sie sich zusammen und der Leo dachte: Jetzt kunnt ich sie schön um den Hals nehmen, wenn mir nur die Sonne nit so in die Augen scheinen tät. Will doch lieber warten, bis es wieder dunkler ist. Und bös kunnt sie auch werden, wenn ich jetzt beim hellichten Tag so Dummheiten wollt anfangen.

Sie rückten wieder an. Jetzt ging's eine Stunde lang in der schönsten Gegend dahin und der Leo freute sich schon auf den Heimweg. Da wollten sie sich Zeit lassen und Äpfel essen.

„Ißt du gern Äpfel, Regerl?" fragte er seine Genossin.

„Wer wird denn nit gern Äpfel essen?" gab sie schier unwirsch zurück.

Mittlerweile war allmählich der Himmel trüb angelaufen, und als unsere zwei Leutchen nach Sankt Mirten kamen, begannen Flöcklein zu fallen.

„Jetzt kommt der Winter," sagte der Leo.

„Ist schon den ganzen Weg her so frostig gewesen," antwortete die Jungdirn.

Sie gingen zwischen Obstgärten hin. Die Birnbäume waren schon abgeerntet, auf anderen Bäumen prangten noch die schwellenden Früchte: buttergelbe Äpfel und blaubereifte Zwetschken. Ein wonniger Anblick für Leute aus dem Hinterberge, besonders wenn sie lecker sind.

„Daß aber bei uns auf dem Hinterberg gar kein Obst wachsen will!" bemerkte der Bursche.

„Auf dem Hinterberg wachst nix Gutes," antwortete die Regerl, „will eins was haben, so muß man nach Sankt Mirten heraus. Ich möcht am liebsten gleich dableiben."

„Wär nit übel!" sagte der Leo.

So kamen sie glücklich zum Stadlhofer. Der alte Stadlhofer war sehr hager und sehr schlank und durchaus krumm: krumme Beine, krumme Ellbogen, einen krummen Rücken und eine krumme Nase. Zum Glücke nahm er die zwei Leute aus den Hinterbergen nicht krumm, sondern brachte ihnen ein Krug Apfelmost. Die Regerl trank ihn gern süß, wie er war, der Leo hätte ihn lieber etwas mehr gegoren gehabt, denn er war für die „Schneid". Jetzt war auch der junge Stadlhofer da, an dem war nichts krumm, als der Blick, mit welchem er den Jungbuben anschaute. Er schnitt von einem großen Laibe Brot ein Stück ab, schob es der Regerl hin und gab ihr den guten Rat, das weiße Stück Brot in den süßen Most zu tauchen und dann in den Mund zu stecken. Das tat die Jungdirn etliche Male und wurde lustig dabei.

Als sie lustig war, gingen die dreie, der Leo, die Regerl und der gerade Stadlhofer in den Keller hinab, um die Äpfel einzusacken. Da waren an den Wandecken große Haufen von schönen roten und gelben Äpfeln aufgespeichert — und während die beiden vom Hinterberge dastehen und sich hell verwundern über das viele Obst, muß der junge Stadlhofer hinaufgehen und den Alten fragen, von welcher Sorte er einfassen lassen soll. Der Alte redet eine Weile so herum, er möchte nicht die bessere und auch nicht die schlechtere Gattung wegtragen lassen, den jungen Leuten im Keller wird einstweilen die Zeit lang und wie der Leo nachsehen will, wo der Stadlhofer so lange steckt, merkt er, daß die Kellertür ins Schloß gefallen ist, der Schlüssel

steckt von außen und sie sind eingesperrt. Dem Leo sprang vor Schreck alles Blut zum Herzen, die Regerl erschrak nicht, sondern lachte über den Schreck des Burschen. Zum Glücke kam nun der junge Stadlhofer wieder, öffnete und belehrte die beiden, daß, wenn der Mensch im Keller sei, der Schlüssel niemals außen, sondern stets innen stecken müsse. Er steckte ihn auch in diesem Sinne um. Wie sie hernach Äpfel einfassen sollen, merkt der Leo erst, daß er seinen Sack oben in der Stube beim Mostkruge vergessen hat. Er geht die finstere Stiege hinauf, um ihn zu holen, und dieweilen hält im Keller die Regerl ihren Sack auf und der junge Stadlhofer schüttet ihr mit einer Handschaufel Äpfel hinein.

Wie der Leo von der Stiege herab mit seinem Sacke zur Kellertür zurückkommt, ist sie wieder in das Schloß gefallen und diesmal steckt der Schlüssel von innen. Alsbald schlägt er einen Höllenlärm, denn es ist kein Spaß — Die drinnen können im Keller bei verschlossener Tür leicht ersticken. Zu seinem Troste hört er ein Lebenszeichen.

„Heißt das Äpfel einfassen?" schreit die Regerl hell, „ich nehm, was mein Bauer gekauft hat, und sonst nichts."

Endlich war die Tür wieder offen und nun wurde der Sack des Leo angefüllt. Hernach band sich der Bursche seine Last auf den Rücken, und die Jungdirn tat dasselbe mit der ihrigen. Der gerade Stadlhofer half ihr dabei. Als sie — der Leo voran, die zwei anderen hinterdrein — die Stiege hinaufgingen, flüsterte der junge Stadlhofer dem Dirndel ins Ohr: „Denk halt immer einmal ein wenig an mich."

„Kunnt mir einfallen!" rief die Regerl, „ich hab' an mich selber zu denken."

„Ist das dein Ernst?" fragte er.

„Ja, zum Spaßmachen ist's mir zu finster, da auf der Stiegen."

Der Stadlhofer legte seinen Arm um den vollen Sack, den die Jungdirn auf dem Rücken trug und sagte geschmeidig: „Wirst doch an mich denken, ich wett drauf!"

Draußen war alles weiß, und dicht fielen vom Himmel die Flocken. Die Obstbäume neigten ihre Äste, denn an den Rest des Laubes schmiegte sich der Schnee. Unsere beiden Äpfelträger schritten fürbaß, der Leo voran, die Regerl hinterdrein. Er trat ihr den Pfad und fragte manchmal: „Tragst schwer, Regerl?"

„Der Sack ist nit gering," antwortete sie. Doch nach einer Stunde, als der Bursche in dem immer dichter werdenden Schnee unter seinem Bündel keuchend dahinschritt, ging die Jungdirn immer noch hübsch aufrecht. Ihm ward ums Rasten, sie war noch gar nicht müde.

„Scham dich!" rief sie ihm zu, „du bist ein Mannsbild und ich ein Weibsbild. Und ich bin stärker wie du."

„Ich wollt mich gern schamen," antwortete er, „aber es wird halt nicht viel helfen. Mein aufgebundener Buckel druckt mich sackerisch."

„Geh', was du sagst!" lachte sie, „so ein Sackel tragen ist ja ein Kinderspiel! Man gewohnt's, und statt schwerer, wird's alleweil leichter. Man gewohnt's."

Es dunkelte schon der Abend, als sie durch den Wald hinanstiegen gegen ihr Bauernhaus auf dem Hinterberge. Da blieb die Regerl plötzlich stehen und sagte: „Leo, jetzt schreckt mich was!"

Er wendete sich nach ihr um.

„Jetzt getrau' ich mich nit, nach meinem Äpfelsack zu schauen," sprach sie ganz verzagt. „Ich hab' hinten was

hinabpatschen gehört. Jessas Marossas! Leo, mein Apfelsack hat die Schwindsucht kriegt!"

Und jetzt nahmen sie es wahr. Das Rückenbündel der Jungdirn hatte unterhalb ein Loch und da war den langen Weg her nach und nach Apfel um Apfel herausgeschlüpft und in den weichen Schnee gefallen. Mehr als zur Hälfte war der Sack jämmerlich eingeschrumpft und die Regerl wollte vor Schreck selber in den Schnee fallen. Sie fiel aber nur an den Leo hin, der festgestemmt dastand.

Als sie so weit wieder zu sich kam, ballte sie die Fäuste und rief mit Zähneknirschen: „Du verfluchter Stadlhoferbub, du höllischer!"

„Was kann denn der Stadlhofer dafür!" sagte der Leo.

„Der jung Stadlhofer, der hat mir den Sack aufgezwickt!" schrie sie, „ah, darum hat der Lump gesagt, ich tät schon noch an ihn denken, er wollt drauf wetten. Weil ich ihn net mag, den schlechten Lotter, so hat er mir das angetan. Den Apfelsack hat er mir aufgezwickt. Jetzt weiß ich's. Wie wir über die Kellerstiegen sind gegangen und er mir seinen Arm so hat umgelegt, da ist's geschehen. O, du verdangelter Spitzbub, du!"

„Was hilft das Geschrei!" sagte der Jungbub, „das Loch hast, da hilft dir alles nichts, und die Äpfel sind auch hin."

„Aber Jesseles, na, was fang' ich jetzt an?" klagte sie, „was wird mein Bauer sagen!"

„Fürs erste," meinte der Bursch, „stopfen wir einmal die Klaft zu." Er tat's mit Flechten, die er von einem Fichtenbaum gerissen. „Nachher schütt' ich dir von meinem Sack in den deinen Äpfel über und sagen zum Bauer, wir hätten in dem Höllenwetter nit mehr als so viel tragen

mögen und das weitere werd' ich mit dem Stadlhofer abmachen."

So war's ihr recht. Und als sie wieder dahingegangen waren und schon gegen das Haus kamen, blieb die Regerl noch einmal stehen, wendete sich gegen den Jungbuben und sagte: „Wenn du nur um Gottes willen kein so eiskalter Holzklotz wärest! Schau, du bist sonst ein guter Kerl!"

„Meinst?" entgegnete er und guckte sie schief an. „Regerl, paß auf, bis der Holzklotz erst brennend wird! Der macht dir noch warm. Paß auf."

Ihr Leute, das war ein prophetisches Wort. Schon in der allernächsten Zeit entzündete sich der „eiskalte Holzklotz", und es entstand ein solches Feuer, daß es in der Kammer der Regerl sonnenlicht war, Tag und Nacht.

„Ich weiß nur ein Mittel, es zu löschen," sagte der Bauer auf dem Hinterberge, „wenn das nichts nutzt, dann ist's unlöschbar. Heiraten wir sie zusammen."

Nach einigen Jahren geschah das — die wabende Lohe verlosch allmählich, aber die Glut glost rot und manchmal Funken sprühend noch immer fort und erwärmt das Häuschen des Ehepaares.

Und der gerade Stadlhofer? Mit dem hatte es der Leo längst so stramm abgemacht, wegen des Lochaufschlitzens, daß er auf ein paar Tage lang auch krumm geworden war.

Die Toten reiten schnell.

Ich sag' einen guten Morgen, und unser alter Einleger laßt bitten um einen Totengräber." Diese Botschaft richtete der Knabe des Alitschhofers beim Nachbar Graserer aus.

Der Nachbar Graserer hatte die Worte ganz gut verstanden, trotzdem fragte er und fragte barsch: „Wer laßt bitten?"

„Der alte Einleger Augustin."

„Der Augustin? Einen Totengräber, für wen denn?"

„Für sich selber," berichtete der Knabe. „Vorgestern ist er schon so viel letz gewesen. Gestern hat er gesagt: seine weiße Kuh sollten wir melken, hat aber gar keine gehabt, und heut bei der Nacht ist er gestorben. Morgen am Abend muß das Grab fertig sein."

„Grab fertig sein, Grab fertig sein!" begehrte der Graserer auf. „Gestorben ist leicht und anschaffen ist leicht. Mein Knecht ist die Wochen oben im Holzschlag, der hat nit Zeit. Die Dirn kann ich schicken."

„Die Dirn ist auch recht," sagte der Knabe.

Es geht armselig zu in einer Gemeinde, die nicht einmal einen bestellten Totengräber hat. Vier oder höchstens sechs Leute, mehr rücken des Jahres nicht ein. In der kleinen Waldgemeinde will niemand sterben. Wäre unter solchen Umständen ein trauriges Geschäft, Totengräber zu sein! — Nun, wenn einmal der Fall eintritt, da heißt's eben

roboten. — „Heut' ist's an mir, morgen ist's an dir," sagt das Totenlied, und tatsächlich: Heute ist's an dem Stadlbaumer, morgen an dem Kohlreuter, daß er einen Gräber beistellt, und ein andersmal ist's wieder an einem andern. Diesmal ist's an dem Graserer, und der Graserer schickt die Dirn auf den Friedhof.

„Die Dirn ist auch recht", hat der kleine Lecker gesagt. So ein Binkel hat keine Vorstellung davon, wie knallbaumfest der Erdboden ist, auf dem die Leut das ganze Jahr umtrappeln; wie tief das Loch sein muß, und daß es auch eine Form haben soll, nit etwa wie eine Krautgruben oder gar noch schlechter. Ein Weibsbild, das nit einmal einen Heuschober machen kann, nit einmal eine ordentliche Furche pflügen, soll ein sauberes Leutgrab zuweg bringen? Zum Lachen ist's!" — So gebärdete sich der Alitschhofer, als die Nachricht vom Graserer kam, und sah nun ein, daß er seinen älteren Buben, den Ladisl, auf den Kirchhof schicken müsse. Der soll der Graserer-Dirn helfen.

War's also an einem taufrischen Frühsommermorgen, daß ein strammer Bursche, Spaten und Schaufel auf der Achsel, hinabging gegen das Kirchdorf. Er jodelte heute nicht, pfiff auch kein Liedel, wie das sonst seine Art war, wenn er voller Lust hinschlenderte unter dem sonnigen Himmel. Er war sonst ein aufgeweckter Junge, ja, war es eigentlich auch heute, doch hätte er gerne noch länger geschlafen. Gestern beim Kirchtagstanz gewesen, um Mitternacht nach Hause gekommen, übel bei Humor gewesen, weil's bei diesem Kirchtag mit der Liebschaft nicht gestimmt hat, heute Totengräberdienst — es wird immer schöner auf der Welt!

Der Ladisl geht fürs erste zum Pfarrer, daß er anfrage, wohin der alte Einleger Augustin gelegt werden soll.

„Mein Gott, wohin denn? Wir sind mit der Reihe beim großen Kreuz. Würde mancher Reichbauer froh sein, wenn er den Ehrenplatz könnte haben mitten auf dem Kirchhof beim Kreuz. Wollen aber keinen Umweg nehmen. Der Augustin hat sich im Leben abseits halten müssen, so soll er jetzt seine Ruhstatt mitten drin haben.“

So sprach der Pfarrer, ging mit dem Burschen nach dem Friedhof hinaus, der abseits des Dorfes zwischen den Feldern lag, und zeigte ihm die Stelle, wo zu graben war. Dann brachte er von der Beinkammer einen langen, viereckigen Stab herbei, auf dem durch Einschnitte bezeichnet stand, wie lang, wie breit und tief das Grab zu machen war. „Nimm dich halt hübsch zusammen,“ sagte er, „daß es auch was gleichsieht, wenn es fertig ist. Und geradeckig, mit dem Winkelmaß arbeitest. Legst nachher Bretter an, daß die Erden nicht wieder hinabrutscht über den Rand. Sollt es unten feucht sein und die Wände niederbrechen wollen, so stemmst Spreizen ein. Die Knochen, und was du so findest, wirfst auf die Seiten und tragst sie nachher ins Beinhaus. Und nur fein tief niedergraben, sonst werden wir allzwei gestraft.“

Der Ladisl tat bei diesen Anweisungen nichts, als beständig mit dem Kopf nicken, daß er es schon so machen werde, und als der Pfarrer hernach davon war, lehnte der Bursche Spaten und Schaufel an ein hölzernes Grabkreuz und stopfte sich die Pfeife an.

Dort auf dem Felde drüben waren Ackersleute, und das „Hi“ und „Hott“ des Ochsenführers konnte man herüberhören in den stillen Garten. Als die Pfeife brannte, stand der Ladisl auf dem Spaten gestützt da, schaute auf den Rasen nieder und murmelte bei sich: „Jetzt, wie werd' ich das angehen!“ — Endlich stach er in die Erde.

— „Geht der verdammte Lümmel her," sagte er während des Arbeitens vor sich hin, „und nimmt mir's Mensch weg! — Aber ich werd' ihn schon kriegen. — Der kommt mir noch selber unter die Finger. — Mit ihr ist's aus. — Keine solche brauch ich nit. — Was ist denn das für ein harter Knarz da drinnen? Trumm von einem alten Grabstein. — Kenn' dich nimmer, will ich sagen, wenn sie mich anredet. Krieg' Bessere, wenn ich will. Wann sich eine vom erstbesten Lumpen wegführen laßt, da hab' ich schon genug. Hab eh' nichts von ihr gehabt, Gott sei Dank. Heraus mit dir!"

Das letzte Wort sagte er zum Knarz, riß ihn mit dem Spaten locker und stieß ihn dann mit dem Fuße seithin.

„Mir scheint, heut' haben wir ein schönes Geschäft miteinand," rief jetzt eine helle Stimme.

Der Bursche blickte auf, stand die Graserer-Dirn vor ihm. Sapperment, war das ein Mädel! Heute zwar im Werktagsgewand und barfuß, daß ihr die Erde nicht sollte in die Schuhe rieseln können. Das muntere Köpfel mit einem schwarzen Tüchel umwunden, ringeln sich aber die Goldhaare überall hervor. Um den Busen kreuzweise ein rotes Tuch gespannt, aber am Halse guckt die weiße Pfaid hervor. Das Jöppel hat sie ausgezogen im Ellbogen hängen. Es ist im Morgen schon so warm. — Heute wird's heiß.

Der Ladisl hatte sich von ihr weggewendet, grub emsig Erde auf, endlich aber richtete er sich in die Höhe, blickte sie finster an und fragte: „Was willst denn du da?"

„Mein Bauer schickt mich," antwortete sie, „ich soll ja totengraben helfen."

„So," sagte er und grub weiter, ohne sich um das Mädchen zu kümmern.

Das war eine Weile so dagestanden, endlich fragte es: „Also, wo soll ich denn angreifen? Der Meister wirst wohl du sein, bei dem Geschäft.“

Sie hatte, während das Wort heraussprang, die Bosheit selber nicht bemerkt, die darin lag, jetzt dachte sie: Ist auch gut, hat er gleich eins.

Er wollte sofort eine schneidige Entgegnung machen, hielt aber zurück. Mit Weibsbildern streiten! Das wäre so etwas! Und schon gar bei so einer Arbeit. Sie ist ihm ja fremd, und mit fremden Leuten streitet man nicht.

„Nimm die Schaufel und heb' Erden aus,“ befahl er kurz.

„Zu dienen, gnädiger Herr,“ antwortete sie gereizt. Dann arbeiteten beide auf dem engen, rasenlosen Fleck, der Bursche grub Erde locker, das Dirndl hub sie aus. Er warf die Pfeife auf den Rasen hin, sie irrte ihn in der Arbeit; bald zog er auch den Rock aus und warf ihn ebenfalls hin. Das Dirndl spuckte sich zeitweilig in die hohlen Hände, damit sie den glatten Schaufelstiel besser halten konnten. Keines sagte ein Wort.

Als sie solcherweise etwa knietief eingegraben hatten, zuckte das Dirndl plötzlich mit der Schaufel, daß die aufgefaßte Erde wieder hinabglitt und in ihr ein rötlichbraunes Stäbchen mit Knollen an beiden Enden. Die Dirn tat einen tiefen Atemzug, es zitterten ihr die Hände. „Ein Totenbein,“ sagte sie dann mit leiser Stimme.

Der Bursche hörte es nicht, sondern grub. Die Erde war schwarz, manchmal lag ein moderiges Holzsplitterchen darunter.

Das Dirndl legte die Hand auf des Burschen Achsel und sagte: „Ladisl, du bist bös auf mich.“

„Wüßte nit, warum,“ so er und grub.

„Von gestern her,“ fuhr sie fort. „Schau, wie hab' ich

es wissen können, daß es dir nit gleich ist, mit wem ich tanze."

„Mir ist's auch nit gleich!" fuhr es aus dem Burschen heraus. Das war dumm, dachte er dann bei sich.

„Der Straubingerische hat mich halt eingeladen."

„Wesweg just dieser Straubingerische?"

„Lieber Gott, weswey soll just der nit mit mir tanzen?"

„Ich hab' dich angeredet," erinnerte er.

„Du hast mir ja kein Wörtel gesagt, daß ich mit dir allein tanzen soll."

„Das hättest dir denken können," sagte er.

Das Dirndl ließ so ein wenig ihr Köpfel sinken und fragte dann bescheidentlich leise: „Bist du mir denn so gut, Ladisl?"

— Das ist doch selbstverständlich! wollte er derb herausfahren, fiel ihm aber noch rechtzeitig ein: Es ist wahr. Wie soll sie es denn wissen? Ich hab' ihr's ja noch nicht gesagt.

Er faßte jetzt ein wenig eine Falte ihres Kittels: „Jungerl! Ich kann's nit leiden, wenn du einen andern anschaust. Ich weiß nit warum."

„So, eifersüchtig! Und hast mich nit einmal gern," sprach sie, denn jetzt wollte sie es herauskriegen.

„Wer sagt denn das?" fuhr er auf und warf seinen Arm um ihren Nacken.

„Oha!" sagte sie und schlüpfte unterhalb durch. Dann wurde sie rot im Gesicht.

„Jungerl," sagte er weich und voller Demut, „jetzt sollst mir aber ein Busserl geben!"

„Wer wird denn gleich so — so —," entgegnete sie, blieb jedoch stecken und deutete gegen das Feld hin, wo die Ackersleute waren.

— Sie hat recht, dachte der Ladisl, die dort sehen herüber, brauchen's nicht zu wissen. Rasch hub er wieder an zu graben und sie zu schaufeln. Sie tat's aber jetzt viel flinker und unverdrossener als früher. Und als es in den hohen Mittag ging, waren sie schon erklecklich tief in der Erde.

„Ist aber das spaßig," rief plötzlich die Jungerl, „wie kommt denn in die Erden da eine Kegelbahnkugel hinein?" Denn in der Wand stak so etwas. Der Bursche hackte es mit dem Spaten hervor, da tat das Mädel einen hellen Schrei, zu ihren Füßen lag ein Totenschädel und glotzte sie mit seinen Augenhöhlen an.

Sie knüpften aber weiter keine Betrachtungen daran, der Bursche warf den Schädel mit der Hand über den Rand hinaus, daß er hinkollerte über das Gras und in einem Busch von Löwenzähnen und wildem Klee stecken blieb.

Die Mittagsglocke rief sie ins Dorf zum Essen. Nach demselben war über der Welt die träumende Stille des heißen Sommertages. Die zwei Leute stiegen wieder in den Schacht. Die Jungerl mußte sich schon auf die Achsel ihrer Schaufel stellen, wenn sie über den Rand hinausblicken wollte in die weite Welt. Der Bursche sah ohne weitere Anstrengung alle Friedhofskreuze und zwischen ihnen die fleißigen Ackersleute drüben auf dem Felde. Bei der Arbeit stießen sie sich immer mit den Ellbogen an; es beschwerte sich aber keines darob. Dem Mädel war eigen ums Herz. So unheimlich und so selig! Wie oft hatte sie an diesen Menschen denken müssen! — Wenn sie ein Vierzeiliges gesungen, war allemal er darinnen gewesen. — So nahe war sie noch nie bei ihm gestanden, ihr Lebtag nie. Wenn sie aber bedachte, wo sie beide standen, da graute ihr, da wurde ihr das Mark kalt. Und doch hätte sie ihn

nicht mögen allein lassen an diesem engen, tiefen Orte. Der Tag war schwül, aus den Wänden des Grabes ging ein frischer, kühler Erdgeruch.

„Es muß ja schon bald genug sein,“ sagte sie.

„Sobald ich nit mehr drüber hinausschauen kann, ist's genug,“ darauf der Bursche. „Was brauch' ich den Maßstab, der bin ich mir selber.“

„Da wird er gut rasten,“ bemerkte sie nun und meinte den alten Einleger Augustin.

„Hat eh' nichts Gutes gehabt auf der Welt,“ hernach der Bursche. „Ein Waisel (eine Waise). In der Kindheit umhergestoßen worden unter fremden Leuten, dann beim Vieh. Ist auch nit viel Freud. Nachher Soldatenleben. Alsdann wieder Bauerndienen und nichts als Bauerndienen. Das Heiraten haben sie ihm auch verboten. Wer kein Geld hat, muß allein bleiben. — Hat keinen Menschen gehabt, der zu ihm gestanden wär. Als Bettelmann gestorben. So weit kann man's bringen, wenn man alleweil Bauern dient und brav bleibt. — Man sollt eigentlich nit zu brav bleiben auf der Welt. Was meinst, Jungerl?“

„Das Bravsein allein wird ihn auch nit zum Bettelmann gemacht haben,“ sprach das Mädel.

„Da hast wieder recht,“ sagte der Bursche, „und jetzt sieht's niemand mehr, jetzt wirst mir ein Bussel geben.“

„Ich bitt' dich, herzliebster Bub, laß mich aus!“ flehte sie. „Mir fallt das Lied ein: Wie reiten die Toten so schnell!“

„Was sollst du dich denn fürchten, bin ja ich bei dir!“ setzte der Bursche aus dem Liede bei.

„Ein andersmal,“ flüsterte sie, griff fester den Schaufelstiel an und schaufelte Erde auf. Der Ladisl dachte: Laß nur Zeit, wir sind noch nicht tief genug. Er hieb mit seinem

Spaten in ein verfaultes Holz, riß es los, da taumelte er zurück, soweit es der Raum gestattete. Das Mädel barg sich an seine Brust und verdeckte das Gesicht. — Zu Füßen lag lang ausgestreckt ein Menschengerippe, teilweise mit Fetzen schwarzen Tuches bedeckt, am Schädel noch Haare...

Im nächsten Augenblicke stand unser junges Paar auf grünem Rasen, es wußte selbst nicht, wie es aus der Tiefe emporgeschnellt war.

— „Die Toten reiten schnell!" sagte die Jungerl fast stöhnend vor Grauen.

„Es ist merkwürdig, wie einen das packen kann," murmelte der Ladisl, gleichsam zur Entschuldigung, daß auch er sich aus der Tiefe geflüchtet hatte. „Mir ist selber ganz kalt über dem Rücken. Menschenknochen. Ein richtiger Totengräber sieht sie jeden Tag, wie unsereiner auf der Heide die Steine und die Baumwurzeln. Was ist denn dran? Totenbeine, wer gestorben ist. Desweg wird der Gräber sich die Lebendigen nit verdrießen lassen, wenn er kein Narr ist."

„Daß wir uns just heute vertraut haben!" sagte sie. „Und bei einer solchen Arbeit! Es kann kein gutes Vorbedeuten sein!"

„Na, sei so gut, heb' nur so an!" rief der Bursche, „wirst kein bettgroßes Fleckel Erden finden auf der Welt, unter dem nit einer liegt, oder gelegen und verfault ist. Wenn das allemal ein schlechtes Bedeuten wär'! Es gibt, sagt der Schulmeister, gar nichts so Kräftiges und Lebendiges und Fruchtbares, wie Erden, und ist doch lauter Verfaultes. Freilich reiten sie schnell, die Toten — sind schon wieder vorüber."

„Seid ihr fertig?" fragte hinten eine Stimme. Der Pfarrer war's.

„Ja, Hochwürden, wir sind fertig," antwortete der Alitschhofer-Sohn.

„Also bringet ihn morgen herab."

„Morgen tun wir den Toten begraben," sagte der Ladisl munter, „und übermorgen —"

„Was meinst?"

„Übermorgen kommen wir zwei in den Pfarrhof und tun uns versprechen."

„Ihr Lottervolk!" rief der Pfarrer. „Versprechen? Ihr euch? Wie hat sich denn das so schnell gemacht?"

„Da unten — — —"

Ich hätte diese Liebeserklärung im Grabe nicht erzählt, wenn sie nicht die Geschichte jenes greisen, braven Ehepaares wäre, das erst vor kurzem seine goldene Hochzeit gefeiert hat. In jenem Grabe, in das damals der alte Einleger Augustin gesenkt worden war, hatte sich seither noch mancher und mancher gründlich ausgerastet und war dann wieder zum Vorschein gekommen in neuer Verwandlung. Der Ladisl und die Jungerl aber sind nicht überirdisch geworden, sondern oberirdisch geblieben und haben eine Menge Menschen in diese liebe Welt gerufen, die Gott erschaffen hat. Alle sechzehn oder siebzehn Jahre geht's einmal im Kreise herum auf dem Kirchhofe. In ein paar Jahren kommt die Grabreihe das drittemal an jene Stelle, wo sich unsere zwei Menschen dazumal so nahegetreten waren. — Die Toten reiten schnell.

Dirndl anbinden.

Ich muß doch erst erzählen, wie die dicke Gimpelpichlerin bittweise vor der Gansmaierin stand, über den blaubeschürzten Bauch die fettstrotzenden Finger ineinandergeschlungen: „Gelt du, Nachbarin, ich derf dich heut' um etwas anhalten?"

„Wenn's g'schehen kann. Tu's nur sagen." Also antwortete die Gamsmaierin. Denn die beiden Nachbarshöfe waren verträglich miteinander und aushelferisch, wie es auch sein muß in den unwirtlichen Bergen, wo die drohende Natur den Menschen zum Menschen jagt. „Also, wenn's g'schehen kann, Nachbarin, so tu's nur sagen."

„Lachen wirst," lachte die Gimpelpichlerin, „was raitest dir denn, daß ich heut' möcht'?"

„Uh mei, was kunnt ich mir raiten?"

„Eine Katz', wenn du mir tätest leihen. Nur auf ein paar Tag'. Gelt, zum Lachen."

Da lachten sie beide.

„Habt's denn so viel Mäus'?" fragte die Gamsmaierin.

„Frei aus der Weis ist's. Drei Speckfallen schon hat er aufgestellt, mein Alter. Umasunst, 's fangt sich keine. Zur nachtschlafend' Stund', du glaubst mir's nit, wie's in der Hinterkammer raspeln tut. Meine Mali sagt's auch — wie ich sie g'fragt han. Gelt, liebeste Gamsmaierin, du laßt mir sie a wengerl her, deine Katz'?"

„Was lauter, du Narrl. Hast ein Korb bei dir oder was? Nit? Nachher bringst ihn nit in dein Haus. Der

Kater — du glaubst es nit, wie der kratzt. Wart', einen Buckelkorb tu' ich dir her, ein Tuch drüber binden. — Nimm, Katerl meins, gehst ja auf die Jagd jetzt, gelt!"

Das letzte Wort war schon zum Kater gesagt, und so kam der in den Gimpelpichlerhof.

Aber der Kater war zu fett und zu faul. Die Mäuse polterten wie vorher, es mußten auch Ratten dabei sein. Vom Mädel war zu loben, daß es sich nicht fürchtete so allein in der Kammer, und war doch als Kind so schreckig gewesen. Die Mali hätte sich doch vielleicht auch jetzt noch gefürchtet, aber — sie hatte Beistand. Einer der braven Nachbarsburschen war es. Der hielt Wache an ihrem Fenster. Zuerst draußen, nachher — wie's halt schon geht. Daß Bauersleute mit Licht sparen, das weiß man, nun, so bleibt es nicht aus, daß einer im Finstern wo anstößt — und deshalb waren die paar Mäuslein ihres Lebens nicht mehr sicher, und sind doch ganz unschuldig gewesen.

Es hatte nämlich, mit Verlaub zu sagen, die Gamsmaierin nicht bloß einen grünäugigen Kater, sondern auch einen braunäugigen Buben. Dieser hatte kaum erwarten können auf das Großwerden. Aber jetzt! Jetzt konnte er g'langen hinan zu jedem Fensterl und also auch der Gimpelpichlerischen Mali da drinnen in der hölzernen Kammer troſtreichen Zuspruch spenden, wenn sie sich in ihrer dunkeln Einsamkeit vor Mäusen fürchtete. Und wenn sie sich trotzdem noch immer fürchtete, da schlug er vor, er wolle ihr fürchten helfen. Nach reiflicher Überlegung wurde das angenommen. Anfangs hatten die jungen Leutchen sich selber ein wenig voreinander gefürchtet. Aber das dauerte nicht sehr lange, und sachte wurden sie miteinander so vertraut, daß der Bursch' auf unerhörte Einfälle kam. Er sagte, er wolle sie heiraten. Er war's nämlich imstande, denn

seine Mutter-Witib wollte ihm den Hof übergeben. Da wollte er fest stehen, am besten mit vier Füßen — ohne deshalb übrigens ein derartiges Geschöpf zu werden. Das Mädel war bereit, ihre zwei Füße zum Antreten der Wirtschaft beizusteuern. Der Form halber hatte er auch „a bissel a Liab" von ihr verlangt. Nichts leichter als das; mit Liab war sie so reichlich versehen, daß sie einem halben Dutzend Burschen damit aushelfen konnte.

Bald hub die liebe Nachbarschaft in der Runde an zu munkeln und zu kichern, und die Leute begannen zu zerren an dem Mäntlein der christlichen Liebe. So trat in die Holzlaghütte des Gamsmaierhofes, wo der Bursche mit Werkzeug herumtrat, sein Spezzi, der kleine Franzl, und sagte: „Was tust denn da?"

„Nit gar viel." . . .

„Holzschneiden?"

„Bissel Holzschneiden. Aber die Hack' soll erst g'schliffen werden."

„Schneidet sie nit?"

„Will nit schneiden, der Saggra."

Der Franzl tat sich eine Pfeifel an, schaute dem andern ein Weilchen zu und sagte:

„Du derbarmst mir, Steffel."

„Was, ich!" begehrte der junge Gamsmaier auf. „Gib acht, daß du mir nit derbarmst!"

„Oho, so ist's nit gemeint," antwortete der Franzl, dann stieß er eifrig Rauch aus und setzte zögernd dazu: „Du bist mir alleweil der liebeste Kamerad g'west. Mit der Meinigen bin ich fest, daß d' nit etwa glaubst, 's wär' eine Eiferei oder so was."

Da schaute ihn der Steffel scharf an und sagte: „Was willst denn, daß d' so umziehst?"

„Bei der Gimpelpichlerischen, mußt wissen, sind ihrer zu viel,“ sagte der Franzl ganz leise. „Tätest höchstens alle vierzehn Täg einmal dran kommen.“

Da lag er aber auch schon im Wandwinkel und lachte: „Kleine Leut' fallen nit schwer.“ Dann stand er gelassen wieder auf, schüttelte die Sägespäne vom Rock und sagte in singendem Ton: „Nachher kunnt ich ja wieder gehen. G'sagt hab' ich dir's.“

Aber der Steffel verstand ihm den Weg: „Jetzt red', wenn du was weißt!“

„Reden? Mir ist dein' Holzhütten nit kamod genug zur Liegestatt. Überzeug' dich nur selber. Alle Mittwoch und Samstag, deucht mich, gehst zu ihrem Fenster. Sei so gut, geh' einmal am Freitag oder am Montag. Vielleicht triffst Gleichgesinnte.“

Der Steffel stutzte, aber er antwortete ruhig und fest: „Freitag wär' just heut'. Gut. Aber wenn's nit wahr ist, Franzl! Nachher mach' dein Testament!“

Als der Franzl fort war, begann der Steffel unruhig zu werden. — Andere auch? — Schon einmal oder zweimal war ihm gewesen, als hätte er von irgendwoher ein solches Läuten gehört. Mit dem Winde her, mit dem Winde weg. Indessen — jedoch — allein! Das Fenster ist zwar vergittert. Aber so gut, als es ihm, kann's auch andern gelingen. Noch am selben Abend ging er und suchte den Franzl.

„Was tust denn da noch so spät auf dem Zaunstiegel?“

„Sitzen und nachdenken.“

„Du sollst mir meine Gachheit nit für übel halten und sollst mir jetzt helfen.“

Der Franzl stand rasch auf: „Da hast mich!“

„Geh' jetzt mit mir zu ihrem Fenster.“

„Allemal!“

„Was hast denn nachdenkt?"

„Über einen alten Brauch. Weißt vom Anbandeln, vom Dirndlanhängen. Mein Vetter, der Matthesel, hat's auch einmal g'macht. Weil die Seinige in ihrer Kammer zu jedem Buben ans Fenster kommen ist bei der Nacht, so hat er sich einmal für einen andern ausgeben und 's Madl mit ein Lederriemen schön fest ans Fenstergatter bunden. Daß nachher in der Früh' die Leut' g'sehen haben, was sie für eine ist. Sein Kamerad hat ihm dabei geholfen, und deiner hilft dir. Ich weiß schon was, ich kann gut nachwischbeln — auch dem Holzknecht Mirtl . . ."

Das innerte den Steffel, und die beiden begannen etwas auszuknobeln. Der Franzl hatte einen starken Ledergürtel um, der ihm die Hose festhielt. Den nahm er ab und prüfte, ob auch die Stahlschnalle stark wäre. Die Hose rutschte derweil zwar ein wenig hinab — aber doch nicht gar zu weit. Es war ganz finster geworden, und sie schlichen dem Gimpelpichlerhof zu. Dort war alles still, der dicke Kater schlief, und die Mäuslein, wenn ihrer überhaupt existierten, huschten in Socken.

„Heut' laß einmal mich voran," sagte der Franzl, „du kannst zusehen." Und er kauerte sich zum Fenster. Es war nicht gar eng, hatte aber ein Gitterkreuz. Er klopfte leise an die Scheibe. Da ging das Fenster schon auf.

Drinnen ein molliger Hauch: „Wer ist's?"

„Ein guter Bekannter," antwortete der Franz und ahmte die Stimme des Holzknechts Mirtl nach, den sie in Verdacht hatten.

„Uh!" hauchte sie. „A Seltsamer!"

„Freilich, weil ich schon gar nimmer hab' kommen wollen. Aber nit zum Vergessen bist, Mali."

„Nit so laut reden sollst!"

„Bin ich erst nähender bei dir, ist's auch nicht vonnöten. Aber der Buckel kunnt einem abbrechen bei dem verschwefelten Fenster, zum Stehen zu nieder, zum Knien zu hoch. Und das dumme Gatter!"

Da kam sie drinnen ganz zum Fenster heran und schalkte: „Leicht hättst es bei der Deinigen kamodter."

„Weißt Schatz, die eine ist einem nit alleweil seltsam."

„Gelt ja!" gab sie bei.

„Wär' vielleicht's Türl offen?" fragte er bescheiden — immer mit verstellter Stimme.

„Man kann sich ja auch durchs Fenster gern haben," meinte sie.

„Du hast recht," sagte er und langte mit einer Hand hinein, um sie näher heranzuziehen.

Es war ganz finster. Eins sah vom andern gar nichts, aber ihr Atemhauch ging ineinander.

„Tust du jetzt rauchen, Mirtl?" fragte sie.

Da merkte der Franzl, der Rauchgeruch seines Mundes könnte ihn verraten. „Seit ich Vorknecht worden bin," log er, „tragt's mir schon immer einmal a Pfeifen voll."

„Recht hast eh," lispelte sie, „gunn dir nur was."

„Gunn du mir auch was," sagte er und steckte auch die zweite Hand zum Fenster hinein, in der er den Ledergurt hielt. Und während sie glaubte, er wolle sie umarmen, legte er sacht den Riemen um ihren Rücken, zog ihn an beiden Seiten leicht vor. Dieses mit süßer Gewalt Herangezogenwerden gefiel ihr. „Hitzig bist," hauchte sie, „gleimer geht's nit mehr."

Er zog fester an und schnallte heimlich ums Gitter.

„Aber Tschapperl, gleimer geht's ja nimmer," pfauchte sie nochmals. „Was fallt dir denn ein! Denk', wenn der Steffel kommt!"

„Ob du den Steffel wirklich gern hast, das möcht' ich wissen?" fragte der falsche Holzknecht.

„Den werd' ich noch lang' haben!"

„Ob du ihn gern hast, frag' ich."

„Was denn! Sonst tät' ich ihn doch nit heiraten."

„Und mich?"

„Heut' hast mich noch einmal, nachher heißt's Abschied nehmen. — Verraten," setzte sie etwas unsicher bei, „verraten tun wir einander eh nit, gelt?"

Er schwieg. Er hielt sie noch immer fest umschlungen, so meinte sie und schmiegte sich ihm entgegen, soweit es Gitter und Fensterrahmen möglich sein ließen. An der oberen Ecke hatte sie sogar den Kopf durchgezwängt. Mit zärtlichen Worten und Kosen wollte sie ihm süß die Zeit vertreiben, daß er sie nur recht lange in seinen Armen festhielte. Er schwieg aber, sie spürte nichts mehr von seinem Schnurrbart. Plötzlich tat sie einen erschreckten Atemstoß — er war nicht mehr da. Nicht mehr da! Mit ihren Händen wollte sie hinaustasten, konnte die aber nicht losbringen. Es hielt sie jemand fest. Fest hielt sie etwas — angebunden war sie, angebunden ans Fensterkreuz, so stramm, daß sie sich nicht rühren konnte; auch hatten die Haarsträhne sich wirr ins Gitter verflochten. Und war allein in der Nacht und konnte nicht los.

Die beiden Burschen eilten schon weit über die Wiese hin. Der junge Stefan Steinhuber, vulgo Gamsmaier, war bei dem Vorgange knapp neben dem Fenster gestanden und hatte alles gehört. Er sagte kein Wort, auch über die Wiese hin noch keins. — Plötzlich blieb er stehen — er müsse noch einmal zurück, er habe noch was mit ihr zu reden.

Sie schnaufte schrecklich und plagte sich ab, um Bewegung zu bekommen und sich zu befreien. Aber der Riemen

strammte fest. Der Steffel rieb sich an seinem Hinterteil ein Streichholz in Brand, da sah er, wie verworren das glühende Köpflein im Fenster stak.

„Du, Mali," sagte er, „wem hast denn du heut' bei der Nacht so brav stillgehalten, daß er dich hat anbinden mögen?"

Schluchzend stieß sie eine Rechtfertigung hervor, sie habe doch geglaubt, er selber sei es gewesen, wurde aber gleich überwiesen, daß sie den Holzknecht Mirtl genannt habe.

„Bind' mich los!" kreischte sie, aber so leise, daß es doch für die Hausgenossen nicht zu hören sein sollte.

„Na, Dirndl, ich denk', wir warten, bis es Licht wird. Daß die Leut' sehen, wie du dich für den Holzknecht hast kreuzigen lassen."

„Bind' mich los!" stöhnte sie halb ohnmächtig vor Zorn und Schmerz. Da tat sie ihn erbarmen.

„Na, wegen meiner. Ich bind' dich los vom Fensterkreuz. Und auch vom Ehekreuz, verstehst? Eine solche, wie du, taugt nicht dazu."

Dann löste er die Schnalle, zog den Gurt los, warf ihn nachher dem Franzl hin: „Daß dir d' Hosen nit ganz awi fallt!" —

Dieses Dirndlanbinden soll in manchen Alpengegenden früher Sitte gewesen sein. Die Schlimmsten ließ man bis in den hellen Morgen auf diesem Pranger der Dorfbajaderen stehen. Der Brauch ist wahrscheinlich abgekommen, weil sich die Männer-Gürteln bei näherem Ermessen doch nicht als befugt genug fühlen, um die Sünde der Dirndln so grausam zu richten. —

Von der Mali ist noch zu vermelden, daß sie am nächsten Sonntag in der Kirche zu den Männerbänken hinüberschielte, wo die Holzknechte zu sitzen pflegten. Mehrere Waldteufel lümmelten da, aber er, der Gewisse, war nicht anwesend.

Am Nachmittag stieg sie in die Wälder hinauf zu der Holzknechthütte. Dort, auf seiner Schmalztruhe saß der Mirtl und flickte sein Hemd.

Sie ging ihn scharf an: „Du, Mirtl! Letztens bei der Nacht — bist du's g'west oder nit!"

Auf solche Anrede machte er ein so dummes Gesicht, daß sie's gleich wußte — er war's nicht gewesen. Sie hatte es geahnt, daß sie von irgendeinem Bösewicht ganz schreckbar gefoppt worden war, hub jetzt an zu heulen und sagte dem Holzknecht alles. Hierauf warf er sein Hemd in die Truhe zum Schmalz, ging in der dunkeln Hütte etlichemal auf und ab, die Arme auf dem Rücken. Dann blieb der stämmige Kerl in seiner zerfahrenen Kluft vor ihr stehen und knurrte was ganz Tüchtiges. „So schaut's aus! Mali, röhr' nit und schau mich an. Bist schon in meinem Namen anbunden worden, so soll's dabei bleib'n. Du bist zwar ein hautschlechtes Mensch, aber weißt, ich bin auch nit viel besser. Wenn's mich bei jedem Dirndlfenster anbunden hätten — die Fenstergatter im Gai wären voller Holzknecht Mirtln. Ich nimm dich. Den Amer (die Begierde) mit andern hab'n mer uns abg'stoßen, leicht sein mer im Ehstand einander g'nug."

Kennen taten sie sich ja schon lange, und so sind sie handelseins geworden noch zu derselbigen Stunde.

Der Mirtl ist Meisterknecht geworden, hat sich ein Wirtschaftl erworben, und es hat — erzählt man — eine kreuzglückliche Ehe gegeben. —

Der Stefan Steinhuber und der kleine Franzl hatten noch lange herumprobiert an den Dirndlfenstern, bis es ihnen doch einmal einfiel, auch sie hätten kein Recht zum Dirndlanbinden.

Weib abhandeln.

Ein Bekannter von mir ging in Geschäften nach der Kreisstadt. Der Weg führte ihn über die Alpe. Vor einer verfallenen Schwaighütte setzte er sich ein wenig auf den Brunnentrog und aß sein Stück Brot. Da holte ihn ein Mann ein, der sehr eilig über die Höhen hergekommen war. Er erkannte in ihm einen Kleinbauern, dem er mehrmals Holz abgekauft hatte. Zuerst, als dieser Bauer den Händler sah, schien es, als wollte er ihm ausweichen und rasch hinter der Hütte gegen das Kar hinabeilen, dann wendete er sich und ging auf den Brunnen zu.

„Bist auch durstig worden, Elmsteiner?" fragte mein Geschäftsmann, den ich Ernest nenne. „Wo willst denn so schleunig hin?"

„Ich geh' in die Stadt," sagte der Bauer.

„Nachher gehen wir miteinander."

„So, gehst du auch? — An mir wirst halt keinen unterhaltlichen Kameraden haben. Laufen muß ich auch."

„Hat's was? Gehst zum Arzt oder was?"

„Weißt, Ernest — wem zuvorkommen will ich. Schnurg'rad zum Gericht."

„Ist was geschehen?" fragte der Geschäftsmann.

„Ja, mein Lieber, das glaub' ich, daß was geschehen ist. Ich muß dir's schon sagen, ich muß es wem sagen — kann's nimmer aushalten. Wie ich jetzt dran bin!"

„Aber mein Gott, was hat's denn?"

„Ja, was wird's haben? — Heut' früh hab' ich mein Weib derschlagen."

Dem Ernest fällt Brot und Messer zur Erde und er steht auf. Der Elmsteiner hat's so unheimlich ruhig und gelassen herausgesagt, daß es wahr sein muß. Und doch spricht der Ernest: „Red' keine Narrheiten, Bauer!"

Dann sind sie miteinander gegangen. Schweigend zuerst und hastig. Dann fragte der Elmsteiner, wie jetzt der Holzpreis stehe und der Viehpreis. Er wolle verkaufen. Und kamen dann zu sprechen über das Unglück.

„Wir haben halt wieder gestritten," erzählte der Bauer. „Gut zusammengeschaut haben wir schon lang' nicht mehr. 's ist halt eine dumme Heirat gewest. Wenn sich zwei Leut' einmal nicht verstehen. Kann ja nicht sagen, daß sie ein schlechtes Weib wär' g'west. Jeder Mensch hat seine Fehler. — Jetzt," leise murmelte er es wie für sich, „jetzt liegt sie hinter dem Ofen — unter'm weißen Tischtuch."

„Aber Elmsteiner, sag' mir doch gescheiterweise, wie das zu reimen ist. Ich versteh' dich nicht."

„Ist halt wieder ein Unfried gewest. Wie's angehebt hat — ich weiß es nicht einmal genau. Ich bin noch im Bett gelegen, sie schon auf. Daß ich gestern so spät heimkummen wär', hat sie mir vorgehalten. Und mein Trinken und so. — In aller Früh' hebt sie an, hab' ich mir gedacht und nachher dauert das Köppeln den ganzen Tag bis in die spat Nacht. Da kann eins eine Freud' haben zu so einem Weibsbild. Wo bleibt denn heut' wieder die Milchsuppen? — Koch' dir s' nur selber, wenn du eine haben willst, sagt sie. — Auf das komm' ich in Zorn, spring' auf, derwisch den Milchsechter*) und schmeiß' ihn ihr an den Kopf."

*) Kleiner Holzzuber für Milch.

„Na und? Hast sie gejuckt*)? Hast sie schiech getroffen?"

„G'fahlt ist's! sagt sie noch, taumelt ein paar Schritt' hin. Bei der Tür fallt sie zusammen. Maustot."

Heiser ist seine Red', aber ruhig, als erzähle er ein fremdes Geschehnis. Ernest verstand diese Art wohl und daß es tiefer sitzt, als wenn man es schreit.

„Elmsteiner," sagt er und denkt nichts als an die Strafe, „das wird nicht so schlimm. Das ist nur ein Totschlag."

„Ist es, was der will. Mit mir ist's aus."

„Beim Gericht wirst du gefragt werden, was du für eine Absicht gehabt hast."

„Was hilft das Reden. Sollen machen mit mir, was sie wollen."

„Ich versteh's, mein Mensch, daß du verzagt bist. Aber 's ist eh am gescheitesten, daß du selber zum Gericht gehst. Wenn du nicht ungeschickt aussagst, mehr als acht oder zehn Monate wird's dir nicht kosten."

Der Bauer tat eine Bemerkung, als wäre es, daß ihn nicht die Trennung reue, vielmehr die Vereinigung. Er starrte vor sich auf den steinigen Weg und schüttelte fortwährend den Kopf. „'s ist halt ein Unsinn gewesen, so eine Heirat ist ein Unsinn."

„Wie lange bist denn mit ihr verheiratet gewesen?"

„Der Schulmeister hat erst am letzten Sonntag von unserem siebenjährigen Krieg gesprochen. Hat's ja die ganze Nachbarschaft gewußt. Wir sind uns halt einmal nicht angestanden. — Meine Mutter, Gott tröst' ihre Seel'!

---

*) verletzt.

Wie oft hat sie gesagt: Michel, die hättest nit sollen nehmen! Wenn du nur die nit hättest genommen! — Keine Lieb' und keine Gutheit und kein Geld — nix ist dag'west."

„Und warum hast du sie denn geheiratet?"

„Warum?" wiederholte der Elmsteiner. „Aus lauter Hoffärtigkeit. Aus lauter Trutz. — Es geschieht mir schon recht. — Sauber ist sie ja gewesen, sauber. Wie die Fliegeln beim Honigtopf, so sind nächtig' Stund' die Nachbarsbuben bei ihrem Fenster herumgeschwänzelt. Und wie ich selber einmal hingeh', hat mich der Rackel-Franz mit seinen Kameraden gedroschen. — Na wart'! hab' ich mir gedacht, Rackel-Tepp, du kriegst die Veva schon lang' nit. Die muß mein sein! Und just, weil sie der haben will und weil sie so viele haben wollen, werde ich ihnen zeigen, wer zuletzt der Stärkere ist. Wohl, wohl, der Stärkere bin ich gewesen und das Mädel ist mir in der Hand geblieben. — Oft genug hat sie mir's vorgehalten, daß ich sie nicht aus Lieb', nur aus Trutz geheiratet hätt' und so — hat sie sich auch für den Trutz eingerichtet. Ja, ja. — Wohl, wohl. — So ein Leben ist immer einmal wohl recht hart. Bin ich einmal zum Herrn Pfarrer gegangen und ob wir denn gar nicht auseinandergehen dürften, ich und mein Weib. Um Gottes willen! hat der Pfarrer gesagt, Elmsteiner, tu' mir das nicht an! Mach' mir kein Ärgernis in der Gemeinde. Freilich wohl, denk' ich und hab's halt doch wieder probiert mit ihr. Alles umsonst. Kein gutes Wort, kein gutes Aug'. Kein Gernhaben und gar nix. Ist wohl eine Sünd', so eine Ehe. Aber daß es so weit sollt' kommen . . ."

Nach einer Wegbiegung sahen die beiden bedächtig hinschreitenden Männer ins Tal hinab und die Türme der alten Kreisgerichtsstadt. Der Elmsteiner stand still, schaute ins weite Bergland hinaus und sagte mit fast singender

Stimme: „Wie wird's sein, bis ich wieder einmal da heroben steh'?"

Je näher sie der Stadt kamen, je zögernder wurde sein Gang. Aber als sie über den großen Platz schritten, fing Elmsteiner fast zu laufen an, gleichsam, als wolle er mit Gewalt einen Widerwillen besiegen. Mit vorgebeugtem Oberkörper eilte er rasch durch das Tor des Gerichtsgebäudes. Ernest blickte ihm nach und dachte: Armer Teufel! Wie du noch jung bist. Wer weiß, wie es dir gehen wird! —

Es war eben Gerichtstag, die Beamten hatten zu tun. Der Torwart fragte den verstörten Ankömmling, was er wolle.

„Um meine Straf' tät' ich bitten. Weil ich heut' früh mein Weib derschlagen han."

Der Torwart übergab ihn einem Gerichtsdiener. Der führte ihn vor Beamte, bei denen er sein Geständnis wiederholte. Sie blickten ihn scharf an, stellten dann ruhig und trocken ein paar Fragen wegen seines Namens und Standes und ließen ihn abführen in den Kotter. Da saß der Bauer und guckte einmal drein. Mit dem Gericht hatte er noch nie zu tun gehabt. So hatte er gemeint, sie würden derb auf ihn losfahren. Nicht viel anders als beim Steueramt war's gewesen. Oder sollte das doch die Gerichtsverhandlung gewesen sein? Und wäre er am Ende schon verurteilt? Der Raum, in dem er saß, kam ihm gar nicht so uneben vor. Ein ganz hübsches Zimmer soweit. Aber dicke Fenstergitter. Er versuchte es einmal mit der Tür. Nein, da gab nichts nach. Nun setzte er sich auf eine Bank, stützte den Kopf auf die Hände und dachte: Wie ist es gestern gewesen um diese Stund'! Lustig beim Taubenwirt. Was ist seither geschehen? Wie wird's morgen sein? — Dann versank er in ein traumhaftes Hinbrüten.

Am selben Abend noch wurde Elmsteiner zum Verhör geführt. Das ging einfach vor sich. Wie er es unterwegs dem Ernest erzählt hatte, so sagte er vor Gericht aus und dabei blieb er. Kein Klagen, kein um Gnade bitten, dumpf und stumpf kauerte er da, ein gebrochener Mann. Da die Herren viel hin und her redeten und wiederum allerlei fragten und alles aufschrieben, so stand der Bauer von seiner Bank auf, legte die zwei Fäuste aneinander und sagte: „Nit viel Umständ'! Mir ist ja eh alles eins, bei mir ist's verspielt. Macht mit mir, was ihr wollt."

„Nicht so verzagt sein, Elmsteiner!" sagt hierauf einer der Richter. „Wir haben Grund, anzunehmen, daß Ihre Aussage nicht auf Wahrheit beruht."

„So wahr mir mein Gott helfen soll!" rief der Angeklagte.

„Wir zweifeln ja nicht an Ihrer Wahrheitsliebe. Aber im Irrtum werden Sie sein. Denken Sie doch einmal nach, ob nicht auch andere Möglichkeiten sein können. Ich glaube, Sie sind kein Mörder, Elmsteiner, nicht einmal ein Totschläger. Es ist eine glaubwürdige Zeugenschaft dagegen. Gut." Er winkte dem Diener. „Man rufe sie herein."

Ging eine Nebentür auf, stand sein Weib, die Veva, da.

* * *

An jenem Morgen in der Elmsteinerhütte, als das Weib, vom Sechter getroffen, hingefallen war, dachte es: Jetzt bleib' ich liegen und rühr' mich nicht. Daß ihm der Graus aufsteigt. Das Blut soll nur recht herabrinnen über das Gesicht. — Er sprang zu ihr hin und rief laut ihren Namen und schüttelte sie. Aber die Veva dachte: Bleib' jetzt nur maustot — und lag hingestreckt in ihrem Blute. Da ging der Mann langsam zur Tür hinaus und

kam nicht wieder zurück. Sie wartete noch, er kam nicht. Dann riß sie sich die Schürze vom Leib, um die Kopfwunde zu verbinden. Dann lag sie wieder dahin, aber er kam nicht und das wurde ihr endlich langweilig. So stand sie auf, ballte die Faust: Na wart', dir will ich's zeigen! Aber taumelig war ihr wirklich und der linke Kopfteil so geschwollen, daß sie das Auge nicht öffnen konnte. Das ist ihr schon recht. Je schlimmer es ausschaut, je länger wird er sitzen!

Ihr Haupt mit Tüchern kreuzweise verbunden, einen Stecken in der Hand, so machte sie sich auf den Weg zum Gericht. Wenn ihr jemand begegnete, ging sie gar schwankend, kümmerlich gebückt und murmelte: „So schlagen! Aber so grob schlagen!"

So kam sie in die Kreisstadt und so torkelte sie in die Gerichtsstube, wo sie gleich ohnmächtig wurde. Doch war es bald wieder so weit, daß sie sprechen konnte und nun verklagte sie ihren Mann. Der habe sie totschlagen wollen und sie verlange, daß er sieben Jahre lang eingesperrt werde. Während sie derlei vorbrachte, band sie die Tücher von ihrem Kopfe los, um das geschwollene Auge und die blutbekrustete Wange zu zeigen.

„Wer seid Ihr denn? Und wie heißt Euer Mann?"

„Michel Elmsteiner in der Breitlechen."

„Ah, da wissen wir schon von ihm," sagte der Richter und blickte schmunzelnd nach seinem Kollegen hin. „Sieben Jahre lang wollt Ihr ihn einsperren lassen? Na, werden halt sehen, was sich machen läßt."

„Oder wenn's möglich wär', zehn Jahr' lang?" meinte sie. „Denn er ist ein Unding. Wer ihn nicht kennt, der glaubt's nicht, er ist ein Unding! Wie er mich derschlagen hat, ist er fort und hätt' mich mir nix dir nix

versterben lassen. Nachher hat er sich geflüchtet, der hautschlechte Lump! Tät' wohl recht schön bitten, daß gleich die Schandarm ausgeschickt werden, auf der Alm soll er gesehen worden sein. Jesses, wenn sie ihn nur täten derwischen!"

„Werden ihn bald haben," sagte der Richter, „geht derweil da hinein ins Nebenzimmer, Frau. Wir werden's schon machen."

Wie sie im Nebenzimmer ist, wird der Elmsteiner vorgeführt. Und wie sie mit dem so weit sind, als vorhin erzählt worden, und wie der Richter sagt: „Elmsteiner, wir haben Grund anzunehmen, daß Ihre Aussage, als hätten Sie Ihr Weib erschlagen, nicht auf Wahrheit beruht; es ist eine glaubwürdige Zeugenschaft dagegen. Sie soll hereinkommen!" — Wie der Richter das sagt, wird das Weib in den Gerichtssaal geführt.

So sind sie sich nun gegenübergestanden.

„Haben s' dich schon, du Rabenaas!" kreischt sie auf und es war, als wollte sie ihm mit den Fingern ins Gesicht fahren. „Haben s' dich derwischt?"

Darauf der Richter: „Wir haben ihn nicht erwischt. Er ist freiwillig gekommen, um seine Schuld reumütig einzugestehen."

„Das ist nur Komödie," sagte sie. „Er hat recht gut gewußt, daß sie ihn sowieso derwischen und daß er besser drauskommt, wenn er sich selber angibt. Nur abstrafen! Nur scharf abstrafen! Ei, ei, mein Kopf!" Mit beiden Händen hielt sie ihn, als ob die Schmerzen sehr groß wären. Einer der Richter aber stand rasch auf und rief dem Weibe zu: „Jetzt macht, daß Ihr weiterkommt!"

Und der andere Richter sagte: „Euren Mann werden wir ein paar Tage dabehalten."

Trat der Bauer, die Fäuste bittweise aneinander gehalten, gegen den Tisch hin: „Ich bitt', Herr Richter, so lang' als möglich!"

— — Jetzt ist die Geschichte eigentlich schon aus. Wie es weiter gehen wird, das kann man sich denken. Als nach einigen Tagen der Beamte den Elmsteiner heimgehen hieß, legte er ihm die Ehescheidung nahe: „Abbandeln, Elmsteiner, abbandeln!" Der Bauer schüttelte traurig den Kopf: „Das kann ich dem Pfarrer nicht antun."

Zuwiheiraten.

Wenn der Dorfbursche vom Heiraten spricht — und das kommt vor! — Woran denkt er dabei? Ans Weib? Möglich. An den Bauernhof? Wahrscheinlich. Ja, sogar höchst wahrscheinlich. Weiber sind leichter zu haben für einen jungen Burschen als Bauernhöfe. Haus und Grund aber geht dem richtigen Bauernherzen über alles, also auch über die Liebe. Ist das ledige Habgier? Mag sein, aber nur zum Teile. Zum anderen Teile ist es Verlangen nach Selbständigkeit, Festständigkeit, Heimsässigkeit, Dinge, die unter Brüdern immerhin etwas wert sind. Als Bauernknecht in der Welt „herumzukugeln“, als Handwerksgeselle hin und her zu wandern, heute seinen Tisch bei „Herrenleuten“, morgen bei „Kleinhäuslern“, heute sein Bett in der Dachkammer, morgen im Heubarren, heute Schwabenkäfer, morgen Flöhe, übermorgen wieder was anderes, heute einen polternden, eigensinnigen, drängelnden Herrn, morgen einen, der selber nicht weiß, was er will, keinen Befehl geben kann und hinterher murrt, wenn der Knecht keinen ausführt. Knechteleben! Wie lange? Bis er zusammengerackert ist und Einleger werden muß.

Da wird denn freilich das Plangen nach eigen Haus und Hof höher estimiert, als das Weibsbild, das manchem schon auch „nicht alleweil seltsam ist“.

Und so lugt halt der stattliche Bauernknecht, der zierliche Gewerbsmann, der arme Bursche zeitlebens aus nach Weibsleuten, an denen ein Bauernhof hängt, denn es gibt

manche „einzige Tochter“ in der Gegend oder was noch besser ist, manches „einzige Kind“, dem das Gut zufällt. Und gerade solche Güter sind oft bestellt mit reichem Viehstand und vollen Speichern. Und die ledige Besitzerin eines stattlichen Bauerngutes ist immer schön. Sie mag einen Höcker haben oder einen Kropf, sie mag schielend sein oder einäugig, zahnluckig oder hasenschartig, mürrisch oder bissig, zwanzig- oder sechzigjährig, sie ist immer schön und lieb, sie hat eine saubere Gestalt, denn das Gehöft ist in bestem Zustande, sie hat ein gutes Herz, denn die Truhen sind voll.

Und bei so einer wär's gut „zuwiheiraten“. Nicht bloß arme Burschen denken dran, auch reiche Bauernsöhne, die selber ihren Hof haben. Zwei Höfe sind doch besser, als einer, nicht? Und am Ende auch zwei Weiber? Die eine zum Gernhaben, die andere zum Heiraten . . .?

Eine reiche Jungbäuerin hat also die Auswahl. Sie ist in der Lage, eine Liebesheirat zu machen, sie nimmt den Schönsten, den Frischesten, den Begehrenswertesten, und wäre er auch um zwanzig oder dreißig Jahre jünger als sie. Und daß sie gerade einen solchen nimmt, ist ihr Unglück. Hätte er weniger allgemein geschätzte Eigenschaften, so würde sie an ihm vielleicht einen leidlich treuen Mann haben.

„Zuwiheiraten!“ Ausnahmsweise geht's ganz gut, denn der Sinn fürs Praktische schließt die Liebe nicht aus. Zumeist jedoch nimmt's einen schlimmen Verlauf, wenn der Mann „zuwiheiratet“, das heißt, die Besitzerin eines fremden Hofes nimmt, um zum Hof zu kommen.

Vor Zeiten, solange der Besitz eines Bauernhofes noch vor dem damals wie das Feuer gefürchteten Soldatenleben schützte, war das „Zuwiheiraten“ noch weit gesuchter, als heutzutage. Da nahm manch ein zwanzigjähriges Bürsch-

lein eine alte Witwe mit erwachsenen Söhnen und Töchtern, so daß der Junge nun auf einmal einen Schock krüppelhafter Kinder hatte, die älter waren, als er selbst. Ich hatte einmal an einer Hochzeit teilgenommen, bei der die Stiefsöhne den jungen Vater prügelten, weil er durch das Anheiraten sie um ihr zu erhoffendes Erbteil brachte. Die Schwester der schneidigen Stiefsöhne, ein ebenfalls schon erwachsenes Dirndl, erhob ein schallendes Jammergeschrei, als es den „neuen Vater“ unter den unzärtlichen Fäusten darniederliegen sah. Ein paar Jahre drauf war im Hof ein kleines Kind vorhanden, das den jungen Bauer „Großata“ nannte.

Nun, und da war auch einmal ein fleißiger Bauernknecht, arbeitsam, sparsam, sittsam, nicht jung und nicht alt, Hiesel hieß er, ein weichmütiger, unentschlossener Mensch. Und der fragte jahrelang jeden Kameraden: „Was meinst du denn und wie rat'st mir's denn du? Soll ich oder soll ich nit?“

„Ah, von wegen der alten Birkenbinderin?“ fragte der andere wohl regelmäßig entgegen.

„Wohl, wohl, von wegen derselbigen. Weißt, die Sach' ist halt so. Ich möcht' doch endlich auch einmal ein eigenes Ort, und 's Häusel gefällt mir, 's Häusel, der Birkenbinderin ihres.“

„Und die Birkenbinderin?“

„Und die Wiese, die zum Häusel gehört. Die beste in Sunnhag, dreimalige Mahd das Jahr!“

„Ist sie wohl schon alt genug, die Birkenbinderin, fürs Heiraten?“ spottete der andere gern.

„Sechs Stückeln Vieh kann man wohl halten, wenigstens! Der alte Birkenbinder hat alle Jahr' zwei Säue abgestochen.“

„Wirst ihr erster oder ihr zweiter?“

„Das wird sich wohl gleich bleiben. Sau ist Sau."

„Daß du aber schon gar so verliebt bist, Hiesel!" — Wenn der Samstag kam, am Feierabend, da stieg der Hiesel hinauf zum Birkenbinder-Häusel und beschaute mit Freude „das Ortl" von unten und von oben und berechnete den Gewinn, den er mit Holz und Heu und Vieh zu erzielen gedachte.

Die Birkenbinderin lud ihn freundlich ins Stübel hinein und fragte, ob er hungerig sei. Ein Stück Rahmstrudel hatte sie allemal für ihn bereit. Und das Rahmstrudelbacken! Da konnte der Mensch weitumsuchen in der Welt. Keine wird so gut Rahmstrudel backen, wie die Birkenbinderin. — Weiß nur nicht, was die Leute sonst haben gegen dieses Weib. Als ob sie alt wäre! Ist sie doch die jüngere Schwester! Die ältere Schwester ist bei ihr Kuhmagd, diese natürlich geht freilich nicht mehr auf ihren ersten Füßen und der Alten wird's taugen, wenn sie einmal einer ablöst in der schweren Arbeit. Es gab Leute, die auf dem Kirchweg die beiden ehrsamen Schwestern nicht auseinanderkannten. Die mußten rein farbenblind sein, trug die Birkenbinderin, der „das Ortl" gehörte, doch ein rotes Busentuch und die alte Magd ein blaues! Wenn so ein paar zusammenheiraten wollen, da wissen sich die Leut' ja vor Boshaftigkeit nicht zu helfen! Weil sie ihm ums Gütel neidig sind!

Eines Tages tat Hiesel, der Knecht, beim Dorflehrer Brennholz hacken. Zur Jause setzte ihm der alte Schulmeister einen Krug Apfelmost vor und einen Laib Brot. Dieweilen der Hiesel aß und trank, sagte er auf einmal: „Na, Herr Schullehrer, jetzt werden wir halt bald einen lustigen Tag anheben."

„Lustige Tage gibt's nie zu viele," antwortete der Lehrer.

„Wird nicht mehr lang' dauern. Wenn der Herr Schulmeister eine neue Hochzeitshosen braucht, so muß er dazuschauen. Wir haben schon das Versprechen gehabt."

„Was der tausend! Was für eine denn, wenn man's wissen darf?"

„Warum denn nicht! Ist ja ein gutes Ortel. Aufs Birkenbinderhäusel im Sunnhag."

„Warum nicht gar!" sagte der Schullehrer und schüttelte seinen alten Weißkopf. „Gehört habe ich schon mehrmals so etwas. Hab's aber nicht recht glauben wollen. Die alte Witwe. Bist ja viel zu jung für sie."

„Wenn man wo dran will, so darf man die Zeit nicht verpassen," meinte der Hiesel und tat einen kräftigen Zug aus dem Mostkruge.

Sagte der Lehrer: „Zu der hätte nicht einmal ich alter Mann gar viel Freude."

„Muß sich halt der Mensch an der Wirtschaft eine Freud' machen," sprach der Knecht.

„Ist schon recht, Hiesel, aber bissel eine Freude muß man doch auch zur Person haben, die man heiratet. — Auf ihre ersten Männer soll die Alte ja bös gewüstet haben, sagt man."

„Werden halt darnach gewesen sein. Wir werden fleißig miteinander wirtschaften."

„Wenn sie dir nur das Recht läßt, mein Lieber!" sagte der Schullehrer. „Die alten Weiber sind schon an und für sich eigensinnig und bissig gegen den Mann, und wenn eine erst noch weiß, daß sie ihm das Gütel mit in die Ehe gebracht hat! Das wird sie dir vorhalten alle Tage, die Gott vom Himmel gibt. Ich sage dir, Hiesel, traue du keiner Alten!"

Schnitt sich der Knecht noch einen Bissen Brot und sagte:

„Die Alten haben noch das Gute, daß sie nicht mehr lang' leben."

Der Schulmeister blickte erschrocken auf den Knecht. Dann stand er scharf auf und sagte: „Hiesel, jetzt schau, daß du weiter kommst! Das hätte ich nicht geglaubt! Du bist doch ein niederträchtiger Kerl. Geh' mir aber sogleich zur Tür hinaus, jetzt mag ich dich nicht mehr anschauen!" Und er tat die Türe so weit auf, daß es dem Knecht gar nicht viele Mühe machte, sie zu finden. —

Das war beim Lehrer gewesen. Die Lehre hatte dem Hiesel weiter nichts gekostet und nichts genutzt; zum Lehrgeldzahlen kam er erst später.

Ein paar Wochen nach dieser Jause war die Hochzeit. Es ging dabei sehr lustig zu, die Leute ergötzten sich an der mit bauschigen Röcken, mit roten und gelben Bändern aufgedonnerten Alten, die in ihrem verdunsenen weinglühenden Gesichte neben dem Burschen dasaß, schier wie eine Godel neben dem sittsamen Firmling. Sie wußte in allen Hochzeitsbräuchen Bescheid, war sie doch jetzt schon das drittemal dran. Ahnend, daß sie solche Ehrentage in Zukunft vielleicht nicht mehr häufig erleben dürfte, sonnte sie sich in ihrer bräutlichen Würde bis in die Nacht hinein, während dem Hiesel schon das Heimgehen im Kopfe lag, weil er sich sorgte um das liebe Vieh, das im Birkenbinderhäusel sich selbst überlassen war.

Und als sie endlich daheim waren, sagte das Weib zu ihm: „Du bist mir ein sauberer Ehegespons, daß es dir jetzt mehr nach den Kälbern geht, als nach deiner Liebsten! Da hat's mein erster anders gemacht, das muß ich dir schon sagen!"

Sonst vertrauen es jungverheiratete Leute ihren früheren Kameraden an, wie glücklich sie sind. Der Hiesel sagte

nichts. Und als ihn einmal einer fragte, wie es ihm gehe in seiner neuen Wirtschaft, da antwortete er: „Auf der besseren Seite nicht viel nutz." Nach einem halben Jahre sah man das Ehepaar nicht mehr miteinander in die Kirche gehen; ging er allein und ging sie allein. Nach einem Jahre hatte der Birkenbinder seine Schlafstelle im Heustadel, die Haustür war nachts über zugesperrt, wie vor Räubern und Mördern, und die zwei Schwestern drinnen hockten im Dunkeln oft stundenlang beisammen und verabredeten es, wie sie diesen „zuwideren Menschen" behandeln wollten. Beiderseitigen Beifall fand der Plan, ihm für die Wirtschaft ihre Arbeit zu verweigern, hatte er doch das Häusel und die Wiesen und das Vieh geheiratet, jetzt sollte er nur allein damit fertig werden. Zwar meinte die Birkenbinderin, wenn er alle Arbeit allein verrichten müsse, so würde er bald alles als sein alleiniges Eigentum ansehen, während doch sie, und nur allein sie ihm das Gütel zugebracht und „wenn's recht um und auf käme", immer noch sie die Eigentümerin sei. Bei solchen Erwägungen wurden die Schwestern gar erregt und die alte Magd sagte: „Ich weiß schon, was ich tu'. Zu Fleiß tu' ich's ihm!" Und als der Hiesel eines Morgens zum Frühstück in die Stube kam, hatte sie ihm heimlich Lichtöl in die Suppe geschüttet.

„Weiß der Kuckuck!" sagte er und schnupperte, „was heut' die Suppen für einen merkwürdigen Geschmack hat! Ist die Milch ranzig, Alte?"

„Wenn dem Herrn Bauernknecht auch die Suppen nicht mehr recht ist," antwortete sein Weib, „so muß er sich ein anderes Mal halt von einer andern kochen lassen, von einer Jungen. So eine wird's gewiß besser können, wie die alten Weiber . . ."

Bis zu diesem Augenblicke hatte der Hiesel sich als

unschuldig Verfolgter gefühlt, jetzt zum erstenmal stand ihm seine ganze Verworfenheit klar vor Augen. „Die alten Weiber!“ Freilich, er hatte in der Nachbarschaft ein paarmal von seinen alten Weibern gesprochen. Das war ruchbar geworden bis zum Birkenbinderhäusel im Sunnhag. Aber nicht eine Spur Bußfertigkeit hatte der Sünder, im Gegenteil, in seinem Arm zuckte das diabolische Gelüste, die Suppenschüssel seiner besseren Hälfte an den Kopf zu schmeißen. Er tat's aber nicht, und daß er's nicht tat, war die Furcht vor dem Zorne der alten Weiber! — So tief war er herabgekommen. Er begnügte sich damit, die Schüssel auf das Fletz zu schleudern, daß Scherben und Milch hoch aufspritzten. Die Frauenzimmer waren sprachlos und schüttelten sehr betroffen ihre Köpfe, als wollten sie sagen: Der arme Narr! Jetzt hat er gar sein bissel Verstand verloren!

Zur Mittagszeit, als er von der Weide heim zum Essen kam, tat sein Weib ganz erstaunt. „Was willst denn du lauter da? Bei uns wird nimmer angeheizt. Wär' schad' um die Sachen — wenn dieser Rumpelschragen doch nicht einmal mehr eine ordentliche Milchsuppe zuwegbringt!“

Rumpelschragen! Sollte er nicht auch dieses treffliche Wort irgendwo gebraucht haben? — Er ging wieder auf die Weide und schaute am Rain und bei dem Steinhaufen nach, ob nicht etwa die Himbeeren schon reif wären. Am Abende, nachdem er Kühe, Kälber, Schweine und Schafe versorgt hatte, legte er sich müde auf sein Heu. Müde und hungrig. Einmal hat's Rahmstrudel gegeben im Sunnhag! Freilich, das war noch vor dem Sündenfall mit dem Birkenbinderhäusel. — Der Traum tat in selbiger Nacht sein möglichstes, um zu trösten, aber er machte es nur noch schlimmer. Eine gute Bekannte führte er vor. Ein armes Dirndl, das

unter dem Hollerbusch der Kirchhofsmauer saß und zum Herzzerbrechen schluchzte, während der Hiesel drin in der Kirche das Birkenbindergütel heiratete.

Am nächsten Morgen, als der Birkenbinder in sein Häusel gehen wollte, war die Tür versperrt und das Häusel wie ausgestorben. Er ging in den Stall und molk sich eine Kuh, die gab ihm kein Lichtöl in die Suppe. Am Vormittage mähte er Futter. Zu Mittag war das Häusel immer noch verschlossen und ausgestorben. Es war ein kühler, regnerischer Tag, alle Berge waren verhüllt von niederhängenden Wolken. Der Hiesel ging hinab zu einem Nachbarshof. Der Nachbar pflegte Leute, die gerade zur Essenszeit zusprachen, mit zu Tische zu laden. Aber heute hatten sie schon abgegessen. Jetzt setzte er sich auf den Herd und schaute der Bäuerin zu, die flott und flink das Eßgeschirr scheuerte. Und da fragte sie plötzlich: „Na, Hiesel, was hat denn dir heut' dein Weib Gutes gekocht?"

Kaum das Wort gesprochen, hub der arme Narr an laut zu grölen.

Die Bäuerin rief im ersten Schreck laut den himmlischen Vater an. Und was ihm denn fehle? Ob etwas geschehen sei? Ob etwa gar seinem Weib was widerfahren sei?

Der Hiesel preßte seine beiden Fäuste an die Augen und schüttelte unwillig den Kopf.

„Hast mit einem Vieh Unglück gehabt?"

„Ich wollt', 's wär' schon all des Teufels!" knirschte der Hiesel.

„Ja, mein Gott, da bin ich mir nicht gescheit genug, was es mit dir ist!" sagte die Bäuerin schier verzagt. Das war aber Verstellung, sie ahnte es wohl, wo der Haken saß. Nach einer Weile brachte es der Hiesel heraus, daß er schon seit zwei Tagen nichts Gekochtes gegessen habe.

Jetzt erschrak die Nachbarin aber wirklich. „O, Tschappel!“ rief sie aus, „was hast denn das nicht gleich gesagt!“ Und hub eilends an, Milch- und Eierspeise zu kochen.

Nachdem er sich gesättigt hatte, wurde der Mann erklecklich mutiger. Gar trotzige Falten zog er über der Stirne. „Ich weiß aber, was ich tu'!“ sagte er zornig. „Und ich tu's! Von dieser — dieser“ — es steht zu vermuten, das er „Bestie“ sagen wollte, oder einen ähnlichen Kosenamen verfahrener Ehen, er sagte aber nur: „Von dieser — dieser Person werd' ich mich nicht mehr lang' martern lassen, ich nicht! Ich! Ich!“ Er ballte die Fäuste, „Ich geh' durch! Die ganze Kramel laß ich liegen und stehen. Ich brauch' die Hütten nicht. Ich geh' wieder bauerndienen, steh' mich zehnmal besser dabei. Und das tu' ich!“

Als er nachher wieder in die frische regnende Luft hinauskam, wurde der Entschluß wankend. Da hat er seine paar hundert Gulden hineingesteckt, ist ja alles zerlempert gewesen! Und jetzt soll er wie ein Bettelmann davongehen und ihr alles zurücklassen?

Bei einem zweiten Nachbar sprach er zu und dem wollte er alles anvertrauen.

„O mein lieber dummer Hiesel,“ sagte dieser Nachbar, „erspar' dir den Atem, man weiß ja schon lang' alles, wie es mit euch steht im Birkenbinderhäusel! Ich möcht' nicht du sein, das muß ich schon sagen.“

„Verkaufen will ich das Gütel!“ rief der Hiesel.

„Das Gütel? Wieso? Was hat dir denn das Gütel getan, das ist dir ja eh recht. Deine Alte solltest verkaufen. Die bringst aber nicht an. Nicht einmal beim Trödler. Auch nicht, wenn du draufzahlst. Da kannst schon machen, was du willst, die bleibt dir am Hals hängen, so lang' du lebst! Solche Frauenzimmer sterben überhaupt nicht.“

„So weiß ich, was ich tu'!" sagte der arme Hiesel.

„Mein Gott, ich kann mir's denken," entgegnete der boshafte Mensch, „aufknüpfen wirst dich wollen. Das hilft aber auch nicht viel. Heißt's doch, daß christliche Eheleute, wenn sie auseinandersterben, im Himmel wieder zusammenkommen."

Diesen Bauern hätte jetzt der Hiesel am liebsten niedergeschlagen. Zum Glück tat er das nie oder höchst selten, was er wollte. Die einzige Tat seines Lebens war gewesen, als er da oben „zuwiheiratete" ... Jetzt fiel ihm manchmal auch ein, daß er gehört hätte, der Mensch solle nur aus Liebe heiraten und aus keinem andern Grund, sonst ginge es allemal schlecht aus. Auch einmal mühesam gelesen hatte er so etwas an einem regnerischen Sonntagnachmittag, hatte es aber nur so für eine Dichterweisheit gehalten. Und nun die schreckliche Wahrheit. Und gerade an ihm selbst! Kein Mensch auf der ganzen Welt ist so elend dran, als er, davon ist er überzeugt.

„Und das Zuwiderste," setzte der Nachbar noch bei, „das Zuwiderste an der ganzen Geschichte wär' mir das Ausgelachtwerden!"

Der Hiesel ging weiter. Als die Nebel sich ein wenig hoben, sah er im Sunnhag sein Häusel stehen. Fast tröstend schaute es auf ihn herab. Über dem Schornstein war immer noch kein Rauch. Das liebe Vieh ist arm, wenn es sein gewohntes Futter nicht kriegt! Er muß doch wieder hinauf. Aber ein neuerlicher heftiger Regenguß jagte ihn in eine leerstehende Holzknechthütte. In der hatte er auch einmal etliche Wochen gewohnt. Es klebt sogar das Zeitungspapier noch im Fenster, das er damals in Ermangelung einer Glasscheibe angepappt hatte. In der Langweile hub er nun an, vom Fenster herab Zeitung zu lesen. Ein Mordprozeß.

Ein Mensch hatte seine Frau abgefüttert und nachher durch eine ungeschickte Ausrede sich selbst verraten. — So dumm müßt' einer halt nicht sein . . .

Als der Guß vorüber war, stieg er zwischen triefendem Jungwald bergan. Auffallend, so dachte er bei sich, ist's doch, daß die Tür immer versperrt ist und kein Rauch über dem Dach!

Wie, wenn ihnen etwas geschehen wäre, den beiden Schwestern! Daß sie nicht aufmachen, daß es so still ist im Häusel, wie ausgestorben! Fortgegangen können sie ja doch nicht sein, sie sind nirgends gesehen worden. Es können sie Räuber überfallen haben bei der Nacht! Warum er daran nicht gleich gedacht hatte? Es ist nicht anders und es ist heilig nicht anders, sie sind mausetot! — So leicht und flink waren ihm die Beine schon lange nicht mehr gewesen als jetzt, da er dem Gütel zueilte, seinem Gütel! Jetzt wirklich seinem Gütel, auf das er sich nun dieselbige anheiraten kann, die im Traum unter dem Hollerbusche gesessen! — Wenn sie gestorben ist, die Alte, das Begräbnis soll ihr nicht zu lumpig sein. Auch einen Grabstein soll sie haben — einen recht schweren.

Als er oben war und an der offenen Stalltür vorbeieilte, flog ein krustiger Melkstuhl heraus und klingend an seinen Kopf. Die Birkenbinderin war just beim Melken und äußerte sich nun dahin, daß dem sauberen Hiesel das noch gerade gefehlt hätte. Am hellen Werktag müßig herumzulungern, bei den Nachbarn schmarotzen und leutausrichten! Nun, und dabei war der einfüßige Melkstuhl gesaust gekommen. — Der Mann taumelte an den Hausbrunnen hin, wusch sich Blut vom Kopfe und wankte dann in seine Heuhütte.

Als er am selben Abend nicht mehr vorkam und auch

am nächsten Morgen nicht, huben die Schwestern untereinander an zu duscheln drinnen im Häusel. Wenn der Melkstuhl ihn doch an einer unrechten Stelle getroffen hätte! Immer einer hält ja nichts aus. Ist ja soviel eine Letfeigen (Weichling), dieser Mensch! „Ich geh' nicht hinaus!" sagte die Birkenbinderin.

„Muß halt ich schauen gehen, was ihm fehlt!" sprach die Schwester, nahm den Suppentopf und einen Löffel und ging in die Heuhütte. Nach kurzer Zeit kam sie wieder zurück und berichtete, daß er im Heu liege wie „abgestochen" und daß er sich nicht rühre. Zur selben Stunde kam der Gemeindebote mit der Botschaft: „Die Teiche fangen wieder an! Der Birkenbinder soll eilends mit dem Krampen gehen. Von jedem Haus muß einer gehen, so lang's noch nicht zu spät ist wie vor drei Jahren, wo die Teiche ausgebrochen sind, das ganze Tal überschwemmt haben und die Knechte ertrunken sind. Der Birkenbinder soll geschwind mitkommen.

„Er ist jetzt nicht da," sagte das Weib, „wenn er heimkommt, will ich ihm's schon sagen."

„Nichts, wenn er heimkommt! Das Wasser wartet nicht aufs wenn er heimkommt! So muß wer anderer gehen. Wo kein Mannsbild ist, muß ein Weibsbild gehen. Der Teichhauptmann ist höllisch streng, ich sag' es euch! Wer nicht kommt, wird eingesperrt und bockfäustengespannt! Im Wirtshaus hockens all beisammen, sagt der Teichhauptmann, da haben sie Zeit, aber wo eine Gefahr ist, da drucken sie sich. Marsch auf, Bäuerin, mit dem Krampen!"

„Ja, mein Gott und Herr!" jammerte sie, „da muß ich doch meinen Mann suchen gehen!" Sie ging in den Heustadel. Im Halbdunkel sah sie ihn liegen an der Wand, halb mit Heu zugedeckt. „Hiesel!" sagte sie. Nichts.

„Hiesel!“ rief sie lauter. Auch noch nichts. „Um des Himmels willen, Hiesel, ist dir was?“ fragte sie hin, ganz weichmütig. Da bewegte sich der Kopf und knurrte ein wenig. „Wirst doch nicht krank sein, Hiesel?“ sprach sie gütig.

„Kopfweh,“ stöhnte er.

„Aber geh'! Kopfweh! Weißt, Mann, das macht der Heudunst. Mußt aufstehen, in der frischen Luft wird's schon besser werden.“

Wer ist denn das? Ist das wirklich seine Alte? Ist sie's wirklich? Da schau man her, wenn der Mensch Not leidet, da ist sie erst noch gut . . .

„Mein liebes Weib,“ sagte er. „Weiß der Teuxel! sehen tu' ich nichts.“

„Sehen tust nichts? Natürlich, weil's finster ist im Stadel. Draußen scheint die Sonne, da wirst schon was sehen. Unten beim Wasser, weißt, wo die Leut' heute arbeiten, da machst dir kalte Umschläge. Und jetzt geh' und iß eine warme Suppen.“

Und als der Hiesel, ganz gerührt über so viel unerwartete Liebe, herausgetaumelt war, da sah sie es, sein Kopf war so groß wie ein Milchzuber, die Augen waren so verschwollen, daß sie nicht anders wie zwei verwachsene Narben aussahen zwischen den roten Wulsten. Als das Weib merkte, bei ihm wäre es heute nichts mit dem Krampen, da schlug der Wind rasch um und sie hub an mit breitem Mund zu zetern über solch eine Jammergestalt, Mannsbild genannt. „Stromert so ein Taugenichts die ganz' Wochen in der Gegend um, Leut' schimpfen. Und nachher, wenn er einmal was leisten soll, da macht er sich krank! Ist das ein Mann? Das ist gar kein Mann. Das ist ein altes Spitalweib! Mööh! wie er schaut!“ Und sie schnitt ihm ein Gesicht, das allerdings bei den vorhandenen Mitteln

noch viel häßlicher ausfiel, als das verschwollene am Mannsbild. Mittlerweile kam der Gemeindediener noch einmal dahergestapft und da er die Unfähigkeit des Mannes augenscheinlich vor sich hatte, schleuderte er mit einiger Gewalt dem Weibe den Krampen zu, zerrte sie mit sich hinab in die Schluchten, wo die drohenden Teiche lagen und schon viele Leute arbeiteten, um den Dammbruch zu verhüten.

Der Hiesel saß am Tische, legte die gefalteten Hände vor sich hin und wackelte mit dem riesigen Kopfe.

Er erinnerte sich an die Teichbrüche vor drei Jahren, damals war er dabei gewesen. Zuerst brach der obere, dann mit schrecklicher Gewalt der andere, die Arbeiter versuchten, sich an die Berghänge zu retten, aber drei Knechte und eine alte Magd wurden mit fortgerissen und später weit draußen im verheerten Tale unter Schutt und Schlamm aufgefunden. Die Teiche waren zur Zeit des Regens oder der Lawinenbrüche der Schrecken der Gegend.

Den ganzen Tag saß der Hiesel so da und grübelte darüber nach, was denn eigentlich schlimmer sei, die brechenden Teiche oder die fliegenden Melkstühle. Gegen Abend wurde sein Kopf kleiner und die Augen gingen ein wenig auf. Er schaute zum Fenster hinaus, ob das Weib nicht etwa doch heimkomme. Als die alte Schwester am Herd das Abendfeuer machte, sagte zu ihr der Hiesel: „Schwägerin, ich weiß mir nicht mehr zu helfen. So viel Angst! Tun wir einen Rosenkranz beten für mein Weib!“

Sie knieten an den Tisch hin und beteten laut den Rosenkranz, die Magd drauf hin, daß die Schwester glücklich heimkommen möge, der Hiesel darauf hin, daß — daß es anders werde. Und plötzlich fiel es ihm ein: „Was sind das für Gedanken? Aber — kannst was dafür? Sie hat dich so gemacht. Wenn's noch lange so fortgeht, kannst

noch viel schlechter werden. Heute bittest den Herrgott bloß um Befreiung, morgen ist's vielleicht schon so weit, daß du ihm dazu ein wenig Handlangerdienste leistest ... da ist's wohl gescheiter, du laufst bei Zeiten davon, so weit dich deine Füße tragen „und pfeifst auf dieses verfluchte und vermaledeite Birkenbinderhäusel!" Die letzteren Worte rief er laut mitten ins Gebet hinein, so daß die Schwägerin aufzuckte. Just noch wollte sie ihm einen Verweis geben ob seines gottlosen Betens, da kreitschte sie hell: „Die Schwester!" über die Wiese herauf kam die Birkenbinderin. Sie trug auf der Achsel den Krampen, sie hatte ein sehr rotes Gesicht, sie machte große Schritte, sie kam rasch näher. Der Hiesel erraffte vom Nagel Rock und Hut und eilte zur Tür hinaus.

Das war gewesen vor einem Jahr im Herbst. Seit jener Abendstunde ist der Hiesel nicht mehr gesehen worden im Birkenbinderhäusel. Auch nicht bei den Nachbarn. Draußen im Dorfe vor dem Schulhause, wo er einmal Holz gehackt hatte und hinausgeworfen worden war, soll er noch gestanden sein, spät abends im Mondenschein. Dann nichts mehr von ihm, bis auf den heutigen Tag.

Wenn man die Birkenbinderin fragt, wo denn ihr Mann alleweil wäre, so zuckt sie die spitzen Achseln, zieht den zahnlosen Mund auseinander und sagt: „Was fragst mich? Ich geh' den Lumpen nicht suchen."

Und also endet nach der besseren Singart das Lied vom „Zuwiheiraten", wenn einer das Gütel liebt und nicht das Weib.

Das Gericht im Breitschirmhof.

Die Talstraße vom Weinlande her rasselte ein Steirerwagen. Vorn ein flinker Schimmel und hinten, im Wagen drin, ein junger Mann. Wer wissen will, wer es ist, der muß ihm auf den Magen schauen. Dort, über dem schon leidlich gewölbten Bäuchlein schmiegt sich der breite Ledergurt, und auf demselben, mit weißen Buchstaben ausgesteppt, die Buchstaben L. B. Es sind dieselben Buchstaben, die im Resingtal von Markstein zu Markstein eingegraben stehen und an dreihundert Joch Grund und Boden umfrieden. Der Grund und Boden des Breitschirmhofes, dessen Jungbesitzer Leopold Breitschirm eben vom Weinkaufen aus dem Unterland heimfährt.

Unterwegs blickte er aus, was da für schöne Nußbäume stehen an der Straße. Und unter einem, auf schattigem Rasen, saß ein Frauenzimmer. Es war aber kein Frauenzimmer, sondern ein jungfrisches Dirndl. So ließ der Leopold seinen Schimmel stehen, richtete ein paar gewöhnliche Worte an das Dirndl, fragte woher und wohin, lud es dann ein, sich zu ihm in den Wagen zu setzen und mit ihm zu fahren. Das sei ihr nicht unlieb, denn der Weg ziehe sich länger als sie vermeint habe. Und er zog sich auch von nun ab. Um ihn kurzweiliger zu machen, wurde der junge Großbauer gegen die Reisegefährtin zutunlich und wollte sie ein wenig lieben. Aber sie dankte so entschieden

und herb dafür, daß er schweigend wurde und bei sich dachte: Endlich einmal auch ein Apfel, der nicht fällt, wenn man den Baum schüttelt. — Das gefiel ihm und er begann mit ihr ein anderes Gespräch.

„Also Dienst suchen willst du im Resingtal? Von Sankt Martin bist du her? Gefällt's dir denn nicht in Sankt Martin? Nachher gefällt's dir doch vielleicht im Resingtal? Probier' es bei mir auf dem Breitschirmhof."

Dazu sagte sie nicht ja und nicht nein, da müsse sie erst nachfragen. Ungeschaut trete sie in keinen fremden Dienst.

„Frag' nur nach," antwortete er und versuchte es noch einmal mit schmeichelhaften Zutunlichkeiten. Da spitzte sie scharf den Ellbogen und begehrte auszusteigen. Sein Besänftigen nützte nichts, sie stieg aus, sagte: „Schön Dank!" und ging einen Feldweg.

Er ließ sie nicht aus den Augen. Sie verschwand im Buchenwalde. Dann stand sie bei einem Kleinbauern im Dienste ein, war Sonntags in der Kirche zu sehen, einmal sogar beim Wirt auf dem Tanzboden. Da begehrte er sie zu einem „Steirischen".

Ein Jahr später war dieses Dirndl Jungbäuerin auf dem Breitschirmhof — zum Entsetzen aller Bauerntöchter der Umgebung. Nach der Hochzeit waren die zwei so glücklich, daß sie den ganzen Tag nicht voneinander ließen.

„Wie du gerade auf mich verfallen bist, Leopold!" sagte sie zärtlich. „Bin ja wohl nicht schön."

„Just das gefällt mir, weil du nicht weißt, daß du schön bist."

„Und bin gar ein armes Leut."

„Aber du bist auch noch was anderes und das geb' ich um viel Geld nicht her. Das hat selten eine. Schon in

der ersten Stund' damals hab ich's gewußt. Ich bin so, daß ich der meinigen vertrauen muß können, und ist's just einmal meine Passion, daß ich einen Krug will haben, aus dem noch kein anderer getrunken hat."

„Ah, so meinst es," antwortete sie und schob sachte seine Hand zurück, die unversehens ihrem Rocksack nahegekommen war. Denn darin hatte sie einen Brief. Gerade am Hochzeitstage war er gekommen. Der ging ihn nichts an.

Dann kam die ruhige, sorglose Zeit, da ihnen zumute war wie dem Landmann nach heißen, stürmischen Sommertagen, wenn das Korn in der Scheune ist.

Leopold hatte sich über seine Wahl nicht zu beklagen, die Thekla hatte alle Vorzüge eines braven Weibes. So strenge sie den Leopold damals zurückgewiesen hatte, so zärtlich war sie ihm nun ergeben. So derb sie im Falle das Gesinde anlassen konnte, so fürsorglich war sie für dessen Wohl. So reichlich sie für den Tisch sorgte, so bereitwillig sie für die Nachbarschaft war und so freigebig gegen arme Leute, so arbeitsam und sparsam war sie in der Wirtschaft. Das Achselzucken zuerst und die halben Bemerkungen, von der Straße hebe man nichts Gutes auf, waren bald überwunden, sie war nicht allein die geachtetste Bäuerin im Resingtal, sie war auch die gelobteste und die geliebteste. Leopold hatte sie so gerne, daß er ganz aus der Art schlug und außer in seiner ehelichen Kammer alles Weiblichen vergaß. Ausgenommen, daß die Thekla von Zeit zu Zeit einen Besuch machte in ihrer Heimat Sankt Martin, ging sie nie vom Hofe fort, sie war die Seele des Hauses und — wie die Leute sagten — die Seele von einem Menschen. Und als dann der Knabe und das Mädchen da waren, pflegte und erzog sie sie zu ein paar gesunden, schönen und wohlgearteten Kindern.

Sie waren schon eine Reihe von Jahren verheiratet,

als eines Tages im Hause ein Betteljunge erschien. Ein zerlumptes, unsauberes Bürschel mit scheuen, schreckigen Äuglein und tölpischem Benehmen. Die Thekla hatte ihn auf dem Feldwege aufgegriffen und in den Hof gebracht, auf daß das arme Wesen einmal gesättigt, gereinigt und mit Kleidern versehen werde. Der Kleine blieb dann eine Weile, war aber unanstellig und unverläßlich, so daß Leopold ihn eines Tages davonjagte. Die Thekla war darüber schweigsam, als ob sie mit dem Fortschicken nicht einverstanden wäre. Sie hätte den fremden, verwahrlosten Jungen wohl gerne zu einem Menschen gemacht. Wenn sie dann in das nahe Dorf ging und aushorchte, ob nirgends von jenem fremden Knaben die Rede sei und nichts vernahm; wenn sie auf dem Feldwege und am Waldraine dahinging und vergeblich ausschaute und spähte, wie verstimmt kehrte sie nachher in den Hof zurück. Ihre eigenen Kinder aber gediehen und brachten hellen Sonnenschein in das Haus. Nur die Mutter schien sich nicht recht darüber freuen zu können, als hätte sie immer an andere, an verlassene Kinder denken müssen, die heimatlos und liebelos in der Welt herumirren. Noch gütiger wurde sie gegen arme Leute.

Und eines Tages im Herbste hatte Leopold bemerkt, daß am Morgen sein Weib einen Topf Milch und ein Stück Brot hinaustrug in den Heustadl. Er sah nach, ob dort etwa ein kranker Dienstbote liege und fand den fremden Betteljungen. Der war seither noch verwahrloster geworden und störrischer. So sagte die Thekla, es sei doch Christenpflicht des Wohlhabenden, ein solch armes Menschenkind aufzunehmen, es mit liebevoller Strenge zur Arbeit anzuspornen und von dem Schlechten abzuhalten. Der Bauer wollte es noch einmal versuchen. Der Bursche blieb auf dem Hof. Anfangs stellte er sich emsig zum Dreschflegel, zur

Stallstreugabel, aber es dauerte nicht lange, so warf er das Geräte weg und warf sich aufs Stroh, und wenn ihn die Knechte mit den Stiefelabsätzen stießen, so stellte er sich tot oder sprang auf und lief in den Wald hinaus, wo man auf dem Moose liegen kann und nicht arbeiten muß. Manchmal schlich er sich in die Vorratskammer, naschte Butter oder Geräuchertes, und wenn der Leopold ihn darob mit der Peitsche züchtigte, so schrie der Junge so kläglich, als geschähe ihm das größte Unrecht. Je herber er mit diesem Geschöpfe wurde, je gütiger war mit ihm die Thekla. Sie begutete ihn heimlich, und einmal nahm es der Bauer wahr, wie sie dem Knaben in der Flachskammer das wirre Haar strählte, ihn dann mit der flachen Hand fast zärtlich über den Kopf strich und leise sagte: „Bitt' dich gar schön, Bästel, sei brav, sonst mußt wieder fort und darfst nimmermehr kommen!"

Da trat der Leopold vor: „Er soll nur gleich fort, der Taugenichts, der uns noch unsere Kinder verderben kann. Oder hast du den hergelaufenen Lumpen wohl gar lieber, als deine eigenen Kinder? Es scheint so. Eine solche Nächstenliebe ist mir zu dumm, hörst du?"

„Leopold," entgegnete sie und schaute ihn fragend an, „solltest denn du gar keinen jungen Menschen wissen, dem du's auch gut meinen möchtest — extra gut? Ich hätte nichts mehr dagegen . . ."

„Hast du dich zu beklagen darüber, daß ich's unseren Kindern etwa nicht gut genug meine? Eben deswegen leid' ich ihn nicht, diesen hergelaufenen Zottel! Lernen könnten sie schon was von dem — ei ja, das schon! Er soll machen, daß er weiter kommt!"

Sie sagte nichts dagegen, nur das seufzende Wort sprach sie: „Es ist hart, daß er wieder fort muß!"

„Du kannst ja mit ihm . . .!“ rief er zornig, sprach aber das Wort nicht ganz aus. Es war doch zu schwer. Es ließ sich ja nichts sagen. Er wußte nur, daß die Thekla entfernte Verwandte habe. Sie hatten sich stets ferngehalten, vielleicht war das der Stolz armer Leute. Wer weiß, ob sie nicht sehr verkommen sind, ob dieser Bettelknabe nicht der Sippe angehört?

Der Leopold sagte also nichts mehr und die Sache wurde allmählich vergessen. Auf dem Breitschirmhof nahm es den Lauf, wie auf allen reichen Höfen, wo fleißig gearbeitet wird; er wurde immer noch reicher, die Wirtschaftsgebäude mußten vergrößert werden. Besonders auf dem Anger vor dem Wohnhause wurde ein fester Blockbau aufgeführt, wo Korn, Brot, Fleisch, Fett, Leder, Wolle und andere Vorräte in Massen sicher aufbewahrt werden konnten. Die Felder und Wiesen wurden verbessert und die Marksteine mit den Buchstaben L. B. rückten stellenweise weiter nach außen hin. Der Sohn des Hauses war schon so weit, daß er in eine landwirtschaftliche Fachschule gegeben werden konnte; das Töchterlein übte sich unter Anleitung der Mutter in den häuslichen Obliegenheiten. Alles war frisch und froh, bis auf Thekla. Sie blieb gütig und still, wurde aber immer ernster und verschlossener. Die trautsame Liebe zueinander wird bei bäuerlichen Eheleuten überhaupt nicht zur Schau gestellt; aber es war doch verwunderlich, daß dieses herzensgute Weib nicht mehr Liebe zeigte zu ihren Kindern. Ihre Schwermut steigerte sich derart, daß Leopold ihr vorschlug, zur Zerstreung eine Reise in die Stadt zu machen. Darauf antwortete sie, in der Stadt habe sie nichts zu tun. Aber eine Wallfahrt möchte sie machen! doch nur, wenn er zu Hause bliebe und daß sie die Beruhigung haben könne, der Hof wäre derweil gut versorgt. Der Bauer sah diese Für-

sorge ein, sie freute ihn und er ließ sie hinziehen die weiten Straßen, um ihre Wallfahrt zu verrichten.

Während der Zeit, als die Bäuerin fort war, schlug einmal besonders heftig der Kettenhund an, der am neuen Blockbau hing, und es wurde der Bettelbursche wieder gesehen. Er schlich hinter dem Hause im Baumgarten herum. Er war nun schon halb erwachsen, trug aber ganz unterschiedliche Kleidungsstücke an sich, eine bäuerliche Lederhose und einen schwarzen Stadtrock und eine schildlose Mütze, aber alles zerrissen und zerfranst und kein Stück paßte an den Leib. Schreckig spähte er zwischen den Baumstämmen her, wenn jemand über den Hof ging, um dann, da es die Bäuerin nicht war, sich allemal wieder schnell hinter Büschen zu verstecken. Der Bauer machte kurzen Prozeß. Er ließ den Hund von der Kette, dieser raste wütend auf den Jungen hin, riß ihm einige Kleiderfetzen herab und kehrte wieder in seinen Kobel zurück, während der Bursche kreischend vor Schreck davongelaufen war.

Länger als der Leopold erwartet, war sein Weib ausgeblieben, endlich kam sie heim, abgezehrt, erschöpft und fast verstört. Das, was sie auf den Wallfahrtswegen erhofft, schien sie nicht gefunden zu haben. Wie vor und eh ging sie ihren häuslichen Verrichtungen nach, aber es geschah mit einer gewissen Gleichgültigkeit. Nur wenn manchmal ein Bettelmann um Almosen zusprach, wurde sie erregt und gab so reichlich, daß mancher Empfänger erstaunt fragte: „Das alles? Das alles gehört mein? Vergelt dir's Gott, Breitschirmhoferin, an deinen lieben Leuten!"

„Geb's Gott!" sagte sie und ging traurig ihren Arbeiten nach. In den Nächten ahnte es der Leopold nicht, wie sie im Nebenbette wachend lag. Wenn er sie seufzen hörte, mußte es wohl ein böser Traum gewesen sein.

Und in einer Nacht, da setzte sie sich im Bette plötzlich auf und sagte: „Hörst du nichts, Mann?"

„Was soll ich denn hören," entgegnete er, „es schläft ja alles."

„Dann wird's nichts sein," sagte sie, „es ist nichts, mir hat nur so geträumt. Es ist nichts, Leopold!" setzte sie mit ängstlicher Hast bei.

Er war aber aufmerksam geworden, stand auf, ging zum Fenster und sah im Blockbau Licht. Alsogleich ergriff er das Scheit, pochte an die Stubendecke den Knechten, die auf dem Dachboden schliefen: „Auf, auf, Leut'! Es sind Diebe im Bau!"

„Aber, mein Gott, es wird ja nichts sein!" sagte die Thekla, von einer bösen Ahnung ergriffen.

Mittlerweile war auch Ferdinand, der Sohn des Hauses, der eben auf den Schulferien daheim, aus seiner Kammer hervorgekommen, und sah sich nach dem Schußgewehr um. Die Knechte hatten schon bemerkt, daß auf dem Blockbau einige Dachbretter ausgehoben waren und es sei ganz sicher jemand in der Vorratskammer.

„Wo ist denn das Luder von einem Kettenhund, daß es sich nicht meldet?"

Der lag neben dem Kobel und verendete. Das Tier war wahrscheinlich mit einem wohlgezielten Steinwurf getötet worden.

Der Lichtschein, der vorher durch ein Fensterchen gedrungen war, war weg. Der Dieb hatte wohl gemerkt, daß er entdeckt sei. Der Bau war schon umringt von dem ganzen Gesinde des Hauses. Auf dem Dache lauerten zwei Knechte, an der Tür stand der Bauer mit einer schweren Axt. Vor dem Fenster stand der Ferdinand mit gespannter Flinte. Aber seine Mutter rief zagend von der Haustüre

her: „Schießen mußt nicht, Ferdel!“ — Andere schlichen mit Stallgabeln, Hacken und allerlei Werkzeugen immer um den Bau. Und horchten, ob von innen nichts zu hören sei. Da es still war, so steckte der Leopold den Schlüssel an und öffnete die Tür. In dem Augenblick huschte der Dieb neben seiner heraus, so unversehens, heftig und schnell, daß der Bauer ihn nicht erhaschen konnte. Er sprang über die Stufen und eilte um die Ecke. Ferdinand ihm nach. Da eilte die Bäuerin, die ihn gesehen, herbei und schrie: „Nicht schießen, um Jesu willen! Nicht schießen, Ferdel! Es ist dein Bruder!“ Sie rang mit ihm um das Gewehr.

Der Dieb war der Flinte entkommen, aber den Knechten in die Arme gelaufen. Mit der Fackel kamen sie und sahen, es war der Betteljunge. In der Vorratskammer war die Leiter gelehnt hinan zu den frischgeräucherten Schinken. Der Bauer war ganz würdevoll gelassen, er hielt die Knechte ab, die ihn mit einer abgebrochenen Zaunstange schlagen wollten.

„Das laßt nur sein!“ sagte er, „der geht jetzt ins Zuchthaus. 's ist nicht um den Diebstahl. Aber daß er mir das schöne Tier hat umgebracht! Vor so einem geht auch der Mensch nimmer sicher. Der kriegt etliche Jahre. So lang' als möglich. Je länger er sitzt, je später wird er baumeln. Hol' mir einer den Strick aus der Zeugkammer!“

Der Junge schlug und biß um sich und schrie jetzt gellend auf.

„Leider Gottes,“ setzte der Bauer bei, „daß ich den Strick an dir nicht anders brauchen darf als um deine Bratzen zu binden.“

Mittlerweile waren auf den Lärm Nachbarsleute herbeigekommen, das halbe Dorf zog heran, um zu sehen, was im Breitschirmhofe los sei.

„Diese Kanaille!“ rief ihnen der Bauer zu, der seine Wut nicht mehr bemeistern konnte, „viel Guttat hat er im Hause empfangen.“

Da faßte der junge Ferdinand seine Hand und zog ihn beiseite. „Vater, ich kenn' mich nicht aus, ich habe von der Mutter ein Wort gehört und weiß nicht, was es soll bedeuten.“

Er redete nicht zu Ende, so kamen schon der Gemeindediener und der Nachtwächter, beide bewaffnet, um den ertappten Dieb in Empfang zu nehmen. Und jetzt geschah es. Thekla, die Bäuerin, trat dazwischen und rief strenge und herb: „So laß ich ihn nicht forttreiben!“ Und stellte sich mitten hin zwischen die Büttel, den Dieb und ihren Mann. Sie bewahrte äußerlich die Ruhe, sie habe was zu sagen.

„Leopold,“ sagte sie mit ganz gedämpfter Stimme. „Ich hab' gemeint, diese Stund' wird mir erspart bleiben. Hab' ich's gleichwohl gebeichtet schon vor vielen Jahren, so ist's mir doch nicht geschenkt und muß es hart bezahlen. Daß du dir's selber nicht hast denken können, Leopold! Wie du den Bettelbuben hast fortgejagt, so kannst du's jetzt mit mir tun. — Der Bastel ist mein . . .“

Aber anstatt daß sie bei diesem Schuldgeständnisse zusammenknickte, richtete sich ihre schlanke Gestalt stolz auf und blaß war ihr Gesicht bis über die zuckenden Lippen hinein; so stand sie aufrecht, faltete vor ihrem Manne die Hände und sprach: „Leopold! Für mich erbitte ich nichts. Aber dem Buben tu's noch einmal verzeihen. Ich hab' an ihm viel gutzumachen; jetzt führ' ich ihn, so weit meine Füß' mich tragen, er soll dir nimmer in dein Haus kommen.“

Alles war still, nur der Gemeindediener machte Anstalt, den Jungen, der immer noch von den Knechten gehalten wurde, zu fesseln. Die Bäuerin faßte ihn am Arme:

„Laß es sein! Ist denn niemand da, der Gottesrecht weiß? Wenn ein Kind so ganz verlassen und verfolgt ist und überall getreten, da kann's nicht wissen, was recht und was unrecht ist. Und ehe ein Mensch zugrund' geht vor Hunger, eh nimmt er, was er kann erwischen. Gar so schlecht wird er wohl noch nicht sein, aber dort, wohin ihr ihn jetzt wollt führen, müßt' er schlecht werden."

„Wenn die," sagte jetzt der Bauer mit verbissener Bitterkeit, „wenn die für ihre ehelichen Kinder einmal so gute Worte gehabt hätte!"

Stellte sie sich vor ihn hin: „Hast mir einen Vorwurf zu machen, daß ich sie lieblos behandelt, ungut erzogen hätte? Ich hab' alle meine Kinder gleich gern. Daß eine Mutter just dem Kind am meisten zuneigt, dem's am schlechtesten geht, das wirst mir wohl nicht können für übel halten. — Und dem geht's so schlecht! So schlecht!" Mit diesen Worten riß sie den Bettelbuben an ihre Brust und herzte und küßte ihn, laut weinend.

Die Leute ringsum hatten sich zusammengedrängt und ein Flüstern, ein Murmeln, ein Schluchzen ging um und der Dorfrichter winkte dem Gemeindediener und dem Nachtwächter, sie sollten nach Hause gehen.

„So ist's recht, so ist's recht!" riefen einige und lachten.

Der Bauer stellte sich knapp hin vor sein Weib, sagte es kalt und hart: „Und ich? Was bin denn ich? Ich bin der Gefoppte. — Verleugnet hast du mir's. Freilich, freilich, so ein Bauernhof ist schon einer Falschheit wert. Und jetzt nicht einmal ein Wort um Verzeihung."

„So lang' ich mir's selber nicht verzeihe, kann ich's von dir nicht verlangen," sagte sie. „Eines Hofes wegen mach' ich keine Falschheit, wie du's nennst, wenn ein Mädel seinen Fehltritt nicht will sagen. Wenn man einen Menschen

einmal so gern hat, da ist's wohl nicht leicht, mein Lieber, das Wort hinzusagen, das zwei Leut' wie ein Messer auseinandertrennt. Nachher hätt' ich's freilich sagen sollen, aber es hätt' kein Gut getan, und weil jener Mensch, sein Vater schon lang' in der Ewigkeit ist, so hab' ich gemeint, ich weiß allein davon und sonst soll's niemand erfahren. Unrecht ist's gewesen vor dir und vor dem Buben, ich seh' es ein. So gut ich hab' glücklich sein können, Leopold, bin ich's mit dir ja gewesen. Kein Trutz ist's, wenn ich jetzt freiwillig gehe, ehe du mich fortschaffst. Ich muß mit dem Buben, daß er nicht ganz und gar verdirbt. Meine anderen Kinder weiß ich bei dir versorgt, sie haben einen Vater. Und wenn es sein mag, daß ich sie immer einmal kann sehen, so wirst mir's nicht verwehren."

Er wendete sich ab, wies sie mit einer Handbewegung von sich: „Eine, die von Mann und Kind so fortgehen kann — und mit einem Diebsbuben!"

Er weist sie aus?" fragten die Leute sich untereinander. „Er schickt sie fort? Er verzeiht ihr das Kind nicht? Der Breitschirmhofer! Der Leopold Breitschirm, der in seiner ledigen Zeit den schönen Spitznamen hat gehabt? Der verzeiht ihr das heimliche Kind nicht, für das sie sich so zerkümmert hat, daß sie schier hintersinnig ist worden!"

„Der Leopold Breitschirm!" lachten manche laut auf und es ging ein Verwundern durch die Leute, die hier zusammengeeilt waren in dunkler Nacht. „Der Leopold hat's not, daß er sein Weib verjagt, deswegen! Der muß ein Gedächtnis haben wie ein luckedes Schneuztüchel."

„Möchte doch gern wissen, was der sagt, wenn man ihn wollt' fragen, was aus seinen heimlichen Kindern geworden ist?"

„Im Weinland draußen," sagte jemand, „ist ein kleiner

Einhandel; weil er sein Brot nicht verdienen kann, ist er in der Einleg' bei den Weinbauern, aber sie wollen ihn nimmer behalten. Dem seine Mutter, eine Dienstmagd, hat auf dem Sterbebett angegeben, der Vater hätt' den größten Bauernhof im Resingtal."

„Im Resingwald," rief ein anderer, „weiß ich ein sauberes Dirndl, Geißmadl ist sie im Holzschlag. Ist noch nicht tausend Wochen alt und tun doch schon die Holzknecht um sie Karten spielen."

Und plötzlich über den Gartenzaun her schrie eine grelle Weiberstimme: „Ich weiß auch was. Hab' mir fürgenommen, daß ich nicht sein' Schand' und Spott will sein. Aber weil er so hartherzig ist —"

„Still sein!" rief der Dorfrichter drein. „Wir haben genug gehört. „Die zwei Eheleute sollen es selber miteinander ausmachen!"

„Ja, daß geprügelt wird! Wir bleiben da, wollen's just einmal hören, wie sie's ausmachen."

„Sie sollen sich jetzt einander ein gutes Wort sagen, nachher gehen wir schlafen."

„Die Bäuerin soll reden!" wurde verlangt.

„Ich hab' da nichts mehr zu reden," sagte sie. „Was ich eben gehört hab', ist nichts Neues bei den Mannsbildern; das muß eine jede wissen, die einen nimmt, und froh sein, wenn's nachher gut ist. Und meinen Buben — dem Herrgott muß ich danken, daß er mir ihn noch einmal hat zugeführt! — den verlaß ich nicht, weil er mich am notwendigsten braucht."

Jetzt aber brach der Bettelbub' auf die Knie nieder, sein ganzer Körper schütterte, er rang vor der Bäuerin die Hände. Daß dieses Weib seine Mutter ist, er hatte es das erstemal gehört.

Nun hatte der Leopold gerade genug erfahren und gehört. Bei solchem Läuten muß sich das Wesen plötzlich stürzen, oder es geschieht nie. Er besann sich nimmer, sonder Trutz wollte er jetzt die Sach' nehmen, wie sie einmal war. Aber er wußte nicht, wie schwer die scheinbar längst vergessenen Jugendsünden abzuschütteln sind. Die eigenen anderen zu verzeihen, das muß ja doch leichter sein. — In den rechten Arm nahm er sein Weib, in dem linken zerrte er den Bettelbuben mit sich, so brachte er sie ins Haus.

Am Abende des nächsten Tages saß die schon halberwachsene Haustochter an ihrem Nähkorb. Nähte aber nicht, hielt die Hände auf dem Schoße übereinandergelegt und hatte rotgeweinte Augen. Daneben am Tische saß ihr Bruder Ferdinand, der war stumm wie sie und schnitzte mit dem Taschenmesser an der Tischkante. Da kam der Vater in die Stube und setzte sich auch hin. „Geh', Ferdel," sagte er, „bist nicht gescheit, 's ist schad' um den Tisch!" Er sagte es in einem gar gütigen Tone, der mehr wie eine Zärtlichkeit klang, denn wie ein Vorwurf. Der Bursche klappte das Messer zusammen, steckte es in die Tasche und stand auf.

„Willst nicht noch ein bissel sitzen bleiben, Ferdel?" sagte der Vater und sein Atem war kurz, daß er die Rede nur leise und stoßweise vorbringen konnte. „Mir ist's recht, daß ich euch beisammen find', allzwei. Weil ich ein paar Wort' mit euch zu reden han. — Was gestern vorgefallen ist, das wißt ihr. Auf der Welt geht's halt immer einmal so. Sein sollt's freilich nicht. Wer dran ein Abscheuchen nehmen möcht'. 's weiß keiner, was ihm zusteht. Und was ich sagen will. Daß die G'schicht in Ordnung kommt: Eure vier Geschwister, die wollen wir halt jetzt ins Haus nehmen. Wird euch eh auch recht sein."

Und dann wartete er auf Antwort.

Die bekam er. Ruhig, aber entschieden sagte Ferdinand: „Zwei zu vier — das möcht' uns wohl nicht taugen. Meine Schwester und ich, wir haben es schon besprochen. Wenn sie bei der vorderen Tür hereingehen, gehen wir zwei bei der hinteren hinaus."

Nach dieser Erklärung verließen die zwei jungen Leute die Stube. Der Bauer ging zur Thekla und sagte: „Weib, wir sind in allen Instanzen verurteilt. Vielleicht, daß du einmal redest mit ihnen. Ich habe genug."

Der Unkrott und seine Hani.

Beim schönen Irnhardthof in der Irrsen, wie war es da oft lustig gewesen! Der alte fleißige Irnhardt war mit keiner Heu- oder Kornfuhr in den Hof gefahren, ohne daß ein barfüßiges Nachbarsknäbel dran hing, das sich auf solchem Fahrzeug in das Haus einschmuggelte, wo es Butter und Honig zu schlecken gab. Da waren die Leute alle so lustig, sei es bei der Arbeit oder am Feierabend, wenn die Sonne rot auf den Dachgiebel schien, auf den Kirschbäumen pfeifende und schnabulierende Burschen wuchsen und den Mädeln, die unten auf dem Rasen saßen, purpurrote Träublein mit frischem Laub herabwarfen. Und als eines Abends wieder die Kornfuhr in den Stadel rollte, rutschte von der hohen Garbenschichte der kleine Waldbauernbub herab und die Großdirn konnte noch früh genug ihre Schürze spannen, um ihn aufzufangen.

„Leut'!" rief sie aus, „da hab' ich einen Heuschreck gefangen. Was heben wir denn an mit ihm?"

Gab der Weidknecht den Rat: „Die Haxeln ausreißen. Heuschreckhaxeln sind so viel gut."

Hierauf die Irnhardtbäuerin: „Dazu wird er halt zu mager sein, wir wollen ihn erst ein bissel füttern!" Und kam mit einem Stück Butterbrot.

So gab es immer was Anmutiges in diesem Hofe, er war voller Leben überall und die Arche Noahs konnte

an Kälbern, Schafen, Ziegen, Ferkeln, Hühnern, Kaninchen nicht reicher gesegnet sein als dieses frohe Haus, und die Irnhardtleute waren ehrengeachtet im ganzen Irrsental, und die Wirtin zu Fischbach deckte den Tisch mit Silberbesteck, wenn manchmal am Sonntag der Irnhardtner angefahren kam mit seinem Steirerwäglein. —

Und wie nun der damalige Waldbauernbub als bejahrter Mann einmal ins Hochtal gekommen war, verlangte es ihn, den alten Irnhardthof wieder zu sehen, der hinter dem Bache auf breitem Hügel unter Laubbäumen so behäbig dagestanden.

Da stand er nun freilich noch, aber wie? Ich habe es die langen Jahre her gewohnt werden müssen, schöne große Bauernhöfe in Einöden als armselig verfallende Ruinen wiederzufinden — das Dach zerzaust und durchlöchert, die braunen Holzwände einsinkend und überwuchert von Struppwerk oder gar nur mehr ein Steinhäuflein vorhanden, wo einst jahrhundertelang der Küchenherd mit der munter prasselnden Flamme gewesen. Ganz anders sah es um den Irnhardthof aus. Über seinen weiten Bereich lag nicht bloß eine schwere Einsamkeit. Im schütteren Kiefernwald, wo bei Eichhörnchen und Eidechsen einst jubelnde Kinder Preiselbeeren gesammelt, war nichts als verkrüppeltes und verwittertes Gezwerge mit langen Bärten, und welkendes Heidekraut. Keine Beere, kein Pilz, kein funkelnder Käfer. Das Feld daneben hatte reifes Korn, aber alle Halme waren gebrochen wie die Glieder eines geräderten Missetäters. Auf den Kirschbäumen begannen die Äste zu dorren, selbst die noch grünen Zweige trugen kein einzig Kirschlein, weder ein rotes noch ein schwarzes. Der Hausbrunnen im Hofe war versumpft und tröpfelte nur träge in den breiten Trog. Haus und Ställe waren so gut erhalten, als ob sie erst

gestern verlassen worden wären. Die Scheunentore standen offen, nur das Wohnhaus war verschlossen und an die Tür ein Zettel genagelt: „Hier ist verspirt, Schlisel beim Gemeinrichter.“ — Anscheinend half das Schloß nicht viel, denn im Dache waren Bretter ausgehoben und ein Blick durch das vergitterte Fenster zeigte, daß drin Unberufene nach Wertsachen gesucht hatten. Was nicht nagelfest gewesen, war fort, aus den offenen Kästen und Läden war unbrauchbarer Wust in der Stube umher gestreut und an der Wand standen mit Kohle geschriebene Diebszeichen.

Ich war fast lahm vor Verblüffung. Was ist da geschehen? Das ist kein gewöhnliches Abgehaustsein, da ist was anderes dahinter. Ich verließ die unheimliche Stätte und weiter oben setzte ich mich auf einen Steinhaufen. Ganz arm und gebrochen kam ich mir vor, daß auch dieses Jugendidyll dahin war. Müssen sie denn alle verblassen und in den Sumpf einer unseligen Wirklichkeit versinken, die sonnigen Bilder aus fernen Zeiten? Muß uns denn vor unserem sachten Hinsiechen noch die Gewißheit werden, daß von den kümmerlich in der Erinnerung geretteten Jugendfreuden keine, keine einzige echt ist?

„Gelt, da schaut's aus!“ rief hinter mir jemand mit einer quatschigen breiten Stimme, wie sie aus zahnlosem Munde kommt.

So ein Waldmensch, ein Ameisler oder Pechschaber, oder beides. Sein Buckelkorb, unter den er just den Stecken gestützt hatte, war mit dürren Reisignadeln bestreut, schien aber leer zu sein. Er zog das hübsch glatt geschorene runde Gesicht auseinander, es schien ihm Spaß zu machen, daß er mit seinem plötzlichen Auftauchen einen erschreckt hatte.

„Seid Ihr leicht auch gekommen ein bißl nachschauen?“ fragte er glatt hin, „man kann aber nit hinein, wer nit

beim Dach durchkrauchen will. 's Bessere ist auch schon verschleppt."

Da ich ihn ohnehin nicht eigentlich verstand, so wurde die Rede fallen gelassen; meine Frage war nach den Irnhardtleuten.

Er legte fromm die Hände ineinander und sagte fast seufzend: „Mein Gott, die Irnhardtleute! Da tät's freilich anders ausschauen, wenn die noch auf diesem Haus wären! Die Alten sind weggestorben, die Jungen haben sich um ein besseres Stückel Welt umgetan. Im Miesertal, oder wo, Fabriksarbeiter oder was. Ich weiß nit."

„Und hatten dieses Haus allein stehen lassen?"

„Ah das nicht. Sie nicht. Werden es wohl verkauft haben. Der Unkrott hat's ihnen halt abgekauft. Ist auch schon zwanzig, fünfundzwanzig Jahr', oder was. Mein Göttel, da wär' viel zu sagen."

Der Mann hatte sich nachher neben mich auf den Steinhaufen niedergelassen und auf ein paar Hin- und Herreden angefangen, mir die Geschichte vom Unkrott zu erzählen. — Lange habe ich sie seither schweigend in mir herumgetragen, denn es tut weh, solche Sachen weiter zu sagen, wie von diesem dummen Unkrott und seiner schlechten Menschin. Weil aber nichts Gutes wachsen kann, solange das Schlechte nicht abgeräumt ist, so muß man doch den Unrat hinausschaffen. Vielleicht kann es manchem, der etwa auf derselben Straßen niederwärts zu gleiten in Gefahr ist, ein Habt acht! sein. Mein Waldmensch auf dem Steinhaufen hat's etwas sprunghaft gemacht, so will auch ich es versuchen, in seiner Art mit großen Schritten über den Sumpf hinwegzukommen.

Vor soundso viel Jahren war aus dem Sunk herüber ein Bauer mit seinem jungen Weibe gekommen und hatte nach dem Tode der alten Irnhardtleute den Irnhardthof

gekauft. War ausgezahlt, heißt es, und schier fürnehm angefangen zu wirtschaften. Nur war das Weib schier zu fein und kleber für den derben Bauernhof und seinen Herrn. Da war eines Abends ein fremdes Mädel ins Haus gekommen, barfuß und mit einem Handbündel am Stecken, wie vazierende Burschen gehen.

Ob sie in Irnhardthof nicht eine Magd täten brauchen? Der Bauer schaut sie an und denkt: Ein fester Brocken wärst, zum Arbeiten! — Und was sie Lohnes begehre? — Geldes wegen rede sie nicht, er möge übers Jahr halt geben, was sie verdient haben werde. — Da kann ich nicht leicht zu kurz kommen, denkt er und so ist sie im Hof verblieben. Wohl fleißig muß sie gearbeitet haben, denn übers Jahr und übers zweite Jahr stand es so, daß das Weib des Unkrott mit ihren zwei Kindern davon war, in Haß und Verzweiflung davongegangen.

Und an ihrer Stelle saß warm und breit die zugelaufene Magd, die dralle Hani. Jahrlohn gab's da keinen, denn sie schaffte für seine Sach' und ihre Sach'; er nannte sie gern sein schleckiges Mutzerl und verschrieb ihr aus Dankbarkeit dafür, daß sie gar so lieb mit ihm war, ein Stückel Wirtschaft ums andere, ein Stückel Vermögen ums andere. Sie nahm es nur unmutig an, ob er denn glaube, daß es ihr nach eitel Gut gehe, wo er ihr alles und einziges sei auf der ganzen Welt! Vor Rührung über eine solche Liebe hub der alte Esel zu gröhlen an und verschrieb ihr noch mehr. Sein rechtmäßiges Weib lebte zwar noch in irgendeiner Hütte, aber das war eine böse Person, sie tat immer nur greinen und schimpfen über den Unkrott, daß er eine Untreu sei und seine Zottin was noch Schlimmeres. — Natürlich muß man eine so schlechte Kreatur entgüten und enterben und alles fein schriftlich machen,

daß es der lieben Hani gehört, was unter ihrer braven Mitwirtschaft erworben und gehütet worden ist.

Und da war in das Haus öfter so ein Stadtzottel gekommen, ein abgekrachter Advokat, oder so was, soll gerichtliche Nachfrage nach ihm gewesen sein und kam in Flüchten so in den Irnhardthof, wo er zeitweilig sich als Knecht aufhielt, der Hani schön tat und den Leuten etlicherlei Schreibereien und Rechtsangelegenheiten besorgte. Dieser Mensch soll der Hani manchen Einschlag gegeben haben, von dem der Unkrott nichts erfuhr.

Und wie nach solch lieblichem Lauf der Jahre an zwei Zehente verflossen waren, sah sich die Hani, so uneigennützig sie doch stets gewesen, als die einzige Eigentümerin. Der Unkrott war mittlerweile grau und buckelig geworden, die noch gar lebensrüstige Hani bewies ihm ihre Dankbarkeit mit Zwetschkengeist, dem er schon früher nicht abhold gewesen war; nun fing er an, ihn für sein Leben gern zu trinken. Branntwein, das wird's wohl noch tragen, Alter, daß du keinen Durst zu leiden brauchst, sagte sie gern, hast dein Lebtag viel gearbeitet, so sollst dir jetzt wohl keinen Abbruch tun. Und kaufte ihm allwöchentlich den Fusel maßweise. Der Alte aber wollte für so viel Güte seiner lieben Hani nicht erkenntlich sein. Zwar liebhaben wollt' er sie, so viel das Zeug hielt, doch versterben wollte er nicht. Sie aber mochte mit ihrem jungen Burschen, einem Forstgehilfen, den sie sich neben ihm heimlich warm gehalten hatte, nicht gerne mehr länger zuwarten, heiratete ihn, machte ihn zum Herrn des Hofes, den sie vom Unkrott geschenkt bekommen hatte. Der alte Unkrott fand nun diese Heirat seiner lieben Hani weiblich keck und fing an, im Hause umherzufluchen, als ob noch alles sein eigen wäre. Da fanden die Hani und ihr Mann, daß Fluchen grob Sünde sei und

ein schlimmes Beispiel für das Gesinde. Sie machten daher dem Alten tief unten im ruhigen Keller eine bequeme Liegerstatt, ganz nahe am Fuselfäßchen, und sperrten, damit ihn niemand in seinem wohlverdienten Ruhestand sollte stören können, die eiserne Kellertür ab. Manchmal war der Unkrott aber doch durch das vergitterte Fensterlein zu hören und er tat fast, als ob ihm dieser Aufenthalt nicht recht wäre. Da kam die Hani einmal hinab, schleuderte ihn, den ohnehin Wankenden, zur Erde, warf einen schweren Pferdekotzen über seinen Kopf und legte sich selber darauf mit ihrem breiten Leibe, um ihn mit eigen Fleisch und Leben zu schützen gegen etwaige Unbill. Zur Stunde soll eine alte Magd den Unkrott schreien, den Namen seines ehelich angetrauten Weibes ausrufen gehört haben, aber nur einmal ganz deutlich, das zweitemal halb erstickt, und dann war es bald stille geworden. — An Altersschwäche. —

Das Begräbnis des alten Unkrott soll wunders wie feierlich gewesen sein, die alte Magd aber konnte den Schrei im Keller nicht verwinden, sie hörte ihn allnächtig. Das klagte sie den Hausleuten, da wurde die Hani sehr unwirsch und fragte scharf, was denn mit solchem Gerede gemeint sei? Ob man nicht wisse, was alten, immer fröstelnden Leuten nottue? Immereinmal ein heißes Tröpfel und warme Decken. Ob sie nicht das Recht gehabt hätte, ihn, dem sie alles verdanke, zu wärmen und zu schützen? Na, was ließ sich denn sagen? Höchstens eingesperrt könnte man werden, wegen so einer dummen Rederei. — Als ob nicht die alten Leute in der ganzen Welt stürben!

Nach dem Tode des Alten wies es sich, daß ein paar tausend verfügbare Gulden vorhanden waren, und nach diesem Gelde streckten die mittlerweile herangewachsenen ehelichen Kinder des Unkrott die Hand aus. Die Entrüstung der Hani

über eine solche Frechheit war unermeßlich. Wie kommen diese Rangen dazu, ihr Eigentum anzutasten? Sie ging zu den Advokaten und begann gegen die Kinder des Unkrott einen Prozeß.

Um diese Zeit war der herrische Knecht, der versprengte Rechtspraktikus, wieder gesehen worden. Der saß oft stundenlang im Stadl neben der Hani und gab ihr allerlei feine Ratschläge und faßte ihr schriftliche Eingaben ans Gericht ab, in denen alleweil sie die Anklägerin war gegen den und gegen die, so ihren ehrlichen Namen verdächtigen oder gar ihr redliches Eigentum anfechten wollten. Das Gericht war ihr lange willfährig gewesen, allmählich fiel es ihm aber doch auf, was denn dieses Bauernweib immer für Unfried habe und begann die Geschichten näher zu untersuchen. Der Hani ihr Knecht, Freund und dunkler Rechtsanwalt im Stadl diktierte ihr gut und sie hielt klugen Widerpart, endlich aber brach der Boden unter ihren Füßen ein, sie war überwiesen. Bei den Untersuchungen hatten sich Sachen herausgestellt, bei denen den Richtern selber die Zornadern schwollen auf der Stirn. Alles klärte sich schrecklich auf und die Hani wurde verurteilt zu schwerem Kerker auf zwanzig Jahre.

Sie weinte so heftig im Gerichtssaal, daß der Fußboden unter ihr schütterte, und als sie wieder so weit war, um sprechen zu können, war ihre demütige Bitte, daß man sie wenigstens auf ein paar Wochen lang nach Hause gehen lasse, sie müsse doch ihre wenigen Sachen in Ordnung bringen, damit sie — wenn einst die Unschuld mit Gottes willen an den Tag komme — nicht ganz elend sein werde; und sie für allzeit zertreten, das werde doch auch das hohe Gericht nicht wollen. Nach abgelaufener Frist stelle sie sich ja selbst, was solle sie denn sonst machen, die Leute seien

wie der Teufel auf sie und sie müsse bei solchen Umständen noch froh sein, vom Gericht in Schutz genommen zu werden.

Alsdann, die Richter sind auch nicht von Stein und die Hani nutzte ihre vier Wochen, um aus Haus, Hof und Fahrnissen kurzerhand möglichst viel Geld zu machen. Der Hauptteil gehört zwar den Gläubigern, aber sie versilberte, was nur immer zu versilbern war. — Als vier Wochen vorbei waren, spähte ein Gendarm um den Irnhardthof und wunderte sich, daß niemand daheim war. Die Leute aber erzählten, daß sie drei Mannsbilder hätten gehen sehen, einen halbstädtischen Zottel, einen bäuerlichen schlanken mit dem Schnurrbart und einen kurzen dicken ohne Bart, und wenn diese Reisenden auch nicht dem kürzesten Weg ins Amerika nachgefragt hätten, gesucht hätten sie ihn sicherlich. Und wären sie erst glücklich so weit, dann würde der verkrachte Advokat, der sich wahrscheinlich zum Kassenwart ernannt hatte, wohl füglich einmal an sich selber denken. —

So viel hatte mein Ameisen- oder Pechmann gewußt und darauf noch folgendes beigesetzt: „Pfutsch ist sie mitsamt der Hosen. Sonst hätt' man den Unkrott allein für einen Esel gehalten. Jetzt sind's andere auch. Jeder ist's, der jetzt nit zugreift da beim Hof herum. Tut's wer's kann. Wie das Korn ist reif worden, das noch die Hani und ihr Junger angebaut haben, ist der Hagel kommen und hat gedroschen. Die Holzknecht' vom Dambachwald haben sich den besseren Eisenzeug ausgesucht, der noch im Kasten ist gewesen. Die Kohlbrunnerin hat erst gestern ein altes Spinnradel fortgetragen . . .

„Und Ihr geht auch mit Eurem Korb?" fragte ich.

„Weiß noch nit," antwortete er zäh, „stehlen nit, das wär' mir zu lumpig. Wenn einer aber was findet, das er brauchen kann — Nemm ich's nit, so nimmt's ein anderer."

Da ist mir denn doch unheimlich geworden in der Nähe dieser Aasstätte. Allerhand wilde Frage- und Ausrufungszeichen bäumten sich in mir auf. Mit der einen Mär ließ es sich schließlich nur so abfinden, daß ich sie einfach nicht glauben wollte. Welches Gericht wird eine Kanaille nach der Verurteilung und vor der Strafe auf freien Fuß setzen und obendrein nichts wahrnehmen, wenn das schlechte Frauenzimmer in die Hosen, und die Hosen nach Amerika verschwindet.

Nun ja, Frau Themis hat halt verbundene Augen. Der alte brave Irnhardthof wäre jedenfalls eines besseren Endes wert, als von den Raubvögeln der Gegend kahlgeplündert zu werden. Hatte der Himmel schon einen schlagkräftigen Hagel, weshalb nicht auch einen treffsicheren Blitzstrahl. Man sieht, ich war auch schon angesteckt von zweifelhaft christlichen Wünschen.

Der versteigerte Herr Gemahl.

Der Marxl drängte sich gemeinsam mit seinem fürnehmen Freund durch das Kirchtagsgewühl und stieß unversehens einen Obstkorb um, so daß etliche honiggelbe und wahrscheinlich auch honigsüße Kaiserbirnen dem lieben Christenvolke unter den Beinen umherkollerten. Natürlich hub die dicke Obstkrämerin nun ihre Prachtstimme empor und schmiß dem sich eilig weiterschiebenden Burschen etliche Kosenamen nach, wie Büffelochs, Tagedieb, Mordbrenner, Ehebrecher usw.

„Was hat sie gesagt?" fragte der Marxl seinen fürnehmen Freund, „Ehebrecher hat sie gesagt?"

„Na, das wäre auch weiter was!" antwortete der Fürnehme.

„Hi, hi," lachte der junge Bauernbursche, „Ehebrecher, das könnt ich gar nicht sein."

„Wäre nicht übel!"

„Ich bin ja gar nicht verheiratet!" lachte der Marxl.

Sie waren schon vor dem Dorfe draußen. Der Fürnehme streckte seine Hand aus gegen die Gartenhecke und riß einen Hagebuttenzweig ab.

„Mein Freund?" sagte er dann zum schlanken und aufgeweckten Bauernburschen. „Siehst du, ich besitze keinen Hetschenbusch und habe doch einen Zweig gebrochen. Verstehst du?"

„Haben dich die Dornen nicht in die Finger gestochen?"

fragte Marxl nicht ungeschickt. Der andere warf den Zweig in den Straßengraben und steckte die Hand in den Sack.

„Nein, das wär' mir auch zu dumm," sagte nun der Marxl, zum Zeichen, daß er recht wohl verstanden hatte.

Da die beiden das Marktgetriebe hinter sich hatten, blieb der Fürnehme stehen und fragte den Bauernjungen: „Sag' mal an, Marx, wie viele Geburtstage hast du schon gehabt?"

„Einen," antwortete der Bursche.

„Eh, das glaube ich dir. Wie alt du bist, frage ich dich."

„Neunzehnundeinhalb."

„Ganz schön. Für ein solches Alter tust du noch verdammt unschuldig. — Blicke einmal zurück auf die Leute dort im Kirchtag. Männer und Weiber, alles durcheinander. Und lauter —"

„Lauter?"

„Was über sechzehn oder siebzehn Jahre ist."

„Lieber Herr Poiser, da wirst du dich wohl irren," meinte der Marxl.

„Am Ende straffst du mich Lügen, indem du hingehst und jeden und jede extra befragst, ob's wahr ist!" lachte der Fürnehme. „Dir werden sie die Wahrheit schon sagen, ich bin überzeugt."

„Du nimmst das Maß vielleicht von den Stadtleuten," sagte der Marxl, „nun, mein Lieber, mit so einem Strick lassen wir uns noch lange nicht messen."

„Du bist ja ganz aufgeregt," sprach der Fürnehme. „Sonst treibt ihr Bauern ein wahres Luderleben und macht gar kein Geheimnis daraus; in jedem Trutzliedel und Schnaderhüpfel beichtet ihr's in die Welt hinaus. Warum just in dem einen Punkte so manierlich? Was ist's denn weiter! Wem schadet's denn?"

Der Marxl blieb wieder stehen: „Laß Zeit, da muß ich erst nachdenken. Ob's wem schadet, fragst du?"

„Ob's meiner lieben Ehegattin schadet?"

„Ah, das. Na, der schadet's eigentlich nicht, heißt das: wenn du nicht heimlich gewisse Kreuzer zahlen mußt vom Geld, das ihr, das deiner Familie mitgehört."

„Ach Gott, nein."

„Jetzt denke dir, Poiser, deine Frau —"

„Was, meine Frau?"

„— wäre so klug wie du."

„Knäbchen, die Frau, das ist etwas anderes. Der Ehemann kompromittiert die Familie nicht, die Frau jedoch, die kompromittiert."

„Na, und ordentlich!" rief der Marxl lustig aus. „Aber mir deucht, Poiser, sie tut mehr als kom — kom —"

„—promittieren!" half der andere freundschaftlich nach.

„Wenn dem Mann das Haus niederbrennt, wenn er blind wird auf beiden Augen, wenn er seinen ehrlichen Namen verliert, wenn ihm das liebste Kind stirbt, so ist das ein Unglück. Und es ist doch alles miteinander nichts dagegen, als wenn ihm sein Weib untreu wird." Also sagt der Marxl.

„Ein kluger Mann geht schweigend darüber hinweg."

„Ich danke schön," sagte der Bauernbursche. „Und hast morgen vielleicht das Kuckucksei im Haus. Es ist ein Menschenkind, nu freilich ist's eins. Du starrst es täglich an und suchest in seinem Gesicht Familienähnlichkeit, — und findest keine. Die Augen sind nach aufwärts geschlitzt, oder nach abwärts, der Kopf ist zu spitzig, oder zu platt. Das Geschrei, wenn es den Mund auftut, ist wie Elstergekreisch. Deine übrigen Kinder sind anders. Ja, vielleicht willst du dich zwingen und nichts merken lassen von deinem Elend,

aber jeden Tag erinnert dich der Balg daran, was dir deine liebste Frau Gemahlin angetan hat; es ist ein Denkmal von ihrer Falschheit und deiner Schand'. Und dieses Denkmal mußt du in deinem Haus haben, mußt es füttern und kleiden und erziehen und versorgen und das verhaßte Wesen führt deinen Namen. — Wenn mir so was passieren tät', verflucht und vermaledeit!" Eine grauenhafte Handbewegung machte der Bursche —: „Zuerst sie — nachher mich!"

„Ei nun, darum sage ich ja, es ist etwas anderes, ob sie oder er," entgegnete der Fürnehme.

„Und wenn man's wieder so nimmt," sagte der Marxl, „sie ist in einer größeren Versuchung als er. Ihn versucht so leicht niemand anderer, er versucht sich nur selber und geht hin und überredet eine. Sie hat auch eine eigene Versuchung, jetzt kommt noch die von ihm dazu, zuletzt sind zwei böse Geister gegen den einen guten Willen und da kann sie freilich schwach werden."

Blieb wieder der Fürnehme stehen und sagte zum Bauernburschen: „Herr Marxl, du sprichst wie ein Philosoph! Du mußt auf der Universität gewesen sein!"

„Ja freilich, auf der, die dort steht," antwortete der Marxl und deutete gegen das Dorfschulhaus. „Weißt, wer nicht ganz vernagelt ist, der braucht für so was keine Unu— Universität."

„So wirst du wohl auch weise genug sein, niemals zu heiraten."

„Hörst du, Poiser, für das mußt schon du mir die Weisheit leihen. Wenn man dir zuhört, wie es im Ehestand hergeht, nachher mach' ich's wie die sieben Sakramente im Katechismus, — die Ehe wär' mein Letztes."

„Junger Freund," sagte der Fürnehme, „mache es wie ich. Ich bin ja auch verheiratet, und sogar sehr glücklich.

Ich habe meine Frau sehr lieb und bin ihr auch treu, vollkommen treu, das heißt — es geschieht ja aus Rücksicht für sie, wenn —. Deshalb braucht man ja keine zu verführen und sich keiner zu verpflichten. Wenn du mit einer Ledigen umgehst, so wirst du bald in der Patsche sitzen. Das ist gefährlich. Es gibt genug unglückliche Ehefrauen, die von ihren Männern schlecht behandelt werden, genug gibt es solcher, ein gutes Werk ist's, sich ihrer anzunehmen, verstehst du mich?"

Nun blieb wieder der Marxl stehen, mit seinen grauen Äuglein blinzelte er den Fürnehmen an und flüsterte: „Poiser, eigentlich habe ich mir das auch schon gedacht!"

„Lieber Gott, wer hätte sich das nicht gedacht," rief der andere. Dann setzte er leise bei: „Sage mir einmal, Marxl, du gehst im Dachsbauernhause aus und ein."

„Das wohl, ich komm' immer einmal hin."

„Sage mir, wie leben denn die zwei miteinander? Die Bauersleute, meine ich."

Der Marxl zuckte die Achseln: „Wie es halt schon oft geht."

„Sie ist ein bildsauberes Weib," sagte der Fürnehme.

„Wer?"

„Die Dachsbäuerin. Was meinst, Freund, wäre da nichts zu machen? Einen Besuch —"

Jetzt schaute ihn der Bursche an.

„Ich meine, ob —"

Das Gesicht vom Marxl! Dann zuckte er wieder die Achseln, was so viel heißen konnte wie: Weiß ich's? oder: Möglich! oder: Vielleicht!

Der Fürnehme musterte den Burschen. Dann drohte er mit dem Finger: „Ich glaube gar! — Marxl, Marxl!"

„Aufrichtig Gott nein, ich nicht!" rief der Bursche.

„Na nu, ist alles eins," also wieder der andere. „Ich

will einmal meinen Besuch machen im Dachshofe. Mit dem Bauer bin ich ohnehin schon bekannt, der war unser Führer im vorigen Sommer, als die große Partie auf dem Hochnock gewesen ist. Sein Weib hat seither meiner lieben Frau ein paarmal Eier gebracht. Brave Leute sind's, recht brave Leute. Will sie doch einmal besuchen. Wann glaubst du denn, daß der Dachsbauer am sichersten zu Hause ist?"

„Das will ich dir schon sagen," antwortete der Marxl, „morgen z. B. ist er den ganzen Tag nicht zu Hause. Weißt, er hat sein Ausnahmhäusel verkauft, das unten im Tal steht, weil sie keine Kinder haben und er also sein Lebtag auf dem Hof sitzenbleiben kann. Und jetzt, morgen, laßt er vom Häusel die Einrichtung versteigern, Kisten und Kästen und lauter so alte Sachen. Ist eh angeschlagen auf der Tafel. Na und da hat der Dachsbauer dabei zu tun und kannst ihn im Talhäusel finden."

Faßte jetzt der Fürnehme den Burschen bei den Jackenflügeln und sagte: „Bist du ein ganzer Kerl, Marxl? Bist du ein Freund?"

„Allemal!" beteuerte dieser.

„Spiele mit! Wenn du mich einmal brauchst, verfüge! — Spiele mit, daß ich sie allein finden kann morgen, oben im Dachshofe. Du weißt schon . . ."

„Freilich," sagte der Bursche, „und es wird ganz leicht gehen. Will heut noch kundschaften, dann laß ich dich's wissen. Verraten wirst du mich wohl nicht?"

„Mensch, was denkst du! Ich hoffe aber: auch du mich nicht. Meine Frau ist nicht eifersüchtig, hat auch keinen Grund dazu; allein erfahren darf sie es auf keinen Fall, sie würde sich kränken, ganz unnötigerweise, hörst du?"

* * *

Der Leser wird endlich ungeduldig. Er will wissen, was es mit diesen zwei losen Nixnutzen eigentlich ist. Das ist bald berichtet. Der Fürnehme kommt natürlich aus einer Stadt, vermutlich aus einer großen, denn der Mann scheint Welt zu haben. Dort besitzt er ein erheiratetes Bankgeschäft und hier in der Windwend, wie der Ort heißt, genießt er mit seiner Frau Gemahlin stets die Sommerfrische. Herr Poiser ist ein Mann noch nicht einmal in den besten Jahren, denn in solchen ist einer erst — glaube ich — von fünfzig bis sechzig. Er steht nicht hoch über vierzig; daß seine Frau noch etwas niedriger steht, obzwar sie ihm ziemlich hoch zu stehen kommt, das ist glaubhaft. Der Lebemann versteht sich auf Naturgenuß und Geselligkeit. Schon im vorigen Sommer war er mit dem Bruckmüller Marxl bekannt geworden und hatte mit ihm Freundschaft geschlossen, denn dieser Bruckmüller-Marxl war ein merkwürdiger Kumpan. Ein junges, hübsches, findiges und schalkhaftes Bürschl, er wußte für sich einzunehmen; durch seine gesunde Einfalt, die aber, näher besehen, nicht immer eine war, gewann er bei den Herrenleuten leicht Sitz und Stimme. Er hatte von einem Oheim die Bruckmühle geerbt und wieder verpachtet. Seit er als Knabe Ministrant gewesen war, tat er unterschiedliche Kirchendienste, wenn der Meßner oder der Schulmeister einmal nicht vorhanden war. Orgeln konnte er, Lichter anzünden konnte er, mit dem Klingelbeutel konnte er umgehen und jedem, der etwas hineinwarf, schmunzelte er verständnisinnig zu: „Nur her mit dem Bußpfennig! Du solltest wohl noch einen zweiten geben!“ Bei Lust und Festlichkeiten hatte man den Marxl auch gern, denn er wußte mancherlei Schwank und Schelmenstück und verdarb nie etwas. Anderseits konnte er gar nachdenklich sein; weil er viel in Büchern las, aber nicht Geschichten und

Romane, sondern Besseres, so hatte er sich das Denken angewöhnt, dachte es aber nicht gerade so den Büchern nach, sondern aus Eigenem, und wie der Zufall just dazu Anlaß gibt. Es war oft erstaunlich und oft drollig, wie das frische Bürschlein in Bauernloden (er verachtete das Stadtzeuggewand) und Bauernsprache die tiefsinnigsten Dinge vorbrachte, und plötzlich ein keckes Hinausschlüpfen ins Schalkhafte, so daß der Zuhörer schließlich nicht klug war darüber, gehöre er zu den Belehrten oder zu den Gefoppten.

All das und manch anderes zusammen machte ihn gesucht, umworben, so daß auch die städtischen Sommerfrischler sich seiner Bekanntschaft befleißigten. Der Bankmann Poiser hatte also mit ihm Freundschaft geschlossen und diese Konjunktur gedachte der kluge Geschäftsmann nun auch zu fruktifizieren.

Was sie miteinander heute verabredet haben, das wissen wir. Was morgen geschehen soll, das vermuten wir, und wie es ausgefallen ist, das sollen wir bald hören.

* * *

Der Dachshof! Der Marxl geht im Dachshof immer einmal aus und ein, hatte er gesagt. Daß der Dachsbauer, frisch und heiter wie er, sein Vetter war und eigentlich in allem sein bester Kamerad, das hatte der Marxl dem Fürnehmen nicht gesagt. Nun ging er zu seinem Vetter und erzählte ihm die ganze Geschichte. Anfangs war der Dachsbauer höllisch aufgebracht darüber, daß dieser „Stadtzodel" sein Weib besuchen wollte, dann lachte er tüchtig und hernach gingen die zwei im Schachen spazieren und beredeten etwas.

Am nächsten Frühmorgen stand der Fürnehme am Bach und angelte. Nichts wollte anbeißen, gar nichts. Na doch!

Er hatte etwas, schnellte empor — an der Angel hing das patschige Gefaser einer Graswurzel. Gleichzeitig stupfte ihn was von hinten. Der Zeigefinger des Marxl war's.

„Willst Fische haben?" fragte dieser lustig. „Also komm' mit, nach der Messe führe ich dich in den Dachshof, ich hab' sie schon hergerichtet, es geht leicht, der Bauer ist beim Häusel unten und kommt vor Abend nicht nach Hause."

„Ein goldener Kerl bist du!" rief Herr Poiser, „ein diamantener. Ganz unbezahlbar bist du."

„Ich verlang' eh nichts," sagte der Bursche.

Während der Marxl bei der Messe war, ließ der Fürnehme seiner Gemahlin sagen, sie brauche heute nicht auf ihn zu warten mit dem Diner, er habe eine Bergpartie vor. Und nachher gingen die beiden hinauf zum Dachshofe. Der Marxl führte den Freund durch ein Hintertürchen hinein in die Vorratskammer. Da gab es Flachs und Rauchfleisch und Speck und Schmer und Butter und lauter so gute Sachen.

„Da wartest," sagte der Marxl, „kannst dich derweil auf diese Truhe setzen. Man kann sich auch verstecken drinnen. Die Bäuerin wird bald kommen, um Speck zu holen für die Knödeln. Ich geh' jetzt. Gute Unterhaltung!"

Der Fürnehme fand sich allein in der Kammer, die nur durch ein einziges Oberfenster kümmerlich beleuchtet war. Der prickelnde und mürfelnde Geruch von Fleisch und Speck mutete ihn eigen an — Das ist so pikant! Die Maus beim Schmer, ha, das ist pikant! Die Katz' beim Speck! Das ist doch einmal pikant! — Scharmant — Es kommt wer. Das ist sie. Um Gottes willen, nein, das ist sie nicht! Das sind Männerschritte. — Durch eine Spalte guckte er ins Vorgelaß — höllverdammt! Der Bauer! . . .

In der Kammer stand eine große, alte Truhe; sie war nicht versperrt. Hastig und leise öffnete der Herr Poiser den Deckel, huschte hinein auf einen Wust von schmutziger Wäsche und senkte vorsichtig über sich den Truhendeckel zu. Das Prickeln war auch hier wieder sehr pikant, doch der Fürnehme war jetzt weniger Nase als Ohr. Der Dachsbauer war in die Kammer getreten, tastete eine Weile an der Truhe herum und rief dann nach einem Knechte.

„Geh', Franzl," sagte er, als dieser kam, „hilf mir die Truhen da hinaustragen auf den Karren, ich führ' sie zum Häusel hinab, ich laß sie auch versteigern."

„Aber Bauer, was wirst denn kriegen für den Scherben?" lachte der Knecht.

„Glaub' das nicht, Franzl! Es ist ein altes Möbel. Für so was gibt's Liebhaber heutzutag. Mir verstellt's da nur den Platz. Ist eh nur eine Lumpentruhen. Die kann man auch in einen andern Winkel schmeißen. Schau du, der Deckel klappelt. So!" Er drehte den Schlüssel um und steckte ihn in die Tasche. „Geh', Franzl, faß' an!"

Also wurde die ziemlich gewichtige Truhe hinausgetragen, auf den zweirädrigen Karren geschoben und zu Tale gezogen. Der Fürnehme war schon mit allerlei Vehikeln spazieren gefahren, auf einem solchen bisher noch nie. Halb in den Lappen vergraben, dachte er sich einen ganzen Rattenkönig von Flüchen und Verwünschungen gegen den Verräter. Dabei sann er auf einen Schick, die Sache ins Scherzhafte zu spielen, wenn ihn der Bauer auslassen würde, und so zu tun, als ob er sich selber einen solchen Spaß hätte machen wollen. Aber die Geschichte konnte auch grauslich ausgehen, — pikant war sie jedenfalls sehr.

Vor dem Talhäusel auf dem Anger waren schon viele Leute beisammen und ergötzten sich an den drolligen Aus-

rufen des Versteigerers, der zum Beispiel eine alte Hühnersteige um fünfhundert Gulden ausbot, schließlich aber um acht Kreuzer losschlug. Auch die Frau von Poiser war gegenwärtig und der Marxl machte ihren Kavalier. Ihr Gemahl ist heute ja auf einer Bergpartie, sie braucht mit dem Essen nicht auf ihn zu warten, so hatte sie schon den Marxl dazu eingeladen. Sie war eine wenn zwar nicht allzujunge, doch sehr liebe Dame.

Nun kam der Dachsbauer mit der alten Truhe.

„Ah! Eine Antiquität! Altdeutsch! Sehr hübsch!" so sagte die Frau von Poiser. „Ach, da muß ich mitbieten. Wir haben in unserer Stadtwohnung ein altdeutsches Zimmer mit Butzenscheiben und lauter wurmstichigen Möbeln, mein Gemahl ist ein Freund von alten Möbeln!"

„Dann werden ihm gnädige Frau eine große Freude machen!" sagte der Bursche.

Sie versetzte ihm mit zwei Fingern ein Klatschchen an die Wange. „Grobian!"

Der Bursche fragte verblüfft, warum er geschlagen worden sei.

„Eine altdeutsche Geldtruhe!" rief der Versteigerer aus, „sie stammt vom Hofe Karls des Großen, der hat seine Dukaten drin gehabt, die Alten vom Dachshof waren Truchsessen beim großen Karl, die sind immer auf dieser Truhen gesessen, und wie sie pensioniert wurden, haben sie sie zum Gnadengeschenk erhalten. Dreißig Gulden zum Ersten! — Dreißig Gulden zum Ersten! — Gibt niemand dreißig Gulden? — Dann fünfunddreißig Gulden zum Zweiten!"

„Ich gebe sechsunddreißig!" schrie jemand in der Menge; es war der Dachsbauer selber.

„Vierzig!" rief der Marxl.

„Ich gebe fünfundvierzig," hierauf der andere.

„Fünfzig!“ jauchzte die Frau von Poiser.

Die Truhe wurde ihr zugeschlagen.

Alsogleich machte sie sich daran, um sie bewundernd von allen Seiten zu besehen und auch aufzumachen. Dem Inwohner der Truhe begann der Angstschweiß aus der Haut zu brechen. Doch der Dachsbauer sagte, er habe leider den Schlüssel zu Hause vergessen und er werde ihn nachmittags schicken. Der im Möbel atmete auf.

Frau von Poiser ließ das erstandene Kleinod sofort in ihre Villa schaffen. Wie es massiv war und schwer! Sie war ganz verliebt in die Truhe und nach dem Mittagsessen setzte sie sich darauf und der Marxl mußte sich zu ihr setzen. Sie scherzten, sie lachten und der muntere Bursche sagte: „Man setzt sich drüber hinaus. Schon der erstandenen Truhe zu Ehren bin ich heute so lustig.“

„Ich bin ja auch lustig!“ flüsterte sie.

Der Inwohner in der Wäsche bebte vor Wut. So lange sie noch laut lachten, war's erträglich, . . . nun aber begann er zu rasen.

Als es im Innern der Truhe plötzlich zu trampeln anhub, schnellte die Frau von Poiser mit einem Schreckruf in die Höhe: „Um aller Heiligen willen, was ist denn das? Wer ist denn da drinnen?“

Der Marxl tat auch erschrocken. „Ja, ja, in der Truhe drinnen trampelt was!“ sagte er. „Wie wäre denn das möglich? Beim Dachsbauer in der Speckkammer ist sie gestanden, wo die Bäuerin allemal Fleisch und Schmalz holen geht zum Kochen. Sie wird doch nicht sein in die Truhe gefallen, die Bäuerin! Das wäre so was! — Auf geht das Zeug auch nicht. Wenn's nur aufginge, daß man könnt' nachschauen, was drinnen ist. Da habe ich wohl einen Schlüssel bei mir, na vielleicht paßt er.“

So redete der Schelm herum, griff in den Sack, zog einen Schlüssel hervor und sperrte die Truhe auf, — da flogen ihm die Fetzen ins Gesicht. Im ganzen Zimmer flatterten die alten Hosen und Hemden und Tücher, wie in einem Wirbelsturm und mitten durch sauste — aus der Truhe hervor, zur Tür hinaus — wer?

„Um Gottes willen, ist das nicht — mein Mann gewesen?" stöhnte die Frau von Poiser.

„Eh nein, gar nicht zu denken!" beruhigte der Marxl, „der Herr Gemahl ist ja auf einer Bergpartie."

„Er war's! Er war's!"

„War er's? O der Schelm, dann hat er uns sauber zum Narren gehalten."

Bald darauf hat der Marxl sich höflich verabschiedet. Als er um die Büsche bog und durchs Gartentor hinausging, stand dort der Fürnehme —: wild rollende Augen, geballte Fäuste. Da trachtete der Marxl, ehestens weiterzukommen.

Am nächsten Morgen erhielt der Herr von Poiser ein Brieflein:

„Es wissen's nur wenige und soll ein Geheimnis bleiben. Du weißt nun meine Meinung und kannst sie Dir merken.

Marxl."

* * *

Wenige Tage nach der Versteigerung sind die fürnehmen Herrschaften abgereist. Die altdeutsche Truhe, in der Karl der Große seine Dukaten gehabt hat und auf der die alten Truchsessen gesessen sind, haben sie vergessen mitzunehmen.

Einer, der die Finessen kennt.

„Bezähme deine Phantasie, Ludwig," sagte ich zu ihm, „und laß den unwürdigen Argwohn!"

„Phantasie! Unwürdigen Argwohn nennst du das!" rief er aus. „Gut, so höre. Höre einmal."

„Da bin ich doch begierig, was du deiner braven Eglanta anfärbeln wirst."

„Heute vor acht Tagen, am Ostersonntag," so begann er zu erzählen, „vormittags von elf bis zwölf Uhr waren wir auf der Promenade vor dem Stadttheater. Ich liebe sie nicht, diese Herdenbewegung, aber meine Frau — da fühlt sie sich in ihrem Element. Ich gehe mit Mama, Eglanta hintennach, mit ihrer Cousine glaube ich. Es war ein Leutegemenge gegeneinander — wie eine wilde Quadrille; nur alles hundertfach. Da ist es mir plötzlich, im Gegenschwarm sei der Baron Hammerspach gewesen. Gesehen hat er mich nicht, wenigstens nicht gegrüßt. Habe mich aber doch umgewendet, um zu schauen, wie die gegeneinander kommen würden. Sie tat einen kurzen Blick nach ihm, ein flackernder Blick war's, möchte ich sagen, dann streiften sie im Gedränge aneinander und waren vorüber. Eglanta hatte meine flüchtige Beobachtung gemerkt und drängte sich rasch voran zu mir.

Denke dir, flüsterte sie mir zu, der Baron Hammerspach. Und ganz dreist angestreift hat er mich.

Mir scheint, du streifstest ihn an, wollte ich sagen, tat es aber nicht, sondern schwieg und war verstimmt. Sie ging nicht mehr hintendrein mit der Cousine, sondern knapp neben mir und hing sich in meinen Arm. Ich kann mir nicht helfen; aber ihr Benehmen war mir verdächtig. Nicht daß es anders gewesen wäre als sonst — eben das war verdächtig. Bei Tische nachher war's so weit ganz gemütlich. Nach demselben ging ich wie immer ins Café Kaiserhof. Noch war ich in meine Witzblätter vertieft, als sich ein Bekannter an mein Tischchen setzte und mir so nebenhin mitteilte, daß ich zu Hause wahrscheinlich Besuch bekommen hätte. Als er an meinem Hause vorübergegangen, sei gerade Baron Hammerspach zum Tore hineingetreten.

Baron Hammerspach? fragte ich, mich dumm verstellend, der ist ja in Wien.

Hat über Ostern wahrscheinlich eine kleine Vergnügungsfahrt nach Graz gemacht, um seine Freunde zu besuchen. Ihr kennt ihn ja von früher her.

Teufel, denke ich, was kommt er denn plötzlich mit dem „Ihr"! Er bezieht meine Frau mit ein.

Glaubst du, daß er zu mir kommen wollte?

Ich vermute es nur, weil er in dein Haustor eintrat.

Hast du dich auch nicht getäuscht? War es der Baron?

Aber ich bitte dich, wer wird den Hammerspach nicht kennen! Er hat auch noch seinen zweispännigen Zylinder.

Wir hatten diesen Hut immer den zweispännigen Zylinder genannt, weil er zwei Spannen hoch wäre. Ich habe ihn übrigens nie gemessen. Aber wenn du glaubst, daß er's wirklich war, dann muß ich nach Hause. Vermutlich ist gar niemand zu Hause, sagte ich. Die Mägde haben Ausgehtag und meine Frau ist sicher bei ihrer Mama.

Zehn Minuten später — ich war ja gelaufen wie verrückt — bin ich in der Grabenstraße und im dritten Stock vor meiner Tür. Ich schelle. Es kommt niemand. Ich schelle das zweitemal. Es bleibt still. Zum Donner, die Mägde sind freilich ausgegangen, aber Eglanta muß doch zu Hause sein. Sie hatte nach Tisch über Migräne geklagt und wollte einige Stunden Ruhe haben. Ich schelle das drittemal und heftig, und anhaltend. Da hörte ich, wie sich drinnen stark ein Fenster schloß. Gleich darauf kam sie zur Türe und öffnete. — Jes Mara, du bist es, Ludwig? rief sie lachend. Jetzt wußte ich doch nicht, wer da läuten kann. Hast du schon lang geläutet? Ich blickte zum Fenster hinab und hörte es wohl nicht gleich.

Rasch trete ich in die Wohnung, ins Empfangszimmer und zum Fenster.

Was war denn unten?

Eh nein, gewesen ist nichts. Man beschaut sich so die Vorübergehenden.

Ich wollte ins Nebenzimmer eilen.

Ach, Ludwig, laß doch einmal schauen! sagte sie mit ihrer hellen Stimme, ganz unbefangen, mir scheint an deinem Rock will sich ein Knopf lösen, da vorn, oben. Willst du ausziehen, so kann ich ihn gleich festheften. Die Johanna vergißt doch wieder darauf.

Oho! denke ich, ins Nebenzimmer soll ich nicht! Was ist denn im Nebenzimmer, daß ich nicht hinein soll? Und trete rasch hinein. Ich sehe niemanden. Ich durchspähe die Winkel, den Schrank, ich gucke unter Tisch und Sofa. Ich finde niemanden. Wie ich wieder ins Empfangszimmer trete, kommt sie vom Vorzimmer herein, hat ein echauffiertes Gesicht.

War jemand da? fragte ich.

Ach Gott, mir war, als hätte wieder jemand geläutet. Man wird wirklich ganz nervös. Man hat doch wirklich nicht eine Stunde mehr Ruhe.

Aber die Migräne ist gut? fragte ich.

Gut, sagst du? gab sie etwas gereizt zurück. Da möchte ich schon wissen, wie bei diesem fortwährenden Gelaufe der Kopf gut werden könnte.

Ich öffnete das Fenster, um auf die Gasse zu schauen.

Bitte dich! rief sie, tu' mir den einzigen Gefallen und schließe das Fenster. Glaubst du, daß bei diesem schrecklichen Luftzug —

Aber du hast doch erst selbst zum Fenster hinabgeschaut. Siehe, wer da unten geht! Das ist doch wahrhaftig der Baron Hammerspach. Der ist ja aus unserem Haustore getreten. Eglanta, der war da!

Wer, der Baron? fragte sie.

Der war da! Er war bei dir da!

Aber natürlich war er da, antwortete sie ganz ruhig und unbefangen. Er wollte mit dir sprechen. Eine Angelegenheit, er wollte anfangs nicht heraus damit. Endlich hat er's auch mir gesagt. Denke dir, Ludwig, dieser Mensch muß nicht schlecht herabgekommen sein. Ein Anlehen will er von dir.

Der Baron Hammerspach?

Ich habe es ihm offen ins Gesicht gesagt, da wäre er vor der unrechten Tür. So wird er nun wohl bei anderen herumklopfen.

Eglanta, warum hast du mir's verschweigen wollen, daß der Baron da war!

Verschweigen? Ich dir? Ja, warum sollte ich dir den

Baron verschweigen! Dieses Geheimnis wäre mir wirklich nicht interessant genug. Sie lachte wieder.

Nun stand ich da und beobachtete sie. Gott strafe mich, wenn ich auch nur das geringste verdächtige Zeichen an ihr bemerkt habe. Die Verstellung der Weiber ist fabelhaft.

Eglanta, sage ich hernach. Ich habe es gesehen, wie du am Vormittag auf der Promenade den Baron am Ellbogen gestreift hast.

Ich? Den Baron am Ellbogen? Wie meinst du das? — Hörst du, Ludwig, das ist arg, das ist gemein. Wenn ich einen anstreifen will, wie du dich auszudrücken beliebst, so streife ich einen anderen an und nicht den Baron Hammerspach.

Das ist von ihr in einem so ehrlichen Zorn gesagt, daß ich ganz unsicher werde. So pflegen sich sonst Halbentlarvte nicht zu gebärden. Ich will schon irgendeine begütigende Form des Rückzugs antreten, da sehe ich auf dem Sofa in der Falte zwischen Sitz und Lehne ein Taschenmesser mit Hirschhornschale.

Was ist nur das für ein Messer? Ich hebe es auf.

Das wird wohl dein Taschenmesser sein, sagt sie gelassen.

Ein Herrenmesser ist es, aber das meine nicht. Siehe, da auf dem Silberblättchen sind drei Buchstaben eingraviert. B. R. H. — Was mag denn das etwa heißen, Eglanta?

Das wird wohl Baron Richard Hammerspach heißen, sagt sie. Ich habe ihn einen Augenblick Platz zu nehmen heißen. Da wird's ihm halt aus der Tasche gerutscht sein. Oder denkst du, daß er mich mit diesem Messer ermorden wollte?!

Du hast wohl sehr Angst gehabt vor dem Jugendfreund.

Aber mein Gott, rappelst du denn heute? Ich weiß

gar nicht, was du willst. Wie diese Jugendfreundschaft beschaffen war, davon hast du dich doch selbst überzeugt. Sonst hättest du ihn später wohl nicht in unser Haus geladen.

Aber nicht während meiner Abwesenheit. Sage, Eglanta, hat er auch an zehn Minuten schellen müssen, wie ich?

Er hat gar nicht zu schellen gebraucht, weil ich eben in der offenen Türe stand, um vom Briefträger die Post in Empfang zu nehmen. Deshalb konnte ich mich auch nicht verleugnen. —

Das schien mir alles ganz glaubwürdig. Und doch habe ich kein Wort geglaubt. Wäre es weniger glaubwürdig gewesen, so hätte ich es lieber geglaubt. Als sie in das Nebenzimmer tritt und die Tür heftig hinter sich zuwirft, beginne ich das Sofa zu untersuchen, ob der Gast nicht etwa auch sonst noch etwas verloren hätte. Ich finde gar nichts. Ei doch, ich finde einen langen Haarfaden. Er schimmert wie Gold. Der Baron hat falbes Haar, aber — die Eglanta . . . Mir wird ganz heiß, als ich an ihr weiches güldenes Haar denke.

Entschieden und gemessen trete ich zu ihr ins Zimmer. Das ist schon Verstellung, ich verliere mich bereits. Eglanta, sage ich, da die Sache jetzt einmal angebrochen ist, so müssen wir sie gründlich austragen. Ich wünsche, daß ich dir unrecht getan habe. Sehr unrecht. Und ich hoffe es. Du bist ja meine liebe Taube, Weibchen!

Ich nehme ihren Kopf zwischen die Hände, aber ich will ja schlau sein. Ich tue es doch nur, um meinen Haarfaden mit ihrem Haare zu vergleichen. Und Freund — es ist schrecklich. Da läßt sich nichts mehr beschönigen, es ist ihr Haar. — Ich habe ihr's auch sofort gesagt. Da springt sie auf, wütet durchs Zimmer und schreit wie von

einer dritten Person: Ist er denn plötzlich wahnsinnig geworden? In meinem Zimmer einen Haarfaden von mir zu finden? Was will er denn damit sagen?

O, Eglanta, das weißt du recht gut. Sonst würdest du jetzt nicht so rasend sein. Schlechtes Weib, ich will dir etwas sagen: du hast mich betrogen! — So habe ich es ihr ins Gesicht gespien.

Da ist sie ruhig geworden, unheimlich ruhig. Hinter der offenen Tür ihres Kleiderkastens hat sie sich angezogen, hat ihr Handtäschchen gefüllt und ist fortgegangen. Ich vermute, zu ihrer Mutter. Gesagt hat sie nichts mehr. — So, nun weißt du, wie es steht." —

Mich hatte diese Erzählung Ludwigs fast gelähmt.

Nach einer Weile erst konnte ich sagen: „Du hast dein Haus zerstört."

Er zuckte die Achseln und schritt, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten über die Diele. Einmal blieb er stehen und stampfte den Fuß in den Boden. Dann schritt er wieder aus.

„Was wirst du jetzt machen?" fragte ich.

„Gibt es eine Wahl?" stieß er heftig hervor. „Es ist aus. Sie hat mich entehrt."

„Aber Mensch, woher weißt du denn das? Du hast keinen Anhaltspunkt."

„So! Keinen Anhaltspunkt. Als ob sie's nicht eingestanden hätte!"

„Eingestanden? Wieso?"

„Ihr Leugnen ist so viel als eingestanden. Er war bei ihr. Das ist doch eklatant, nicht? Nein, so leugnet nur die Schuldige. Ich kenne die Finessen."

„Ja, Ludwig, das ist das richtige Wort. Du kennst die Finessen. Du kennst sie an dir. Aber nur an dir. Wie

der Schelm von anderen denkt und so weiter. Du hast in deinen Fällen geradeso geleugnet. Oder würdest so leugnen, wenn sie dich zur Rede stellte. Dein ausgezeichnetes Verständnis für die Situation, das du ihr bei diesem Auftritte verrietest, hat dich entlarvt, während du glaubtest, sie zu entlarven."

Ludwig stellte sich ernst, fast feierlich vor mich hin und und sagte: „Ich dachte, das, was man einem Freunde auf Diskretion gelegentlich mitgeteilt, wäre begraben . . ."

„Ich wollte dich bloß daran erinnern, stolzer Richter."

Wie Einer seine Frau eifersüchtig macht.

Einmal hatte an der Tafelrunde jeder der Reihe nach das Ungewitter seiner Ehe erzählt. Nun war's an dem Ingenieur Thomi.

„Es ist daher evident, meine Herren," begann dieser, „daß jede Ehe, auch die beste und glücklichste, ihre Stürme, ihre Hochgewitter hat. Aus den sechs eben erzählten Fällen ist es leicht zu erkennen, um was die Stürme sich drehen — eben um die beiden Pole Mann und Weib. Die Geschichten sind sich ähnlich, sind miteinander verwandt. Ich erwartete, daß eine oder die andere aus der Art schlagen würde, doch ich sehe, daß es mir allein beschieden ist, etwas Außerordentliches zum besten zu geben.

Hören Sie. Ich hatte eine Frau, die nicht eifersüchtig war. Ich habe sie nicht mehr. Ich habe wohl noch die Frau, aber sie hat nicht mehr die Tugend, um die mich alle Welt beneidete. Ich habe ihr die Tugend abgewöhnt, es mußte mit Gewalt geschehen. Aber ich will nicht vorgreifen. Bald nachdem ich vor einunddreißig Jahren meine Eva geheiratet hatte, erkrankte ich an einem Magenleiden, das mich auf lange Zeit nahezu siech machte. Entkräftet und verdrossen mußte ich die meiste Zeit auf meinem Zimmer zubringen, während meine junge Frau in Konzerte, Theater, auf Volksfeste und Landpartien ging und die schöne Welt genoß. Allerdings stets in Begleitung ihrer beiden Cousins,

wovon einer Offizier, der andere Studierender an der Universität war. Zwei schneidige Burschen, so daß ich mir eigentlich gratulieren konnte, meine Eva stets in sicherer Hut bei Verwandten zu wissen. Die Väter meiner Frau und ihrer Mutter waren Brüder gewesen. Aber ein älterer Freund, der mich eines Tages besucht, redete so neben Betrachtungen über meine Krankengeschichte her allerlei Menschliches, darunter auch, daß man sich selbst auf Blutsverwandte nicht in allen Fällen verlassen dürfe. Besonders zwischen Cousins und Cousinen sei — kurz ... Da brach der Freund ab, sah auf die Uhr und fand, daß er sich bereits bei mir verspätet habe. Der Floh in meinem Ohr sprang aber ganz wütend hin und her. Und abends, als meine liebe Frau wie immer froh erregt nach Hause kam, um sich wieder in die Einförmigkeit der Krankenstube zu finden, schien mir, als sei in ihrem Rundgesicht ein gewisser Widerwillen bemerkbar. Nun begann ich anzüglich zu reden, freilich fände ich es begreiflich, daß es ihr draußen bei lustigen Leuten besser gefalle, als in einer Krankenstube. Aber ich möchte sie nur erinnern, was sie beim Standesamt versprochen hätte! — Wie ich das meine? — Den Ehegatten auch in Krankheit und Not nie zu verlassen ... Jetzt blickte sie mich verblüfft an. Ob sie es hierin an etwas fehlen ließe? Ob sie mir nicht persönlich alles täte, was sie glaube, daß mir gut tun könne? Ob sie die paar Stunden, die sie außer Hause sei, nicht der Pflegerin alles einschärfe? — Das, war meine Entgegnung, hätte ich nicht sagen wollen, und weshalb sie einer geraden Antwort ausweiche? Nun, wie bemerkt, ein paar lustige Vettern seien unterhaltsamer als der kranke Ehemann! — Rasch stieß ich's heraus, in mir kochte alles, mit den Nerven war ich ja arg herabgekommen. Sie aber lachte jetzt leichthin auf und

sagte: Mir scheint, du bist eifersüchtig! Da schlug ich mit der Faust auf den Tisch und schrie: Ich leid es nicht mehr länger!

Für denselben Tag war's abgebrochen. Aber schon an einem der nächsten Tage wiederholte sich Ähnliches, und da gab meine Eva ganz ruhig zu verstehen, wieso ich ihr die liebe Gesellschaft verbieten könne, da doch auch sie mir völlig freigebe, umzugehen mit wem ich wolle. Sie hatte freilich leicht reden in jenen Jahren. Aber selbst, als es später besser wurde mit mir und jene Cousins längst in weiter Ferne weilten, ging sie täglich ein paar Stunden nahezu eigensinnig ihrer Wege und ließ mich die meinen gehen. Ich aber glaubte nicht an Liebe, die ohne Eifersucht ist. Ich selbst hatte ja meine Eifersucht, die immer noch heftiger wurde, mit der Liebe begründet. Ich empfand wirklich auch gar keine Neigung, meiner schönen Eva untreu zu sein, obschon sich vielfach gar bequeme Gelegenheit dazu geboten hätte. Und hätte ich mir freilich sagen können: Sie kennt dich eben zu gut, um eifersüchtig zu sein, sie hat eben das Vertrauen zu dir, das mit jeder wahren Liebe verbunden ist. Aber das sagte ich mir nicht, erklärte mir ihr Benehmen vielmehr als ein sicheres Zeichen gänzlicher Gleichgültigkeit gegen mich. Ich fühlte mich todeselend. Und eines Tages klagte ich mein Unglück einem Freund. Es war ein Musiker, der nach meinem Bekenntnisse sachte zu pfeifen anhub. O Mensch! rief er dann aus, Mensch! Dann war er wieder ein Weilchen still, bis er anhub, gemütlich also zu reden: Thomi! Knie' nieder. Da, wo du stehst, knie just einmal nieder, und als ob du ein Katholik wärest, rutsche auf den Knien bis zur Kirche unserer lieben Frau und danke der Muttergottes unter heißen Freudenzähren, daß deine Frau nicht eifersüchtig ist! Du weißt

es nicht, du glückseliges Kind. Eine eifersüchtige Frau ist ärger als ein siebendoppeltes Fegfeuer!“

Das half nichts. Ich wollte eine eifersüchtige Frau haben. Erstens sollte nur auch sie die Qual kennen lernen, die ich um sie ausstand. Zweitens sollte sie die Möglichkeit des Verlustes veranlassen, ihren Schatz mit größerer Sorgfalt zu wahren. Und wenn die Eifersucht auch ihre Liebe zu einer etwas temperamentvolleren Leidenschaftlichkeit entzündete, so konnte das nicht schaden. Erst mit der Eifersucht kommt's. O warte, Evchen, dachte ich, da nur meine Gesundheit wiederhergestellt ist und die Nervosität geschwunden, so daß sich alles mit ruhiger Überlegung ausführen läßt, du sollst mir noch ganz erträglich eifersüchtig werden.

Zurzeit hatte die Nachbarin ein hübsches Küchenmädchen, das ich Tag für Tag auf der Stiege, im gemeinsamen Vorhause und an anderen Orten begegnete. Aber, dachte ich mir, mit diesem Feuer wäre doch nicht gut spielen. Lieber eine Häßliche. Erst wenn sie sieht, daß ich gar eine Häßliche ihr vorziehe, müßte sie mit Schrecken gewahr werden, wie viele Schöne vorausgegangen sein könnten. So begann ich mein Auge auf unser Stubenmädchen zu werfen. Das war soweit ganz nett an Gestalt und Benehmen, hatte aber schielende Augen und ihren schwarzen Chignon nicht immer so an den Kopf geheftet, daß alles fuchsrote Haar verdeckt gewesen wäre. Mir graute vor ihr. Auch stahl sie in der Küche Zucker, weil sie gerne naschte. Meine Frau kündete ihr den Dienst, in vierzehn Tagen habe sie das Haus zu verlassen. Das war nicht ungünstig und hier setzte ich ein. Eines stillen Nachmittags, als meine Frau wieder ihrer Wege ging und ich mit dem Stubenmädchen allein zu Hause war, ging ich auf sie zu und fing an, zärtlich zu sein. Es war erschreckend, wie morsch

sie stand. Mit beiden Armen mußte ich sie fassen und festhalten, daß sie nicht umfalle. Dann drückte ich rasch zwei oder drei Küsse auf ihre gestickte aber etwas ungewaschene Halskrause, ließ sie los und unter dem Vorwand, mich zu schneuzen, wischte ich mir mit dem Sacktuch den Mund ab. Dann griff ich in die Tasche und sagte: So, Mina, da haben Sie zwanzig Mark. Aber Sie müssen mir einen Gefallen tun. — Ach gern, gnädiger Herr! lispelte sie. — Sagen Sie meiner Frau, daß ich mit Ihnen etwas gehabt hätte. Am besten, Sie tun es im Augenblick, wenn Sie fortgehen. Verraten Sie mich, daß ich Sie umarmt, Sie geküßt hätte, sagen Sie, was Sie wollen. — Aber mein Gott, Herr Ingenieur, was glauben Sie denn von mir? — Machen Sie, daß Sie fortkommen!

Ich glaube nicht, daß sie mich ohne weiteren Anlaß verraten hätte, denn solche sollen zumeist sehr gutmütig sein. Doch als meine Frau ihr das Dienstbotenbuch hinwarf und ihr bei dieser Gelegenheit noch einmal all ihre Schlampereien, Unverläßlichkeiten und Unsauberkeiten vorhielt, war es dem Stubenmädchen bequem, ihr einen empfindlichen Stoß zu versetzen. Unsauberkeiten?! entgegnete sie giftig. Dem gnädigen Herrn bin ich sauber genug gewesen. — Die Frau: Was soll das heißen? — Das soll heißen, daß er mich, das arme Mädchen, lieber gehabt hat, wie Sie! — Na, meine Herren, das weitere können Sie sich denken.

Ich hatte mir's zwar nicht so gedacht. Nein, so hatte ich mir die Folge meiner Pädagogik nicht gedacht. Eva trat in mein Zimmer, gemessen und schweigend — ruhig auf mich zu, ganz instinktiv duckte ich mich. Sie rief mit ihrer gewöhnlichen Stimme — nur etwas weicher schien sie noch — ins Vorzimmer: Kommen Sie noch ein wenig herein, Mina! — Wiederholen Sie mir jetzt, was Sie früher

gesagt haben! Und Mina wiederholte es, kam dabei in neue Erregung, die Eitelkeit und Phantasie ging mit der Wahrheit durch, sie sagte das Äußerste. Das schien sie wohl ihrer Ehre schuldig zu sein. Und meine Frau? Eine Minute blieb sie wie versteinert, als wäre es unfaßbar. Dann aber begann sie zu rasen und raste den ganzen Abend und die halbe Nacht. Es war gräßlich. Die erträglichsten Momente waren mir noch, wenn sie sich auf mich stürzte, mit Faustschlägen auf meinen Kopf, auf meine Wangen her. Im übrigen war ich keinen Augenblick sicher, daß sie sich selbst ein Leid antue. Noch um Mitternacht schritt sie, während ich im Bette lag, heftig das Zimmer auf und ab und hielt mir in leidenschaftlichsten Ausdrücken meine Niedertracht vor. Sie hätte so an mich geglaubt, auf mich vertraut. Sie hätte gemeint, so wenig in unserer Ehe bei ihr ein Selbstvergessen, ja auch nur ein leiser Gedanke an Untreue möglich gewesen, so wenig könne das auch bei mir sein. An so etwas habe sie gar nie gedacht. Und nun das! Das! Um vor Haß und Verachtung nicht zugrunde zu gehen, müsse sie annehmen, ich sei wahnsinnig geworden. Leider auch das könne sie nicht. Meine Handlungsweise zeige die größte teuflische Schlauheit, sie so aus Absicht mit dieser Person in ihrem eigenen Hause tödlich zu beschimpfen. Ich, der ihr einziges, ihre ganze Zuversicht gewesen! Und dann hub sie an zu weinen, wie ich in meinem Leben noch nie weinen gehört habe. Ich mag nicht dran denken. In mir aber schrie es auf: Mensch, was hast du da angestellt?! Ich war ja freilich nicht so schuldig, als sie glaubte und glauben mußte, aber ihr das zu beweisen, das war einfach undenkbar, unmöglich. Dazu jagte das Stubenmädchen der Teufel in der Nachbarschaft umher. Das Beest prahlte überall, der Herr Ingenieur Thomi habe sie seiner hoch-

mütigen Frau vorgezogen und deshalb hätte sie natürlich aus dem Hause müssen. Das war doppelte Rache, auch gegen mich. Und ich wehrlos, wehrlos.

Jetzt, meine Herren, ist mir ein Licht aufgegangen, ein schreckliches. Was ich da in unbegrenzter Dummheit getan, das war nie wieder gutzumachen, nie wieder. Ich verübelte es meiner armen Frau nicht, daß sie es nicht glauben konnte, daß ich die Komödie in Szene gesetzt, nur um sie eifersüchtig zu machen. Das glaubte mir selbst von meinen Freunden keiner, war er nun durchtrieben oder naiv, das glaubte kein einziger.

Das Elend der darauffolgenden Zeit erzähle ich nicht. Meine Frau und ich waren zwar beisammengeblieben, aber so wie zwei aneinandergekettete Galeerensträflinge. Sie ging nicht mehr einen gesonderten Weg, sie blieb um mich; selbst zu meinen Berufsarbeiten und auf allen Reisen begleitete sie mich. Aber in sich gekehrt und kühl. Als jene ersten Stürme vorübergewesen, hat sie den Fall nicht mehr berührt, nicht mit einem einzigen Worte. Doch ich wußte, daß sie immer daran denken mußte, daß sie bei mir an gar nichts anderes denken konnte, als an meine Untreue. Es ist unsagbar, wie sehr sie mich erbarmte. Aber ich wagte es nicht, ihr Liebes zu erweisen; nur was heimlich geschehen konnte, um ihr ein Gutes zu tun, das geschah. So lebten wir nebeneinander hin. Manchmal lauerte ich, ob in ihrem Wesen nicht doch etwas zu entdecken wäre, was sie ein wenig ins Unrecht setzen und mich rechtfertigen könnte. Aber statt dessen fand ich, daß nicht ein Zug in ihr war, der meine frühere Eifersucht auch nur zum Teile entschuldigt hätte. Das kann ich wohl sagen, auch mein Leben war ziemlich korrekt, aber viele Jahre hat es gedauert, traurige, endlose Jahre, bis alles vergeben und vergessen. Als erst

in späteren Jahren Kinder erschienen, war die letzte Spur verwischt und meine Eva ist wieder herzlieb zu mir geworden und froh. Nichts ist zurückgeblieben bei ihr, als ein klein wenig Eifersucht, die sie zwar sorgfältig zu verdecken sucht, die ich aber merke an ihrem manchmal wehmütig bittenden Blicke. Ich habe mir zur Aufgabe gestellt, noch vor meinem Alter auch diesen letzten trüben Hauch von ihrer reinen Seele zu verscheuchen."

Als Ingenieur Thomi seine Erzählung geendet hatte, fragte ihn einer von der Tischgesellschaft: „Und ist Ihnen oder Ihrer Frau in jenen Tagen nicht der Gedanke an die Ehescheidung gekommen?"

„Zum Glücke, nein. Das erst wäre die Untreue gewesen. Denn wir können ohne einander nicht leben."

Ein alter Luderskerl.

Auf einer meiner Reisen durch Deutschland habe ich eine Begegnung erlebt, die wert ist, aufgemerkt zu werden. Ob man alles ohne Vorbehalt drucken lassen kann, das war zu überlegen.

Es war in einer kleineren Stadt, nach der Vorlesung. Die üblichen Vorstellungen mit den üblichen Artigkeiten und auch redlich gemeinten Begrüßungen waren vorüber. Schon vorher hatte ich einen kleinen alten Herrn bemerkt mit dichtem weißen Haar und einem Gesicht, in welchem greisenhafte Züge mit jugendlichen auffallend ineinandergeprägt waren. Er stand an der Tür und schien warten zu wollen, bis der Leuteandrang vorüber wäre. Als dann die Letzten — da ja doch das Gespräch bei solchen flüchtigen Begegnungen keinerlei Vertiefungen erfahren kann, sondern auf der flachen Höhe der Phrase bleibt — sich zögernd und unbefriedigt entfernt hatten, trat der alte Herr vor. Es war zuerst nichts Besonderes, er könne es nicht unterlassen, mir die Hand zu drücken, zu danken usw. Mit ziemlich lebhafter Gebärde zog ich meinen Überrock an und nahm den Hut, um in mein Hotel zu fahren. Aber er stand ganz ruhig und sagte: „Sie haben in Ihren Gestalten sich uns, Ihrem Publikum, hingegeben. Wir wissen, wie Sie sind und durch Sie, wie wir sind. In Ihrer Kunst opfern Sie sich per-

sönlich auf. Wie sollen wir uns Ihnen geben? Und möchten es doch tun.“

Das klang schon eigentümlich und ich sagte: „Ich habe manches gegeben. Aber wer kann wissen, ob auch das Wesentlichste?“

„Das werden Sie wohl selbst nicht wissen können,“ entgegnete der Mann. „Es ist so vieles in uns, was wir selbst nicht überschauen, obschon es uns bestimmt. Gerade die inneren Mächte, die uns am meisten beeinflussen, können wir am wenigsten nennen. Also sind alle Bekenntnisse, ob in Kunst oder Person, so wahr sie gemeint sein mögen, unzulänglich, wir täuschen leicht andere und uns selbst damit. Und doch —?“ Er stockte und blickte mich mit seinem lebhaft leuchtenden Auge an. Seine scharfgeschnittenen Lippen bewegten sich, als übten sie sich in einer Form, bis er das folgende sagte: „Und doch drängt es uns zur Mitteilung. Nicht jeder bedarf sie und ich preise den Mann, der mit sich allein fertig wird. Ich kann es nicht mehr. Der Feder bin ich entwöhnt, man würde es nicht lesen. Beichtväter haben wir Protestanten auch nicht. Und Freunde findet man so wenige, die uns ihr Vertrauen schenken. Und wer sich mir nicht ganz gibt, dem kann auch ich mich nicht geben. Sie haben sich mir gegeben, so weit — möchte ich sagen — als Sie selbst über sich verfügen. Ich glaube, Sie kennen den Menschen so weit, daß Sie begreifen und somit auch verzeihen können. Sie wären mein Mann. Und deshalb, geehrter Herr, hätte ich eine sehr große Bitte.“

Ei, dachte ich, wie der abgeschwenkt hat! Am Ende hat er den sattsam bekannten Dolch im Gewande. Ein Drama. Oder gar lyrische Gedichte, und will sie mir beibringen. Das Mißtrauen wurde beschämt.

„Wie ich höre,“ fuhr er fort, „sind Sie morgen noch

in unserer Stadt. Tun Sie bei dieser Gelegenheit ein gutes Werk an einem Ihrer Mitmenschen. Ich habe ein Anliegen, ein Geheimnis, eine Sünde, oder wie man's nennen mag. Ich trage sie seit Jahren mit mir herum und muß sie endlich wem mitteilen. Sie sind gekommen und gehen wieder fort, wir werden uns auch kaum je wiedersehen. Und doch sind Sie mir so nahegekommen, ich weiß nicht wie, kaum durch die Kunst allein. Weiß nicht, wie es kommt, daß ich zu Ihnen das Vertrauen habe und Sie von Herzen bitten möchte, mein Freund, mein Beichtvater zu sein. Schenken Sie mir morgen eine Stunde."

So hatte er gesprochen und wartete nun auf Antwort. In solcher Weise war mir noch kein Mensch nahegetreten. Ich war gefesselt, nicht etwa von Neugierde, sondern von der wunderlich sensitiven Art, mit der dieser weißhaarige Mann vor mir, dem weit jüngeren stand.

„Von acht Uhr morgens an bis in den späten Abend," so antwortete ich, „währt morgen das vom Komitee entworfene Programm. Die Besuche wären noch nicht das Schlimmste dabei. Ein Vormittagsausflug und ein Festessen. Das Joch ist süß — aber die Bürde ist schwer. So bleiben uns nur die Morgenstunden. Wollen Sie etwa um sechs Uhr zu mir ins Hotel kommen!"

„Pflegen Sie nicht einen Morgenspaziergang zu machen?" fragte er entgegen. „Die Au am Flusse entlang ist sehr schön. Da wären wir ganz unbehelligt."

„Also gut. Holen Sie mich um sechs Uhr zum Spaziergang ab."

Dann gab er mir seine Visitenkarte und empfahl sich kurz. — Von Beruf war der Mann Mathematiklehrer an einer Mittelschule der Stadt. Was konnte der mir zu

sagen haben? Es hat mir ja mancher schon sein Leben angeboten, um darüber einen Roman zu schreiben. Nun kann ich aber fremde Leben für solchen Zweck nicht brauchen. Alles, was ich schaffe, muß durch mein eigenes Leben gehen. Zudem sah mir der Mann nicht danach aus, als ob er eitel wäre und mit dem, was er zu geben hatte, sich hervortun wollte. Es ging doch die halbe Nacht dran in dem Denken und Sinnen, welch ein Anliegen der alte Herr mir am nächsten Morgen vorzutragen haben würde. Erraten hätte ich es in hundert Jahren nicht.

Noch vor sechs Uhr früh, als ich aus dem Frühstücksalon trat, stand er an der Tür. Sein Anzug schien mir noch feierlicher als gestern. Zylinder, weiße Krawatte und weiße Handschuhe, die er in der linken Hand hielt.

„Also, Herr Professor, nun führen Sie mich, wohin Sie wollen. Ich werde Ihnen folgen."

Er blickte mich lange an, um dann ganz leise zu sagen: „Das wäre schade." Erst später habe ich verstanden, wie das gemeint. Die Mauern der Stadt waren hell von der Morgensonne beschienen, die meisten Fenster geschlossen, die Straßen noch unbelebt. Wir kamen bald zum Wasser und zu den Bäumen. Schütter, aber unabsehbar dahin standen alte Eichen, zwischen denen ein leichter, feuchter Nebelhauch strich. Dem Wasser entlang ging ein schöner breiter Weg, an dem von Strecke zu Strecke Sitzbänke waren. Auf eine solche setzten wir uns und schauten hin über den stattlichen Fluß, der herkam von einer weiten Ebene, hinter der ein blasses Gebirge aufstand. Er glitt ganz still und ruhig daher.

„Er kommt aus jenen Bergen hervor," sagte mein Begleiter. „Dort gibt es rauschende Bäche und stürmische

Wasserfälle. Der Fluß hat eine bewegte Jugend und ein ruhiges Alter. Bei Leuten kann es auch umgekehrt sein."

Das war die Einleitung und dann suchte er anzufangen. Aber es kam ihm nicht leicht an. Ich mußte noch sagen: „Wenn Sie mir etwas erzählen wollen, Herr Professor, es ist gewagt. Denken Sie, daß ich ein Schreibersmensch bin, der sich zum Beichtgeheimnisse nicht verpflichtet hält."

„Wenn Sie es verbreiten, so wird das zwar wenig nützen, aber auch nicht schaden. Nur den Namen nennen Sie nicht. — Sehen Sie, es ist sehr merkwürdig, lieber Herr, wie wir jetzt hier beisammen sitzen, und ich will Ihnen etwas heben, was sich eigentlich doch nicht heben läßt. Gestern abend glaubte ich, es gar reinlich hervorschälen zu können. Aber es ist doch alles zu sehr verwachsen. Ich habe mir jetzt oft gedacht: Der Mensch sollte ja nur darauf sehen, daß alle seine Eigenschaften und Neigungen sich gleichmäßig entwickeln. Sobald eine bestimmte Neigung gewaltsam zurückgedrängt wird, kann sie einmal ebenso gewaltsam hervorbrechen. Und anderseits, wenn eine Neigung besonders gepflegt wird, so kommt die Zeit, da sie uns beherrscht. Die unschuldigste Anlage — übermäßig bevorzugt — kann zum Laster, zum Verbrechen werden. Denken wir an — kurz gesagt — an die Liebe."

„Ja, ja, Professor. Aber das sind alte Sachen, derentwegen man doch nicht um fünf Uhr aus dem Bette steigt."

„Merken Sie es mir denn wirklich nichts an? Man müßte es einem ja anmerken. — Kurz und gut, Herr!" rief er plötzlich aus, während er das Gesicht von mir abwendete, gegen den Fluß hin: „Ich bin ein alter Luderskerl!"

Das sonst schier gemütlich dreinschauende Herrchen war in diesem Augenblick völlig anders, sein Blick war gleichsam

flüchtig, sein Gesicht verzerrt, als ob er einen Ekel empfände. Endlich kam er doch ins Erzählen.

„In meiner Jugend sah es aus, als würde ich heil entkommen. Als Mittelschüler hatte ich einen Freund, der um einige Jahre älter war als ich. Wir bewohnten zusammen ein Zimmer und lasen mitsammen die Klassiker. Er war ein bildschöner schwärmerischer Jüngling. Wenn er des Abends in seinem Bette laut Liebesgedichte oder Liebesromane las, da wurde seine Stimme unsicher und erstickte fast. Dann hielt er Nachtwanderungen, die mich so schlaftrunken fanden, daß ich nicht schwören könnte, ob sie wirklich gewesen sind. Dann kam eine Zeit, daß er sich ein besonderes Zimmer nahm und seine eigenen Wege ging, ich wußte nicht welche und kümmerte mich wenig darum. Ich stellte damals meinen Ehrgeiz darauf, zwei Studienjahrgänge in einem Jahre zu machen. Ein sogenannter braver Junge. Eines Tages besuchte mich der Freund, um, wie ich glaube, ein paar Bände Shakespeare zurückzubringen, die er von mir entlehnt hatte. Dann stand er noch eine Weile schweigend herum, was sonst nicht seine Gewohnheit war. Und sprach plötzlich: daß ich dir mal was sage, Louis! Er sagte aber nichts weiter, sondern ging langsam zur Türe hinaus. Als er draußen am Fenster vorüberkam, denn es war ebener Erde, klopfte er an die Scheibe. Als ich aufgetan hatte, sagte er: Hüte dich vor der Liebe! Und dann ist er die Straße dahingegangen. Am nächsten Tage hat er sich erschossen. Ich weiß nichts weiter, wir haben nichts Rechtes erfahren können. Ich habe es nur erzählt, weil ich von derselben Zeit an über meinem Schreibtische den Spruch geschrieben hielt: Hüte dich vor der Liebe! Übrigens war ich in jenen Jahren durchaus nicht geplagt von dieser Sache. Das Weibervolk bekümmerte mich wenig,

mein Kopf hatte anderes vor. Wenn der Tag mit den Studien, mit den Reitpartien und Fischfängen, die ich leidenschaftlich pflegte, vorüber war, fiel mein Blick manchmal noch auf den Spruch: Hüte dich vor der Liebe! dann legte ich mich hin und schlief ein. Da war es einmal, daß mein Geographie-Professor, ein schlanker, gütiger und ernsthafter Herr, aus irgendeiner Ursache in mein Zimmer kam und den Spruch sah. Er schüttelte den Kopf und sagte: Diesen Spruch sollten Sie wegtun, Louis. Er erinnert Sie zu sehr an das, wovor er Sie warnen will. An Liebe soll man denken so wenig als möglich. So habe ich den Spruch ausgelöscht. Die Sache innerte mich überhaupt wenig. Was die Leute da für ein Aufhebens von der Liebe machen — ich verstand es nicht recht. Ich lebte meinen Studien, meinen körperlichen Übungen. Ich war der Erste in meiner Klasse und nach vollendeten Schuljahren erhielt ich bald eine schöne Lehrstelle in einem Gymnasium. Später kam ich in diese Stadt und habe eine Weile die Leitung der Realschule geführt. Das nährte gar angenehm meinen Ehrgeiz, um so mehr, als einige mathematische Werke, die ich schrieb, in Gelehrtenkreisen Aufsehen erregten. Nebenbei beschäftigte ich mich mit Kunst, malte Landschaftsbilder und versuchte mich sogar in der Dichtung. Sorglos und froh war mein Leben, so recht harmonisch ausgefüllt mit Nützlichem und Schönem. So frisch und rege war mein Wesen, daß ich mir an geistiger Arbeit gar nicht genug tun konnte; schwere Aufgaben löste ich ohne Schwierigkeit; jetzt darf ich das ja sagen. In späteren Jahren kam eine große Naturfreude in mich, Wanderungen über Berg und Tal, Reisen zur Ferienzeit in die Alpen, nach Italien, auf dem Mittelländischen Meere machten mich zu einem größeren Menschen, dessen Ebenmaß und Kraft ich immer mehr empfand. Wenn je ein Mensch

glücklich genannt werden kann, so war es ich. Und weil ich dementsprechend leicht heiter und freundlich sein konnte, so bin ich überall gerne gesehen worden. Meine Schüler liebten mich und in Gesellschaft unterhielt ich mich ebenso gerne mit trefflichen Männern, als mit anmutigen Frauen. Nachher habe ich erfahren, wie manches heiratslustige Dämchen, wie manche schöne Frau ihre Schlingen nach mir ausgeworfen hätten; ich habe nicht viel auf derlei geachtet, war stolz auf meine Freiheit."

Nun schwieg er, nickte mit dem Kopf und lachte fröhlich. Dann stand er von der Bank auf und sagte: „Wir könnten ja einmal weitergehen."

Wir schritten den leise wogenden Fluß entlang. Er streifte die weißen Handschuhe an die Finger. „Es kommt bald der feierliche Moment," sagte er. „Ich gestehe nur, daß mein fünfzigster Geburtstag mich noch in diesem ruhigen und schönen Glücke fand. Es mußte aber erst einmal eine Blamage kommen. Um dieselbe Zeit schrieb ich für eine bekannte Monatsschrift einen Essay des Inhalts, daß nicht jeder Mann des Weibes bedürfe, daß es für den geistig Schaffenden, der persönlicher Vollkommenheit zustrebe, geraten sei, sich nicht zu vermählen. In meinem Alter glaubte ich mich als Beispiel anführen zu dürfen." Plötzlich riß er sich die Handschuhe von den Fingern, knüllte sie zusammen und warf sie in weitem Bogen ins Wasser. — „Kurze Zeit später war ich der tollste, dümmste Liebeshahn von Europa."

„Jener Aufsatz," so fuhr er fort, sich zu entwickeln, „hatte mir nämlich statt Ehre Widerstreit und Spott eingetragen. Man sprach von einer geschlechtslosen Moral, die das Lebenswerteste dieser Welt verlästere. Da fiel es mir einmal auf, daß dieses Lebenswerteste eigentlich überall und immer so lebhaft anerkannt wurde. Daß die größten

Leidenschaften gerade um dieses Beste wüteten. War es denn auch danach? Und ich fragte mich selbst, ob ich denn am Ende wirklich das Beste versäumt hätte? Und als ob da neben untergeordneten Lebensaufgaben gerade die höchste unerfüllt geblieben wäre. Und als ob solcherart die immer mit Sehnsucht erhoffte Unsterblichkeit unmöglich geworden wäre. Am empfindlichsten traf den alten Knaben der Vorwurf der geschlechtslosen Moral und gleichzeitig begann es mir klar zu werden, daß immer noch die besten Bedingungen vorhanden wären, Versäumtes so weit nachzuholen, um die Ehre zu retten. Schon eine Weile hatte mir eine Hauptmannswitwe den kleinen Haushalt geführt, nun sah ich sie einmal daraufhin an, ob sie hübsch sei. Zum Donner, das war sie eigentlich, trotz ihrer vierzig Jahre. Und dann, eines Abends, habe ich sie gefragt, ob ihr noch nie was eingefallen sei? „O, sehr oft!" lachte sie. Da bekam ich Angst und hub an mich vorzusehen wie einer, der sich nicht recht auf sich verlassen kann. Doch der Vorwitz riß mich immer weiter. Ein paar Wochen später erwog ich theoretisch schon den Unterschied, der wohl bestehen muß zwischen einer vierzigjährigen Witwe und einem jungen Weibe, und da das Exempel einmal aufgestellt war, so mußte es auch gelöst werden. Dann konnte ich ja wieder zurückkehren in meine einsame Studierstube. Beim Satan, jetzt hatte ich auf einmal gemerkt, daß die Studierstube eine Zelle ist, daß die Umherlaufereien an den Wässern, in den Wäldern langweilig sind. Anderseits schien es mir, daß wie alles, so auch Liebesglück geübt werden müsse und einer Steigerung fähig sei. Ich horchte unauffällig aus nach Andeutungen und Gesprächen, die mich früher angewidert hatten, ich las Liebesgedichte und derlei Bücher, lernte da zwischen den Zeilen und Gedankenstrichen zu lesen und fand auf einmal

alles reizend. Auch auf die Körperpflege hieß es nun bedacht zu sein; wenn ich sonst den alternden Jahren Rechnung getragen, nun gab ich mich dem Schneider und dem Friseur völlig frei, und sie machten etwas so Leidliches aus meiner Wenigkeit, daß ich mir im Spiegel mit großer Sympathie entgegenlachte. Der Friseur pflegte meinen Haarboden und behauptete, daß der Bart um rund fünfundzwanzig Jahre jünger sein müsse als das Haupthaar, was schließlich auch stimmen dürfte. Mit süßem Schauer wurde es wahr, daß die Liebe jung mache. Das überraschendste war mir zuerst die Leichtigkeit der Siege; selbst schwerere Aufgaben bei ehrenwerten Frauen und sittigen Mädchen gelangen auf das verblüffendste. In Gesellschaft wie auf der Straße, in der Kirche wie im Konzert sah ich nur nach Liebe aus und wurde nicht müde, glücklich zu sein. Zur großen Verwunderung der Stadt zeigte ich mich mit meiner Hauptmannswitwe, zu ihrem Entsetzen gelegentlich auch einmal schäkernd mit einem blühenden Mädchen. Man konnte nicht einmal vom Johannistriebe witzeln, weil ein dem notwendig vorhergegangener nicht zu beweisen war. Freilich merkte ich glühend, daß es längst nicht mehr ordentliche Beweggründe waren, sondern daß es mir angetan sein mußte. Auch wenn ich auf der Jagd war oder in den Bergen, immer und überall fiel mir die Liebe ein. Ich konnte keinen Menschen ansehen, sei es Weib oder Mann, ohne an Liebe zu denken. Wie ich in den Blättern sonst nur die Rubriken der Geisteskultur beachtet hatte, so spähte ich nun nach gewissen Inseraten. An pornetischer Kunst und Literatur ergötzte ich mich heimlich, während in der Öffentlichkeit natürlich geheuchelt werden mußte. In den Nächten floh mich der Schlaf, ein heißes Gift fluidete durch die Glieder und machte alle Behaglichkeit unmöglich. Erst dachte ich in

der Tat, es sei eine Hexerei mit im Spiele und es würde vorübergehen. Aber, mein Herr! Jetzt währt das schon Jahre! Meine Freude an der Kunst ist lau geworden, mein Vergnügen an Sport und Reisen ist matt geworden, meine wissenschaftlichen Arbeiten gehen nicht vorwärts, ich bin kein eifriger Lehrer mehr und die Leitung der Anstalt entglitt meinen Händen. Immer und immer muß ich mit geringen Unterbrechungen an die Weiber, an diese Weiber denken und es scheint, das will sich noch immer steigern, jetzt am Beginne der Sechziger. Was ist denn das? Eine Luderei. Hart an der Schwelle des Irrenhauses! — Junge Leute lieben nicht so. Nein, so lieben sie sicher nicht. Wohl wenige werden es erfahren, wie das ist, wenn's erst in späten Tagen losbricht. Ich weiß mich in der Gewalt eines Dämons und möchte mich retten. Möchte um Hilfe rufen! Gestern abend faßte ich den Entschluß, Ihnen, gerade Ihnen, dem fremden, aber mir längst Vertrauten, meine Not zu gestehen, daß von allen Menschen doch einer sei, der es wisse, wie mir ist. Aber in dieser Nacht hätte es mich beinahe wieder reuen mögen. Doch ich will nicht untergehen in diesem Elende. Mensch will ich wieder werden, meine Seele will ich wieder haben. Sagen Sie, was soll ich tun?"

Es ist wohl kein Wunder, daß ich diesem Ausbruche des alternden Mannes, der ihn unheimlich machte, mit aller Spannung zugehört hatte. Und nun meine Antwort: „Aber, lieber Professor, das ist doch leicht gesagt. Heiraten müssen Sie!"

„O Herr, das habe ich ja getan!" rief er aus. „Seit fünf Jahren schon bin ich mit der Hauptmannswitwe verheiratet. Das ist es ja, daß dieses Feuer nicht zu löschen ist! Daß mir der Satan in allen Arten zusetzt. Ach, vor-

witzig habe ich leicht den Amor wecken wollen, und jetzt umgaukeln mich die Faune und ziehen mich hinab. — Sie ist mir nicht genug!"

„Eine Krankheit!" sagte ich.

„Knabe, das weiß ich. Will auch keinen Namen dafür. Mir ist nur, daß ich's einem Menschen habe sagen können. In diesem Augenblicke steht mein Vorsatz wieder fest: Umkehr! Aber ich glaube nicht mehr daran, dieser Vorsatz ist schon hundertmal gemacht und gebrochen worden. Ich glaube, ich bin verloren. Es wird wohl das klügste sein, jenem Jugendfreunde zu folgen. Er war doch gewiß unschuldiger als ich. Aber ich bin ein bißchen feige. — Wenn mich jemand da von rücklings ins Wasser stoßen wollte. Es ist nicht um das allein, daß ich gemein geworden bin, ich habe unglücklich gemacht. Es geht ein blasses Mädel um in der Stadt, dessen Blick mich verdammt macht. Es gehen andere Leute um. Ich bin ein Scheusal!"

Jetzt begann er mir wirklich unheimlich zu werden. Weit war mein Verstehen mit ihm gegangen, nun wollte es zurückbleiben. Eigentlich verkommen sah er ja nicht aus, das war kein geknickter Wüstling, das war noch lohes Feuer in den Augen. Man konnte doch an aufgespeicherte Jugendkraft denken, nur die Willensschwäche wollte sich dazu nicht reimen. Und wohin denn, wenn die wilde Bestie keinen Bändiger hat!

Als die Stunde kam, die uns — wohl fürs Leben — trennen mußte, wußten wir beide nicht, was zu sagen war. Das von ihm vielleicht erwartete Pathos war ausgeblieben; seinen jüngeren Beichtvater, dem er wohl die Gewalt eines hochgemuten Wortes zugemutet hatte, sah er gedrückt und stumm. — Mit schlecht gesetzten Worten ent-

schuldigte er sich; als ich ihm die Hand gab, legte er nur die Fingerspitzen hinein, dann ging er wie flüchtig davon.

Ich konnte mich zum mit anderen verabredeten Stelldichein um acht Uhr nicht einfinden. Ging lange planlos in der weiten Au umher, das Herz voll Unbehagen.

Hatte sich denn gar kein gutes Wort finden lassen? Ein fremder Mensch kommt im Vertrauen und schenkt dir das Heimlichste, was er hat, seine Sünde. Und du bist kalt wie ein Stein, und doch empfindest du sein Elend mit. Dann die Frage ins Leere hinaus: Wenn ich mit einem solchen Bekenntnisse zu ihm gekommen wäre, was hätte er antworten können? Ebenfalls nichts. Das ist eine stumme Schose. Die muß jeder mit sich allein ins reine bringen. Aber wissen möchte ich es erst, ob dieses Naturphänomen unentwegt seinen Lauf in den Abgrund nimmt. Ist es eine notwendige Folge seiner Entwicklung? Sollte ein fremdartiger Zwang so spät in sein Leben eingegriffen haben? Schließlich dachte ich mir: Es ist der alte Adam. Wir kennen ihn alle. Aber für die Öffentlichkeit ist das nichts.

Und doch habe ich es hier vor aller Welt erzählt. Es hat sich nämlich noch etwas zugetragen, und das ändert die Sache. Jetzt muß sie unter die Menschen. Von meinem Mathematikprofessor hatte ich einstweilen nichts mehr gehört. Da war es einige Jahre später, daß aus jener Stadt in Deutschland ein Pastor nach Graz kam und mich in meinem Hause besuchte. Bei dem erkundigte ich mich nach den Bekannten in seinem Berufsorte, besonders nach dem Professor.

„Der ist schon lange tot,“ war die Antwort. „Das

ist ein wunderbarer Mensch gewesen. Er ist verbrannt mitsamt seiner Frau."

„Verbrannt? Mitsamt seiner Frau? Was soll das heißen?"

Und hat mir nun der Pastor die traurige, nein, die herrliche Geschichte erzählt.

In jener Stadt war eine Epidemie der schwarzen Pocken gewesen. Und eines Tages, als der Professor von seiner Schule nach Hause kommt, findet er seine Frau nicht mehr. Von der Seuche ergriffen, war sie rasch auf die Isolieranstalt gebracht worden. Der Mann überlegte es sich nicht einen Augenblick, folgte ihr in das Seuchenlazarett und pflegte sie Tag und Nacht, inmitten der Schwerkranken und Sterbenden. Sie genas, hatte aber das Augenlicht eingebüßt. Nun gab der Professor seine Stelle auf, seine literarischen Arbeiten, alle seine Passionen, um ganz der armen Frau leben zu können. Er besorgte persönlich den Haushalt, die Küche, die Kleider; unterhielt sie mit Lesen und Erzählen. Ihr das schwere Geschick erträglich zu machen, war sein einziges Bestreben. Er wich nicht von ihrer Seite. Er führte sie ins Freie, in die Kirche, ins Konzert und ein junger Bräutigam — bemerkte mein Pastor — könne nicht zärtlicher mit seiner Braut sein, als es der alte Professor mit seinem blinden Weibe war. Nachbarn wollten auch bemerkt haben, daß er Notwendiges sich selbst abkarge, um ihr besonders Musikgenüsse zu verschaffen. Anfangs hatten vorwitzige Leute gespottet, das ging allmählich in stille Bewunderung über. Man suchte ihm heimlich Vorteile zuzuwenden, so daß zum Beispiel durch vertrauliche Beizahlungen seiner alten Kollegen und Schüler scheinbar die Pension erhöht wurde. Aber das dauerte nun nicht mehr lange. Dann kam das Ende. Eines Tages, während der

Alte in das Kasseamt ging, um seine vierteljährige Pension zu holen, brach in dem Hause seiner Wohnung Feuer aus. Es griff rasch um sich, die blinde Frau konnte sich nicht retten, sie stand, während über ihrem Kopfe schon der Schwalch herausschlug, am Fenster und rief nach ihrem Manne. Dieser eilte durch Rauch und Brand die Treppen hinauf und — ist nicht mehr zurückgekehrt."

Das war die letzte Kunde.

Der Spaß des Holzhändlers.

In einem Touristenhause war's, wo der Poet mit seinem alten Schulkameraden Stoffel Breihauser zusammenkam. Da gab's allemal des schalkhaften Geplauders eine Menge, wenn die beisammensaßen. Aus alter Zeit, aber auch aus neuer. Sie waren seit der Schulbank ziemlich verschieden ausgewachsen; der Stoffel neckte den Poeten damit, daß dieser ein „berufener Herr" geworden, und der Poet schalt jenen, den Holzhändler, einen reichen Mann.

Der Holzhändler hatte ein paar Jahrgänge Realschule studiert, war dann Handelsmann geworden und nun, während der Poet im Gebirge herumstieg, um Geld anzubringen, ging er auf Handel aus. Den Wald, den der eine so überschwänglich pries, kaufte der andere um Bargeld, setzte natürlich, wie er den Bauern klagte, bei jedem Geschäfte zu, und das schon so lange und beständig, bis er durch solch schlechten Geschäftsgang ein steinreicher Mann geworden war. Wenn er die Holzhauer im Lohn drückte, so sagte er gerne, das Holz sei teuer und die Leute seien billig geworden. Das Holz geht unter Sturm und Schneedruck zugrunde, Leute wachsen immer — auch in größten Mißjahren. Dafür zahlte er, wo sie im Wirtshaus zusammenkamen, für den alten Jugendkameraden immer die Zeche, fragte gern, was der Poet für ein Büchel in der Arbeit hätte und spielte sich auf einen Dichterschutzherrn aus. Wenn es mit dem Holzhandel, meinte er, einmal gar nicht mehr ginge, dann werde er sich aufs

Büchelschreiben verlegen, wenn's darauf ankäme, ein bissel fabeln könne er auch. Das wußte man wohl. Nicht just, daß die armen Waldbäuerlein sein Fabeln manchmal mit gutem Geld zu büßen hatten, unterhielt er mit seinen Schwänken oft ganze Gesellschaften.

Diesmal, im Touristenhause, waren sie recht ernsthaft, dem Poeten tat's um den Wald leid, den in der ganzen Gegend der Schneedruck des vorigen Winters gebrochen hatte und der Stoffel Breihauser weinte fast über das Unglück, das die Bauern getroffen. Der Poet schaute ihm andächtig ins Gesicht und empfand allerlei Achtung vor dieser Verstellungskunst. Denn der Schneebruch war für diesen Holzwurm ein Glücksfall erster Güte.

Dem Stoffel Breihauser mochte daran gelegen sein, den Poetengeist vom Holze ab- und auf das Papier zu leiten. So fragte er den alten Schulkameraden wieder einmal, was er für Dichterarbeiten unter der Hand hätte? Im Augenblicke war dieser auch schon ganz der einfältige Poet, dem das Herz immer voll ist und immer ungebärdig pocht und immer ein wenig weh tut von dem, woran es schmiedet.

„Eingesetzt ist etwas," antwortete der Dichter, „was es wird, das weiß ich noch nicht. Wahrscheinlich ein Roman. Ein Bauernroman. Seit Jahren geht es mir schon nach, daß man nicht immer der Liebe, sondern auch einmal der ehelichen Treue ein hohes Lied singen müsse."

„Der ehelichen Treue," sagte der Holzhändler. „Der ehelichen Treue ein hohes Lied. So, so."

„Dich geht das nichts an!" rief der Poet übermütig.

„Nein. Mich geht das nichts an," antwortete jener sehr gelassen. „Aber — du weißt, ich verstehe nichts, nur wissen möchte ich, weswegen das just ein Bauernroman sein soll."

„Weil gerade bei den Bauern die eheliche Treue noch soweit daheim ist.“

„Ei, ja richtig!“ sagte der Holzhändler, „die ist bei den Bauern daheim. Wird schon sein. Wird schon sein. — Du!“ rief er plötzlich, „da tät' ich dir guten Stoff wissen, wenn du einen Bauernroman schreiben willst von der ehelichen Treue.“

„Recht ist's. Pack' aus.“

„Kellnerin! Oder Fräulein, wie man sagen muß auf der Alm. Füllen S' noch einmal nach!“ Er hielt ihr die leere Weinflasche hin. „Derweil stecken wir uns jeder eine ins Gesicht.“ Er reichte dem Kameraden die Zigarrentasche. „Du liebst geistlose, o bitte, nikotinlose wollte ich sagen. Nimm eine lichte. Die tut nichts.“

Als er auch das Streichholz gerieben und das Glas frisch gefüllt hatte, rückte er dem Poeten näher und fing mit ziemlich leiser Stimme an, diesem den Romanstoff mitzuteilen.

„Kennst du den Michel im Rain zu Altersbach? Den lustigen Alten mit dem schönen grauen Haar und dem treuherzigen Rundgesicht? Ei, du mußt ihn ja kennen. Der immer seine grauen Kniehosen anhat und die grünen Strümpf', weil er alten Steirerbrauch in Ehren halten will. Am Fronleichnamstag trägt er allemal die große Fahne. Ja — der nämliche. Weißt, der uns die Forellen immer hat ausgeweidet und gebraten, die wir beim Ochsenhalten aus dem Bach haben gestohlen. Mensch, wie die Zeit vergeht! Jetzt hat der Michel schon einen erwachsenen Sohn. Der Hansel, ein Prachtbursch, wie die Tann im Wald. Merkt's auch schon und lauft auf allen Vieren im Heiraten um. Und denk' dir, er findet keine, die für ihn paßt. — Ob er so anspruchsvoll ist, fragst du. Na, die erstbeste nimmt

er freilich nicht, aber die beste will er haben. Der Häuterin ihre Tochter. Vermögen hat sie keines, aber sauber ist sie und die tät' ihm gefallen. Jetzt, die Heirat duldet sein Vater nicht. Sein Vater ist ein sittenstrenger Mann. Die kannst nit nehmen, Hansel, hat er gesagt. — Aber warum nit, Vater? Brav und fleißig ist sie und ich weiß keine Untugenden und die gefällt mir. — Und er: Ist ja rechtschaffen von dir, daß du ans Heiraten denkst, daß alles sauber abläuft in Zucht und Ehren. Aber ich sag' dir's noch einmal, die Häuterische, die kannst nit nehmen, Hansel! — Ja, Vater, wegen was denn nit? Ihr seid doch sonst nit so, habt mit den Häuterischen alleweil ein gutes Zusammenschauen gehabt. — Das wohl, das wohl, Hansel! — Besser zu Willen, hab' ich gemeint, kunnt ich euch's nit machen, als wenn ich die Häuterdirn nehm'. — Hast schon mit ihrer Mutter geredet, Hansel? — Na, sagt der Bursch, mit der hab' ich noch nit geredet. Aber sie sagt ja, das weiß ich gewiß. — Hansel, sie sagt nein, das weiß ich noch gewisser. Weißt, Bub —", der Michel am Rain faßt seinen Sohn am Rockflügel, zerrt ihn hinter die Tür in den Winkel und zischelt ihm ins Ohr: „Weißt, man sagt's nit gern, wenn man's nit sagen muß. Aber damit du weißt, wie du dran bist, die Häuterdirn, die Agerl, ist —". Und der Holzhändler sagte es ganz leise. „Kannst dir denken, daß der Hansel still geworden ist und nichts mehr gesagt hat."

„Und das," begehrte der Poet auf gegen den Holzhändler, „das soll ein Stoff für meinen Roman über die eheliche Treue sein?"

„Ah beileib," sagte der Stoffel Breihauser, „das möcht' wohl ein bissel zu mager ausschauen für einen Roman. So was soll ja drei Bände haben, glaub' ich. Bin mit meiner Geschichte auch noch nicht fertig. — Der Wochen

sechs oder sieben und der Hansel kommt wieder zu seinem Vater, und jetzt hätte er halt die Rechte gefunden. Zu allen anderen Vorzügen wäre sie auch reich, bekäme einmal den ganzen Hof mit, weil sonst kein Geschwister da sei. — Die Lackenhofer-Tochter wäre es. — Wer, die Mariel? frägt der Vater. Wir haben uns schon versprochen, sagt der Bursche. — Wird doch das nit sein, Hansel! Ist doch aus der Weis', daß du allemal die Gefehlte findest. Da kann ich wieder nit ja sagen. Ich kann nit, es geht nit. — Ja, warum nit, Vater? — Red' mit der Mutter, Hansel! Nit mit deiner. Mit der Mariel ihrer. Mit der Lackenhoferin. Wenn sie ja sagt, dann wegen meiner. — Denkt sich der Hansel, das ist meine geringste Sorg', die Lacknermutter sagt ja. Sie hat mich alleweil gern gehabt. Und geht zu der Lackenhoferin. Und denke dir, die schlägt die Hände über den Kopf zusammen, wie sie sein Anfragen hört, und hebt an zu weinen und nimmt den Burschen mit beiden Armen um den Hals und flennt so arg, daß seine Wangen naß werden und sagt endlich, sie könne nicht reden, sie dürfe nicht reden. Sein Vater würde ihm alles sagen. Geht er wieder zum Vater. Der hat nur einen Deuter gemacht, da wußte der Hansel alles, mit der Lackenhoferischen war's wie mit der Häuterischen. — „Mir scheint, Alter, du kannst nicht rauchen," unterbrach sich der Holzhändler. „Dir lischt die Zigarre immer aus. Oder hat sie keinen Zug? Nimm eine andere. Immer einmal werden sie mir feucht bei dem Umhergehen im schlechten Wetter." Er lachte, als ob feuchte Zigarren ein Spaß wären.

„Erzähle weiter," sagte der Poet, aber zum Lachen war ihm nicht. „Möchte schon wissen, was der Hansel jetzt gesagt hat."

„Freund! Der hat jetzt keinen schlechten Zorn ent-

wickelt. Was hat ihm der Vater nicht alleweil für Sittenpredigten gehalten! Und jetzt schaut's so aus! Schaut's aus, als ob in der ganzen Gegend kein Dirndl wäre, das er heiraten dürfte! Gewohnt ist er, all' seine Schmerzen immer zu seiner Mutter zu tragen, so geht er auch mit diesem Anliegen zu ihr."

„Sei still!" rief der Dichter, „das kann er der Mutter doch nicht sagen!"

„Sie macht sich nichts draus," spricht der Holzhändler. „Wie ihr der Hansel erzählt, daß er erst die Häuterische habe heiraten wollen und nachher die Lackenhoferische, und wie der Vater gesagt hätte, das dürfe nicht sein und auch gesagt, warum nicht — da lacht die Mutter und sagt: Mein Bübel, mach' dir nix draus. Nimm von den zweien, welche du willst. — Aber Mutter, die Blutsfreundschaft! — Sagt sie ganz heimlich zu ihm: Er ist ja gar nit dein Vater."

„Jetzt ist's aber genug, Holzhändler!" ruft der Poet und wirft den Zigarrenstummel weg. „Es ist nicht wahr, du verschandierst die Leute. Deine Geschichte ist erdichtet. So reden die Bauern nicht und so tun sie auch nicht. Ich gebe zu, daß es Untreue gibt, aber dann geht's anders zu und so klar liegt's überhaupt nicht und so gewissenhaft sind sie auch nicht. Die Lumpen, die es einmal sind. Pack' nur ein mit deinem Witz, für Ernst darfst du ihn nicht auftischen, sonst wird aus dem Spaß eine Lüge. Erst beschummelst du die Leute um ihr Holz, dann, wenn's just leicht geht, um ihre Ehre."

„Aber, mein Gott," sagte der Stoffel Breihauser, „was du da für ein Wesen machst, wenn man einen Spaß erzählt, eine alte Geschichte."

„Und sie auf den Michel am Rain und sein Weib an-

wendest. Das ist's, mein Lieber. Wem angedichtet hast du die Lumperei, das ist's!"

„Aber man hört ja von dieser Familie mancherlei," verteidigte sich der Holzhändler, „und da habe ich gemeint, wäre die lustige Geschichte hübsch angebracht."

„Man hört von gar mancher Familie mancherlei. Überlasse derlei solchen, die es verallgemeinern können, daß keiner gemeint ist, und doch jeder, den es trifft. Wenn man über dich solche Sachen aufbrächte, Stoffel!"

„Wen's freut! Ich mache mir nichts draus."

„Herr Breihauser," sagte der Poet, „von dir kann ich mich nicht mehr verköstigen lassen, nicht mit Wein und Zigarren und nicht mit Romanstoffen." Damit stand er auf, nahm Mantel und Stecken und ging davon und — jetzt muß man das Lied von der Treue erst recht singen.

Ein „Geisteskranker“.

Vor Monaten hatte ich bei einem mir befreundeten Arzt zu tun, welcher Vorsteher einer Klinik für Nervenkranke ist. Da ich auf ihn zu warten hatte, so schritt ich ein Weilchen im Garten umher und betrachtete die Kranken, die teils behaglich langsam, teils in Hast und Erregung da umhergingen. Es waren lauter Leute aus besseren Ständen, darunter sogar solche von hoher Abkunft, auch Künstler und Gelehrte. Die heilige Ampel des Genius, die in manchem Haupte still und klar leuchtet bis ins hohe Alter, entfacht in manch anderem Haupte einen qualmenden Brand, der an Mark und Nerven zehrt und eine Menschenseele oft vor der Zeit erstickt.

Selten hat mich ein Spaziergang unter schönen Bäumen zwischen Rosen so betrübt gemacht, als dieser. Den Geist, der uns voranschwebt durch dieses Labyrinth des Lebens, der uns die Pfade weisen, Gesetze geben, trösten, raten und erhöhen soll — den Geist wirr zu sehen, das ist unheimlich.

Unter den Patienten sah ich einen schlanken, blassen Mann, der mir besonders auffiel. Sein schwarzer, etwas verwilderter Vollbart, seine hohe Stirn, seine dämmernde Augenglut machten ihn fast schön. Dabei blickte er gutmütig drein. Ich wußte übrigens nicht, ob er zu den Kranken gehörte, oder vielleicht ein Aufseher oder Arzt war. Er

schritt gemächlich die Baumreihen auf und ab und rauchte eine Zigarre, wobei mir auffiel, daß er rasch und heftig den Rauch ausstieß.

Als wir uns auf einer Wegkreuzung begegneten, grüßte ich ihn. Er lüftete ebenfalls höflich den Hut und blieb stehen, als ob er mit mir sprechen wollte.

„Es ist sehr erquickend, in diesem Schatten zu wandeln," sagte ich und bereute das Wort, das leicht für Ironie gehalten werden konnte. Es war auch so.

„Sehr angenehm," entgegnete der Mann, „sehr angenehm hier. Sind Sie auch krank?"

„Wer nicht krank ist, der wird es hier," sagte er und schlug mit mir dieselbe Richtung ein. „Sie verzeihen schon, daß ich mich Ihnen anschließe, ich vergehe hier vor Langweile. Der Arzt meint zwar, Langweile wäre Medizin, denn ich hätte mich seit Jahren geistig stark anstrengen müssen. Aber mich macht die Untätigkeit krank und ich werde tatsächlich ein Narr, wenn sie mich hier noch lange festhalten."

So begann er vertrauensselig mit mir zu plaudern und schaltete dann ein: „Schon meine Mitteilsamkeit einem Fremden gegenüber muß Ihnen verdächtig scheinen, nicht wahr? Bedenken Sie doch nur, wie einsam man hier ist. Jeder von denen, die da umhergehen, hält sich unter lauter Narren für den einzigen Vernünftigen. Vielleicht mich ausgenommen, der ich selbst von meiner geistigen Indisposition überzeugt bin. Aber von allen anderen wie ein Narr behandelt zu werden, behagt mir doch nicht."

Ich suchte ihn darüber zu beruhigen, daß Nervenleiden, dem man heutzutage überall begegnen kann, noch lange nicht Geisteskrankheit sei und daß die Nervenheilanstalt mit der Irrenanstalt zu verwechseln ein Irrtum wäre.

„Bei mir," sagte er nun leise und blickte auf den Boden, „bei mir mag es, offen gesagt, doch etwas mehr sein, als gewöhnliche Nervosität. Ich bin infolge einer Handlung hier, die so töricht, so lächerlich, so unselig und dabei so außergewöhnlich war, daß ich es eigentlich niemand verübeln kann, wenn sie mich in den Narrenturm sperren. Ich weiß es aber, daß diese Handlung nicht die Folge der Geisteskrankheit, sondern erst die Ursache derselben gewesen ist. — Ich habe mich finanziell ruiniert."

— Ach, ein Spekulant! dachte ich mir und war enttäuscht ob der Trivialität dieses Narren.

„Nicht etwa durch Börsenspiel oder andere geschäftliche Manipulationen," fuhr er fort, als ob er meine Gedanken erraten hätte, „Sie müßten sich die Geschichte nur von mir erzählen lassen."

Da immerhin noch ein Weilchen war bis zur Zeit, in der ich mit meinem Freunde, dem Vorsteher der Anstalt, sprechen konnte, so setzten wir uns beide auf eine abgelegene Bank und er teilte mir die Geschichte mit. Er wurde dabei allerdings aufgeregter, als es entsprechend gewesen wäre, doch war die Sache auch wunderlich genug.

„Ich bin" — so begann er — „von Beruf Architekt und war jahrelang beschäftigt in der Bauhütte des Herrn N. in Wien. Ich bezog ein gutes Gehalt, das ich zum Teile meinem väterlichen Vermögen beilegen konnte. Auf Geld habe ich immer etwas gehalten, nicht etwa aus Wucher, sondern weil Geld die Ausreifung der Persönlichkeit möglich macht. So war ich stets sparsam und trachtete dem Ziele zu, als unabhängiger Mann meine Jahre verleben zu können. Plötzlich erkrankte ich an der Liebe. Die Krankheit nahm leider den schlimmsten Verlauf, ich heiratete. Sie sollen sich nicht zu beklagen haben, daß ich rückhältig wäre,

Sie sitzen neben mir und ich sage Ihnen alles. Sind Sie noch gesund, so können Sie an mir etwas lernen, aber machen Sie es klüger als der Lehrmeister. — Meine Frau war ein schönes Weib, ist es noch heute, sagen die Leute. War auch eine Bestie und ist es noch heute, das sollen Sie mir glauben. Die hat mich zugerichtet! Anfangs war ich schon außer mir, als ich sah, daß sie weder kochen, noch waschen, noch nähen konnte, noch sonst eine häusliche Arbeit verstand, wohl aber einen großen Aufwand machte. Ich gab ihr Geld, mehr in einer Woche, als ich im ganzen Monat auszugeben gedacht hatte. Je mehr ich ihr Geld gab, je geschmackloser wurde ihr Anzug, je zerfahrener unser Hauswesen. Wollte ich der Verschwendung steuern, so hieß sie mich einen Knauser und Geizhals und quälte mich so lange mit der giftigsten Laune, bis ich wieder Geld gab, so oft und soviel sie verlangte. Für den Augenblick eine sich abgezwungene Zärtlichkeit war alles, womit sie dankte. Wenn ich mit ihr allein sein wollte, nahm sie sich eine Gesellschafterin, mit der sie welsch parlierte und Romane von Zola las. Wenn ich spazieren gehen wollte, fuhr sie mit unnumeriertem Fiaker und wurde fast rasend, als ich ihr in Ermangelung eines solchen einmal vorschlug, sich eines Einspänners zu bedienen. Allen Vergnügungen jagte sie nach und kam abgehetzt und schlecht gelaunt nach Hause, um neuerdings Soireen, Konzerte, Operetten usw. zu planen. In bezug auf unsere Wünsche und Anschauungen harmonierten wir nicht in einem einzigen Punkte. Und wenn ich einmal unvorsichtigerweise eine persönliche Meinung aussprach, trat sie mir stets so roh und höhnend entgegen, so nervös aufgeregt verneinend, daß ich mich ein anderes Mal hütete und gar nichts mehr sprach. So wurde ich ihr natürlich langweilig und sie suchte sich andere Männer-

gesellschaft, mit der sie öffentlich umging. Auf die Vorstellung, daß sie meine Ehre zu schonen habe, lachte sie mir ins Gesicht: Was die Männer sich erlauben könnten, darauf wolle sie auch als Frau nicht verzichten. Sie sei nicht gesonnen, ihre Jugend in dem Hause eines Philisters zu vergraben. Einen studierenden Bruder hatte sie, durch den ließ sie sich in Studentenkreise einführen, und wenn sie doch einmal zu Hause war, phantasierte sie von Kommersen, Mensuren, und hatte alle technischen Kneipausdrücke und Saufsprüche im Munde. Sogar zu politisieren hub sie jetzt an, genau so klug, wie ein Burschenschafter. Die Suppe aber war versalzen und der Braten verbrannt. Die Magd stahl im Hause umher wie ein Rabe und war unbeschreiblich schmutzig und häßlich, denn die netteren hatte die vorsorgliche Gattin stets eine nach der anderen verjagt. Ich hatte alles versucht, um meine Frau zu überzeugen, daß wir auf solchem Wege dem Untergange verfallen müßten, ich war lange beharrlich und unerschöpflich gewesen an Güte und hatte manchmal sogar Tugenden an ihr gelobt, die gar nicht vorhanden waren. Es nützte nichts. Zog ich also andere Saiten auf, ward rauh und machte aus meiner Verdrossenheit kein Hehl mehr. Das benützte sie, um mich bei fremden Leuten als Haustyrann, als einen griesgrämigen unverträglichen Menschen hinzustellen, was ihr als Ausrede und Begründung ihres Benehmens wohl zustatten kam. Indes mochte sie aber doch manche Stimme gehört haben, daß sie die Ursache meines Mißmutes sein dürfte, sie versuchte es jetzt mit dem umgekehrten Verfahren, spielte sich aus als die liebende Gattin eines liebenden Gatten, schilderte unser Hauswesen überaus anmutig, unsere Ehe als beneidenswert glücklich und überhäufte mich in Gegenwart anderer mit Zärtlichkeiten. Da der Mann es natürlich nicht vermochte,

sie zu erwidern, so stand er nun als hölzern und lieblos da und die Leute meinten, er sei einer solchen Frau nicht ebenbürtig. Ich meinte das auch, nur im entgegengesetzten Sinne.

Eines Tages, als wir von einer Ballgesellschaft, in der sie sich gegen mich besonders liebenswürdig gezeigt hatte, nach Hause kamen und sie nun wie gewöhnlich launisch, zänkisch und gereizt war, raffte ich den letzten Rest meiner Ruhe zusammen und sagte: „Trotzdem du mit mir heute wieder so artig gewesen bist, hast du Zeit gefunden für einen Studenten, mit dem du auf eine Weile aus dem Gesichtskreise entschwandest.“

„Aus dem Gesichtskreise,“ entgegnete sie, „und was weiter?“

Das sagte sie in so unbefangener Weise, daß jeder Nichtfrauenkenner sie an Unschuld mit einem Engel des Himmels verglichen haben würde.

Ich forderte sie auf, mich zu verlassen. Nicht bloß für die folgende Nacht, sondern für immer mich zu verlassen. Ich sei nicht gesonnen, mein Leben an der Seite einer .... zu verlieren.

Ich hatte dieses höllische Wort bisher noch nie gebraucht und gedachte mit ihm Wirkung zu erzielen. Welch ein Irrtum! Sie tat, als hätte sie es gar nicht gehört, und meine erzwungene Ruhe nachahmend, aber sich diesmal viel besser beherrschend, antwortete sie: Nein, mein Lieber. Wenn du es auf eine Scheidung abgesehen hast, so bedauere ich dich. So wie zur Verheiratung zwei sein müssen, so müssen auch zur Ehescheidung zwei sein, die wollen. Ich will es nun aber nicht, ich will bei dir bleiben, so lange du lebst. Glaube aber ja nicht, daß das aus Liebe geschieht, denn du bist mir schnuppe, aber mein Auskommen will ich haben.“

Mein Geld, meinen Erwerb wollte sie nicht entbehren, denn sie besaß kein Vermögen. Da ich sie schon einmal geheiratet, meinte sie, so müsse ich ihr auch eine sorglose Existenz geben, das sei jeder Mann seiner Frau schuldig. Der Mann sei da, um für seine Familie Geld zu erwerben, und ein Verächtling, der das nicht wolle!"

„Wenn er das nun aber einmal nicht mehr kann und aller Rest vertan ist?" fragte ich.

„Nun, da wird man es keiner Frau verübeln können, wenn sie ihre eigenen Wege geht und den, der nicht Mannes genug ist, ein Haus zu halten, seinem Schicksale überläßt."

Das war deutlich gesprochen. Mir tat diese Aufrichtigkeit fast wohl. Ich wußte nun genau, was ich zu tun hatte, aber ich tat genau das Gefehlte. Ich gab ihr kein Geld und ging meine besonderen Wege, um mich zu zerstreuen und zu vergnügen. Das gelang mir aber nicht; mein Unglück war zu groß und die Gewohnheit zog mich immer wieder in das Haus zurück. Meine Frau machte Schulden über Schulden auf mich und wurde nun als Märtyrin angesehen, die ihr Haustyrann verhungern lassen wolle.

In dieser Zeit sah ich eines Tages die Ursache meines Elendes. Sie lag, wie ich glaubte, in meiner Arbeitskraft und in meinem Vermögen. Wäre ich arm und erwerbsunfähig, so würde ich dieses Dämons loswerden. Da kam mir ein Gedanke. Ich verabredete mich mit meinem Chef, der nun freilich in meine Verhältnisse eingeweiht war, auf eine Scheinkündigung, die mir zu Beginn eines mehrwöchentlichen Urlaubes ins Haus geschickt wurde.

Ich stellte mich darüber sehr niedergeschlagen, allein meine Frau lachte und rief, das sei Blümel Blamel. Sie

gehe aber nicht und ich würde schon wieder arbeiten. Einstweilen sei ja noch Barvermögen da.

Nun beschloß ich die Komödie weiterzutreiben. Eines Abends, wenige Tage vor Weihnachten, machte ich zwei gleichförmige Paketchen. Das eine bestand aus zusammengefaltetem Zeitungspapier und anderen wertlosen Briefschaften, das andere enthielt meine Wertpapiere. Das erstere steckte ich in die Brusttasche meines Rockes, das andere legte ich auf den Tisch hin und lud meine Frau ein, sich davon zu überzeugen, wie groß mein Vermögen sei und daß es nicht ausreichen werde, uns beide zu versorgen.

Sie wolle nichts sehen, war ihre Antwort, ich könne ihr ja doch eingestehen und verhehlen nach Belieben. Endlich — die weibliche Neugierde tat ja auch das ihrige — machte sie sich dran, besah und zählte die Papiere und konnte ihre Überraschung nicht ganz verbergen über die Größe der Summe. Es waren an fünfundfünfzigtausend Gulden.

„Ach Gott!" rief sie, „das wird noch lange ausreichen. Nur Geizhälse können bei so vielem Geld von Nahrungssorgen sprechen." — Da ich mein ganzes Vermögen in diesem Augenblick in ihren Händen sah, ging es mir eiskalt über den Rücken, ich stellte mich an den knisternden Ofen und sagte: „Du meinst also, mein liebes Kind, daß wir nun gemütlich so in den Tag hineinleben werden? Ich hätte auch gar nichts dagegen, nur müßte unser Verhältnis ein anderes sein und ich an dir meine Freude haben können. Ich will es dir bald beweisen, daß ich persönliches Glück höher stelle als Geld, wie du ja weißt, daß du alles von mir haben könntest, wenn du ein braves Weib wärest."

Damit trat ich an den Tisch, nahm ihr die Papiere aus der Hand, legte sie zusammen, band sie in das Paket und steckte das in den Sack.

„Was nennst du ein braves Weib?“ fragte sie, „eine dumme Person, die deine Dienerin, deine Sklavin sein will, die auf alles verzichtet, um sich mit dir in deiner Höhle zu langweilen, die —“

„Es ist genug,“ unterbrach ich sie. „Du glaubtest bei mir ein Wohlleben führen zu können auf Kosten meines Glückes, meiner Ehre, meines Vermögens. Mein Geld allein hält dich an mich, das hast du mir selber zugestanden.“

„Und leugne es auch gar nicht!“ lachte sie überlaut.

„Ich will dir aber beweisen,“ fuhr ich fort, „wie sehr ich dich hasse.“

„Dieses Beweises bedarf es nicht,“ sagte sie, „und bist du mir auch erträglicher in deinem Haß als in deiner Liebe.“

„Lieber als mit dir noch weiter leben, will ich bettelarm sein. — Hier, ins Feuer! ins Feuer!“ Mit diesem Rufe riß ich bebender Hand das Paket aus der Brusttasche und schleuderte es in den brennenden Ofen.

Sie stürzte herbei, um die Papiere der Glut zu entreißen, ich schleuderte sie weit über den Zimmerboden hin und stand am Ofen, mit dem Rücken ihn deckend, bis die letzten Blätter sich ringelnd verkohlt hatten.

„So,“ sagte ich hernach ruhig, „nun ist unsere Scheidung vollzogen, mit der hoffentlich auch du einverstanden sein wirst.“

„Er ist ein Narr! Ein Wahnsinniger!“ mit diesem Schrei begann sie laut zu wimmern und stürzte zur Tür hinaus.

Ich ging in mein Zimmer und atmete auf. Nun war ich frei. Sie — mich hablos wähnend — wird mir den Rücken kehren und ich kann, wenn auch in trauriger Einsamkeit, mein Leben wenigstens mit Ruhe genießen. Denn

daß ich nicht die Wertpapiere verbrannt, sondern das Scheinpaket, werden Sie schon geahnt haben. Um so leichter werden Sie die Überraschung, den Schreck, die Verzweiflung ermessen, die mich packten, als ich jetzt — indem ich die Wertpapiere in Verwahrung bringen wollte — sah, daß ich das Paket mit den wertlosen Zeitungsfetzen in der Hand hielt. Es war wirklich, wirklich! fast mein ganzes Vermögen hatte ich ins Feuer geworfen. — Noch merkte ich das Nahen einer Ohnmacht. — Ein grelles Hohnlachen weckte mich auf. Meine Frau stand vor mir, hielt wie triumphierend das falsche Paket in die Luft und rief: „Ha! betrogener Betrüger! Dein Streich ist dir wunderbar gelungen. Ich durchschaue dich ganz und sehe, wie dumm du bist! Du wolltest mich los sein und das Geld behalten, und anstatt dessen bist du bloß deines Geldes los. Recht geschieht dir, Geizhals, Wicht! Ja, freilich will ich auch jetzt noch bei dir bleiben, was kann ich noch verlieren! Ich will den Gauch schon lieben, wie er es verdient und will es schon bekannt machen, wie edel er an mir handeln wollte und wie erbärmlich ihm seine Tat mißlungen ist.“ —

„Mein Freund“ — fuhr der Erzähler gegen mich gewendet fort — „wie ich jetzt dastand! O höllischer Mißgriff! Ich glaube, der böse Geist, von dem meine Frau besessen ist, hat sich auf einen Augenblick bei ihr beurlaubt, um mir die Hand zu führen. Mit einemmal meine Existenz zerstört! und obendrein von diesem Weibe beschämt zu werden! Von diesem Weibe, dem ich eine heroische Handlung zeigen wollte, um es niederzuschmettern! So über alle Maßen verächtlich kam ich mir vor, daß ich — kaum sie wieder aus dem Zimmer war — meinen Revolver aus der Lade holte, um mich zu töten. Er war nicht geladen, und bevor ich die Patrone hineinlegen konnte, waren schon

die Nachbarn da, um mich an meinem letzten Werke zu hindern. Meine Frau stellte die Dinge grundfalsch, aber mit einer so unverschämten Ruhe dar, daß man ihr die Behauptung glaubte, ich sei leider schon lange für das Irrenhaus reif gewesen, doch sie habe sich nicht entschließen können, diesen traurigen Schritt zu veranlassen. Dabei stellte sie sich weinend und voller Sorgfalt für mich. Noch an demselben Tage bin ich gewaltsam in diese Anstalt gebracht worden. — Seither sind Monate vergangen, weiß aber immer noch nicht, ob ich ein Narr oder bloß ein dummer Junge bin." —

Das war die Erzählung des Mannes, und offen gestanden, als er mir mit den letzten Worten die Entscheidung anheimstellte, entschied ich mich für den dummen Jungen.

„Mir ist es nun auch ziemlich gleichgültig, was ich bin und was aus mir werden wird," setzte er bei. „Mein einziger Wunsch wäre nur noch, dieses Weib in dem tiefsten Elende zu sehen, das es wahrlich verdient."

„Freund," sagte ich, „Sie sind eben auch einer der vielen Männer, die Gefahr laufen, durch ihre Frauen zugrunde gerichtet zu werden."

„Ich bin zugrunde gerichtet!" rief er.

„Das noch lange nicht," war mein Einwand. „Sie sind noch jung, leicht wird es Ihnen gelingen, wieder Stellung zu fassen; das einzige Heldenstück, das Sie zu leisten haben, ist, dieses Weib zu vergessen. Der Haß und die Nachgier ist dazu aber nicht der rechte Weg. Diese Person wird ihrem Geschicke unvermeidlich anheimfallen, ob es nun heute oder morgen sei. Betrachten Sie es als geschehen. Denken Sie nie mehr an ein Wesen, das nicht einmal des Hasses wert ist. Das Leben wird noch Glück für Sie haben. Nur geradeaus und ohne Winkelzüge, selbst wenn diese harmlos

wären, sie taugen nicht. Für Ihre Vergangenheit meine Teilnahme, für Ihre Zukunft meinen Glückwunsch!"

Noch sprach ich so, als der Vorsteher gemeldet wurde und ich mich also von dem glücklosen Manne verabschieden mußte. Als die Angelegenheit meines Besuches geschlichtet war, kam ich natürlich auf den Architekten zu sprechen, dessen Bekanntschaft ich gemacht. Der Vorsteher teilte mir mit, daß der Mann aus der Anstalt demnächst entlassen werden würde. Doch könne er einstweilen nicht in seinen bisherigen Wohnort zurückkehren, denn das Weib lauere dort auf seine Zurückkunft und würde das Zerstörungswerk an ihm fortsetzen. Es sei bereits in einer ferner gelegenen Stadt eine Stellung für ihn gefunden, wo er bei gleichmäßiger Beschäftigung die innere Ruhe wiederfinden dürfte.

Der Turmheld.

In der Gesellschaft von Herren war eines Tages die Rede darüber, wie im Leben fast eines jeden Menschen ein Zeitpunkt sei, in welchem ein feindlicher Dämon seinen Hebel einsetze, um den Menschen aus seiner gewohnten sicheren Bahn entgleisen zu lassen. Die Entgleisung geschehe zumeist auch wirklich, doch der Entbahnte finde sich gewöhnlich wieder zurecht, der eine mit geringerer, der andere mit größerer Mühe, und rolle dann um so sicherer und gefestigter auf seiner Lebensstraße weiter. Mancher stürze freilich über den Damm oder verlaufe sich in Sand und Strupp und verliere sich.

Etliche in der Gesellschaft hatten über diesen Gegenstand sehr schön und philosophisch gesprochen und Beispiele aus dem Leben bekannter und berühmter Persönlichkeiten zum besten gegeben. Ein einziger, es war der Turmdecker Herr Bernhard, erzählte zur Erhärtung der Sache aus seinem eigenen Leben eine kleine schier merkwürdige Geschichte, die hier wiedergegeben sein soll, obschon der Held kaum zum nixnutzigen Volk wird gezählt werden können. Ein bißchen aber vielleicht doch.

Zur Zeit — so erzählte Herr Bernhard — als ich fünfunddreißig Jahre alt und alle Lebensregister aufgezogen waren, kam es mir vor, es müsse in meinem Leben nun

etwas Besonderes geschehen, ich müsse etwas Außerordentliches vollbringen. Das Leben eines Turmdeckers ist ziemlich einfach; die meisten Türme sind nicht hoch genug, um den Turmdecker wirklich in die Höhe zu bringen, und dennoch immerhin so hoch, daß er sich bei einem unbewachten Augenblicke das Genick brechen kann.

Es war aber — wie gesagt — ein Drang in mir. Wenn heutzutage schon alle Welt hoch hinaus will, so ist das bei einem Turmdecker erst gar kein Wunder. Und da ich meine Arbeiten überall zur Zufriedenheit machte und in der großen Stadt F. für die Eindachung der Ecktürme des neuen Rathauses viel Lob erntete, so setzte ich mir plötzlich in den Kopf, ich müsse es zum städtischen Dom-Turm-Dachdecker bringen. Die Stadt F. hat nämlich einen großen altdeutschen Dom, dessen gotischer Turm an vierhundert Fuß hoch ist. Er steht, von der Ferne gesehen, als schlanker, spitzer Stift ganz ungebührlich hoch über der Stadt auf, so daß mir allemal Arm und Beine zuckten, wenn ich diesen Turm ansah. Das Schlimme an der Sache aber war, daß er so recht eigentlich gar kein Dach hatte, sondern von der obersten Krone aus in neun Steinrippen sachte zur durchbrochenen Spitze zusammenlief. So war meinerseits das Decken dieses Daches eine Kunst, und das wohlbenannter städtischer Dom-Turm-Dachdecker-werden eine noch größere.

Mein Ehrgeiz jedoch kam nimmer zur Rast. Ich hatte Tag und Nacht hinein keine Ruhe, wußte genau, daß etwas geschehen müsse, nur wußte ich nicht genau, was. Da kam das Geburtsfest des Oberbürgermeisters von F. Der Oberbürgermeister war ein höchst beliebter, überaus populärer Mann — jetzt hatte ich's.

Am Vorabend des Festes machte ich in meiner Wohnung eine acht Meter lange Fahne mit den Stadtfarben

von F. und nähte in großen Papiergoldbuchstaben die Worte daran: „Hoch der Oberbürgermeister!" Diese Fahne muß auf die Spitze des Domturmes kommen, und zwar während der Nacht. Nun war die Besteigung des Turmes während der Nacht freilich nicht gestattet, ja es war vom Beginn der Pyramide bis zur Spitze nicht einmal eine Treppe. Zudem dürfte der Türmer nichts gewahren, da er sonst alles vereitelt hätte. Nun gut, dafür ist man Turmdecker. Vor Mitternacht ist's nichts, da gibt es noch zu viele Leute, die über den Domplatz gehen. Um zwölf Uhr aber fährt der bestellte Wagen an. Ich bin grau gekleidet, damit man mich in den Steinen nicht so leicht sehe, denn es scheint der Mond. Die Fahne rolle ich um den Stab und schnalle sie mir an die Hüften. Einen langen Strick binde ich mir über die Achsel und einen Eisenhaken. Ein Fläschchen Rotwein stecke ich in den Sack. Sonst brauche ich nichts. So fahre ich auf den Domplatz. An der Ecke der Kirche steht ein Wachmann, ich fahre bloß noch um den Sockel des Turmes, steige aus und lasse den Wagen davongehen. Zur Hauptsache habe ich mir den Weg schon Tags zuvor zurechtgeschaut. Der Blitzableiter ist auch eine Leiter, obzwar keine weibliche, das macht nichts. Es klettert sich, freilich zuweilen unter Beihilfe des Strickes, ganz gut am Eisen empor, wenn's feucht und rostig ist. An den Querstangen kann man haltmachen und feststehen. Man rastet nirgends so gut, als an den Querstangen der Blitzableiter auf Domtürmen. Wird das Klettern an den Eisenstangen empor zu langweilig, so kann man es mit der Quadermauer angehen, sie hat Fugen, Spalten und scharfe Ecken, wovon man unten nichts sieht. Ich bin schon ungefähr beim Gesimse des Kirchendaches, als ich wahrnehme, daß unten auf dem Platze Fußgeher stehenbleiben und zu mir heraufschauen.

Ich habe zuviel Geräusch erzeugt und muß eine Pause machen. Als die Leute endlich vorüber sind, wandere ich weiter. Nun kommt aber eine etwas beschwerliche Stelle. Der Turm springt gerade über mir in einem Erker hervor und der Blitzableiter biegt sich unter demselben nach außen, aber so nahe an den Steinen, daß ich wie eine Fliege an der Stubendecke hätte klettern müssen, wenn ich nicht lieber umgekehrt wäre und meinen Weg zwischen zwei steinernen Ungeheuern einer Mulde empor über ein wahres Staub- und Sandmeer genommen hätte. Damit hatte ich den Vorteil, daß mir der Mond auf die Route schien, während der Blitzableiteraufstieg größtenteils im Schatten lag. Ich war schon über dem Kirchendache und hatte bereits die mondbeschienenen Gebirge aller Hausdächer unter mir. In einer Mauerspalte schreckte ich Fledermäuse oder dergleichen auf, die eine Weile um das Gewände gausterten. Es kam nun ein glattes, hohes Aufspringen von Pfeilern; wie eine Katze klammerte ich mich in die Fugen, die Finger hielten fest, aber die Stiefelspitzen waren zu plump, um einzugreifen. Ich schwang mich auf einen Löwenkopf, der die Gieß ableitet, und zog das Schuhwerk aus, das ich dem Untier in den Rachen steckte. Das Wasser wird mir die Stiefel schon hinabbringen. Nun ging es wieder ein Viertelstündchen ganz bequem vorwärts, nur daß mich die Fahnenstange bisweilen ein wenig inkommodierte, weil ich mit ihr links und rechts anstieß, so daß ich sie mir einmal senkrecht an den Rücken binden mußte.

Um rascher in die Höhe zu kommen, mußte ich mich endlich doch wieder an den Blitzableiter machen, der aber stellenweise so weit vom Mauerwerk abstand und so spärlich mit Querstangen befestigt war, daß gerade diese Strecke zu den ermüdendsten gehörte.

Endlich gelangte ich zu einer Fensterscharte, in welcher ich bequem ausruhen konnte. Bisher hatte ich nicht länger als eine Stunde und vier Minuten gebraucht. Das schien mir noch nicht an der Zeit, den Imbiß zu nehmen, besonders, wenn ich an den großen Marsch dachte, den ich noch vor mir hatte.

Rüstig klimme ich in einem Ruck an drei bis vier Klafter weiter, als ich plötzlich hart neben mir den Ruf höre: „Wer da?!“ Ich war am Fenster des Turmwächters; rasch schwang ich mich darüber empor und antwortete nur: „Ich, der Turmdecker Bernhard bin's, nichts weiter. Ich will mal bloß bis zur Spitze hinauf und dem Oberbürgermeister zu Ehren eine Fahne ausstecken, weil ich den Mann schon gar zu lieb habe.“

Der Wächter rief, ich sollte umkehren und bedrohte mich sogar — womit, das weiß ich nicht, weil ich ihm mittlerweile schon aus der Gehörweite war. Jetzt hub im Turm ein schmetterndes Gerassel an und die Glocke schlug halb zwei Uhr. Ich stemmte mich an die Zeigerachse des Zifferblattes, nahm meine schwarze Haube vom Kopfe und band sie an die Spitze des Stundenzeigers, damit die Leute sehen sollten, ich wäre auch dagewesen. Das war der Übermut, wofür ich später eigentlich ganz mit Recht vierundzwanzig Stunden lang eingesperrt worden bin. Es steht nun zwar nicht im bürgerlichen Gesetzbuch, daß man seine Haube nicht an die Zeiger der Turmuhren binden dürfe, aber die Racker haben den Paragraphen wegen mutwilliger Gefährdung fremden Eigentums auf mich gehetzt.

Nun endlich bin ich bei der obersten Zackenkrone; ich steige über die Quaderreifen empor und sehe nun vor lauter Zinnen und Türmchen, die um mich sind, nicht mehr in die Tiefe. Hier kann ich mich niederlassen und Wein trinken.

Im Osten zeigen sich schon ein paar lichte Streifen des Morgens. Im ferneren Umkreise der Stadt sehe ich die Lichter der Straßenlaternen und den Schein der Fabrikschlote. Dort und da erwacht der Lärm eines fahrenden Wagens.

Nun voran den letzten Ruck! An einer der Rippen der Pyramide stieg ich behaglich weiter und nach weiteren zwanzig Minuten war ich an der Rose. Das war nun aber das schlimmste Stück. Unter der Rose könnte bei Regen eine große Familie samt Dienerschaft bequem Dach finden. Es galt nun, meinen Strick über die Rose hinauf an einen scharfen Vorsprung zu werfen, was erst nach einer Weile gelang. Ich faßte den Strick und wurde fürs erste wie ein Pendel hinaus in die Lüfte geschnellt. Bald jedoch war ich hinaufgeklettert und stand auf der Rose. Nun noch ein paar Klafter den Hals hinan zum goldenen Knauf; an demselben mußte ich das zweitemal den Strick zu Hilfe nehmen, bis ich oben stand. Die Luft war ruhig, aber mich deuchte, als schwanke der Turm mit mir wie ein Baum. Da merkte ich wohl, ich müsse wir eine größere Rast gönnen. Ich lehnte mich mit dem Rücken an das Turmkreuz und hielt die Hand vor das Auge. Tief unten auf dem Domplatze hörte ich Gesurre und sah nun, daß sich viele Leute angesammelt hatten, die zu mir heraufschauten. Von einem vierten Stock aus wurde mir durch ein Sprachrohr zugerufen, ich solle aushalten, es käme Rettungsmannschaft mit dem Sprungtuche. Da stieg ich rasch das Kreuz hinan, am zweiten Querbalken klammerte ich mich ein, wickelte die Fahne los und band sie an Kreuz und Turmspitze fest. Ein leichter Wind ließ die Flagge in die Luft hinauswirbeln und das Morgenrot beleuchtete sie. — Auf demselben Weg, den ich gekommen, trat ich den Abstieg an. Zwei Punkte aus-

genommen, wo ich wieder zum Seile meine Zuflucht nehmen mußte, ging es ungleich müheloser und rascher als beim Aufstieg. Um drei Uhr sieben Minuten bin ich auf das Pflaster des Domplatzes gesprungen, mitten hinein in ein Jubelgeschrei von vielen hundert Menschen, wovon mich einige umarmten und mir auf die Zehen traten. Mein erster Blick war hinauf zur Spitze, wo das helle Fähnlein lustig flatterte. Viele blickten mit Operngucken hinauf und riefen: „Hoch der Oberbürgermeister!“ und umjubelten mich immer von neuem. Besonders feierlich aber nahmen mich zwei Wachmänner in Empfang, welche mich sofort in eine Kanzlei führten. Dort ging's ernsthaft her, ich mußte meinen Namen, mein Alter und Gewerbe und was weiß ich sonst alles angeben und auch eingestehen, weshalb ich die Fahne, und zwar auf so ungewöhnlichem Wege, auf den Turm getragen hätte.

„Ach Gott!“ sage ich, „es ist weiter nichts. Ich habe eben unseren Herrn Oberbürgermeister viel zu gern.“ Darauf lachen sie und lassen mich frei. Wie ich vor das Haustor trete, umringt mich schon wieder ein Menschenschwarm. Wie ich bin — barfuß und barhaupt — heben sie mich in einen Wagen und führen mich mit Hurrageschrei durch die Stadt.

„Das ist schön,“ sage ich, „aber ein Frühstück wäre mir lieber.“

Versteht sich, das erste Hotel war zur Ehre erlesen, den „Turmhelden“, von welchem wie im Nu die ganze Stadt wußte, zu bewirten.

Und so begann dieser Tag als der erste einer Reihe von Freuden- und Festtagen, die mir nun geworden waren. Ich kam aus dem Taumel gar nicht heraus, und heute, wenn ich daran denke, sehe ich wie durch verschwommene Augen zwei trabende Pferde vor mir, manchmal sogar vier,

die mich in eleganter Kalesche führen, sehe eine Menschenmenge, die mir mit lautem Hurra die Hüte und Taschentücher zufächelt. Sehe gedeckte Tafeln mit Silbergeschirr und Champagner; sehe Zeitungen, Flugblätter mit meinem Bildnis und der Beschreibung der „Heldentat", wie sie's hießen; in allen Gassen und Straßenecken ist mein Bild ausgestellt, es gibt „Bernhardhauben", „Bernhardfahnen", „Bernhardoperngucker"; und „Bernhardstiefel" nennen sie es, wenn einer in puren Strümpfen geht. Auch höre ich überall Musik, fühle heftige Händedrücke, ja sogar Küsse auf Mund und Wangen — und über allem das Fähnlein auf dem Turme.

Nun kommen Besitzer von Unterhaltungslokalen zu mir, bieten mir Geld, wenn ich mich von ihren Gästen anschauen lasse; ja einer will, daß ich mit ihm von Stadt zu Stadt ziehe, er wolle mich, den „wackeren, hochgemuten Turmhelden", sehen lassen und bot mir Summen an, so hohe, daß ich erschrak. „Greif zu!" sagten meine Freunde, „jetzt wirst ein reicher Mann! Nutze aus dein Glück, brauchst dein Lebtag nicht mehr zu arbeiten!"

Ich schwamm in einem Meer von Seligkeit. Ja, dachte ich, das ist freilich noch besser als ein städtischer Dom-Turm-Dachdecker zu sein! Wer hätte gedacht, daß etwas, so ich hundertmal getan habe und in Fleiß und Arbeit nichts getragen hat, jetzt, weil ich's heimlich und unrechtmäßigerweise vollbracht, mich zum berühmten, reichen Mann macht! Damals, als ich einem vom Turm gefallenen und am Wandvorsprunge hängengebliebenen Arbeiter mit eigener Gefahr das Leben gerettet, damals hat sich kein Mensch um mich gekümmert, heute, wenn ich mich anschauen lasse, fliegt mir das Geld scheffelweise in den Schoß. Mir kann's recht sein, ich bin entschlossen, das Glück beim Schopf zu fassen.

Schon will ich die Verträge unterschreiben, die mir ein lustiges und sorgenfreies Leben eröffnen sollen, als ein Bote vorspricht, sich versichert, daß ich der Turmheld Bernhard bin und mir einen Brief vom Oberbürgermeister überreicht. Mit zitternden Händen erbreche ich ihn, jetzt wird wohl erst die Hauptsache kommen, denke ich, und habe mich auch nicht geirrt.

Der Oberbürgermeister schreibt und hier ist der Brief:

„An Seine Wohlgeboren

den Herrn Josef Bernhard

bürgerlichen Turmdecker

derzeit in F.

Lieber Herr Bernhard!

Indem ich für Ihre mir dagebrachte, höchst originelle und gewiß wohlgemeinte Ovation bestens danke, möchte ich mir erlauben, Ihnen einen Beweis meiner freundschaftlichen Gesinnung anzubieten, der meiner Achtung für Sie entspringt und den nicht mißverstehen zu wollen ich Sie aufrichtig bitte.

So sehr mich der Geburtstagsgruß, den Sie mir von so hoher Warte zuwinken, wie auch das schöne Zeugnis Ihres persönlichen Mutes erfreut haben, so kann ich doch der Sorge nicht Herr werden, daß eben diese Ihre mutige Tat Veranlassung für Sie werden könnte, einen neuen Weg einzuschlagen, der wohl viel gefährlicher als jener auf die Turmspitze unseres Domes zu werden droht. Ich höre, daß man Sie durch Geld und Versprechungen aus Ihrem ehrlichen Gewerbe heraus auf die Bahnen eines Abenteurers locken will; ich möchte nicht, daß meine Person dazu die Veranlassung werde und rate Ihnen in freund-

schaftlicher Weise, Ihrer bürgerlichen Arbeit treu zu bleiben, welche allein die dauerhaften Vorteile und wahren Ehren bringen kann. Wollen Sie stets als Ihren Freund betrachten Ihren

Dr. M. Standert,
Oberbürgermeister zu F."

Mißmutig schleuderte ich den Brief von mir. Natürlich, mit dem Glücke kommen auch die Neider. Ich sehe nichts Unehrenhaftes darin, wenn sich einer als nachahmenswertes Beispiel von Mannesmut dem Volke zeigt und wenn das Volk den Mann aus freiem Antrieb honoriert.

Schon am nächsten Abend war ich im „Paradiese", wie das Vergnügungslokal der Vorstadt heißt. Als ich, begleitet von meinem Impresario, durch das Hinterpförtchen schlüpfe, steht an die Mauer gekauert ein mir bekanntes Mädchen. Das wirft mir einen Blick zu, der mich fast aus der Fassung bringt. Aber ich bin Schmied meines Glückes und denke, mit allen bisherigen Verhältnissen muß jetzt gebrochen werden. Weinend wendet sie sich abseits, ich trete in das Haus. Der Saal ist überfüllt, und welcher Art das Publikum, das habe sogar ich einfältiger Dachdecker auf den ersten Blick durch eine Bretterspalte erkannt. Als erste Nummer erschien eine Gruppe von „Volkssängern", die es mit ihren gut gesalzenen Liedern dem Publikum zu Danke machte. Hierauf kam eine üppige Seiltänzerin, die das, was das Lied vorhin nur schelmisch angedeutet, zur klaren Darstellung brachte. Die Zuschauer johlten und stöhnten vor Vergnügen; ich hatte — aufrichtig gestanden — ein so freches Weibsbild bisher noch nicht gesehen. Plötzlich, als sie ihre „Künste" gezeigt, eilte sie unter Zurücklassung des allergrößten Teiles ihrer Garderobe hinter die Kulissen,

packte mich am Arm und wollte mich vor das Publikum zerren. Jetzt gehen mir die Augen auf: Nixnutz! Du bist in den falschen Zug gestiegen! — „Schöne Dame," sage ich, „noch gehören wir beide nicht zusammen!" nehme Hut und Stock und verlasse das Lokal. Da stehe ich lieber bei Nacht und Sturm auf der Turmspitze des Domes, als auf solchem Podium da drinnen.

Von dieser Stunde an habe ich mich in der Stadt nicht mehr blicken lassen. Die Fahne war vom Turme amtlich entfernt worden; ich ging jetzt wieder meinen Arbeiten nach, die sich freilich nun so sehr mehrten, daß ich eine Anzahl Gehilfen nehmen mußte. Der Bürgermeister selbst kümmerte sich um meine Firma und griff mehrmals, wenn ich in meiner unpraktischen Weise etwas Verkehrtes zu tun im Begriffe stand, regelnd und fördernd ein. Nun heiratete ich meinen Schatz, das war selbiges Mädchen, welches am Pförtlein des „Paradieses" stand, an jenem Abend. Nun waren wir beide darin, aber in einem anderen, als jenes mit den Bänkelsängern gewesen. Ein halbes Jahr nach unserer Trauung fragte mich der Oberbürgermeister, ob die Flitterwochen schon vorüber wären. In diesem Falle wäre er so frei, meine Person auf vierundzwanzig Stunden in Beschlag zu nehmen. „Es ist," fuhr er fort, „etwas Hohes um den Mut eines Mannes, es ist mir durch die Huldigung an jenem Tage etwas sehr Schönes geschehen; aber Sie, mein lieber Meister Bernhard, haben sich durch die eigenmächtige und unerlaubte Erkletterung des Turmes einer Übertretung schuldig gemacht, die bestraft werden muß. Ich erinnere, daß Sie verurteilt sind zu vierundzwanzig Stunden Arrest."

Ambrosius Fingerlang.

Als man schrieb das Jahr Eintausendachthundertachtundvierzig, da war viel Unruh auf Erden. Den Unfrieden jenes Jahres segnen selbst Freunde der Ordnung und des Friedens; es ist durch keine Revolution größeres errungen worden, als in jener Zeit. Manche Erhebung legte sich zu früh, manche artete in Ungeheuerlichkeiten aus und erreichte nichts. Der Sieg des Jahres 1848 ist die Grundfeste der neuen Kultur geworden.

Wie aber jedes Ideal seine Fanatiker und Demagogen hat, so auch die Bewegung von Achtundvierzig, aber die Sache war so groß, daß sie nicht einmal von ihren eigenen Fanatikern und Demagogen, diesen Henkersknechten großer Ideen, zugrunde gerichtet werden konnte. An der roten Rose der Revolution fanden sich auch Blattläuse, und manche dunkle Existenz hub im Glanze des Morgenrots an, wunderlich zu leuchten.

Wie seltsam hat die Revolution in den Bergwäldern der Alpen widerhallt! Auch in die entlegensten Dörfer war eine Unruhe und ein Aufruhr gekommen, nicht erst durch Zeitungen oder Kanzelreden dorthin verpflanzt; wie ein Gewitter, das in der Luft liegt, zog es heran und legte sich in die Glieder und Nerven der Menschen. Man redete von einem großen, unerhört blutigen Krieg, der da käme, vom Antichrist und davon, daß die hohen Herren nun bald auf

den Bäumen wachsen würden. „Zu Wien tuen sie sogar auf den Straßenlaternen sein," wußte man. Alles, was Soldat war, mußte fort, es fungierte der Amtmann nicht mehr regelmäßig, der Pfarrer auf der Kanzel vergaß seines Evangeliums und predigte von Kaiser und Papst und dem Zeitgeist, der das Reich Christi zerstören wolle. Flugschriften allerart flatterten herum, die Priester eiferten dagegen, solange bis jeder Schriftkundige sie las und den anderen ausdeutete, wie er sie verstand oder mißverstand. Kein Büttel hat die aufrührerischen Schriften weggenommen. Die Bauernknechte gingen vom Felde weg ins Wirtshaus und besprachen sich über das, was nun kommen würde und wie sie sich dabei verhalten wollten. Der sonst feste Sinn des Landvolkes wurde schwankend, auf einmal war alles Alte, Bestehende verhaßt, besonders bei den Besitzlosen, sie wollten Veränderungen, und wären solche welcher Art immer, und wenn einer gekommen wäre und gesagt hätte: Von nun an müßten die Menschen auf dem Kopfe stehen und die Beine gegen Himmel recken, so wäre es auch gebilligt und versucht worden. Nur sehr wenige bewahrten ihre Besonnenheit, verloren sie aber, als sie vom eisernen Rosse hörten, das Feuer schnaube und die undenklichsten Lasten dahinschleppe. Und sie verloren die Besonnenheit, als vom Flachlande her über die Berge die dumpfen Kanonenschläge murrten und als sie vernahmen, daß in den Städten alles Volk, selbst die jungen Leute in den Schulen, zu den Messern griffen und gegen die Obrigkeit losgingen! Sie entsetzten sich einerseits über solche Ungeheuerlichkeiten und anderseits kam in sie selber die Lust, mitzutun.

„Sie wollen die Welt ändern!" hieß es anfangs, bald darauf: „Wir wollen die Welt ändern!" — „Rollen wir," rief ein alter Hausierer, der schon auf den Krücken ging,

„rollen wir die Weltkugel einmal über, daß wir unteren obenauf kommen!"

In der Waldgemeinde — in der ich zu jener Zeit meiner Kindheit lebte — war der Heidenbauer fast der einzige, der sich ein selbständiges Urteil bewahrte. Ein kleiner Mann mit rundem freundlichen Gesichte, der immer, Winter und Sommer, Werktags und Feiertags, jahraus, jahrein seine ledernen Kniehosen trug und sein kurzes Pfeifel rauchte, selbst als schon die „zeugenen Pantalons" und die Zigarren aufgekommen waren, der fest wie ein Fels an seinen Bergen und an alter Sitte hing. Selbst dieser sprach: „Alles ändern, das wird nicht not sein; aber wenn sie die Robot abbringen und bei den Bauern das Grundrecht einführen, und daß man eine redliche Meinung laut sagen darf, so wird das nicht schaden."

Um ein geringes kampflustiger war der schlanke, hagere, nackenkrumme Gregelstam. Das war ein Großbauer, er besaß eine Almweide, auf die er im Sommer gegen Entgelt fremdes Vieh nahm.

Nun hatte der Pfarrer begehrt, daß er sein Vieh unentgeltlich auf des Bauers Alm treiben dürfe, was ihm der Gregelstam ausschlug: „Der Herr hat ja seinen Zehent, was will er denn noch?" Der Pfarrer trieb also sein Vieh in die Halde des Schöger im Schlag, wo er zwar auch einiges Entgelt leisten mußte. Trotzdem verkündete er es eines Tages von der Kanzel, die Leute möchten ihre Herden nicht mehr auf die magere Alm des reichen Gregelstam führen, sondern lieber in die fette Halde des armen Schöger im Schlag. — Darüber war freilich der Gregelstam empört, denn er wollte nicht allein reich sein, sondern auch noch den Almzins einnehmen und keine feindseligen Kanzelreden gegen sich hören.

Als der Pfarrer hierauf in demselben Jahre um den Zehent schickte, wurde der Bote mit dem leeren Korb davongejagt und der Gregelstam rief ihm nach: Wenn es dem Pfarrer so nicht recht sei, so solle er selber kommen und sich seine Tracht holen!

Der Pfarrer kam aber nicht, sondern predigte an Sonn- und Feiertagen — obzwar nur wenige Zuhörer, und gerade die unschuldigsten da waren — von der Verfolgung der Kirche. So sind auch die sonst Vernünftigen in jenen Tagen verwirrt worden.

Zur selben Zeit lebte in der Gemeinde auch ein Mann namens Ambrosius Fingerlang. Er war nicht im Gau gebürtig, aber wohlbekannt, gehörte jedoch mehr zu den Herren als zu den Bauern, denn er trug zumeist ein kohlschwarzes Tuchgewand und an Sonntagen einen Buttenhut. Der Ambrosius Fingerlang war ein sehr vielseitiger Mensch; eine Weile war er Mauteinnehmer zu Bruck gewesen, dann ist er Graf Stubenbergischer Amtsbote geworden. Später war er Kohlenmesser in einem Eisenhammer in Mürzzuschlag und als im Frühjahr Achtundvierzig die Grazer Studenten nach Wien zogen, um sich dort der Erhebung anzuschließen, ging er mit ihnen.

Im nächstfolgenden Herbst tauchte der Ambrosius Fingerlang plötzlich in unseren Bergen wieder auf und nahm sein Standquartier beim Jägerwirt am Alpsteig. Er war kaum zu erkennen. Er trug ein graues, grün verbrämtes Gewand von steirischem Zuschnitt, er trug einen breitkrämpigen Hut mit buntfarbigem Bande, das flott auf die Achsel niederflatterte und als Zeichen der Revolution galt, und er trug einen langen Vollbart, der ins Graue stach und ein ehrwürdiges Ansehen verlieh. Wenn beim Jägerwirt Gäste beisammen waren, so hielt er Reden, und weil die

Kunde davon bald in der Gegend umging, so kamen immer wieder Leute zusammen, die den Fingerlang predigen hören wollten. Eine Predigt im Wirtshaus ist an und für sich etwas anderes, als eine in der Kirche, und schon gar, wenn sie lehrt: man solle keck zugreifen, wo es was Gutes gibt auf der Welt, anstatt, wie die in der Kirche will: sich zu bescheiden.

Eines Tages — an einem hellen Werktag — war die Wirtsstube voller Bauern. Der Ambrosius Fingerlang saß am vorderen Tisch, schaute ernst vor sich hin und trank sein Glas Wasser aus.

„O je!" munkelte einer dem anderen zu, „das wird nichts, der gehört zum Mäßigkeitsverein!"

„Erst seit gestern," sagte der Jägerwirt leise, „seit ich ihn nicht mehr auf die Tafel schreiben mag."

Plötzlich stand der Fingerlang auf, warf einen glühenden Blick auf die Versammlung, schlug die Faust auf den Tisch, da wurde es still. — „Er hebt an!" flüsterten sie sich zu und spitzten ihre Ohren.

Und er hub an.

„Männer und Bürger!" so hub er an.

„Bravo!" rief ein zerlumpter Kohlenbrenner; der hatte einige Zeit früher drüben im Mürztal auf der Gasse eine Rede gehört, bei der die Zuhörer fortwährend Bravo geschrien wie auf dem Jahrmarkt vor Seiltänzern. Und weil er meinte, es gehöre auch zur Revolution, so machte er es nach.

Geringschätzig ging der Fingerlang über das Bravo hinweg und fuhr fort:

„Die finstere Nacht ist vorüber. Ein neues Morgenrot ist angebrochen, meine Herren! Die Fesseln jahrhundertlanger Knechtschaft sind zersprengt. Unser neues Gesetz heißt

Freiheit! Unser neuer Glauben heißt Freiheit! Unser Ziel und Ende ist Freiheit! Wohl gibt es noch Eulen, die im Morgenrote flattern. Nieder mit ihnen!"

„Bravo!" rief der Kohlenbrenner, andere riefen es nach, wußten aber nicht genau, warum.

„Wohl gibt es noch Finsterlinge," fuhr der Redner fort, „die mit ihren schwarzen Mänteln die Sonne verdecken wollen, damit sie im Dunkeln ihr Unwesen weiter treiben können. Wohl gibt es noch Römlinge, welche die gläubigen Schäflein mit dem Hinweis auf den Himmel betören, damit die gläubigen Schäflein um so besser still halten und sich scheren lassen sollen."

„Bravo!" rief der Gregelstam.

Der Redner fuhr mit gesteigerter Stimme fort: „Mancher brave Mann wird übervorteilt, kein Mittel ist den Pfaffen zu schlecht, die Kanzel mißbrauchen sie, um irdisches Gut zu gewinnen, sogar die grünen Weiden auf der Alm sind nicht mehr sicher vor der Habsucht dieser Herren!"

„Bravo!" sagten mehrere, der Gregelstam schwieg, seine Äuglein leuchteten voller Befriedigung.

Der Fingerlang griff nach seinem Glase, als er aber sah, daß nur Wasser darin war, zog er seine Hand wieder zurück, schlug das umflorte Auge auf und fuhr fort:

„Männer und Bürger! Das Blatt hat sich gewendet. Der Tag der Vergeltung ist gekommen. Auf Gott im Himmel warten, daß er uns räche? Lächerlich! wer kann's denn beweisen, daß es einen Gott gibt? Nein, wir dürfen uns solche Eingriffe in unsere heiligsten Menschenrechte nicht mehr gefallen lassen. Wir müssen sühnen, was man unseren Vorfahren angetan hat. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist unsere Fahne. Es gibt keinen Armen mehr, so lange

in den Schatzkammern der Fürsten, an den Altären Gold und Silber ist! Es gibt keinen Hungrigen und Durstigen mehr, so lange Küchen und Keller voll sind. Der edle Bürger weigert sich nicht, mit dem Bruder zu teilen. Der Zwingherr weigert sich, nieder mit ihm! Der Pfaffe weigert sich, nieder mit ihm! Das Morgenrot wollen sie nicht, die Eulen, wohlan, die Welt soll mit brennenden Schlössern und Pfarrhöfen erhellt werden! In den Krieg haben sie uns oft gehetzt mit Messern und Pulver, um mit unserem Blut ihr Wohlleben zu schützen, auf, ihr Männer! gegen sie selbst sollen diese Messer —"

„Still bist, Racker!" schrie jetzt der Gregelstam, sprang von seinem Sitz empor und reckte sein kleines borstiges Haupt voran gegen den Redner. Dieser hatte mit seiner Stimme erschrocken aufgezuckt.

„So weit, denke ich, sind wir noch nicht," sagte der Gregelstam mit seiner dünnen schneidenden Stimme, „daß wir unseren Pfarrhof anzünden, oder noch Schlimmeres. Ihr wißt es, Leute, ich — der Gregelstam — habe keine Ursache, für unseren Pfarrer ein gutes Wort einzulegen, aber das muß ich sagen: er hat seine Fehler und er hat auch seine guten Seiten. Er hat das Schnapstrinken abgebracht in der Gemeinde, er steht in der Nacht auf zu den Kranken, er hat für den abgebrannten Stegerhof Beihilf' gesammelt, daß er wieder hat können aufgebaut werden, und wie der gnädige Herr Baron uns das Schulhaus hat abreißen lassen wollen, weil ihm das Ausbessern zu viel gekostet, ist der Pfarrer auf unserer Seiten gewest. Es wird uns lieber sein, wenn wir einen anderen kriegen, aber so lang' wir den haben, werden wir auch wissen, was unsere Pflicht ist. Soll ihnen die weltliche Herrlichkeit genommen werden, mir ist's recht, ist ihre geistliche nachher um so größer, aber

durchs Gesetz soll's geschehen und nicht mit Gewalt. Gerecht muß man sein."

„So ist's!" stimmten viele bei, „so ist's, Gregelstam." Und der Heidenbauer sagte: „Wenn man recht haben will, muß man auch recht geben," worauf freilich ein Nachbar bemerkte, zuerst müsse man's haben, dann könne man es erst geben.

Der Ambrosius Fingerlang hatte sich niedergesetzt in seinen Tischwinkel, strich mit der Hand den Bart und schüttelte das Haupt. Wo war der erhoffte Effekt?

Einer der Bauern kam mit dem Mostglas zu ihm und sagte: „Soll sich der Herr jetzt einmal die Gurgel netzen, bei dem Schreien wird sie trocken, und nachher noch eine Rede halten, nicht gegen die Geistlichkeit, aber auf die Bauernschinder. Ich zahl' eine Halbe."

Nicht blöde, griff der Fingerlang nach dem Glase, dann stand er neuerdings auf und die Bauern waren begierig, was jetzt kommen würde.

„Ich bin unterbrochen worden," sagte der Redner, „und ich stehe nicht an, mit männlichem Freimute zu wiederholen: Nieder mit den Bauernschindern! Es fällt mit selbstverständlich nicht ein, gegen den hochgeachteten Herrn Pfarrer dieser Gemeinde aufzutreten. Unversöhnliche Fehde aber den Zwingherren in den Palästen, die sich mästen mit dem Schweiße des Arbeiters. Wer hat das Land gereutet? Die Herren? Nein, die Bauern! Wem gehört es? — Wer hat die Schlösser gebaut? Die Herren? Nein, die Bauern im Schweiße ihres Angesichts! Wem gehören sie also? Liebe Freunde! Begnügt euch nicht mit Aufhebung der Robot, mit Grundablösung und was man euch sonst vormacht — ihr habt nichts abzulösen. Die Welt gehört euch, gehört uns. Räumen wir auf mit den Tyrannen. Morsch sind die

Paläste, die Throne, das Volk ist ein Löwe, der nun erwacht ist und der Welt das saftigste Stück Fleisch aus dem Leibe reißt. Den Bauernschindern hat die letzte Stunde geschlagen. Nieder mit ihnen! — Ich habe gesprochen."

Er setzte sich und schaute auf den Mann hin, der ihm für einen Kreuzzug gegen die Bauernschinder eine „Halbe" zugesagt, mit den Augen fragend, ob er sie nicht redlich verdient hätte?

Die Halbe Most kam. Die Bauern murrten oder lachten, darunter war auch der Lehnhofer-Poldl, ein schwerfälliger, vielediger Bauer mit einem höchst einfältigen Gesichte. Nur an den zwinkernden Augen war es zu merken, daß man auf die Einfalt dieses Alten keine Häuser bauen dürfe. Der Lehnhofer-Poldl sagte zu seinem Nachbar: „Ich glaube, das ist ein Redenschuster, bei dem bestellt man, was man will."

„Dafür nimmt er mir's doch zu ernsthaft," meinte der Nachbar. „Er muß einen schauderhaften Haß haben auf die hohen Herren."

„Einen schauderhaften Hunger mag er haben," sagte der Poldl, „was gilt's, ich habe recht?"

Nach diesen Worten stand der Lehnhofer-Poldl mit vieler Eckigkeit auf, ging schwerfällig zum anderen Tisch, setzte sich mit vieler Eckigkeit zum Fingerlang und sagte: „Schön kann's der Herr, aber unsere Bauern kennt er nicht ganz gut. Unsere Bauern lassen nichts aufkommen gegen die Geistlichkeit und unsere Herren. Hingegen" — und das flüsterte er dem Bärtigen ins Ohr — „wollt' ich meinen, daß es eine feiste Portion Schöpsbraten setzt — so einen, wie dort der Heidenbauer eben ißt — wenn uns der Herr ein Ehrenwort auf die Obrigkeit tät' sagen."

„Warum denn nicht?" entgegnete der Fingerlang und strich seinen Bart. So rief der Poldl in die Stube hin:

„Gebt's Ruh', Manner, der Herr Fingerlang will noch was reden!"

An den Tischen legte sich das Gespräch, die Köpfe und Ohren wendeten sich dem Genannten zu. Dieser erhob sich langsam, aber nichtsdestoweniger selbstbewußt und hoheitsvoll.

„Ich kann diese würdige Versammlung," so begann er, „nicht verlassen, ohne meinen früheren Worten noch einige beizusetzen. Ich habe gesagt, nieder mit den Pfaffen! und ich habe gesagt: Nieder mit den Herren und Bauernschindern! Das halte ich aufrecht, denn ich widerspreche mich nie. Die wahren Priester jedoch, unser vielgeliebter Herr Pfarrer voran, unser edler Gutsherr, die hohe Obrigkeit überhaupt — sie leben hoch! Die Obrigkeit, meine lieben Freunde, ist von Gott eingesetzt, die Obrigkeit muß man ehren. Wer die Obrigkeit nicht ehrt, der ist ein Heide, sagt der heilige Apostel Paulus. Das ist es ja, was mich am meisten freut, daß der gesunde Sinn des Volkes, wie er auch in euch ist, sich durch die neuen Irrlehren nicht betören läßt, daß er treu zu seinen Vorgesetzten hält und jederzeit bereit ist, für Gott, Kaiser und Vaterland sein Gut und Blut zu opfern. Wackere Männer. Ich leere mein Glas zu Ehr' und Preis der Obrigkeit und auf eure Gesundheit!"

Er hielt das Glas mit langem Arm über den Tisch her, aber es stieß keiner mit ihm an, da trank er für sich allein. Und der Lehnhofer-Poldl bestellte für ihn die feiste Portion Schöpsbraten mit Erdäpfeln in Essig.

Während Herr Ambrosius Fingerlang diese Gottesgabe mit Andacht verzehrte, steckten die Bauern an den anderen Tischen ihre Köpfe zusammen und tauschten ihre Meinungen aus über die gehaltenen Reden.

„Bei dem kenne ich mich nicht aus," sagte einer.

„Bei dem ist's leicht, sich auszukennen," entgegnete der

Poldl, „das ist ein angenehmer Mensch, der redet gern das, was man gern hört."

Dann setzte er sich wieder zum Fingerlang, der, je länger er aß und trank, je gemütlicher wurde.

„O teurer Freund!" rief der Fingerlang unter hochgerötetem Gesichte und schlug dem Poldl seine Hand auf die Achsel, „das ist der schönste Tag meines Lebens!"

„Hat er schon lange keinen Schöpsbraten mehr gegessen?" fragte der Poldl.

„Nicht des Schöpsbratens wegen!" begehrte der Fingerlang fast entrüstet auf. „Muß zwar gestehen, ich habe schon lange keinen mehr gegessen, allein ich kenne noch Höheres. Ich war immer ein ideal und großangelegter Mensch, und so ist mir der heute errungene Sieg unschätzbar."

„Welcher Sieg?" fragte der Lehnhofer-Poldl.

„Daß ich den Bauern eine politische Überzeugung beigebracht habe."

„Er hat ja alle fünf Minuten eine andere gepredigt!" lachte der Poldl.

„Das ist's ja eben," eiferte Herr Fingerlang, „daß ich jeden Standpunkt zu respektieren und zu vertreten weiß. Ja, das muß man können, mein Lieber! Nur nicht einseitig sein."

Und er trank und schmunzelte vor sich hin und trank.

„Ein Pfeifel Tabak wollt' jetzt gut sein," sagte der Poldl.

„Mir sind die Zigarren ausgegangen," sprach der Herr schon ein wenig lallend und schielte auf die Pfeife des Bauers.

„Weil wir," sagte dieser, „heut' schon einmal beisammen sind, wie wir so jung und munter nicht leicht wieder zu-

sammenkommen, so soll uns der Herr noch einen Spaß machen."

„Alles, was ihr wollt!" rief jener und hieb die beiden Fäuste auf den Tisch.

„Ein wohlgestopftes Pfeifel Tabak, wenn uns der Herr noch eine Rede hält über den Herrn Fingerlang, der alle fingerlang eine andere Meinung hat." So der Poldl.

Sofort sprang der Genannte begeistert empor, hieb mit den Armen in die Luft hinein und kreischte: „Ich bitt' um Ruhe, meine Herren! Ich werde eine Rede halten auf den wohlgeborenen Herrn Ambrosius Fingerlang, der alle fingerlang eine andere Meinung hat."

Ein gellendes Gelächter und Beifallsgeschrei.

„Ja, meine Herren, das will ich!" fuhr der angetrunkene Geselle glucksend und mit stolpernder Zunge fort. „Nichts auf der Welt ist so verächtlich und so lächerlich, als die Windmühlenhaftigkeit in der Gesinnung! Es gibt Gäuche, sage ich euch, welche um ein Mittagsmahl ihre Überzeugung verkaufen. Hundsgemeine Seelen, die sich auf politische Charaktere, auf Volksführer hinausspielen wollen. Volksverführer sind sie, eitle Gecken, Hungerleider und Lumpenkerle! Ein jeder Zigeuner glaubt sich heute zum Volksredner aufwerfen zu müssen. — Was wollt ihr, meine Herren! Ich bin so unparteiisch, unter Umständen mich selber hinauszuschmeißen. Hinaus mit dem Wichte! hinaus mit ihm!"

Jetzt torkelte er von der Tischecke hinweg. Mit den Armen um sich werfend, als wollte er einen vor sich hertreiben, stolperte und fiel auf den Boden. Unter großem Gelächter faßten ihn ein paar Bauern — einer am Kopf, der andere an den Füßen — und trugen ihn hinaus in die Strohkammer.

Seit diesem Tage hießen sie den Ambrosius Fingerlang, wenn er sich manchmal in der Gegend zeigte, den Redenschuster, obzwar er nicht mehr Reden hielt, sondern seine tanzende Überzeugungstreue bloß in Handel und Wandel äußerte.

Als die Zeit der Ordnung wiedergekommen war, wurde er Tagschreiber eines Winkeladvokaten, später reiste er als Agent einer Versicherungsgesellschaft. In den sechziger Jahren will ihn jemand als Polizeiorgan in Graz entdeckt haben und ich fand ihn im Jahre 1870 in einer Krämerbude zu Mariazell. Er hatte einen langen weißen Bart und verkaufte Amulette und Rosenkränze.

Winlof, der Schöngeist.

Wenn jung Winlof Liebeszeichen von sich gab, wurde er von seinen Kollegen allemal ausgelacht. Als ob ein Gymnasiast, dem antike Sprachen schon alle Liebesaffären der alten Welt übermittelt haben, die Mädchen von Ramstadt nicht sollte hübsch und reizend finden dürfen! Allerdings kicherten auch diese liebenswürdigen Mädchen, wenn Winlof mit einer roten Rose im Knopfloch an ihren Fenstern vorbeischritt, wenn er ritterlich vor ihnen den Hut zog, oder gar einen schlecht verhaltenen Seufzer hören ließ. Daß er sie in den Formen des Horaz auch dichterisch verherrlichte, wußten sie nicht einmal.

Nun muß aber ein Junge, der solche Sachen treibt, ein hübscher Kerl sein, wenn er anstatt Kichern einen wohlgefälligen Blick ergattern, ein holdes Erröten auf Mädchenwangen erzielen will. Man kann ja nicht sagen, daß Winlof schlecht gewachsen war, er hatte einen breiten Brustkorb und die Schultern waren hübsch wagrecht hinausgebaut. Aber die Kopfhaltung war zu fortschrittlich, wie seine Kollegen schnöde spotteten, weil Nacken und Haupt immer nach vorne neigten. Auch sah dieser Kopf ein wenig igelhaft aus, weil die halbgeschnittenen Haare borstig nach allen Seiten hinwegstanden, was freilich wieder den Vorteil hatte, daß die allzukeck vorspringenden Ohren sich noch immerhin bescheidentlich unter den Schatten des Strupes bergen konnten.

Auf dem viereckigen Gesichte gab es nebst den unter starker Stirn tiefliegenden Augen, der stattlichen langen Nase und dem breitgebauten Mund noch allerhand Sachen, es gab Sommersprossen, Wärzlein und Narben, und die Kanten der breiten Oberzähne zeigten sich schartig, weil er gewohnt war, die Haselnüsse und Kastanien kurzweg aufzubeißen. Allerdings bekam er eine auf die Linke, derjenige, der über ihn den Spitznamen „Nußknacker" aufgebracht hatte. Eine kollegiale Ohrfeige vergeht in kurzer Zeit, wie schwer man aber einen Spottnamen wieder wegbringt, das weiß jeder, der irgend einmal „etwas geheißen" hat.

Winlof der Nußknacker hub nach sotanen Erfahrungen allmählich an, seine Zeitgenossen zu verachten und sich den Schätzen der Vorzeit zuzuwenden; er trug keine Rosen mehr, erteilte keine Ohrfeigen mehr, zog sich zurück und betrieb mit Eifer die Studien der Geschichte, der Sprachen, der Philosophie, der Literatur. Seine Körperhaltung wurde dabei nicht aufrechter, allein die Matura machte sich nicht mit Vorzug, sondern mit Auszeichnung und, glaube ich, einem Sternchen dran, womit die Professoren andeuten wollten, daß sie einen so außerordentlich veranlagten Schüler noch nicht gehabt hatten, und daß Winlof auf dem Gelehrtenhimmel ein Stern erster Größe werden würde. — Na, schön! dachte sich der Bursche, dann mögen die Gänse nur schnattern! — Ob er dabei die Gänse des Kapitols im Sinne hatte, oder die kichernden Mädchen von Ramstadt, das ist nicht ganz klarzustellen. Als Student hatte er sich anfangs allerdings ein paar Pappenheimer und eine langrohrige Porzellanpfeife mit der obligaten Schönen, und endlich einen großen Hund angeschafft. Der Spaß freute ihn aber nicht lang', und als er an den Backen die Schrammen hatte, glaubte er seiner Ehre nichts zu vergeben, wenn

er zu den Büchern zurückkehrte. Ein paarmal tat er auch im Karneval mit. Allein, wenn er auf den Patronessenbettel ausging, bekam er wohl sehr artige Refuse, aber kein Geld. Und wenn er auf dem Ball sich eine schöne Tänzerin spießen wollte, so war sie gewöhnlich leider schon engagiert, oder tanzte überhaupt nicht, obschon sie fünf Minuten darauf mit anderen flott durch den Saal flog. Nein, Winlof, ein solches Jungsein ist nicht lustig. Er wendete sich wieder seinen Alten zu. Zur Zeit des Doktordiploms war er in der Lage, ein umfangreiches Werk vorzulegen über die Literatur der Pharaonen. Die Arbeit war so gründlich angelegt und so geistestief in der Form, daß die Mumien der alten Pharaonen ordentlich wieder lebendig wurden.

Als Dozent an der Universität gewann Doktor Winlof bald Hörer, die sich über sein stets etwas klobiges Benehmen zwar lustig machten, doch ob seiner wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit bald den größten Respekt bekamen. Vom Nußknacker war auch schon lange keine Rede mehr, seit aus seinem breiten und wulstigen Mund soviel Weisheit floß. Der Ruf des jungen, genialen Gelehrten drang nicht bloß bis zum Ministerium hinauf, das eine gute Professur für ihn wußte, sondern auch ins große Publikum hinaus, besonders, als er bei einem Zyklus öffentlicher Vorträge einen Abend übernahm und von den Minnesängern sprach. Wie ungeschickt er doch auftrat, wie unbeholfen er anfing zu sprechen, wie zusammengedrückt und vorgebeugt er dasaß und sein rauhes, viereckiges Gesicht hinter dem Buche verbarg, um die Leute nicht anschauen zu müssen und von ihnen nicht immer fixiert zu werden! Die Mehrzahl der Zuhörer, das waren natürlich Frauen, die denn doch auch einmal hören wollten, wie es die Minnesänger getrieben hatten. An Walter von der Vogelweide pries Winlof das

große Talent, das leider an unwürdigen Gegenstand vertrödelt worden sei. Bei Ulrich von Lichtenstein wurde der Vortragende witzig. Von den Klügsten wäre das keiner gewesen, der seiner Herzliebsten mit dem Ring gleich den ganzen Finger geschickt habe, denn wenn man einer Dame den Finger gebe, so wolle sie gleich die ganze Hand haben. Doch besser sei es immerhin noch, sich den Finger abhauen zu lassen und dem Weibe zu schicken, als ihm gleich das ganze Herz zu vermachen und den Kopf als Draufgabe dazu, so daß vom Manne schließlich nichts mehr übrigbleibe, als Frack und Zylinder. — Im Augenblick hatte er zwar die Verliebten gegen sich, aber die Lacher auf seiner Seite, auch die weiblichen. Sein Haupt richtete sich auf, als er von der Würdelosigkeit des Mannes sprach, des Weibes Knecht zu sein, sein Auge sprühte, um seinen Mund spielten allerhand Geister, über seine breitgewölbte Stirne zuckte wie flüchtiges Wetterleuchten eine leichte Röte hin. — Die Frauen fanden, daß es ein interessanter Mann war. Wenn sie einen Mann als „schön" bezeichnen, das geht ohne weiteres hin, aber wenn sie ihn „interessant" finden, das wird sofort bedenklich. — Er merkte es bei Zeiten und sagte sich, daß der Mann nie stillstehen dürfe, weil Stillstand Rückschritt sei. Pflicht alles Lebenden sei die Entwicklung.

Bei einer nächsten öffentlichen Vorlesung, die Doktor Winlof für die Studenten-Krankenkasse hielt, war der Saal überfüllt und zumeist von Frauen. Der Vortragende hatte früher einen Bartanflug gehabt, welcher sehr dünn aufsproßte, aber in die Länge ging. Der war jetzt kurz geschnitten und das borstige Haupthaar war größtenteils nach einer Richtung hin gebürstet. Als Thema hatte er sich Friedrich Schiller gewählt und im Gedenken an den früheren Erfolg würzte er den Stoff wieder mit einigen Pointen.

Schließlich setzte er sich auf das Gedicht von der Würde der Frauen, und als er den Vers zitierte, daß Frauen „lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen, sich in der lieblichen Form zu umfassen," da gewann die sonst rauhe Stimme einen solchen Schmelz, daß alles entzückt war und darin übereinkam, wie es ein wahrer Genuß sei, den Doktor Winlof sprechen zu hören.

Nun änderten sich mählich die Zeiten, und Schiller hatte wieder einmal recht mit dem neuen Leben, das aus den Ruinen blüht. Der junge, ruppige Gelehrte vertiefte sich zwar nach wie vor in seine klassischen Studien, doch öfter als sonst hob er sein Haupt, blickte um sich, oder gar zum Fenster hinaus. Er fühlte sich gestört. Es war schon geschehen, daß ihm von unbekannter Hand Blumensträuße zugeschickt wurden. Er hielt nichts auf Blumen, nur wer sie gesandt, hätte er mögen wissen. Weiber werden es gewesen sein — jedenfalls. Dummheiten. Sie wollten ihn ja doch nur zum Narren halten, das kennt man. Oder —. Da müßte man doch erst einmal —. Er hatte sich einen Wandspiegel angeschafft. Ganz ohne derlei ginge es schließlich wohl auch beim Manne nicht, hatte seine Zimmerfrau gesagt. Wenn's Eigennutz ist, dann betrügt sich die Alte. Er nimmt ihn ja doch mit, wenn er auszieht.

Haben sie nicht gesagt, schon in seiner Jugend, daß er so häßlich wäre? Da darf man sich was kosten lassen und der wahre Ästhetiker muß auch aus sich selbst ein Kunstwerk schaffen können. Indes, offen gesagt, er findet keinen Unterschied zwischen sich und anderen Männern, wenn er den Körper etwas strammer aufrichtet, die Haare bürstet, den Bart pflegt, der ja doch von Tag zu Tag stärker wird! Ein üppiger Vollbart verdeckt die Blatternarben am allerunauffälligsten, die Schrammen sollen allerdings frei bleiben.

Und der Schneider ist auch keine Fabel. Man muß sich doch mal auch für sein Ansehen was leisten. Die Strauß-spenderinnen werden sich schließlich auch noch aufzeigen. Was wählen wir denn nächstens? Ich denke Heine. Der ist den Damen immer interessant, da haben sie gleich zwei auf einmal.

Sein großes Werk über den Ursprung des Menschen-geschlechtes auf Grund des Ursprachstammes — wozu? Es ist nichts, als ein Wühlen in Staub und Asche. Was nützt mich der Ruhm in Jahrhunderten, wenn ich tot bin! Da halte ich es lieber mit der Popularität, die das Leben ziert. Lassen wir den Ursprung der Menschheit schlafen. Schreiben wir einen graziösen Essay über Heinrich Heine, das bringt Beifall, bringt Ehre in der Presse, bringt wieder Blumensträuße, bringt — weiß Gott, was alles.

Und bei der nächsten Vorlesung, prost Mahlzeit! Ein erregtes Flüstern ging durch den Saal, als der Doktor — jetzt schon Professor — hinter dem Pulte hervortrat. Er war um einen Kopf größer als sonst. Stramm wie ein Oberleutnant trat er vor und verneigte sich flüchtig, gemessen. Im Knopfloch stak ein blaßrotes Röslein. Der Stehkragen mit der Seidenkrawatte schob gleichsam den Kopf frei in die Höhe. Der wohlgepflegte Backenbart, der in einen flotten Spitzbart zusammenlief, das halbkurz geschnittene, nachlässig über die Stirn gestrichene Haar gab dem blassen, durchgeistigten Gelehrtengesicht eine berückende Umrahmung. Ein Schnurrbärtchen milderte schön den starken Aufwurf der Lippen. Die Augengläser waren mit einem Nasenzwicker vertauscht worden, dessen schwarzes Seidenbändchen an der einen Wange senkrecht niederhing bis zur Brust. Die Hände waren bedeckt von taubengrauen Handschuhen, die nicht ohne Mühe abgezogen werden konnten,

als er nun mit nicht schlecht gespielter Nachlässigkeit sich an den Tisch setzte. Während er mit dem weißen Sacktuch seinen Zwicker rieb, flog sein scharfer, sieghafter Blick durch den Saal. Ach, es war ein so edler Stolz in ihm. Ich bin Professor Winlof, ihr gehört alle mir! Er sagte es zwar nicht, aber sie fühlten es so. Der Vortragende begann mit den Worten: „Du bist wie eine Blume!“ Nach dieser Huldigung des großen Frauenauditoriums hielt er frei und unbefangen eine kleine Plauderei über Heinrich Heine. Die Seite der Liebe kam nicht zu kurz, durchaus nicht, und manchmal war es so, daß den hochgeehrten Damen ein Prickeln ankam, bis in die Zehenspitzen hinab. Aller Augen hingen fest an dem Antlitze des Vorlesers und in mancher vertieften Zuhörerin flossen sie ganz ineinander, der Heine und der Winlof.

Nach Schluß des Vortrages war er umgeben von dem bekannten „reizenden Damenflor“.

„Ach, Professor, das war entzückend! Herrlich! Nur viel zu kurz! Man möchte bis Mitternacht zuhören! Tausend, tausend Dank! Hoffentlich doch recht bald wieder!“ Er stand schweigend zwischen ihnen, drehte seinen Schnurrbart und blickte auf die Bewunderinnen, die schlank und schmächtig, oder mit hohen wogenden Busen und glühenden Wangen ihn umschwärmten. Wie er also dastand, hatte er eigentlich bloß die Wahl. Er war Löwe, aber er verschonte alle und hatte schließlich nur einen kühlhöflichen Gruß.

Dann über die Freitreppe hinab eine zur andern: „Das war geradezu großartig, heute wieder! Es war einzig. Dieser Heine muß doch ein reizender Mensch gewesen sein. Und welch ein Vortrag! — Eigentlich ein interessanter Mann, der Professor! (Leise, aber nachdrücklich:) Und ein schöner Mann! — Nur etwas feinere Manieren, wenn —.

Ich bitte Sie, das gehört ja dazu bei den Gelehrten! Hat sich ohnehin wunderbar herausgemacht. Da hätten Sie ihn mal früher sehen sollen. Ich versichere, nicht wieder zu erkennen.

Professor Winlof fühlte allerdings immer noch das Manko, das einstweilen durch würdige Zurückhaltung verdeckt werden mußte. Er fragte sein Gewissen, was es wohl zu einem Tanzmeister sage. Wer einmal in der Gesellschaft lebt, der ist es sich schuldig. Dann — er stand vor dem Spiegel — dieser dumme Teint! Allemal im Frühsommer treten sie so stark hervor. Es muß ja Salben geben für so etwas. Ein leichter Puder. Auch der Bart ist stellenweise etwas fuchsig. Ferner — ein paar Tropfen aromatischen Mundwassers schaden nie.

Eine gescheite Frau hat einmal darauf hingewiesen, wo man den Mann am besten kennen lernt. „Seht euch bloß einmal seinen Waschtisch an, wie viele Tiegel und Fläschchen und Schächtelchen und Schälchen und Pinselchen und Bürstchen da vorhanden sind, und noch mancherlei Dinge, deren Gebrauch man nicht leicht erraten kann. Und nun schätzet." — Der Professor bedurfte täglich fünf Viertelstunden zu seiner Toilette. Hingegen kam er dann aus aus seinem Boudoir auch danach hervor. „Wie aus dem Schachterl." Die Stirn gepudert, die Wangen geschminkt, der Bart gefärbt und drei Schritte im Umkreis erfüllte der Wohlduft des Kölner Wassers die Luft. So kam er in die Salons, wo sein elegantes Benehmen schon als Muster weltmännischer Routine bewundert wurde. So trat er in den Vorlesesaal, fein und glatt wie ein Dandy aus dem Wachsfigurenkabinett. Die Studien über das verschimmelte Altertum hatte er längst aufgegeben, auch das Dozieren in den Hörsälen. Sein Feld waren die populären Vorlesungen

geworden. Er sprach über Literatur und Kunst, über die Jungdeutschen, über die Sezession. Bei Jubiläen und Erinnerungsfeierlichkeiten hielt er die Festreden. Bei Hochzeiten und Taufschmäusen sprach er die Toaste, er machte das alles so geistvoll akademisch, so vornehm liebenswürdig. In Ramstadt war kein Fest mehr vollständig, zu dem nicht Professor Winlof seine heitere Weihe gab.

Wo er sich öffentlich zeigen mochte, stets umschwärmte ihn ein Hof schöngeistiger Damen. Auch solche darunter, die es freimütig eingestanden, daß er anbetungswürdig sei. Bisweilen wurde er in offenem Wagen gesehen an Seite von Frauen, mehr als einmal hörte man von Verlobung. Näher zugesehen war's aber nichts. Eine ungarische Gräfin war vorhanden, eine Literaturenthusiastin, die auch selber die Leier zu führen wußte. Mit dieser Dame war er in Vorlesungen und Gesellschaften so oft ganz zufällig zusammengetroffen, bis er sie in Versen besang als die „Sappho der Neuzeit", oder als der neun Musen letzte, die noch leibhaftig unter den Sterblichen wandle. Bald darauf wurde die Verlobungsanzeige gedruckt. Doch noch bevor sie verschickt werden konnte, hatte die Gräfin gebrochen. So plötzlich und brutal, wie man es von einer holden Muse nicht hätte denken mögen. Ihre Begründung war: „Er färbt ab."

Nun erst offenbarte sich die Mannesgröße, die in ihm war. Er machte sich nichts daraus. Er las über Kunst und Dichter, er las eigene Poesien und flirtete. — Abfärben? Sind die Weiber denn so echtfärbig? Wenn man ihnen die Liebe erklärt, erröten sie, wenn man ihnen die Liebe kündet, erblassen sie. War er erblaßt, als ihm der ungarische Blaustrumpf den Ring zurückschickte. Gab es nicht genug der herrlichen Frauen, die eine schöne Seele verstanden und ein bißchen Karminrot auf der Wange gerne mitnahmen?

Besonders von einer ist zu erzählen. Sie hatte zwar das Unglück, als die Tochter eines Wirkwarenfabrikanten geboren zu werden, hingegen das Glück, das einzige Kind eines reichen Mannes zu sein. Sie war sehr schön, vorwiegend nach der inneren Seite hin, und da kann man ja umwenden. Sie hatte eine ästhetische Seele, sie war eine begeisterte Freundin alles Schönen und Erhabenen. Der Professor war Philosoph genug, um ob dieser idealen Vorzüge etwaige äußere Unvollkommenheiten zu übersehen — und sie zog ihn hinan.

Also hatte Professor Winlof gleich Faust die graue Theorie verlassen und sich auf einen Ast gesetzt an des Lebens goldenem Baum. Die Akademie der Wissenschaften hatte den Preis, den sie für das seit Jahren angekündigte, aber immer nicht erschienene Werk „über den Ursprung des Menschengeschlechts auf Grund des Ursprachstammes“ schon halb und halb bestimmt, einem anderen Gelehrten zugewendet. Darob erklärte Winlof in einem musterhaften Distichon, daß es leicht sei, auf den Ruhm zu verzichten, wenn man die Liebe hat. Übrigens, ob das kein Ruhm und kein Stolz war, wenn er gewissermaßen das öffentliche geistige Leben von Ramstadt repräsentierte! Wenn er sogar von Nachbarstädten geladen wurde, um dort seine „unübertrefflichen Vorträge“ zu halten und wenn er in den Blättern der moderne Cicero genannt wurde und sogar einmal verglichen mit jenem antiken Feldherrn, der kam, sah und siegte!

Als trotz der zuverlässigsten Haartinktur seine Stirne infolge unermüdlicher Denkarbeit sich merklich erhöht hatte, vermählte er sich mit seiner begeisterten Freundin alles Schönen und Erhabenen. Die Trauungsanzeige wurde in achthundert Exemplaren ausgeschickt an alle Anhängerinnen des Gelehrten.

Nun begann aber Unerfreuliches einzutreten. Die Damen von Ramstadt waren nicht mehr so bildungsfroh, so literaturbeflissen, als sonst. Die populären Vorlesungen Professors Winlof zogen nicht mehr recht. Ob er nun über Griesebach las, oder über Sudermann, oder über Zola — der Saal blieb größtenteils leer. Der Professor hätte das wahrscheinlich recht tief empfunden, wenn er zur Zeit nicht von anderen Dingen abgezogen worden wäre. Sein Schwiegervater, der Wirkwarenfabrikant, war gestorben und hatte das ganze Geschäft der Tochter vererbt. Um jene Zeit tat Professor Winlof zu seinen Kollegen und auch in Vorlesungen die Bemerkung, daß ein ganzer Mensch sich für alles interessieren müsse. Die Wissenschaft, die Kunst, der Handel, wie das Gewerbe, sie seien Fäden eines einzigen Webstuhles und dieser Webstuhl sei die menschliche Kultur. Wenn er seine kleinen Vortragsreisen hielt, zeigte er dem Publikum unterwegs gern seine Wirkwaren vor, erklärte ihnen das Ästhetische derselben und nutzte sie als Gleichnis vom großen Schicksalsgewebe des Lebens. Allmählich drangen die Wirkwaren von der Fabrik seiner Frau tiefer in seine Vorlesungen, er sprach über die Herstellung derselben, über ihre besonderen Vorzüge und wie sie mit allen ähnlichen Erzeugnissen die Konkurrenz siegreich bestehen müßten. Neugierigen Zuhörern gab er gern kleine Proben ab und den Preiskurant seiner Firma.

Seiner Person wendete er nicht ganz die Aufmerksamkeit zu, wie in früheren Zeiten, das Haar, das nicht mehr gefärbelt wurde, wies graue Fäden, die Wangen, die nicht mehr übertüncht wurden, zeigten feine Runzeln. Den reichhaltigen Toilettetisch hatte er seiner Frau abtreten müssen. Sein Nacken begann sich wieder nach vorwärts zu ducken zwischen den hohen breiten Schultern. Sein Mund begann

neuerdings zu gemahnen an die Familie der Nußknacker, und Leute jener Gattung, die gern in Bildern redet, wollten wissen, daß seine Ehegenossin ihm manche Nüsse aufzuknacken gab. Solange der Gemahl noch über alle Zähne verfügt, ist's nicht so schlimm, aber ... übrigens, seine Stimme hatte noch den sonoren Klang wie früher. Und wenn er im Eisenbahnwagen, oder in Gasthäusern den zufälligen Nachbarn Vortrag über seine feinen und soliden Wirkwaren hielt, da horchten auch Leute der weiteren Umgebung auf und erwärmten sich für die Unterwämser, Magenbinden, Socken usw., die der Professor vor aller Augen ausbreitete. Neuerdings die Frauen zog er an mit seinen weiblichen Waren, den Schlafhäubchen, Nachtleibchen, Strümpfen, weißen, roten und blauen. — Ob sie Faden hielten? — Jawohl! — Ob sie echtfärbig wären? — O gewiß! — Ob er auch männliche Blaustrümpfe habe? — Aber ja! ...

Ein Theatererfolg.

„Geehrter Herr Hendlbadschi!

Ihre Tragödie ‚Das Blutgericht‘ habe ich erhalten und sofort gelesen. Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen mitteilen zu können, daß das Stück zur Aufführung angenommen ist. Die Première soll schon am 27. Februar stattfinden, und denke ich, daß Sie nach langem vergeblichen Bemühen auf diesem Felde die Genugtuung eines großen Erfolges haben werden. Ich, sowie meine brave Gesellschaft werden gewiß das Möglichste hierzu beitragen. Seien Sie für den genannten Tag höflichst eingeladen, sich der Direktionsloge zu bedienen. Gewiß wollen Sie auch Ihrem Fräulein Braut die Freude gönnen, Ihrem Ehrenabende beizuwohnen.

Ihr stets wohlgeneigter

Ringelbaum,

Theaterdirektor.“

So, das wäre auch gemacht. Direktor Ringelbaum schleudert die Feder hin, steht flink von seinem Drehstuhl auf und reibt sich die Hände.

— Ja, mein frecher Hendlbadschi! Du chronische Landplage aller Theaterdirektoren, nun wollen wir dich einmal kurieren. Dein „Blutgericht“ soll dir einen Erfolg bringen,

an den du dein Lebtag denken wirst. Und Fanny, die kleine, blonde Bestie. Ich glaube, daß sich so großartig noch kein verschmähter Liebhaber gerächt hat. In den Zwischenakten sollen Kellnerjungen mit Bier, Kindertrompeten und faulen Eiern herumgehen. Die Direktionsloge wird von außen zugesperrt. Vor dem P. T. Publikum rechtfertigt mich der Faschingdienstag. „Das Blutgericht." Na — gehorsamer Diener!

„Meine Herzensfanny! Schwerenotsmädl!

Bum! Bum! — Hörst du es? Das sind die Siegessalven. Endlich einmal. Soeben hat mir mein Gönner, Herr Direktor Ringelbaum, mitgeteilt, daß das ‚Blutgericht' zur Aufführung kommt, und zwar schon am 27. Februar, also nächsten Dienstag. Gerade von diesem Stücke — es ist ja eine Jugendarbeit von mir — hätte ich's am allerwenigsten gedacht. Ich bin außer mir. Wie oft bin ich aus der Haut gefahren, wenn die Wische zurückkamen, aber außer mir, so außer mir — noch nie. Wie ein bummelwitziger Falter tanzt meine Seele (jetzt spüre ich, daß eine vorhanden ist) um die schmachtende Gestalt, genannt Balduin Hendlbadschi, den lieben Kerl bewundernd, der das ‚Blutgericht' geschrieben hat. Ein reizender Mensch, dieser Ringelbaum. Mag seinen himmlischen Brief nicht den Zufälligkeiten der Post anvertrauen, bringe ihn Dir morgen selber. In der Direktionsloge, denke Dir, werden wir sitzen. Tue mir doch den einzigen Gefallen, Dir bei der Schneiderin sofort eine Rosaseidenrobe zu bestellen; Du, mein süßes Kosekatzerl, sollst den Neid der gesamten Damenwelt entfachen, wie ich den der Dramendichter des ganzen deutscheinigen Reiches. Bum! Bum! Tschinradatschin! Ich beschwöre Dich, Fanny! Wirf Diwankissen auf die Erde,

knie drauf und bet' mich an als Deinen verklärten, in alle Himmel entrückten und verzückten, triumphierenden

Baldl."

Die Rückantwort erschien noch an demselben Tage durch einen Knaben, der zwei Silberzehner bekommen hatte, damit er recht laufen sollte. Das Briefchen war tatsächlich noch feucht geklebt, Hendlbadschi küßte dieses Feuchte mit wütender Inbrunst auf.

„O mein geliebter Jüngling!

Endlich also ist Dein Ringen und Harren und Dulden gekrönt, Du nun bald mit Lorbeeren bekränzter Held. Wollte Dir gleich einen Zweig senden, aber der Gärtner hat noch nichts. Na, der kann sich sputen. Ich freue mich furchtbar auf den Dienstag. Ob jedoch lichtrosa Seide paßt für das Trauerspiel, wo es mich schon jetzt gruselt, wenn der schwarze Ritter kommt und die engelschöne Rosa ersticht! Da wird man im Theater wohl mehr Taschentücher sehen, als was anderes! Vergiß nicht, Deinen Frack zum Fleckputzer zu geben. Wer weiß, wie oft sie Dich auf die Bühne schleppen, Du armer Kerl. Aber nachher gehen wir in den ‚Hirschen' soupieren. Gott, wenn mich nur nicht früher der Schlag trifft! Mein Herz pumpert seit Deinem Brief und es ist alles so ganz lebendig in mir. Meine Quartierfrau sagt, sie möchte auch hineingehen, wenn sie eine Karte haben könnt'. Gib ihr eine, sie soll recht paschen.

Komm' nicht zu spät morgen, kann Dich schon nimmer erwarten."

Ohne Datum und Unterschrift natürlich, aber Hendlbadschi wußte recht gut, woran er war.

Die Nachschrift: „Deinem gar zu netten Briefe ent-

nehme ich, daß Du den ‚Witzbold in der Westentasche‘ schon gelesen hast. Bringe ihn mit, der N. will ihn zurückhaben.“

Gruppenweise standen an den Straßenecken die Leute beisammen und lasen den großen, purpurroten Theaterzettel:

Theater.

Heute, am Faschingdienstag, den 27. Februar 1900:

Das Blutgericht.

Trauerspiel in fünf Akten von Balduin Hendlbadschi.

Personen:

Graf Roderich von Lilienburg . . . . . Herr Wallner.
Rosa von Lilienburg, seine Schwester . . . Frl. Florelli.
Kuno, der schwarze Ritter . . . . Herr Müller.
Gakerakom, ein Hirte . . . . Herr Bromberg.
Muhu, ein Stier . . . . Direktor Ringelbaum.

Volk. — Zeit: Mittelalter. — Ort: Der Spessart.

Im Blätterwald war es still wie vor einem Sturm. Keine Zeitung brachte eine Reklamenotiz, es war ein fast feierliches Entgegengehen dem Ereignisse.

Eine Stunde vor Eröffnung des Theaters drängte man sich vor dem Eingang und rot von der Wand leuchtete es nieder: Das Blutgericht! Die Besetzung war eine ausgezeichnete. Der Heldendarsteller Wallner, ein Recke mit donnergewaltiger Stimme, der Liebhaber Müller mit dem üppigen geringelten Lockenhaar, das immer so pechschwarz und feucht war. Der Charakterdarsteller Bromberg mit den Intrigantenfalten im glattrasierten Gesicht. Direktor Ringelbaum, der so selten spielte, nur in Rollen, wo sein schöner Schnurrbart nicht störte; ein boshafter Rezensent hatte einmal behauptet, dieser Schnurrbart stehe ihm höher als die Kunst. Und endlich Fräulein Florelli, in der Studentenwelt

Forelle genannt, eine Liebhaberin, deren Reize es glaubhaft machten, daß man sich ihretwegen mit Papiermachédegen duellierte, mit blindgeladenen Revolvern erschoß, mit leeren Giftbechern vergiftete. Und diese Lieblinge des Publikums sollten die neue Tragödie heute zur Darstellung bringen.

Der Dichter war völlig unbekannt. Man wollte wissen, daß Balduin Hendlbadschi ein angenommener Name sei, hinter dem sich eine hochstehende Persönlichkeit verberge. Andere wollten den Mann als jungen Privatlehrer kennen, der immer zu kurze Beinkleider und einen zu hohen Zylinder trug und wenigstens schon so viele klassische Stücke geschrieben hätte, als Goethe und Schiller zusammen. Direktor Ringelbaum habe es mit Mühe dahin gebracht, daß der Dichter sein neuestes Drama aufführen lasse, so bescheiden sei er. Weil aber alles Hehre durch Bosheit verdorben werden muß, so erdreistet sich ein schmieriger Kulissenschieber zur Behauptung, „das Blutgericht" sei schon der dreizehnte Schund, den Herr Hendlbadschi seit zwei Jahren bei diesem Theater eingereicht habe. Er setze durch seine Zudringlichkeit alle Dramaturgen in Verzweiflung. Man werde wohl sehen!

In einer Galerieecke des Theaters hockten drei halberwachsene Buben, ein wenig zerzaust an Kleidung und Haar, aber kunstbegeistert. Die führten zischelnd — zwei waren stark zahnlückig — ein Gespräch:

„Wieviel hat er dir gegeben?"

„Eine Krone. Und dir?"

„Auch eine Krone. Aber aufpassen sollen wir, hat er gesagt. Wenn die Leute baschen, müssen wir pfeifen, und wenn die Leute pfeifen, sollen wir baschen. Und wenn sie nach Abschluß still sind, müssen wir auch baschen."

„Warum denn? Wenn's durchfallen soll!"

„Du bist dumm. Wenn nicht ein paar anheben zu baschen, wird dir dein Lebtag kein Stück ausgetrampelt."

„Ich möcht' nur das wissen, warum der Direktor ein Stück austrampeln lassen will, wo er selber mitspielt."

„Ja, mein Lieber! Das geht um ein Frauenzimmer her!"

„Aaah, jetzt verstehe ich! Na, da hätt' er schon zwei Kronen geben können."

Das Haus war überfüllt. Es konnte kein Apfel zu Boden fallen. Der von einer Kinderloge fallende Apfel fiel einem alten Major auf den Schädel. Hätte der Mann nicht schon Kanonenkugeln über sein Haupt summen gehört, er würde wahrscheinlich ob dieser unvorhergesehenen Fruchternte ungehalten gewesen sein.

Fünf Minuten vor Beginn entstand Bewegung. In der Direktionsloge war ein Herr und eine Dame erschienen.

„Die Pinselduse!" raunten sich die Leute zu, besonders die Herren, während die Damen ihre schönen roten Mündchen verzogen. Die kein Mündchen hatte, verzog den Mund. Interessant war die junge Malerin allen, man merkte es wohl. In ihrem schwarzen, enganliegenden Seidenkleid, mit dem gelben Haargekrause, das wie ein ungebärdiger Heiligenschein das weiße Rundgesichtchen umgab, hatte sie heute ein ganz distinguiert geniales Aussehen. Mit dem graubehandschuhten schmalen Händchen wedelte sie den großen japanischen Fächer, eines ihrer eigenen Meisterwerke, so daß man das lichte Gesichtchen nur immer als Halbmond zu sehen bekam. Sie plauderte scheinbar harmlos mit ihrem Begleiter, dieweilen ihre Blicke wie zwei lose Vöglein im Hause umherflogen, voll heimlichen Vergnügens darüber, sich beobachtet zu sehen. Leute, die es wußten, daß die Pinselduse noch nie auf so exponierter Stelle gesessen, wun-

derten sich über ihre Routine. Sie war wie geschaffen, um zu glänzen und gesehen zu werden. Dem Herrn zu ihrer Linken glückte es nicht so gut. Er war in pechschwarzem Anzug, mit weit ausgeschnittener weißer Brust, weißer Krawatte und Stehkragen, der seine Kopfhaltung in eine Art Zwangslage brachte. An den Ärmeln standen die weißen Manschetten weit hervor über die maikäferbraunen Handschuhe, und damit man sie auch sehe, legte er die Hände stets auf die Brüstung, und wenn die Manschetten unter den Ärmel rutschen wollten, schob er sie durch eine wie zufällig scheinende Bewegung hervor. Er saß steif aufrecht und überragte seine rundliche Dame um Kopfeslänge. Er hatte ein blasses Gesicht mit blonden Koteletten unter den Ohren, zwischen der etwas kurzen Nase und dem gekniffenen Mund war eine breite Oberlippe, die nur an den Mundwinkeln Schnurrbartspuren zeigte. Das aschblonde Haar war an der linken Seite sehr sorgfältig gescheitelt und vorne in einer Kurve aufgeschopft. Der Mann befliß sich eines sehr tiefsinnigen Blickes, trotzdem hatte sein Gesicht manchmal etwas unruhig Springendes. Er sprach scheinbar sehr eifrig mit der Dame, und seinen Gebärden und Mienen dabei sah man's an, daß sie „zum Fenster hinaus" gemacht waren. Manchmal wollte er die unbeholfene Verlegenheit mit Nonchalance bemänteln, lehnte sich zurück und tat, als sei ihm das alles so von ungefähr, so nebenbei, etwas, das seine Persönlichkeit noch lange nicht erschöpfe. Alle Operngläser waren nach ihm gerichtet — denn wie ein Lauffeuer hatte es durch das Haus gezuckt: Das ist Hendlbadschi.

Der Kapellmeister hatte aus dem „Freischütz", den „Hugenotten" und dem „Propheten" eine grause Musik zusammengemacht, die ging durch Mark und Bein und be-

reitete vor auf die nahen Ereignisse. Hendlbadschi wußte wohl, daß der eigentliche Ruhm erst nach Schluß der Aufführung angehen könne, aber eine kleine Anleihe davon konnte er doch jetzt schon machen. Jetzt ist der Genius, der nach zwei Stunden vor aller Augen frei und leuchtend dastehen wird, noch geheimnisvoll verhüllt. Dieser Nimbus ist auch nicht zu verachten. Fanny warf manchmal einen Blick auf das Publikum, gleichsam: Ihr armen Kinderchens, noch wißt ihr es nicht, wen ich neben mir sitzen habe, wer in eurer Mitte lebt.

Kling! — ganz leise. Die Brandung legt sich, der Vorhang hebt sich.

Mondnacht. Felsenlandschaft. Man hört das Tosen eines Wasserfalles. Auf einer Rasenbank sitzen Kuno, der schwarze Ritter, und Rosa von Lilienburg. Sie schwören sich mit Ausdauer ewige Treue und küssen sich. Darob stockt — ein sehr sinniger Zug — der Wasserfall, es ist still, man hört das süße Schlagen einer Nachtigall. Diesen Umstand benützt das Paar zu einem schönen Reim.

Rosa: O Geliebter mein, vernimm, es schweigt der Wasserfall!

Kuno: Und hörst du, Mädchen, nicht die Nachtigall?

Über diese Idylle senkt sich langsam der Vorhang. Natürlich kamen auch andere Szenen vor, und wunderschöne Sentenzen, die geradezu an niemanden geringeren als Friedrich Schiller erinnerten! Der Erzähler kann das nicht alles so wiedergeben, er muß sich mit Vorführung der Hauptsache bescheiden. Der erste Aufzug war vorüber. Das Publikum war verblüfft. So verblüfft, daß es das Applaudieren vergaß. Hendlbadschi und Pinselduse nickten sich vielsagend zu. Diese heilige Ruhe ist mehr als Applaus. Sie sind in eine andere Welt versetzt. — Das Volk fand sich zuerst

wieder, das schlichte Volk auf der Galerie. Dort begann es irgendwo zu klatschen, vier oder sechs Hände. Hendlbadschi wurde unruhig. Ob er nicht aufstehen und sich auf die Bühne begeben sollte? Fanny meinte, er möge warten, bis es noch dicker komme.

Zweiter Aufzug. Dorfplatz. Jahrmarkt mit allerlei Volk, Marktschreier, Werkelmänner, Taschenspieler, im Hintergrunde Seiltänzer. Von der Kirche her Glockengeläute, Orgelklang, Liederchor. Die Leute strömen in die Kirche, darunter auch Kuno und Rosa, einander am Arm führend. Rosa in weißem Schleppkleid, Schleier und Myrtenkranz, Kuno im Harnisch und Helm, an der Seite ein breites Schwert. Vor dem Tore begegnet ihnen Graf Roderich von Lilienburg in rotem Samtwams, über der Brust eine goldene Kette, Barett mit bunten Federn.

Roderich (zu Rose): Wohin, Schwester?

Rosa (auf Kuno deutend): Frage meinen Herrn.

Roderich: Ritter Kuno, du?

Kuno: Ja, Herr Graf, ich.

Roderich: Wohin führst du meine Schwester?

Kuno: Zum Traualtar, Herr Graf!

Roderich (sich in die Brust werfend): Mein Herr!

Kuno (sich auch in die Brust werfend): Mein Herr!

Roderich: Das wird nimmer geschehen, so lange ich lebe!

Kuno: So stirb, du seichter Fant! (Zieht das Schwert, um den Grafen zu erstechen, trifft aber Rosa, die sich dazwischen geworfen hat.)

Rosa (legt ihre Hand auf die Brust): Ach, das tut weh! — Lebe wohl, mein Geliebter, ich verzeihe dir! (Fällt um und stirbt.)

Roderich (springt auf eine Stufe, ballt gegen Kuno die Faust und schreit mit furchtbarer Stimme): Rache! Rache! Rache!

Der Vorhang fällt.

Im Publikum Bewegung. An mehreren Stellen wird geklatscht. Fanny will Taschentücher bemerken. Hendlbadschi eilt hinaus, rennt in den Vorgängen herum, findet endlich den Zugang zur Bühne, prallt an Kulissen und verlangt, daß der Vorhang sich hebe.

„Da müssen Sie, bitte, schon warten, bis man Sie ruft!" sagt der Regisseur. „Einstweilen — hören Sie?" —

Man hört ein paar schrillende Pfiffe. Hendlbadschi kehrte kreidebleich in die Loge zurück.

„Man pfeift, weil man sich durch dummes Klatschen die Stimmung nicht zerstören lassen will," sagt die Pinselduse. „Ich sehe Frauen, die bitterlich weinen."

„Die Komödie tut ihre Schuldigkeit," flüstert Hendlbadschi scheinbar zufrieden, doch etwas unsicher.

„Es ist ein furchtbares Stück," haucht Fanny. „Ich hätte nicht gedacht, daß es so arg erschüttern könnte. Die Leute sind sehr aufgeregt."

„Das kommt noch besser!" sagt der Autor mit stoischer Gelassenheit. Doch fühlt er, seine Rolle für diesen Abend ist die schwerste. Es ist ihm, als ob er starken Wein getrunken hätte und über ein gespanntes Seil gehen müßte.

Im Publikum gehen Bierjungen umher. „Frisch Bier gefällig?" Auch Biskuit haben sie auf ihren Tellern, Schinken, Eier und dergleichen.

„Wozu ist denn das?" fragt ein gemütlicher Herr und langt nach einem rotangestrichenen Holztrompetchen, das zwischen den Eiern liegt.

„Das kann man den Kindern kaufen," antwortet der Bierjunge und zwinkert mit den Augen. „Nur fünf Heller."

„Da hast, Junge."

— Kling! — Dritter Aufzug. Freie Heide. Vom Buschwerk her das Blöken einer Herde. Gakerakom, der Hirt, tritt auf, mit langem Rastelbinderhaar, in komisch zerfahrenem Gewand. Er philosophiert über das Glück der Armut, dann nimmt er seine Flöte vor und bläst, und singt hernach ein Lied mit dem Refrain:

Ach, wie ist das so fein,
Ein Schwein — ein Schwein —
Ein Schweinedieb zu sein!

Die Bühne verdüstert sich, es beginnt zu blitzen und zu donnern. Bei pfeifendem Sturm stürzt Ritter Kuno herbei, wirft sich vor dem Hirten nieder: „Gakerakom! Schütze mich! Ich beschwöre dich bei allem, was dir heilig ist, beschütze mich!"

Gakerakom: Bist du nicht Kuno, der schwarze Ritter?

Kuno: Ich bin's. Man will mich morden. Bin noch so jung und soll schon sterben. Ich will nicht sterben, nein, ich will nicht! Die Grausen des Todes, o! — Gakerakom! Lieber, guter Gakerakom, verbirg mich! Verbirg mich im Busch, unter deinem Mantel, wo du willst, nur rette mich!

Gakerakom: Ich weiß nicht, Herr, ich weiß nicht. Mir scheint, es kommt ein Gewitter. (Donnerschlag.)

Kuno (furchtbar bebend): Hast du kein Pferd? Mein Grafenschloß für ein Pferd! — Uh, uh, er naht, er ist schon da!

Graf Roderich: Ha, Bube! Mörder meiner teuren Schwester, du entkommst mir nicht. Hier hast du deinen Lohn!

(Schleudert einen Wurfspieß nach ihm, trifft den Hirten.)

Gakerakom: Was ist das für ein Geschoß, das in mein warmes Herz dringt? Ewige Gerechtigkeit, vom Himmel möcht' ich deine Sterne reißen, um den Mörder zu zermalmen! Ihr Blitz und Donner rächet mich! Ihr Blümlein der Au, ihr Tiere und Herden rächet mich. Ich bin des Todes! (Stirbt.)

Graf Roderich: Wie? Den Kuno habe ich erstochen und der Hirte stirbt? (Zornig zur Leiche): Kanaille, was hast du zu sterben, wenn ich den Kuno ermorde! Auf, Spitzbub, oder du sollst meinen Zorn fühlen. Wirklich? Wirklich tot? (In Jammer ausbrechend): Ach weh, ach weh! alle Kreatur hat sich gegen mich verschworen!

Kuno: Zurück, Schurke, von dieser Leiche! Neue Kraft gibt mir das himmelschreiende Verbrechen. Ich rate dir, geh' bald zur Beichte. Ritter Kuno wird die Unschuld rächen!

Vorhang fällt.

In einigen Ecken der Galerie Applaus, im Publikum Widerspruch: „Ruhig!“ Man zischt, eine Kindertrompete piepst. Gelächter und Händeklatschen, das sich durch das ganze Haus verbreitet. „Kommt denn die Forelle nicht wieder?“ riefen die Studenten.

„Aber die ist ja tot!“

„Dann tröst' sie Gott!“

Hendlbadschi neigt sich für alle Fälle ein wenig zurück, er weiß nicht ganz genau, wie ihm geschieht. Der Pinselduse ist sehr warm, sie flattert heftig mit dem Fächer.

Auf der Bühne fragt der Regisseur den Direktor, ob man das Stück zu Ende spielen solle? „Aber natürlich!“

„Also auf!“

Vierter Aufzug. Meeresküste. Sonnenuntergang. Möwen schwirren über die Bühne. Man hört das Gebrüll

eines Stieres. Ritter Kuno tritt auf, schleichend, hastig, bleibt stehen, späht um sich: „Auf diesem Strandwege muß er kommen. Hier vollend' ich's! — O, der Qualen dieser letzten Tage! Vom Rachegott gekitzelt, mußte ich gleichwohl liegen auf dem Stroh, in den Eingeweiden ein mächtig Grimmen, denn meine Schaffnerin, die alte Hexe, hatte mir die Fisolen nicht gar gekocht. Und über meinem tatenlosen Sein kreisten die ewigen Sterne!"

Ob dieser herrlichen Sprache geht durch die Zuschauer ein Hauch des Entzückens. Hendlbadschi will sich doch auf die Bühne begeben, vermag aber jetzt die Logentür nicht zu öffnen. Aller Aufmerksamkeit ist der Szene zugewendet. Aus dem Buschwerk trottet plump ein schwarzer Stier.

Kuno: Welch ein Ungeheuer äfft mich hier!

Graf Roderich (der hinter dem Stiere her auftritt): Ungeheuer? Du bist es, das größte auf dem Erdball! Stehe mir!"

Kuno: Dich hat dein Engel heut' verlassen, Schurke! Ich will dir heimleuchten ins ewige Leben! (Sie ziehen die Schwerter und fechten, aber so, daß sie den Stier zwischen sich haben und einer wie der andere sich durch das Tier zu decken sucht. Endlich holt Kuno zu einem mächtigen Hieb aus, trifft aber den Stier im Nacken. Dieser wankt, fällt schwer zu Boden, schiebt sich um und reckt die Beine hoch in die Luft. (Am Himmel ein liebliches Abendrot.)

Und in diesem Augenblicke war's, daß — bei offener Szene — sich ein stürmischer, ein beispielloser Applaus erhob. Volles Männerlachen, kreischendes Frauenlachen, schmetterndes Kinderlachen erfüllte das Haus.

„Ein Riesenerfolg!" flüsterte die Pinselduse dem Autor zu, „jetzt mach', daß du vor die Rampe kommst!"

„Und jetzt gehe ich nicht," sagte Hendlbadschi. Je mehr

sie lachten im Hause, je mehr war ihm ums Weinen. „Du bist das größte Ungeheuer auf dem Erdball!“ knirschte er dem Publikum zu. Der ganze Zwischenakt war belebt, die Leute standen in Gruppen, sprachen laut, lachten und blickten grüßend und zunickend nach der Direktionsloge. Frauen, die von der Pinselduse bemalte Fächer hatten, schwangen und schwenkten solche gegen die Loge.

Der fünfte Aufzug war eine melodramatische Apotheose. Unter den weichen Klängen der Lorelei erhellte sich sachte der nächtliche Himmel, die Wolken teilten sich und im Verklärungsschein schwebten die drei heiligen Opfer: Rosa im weißen Brautkleide, dann Gakerakom und — der schwarze Stier. Die hehre Stimmung wurde leider beeinträchtigt durch den ungeheuren Heiterkeitsausbruch. Und junge Leute im Parterre riefen laut: „Die Forelle! Die Forelle!“ Wie noch so die drei verklärten Gestalten in den flammenden Wolken standen, senkte sich langsam, feierlich der Vorhang.

Der Beifallssturm ist nicht zu beschreiben.

„Balduin Hendlbadschi!“ schrien hunderte von Stimmen, und während der Vorhang immer wieder aufging, und die Schauspieler, auch der schwarze Stier, sich verneigten, kam der Regisseur in die Loge, schleppte den Autor mit sich und auf die Bühne. — Von den eleganten Verbeugungen, die er sich eingelernt, war keine Spur, er torkelte, er taumelte. Mit seinen langen, steifen Beinen und spitzen Ellbogen war er eckig wie ein Drudenkreuz. Eine Dankesansprache hatte er sich ausgedacht, nun fand er von ihr weder Anfang noch Schluß, nur das Wort, von der „gütigen Nachsicht des Publikums mit dem bescheidenen Jünger der göttlichen Kunst“ kam ihm auf die Zunge und das stammelte er auch.

Die Herren standen auf den Sitzen und applaudierten,

die Frauen rissen Blumen von ihren Hüten und warfen sie auf die Bühne. Und nachdem unter beständigem Lärmen und Tücherschwenken Hendlbadschi öfter als ein dutzendmal herausgerufen war und die Diener schon das Licht abdrehten, begann endlich das Theater sich zu entleeren. Während die Menge unter lebhaften Gesprächen und Gelächter sich nach allen Seiten der Stadt zerstreute, luden Studenten den Hendlbadschi auf einen hölzernen Theaterschild und trugen ihn so auf den Achseln dem „Goldenen Hirschen" zu.

Die Pinselduse eilte mit gehobenem Bauschrock allein durch die dunkeln Gassen, weinend vor Aufregung und Verdruß, daß man nicht auch sie auf die Schultern der Studenten gehoben hatte.

Das nächste „Abendblatt" brachte folgenden Bericht:

„Gestern hat uns unser Theater eine höchst gelungene und liebenswürdige Überraschung bereitet. ‚Das Blutgericht' heißt die Kanail— Pardon! — Tragödie, die uns zwei Akte lang so köstlich genasführt hat, bis es dem Publikum, und, offen gesagt, auch uns erst im dritten Akte klar wurde, es wäre die Parodie einer jener Ritterstücke, bei denen unsere Großmütter sich noch die Augen rot weinten. Die gestrigen Zuschauer haben sie sich rot gelacht. Es war ein Faschingsulk, der seiner übermütigen Laune wegen auch noch in der Fastenzeit viele ergötzen wird. Möge das Stück auf dem Spielplan bleiben, bis es alle lachlustigen Theaterfreunde gesehen haben. Wie wir hören, sollen sich bereits mehrere Bühnen telegraphisch um das Aufführungsrecht beworben haben. Der Verfasser, den nach der Vorstellung begeisterte junge Leute ins Hotel trugen, ist ein junger, schlichter Sprachlehrer, der durch diese humorvolle Schöpfung sich als einer der feinsten Geister unserer Stadt legitimiert hat."

Direktor Ringelbaum war schlecht gelaunt. „Mir ge-

lingt schon gar nichts mehr. Ich ziehe mich ins Privatleben zurück."

Hendlbadschi las die Rezension bei seiner Pinselduse. Darauf lehnte er eine Weile im Sofa, zupfte an den blonden Schnurrbartschöpfchen und blickte dem Fräulein so ein wenig unsicher ins runde Gesicht. Endlich fragte er: „Fanny — und was denkst du?"

„Ich? Daß du ein Lustspiel geschrieben hast."

„Wirklich? Es hat mir nämlich schon den Eindruck gemacht, als meinten einige, ich hätte — allen Ernstes ein Trauerspiel schreiben wollen."

„Tröpfe!" sagte sie und kicherte heimlich in den weißen Fächer, auf den sie eben eine blaue Tulpe malte. — — Es brauchen nicht gerade immer die gescheitesten Männer zu sein, die man heiratet.

„Nur eins," sagte sie und nagte dabei mit den weißen Zähnchen an der Unterlippe, „nur eines vermisse ich an diesem Lustspiel. Nämlich —"

„Nämlich?"

„Die letzte Szene. Wo sie sich kriegen."

„Aber Mädel! Sie haben sich ja schon!" flüsterte Hendlbadschi und küßte ihr das Handgelenk.

In seinem nächsten Lustspiel will er diese gelungene Szene verwenden. Hoffentlich wird's kein Trauerspiel.

Zum Schlusse wird getanzt.

Im Vorzimmer rauschte Seide.

Mein Stubenmädchen gab Karten ab: „Zwei Damen!“

Baronin de Crocci, Gräfin Trenn-Sigloff.

„Ich lasse bitten!“

„Ach, bester Herr Doktor! Wir sind so glücklich, Sie zu Hause zu treffen.“

Ich lud sie mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Aber die Damen wollten stehenbleiben, bis sie ihr Anliegen vorgebracht hätten.

„Sie können sich's denken,“ sagte die ältere der Damen, die Baronin. „Es kommt ja kein Mensch zu Ihnen, der nicht eine Bitte hat.“

„Sehr schmeichelhaft.“

„Das heißt,“ verbesserte die Gräfin, „jeder, der zu Ihnen kommt, hat eine Bitte. Sind Sie doch der Nothelfer aller Bedrängten. Helfen Sie auch uns, bitte, bitte!“

Ich schwieg, lud sie noch einmal ein, Platz zu nehmen. Es war leicht zu erraten, was sie von mir wollten, aber ich fühlte mich im vorhinein entschlossen, die Bitte abzulehnen. Um so mehr empfiehlt sich ausgesuchte Höflichkeit.

„Unser Verein ‚Armenhaus‘ gibt ein Konzert. Nun wissen Sie alles, liebster Herr Doktor,“ sagte die Baronin.

„Sie dürfen, Sie werden es uns nicht abschlagen,“ rief die Gräfin, „wenigstens eine Nummer!“

„Soll ich singen, meine Damen?“

Die Baronin wollte dem Witz gelinde ausweichen, allein die Gräfin faltete lachend die taubengrau behandschuhten Händchen: „Ach ja, Herr Doktor, singen! Dann sind wir im Trockenen, dann brauchen wir gar nichts mehr zu tun, als einen größeren Saal zu suchen, wenn der Doktor singen. Das wäre schrecklich schön!“

„Mit Ausnahme des letzten Wörtchens gebe ich's ohne weiteres zu, meine Damen.“

Aber dieser ungenierte Ton war nicht gut, nun wurden sie dreist.

„In allem Ernste eines bedrängten Komitees, Sie müssen bei unserem Konzert eine Nummer lesen. Im Johannensaal am 28. November.“

„Es geht nicht, ich bin heiser, ich habe an demselben Abende Besuch, ich bin um jene Zeit in Prag verpflichtet, und wenn ich nicht irre, in Klagenfurt, auch bin ich todkrank und möglicherweise am 28. November gar nicht mehr am Leben. Also sehen Sie, meine verehrten Damen, daß ich absolut nicht zusagen kann.“

Sie lachten. „Zusagen, das ist gar nicht nötig, wenn Sie nur bei uns lesen. Ihre Mitwirkung — ach, wozu das noch sagen — garantiert uns, bedeutet die halbe Jahresmiete für unser Haus. Es bitten ja nicht wir, es bitten Hunderte von Frierenden, Hungernden, Heimatlosen.“

„Aber was soll ich denn lesen!“

„Ganz und gar nach Ihrem Belieben, wir sind für alles unendlich dankbar.“

„Soll wohl etwas Ernstes sein, dem humanitären Zweck angemessen.“

„Was Sie uns schenken wollen. Das Publikum wird entzückt sein.“

„Was meinen Sie zu Enoch Arden?“

„O wie reizend! — Wenn Sie das nicht zu sehr anstrengt?“

„Oder der Streik der Schmiede.“

„Wäre vielleicht noch besser. Wir möchten Sie nur um Gottes willen nicht anstrengen. Im Notfalle wären wir schon etwa mit ein paar Heineschen Gedichten zufrieden. Vorläufig sind wir Ihnen überaus dankbar, Ihren verehrten Namen ins Programm drucken zu dürfen. Haben Sie tausend, tausend Dank. Ach, wie sich schon alles freut auf Ihre Vorlesung. Wir lassen sofort die Plakate drucken. Nochmals Dank, bester liebster Doktor!“

Na nu — und dann waren sie fort.

Zwei Tage später erhielt ich das Programm. Acht Nummern, und welche illustre Namen! Die Produktionen bestanden aus Klavierstücken, Liedern, meiner Vorlesung, einem Violinsolo und einem Vortrag in oberösterreichischer Mundart von einem beliebten Humoristen. Dann unten mit größeren Buchstaben: „Zum Schlusse wird getanzt.“

Aha. — Da wäre freilich der Enoch Arden — zu anstrengend. Zum Schlusse wird getanzt. Ich wählte für meine Nummer den „Streik der Schmiede“ und Hamerlings „Vor einer Gentiane“.

Getrommelt wurde tüchtig. Auf den Plakaten waren sezessionistische Figuren abgebildet, die asyllose arme Leute vorstellen sollten. In den Blättern standen erschütternde Artikel über das Elend der Unterstandslosen, deren zu dieser herben Jahreszeit mehr als tausend in Stadt und Um-

gebung umherirren, zu Tode gehetzt vor Hunger, Frost und Verzweiflung.

Der Festabend kam. Alle Mitwirkenden, mit Ausnahme der Diva, hatten die Wägen, mit denen sie abgeholt werden sollten, abgelehnt zugunsten des wohltätigen Zweckes. Als ich in den Johannensaal kam, ah, wie prächtig war er ausgeschmückt! Gewinde, Fahnen, erbauliche Sprüche; aus den Türen, Fenstern und Nischen hatten Tapezierer wahre Kunstwinkel gemacht. Bassins mit Goldfischchen kühlten und erfrischten die Luft. Der Saal war bereits völlig besetzt, nicht in Sitzreihen, sondern mit etwa vierzig runden Biertischen, an welchen sich junge Paare zum Essen und Trinken gruppiert hatten. Zahlreiche Kellner schossen wie Schwalben umher, und alles wollte vor Beginn des Konzerts abgefüttert sein. Aber der Klaviervortrag hatte schon begonnen, man merkte das vor allem an dem Zischen im Publikum. Es wollte den Lärm zur Ruhe zischen. Trotzdem klapperten Teller und Besteck immer noch mindestens so vernehmlich, als die Tasten, so sehr der Virtuos auch darauf losschlug. Unter mehreren Tischen hörte ich Füße Takt treten, und es war doch kein Walzer, es war eine Symphonie. Der Mann spielte auf dem Flügel einen Teil der „Neunten“ mit allen Stimmen. Das hielten die jungen Beine nicht aus. Es dauerte aber nicht lang'. Dann kam die Diva. Im Saale war es plötzlich so ruhig, daß die Kellner wie angewachsen stehen blieben auf dem Punkte, wo sie eben standen. Es war ein schönes Weib. Dieser Wuchs, diese Augen! „Ach, wie beneide ich diesen Müllerburschen!“ murmelte ein dreister Leutnant.

„Müllerburschen? Welchen Müllerburschen?“

„Der jetzt über ihre Lippen geht!“

Denn sie sang das Lied vom Müllerburschen.

Der Applaus war scharf und lärmend. Dreimal mußte sie kommen, nur zitterten einige davor, daß sie was beigeben könnte. Aber sie merkte schon etwas und tat es nicht. Sie bekam einen Riesenblumenstrauß. Ich rechnete mindestens zwanzig Obdachlose, die um den Preis dieses Buketts für ein paar Tage hätten versorgt werden können. Ein weiteres Musikstück fiel ab. Es war zu fein gewesen, zu zart und intim im Vortrage. Es war für Andächtige gewesen, während im Saale noch die Sorge um frisches Bier jede andere Stimmung schlug. Nun kam's an mich. Ich war bereits bescheidener geworden und hatte „Vor einer Gentiane“ aufgegeben. Während ich aufs Podium stieg, fragte mich flüsternd ein Komiteemitglied, wie lange mein Vortrag wohl dauern würde.

„Nicht über eine Viertelstunde.“

„Doch so lang'?“

Mit Klatschen begrüßt, natürlich. Mir war's um etwas anderes zu tun. Das herrliche Gedicht wollte ich ihnen hinlegen, da sollten sie schon einmal sehen, daß es auf dieser Welt auch noch andere Dinge gibt, als Biertrinken, Kokettieren und Flirten. Rasch schlug ich das Buch auf mit dem erschütternden Gedicht: „Der Streik der Schmiede“. — Jemand hustete, dann war es ruhig, eine oder zwei Minuten lang. Hernach wieder Husten, hier und da ein klappernder Teller, ein Getrippel und im Nebensaal das Gemurmel der Menge. Pst! machte jemand, die Unruhe dauerte fort, steigerte sich. In den ersten Reihen der Tische gab es noch Andächtige. Aber weiter hinten! Es war verspielt. Ich hatte schon die Seele verloren und schrie das Gedicht mechanisch herab. Ich war in jenem schrecklichen Stadium, wo man vom Gemeinen suggeriert wird und nicht mehr loskann. Dachte nur noch an die Leute, und was sie über mich

denken würden. Ich hörte die Witze gerade nicht, die hinten im Saale von jungen Leuten geführt wurden, aber ich fühlte sie.

„Diese Streiks waren mir immer in der Seele zuwider," sagte ein junger Papierfabrikant. „Jetzt verfolgen sie einen noch in den Tanzsaal."

„Er scheint überhaupt nicht mehr aufhören zu wollen," murmelte ein anderer, nachdem ich an fünf Minuten gelesen hatte. „Ich glaube, er treibt Obstruktion."

„Man sollte die Polizei rufen. Es gibt noch Streikbrecher in Österreich. Prosit!"

Ich hörte es nicht, bin aber ganz absolut überzeugt, daß derlei gewitzelt wurde. Solche Sachen empfindet man suggestiv. Übrigens, das Zusammenstoßen mit Gläsern hörte ich wirklich. Das Räuspern und Hüsteln und das undefinierbare Geräusch des Hinundherrückens mit Sesseln, das immer unbefangener werdende Trappeln flüsternd gerufener Kellner sagte mir immer freimütiger: Laß es gut sein, mein Lieber, mach' ein Ende, denke, daß hinter dir noch ein paar Leidensstationen folgen, bis wir zum Tanzen kommen. — Mehr als einer blickte verstohlen oder auch auffällig auf seine Uhr. So rückhaltlos bin ich mit der Menge wohl selten einig gewesen in einer Meinung, als diesmal: Wenn ich nur schon fertig wäre! Man könnte ja plötzlich abbrechen, diesem holden Ungeheuer Publikum das Buch über die Köpfe hinwerfen und abtreten, aber ich glaube, daß sie auch diese dramatische Wendung nicht befriedigt haben würde. Mit Resignation las ich das Gedicht dahin und bei der Katastrophe, da erzählt wird, wie der Schmied den Agitator erschlägt, sah ich im Publikum mehrere Hände, die sich an die Stirne legten, entweder um das leichte Kopfschütteln zu verbergen oder das Gähnen. — Wie man an einem Tanzfeste zum Vorlesen

eine solche Wahl treffen könne! Geradezu mißbilligende Gebärden habe ich gesehen. Hingegen der Applaus am Schlusse meiner Vorlesung war von einer aufrichtigen Herzlichkeit. Eine rührende Dankbarkeit, daß ich zugunsten der tanzlustigen Paare die „Obstruktion" doch gnädig aufgegeben hatte. Ein Alp schien der Versammlung vom Herzen gerutscht zu sein. Ich tat fröhlich mit den Fröhlichen, insgeheim hatte sich in mir ein grauenhafter Schwur entladen: Nie wieder!

Der Violinspieler, der jetzt an die Reihe kam, war ein kluger Mann, der hatte eben aus der gemachten Erfahrung etwas gelernt. Er müsse sich entschuldigen, seine Geige sei plötzlich heiser geworden. Das Komitee bedauerte es unendlich, versicherte dem Künstler aber, ihm sehr verbunden zu sein für die große Güte seiner Bereitwilligkeit; wenn er sich unwohl fühle, werde wohl kein Mensch so indiskret sein, Unmögliches zu verlangen.

Nun noch der humoristische Mundart-Vorleser. Sie erwarteten ihn mit Gier. Erst noch eins lachen und dann — tanzen. Schnurren, dachte ich, würden kommen und dann dürfte er ihnen ein paar saftige Liebesliedeln in die Adern spritzen. — Der Mundartmann kam auf seinem Weg zum Podium an meinem Tisch vorüber und flüsterte mir über die Achsel zu: „Herr Doktor, ich werde Sie rächen."

„Wie? Was werden Sie?"

„Ich lese Ihnen Stelzhamers ‚Ahndl', die dauert drei Stunden lang."

„Um des Himmels willen, nein!" hauchte ich ihm erschrocken zu.

„Erbarmt Sie diese Meute?"

„Gewiß nicht. Stelzhamer würde mich erbarmen. Haben Sie soviel Achtung vor Ihrem großen Landsmann, um

ihn nicht den Tanzwütigen unter die zappelnden Beine zu werfen."

„Ich werde den Bedürfnissen nach allen Seiten hin Rechnung tragen," sagte er und stieg aufs Podium. Dort setzte er sich behaglich an den Vortragstisch, zog einen Pack Papier aus der Brusttasche, legte die Blätter ordnend vor sich hin und begann ruhig zu sprechen:

„Meine geehrten Damen und Herren! Der Einladung eines ebenso wissenschaftsfreundlichen als kunstsinnigen Festkomitees, eine Charakteristik der Volksmundart im allgemeinen und der oberösterreichischen Mundart im besonderen zu geben, bin ich recht gerne nachgekommen. Denn die Philologie ist eine höchst wichtige Wissenschaft, ja, ich möchte sie die Mutter aller Wissenschaften nennen. Wenn ich mich auch im Hinblick auf die vorgerückte Zeit nicht mit jener systematischen Gründlichkeit in die Überfülle des Stoffes vertiefen kann, die wohl wünschenswert wäre, so wird es doch unerläßlich sein, vorerst in dem Hauptsächlichen die vergleichende Methode einzuschlagen, bevor wir dann die Einzelheiten näher beleuchten können."

Nach diesen einleitenden Sätzen eine kleine Pause. Das Publikum war erstarrt, eine junge Dame am Nebentisch tat einen stöhnenden Seufzer, als ob ihr meuchlings und lautlos der kalte Stahl ins Herz gestoßen worden wäre. Gräfin Trenn-Sigloff rang stumm die Hände und sah sich nach Hilfe um.

Der Redner fuhr fort: „Indem ich mich selbst der gebotenen Kürze zu befleißigen habe, will ich den großen Vorteil der Kürze und Präzision, der in der Volksmundart liegt, sofort an einem Beispiel zeigen. Ich nehme zu diesem Zwecke ein erstbestes hochdeutsches Gedicht zur Hand, ‚Ballmusik' überschrieben. Es lautet:

Lasset doch bei Euren Kränzchen
Amor in die Saiten greifen,
Anstatt daß zu jedem Tänzchen
Euch die Dichter sollen pfeifen.
Traum, es ist mit anderen Dingen
Vollgerüttelt unser Ranzen.
Pfeifet ihr auf unser Singen,
Pfeifen wir auf Euer Tanzen.

Und jetzt verehrte Zuhörer geben Sie acht, wie dieser im Hochdeutschen so wortreich und umständlich ausgesprochene Gedanke in der Volksmundart mit zwei Wörtern ebenso treffend als erschöpfend zum Ausdrucke kommt, ich sage, mit zwei Wörtern, die fast klassisch anmutend ans Altägyptische oder besser ans Chaldäische erinnern, mit den geradezu köstlichen Wörtern: lects mi!"

Der Redner machte eine Verbeugung und stieg herab. Der Applaus war großartig, er entsprach der freudigen Überraschung über den unerwartet plötzlichen Schluß. Ob man etwas verstanden hatte oder nicht, das große Verdienst des Redners bestand darin, daß er's doch so kurz gemacht hatte.

Und nun begann die Gewalttätigkeit. Wie die mitwirkenden Künstler moralisch hinausgeworfen worden waren, so wurden es die Tische und Stühle nun tatsächlich. Die Kellner und Hausknechte wurden wacker unterstützt von Herren und Damen, bis der Saal von allem Möbelwerk geräumt und die Bahn zum Tanze frei war. Dann rückte Cupidos Leibgarde an, die sechsundzwanzig Mann starke Militärkapelle.

Ich hatte Hut und Überrock gefunden. Während die Kapelle schon den ersten Straußischen aufspielte, und die Menschheit als Männlein und Weiblein zu strudeln begann, fragte ich am Ausgange den Kassier, wie es gehe.

„Vorzüglich!“ antwortete er. „Ein kleines Defizit wird's geben.“

„Wieso ein Defizit?“

„Die hohe Miete des Tanzsaales, die Ausschmückung desselben, die Kapelle. Aber das macht nichts.“

„Ah so!“

Nun verstand ich. Eigentlich bloß um ein Tanzkränzchen hatte es sich gehandelt. Und das sollte aufgeputzt werden mit dem Schilde der Wohltätigkeit und mit ein paar populären Künstlernamen, die als Lockvögel Dienste leisten. — Wen geht's übrigens was an? Das Defizit wird vom Armenhausverein ja gedeckt werden.

Durch die nächtlichen Straßen strich ein schneidig kalter Wind. In einem zierlichen Hüttchen, das anderen Zwecken zu dienen hat, kauerte etwas. Bei dem Scheine eines Streichhölzchens zeigte sich ein in Lumpen gehüllter junger Mensch, der mit den Zähnen klapperte und am ganzen Körper fieberte.

„He, was machen Sie da? — Kein Obdach? Papperlapapp, es geschieht genug an Wohltätigkeit. Hören Sie die Musik? Hören Sie nicht, wie eifrig man schon wieder tanzt für die Armen!“

* * *

Mit dieser Erzählung eines Freundes sei die Reihe nixnutzigen Volkes würdig beschlossen.

Inhalt.